UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Digitized by the Internet Archive
in 2009 with funding from
Ontario Council of University Libraries

http://www.archive.org/details/s02allgemeineencycl42ersc

S.D.
F734a

Allgemeine

Encyklopädie

der

Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Zweite Section.

H—N.

Herausgegeben von

August Leskien.

Zweiundvierzigster Theil.

LANDSTÄNDE—LEHRTE.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1888.

105842
20/10/10

AE
27
E7
Sect. 2
Bd. 42-43

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Zweite Section.

H—N.

Zweiundvierzigster Theil.

LANDSTÄNDE — LEHRTE.

LANDSTÄNDE.

LANDSTÄNDE, STÄNDE. Die Ausdrücke: Stände, ständische Rechte, Landtag u. s. w. werden bisweilen theils auf ältere, den eigentlichen Landständen vorausgegangene, theils auf neuere, denselben nachgefolgte staatsrechtliche Institute angewendet. Es ist daher nothwendig, um Verwechselungen vorzubeugen, von vornherein wenigstens im allgemeinen anzugeben, wie sich jene und diese von den eigentlich sogenannten Landständen unterscheiden.

Eine solche Unterscheidung ist leicht, soweit es sich um das Verhältniß der Landstände zu den modernen Volksvertretungen, weniger leicht, soweit es sich um das zu den frühern Landtagen oder Landesversammlungen handelt. Daß Landstände und Volksvertretungen nicht blos sachlich zwei ganz verschiedene Dinge sind, sondern daß auch nicht etwa zeitlich ein allmählicher Uebergang aus jenen in diese stattgefunden hat, läßt sich bestimmt nachweisen. Was das erstere betrifft, so ist schon der Umstand allein durchschlagend, daß die Mitglieder der alten Landstände (Prälaten, Ritter, städtische Magistrate) diese Mitgliedschaft nach eigenem Rechte, nicht im Auftrage anderer, besaßen und ausübten, während die Mitglieder der modernen Volksvertretungen (wie schon der Name besagt) nur «Vertreter» einer größern Gemeinschaft, des «Volks» oder der «Wähler», sind und nur infolge einer Wahl durch diese und eines damit ihnen ertheilten «Mandats» in den Landtag eintreten.

Daß aber auch die alten Stände nicht etwa allmählich in die neuern Volksvertretungen übergegangen sind, ergibt die Geschichte beider. Nachweislich datiren die neuern Verfassungen in Deutschland insgesammt aus der Zeit seit den Befreiungskriegen, und ebenso nachweislich sind sie in der Hauptsache der 1814 in Frankreich eingeführten Verfassung (der Charte Ludwig's XVIII.) nachgebildet. Damals nun waren die frühern Landstände im allergrößten Theile von Deutschland entweder schon seit sehr langer Zeit, oder doch seit der Entstehung des Rheinbundes (1806) und der dadurch erfolgten Erhebung der Rheinbundfürsten zu «Souveränen» gänzlich verschwunden; wo solche noch bestanden, wie im Königreiche Sachsen, im Großherzogthume Sachsen-Weimar, da halfen dieselben den Regierungen die einzuführenden neuen Verfassungen und Vertretungen feststellen, lösten sich dann auf und bekundeten eben damit selbst, daß der neue Zustand keineswegs als eine bloße Modification oder Ergänzung des alten anzusehen sei.

Viel schwerer ist es, eine scharfe Grenzlinie zwischen den Landständen und frühern ähnlichen Erscheinungen in unserm deutschen Staatsleben zu ziehen. Die meisten Schriftsteller, welche diese Materie behandelt haben, nehmen eine Art von Continuität — der Zeit wie der Sache nach — zwischen gewissen ältern politischen Körperschaften und den Landständen an; nur wenige leugnen dies geradezu und suchen den Ursprung der Landstände lediglich in ganz bestimmten Verhältnissen einer spätern Zeit, von welcher an daher nach ihrer Ansicht dieses Institut überhaupt erst existirt. Zu jenen ersten gehören von den ältern Publicisten insbesondere: Struve, «De statuum provincialium origine et praecipuis juribus», in dessen «Observationes juris et historiae germanicae» (2. ed. 1769); Pütter, «Vom Ursprunge der Landeshoheit und der Landstände», in seinen «Beiträgen zum deutschen Staats- und Fürstenrecht«, 1. Thl. (1777); Häberlin in seinen «Grundlinien einer Geschichte der deutschen Landstände», in Schlözer's «Staatsanzeigen», 68. Heft; in gewissem, jedoch beschränktem Sinne auch Justus Möser in einem Aufsatze: «Ueber die Entstehung der Landstände im Osnabrückischen» in seinen «Patriottischen Phantasien», 4. Bd., S. 206 fg.; von den neuern: Karl Welcker in seinem «Staats-Lexikon» (1. Bd., S. 250 fg., 4. Bd., S. 445 fg.); Ferd. Mackeldey in einer Dissertation «De ordinum provincialium in Germania origine» (1832); F. W. Unger, «Urgeschichte der deutschen Volksvertretung und deren Entwickelung durch das Lehenswesen des Mittelalters» (mit dem Nebentitel: «Geschichte der deutschen Landstände», 1844); theilweise auch von Campe in seiner Schrift «Die Lehre von den Landständen nach gemeinem deutschen Staatsrechte».

Die andere Ansicht, wonach das Institut der Landstände ohne nachweisbaren Zusammenhang mit frühern staatsrechtlichen Bildungen, gleichsam ganz aus dem Frischen, im 14. oder 15. Jahrh. entstanden wäre, vertreten unter

den ältern Schriftstellern, Johann Jakob Moser in seiner Schrift: Von der Reichsstände Landen und Unterthanen (1769); Klüit in der Schrift De origine et autoritate ordinum sive statuum provincialium Belgiae sub principibus», in seinem «Collegium diplomatico-historicum» (1780); ganz besonders entschieden Ritter von Lang in der Historischen Prüfung des vermeintlichen Alters der deutschen Landstände (1795); unter den neuern: Eichhorn in seiner «Deutschen Staats- und Rechtsgeschichte» (4. Aufl. 1836); Fr. Krüger in seiner «Commentatio de veterum in Germania provincialium ordinum origine atque natura» (1843); Otto Richter in der Verfassungsgeschichte der Stadt Dresden (1855), während von Wigleben in der Einleitung zu seiner «Entstehung der constitutionellen Verfassung des Königreichs Sachsen» (1881) eine Art von Mittelstellung einnimmt. Hausmann in seinen Beiträgen zur Kenntniß der sächsischen Landesversammlungen» (1798) verfährt insofern nicht ganz consequent, als er das eine mal (1. Thl. S. 23) zum mindesten eine wesentliche Abwandlung der frühern Landtage in solche, die wir als «ständische» bezeichnen, annimmt, auch sowol Ursachen als Zeit dieser Umwandlung genau angibt, gleichwol aber später (2. Thl. S. 106 fg.) bei der Aufzählung sogenannter «Landtage» von 1185 zwischen den frühern und den spätern, den vorständischen und den ständischen nicht unterscheidet. Von den beiden Geschichtschreibern der bairischen Stände steht Freyberg (Geschichte der bairischen Landstände und ihrer Verhandlungen, 1828) vorwiegend (jedoch nicht ganz) auf dem Standpunkte der Herleitung des landständischen Wesens aus ältern Einrichtungen, während Rudhart («Die Geschichte der Landstände in Bayern», 1819) sich der entgegengesetzten Ansicht zuneigt. Ebenso Hegel in seiner «Geschichte der mecklenburgischen Landstände bis zum Jahr 1555» (1856). Walter in seiner «Deutschen Rechtsgeschichte» (2. Aufl. 1857) und Siegel in dem gleichnamigen Werke (1886), desgleichen von Campe in der oben genannten Schrift: «Die Lehre von den Landständen nach gemeinem deutschen Staatsrechte» (1864) nehmen zwar das Bestehen älterer Stände an, datiren jedoch die eigentlich «landständische» Wirksamkeit solcher auch erst vom 14. oder 15. Jahrh. an.

Ganz entschieden ist die Behauptung zurückzuweisen (welche unter anderm in Welcker's «Staats-Lexikon» 3. Aufl., 4. Bd., S. 446 vertreten ist), als ob die Landstände nach ihrer wesentlichen Natur und Entstehung nichts anderes gewesen seien als die «Fortsetzung altdeutscher Freiheitsrechte», ungefähr dasselbe, wie «jene ältesten Stände oder Volksgemeinden des Tacitus, welche über alle wichtigern Regierungsangelegenheiten gemeinschaftlich mit ihrem Könige oder Herzoge beschlossen». Jene «altdeutsche Freiheit» war längst untergegangen im Lehnswesen, welches die frühere Gemeinschaft freier und gleichberechtigter Männer in zwei scharfgeschiedene Klassen, eine berechtigte und eine mehr oder minder rechtlose, gespalten hatte. In den «Landständen» aber war, wie wir sehen werden, fast durchweg nur jene erstere, nicht diese letztere vertreten.

Eher könnte man in den fränkischen März- oder Maifeldern ein Vorbild der spätern Landtage erblicken, insofern dort bereits eine solche Ausscheidung der «Großen» von dem eigentlichen «Volke» stattfand. Allein bei diesen Versammlungen, ebenso wie bei den spätern deutschen «Reichstagen», haben wir es mit dem Reiche, nicht mit einem einzelnen Lande zu thun; von einer eigentlichen Ableitung der einen Versammlung Landesangehöriger in den verschiedenen Reichstheilen aus der andern kann daher nicht die Rede sein, höchstens von einer entfernten Analogie. Auch die von den Missis oder Sendboten Karl's des Großen und seiner Nachfolger abgehaltenen Versammlungen sind eine weit mehr das ganze Reich als blos eine einzelne Landschaft betreffende Einrichtung. Die sogenannten Placita ferner waren ursprünglich bloße Gerichtstage und als solche von ständischen Landtagen wesentlich verschieden. Wenn auf denselben bisweilen wol auch allgemeine Landesangelegenheiten verhandelt wurden, so war und blieb ihr Hauptcharakter doch immer ein richterlicher.

Als später für die Rechtsgesetzgebung besondere Behörden (Hofgerichte, Landgerichte u. s. w.) errichtet waren, da mögen allerdings hier und da solche Versammlungen, soweit sie überhaupt fortbestanden, sich jener zweiten Aufgabe zugewendet haben. Sie würden dann ungefähr mit den «Hof- oder Landtagen» zusammenfallen, welche die Herzoge, Markgrafen, Landgrafen und Grafen in ihrem Amts- und Machtbereiche abzuhalten pflegten, indem sie die Großen ihres Amtssprengels, geistliche und weltliche, um sich versammelten, um mit ihnen wichtige Angelegenheiten des Landes zu berathen. Auf derartige Versammlungen beziehen sich wol jene kaiserlichen Decrete von 1231 und 1287, welche (nach Reichstagsbeschlüssen) verordnen: die Fürsten sollten in ihren Ländern keine neuen Rechte oder Gesetze einführen ohne Befragung der majores et meliores terrae.

Diese Hof- oder Landtage nun erhielten sich, wie es scheint, vielerorten auch dann, als aus den bisherigen königlichen Beamten (Statthaltern) «Landesherren» geworden waren. Es ist glaubhaft (und die obigen kaiserlichen Decrete scheinen dies zu bestätigen), daß die Kaiser selbst diese Landesherren, über die sie fast alle Macht verloren hatten, von anderer Seite her einigermaßen beschränkt zu sehen wünschten, damit nicht deren Gewalt allzu sehr in Willkür ausarte und Reich und Volk schädige. Andererseits waren die Landesherren selbst öfters in der Lage, sich auf die Beistimmung und nöthigenfalls auf die materielle Hülfe ihrer Großen zu stützen, und hatten ebendeshalb guten Grund, regelmäßige Wechselbeziehungen mit diesen zu pflegen.

Daß auch mitunter schon Fälle vorgekommen sein mögen, wo solche «Landesversammlungen» sich veranlaßt fanden, gegen Acte der fürstlichen Gewalt, in welchen sie eine Ueberschreitung derselben zu erkennen glaubten, Einspruch zu erheben, ihre eigenen und des Landes Rechte dagegen zu wahren, ist nicht unwahrscheinlich. Damit traten sie dann aber von dem Standpunkte, den sie ursprünglich eingenommen hatten (als den Fürsten berathende

Versammlungen) hinüber auf einen wesentlich andern, indem sie es unternahmen, die fürstliche Gewalt in ihrer Ausübung zu controliren und eventuell zu beschränken. Sie benutzten dazu besonders wol solche Gelegenheiten, wo einestheils ihre Beistimmung von erhöhtem Gewichte für die Fürsten war, und wo andernttheils Gefahr zu sein schien, daß durch einseitige Anwendung der fürstlichen Gewalt das Land geschädigt werde. So geschah es unter anderm im Fürstenthume Lüneburg 1355, als es sich beim Mangel directer männlicher Nachkommen des Herzogs Wilhelm um Uebertragung der Herrschaft an einen Seitenverwandten desselben handelte. Damals ertheilte der neue Herzog, Ludwig, einer Versammlung von Prälaten, Rittern und städtischen Rathmannen einen sehr weit gehenden «Revers», in welchem er allen Landesbewohnern Schutz ihrer Rechte gelobte. Dies erinnert schon einigermaßen an die spätern Verhandlungen der Fürsten mit ihren Landständen, denn auch bei diesen handelte es sich meist um solche Reverse. Ferner stehen hier bereits diejenigen drei Stände im Vordergrunde, aus denen die spätern Landstände sich zusammensetzten (Prälaten, Ritterschaft, Städte). Auf der andern Seite freilich unterscheidet sich dieser Vorgang von spätern in doppelter Beziehung. Einmal wird hier der Revers nicht blos gewissen (privilegirten) Ständen für sich ertheilt, sondern auf alle Klassen der Unterthanen (sogar «Frauen» und «Jungfrauen») erstreckt. Zweitens erfolgte die Ertheilung (so scheint es wenigstens) seitens des Herzogs freiwillig, ohne Zwang, und auch die Wahl der Personen, welche den Revers entgegennehmen sollten, war in die Hand des Herzogs gelegt, während für die spätern Landstände gerade das bezeichnend ist, daß sie kraft eigenen Rechts und auf eigene Faust dergleichen Reverse fordern und nöthigenfalls erzwingen.

Wir haben es also hier allem Anschein nach mit einem Beispiele des allmählichen Uebergangs aus den frühern («berathenden») «Landesversammlungen» oder «Landtagen» in solche zu thun, welche den Charakter wirklicher «Landstände», d. h. einer den Fürsten controlirenden und beschränkenden Körperschaft, an sich tragen.

Diese Richtung auf Beschränkung der fürstlichen Gewalt trat nun aber in dem Maße immer häufiger und immer stärker in den Vordergrund, als ein Theil der Fürsten (wol mit infolge der wachsenden Schwäche des Reichs und der Abwendung der Kaiser von ihren Pflichten als Reichsoberhäupter zu den einseitigen Interessen ihrer Hausmacht) seine Gewalt immer häufiger zu misbrauchen, insbesondere im Punkte der Finanzen sich immer bedenklichern Operationen hinzugeben begann.

Solange die Landesherren die Stellung königlicher Beamten gehabt hatten, waren sie rücksichtlich ihrer Ausgaben (die sich damals hauptsächlich auf ihre, meist noch ziemlich einfache Hofhaltung beschränkten) auf die Einkünfte aus ihren «Amtslehen», ihren Antheil an den Gerichtssporteln und einzelne sonstige Gefälle, wie Zölle u. dgl., angewiesen gewesen und waren damit in der Regel auch ausgekommen.

Dies ward anders mit Aufrichtung der sogenannten «Landeshoheit». Die neuen «Landesherren» hatten für Erhaltung, Befestigung, Erweiterung dieser Landeshoheit oft allerlei Kämpfe zu bestehen, bald mit ihresgleichen, bald mit den mächtig emporstrebenden Reichsstädten, auch wol mit den nach gleicher Erweiterung ihrer Hausmacht strebenden Kaisern. Ihr erhöhter Rang verlockte sie, sich mit größerm Glanze zu umgeben, ihren Hofstaat zu vermehren, kostspielige Feste zu veranstalten u. dgl. Und endlich fanden sie sich häufig — bei dem sich stärker und vielseitiger entwickelnden Wirthschaftsleben ihrer Länder — zur Herstellung gewisser Verwaltungseinrichtungen, Schaffung einer Beamtenschaft u. s. w. veranlaßt. Insbesondere die kriegerischen Unternehmungen wurden in dem Maße kostspieliger, als die Kriege nicht mehr blos mit der feudalen Heeresfolge, vielmehr vorwiegend mit geworbenen Söldnern geführt werden mußten. Genug, die Fürsten brauchten in ihrer Eigenschaft als Landesherren mehr Geld als früher, auch mehr und oft viel mehr, als ihre regelmäßigen Einkünfte abwarfen. Anfangs halfen sie sich damit, daß sie Schulden machten oder Darlehen aufnahmen; allein auf die Länge wollte das nicht ausreichen und sie mußten auf eine Vermehrung ihrer laufenden Einnahmen denken; das aber konnte nur im Wege der Besteuerung geschehen. Nun waren von altersher alle freien Männer und vollends die bevorrechteten Klassen, Ritter und Prälaten, steuerfrei; höchstens für ganz bestimmte Fälle (z. B. Loskaufung eines in die Gefangenschaft gerathenen Fürsten, Aussteuer einer fürstlichen Prinzessin, Zwecke der Reichsvertheidigung) waren in manchen Ländern gewisse Abgaben üblich geworden, obschon auch diese meist nur in Gemäßheit eines gütlichen Abkommens. Die Erhebung so bedeutender außerordentlicher Steuern, wie solche zur Abtragung sämmtlicher Schulden, zur Führung einer glänzenden Hofhaltung oder gar zu einer kriegerischen Unternehmung erforderlich waren, konnte unmöglich anders als im Wege freiwilligen Entgegenkommens der Betheiligten erfolgen; jeder Versuch, eine solche Steuer eigenmächtig zu erheben, mußte als ein Eingriff in «wohlerworbene Rechte» auf lebhaften Widerspruch, ja auf thätigen Widerstand stoßen; selbst eine Besteuerung ihrer Hintersassen konnten Adel und Geistlichkeit nicht ruhig hinnehmen, denn dadurch wurde die Steuer- und Leistungskraft dieser Hörigen zu Ungunsten ihrer Herren geschwächt.

Ein jeder solcher Versuch eines Landesherrn hatte daher die natürliche Wirkung, daß die davon gleichmäßig Bedrohten sich untereinander vereinigten, um mit gemeinsamen Kräften diese Gefahr abzuwehren. Wandte sich dagegen der Fürst bittweise an einen oder den andern jener Stände, so mochte er zwar wol das Gewünschte erlangen, aber nur um den Preis einer Gegenleistung. Unter allen Umständen pflegte das Resultat einer jeden Geldverlegenheit des Landesherrn dieses zu sein, daß die Mitglieder entweder eines einzelnen Standes (z. B. der Ritterschaft) oder mehrerer Stände (Ritterschaft, Geistlichkeit, Städte) sich verbanden (eine «Conföderation» oder «Union» ab-

schlossen), sei es, um sich vereint gegen eine Beeinträchtigung ihrer Steuerfreiheit zu schützen, sei es, um wenigstens dem Landesherrn Bedingungen vorzuschreiben, unter denen sie im einzelnen Falle ihm eine Steuer bewilligen wollten.

Diese Einigungen oder «Einungen» (Unionen, Conföderationen u. dgl.) bilden den gleichsam greifbaren Anfangs- und Mittelpunkt des eigentlich «landständischen» Wesens. Wo wir eine solche Einigung antreffen, wo entweder ein einzelner Stand, wie die Ritterschaft, oder mehrere Stände — Ritterschaft, Städte, Prälaten — sich in einen körperschaftlichen Verband zusammenthun zu dem bestimmten Zwecke, ihre Rechte gemeinsam gegen Beeinträchtigungen zu wahren, da haben wir es mit wirklichen «Landständen» oder doch mit den Anfängen solcher zu thun. Eins der ersten Zugeständnisse, welche die Landesherren den so verbundenen Ständen fast immer machen müssen, ist das, daß sie eine derartige Union als zu Recht bestehend anerkennen und den Ständen die Befugniß einräumen, sich jederzeit aufs neue zusammenzuthun und vereint gegen den Fürsten aufzutreten.

Ob in einzelnen Fällen derartige Einungen gänzlich aus dem Frischen entstanden sind, oder ob schon vorher (etwa durch die ältern Landtage oder Landesversammlungen) eine Verbindung und gegenseitige Fühlung unter den Mitgliedern dieser Stände geschaffen war, welche nun einen solchen ständigen Charakter annahm (wie in dem oben angeführten Beispiele aus dem Lüneburgischen) — das wird mit Sicherheit kaum, oder doch nicht überall, zu ermitteln sein. In dem einen Lande mochte der Hergang dieser, in einem andern jener sein. Was diesen Einigungen jedenfalls den Charakter einer neuen, nicht von früherher überkommenen Erscheinung gab, war der Umstand, daß zu den bisher allein in den Vordergrund getretenen «Ständen» ein neuer hinzukam, nämlich die zu den ältern Landtagen nicht zugezogenen Städte.*)

*) Ein Beispiel einer solchen Einigung der Stände findet sich als integrirender Bestandtheil in der noch heute in Kraft bestehenden mecklenburgischen Verfassung (dem sogenannten «Erbvergleich» vom 18. April 1755), welche bekanntlich einen ganz landständischen Charakter trägt (s. dieselbe bei S. A. Zachariä, «Die deutschen Verfassungsgesetze der Gegenwart», 1855, S. 771 fg.), aufbehalten. Im vierten Artikel dieses Erbvergleichs, betitelt: «Von der Union der Landstände», s. 138 fg., wird ausdrücklich Bezug genommen auf die «Union von 1523» (ebenda S. 177 fg.). Man ersieht aus letzterer, daß diese Union der «Prälaten, Manne und Städte der Fürstenthümer und Lande Mecklenburg, Wenden, Rostock und Stargard» damals zu Stande kam «wegen der mancherlei Unrethen und Beschwerden im Reiche», wie es darin heißt, und daß zu diesem Zweck war, einerseits «dem Landesherrn unterthänigen, willigen Gehorsam zu thun in allem, was sie (die Stände in Ehren thun und Rechtens zu thun schuldig und pflichtig sind, auf daß sie von demselben bei ihren Privilegien, Freiheiten und löblichen Gewohnheiten gehandhabet werden», andererseits, «falls es sich begäbe, daß sie sammtlich oder sonders Alle oder Einzelne durch jemand [illegible] auch den Landesherrn, wider gedachte Privilegien, Freiheit, Gerechtigkeit, Billigkeit Gewohnheit oder altes Herkommen mit gewaltsamer That oder sonst beschweret, beschädigt oder bedrängt würden, solchen Beschwerden gemeinsam abzuhelfen». Die drei Stände verpflichten sich dazu gegenseitig «Einer dem Andern bei ihren Ehren und getreuen Handgelübden an Eides Statt».

Es begreift sich hiernach, daß, wie die Art, so auch die Zeit der Entstehung ständischer Unionen und somit der Anfang einer eigentlich landständischen Thätigkeit nicht überall dieselbe war, vielmehr eine verschiedene, je nachdem der Anlaß dazu (die fürstliche Finanznoth und das in deren Folge sich äußernde Begehren des Fürsten nach außerordentlichen Geldbewilligungen) hier später, dort früher hervortrat. Nur insofern war eine gewisse Gleichartigkeit und Gleichzeitigkeit der Ausbildung von Landständen durch die Verhältnisse selbst gegeben, als eben jene fürstliche Finanznoth nahezu überall aus der gleichen Ursache entsprang und daher auch fast überall wenigstens nahezu zur gleichen Zeit zu Tage trat. Wenn Ritter von Lang behauptet, daß es vor dem 15. Jahrh. keine Landstände gegeben habe, so ist dem zu widersprechen. Nach urkundlichen Belegen kamen in Böhmen schon 1281, in Württemberg 1291, in Baiern 1302, in Preußen 1350 u. s. w. Verhandlungen zwischen Landesherren und Landesangehörigen vor, welche durchaus den Charakter «landständischen» Wesens an sich tragen, einmal insofern es sich dabei um Geldbewilligungen und dafür vom Fürsten zu leistende Bürgschaften handelt, sodann insofern die Verhandelnden einerseits der Fürst für seine Person (nicht für den Staat), andererseits die großen Grundeigenthümer (Prälaten und Ritter) sind, die ebenfalls nur für ihre Person, beziehentlich ihren Stand, Gegenleistungen und Bürgschaften sich ausbedingen. Dagegen ist es richtig, daß regelmäßige landständische Versammlungen und Verhandlungen, förmliche «Landtage» im ständischen Sinne, meist erst zu Ende des 14. und 15. Jahrh. vorkommen.

Als unterscheidende charakteristische Merkmale der deutschen Landstände ergeben sich also folgende:

1) Es sind nicht irgendwelche beliebige Personen, welche der Landesherr beruft, um mit ihm zu berathen, sondern es sind ganz bestimmte Gesellschaftsklassen, welche aus eigenem Antriebe, um ihres gemeinsamen Interesses willen, sich zu einer Körperschaft vereinigen.

2) Und zwar sind diese eine Union Schließenden die Vertreter theils des großen Grundbesitzes (Prälaten und Ritter), theils eben dieses und zugleich des beweglichen Vermögens (Städte), also diejenigen Klassen, welche sich nach ihrer ganzen wirthschaftlichen und politischen Stellung im Besitze von allerhand Vorrechten (Privilegien) entweder durch ausdrückliche Verleihung seitens der Landesherren, oder nach altem Herkommen befinden.

3) Diese unter sich verbundenen «Stände» nehmen zu dem Landesherrn eine solche Stellung ein, daß sie sich zwar gewillt zeigen, ihm das zu leisten, was er «von Rechts wegen» von ihnen fordern kann, dagegen aber auch entschlossen sind, ihre eigenen Rechte und Vorrechte gegen ihn, wie gegen jedermann, mit vereinten Kräften zu vertheidigen.

4) Das Verhältniß zwischen Fürst und Ständen ist hiernach weit mehr ein privatrechtliches als ein staatsrechtliches. Es beruht nicht auf einer Abwägung von Rechten und Pflichten nach allgemeinen Gesichtspunkten des Staatswohls und der dadurch bedingten Rücksichten, sondern auf einer strengen Abgrenzung der beiderseitigen Rechtssphären, wie zwischen zwei Parteien im Privatrechtsverkehr.

Durch alles dieses unterscheiden sich (wie sich nun des nähern ergibt) die Landstände sowol von den ältern Landesversammlungen, deren Hauptaufgabe war, den Landesherrn zu berathen und mit ihm das für das Land Nöthige vorzukehren, als auch von den modernen Volksvertretungen, denen die Fürsorge für das gemeinsame Wohl des Staates und Volkes und die Vertretung der darin befaßten Rechte und Freiheiten aller Klassen der Staatsangehörigen obliegt.

Besonders festzuhalten ist, daß die alten Landstände, wenn nicht ausschließlich, so doch vor allem und in erster Linie Vertreter ihrer selbst und ihrer eigenen Rechte, nicht der Allgemeinheit, die wir «Volk» nennen, waren. Die von manchen Schriftstellern, z. B. Unger, verfochtene Ansicht, daß die Stände «Repräsentanten» des ganzen Landes gewesen wären, ist nicht haltbar. Wir dürfen nicht vergessen, daß in jener Feudalzeit die Begriffe «Land» und «Volk» ganz andere waren als heutzutage. Was war damals das «Land»? — der Complex der fürstlichen Domänen, der geistlichen Güter, der Rittergüter, endlich der Städte, jeder dieser Bestandtheile für sich, als etwas streng Abgeschlossenes, betrachtet. Woraus bestand das «Volk»? — neben den privilegirten Ständen und den selbstherrlichen Magistraten aus den Hintersassen auf den Domänen des Landesherrn und auf den Gütern der Geistlichkeit und der Ritterschaft, endlich aus den Bürgern in den Städten. Diese alle waren nicht, wie heutzutage, freie und gleichberechtigte «Staatsbürger», sondern sie standen insgesammt in einem Abhängigkeitsverhältnisse zu jenen herrschenden Ständen — auch die Bürgerschaft in den Städten nicht ausgenommen. Nun hatten zwar jene «Herren» eigentlich eine gewisse «Schutzpflicht» gegenüber diesen ihren Untergebenen, und in einzelnen Fällen mochten sie auch einmal dieser Schutzpflicht insoweit eingedenk sein, daß sie sich ihrer Schutzbefohlenen gegen Bedrückungen des Landesherrn oder seiner Beamten oder gegen Belastungen (z. B. durch übermäßige Besteuerung der Lebensbedürfnisse) annahmen. Allein selbst in diesen Fällen bleibt es immerhin mehr als zweifelhaft, ob wirklich ein solches humanes oder patriotisches Gemeindeinteresse, ob nicht vielmehr die naheliegende Berechnung, daß jede Schwächung der Leistungsfähigkeit ihrer Hintersassen (bei Ritterschaft und Prälaten), jede Ueberlastung der Gemeinden (bei den Magistraten) ihnen selbst Nachtheil bringe, derartige Beschwerden der Stände zu Gunsten jener andern Volkstheile dictirt habe. Wenn ferner die Stände sich gegen Veräußerungen oder Verpfändungen einzelner Landestheile erklärten, wenn sie bei Thronstreitigkeiten sich einmischten u. s. w., so war offenbar ihr Interesse daran ein ungleich größeres als das des andern Theiles der Bevölkerung. Genug, man thut den mittelalterlichen Landständen schwerlich unrecht, wenn man sie zu allererst als Vertreter ihrer selbst, höchstens sehr beiläufig auch als Vertreter des «Landes» oder des «Volkes» ansieht.

Man kann sich die Stellung der alten Stände und ihr Verhältniß zu dem, was wir heute unter «Land», «Volk», «staatliches Gemeinwesen» verstehen, kaum besser veranschaulichen als durch die Bestimmungen, welche die noch heute zu Recht bestehende feudalständische mecklenburgische Verfassung über die Wirksamkeit der Stände bei der Gesetzgebung enthält. Nach §. 191 fg. dieser Verfassung zerfallen alle Gesetze 1) in solche, welche die fürstlichen Domänen und deren Insassen sowie die fürstlichen «Bedienten» betreffen; 2) in solche, welche das gesammte Land angehen. Rücksichtlich jener unter 1) hat der Fürst vollkommen freie Hand, haben die Stände gar nichts dreinzureden. Was die unter 2) betrifft, so werden diese wiederum eingetheilt a) in solche, «welche gleichgültig, jedoch zur Wohlfahrt des ganzen Landes diensam sind»; b) in solche, «welche die wohlerworbenen Rechte der Ritter- und Landschaft berühren». Zu diesen letztern bedarf es der «ausdrücklichen Bewilligung» der Ritter- und Landschaft; bei jenen erstern sollen die Stände zwar mit ihren «rathsamen Bedenken» gehört werden, allein der Landesherr behält sich die letzte Entscheidung darüber vor. Die hier in so naiver Weise ausgesprochene Erklärung, daß alle Gesetze, welche nicht «wohlerworbene Rechte von Ritter- und Landschaft» berühren, als «gleichgültige» anzusehen seien, auch wenn sie «zur Wohlfahrt des Landes diensam sind», ist äußerst charakteristisch; sie bezeichnet treffend das Wesen der mittelalterlichen Feudalstände, denen in der Regel alles «gleichgültig» war, was nicht ihre «wohlerworbenen Rechte» berührte, was nicht, direct oder indirect, ihren Standesinteressen entweder nützen oder schaden konnte.

Wie wenig die alten Landstände in Wahrheit die Interessen des Landes und Volkes vertraten, wie sie vielmehr, wo solche mit ihren eigenen Standesinteressen zu streiten schienen, unbedenklich die letztern über die erstern setzten, zeigt sich recht auffällig darin, daß solche Fürsten, denen es ernstlich um das Wohl ihrer Völker sowie um die Sicherheit und Größe ihrer Länder zu thun war, wie z. B. die Hohenzollern in Brandenburg und Preußen, die heftigsten Kämpfe mit ihren Ständen zu bestehen hatten, weil letztere ihre «wohlerworbenen Rechte» dazu misbrauchten, die untern Klassen zu bedrücken, der auf die Sicherheit und Macht des Staats berechneten Politik des Fürsten Schwierigkeiten zu bereiten. Der Untergang des ganzen feudalständischen Instituts und der Uebergang aus dem «Feudalstaat» in den sogenannten «Stand des Gemeinwohls» (allerdings mit dem Durchgange durch eine Periode fürstlichen Despotismus) war eine nothwendige und unausbleibliche Folge eben davon, daß der ganze Feudalstaat und das ganze Gebaren der alten feudalen Stände lediglich auf der oftmals sehr starren Geltendmachung von Sonder- und Vorrechten, nicht auf der Grundlage eines für alle gleichen Rechts

beruhte. Es ist gänzlich falsch und ungeschichtlich, wenn Unger (S. 441 die Sache so darstellt, als sei »die Idee der Volksvertretung aus den Feudalständen herausgewachsen«, als sei sie gleichsam eine durch diese Stände hindurchgeleitete Fortsetzung der »alten Volksversammlungen« der urgermanischen Zeit.

Weil, wie oben gezeigt, das Verhältniß der alten Landstände zum Landesherrn ein überwiegend privatrechtliches, nicht im heutigen Sinne staatsrechtliches war, so finden wir dasselbe auch nicht (wie die Rechte und Pflichten unserer modernen Volksvertretungen) in einer einzigen geschriebenen »Verfassung« festgestellt und normirt, vielmehr setzt es sich immer aus einer Reihe einzelner Verträge von streng juristischem Charakter (Reversalien, Assecurations-Urkunden, Landtagsabschieden und dgl.) zusammen.

Der Umfang der auf diese Weise den Ständen verbürgten Rechte ist daher auch kein feststehender und sich stets gleichbleibender, sondern er wechselt, je nachdem es entweder den Ständen gelingt, dem Landesherrn neue Zugeständnisse abzugewinnen, oder umgekehrt dem Landesherrn, die Sphäre der ständischen Rechte wieder zu verengern.

Worauf die Stände, so oft sie dem Fürsten eine Geldbewilligung machen sollten, immer zuerst zu dringen pflegten, war eine Sicherheit hinsichtlich der Verwendung der zu bewilligenden Gelder, damit solche nicht etwa, statt zu dem bestimmten Zwecke, wofür sie erbeten und bewilligt seien, zu einem andern verwendet würden, beispielsweise, statt zur Schuldentilgung, zu neuen laufenden Ausgaben des Fürsten; denn solchenfalls stand zu befürchten, der Fürst möchte für jenen ersten Zweck bald wiederum eine Bewilligung fordern. Aus diesem Grunde bedangen sich die Stände fast immer aus, daß sie selbst (durch einen Ausschuß) die betreffenden Gelder zu erheben, zu verwahren und zur Deckung des von ihnen erkannten Bedürfnisses anzuweisen hätten. Als eine Art von Ueberrest dieses alten ständischen Rechts ist beispielsweise in die sächsische Verfassung von 1831 die Bestimmung übergegangen, wonach die beiden Kammern bei jedem Landtage eine »Staatsschulden-Deputation« (zur Ueberwachung der richtigen Verzinsung und Abtragung der Staatsschulden) erwählen.

Die Frist, für welche eine Steuer bewilligt wurde, war in der Regel eine sehr kurze und sehr genau verclausulirte (5, 2 Jahre, auch wol nur 1 Jahr). Dagegen, daß Steuern ohne ihre Bewilligung erhoben würden, verwahrten sich die Stände immer auf das nachdrücklichste und erlangten dafür von dem Fürsten so weitgehende Bürgschaften, daß sie nach heutigen Begriffen ganz unerhört erscheinen. Es existirt eine Menge ziemlich gleichlautender Urkunden aus den verschiedensten deutschen Ländern, worin die Fürsten erklären: falls sie oder ihre Beamten die Stände durch willkürliche Abgaben beschweren oder sonstwie deren Rechte kränken würden, solle den Ständen nicht nur freistehen, sich dem, selbst mit Gewalt, zu widersetzen, sondern auch die Hülfe anderer Fürsten anzurufen oder sich so lange unter deren Schutz zu begeben, bis ihnen Recht zutheil werde, und wolle der Landesherr dies nicht als einen Treubruch ansehen.

Auch an Beispielen einer förmlichen Verweigerung des vom Fürsten Erbetenen fehlt es nicht. Da es sich bei der ganzen Stellung der Stände zum Fürsten immer nur um eine privatrechtliche Abmachung, nicht um eine staatsrechtliche Pflicht jener erstern handelte, so erschien selbst eine zeitweilige totale Steuerverweigerung keineswegs als etwas mit dem Wohle des Ganzen Unvereinbares, sondern entweder als ein den Ständen zustehendes und von ihnen unbedenklich zu gebrauchendes Zwangsmittel gegen den Fürsten, um diesen zur Anerkennung gewisser ständischer Gerechtsame zu nöthigen, oder als ein ebenso berechtigter Widerstand gegen die ihnen angesonnene Uebernahme von Lasten, zu denen sie sich — nach ihren »wohlerworbenen Rechten«, nach »Herkommen« u. s. w. — nicht für verpflichtet erachteten.

Nicht selten verlangten die Stände auch Rechenschaft darüber, wie die fürstlichen Schulden, deren Deckung von ihnen verlangt wurde, entstanden seien (oder, wie sich einmal die kursächsischen Stände etwas gröblicherweise ausdrückten, »wie fürstliche Gnaden in solchen Schmuz gerathen sei«). Ja sie gehen noch weiter und begehren, daß vor Contrahirung einer jeden solchen Schuld sie mit ihren Bedenken gehört werden müssen.

Es war ferner nur folgerichtig, wenn die Stände bei solchen Vorkommnissen entscheidend mitzuwirken verlangten, welche am leichtesten zur Belastung der fürstlichen Kasse (des sog. Kammergutes) und also im weitern Verlaufe zu der Nothwendigkeit einer Steuererhebung führen mochten, wie Krieg, Bündnisse u. dgl., ebenso, daß sie Fürsorge trafen, damit nicht ohne ihre Zustimmung die Substanz des fürstlichen Vermögens geschmälert werde durch Verkauf oder Verpfändung von Ländereien.

Nicht minder interessirt waren die Stände bei Landestheilungen, Erbverbrüderungen, Thronfolgestreitigkeiten u. dgl., und es kann nicht wundernehmen, wenn sie auch dabei sich eine Stimme vorbehielten.

Endlich war es natürlich, daß sie die Macht, die sie dem Fürsten gegenüber durch ihr unbeschränktes Steuerbewilligungs- oder Verweigerungsrecht ausübten, auch dazu anwendeten, um allerhand Beschwerden geltend zu machen — in Bezug auf den Gang der Gerichte, auf Maßregeln der Verwaltung, auf kirchliche Verhältnisse, auf wirthschaftliche Zustände, ganz besonders auf das zu solchen Beschwerden nur zu oft Anlaß gebende Münzwesen u. a. m.

An der Gesetzgebung hatten die Stände einen ähnlichen geregelten Antheil, wie unsere jetzigen Parlamente, nicht. Sie mochten Gesetze, Landesordnungen u. dgl. anregen, indem sie den Fürsten auf dies und jenes, was einer Besserung bedürfe, aufmerksam machten; es wurden ihnen auch wol die Gesetzentwürfe zur Begutachtung vorgelegt; allein die letzte Entscheidung über solche stand immer beim Fürsten. Nur wo eine Gesetzgebungsmaßregel in Rechte der Stände eingriff, war die Zu-

stimmung derselben erforderlich. Die oben angeführten Bestimmungen der mecklenburgischen Verfassung drücken die Stellung der alten Stände zur Landesgesetzgebung, wie sie fast überall war, ganz zutreffend aus.

Daß die alten Stände aus mehrern Körperschaften bestanden, welche verschiedene Gesellschaftsklassen vertraten, ward schon erwähnt. Den eigentlichen Stamm derselben scheint fast überall die «Ritterschaft» gebildet zu haben, was sich daraus erklärt, daß diese vorzugsweise wehrhaft, auch von früh an meist mit allerhand Rechten und Privilegien ausgestattet war. Ihr schlossen sich dann die «Städte» an. Die Geistlichkeit scheint — wenigstens in manchen Ländern — erst etwas später mit beiden gemeinsame Sache gemacht zu haben. Nach der Reformation verschwand in den protestantischen Ländern letztere, da sie nicht mehr Vertreterin eines großen Grundbesitzes war, aus den Landständen, so in Mecklenburg, wo noch in der Union von 1523 die «Prälaten» figuriren, während in dem Assecurationsrecesse von 1572 und dann immerfort entweder schlechthin von der «Landschaft» oder von «Landständen», von «Ritterschaft und Städten», zuletzt (im «Vergleich») von «Ritter- und Landschaft» die Rede ist. Im Kurfürstenthum Sachsen wurden an Stelle der ehemaligen Prälaten die säculariſirten Domstifter Meißen, Wurzen, Naumburg u. s. w. gesetzt, desgleichen die Universitäten Leipzig und Wittenberg, diese alle in ihrer Eigenschaft als große Grundbesitzer.

In vielen Ländern sonderte sich der hohe, reicher begüterte Adel von dem niedern ab und bildete mit den Prälaten zusammen unter der Bezeichnung «Grafen und Herren» eine besondere Abtheilung oder «Curie». So entstanden drei Curien: die der «Prälaten, Grafen und Herren», die der «Ritterschaft» und die der «Städte».

Eine weitere Gliederung erfolgte dadurch, daß die beiden Curien der Ritterschaft und der Städte aus ihrer Mitte «Ausschüsse» wählten, zunächst zur bessern Vorbereitung der zu behandelnden Angelegenheiten. So entstanden als besondere Curien ein «engerer» und ein «weiterer» Ausschuß der Ritterschaft und ebenso der Städte, woneben es eine Curie der «allgemeinen Ritterschaft» und eine der «allgemeinen Städte» gab, sodaß es nun im ganzen sieben Curien waren, welche jeder Berathungsgegenstand zu durchlaufen hatte, und zwar gewöhnlich mehrmals, bis eine Einigung stattfand. Eben jene Ausschüsse (oder doch die engern) wurden dann auch meist mit Wahrnehmung der ständischen Rechte und Interessen in der Zwischenzeit von einem Landtage zum andern betraut, also zu «ständigen» Ausschüssen erhoben.

Man unterschied in manchen Ländern (so in Sachsen) zwischen «schriftsässigen» (unmittelbar unter der Landesregierung stehenden) und «amtsässigen» (einem landesherrlichen Amte unterstellten) Rittergütern. Nur die Inhaber der erstern hatten persönlich Sitz und Stimme auf den Landtagen, die der amtsässigen waren nur durch eine Anzahl von Deputirten vertreten. Eine zweite Unterscheidung kam (in Sachsen wenigstens) später (angeblich seit dem 16. Jahrh.) hinzu, nämlich die zwischen adeligen und bürgerlichen Rittergutsbesitzern. Nur die adeligen, seit dem 17. Jahrh. sogar nur solche mit acht Ahnen, durften auf den Landtagen erscheinen. Auch die Vertreter der amtsfässigen Ritter mußten Adelige sein. Anderwärts (selbst in dem hochfeudalen Mecklenburg) wurden auch bürgerliche Besitzer von Rittergütern zur Landstandschaft zugelassen, wogegen aber wieder dort eine besondere «Aufnahme» in die ritterschaftliche Körperschaft überhaupt erfordert wurde. Auch die Städte waren nicht insgesammt landtagsfähig, sind es in Mecklenburg noch heute nicht. Bisweilen besaßen mehrere Städte gemeinsam die Landstandschaft. Daß nicht die Bürgerschaften, sondern nur die selbstherrlichen Magistrate die landschaftlichen Rechte ausübten, ist schon erwähnt worden.

Eine Vertretung des Bauernstandes auf den Landtagen findet sich nur in wenigen Ländern, Tirol, Friesland, den Dithmarschen, dem Bisthum Paderborn u. s. w. Gab es doch nur in wenigen Ländern einen freien Bauernstand!

Regelmäßige gemeinsame Versammlungen dieser verschiedenen Stände — «Landtage» — waren die natürliche Folge der sich immer häufiger wiederholenden Nothwendigkeit der Bewilligung von Steuern oder andern Beihülfen. Die Landtage wurden von den Landesherren — in der Regel alle drei oder sechs Jahre, nach Bedürfniß auch öfter — berufen. Die meisten Landstände errangen aber auch schon früh das Recht, nöthigenfalls ohne fürstliche Berufung, also eigenmächtig, sich zu versammeln.

Die Landtage wurden nicht immer an demselben Orte gehalten. Ihre Eröffnung fand in manchen Ländern unter freiem Himmel statt, so in Mecklenburg, in Hessen, in Lüneburg.

Für die Zeit ihrer Anwesenheit auf dem Landtage erhielten die Landtagsmitglieder anfänglich Naturalverpflegung (Wohnung und Verköstigung), später Entschädigung (Auslösung) in Geld, und zwar «nach Ritterpferden» (auch die städtischen). Die Verhandlungen der Stände waren nicht öffentlich. Der Geschäftsgang ward entweder durch eine geschriebene Landtagsordnung oder durch den bloßen Brauch geregelt. Er war, wie sich denken läßt, ein sehr schleppender, zumal das meiste, nämlich die Verhandlungen zwischen den verschiedenen Curien, schriftlich abgemacht werden mußte. So fand auf einem kurſächsischen Landtage zu Torgau (1554) über die kurfürstliche Propositionsschrift ein Schriftwechsel von 24 Nummern statt (Repliken, Dupliken, Tripliken, Quadrupliken u. s. w.), der bei Hausmann 80 enggedruckte Seiten füllt.

Die Reihe der Verhandlungen eröffnete die landesherrliche Propositionsschrift, bei deren Uebergabe der Landesherr in der Regel selbst zugegen war. Sie enthielt einerseits Geldforderungen, andererseits etwaige Vorschläge zu Gesetzgebungs- oder Verwaltungsmaßregeln, Mittheilungen über anderweitige Angelegenheiten (Verträge u. dgl.) u. a. m. War durch Hin- und Widerverhandeln ein Ablommen über den Geldpunkt erzielt, und hatten die Stände über das andere ihr Gutachten abgegeben oder, wo es nöthig war, ihre Zustimmung erklärt, so erfolgte der «Landtagsabschied», der regelmäßig eine förmliche Bestätigung aller ständischen Rechte

(«Revers», Reversalien) enthielt. Ein solcher Revers hatte durchaus den Charakter eines privatrechtlichen Vertrags, was wie von Campe treffend anmerkt) auch äußerlich dadurch beurkundet wurde, daß man dazu einen Stempelbogen nahm.

Es bestand der Grundsatz, daß über sogenannte «wohlerworbene Rechte» (einzelner oder eines ganzen Standes) nicht durch Mehrheitsbeschlüsse entschieden werden könne.

So streng hielten die Stände auf die immer erneute Bestätigung ihrer Privilegien, daß sie bisweilen bei einem Wechsel in der Person des Fürsten sich weigerten, die Erbhuldigung zu leisten, bevor der Fürst jene Bestätigung in Form des üblichen «Reverses» vollzogen hätte.

In der Zeit ihrer höchsten Blüte übten die Landstände eine weitgehende Gewalt. Nicht genug, daß sie im Geldpunkte meist sehr streng verfuhren, selbst solche Steuern, die für dringende Reichssachen gefordert wurden (wie die sogenannte «Türkenhülfe») bisweilen entweder beanstandeten oder gar verweigerten, für jede Bewilligung sich Zugeständnisse machen ließen und solchergestalt den Umfang ihrer Rechte und Privilegien immer mehr erweiterten, so wußten sie sich öfters sogar zu einer Art von Mitregenten zu machen, übten die Vormundschaft über minderjährige Nachfolger, entschieden wol auch über die Thronfolge.

Allein diese Blütezeit währte nicht lange. Schon im 16. Jahrh. beginnt das Ansehen und die Macht der Stände schwächer zu werden; im 17. sinkt ihre Bedeutung theilweise fast auf Null; im 18. verschwinden die meisten gänzlich oder führen doch nur noch ein Schatten dasein, bis endlich der Rheinbund (1806) beinahe die letzten Spuren derselben vertilgt.

Der Ursachen, welche zu diesem Verfall der Landstände zusammenwirkten, gab es verschiedene. Schon die Reformation schwächte den Einfluß der Stände, indem sie die Macht der Fürsten steigerte. In den protestantischen Ländern gewannen die letztern durch Einziehung geistlicher Güter Geld- und Machtmittel, während die Geistlichkeit gänzlich aufhörte, ein bevorrechteter Stand zu sein, der Adel aber, dieser wichtigste Factor der Stände, da er die Gelegenheit, seine Söhne durch reiche Pfründen zu versorgen, einbüßte, genöthigt war, dieselben in den Hof- oder Militärdienst zu bringen, damit jedoch vielfach vom Fürsten abhängig ward. Die ausschlaggebende Gewalt, welche die Landesherren durch das ihnen zugesprochene jus reformandi in Religionssachen erhielten, mußte ebenfalls — bei dem überwiegenden Einflusse, welchen damals die religiösen Angelegenheiten übten — deren weltliches Ansehen steigern. Wo der Adel (wie in Oesterreich) sich an die Spitze der reformatorischen Bewegung gestellt hatte, da trat ihn die bald eintretende gewaltthätige Gegenreformation auch in seiner politischen Stellung. Der Verfall der österreichischen Stände (von denen namentlich die böhmischen einst sehr umfängliche Rechte besessen und geübt hatten) datirt von daher. Die voranschreitende Entwickelung des allgemeinen Culturlebens erwies sich gleichfalls dem Ständewesen, dessen Lebenselement das Privileg, die Ab- und Ausschließung war, nicht günstig. Wenn kräftige und auf das Wohl aller Klassen des Volks bedachte Fürsten (wie z. B. die Hohenzollern) gegen diese Ausschließlichkeit ständischer Rechte und Interessen ankämpften, so hatten sie fast immer den Geist der Zeit und die Meinung eines großen Theils ihrer Unterthanen für sich. Die veränderte Art der Kriegführung, welche der Muskete und dem Feldgeschütz einen unbestrittenen Vorrang vor dem Schwert und der Lanze des Ritters verschaffte, machte es solchen Fürsten leicht, einen gewaltsamen Widerstand der Ritterschaft gegen ihre Politik nöthigenfalls auch mit Gewalt zu brechen. Bekannt ist, wie in den Marken schon im 15. Jahrh. viele Burgen des unbotmäßigen und friedensstörerischen kleinen Adels durch die «faule Grete» (ein Geschütz von größerm Kaliber) in Trümmer geschossen wurden.

Das meiste thaten aber die Stände selbst zu ihrem allmählichen Verfall. Sie hatten fast immer nur ihre Vorrechte und Sonderinteressen, nicht selten auf Kosten der andern Bevölkerungsklassen, zur Geltung gebracht. Sie hatten dadurch und durch die Heimlichkeit ihrer Verhandlungen sich vom Volke geschieden. Nun begann auch noch in ihrem eigenen Schoße der Zwiespalt. Die Ritterschaft beanspruchte für ihre Güter und ihre Personen Steuerfreiheit, wollte höchstens die Besteuerung ihrer Hintersassen zugestehen. Sie stützte sich darauf, daß sie persönlich «Ritterdienste» leiste, auch als diese Ritterdienste längst außer Gebrauch gekommen waren. Dadurch verfeindete sie sich mit den Städten, und dieser innere Zwist gab den Landesherren Gelegenheit, indem sie bald auf die eine, bald auf die andere Seite sich stellten, beide Parteien zu schwächen und so den Einfluß der Stände im ganzen zu erschüttern.

Den stärksten Hebel aber, den die Fürsten gegen die Stände ansetzten, bot ihnen eine Einrichtung, welche die letztern ursprünglich als eine Waffe für sich und gegen die Fürsten gebraucht hatten, nämlich die Ausschüsse oder, wie sie mancherorten hießen, die «Verordneten».

In den meisten Ländern hatten die Landstände Ausschüsse errichtet, welche in der Zwischenzeit von einem Landtag zum andern (also auf eine Zeit von drei, beziehungsweise sechs Jahren) die Rechte der Stände wahrnehmen, in besonders dringenden Fällen wol auch mit dem Fürsten die Nothdurft des Landes berathen sollten, jedoch ohne dabei den ständischen Rechten etwas zu vergeben. Eine Zeit lang blieben diese Ausschüsse der ihnen gestellten Aufgabe getreu. Selbst ein so willensstarker Fürst wie Moritz von Sachsen versuchte vergeblich zu wiederholten malen, größere Bewilligungen von dem ständischen Ausschuß zu erlangen; er wurde jedesmal an den ordentlichen Landtag verwiesen, dem allein das Recht zu einer derartigen Bewilligung zustehe. Aehnlich ging es in Baiern und anderwärts.

Allein allmählich trat darin eine bedenkliche Wendung ein. Kluge Fürsten verstanden es, von der kleinen Zahl von Ausschußmitgliedern oder «Verordneten» so manches zu erlangen, was sie von der Gesammtheit der

Stände schwerlich würden erlangt haben. Die Ausschußmitglieder bezogen hohe Auslösungen; sie hatten ferner Gelegenheit, Verwandte oder Freunde in einträgliche ständische Aemter zu bringen; am Hofe ward ihnen, als wichtigen Personen, geschmeichelt — kein Wunder, wenn sie der menschlichen Schwachheit erlagen und die ihnen anvertraute Gewalt misbrauchten, um den Fürsten gefällig zu sein, ja wenn sie selbst dazu die Hand boten, daß der Fürst sich der lästigen Stände nach und nach gänzlich entledigte.

Wir können diesen Gang der Sache genau verfolgen an der wachsenden Zahl der sogenannten «Ausschußtage» im Verhältniß zu den eigentlichen «Landtagen». In Kursachsen z. B. kommt im 15. Jahrh. noch gar kein Ausschußtag vor, im 16. finden sich deren schon 13; allein bei wichtigen Sachen, insbesondere Geldbewilligungen, erklärt sich der Ausschuß noch immer für unzuständig und zwingt so den Landesherrn, die allgemeinen Stände zu berufen; das 17. Jahrh. weist 24 Ausschußtage auf; unter August dem Starken stehen 9 Ausschußtage gegen nur 6 Landtage; später wird das Verhältniß wieder ein besseres. In Baiern regierte Maximilian I. 39 Jahre lang ohne eigentliche Landtage, nur mit sogenannten «Verordneten». Als sein Nachfolger, Ferdinand Maria, endlich 1669 wieder einen Landtag ausschrieb, kamen viele Stände gar nicht; die erschienenen suchten wetteifernd in den neuen Ausschuß zu gelangen, um sich der Vortheile zu versichern, deren die Mitglieder eines solchen theilhaftig wurden. Zuletzt verfuhr dieser Ausschuß so eigenmächtig, daß die andern Ständemitglieder sich gegen ihn auflehnten, sodaß der Kurfürst vermittelnd dazwischentreten und dem Ausschusse befehlen mußte, Rechnung über sein Gebaren mit den ständischen Geldern abzulegen.

Der Landtag von 1669 war der letzte in Baiern; seitdem regierten die bairischen Fürsten nur mit Ausschüssen. Als endlich doch den «Verordneten» bange ward wegen der Verantwortung, der sie durch ihr eigenmächtiges Verfahren sich ausgesetzt, ertheilte der Kurfürst Karl Albrecht ihnen einen Revers, daß er sie gegen die Stände vertreten werde. Erst unter dem Eindrucke, den die Französische Revolution auch in Deutschland hervorbrachte (1794), regten sich die Stände wieder. Die «Verordneten», die, wie Rudhart (2. Bd., S. 391) bemerkt, «130 Jahre lang eigenmächtig geschaltet und wol 100 Mill. Gulden unberufenerweise bewilligt hatten», erbaten sich jetzt von der ständischen Gesammtheit «neue Vollmachten». Aber schon 1801 misbrauchten sie diese abermals zu Bewilligungen ohne Befragung ihrer Vollmachtgeber.

Wie in Baiern, so ging es in den meisten deutschen Ländern (s. K. Biedermann, «Deutschland im 18. Jahrhundert», 1. Bd., 2. Aufl., 1881). Der Dreißigjährige Krieg und der Westfälische Friede beschleunigten den Verfall des landständischen Wesens, jener, indem er Adel und Bürgerstand materiell ruinirte, dadurch auch moralisch entnervte und politisch in noch größere Abhängigkeit von den Fürsten versetzte, dieser, indem er die Gewalt der Fürsten steigerte, ihr Selbstbewußtsein als «Souveräne» erhöhte, sie dem Reiche und damit auch ihren Ständen gegenüber unabhängiger stellte. In Brandenburg-Preußen räumte schon der Große Kurfürst mit den Ständen, die seiner landesväterlichen, nur auf die Größe seines Staats gerichteten Politik hartnäckig widerstrebten, gründlich auf, allerdings nicht ohne Gewaltstreiche, und seine Nachfolger gingen consequent auf diesem Wege weiter (s. Droysen, «Geschichte der preußischen Politik», 3. Bd.; von Rönne, «Staatsrecht der Preußischen Monarchie», 2. Aufl., 1864, 1. Bd., 1. Abth.; Wuttke, «Die schlesischen Stände», 1847). Nur in der Grafschaft Mark und in Ostfriesland erhielten sich noch Stände. In Oesterreich gab es nur noch in einzelnen Kronländern (wie Mähren, Böhmen, Niederösterreich) sogenannte «Postulatenlandtage», die lediglich zusammenkamen, um die ihnen vorgelegten landesherrlichen Geldforderungen («Postulate») anstandlos zu bewilligen, und dann sofort wieder auseinandergingen. In Kurpfalz, in Baden, in Ansbach und Baireuth, in den geistlichen Fürstenthümern Bamberg und Würzburg gab es keine Stände mehr. Im Norden bestanden solche fort in Kursachsen, Kurbraunschweig, Kurhessen, Köln, Trier, freilich ohne wirkliche Macht. Wie hätte sonst ein August der Starke Sachsen dergestalt brandschatzen, ja es durch Verkauf von Landereien verkleinern, wie hätte ein Brühl so wirthschaften können, wie er that?

Schon 1735 bemerkte J. J. Moser (in seinem «Compendium des Deutschen Rechts»), es sei keine seltene Erscheinung, daß einige größere und kleinere Territorien keine Landstände mehr hätten. Wenn dagegen Ritter von Lang (in seiner Schrift über die deutsche Steuerverfassung 1793) davon spricht, daß es in Deutschland noch 78 Stände in größern und kleinern Ländern gebe, so hat er dabei wol viele solche mit gezählt, die nur noch auf dem Papier, nicht in Wirklichkeit bestanden.

Die einzigen ständischen Körperschaften, welche sich bis zum Untergang des alten Deutschen Reichs in verhältnißmäßig kräftiger Wirksamkeit erhielten, waren die Stände Würtembergs und Mecklenburgs. Jene kämpften tapfer gegen den Despotismus und die Verschwendungssucht des Herzogs Karl Eugen (wofür freilich ihr Rechtsconsulent, der ehrwürdige Johann Jakob Moser, durch vieljährige harte Haft — ohne Urtel und Recht — büßen mußte), und es gelang ihnen endlich (1770), einen Spruch des Reichshofraths zu ihren Gunsten und infolge dessen einen vom Kaiser bestätigten Vergleich zu erwirken, durch welchen ihre Gerechtsame bestätigt wurden.

Was die mecklenburgischen Stände betrifft, so behaupteten auch sie sich im Vollbesitz ihrer alten Rechte, freilich nicht zu Gunsten der andern Klassen. Als die freier gesinnten Herzoge in landesväterlicher Fürsorge für alle ihre Unterthanen gewisse zeitgemäße Reformen, namentlich auch zu Gunsten des schwer bedrückten Bauernstandes, vornehmen wollten, wandten sich die Stände ebenfalls an den Reichshofrath und erhielten bei demselben ebenfalls recht, diesmal nicht im allgemeinen Interesse. Die Herzoge waren gezwungen, den sogenannten

«Erbvergleich» von 1755 mit den Ständen einzugehen, durch welchen die mittelalterlich feudale Verfassung in ihrer ganzen Schroffheit aufrecht erhalten und dergestalt verclausulirt wurde, daß sie bis auf den heutigen Tag fortbesteht und allen Versuchen einer zeitgemäßen Reform, wie solche theils vom Deutschen Reichstage, theils von der Regierung selbst wiederholt gemacht worden, einen beharrlichen und erfolgreichen Widerstand leistet.

Auch die letzten Spuren altständischen Wesens in Deutschland (bis auf ganz wenige Ausnahmen) verschwanden im J. 1806 mit Errichtung des Rheinbundes. Die Rheinbundsfürsten benutzten ihre neue Souveränetät «von Napoleon's Gnaden», um mit ihren Ständen vollends aufzuräumen und vollkommen absolut zu regieren. Nur im Königreich Sachsen ließ man dieselben bestehen, und sie hörten daselbst erst auf, als die (noch mit ihnen berathene) constitutionelle Verfassung vom 4. Sept. 1831 ins Leben trat. Aehnlich ging es in Weimar, wo aber schon 1816 die alte Verfassung unter Mitwirkung der Stände selbst zeitgemäß umgestaltet ward.

Literatur: Außer den vielen schon oben beiläufig angeführten Schriften können noch verglichen werden: A. L. Jacobi, «Versuchte Auflösung einiger Zweifel über das Alter und das Repräsentationsrecht deutscher Landstände» (1798); Häberlin's «Staatsarchiv»; Schlözer's «Briefwechsel» und «Staatsanzeigen»; die verschiedenen Landesgeschichten von Spittler, Weiße, Böttiger, Zschokke, Lerchenfeld u. s. w.; Wippermann's Aufsatz: «Die Staats- und Rechtsverfassung Kurhessens», in der Sammelschrift «Germania» (1851), I. Bd., S. 34 fg.; Lancizolle, «Königthum und Landstände in Preußen» (1846); A. Ipsen, «Die alten Landtage der Herzogthümer Schleswig-Holstein von 1588—1675» 1852, und Michelsen, «Die vormalige Landesvertretung in Schleswig-Holstein» (1831).

(*K. Biedermann.*)

LANDSTUHL, Stadt im bairischen Regierungsbezirke Rheinpfalz, Bezirksamt Homburg, an den Bahnen Ludwigshafen-Bexbach und Landstuhl-Cusel, mit 3700 Einwohnern, Sitz eines Amtsgerichts, liegt an der von Kaiserslautern kommenden sogenannten Königsstraße und unterhalb der von Kaiser Friedrich I. zur Rettung und Erhaltung des Reichswaldes errichteten ehemaligen, jetzt in Ruinen liegenden Reichsburg Landstuhl auf dem Nanstein. Landstuhl mit der Burg gelangte im Mittelalter als Reichslehen von einer Familie zur andern, und so endlich an Leiningen und an die Rauhgrafen. Letztere verpfändeten es nach aufgehobener Reichslehenschaft 1347 an Spontheim, die Grafen von Leiningen jedoch lösten es wieder ein, von denen dann die gesammte Herrschaft an Spontheim und Zweibrücken fiel. In der Folge erscheinen vier Grafen und ein Dynast als Gauerben auf der Burg und zuletzt erwarben 1409 die Puller von Hohenburg ein Viertheil davon, das durch Mitgift an die Sickingen kam, welche Edeln darauf die übrigen Theile auslösten, sich seitdem in dem Besitze der Herrschaft Landstuhl oder der bevölkerten sogenannten Sickinger Höhe erhielten und im 16. Jahrh. noch weitere Besitzungen damit verbanden. Berühmt wurde sowol die Stadt als die Burg Landstuhl durch den Feldhauptmann Franz von Sickingen (s. d.), der von dem Reichsregiment in die Acht erklärt, zuletzt, nachdem alle seine übrigen Burgen genommen waren, von den verbündeten Fürsten von Hessen, Kurpfalz und Trier im April 1523 in seiner starken Feste Landstuhl belagert, dabei schwer verwundet wurde, die Burg übergeben mußte, gleich darauf starb. Sein Grab befindet sich in der katholischen Kirche zu Landstuhl. Später besaß die Sickinger Linie noch mehrere reichsunmittelbare Güter in der Herrschaft Landstuhl, die aber 1803 aufgegeben werden mußten, und nach dem Frieden von Paris 1814 fiel mit der Rheinpfalz auch Landstuhl an Baiern.

(*F. Moesch.*)

LANDSTURM ist die Bezeichnung für das letzte Aufgebot aller nicht im Heere oder in der Marine dienenden waffenfähigen Männer, das der Regel nach nur zusammentritt, wenn ein feindlicher Einfall das Landesgebiet bedroht oder überzieht.

In Preußen bestimmte die Ordre vom 17. März 1813, daß alle wehrbaren Männer, die nicht zur Landwehr eingezogen werden, einen Landsturm bilden sollen, welcher den Feind im Kreise erwartet, während bis zu diesem Zeitpunkte ihre bürgerlichen Verhältnisse ungestört bleiben. Die Ausführungsverordnung vom 21. April 1813 forderte im Nothfalle das rücksichtsloseste Verfahren und bestimmte, daß der Landsturm dem Feinde Einbruch und Rückzug versperren, Vorräthe, Kuriere u. s. w. abfangen, Lazarethe aufheben, den Feind überfallen, beunruhigen, peinigen, schlaflos machen, einzeln wie in Trupps vernichten sollte, wo nur irgend möglich. Der damalige Landsturm war in den Kreisen in Fußmannschaften und Reiter getheilt, welche an den Sonntagen exercirten, aber keine Uniform trugen. Das Gesetz vom 3. Sept. 1814 über die Verpflichtung zum Kriegsdienst bezeichnete den Landsturm als integrirenden Theil der bewaffneten Macht und verfügte, daß derselbe bestehen solle aus allen Männern bis zum 50. Jahre, die nicht in das stehende Heer oder die Landwehr eingetheilt sind, ferner aus allen Männern, welche die Landwehr verlassen haben und aus den rüstigen Jünglingen vom 17. Jahre an. Dasselbe Gesetz bestimmte, daß der Landsturm nur bei feindlichem Ueberfalle der Provinzen auf königlichen Befehl zusammentritt, daß er aber auch im Frieden nach besonderer Verordnung in einzelnen Fällen zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung gebraucht werden kann.

Das Gesetz über den Landsturm für das Deutsche Reich vom 12. Febr. 1875 besagt, daß der Landsturm aus allen Wehrpflichtigen vom vollendeten 17. bis zum vollendeten 42. Lebensjahre, welche weder dem Heere noch der Marine angehören, besteht und daß er nur zusammentritt, wenn ein feindlicher Einfall Theile des Reichsgebietes bedroht oder überzieht. Ferner verfügt das Gesetz, daß das Aufgebot des Landsturms durch kaiserliche Verordnung, in welcher zugleich der Umfang des Aufgebots bestimmt wird, erfolgt und daß sich das Aufgebot auch auf die verfügbaren Theile der Ersatz-

reserve erstrecken kann. Wehrfähige Deutsche, welche nicht zum Dienst im Heere verpflichtet sind, können als Freiwillige in den Landsturm eingestellt werden. Nachdem das Aufgebot ergangen ist, finden auf die von demselben betroffenen Landsturmpflichtigen die für die Landwehr geltenden Vorschriften Anwendung, insbesondere sind die aufgebotenen Mannschaften den Militärstrafgesetzen und der Disciplinarordnung unterworfen. Dasselbe gilt von den infolge freiwilliger Meldung in die Listen des Landsturms eingetragenen Personen. Der Landsturm erhält bei Verwendung gegen den Feind auf Schußweite erkennbare militärische Abzeichen und wird in der Regel in besondern Abtheilungen formirt. In Fällen außerordentlichen Bedarfs kann die Landwehr aus den Mannschaften des aufgebotenen Landsturms ersetzt werden, jedoch nur in dem Falle, daß bereits sämmtliche Jahrgänge der Landwehr und die verwendbaren Mannschaften der Ersatzreserve einberufen worden sind. Die Einstellung erfolgt nach Jahresklassen, mit der jüngsten beginnend, soweit die militärischen Interessen dies gestatten. Wenn der Landsturm nicht aufgeboten ist, dürfen die Landsturmpflichtigen keinerlei militärischer Controle oder Uebung unterworfen werden. Die Auflösung des Landsturms wird vom Kaiser angeordnet; mit der Auflösung der betreffenden Formationen hört das Militärverhältniß der Landsturmpflichtigen auf.

In ähnlicher Weise wie für das Deutsche Reich ist für die Oesterreichisch-Ungarische Monarchie der Landsturm durch Gesetz vom 6. Juni 1886, und für die Schweiz durch Bundesgesetz vom 4. Dec. 1886 eingeführt. In Einzelheiten unterscheiden sich die beiden Gesetze nicht wesentlich von dem deutschen, nur wäre hervorzuheben, daß beide auch die Möglichkeit der Verwendung des Landsturms außerhalb der Landesgrenze zulassen. Im österreichisch-ungarischen Gesetze heißt es hierauf bezüglich: «Eine durch die Verhältnisse gebotene ausnahmsweise Verwendung des Landsturmes außerhalb des Gesammtumfanges der Monarchie bedarf der Ermächtigung durch ein Gesetz. Nur bei Gefahr im Verzuge kann eine solche Verwendung vom Kaiser, unter Verantwortung der Regierung, gegen nachträgliche Mittheilung zur genehmigenden Kenntnißnahme an die Vertretungskörper angeordnet werden.» — In dem Landsturmgesetze der Schweizerischen Eidgenossenschaft heißt es hierauf bezüglich: «In der Regel soll der Landsturm nicht außerhalb der Landesgrenze verwendet werden.»

(H. von Löbell.)

Landvogtei, s. Vogtei.

LANDWEHR hieß lange Zeit die Umschließung eines Gebietes durch ausgehobene Gräben, gepflanzte Hecken, errichtete Land- und Marksteine oder aufgeworfene Erddämme. Die Erdschüttungen dieser Landwehren wurden oftmals mit jungem Holze bepflanzt, das man nach einigem Wachsthum oben knickte, um zu bewirken, daß es nicht in die Höhe, sondern dicht ineinanderwachse und eine dergestalt dichte Wand bilde, daß das Durchdringen derselben Menschen und Vieh nur mittels Gewalt ermöglicht werde. Die in letzterwähnter Art gebildeten Landwehren erhielten in vielen Gegenden die Benennung von Knicks oder Knickichts. Außer mit diesen Namen wurden die Landwehren auch mit den Bezeichnungen: Zargen, Gebücke, Gehag, Letzen belegt. Sie waren an den Straßendurchgängen mit hölzernen Gitterthoren (Grendel, Serren) mit vorgeschobenen Riegeln, zuweilen auch hinter denselben mit kleinen Burgen (Wighäusern) als Reduits für die Besatzung versehen. Herstellung und Vertheidigung der Landwehren lag den Bewohnern der nächstgelegenen Ortschaften ob, von denen auch die Wachtmannschaften für die Grendel zu stellen waren. Hinter den Landwehren waren oftmals sogenannte «Warten» errichtet, welche als Auslugthürme dienten und von denen aus im Bedarfsfalle das Land durch Feuerzeichen alarmirt wurde.

Der Name der erwähnten passiven Vertheidigungseinrichtungen wurde im Laufe der Zeit auf active Streitkräfte übertragen, welche aus den Landeseinwohnern militzartig oder als Kriegsreserve organisirt und zur Landesvertheidigung im weitern Sinne bestimmt wurden. Im 14. und 15. Jahrh. nannte man die größern Aufgebote zum Heerbann Landwehren. Denselben Namen trugen im 16. und 17. Jahrh. im Herzogthume Preußen die Aufgebote des «Landes-Defensionswerkes», deren Einrichtungen Kurfürst Johann Sigismund bei der Reorganisation der Landeswehrverfassung in den Marken 1616 zum Muster nahm. König Friedrich I. von Preußen schuf durch Verordnung von 1701 und durch das Enrolirungs-Reglement von 1704 eine Landmiliz, die für die fernere Entwickelung der Heeresverfassung Preußens nicht ohne Bedeutung gewesen. Der soldatische Sinn war im 17. Jahrh. auch in Preußen bei der Masse der Bevölkerung geschwunden, da sich die Meinung geltend machte, daß die gesammte Wehrkraft des Landes lediglich in den stehenden Truppen zu suchen sei, denen fernzubleiben jeder Einzelne eifrig bestrebt war. Die Einrichtung der Landmiliz weckte den militärischen Geist und enthielt den Keim zu denjenigen Institutionen, die zu schaffen späteren Geschlechtern vorbehalten blieb.

Zwar wurde die Landmiliz 1713 aufgelöst, erstand aber in verbesserter Form bereits 1729 wieder, indem sie einerseits eine festere militärische Form erhielt und andererseits die Mannschaften nicht wie bei der ersten unmittelbar als Rekruten für sie enrolirt wurden, sondern aus bereits gedienten, von den Regimentern entlassenen Soldaten bestanden, mithin in ihr schon die Grundsätze verwirklicht waren, welche General von Scharnhorst in seinem Mémoire vom 31. Juli 1807 aufstellte.

Während des Siebenjährigen Krieges fanden mehrere Bataillone und Schwadronen Landmiliz wiederholt Gelegenheit, sich zu bewähren, wurden aber nach dem Hubertusburger Frieden fast sämmtlich aufgelöst; das successive Eingehen der bestehen gebliebenen Theile der Landmiliz wurde 1788 befohlen, sodaß die Einrichtung verschwand, um dann abermals in veränderter Form wieder zu erstehen. Mehrfache Vorschläge zur Errichtung einer «Vaterlands-Reserve», von «Provinzial- oder Ehren-Legionen» u. s. w. kamen ebensowenig zur Ausführung als

zunächst die Pläne der nach dem Tilsiter Frieden unter dem Vorsitze des Generals von Scharnhorst eingesetzten Militär-Organisations-Commission. Erst im Frühjahre 1813 wurden die 1808 von König Friedrich Wilhelm III. gutgeheißenen Projecte, wenn auch modificirt, verwirklicht. Einen gewissen Einfluß übte hierauf die Provinz Preußen aus. Dieselbe war nach ihrer Räumung durch die Franzosen nach dem Feldzuge in Rußland durch russische Truppen besetzt worden. Kaiser Alexander ertheilte am 6. Jan. 1813 dem Minister von Stein Vollmacht, provisorisch bis zur Herstellung der Verbindung mit dem Könige die öffentlichen Angelegenheiten in der Provinz Preußen zu überwachen und eine Miliz «nach den von dem Könige von Preußen 1808 genehmigten Plänen» zu organisiren. Die preußischen Stände wurden am 5. Febr. zu letzterm Zwecke versammelt, erklärten aber einstimmig, daß ihre Berathungen nur erfolgreich sein könnten, wenn dieselben von derjenigen Militärbehörde geleitet würden, der die Ansichten des Königs und die Erfordernisse der Armee bekannt seien. General von York, Generalgouverneur von Ost- und Westpreußen, übernahm die Leitung der Verhandlungen, deren Ergebniß der Beschluß war, eine Landwehr in der Stärke von 20,000 Mann und eine Reserve von 10,000 Mann für die Provinz Preußen zu errichten. Mit dem Entwurfe hierfür reiste Major Graf Dohna am 12. Febr. 1813 nach Breslau, um die Genehmigung des Königs dazu zu erbitten. Pläne der Regierung zur Einleitung einer Landesbewaffnung waren vor Eingang der ostpreußischen Vorschläge zwar vorhanden, aber noch nicht über alle Schwierigkeiten fortgeführt. Das Anerbieten der östlichen Provinzen warf daher ein bedeutendes Gewicht zur Ueberwindung jener Schwierigkeiten in die Wagschale, trotzdem der vorgelegte Entwurf in wesentlichen Punkten von den Ansichten der Regierung abwich. So waren die ostpreußischen Vorschläge nur auf einen Gebrauch der Landwehr innerhalb der Provinz berechnet, ferner beabsichtigten sie nicht die Errichtung von Landwehr-Cavalerie, beanspruchten die Einsetzung einer besondern General-Commission und ließen die für jene Zeit offenbar schädliche und mit den Ideen der Regierung durchaus nicht übereinstimmende Stellvertretung zu.

Nachdem am 13. März die Kriegserklärung gegen Frankreich und die Bekanntmachung eines Bündnisses mit Rußland erfolgt war, legte am 15. März Scharnhorst den Entwurf zur Errichtung einer Landwehr dem Könige vor; am 17. März erließ letzterer die Verordnung über die Organisation der Landwehr und an demselben Tage eine Cabinetsordre an die Stände von Preußen und Litauen, durch welche vorläufig die von den Ständen für die Organisation der Landwehr gewählte General-Commission mit dem Zusatze bestätigt wurde, daß nach und nach die Landwehr in Preußen die Verfassung der der übrigen Provinzen erhalten und die General-Commission diesen Uebergang leiten sollte, damit die dortige Landwehr keine von der Einrichtung des Ganzen abweichende Gestalt erhalte.

Die Verordnung über die Organisation der Landwehr d. d. Breslau 17. März 1813 bestimmte im Wesentlichen Folgendes: Die Stände errichten gemeinschaftlich die Landwehr. Der König und die Prinzen seines Hauses stehen an ihrer Spitze. Die Landwehr einer Provinz steht unter dem unmittelbaren Oberbefehle der Militär- und Civilgouverneure derselben. Jeder Kreis errichtet eine der Bevölkerung angemessene Landwehr-Abtheilung ohne Verbindung mit andern Kreisen. Den Ständen bleibt die Errichtung der Landwehr überlassen, doch sind folgende allgemeine Grundsätze zu beachten. Jeder Kreis bestimmt zur Aushebung und Formirung der Landwehr einen Ausschuß, der aus 2 Deputirten der adeligen Gutsbesitzer, einem der Städte und einem des Bauernstandes besteht, welch letztere beide von der Regierung gewählt werden. Zur Entscheidung aller streitigen Fälle zwischen den Kreisen und den Behörden wird in jeder Provinz ein General-Commissarius von den Ständen und einer von dem Könige gewählt. Die Städte Berlin, Breslau und Königsberg in Preußen errichten ihre Landwehr ohne Verbindung mit dem Kreise, in dem sie liegen. Die Bürgergarden der Städte werden mit Errichtung der Landwehr aufgelöst, letztere versieht den Dienst der erstern. Die Landwehr besteht aus Freiwilligen und zunächst aus den wehrbaren Männern vom 17. bis zum 40. Jahre einschließlich, welche zur Ergänzung der Freiwilligen auf die bestimmte Anzahl Landwehrmänner, ohne Rücksicht auf Stand und Stellung, nach den Jahrgängen durchs Los bestimmt werden. Der Kreis- oder städtische Ausschuß ist berechtigt, Personen, deren amtliche, häusliche oder andere Verhältnisse eine Ausnahme erfordern oder eine Abwesenheit aus dem Kreise nicht wohl erlauben, diese Ausnahme nach sorgfältiger Prüfung zu gestatten. Die Landwehr besteht aus Infanterie und Cavalerie, letztere nach Kosakenart; der 15. bis 8. Mann ist Reiter. Die Offiziere werden von dem Ausschusse der Kreise bis einschließlich der Compagnie- und Schwadronchefs, ohne Rücksicht auf das Alter, aus der ganzen Volksmenge gewählt und dem Könige zur Bestätigung vorgeschlagen. Die Bataillonschefs, Brigadiers und Divisionäre werden vom Könige ernannt, wobei er jedoch auf den Wunsch des Ausschusses Rücksicht nehmen wird. Die Unteroffiziere werden von den Offizieren gewählt und von den Brigadiers bestätigt. Aus den Unteroffizieren wird der Abgang der Offiziere mit einigen Ausnahmen ersetzt. Offiziere, Unteroffiziere und Gemeine leisten den Eid des stehenden Heeres und stehen mit den betreffenden Angehörigen des letztern in gleichem Range, in gleichen Vorrechten und daher auch in gleichen Verpflichtungen. Die Landwehrmänner kleiden sich selbst oder werden von den Ständen und Communen gekleidet. Die Landwehr erhält Waffen und Munition, soweit solche nicht in den Kreisen angefertigt werden kann, aus den Zeughäusern auf Kosten des Staates. Die Landwehr erhält keine Besoldung, solange sie im Kreise bleibt; den Ständen, Gemeinden und Städten bleibt es überlassen, ob sie die Landwehrmänner unter Umständen entschädigen wollen. Wird die Landwehr im Kreise zur Uebung zusammengezogen, so sorgt der Kreis für die Verpflegung. Die Landwehr tritt in die Besoldung und Verpflegung der

stehenden Truppen, sobald sie außerhalb ihres Kreises verwendet wird. Die Landwehr ist der Disciplin des stehenden Heeres unterworfen, Vergehen derselben werden nach den Kriegsartikeln geahndet. Der Abgang der Landwehr wird aus den zurückgebliebenen Landwehrpflichtigen ersetzt; dasselbe geschieht, wenn von derselben einzelne Ersatzmannschaften für die im Felde stehenden Truppen gestellt oder ganze Bataillone derselben zur Armee gezogen werden.

Aus den der Verordnung hinzugefügten 5 Beilagen ist hervorzuheben, daß jeder Landwehrmann als solcher durch ein vorn an der Mütze angeheftetes weißes Blech mit der Inschrift: «Mit Gott für König und Vaterland» bezeichnet wird.

Nach Ablauf des Waffenstillstandes waren im August 1813 von der Landwehr 149 Bataillone, 113½ Escadrons = 112,000 Mann kriegsbereit und zwar 67,000 Mann bei der Feldarmee, 31,000 Mann bei den Blockadecorps, 14,000 Mann als Besatzungen. Von den Mannschaften hatten wenige, von den Subalternoffizieren die meisten gedient, die Bataillons-Commandeure waren sämmtlich frühere Offiziere. Die Landwehr erwies sich im Laufe des Feldzuges brauchbarer, als irgend erwartet werden konnte. Durch die äußersten Anstrengungen und die Vermittelung Englands war es möglich geworden, die Infanterie durchweg mit Gewehren, die Cavalerie mit Lanzen und Säbeln zu bewaffnen. Auch die übrigen Ausrüstungsstücke waren theils im Lande beschafft, theils von England geliefert worden, sodaß die neu formirten Abtheilungen den älteren Truppen möglichst ähnlich sahen. Als der Krieg die preußischen Grenzen überschritt, befanden sich die nur zur unmittelbaren Vertheidigung des Landes bestimmten Landwehrtruppen bei den Brigaden des Heeres eingetheilt, niemand dachte daran, sie im eigenen Lande zurückzulassen. Im Laufe der Ereignisse und ohne ursprüngliche Absicht war die Miliz ein integrirender Theil der Armee geworden. Freilich war es erklärlich, daß bei der Landwehr die Verluste außerhalb des Gefechtes im Verhältnisse zu denen der Armee ganz unverhältnißmäßig groß waren.

Was während des Krieges der Augenblick geboren, wurde durch das Gesetz über die Verpflichtung zum Kriegsdienst vom 3. Sept. 1814 zu einem organischen Institut umgeschaffen. Nach demselben besteht die bewaffnete Macht aus dem stehenden Heere, der Landwehr 1. Aufgebots, der Landwehr 2. Aufgebots und dem Landsturme. Die Landwehr 1. Aufgebots ist bei entstehendem Kriege zur Unterstützung des stehenden Heeres bestimmt und dient gleich diesem im In- und Auslande; im Frieden ist sie dagegen, die zu ihrer Uebung nöthige Zeit ausgenommen, in ihre Heimat entlassen. Sie wird gebildet aus allen jungen Männern vom 20. bis 25. Jahre, die nicht in der stehenden Armee dienen, und aus der Mannschaft vom 26. bis zum zurückgelegten 32. Jahr. Geübt wird die Landwehr 1. Aufgebots an gewissen Tagen in kleinen Verbänden in der Heimat und einmal jährlich in größeren Abtheilungen in Verbindung mit Theilen des stehenden Heeres. Die Landwehr 2. Aufgebots ist im Kriege entweder bestimmt, die Garnisonen durch einzelne Theile zu verstärken oder auch nach den augenblicklichen Verhältnissen im Ganzen zu Besatzungen und Verstärkungen des Heeres gebraucht zu werden. Sie wird aus allen Männern, die aus der stehenden Armee und der Landwehr 1. Aufgebots heraustreten, und aus den Waffenfähigen bis zum zurückgelegten 39. Jahre gebildet. Da sie meist aus gedienten Männern besteht, wird sie im Frieden nur an einzelnen Tagen und stets in ihrer Heimat geübt. Landwehrleute können ungehindert ihren Wohnort ändern, nachdem sie ihren Vorgesetzten Meldung erstattet, und treten dann zu der Landwehr des neuen Wohnorts. Leute, die nach gesetzlich vollendeter Dienstzeit im 1. und 2. Aufgebot der Landwehr aus eigenem Antriebe länger dienen wollen, erhalten eine äußere Auszeichnung und die Ansprüche auf die ihren Fähigkeiten angemessenen Beförderungen in ihren Regimentern. In jedem Kreise wird zur Leitung der Eintheilung der waffenpflichtigen Mannschaften eine Behörde gebildet, die aus einem Offizier, dem Landrath und ländlichen und städtischen Gutsbesitzern besteht. Außer den vorstehenden, die Landwehr direct berührenden Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Sept. 1814 ist noch die Festsetzung anzuführen, daß junge Leute aus den gebildeten Ständen, welche sich selbst kleiden und bewaffnen können, nach einjähriger Dienstzeit im stehenden Heere zur Fortsetzung ihres Berufes beurlaubt werden können und daß sie nach abgelaufenen 3 Dienstjahren in die Landwehr 1. Aufgebots treten, wo sie nach Maßgabe ihrer Fähigkeiten und Verhältnisse die ersten Ansprüche auf Offizierstellen haben sollen.

Die näheren Bestimmungen zur Ausführung des Gesetzes vom 3. Sept. 1814 bezüglich der Landwehr wurden durch die Landwehr-Ordnung vom 21. Nov. 1815 getroffen. Aus den 82 Paragraphen derselben sei hier nur das Wichtigste erwähnt: Jedes Regiment erhält in dem ihm angewiesenen Regierungs-Departement nach Maßgabe der Bevölkerung einen zusammenhängenden Bezirk angewiesen, aus dem dasselbe fortdauernd ergänzt wird. Der Ergänzungsbezirk eines Regiments wird demnächst in Unterbezirke für die Bataillone und Compagnien getheilt. Zu diesen Abtheilungen werden möglichst ganze Kreise genommen, damit nicht einzelne Compagnien mit mehr als einer Kreisbehörde zu thun haben. Die Cavalerie-Schwadronen erhalten keine abgesonderten Ergänzungsbezirke, sondern in dem Ergänzungsbezirke eines Bataillons wird auch zugleich eine Cavalerie-Schwadron mit eingetheilt. Die Bezirke für das 2. Aufgebot sind mit denen für das 1. ganz gleich, sodaß z. B. eine Compagnie des 1. und 2. Aufgebots einen und denselben Ergänzungsbezirk hat. Möglichst in der Mitte des Ergänzungsbezirkes eines jeden Bataillons wird der Stab, das Zeughaus und die Montirungskammer für dasselbe angelegt. Ein Landwehr-Regiment besteht künftig aus 2 Bataillonen 1. Aufgebots, 2 Bataillonen 2. Aufgebots, 2 Cavalerie-Schwadronen 1. und 2 Cavalerie-Schwadronen 2. Aufgebots. Im Frieden werden in der Regel nur der Stab des Bataillons 1. Aufgebots und von jeder Com-

pagnie desselben 1 Feldwebel, 1 Kapitän d'armes und 2 Gefreite besoldet. Jeder Abgang bei dem Corps Offiziere eines Landwehr-Regiments wird in der Art ersetzt, daß die Behörde und der Ausschuß eines Kreises, in dessen Bezirke der Offizier abgegangen, 3 Candidaten vorschlagen, aus welchen das Corps Offiziere des Regiments sich denjenigen auswählt, durch den es den Abgang ersetzen will. Die Vorgeschlagenen müssen sich durch ihre Führung und Fähigkeiten sowie durch ihre sonstigen Lebensverhältnisse zur Würde eines Offiziers eignen. In jedem Regierungs-Departement wird ein General oder Stabsoffizier als Inspecteur der beiden Aufgebote angestellt, der die Uebungen derselben sowie alle Militär-Ergänzungs- und Mobilmachungs-Angelegenheiten in dem Departement in Vereinigung mit den Civilbehörden und unter dem Oberbefehl des commandirenden Generals der Provinz leitet. — Das 1. Aufgebot hat 2, das 2. Aufgebot jährlich eine Uebung. Die 1. Uebung des 1. Aufgebots dauert 3 Wochen, die 2. aber 8 Tage. Die Landwehr-Artillerie des 1. Aufgebots wird bei eintretender Mobilmachung mit der Artillerie des stehenden Heeres vereinigt, die Artillerie des 2. Aufgebots rückt bei Ausbruch des Krieges in die nächsten Festungen. Außer zu den erwähnten Uebungen kann die Landwehr nur auf königlichen Befehl und bei einem unerwarteten feindlichen Anfall durch den commandirenden General der Provinz nach der ihm ertheilten königlichen Instruction einberufen werden. Sobald die Landwehr auf königlichen Befehl einberufen wird, tritt sie in den vollen Sold.

Zugleich mit Erlaß der Landwehr-Ordnung befahl König Friedrich Wilhelm III., um der älteren Landwehr einen Beweis des Allerhöchsten Wohlwollens für ihren in den letzten Feldzügen bewiesenen Muth zu geben», die Errichtung von 4 Garde-Landwehr-Bataillonen zu Königsberg, Stettin, Breslau und Berlin, eine Maßregel, die bereits im December 1815 auf die Provinzen westlich der Elbe ausgedehnt wurde, indem ein Magdeburgisches, Sächsisches, Westfälisches und Rheinisches Grenadier-Landwehr-Bataillon formirt wurde. Als ein ferneres Zeichen des königlichen Wohlwollens wurden 1815 der Landwehr die ihr 1813 in Aussicht gestellten Fahnen verliehen.

Nachdem vorstehend die Anfänge und die erste Entwickelung der preußischen Landwehr ausführlicher dargelegt worden, muß des Raumes wegen auf einen weiteren eingehenderen Nachweis der im Laufe der Zeit bezüglich ihrer eingetretenen vielfachen Umbildungen verzichtet werden. Erwähnt sei nur, daß 1819 aus den zu einem Infanterie-Regiment gehörigen zwei Landwehr-Regimentern ein einziges und aus den 4 Bataillonen derselben deren 2 formirt wurden. Das neue Regiment erhielt die Nummer des correspondirenden Infanterie-Regiments, jedes Bataillon auch noch den Namen seines Stabsquartiers. Aus den 4 Garde- und 4 Grenadier-Landwehr-Bataillonen wurden 4 Garde-Landwehr-Regimenter zu 3 Bataillonen gebildet. Die Einwirkung der Kreisbehörden auf die Wahl der Landwehr-Offiziere hörte auf und seit 1842 erfolgte deren Ersatz nur durch ausgeschiedene Linien-Offiziere und durch Einjährig-Freiwillige, welche die Landwehr-Offizierprüfung bestanden und vom Offizierscorps gewählt wurden. Die Uebungen der Landwehr wurden aus ökonomischen Rücksichten bedeutend vermindert. Bereits 1820 wurden die zweimaligen Uebungen des 1. Aufgebots von bezw. 3 Wochen und 8 Tagen in eine einmalige Uebung von 14 Tagen verwandelt und die des 2. Aufgebots ganz aufgehoben.

Das Lob, das der Landwehr während der Befreiungskriege ertheilt werden konnte und auch während der Friedensjahre ertheilt wurde, mußte im Laufe der Zeit wesentlich eingeschränkt werden; auch bei ihr zeigte sich, daß man auf die Begeisterung, die sich in kritischer Epoche kundgegeben, nicht unbedingt und unter andern Verhältnissen rechnen könne. Namentlich die Mobilmachungen von 1849 und 1850 ließen die Schwächen des Systems deutlich erkennen, da erhebliche Schwierigkeiten und Zeitverluste bei Formirung der Landwehrtruppen sich geltend machten und einzelne Theile der Landwehr keineswegs den an sie im Gefecht zu machenden Anforderungen entsprachen. Die vorgenommenen Aenderungen, wie Auflösung der Landwehr-Brigaden und Bildung der Infanterie-Brigaden aus je 1 Linien- und 1 Landwehr-Regiment, sowie die Aufstellung eines unberittenen Stammes für je ein Landwehr-Cavalerie-Regiment, welches alle 2 Jahre üben sollte u. s. w., vermochten die Uebelstände nicht zu heben, die sich auch bei der Mobilmachung der preußischen Armee 1859 dergestalt sichtbar machten, daß dadurch die schleunige Schlagfertigkeit der Armee beeinträchtigt wurde. Erst die Reorganisation der preußischen Armee 1859/60 trug den gesammelten Erfahrungen Rechnung, indem sie die Landwehr aus der Feldarmee ausscheiden und in das Verhältniß einer Kriegsreserve treten ließ, die der Regel nach nur zu Besatzungszwecken bestimmt ist. Die Landwehrpflicht wurde für das 1. Aufgebot auf 4 (28.—31.), für das 2. auf 5 (32.—36.) Jahre herabgesetzt. Erst nach den Ereignissen von 1866 wurden die der Reorganisation der Armee zu Grunde liegenden Principien gesetzlich festgestellt, gleichzeitig aber wurden sie auch auf die neuen Provinzen Preußens und die Staaten des Norddeutschen Bundes ausgedehnt. Die Landwehrpflicht wurde bei Abschaffung des 2. Aufgebots auf 5 (28.—32.) Jahre vermindert und eine neue Bezirkseintheilung auf der Grundlage eingeführt, daß jedem Linien-Infanterie-Regiment ein Landwehr-Regiment zu 2 Bataillonen, jedem Füsilier-Regiment ein Reserve-Landwehr-Bataillon entspricht. Nach dem Deutsch-Französischen Kriege wurde die Landwehr-Organisation Preußens auf das gesammte Deutsche Reich übertragen, in dessen Staaten die Einrichtung neu war, obgleich mehrere derselben 1813—14 zwar Landwehr aufgestellt, dieselbe aber wieder hatten eingehen lassen.

Nach der am 1. April 1887 eingetretenen Vermehrung des deutschen Heeres zählt dasselbe 278 Landwehr-Bezirks-Commandos und zwar Preußen einschließlich Baden, Hessen, Mecklenburg, Braunschweig u. s. w. 240, Sachsen 19, Württemberg 17, Baiern 32 Landwehr-Bezirks-Commandos. Diese Commandos bilden die Friedens-

stäbe der Landwehr unter einem Bezirks-Commandeur, der meist aus der Reihe der zur Disposition stehenden Stabsoffiziere entnommen ist, nur die beiden Reserve-Landwehr-Regimenter (1. und 2. Berlin) Nr. 35 haben active Stabsoffiziere mit dem Regimentscommandeurrange an ihrer Spitze. Außer in Berlin gibt es noch Reserve-Landwehr-Regimenter in Breslau (Nr. 38) und in Köln (Nr. 40); die übrige Landwehr ist in Bataillone formirt, welche bei einer Mobilmachung einen activen Stabsoffizier als Commandeur erhalten, während der Bezirks-Commandeur zur Leitung der Ersatz- u. s. w. Angelegenheiten im Bezirke zurückbleibt. Im allgemeinen entsprechen jedem Linien-Infanterie-Regiment 2 Landwehr-Bataillons-Bezirke, aus welchen ersteres seinen Ersatz und seine Completirungsmannschaften empfängt. Für die Truppentheile der Garde werden die Ergänzungsmannschaften aus dem gesammten Gebiete des Preußischen Staates, für die Füsilier-Regimenter, die Cavalerie und die Specialwaffen aus dem gesammten Bezirk des betreffenden Armeecorps gestellt. In jedem Armeecorps befindet sich ein Reserve-Landwehr-Bataillon (bezw. Regiment); die Mannschaften seines Bezirks sind vorzugsweise zur Ausgleichung der Gestellung des Ersatzes und der Completirungsmannschaften bestimmt; die betreffenden Bataillone sind in Städte mit zahlreicher, wechselnder Bevölkerung gelegt. Der Umfang sämmtlicher Landwehrbezirke ist nach der Einwohnerzahl so bemessen, daß sie den vorstehend erwähnten Forderungen zu genügen vermögen. Für die 9 Garde-Landwehr-Regimenter und für das badische Grenadier-Landwehr-Regiment Nr. 109 bestehen im Frieden keine Stämme, dagegen sind jedem Regiment die Bekleidungs- und Ausrüstungs-Bestände für je 2 Garde-Landwehr-Bataillone übergeben und erfolgt eventuell die Formation derselben in den Garnisonen der Regimenter. Außer für die Infanterie bestehen für die übrigen Waffen im Frieden keine Stämme. Je zwei Provinzial-Landwehr-Bataillone gehören zu einem Landwehr-Regiment, doch hat letzteres im Frieden weder einen Commandeur noch einen Stab für denselben. Dagegen sind seit 1884 provisorisch 3 Landwehr-Inspectionen für die Bereiche des I., II. und III. preußischen Armeecorps errichtet, denen je ein Generalmajor als Landwehr-Inspecteur mit einem Stabe vorsteht. Diese Landwehr-Inspectionen sind in das Ressortverhältniß derjenigen Infanterie-Brigaden getreten, welchen die ihnen überwiesenen Landwehr-Bezirks-Commandos bisher zugetheilt waren. Die Landwehr-Bataillons-Bezirke sind in Landwehr-Compagnie-Bezirke getheilt, in denen Bezirks-Offiziere zur Unterstützung der Landwehr-Bezirks-Commandeure fungiren.

Die Landwehr gehört zum Beurlaubtenstand; ihre dienstlichen Verhältnisse sind durch die Landwehr- und Controlordnung vom 28. Sept. 1875 geregelt. Controlversammlungen für die Landwehr finden jährlich einmal statt, zu Uebungen kann jeder Wehrmann zweimal auf 8—14 Tage einberufen werden. Es übt dann die Infanterie jedes Landwehr-Bataillons in der Stärke von 402 Köpfen, sie wird aber im Kriege bis auf die Stärke von 802 Mann gebracht; die Wehrleute der Jäger, der Cavalerie, Artillerie, Pioniere und des Trains üben im Frieden bei den betreffenden Abtheilungen ihrer Waffe im Armeecorpsbezirk und werden im Mobilmachungsfalle zur Completirung ihrer Truppentheile verwendet. Wenn in letzterm Falle jeder Reserve-Landwehr-Bataillons-Bezirk ein Bataillon aufgestellt, was von der Zahl der übrigbleibenden Mannschaften abhängt, können einschließlich der Garde etwa 300 Landwehr-Bataillone formirt werden. Landwehr-Cavalerie wird im Kriege nach Bedarf gebildet.

Der deutschen Landwehr ähnliche Institutionen bestehen in den meisten Staaten, bei deren Bildung mehrfach das preußische Muster befolgt worden ist. Oesterreich hat seine Landwehr, Ungarn seine Honvedschaft, Rußland seine Reichswehr (Opoltschenie), Frankreich seine Territorial-Armee, Italien seine Mobil- und Territorial-Miliz, Holland seine Schutterij.

(*H. von Löbell.*)

LANDWIRTHSCHAFT, oder Oekonomie, ist dasjenige Gewerbe, welches Pflanzen und Thiere zu erziehen und nützlich zu verwenden lehrt. Der Zweck derselben ist ein allgemeiner und ein besonderer. Der allgemeine Zweck, weshalb Landwirthschaft überhaupt betrieben wird, ist Hervorbringung der zur Nahrung, Kleidung und zu anderweiten Bequemlichkeiten der Menschen dienenden Thiere und Pflanzen; der besondere Zweck besteht darin, das zum Betriebe der Landwirthschaft als Gewerbe aufgewendete Kapital am vortheilhaftesten zu verwerthen. Die Landwirthschaft liefert aber nicht blos die nöthigen Erzeugnisse zum Lebensunterhalt der Menschen, sondern auch den städtischen Gewerben viele Rohstoffe zur Verarbeitung, sie belebt und veredelt auch die ganze Natur, und ist zugleich das wichtigste Bildungsmittel für Gewerbe, Künste und Wissenschaften. Durch die Landwirthschaft wird ein Volk unabhängig von außen und erhält die nöthige Kraft im Innern, weil es eben die nothwendigsten Lebensbedürfnisse selbst erzeugt. Diese Erzeugung beschäftigt einen großen Theil der Bevölkerung unmittelbar und mittelbar, in letzterer Beziehung durch die weitere Verarbeitung der landwirthschaftlichen Producte und den Handel mit denselben. Deshalb wirkt kein anderes Gewerbe so einflußreich auf die gesammten staatlichen Verhältnisse als die Landwirthschaft. Sie ist der Grundpfeiler, auf dem jeder Staat ruht; deshalb sind auch ackerbautreibende Staaten auf die Dauer der Zeit die glücklichsten, zufriedensten, während in Ländern, wo Fabrik- und Manufacturbetrieb vorherrscht, ein erkünstelter Wohlstand zu herrschen pflegt, der sich bei Stockung der Fabriken und Manufacturen, sowie bei starker Vermehrung der Fabrikbevölkerung in die bitterste Noth verwandelt. Die Landwirthschaft ist theils Gewerbe, theils Wissenschaft. Bei dem Gewerbe, der praktischen oder empirischen Seite, als dem ersten Anfange, wendet der Landwirth zur Erreichung seiner Zwecke alle Bemühungen und Mittel an, um durch den geringsten Aufwand an Zeit, Arbeit und baarem Gelde die nützlichsten und am meisten gesuchten Pflanzen und Thiere und deren Producte in ihrer größten Güte und Vollkommenheit hervorzubringen, die

Erzeugnisse bis zum Verbrauch oder Verkauf gut aufzubewahren und nach Abzug der Productionskosten unter allen Orts- und Zeitverhältnissen den höchsten reinen Ertrag, d. h. viel baares Geld daraus zu ziehen. Daher Oekonomie gleichbedeutend mit Sparsamkeit. Als Wissenschaft aber, oder von der theoretisch-rationellen Seite betrachtet, ist die Landwirthschaft ein logisch geordneter Inbegriff der besten, gewissesten, auf Erfahrung und Vernunft gegründeten Regeln, wie die erwähnten Bemühungen und Mittel des Landwirths ohne Berücksichtigung des Kostenpunktes eingerichtet werden müssen, um die Zwecke der Landwirthschaft auf die schnellste, leichteste, vollkommenste und angenehmste Weise zu erreichen. Hier hört die Oekonomie vorläufig auf, mit dem Nebenbegriffe der Sparsamkeit verbunden zu sein. Wenn aber die Wissenschaft ihre Segnungen über die Landwirthschaft verbreitet, so bleibt auch die Kunst nicht zurück mit ihren Wohlthaten. Jede Erfindung, jede Verbesserung, welche dahin wirkt, die Handarbeiten zu vermindern, an Zeit zu ersparen, die Cultur und das Wirthschaftssystem zu verbessern, ist eine Wohlthat zunächst für den Landwirth nicht nur, sondern auch für die Gesammtbevölkerung. Die Landwirthschaft wurde Jahrhunderte hindurch als ein mechanisches Geschäft, dessen Operationen durch keinen andern Grund als den unvordenklichen gleicher Uebung zu erklären seien, betrachtet und betrieben und ihre Kenntniß auf rein empirische Weise von Generation zu Generation fortgepflanzt, bis in neuerer Zeit mit dem Aufschwunge der Naturwissenschaften und der Mechanik, der Gründung landwirthschaftlicher Lehranstalten und dem Entstehen von Lehrstühlen der Landwirthschaft an Universitäten Männer von Talent und Bildung anfingen, die Landwirthschaft, welche bis dahin von der Wissenschaft ganz vernachlässigt worden war, zum Gegenstand ihres Nachdenkens zu machen, ihr die Naturwissenschaften als allein sichere Grundlage anwiesen und dadurch eine neue Aera in der Geschichte derselben begründeten. Der Funke, welchen der Eifer jener Männer entzündet hatte, wurde mit großer Sorgfalt gepflegt und entwickelte sich im Verlaufe der Zeit zu einer weithin strahlenden Leuchte, welche viele vormals dunkle Räume erhellte und eine sehr große Zahl wichtiger Aufklärungen verschaffte, sodaß die Landwirthschaft jetzt als ein auf naturwissenschaftlichen Principien begründetes Gewerbe dasteht. Vgl. hierzu den Art. Ackerbau.

Lehrbücher über Landwirthschaft lieferten: Thaer (neue Ausg. 1880), Birnbaum (1859—63), Pabst (5. Aufl. 1872), Settegast (1874—79), Kirchbach (9. Aufl. 1880), Krafft (3. Aufl. 1880—83); Lexika: Thiel (1876), Krafft (1883); Geschichte: Fraas (1866), Langethal (1847). *(William Löbe.)*

LANDWIRTHSCHAFTLICHE LEHRANSTALTEN sind Bildungsinstitute für diejenigen, welche Landwirthschaft betreiben wollen. Sie zerfallen in niedere, mittlere und höhere. Zu den niedern gehören die Ackerbauschulen, zu den mittlern die Landwirthschaftsschulen oder landwirthschaftlichen Realschulen, zu den höheren die isolirten landwirthschaftlichen Lehranstalten und die landwirthschaftlichen Institute der Universitäten.

Die Ackerbauschulen, zur Ausbildung kleiner ländlicher Grundbesitzer bestimmt, verfolgen den Zweck, ihre Zöglinge theoretisch und praktisch in der Landwirthschaft zu unterrichten. Die Zöglinge müssen ein Alter von 16—17 Jahren erreicht haben, gesund und körperlich so stark sein, daß sie sämmtliche Wirthschaftsarbeiten zu verrichten vermögen. Die Lehrzeit dauert 2—3 Jahre. Der Unterricht zerfällt in den theoretischen und den praktischen. Jener wird hauptsächlich im Winterhalbjahre ertheilt und erstreckt sich im ersten Jahre auf Bodenkunde, allgemeine Viehzucht, Bienenzucht, Satzlehre mit leichten Stilübungen, aus der Naturlehre die allgemeinen Eigenschaften der Körper, aus der Botanik die Eintheilung der Pflanzen, ferner auf Thierheilkunde, Arithmetik, praktische Geometrie mit leichten Feldmeßübungen; im zweiten Jahre auf Pflanzenbau, Schaf- und Schweinezucht, Arithmetik, Flächenaufnahme und Nivelliren, Anfangsgründe der Ackerbauchemie, die Lehre von den flüssigen und festen Körpern, von der Luft und Wärme, der Gärung, Kenntniß der wildwachsenden Pflanzen, Stilübungen, Buchhaltung; im dritten Jahre auf Fruchtfolge, Wein- und Obstbau, Rindvieh- und Pferdezucht, Thierheilkunde, Arithmetik, Ackerbauchemie, Lehre von den Lufterscheinungen und wildwachsenden Pflanzen, populäre Volkswirthschaftslehre, Stilübungen, Buchhaltung. In der Arithmetik, Geometrie und den Stilübungen beginnt der Lehrcursus mit den alljährlich neu eintretenden Schülern aufs neue. Es werden drei Abtheilungen gebildet; die untere befaßt sich mit den Elementen der betreffenden Lehrgegenstände, die obern schreiten theils mit dem betreffenden Jahrescursus vorwärts, theils wiederholen sie. Die übrigen Lehrgegenstände sind von der Art, daß die jedes Jahr eintretenden Zöglinge an den Vorträgen theilnehmen können, wobei stets die nöthigen Vorbegriffe und Erläuterungen mit eingeflochten werden. Die Zahl der täglichen Unterrichtsstunden beträgt im Sommer 1, im Winter 2—3; außerdem werden Regentage zum theoretischen Unterricht benutzt. Wie dieser, so stützt sich auch der praktische auf einen stufenweisen, 2—3 Jahre umfassenden Plan, sodaß der Zögling durch den ganzen landwirthschaftlichen Geschäftskreis geführt wird. Im ersten Jahre werden die Schüler zuerst den leichtern, dann den etwas schwierigern Handarbeiten zugetheilt, z. B. der Düngerbereitung, Anfertigung der Mieten, Ausstreuung des Kunstdüngers, der Futter- und Getreideernte, der Unterhaltung der Entwässerungsgräben, der Behandlung der Körner auf dem Speicher. Die Schüler der ersten Jahresklasse besorgen die Fütterung der Ochsen und Fohlen und werden zur Beihülfe in den Rindvieh- und Schafställen verwendet. Im zweiten Jahre werden die Zöglinge den Ochsengespannen zugetheilt, mit welchen die leichtern Ackerarbeiten, die Düngerfuhren u. s. w. verrichtet werden. Im dritten Jahre erhalten sie Pferdegespanne, mit welchen sie die schwierigen Ackerarbeiten ausführen, die Säemaschinen, Drillcultur- und andere weniger gewöhnliche Ackergeräthe anzuwenden ha-

ben; auch müssen sie die ihnen zugetheilten Pferde verpflegen. Außerdem werden sie im letzten Jahre in den schwierigern Handarbeiten, im Säen, Mähen, Besorgen der Versuchsfelder, in den Hopfengärten, den verschiedenen Röstungsarten des Leins und Hanfs, den Be- und Entwässerungsanlagen eingeübt und erhalten in der Obstbaumzucht Unterricht. Der Schluß der praktischen Ausbildung besteht darin, daß die ältesten Zöglinge zur Aufsicht und Anleitung der Taglöhner verwendet und auf diese Art in der Aufsichtsführung geübt werden. Die Ackerbauschule muß unter der Leitung eines praktisch und wissenschaftlich gebildeten Landwirths stehen. Zur Ertheilung zusammenhängenden theoretischen Unterrichts hat der Vorsteher keine Zeit, sondern zu diesem Unterrichte müssen besondere Lehrer angestellt sein; der Vorsteher darf aber keine Gelegenheit vorübergehen lassen, den von den Lehrern ertheilten Unterricht durch die Praxis zu erläutern. Ganz besonders muß er es verstehen, die Zöglinge bei allen Arbeitsleistungen auf das Wesentliche derselben aufmerksam zu machen und auch über die anscheinend leichteste und geringfügigste Arbeit ein lehrreiches Gespräch anzuknüpfen und zu führen; nur dann kann der von den Fachlehrern ertheilte theoretische Unterricht von dem gewünschten Erfolge sein.

Je mehr aber der große Grundbesitz in einem Lande oder Landestheile überwiegt, desto mehr wird das Unzulängliche der Ackerbauschulen für die Ausbildung dieses Standes erkannt. Man ist zu der Ueberzeugung gelangt, daß sich die Praxis in der Schule nicht erlernen läßt. Diese Erkenntniß führte in der neuesten Zeit zur Gründung landwirthschaftlicher Mittelschulen: der Landwirthschaftsschulen, aus denen der Unterricht in der Praxis der Landwirthschaft ganz verbannt ist, in welchen vielmehr nur theoretischer Unterricht ertheilt wird. Diese Anstalten haben die Bestimmung, jungen Landwirthen die besonders für den sogenannten landwirthschaftlichen Mittelstand erforderliche wissenschaftliche Bildung zu gewähren, damit sie einst nach vernünftigen Grundsätzen die Landwirthschaft betreiben und im gesellschaftlichen, Communal- und Staatsleben den Anforderungen der Zeit zu genügen vermögen. Sie gewähren deshalb in materieller und formeller Hinsicht ihren Zöglingen eine weit höhere Ausbildung als die Ackerbauschulen. Der ganze Unterrichtsplan der landwirthschaftlichen Mittelschulen ist auf Erlangung einer größeren geistigen Reife angelegt; die Tendenz des Unterrichts geht dahin, durch die beschreibende, exacte und angewendete Naturwissenschaft und mit Hülfe der andern realen Disciplinen den Geist der Schüler zu bilden. Landwirthschaftliche Mittelschulen können nur in Städten gedacht werden. Ihre Unterhaltung erfolgt durch Staatszuschüsse, sowie aus Mitteln der Provinzial- und Kreisstände und der Gemeinden; sie stehen unter Aufsicht eines von Staatsbehörden entweder ernannten oder bestätigten Curatoriums. Der Cursus ist ein dreijähriger (drei Jahresklassen). Die Errichtung von Vorschulen, einer vierten und fünften Klasse für nicht genügend vorgebildete Schüler, ist dem örtlichen Bedürfnisse vorbehalten. Die Aufnahmebedingung für die unterste Klasse ist Reife für Untertertia, Obertertia und Untersecunda eines Gymnasiums oder einer Realschule erster Ordnung. In den einzelnen Fächern aber entstehen dadurch große Unterschiede, daß die Landwirthschaftsschule zwar geringere Forderungen in sprachlicher Hinsicht, aber erheblich höhere in den Naturwissenschaften macht. Folgende Unterrichtsgegenstände sind in den Lehrplan aufgenommen: 1) von allgemeinen Bildungsfächern Religion (facultativ), zwei fremde Sprachen (meist lateinisch und französisch), Geschichte, Geographie, Mathematik, Zeichnen. 2) von den Naturwissenschaften Chemie, Physik, Mineralogie, Zoologie, Botanik. Von landwirthschaftlichen Fächern Pflanzen- und Thierproductionslehre, Betriebslehre. An den freien Nachmittagen findet Turn- und Gesangunterricht statt. Hiernach tritt die Landwirthschaftslehre hinter die allgemeinen Bildungsfächer und die Naturwissenschaften erheblich zurück, um in drei Jahren das Ziel zu erreichen, welches in den Anforderungen des Prüfungsreglements für die Einjährig-Freiwilligen gegeben ist. So eingerichtete Landwirthschaftsschulen verdienen weitaus den Vorzug vor den eigentlichen Realschulen, in welchen von einem landwirthschaftlichen Fachlehrer Vorlesungen über Pflanzen- und Thierproduction und Betriebslehre gehalten werden.

Die höheren landwirthschaftlichen Lehranstalten zerfallen in isolirte höhere Lehranstalten und landwirthschaftliche Institute der Universitäten. Die isolirten höheren Lehranstalten sind hauptsächlich bestimmt für künftige größere Gutsbesitzer und Pächter, Wirthschaftsbeamte und einstige Verwaltungsbeamte, von denen eine gründlichere Bekanntschaft mit der Landwirthschaft gefordert wird. Diese Anstalten sollen hauptsächlich wissenschaftliche Centralpunkte der Landwirthschaft sein. Damit sie ihren Charakter als höhere Lehranstalten festhalten, müssen die Aufzunehmenden mindestens eine solche allgemeine Schulbildung besitzen, als gesetzlich das Ziel der ersten Klasse einer Realschule oder der Prima eines Gymnasiums ist. Ferner müssen sie in einer größeren Wirthschaft ihre Lehrzeit ausgehalten haben, es wäre denn, daß sie als Söhne von Landwirthen im älterlichen Hause hinlängliche Gelegenheit gehabt hätten, sich mit dem praktischen Betriebe der Landwirthschaft bekannt zu machen. Nur so vorbereitete Zuhörer sind befähigt, die Disciplinen in Beziehung auf die Landwirthschaft als organische Einheit aufzufassen und das Gehörte im späteren Wirkungskreise selbstthätig für die Praxis nutzbar zu machen. Wenn sich zu einer tüchtigen praktischen Befähigung noch wissenschaftliche allgemeine Schul- und specielle Fachbildung gesellt, dann wird der junge Mann eine höhere Lehranstalt mit wahrem Nutzen besuchen und wieder verlassen; diese selbst wird ihre eigentliche Bestimmung erfüllen und keine anmaßenden Halbwisser in die Welt senden. Bringt der Studirende eine genügende Vorbildung mit in die Anstalt, so genügen zum Studium vier Semester. Dazu ist es aber nothwendig, daß unter den Studirenden jener Fleiß, jener wissenschaftliche Geist herrsche, der zu einem erfolgreichen Studium durchaus erforderlich ist. Gewöhnlich pflegt man

an eine höhere landwirthschaftliche Lehranstalt die Forderung zu stellen, daß sie mit einem wenn auch nicht sehr umfangreichen Landgute verbunden, daß es wünschenswerth sei, wenn es eine gewisse Mannichfaltigkeit der Bodenarten habe, mit allen landwirthschaftlichen Gewerben ausgestattet und Gelegenheit gegeben sei, die Studirenden auch mit dem Betriebe der Waldwirthschaft bekannt zu machen. Unbedingt nothwendig ist aber ein zu der höheren Lehranstalt gehörendes, mit allen Branchen versehenes Landgut deshalb nicht, weil der Zweck einer derartigen Anstalt nicht das Kennenlernen der Praxis und die Uebung in derselben, sondern wissenschaftliche Fachbildung ist. Deshalb genügt vollkommen ein Versuchsfeld oder Versuchsgarten. Außerdem bieten Excursionen Gelegenheit, mit der Praxis in stetem Verkehr zu bleiben. Das Unterrichtspersonal muß bei einer gut eingerichteten höheren Lehranstalt bestehen: 1) Aus dem Dirigenten, einem erfahrenen, praktisch und wissenschaftlich gebildeten Landwirthe, der zugleich befähigt ist, den Unterricht in den statistischen und staatswirthschaftlichen Wissenschaften, soweit sie sich auf die Landwirthschaft beziehen, zu übernehmen, und in seiner Persönlichkeit alle die Eigenschaften eines Dirigenten vereinigt, durch die er sich Achtung und Vertrauen der Lehrer, Beamten, Studirenden zu sichern versteht. 2) Aus den Docenten für sämmtliche Lehren der Land- und Forstwirthschaft, der Naturwissenschaften, der Volkswirthschaft, des Landwirthschaftsrechts, der Mathematik (besonders der angewandten), der Mechanik, Feldmeßkunst, des landwirthschaftlichen Bauwesens, der landwirthschaftlichen Gewerbe, Betriebslehre, Thierheilkunde. Gehört zur Anstalt ein Landgut, so hat dessen oberste Leitung der Director zu übernehmen. Der Anstalt dürfen gewisse Sammlungen und Apparate nicht fehlen: Bibliothek, Herbarium, geognostische, Woll-, Samenarten-, Insekten-, Mineralien-, Modellsammlungen, chemisches Laboratorium, physikalischer Apparat, Mikroskope u. s. w. Ob übrigens Privat- oder Staatsanstalten den Vorzug verdienen, hängt ab von der Art des Directors, Lehrerpersonals und der Lehrmittel. In neuester Zeit sind die meisten isolirten höheren landwirthschaftlichen Lehranstalten aufgehoben und mit den Universitäten verbunden worden: *Landwirthschaftliche mit Universitäten verbundene Institute.* Dieselben haben aus folgenden Gründen den Vorzug vor den isolirten Lehranstalten. Da die isolirten Lehranstalten in der Regel mehr oder weniger entfernt von großen Städten gelegen sind, ist es schwierig, tüchtige Lehrkräfte für dieselben zu erlangen; werden solche aber doch herbeigezogen, so ist es bei der Abgeschlossenheit von andern Gelehrten, Bibliotheken und sonstigen Fortbildungsmitteln schwierig, sich auf der Höhe der Zeit zu erhalten. Auch der gesellige Verkehr ist sehr beschränkt. Was die Studirenden betrifft, so haben diese auf der Universität Gelegenheit, sich nicht nur ebenso gut wie auf isolirten Lehranstalten fachwissenschaftlich, sondern auch universell auszubilden, und im geselligen Verkehr mit einer großen Zahl Commilitonen, sowie mit gebildeten Personen aus andern Ständen abgeschliffen und gesitteter zu werden. Der Einwurf, daß der Universitätsbesuch Gelegenheit gebe, alles andere zu treiben, nur keine Studien, und daß derselbe auch in moralischer Hinsicht gefahrbringend sei, ist deshalb nicht stichhaltig, weil er die isolirten Lehranstalten in fast eben demselben Grade trifft. Dagegen setzt das Universitätsstudium eine noch größere Bildung voraus als das Studium auf isolirten Lehranstalten, weil die Docenten an den Universitäten, mit alleiniger Ausnahme derer, welche Landwirthschaft vortragen, auf Mangel an Vorbildung ihrer Zuhörer keine Rücksicht nehmen können. Soll deshalb das Universitätsstudium für Landwirthe fruchtbar werden, so müssen sie gehörig reif dafür sein, sich mindestens das Zeugniß der Reife für den einjährig-freiwilligen Militärdienst erworben haben. Am zweckmäßigsten ist es, wenn junge Männer erst studiren, nachdem sie die praktische Lehr- und Dienstzeit durchgemacht haben, weil dann die Vorträge über die Landwirthschaftswissenschaft weit verständlicher sind. Das Universitätsstudium vor der Lehrzeit ist deshalb sehr bedenklich, weil die jungen Männer, wenn sie die Universität verlassen, zu sehr mit Theorien und idealen Anschauungen angefüllt in die praktische Lehre treten, woraus selten etwas Gutes entsteht. *(William Löbe.)*

LANDWIRTHSCHAFTLICHE VERSUCHS-STATIONEN sind Anstalten, deren Aufgabe ist, die in Beziehung auf den Betrieb der Landwirthschaft sowie der mit derselben in Verbindung stehenden Gewerbe maßgebenden Gesetze der Natur zu erforschen und deren nutzbare Anwendung festzustellen. Die anzustellenden Versuche und Untersuchungen sind: 1) allgemein vorbereitende wissenschaftliche, und zwar Untersuchung des Bodens auf seine chemische, physische und mechanische Beschaffenheit; Untersuchung des meteorischen, fließenden und stockenden Wassers auf Bestandtheile, Einwirkung auf die Vegetation, Folgen der Entwässerung; Untersuchung über Bestandtheile der Atmosphäre und Einfluß derselben auf die Beschaffenheit des Bodens und auf die Pflanzen; Feststellung der Wärme in den verschiedenen Jahreszeiten, das Maß ihres Bedarfs für die Culturpflanzen, ihr Einfluß auf Verwesung, Verwitterrung und Vegetation. In Bezug auf die Production des Bodens erstrecken sich die Untersuchungen auf die Verbesserung der Analyse zur Bestimmung und Scheidung der Bestandtheile der Pflanzen, auf die Natur derselben und ihre Lebensbedingungen, auf den Einfluß der verschiedenen Düngemittel, die Art der Entwickelung und Ausbildung der Pflanzen, den Einfluß des Samens auf die Ausbildung der Gewächse, die Zusammensetzung der Culturpflanzen und Früchte. In Bezug auf die Erzeugung der Pflanzen soll vor allem festgestellt werden, welche Nahrungsmittel dieselben bedürfen, in welcher Form diese von den Pflanzen aufgenommen werden, in welcher Masse, welcher Mischung, welchem Auflösungsgrade sie zuzuführen sind, um die Pflanzen zur vollständigsten Entwickelung zu bringen. 2) Specielle Culturversuche, welche den Zweck haben, zu den vorbereitend wissenschaftlichen Versuchen und Untersuchungen das Material zu liefern, die Bedingungen der Vegetation der verschiedenen Arten der Culturpflanzen an

diesen selbst zu ergründen. 3) Verwendung der Bodenerzeugnisse für die Haltung der Hausthiere und zu gewerblichen Zwecken, betreffs jener hinsichtlich der nutzbarsten Verwendung der thierischen Nahrungsmittel bei allen Gattungen der Hausthiere und bei den verschiedenen Nutzungszwecken in den verschiedenen Altersperioden. Die Verwendung der landwirthschaftlichen Producte zu gewerblichen Zwecken kommt nur so weit in Betracht, als sie mit dem Betriebe der Landwirthschaft in näherer Verbindung steht, und es beziehen sich die desfallsigen Versuche und Untersuchungen hauptsächlich auf die Mahl- und Backgewerbe, die Milchwirthschaft, Spiritus-, Zucker-, Stärke-, Hefefabrikation, Wein-, Flachs-, Hanf- und Tabacbereitung. 4) Landwirthschaftlich-polizeiliche Untersuchungen. In Bezug hierauf haben die Versuchsstationen die Aufgabe, durch Untersuchung der in den Handel gelangenden Futter- und Düngemittel den Betrügereien entgegenzutreten. Hiernach ergibt sich von selbst eine Theilung der Versuchsstationen in solche für Pflanzenernährung (Stationen für Culturversuche) und in solche für Verwendung des Futters (Stationen für Fütterungsversuche). Beide Arten theilen die Arbeiten wieder nach den Pflanzen- und Thiergattungen. Die landwirthschaftlichen Gewerbe bilden entweder eine dritte Abtheilung oder können der Station für Cultur- oder Fütterungsversuche überwiesen werden. Außer dieser wissenschaftlichen Thätigkeit können die Versuchsstationen auch noch unmittelbar der Praxis der Landwirthschaft zur Seite stehen, und zwar in Beziehung auf Ermittelung und Anwendung für die Landwirthschaft nutzbarer Naturkörper, z. B. Analysirung von Bodenarten, Düngemitteln, Futterarten. Die praktische landwirthschaftliche Abtheilung einer Versuchsstation muß ihrer Bestimmung nach an allen den vorgedachten Richtungen, soweit nicht rein naturwissenschaftliche Fragen zu lösen sind, mitwirken. Weitere Aufgaben derselben sind die Ausbildung der landwirthschaftlichen Verhältnißkunde, um dieselbe auf positivere Grundlagen zurückzuführen; die Erprobung, Einführung, Akklimatisirung fremder und die Veredelung einheimischer Culturpflanzen; die Anwendung und Erprobung landwirthschaftlicher Maschinen und Geräthe; Einführung, Erprobung und Akklimatisirung fremder Viehrassen. Das Ideal einer Versuchsanstalt ist ein großes Landgut mit verschiedenen landwirthschaftlichen Gewerben, ausgestattet mit allen Hülfsmitteln, besonders Versuchsfeldern, Versuchsställen mit den nöthigen Thieren, einem chemischen Laboratorium, physikalischen Apparaten. Wo ein solches Gut nicht geboten ist, da wird auch eine kleinere Wirthschaft mit einem Versuchsfelde für die Zwecke ausreichen, und wo auch diese fehlt, da wird ein Garten, ein Glashaus das Material für die Vegetationsversuche liefern, nur daß hier die analytischen Untersuchungen in den Vordergrund treten. Für Versuchsstationen, welche mit einer Wirthschaft verbunden sind, sollen neben den den Specialabtheilungen vorstehenden Landwirthen und Chemikern mehrere ihrer Aufgabe gewachsene Landwirthe das Curatorium bilden. Demselben liegt die allgemeine Bestimmung über die anzustellenden Versuche und Untersuchungen ob. Ein Land, welches mehrere Versuchsstationen besitzt, soll einen Centralvereinigungspunkt für dieselben haben, um durch dessen Vermittelung den durch das ganze Land zu verfolgenden Plan festzustellen, die Arbeiten zu vertheilen und bei zeitweiligen Zusammenkünften der Abgeordneten der Stationen einen Austausch der Ansichten derselben über in Anwendung gebrachte Methoden zu berathen. Periodische Zusammenkünfte der Vorsteher der gesammten Versuchsstationen Deutschlands haben den Zweck, einen Austausch der Ansichten über die zu verfolgenden Wege zu berathschlagen. Sollen aber die Versuchsstationen wirklich den praktischen Nutzen gewähren, den man von ihnen erwartet, so müssen an diese weiter folgende Anforderungen gestellt werden: derjenige, welcher der naturwissenschaftlichen Abtheilung vorsteht, muß zwar überwiegend Chemiker, zugleich aber auch in den übrigen naturwissenschaftlichen Doctrinen, namentlich Physiologie, Physik, Botanik und Geognosie bewandert sein; er muß ferner mit dem an der Station angestellten praktischen Landwirth Hand in Hand gehen, sowol bei Entwerfung der allgemeinen leitenden Grundsätze und der speciellen Versuchsaufgaben, als bei der späteren Ausführung derselben. Die Versuche und Untersuchungen sollen nach folgenden Grundsätzen angestellt werden: 1) die bei den Versuchen vorkommenden praktisch-landwirthschaftlichen Operationen sind in allen ihren Einzelheiten so zu vollziehen, wie es erfahrungsgemäß für das Zweckmäßigste von intelligenten Landwirthen erkannt worden ist. 2) Die Versuche und Untersuchungen müssen von einer steten, gewissenhaften Beobachtung begleitet sein, weshalb ein Tagebuch zu führen ist. 3) Sie müssen mit gründlicher Stoffkenntniß angestellt werden, und die Stoffverbindungen berücksichtigen, womöglich auch über die stattfindenden Stoffwanderungen Aufschluß geben. 4) Sie müssen gleicherweise auf die materielle Verschiedenheit der Producte und die Abhängigkeit dieser von den einzelnen wirkenden Stoffen ausgedehnt werden; 5) mit genauer Berücksichtigung der Witterungsverhältnisse und allen hier günstig, dort ungünstig einwirkenden besonderen Umständen ausgeführt werden. 6) Die Versuche sind vergleichend auszuführen, damit man nicht blos die Ergebnisse derselben Versuchsreihe, sondern auch die der nach gleicher Richtung hin an andern Orten angestellten Versuche untereinander zu vergleichen berechtigt ist. 7) Sie müssen in stetem Zusammenhange durch ganze Entwickelungsperioden hindurch geführt und planmäßig geordnet werden, mit den möglichst einfachen Verhältnissen beginnen und stufenweise zu zusammengesetzteren fortschreiten. 8) Die gemeinschaftlichen Versuche und chemischen Untersuchungen sind in allen Stationen auf gleiche Weise und nach gleichen analytischen Methoden auszuführen, damit die erlangten Resultate auf den Charakter «vergleichbar» Anspruch zu machen berechtigt sind. 9) Sie müssen mit der größten Genauigkeit ausgeführt werden, weil sich auf sie großentheils das Resultat der Versuche stützt. 10) Die von den Versuchsstationen erzielten Resultate sind der Praxis erst dann als zuverlässig für das prak-

tische Wirken zu empfehlen, wenn sie die Probe bestanden haben.

Vgl. Kuhn und Nobbe, «Entwickelung und Thätigkeit der land- und forstwirthschaftlichen Versuchsstationen» (Berlin 1877). *(William Löbe.)*

LANE (Edward William), berühmter englischer Orientalist, geb. am 17. Sept. 1801 zu Hereford, wo sein Vater, Theophilus Lane, der frühzeitig starb, Präbendar an der Kathedrale war. Nachdem er auf den Schulen zu Bath und Hereford besonders Fortschritte in der Mathematik gemacht hatte, bestimmte ihn seine Mutter für den geistlichen Stand und gedachte ihn auf die Universität Cambridge zu senden. Lane entsagte aber diesem Vorhaben und ging nach London, wo er sich der Kupferstecherkunst widmete. Kränklichkeit nöthigte ihn, den Grabstichel niederzulegen. Er besuchte darauf Aegypten, um dort Land und Leute und die arabische Sprache zu studiren. Die Frucht wiederholten Aufenthalts in Aegypten (1825—28 und 1833—35) war das berühmt gewordene Werk «An account of the manners and customs of the modern Egyptians» (2 Bde., London 1837 und öfter, mit von Lane selbst auf Stein gezeichneten Kupfern; auch deutsch, Leipz. 1856). Das Werk liefert eine vortreffliche Beschreibung nicht nur Aegyptens, sondern des orientalischen Lebens überhaupt, ausgezeichnet durch Genauigkeit und Schärfe der Beobachtung. Seine 1840 zu London in 3 Bänden veröffentlichte englische Uebersetzung der «1001 Nacht» («The thousand and one nights») ist mit werthvollen Anmerkungen über orientalische Sitten und Gebräuche bereichert; dieser folgte 1843 «Selections of the Kur'ân», eine nützliche Auswahl aus dem Koran. Bevor dieses Buch jedoch die Presse verlassen hatte, reiste Lane 1842 zum dritten mal nach Aegypten und blieb hier sieben Jahre, um Material für sein Hauptwerk, das große arabisch-englische Lexikon, zu sammeln. Er war durch die Freigebigkeit des Herzogs von Northumberland zur Ausführung dieses Unternehmens in den Stand gesetzt worden. Im J. 1849 kehrte Lane nach London zurück und widmete sich fortan mit unermüdlichem Eifer der Ausarbeitung des «Arabic-English Lexicon», von dem er selbst 5 Theile (1863—75) veröffentlichte. Seit seinem Tode, am 9. Aug. 1876, setzt sein Neffe, Stanley Lane Poole, das Werk fort.

Vgl. Stanley Lane Poole, «Life of Edward William Lane» (Lond. 1877). *(W. Bentheim.)*

LANFRANC, Erzbischof von Canterbury und Primas der englischen Kirche, geb. zu Pavia um 1005, entstammte einer vornehmen Familie in seiner Vaterstadt. Er studirte in Bologna und an mehrern andern Universitäten die Rechtswissenschaft und die liberales disciplinae. Nach mehrjähriger Abwesenheit nach Pavia zurückgekehrt, ward er Lehrer der Jurisprudenz an der Universität; er war besonders im Kanonischen Rechte gelehrt. Im J. 1039 vertrieben ihn die Unruhen in Italien aus Pavia, worauf er mit gelehrten Freunden nach der Normandie ging und zu Avranches eine Schule gründete, welche großen Erfolg hatte. Nachdem 1042 seine Frau gestorben war, trat Lanfranc als Mönch in das Benedictinerkloster zu Bec. Er stand hier als Lehrer der Klosterschule vor, welche unter ihm die berühmteste Schule in Frankreich wurde. Zu seinen Schülern gehörten Witmund, später Bischof von Aversa, Anselm, später Bischof von Aosta und Erzbischof von Canterbury, Anselm von Lucca, später Papst Alexander II. Im J. 1046 ward Lanfranc zum Prior des Klosters Bec erhoben. In dieser Stelle bekämpfte er die Abendmahlslehre Berengar's von Tours (s. d.). Zwischen Lanfranc und Berengar, mit welchem er früher befreundet war, fand eine lebhafte Correspondenz statt, von welcher noch einige Briefe erhalten sind. Lanfranc schloß den Streit mit seiner Schrift «Liber de corpore et sanguine Domini Nostri Jesu Christi contra Berengarium».

Der Prior zu Bec erlangte bald großen Einfluß bei Herzog Wilhelm von der Normandie. Im J. 1053 heirathete dieser seine Base Mathilde, die Tochter des Herzogs Balduin von Flandern, trotz des ausdrücklichen Verbotes des Concils zu Rheims. Lanfranc schloß sich dem Verdammungsurtheile an, söhnte sich aber mit dem Herzoge wieder aus und trat bald darauf in dessen Auftrage eine Reise nach Rom an, um eine päpstliche Dispensation zu erlangen, welche die Ehe legitimire. Die Dispensation wurde 1059 erlangt und steigerte in hohem Grade Lanfranc's Ansehen bei Wilhelm und Mathilde. In Anerkennung der päpstlichen Gnade baute Wilhelm die Abteien St.-Stephan und der heiligen Dreieinigkeit zu Caën. Als 1062 der Bau von St.-Stephan fertig war, ward Lanfranc der erste Abt und nun der intimste Rath des Herzogs in der Zeit der Eroberung Englands. Im J. 1067 wurde Lanfranc das Bisthum Rouen angeboten; er lehnte es aber ab, weil bereits Canterbury in Aussicht stand. Im J. 1070 wurde Erzbischof Stigand abgesetzt und Lanfranc sodann zum Erzbischof von Canterbury und Primas von England ernannt. Er erhielt die Weihe zu Canterbury am 29. Aug. 1070 und ging im folgenden Jahre nach Rom, um von seinem frühern Schüler Papst Alexander II. das Pallium zu empfangen. Der Papst empfing Lanfranc sehr herzlich, doch gelang es ihm nicht, denselben für die päpstlichen Sonderinteressen zu gewinnen. Er blieb vielmehr ein bereitwilliges Werkzeug des Königs, diesem die englische Kirche in Unterwerfung zu bringen. Alle sächsischen (englischen) Prälaten und Aebte wurden nach und nach abgesetzt und Ausländer kamen an ihre Stelle. Das königliche Oberbischofthum wurde auf die höchste Stufe gebracht. Die Geistlichkeit durfte den Papst nicht anerkennen, bis die königliche Genehmigung eingeholt worden war, keine päpstlichen Breven durften bekannt gemacht werden ohne königliche Genehmigung, kein Concil durfte Kirchengesetze erlassen, welche dem königlichen Ermessen nicht genehm waren, kein Bischof durfte einen englischen Unterthan in Klage setzen oder in Strafe ziehen ohne königliche Erlaubniß, kein Geistlicher durfte das Land verlassen ohne königliche Erlaubniß. In der Disciplin der Kirche wurden Hildebrand's Verordnungen befolgt, jedoch mit Mäßigung.

Gegen Simonie wurde streng verfahren, jedoch mit Bezug auf das Cölibat den Pfarrgeistlichen gestattet, ihre Frauen zu behalten. Im J. 1076 erschienen Lanfranc, Thomas, Erzbischof von York, und Remigius, Bischof von Dorchester, vor dem päpstlichen Stuhle, die Bestätigung gewisser alter Privilegien nachzusuchen, welche ihnen auch gewährt wurde. Wilhelm aber verweigerte Gregor's Forderung, ihm Huldigung zu erweisen; und auch Lanfranc verweigerte der päpstlichen Citation, in Rom zu erscheinen, Gehorsam.

Es gelang Lanfranc, dem erzbischöflichen Sitze gehörende, innerhalb seiner Diöcese liegende Ländereien, welche Bischof Odo, Graf von Kent, des Königs Bruder, sich angeeignet hatte, wieder in Besitz zu nehmen. Sein Streit mit dem Erzbischofe von York bezüglich des Vorranges wurde mit Hülfe des Königs dahin entschieden, daß dem Erzbischofe von Canterbury das Primat von ganz England zuerkannt wurde.

Es war wesentlich durch Lanfranc's Einfluß geschehen, daß nach Wilhelm's des Eroberers Tode Wilhelm Rufus die Krone erlangte, doch schränkte Lanfranc, solange er lebte — er starb am 24. Mai 1089 — dieses Königs Raubgier und Grausamkeit beträchtlich ein.

Von Lanfranc's Schriften, «Opera», hat man folgende Ausgaben: die Ausgabe von D'Achery (Paris 1648); die Benedictiner-Ausgabe (Lyon 1677); die Ausgabe von Giles (Oxford 1844). *(W. Bentheim.)*

LANFRANCO (Giovanni), italienischer Maler und Radirer, geb. zu Parma 1581, hat seine künstlerische Ausbildung aus der Schule der Carracci zu Bologna und Rom erhalten, doch läßt sich auch ein eifriges Studium Correggio's in seinen Arbeiten wahrnehmen. In Gemeinschaft mit Annibale Carracci malte er zu Rom im Palast Farnese und führte dann verschiedene Staffeleibilder für die Großen Roms aus. So wurde in der Sammlung Borghese ein Polyphem sehr gelobt, wie auch die Versammlung der Götter, letzteres Bild in der Villa Borghese. Den höchsten Ruhm erwarb aber das Altarbild für die Stadt Macerata, den Tod der Heiligen Jungfrau darstellend. Lanfranco wurde besonders auch vielfach zum Ausmalen von Kuppeln in Anspruch genommen: so vom Cardinal Montalto, der durch ihn die Kuppel von Sant'Andrea della Valle in Rom malen ließ, wodurch er sich die Feindschaft des Dominichino zuzog, da sich dieser dadurch zurückgesetzt fand. Bei dieser Arbeit war Correggio's Kuppel im Dome zu Parma sein Vorbild. Dieses Kuppelgemälde in der Andreaskirche, allseitig bewundert und gelobt, bleibt sein Hauptwerk. Dominichino übrigens malte die vier Evangelisten an den Gewölbbögen und die Thaten des heiligen Andreas in der Wölbung der Tribüne, während Lanfranco die Himmelfahrt der Maria in der himmlischen Glorie darstellte. Nach Vollendung seiner Mosaiktafel in der Peterskirche, darstellend Christus, wie er Petrus vor dem Versinken im stürmischen Meere rettet, wurde Lanfranco von den Jesuiten die Ausmalung ihrer Kirche zu Neapel übertragen. Er malte daselbst in der Kuppel die Vision des Paradieses. Außerdem war er noch in andern Kirchen der Stadt beschäftigt, namentlich in S.-Gennaro. Nach Rom zurückgekehrt, wurde er mit Ehren überhäuft, vom Papste Urban VIII. erhielt er den Christusorden. Von weitern Arbeiten heben wir noch hervor: in den Loggien des Vaticans die Geschichte der beiden Weltapostel, in der Kirche S.-Agostino in Rom die Himmelfahrt der Maria, in der Kirche dei Fiorentini in Rom die Kreuztragung Christi. Seine Staffeleibilder sind in den Galerien verstreut: so der Abschied der Weltapostel auf ihrem Wege zum Tod, in Paris, der reuige Petrus, in Dresden, ein Christus am Oelberge, in München, u. s. w. Viele seiner Gemälde wurden gestochen. Er selbst hat auch radirt. Lanfranco starb zu Rom am 29. Nov. 1647. *(J. E. Wessely.)*

LANFREY (Pierre), französischer Publicist und Historiker. Am 26. Oct. 1828 zu Chambéry in Savoyen als Sohn eines unter Napoleon I. gedienten Husarenkapitäns geboren, der eine dortige Modewaarenhändlerin Thérèse Bolain geheirathet hatte, verlor Lanfrey mit sechs Jahren den heftigen, durchaus irreligiösen Vater, von dem er Ungestüm, beißenden Spott und etwas Hoffärtiges im Gebaren geerbt haben mochte, und wurde von seiner feinfühligen, edeln, wahrheitsliebenden und sittenstrengen Mutter sorgfältig erzogen. In Noth zurückgelassen, brachte die fromme Mutter jedes noch so schwere Opfer für ihr einziges Kind; obgleich ohne Unterricht und Bildung, übte sie den dauerndsten moralischen Einfluß auf daſselbe aus. Sie erzog Lanfrey in solchen Eindrücken und Principien, daß sie keine Furcht für seine Zukunft zu haben brauchte, flößte ihm Selbstvertrauen ein, bannte alle Lüge aus ihm und glaubte ihm aufs Wort; Vertrauen um Vertrauen! Sie sollte die Früchte ihrer treuen Arbeit kosten, denn sie starb erst mit 86 Jahren, als ihr Sohn auf der Höhe stand, an deren Fuß sie ihn geführt hatte. Er unterhielt lebenslang mit ihr den innigsten und offensten Briefwechsel. Die wunderbare Schönheit der Umgebungen Chamberys machte früh tiefen Eindruck auf Lanfrey's empfängliches Gemüth, er durchstrich die Landschaft in allen Richtungen und genoß mit vollen Zügen die Freiheit der Jugend; obgleich von schwächlicher Gesundheit und sehr nervös, zeigte er Kaltblütigkeit und Kraft im Handeln und Entschließen. Lanfrey besuchte das Jesuitencolleg seiner Vaterstadt, da seine Mutter hier am besten den Sohn zum Christen heranbilden sah; bald zeichnete er sich aus durch Fleiß, Begabung, Gedächtniß. Als er funfzehn Jahre zählte, bemerkte er in der Bibliothek einige Bücher, die ihm geeignet schienen, freilich in aller Heimlichkeit, Auszüge zu machen, die sich zu einer Art Pamphlet gegen die Jesuiten gestalteten; er wurde verrathen, mußte sein Manuscript abliefern, setzte den Lehrern Trotz entgegen, da er in sich die persönliche Freiheit und das Recht freien Denkens beleidigt sah, und mußte das Colleg verlassen. So schwer es ihr wurde, ermöglichte es die Mutter durch neue Opfer, den Sohn 1844 in ein anderes geistliches Institut in Saint-Jean-de Maurienne zu thun; der Sohn vergalt ihr mit steigender Innigkeit. Die Heuchelei im Institut ekelte ihn ebenso an wie der plumpe Ton, er

«zog die Hölle diesem Collèg vor»; nicht Eine Seele war wie die seine gestimmt, niemand verstand ihn; er lechzte nach einer guten Bibliothek, fühlte sich beengt in der gottselig-mystischen Atmosphäre: seine sich entwickelnde Vernunft gerieth in Widerstreit mit den Dogmen und Mysterien der Kirche; zum Entsetzen der Mutter regten sich Zweifel bei dem Sohne seines Vaters. Lanfrey beschwor sie immer von neuem, ihn nach Paris zu lassen, damit er seine Studien fortsetze; ihr bangte nicht nur vor den großen Kosten, sondern noch mehr vor den Versuchungen von Paris; es kostete schwere Kämpfe, endlich willigte die Mutter ein und jetzt erst konnte das geistige Leben in Lanfrey die Schwingen entfalten. D'Haussonville urtheilt von Lanfrey, als Mann habe er viel vom Kinde behalten, «eine gewisse natürliche, naive und freimüthige Glut, übermäßige Strenge des Urtheils, die Unmöglichkeit, zu schweigen oder auch nur den Ausdruck seines Gedankens abzuschwächen» und ein etwas von sich und seinem Schicksale eingenommenes Wesen; «mit seinem sechzehnten Jahre war er schon in sich gekehrt und von Natur zur Einsamkeit geneigt; etwas hoffärtig, reservirt und von bescheidenem Anstande, schützte er ziemlich niedrig die Ansichten und selbst die gute Meinung anderer. Keineswegs aber machte Lanfrey aus sich das Centrum seiner Welt, ihn mehr als andere bewegten die allgemeinen Eindrücke und die großen Begebenheiten der Zeitgeschichte, und die weltberauschende Idee der Freiheit wurde früh Fleisch und Blut in seinem unabhängigen Gemüthe; an sie glaubte er mehr als an jede Kirche, sie war seine Bibel. So kam er 1846 in das Institut Bellaguet in Paris und bald schrieb er der Mutter stolze Zukunftsträume nieder; er fühlte, wie ihm die Flügel wuchsen, wie unter Mühen und Entbehrungen der Mann sich in ihm durchrang. In ihm stand es fest, Schriftsteller zu werden, für seine Mutter und seinen Ruhm zu arbeiten; er scheute vor keinen Mühen und vor keinem Lehrgelde zurück und verschlang mit Heißhunger die Bücher, die sich ihm in Paris boten, sodaß er erstaunliche Kenntnisse sammelte. Im J. 1847 kehrte er heim, seinen Vorsätzen treu geblieben, erholte sich in der schönen Heimat von den raftlosen pariser Studien, betrat zum ersten mal flüchtig die Bahn der Liebe und ging 1848 nach Grenoble, um Jura zu studiren. Die politische Erregung des Jahres 1848 ließ Lanfrey keineswegs unberührt; in der Monarchie hegte er früh Neigung zum Republikanismus, aber alles Demagogenthum und factiöse Geschrei stieß ihn unwillkürlich zurück; er verstand große revolutionäre Köpfe wohl zu würdigen, verachtete aber alle Charlatane und Gassentribunen, und fand mit Recht an der Februarrevolution wenig Würdiges, an der Junischlacht viel Schmerzliches. Auch in Grenoble lebte er einsam, denn er schloß sich schwer an, nur einigen Freunden in Paris stand er wirklich nahe und vertraute ihnen Leid und Freud', Hoffnung und Täuschung offen. An der Jurisprudenz fand er kein Gefallen und betrieb sie sehr lässig, lernte hingegen deutsch und italienisch, studirte Philosophie, Literatur und namentlich Geschichte. Die Liebhaberei an Lamartine führte ihn der Geschichte, seinem wahren Berufe, zu; die Geschichte erschien ihm als die einzig echte Philosophie und als die erhabenste Poesie. Im J. 1848 und 1849 litt der junge Gelehrte, den auch Napoleon einen großen Dichter nannte, dessen Sehnsucht Italien gewesen sei, an Nervenzuständen, die sein Leben bedrohten und dauernde Spuren hinterließen; in extravaganter Verbitterung klagte er Gott der Unvernunft an, daß er jemand solle sterben lassen, ehe er ein wirkliches Leben habe führen können. Nach Beendigung seiner Studien in Grenoble sollte Lanfrey Advocat in Chambéry werden, seine Mutter wollte es durchaus; ihm sagte dieser Beruf nicht im mindesten zu, aber auf ihre Bitten ging er nach Turin, um sich den Weg zum Barreau zu ebnen. Eine reizende Liebesidylle verschönerte diesen Aufenthalt von 1851; desto wuchtiger traf ihn die Nachricht von Napoleon's Staatsstreich, der ihn in Verwünschungen ausbrechen ließ. Ende 1853 siedelte sich Lanfrey in Paris an, mit einer Arbeit über die Philosophen des vorigen Jahrhunderts emsig beschäftigt; Savoyen lag auf ewig hinter ihm, Paris wurde seine Heimat; er verschmähte die Advocatur im Vaterlande. Aber bei der drückenden Lage der Presse in jenen Jahren mußten Lanfrey's noch die härtesten Erfahrungen warten; seine freiheitlichen Ansichten waren in Paris verpönt; es fanden sich keine Redacteure, die seinen Aufsätzen die Spalten zu öffnen wagten, und in ohnmächtiger Wuth tobte er gegen die Fesseln. Er vollendete seine mühevolle große Arbeit über die Philosophen, klopfte aber vergebens bei den Verlegern an; seine Mutter begann an seinem Erfolge zu verzweifeln, was den tiefsten Stachel in sein empfindliches Gefühl stieß, und mußte neue Mittel beschaffen, um das Werk auf eigene Kosten ans Licht treten zu lassen. Als er das Buch «L'Eglise et les Philosophes du XVIII^ie^ siècle» hatte drucken lassen, galt es neue Mühen, um einen Buchhändler aufzuspüren, der den Vertrieb übernehmen und sich als Herausgeber nennen würde; endlich gelang auch dies. Das 1857 erschienene Buch mit seiner natürlichen Sprache, seiner ungezügelten Unabhängigkeit, seiner mächtigen Vollkraft machte großes Aufsehen; ein Jules Janin fand begeisterte Worte der Anerkennung, der Name Lanfrey's trat auf viele Lippen, die Literatur war um einen Stern reicher geworden; mit Ary Scheffer schloß er innige Freundschaft und bei der geistvollen Gräfin d'Agoult, die ihm herzlich gewogen war, lernte er die großen Literaten und die Häupter der republikanischen Partei kennen. Von Béranger angeregt, der ihn zur Poesie herüberführen wollte, dichtete er ein fünfactiges Drama, um es selbst zu verbrennen. Seine Lage schien auch nach dem bedeutenden Erfolge seines Werkes dieselbe bleiben zu sollen; die oppositionellen Journale wagten es nicht, etwas von ihm aufzunehmen. Er begann ein neues historisches Werk, polemisch wie das erste; er ahnte, daß es Sturm erregen würde. Ueberall auf der Suche nach der Erklärung der vielen Schläge, welche die Freiheit in Frankreich seit 1789 erhalten hatte, schrieb er den «Essai sur la révolution française» (Paris 1858). Da er sich darin erlaubte, die Lehren des Contrat social zu kritisiren und die aus

Rousseau's Einwirkung erwachsene Ochlokratie weit greulicher als den Despotismus eines Einzigen zu finden, da er Robespierre tadelte, die Adeligen Mirabeau und Lafayette lobte, ja es dem französischen Adel hoch anrechnete, daß er in der Nacht des 4. Aug. u. s. w. die uneigennützigsten Opfer gebracht und sich selbst Nachtheile zugefügt hatte, fiel eine Reihe Demokraten über ihn her und stellte seine republikanische Treue in Frage, erbärmliche Wichte ohne jede Ueberzeugung, die sich ihm gegenüber zu Glaubenszeugen aufspielen wollten und ihn unerbittlich verfolgten. Obgleich sein schriftstellerischer Ruf stieg, blieb Lanfrey's Stellung dieselbe precäre, er stand fast isolirt einer vielleicht strengen Zukunft gegenüber. In Scheffer verlor er seinen besten Freund; bei ihm hatte er den großen Patrioten Italiens, Manin, kennen gelernt, war zu dessen Testamentsexecutor ernannt worden und ging darum mit F. de Lasteyrie 1858 nach Turin, um sich als Mitglied des französischen Ausschusses für Subscriptionen zu einem Monument Manin's mit dem piemontesischen Ausschusse zu besprechen. Nach Paris zurückgekehrt, sah er die Verfolgung wachsen, außer dem «Courrier du Dimanche» brachte kein Blatt etwas von ihm; seine sämmtlichen Schritte, sich in der periodischen Presse Bahn zu brechen, waren mit Unfruchtbarkeit geschlagen; ihm drohte Verzweiflung. Er dachte schon daran, 1859 den italienischen Feldzug mitzumachen, doch stand er davon ab und schrieb als Schrei des Schmerzes und der Indignation, als Erguß der bittersten Misanthropie «Les Lettres d'Evérard». Er konnte in ihnen manches aussprechen, was ihm bisher unmöglich gewesen war; hier lieh er seine Gefühle einem andern, Evérard's Zorn ist sein Zorn, Evérard's Leid sein Leid, Evérard's bitterer Sarkasmus gegen die Zeit sein Hohn, wie Evérard strebte er nach dem Lorber ewigen Ruhms. Dieses Buch machte das Glück Lanfrey's, jetzt endlich brach für ihn eine Periode des Erfolgs an, sein Name durchklang die Gesellschaft, während Lanfrey durch die Annexion Savoyens Franzose wurde. Charpentier bot ihm an, für seine «Revue nationale» die vierzehntägige Chronik zu übernehmen; hiermit hatte er die Gelegenheit, seine politischen Ueberzeugungen endlich unverhohlen in die große Welt tragen zu können und den gemäßigten Republikanismus zu predigen; hiermit erlangte er auch einen gesicherten Unterhalt. Von November 1860 bis December 1864 schrieb er diese Chronik und verfocht die Forderungen der maßhaltenden Republikaner gegen den Imperialismus, ohne je seine Unabhängigkeit im geringsten zu schädigen oder gar zu knebeln. Die Regierung bemerkte mit steigendem Mißvergnügen Lanfrey's Haltung in den Fragen der innern und äußern Politik, die Preßpolizei war ihm stets auf der Fährte und die «Revue nationale» erhielt mehrfach Verweise, bis Lanfrey von der Chronik Ende 1864 zurücktrat. Eine Reihe größerer Artikel, die er in die «Revue» eingereiht hatte, gab er 1863 als «Études et portraits politiques» gesammelt heraus. In ihnen spricht sich, wie wol in allen seinen Werken, die ewig jugendliche Bitterkeit und Schroffheit gegen das aus, was er an den Zeiten und Menschen für unrecht, unedel und tyrannisch hält; mit beißender Ironie und hartem Tadel spricht er über die Männer des Kaiserreichs, der Restauration und der Julimonarchie; schonungslos tritt er gegen Thiers auf, der seine «Histoire du Consulat et de l'Empire» im imperialistischen Geiste geschrieben habe, und weist ihm besonders gern nach, welche Schläge er dem Moralitätsgefühle mit seinen Schilderungen versetze; ohne Gnade verurtheilt er Guizot; er wagt es furchtlos, Carnot's Fehler darzulegen, Daunou's Schwächen zu enthüllen; mit besonderm Vergnügen schildert er hingegen Carrel, mit dem er sich gern vergleichen ließ. Er suchte möglichst unparteiisch zu urtheilen und alle Voreingenommenheit wie alle Vorurtheile mehr und mehr zu bannen; die Aufsätze sind meisterhaft geschrieben. Seine harten Urtheile über Leute erster Ordnung, die den Zeitgenossen so nahe standen, machten dem jungen Gelehrten wenig Freunde und sein verschlossenes, kaltes Wesen konnte auch im Umgange nicht fesseln; er selbst suchte wenig die Gesellschaft, die leichte Ironie der Salons stieß ihn ab, er liebte das schwere Geschütz überzeugungstreuer Angriffe gegen den Feind; nur da ging er gern hin, um sich zu zerstreuen, wo die Literatur, die Kunst und vor allem die Musik um ihrer selbst willen von Kennern betrieben wurde. Am wenigsten hätte dieser freie, stolze Geist sich je in die Suite eines berühmten Mannes stellen und unter der Protection dieses Patrons vorwärts treiben lassen; er wollte alles sich verdanken. Die innigste Freundschaft verband ihn mit der Gräfin d'Agoult, die er als Schriftstellerin neben die Staël und die Sand stellte und emphatisch bewunderte; auch andere weibliche Freundschaften cultivirte er mit viel Feuer, so fühl er sonst von Natur und Benehmen war; zahlreiche Briefe, die in den «Souvenirs inédits» (Paris 1879) stehen, bezeugen dies. Im J. 1860 war seine «Histoire politique des papes» (neue Aufl. 1880) erschienen, frei, selbständig, unabhängig, doch nicht so vollkommen in seiner Gewalt wie die Stoffe, die ihm so congenial waren wie die bisher gewählten. In den dem Jahre 1864 folgenden beschäftigte sich Lanfrey fast ausschließlich mit dem Werke, welches ihn weltberühmt gemacht hat und seinen Ruhm auf späte Zeiten tragen wird, der «Histoire de Napoléon I» (5 Bde., 1867—75; deutsch, Berlin 1869—76). Im offenkundigen Widerstreite mit Thiers trat Lanfrey an die Gestalt des großen Corsen heran, neben der Erzählung macht sich darum die Widerlegung und Berichtigung sehr geltend; sah Thiers in Napoleon das größte Genie der Neuzeit, das er mit allen Farben seiner Palette bewundernd malte, so betrachtete ihn Lanfrey als den ärgsten Tyrannen und Feind der Freiheiten seines Volkes wie der Einzelnen; voll Haß, oft in das Einseitige überspringend, greift er sein Willkürregiment und sein System privilegirter Lüge an, verwirft die Schleier, die allzu viel Kerzenlicht allmählich darum hervorgerufen hat, und zeigt mit unbarmherziger Hand auf den enthüllten kältesten Egoisten der neuen Geschichte, zerstört mehr als je ein Zweiter den Nimbus der kaiserlichen Legende und Napoleon wird uns mit vibrirendem Herzschlage und hinreißender Redegewalt als der unendlich

geniale, aber auch unerreicht harte dorische Charaktер gezeichnet, der er trotz aller Märchen und Beschönigungen von der Kriegsschule bis zum Kaiserthron blieb. Unparteiisch, ohne Chauvinismus, erkennt Lanfrey auch die Vorzüge und Leistungen der Nationen an, mit denen Napoleon seine Kriege führte: er spricht anerkennend von dem wackern Kampfe der Spanier, Portugiesen, Deutschen, von ihren Bestrebungen, ihre nationale Unabhängigkeit mit ihrem Herzblute zurückzuerobern oder zu behaupten, preist einen Stein, einen Schill als echte Patrioten und große Charaktere, was ihm gar viele Franzosen bitter übel nahmen. Mit einem Worte, Thiers wurde zum Beranger in Prosa, Lanfrey zum berufenen Historiker und echten Kritiker Napoleon's. Leider schloß sein Leben zu früh, um die große Aufgabe zu beenden; das Werk reicht nur bis December 1811, dem drohenden Bruche mit Rußland. Im J. 1867 war der erste Band, 1868 bereits in zweiter Auflage erschienen, 1875 kam der fünfte Band ans Licht; das Werk fand einen riesenhaften Absatz, der 1880 schon die neunte Auflage in 5 Bänden bedingte. Lanfrey war auf der Höhe angelangt und Thiers stieg unfreiwillig herunter, die beiden konnten nicht nebeneinander stehen, sie repräsentirten Dichtung und Wahrheit. Unwillkürlich nimmt Lanfrey's Buch immer wieder Beziehung auf die heutigen Verhältnisse, oft wenn er von Napoleon I. spricht, meint er auch den Nachahmer, Napoleon «den Kleinen», und die Mitwelt, die dies sofort erkannte, verschlang darum das Werk nur um so begieriger. Lanfrey wurde in den Fragen der innern Politik allmählich conservativer, in denen der auswärtigen äußerst unzufrieden; in Napoleon III. und Bismarck sah er zwei elende Despoten, die Europa den Fuß auf den Nacken setzten; gelänge beiden ihr Vorhaben, so meinte er 1866, so wäre dies eine der beschämendsten Epochen der Geschichte, eine Ohrfeige für die Gerechtigkeit und Wahrheit. Bei den Wahlen dieses Jahres war Lanfrey ziemlich aussichtslos; über Gambetta sprach er in der verächtlichsten Weise, denn er konnte in ihm nur einen Charlatan und Bouffon sehen, während er fürchtete, daß die Zukunft den Schreihälsen und den Schmeichlern des Pöbels gehören würde. Mit immer steigendem Grolle sah er auf die Zustände des Landes; «wer — so rief er im October 1869 aus — «wer wird uns endlich von den Charlatans befreien? Suchen Sie doch diese Insektentödter!» Bei der Abstimmung des Plebiscits von 1870 enthielt er sich, und sein dies mittheilender Brief an Parent wurde in «Le Patriote savoisien» abgedruckt. Mit Kummer sah er den Krieg von 1870, mit Verwünschungen begleitete er die deutschen Siege, auf Wilhelm I. und Bismarck ergoß sich sein ganzer Zorn. Bald in Chambery, bald in Paris kostete der Patriot die Bitterkeiten dieses Jahres bis zur Neige. Sobald das Kaiserreich gestürzt war, sprach er für die Ansetzung von Wahlen in die Constituirende Nationalversammlung, der «Patriote savoisien» trat dafür ein und hoffte, Lanfrey als Mitglied derselben durchsetzen zu können; Lanfrey schrieb eine Serie von Aufsätzen in dieses Organ, wie immer gemäßigt republikanisch und voll ruhiger Vernunft, ohne Phantasterei und durchweg antijakobinisch. Vergebens suchte er wieder nach Paris zu gelangen, das von den Deutschen cernirt war; so ließ er sich, um mit seinem Blute den Boden des Vaterlandes zu vertheidigen, trotz seiner leidenden Gesundheit und ohne Vorwissen seiner Mutter unter die mobilisirten Freiwilligen Savoyens einreihen, kam jedoch nicht zum Kampf, da der Krieg sein Ende fand. Der «Patriote savoisien» war ganz in den Dienst der Delegation von Tours übergegangen, die dem besonnenen Lanfrey antipathisch war; darum erschienen seine Aufsätze jetzt in der «Gazette du Peuple»; er wetterte in der ihm eigenen Schonungslosigkeit gegen Gambetta und seine Regierung und nannte sie die Dictatur der Unfähigkeit. Solange Gambetta am Ruder stand, bekämpfte er ihn, was alle Exaltirten in Wuth gegen Lanfrey versetzte. Gambetta wollte den klugen und gewandten Feind für Frankreichs Wohl verwerthen, aber Lanfrey wies die ihm angebotene Präfectur des Departements Nord energisch zurück und nahm unter Gambetta keinerlei politische Rolle an. Trotz aller Bemühungen seiner Freunde fiel er bei den Wahlen in die Constituirende Nationalversammlung im Vaterlande Savoyen durch, hingegen gelang seine Wahl im Februar 1871 im Departement der Rhône-Mündungen und er nahm in Bordeaux seinen Platz ein, ohne wie so viele bisherige Sklaven Gambetta's demselben nun Fußtritte zu versetzen; Gambetta schien ihm allen Credit verloren zu haben, Thiers, Favre, Picard u. a. dankten Lanfrey für die muthige Weise, in der er das Land aus der Illusion über ihn gerissen habe. Ohne jede Verpflichtung und Schablone trat er in die Constituante, unabhängig, freier Herr seiner Aeußerungen und Ansichten, treuer Republikaner und Reformer, aber kein Parteimann, auf keine Richtung aufgeschworen. Von Versailles aus, wohin die Nationalversammlung im März übersiedelte, begab sich Lanfrey fast täglich nach Paris, während hier die Commune ihr greuliches Wesen trieb. Ihn interessirte es, zu schauen, wie lange der Wahnsinn geduldet werde, bis endlich die Ordnung und Vernunft zurückkehrten; eines Tages aber setzte man ihn gefangen und erst nach 6 Wochen gelang ihm die Flucht. Der in der Constituante herrschende Ton missiel ihm; zwischen Charlatanerie und Servilität blieb ihm keine andere Rolle als die der Vereinsamung und des Schweigens übrig; in manchen Briefen aber milderte er sein Urtheil, um die Versammlung nicht in den Augen der Welt zu discreditiren. Obgleich der erbittertste Widerpart Thiers' auf literarischem Gebiete, erkannte er neidlos und voll warmer Bewunderung seine Verdienste als Präsident der Republik an, und auf Anregung Jules Simon's bot Thiers Lanfrey als Republikaner die Gesandtschaft in der Schweiz an; Lanfrey hätte die in Italien vorgezogen, nahm aber an und ging, herzlich froh, von Versailles wegzukommen, im November 1871 als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister nach Bern, wo er sich rasch allgemeine Sympathien errang. Daheim fühlte er sich in vielen Punkten ein Fremder, ihn ekelte das «Schauspiel der genügsamen Ohnmacht» an; was aber

daheim geschah, verfolgte er mit gerunzelter Stirn von Bern aus; bei wichtigen Abstimmungen ging er nach Versailles.

Nie mischte er sich, worauf schweizerische Parteimänner vergebens gehofft hatten, in innere Angelegenheiten der Eidgenossenschaft und in religiöse Händel. Als Thiers am 24. Mai 1873 die Präsidentenwürde niederlegte, reichte Lanfrey seinen Abschied ein, aber das neue Ministerium wollte ihn nicht annehmen, zumal nicht der Herzog von Broglie. Da der Bundespräsident besonderen Werth darauf legte, daß Lanfrey im Amte bleibe, so bekleidete er bis November 1873 den Gesandtenposten. Mit Abscheu sah er auf die Frankreich zerstörenden Krankheiten «des Radicalismus, Socialismus, Klerikalismus und Cäsarismus», ärger als die Bonapartisten verurtheilte er die Gambettisten, mit Abscheu sprach er von der klerikalen Pest, welche die Fusion der Bourbons und Orléans bewerkstelligt habe, und rief verzweifelnd aus: «Ich zöge vor, als Hurone geboren zu sein, inmitten der Wälder zu leben und niemals das Wort Frankreich gehört zu haben.» Bald darauf nahm er von Bern Abschied, kehrte nach Paris zurück und stimmte gegen das Septennat, da ihm Mac-Mahon's Regiment eine unlogische und bastardartige Combination dünkte; seine Schrift «Le Septennat» kam erst 1880 in den «Oeuvres complètes» zur Veröffentlichung. Er saß nach wie vor im linken Centrum, arbeitete an Napoleon's Geschichte, schrieb mehrere Aufsätze u. s. w. Den «Pamphlets d'église» in der «Revue des Deux Mondes» (Januar 1867) folgte ebenda (Februar 1874) «La Politique ultramontaine». Im Auftrage des Wahlausschusses des linken Centrums redigirte er 1876 das Manifest, worin er beständig an die Mäßigung, die Weisheit, die Unabhängigkeit und den Liberalismus appellirte, um die Republik auf festen Untergrund gebaut zu sehen; freilich fürchtete er selbst, es könne anders kommen, und sein Wunsch, die Wahlen möchten zum Sieg «einer guten und gesunden constitutionellen Majorität» führen, ging nicht in Erfüllung; er ahnte, die neue Versammlung werde Gewaltsamkeiten und Irrthümer begehen und unfähig sein, die Geschicke des republikanischen Regiments zu leiten. Wenige Tage, bevor er diese Besorgniß aussprach, war er, ohne sich im geringsten bemüht zu haben, am 15. Dec. 1875 lebenslängliches Mitglied des Senats geworden; nichts lag diesem Manne ferner als sich um etwas zu bewerben; er ließ sich suchen, suchte aber niemand. Weder in der Kammer noch im Senate betrat er je die Rednerbühne. Mit Thiers wurde er innig befreundet, ohne sich darum in seinem geschichtlichen Urtheile beeinflussen zu lassen; er zählte seit 1876 zu seinem intimen Cirkel, wo es freilich manchen Streit gab, aber stets Friede und Freundschaft zurückkehrten; seine Abneigung gegen Gambetta blieb die gleiche. Schwere Leiden, die ihn wiederholt in den Süden führten, um Heilung zu suchen, verschlimmerten sich zusehends; ein reizender Krankenaufenthalt wurde ihm 1877 von Freunden im Schlosse Mont-Joli bei Billière (bei Pau) bereitet, hier angesichts der Pyrenäen sah Lanfrey unter entsetzlichen Schmerzen den Tod herannahen; mitunter sehnte er sich nach längerem glücklichem Leben, nie verzagte oder zürnte er, voll Dank nahm er die Liebesdienste seiner Umgebung hin, die ihn aufopfernd pflegte. Hier starb er, zu früh für sein Land und für die Wissenschaft, unvermählt am 15. Nov. 1877, hier ruht er. Seine «Oeuvres complètes» erschienen 1880 fg.

Vgl. Graf d'Haussonville, «P. Lanfrey», in der «Revue des Deux Mondes», 3. Période, Vol. 41 et 42 (Paris 1880). (*Arthur Kleinschmidt.*)

LANG (Heinrich), hervorragender Kanzelredner und einflußreicher Führer des kirchlichen Liberalismus in der Schweiz. Er stammte aus einer alten württembergischen Pfarrerfamilie, ward als das achte von zehn Kindern am 14. Nov. 1826 geboren zu Frommern, einem Dorfe auf der Schwäbischen Alp, zog mit der Familie 1828 nach Aldingen, 1838 nach Schweningen, wo der Vater 1863 starb. Von dem Vater, einem tüchtigen Geistlichen aus der Schule des rationalen Supranaturalismus, vorgebildet, bezog Lang 1836 die Lateinschule in dem Städtchen Sulz am Neckar. Der Unterricht, welcher hier mit großer Strenge betrieben ward, concentrirte sich überwiegend auf Latein, Griechisch und Hebräisch. In diesen Fächern wurde Tüchtiges geleistet und der junge Heinrich Lang war einer der tüchtigsten Schüler. Im J. 1840 ging er in die Klosterschule zu Schächthal über, um im Herbst 1844 nach wohlbestandenem Maturitätsexamen das Tübinger Stift zu beziehen. Hier herrschte damals, von Ferd. Christ. Baur begründet und geführt, die jüngere Tübinger Schule, und Lang gab sich vollständig den von ihr vertretenen Anschauungen hin. Im August 1848 bestand er sein theologisches Examen mit Auszeichnung, aber er verhehlte sich nicht, daß in der Kirche seiner würtembergischen Heimat für ihn keine Aussicht auf Anstellung sei. Deshalb blieb er zunächst in Tübingen, vor allem durch die politische Bewegung in Anspruch genommen. Bald nach dem Ausbruche der Februarrevolution hatte Lang in Tübingen einen «Demokratischen Verein» begründet, als dessen Sprecher er auf einer Volksversammlung in Reutlingen den Vorschlag machte, das Frankfurter Parlament abzurufen, weil es die Zeit mit nutzlosen Reden hinbringe, und ein neues zu wählen, welches mit Energie daran gehe, Deutschland auf gesetzlichem Wege zur Republik zu machen. Wegen dieser Rede stellte die Polizei ihm nach und nur mit Mühe entschlüpfte er über die Grenze nach der Schweiz.

Nachdem Lang sich einige Zeit in St.-Gallen aufgehalten, auch das dortige theologische Examen bestanden hatte, wurde er von der Gemeinde Wartau zum Pfarrer gewählt. Rasch gewann er sich durch seine kraft- und geistvollen Predigten, sowie durch die frische, leutselige Art seines Umganges die Liebe seiner Gemeinde. Daneben fand er Zeit zu schriftstellerischen Arbeiten. Zuerst erschien der «Versuch einer christlichen Dogmatik» (Berlin 1858; 2. Aufl. 1868). Schon in diesem Werke zeigt sich das Streben, welches Lang bei seinem ganzen Wirken geleitet hat: den wesentlichen Inhalt der christlichen Religion mit den Resultaten unserer modernen Bildung zu

vereinigen. Die Dogmatik ist mit Weglassung alles blos gelehrten, historischen Materials in populärer Sprache geschrieben, daher auch für gebildete Laien bestimmt. Der Dogmatik wird die Aufgabe zugewiesen, das religiöse Princip des Christenthums zu einem zusammenhängenden Lehrsysteme zu verarbeiten». Das christliche Princip muß aus der Schrift geschöpft werden, aber schon hier ist es mit mancherlei dogmatischen Bestimmungen versetzt. Von dem lebendig sich fortentwickelnden christlichen Geiste dürfen wir erwarten, daß er beide Bestandtheile der Schrift reiflich zu sondern vermöge. Das Christenthum ist den ihm vorangegangenen Naturreligionen gegenüber die Geistesreligion, im Gegensatze gegen das Judenthum die Religion der Gotteskindschaft.» Nach beiden Seiten hin tritt es uns in der Verkündigung Jesu und in der Predigt des Paulus entgegen; das Princip der Geistigkeit ist im Katholicismus einseitig und in veräußerlichter Weise zur Geltung gebracht; der Protestantismus machte den Versuch, das Moment der Versöhnung, der Gotteskindschaft wieder zum Recht zu bringen, wobei die Orthodoxie den äußern Dualismus zwischen Geist und Stoff aus dem Katholicismus beibehielt, während die Aufklärung mit der einheitlichen Weltanschauung Ernst machen will. Es erhebt sich also die Frage, ob diese moderne Weltanschauung mit den theoretischen Voraussetzungen des christlichen Princips vereinbar ist.

Das christliche Princip setzt voraus, daß Gott einerseits von der Welt wesentlich verschieden, andererseits der Welt einwohnend (immanent) sei. Den Unterschied Gottes von der Welt bezeichnet seine Geistigkeit, das Einwohnen Gottes in der Welt seine Allgegenwart, sodaß Gott seinem vollständigen Begriffe nach «der allgegenwärtige Geist» ist. Weil Gott der der Welt allgegenwärtige Geist ist, so fällt die Wirksamkeit Gottes dem Umfange nach mit dem Weltzusammenhange zusammen, und zwar nach beiden Richtungen: alles, was vermöge des Naturzusammenhanges gewirkt wird, wirkt Gott, und alles, was Gott bewirkt, wirkt er durch den Naturzusammenhang. Gott ist ferner der schöpferische Grund der Welt, von dem und durch den alle Dinge sind, und zugleich der Zweck der Welt, zu dem alle Dinge sind. Als dem schöpferischen Grunde der Welt schreiben wir Gott die Eigenschaften der Ewigkeit, Allmacht, Allwissenheit zu, als dem Zwecke der Welt die Eigenschaft der absoluten Weisheit. Da Gott als der schöpferische Grund und Zweck der Welt dieser selbst einwohnt, so ist mit der schlechthinnigen Abhängigkeit der Weltwesen von Gott ihre Freiheit, d. h. ihre Bewegung durch sich selbst vereinbar. Dem Menschen setzt das christliche Princip die Aufgabe, daß er aus der Natürlichkeit und Sinnlichkeit seines empirischen Zustandes zur freien Geistigkeit und eben damit zur bewußten Einheit mit Gott gelange. Für das Verhältniß des Menschen zu Gott ergeben sich daraus drei Stufen: die ursprüngliche, unmittelbare Einheit des Menschen mit Gott, der Zwiespalt des Menschen mit Gott, und die bewußte und freie Einheit des Menschen mit Gott. Verwirklicht wird das christliche Princip in der Welt durch den Organismus der christlichen Kirche, welche das Evangelium fortpflanzt durch das Wort Jesu und seiner Boten, wie es in den Schriften des Neuen Testaments niedergelegt ist, durch die Darstellung der Person und des Lebens Jesu, worin das christliche Princip persönliche Gestalt gewonnen hat, und durch gewisse symbolische Handlungen, in welchen sich das christliche Princip eine besonders anschauliche Ausprägung gegeben hat. Das Ziel des christlichen Princips ist für das Individuum das ewige Leben, für die Gesammtheit das Reich Gottes. — Dies ist der Gedankengang der Dogmatik», eines Buches, das vor andern geeignet sein dürfte, denkende Laien über das Wesen der liberalen Theologie zu unterrichten.

Schon ein Jahr später erschien ein zweites Werk: «Ein Gang durch die christliche Welt. Studien über die Entwickelung des christlichen Geistes in Briefen an einen Laien» (Berlin 1859). In zwölf Abschnitten, welche die Form von Briefen tragen, wird hier in populärer Weise, aber auf Grund genauer Kenntniß der Sache und gründlicher Studien der innere Gang der christlichen Kirche gezeichnet. Im J. 1859 übernahm Lang auch die Redaction der «Zeitstimmen aus der reformirten Kirche der Schweiz», des Organs der freisinnigen Partei in der Schweizer Kirche. Im J. 1872 wurden sie mit den Berner «Reformblättern» verbunden und führten seitdem den combinirten Titel: «Reform. Zeitstimmen aus der reformirten Schweiz». Im J. 1862 erschien der erste (und einzige) Band der «Religiösen Charaktere» (Winterthur). Hier werden die Charakterbilder von vier Männern aus weit auseinanderliegenden Zeiten und von verschiedenartigster Persönlichkeit — Paulus, Zwingli, Lessing, Schleiermacher — vorgeführt, um an ihnen das wahre, innerste Wesen der Religion zur Anschauung zu bringen.

Im Frühjahre 1863 wurde Lang von der großen Gemeinde Meilen am Zürchersee zum Pfarrer gewählt. Auch hier gelang es ihm sehr bald, sowol durch die lebensfrischen, warmen Predigten, als durch die gewinnende Art seines außeramtlichen Verkehrs, etwa noch vorhandene Vorurtheile zu zerstreuen. In Meilen vollendete er auch den zweiten Band seiner «Stunden der Andacht» (Winterthur, I. Bd. 1862, II. Bd. 1865). Wie seinerzeit Zschokke in seinem viel gelesenen Buche denen ein Mittel der Erbauung dargeboten hatte, welche durch die Gedanken der Aufklärung der kirchlichen Orthodoxie entfremdet waren, so wollte jetzt Lang denen ein Buch der häuslichen Andacht bieten, welche die moderne Bildung nicht daran geben wollen, um den christlichen Glauben festhalten zu können. In edler und begeisterter Sprache hat Lang hier die schwierigsten religiösen Probleme für denkende Leser behandelt. Einige Jahre später erschien Lang's Biographie Luther's: «Martin Luther, ein religiöses Charakterbild» (Berlin 1870). Vom historischen Gesichtspunkte aus beurtheilt, leidet dies Werk an großen Schwächen. Es will auch offenbar vom künstlerischen Standpunkte aus beurtheilt sein, denn es stellt sich die nicht historische, sondern künstlerische Aufgabe, das Leben

Luther's unter einem Gesichtspunkte darzustellen, daß uns dasselbe in allen seinen Widersprüchen einheitlich durchsichtig und verständlich werden könne. Luther, der Mönch, lebt noch ganz in der mittelalterlichen Anschauungsform und arbeitet sein religiöses Leben qualvoll in dieser ab. Da durchbricht der Reformator mit einzigartiger Energie den religiösen Bann der katholischen Kirche und spricht das zündende Wort der religiösen Freiheit des Christenthums. Weil er diese aber nicht auch zugleich in die entsprechende Form eines geistesfreien Denkens zu fassen vermag, bleibt er als Kirchenmann schließlich bei der widerspruchsvollen Schöpfung des lutherischen Kirchenthums stehen. Und diesem noch immer in Geltung stehenden Kirchenthume der Orthodoxie gegenüber dem deutschen Volke etwas zur religiösen Selbstbefreiung beizutragen, ist der praktische Zweck, den Lang bei seinem «Luther» vor Augen hatte (Biedermann). Eine Aufforderung, als Domprediger nach Bremen zu gehen, lehnte Lang im Frühjahre 1870 ab.

Am 5. März 1871 ward Lang als Diakon zu St.-Peter in Zürich gewählt und rückte schon nach wenig Monaten in die durch Heinrich Hirzel's unerwarteten Tod erledigte erste Pfarrstelle auf. Damit hatte er den Platz gefunden, welcher für ihn paßte. Allsonntäglich sammelte Lang hier eine zahlreiche Gemeinde um sich, zum guten Theil von solchen, welche sonst der Kirche entfremdet waren. Und allerdings gehörte Lang zu den ersten Predigern seiner Zeit. Aus dieser Wirksamkeit an St.-Peter sind die «Religiösen Reden» hervorgegangen (Zürich, I. Bd. 1873, II. Bd. 1875). Die vermehrten Geschäfte des Amtes und die häufigen Vorträge, zu welchen Lang in die Nähe und in die Ferne eingeladen wurde, beschränkten ihm die Muße für größere schriftstellerische Arbeiten in unliebsamer Weise. Dennoch hat er auch in dieser Zeit mehrfach Gelegenheit genommen, seine Anschauungen gegnerischen Angriffen gegenüber zu vertreten. Und zwar waren es jetzt Gegner, welche in der Bekämpfung der alten kirchlichen Formen mit Lang einverstanden waren, aber mit diesen Formen das Christenthum selbst aufgeben wollten. Ihnen gegenüber hat Lang mit aller Energie das gute Recht unsers christlichen Glaubens vertheidigt. Gegen Strauß' «Der alte und der neue Glaube» richtete Lang seine Abhandlung: «Die Religion im Zeitalter Darwin's» («Deutsche Zeit- und Streitfragen», Heft 31). Er wirft ihm besonders vor, daß er die Religion verwechsle mit den Vorstellungen, in welchen sie sich jeweilig Ausdruck gebe, daß er das Wesen des Christenthums fälschlicherweise in die dualistische Weltflucht setze, ohne seine weltüberwindende Wirksamkeit zu würdigen, daß er keinen Blick habe für die Bedeutung, welche die Kirche als Pflegerin der idealen Güter für das gesammte Volk besitze, und daß er als Philosoph dem Materialismus verfallen sei. Gegen Eduard von Hartmann's: «Die Selbstzersetzung des Christenthums und die Religion der Zukunft» richtet sich Lang's Vortrag: «Ist der liberale Protestantismus eine Religion?» («Reform», 1875, Nr. 6); er weist nach, daß der liberale Protestantismus das habe, was Hartmann ihm abspreche: er habe eine Metaphysik, einen Glauben an das, was man nicht sieht, was als das wahre Wesen der Dinge in der sichtbaren Erscheinung der Welt schafft und wirkt, er habe eine Ethik, welche daraus fließt, eine Gesinnung und ein Handeln, welche ihre Antriebe und Beweggründe aus der übersinnlichen Welt des Glaubens schöpfen; er habe auch einen Cultus, sowol den innern wahren der Anbetung Gottes im Geiste, als auch einen äußern der gemeinsamen religiösen Erbauung. Auch der von Fr. Alb. Lange in seiner «Geschichte des Materialismus» vertretene Standpunkt, welcher die Idealwelt, und damit auch die Religion, als blos subjective Dichtung auffaßt, welcher in der realen Welt nichts entspricht, ist von Lang energisch bekämpft worden («Reform», 1875, Nr. 13, 14).

Mitten in der Arbeit, im schönsten und kräftigsten Mannesalter, in der Vollkraft seines Lebens wurde Lang abberufen. Am 10. Jan. 1876 hielt er in Basel einen Vortrag. Auf der Rückreise nach Zürich wurde er von der Gesichtsrose befallen und erlag ihr am 13. Jan. 1876.

Lang hat seine Jugendgeschichte in der «Gartenlaube» erzählt, Jahrg. 1875, Nr. 6 fg.: «Bis zur Schwelle des Pfarrhauses». Im Uebrigen verweisen wir auf A. E. Biedermann, «Heinrich Lang» (Zürich 1876).

(*B. Pünjer.*)

LANG (Karl Heinrich, Ritter von), deutscher Geschichtsforscher, geboren am 7. Juli 1764 zu Balgheim im Fürstenthume Oettingen-Wallerstein in Schwaben, war der zweite Sohn eines sprachenkundigen Pfarrers. Seine erste Erziehung erhielt er in Mönchs-Deggingen im Ries, wohin sein Vater schon im Herbste 1764 befördert worden war. Nach dessen 1770 erfolgtem frühen Tode kam der Knabe zu seinem Taufpathen und Oheim Heinrich Lang, Pfarrer zu Bühl, dann mit dessen Versetzung und Beförderung nach Hohenaltheim und Trochtelfingen am Anfange des Hürstfeldes. Hier blieb er sich sehr viel selbst überlassen, bis ihn ein Vetter, Konrad Lang, der aus Tübingen zurückkam, im Lateinischen unterrichtete. Als dieser zum Rector des Gymnasiums zu Oettingen ernannt wurde, folgte ihm Lang, damals 14 Jahre, dahin. Durch einen zweiten Oheim, Hofrath Paul Lang, gewann er dort die erste archivalische Bildung. Infolge eines Conflictes mit seinem Rector kehrte er jedoch nach seiner Confirmation 1780 nach Hohenaltheim zurück und trat als Amanuensis in die fürstliche Bibliothek, wobei er in den Nebenstunden seine Studien fortsetzte, bis er 1782 die Universität Altdorf bezog. Nach beendeten Rechtsstudien practicirte er 1785 bei der Regierung zu Oettingen, wo er zwei Jahrgänge des «Oettingischen Wochenblattes» und die «Beiträge zur Kenntniß der natürlichen und politischen Verfassung des öttingischen Vaterlandes» (Oettingen 1786) herausgab. Am 1. Mai 1786 als Regierungsprotokollist angestellt, rückte er am 29. Dec. 1787 zum wirklichen Regierungssecretär vor. Doch schon am 17. Juni 1788 auf Ansuchen seines Amtes entlassen, begab sich Lang nach Wien, wo er am 9. Juli 1788 ankam und zuerst Gesellschafter und Hofmeister bei einem

ungarischen Magnaten, Calisius von Kalisch-Pronay, und darauf Privatsecretär bei dem würtembergischen Gesandten Baron von Bühler wurde. In dieser Stellung führten ihn die Geschäfte nach Ungarn und Serbien, wo ihm manche heitere und widrige Abenteuer zustießen, der Zweck seiner Reise aber unerfüllt blieb. Kurz darauf ging er als Courier mit der Nachricht des am 20. Febr. 1790 erfolgten Todes des Kaisers Joseph an den Herzog Karl von Würtemberg nach Hohenheim ab, worauf er eine Reise bis nach Amsterdam unternahm. Nach Wien zurückgekehrt, wurde ihm die Stelle als Geheimsecretär des Fürsten von Wallerstein angetragen, die er alsbald annahm; in dieser Eigenschaft wurde er von dem Fürsten, als dem Director des schwäbischen Grafenbundes, nach Frankfurt zur Kaiserwahl und Krönung als Berichterstatter gesandt. Am 16. April 1792 auf Ansuchen seiner Stelle wieder enthoben, ging er nach Göttingen, wo er seine Studien wieder aufnahm und seine «Historische Entwickelung der deutschen Steuerverfassung» (Berlin 1793) schrieb, durch welche er zuerst in der literarischen Welt bekannt wurde. Vom nachmaligen Fürsten von Hardenberg erhielt er am 27. Oct. 1793 sodann den Auftrag zur Ordnung des Hardenbergischen Familienarchivs, worauf er 1795 Geheimer Archivar zu Baireuth und Plassenburg wurde. Als preußischer Legationssecretär wohnte er dem Congresse zu Rastatt bei, und nach seiner Rückkehr von hier trat er 1799 als Kriegs- und Domänenrath in Ansbach ein. Nach Uebergabe der Provinz Ansbach an Baiern wurde er 1806 Director des provisorischen Kammercollegiums und 1811 Director des Reichsarchivs in München. Zugleich wurden ihm das Referat über alle Archivsachen im Ministerium und die Stelle eines Vorstandes in der Ministerialsection des Reichsheroldsamtes übertragen. Doch schon 1815 ging Lang wieder nach Ansbach zurück, nahm 1817 seine definitive Entlassung und lebte von da an in Zurückgezogenheit auf seinem Landgute bei Ansbach. Hier starb er am 26. März 1835.

Von Lang's zahlreichen Aufsätzen und Schriften sind noch zu erwähnen: «Historische Prüfung des vermeintlichen Alters der deutschen Landstände» (Göttingen 1796); «Neuere Geschichte des Fürstenthums Baireuth» (3 Bde., Göttingen 1798—1811); «Annalen des Fürstenthums Ansbach unter der preußischen Regierung» (Frankfurt 1806); «Bayerische Jahrbücher 1179—1294» (Augsburg 1816; 2. Aufl. 1824); «Adelsbuch des Königreichs Bayern» (München 1816; 2. Aufl. 1820); «Geschichte der Jesuiten in Bayern» (Nürnberg 1819), wozu die «Amores patris Morelli» einen Vorläufer bildeten; «Geschichte des bayerischen Herzogs Ludwig des Bärtigen» (Nürnberg 1821); «Regesta Bavarica, seu Rerum Boicarum autographa» (4 Bde., München 1822—28), ein chronologisch-synchronistisches Verzeichniß aller alt- und neubairischen Originalurkunden bis 1300; «Bayerns Gauen nach den drei Volksstämmen der Alemannen, Franken und Bojaren» (Nürnberg 1830); «Bayerns alte Grafschaften» (Nürnberg 1831); endlich seine interessanten «Hammelburger Reisen» 11 Fahrten, München 1817; Nürnberg 1833) und «Memoiren» (2 Bde., Braunschweig 1842; neue Ausg., München 1882). (*F. Moesch.*)

LANGAHA. Diesen madegassischen Namen gab Bruguière einer Schlangengattung, welche durch den Besitz eines vordern beweglichen, mit Schuppen bedeckten Schnauzenanhanges von einem Drittel der Kopflänge ausgezeichnet ist. Sie gehört zu der durch langen spitzen Kopf, zweireihige untere Schwanzschilder und einen hinter den gleichförmigen Hakenzähnen des Oberkiefers stehenden Furchenzahn (opisthoglyph) charakterisirten Familie der Dryophiden (Oxycephaliens *Dum.* et *Bibr.*). Von Goldfuß wurde sie Amphistrate, von Wagler Xiphorhynchus genannt. Auf den ersten dieser beiden Namen bezieht sich wahrscheinlich die verdeutschte Bezeichnung «Bastardschlange»; Oken u. a. nannten sie «Gürtelschlange». Man kennt zwei Arten, welche beide in Madagascar heimisch sind. Die ältest beschriebene, lange Zeit nur in drei Exemplaren bekannte Art ist Langaha nasuta *Shaw* (Langaha madagascariensis *Latr.*, Langaha ensifera *Dum.* et *Bibr.*, Dryophis langaha *Schlegel*) von gegen einen Meter Länge, oben braun oder braunroth, unten röthlich- oder weißlichgelb, mit nicht gezähneltem Schnauzenfortsatze.

(*J. Victor Carus.*)

LANGBEIN (August Friedrich Ernst), beliebter humoristischer Schriftsteller. Als Sohn eines mit fünfzehn Kindern gesegneten Justizamtmannes am 6. Sept. 1757 zu Radeberg bei Dresden geboren, genoß er eine mangelhafte, vielfach durch Krankheiten gestörte Erziehung. Es konnte, klagte er, «nicht leicht eine prosaischere Familie geben als die meinige». Im Frühjahre 1772 kam er auf die Fürstenschule zu Meißen; die dort empfangenen Eindrücke hat er in der Erzählung «Die Brüder» geschildert. Seine Lieblingsautoren waren Hagedorn und Uz. In den J. 1777—81 studirte er die Rechte zu Leipzig. Mit dem Schlusse seiner Studienzeit fällt der erste von Bürger veranlaßte Druck einiger seiner Dichtungen zusammen. Das «Deutsche Museum» brachte 1781 die Bürger gewidmete und seinen Balladenmustern nachgeahmte Ballade «König Richard und Blondel». Von 1781—85 arbeitete Langbein als Actuar im Justizamte zu Hain, 1785 ließ er sich als Sachwalter in Dresden nieder. Von 1786—98 war er Kanzlist beim Geheimen Archiv, legte aber, als er nach zwölf Jahren nicht befördert wurde, seine Stelle nieder. Im J. 1787 hatte er zwei Lustspiele herausgegeben: «Liebhaber wie sie sind und wie sie sein sollten» und «Die Todtenerscheinung», 1788 die erste Gedichtsammlung (neu aufgelegt 1800 und 1820). Mit Meißner befreundet, lieferte er zahlreiche Beiträge zu dessen Quartalschrift «Für ältere Literatur und neuere Lectüre», 1792 erschienen die zwei Bände seiner «Schwänke» (wieder 1795 und 1816), die ihm zuerst allgemeine Anerkennung verschafften (H. Ullrich, «Zu Langbein's Schwänken» im Archiv f. Lit.-Gesch., XI, 553), 1793 und 1794 folgten die drei Bände «Feierabende». Schiller's Musenalmanache brachten mehrere Gedichte von ihm. Die erste Gedichtsammlung hatte A. W. Schlegel im 60. Stücke der «Götting. ge-

lehrten Anzeigen» (1790) angezeigt (sämmtl. Werke, X, 24) und bestritt, daß die dafür ausgegebenen Gedichte echte Balladen und Romanzen seien. Er lobte jedoch die richtige und fließende Versification. Mit Recht erkennt er den scherzhaften Ton als den dem Dichter eigenthümlicheren und lobt dessen muntere Leichtigkeit. Im J. 1800 ging Langbein nach Berlin, wo er, zunächst nur literarisch thätig, 1820 das Censoramt im Fache der schönen Literatur übernahm und vom Könige von Preußen eine Jahrespension von 300 Thalern erhielt, die seine nichts weniger als glänzende Lage erleichterte. Diese muß man in Betracht ziehen, um seine Vielschreiberei und sein oft weitgehendes Entgegenkommen frivolem Unterhaltungsbedürfnisse gegenüber zu entschuldigen. Er selbst hat in späteren Jahren die Autorschaft mancher seiner Schriften nicht mehr anerkennen wollen und sein Censoramt zu ihrer Unterdrückung gebraucht, wie auch andererseits wirklich manches Fremde auf seinen Namen hin gesündigt worden sein soll. Er besaß eine reiche komische Erfindungsgabe und verstand ältere deutsche Schwänke, italienische Novellen und französische Fabliaux geschickt in sein Eigenthum zu verwandeln. Im J. 1801 gab er in Berlin «Talismane gegen die Langeweile» heraus (3 Bde.); 1804 zwei Bände «Neue Schriften» und «Novellen», 1806 seinen ersten größern komischen Roman «Thomas Kellerwurm», dem schon 1803 der später von ihm verleugnete «Novoantiker Roman der graue König» vorangegangen. Der beste seiner Romane ist «Magister Zimpel's Brautfahrt und andere scherzhafte Erzählungen» (Berlin 1820). Sein Vorbild ist Thümmel. Gefällige Darstellungsgabe und glückliche Erfindung sind ihm eigen, doch bleibt er bei bloßer Situationskomik stehen, eigentlich komische Charaktere, in denen die Größe des humoristischen Dichters besteht, weiß er nicht zu schaffen, die Grenze des Schicklichen verstand er nicht einzuhalten. Irgendwelche Bedeutung kann seinen zahlreichen Schriften, soviel sie auch zu seinen Lebzeiten gelesen wurden, nicht zugestanden werden. Einzelnes hat sich sogar bis in die Gegenwart lebendig erhalten, und noch 1874 gab Jul. Tittmann eine Auswahl seiner humoristischen Gedichte in einem Bande heraus (neue Ausg., Gera 1836). Im persönlichen Verkehr soll Langbein durch Humor und Liebenswürdigkeit sich viele Freunde erworben haben. Zu seinen näheren Bekannten gehörte auch Christian Gottfried Körner. Langbein starb in Berlin am 2. Jan. 1835. Im gleichen Jahre begann noch eine Sammlung seiner Schriften, die 1837 mit dem 30. Bande ihren Abschluß fand. Die «Sämmtlichen Gedichte» (4 Bde.) kamen in Stuttgart 1838 und aufs neue 1841 heraus; die «Ausgewählten prosaischen Schriften» (8 Bde.) 1838 und 1843, der 16bändigen Ausgabe der sämmtlichen Schriften 1845 gab F. W. Gödike eine Biographie Langbein's bei, über den außerdem noch der «Neue Nekrolog der Deutschen», XIII, 1, handelt und Hitzig's «Gelehrtes Berlin», S. 147.

(*Max Koch.*)

LANGE (Friedr. Albert), philosophischer und volkswirthschaftlicher Schriftsteller, s. am Schluß des Buchstaben L.

LANGE (Joachim), Theolog und Schulmann, wurde am 26. Oct. 1670 zu Gardelegen in der Altmark geboren. Fromm erzogen, trat er in Leipzig zu den Pietisten August Hermann Francke und Kaspar Schade in enge Beziehungen, folgte ihnen auch nach Erfurt und Halle. Auch er wurde Erzieher und zwar im von Canitz'schen Hause in Berlin, in dem ebenfalls die pietistische Richtung herrschte. Sodann 1696 wurde er Rector in Köslin und 1698 Rector des Friedrich-Werder'schen Gymnasiums in Berlin, in dem er als strammer Disciplinirer auftrat. Seine enorme Arbeitskraft und Bedeutung für die Lehranstalt schildert die Geschichte jenes Gymnasiums; wie sehr er sich den Unterricht angelegen sein ließ, zeigen die vielen Lehrbücher, die er schrieb. So erschien 1702 seine «Anthologia s. lat. ling. flosculi Berol. XX» (auch Halle 1726), in demselben Jahre die «Locutionum et sententiarum latinarum flores insigniores e lat. poetis», 1705 seine «Griechische Grammatik», die noch 1805 eine Auflage erlebte, 1707 seine «Lateinische Grammatik», die 1819 in der 60. Auflage herauskam, der «Hodegus lat. serm. tripartitus» (Berlin 1712—25, 1734), «Griechische und deutsche Gespräche (Nürnberg 1729), «Colloquia latina» (Halle 1758, 1807). Für Anthologie und Stilistik sorgte er neben der Grammatik durch solche Werke, und ein Jahrhundert hindurch hat er sich in den Schulen erhalten. Auch als Prediger war er wirksam, und gerade seine theologische Bedeutung gewann ihm die Stellung an der damals geachtetsten theologischen Facultät zu Halle, wohin er 1709 berufen ward. Er las über Dogmatik, Moral, Exegese des Alten und Neuen Testaments und entwickelte eine literarische Thätigkeit, deren Producte jetzt freilich nur von sehr wenigen gekannt sind. Wer jemals in seine Streitschriften, z. B. in den «Antibarbarus Orthodoxiae», den er gegen den «Timotheus Verinus» (1711) des dresdener Superintendenten Valentin Löscher geschrieben, einen Blick geworfen, wird übrigens begreifen, daß man diese Weitschweifigkeiten nicht mehr liest. Der «Antibarbarus» hat neben dem Titelblatte eine Karte «Imperium Orthodoxiae Evangelicum» mit Zeichnungen einer Insel (Insula Beatorum), auf der sich eine Stadt Neohierosolyma befindet, oder eine «Terra Misteriorum incognita» mit Mysteriopolis. Daneben ist auch das «Regnum fanaticae illuminationis» abgebildet. Lange gibt dazu die Erklärungen in der «Brevis descriptio». Das Werk ist König Friedrich von Preußen gewidmet; in der Vorrede tritt Lange als entschiedener Vertheidiger Spener's auf. Durch den Einfluß, den Wolf in Halle gewann, sah sich Lange wie die ganze pietistische Schule bedroht. Lange soll seine Verbindungen in Berlin dazu benutzt haben, gegen Wolf zu arbeiten. Wie man weiß, mußte Wolf dem Ansturme (8. Nov. 1723) weichen, doch mußte Lange den triumphähnlichen Einzug Wolf's (1740) noch erleben. Lange war übrigens stets auf dem Plane, nach allen Richtungen war er thätig, abzuwehren, anzugreifen, zu berichtigen und zu erläutern, aber seine umfangreichen Schriften sind kaum mehr lesbar, so z. B. «Die

richtige Mittelstraße zwischen den Abwegen der Absonderung von der äußerlichen Gemeinschaft der Kirchen u. s. w. Halle 1712», die in der umständlichsten Weise eine Reihe von Abwegen (in deutscher Sprache) bespricht, und stets von der Anti-Spener-Liga redet.

Lange starb am 7. Mai 1744. Seinen Lebenslauf hat er selbst beschrieben (Halle und Leipzig 1744).

Vgl. den Artikel von P. Tschakert in der «Allg. deutschen Biographie». (*A. Horawitz.*)

LANGE (Julius), Maler, geb. am 17. Aug. 1817 in Darmstadt, gest. am 25. Juni 1878 in München. Wie bei seinem Bruder Ludwig (s. d.) regte sich auch bei ihm frühzeitig der Künstlerberuf; er hatte kaum das 15. Lebensjahr erreicht und konnte schon die landschaftliche Natur in ihrem wechselvollen Charakter mit Geschick darstellen. Sein Bruder Gustav, der eine Kunsthandlung hatte, gab in seinem Verlage eine Sammlung von Ansichten der schönsten Gegenden Deutschlands heraus, an der sich Lange betheiligte und Heidelberg mit seiner malerischen Umgebung für die Sammlung bearbeitete. Nachdem er sich unter J. W. Schirmer in Düsseldorf weiter ausgebildet hatte, siedelte er sich in München an. Im bairischen Hochgebirge, wo er alljährlich fleißige Studien machte, erschloß sich ihm eine reiche Fundgrube für landschaftliche Bilder, die er auch mit großem Erfolge ausbeutete. Seine Gemälde wurden in öffentlichen Ausstellungen mit Anerkennung aufgenommen. Ein Bild, das der Kunstverein in Trier zur Verlosung ankaufte, kam in den Besitz der Gräfin Wimpffen in Venedig und war Ursache, daß dem Künstler zahlreiche Bestellungen aus Norditalien zugingen. Für die Akademie in Venedig sollte er Skizzen zum Behuf des Studiums der Landschaftsmalerei, für Mailand zwei große Bilder ausführen. Infolge dessen wurde er zum Mitglied der Akademien in beiden Orten ernannt.

Diese Auszeichnung brachte in ihm den Plan zur Reife, sich einige Zeit in Italien aufzuhalten; er wählte Mailand zu seinem Aufenthalte, da er von hier aus den Garda- und Comersee leicht erreichen konnte, um an ihren reizenden Ufern Landschaftsstudien auszuführen, deren schönste er 1857 in der Brera ausstellte. So wurde der Erzherzog Max, der spätere unglückliche Kaiser von Mexico, auf den Künstler aufmerksam. Es wurde ihm die Ehre zutheil, dessen kunstsinnige junge Gemahlin Carola in der Landschaftsmalerei zu unterrichten. Eines Todesfalles in der Familie wegen besuchte er München und konnte es sich nicht versagen, ins Gebirge zu gehen, um Studien zu machen. Auf der Halbinsel Bartholomä im Königssee wurde er vom König Maximilian II. überrascht, der, als er seine Studien gesehen hatte, ihn mit Aufträgen überhäufte, sodaß sich der Künstler gezwungen sah, in München sich festzusetzen. Hier schuf er seine zahlreichen Werke, die ihn zu einem der besten Landschafter der Neuzeit stempeln. Zwei seiner Bilder wurden für die neue Pinakothek von König Ludwig angekauft, Ansichten des Dachsteins in Sonnenbeleuchtung und im Abendlichte. Derselbe König ließ auch durch Professor Halbig seine Büste für dieselbe Sammlung anfertigen. Im J. 1867 wurde er zum Hofmaler ernannt.

Die Anzahl seiner Bilder ist beträchtlich, da er rasch arbeitete, ohne jedoch dabei eine fleißige Durchführung zu vernachlässigen. Neben den öffentlichen Sammlungen von München, Stuttgart und Darmstadt besitzen viele Private in Deutschland und England Werke seiner Hand. Selbst nach Amerika sind viele gekommen. Nach Rio de Janeiro kam ein Bild mit der Heide zwischen München und Nymphenburg bei untergehender Sonne, das einzige dieser Art, da der Künstler meist Gebirgspartien zu malen liebte. Auch arbeitete er für das Werk: «Die große deutsche Landschaftsschule», die 1860 in Photographien in Darmstadt erschien. Vgl. Regnet, «Münchener Künstlerbilder». (*J. E. Wessely.*)

LANGE (Ludwig). Bruder des Vorigen, Architekt, geboren zu Darmstadt am 22. März 1808, gestorben in München am 31. März 1868. Schon während seiner Gymnasialzeit entstand in ihm der Wunsch, sich der Architektur zu widmen. Die Anleitung erhielt er vom großherzoglichen Baurath Lerch, der ihm beim Bau des Gymnasiums zu Michelstadt die Bauleitung anvertraute, Beweis dafür, daß er erstaunliche Fortschritte in seinem Fache gemacht hatte. Im Auftrage C. Jügel's nahm er 1830 die Baudenkmäler am Niederrhein und an der Lahn auf und arbeitete dann an dem Werke: «Originalansichten deutscher Städte». Diese Arbeit führte ihn auch nach München, wo er mit C. Rottmann bekannt wurde. Diese Bekanntschaft gab seinem Lebensgange eine besondere Richtung; er begleitete Rottmann nach Griechenland, wo sich ihm seine früheren Studien recht nützlich erwiesen und ihm das classische Land erst recht aufschlossen. Um hier länger bleiben zu können, nahm er die Stelle eines Zeichenlehrers am athenischen Gymnasium an. Mit König Ludwig kam er in persönliche Berührung, als sich dieser in Athen aufhielt, wo ihm mehrere architektonische Entwürfe des jungen Künstlers auffielen. Er nahm während seines griechischen Aufenthaltes die interessantesten Bau- und Landschaftsobjecte auf, die er mit Aquarellfarben ausführte. Für König Otto entwarf er den Plan zu einer Erlöserkirche in Athen und kehrte, zum griechischen Baurath ernannt, 1838 über Italien, wo er Studien über die byzantinische und romanische Bauweise machte, nach Deutschland zurück und wählte München zu seinem Aufenthalte. Hier entstanden seine zahlreichen Werke, die ihn zu einem namhaften Architekten stempeln. Wenn auch nicht alle seine Entwürfe ausgeführt wurden, so liegt doch in ihnen ein kostbarer Schatz seiner Kunst der Nachwelt erhalten. Aus eigenem Antriebe entwarf er Pläne zu einem kronprinzlichen Palais in München (1845). Dann entstanden Entwürfe zur Nikolaikirche in Hamburg, zu einem Athenäum (im Auftrage Maximilian's II.), zu einer Villa bei Berchtesgaden für denselben, zu einer russischen Kirche in Moskau (1852), zu einem Rathhause in Hamburg (1854) und viele mehr. Bis in diese Zeit bewegte sich seine Kunst in der byzantinischen oder romanischen Form; jetzt ging er zur italienischen Frührenaissance

über und schuf in dieser Bauweise das Museumsgebäude in Leipzig (1856). In diesem prächtigen Bauwerke, das sich durch Schönheit der Proportionen wie durch Eleganz der Formen, aber auch durch zweckmäßige Vertheilung der inneren Räume auszeichnet, schuf Lange gewissermaßen einen mustergültigen Bau. Zahlreich sind die Entwürfe, die sich nun rasch aufeinander folgten. Wir heben nur hervor jenen zu einer Villa für König Otto, für den Erbprinzen von Meiningen, für eine Kunsthalle in Hamburg, die Pinakothek in Amsterdam, für ein Rathhaus in Mainz und München, für ein Parlamentshaus im Haag u. a. m. Nicht alle seine Entwürfe sind auch ausgeführt worden; die Ursache lag darin, daß der Künstler, nur seinem Genius folgend, die Geldfrage nicht in Anschlag brachte, und gerade dieser Umstand hinderte die Ausführung des Schönsten und Vollendetsten. Lange wurde von König Ludwig zum Professor der Bauschule an der Akademie ernannt und vom König Otto wurde ihm der Erlösorden verliehen. Unter seinen Schülern sind sein talentvoller Sohn Emil Lange, sowie J. Bühlmann und A. Schmidt aus Meiningen hervorzuheben.

(*J. E. Wessely.*)

LANGE (Ludwig), Philolog, geboren als Sohn des Hofbäckers Konrad Lange am 4. März 1825 zu Hannover, besuchte seit 1840 das dortige Lyceum, wo Rafael Kühner und Grotefend auf ihn den größten Einfluß hatten, und er schon bald durch seine glänzende lateinische Eloquenz Aufsehen erregte. Michaelis 1843 bezog er als Philolog die Universität Göttingen; K. Friedrich Hermann war es hier, der für ihn von der größten Bedeutung wurde, neben ihm waren Benfey, der Lange für das Studium des Sanskrit interessirte, und Wieseler seine einflußreichsten Lehrer. Im J. 1846 errang er mit einer Arbeit über die Geschichte des römischen Kriegswesens in der Kaiserzeit den Preis, den die philosophische Facultät ausgeschrieben hatte. Im J. 1847 ward Lange Doctor und erwarb in demselben Jahre die Befähigung, classische Sprache und Geschichte in allen Gymnasialklassen zu lehren. Im Bewegungsjahre 1848 erschien seine commentirte Ausgabe des Hygin us. Er unternahm dann Reisen in die größeren Städte Deutschlands, welche ihn in Beziehungen zu Lachmann, Gerhard, Panofka u. a. brachten. Im J. 1849 wurde Lange in Göttingen die venia docendi für Sprachwissenschaft und Alterthumskunde und zugleich eine Stelle an der Bibliothek verliehen. Beinahe sechs Jahre hindurch las er nun über Fächer, die für seine spätere Entwickelung schon ganz charakteristisch sind: Sanskritgrammatik, Apollonios Dyskolos, Geschichte des römischen Kriegswesens und römische Antiquitäten, Homer's Ilias, Cicero pro Milone. Am 2. Oct. 1852 hielt Lange auf der Philologenversammlung zu Göttingen einen Aufsehen erregenden Vortrag über Ziel und Methode der syntaktischen Forschung, in dem er «die Berechtigung und die Nothwendigkeit der Anwendung der historischen Sprachanschauung und der historischen Methode auf die sprachlichen Erscheinungen, die man unter dem Namen Syntax begreife, mit der ausdrücklichen Bemerkung, daß auch in dieser Beziehung die Vergleichung verwandter Sprachen, insbesondere des Sanskrit, ein Hülfsmittel zur Erweiterung des historischen Blickes sei, dargelegt und dabei die Wichtigkeit statistisch genauer Beobachtung an einer Probe veranschaulicht hat». Zwanzig Jahre später hat er in seinen Untersuchungen über den Homerischen Gebrauch der Partikel *ἄν* mustergültige Beispiele der Anwendung dieser historisch-statistischen Methode auf einen einzelnen Theil der griechischen Syntax gegeben. G. Curtius prophezeite damals schon, die Durchführung der von Lange verfochtenen Methode werde eine neue Epoche der vergleichenden Sprachforschung herbeiführen. In der That plante Lange damals ein Buch über die Syntax der Casus, doch zog ihn der Antrag der Weidmann'schen Verlagsbuchhandlung in Berlin, die römischen Alterthümer zu schreiben, auf ein anderes, von ihm allerdings schon gepflegtes Gebiet. Nur seine Schrift über die tabula Bantina, in der er einen dankenswerthen Beitrag zur Erforschung des Oskischen gab, erschien damals (1853). Mittlerweile wuchs sein Ansehen, Beziehungen zu G. Curtius, Marquardt, A. Kirchhoff, Ihering und Ritschl wurden geknüpft. Im J. 1855 aber wurde er an Curtius' Stelle nach Prag als ordentlicher Professor der Philologie berufen; hier entwickelte er eine reiche und fruchtbare Thätigkeit. Nicht blos, daß er den Collegienbesuch steigerte und die Hörer durch eine Fülle von Vorlesungen anregte, er arbeitete auch fortgesetzt an seinem Hauptwerke, den römischen Alterthümern, und wandte seine eifrigste Theilnahme — im innigen Vereine mit Bonitz in Wien — dem Gymnasium zu. Wie hoch er die Bedeutung der philologischen Wissenschaft stellte, hat er in seiner interessanten Antrittsvorlesung: «Die classische Philologie in ihrer Stellung zum Gesammtgebiete der Wissenschaften», gezeigt, in der er sehr richtig die Mittel vom Zwecke unterschied. So energisch und erfolgreich die vier Jahre seiner prager Thätigkeit auch waren, so wirkten doch auf Lange die Ungesundheit Prags, die Concordatsströmungen, die Ueberbürdung der Professoren mit administrativen Geschäften so ein, daß er dem Rufe nach Gießen an Osann's Stelle Folge leistete (1859). In Prag war er Vorstand der evangelischen Kirche gewesen und hatte mit dem Juristen E. Chambon, mit A. Schleicher, dem Zoologen Stein, mit Demelius, R. Zimmermann, Schulte und Kelle in regem Verkehr gestanden. In Gießen verlebte er im eigenen Hause, in treuer Freundschaft mit Ed. Lübbert, Ihering, Leuckart, dem Theologen Baur, Seel u. a., in angenehmen Berufsverhältnissen, ganz seinen Arbeiten hingegeben, die schönsten Jahre seines Lebens; auch hier wirkte er als Berather des Ministeriums für das Gymnasialwesen. Dennoch entschloß er sich 1870 den Ruf an Kloß' Stelle in Leipzig anzunehmen, um in größeren Verhältnissen an der Seite der von ihm so hochgeschätzten Fr. Ritschl und G. Curtius wirken zu können. Freilich war auch Leipzig seiner Gesundheit nicht zuträglich und erwarteten ihn hier die größten Anstrengungen, aber auch die größten Erfolge und Anerkennungen. Hier konnte er auch außer Gymnasial-

lehrern eigentliche Philologen heranbilden. In wie hohem Sinne er die Bildung des Gymnasiallehrers und seine Bedeutung auffaßte, zeigt seine schöne Rectoratsrede vom J. 1879, in der er in vortrefflicher Weise die doppelte Aufgabe der Universitätslehrer bezeichnet und an die Philologen sehr beachtenswerthe Forderungen stellt. Lange war kein Schulthrann, er ließ jeder Individualität innerhalb der durch die Gesetze der wissenschaftlichen Forschung gezogenen Grenzen möglichst freien Spielraum. Ueberhaupt gewann die höchst ehrenwerthe Persönlichkeit Lange's mit ihrer rastlosen, hingeben den Thätigkeit die allgemeine Achtung. Doch alle die Ehren vermochten der Schwäche des Körpers, welcher den übergroßen Anstrengungen erlag, nicht zu wehren. Lange hatte erst 1874 seinen Jugendwunsch, die Reise nach Italien, erfüllt, war aber krank zurückgekehrt; noch einmal 1882 sah er Rom und Neapel, 1883 aber eilte er von Bluthusten gepeinigt nach der Riviera. Die Krankheit nöthigte ihn endlich, 1885 Urlaub zu nehmen; im Frühjahre begab sich der Unheilbare nach Arco, dann nach Freiburg zu einem Specialisten, um Rettung zu suchen; daheim nach langem Siechthume fand er am 18. Aug. 1885 durch einen Lungenschlag sein Ende, nachdem er einige Tage vorher den Tod seines Freundes Curtius erfahren hatte.

Lange's Name wurde wol durch das «Handbuch der römischen Alterthümer» am meisten bekannt. Das Werk, dessen erster Band drei Auflagen erlebte (die letzte 1879), hat jedenfalls wenige, die ihm an Sorgsamkeit und Genauigkeit gleichen; war es anfänglich mehr systematisch angelegt, so wandte es sich immer mehr dem Geschichtlichen zu, was denn auch den Abschluß erschwerte und manchen Tadel (vgl. «Liter. Centralblatt», 1863, S. 46) hervorrief. Lange wollte ein ähnliches Werk wie Hermann's «Griechische Alterthümer» schaffen; von dem Plane der Weidmann'schen Verlagsbuchhandlung hat er sich dabei doch etwas entfernt. Denn wie er selbst sagt, hat er nicht für Leser «einer sogenannten interessanten Darstellung gearbeitet und geschrieben», seine Tendenz war in erster Linie, für die Fachgenossen zu schreiben, die weiteren Kreise gebildeter Laien müßten eben in Kauf nehmen, was den andern absolut nicht fehlen dürfte. Seine Auffassung tritt vielfach gegen Mommsen in einen Gegensatz, der auch sonst mannichfachen literarischen Ausdruck fand («Liter. Centralblatt», 1872, S. 685). Jedenfalls kann niemand dem Werke die breitesten selbständigen Quellenforschungen bestreiten, so wenig man die große Vielseitigkeit Lange's, der als Philolog, Archäolog, Linguist, Historiker und Jurist seinen Mann stellte, anzweifeln kann.

Vgl. «Kleine Schriften aus dem Gebiete der classischen Literaturwissenschaft von Ludwig Lange», I. Bd. Mit Porträt und Lebensabriß des Verfassers (von K. Lange), wo auch ein ausführliches Verzeichniß der Reden und Schriften Lange's gegeben ist (Göttingen 1887); Neumann, Nekrolog in Bursian's «Jahresberichten über die Fortschritte u. s. w.». (*A. Horawitz.*)

LANGE (Samuel Gotthold), vor Klopstock's Auftreten ein angesehener dichterischer Vertreter der neueren Literaturrichtung, ist der ältere von den beiden Söhnen des Theologen Joachim Lange, der durch seine erfolgreiche Denunciation des Philosophen Wolff am preußischen Hofe als Vorkämpfer der hallensischen Pietisten sich eine schlimme Berühmtheit erwarb. In Halle ward Samuel Gotthold 1711 geboren, kam 1720 in die magdeburger Klosterschule, dann in das hallesche Waisenhaus; mit 16 Jahren begann er seine Universitätsstudien, wobei er neben den theologischen auch physikalische, mathematische und medicinische Vorlesungen hörte. Sein Interesse für die deutsche Sprache und schönen Wissenschaften bewog ihn 1733, eine Gesellschaft für deutsche Sprache, Poesie und Beredsamkeit zu bilden, welche dann für die hallesche Dichterschule einflußreich ward. Ueber triebener Studieneifer machte Lange hypochondrisch; um sich zu heilen, verbrachte er 1734 ein halbes Jahr in Erfurt. Nach Halle zurückgekehrt, lernte er den vier Jahre jüngeren Immanuel Jakob Pyra kennen, der bereits damals die Abschaffung des Reimes in der deutschen Poesie anstrebte («Immanuel Jakob Pyra und sein Einfluß auf die deutsche Literatur des 18. Jahrh.», von Gustav Waniek, Leipzig 1882). Der Freundschaftsbund, den Lange mit Pyra schloß, bestimmte auch seine Stellung in der Literatur. Im J. 1736 weilte Lange in Berlin, 1737 wurde der Sohn des einflußreichen Theologen Pastor zu Laublingen bei Halle; 1740 erhielt er die Magisterwürde und Aufnahme in die kaiserliche Akademie der Naturforscher; 1755 ward ihm die dritte geistliche Inspection im Saalkreise übertragen; 1737 vermählte er sich mit Anna Dorothea Gnüge (gest. 1764), die sich an den dichterischen Bemühungen ihres Gatten lebhaft betheiligte. Der mit Noth kämpfende Pyra hielt sich längere Zeit bei seinem ihn treu unterstützenden Freunde in Laublingen auf, das so ein Mittelpunkt der neu aufstrebenden Literatur ward. Von Halle her standen der Aesthetiker Baumgarten und Gg. Fr. Meier, dessen Biograph Lange später wurde (Halle 1778), mit Lange und seiner Doris in Verbindung, durch General von Stille wurde Lange dem preußischen Hofe empfohlen, von Stille war ein regelmäßiger Besucher des Musensitzes, an dem auch Gleim, Hirzel, Sulzer persönlich vorsprachen. Mit Hagedorn, Bodmer und Breitinger war durch Pyra eine Verbindung hergestellt worden. Der von Lange geführte Briefwechsel (vgl. R. Fisch, «Generalmajor v. Stille und Friedrich d. Gr. contra Lessing», Berlin 1885) liegt vor in den «Freundschaftlichen Briefen» (Berlin 1746 und 1760) und der «Sammlung gelehrter und freundschaftlicher Briefe» (2 Bde., Halle 1769—70). Vgl. außerdem «Briefe der Schweizer» (Zürich 1804). Ihren unmittelbaren Ausdruck in der Oeffentlichkeit fand diese laublinger Vereinigung in der von Pyra redigirten moralischen Wochenschrift «Gedanken der unsichtbaren Gesellschaft» (Halle 1741), wo Lange als Roos, seine, gewöhnlich als Doris besungene Gattin unter dem Namen Ingenia auftrat. Eine von Lange und Gleim gemeinsam geplante Wochenschrift kam ebenso wenig zur Ausführung, als Lange's gegen Gottsched gerichtetes satirisches Epos «Die Eroberung von Leipzig» und seine nach Pyra's Tode (1744) begonnene

Epopöe «Moses». Während des gemeinsamen Dichtens entstand 1736—44 eine Reihe von Phra und Lange ausgearbeiteter lyrischer Tändeleien, die Bodmer 1745 herausgab als «Thirsis und Damon's freundschaftliche Lieder». Eine zweite Ausgabe besorgte der verwaiste Damon selbst (Halle 1749; Neudruck, mit Einleitung von A. Sauer, Heilbronn 1885). Nicht nur die eigentlichen Gottschedianer griffen diese reimlosen Gedichte an; ihr Erscheinen veranlaßte auch Kästner als Vertheidiger der Reime aufzutreten. Diese Lieder zeigen bereits Klopstock's Freundschaftsenthusiasmus und Jacobi's Freundschaftständelei; anakreontische Töne sind durch die fromme Grundstimmung gedämpft. Die englischen Dichter und nach Hagedorn's Vorgange Horaz sind Vorbilder. Im J. 1747 erschienen zu Halle Lange's «Horazische Oden nebst Gg. F. Meier's Vorrede vom Werthe der Reime». Lange geht nicht so weit wie Meier, der die Reime als barbarischen Ungeschmack überhaupt verbannt wissen will; mehrere der Gedichte sind in Reimen. Die Bedeutung der Sammlung liegt aber in dem Versuche, zum erstenmal antike Strophen in größerem Umfange nachzubilden. Dadurch ist Lange ein Vorläufer Klopstock's. Die erste Anregung zu dem Versuche war jedoch von Gottsched und Breitinger in ihren Lehrbüchern der kritischen Dichtkunst gegeben worden. Trotz mancher Geschmacklosigkeiten trugen diese Gedichte ihrem Verfasser nicht unverdienter Weise hohen Ruhm ein. Ramler sah hier sein Vorbild, Lessing rühmte sie, und noch 1767 nannte Moses Mendelsohn Lange den «Wegweiser zu Ramler», der Deutschland zuerst mit den Außenlinien der horazischen Ode bekannt gemacht habe. Jedenfalls hatte Lange hier zuerst das Lob Friedrich's II. besungen und ist so wirklich zeitlich der erste der preußisch-patriotischen Dichter gewesen (H. Pröhle, «Friedrich der Große und die deutsche Literatur», Berlin 1878). Von der Ode «Die Siege Friedrich's» theilte Lange auch eine französische Uebersetzung mit. Den horazischen Oden, welche Lange den Titel des deutschen Horaz eingetragen hatten, folgte 1752 die angeblich seit neun Jahren vorbereitete Ausgabe der Oden des römischen Dichters selbst, ihr lateinischer Text und ihre deutsche Uebertragung. Die Kritik begrüßte die längst erwartete Arbeit freudig und Hagedorn sprach sich in Briefen voll Bewunderung aus. Friedrich II. nahm die Widmung an und dankte dafür in einem gnädigen Schreiben. Lessing allein hatte den Muth, 1753 im 24. seiner Briefe auf die Fehler der Arbeit hinzuweisen und der «Hamburgische Correspondent» druckte seinen Brief ab. Lange ließ noch 1753 eine Erwiderung drucken, deren Verleumdung Lessing in Nr. 155 der «Berliner privilegirten Zeitung» kurz zurückwies. Lange hatte über das Duodezformat der Lessing'schen Schriften gespottet und sie ein Vade mecum genannt. Anfang 1754 ließ dann Lessing seine scharfe Entgegnung erscheinen, eine der zermalmendsten Recensionen, die je geschrieben: «Ein Vade Mecum für den Herrn Sam. Gotth. Lange, Pastor in Laublingen, in diesem Taschenformate ausgefertigt von Gotth. Ephr. Lessing» (Berlin). Lange's Entgegnung in einem «Schreiben an Herrn Professor Nicolai zu Frankfurt a. d. O.» konnte die vernichtende Wirkung von Lessing's Kritik nicht mehr abschwächen (sämmtliche Streitschriften in der Hempel'schen Ausgabe von Lessing's Werken, XIII, 1). Lange's maßloser Hochmuth war furchtbar gestraft worden, für die Literatur war er beseitigt. Es gehört jedoch zu seiner Charakteristik, daß ihn in der Folge eine persönliche und literarische Freundschaft mit Geheimderath Klotz verband.

Im J. 1747 hatte der dichtende Pastor eine Streitschrift gegen Zinzendorf und die Herrnhuter herausgegeben: «Eine wunderschöne Historie von dem gehörnten Siegfried dem zweiten» (Halle); 1764 ein Sendschreiben an B. Mosche gegen C. A. Heumann's Abendmahlslehre. Nach seiner Abfertigung durch Lessing folgten noch «Poetische Betrachtungen der sieben Worte des sterbenden Erlösers nebst anderen geistlichen Gedichten» (Halle 1757), und, Breitinger gewidmet, «Die Oden David's, oder poetische Uebersetzung der Psalmen» (Halle 1760). Im J. 1763 setzte er seiner Gattin und seinem Sohne ein «Denkmal ehelicher und väterlicher Liebe», ging jedoch bald darauf eine zweite Ehe ein. Nachdem er 1769 noch eine Uebersetzung aus Claudian seinem Freunde Klotz gewidmet hatte, ließ er im selben Jahre erscheinen «Der Komet, mein letztes Gedicht». Während alle diese poetischen Werke unbeachtet blieben und den unglücklichen Horazübersetzer nur stets von neuem an seinen verlorenen Ruhm erinnern konnten, fand er mit seinen Zeitschriften immerhin einigen Anklang. Nachdem er im Anfange der siebziger Jahre deren mehrere mit Meier herausgegeben hatte, ließ er 1777—78 erscheinen «Poetische, moralische, ökonomische und kritische Beschäftigungen einer Gesellschaft auf dem Lande». Doch war, als er am 25. Juni 1781 wenige Monate nach Lessing starb, es nur die Schrift seines Gegners, welche die jüngere Generation an das ehemalige Haupt der halleschen Dichterschule noch erinnerte.

Das Verzeichniß seiner Schriften und die Kritiken über ihn in K. H. Jörden's Lexikon, III, 140—149; in Chr. H. Schmid's «Nekrologe der vornehmsten verstorbenen deutschen Dichter», II, 792—799. — A. Lehnerdt «Die deutsche Dichtung des 17. und 18. Jahrh. in ihren Beziehungen zu Horaz» (Programm des Friedrich-Collegiums zu Königsberg 1882). (*Max Koch.*)

LÄNGE (geographische) eines Ortes auf der Erdoberfläche nennt man den Bogen des Aequators zwischen dem Meridian dieses Ortes und einem beliebig gewählten Anfangsmeridian; dieselbe dient in Verbindung mit der geographischen Breite zur Bestimmung der geographischen Lage eines Punktes. Da infolge der gleichmäßigen Rotation der Erde der Längenunterschied zweier Orte gleich dem Unterschiede der Zeiten ist, zu welchen ein und dasselbe unbewegliche Gestirn durch die Meridiane beider Orte geht, so pflegt man die Länge auch im Zeitmaß auszudrücken und zwar sind

$15^{\circ} = 1^{h}$ (Stunde) $4^{m} = 1^{\circ}$
$15' = 1^{m}$ (Minute) $4^{s} = 1'$
$15'' = 1^{s}$ (Secunde).

Man zählt die Längen von dem Anfangsmeridian ausgehend entweder von 0 bis 360° in der Richtung von Westen nach Osten, oder in beiden Richtungen von 0° bis 180° und bezeichnet dann die östlichen Längen als negativ, die westlichen als positiv. Im letztern Falle hat man, um die Ortszeit eines beliebigen Meridians auf die des ersten Meridians zu übertragen, einfach den in Zeitmaß ausgedrückten Längenunterschied zu jener hinzuzufügen. Beispielsweise beträgt die westliche Länge Washingtons von Berlin + 6h 1m 47s; ist es daher in Washington 10h Vormittags, so ist es um dieselbe Zeit in Berlin 4h 1m 47s Nachmittags.

Als Anfangsmeridiane für die Längenzählung sind im Laufe der Zeiten die Meridiane verschiedener Orte in Gebrauch gewesen. Der Astronom Hipparch, welcher zuerst die Bestimmung der Lage eines Punktes auf der Erde durch die Coordinaten der Länge und Breite einführte, wählte als ersten Meridian den seines Beobachtungsortes in Rhodus, spätere Geographen verlegten ihn nach den Canarischen Inseln, als dem äußersten bekannten Punkte im Westen. Genauer bestimmte man später den Meridian des Pics von Teneriffa und darauf auf den Beschluß eines von Richelieu 1630 zusammenberufenen Congresses den durch die Westspitze der Insel Ferro, der westlichsten unter den Canarischen Inseln, gelegten zum Anfangsmeridian, welcher in Frankreich durch eine königliche Ordre vom 25. April 1634 officiell eingeführt wurde. Unter den Astronomen wurde es üblich, die Längen von den Meridianen der wichtigsten Sternwarten, namentlich insoweit von denselben auch für die Nautik wichtige Ephemeridensammlungen veröffentlicht wurden, zu zählen. So kamen nacheinander die Meridiane von Nürnberg, Uranienborg (Dänemark), später Paris, Berlin und für England und Amerika Greenwich und Washington in Gebrauch. Die Geographen dagegen hielten lange an dem alten Meridian von Ferro fest, bis dieser, welcher einen Abstand von 20° 1′ 45″ (nach den Beobachtungen von Feuillée 1724) von dem pariser Meridian hatte, nach einem Vorschlage des Franzosen Delisle mit dem in genau 20° westlicher Länge liegenden Meridian vertauscht wurde. In neuester Zeit ist in dieser Hinsicht der Versuch einer internationalen Einigung gemacht worden, welcher in engem Zusammenhange steht mit dem Versuche der Einführung einer allgemeinen Weltzeit für die Zwecke des internationalen Verkehrs. Nach dem Beschlusse der 1883 in Rom abgehaltenen Conferenz der europäischen Gradmessung wurde 1884 ein Congreß in Washington abgehalten, auf welchem die Einführung des Greenwicher Meridians, als des unter den seefahrenden Nationen verbreitetsten, fast einstimmig beschlossen wurde, doch ist zur Zeit eine thatsächliche Einigung der Nationen und die Durchführung dieser tiefeingreifenden Veränderungen noch nicht erzielt.

Da die Zeit eines Ortes stets um den Betrag der Längendifferenz größer ist als an einem westlich gelegenen Orte, so wird bei einer Fahrt von Westen nach Osten an jedem Tage etwas an Zeit gewonnen, denn der Sonnenuntergang erfolgt früher, als wenn der Beobachtungsort unverändert geblieben wäre. Die Folge hiervon ist, daß bei einer vollständigen Fahrt um die Erde in der Richtung von Westen nach Osten es erforderlich wird, einen Tag einzuschalten, um mit der Zeitrechnung in Uebereinstimmung zu bleiben. Bei umgekehrter Fahrtrichtung dagegen erhält jeder Tag eine etwas längere Dauer, sodaß es erforderlich wird, einen Tag fortzulassen. Die hierdurch verursachten Datumsänderungen pflegen auf den Schiffen in der Nähe des 180. Längengrades von Greenwich vorgenommen zu werden, welcher fast ganz in den Stillen Ocean fällt.

Das Problem, die geographische Länge eines Ortes zu Lande oder zu Wasser zu bestimmen, hat auch wegen seiner Wichtigkeit für die Seefahrt Astronomen und Nautiker von jeher lebhaft beschäftigt und zur Auffindung zahlreicher Beobachtungsmethoden geführt, deren Anwendung jedoch vielfach an der Unzulänglichkeit der erforderlichen Instrumente scheiterte. Diese Aufgabe erfordert erstens die genaue Kenntniß der Zeit von beiden Orten, deren Längenunterschied zu bestimmen ist, und zweitens die Vergleichung dieser Zeiten. Erstere bietet keine, letztere erhebliche Schwierigkeiten dar, welche namentlich in früherer Zeit, wo die Instrumente noch geringere Vollkommenheit besaßen, die genaue Lösung fast zur Unmöglichkeit machten.

Am einfachsten gestaltet sich die Bestimmung des Längenunterschiedes mit Hülfe der Beobachtung gleichzeitiger himmlischer oder irdischer Erscheinungen. So empfahl schon Hipparch die Beobachtung der Mondfinsternisse, bei welchen der Eintritt, resp. Austritt des Mondes und seiner Flecken aus dem Erdschatten eine solche Erscheinung abgab, welche für alle Erdorte in demselben absoluten Zeitmoment erfolgte. Er berechnete zu diesem Zwecke die Mondfinsternisse auf lange Zeit voraus und die Methode blieb in der That bis zur Zeit des Regiomontanus das einzige Mittel zur Längenbestimmung. Dasselbe konnte aber wegen der unbestimmten Begrenzung, welche der Kernschatten der Erde auf der Mondscheibe besitzt, nur zu sehr unsichern Resultaten führen, und überdies ereignen sich die Finsternisse nur selten.

Nach der Erfindung des Fernrohrs und der Entdeckung der Trabanten des Planeten Jupiter durch Galilei benutzte man ähnlich wie die Mondfinsternisse die Eintritte dieser Trabanten, namentlich die des rasch sich bewegenden innersten, in den Schattenkegel des Jupiter zu Längenbestimmungen. Diese Beobachtungen ergeben, trotzdem es sich auch hier nicht um plötzliche Erscheinungen handelt, doch im allgemeinen ganz brauchbare Resultate, und werden auch jetzt noch vereinzelt zu Längenbestimmungen benutzt. Da dieselben aber Instrumente von größeren Dimensionen erfordern und ferner nur zu gewissen Zeiten, wenn der Jupiter die geeignete Stellung am Himmel im Vergleich zur Sonne einnimmt, angestellt werden können, so eignen sich dieselben nicht zur Längenbestimmung auf See. Auf die Möglichkeit, das Aufblitzen einer Sternschnuppe zu Längenbestimmungen zu benutzen, hat schon G. Lynn in einer Ab-

handlung «A Method for determining the Longitude by the falling Stars» (Philosophical Transactions 1727) aufmerksam gemacht, und 1802 behandelte Benzenberg diese Methode in einer Schrift: «Ueber die Bestimmung der geographischen Länge durch Sternschnuppen». Wenn nun diese Erscheinungen sich auch infolge ihres plötzlichen Auftretens sehr scharf beobachten lassen, so liegt doch in dem Unerwarteten derselben und in der Schwierigkeit, unter den an zwei Orten beobachteten Sternschnuppen die identischen herauszufinden, ein Hinderungsgrund für eine allgemeine Anwendung der Methode. Dagegen benutzten der französische Astronom Jean Picard und der Däne Olaus Römer, der berühmte Entdecker der Lichtgeschwindigkeit, 1671 zur Bestimmung des Längenunterschiedes zwischen Kopenhagen und der durch Tycho de Brahe's Aufenthalt bekannten Insel Hven zum ersten mal künstliche Lichtsignale. Um diese Methode, welche bis in die neueste Zeit hinein, namentlich seit der Erfindung des Heliotropen durch Gauß, mehrfach Anwendung gefunden hat, auch auf weitere Entfernungen benutzen zu können, ist es erforderlich, Zwischenstationen einzuschalten, an welchen nur die Zwischenzeiten zwischen den westlichen und östlichen Signalen zu beobachten sind, während an den Endstationen die Zeiten der Signale selbst aufgezeichnet werden müssen. Mit Hülfe dieser Methode haben die französischen Astronomen Cassini de Thury und Lacaille im J. 1740 die Längendifferenz zwischen zwei Punkten in Languedoc und in der Provence bestimmt, und später ist dasselbe von Zach in Thüringen und Südfrankreich mit Erfolg angewandt worden.

Alle die hier erwähnten Methoden beruhen auf der Beobachtung seltener Erscheinungen oder erfordern besondere Hülfsmittel; aus diesem Grunde mußte man, namentlich seitdem die Zunahme der Schiffahrt eine stets anwendbare Methode der Längenbestimmung erforderte, auf andere Hülfsmittel bedacht sein. In richtiger Würdigung der Wichtigkeit dieses Problems soll schon Philipp III. von Spanien eine große Belohnung für eine zuverlässige Methode zur Längenbestimmung in Aussicht gestellt haben, und die Holländer suchten Galilei durch Anerbieten einer goldenen Ehrenkette zu einer Arbeit in dieser Richtung zu veranlassen. Im J. 1713 setzte das englische Parlament einen Preis von 20,000 Pfund Sterl. aus für eine Methode, mittels deren es gelingen würde, die Länge bis auf $^1/_2{}^\circ$ genau zu bestimmen, kleinere Preise wurden für die Lösung des Problems bei geringerer Genauigkeit in Aussicht gestellt. Ebenso soll der damalige Regent von Frankreich, der Herzog von Orleans, zu demselben Zweck einen Preis von 100,000 Frs. ausgesetzt haben. Durch diese hohen Preise wurde erreicht, daß sich eine Anzahl hervorragender Astronomen mit der theoretischen Seite des Problems, und auf der andern Seite tüchtige Mechaniker und Uhrmacher mit der Vervollkommnung der Instrumente beschäftigten.

Schon am 25. Aug. 1499 hatte der Seefahrer Amerigo Vespucci eine Beobachtung angestellt, welche ihn in den Stand setzte, eine ungefähre Bestimmung der Längendifferenz zwischen seinem Aufenthaltsorte an der Küste von Venezuela und Nürnberg zu erhalten. Er fand nämlich, daß der Mond um $7^1/_2{}^h$ abends 1°, um Mitternacht dagegen $5^1/_4{}^\circ$ östlich vom Planeten Mars stand, er hatte sich also in jeder Stunde vom Mars um 1° entfernt und mußte um $6^1/_2{}^h$ mit demselben in Conjunction gestanden haben. In den von Regiomontan herausgegebenen «Ephemerides astronomicae 1475—1506» (Nürnberg 1474) war als Zeit dieser Conjunction aber die Mitternacht angegeben, somit mußte nach dem früher über die Differenz der Ortszeiten Gesagten der Beobachtungsort Vespucci's $5^1/_2{}^h$ westlich von Nürnberg liegen. Später erkannte man nun allgemein, daß in der Beobachtung der sogenannten Monddistanzen, d. h. der Winkelabstände des Mondes von andern Himmelskörpern ein wichtiges Mittel zur Längenbestimmung gegeben sei. Da nämlich infolge der raschen Bewegung des Mondes sein Abstand von den langsamer bewegten Planeten und den Fixsternen sich sehr rasch ändert und die Messung dieses Abstandes namentlich seit der Erfindung des Spiegelsextanten und der Prismenkreise einen hohen Grad von Genauigkeit erlangt hat, und da ferner der Mond mit Ausnahme weniger Tage zur Zeit des Neumondes beobachtet werden kann, so kam die Methode der Monddistanzen bald bei allen Seefahrern und Reisenden in Gebrauch. Eine Bedingung für ihre Anwendbarkeit ist die genaue Vorausberechnung der Monddistanzen für den Anfangsmeridian, und diese beruht wiederum auf einer genauen Kenntniß des Mondlaufes. Es hängt somit die Lösung des Problems der Längenbestimmungen eng zusammen mit der Vervollkommnung der Mondtheorie, welche zunächst durch die Arbeiten Euler's: «Tabulae astronomicae Solis et Lunae», «Novae et correctae tabulae ad loca Lunae computanda» (Berlin 1746), und seine «Theoria motuum Lunae, exhibens omnes ejus inaequalitates cum additamento» (Berlin 1753), um einen bedeutenden Schritt vorwärts gebracht wurde. Anschließend an diese Arbeiten Euler's, für welche demselben von England aus ein Preis von 3000 Pfund Sterl. zuerkannt wurde, verglich Tobias Mayer, Professor der Astronomie in Göttingen seit 1751, die Monddbeobachtungen mit den Tafeln und verbesserte dieselben derart, daß seine 1752 in den «Göttinger Abhandlungen» gedruckten «Novae tabulae Solis et Lunae» alle früheren übertrafen. Im J. 1755 fertigte Mayer auf Grund einer neuen Revision der Theorie neue Tafeln an und sandte diese nach London in der Hoffnung, den großen Preis, den die englische Regierung ausgesetzt hatte, zu erhalten. Aber trotz Bradley's lebhafter Befürwortung erlebte Mayer die gehoffte Anerkennung seiner Arbeit nicht. Nach seinem 1762 erfolgten Tode sandte seine Witwe ein neues, mit Verbesserungen und mit einer Abhandlung über die Vortheile der Längenbestimmung durch Monddistanzen versehenes Exemplar nach London, und erhielt endlich 1765 3000 Pfund Sterl., denen später noch 2000 gefolgt sein sollen. Mayer's Tafeln wurden 1770 auf englische Kosten unter dem

Titel «Tabulae motuum Solis et Lunae novae et correctae, auctore Tob. Mayer: Quibus accedit methodus longitudinum promota eodem auctore» herausgegeben. Diese jetzt längst veralteten Mondtafeln sind später durch die Arbeiten von Bürg, Burkhardt und Damoiseau, letztere wieder durch diejenigen von Plana, Hansen und Delaunay verdrängt worden, von denen namentlich Hansen's auf Kosten der englischen Regierung herausgegebene «Tables de la lune construites d'après le principe Newtonien de la gravitation universelle» lange Zeit eine nahezu vollkommene Uebereinstimmung mit den Beobachtungen gezeigt haben, während sich in neuerer Zeit auch bei diesen schon größere Abweichungen herausstellen. Für die Methode der Längenbestimmung durch Monddistanzen, welche schon 1540 von Gemma Frisius durch Berücksichtigung der Mondparallaxe verbessert wurde, sind diese Fortschritte in der Monddtheorie von hohem Werthe gewesen. Nachdem Lacaille in einer Abhandlung «Sur l'observation des longitudes au mer par la lune» (Mém. de Paris 1754), die Vorausberechnung der Monddistanzen warm empfohlen hatte, führte Maskelyne die Methode durch Aufnahme der Monddistanzen in den «Nautical Almanac» später allgemein in die Praxis ein. Lalande veröffentlichte dieselben ebenfalls in den von ihm herausgegebenen Pariser Ephemeriden, der «Connaissance des tems», und jetzt findet man eine geeignete Anzahl vorausberechneter Monddistanzen in allen für nautische Zwecke bestimmten Ephemeriden. Ueber die zur Ableitung der Längendifferenzen aus Monddistanzen zu benutzenden Rechnungsmethoden, auf welche hier nicht eingegangen werden kann, vergleiche man: Encke, «Berliner Astronomisches Jahrbuch» (1842); Lexell, «Observationes circa methodum inveniendi longitudinem loci ex observata Lunae distantia a quadam Stella» (Petersburg 1780); Elliot, «Improvement of the Method of correcting the distance of the moon» (Edinburg 1784); Huber, «Ueber die Reduction der scheinbaren Monddistanzen» in Zach's «Monatl. Corresp.» (1805); ferner Rümker, «Handbuch der Schiffahrtskunde» (Hamburg 1820) und «Längenbestimmungen durch den Mond» (Hamburg 1839); Bessel, «Neue Berechnungsart für die nautische Methode der Monddistanzen» in Band 2 seiner «Astronomischen Untersuchungen» u. a. m.

Außer der soeben besprochenen Methode gibt es eine Anzahl anderer, welche auf demselben Princip beruhen, indem aus der Vergleichung der entweder direct beobachteten oder auf Umwegen ermittelten Rectascension des Mondes mit der für den ersten Meridian vorausberechneten die Längendifferenz erhalten wird. Der «Nautical Almanac» z. B., welcher alljährlich in London auf mehrere Jahre voraus publicirt wird, enthält für jede ganze Stunde Greenwicher Ortszeit die Rectascension des Mondes, wie sie vom Mittelpunkte der Erde aus gesehen wird, sowie die Veränderung dieser Größe innerhalb einer gewissen Zeiteinheit, z. B. 1 Minute. Findet man nun an einem Orte, dessen Länge nicht bekannt ist, die Rectascension des Mondes von jener verschieden, welche für denselben Zeitmoment in Greenwich sich aus den Ephemeriden ergibt, so wird man aus der Differenz in Verbindung mit der bekannten Geschwindigkeit der Mondbewegung die zwischen beiden Epochen verflossene Zeit und somit, wie früher auseinandergesetzt, die Längendifferenz finden. Hierher gehört zunächst die schon von Orontius Finäus, Professor der Mathematik in Paris, in seiner Schrift «De invenienda longitudinis locorum differentia, aliter quam per Lunares eclipses, liber admodum singularis» (Paris 1544) empfohlene Beobachtung der Monculminationen, durch welche die Rectascension des Mondes unmittelbar und frei von Parallaxe erhalten wurden. Weitere Schriften über diesen Gegenstand sind: Toaldo, «De methodo longitudinum ex observato lunae transitu per meridianum» (Padua 1784); Pigott, «A recommandation of the method of determining the longitude by observations of the moons transits» (Phil. Trans., London 1786); Lindenau, «Ueber die Zuverlässigkeit der Längenbestimmungen durch Monculminationen» in Zach's «Monatl. Corresp.» (1805). Im J. 1823 erweckte Nicolai, damals Director der mannheimer Sternwarte, durch seine Abhandlung «Ueber die Methode, Längen durch Rectascensions-Differenzen gewählter Vergleichsterne vom Monde zu bestimmen» allgemeines Interesse für diese Methode, indem er die gleichzeitige Beobachtung von hellen, in der Nähe des Mondes befindlichen Sternen (der sogenannten Mondsterne) empfahl und die Astronomen zur Ausführung solcher Beobachtungen aufforderte. In neuerer Zeit enthalten die astronomischen Ephemeriden für jeden Tag, an welchem der Mond im Meridian beobachtet werden kann, etwa vier solche den Mond einschließende Sterne. Diese Methode ergibt bei sorgfältiger Behandlung sehr genaue Resultate. In ähnlicher Weise läßt sich in hohen Breiten die Beobachtung von Azimuthen, in niedrigen Breiten diejenigen von Höhen des Mondes zur Längenbestimmung verwenden. Letztere Methode insbesondere, welche schon von Bouguer in dessen «Nouveau traité de navigation» (Paris 1753) behandelt wurde, ist wegen ihrer Bequemlichkeit, namentlich seitdem die außerordentlich leistungsfähigen transportabeln Universalinstrumente den unbequem zu handhabenden Sextanten mehr und mehr zu verdrängen begonnen haben, für tropische Gegenden sehr zu empfehlen. Aus den beobachteten Höhen, bezw. Azimuthen, leitet man zunächst die Rectascension des Mondes her, wodurch die Methode auf diejenige der Monculminationen zurückgeführt wird.

Endlich ist hier noch der Bestimmung von Längendifferenzen durch Beobachtung von Sonnenfinsternissen und Sternbedeckungen zu gedenken. Wegen der beträchtlichen Parallaxe des Mondes projicirt sich derselbe von verschiedenen Punkten der Erde gesehen auf verschiedene Theile des Himmels, es finden mithin die sogenannten Eintritte und Austritte bei den eben erwähnten Erscheinungen, welche sich mit großer Schärfe beobachten lassen, nicht an allen Orten der Erde zu derselben Zeit statt. Durch die Rechnung lassen sich aber aus den

beobachteten Momenten diejenigen Zeitmomente für jeden Ort ableiten, in welchen, vom Mittelpunkte der Erde aus gesehen, die Ein- und Austritte stattgefunden haben würden. Diese Zeitmomente sind wiederum nur um die Längenunterschiede der betreffenden Stationen von einander verschieden und es bietet mithin diese freilich nur relativ selten anzuwendende Methode ebenfalls ein Mittel für die Längenbestimmung. Im Grunde genommen ist dieselbe identisch mit den zu Anfang besprochenen Methoden der Beobachtung plötzlicher Lichtphänomene. Denn wenn auch die Erscheinungen, um die es sich hier handelt, nicht für alle Orte der Erde in demselben absoluten Zeitmomente eintreten, so lassen sich doch die beobachteten Zeiten alle auf einen solchen reduciren. Man vergleiche hierüber Lemonnier, «Histoire céleste» (Paris 1741); J. Cassini, «Méthode de déterminer les longitudes par les éclipses des étoiles fixes et des planetes» (Mémoires de Paris 1705); Euler, «Méthode de déterminer la longitude par l'observation d'occultations des étoiles fixes» (Mémoires de Berlin 1747), und für die Rechnungsmethoden Bessel, «Astronomische Nachrichten 1828» und Encke, «Berliner Astronomisches Jahrbuch 1830».

Vorstehend sind kurz die Methoden auseinandergesetzt, bei welchen die Beobachtung himmlischer Phänomene zur Längenbestimmung Verwendung findet. Durch die oben erwähnte, von der englischen Regierung 1715 beschlossene Aussetzung einer hohen Belohnung von 20,000 Pfd., welche nicht wenig zur Vervollkommnung dieser Methode beitrug, wurde aber auch in praktischer Hinsicht ein Erfolg erzielt, indem der Engländer John Harrison schon im J. 1736 eine Uhr construirte, welche alle bisherigen an Vollkommenheit weit übertraf. Im J. 1758 lieferte er darauf ein Chronometer zur Prüfung ab, welches auf einer Fahrt nach Jamaika während 161 Tagen eine Abweichung von nur $1^m\ 5^s$ zeigte, und erhielt infolge dessen einen Preis von 5000 Pfd., welchem 1764, nachdem er ein noch vollkommeneres Chronometer zur Prüfung abgeliefert hatte, weitere 10,000 Pfd. nachfolgten. Ueber die Construction seines Chronometers veröffentlichte er die Schrift «Principles of Timekeeper». Durch diese Vervollkommnung der zeitmessenden Instrumente wurde die jetzt auf Schiffen allgemein übliche Längenbestimmung durch Zeitübertragung zuerst in die Praxis eingeführt. Bringt man nämlich eine Uhr, welche genau die Zeit eines Ortes A angibt nach einem Orte B und vergleicht dieselbe dort mit einer anderen Uhr, welche die Ortszeit von B angibt, so ist die Differenz gleich dem Unterschiede der Längen von A und B. Hierbei ist vorausgesetzt, daß die Uhr während des Transports weder vor- noch nachgehe. Da dies in aller Strenge aber nicht zu erreichen ist, so ist die genaue Kenntniß des Ganges der Uhr, d. h. der Größe, um welche sie an jedem Tage voreilt oder zurückbleibt, erforderlich, welche durch genaue Untersuchung der Uhr vor Antritt und nach Beendigung der Reise erhalten wird. Die Methode der Zeitübertragung empfahl zwar schon 1530 Gemma Frisius in seinem Werke «De principiis astronomiae et cosmographiae», indessen besaß dieselbe bei dem mangelhaften Zustande der damaligen Zeitmesser keine praktische Bedeutung und erlangte dieselbe erst durch die Arbeit Harrison's und die das gleiche Ziel verfolgenden Bemühungen von le Roy und Berthoud in Paris. Seitdem aber ist sie so allgemein für die Längenbestimmung auf See eingeführt, daß sich jetzt wol auf jedem Schiffe, welches in See geht, Chronometer befinden, deren Gang vorher genau untersucht ist. Da nun die Ortszeit an jedem Punkte der Erde durch astronomische Beobachtungen bestimmt werden kann, so ergibt jede Zeitbestimmung zugleich eine Längenbestimmung. Zur Untersuchung der Chronometer haben die seefahrenden Nationen besondere Institute eingerichtet, in Deutschland gibt es solche Institute in Kiel, Hamburg, Wilhelmshaven. Um den im Hafen liegenden Schiffen, welche im Besitz von Chronometern mit bekanntem Gang sind, an jedem Tage Gelegenheit zur Vergleichung derselben mit der Ortszeit des Hafens zu geben, ist der sogenannte Zeitballdienst eingeführt worden. In einem bestimmten Moment, im Allgemeinen dem des mittleren Mittags, wird durch das Herabgleiten eines Balles an einem weithin sichtbaren Pfahle ein Signal gegeben, welches auf den Schiffen aufgenommen wird, und somit die Differenz der Chronometerzeiten gegen die Ortszeit bestimmen läßt. Auch zu wissenschaftlichen Zwecken wird die Uebertragung von Chronometern zur Längenbestimmung häufig benutzt, und zwar gilt sie bei der Vollkommenheit, welche durch Künstler wie Barrow, Dent, Hohwü, Kessels, Tiede u. a. m. in neuester Zeit den Chronometern gegeben worden ist, wol auch jetzt überall da als die genaueste Methode, wo eine telegraphische Verbindung zwischen den beiden Stationen nicht besteht. Als Beispiel möge eine von W. Struve in dem Werke: «Expédition chronométrique entre Poulkowa, Altona et Greenwich» (St.-Petersburg 1844—46) behandelte Chronometerexpedition Erwähnung finden, bei welcher sehr genaue Resultate erzielt wurden. Auch bei Landreisen hat man sich dieser Methode bedient, obwol dieselbe infolge der unvermeidlichen Erschütterungen, welche einen störenden Einfluß auf den Gang der Chronometer ausüben, sich hier als weniger zuverlässig erweist. Dagegen hat sie bei den in neuester Zeit häufiger unternommenen Expeditionen zur Beobachtung von Sonnenfinsternissen und Venusdurchgängen, bei denen es sich meist nur darum handelte, den Anschluß an eine naheliegende Station mit bekannter Länge zu finden, sehr gute Dienste geleistet.

Im Princip identisch mit der vorstehenden Methode, wenn auch weit genauer, ist die Methode der telegraphischen Längenbestimmungen, welche sich überall da anwenden läßt, wo eine directe Verbindung zwischen den beiden zu vergleichenden Stationen besteht. Die Idee zu derselben entstand sehr bald nach Erfindung des elektrischen Telegraphen durch Gauß und Weber, wurde aber erst 1844 von dem amerikanischen Kapitän Wilkes bei einer Längenbestimmung zwischen Washington und Baltimore praktisch ausgeführt. Diese Methode gestattet eine ganze Anzahl verschiedener Com-

binationen anzuwenden, im wesentlichen aber besteht das Verfahren bei derselben in Folgendem: es befinden sich auf beiden Stationen ein Chronograph oder Registrirapparat und eine Uhr, deren Schläge auf elektrischem Wege auf jenem aufgezeichnet werden, es mögen diese beiden Chronographen in den Stromkreis eingeschaltet sein, welcher die beiden Stationen miteinander verbindet. Wenn einer der Beobachter auf der östlichen Station in einem gewissen Moment, z. B. beim Durchgang eines Sterns durch einen Verticalfaden seines Meridianinstruments, auf den Taster drückt und damit den Stromkreis schließt, so wird auf beiden Chronographen neben den von der Uhr herrührenden Signalen ein Zeichen entstehen. Läßt man die Verspätung außer Acht, welche auf der entfernteren Station durch die Fortpflanzung des elektrischen Stroms erzeugt wird und überdies durch eine Wiederholung des Verfahrens von der westlichen Station aus eliminirt werden kann, so erhält man durch die Vergleichung der Signale die nöthigen Daten für die Längenbestimmung. Um ein möglichst genaues Resultat zu erhalten, findet nach einer Reihe von Beobachtungen ein Austausch der Beobachter statt. Telegraphische Längenbestimmungen sind in neuerer Zeit namentlich seit Organisation der europäischen Gradmessung zwischen den meisten Hauptsternwarten Europas ausgeführt worden und nach Herstellung des transatlantischen Kabels wurde im J. 1866 auch der Längenunterschied zwischen Washington und Greenwich auf diese Weise ermittelt. Man vergleiche für diese Methode die zahlreichen Veröffentlichungen des geodätischen Instituts in Berlin, sowie die auf Landesvermessung sich beziehenden Arbeiten anderer Nationen und die Arbeiten der europäischen Gradmessung; ferner Hansen, «Bestimmung des Längenunterschiedes zwischen den Sternwarten zu Gotha und Leipzig» (1876); Albrecht, «Ueber die Bestimmung von Längendifferenzen mit Hülfe des elektrischen Telegraphen» (Leipzig 1869).

(*E. von Rebeur-Paschwitz.*)

LÄNGE (astronomische) eines Gestirns nennt man am Himmel den Bogen der Ekliptik zwischen dem Frühlings-Nachtgleichenpunkt und dem Schnittpunkte der Ekliptik mit dem durch das Gestirn gelegten Breitenkreise. In Verbindung mit der auf dem letzten gezählten Breite bestimmt die Länge die Lage eines Punktes auf der Himmelskugel. Man rechnet die Längen von obigem Anfangspunkte aus in der Richtung von Westen nach Osten von 0 bis 360°. (*E. von Rebeur-Paschwitz.*)

LANGELAND, eine zum Königreich Dänemark gehörige, vom Großen und Kleinen Belt und der Ostsee umgebene, sehr fruchtbare und gut angebaute Insel, zwischen den Inseln Fünen und Laaland, 7 Meilen lang und $^1/_2$ Meile breit, gehört zum Stift Fünen. Die Größe beträgt zusammen mit einigen kleineren Inseln circa 5 □Meilen und die Einwohnerzahl (1880) 19,903. Langeland hat zahlreiche, kuppelförmige Anhöhen, von denen jedoch keine 150 Fuß überschreitet. Ein großer Theil der Insel ist mit Waldungen bedeckt, der Hauptort und die einzige Stadt ist Rudkjöbing.

Langeland wird unter diesem Namen schon in dem bekannten Reiseberichte Othar's und Wulfstan's[1]) genannt, führt jedoch in den Urkunden des Mittelalters gewöhnlich nur dem Namen Lawind[2]), während die Stadt Lawindskjöbing[3]) (die Stadt von Lawind) genannt wird. Bis zur Einführung des Gesetzbuches König Christian's V. (1683) gehörte Langeland in rechtlicher Beziehung dem Gebiete des Jütschen Low an. Die Insel hatte ihr eigenes «Landsting», und später, als Appellation vom Hardesting zum Landsting eingeführt war, ihren eigenen Landrichter («Landsdommer») bis 1681, wo Langeland dem Landsting von Fünen unterstellt wurde. Die Hardeseintheilung war in Nörre- und Sönderharde. Aller Wahrscheinlichkeit nach[4]) gehörte die Stadt Rudkjöbing zum Privatbesitz (patrimonium) des königlichen Hauses[5]) und fiel nach dem Tode Waldemar's II. (1241) als solches seinem Sohne Abel zu. Nachdem dieser als König gestorben, und sein Sohn Erich den König gleichen Namens bei Lohede besiegt hatte, erhielt der jüngere Sohn Abel durch Vergleich mit dem Könige Langeland als Lehen. Jener starb 1279, aber erst 1287 auf dem Reichstage (Danehof) zu Nyborg wurde sein Brudersohn Waldemar mit Langeland belehnt; als jedoch der König Erich (Menvät) volljährig wurde, zog er (1293) das Lehen Langeland wieder ein. Indeß wurde bald wieder ein Vergleich eingegangen, der König gab Langeland zurück, und es wurde verabredet, daß ein endgültiger Friede binnen zwei Jahren geschlossen werden sollte. Dieser kam zu Stande in Wordingborg 1296, und jetzt ging Langeland an den Bruder Waldemar's, Herzog Erich (Langbein), als Lehen über. Nach seinem Tode zog der König Langeland wieder an sich und stellte Waldemar, dem Bruder Erich's, in Aussicht, daß er statt Langeland Friesland an der Westküste Schleswigs erhalten würde. Waldemar starb 1312, und sein Sohn Erich erhielt im Vergleiche mit König Erich zu Horsens 1313 anstatt Langeland die Krongüter in Schleswig als Lehen. Herzog Erich benutzte demnächst den Tod des Königs 1319, um von seinem Nachfolger, Christoph II., noch obendrein Langeland als Lehen zu bekommen. Als der Sohn Erich's, Herzog Waldemar, 1326 zum König von Dänemark erwählt worden war, überließ er am Danehof zu Nyborg (am 15. Aug.) dem Drost Lawrens Jonsön, als Belohnung für geleistete Hülfe, Langeland, Arrö und Tosing als Lehen. Nach dem Tode des Lawrens Jonsön kam Langeland trotz der Bestrebungen

1) «Ser. Rer. Danic.», 2, 118. 2) Im J. 1397, vgl. «De ældste danske Arkivregistraturer», 1, 142; 1375 wird wieder Langeland geschrieben, l. c. 1, 94, vgl. das Register zu «Ser. Rer. Danic.». 3) «Scr. Rer. Danic.», 2, 118. 4) Für die folgende Darstellung von Langeland in seiner Stellung zu den Herzogen von Schleswig und zur dänischen Krone ist benutzt: A. D. Jörgensen, «Forretyve Fortællinger af Fädrelandets Historie» (1. Ausg. 1882, S. 100—136; 2. Ausg. 1886, S. 100—137). Die älteren Darstellungen, zumal von Hvitfeld, der gewöhnlich selber als Quelle benutzt wird, sind voll von Fehlern und Mißverständnissen. 5) Steenstrup, «Studier over Kong Valdemars Jordebog», 1874, S. 380—382.

des Königs Waldemar IV. wieder an den Herzog von Schleswig. Nachdem der König ab und zu vergebens versucht hatte, Langeland zu erobern, gelang es ihm 1358, das befestigte Schloß auf Langeland, Tranekjär, einzunehmen und seitdem kam die Insel nicht mehr in den Besitz des Herzogs. Der Herzog Heinrich, welcher an dem Verbande gegen König Waldemar 1368 theilnahm, versprach, um Langeland wieder zu erlangen, den mißvergnügten dänischen Großen seine Hülfe, erreichte jedoch nichts. Als aber König Olaf am Danehof zu Nyborg 1386 dem Grafen Gerhard IV. von Holstein das Herzogthum Schleswig als Lehen überließ, gab er ihm statt Langeland, worauf jener Anspruch erhob, «die Friesen des Königs» an der Westküste des Herzogthums, und Langeland blieb seitdem immer beim König von Dänemark. Das Schloß Tranekjär wurde der Sitz eines königlichen Beamten (Lehnsmann) für Langeland.

In der folgenden Zeit waren das Schloß und die damit verknüpften Besitzungen öfters an verschiedene Adelige verpfändet, zuletzt an den Grafen Christian Rantzau zu Breitenburg. Als der Schwedenkönig Karl Gustav 1658 die Insel besetzt hatte[6]), schenkte er mittels eines Vergabungsbriefes vom 10. Febr. dieselbe an den bekannten Corfitz Ulfeld. Nach Beendigung des Krieges kam Langeland jedoch wieder an den Grafen Rantzau. Dieser schenkte 1659 seiner Tochter Margarethe Dorothea Rantzau, verheirathet mit Friedrich Ahlefeldt zu Søgaard, den vom Könige über Langeland ausgestellten Pfandbrief. Dem Grafen Ahlefeldt wurde unter dem 20. Juni 1672 aus der Besitzung Tranekjär eine Lehnsgrafschaft mit agnatischer Erbfolge errichtet[7]). Sein Enkel, Graf Friedrich Ahlefeldt, kaufte die auf Langeland belegenen Güter Holmegaard, Brolykke, Lykkesholm, Vestergaard und die Insel Strynø, und errichtete aus den Herrenhöfen mit den zugehörigen Ländereien das Stammhaus Ahlefeldt, welches immer mit der Grafschaft in Verbindung bleiben sollte, solange diese bei der Familie verbliebe.

Literatur: Pontoppidan, «Danske Atlas», III, 608—24; Trap, «Historisk-topographisk-statistisk Beskrivelse af Danmark», 1. Ausg. I, 73—90, 2. Ausg. IV, 287—307; S. Jörgensen, «Efteretninger om Rudkjöbings nuværende Tilstand» (1796); T. Rasmussen, «Oplysninger heträffende Rudkjöbing» (Kjöbstad 1848). (*V. A. Secher.*)

LANGEN, Stadt in der hessischen Provinz Starkenburg, an der Main-Neckar-Eisenbahn zwischen Darmstadt und Frankfurt a. M. gelegen, mit (1880) 4440 meist evangelischen Einwohnern. Langen wurde von Ludwig dem Deutschen 834 an das Kloster Lorsch gegeben, später hatten es die Herren von Münzenberg, dann die von Falkenstein, schließlich die von Isenburg, die es 1600 an Hessen verkauften. Die Stadt ist Sitz mehrerer Behörden, ihre Einwohner leben meist vom Ackerbau, doch wohnen hier auch viele Arbeiter, die von hier aus täglich nach Frankfurt a. M. und Darmstadt zur Arbeit in Fabriken, bei großen Bauten u. s. w. mit der bequemen Eisenbahnverbindung fahren.

Eine halbe Stunde westlich von Langen, in der Rheinebene, liegt das Jagdschloß Wolfsgarten, das jetzt noch häufig als Sommerresidenz von der großherzoglichen Familie benutzt wird. Oestlich von Langen an den letzten nördlichen Ausläufern des Odenwaldes befinden sich große Waldungen, früher der Reichsforst Dreieich, in dem schon Karl der Große jagte (s. den Art. Hain [Dreieichenhain]). (*Walther.*)

LANGENAU, Stadt im württembergischen Donaukreise, Oberamt Ulm, am Flüßchen Nau, Station der Brenzbahn (Aalen-Ulm) mit 3689 Einwohnern (1885). Die Stadt ist fast über eine Stunde lang und hat hiervon wie von der forellenreichen Nau ihren Namen. Sie ist aus den Dörfern Ost- und Westheim entstanden, die später miteinander verbunden wurden, worauf zu Anfang des 17. Jahrh. der Ort den Namen Langenau erhielt. Langenau ist Sitz eines Amtsnotariats und eines Revieramtes. Die Einwohner treiben vorzugsweise Ackerbau, denn die Gemarkung, zu welcher ein großes Ried gehört, ist sehr groß, auch befinden sich daselbst viele Webereien, mehrere Ziegelbrennereien, mechanische Werkstätte, Cigarrenfabrik u. s. w. Die Stadt hat 3 Kirchen, von welchen die Hauptkirche zu St.-Maria und Martin sehenswerth ist. Der von 1468—90 erbaute Kirchthurm ist 221 Fuß hoch. In der untern Kirche, die 1796 von den Oesterreichern zu einem Heumagazin verwendet wurde, findet kein Gottesdienst mehr statt.

Langenau ist sehr alt und hatte früher ein Kloster, das nach Anhausen verlegt wurde wegen der großen Lebhaftigkeit des Ortes. Konrad III. hielt im September 1150 eine Reichsversammlung daselbst. Ein Pfalzgraf Mangold von Tübingen und seine Söhne sollen die Stifter des Klosters gewesen sein; mit ihnen waren die Dynasten von Alpeck Besitzer von Langenau. Außerdem besaßen einzelne Edelleute und Klöster Eigenthums- und andere Rechte daselbst. Auch gab es Edelleute von Nawe, die vermuthlich Dienstleute der Grafen von Alpeck-Werdenberg waren. Nach einer Urkunde vom Jahre 1305 hat das Kloster in Anhausen sich mit dem Grafen Rudolf von Alpeck-Werdenberg über die beiderseitigen Rechtsverhältnisse in Nau vertragen, sodaß jeder Theil seinen eigenen Amtmann daselbst hatte. Karl IV. gestattete 1376 dem Grafen Heinrich von Werdenberg, aus dem Dorfe eine Stadt zu machen und darin Stock und Galgen zu haben. Aber schon 1377 verkaufte der Graf die neue Stadt an Ulm, welches zur Zeit der Reformation auch das Patronatrecht über Langenau und Anhausen erhielt und später die ganze Herrschaft Alpeck erwarb. Langenau wurde der Sitz eines ulmischen Oberamts, bis es 1803 ein Theil des bairischen Landgerichts Elchingen wurde und 1810 an Würtemberg fiel.

Langenau hatte im Schmalkaldischen und im Dreißigjährigen Kriege viel durch Plünderung zu leiden. Im

6) Vgl. S. Jörgensen, «Langelands Bikaar i Svenske Krigen 1657—60» in «Saml. til Fyens Histor. og Topogr.», 8, 133—144.
7) Hjort-Lorenzen und A. Thisel, «Danmarks Adels Aarbog».

J. 1688 trieben die Einwohner die Franzosen zurück. Nach der Schlacht bei Höchstädt zogen die Trümmer des französischen Heeres über Langenau. Das Treffen bei Elchingen, 1½ Stunde von Langenau, brachte der Stadt ebenfalls viel Einquartierung. Doch waren die Kriegsverheerungen die Veranlassung, daß die Einwohner näher zusammenrückten und manche zerstörte Höfe und kleinere Orte nicht wieder aufbauten. (*W. Höchstetter.*)

LANGENAU (Friedrich Karl Gustav, Freiherr von), k. k. Feldmarschall-Lieutenant, wurde zu Dresden am 7. Nov. 1782 geboren und starb am 4. Juli 1840 in Graz. Die Familie, der er entstammte, war adelig und ist vielleicht mit dem rheinländischen Geschlechte gleichen Namens eines Stammes, der eine große Ausbreitung namentlich in den Häusern Groß-Wandritsch im Liegnitzischen und Groß-Strentz im Wohlau'schen gewann. Schon in früher Jugend trat Langenau mit seinem Bruder Wilh. Eduard Georg nach erfolgter militärischer Ausbildung in die sächsische Armee ein, in der sein Vater Gottlob Bernhard (vermählt mit Friederike Alexandrine von Pannewitz auf Hoch-Schönfließ und gestorben 1794) die Stelle eines königl. sächs. General-Lieutenants und Inspectors der Infanterie bekleidete. Bereits im Alter von 14 Jahren machte er in seinem Regimente den Feldzug des J. 1796 gegen Frankreich mit und kämpfte tapfer bei Wetzlar. Aber auch in den Feldzügen des J. 1807, 1808, 1809 finden wir ihn thätig. Besonders zeichnete er sich im russischen Feldzuge 1812 als Generalstabs-Chef im 7. Armeecorps aus, das unter Commando des sonst klugen, aber in seinen Operationen oft unglücklichen Reynier stand, und wurde nach der Rückkehr aus Rußland zum Generalmajor und General-Adjutanten des Königs ernannt. Als solcher wurde er zu diplomatischen Unterhandlungen nach Wien geschickt, um die für die Befreiungskriege so nothwendige und von allen gewünschte Verbindung zwischen Sachsen und Oesterreich zu vermitteln. Schon war seine Mission, der er sich mit ganzem Patriotismus hingegeben, theilweise mit Erfolg gekrönt, als der sächsische König Friedrich August sein Land mit allen Hülfsmitteln «seinem großen Alliirten» wieder zur Verfügung stellte. Das bewog Langenau, verstimmt über den dadurch eingetretenen Mißerfolg seiner patriotischen Bemühung, um seine Entlassung anzusuchen, die ihm der König auch ertheilte. Dies je doch gab Anlaß zu einer Reihe Verdächtigungen besonders durch Arndt, Aster, Stein, die aber durch die Mittheilungen aus den Papieren eines sächsischen Staatsmannes (Joseph Friedr. von Zezschwitz) nicht nur gänzlich beseitigt, sondern eben dadurch auch seine Ehrenhaftigkeit und sein Patriotismus ins glänzendste Licht gestellt wurden. Da für Langenau unter solchen Umständen das weitere sächsische Dienstverhältniß unmöglich war, wandte er sich, nachdem er den erbetenen Austritt erhalten, nach Oesterreich, wo er mit Patent vom 27. Juli 1813 als Generalmajor in der österreichischen Armee angestellt und dem Generalstabe zugewiesen wurde. Hier hatte er oft Gelegenheit sich auszuzeichnen und glänzende Proben seiner militärischen Fähigkeit abzulegen. Schon in der Schlacht bei Dresden am 26. Aug. 1813 führte er in Stellvertretung des gleich am Anfange des Kampfes schwer verwundeten Generalmajors Frierenberger freiwillig, selbst an die Spitze der Batterien tretend, die Geschütze in so vortreffliche Positionen, daß er sich um den Erfolg des Tages die größten Verdienste erwarb, und bei Leipzig brachte er, bei der großen Ausdehnung des Schlachtfeldes Feldartillerie-Director, Feldmarschall-Lieutenant Reißner mit freiwilliger Uebernahme der Aufstellung des Centrums und des linken Flügels unterstützend, durch eigenmächtige wirkungsvolle Vereinigung mehrerer Batterien das feindliche Geschütz zum Schweigen, wie er auch andererseits der erste war, der den Rückzug der französischen Armee aus ihrer Position vor Wachau bemerkte und durch ungesäumte Meldung viel zu einem entscheidenden Vortheile in der Verfolgung des Feindes beitrug. Desgleichen erwarb er sich ein großes Verdienst im Gefechte bei Hochheim am 9. Nov. 1813, wo er wieder das Geschützfeuer derart glücklich leitete, daß das feindliche Gegenfeuer bald ganz aufhören mußte und der hernach eingeleitete Sturm ohne nennenswerthe feindliche Gegenwirkung durchgeführt werden konnte. Gleiche erfolgreiche Thätigkeit entfaltete Langenau, als er sich in der Eigenschaft eines General-Quartiermeisters 1815 bei der Armee am Oberrhein befand, sowie auch in seinen diplomatischen Sendungen, mit denen er infolge des ihm allgemein geschenkten Vertrauens bedacht wurde, wo er ein ebenso scharfes Urtheil, wie eine besondere Auffassungsgabe bekundete. Die Anerkennung der großen Verdienste, die er sich besonders in der Schlacht bei Leipzig erworben, brachte ihm noch auf dem Schlachtfelde das Commandeurkreuz des Leopold-Ordens und 1815 wurde er nach einstimmigem Ausspruche des Ordenskapitels mit dem Ritterkreuze des Maria-Theresien-Ordens ausgezeichnet, auf Grund dessen er auch mit Diplom vom 6. Dec. 1827 die freiherrliche Würde erhielt. Nachdem er von 1817—19 die Stelle eines Brigadiers in Linz bekleidet, kam er mit letzterem Jahre als österreichischer Bevollmächtigter und Vorsitzender bei der österreichischen Militärcommission der deutschen Bundesversammlung nach Frankfurt am Main, wo ihm die Aufgabe zufiel, die Grundzüge der Bundes-Kriegsverfassung und die für den Bau der Bundesfestungen auszuarbeiten. Im J. 1827 wurde Langenau Feldmarschall-Lieutenant und übernahm nach der Rückkehr aus Frankfurt eine Division zu Ofen, wo Erzherzog Ferdinand d'Este auf ihn aufmerksam wurde. Im J. 1833 wurde er zum geheimen Rath ernannt und dem General-Gouverneur von Galizien als Adlatus beigegeben. Im Juni 1835 erhielt Langenau seine Ernennung zum commandirenden General in Illyrien, Tirol und Inner-Oesterreich, welchen Posten er bis zu seinem Tode inne hatte. Er starb in Graz im 58. Jahre seines Lebens. Auf dem dortigen Friedhofe wurde er begraben und die Garnison von Graz ehrte sein Andenken, indem sie ihm an seiner Ruhestätte ein schönes Denkmal setzen ließ. Langenau, der sich auch schriftstellerisch bethätigte, da von ihm die Darstellung des französischen Krieges und der Plan von Leipzig und wahrscheinlich auch das Werk: «Der deutsche Krieg im

3. 1813 nach Oesterreichs Beitritt» herrührt, war mit Sarah von Murtz (gestorben 1851 in Wien) vermählt, aus welcher Ehe ihm nebst 2 Töchtern: Freiin Maria Alexandrine, geboren 1811, vermählt 1830 mit Karl Freiherr von Mertens, k. k. Wirkl. Geh. Rath, Feldmarschall-Lieutenant, und Freiin Carolina, geboren 1813, noch ein Sohn, Freiherr Ferdinand, geboren 1818, k. k. Feldmarschall-Lieutenant u. s. w., vermählt 1856 mit Amelie von Haffner auf Egholm, entsproß. Der Sohn aus dieser Ehe ist Ferdinand Karl, geboren am 23. Oct. 1857. Wappen: In Blau ein silberner, schrägrechts gestellter, mit 3 blauen, goldbesamten, in eine Reihe gestellten Rosen belegter Querbalken. Auf dem Schilde ruht die Freiherrnkrone, und auf dieser ein ins Visir gestellter, gekrönter Turnierhelm. Aus der Helmkrone wächst ein geschlossener blauer Adlerflug, der schrägrechts gewendet mit den 3 blauen Rosen und dem Querbalken belegt ist. Die beiderseits mit Silber belegten Helmdecken sind blau. Zwei geharnischte Männer mit roth geblümten Pickelhauben und mit einem Schwerte mit goldenem Griffe umgürtet, halten mit der dem Schilde zugekehrten Hand den Schild und stemmen die andere in die Seite.

Quellen: Wurzbach, «Biographisches Lexikon», 14. Bd.; «Allgemeine deutsche Biographie», auf Veranlassung Seiner Majestät des Königs von Baiern herausgegeben durch die historische Commission, 17. Bd. (Leipzig 1883); «Mittheilungen aus den Papieren eines sächsischen Staatsmannes» (Kamenz 1858); Schweigerd, «Oesterreichische Helden und Heerführer», 3. Bd. (Wien 1854); Funk, «Erinnerungen aus dem Feldzuge des sächsischen Corps u. s. w. im J. 1813» (Dresden 1829); «Geschichte der sächsischen Armee» (Leipzig 1858); Hiller, «Erinnerungen aus den Freiheitskriegen» (Stuttgart 1864); Hiller, «Der k. k. österreichische Feldmarschall Graf Radetzky» (Stuttgart und Augsburg 1858); Prokesch, «Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarsch. Fürsten Karl zu Schwarzenberg» (2. Aufl., Wien 1872); «Relation der Kriegsereignisse vom 22.—30. Aug. 1813 bei Dresden und Kulm» (Wien 1813); «Sachsen und seine Krieger 1812 und 1813» (Leipzig 1829); «Feldzüge der Sachsen 1812 und 1813 u. s. w.» (Dresden 1821); Hirtenfeld, «Der Militär-Maria-Theresien-Orden u. s. w.» (Wien 1857); Springer, «Geschichte Oesterreichs seit dem Wiener Frieden von 1809», 1 Bd.; «Gothaisches Taschenbuch», V. Jahrg.; Kneschke, «Neues allgemeines deutsches Adels-Lexikon», 5. Bd. (Leipzig 1864). (*A. Frenzl.*)

LANGENBECK (Konrad Johann Martin), berühmter Anatom und Chirurg, wurde am 5. Dec. 1776 zu Horneburg im Königreich Hannover geboren. In seinem 18. Jahre bezog er die Universität Jena und lag daselbst den medicinischen Studien ob. Nach dreijährigem Aufenthalte daselbst wurde er am 31. März 1798 zum Doctor promovirt. Nachdem er hierauf zu seiner weitern Ausbildung längere Zeit in Wien und Würzburg gelebt, habilitirte er sich 1802 an der Universität zu Göttingen als Privatdocent für Chirurgie. Zugleich wurde er als Wundarzt am akademischen Hospitale angestellt. Außer über Chirurgie las er auch über Anatomie. Schon nach zwei Jahren wurde er zum außerordentlichen Professor der Anatomie ernannt, und nachdem 1808 Wrisberg, der ordentliche Professor der Anatomie, und A. G. Richter, der berühmte Chirurg, 1812 gestorben, vereinigte er 1814 die beiden Professuren und wurde zum Professor der Anatomie und Chirurgie befördert. Gleichzeitig zum Generalchirurgen der hannoverschen Armee erhoben, hatte er als solcher Gelegenheit, seine operative Geschicklichkeit im Feldzuge gegen Frankreich auf eine großartige Weise zu verwenden und in den großen Kriegshospitälern in Antwerpen und Brüssel sich nützlich zu machen. Nach beendigtem Kriege kehrte er nach Göttingen zurück, um seine akademische Wirksamkeit wieder aufzunehmen. In dieser Stellung wirkte er von jetzt an als Lehrer wie als Schriftsteller mit unermüdlichem Eifer bis zu seinem Tode. Anatomie, Chirurgie und Augenheilkunde waren die Disciplinen, welchen er sich mit ganzer Hingebung widmete. Da seine gleichzeitige Anstellung am akademischen Hospitale mit Himly zu Collisionen führte, so erbaute er sich auf eigene Kosten ein Hospital. Die hannoversche Regierung veranlaßte er, da die Räumlichkeiten der damaligen Anatomie sehr mangelhaft und beschränkt waren, ein neues splendides Theatrum anatomicum zu bauen. Es wurde wesentlich nach seinen Angaben eingerichtet und eine wahre Zierde der Universität. Im J. 1829 erfolgte die Einweihung desselben. Wenn in den zwanziger Jahren die Universität Göttingen ihre materielle höchste Blüte erreichte, indem die Zahl der Studenten circa bis zur Höhe von 1600 anwuchs, so kommt dies viel mit auf Rechnung Langenbeck's, dessen Ruf als Anatom und Chirurg zahlreiche junge Mediciner nach Göttingen lockte. War er von Jugend auf vom Glücke sehr begünstigt, so sollte er doch am Abende seines Lebens die Wahrheit des Ausspruches Solon's an sich erfahren, daß keiner vor seinem Tode glücklich zu preisen sei. Bis zum Jahre 1848 war Langenbeck die einflußreichste Persönlichkeit in der medicinischen Facultät Göttingens.

Wie aber das Revolutionsjahr 1848 in das Schicksal so vieler Einzelnen eingriff, so sollte es auch für Langenbeck verhängnißvoll werden. In Hannover kam das Cultusministerium Braun ans Ruder, und damit verlor Langenbeck allen Einfluß, und die junge ihm antagonistische Partei der Facultät, an ihrer Spitze der Physiolog Rudolf Wagner, übernahm von jetzt an die Führerschaft. Langenbeck war ihr erstes Opfer. Ohne daß er eine Ahnung davon hatte, wurde ihm die Stelle als Lehrer der Chirurgie und als Director der chirurgischen Klinik gekündigt. Es war ein verhängnißvoller Schritt der hannoverschen Regierung, so auf einmal bei einem so verdienstvollen Manne wie Langenbeck den Rechtsboden zu verlassen. Denn einmal hatte er beim Antritt seiner Professuren es zur Bedingung gemacht, bis zu seinem Tode im Besitze derselben zu bleiben; überdies hatte er bei jeder abgelehnten Berufung (nach Heidelberg, Dorpat und Würzburg) daran erinnert. Langenbeck konnte die ihm angethane Schmach und Kränkung nicht überwin-

den. Er, welcher körperlich und geistig so rüstig war, daß man hätte glauben sollen, er würde hundert Jahre alt werden, fing von jetzt an zu kränkeln und wurde seines Lebens nicht mehr froh. Hätte man ihm die Klinik genommen und dieselbe seinem Sohne Max übertragen, welcher dieselbe factisch seit mehreren Jahren leitete und dem er die Augenklinik bereits ganz übergeben hatte, so würde er damit ganz einverstanden gewesen sein. Statt dessen wurde Baum aus Greifswald berufen. Am 24. Jan. 1851 starb Langenbeck. Sein Tod erregte in allen gelehrten Kreisen und überall in Norddeutschland die tiefste Trauer. Denn was Dieffenbach damals für die ganze Welt, das war Langenbeck für das nordwestliche Deutschland, die letzte und höchste Instanz, zu der alle flüchteten, welche sich einer lebensgefährlichen Operation zu unterwerfen hatten. Ebenso allgemein war bei allen rechtlich Denkenden der Unwille, als man erfuhr, was die eigentliche Ursache des Todes von Langenbeck war. Ein Schüler von ihm, der Redacteur der «Deutschen Klinik» (Jahrg. 59, S. 56), Alexander Göschen, gab diesen Gefühlen daselbst beredten Ausdruck.

Was die wissenschaftliche Bedeutung Langenbeck's als Anatom und Chirurg betrifft, so unterliegt es keinem Zweifel, daß er zu den bedeutendsten des 19. Jahrh. gehörte und nicht blos für seine Zeit hervorragend war, sondern auch es für alle Zeiten bleiben wird. Er gehörte mit zu den Männern, welche einen höchst fördernden Einfluß auf die deutsche Chirurgie ausübten und viel dazu beitrugen, ihren Glanz im Auslande zu verbreiten. Langenbeck zählt mit zu den Naturen, die, ohne von Natur mit Genialität ausgerüstet zu sein, durch eisernen Fleiß das ersetzen, was ihnen an dieser abgeht. Ein ihm angeborenes manuelles Geschick, das er frühzeitig ausbilden konnte, kam hinzu. Die minutiösen anatomischen Kenntnisse, die er sich gesammelt und die, wenn sie fehlen, einen Operateur und Chirurgen verzagt machen und damit auch seiner Hand die Sicherheit nehmen, welcher er nothwendig bedarf, unterstützten seinen natürlichen Muth und die Ruhe, welche ihm als echtem Sohne Niedersachsens eigen waren. So bildete sich Langenbeck zu dem ruhigsten und schnellsten Operateur zu einer Zeit aus, wo die Aetherisation der Patienten noch nicht erfunden war, es weit schwerer war als jetzt, ein ruhiger, glücklicher und rascher Operateur zu sein. Was Raschheit und Geschicklichkeit in der Ausführung der Operationen betrifft, so steht er nicht blos unter seinen Zeitgenossen, sondern auch unter allen Völkern und Zeiten unübertroffen und ohne Rivalen da. Wenn Langenbeck sich nicht wie Richter, Schreyer, Gräfe der Aeltere u. a. zu einem chirurgischen Classiker aufschwang, so rührt dies daher, daß seine classische Bildung in der Jugend eine mangelhafte war. So ist denn sein Stil etwas verworren und schwer lesbar, und seine zahlreichen Schriften haben deshalb nie sich eines großen Absatzes erfreut. Seine Hauptverdienste sind folgende: ebenso musterhaft und nachahmungswerth, wie sein Fleiß, war sein anatomischer Unterricht, die von ihm eingeführte Lehrmethode; bei jeder anatomischen Demonstration zeigte er den Nutzen der genauen Kenntniß der Theile des menschlichen Körpers, er übertrug die Anatomie gewissermaßen ins Leben und wandte sie an auf medicinische, chirurgische und Augenkrankheiten. Stets verband er mit der Chirurgie die pathologische und die chirurgische Anatomie; eine ebensolche Rücksicht nahm er auf die Geburtshülfe und die Gerichtliche Medicin. Jeden Theil zeigte und demonstrirte er nach drei Seiten, damit alle Zuhörer sehen könnten. Ebenso echt praktisch verfuhr er beim Unterricht in der Chirurgie. Hatte er eine Operation im Collegium abgehandelt, so zeigte er sie an einer Leiche seinen Zuhörern. Sehr verdient machte er sich um das anatomische Museum. Sehr viele der schönsten Präparate sind von ihm selbst angefertigt. Nach diesen ließ er seine berühmten anatomischen Kupfertafeln zeichnen und von dem geschickten Kupferstecher Vödel stechen. Die «Icones myologiae» sind bisjetzt von keinen anderen Kunstwerken übertroffen worden. In chirurgischer Beziehung wird sein Name deshalb stets genannt werden, weil er mit Schreyer und Hesselbach zu den Begründern der deutschen chirurgischen Anatomie gehört. In mehreren anderen Beziehungen wirkte er reformatorisch. Die nach ihm genannte Methode, den Oberschenkel zu amputiren, wurde selbst von den Franzosen adoptirt. Auch die Augenheilkunde empfing von ihm mehrere Bereicherungen. Es ist unmöglich, hier ein Verzeichniß seiner zahlreichen Schriften zu geben. Es findet sich vollständig bei Callisen, «Medicinisches Schriftstellerlexikon», Bd. 11, S. 37—47, Bd. 29, S. 438—440 und in «Bibliotheca medico-chirurgica», Supplementheft 1868, S. 145. (*Heinrich Roldis.*)

LANGENBECK (Maximilian Adolf), ein Sohn des Vorigen, ward am 11. Jan. 1818 zu Göttingen geboren. Er besuchte daselbst das Gymnasium und die Universität und widmete sich unter der Leitung seines Vaters speciell anatomischen und chirurgischen Studien. Zum Behuf seiner weitern Ausbildung studirte er auch noch in Paris, Wien und Berlin. Nachdem er 1842 seine Inauguraldissertation «De totius uteri exstirpatione» veröffentlicht hatte, habilitirte er sich 1843 als Privatdocent für Chirurgie und Augenheilkunde in Göttingen. Er gründete dort eine besondere Augenklinik und wurde bereits 1846 zum Professor ernannt. Durch seine persönliche Liebenswürdigkeit und durch die aufopfernde Hingebung, die er in seinem Beruf als Lehrer entwickelte, übte er eine große Anziehungskraft auf seine Zuhörer aus. Auch durch seine schriftstellerische Thätigkeit, die er nicht blos auf die Chirurgie und die Augenheilkunde beschränkte, wirkte Langenbeck erfolgreich und erwarb namentlich durch seine «Klinischen Beiträge aus dem Gebiete der Chirurgie und Ophthalmologie» (2 Bde., Göttingen 1849—50) sich als denkender Chirurg und gewandter Operateur einen bedeutenden Ruf. Da er auch seit mehreren Jahren factisch die chirurgische Klinik seines Vaters geleitet und man ihm auch versprochen hatte, daß er später dieselbe definitiv erhalten werde, so konnte er die durch die Berufung Baum's ihm widerfahrene Kränkung nicht verwinden. Er legte sein Lehr-

amt an der Universität nieder und siedelte 1851 nach Hannover über, wo er seitdem als praktischer Arzt mit großem Erfolge thätig war, als chirurgische Autorität auch viel nach auswärts consultirt und 1865 in das Ober-Medicinalcollegium berufen ward. Gleichwol erkannte er, daß der Beruf eines praktischen Arztes kein Feld für seine Thätigkeit war. Er verschied bereits am 2. Mai 1877, als Chirurg und Ophthalmolog einen geachteten Namen hinterlassend. Ein Verzeichniß seiner selbständig erschienenen Schriften findet sich im Supplementheft der «Bibliotheca medico-chirurgica» von Wilhelm Engelmann (Leipzig 1868).

(H. Rohlfs.)

LANGENBECK (Bernhard Rudolf Konrad von), Neffe des Anatomen und Chirurgen Konrad Joh. Martin Langenbeck, ist geboren am 8. Nov. 1810 zu Padingbüttel im Lande Wursten als Sohn des Predigers daselbst. Er widmete sich von Michaelis 1830 ab zu Göttingen dem Studium der Medicin, erwarb daselbst 1835 die Doctorwürde, machte hierauf eine wissenschaftliche Reise nach Frankreich und England und habilitirte sich 1838 zu Göttingen als Privatdocent für Physiologie, pathologische Anatomie und Gerichtliche Medicin, während er praktisch vorzugsweise als Chirurg thätig war. Nachdem Langenbeck 1841 an der genannten Universität zum außerordentlichen Professor ernannt worden war, folgte er schon 1842 einem Rufe als ordentlicher Professor der Chirurgie und Director des Friedrichshospitals zu Kiel und leitete 1848 im Kriege der Herzogthümer gegen Dänemark als General-Stabsarzt den chirurgischen Dienst in den Lazarethen. Noch in demselben Jahre wurde er jedoch nach Dieffenbach's Tode zum ordentlichen Professor der Chirurgie und Director des klinischen Instituts für Chirurgie und Augenheilkunde zu Berlin ernannt, in welcher Stellung er bis zum J. 1882 verblieben ist, wo er seine akademische Thätigkeit freiwillig aufgab, da er meinte, dieselbe infolge seines Alters nicht mehr voll ausüben zu können. Als Chirurg war er jedoch bis kurz vor seinem Tode auch noch in Wiesbaden thätig, wohin er sich mit seiner Familie zurückgezogen hatte. Er erlag in der Nacht vom 29.—30. Sept. 1887 einem apoplektischen Anfalle, gleich hoch verehrt als Mensch, als Arzt und als Lehrer.

Das segensreiche Wirken Langenbeck's hat in den weitesten Kreisen die verdiente Anerkennung gefunden. Er wurde bei Gelegenheit des Krieges mit Dänemark 1864 zum Generalarzt und consultirenden Chirurgen ernannt und war in gleicher Stellung auch während der Kriege von 1866 und 1870—71 in hervorragender Weise thätig. Er war Mitglied einer großen Zahl gelehrter Gesellschaften und Präsident der auf seine Anregung im J. 1872 begründeten Deutschen Gesellschaft für Chirurgie, die ihn, als er durch sein Augenleiden am Erscheinen in Berlin verhindert wurde, im J. 1885 zum Ehrenpräsidenten auf Lebenszeit ernannte. Im J. 1864 war Langenbeck in den Adelstand erhoben worden und erhielt, nachdem er zum Geheimen Medicinalrath, später zum Geheimen Ober-Medicinalrath ernannt worden war, bei seinem Rücktritt von der Professur die Würde eines Wirklichen Geheimen Rathes.

Ausgestattet mit einer vielseitigen gründlichen Bildung, sowie mit einem vortrefflichen Gedächtnisse, über eine selten reiche Erfahrung gebietend und bis in sein hohes Alter die Fortschritte der Wissenschaft verfolgend und beachtend, übte Langenbeck als Lehrer durch die Klarheit und logische Schärfe seines Vortrags, sowie durch sein Beispiel einen hinreißenden Einfluß auf seine Zuhörer aus. Die praktische Thätigkeit Langenbeck's erstreckte sich vorzugsweise auf das Gebiet der operativen Chirurgie, wobei er jedoch in erster Linie conservativen Principien huldigte. Vorzugsweise sind in dieser Beziehung zu nennen: seine Behandlungsweise der Verletzungen, sowie seine bahnbrechenden Leistungen auf dem Gebiete der Gelenkresectionen, bei welchen er durch das subperiosteale und subsynoviale Verfahren die Gefahr des operativen Eingriffes zu verringern und bei der Heilung annähernd normale Verhältnisse herbeizuführen gelehrt, sowie ihre Verwendbarkeit in der Kriegschirurgie dargethan hat. Ebenso sind hier zu erwähnen Langenbeck's hervorragende Verdienste um die plastische Chirurgie; die großartige Vervollkommnung einer erheblichen Anzahl von dahin gehörigen Operationen, vor allen der Uranoplastik, ist sein Werk.

Langenbeck's literarische Thätigkeit war fast ausschließlich dem mehrfach genannten Gebiete der Chirurgie gewidmet. Er hat seine reichen Erfahrungen in einer großen Anzahl von einzelnen Abhandlungen niedergelegt, welche mit zwei Ausnahmen (akademische Gelegenheitsschriften) in der «Deutschen Klinik», der «Med. Central-Zeitung», der «Berliner klin. Wochenschrift», namentlich aber in dem «Archiv für klin. Chirurgie» erschienen sind, das er seit 1860 in Verbindung mit den Professoren Billroth und Gurlt herausgegeben hat. Von ander weiten Schriften sind zu erwähnen zwei Abhandlungen über die Anatomie der Netzhaut, sowie zwei Journalartikel über die Entstehung des Venenkrebses und die Uebertragbarkeit des Krebses von Menschen auf Thiere, sowie über Conferventbildung im Nasenausflusse eines rotzkranken Pferdes. Ein vollständiges Verzeichniß von Langenbeck's Schriften findet sich in dem «Biographischen Lexikon der hervorragenden Aerzte u. s. w.», herausgegeben von A. Hirsch und E. Gurlt. *(A. Winter.)*

LANGENBERG, Marktflecken im Fürstenthum Reuß jüngerer Linie, Bezirk Gera, $1^1/_4$ Stunde nordwestlich von der Stadt Gera, nicht weit von der Elster, an der Straße von Gera nach Eisenberg und nach Zeitz-Leipzig, sowie unweit des Bahnhofes Köstritz an der Bahnlinie Gera-Leipzig gelegen, mit (1880) 1648 Einwohnern.

Die jetzige Kirche ist durch mehrfache, im 17. und 18. Jahrh. vorgenommene Erweiterungen aus einer Kapelle entstanden und zeichnet sich durch einen schönen, achteckigen, über 200 Fuß hohen Thurm aus. Zur Parochie gehören die eingepfarrte Gemeinde Stublach und die Filialgemeinde Pohlitz mit Heinrichshall. Eine Schule existirt in Langenberg seit der Reformation.

Im Orte ist ein fürstliches Kammergut, hervorgegangen aus dem alten Schloßgute und insbesondere dem sogenannten Unteren Hause, während die eigentliche Burg, das Obere Haus, von dem nur geringe Trümmer übrig sind, oberhalb des Ortes auf dem eine prächtige Aussicht ins Elsterthal gewährenden und an seltenern Pflanzen reichen Hausberg stand.

Die Einwohnerschaft besteht aus Landwirthen (es gibt jedoch nur drei gebundene Güter), Handwerkern, Fabrikarbeitern, welche theils in der benachbarten Saline Heinrichshall und der dasigen chemischen Fabrik, theils in Gera beschäftigt sind. Die früher zahlreich vertretene Handweberei ist im Rückgange.

Der Ort ist jedenfalls deutschen Ursprungs, obwol in einem altslawischen Districte gelegen. Eine Merkwürdigkeit desselben, welche wahrscheinlich mit den bei den mittelalterlichen Gerichtstagen üblichen Gebräuchen und Feierlichkeiten zusammenhing, war der sogenannte Herren- oder Frohntanz, welcher bis zum Jahre 1804 zu Pfingsten auf dem Markte unter der Linde gehalten wurde und den der Gerichtsfrohn (Gerichtsdiener) zu eröffnen hatte. An demselben hatten sich ursprünglich wahrscheinlich sämmtliche Unterthanen des Gerichts Langenberg zu betheiligen.

Vom 16. bis zum 18. Jahrh. hatten verschiedene adelige Familien in dem Orte ihren Wohnsitz und bildeten gewissermaßen ein Patriciat.

Langenberg erscheint gleichzeitig als castrum (Burgward) und als Mittelpunkt einer Herrschaft, welche den nördlichen Theil der jetzigen Herrschaft Gera einnahm. In der sorbischen Zeit (bis ins 9. Jahrh.) gehörte es wahrscheinlich zum pagus Gera, wurde aber bald in politischer Beziehung von demselben abgetrennt. Dörfer, welche zum Bezirk Langenberg gehörten, erscheinen bereits in Urkunden von 1121, 1146, 1151, 1152, 1160, 1171 u. s. w. (vgl. hierüber wie überhaupt über die Geschichte der Pflege Langenberg Alberti, »Urkundensammlung zur Geschichte der Herrschaft Gera im Mittelalter«, Gera 1881). Im J. 1060 ward es durch die Vormunde König Heinrich's IV. (nach einer ihrer Echtheit nach nicht zweifelfreien Urkunde) dem Bisthume Naumburg in Lehn gegeben, womit die Christianisirung des Landstrichs begonnen haben mag. Vom Bisthume Naumburg kam es durch Beleihung an die Markgrafen von Meißen, welche gegen Ende des 12. Jahrh. im Besitze desselben erscheinen. Markgraf Heinrich (der Erlauchte) von Meißen bezeugt im J. 1238, daß ihm wie seinen Vorfahren das castrum Langenberg in Lehn gegeben sei, und Markgraf Dietrich von Landsberg hatte 1259 dasselbe inne. Von markgräflicher Seite wurde es an ein adeliges Geschlecht weiter beliehen, welches sich nach ihm nannte. Im J. 1196 kommen Thimo von Langenberg, im J. 1220 Heidenreich von Langenberg, im J. 1240 Heinrich von Langenberg vor. Später hatten, immer unter thüringischer oder meißnischer Lehnshoheit, die Herren von Schönburg Langenberg theilweise inne. Im J. 1328 belehnt Landgraf Friedrich (der Ernsthafte) von Thüringen seinen Vormund, den Vogt Heinrich Reuß von Plauen, mit demjenigen Theile von Langenberg nebst Zubehör, welcher nicht den Schönburgen verliehen war, wahrscheinlich dem Unteren Hause, und im J. 1333 verkauften die Schönburge ihren Antheil an den Herrn von Gera und Heinrich Reuß von Plauen zu Greiz. Damals waren 55 Orte bei der Herrschaft. Bald danach, im J. 1364, verkauften die Reußen ihren Antheil um 800 Schock Groschen an Gera, welches also damit die ganze Herrschaft (als thüringische oder meißnische Lehen) besaß, sie aber nicht mit der Herrschaft Gera vollständig vereinigte.

Im J. 1425 wurde Langenberg mit Burgk, Reichenfels und Tinz das Erbtheil Heinrich's des Aeltern. Im J. 1500 bildete es mit einem Theile von Schleiz und mit Lobenstein den Antheil Heinrich's des Jüngern von Gera, welcher es aber schon 1501 um 40,000 Gulden an seinen älteren Bruder, welcher Gera hatte, verkaufte. Seitdem blieb es mit Gera vereinigt und verlor auch sein besonderes Gericht.

Die Gemeinde Langenberg bekam im J. 1505 die Marktgerechtigkeit und einige sonstige Privilegien.

Von der Mitte des 15. Jahrh. ab kommt das aus dem alten castrum entstandene Rittergut Langenberg im Besitze der alten Familie von Eichigt vor, welche es im J. 1660 an Heinrich II. von Reuß-Gera verkaufte.

In der Nähe von Langenberg, aber in der Flur Pohlitz, liegt die jetzt in den Händen einer Actiengesellschaft befindliche, im J. 1830 aus Veranlassung eines schon im J. 1827 gefundenen Steinsalzlagers von Bergrath Glenck begründete Saline Heinrichshall und dicht dabei die später entstandene, auch in eine Actiengesellschaft umgewandelte chemische Fabrik, welche hauptsächlich die Soole des Salzwerks zu Soda verarbeitet und in lebhaftem Betriebe ist. (*J. Alberti.*)

LANGENBERG, auch Burzel genannt, 819 Meter hoher Berg des Thüringer Waldes, südlich vom Amte Gehren in der Oberherrschaft des Fürstenthums Schwarzburg-Sondershausen, berühmt durch seine Rundsicht, die an hellen Tagen mit der des Inselberges wetteifern kann und merkwürdig als Grenzpunkt, wo die Porphyrformation des nordwestlichen Theils vom Thüringer Walde und die Schieferformation des südöstlichen Theils ineinander übergehen. (*A. Schroot.*)

LANGENBERG (auch Bergisch- und Märkisch-Langenberg), Stadt im Kreise Mettmann des preußischen Regierungsbezirks Düsseldorf, Station der Bergisch-Märkischen Eisenbahn, Sitz eines Amtsgerichts und eines Realprogymnasiums, hat (1885) 6775 Einwohner, die eine bedeutende Eisenbahnhauptwerkstätte, ansehnliche Seidenindustrie, mit einer weit verbreiteten Hausindustrie der Umgegend verbunden, Färbereien, Pappdeckelfabrikation, Fabrikation von Maschinen und Gußwaaren unterhalten.

Der Ursprung von Langenberg führt sich auf eine Kapelle zurück, die von der Abtei Werden aus im Anfange des 9. Jahrh. erbaut ward. Im Isenburgischen Erbfolgestreite (1230 bis 1243) erhielt der Ort namhaften Zuwachs durch isenburgische Flüchtlinge und wird 1280

als Dorf genannt. Es hatte seine eigenthümliche Verfassung und ein sogenanntes Hofesgericht, das aber den Dreißigjährigen Krieg nicht überdauerte. Daß Langenberg in der Blütezeit der deutschen Hansa ein Stapelort des hansischen Handels gewesen sein soll, entbehrt jedes historischen Grundes. Der industrielle Aufschwung Langenbergs datirt erst aus dem Ende des vorigen und dem Anfange dieses Jahrhunderts her. Im J. 1580 nahm Langenberg die Reformation an und ward 1831 zur Stadt erhoben. (*A. Schroot.*)

LANGENBIELAU, Landgemeinde im Kreise und Amtsgerichte Reichenbach des preußischen Regierungsbezirks Breslau, am Fuße des Eulengebirges, bedeutender Manufactur- und Fabrikort, fast eine deutsche Meile lang, zerfällt in die 4 Gemeindebezirke Neu-, Ober-, Mittel- und Niederbielau. An Gebäuden und Anstalten sind vorhanden: eine evang. Pfarrkirche, eine evang. Begräbnißkirche, ein evang. Krankenhaus, ein evang. Waisenhaus, eine kath. Pfarrkirche, Prachtbau im gothischen Stile mit 101 Meter hohem Thurme, 1868—76 erbaut, ein kath. Krankenhaus (St.-Elisabeth-Stift), ein kath. Waisenhaus (St.-Vincenz-Stift), eine höhere Knabenschule, eine Töchterschule. Nach der Zählung von 1885 belief sich die Zahl der Bewohner auf 14,851.

Haupterwerbszweig ist Industrie. Namentlich stark vertreten ist die Textilindustrie, und zwar sind vorhanden 2 Baumwollspinnereien, 8 mechanische Webereien, 7 Appreturanstalten, viele Färbereien; sodann eine Anzahl Fabrikanten, welche Baumwollwaaren auf Handstühlen in der Umgegend anfertigen lassen; außerdem: eine chemische Fabrik, eine Stärkefabrik, 4 Schneidemühlen, darunter 2 mit Dampfbetrieb, eine Dampfmühle, eine Dampfziegelei, 2 Cigarrenfabriken, 3 Dampfbrauereien, 6 Brennereien. (*A. Schroot.*)

LANGENBRÜCKEN, Marktflecken im badischen Kreise Karlsruhe, Bezirksamt Bruchsal, an der Kraich, Station der badischen Hauptbahn zwischen Bruchsal und Heidelberg, mit 1414 Einwohnern (1885). Eine Poststraße führt von hier über Eichtersheim nach Sinsheim. Die Einwohner treiben Ackerbau (Taback, Hopfen) und Viehzucht. Südlich vom Orte liegt das Amalienbad mit 14 Schwefelquellen, von welchen jedoch insbesondere nur die Waldquellen und der Curbrunnen benutzt werden. Beide Quellen, die stärksten in Deutschland, sind kalte salinische Schwefelquellen und werden gegen Leberschwellungen, Hämorrhoidalleiden u. s. w. angewendet, während die Bäder aus denselben gegen Gelenk- und Muskelrheumatismus und andere chronische Krankheiten wirksam sind. Zu einer Specialität hat sich in Langenbrücken die Inhalationsmethode ausgebildet. Die Kurzeit dauert von Anfang Mai bis Anfang October; die Zahl der Curgäste beträgt durchschnittlich 500 im Jahre, der Wasserversand 5000—6000 ganze und halbe Krüge. Die Badeanstalt, von schönen Gartenanlagen und Laubgängen umgeben, ist in letzter Zeit vielfach verbessert und erweitert und mit allen Badeutensilien, namentlich Douchen, versehen worden. Das ganze Bad ist im Privatbesitze.

Langenbrücken ist sehr alt und soll seinen Namen von den langen Brüchen (Bruhrein) erhalten haben. Urkundlich wird das Dorf um die Mitte des 14. Jahrh. genannt; es gehörte den Herren von Kißlau, welche Langenbrücken an Speier verkauften, von welchem es 1802 an Baden kam. Die Badeanstalt ist im J. 1766 von dem speierer Bischofe Franz Christoph errichtet worden und war gleich im ersten Jahre von 200 Badegästen besucht. Sein Nachfolger ließ das Bad wieder eingehen, und nun lag es verschüttet bis zum Jahr 1808, wo es von einem Privatmanne angekauft und wiederhergestellt wurde. Seinen Aufschwung verdankt das Amalienbad jedoch erst der Familie des jetzigen Besitzers. (*W. Höchstetter.*)

LANGENBURG, früher Langenberg, Stadt im würtembergischen Jagstkreise, Oberamt Gerabronn, im Jagstthale, mit 897 Einwohnern (1885). Zu der Gemeinde gehören 6 Parcellen: Atzenrod (182 Einwohner), Ludwigsruhe (26 Einwohner), Neuhof (14 Einwohner), Ober-Regenbach (184 Einwohner), Unter-Regenbach (178 Einwohner), sodaß die Gesammteinwohnerzahl 1481 beträgt. Die Stadt, Residenz der Fürsten von Hohenlohe-Langenburg, ist der Sitz des Oberamtsgerichts, des Gerichtsnotars, Oberamtsarztes, eines evangelischen Dekanats, ferner der Verwaltungsstellen der fürstlichen Standesherrschaft. Den Namen hat der Ort von seiner Bauart auf einer $^1/_4$ Stunde langen, gegen das Jagstthal sich absenkenden schmalen Gebirgszunge, sodaß Langenburg nur eine einzige Straße bildet. Auf der Spitze dieser Gebirgszunge steht das Schloß, seit 1585 Residenz. Dasselbe ist ein mit Thürmen versehenes massives Gebäude, das im J. 1610 theilweise neu aufgebaut wurde. Die Bewohner treiben meist Landwirthschaft und Weinbau.

Langenburg kommt zum ersten mal im J. 1226 in der Geschichte vor als Langenberg castrum et oppidum. Im J. 1634 hausten namentlich die Spanier mit Sengen und Brennen in der Gegend. In den Jahren 1668, 1669 und 1672 wurden hier 5 Weibspersonen wegen «Zaubereien und Vergiftungen» verbrannt.

Die freien Herren von Langenburg kommen von 1201 bis 1253 in der Geschichte vor. Ihre Rechtsnachfolger sind die Herren von Hohenlohe, welche schon im J. 1235 Langenburg besitzen. Im Laufe der Zeit kam der Ort an die verschiedenen Linien der Hohenlohe, und als durch die Theilung von 1585 Langenburg mit Kirchberg, Döttingen und Hohebach an Friedrich von Hohenlohe gekommen war, erhielt dieser Complex den Namen «Herrschaft Langenburg». Der jetzige Besitzer ist Fürst Hermann.

Schloß und Stadt kamen im J. 1806 an die Krone Würtemberg. Doch bestand auch nach der Mediatisirung ein hohenlohisches Justizamt bis zum Mai 1809. (*W. Höchstetter.*)

LANGENDIJK (Pieter), niederländischer Dichter, geb. am 25. Juli 1683 zu Harlem, nach andern in Amsterdam, wo er auch seinen ersten Unterricht erhielt, lebte als Damastweber zu Harlem in bedrängten Verhältnissen,

bis ihn die Stadt zu ihrem Historiographen ernannte. Er starb daselbst am 18. Juni 1756. Schon im Alter von 16 Jahren schrieb er das Lustspiel: «Don Quichote op de bruiloft (Hochzeit) van Camacho», welches sich ebenso wie seine späteren Lustspiele: «Krelis Louwen of Alexander de Groote op het Poëtenmaal», «Windhandelaars», «Wiskunstenaars of't gevluchte Juffertje» u. s. w. sehr lange und selbst bis vor kurzem auf der Bühne behauptet haben. Der poetischen Richtung der damaligen Zeit folgend, dichtete er viele Hirten-, Fischer- und Feldlieder, schilderte in gereimten Versen die schöne Umgegend von Cleve und verfaßte ein gereimtes Leben Wilhelm's I. und der Grafen von Holland. Als Geschichtschreiber von Harlem machte er manche werthvolle Bemerkungen zu Acupsius' «Beschrijving der stad Haarlem», welche von Costen de Bruin in seiner «Stad Haarlem en haar geschiedenissen» (Harlem 1765) herausgegeben wurden. Die gesammten Werke von Langendijk erschienen in 5 dicken Quartbänden, seine Gedichte, unter welchen sich auch viele Spottgedichte (hekeldichten) befanden, wurden in einer besonderen Ausgabe in 2 Theilen (Amsterdam 1721) heraus gegeben. Wie die meisten Dichter seiner Zeit folgte auch Langendijk der einseitigen, geistlosen Richtung der damaligen Zeit, wo das Wesen der Dichtkunst in der Fabrikation tadelloser Reime gesucht und gefunden wurde.

(*Th. Wenzelburger.*)

LANGENN (Friedrich Albert von) wurde am 26. Jan. 1798 zu Merseburg geboren, wo sein Vater Rath bei der Stiftsregierung war. Nachdem er das Gymnasium zu Zeitz besucht hatte, studirte er seit 1816 in Leipzig die Rechtswissenschaften, habilitirte sich 1820 ebendaselbst und wurde 1822 zum Oberhofgerichtsrath ernannt. Obgleich er seiner Geburt nach auf der sogenannten adeligen Bank dieses Gerichtshofs saß, erwirkte er sich doch, wie dies damals auch andere strebsame junge Männer von Adel, z. B. die späteren Minister von Könneritz und von Falkenstein, thaten, die Vergünstigung, sich an den Arbeiten des Collegiums in derselben Weise zu betheiligen, wie die bürgerlichen Mitglieder des latus doctorum. Schon im nächsten Jahre in das Appellationsgericht zu Dresden, damals die höchste Spruchbehörde des Königreichs, berufen, trat er 1829 als Hof- und Justitienrath in die Landesregierung über, eine Behörde von ungemein complicirtem Geschäftskreise, an deren Spitze der Kanzler stand. Infolge der Unruhen von 1830 sah er sich mit verschiedenen außerordentlichen Aufträgen betraut; er gehörte der Commission für Reorganisation der Communalgarden sowie derjenigen für Entwerfung eines Ablösungsgesetzes an und wurde 1831 als provisorischer Regierungscommissar nach Leipzig gesandt. Die ihm dort zugedachte Stelle eines Kreisdirectors trat er deshalb nicht an, weil ihn Prinz Johann 1835 als Erzieher seines ältesten Sohnes Albert berief, welche Stellung er bis 1845 bekleidete. Langenn stand damals wegen seiner wissenschaftlichen Tüchtigkeit allgemein in hohem Ansehen; man sah in ihm den künftigen Unterrichtsminister; Ruge fand in ihm «einen eifrigen Protestanten und Freund seiner Jahrbücher, der sich aufs entschiedenste in den Gedanken eingelassen hatte, daß der neue Geist auch eine neue Stätte sich erbauen müsse»*). Nach Beendigung seines Auftrags wurde er als Wirkl. Geheimer Rath zum Director im Justizministerium und 1847 zum Präsidenten des Oberappellationsgerichts ernannt. Seit 1845 gehörte er außerdem neben den Dr. Held und von Weber der Commission an, welche unter Vorsitz des Ministers von Könneritz mit Bearbeitung eines sächsischen Civilgesetzbuchs beauftragt war. Nach den leipziger Ereignissen vom 12. Aug. 1845, bei welchen sich der herrschende Unmuth in einer Demonstration gegen den Prinzen Johann Luft gemacht hatte, erschien Langenn daselbst nochmals als königlicher Commissar, trug aber durch sein schroffes Auftreten, namentlich durch seine vor jeder Untersuchung abgegebene Erklärung, die Regierung werde die von ihren Organen getroffenen Maßregeln vertreten, nicht wenig zur wachsenden Erbitterung der Gemüther bei. Auch 1848 wurde er als präsumtiver Nachfolger des Märzministeriums genannt. Er schloß sich seitdem der sächsischen Feudalpartei an; unter seinem Vorsitze erklärte das Freienwalder Schiedsgericht am 11. Sept. 1851 die rechtmäßig vereinbarte mecklenburgische Verfassung für ungültig. Er starb zu Dresden am 30. Dec. 1868. Als Schriftsteller ist Langenn mehrfach thätig gewesen. In Gemeinschaft mit dem Oberappellationsrath Kori hat er «Erörterungen praktischer Rechtsfragen» (3 Bde., Dresden und Leipzig 1829—33), in Verbindung mit mehreren anderen sächsischen Juristen «Annalen des königl. sächsischen Oberappellationsgerichts» (Dresden 1860 fg.) herausgegeben. Außerdem hat er sich mit Vorliebe Studien über die Specialgeschichte Sachsens und des sächsischen Regentenhauses gewidmet und als der erste Forscher, welcher zu den reichen Schätzen des königl. sächsischen Hauptstaatsarchivs freien Zutritt erlangte, sich das Verdienst erworben, einzelne Theile derselben zuerst auf urkundlicher Grundlage aufzubauen, nur entbehrt freilich seine Benutzung der Urkunden der strengen kritischen Methode und sein Urtheil über sächsische Fürsten und Staatsmänner leidet an paneygristischer Einseitigkeit. In noch höherem Maße als von seiner ersten geschichtlichen Arbeit, dem Leben Herzog Albrecht des Beherzten (Leipzig 1838), gilt dies von der nächstfolgenden, «Moritz, Herzog und Churfürst zu Sachsen» (2 Bde., Leipzig 1841), in welcher er darauf ausgeht, diesen Fürsten als glaubenseifrigen Protestanten und selbstlosen Patrioten darzustellen. Seine «Züge aus dem Familienleben der Herzogin Sidonie» (Dresden 1852) sind veranlaßt durch das Gerücht von einer bevorstehenden Vermählung des Kaisers Franz Joseph von Oesterreich mit der Prinzeß Sidonie von Sachsen und lassen die von Förstemann, «Urkunden zur Reformationsgeschichte», I, mitgetheilten Briefe der Herzogin an Kurfürst Friedrich den Weisen unbenutzt. Ferner hat er geschrieben: «Christoph von Carlowitz» (Leipzig 1854); «Melchior von Osse» (daf. 1860) und «Geschichte von Stolpen», 1. Theil, in

*) Briefwechsel, herausgegeben von Nerrlich, I. 204, 206.

„Mittheilungen des königl. sächsischen Alterthumsvereins zu Dresden", Heft 20. (*Th. Flathe.*)

LANGENSALZA, Hauptstadt des Kreises Langensalza (418 □Kilom. mit 36,767 Einwohnern) im preußischen Regierungsbezirke Erfurt, in fruchtbarer Gegend, an der Salza, einem Nebenflüßchen der Unstrut, Station der Strecke Gotha-Leinefelde der Thüringischen Eisenbahn, Sitz eines Amtsgerichts und eines Landrathsamtes, mit (1885) 10,924 Einwohnern, hat zwei alte Schlösser, Dryburg und den Reinhardsbrunner Hof, einst Edelsitze der mächtigen Herren von Salza, Realgymnasium, höhere Töchterschule, auch lebhafte Industrie, besonders in Wollgarnen und Tuchfabrikation, außerdem Fabrikation von landwirthschaftlichen Maschinen, Sago, Bleiweiß, Tapeten, Cigarren, starke Bierbrauerei, Fleischwaarenhandel. Das östlich von der Stadt 1 Kilom. entfernte salinische Schwefelbad im Salza- und Unstrutthale ist seit 1884 durch Neubauten und vorzügliche Badeeinrichtungen bedeutend erweitert und vervollkommnet.

Langensalza gehörte ursprünglich zu dem etwa 4 Kilom. entfernten, einst berühmten Kloster Homburg, von dem nur noch spärliche Reste vorhanden sind, und war dann Eigenthum und Stammsitz der Herren von Salza, deren Schlösser noch bestehen. Auch war Langensalza Hauptstadt des kursächsischen Theils von Thüringen. Im J. 1211 erhielt es Stadtrechte. In der Nähe (beim Dorfe Nägelstedt) schlug Kaiser Heinrich IV. im J. 1075 die aufständischen Sachsen und die mit ihnen verbündeten Thüringer. Am 15. Febr. 1761 siegten hier die Preußen und Engländer unter dem hannoverschen Generale Spörken über die Sachsen und die Reichsarmee. Am 27. Juni 1866 schlugen hier die Hannoveraner die Preußen, doch konnte, da in der folgenden Nacht preußische Verstärkungen eintrafen, diesem Siege keine Folge gegeben werden, es sah sich vielmehr die hannoversche Armee in die Lage versetzt, zwei Tage später zu capituliren. Näheres darüber in dem besonderen Artikel. (*A. Schroot.*)

LANGENSALZA (Treffen am 27. Juni 1866 bei). Das durch den Frieden zu Wien vom 30. Oct. 1864 geschaffene Condominat Oesterreichs und Preußens über die Elbherzogthümer Schleswig und Holstein war der Keim zu mehrfachen Differenzen der beiden Mächte, die zwar einstweilen durch den Vertrag von Gastein vom 14. Aug. 1865, nach welchem die bisher gemeinsame Verwaltung dergestalt getheilt wurde, daß Oesterreich dieselbe in Holstein, Preußen sie in Schleswig übernahm, beglichen wurden, aber dennoch namentlich in Betreff der Regelung der Erbfolge des Prinzen Friedrich von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg fortbestanden. Als der österreichische Feldmarschallieutenant von Gablenz am 5. Juni 1866 die holsteinischen Stände zum 11. Juni zur Regelung der Erbfolge nach Itzehoe einberief, erklärte Preußen sein Recht auf den Mitbesitz der Herzogthümer verletzt und seinen Rücktritt vom Gasteiner Vertrage, befahl aber gleichzeitig dem Generallieutenant von Manteuffel, mit 12,000 Mann aus Schleswig in Holstein einzurücken und den Zusammentritt des Landtages in Itzehoe zu verhindern. Da dem Feldmarschallieutenant von Gablenz nur die etwa 4000 Mann starke Brigade Kalik zur Verfügung stand, vermochte er einen Kampf nicht aufzunehmen, ordnete vielmehr, als die Truppen Manteuffel's am 6. Juni auf der Straße von Schleswig zum Einmarsch in Holstein bereit standen, die Concentrirung der österreichischen Truppen bei Altona, wohin auch der Regierungssitz verlegt wurde, an. In der Nacht vom 11. zum 12. Juni verließ er unter Protest mit seinen Truppen Altona und instradirte dieselben von Harburg aus auf der Eisenbahn nach der Heimat. Oesterreich stellte darauf am 14. Juni in Frankfurt a. M. beim Bundestag den Antrag auf Mobilmachung aller nicht zum preußischen Heer gehörigen Contingente des Deutschen Bundes. Dieser Antrag wurde mit 9 gegen 6 Stimmen zum Beschluß erhoben, worauf der preußische Gesandte die Versammlung mit der Erklärung verließ, daß seine Regierung den Bund für aufgelöst betrachte. Tags darauf, am 15. Juni, wurden seitens Preußens gleichlautende Noten an Hannover, Kurhessen und Sachsen, die für den Beschluß gestimmt hatten, überreicht, mittels derer unter Zusicherung ihrer Souveränetätsrechte volle Neutralität gefordert wurde. Da diese Forderung theils abgelehnt, theils bis Mitternacht, der gestellten Frist, nicht genügend beantwortet wurde, erfolgte an die drei Staaten sofort die Kriegserklärung und unmittelbar darauf der Einmarsch preußischer Truppen in dieselben.

Zum Einmarsch in Hannover und Kurhessen standen unter General Vogel von Falckenstein 48,000 Mann bereit und zwar das Corps Manteuffel bei Altona, die 13. Division Goeben bei Minden und die Division Beyer bei Wetzlar. Ersteres überschritt am 15. Juni die Elbe bei Harburg, am 16. Juni rückten die beiden Divisionen gegen Hannover, bezw. Kassel vor. Sofortigen Widerstand konnten weder Hannover noch Kurhessen leisten, da beide die Kriegserklärung Preußens fast unvorbereitet traf. Die kurhessischen Truppen wichen über Fulda nach Hanau aus und bildeten später einen Theil der Besatzung von Mainz.

Die hannoversche Armee war zwar auf erhöhten Exerciretat gesetzt und zu Uebungen in verschiedenen Punkten des Landes versammelt, aber keineswegs kriegsbereit. Als König Georg V. die Meldung von dem Marsche Manteuffel's von Altona nach Harburg erhielt, befahl er die sofortige Concentrirung seiner Armee bei Göttingen, die in größter Eile theils mittels Eisenbahn, theils mittels Fußmarsches erfolgte, sodaß die Armee am 18. Juni bei Göttingen versammelt war. Hier suchte sie die mangelnde Feldausrüstung nach Möglichkeit zu ergänzen und wurde, selbst mit Zuhülfenahme der Pferde des königlichen Marstalls, in einen leidlich operationsfähigen Zustand versetzt, sodaß sie unter Befehl des Generallieutenants von Arentsschild mit 4 Infanterie-Brigaden und 1 Reserve-Cavalerie-Brigade, in Summa etwa 18,000 Mann stark, am 21. Juni den Marsch zur Vereinigung mit den süddeutschen Bundestruppen antreten konnte.

Inzwischen war am 17. Juni die Division Goeben in der Stadt Hannover eingetroffen, hatte sich am 19. nach Göttingen in Bewegung gesetzt und cantonnirte am 20. in Alfeld. Die Division Beyer traf im Laufe des 19. und 20. Juni in Kassel ein. Letzterer Umstand bewirkte, daß die hannoversche Armee statt den kürzeren Weg nach Süddeutschland über Witzenhausen, Allendorf und Eschwege zu verfolgen, die Richtung über Heiligenstadt und Mühlhausen nach Langensalza einschlug, weil sie auf ersterem Wege befürchtete, von der Division Beyer in ihrem Vormarsche aufgehalten zu werden. Am 23. Juni war die Armee in und bei Langensalza vereinigt. Eine vom Oberst von Fabeck in höherem Auftrage von Gotha aus an General von Arentsschild gerichtete Aufforderung, die Waffen zu strecken, wurde abgelehnt, dagegen Major von Jacobi zur Anbahnung von Verhandlungen nach Gotha geschickt und freier Abzug nach dem Süden gegen die Verpflichtung, ein Jahr lang nicht gegen Preußen zu fechten, verlangt. Da eine Antwort auf dieses Verlangen nicht eintraf, wurde der Weitermarsch am 24. nach Eisenach fortgesetzt. Das Hauptquartier kam nach Groß-Behringen, die Avantgarde des Oberst von Bülow-Stolle erreichte Groß-Lupnitz und kam hier mit den bei Eisenach Stehenden in ein Gefecht, das abgebrochen wurde, als ein Telegramm des Majors von Jacobi aus Gotha eintraf, daß Feindseligkeiten zu vermeiden seien, da die hannoversche Forderung angenommen werde. Am 25. Juni kam General von Alvensleben zu Unterhandlungen nach Groß-Behringen, ein Waffenstillstand wurde abgeschlossen und ging am 26. die hannoversche Armee, vorzugsweise aus Verpflegungsrücksichten, in die Cantonnements bei Langensalza zurück.

Preußischerseits standen am 25. Mittags auf der Linie Gotha Eisenach etwa 5000 Mann, zum Theil nicht mobile Landwehr- und Ersatztruppen den Hannoveranern gegenüber. Am 26. erreichte die Division Goeben mittels der Eisenbahn Eisenach und das Detachement Flies, 5 Bataillone, 6 Geschütze des Manteuffel'schen Corps stark, Gotha. Generalmajor von Flies verfügte nunmehr in Gotha über etwa 8700 Mann. Ein in Berlin eingehendes Telegramm meldete fälschlicherweise den Marsch der Hannoveraner nach Nordhausen und veranlaßte, nachdem die Antwort auf seinen Vorschlag König Georg nicht befriedigt hatte und der Waffenstillstand gekündigt war, den Befehl, die Hannoveraner anzugreifen, es koste, was es wolle. Generalmajor von Flies rückte infolge dessen am 27. einseitig zum Angriff der Hannoveraner vor.

Die hannoversche Armee, von der 20 Bataillone, 21 Escadrons und 42 Geschütze, darunter 22 gezogene, am Gefechte theilnahmen, hatte am 26. Abends eine Defensivstellung hinter der Unstrut zu beiden Seiten der von Langensalza nach Sondershausen führenden Straße bezogen, deren Mitte das Dorf Merxleben mit dem südöstlich anstoßenden Kirchberge bildete, während die rechte Flanke an Thamsbrück, die linke an Nägelstedt sich anlehnten. Die Brigaden des Generalmajors von der Knesebeck und des Oberst de Vaux standen zu beiden Seiten von Merxleben, die Brigade des Oberst von Bülow-Stolle dehnte sich nach Thamsbrück, die des Generalmajors von Bothmer nach Nägelstedt zu aus. Die vor der Front befindliche Unstrut war ihrer größtentheils steilen Ufer wegen nur für Infanterie passirbar, die Cavalerie und Artillerie war auf die Brücken bei den erwähnten Orten beschränkt. Die vor der Front der Stellung auf dem anderen Unstrut-Ufer gelegene Stadt Langensalza war von 1 Bataillon der Brigade de Vaux besetzt, das einen Rückhalt für das Regiment Cambridge-Dragoner bildete, welches mit seinem Gros bei Henningsleben stand und Vorposten von der Eisenacher bis zur Erfurter Straße aufgestellt hatte.

Das Detachement des Generalmajors von Flies rückte am 27. Juni früh 7½ Uhr aus seinem Biwouak bei Gotha gegen Langensalza vor. Es zählte 5 preußische Linien-Bataillone, 2 Bataillone des koburg-gothaischen Infanterie-Regiments, 6 Bataillone Landwehr, 1 Ersatz-Bataillon, 2 Landwehr-Escadrons, 1 Ersatz-Escadron, 2 reitende Batterien, 1 gezogene 4pfündige Batterie und 4 Geschütze der Erfurter Ausfallbatterie, in Summa etwa 8700 Mann, 22 Geschütze, bestand da her aus sehr ungleichartigen Elementen und war nur etwa halb so stark als die in ihrer Defensivstellung angreifenden Hannoveraner.

Um 8½ Uhr langte die Avantgarde unter Oberst von Fabeck bei Henningsleben an, nachdem die Vorposten der Cambridge-Dragoner sich nach wenig Schüssen auf ihr Gros zurückgezogen hatten und dann mit ihm vereint gegen Langensalza zurückgegangen waren. Die Geschütze der gezogenen 4pfündigen Batterie der Avantgarde nahmen Stellung nordöstlich von Henningsleben, während das koburg-gothaische Regiment sich zu beiden Seiten der Chaussee zum Angriff auf Langensalza entwickelte und das Gros des Detachements unmittelbar nachfolgte.

Unter diesen Umständen räumte das in Langensalza befindliche Bataillon der Brigade de Vaux die Stadt, versuchte zwar auf dem Südenhügel Stellung zu nehmen, mußte aber infolge des schnellen Vordringens des Regiments Koburg-Gotha nach der Brücke bei Merxleben zurückgehen. Hier traf sie auf die Brigade Knesebeck, die von General von Arentsschild in der Meinung, es handle sich um eine einfache Recognoscirung, über die Unstrut vorgesendet war, um den Raum zwischen Langensalza und Henningsleben zu besetzen, während zugleich die Brigade Bothmer den Befehl erhielt, von Nägelstedt aus dem vorgehenden Gegner in die Flanke zu fallen.

General von der Knesebeck nahm nach dem Unstrut-Uebergange eine Aufnahmestellung zwischen Kallenberg's Mühle und dem Bade, unter deren Schutze Cambridge-Dragoner und das in Langensalza gewesene Bataillon die Unstrut passirten, erhielt dann den Befehl, in die Reservestellung bei Merxleben zurückzukehren. Inzwischen war der Südenhügel durch die Avantgarde des Detachements Flies und durch 20 Geschütze besetzt worden, welche letzteren den Kampf mit den 15 auf dem Kirch-

berge placirten hannoverschen Geschützen aufnahmen. Während die Brigade de Baux den Befehl erhielt, Merxleben, die Brücken und den Kirchberg energisch zu vertheidigen, rückten die preußischen Truppen auf der Chaussee gegen Merxleben vor, besetzten Gräfer's Fabrik, die Rasen- und Kallenbergs-Mühle und dehnten sich bis zum Badewäldchen aus. Tirailleure dieser Truppen drangen bis an die Unstrut vor, durchwateten sie theilweise und belästigten von den Gebüschen des linken Ufers aus die hannoverschen Batterien dergestalt, daß diese zum Theil abfahren mußten. General von Bothmer war, statt von Nägelstedt aus dem Feinde in die rechte Flanke zu fallen, gegen Merxleben marschirt und hatte seine beiden Batterien Stellung zur Beschießung der preußischen Abtheilungen, welche von dem Badewäldchen aus gegen die Unstrut vordrangen, nehmen lassen. Der Versuch, das Garde-Husaren-Regiment auf das rechte Ufer übergehen zu lassen, scheiterte an den senkrechten, 5 Met. hohen Uferdämmen. Die Infanterie erhielt im Wiesengrunde an der Mündung eines kleinen Baches Befehl zu halten, die Tornister abzulegen, die Munition in den Brotbeuteln unterzubringen und die Pionierabtheilungen zur Abstechung der Dämme vorzusenden; gleichzeitig wurde dem General von Arentsschild gemeldet, daß die Brigade die Unstrut überschreite und dem Gegner in die rechte Flanke fallen werde. Die wiederholten Versuche des 6. und 7. Regiments zur Durchwatung der Unstrut scheiterten infolge des schlecht gewählten Uebergangspunktes und infolge der feindlichen Gegenmaßregeln. General von Flies hatte beim Erkennen der Vorbereitungen zum Uebergang der Brigade Bothmer die Reserve vom Siechenhofe nach dem Erbsberge befohlen, auf dem auch 2 Geschütze der Ausfallbatterie Stellung angewiesen erhielten. Den Anordnungen des Generals von Seckendorff gelang es, nicht nur die mit großer Bravour über die Unstrut gelangten hannoverschen Bataillone mit Verlust zurückzuwerfen, sondern auch durch die bis an die Unstrut gedrungenen eigenen Tirailleure die hannoversche Batterie Müller zum Zurückgehen zu zwingen. General von Bothmer zog nach einem Verluste von 14 Offizieren und 114 Mann seine Brigade in eine gedeckte Stellung zurück und nahm an den weiteren Kämpfen keinen Antheil, da die Munition seiner Infanterie theils verfeuert, theils bei den Uebergangsversuchen gänzlich durchnäßt war.

Nachdem General von Arentsschild vom Kirchberge aus die geringe Stärke des Gegners erkannt hatte, beschloß er die Offensive zu ergreifen und befahl daher den Brigaden Bülow und Knesebeck, die Unstrut oberhalb der Brücken bei Merxleben zu überschreiten und den feindlichen linken Flügel anzugreifen. Die gesammte disponible Artillerie, 28 Geschütze, wurde auf dem Kirchberge vereinigt. Oberst de Baux wurde beauftragt, das Gefecht hinzuhalten und erst dann offensiv vorzugehen, wenn beide Flügel Terrain gewonnen hätten. Die Brigade Bülow rückte aus ihrer Stellung nördlich vom Kalkberge an das Unstrut-Ufer und es gelang ihr, den Fluß zu durchwaten, die jenseits postirten Abtheilungen des preußischen 25. Regiments hinter den Salzabach zurückzuwerfen und sich am rechten Ufer zu sammeln. Oberst de Baux drang darauf über das Brückendefilé vor und setzte sich vor demselben fest. Das Husaren-Regiment Königin folgte der Brigade auf das rechte Ufer, das Regiment Cambridge-Dragoner wurde zur Ueberschreitung des Flusses gegen Nägelstedt entsendet. Gegen Thamsbrück, das inzwischen von der preußischen linken Flankendeckung besetzt war, wurden behufs Beobachtung des Regiments Kronprinz-Dragoner mit 1 Batterie und 1 Bataillon vorgeschoben.

General von Flies verfügte, als die Brigade Bülow zum Angriff überging, nur noch über eine Reserve von 3 Compagnien des 11. Regiments, die nach Gräfer's Fabrik und dem Erfurter Thore befohlen wurden. Dem Angriffe von 7 Bataillonen der Brigaden Bülow und Knesebeck unterlagen nach verlustreichem Kampfe die Vertheidiger von Gräfer's Fabrik, der Rasen- und Kallenbergs-Mühle, von Arnold's Ziegelei und des Lazareths. Da die Hannoveraner auch in Langensalza eindrangen und die auf dem Jüdenhügel und dem Erbsberge stehenden Abtheilungen in der Flanke beschossen, andererseits der Gefechtszweck — die Festhaltung des Gegners — erreicht war, mußte sich General von Flies zum Rückzug entschließen.

Langensalza wurde preußischerseits geräumt, die gelichteten Abtheilungen wurden südlich der Stadt gesammelt, die Batterien vom Jüdenhügel über den Siechenhof in eine Aufnahmestellung nördlich von Henningsleben zurückgeführt. General von Seckendorff zog sich mit der Reserve vom Erbsberge längs des Klinggrabens zurück, wurde dabei von den Cambridge-Dragonern attakirt und verlor 2 Geschütze.

Um $3^1/_2$ Uhr zog General von Arentsschild die letzten seiner Truppen auf das rechte Ufer. Das Badewäldchen und das Bad wurden trotz hartnäckiger Vertheidigung von der Brigade de Baux erstürmi, den gegen den Jüdenhügel zurückweichenden Abtheilungen wurden von den Königin-Husaren gegen 100 Mann gefangengenommen.

Um 4 Uhr sammelten sich die Brigaden Knesebeck und de Baux am Jüdenhügel, die Bataillone der Brigade Bülow am südlichen Ausgange von Langensalza, die Reserve-Cavalerie-Brigade folgte dem abziehenden Gegner in der Richtung auf Siechenhof.

Die Vertheidiger des Badewäldchens u. s. w. bildeten bei ihrem weiteren Zurückweichen 2 Colonnen aus Abtheilungen verschiedener Truppentheile. Etwa 2000 Met. südwestlich des Badewäldchens wurden die Colonnen von der hannoverschen Reserve-Cavalerie erreicht. Die westliche Colonne wies einen Angriff von 3 Escadrons Gardes-du-Corps ab, die östliche Colonne hielt 3 aufeinander folgende Attaken aus, von 2 Escadrons Garde-Kürassiere, 1 Escadron Cambridge-Dragoner und den wieder gesammelten Kürassieren. Wenn auch Theile abgesprengt wurden, führten doch beide Colonnen angeschlossen der $16^2/_3$ Escadrons zählenden feindlichen Cavalerie den Rückzug glücklich aus. Um $4^1/_2$ Uhr traf die Avantgarde der verfolgenden hannoverschen Truppen auf der

Höhe südlich Henningsleben, auf welcher am Morgen ihre Vorposten gestanden, ein.

Das Detachement Flies kehrte am Abend nach Gotha zurück, nachdem mit einem Verluste von 1753 Mann, einschließlich 907 unverwundeten Gefangenen, die feindliche Armee festgehalten war; zahlreiche Versprengte sammelten sich erst in der Nacht und am nächsten Morgen, das Flanken-Detachement aus Thamsbrück langte gleichfalls erst am 28. Juni an.

Die hannoversche Armee hatte mit dem Verluste von 102 Offizieren und 1327 Mann an Todten und Verwundeten zwar einen taktischen Sieg errungen, konnte aber ohne Verpflegung und ohne Munition mitten im feindlichen Gebiete an eine Fortsetzung der Feindseligkeiten um so weniger denken, als sie am 28. Juni Abends von 40,000 Mann umstellt war. General von Arentsschild schloß daher am 29. Juni mit General Vogel von Falckenstein eine bedingungslose Capitulation ab, die auf Befehl des Königs von Preußen einen mildere Bedingungen enthaltenden Zusatz erhielt.

Am 30. Juni und 1. Juli wurden die hannoverschen Truppen über Gotha in die Heimat befördert, König Georg begab sich mit Gefolge zunächst auf ein Schloß bei Jena und dann nach Wien, das Königreich Hannover wurde eine preußische Provinz. *(H. v. Löbell.)*

LANGENSCHWALBACH (Schwalbach), Kreisstadt und berühmter Badeort im Kreise Untertaunus des preußischen Regierungsbezirkes Wiesbaden, 315 Met. über dem Meere, am Fuße der Hohen Wurzel in einem tiefen, romantischen Thale am Münzenbache, zerfällt in Ober- und Niederschwalbach, ist Sitz eines Amtsgerichts, mit (1885) 3000 Einwohnern, hat zwei evangelische Kirchen, eine katholische und eine englische Kirche, sowie eine Synagoge und eine große königl. Badeanstalt. Von den 16 Mineralquellen mit hellem, perlendem, pikant schmeckendem Wasser von + 7,4 bis + 9,1° R. werden nur der Wein-, Stahl- und Paulinenbrunnen (die vorzüglichsten) zum Trinken, aber auch zu Bädern, der Rosenbrunnen, die Adelheidsquelle und der Lindenbrunnen ausschließlich zu Bädern benutzt. Sie gehören zu den alkalisch-erdigen Eisensäuerlingen, mit außerordentlichem Eisengehalte und starkem Gehalte an freier und halbgebundener Kohlensäure, und werden besonders bei Blutarmuth, Menstruationsstörungen, Hysterie, Schwächezuständen mit Erfolg angewendet. Zahl der Curgäste jährlich gegen 5500. Es bestehen 8 Badeanstalten, darunter eine große, dem königl. Fiscus gehörige mit 100 Badezellen. Es werden jährlich im Ganzen 38,000 bis 40,000 Bäder abgegeben. Durch Grabungen in der Nähe des Quellengebietes wurde ein reiches Lager von eisenhaltiger Moorerde entdeckt, welche mit außerordentlichem Erfolge zu Moorbädern gegen Lähmungen und veralteten Katarrh Anwendung finden. Von dem Mineralwasser werden jährlich etwa 150,000 Flaschen versandt.

Die ersten zuverlässigen Angaben über die schwalbacher Mineralquellen stammen aus dem Jahre 1568, in welchem der Arzt Tabernämontanus (eigentlich Theodor mit Namen) darüber ein Schriftchen veröffentlichte, das zur Folge hatte, daß der Curort rasch in Aufnahme kam. Zu Anfange des 17. Jahrh. baute Moritz I. von Hessen-Kassel hier ein Schlößchen. Im J. 1643 wurde Schwalbach von dem Landgrafen Georg, welcher in diesem Jahre dort die Cur gebrauchte, mit dem Burgfrieden versehen. Während des ganzen Dreißigjährigen Krieges blieb das Bad in Thätigkeit. Von 1648 bis 1816 war Schwalbach ein Luxusbad, das von Fürsten und berühmten Größen (Leibniz u. a.) besucht wurde. Von 1648—1808 war der Ort im Besitze der Landgrafen von Hessen-Rotenburg, nachdem er vorher im Besitze häufig gewechselt hatte. Von 1794 bis 1816 war Schwalbach Hauptort der Niedergrafschaft Katzenelnbogen. Im J. 1816 kam es durch Tausch an Nassau und mit diesem 1866 an Preußen. Seit 1816 hat sich Schwalbach den Ruf als eins der vorzüglichsten Eisenbäder erworben.

(A. Schroot.)

LANGENSTEIN, Schloß im badischen Kreise Konstanz, Bezirksamt Stockach, $2^1/_2$ Stunden westlich von der Amtsstadt gelegen. Das Schloß ist schön eingerichtet, hat eine sehenswerthe Kapelle, und die Wohngebäude umgeben einen aus dem 11. Jahrh. stammenden Thurm. Besitzer des Schlosses ist Graf Douglas als Rechtsnachfolger des letzten Grafen von Langenstein.

Der Name Langenstein erscheint erst im 12. Jahrh. Von dem Geschlechte blühten zwei Linien, von welchen die eine im Hegau, die andere in der Schweiz begütert war. Arnold von Langenstein vergabte im J. 1282 mit Bewilligung seines Lehnsherrn, Albrecht von Ramstein, die Insel Mainau an den Deutschorden. Mit dem Sohne Arnold's erloschi dieses Geschlecht, und im J. 1331 war Langenstein Lehen des Grafen Eberhard von Nellenburg, welcher es an den Abt von Reichenau versetzte und später den Chorherren von Konstanz gab. Im J. 1523 ist Adam von Homberg im Besitze der Burg, und nach dem Aussterben dieser Familie im J. 1560 fiel Langenstein an die Grafen von Raitnau und später durch Erbschaft an die Grafen von Welsberg. Im J. 1827 kaufte Großherzog Ludwig Schloß und Herrschaft Langenstein und schenkte sie sammt dem Grafentitel der Frau Katharina Werner und deren beiden Kindern, welche der Großherzog anerkannte. Das neue Geschlecht erwarb auch die Insel Mainau zurück, welche jedoch später an den Großherzog Friedrich verkauft wurde. Schon vor der Schenkung Langensteins hatte Großherzog Ludwig die Frau Werner zur Gräfin von Gondelsheim erhoben. Großherzog Leopold bestätigte die Schenkungen seines Vorgängers. Doch ist die neue Linie schon mit dem Tode des ersten Grafen Ludwig im Jahre 1872 im Mannsstamme erloschen, und die Herrschaft Langenstein, welche sämmtliche Besitzungen der Familie in den Bezirken Konstanz, Engen, Radolfzell, Stockach, Meßkirch und Bretten umfaßt, ist in den Besitz des Grafen Douglas übergegangen, welcher mit der Gräfin Luise von Langenstein, der Schwester des Grafen Ludwig, vermählt war. *(W. Höchstetter.)*

LANGENTHAL, Marktflecken im Bezirke Aarwangen des schweizer Cantons Bern, 488 Met. über dem

Meere, 40 Kilom. nordöstlich von Bern im fruchtbaren Thale der Langeten (eines rechten Nebenflusses der Aare, der mit mehreren Quellen in den Bergen des unteren Emmenthals entspringt, die Landschaft Ober-Aargau durchfließt und als Murg 6 Kilom. nordnordöstlich von Langenthal bei Murgenthal [416 Met.] an der Grenze von Bern, Solothurn und Aargau mündet), an der Linie Bern-Olten der Schweizerischen Centralbahn, hat eine stattliche Kirche, ein Kaufhaus, mehrere Fabriken und zählt (1880 als Gemeinde) 3846 meist reformirte Einwohner, deren Haupterwerbsquelle neben Ackerbau und Viehzucht Baumwollen-, Leinen- und Wollenfabrikation ist. Als Mittelpunkt der Industrie und des Käse- und Holzhandels des bernischen Oberaargaus hat der Ort sehr lebhaften Verkehr und 3 bedeutende Jahrmärkte. Im Mittelalter gehörte es den Herren von Langenstein und Grünenberg, dann den Luternau und der benachbarten luzernischen Cistercienserabtei St.-Urban und kam zu Ende des 14. Jahrh. an Bern. (*A. Wäber.*)

LANGENWETZENDORF, großes langgestrecktes Dorf im Fürstenthume Reuß jüngerer Linie, Bezirk Gera, Amtsgericht Hohenleuben, eine Stunde von Hohenleuben und zwei Stunden von Greiz im Thale der Leuba gelegen, hat Postagentur mit Telegraphenamt und (nach der Zählung von 1880) 1980 Einwohner, in 434 Haushaltungen. Die Häuser sind einzeln und in Gruppen zum Theil im Thale, zum Theil an den Abhängen erbaut und erstrecken sich über eine Stunde weit.

Aus dem ursprünglich hier bestandenen Rittergute entstanden allmählich drei Güter, welche im Anfange des 15. Jahrh. im Besitze der Familie von Wolframsdorf waren. Später gingen Theile dieser Besitzungen an die Familien von Kauffungen und von Römer über. Diese adeligen Familien verschwanden aber, als Heinrich I., Graf Reuß zu Schleiz, im J. 1684 das mittlere Freigut, sodann Graf Heinrich XXIV., der Stifter der Paragiatslinie Reuß-Köstritz (s. den Artikel Köstritz), im J. 1738 das obere und Heinrich VI. Reuß-Köstritz im J. 1753 das untere Freigut ankauften. Diese Güter wurden nach einigen Abtrennungen ohne Rittergutsgerechtsame, welche sämmtlich in den Besitz des Hauses Reuß-Köstritz gelangten, wieder verkauft und sind seitdem in den Händen von bäuerlichen Landwirthen. Das Wohnhaus des unteren Freigutes ist jetzt das Pfarrhaus.

Die Kirche des Ortes ist freundlich und würdig. Der Ort gehörte vor Alters zu der Parochie Hohenleuben, wurde jedoch bei der Reformation von den sächsischen Visitatoren zur Parochie Naitschau (jetzt zum Fürstenthum Reuß ä. L. gehörig) geschlagen. Seit 1870 hat aber Langenwetzendorf (mit Göttendorf und Hirschbach) seine eigene Pfarrei. Eine Schule besteht hier seit der Reformation.

Das Dorf hat über 50 gebundene Bauergüter. Neben der Landwirthschaft wird von den Einwohnern am meisten die Handweberei betrieben, welche aber unter vielfachen Stockungen und geringem Lohne leidet. Im J. 1870 waren noch ungefähr 600 Stühle, meistens für greizer Häuser, im Betriebe; seitdem hat diese Zahl aber sehr abgenommen. (*J. Alberti.*)

LANGER (Johann Peter von), Historienmaler, geboren zu Kalkum 1756, machte seine Kunststudien unter Director Krahe in Düsseldorf, wurde, da er sich frühzeitig in seiner Kunst hervorthat, bereits 1784 Professor an der dortigen Kunstakademie und 5 Jahre später deren Director. Nachdem er bei einer Reise durch Holland und die Niederlande in den öffentlichen Sammlungen seinen Ideenkreis bereichert hatte, besuchte er 1798 auch Paris, wo damals die aus allen Ländern geraubten Kunstschätze vereint waren und dem Künstler wie Kunstfreunde so zu sagen eine Reise nach Italien ersetzten. Hier waren es in erster Linie die Hauptwerke Rafael's, welche seine Aufmerksamkeit fesselten und ihm den rechten Weg zu den höchsten Idealen der Kunst wiesen. Im J. 1806 erhielt er einen Ruf nach München, um dort die Kunstschule einzurichten und zu leiten. Der Künstler folgte dem ehrenden Rufe und legte den Grundstein zu der hohen Stellung, den jetzt die Münchener Schule auf dem Gebiete der Kunstthätigkeit besitzt. Er starb daselbst am 6. Aug. 1824 als Director der von ihm inaugurirten Akademie.

Eine einflußreiche Thätigkeit entwickelte er namentlich als Lehrer. In seiner Kunst war er in erster Reihe der religiösen Malerei zugewandt. Zu seinen Hauptwerken dieser Richtung gehört das Altarblatt in der Karmeliterkirche in München, der die zu ihm gebrachten Kinder segnende Christus, in mehr als lebensgroßen Figuren. In einer Composition stellte er den heiligen Lucas dar, wie er die Madonna malt; weitere Bilder stellen den Zinsgroschen, Christus am Oelberge, eine heilige Familie, Gabriel vor Zacharias im Tempel vor. Eine büßende Magdalena hat sein begabter Schüler Peter Lutz gestochen. Wenn das religiöse Bild auch sein Hauptfach war, so verstand er in Darstellung profaner Stoffe nicht minder seine Kunst zu erproben; Beweis dafür ist ein Amor, der die Psyche tröstet, und eine Jane Gray im Tower zu London (ebenfalls von Lutz gestochen). Selbst die Radirnadel verschmähte er nicht, um mit derselben Compositionen italienischer Meister auf die Platte zu bringen. Wir nennen die Apostel nach Rafael, eine Gruppe aus dem Jüngsten Gericht des Michel Angelo, Studien nach Dominichino, G. Reni u. a. m.

(*J. E. Wessely.*)

LANGER (Robert von), des Vorigen Sohn, Historienmaler, geboren zu Düsseldorf 1783. Sein erster und bester Lehrer war sein Vater. Ausflüge nach Dresden, Berlin und Kassel machten ihn mit der alten Kunst bekannt und erweiterten seinen Gedankenkreis. Noch mehr mußte sein Kunstleben gewinnen, als er seinen Vater nach Paris begleitete und unter dessen Führung die Meisterwerke classischer Kunst verstehen lernte. Ein einjähriger Aufenthalt in Italien vollendete seine künstlerische Erziehung. Mit seinem Vater siedelte er nach München über, wo er 1806 Professor an der Akademie wurde. Als solcher richtete er den Antikensaal ein und unterrichtete auch in der Plastik. Vom J. 1820—27

bekleidete er die Stelle eines Generalsecretärs des Museums und wurde in letzterem Jahre Director des königl. en Cabinets der Handzeichnungen. Im J. 1841 wurde er Central-Galeriedirector, in welcher Eigenschaft er die Pinakothek einrichtete und auch die Schleißheimer Galerie neu ordnete.

Als Historienmaler lieferte er für die Kirche des Krankenhauses in München 8 Wandbilder, Christus, der Blinde und Lahme heilt, und die sieben Werke der Barmherzigkeit (1814); die Frauen- und Franciscanerkirche besitzen Altarbilder von ihm, in der ersteren eine Kreuzabnahme, in der letzteren den heiligen Franz von Assisi. In Blevio am Comersee ist eine Madonna in der Glorie von Heiligen verehrt; in der Galerie zu Düsseldorf eine Anbetung der Weisen. Auch Staffeleibilder führte er mehrfach aus; eine Maria mit Engeln hat P. Lutz gestochen, eine Heilung des Blindgeborenen J. J. Lips und eine Vermählung der heiligen Katharina Marie Ellenrieder 1820.

Von heiligen Gegenständen werden noch genannt: Erweckung des Lazarus (1810), Rebekka am Brunnen, Maria mit dem Kinde auf dem Throne (1817), die Grablegung (1820). Auch der Profangeschichte hat er, jedoch selten, den Stoff entlehnt; so stellte er Marius auf den Trümmern von Karthago, die Vertheidigung des Sokrates und die Erziehung des Bacchus dar. Besonders zog ihn Dante's «Hölle» an und er führte mehrere Zeichnungen und auch ein Gemälde aus, deren Stoff diesem Gedichte entlehnt ist.

Auch als Frescomaler war er thätig und als solcher zierte er den Empfangsaal im Palais des Herzogs Max von Baiern mit 6 großen Frescobildern aus, wie er auch in ähnlicher Weise den Saal seines Landhauses in Haidhausen mit 12 Bildern schmückte, welche das Reich der Poesie zum Gegenstand haben.

Wie sein Vater hat er auch einige Radirungen hinterlassen, die in Zeichnungsmanier ausgeführt sind, so ein großes Blatt mit der Kreuzabnahme und einen Hieronymus nach Correggio, beide vom Jahre 1818. Er starb zu München am 6. Oct. 1846.

(*J. E. Wessely.*)

LANGETHAL (Christian Eduard), Botaniker und landwirthschaftlicher Schriftsteller, geboren am 6. Jan. 1806 zu Erfurt, studirte zu Jena Naturwissenschaften und Landwirthschaft. Im J. 1835 wurde er Lehrer der Naturgeschichte an der Landwirthschaftlichen Akademie zu Eldena, 1839 außerordentlicher, später ordentlicher Honorarprofessor an der Universität Jena, wo er auch nach Schulze's Tode längere Zeit die interimistische Direction des Landwirthschaftlichen Instituts führte. Er starb daselbst am 25. Juli 1878. Wissenschaftlich bedeutend wurde er namentlich für die Bearbeitung der Naturgeschichte in ihrer Anwendung auf die Landwirthschaft. Seine Hauptwerke sind: «Geschichte der deutschen Landwirthschaft» (1 Bde., Jena 1847—56); «Lehrbuch der landwirthschaftlichen Pflanzenkunde» (3 Bde., Jena 1866; 3. Aufl. 1874—76). Außerdem veröffentlichte er: «Terminologie der beschreibenden Botanik» (Jena 1846) und «Beschreibung der Gewächse Deutschlands» (Jena 1858).

(*William Lobe.*)

LANGEWIESEN, Stadt im Fürstenthume Schwarzburg-Sondershausen, Oberherrschaft, langgestreckt in einem herrlichen Wiesengrunde (woher unzweifelhaft der Name), am Fuße des Oehrenberges am linken Ufer der Ilm, Station der Ilmenau-Gehrener Bahnstrecke, mit (1880) 2066 Einwohnern. Haupterwerbszweige sind Ackerbau, Viehzucht, Fabrikbetrieb, Bergbau und Holzhandel. Ein würdiger und im Innern entsprechend ausgeschmückter Bau ist die Stadtkirche, 1675 bis 1680 an Stelle der am 15. Mai 1675 abgebrannten älteren Kirche errichtet. Außerhalb der Stadt am Petersberge die Kirche St.-Petri, ursprünglich eine Wallfahrtskapelle, wohin von Paulinzelle jährlich eine große Wallfahrt ging.

Nach der Sage soll Langewiesen einer der ältesten Orte in Thüringen sein. Erwähnt wird er zuerst im J. 1204, in welchem Jahre er im Kampfe zwischen Philipp von Schwaben und dem Landgrafen Hermann von Thüringen verwüstet worden sein soll. Im J. 1408 überließ Graf Günther XXXII. das Dorf wieder käuflich an Ritter Heinrich von Witzleben. Von Günther XXXIX. erhielt es im J. 1503 die Rechte eines Marktfleckens, der Name Stadt wurde ihm aber erst 1855 beigelegt. Im Dreißigjährigen Kriege hatte Langewiesen viele Drangsale zu erdulden, besonders in den Jahren 1625 bis 1638. Mehr aber als durch Krieg litt der Ort durch zahlreiche furchtbare Brände. Die große Wasserflut am 29. Mai 1613, thüringische Sintflut genannt, richtete auch in Langewiesen großen Schaden an. In der Nähe des Ortes liegt der Grenzhammer, ein Hütten- und Hammerwerk, wo Schiller eine Zeit lang wohnte und seine herrliche Schilderung im «Gang nach dem Eisenhammer» der Wirklichkeit ablauschte. Am Oehrenberge erhebt sich ein steiler Rasenhügel mit Aussicht auf Ilmenau, Schillerhöhe genannt, weil Schiller hier mit Vorliebe weilte.

(*A. Schroot.*)

LANGHANS (Karl Gotthart), berühmter Baumeister, geboren am 23. Sept. 1733 zu Landeshut in Schlesien, widmete sich erst dem Studium der Sprachen und Mathematik, sodann dem der Baukunst, die er theoretisch und praktisch übte. Hierauf bereitete er sich durch historische Studien zu mehrfachen Reisen in den Jahren 1759—75 vor. Nach seiner Rückkehr wurde er Kriegs- und Oberbaurath bei der Kammer zu Breslau, woselbst er das fürstlich Hatzfeld'sche Palais (jetzt Regierungsgebäude), das frühere Theater und mehrere Privathäuser, in Landsberg dagegen das große Armenhaus und mehrere Dorfkirchen in Schlesien ausführte. Im J. 1785 wurde er von Friedrich Wilhelm II. nach Berlin berufen, um das Innere des Opernhauses umzugestalten. Mit dem Entwurfe und der Ausführung des Brandenburger Thores beauftragt, führte Langhans mit diesem Werke 1789—92 nach dem Vorbilde der Propyläen zuerst den griechischen Baustil in Deutschland ein und wirkte dadurch bedeutend auf den Geschmack seiner Zeit. Inzwischen war er zum Geheimen Kriegsrath und Director des Oberhofbauamtes

ernannt worden. Im J. 1797 legte er das erste Stück Chaussee im preußischen Staate von Berlin nach Steglitz als Muster und Vorbild an, während man in Schwaben 1795 hiermit vorgegangen war. In der Folge vollendete er noch das von Gontard begonnene Marmorpalais in Potsdam, entwarf und leitete mehrere andere Bauten in und um Berlin, darunter das anatomische Amphitheater der Thierarzneischule, die Herculesbrücke 1787 und die Brückencolonnaden in der Mohrenstraße (1789), die neue Spitze des Marienkirchthurms (1790), die ersten Bauten der Charité, das Belvedere im Schloßparke von Charlottenburg und zahlreiche palastartige Privathäuser Berlins. Im J. 1800 wurde das ältere, 1807 bereits wieder abgebrannte berliner Schauspielhaus von ihm ausgeführt und daselbst zu Potsdam umgestaltet. Obwol seine Theaterneubauten und Umgestaltungen meist längst verändert oder vernichtet sind, so gibt doch das in seiner ursprünglichen Gestalt fast unverschrt erhaltene kleine Schloßtheater in Charlottenburg (1789) noch ein Zeugniß von Langhans' einfacher, naiver, aber künstlerischer Behandlung solcher Aufgaben. — Auch schrieb er mehrere Abhandlungen über sein Fach.

Er starb am 1. Oct. 1808 während eines Besuches auf seiner Besitzung Grüneiche bei Breslau.

(*A. Gottschaldt.*)

LANGHANS (Karl Ferdinand), Sohn des Vorigen und ebenfalls bedeutender Architekt, wurde den 14. Jan. 1787 zu Breslau, also in gleichem Jahre mit Schinkel geboren, neben welchem er auch bei David Gilly in Berlin die Baukunst studirte. Kaum 16 Jahre alt, trat er 1797 als Bauconducteur in den preußischen Staatsdienst. Die für Preußen verhängnißvollen Ereignisse des Jahres 1806 bewogen ihn zu einem Aufenthalte in Italien. Von dort zurückgekehrt, nahm er nach dem inzwischen erfolgten Tode seines Vaters (1808) seinen Aufenthalt in seiner Geburtsstadt Breslau und begründete dort seinen Ruf als Architekt mit dem Gesellschaftshause der Kaufmannschaft, der Elftausend-Jungfrauenkirche in der Odervorstadt, einem Schloß für den Prinzen Biron zu Wartenberg, der Kapelle auf dem heiligen Berge zu Oßwitz, der Freimaurerloge in der Antonienstraße, einer Anzahl bürgerlicher Wohnhäuser und Villen für die Umgegend Breslaus und in der Provinz Schlesien. Er entwarf den architektonischen Theil und leitete die Aufstellung des Blücher-Monumentes, infolge dessen er am 21. Mai 1819 zum Königl. Baurath ernannt wurde. Im J. 1834—36 wurde ihm der Bau des Palais für den Prinzen Wilhelm, nachmaligen Kaiser von Deutschland, zu Berlin übertragen, welchen Bau er ohne Ueberschreitung der festgesetzten Bausumme (300,000 Thaler) zur höchsten Zufriedenheit ausführte. Von da an in Berlin bleibend, erhielt er nach Kramer's Tode die Stelle als Theaterarchitekt am Opernhause und es gelang ihm, seinen Plan für die Neugestaltung desselben nach dem 1843 erfolgten Brande wenigstens theilweise zur Ausführung zu bringen. Damit war sein Weltruf als Theaterarchitekt begründet, sodaß er neben Semper als derjenige, der die Bedeutung der Aufgabe am besten erkannte, anzusehen ist und in der Folge als erster Praktiker Deutschlands auf diesem Gebiete galt. Von da an datiren seine Theaterbauten zu Stettin, Liegnitz, dasjenige des inzwischen abgebrannten Theaters zu Dessau; eine seiner großartigsten Bauten war der Entwurf zum berliner Victoriatheater, von welchem jedoch bei der durch andere Architekten ersetzten Ausführung 1859 abgewichen wurde. Von größeren Theatern ist das 1842 vollendete Stadttheater zu Breslau, an Stelle des abgebrannten, von seinem Vater errichteten Theaters, zu nennen, welches indeß 1865 ebenfalls abbrannte und zu dessen Erneuerung er Skizzen anfertigte, sowie das als seine reichste Schöpfung zu betrachtende Leipziger Stadttheater, vollendet 1868. — Sein 1810 erschienenes Werk über die Akustik und Katakustik von Theaterräumen gilt heute noch als beste Quelle für einschlagende Fragen. — Er erreichte, nachdem er am 5. Jan. 1867 sein 70jähriges Dienstjubiläum feiern konnte, das seltene Alter von 86 Jahren und starb als Oberbaurath zu Berlin am 22. Nov. 1869.

(*A. Gottschaldt.*)

LANGHEIM. Das ehemalige Cistercienser-Kloster Langheim war eins der reichsten Klöster Frankens. Die Güterschenkungen der bambergischen Ministerialen, der Gebrüder Hermann, Gundlach und Wolfram gaben den Boden, in welchen 1132 Bischof Otto I. von Bamberg den Grundstein zu dem nachmals so berühmten Kloster legte, und selbst durch reiche Güterschenkungen zu Langheim und Trieb den Grundbesitz des neuen Klosters ansehnlich vermehrte. Schon 1141 finden sich dort einige Religiosen des Klosters Ebrach unter ihrem ersten Abte Adam; aber erst 1154 waren alle Gebäulichkeiten vollendet und wurden vom Bischofe Eberhard zu Bamberg eingeweiht. Der Besitz des Klosters dehnte sich immer weiter aus; die Herzoge von Meran, die Grafen von Henneberg, von Orlamünde, von Wildberg, von Truhendingen und viele andere Geistliche und Weltliche mehrten denselben. Eine Menge päpstlicher Gnadenbriefe und Bestätigungsbullen, kaiserliche und königliche Privilegien hoben das Ansehen von Langheim, machten dieses Kloster berühmt, aber auch beneidet, zumeist von den Bischöfen von Bamberg, welche sich die gewaltsamsten Eingriffe in die Gerechtsamen desselben erlaubten und sich demselben als Schutzherren aufdrängen wollten. Mit dem 14. Jahrh. war der Höhepunkt des Klosters überschritten; Unglück, Brand und Verheerung suchten es heim. So wurden 1429 alle Gebäulichkeiten desselben von den Hussiten zerstört, weil der langheimische Abt Nikolaus II. auf dem Concilium zu Konstanz für den Tod des Johannes Huß und des Hieronymus von Prag seine Stimme abgegeben hatte; 1525 suchten es die aufrührerischen Bauern mit Raub und Mord heim. Im J. 1600 mußte Langheim die Oberherrlichkeit der Fürstbischöfe von Bamberg anerkennen. Nach Wiederersteh̃ung des Klosters aus dem Schutte und dessen Umbau 1734—51 wurde dasselbe 1802 wiederum zum größten Theil vom Feuer zerstört. Als 1803 auch über Langheim die Säcularisation ausgesprochen wurde, vertilgte alsbald blinde

Zerstörungswuth und Gewinnsucht dessen letzte Spuren. Eine reiche, leider verbrannte Bibliothek und eine schöne Naturaliensammlung hatte dasselbe besessen, und die jährlichen Einkünfte des Klosters sollen sich auf 129,000 Fl. belaufen haben. Jetzt ist Langheim nur noch ein zu Mistelfeld gepfarrtes Dorf mit einer Kapelle.

(*F. Moesch.*)

LANGIEWICZ (Maryan), polnischer Insurgentenführer. Zu Krotoschin im Posenschen am 5. Aug. 1827 geboren, wurde Langiewicz von einem strenggläubigen katholischen Geistlichen erzogen, classisch gebildet und erlernte außer polnisch die deutsche, französische, englische und italienische Sprache. Auf der Universität Breslau, der er seit 1848 angehörte, studirte er vornehmlich Mathematik, dann wurde er Hauslehrer bei mehreren Gutsbesitzern. Zur Ableistung seiner Dienstpflicht als Unterthan trat er in die preußische Gardeartillerie und zeichnete sich durch Tüchtigkeit, Pflichttreue und Mannszucht aus. Er unternahm hierauf größere Reisen, zumal in Italien, wo er vorübergehend an der polnischen Militärschule in Genua lehrte, nahm nicht, wie irrig behauptet wird, an Garibaldi's sicilianischer Expedition theil und lebte in Frankreich militärischen Studien, als ihn die Nachricht von den russischen Aushebungsbefehlen in Polen und dem ihnen folgenden Guerrillakriege ereilte. Sofort erschien Langiewicz 1863 in Polen, obgleich er den Kampf mit Rußland für verfrüht ansah. Allein, durchaus unbekannt kam er, um sich ein Feld der Thätigkeit zu suchen, sammelte Freiwillige um sich und schlug zuerst bei Wonchok sein Lager auf; da er diese Positionen nach dem Gefechte vom 4. Febr. aufgeben mußte, zog er sich in die Heilig-Kreuz-Berge zurück, wo er seine Leute wacker übte und sich aus fast nichts Truppen schuf. Auch hier von den Russen angegriffen, schlug er einen starken Heerhaufen, hob dann sein Lager auf und durchstreifte, unterwegs Zuzug erhaltend, das Palatinat Sandomir nach allen Richtungen; überall machte er den Russen zu schaffen und kein polnischer Insurgentenführer zeigte eine solche Thatkraft, Gewandtheit und Verwegenheit, keinen auch schien das Glück derart zu begünstigen. Ohne ein Heer zu besitzen, befehligte Langiewicz disciplinirte Scharen, Compagnien von Sensenmännern und selbst ein Zuavenbataillon unter dem Franzosen Rochebrun; bald hier bald da in Polen tauchten diese Scharen auf, bei denen die Sense und die Sichel den Mangel an Gewehren ersetzen mußten; die Bauern nahmen sie auf, ernährten, verbargen sie und pflegten die Verwundeten. Je mehr die Insurrection um sich griff, desto erbitterter kämpften die Russen, desto schärfere Maßregeln verhing die erboste kaiserliche Regierung; die russischen Truppen hausten furchtbar im unglücklichen Polen. Das Centralcomité leitete die Insurrection, revolutionäre Municipalitäten unter anonymen Häuptern unterstützten es; an die Spitze aller Banden trat als Dictator Ludwig Mierosławski, aber die Russen schlugen ihn wiederholt und nach seiner Niederlage bei Radziejewo am 23. Febr. war er genöthigt, Polen zu verlassen. Die Insurgenten warfen nun ihr Auge auf den glänzendsten und glücklichsten Bandenführer, auf Langiewicz; dieser erklärte sich am 10. März 1863 zum Dictator von Polen, wogegen zwar Mierosławski am 11. protestirte, was hingegen das Centralcomité genehmigte; am 12. wurde er in Sloschowha als Dictator proclamirt und ernannte eine Civilregierung. Er war der unbestrittene Herr des Tages, alle Welt strömte in sein Lager, die Frauen Krakaus sandten ihm Schabracken und andere Geschenke, sein Bild wurde Modeartikel. Zahlreich erschienen bei ihm die Stutzer Krakaus, vornehmes und gemeines Gesindel, um in seinem Stabe Aufnahme zu finden oder Stellen für Verwandte zu erbetteln, und er hatte die größte Mühe, sich der Zudringlichen zu erwehren, während seine Feinde und Neider bei seinen Truppen wühlten und ihn als Verräther anzuschwärzen suchten. Die Russen concentrirten ihre Macht in Polen gegen den neuen Dictator; gelang es ihnen, ihn zu vernichten, so war dies der Todesstreich für die ganze Rebellion. Niemand hing treuer und ergebener an der Sache Polens als Langiewicz, in dem die Besten seiner Nation ihre einzige Capacität erblickten; mit ihm allein schienen sie zu einem günstigen Resultate gelangen zu können. Auf das kräftigste kämpfte der Dictator mit der unmöglichen Situation, in die er gestellt worden war, bis er unterlag. Die concentrirten russischen Truppen griffen ihn an, er schlug sich heldenhaft vom 17. bis 19. März, wurde aber immer enger um schlossen und zertheilte schließlich sein Heer, damit es leichter den Kampf gegen die Russen, wo es nützlich scheine, fortsetzen könne. Er selbst verließ mit Fräulein Pustowójtow, die einem seiner Generale als Adjutant beigegeben war, am 19. März das Lager, um auf galizischen Boden und vielleicht nach Sandomir zu gelangen, wurde aber an diesem Tage von österreichischen Behörden in Tarnow erkannt und internirt. Während am 27. die geheime Nationalregierung in Warschau die alleinige Leitung der Insurrection wieder übernahm und jede fernere Dictatur zum Hochverrath stempelte, wurde Langiewicz auf dem Schlosse in Krakau in Haft gesetzt, Ende April aber nach der Festung Josephstadt in Böhmen übergeführt. Hier stand er unter der Aufsicht des Platzmajors und der Bewachung von sechs im Dienste wechselnden Offizieren, hatte die Erlaubniß, spazieren zu gehen, zu lesen und zu schreiben, correspondirte fleißig, natürlich unter Controle und ging mit besonderer Vorliebe zur Musik, wohin ihn ein Offizier begleitete. Vgl. J. F. v. Erlach, »Die Kriegführung der Polen im Jahre 1863. Nach eigenen Beobachtungen von März bis August an Ort und Stelle gesammelt« (Darmstadt und Leipzig 1866).

Ende Februar 1865 erhielt der Exdictator seine Freiheit wieder und ging nach Grenchen im Canton Solothurn. Von hier begab er sich in die Türkei, wo er mit einem Griechen Finanzgeschäfte betrieb; er diente einige Zeit im Heere, arbeitete in Konstantinopel gegen Rußland, lehnte aber beharrlich den Anschluß an die sich 1877 bildende Fremdenlegion daselbst ab, in die viele Polen eintraten, und hütete sich, offen Politik zu treiben. Er gewann eine geachtete Stellung, beschäftigte sich mit Pferde-

zucht und war in Krupp's Diensten, hielt sich aller Agitation fern und starb in Konstantinopel am 10. Mai 1887.

Vgl. Karl Blind, «General Langiewicz and the last Polish rising» in «The Fortnightly Review» (London, Juli 1887). *(Arthur Kleinschmidt.)*

LANGNAU heißen drei Dörfer in der Schweiz.

Langnau im Emmenthale, der Hauptort des Amtsbezirkes Signau, im Canton Bern, liegt 684 Met. über dem Meere, 25 Kilom. östlich von Bern auf dem rechten Ufer der Ilfis, die sich 3 Kilom. unterhalb des Dorfes in die Emme ergießt, am Fuße des Hochgrats (881 Met.), eines südwestlichen Ausläufers der Napf-Gruppe, besitzt eine 1672 erbaute Kirche, auf deren Friedhofe ein Denkmal an die 1847 im Sonderbundskriege gefallenen Berner erinnert, eine 1519 errichtete Markthalle, eine Secundärschule, mehrere Gasthöfe und Fabriken und zahlreiche stattliche, villenartige Privathäuser und zählt als Gemeinde (1880) 7191 meist reformirte Einwohner, deren Haupterwerbsquellen der Ackerbau, die Alpenwirthschaft, die Leinwand- und die Tuchfabrikation sind. Mittelpunkt und Stapelplatz des emmenthalischen Käse-, Holz- und Leinwandhandels und Knotenpunkt der Bahnlinien Bern-Luzern und Langnau-Burgdorf-Solothurn besitzt der Ort einen sehr lebhaften Handelsverkehr (6 Jahrmärkte) und ist, wie der größte und ansehnlichste Ort des Emmenthals, so auch eines der schönsten und wohlhabendsten Dörfer des ganzen Cantons Bern.

Schon 850 urkundlich erwähnt, stand Langnau mit seiner Umgebung während des späteren Mittelalters unter kyburgischer und habsburgischer Herrschaft, zum Theil auch unter derjenigen der Benedictinerabtei Trub, von der die Freiherren von Spitzenberg die gleichnamige Burg bei Langnau zu Lehen trugen. In den Fehden zwischen Bern und Kyburg-Habsburg wurde 1340 Langnau und 1386 die Burg Spitzenberg zerstört und Langnau fiel an Bern, welches dasselbe 1408 der Landvogtei Trachselwald einverleibte. Am Bauernkriege gegen die Herrschaft der Städte nahm Langnau, wo sich 1653 die Landgemeinde der emmenthaler Bauern versammelte, lebhaften Antheil, den es nach Unterdrückung des Aufstandes schwer büßen mußte. Während der Helvetischen Republik war Langnau 1798—1802 der Hauptort des Districtes Ober-Emmenthal, aus welchem 1803 der Bezirk Signau mit Langnau als Amtssitz gebildet wurde. Vgl. Imobersteg, «Das Emmenthal nach Geschichte, Land und Leuten» (Bern 1876).

Langnau am Albis, im Bezirke Horgen des Cantons Zürich, liegt 545 Met. über dem Meere, 9 Kilom. südlich von Zürich, am Ostfuße des Albis auf dem linken Ufer der Sihl und zählt (1880) 1432 meist reformirte Einwohner, deren Erwerbsquellen neben Feld- und Weinbau und Viehzucht hauptsächlich die Baumwollen- und die Seidenindustrie sind.

Das luzernische **Langnau**, 467 Met. über dem Meere, 33 Kilom. nordwestlich von Luzern, im Bezirke Willisau, am Fuße des Buchberges, auf der linken Seite des Wiggerthales gelegen, ist ein Bauerndorf mit 925 meist katholischen Einwohnern. *(A. Wäber.)*

Langobarden, s. Longobarden.

LANGRES, feste Hauptstadt des 10 Cantone und 210 Gemeinden mit 95,100 Einwohnern umfassenden Arrondissement Langres des französischen Departements Haute-Marne, an der Marne, 475 Met. über dem Meere, auf einer Höhe des bis 600 Met. sich erhebenden eisenreichen Plateau von Langres, Station der Französischen Ostbahn, gut gebauter Ort mit mittelalterlichen Mauern, dessen Festungswerke, insbesondere die Citadelle, seit 1842 und neuerdings wieder, erheblich verstärkt worden sind, ist Bischofssitz, hat einen Gerichtshof erster Instanz, eine schöne Kathedrale (aus dem 12. Jahrh.), ein Communal-Collège, ein theologisches Seminar, eine öffentliche Bibliothek, Gemälde- und Antikenmuseum, Naturaliencabinet, historische und archäologische Gesellschaft, zwei Hospitäler und schöne Promenaden. Die Stadt zählt 11,000 Einwohner, welche Fabriken von chemischen Waaren, berühmten Messerschmiedewaaren, auch Lederfabriken, Bierbrauereien u. s. w. unterhalten und lebhaften Handel mit diesen Erzeugnissen treiben.

Langres ist das alte Andomatunum, die Hauptstadt der gallischen Lingonen, zur Römerzeit ein blühender Ort. Zu Anfang des 4. Jahrh. erlitten hier die Alemannen durch die Römer eine Niederlage; im J. 407 wurde es von den Vandalen, 451 von Attila erobert und in Asche gelegt, später kam es an Burgund, ward Hauptort einer selbständigen Grafschaft und erhielt 1153 eine Verfassung. Im J. 1179 wurden die Bischöfe durch Herzog Hugo III. von Burgund Besitzer und Herzöge von Langres. Im J. 1362 wurde die Stadt gegen die Engländer befestigt. Im 16. Jahrh. erklärte sich Langres gegen die Ligue. Im J. 1814 ward es von den Alliirten besetzt. Bei Langres fand am 16. Dec. 1870 siegreiches Gefecht einer preußischen Brigade unter von der Goltz gegen die Franzosen statt. *(A. Schroot.)*

LANGUARD (Piz), ein Gipfel der südlichen Graubündner- oder Rhätischen Alpen, erhebt sich 4 Kilom. östlich von dem Dorfe Pontresina (1878 Met.) im Oberengadin dem Bernina-Massiv gegenüber zu 3266 Met. Höhe über dem Meere. Aus Gneis und grauem Schiefer bestehend, bildet der Berg einen von Nordwesten nach Südosten verlaufenden felsigen Kamm, aus dessen Mitte der oberste Gipfel als schlanker Kegel aufragt. Nach Nordosten gegen Val Prünas hängen von demselben 3 kleine, durch Felsgräte voneinander geschiedene Gletscher herunter; nach Südwesten gegen Val Languard fällt er mit steilen Wänden, Geröllhalden und Rasenhängen ab. Die oberste Spitze, die durch ein Kreuz und eine eiserne Fahnenstange bezeichnet ist und Raum für 20—25 Personen gewährt, bietet eine weite Rundsicht über die Alpen von der Ortlergruppe im Osten bis zum Monte-Rosa und Montblanc im Westen, von den nahen Firn- und Felshäuptern des Bernina-Massivs im Süden bis zum Tödi, den Churfirsten und dem Sentis, die hinter dem Berggewirr der nördlichen Rhätischen Alpen hervorragen. Dieses unermeßlichen Panoramas wegen, dem der Berg auch seinen Namen verdanken soll, wird der Piz Languard sehr häufig bestiegen. Ein bequemer Reitweg führt von

Pontresina östlich durch Val Languard bis zum Fuß des obersten Kegels, zu dessen Spitze ein Fußpfad über Felsen und Geröll im Zickzack aufsteigt. Die Besteigung, welche ebenso leicht wie lohnend ist, erfordert 3—4 Stunden. Vgl. Lechner, «Piz Languard» (Leipzig 1858).

(*A. Wäber.*)

LANGUEDOC, im Mittelalter Provinz in Frankreich. Languedoc war eine der reichsten und größten Provinzen des alten Frankreich, im Norden begrenzt von einem Theile der Auvergne, von Quercy und Rouergue, im Süden durch Foix, Roussillon und das Mittelmeer, im Osten fast vierzig Meilen lang durch den Rhône-Fluß, im Westen von Armagnac und der Garonne; es umfaßte 90 Meilen von Südwesten bei Valentine bis Nordwesten bei Annonay. Von Kelten bewohnt, wurde es von den Römern erobert, gehörte zu Gallia Braccata oder Narbonensis, später zu Septimania; als die Gothen seit Athaulf hierhin vordrangen, erhielt das eroberte Land den Namen Gothia, wurde aber oft noch als Septimania bezeichnet. Seit Chlodwig drangen die Franken erobernd vor und stritten mit den Westgothen um den Besitz dieser Gebiete. Nach dem Tode Chlotar's I. im November 561 fiel der größere Theil an Siegebert, König von Austrasien, das Land Toulouse aber und Albigeois an Charibert, König von Neustrien, bald darauf an Chilperich I. Fortwährend gab es Gebietsveränderungen, wie sie der stete Bruderkrieg der Merowinger hervorrief; Toulouse wurde die Hauptstadt des fränkischen Theils von Septimanien, das zum Theil gothisch geblieben war. Seit 719 setzten sich die Sarazenen in Septimanien fest, kämpften mit dem Herzoge von Aquitanien und mit Karl Martell; Pipin der Kleine aber riß ganz Septimanien und Aquitanien 768 an die fränkische Krone. Als er in diesem Jahre starb, fiel Septimanien (Gothien) an seinen jüngeren Sohn Karlmann, nach dessen Tode aber 771 an Karl den Großen, der es 781 zum Königreich Aquitanien für seinen Thronfolger Ludwig I. schlug. Bei der Theilung Ludwig's im Juli 817 fielen das Toulouser Land und die Grafschaft Carcassonne an seinen Sohn Pipin, das Herzogthum Septimanien oder Markgrafthum Gothien an dessen älteren Bruder Lothar. Mit Catalonien und Roussillon vereinigt, führte Septimanien (Gothien) bis 865 den Namen der Spanischen Mark. Die Zwistigkeiten der Söhne Ludwig's des Frommen verheerten das Land, in dem alle Ordnung zerstört wurde, und nun brachen in diese Anarchie die Normannen herein, verwüsteten Toulouse und Narbonne. Im J. 865 wurde Catalonien von der Markgrafschaft Gothien getrennt und in letzterem Lande (Septimanien) begann wie überall das Feudalwesen, seit Juni 877 die Erblichkeit der Lehen; es entstanden die Markgrafschaften Gothien und Toulouse, in denen Marquis, Grafen und Vicomtes auftraten. Die Bevölkerung bildeten Franken, Gothen und Gallo-Römer, sowie Juden, alle nach eigenen Gesetzen lebend; später verschmolzen sie sich in eine Nation, in der das römische Recht überwog. Aus den drei Sprachen, die um die Herrschaft rangen, ging eine neue hervor, in der das römische Element ebenfalls überwog, die Lingua Occitana, von der die Gebiete den poetischen Namen Occitanien erhielten; später nannte man sie meist romanische oder provençalische Sprache und ihre Corruption das Patois von Languedoc, welches wieder an dreißig Idiome in sich barg. In dieser Lingua Occitana wurde das oui oc ausgesprochen, im Norden der Loire hingegen oil und darum theilte man Frankreich in die Lande der Langue d'oc und in die der Langue d'oil, aber erst im 14. Jahrh. nahm eine Provinz den Namen Languedoc an. Im J. 918 ging der Titel eines Markgrafen von Gothien auf die Grafen von Rouergue, eine jüngere Linie der Grafen von Toulouse, über, die ihn bis zum Aussterben 1065 führten; ihre Erben, die Grafen von Toulouse und von Saint-Gilles, ließen ihn fallen. Seit der Zurückwerfung der Ungarn 924 war die Geschichte Septimaniens die dieses mächtigen Grafenhauses, welches im Süden etwa die Rolle spielte, welche die Capetinger im Norden Frankreichs übernahmen. Es absorbirte die Mehrzahl der großen Lehen, mit denen es in Contact gerieth, besaß die Grafschaft Toulouse, das Herzogthum Narbonne, Quercy, Rouergue, Agenois, Albigeois, das Vicomté Nimes und die Grafschaft Venaissin, sowie die Suzeränetät über die Vicomtés Béziers und Carcassonne, die Grafschaft Foix und die Herrschaft Montpellier. Trotzdem waren die Grafen nach außen hin ohne großes Ansehen und beugten sich demüthig der Souveränetät der Capetinger, dabei aber wahrten sich die Städte und Gemeinwesen große Freiheiten ihnen gegenüber und ihre Autorität war stetig bestritten. Während des ganzen 13. Jahrh. wünschten die Patrioten dieser Gegenden die Vereinigung des Languedoc nicht mit Frankreich, sondern mit Aragonien. Religiöse Wirren kamen zu den politischen Misständen, die Albigenser traten auf und wurden von Rom bis aufs Blut bekämpft; Innocenz III. wüthete mit Feuer, Schwert und Predigt gegen sie und ihren Beschützer, den Grafen Raimund VI. von Toulouse; infolge des Kreuzzuges, der gegen ihn unternommen wurde, verlor Raimund seine Lande, die dem nichtswürdigen Grafen Simon von Montfort zufielen. Doch blieben die Unterthanen theilweise dem alten Dynastengeschlechte treu, es kam zum Krieg zwischen Raimund VII. und Amaury von Montfort, letzterer verlor allmählich fast alles, der König von Frankreich mischte sich in den Krieg ein, aber am 14. Mai 1222 schlug Philipp II. August Amaury's Anerbieten der Abtretung des Languedoc aus. Nach weiteren Erfahrungen erneuerte Amaury im Februar 1224 sein Anerbieten bei Ludwig VIII. und dieser ging darauf ein, während der Papst ihm in den Weg treten und ihm das Languedoc entziehen wollte. Am 28. Jan. 1226 übertrug in Paris der Cardinal von Saint-Angeli alle Domänen des excommunicirten Raimund VII. von Toulouse auf die Krone Frankreich; Ludwig zog an der Spitze eines Heeres aus, alle Städte unterwarfen sich, nur Avignon widerstand bis zum 12. Sept., wo es fiel und schwer gezüchtigt ward, und Toulouse hielt an Raimund VII. fest. Nach dem Tode des Königs dauerte der Krieg fort, bis es die Regentin Blanca für gerathen

hielt, sich im Namen ihres minorennen Sohnes, Ludwig IX., mit Raimund VII. zu vergleichen. Am 12. April 1229 kam der Vertrag von Meaux zwischen Ludwig IX. und Raimund zu Stande: Ludwig vereinigte die Lande Raimund's diesseits der Rhône, das Herzogthum Narbonne; die Grafschaften Narbonne, Agde, Nimes, Maguelone, Uzès, Viviers und Gevaudan mit dem Königreiche Frankreich; die übrigen Besitzungen Raimund's kamen 1249 durch Heirath an Ludwig's Bruder Alphonse und mit seinem Tode 1271 an König Philipp III. (Toulouse, Quercy, Rouergue, Agénois, das Marquisat Provence, Poitou, Auvergne, Aunis und ein Theil von Angoumois und Saintonge). Man verstand in jenen Zeiten unter Languedoc nicht nur die Provinz, welche bis Ende des 18. Jahrh. so genannt wurde; im 12. und Anfang des 13. Jahrh. gehörte ein Theil des späteren Languedoc zur Provence; Languedoc hießen das spätere Languedoc und ein Theil von Guyenne. Seit 1229 führte Blanca überall in den neuen Erwerbungen die Inquisition ein, mit eiserner Härte wurden die Albigenser verfolgt, die Canones des Lateranischen Concils von 1215 in Anwendung gebracht, und das Languedoc, wie sich die Abtretungen Raimund's allmählich betitelten, litt furchtbar unter der vom Staate unterstützten Tyrannei des Papstthums.

Ludwig IX. schuf aus den Abtretungen von 1229 die Sénéchausséen Beaucaire und Carcassonne, denen Philipp III. die von Toulouse, Provence, Rouergue und Quercy hinzufügte. Früh hatte Languedoc seine Ständeversammlung, seit 1114 auch vom dritten Stande beschickt. Languedoc wurde stets als eine besondere Nation betrachtet, deren Generalstände seit 1303 abgesondert von denen der Langue d'oil tagten; es war ein Pays d'Etat, hatte ein Parlament in Toulouse, einen Oberrechnungs- und Oberfteuerhof in Montpellier, nach welcher Stadt Aragonien lange lüstern war, wurde in Ober- und Nieder-Languedoc mit den Hauptstädten Toulouse und Montpellier getheilt und zählte 23 Diöcesen. Seit Richelieu wurde Languedoc durch Intendanten verwaltet, seit Ludwig XIV. zerfiel es in drei Generallieutenances (Statthaltereien): Ober-Languedoc; Nieder-Languedoc; Cevennen, Velay und Gevaudan.

Schufen die Könige neue Auflagen, so erkauften sich die Stände des Languedoc um viel Geld das Recht, sie durch einen Agenten erheben zu lassen; damit nicht reiche Mitbürger das Recht erkauften, im Languedoc die Verwaltung zu führen, kaufte das Languedoc der Krone die Aemter ab, wozu es z. B. 1773 mehr als 4 Millionen Frs. anlieh; die Städte wählten ihre Beamten frei und auf kurze Amtszeit. Oft lieh die Krone auf den guten Namen des Languedoc, einer der blühendsten Provinzen, Gelder an; allmählich beliefen sich diese auf Garantie der Provinz erlangten Summen bis 1789 auf 73,200,000 Frs. Auf öffentliche Arbeiten verwendete Languedoc jährlich über 2 Millionen, nirgends gab es bessere Straßen und weniger Armuth, nirgends in Frankreich gab es ein Unternehmen wie den Kanal des Languedoc, der zwei Meere miteinander verband. Die Stände des Languedoc wurden das Vorbild der Reichsstände von 1789; sie bestanden aus 23 Adeligen, 23 Geistlichen und 46 städtischen Deputirten, beriethen nicht nach Ständen, sondern nach Köpfen und besaßen in den drei juristisch gebildeten bürgerlichen Generalsyndicis die Führer der gesammten Geschäfte.

Die Constituirende Nationalversammlung zerschlug 1789 das Languedoc in 8 Departements: Haute-Garonne, Tarn, Aude, Hérault, Gard, Ardèche, Haute-Loire und Lozère; einige Theile wurden an die Departements Pyrénées Orientales und Tarn-et-Garonne überlassen. Die Diöcesen schmolzen auf 7 (Toulouse, Albi, Carcassonne, Montpellier, Nimes, Mende und Puy) zusammen, zu denen später Viviers kam.

Vgl. «Histoire générale de Languedoc, avec des notes et les pièces justificatives», par Dom Cl. Devic et Dom J. Vaissete, Religieux Bénédictins de la Congrégation de Saint-Maur (14 Bde., Toulouse 1875—1876); Bastie, «Le Languedoc» (Paris 1876); H. Martin, «Histoire de France depuis les temps les plus reculés jusqu'en 1789» (4. Aufl., Paris 1865 fg.); A. Guilbert, «Histoire des villes de France avec une introduction générale pour chaque province» (Bd. 6, Paris 1848); Boutaric, «Saint-Louis et Alfonse de Poitiers» (Paris 1870). *(Arthur Kleinschmidt.)*

LANGUET (Hubert), auch Hubertus Burgundus genannt. Einer adeligen Familie Burgunds 1518 zu Vitteaux als zweiter Sohn Germain Languet's, des Gouverneurs des Schlosses zu Vitteaux, und der Jeanne Dévoyo entsprossen, zeigte Languet früh treffliche Begabung und sprach, kaum 10 Jahre alt, das Lateinische mit Leichtigkeit, wie er die griechischen Tragiker vom Blatte weg übersetzen konnte; sein Lehrer, der tüchtige Jean Perelle, durfte auf seine Leistungen in den alten Sprachen nicht wenig stolz sein, als ihn Languet 1536 verließ, um in Poitiers die Rechte zu studiren. Nach dreijährigem fruchtbringenden Studium kehrte der Jüngling heim, aber die ihm innewohnende Reiselust trieb ihn bald in die Weite; sein lebhafter Sinn strebte nach neuen Eindrücken, er wollte die Welt sehen und die Menschen kennen lernen, sein Urtheil und sein Wissen erweitern. Seit 1543 finden wir ihn auf Reisen in Frankreich, England, Deutschland, Italien und Spanien; stets suchte er die Gesellschaft der Gelehrten und arbeitete in den Bibliotheken, was ihm die vielseitigsten Kenntnisse verschaffte. Im J. 1545 weilte er am Hofe der gefeierten Herzogin Renata in Ferrara, wo so mancher um der Religion willen verfolgte Franzose ein Asyl fand; in Padua studirte er ein Jahr und erlangte 1548 den Doctorhut; in Venedig und Padua sah er die einzigen Städte Italiens, die von der antiken Einfachheit nicht abgewichen seien. Languet las ungeheuer viel und ohne Auswahl; allmählich bemerkte er, daß sein Kopf und noch mehr sein Herz voll Zweifel und Verwirrung wurden und besonders in Fragen der Religion Ungewißheit, Anfechtungen und Bedenken aller Art über ihn kamen; die Bitterkeit, mit der die römische und evangelische Kirche

sich in ihren Pamphleten und Streitschriften bekämpften, beleidigte sein feines Gefühl. Aus dem Labyrinthe, in dem er keinen Ausweg wußte, befreite ihn ein Buch, welches zum Ariadne Faden wurde; ein Deutscher lieh ihm in Bologna 1547 Melanchthon's «Loci communes rerum theologicarum» und er las die Schrift vier- bis fünfmal in einem Jahre, obwol ihm neue Reisen neue Eindrücke zuführten; sie machte auf ihn einen entscheidenden Eindruck, klärte ihn über vieles Zweifelhafte auf, konnte ihm aber keine rechte Klarheit über die Abendmahlsfrage verschaffen, weshalb sich Languet entschied, zu Melanchthon zu reisen und nähere Auskunft von ihm zu erbitten. Die scheußliche Behandlung der Waldenser von Merindole und Cabrières durch die französische Regierung, die Verwüstung ihres blühenden Landes, die Abschlachtung von über 3000 Opfern empörten ihn, und er glaubte sich bei seiner Hinneigung zum Protestantismus in der Heimat gefährdet; sobald es darum die Wirren in Deutschland zuließen, begab er sich 1549 nach Wittenberg. Melanchthon nahm den Wißbegierigen liebreich auf und ebenso freundlich erwies sich ihm Joachim Camerarius der Vater; beide bezeugten ihm unbedingtes Vertrauen und innige Freundschaft. Entzückt sprach Melanchthon von seinem soliden Verstande, von seiner Bildung, seinen edlen Sitten und dem Reize seiner Unterhaltung, und Camerarius meinte, nie jemand gesehen zu haben, der sich so sicher, so anmuthig, weise und klar wie Languet auszudrücken verstand, ein solches Gedächtniß für Personen, Dinge und Daten besaß, ohne sie je zu verwechseln, so scharfsinnig den Charakter der Menschen ergründen und ihre geheimsten Neigungen errathen konnte, wie dies später seine diplomatischen Berichte bekunden sollten. Languet's Wahrheitsliebe, offene Redlichkeit und aufopfernde Hingebung an das für Recht Erkannte mußten für ihn sprechen. Languet ehrte den Praeceptor Germaniae wie einen Vater, dieser liebte ihn wie einen Sohn, gleiche Geschmacksrichtung und gleichartige Meinungen ketteten sie immer enger aneinander, bisweilen reisten sie auch zusammen; auch mit Melanchthon's Schwiegersohne, dem Professor Kaspar Peucer, trat Languet in intime Beziehungen. Melanchthon zu Liebe schlug Languet seinen Sitz in Wittenberg dauernd auf und machte von hier aus seine Reisen, auf die er meist Empfehlungsbriefe des großen Freundes an Gelehrte mitnahm. 63 Briefe Languet's von 1554—1574 an Joachim Camerarius den Vater und 40 von 1554—1579 an Joachim Camerarius den Sohn gab Ludwig Camerarius, der Enkel, heraus (Groningen 1646; Leipzig und Frankfurt 1685). Im J. 1551 zog es Languet nach dem Norden; er kam nach Königsberg, wo er ein Empfehlungsschreiben Melanchthon's dem Professor Placotonus abgab, machte einen Ausflug nach Stockholm, konnte aber zu seinem Kummer König Gustav nicht sehen. Ueber Breslau, wo er die Bekanntschaft des Melanchthon befreundeten Physikus Johann Crato von Craffthein machte, ging er 1553 nach Wien, 1554 besuchte er Augsburg, wo ihn Melanchthon dem Bürgermeister J. B. Heintzel aufs wärmste empfahl, und wurde mit Kaspar von Nidbrack und Xystus Betulejus, dem hochgelehrten Rector der Schule zu St.-Anna, genau bekannt, welchen letzteren der Tod bald abrief. Im Sommer 1555 trat er eine Reise an, um die bedeutendsten Bibliotheken Frankreichs und Italiens zu besuchen und gelehrte Bekanntschaften anzuknüpfen; Melanchthon versah ihn mit einem allgemeinen Empfehlungsbriefe vom 1. Juni und empfahl ihn gleichzeitig besonders dem in Rom lebenden Cardinale Jean du Bellay; dieser nahm ihn huldvoll auf, bei ihm sah er die Weisen und Künstler der Ewigen Stadt, z. B. Tizian, der ihn malte, und seiner Vermittelung verdankte er viel Förderung seiner Studien. Um große und bleibende Eindrücke bereichert, ging Languet von Italien nach Frankreich; am Hofe fand er um so leichter Zutritt, als sein älterer Bruder Claude, Herr des Combes du Chalot, erster Kämmerer Katharina's von Medici war. Mit lebhaftem Interesse sah er die Wirren, die Hof und Reich zerrissen, studirte die Parteien und ihre Führer, ihre verschiedenen Tendenzen und Neigungen, und reiste nach Brüssel, von wo er am 21. Juli 1556 wieder in Wittenberg eintraf, um schon am 29. Aug. abermals nach Brüssel zu gehen, mit einem Empfehlungsschreiben Melanchthon's an den französischen Gesandten d'Aubespine versehen. Nach Wittenberg heimgekehrt, blieb er hier von Frühjahr bis Sommer 1557. Hierauf trat er seine längst projectirte Reise in den Norden an, wurde von Gustav I. von Schweden, seinen Söhnen Erich und Johann voll Huld aufgenommen und gewann ihr Vertrauen derart, daß sie ihn über alles um Rath fragten. Er bereiste Finland, Karelien, Ingermanland, Livland und Lappland nach allen Richtungen, machte hierüber interessante Aufzeichnungen und scheute vor keinen Strapazen oder Gefahren zurück; wie viele erleuchtete Zeitgenossen glaubte er an Magie und Teufelei und sein Glaube an die sogenannten Werwölfe wuchs durch die livischen Legenden noch mehr. Diese Reise hinterließ in Languet die angenehmsten Eindrücke, er sah auf sie besonders gern zurück. In Gripsholm sah er den Monarchen wieder, der ihn am liebsten in seine Dienste genommen hätte; Gustav bot ihm zwei gutequipirte Schiffe und tüchtige Matrosen an, um auf Kosten der Krone eine Entdeckungsreise zu unternehmen; er hoffte, durch das Nordmeer ließe sich ein Weg nach Ostindien finden; Languet aber lehnte den Antrag ab, da es ihn nach civilisirten und nicht nach barbarischen Gegenden hinziehe. Gustav wünschte geschickte Arbeiter und Künstler jeder Art nach Schweden zu ziehen und beauftragte Languet am 9. Sept. durch eigenhändige Vollmacht, in Frankreich solche für ihn anzuwerben. Melanchthon rief ihn jetzt zu sich nach Worms, wo er mit den hervorragendsten Verfechtern der Reformation in näheren Contact kam und dem geliebten Freunde die besten Dienste bei dem Religionsgespräche leistete. Nachdem er bereits zwischen Melanchthon und Flacius vermittelnd aufgetreten war, vermittelte er 1558 zwischen Melanchthon und Calvin, den er persönlich kannte. Im J. 1558 lebte er bei Melanchthon, von dem Grafen von Eberstein gegen eine Besoldung von 60 Thalern und freie Station mit der

Leitung der Studien und der Beaufsichtigung einiger jungen Adeligen betraut. Jetzt empfahl ihn Melanchthon in ehrendster Form dem kursächsischen Geheimen Rathe Ulrich Mordeisen, der nicht verfehlte, die Blicke des staatsklugen Kurfürsten August auf ihn zu lenken.

Im J. 1559 bereiste Languet abermals Italien, diesmal als Begleiter des Grafen Adolf von Nassau; ihn führte er in die Niederlande zurück und lernte hier Wilhelm von Oranien, dessen großen Bruder, kennen. Wieder in Wittenberg, erhielt er von Mordeisen die Offerte, in den Dienst August's von Sachsen einzutreten, der sich seiner als Berichterstatter am französischen Hofe zu bedienen wünsche. Languet hatte keine Neigung zum Fürstendienst und nahm nur widerwillig den Posten an. Mit einem Empfehlungsschreiben des älteren Camerarius an den Professor Turnebus in Paris versehen, reiste der neue kursächsische Agent nach Frankreich ab; in Heidelberg wollte man ihn zur Annahme einer juristischen Professur bestimmen, die er aber ablehnte; Anfang Mai 1560 traf er in Paris ein. Hier erfuhr er alsbald Melanchthon's Tod, der ihn mit unbeschreiblicher Trauer erfüllte; er verlor in ihm den geistigen Vater und den treuesten Rathgeber, wie er ja um seinetwillen Aeltern, Vaterland und Religion aufgegeben hatte. Aeußerst aufmerksam betrachtete er die Verhältnisse in Frankreich, die für Deutschland so wichtig waren; von Paris aus besuchte er endlich die Seinen in der Heimat wieder; Ende August aber rief ihn Mordeisen nach Sachsen, wo man ernstlich an einen deutschen Fürstenconvent zur Beilegung der Streitigkeiten in der Kirche dachte. Das Wiedersehen mit Peucer war traurig, Melanchthon fehlte; auf Anregung Languet's und Philipp's des Großmüthigen schrieb Camerarius Melanchthon's Leben; die ihm 1561 angebotene juristische Professur in Wittenberg lehnte Languet ab.

Mordeisen zog Languet wegen des Fürstenconvents zu Rathe, Languet schrieb ein Gutachten voll gründlicher Sachkenntniß und mit überzeugendem Scharfblick; 1561 wohnte er dem Naumburger Fürstentage an und war von wesentlichem Einflusse auf die Anerkennung der französischen Protestanten als Glaubensbrüder der deutschen; die Absetzung des «Kryptocalvinisten» A. Hardenberg im Februar d. J. in Braunschweig tadelte er bitter, voll Kummer blickte er auf die Spaltungen in der lutherischen Kirche, ihm schien das Zusammenhalten aller, welche es mit dem Evangelium hielten, nie mehr geboten als jetzt.

Die Correspondenz Languet's an Mordeisen und den Kurfürsten August, die über 400 Briefe umfaßt, umschließt nicht nur seine höchst interessanten und tiefdurchdachten Gesandtschaftsberichte aus den Jahren 1560—1572, während derer er Sachsen in Frankreich vertrat, sondern seinen ganzen Briefwechsel mit Mordeisen und die Sendschreiben bis 1581 an August; Johann Peter von Ludewig gab sie in 2 Bänden (Halle 1699) als «Arcana seculi decimi sexti. Huberti Langueti, legati dum viveret, et consiliarii Saxonici Epistolae secretae ad principem suum Augustum, Sax. ducem et S. R. J. septemvirum» heraus.

Im Juni 1561 traf Languet in Paris ein, von wo er nun jedes Erlebniß und jeden bemerkenswerthen Eindruck nach Sachsen berichtete, und deren bot die Zeit eine überreiche Fülle. Am 30. Juni überreichte er dem jämmerlichen Könige Anton von Navarra ein Handschreiben seines Kurfürsten, ebenso gab er Briefe an andere Große ab. Coligny war von Anfang an derjenige, der ihm am Hofe am meisten achtungswerth und hochsinnig erschien; dem Connétable Montmorency legte er die Sache der französischen Protestanten warm ans Herz, betonte furchtlos und sehr lebhaft das Grausame und Ungerechte ihrer Verfolgung und nannte es eine schamlose Verleumdung, daß die protestantische Religion zum Ungehorsam gegen Fürst und Obrigkeit verleite, denn nie sei der Deutsche treuerer Unterthan gewesen als jetzt. Seine eindringliche und feurige Rede machte Eindruck auf Montmorency; er verhieß, für das Aufhören der Grausamkeiten gegen die Hugenotten einzutreten, und äußerte sich wirklich an diesem Tage in der auf Anrathen des Kanzlers de l'Hôpital vom Könige und seiner Mutter berufenen Versammlung mit auffallender Milde. Die edle Wärme, mit der sich Languet für die Protestanten verwendete, fand hingegen keinen Widerhall in der egoistischen Hauspolitik August's von Sachsen, Languet wurde wegen seiner Heftigkeit gegenüber dem Connétable getadelt und ihm für die Zukunft mehr Mäßigung empfohlen. Als Languet die Bemühungen Christoph's von Würtemberg unzeitig nannte, seiner Abendmahls- und Ubiquitätslehre Eingang in Frankreich verschaffen zu wollen, ließ ihm August sein Bedauern ausdrücken, daß man in Frankreich von der Augsburgischen Confession nichts wissen wollte; und doch war Languet völlig im Rechte, da das neue Evangelium kaum die ersten Wurzeln in Frankreich geschlagen hatte und dogmatische Streitigkeiten ihm nur verderblich werden konnten. Dem harten Juliedicte folgte das Religionsgespräch von Poissy, dem Languet anwohnte, obwol dies vielen Katholiken und selbst manchen Protestanten mißbehagte; es interessirte ihn auf das lebhafteste, aber er mußte bald erkennen, daß nur politische Berechnung Katharina von Medici zur Begünstigung der Hugenotten veranlassen könne und bei ihrer Schaukelpolitik von heute auf morgen nicht auf sie zu rechnen sei; sein Scharfsinn würdigte die Rede des Cardinals von Lothringen vom 16. Sept. so, wie sie es verdiente; er durchschaute das ganze verrätherische Spiel, die Absicht, die Protestanten selbst auf einander zu hetzen, und die Verderblichkeit ihrer dogmatischen Verfeindung; am 15. Oct. machte er auch in einem Briefe an seinen Freund Crato seinen schweren Befürchtungen Luft. Er wohnte den Predigten der bedrohten Hugenotten sehr oft an, sandte nach Dresden alle Pamphlete und hielt den Kurfürsten stets genau auf dem Laufenden; da er vermuthete, daß seine Correspondenz mit der sächsischen Regierung überwacht werde, schrieb er oft in Chiffern oder unterzeichnete Johann Methonäus. Gerade wollte er nach Sachsen, als das Blutbad von Vassy erfolgte. Languet eilte zu Coligny nach Orleans und diente als Unterhändler zwischen ihm und Condé mit den deutschen protestantischen Fürsten; furchtlos und

aller persönlichen Gefahr spottend, reiste er zwischen Paris und Orleans hin und her und erinnerte seinen Kurfürsten immer wieder daran, daß in Frankreich auch für die Sache des deutschen Protestantismus gekämpft werde; sein ganzes Sinnen und Trachten stand danach, daß die deutschen Fürsten mit den Engländern und Franzosen gemeinsame Sache machen und die Herrschaft des Papstes bekämpfen sollten. Er gab große Summen von seinem mütterlichen Erbe für die protestantischen Glaubensgenossen hin, zögerte trotz aller Gefahren mit der Abreise und wollte lieber unter den Trümmern des zusammenbrechenden Frankreich begraben werden, als es in Tagen der Gefahr verlassen; im Juli 1562 aber reiste auch er ab, hielt sich in Frankfurt auf und wohnte der Königswahl Maximilian's bei, auf den er Hoffnungen für den Protestantismus setzte. Dann ließ er sich in Straßburg nieder, um den Ereignissen in Frankreich nahe zu sein, wohnte bei dem eifrig reformirten H. Zanchius und berichtete an Mordeisen über die französischen Angelegenheiten. Nach Abschluß des Friedens von Amboise ging er im Frühjahre 1563 nach Dresden, um neue Instructionen für Frankreich zu erhalten, wohin er zurückgehen sollte, suchte dann die unter einander zerfallenen wittenberger Professoren auszusöhnen und langte im Juni 1563 in Paris an; verabredetermaßen sollte er seine Berichte künftig Ulrich Fribergius unterzeichnen. Seine ausgezeichneten Dienste wurden in Dresden völlig gewürdigt, Mordeisen that alles, um sie Sachsen zu erhalten, während Languet an den Eintritt in oranische Dienste dachte, da ihn die Unbekanntschaft mit der deutschen Sprache störte. Infolge der Aechtung Grumbach's zurückberufen, weilte Languet im Juni 1564 in Dresden, erhielt dann eine Mission nach Wien und traf über Heidelberg und Straßburg im December d. J. abermals in Paris ein, zum kurfürstlichen Rath und bevollmächtigten Gesandten ernannt. Der Sturz Mordeisen's veranlaßte seine abermalige Reise nach Dresden. August wünschte durch ihn in erster Linie Grumbach's Intriguen am französischen Hofe entgegengearbeitet zu sehen, gab ihm ausführliche Instructionen an Karl IX. den 27. Juni 1565 und beglaubigte ihn als Gesandten bei ihm. Am 3. Sept. in Paris angelangt, eilte Languet nach Saintonge an den Hof, hatte mehrere Audienzen bei Karl IX., der ihn gütig empfing, und begleitete den Hof auf der Reise bis Châteaubriant; aber er hörte nur schöne Worte, seine Gegner setzten alle Hebel an, um hinter seine Correspondenz zu kommen und seine Aufträge zu nichte zu machen, spionirten ihn auf Schritt und Tritt aus und er hielt es für gerathen, in Person August I. Bericht zu erstatten. Im März 1566 wieder nach Paris gesandt, berichtete er im Mai d. J. auf dem Augsburger Reichstage mündlich August seine Erfahrungen; im Februar 1567 war er in Paris zurück. Grumbach und sein Beschützer, Herzog Johann Friedrich von Sachsen, wurden in die Reichsacht erklärt, deren Vollstreckung aber August übertragen. Languet gelang es, Karl IX. von der erwarteten und versprochenen Hülfeleistung an sie abzuhalten, und mit Verachtung aller Gefahr überbrachte er diese frohe Botschaft dem Kurfürsten, der eben Gotha belagerte. Als Gotha gefallen war, schrieb Languet in einfacher und eleganter Weise die «Historica descriptio susceptae a Cesareâ majestate executionis Augusto Saxoniae septemviro duce contra S. Romani imperii rebelles eorumque receptatorem et captae urbis Gothae», die im vierten Bande der «Scriptores rerum germanicarum» von Simon Schard erschien; sie wurde mehrfach lateinisch, auch deutsch und französisch abgedruckt; Languet glorificirt darin den Kurfürsten als festesten Pfeiler der Reformation, rechtfertigt ihn gegen alle Angriffe und Verleumdungen und sucht das Volk an ihn zu fesseln. Languet blieb einige Monate in Wittenberg, dann ging er nach Dresden, wo er den Kurfürsten zum Studium der lateinischen Sprache aufmunterte und ihm den ersten Unterricht ertheilte. Daß die Partei Grumbach's und des Herzogs Johann Friedrich nicht von ihren alten Plänen abstehe, konnte Languet früh dem Kurfürsten melden; er theilte ihm mit, daß sich gar mancher in Lothringen und Frankreich um Sold und Hülfe bemühe (Böttiger, «Geschichte des Kurstaates und Königreiches Sachsen» 2. Aufl., Bd. 2, Gotha 1870). Im Juli 1567 bat Languet, des politischen Lebens überdrüssig, den Kurfürsten um die Erlaubniß, ins Privatleben zurückzukehren, erklärte sich aber bereit, falls August seine Dienste nicht missen wolle, nach Paris zu gehen, wo er ihm nützlicher sei als in Deutschland; endlich willigte August ein, machte aber zur Bedingung, daß Languet niemals anderswo als in Sachsen seinen Aufenthalt nehmen würde, wenn ihn die Ereignisse aus Frankreich vertreiben sollten. Languet war bereits in Lothringen angelangt, als er erfuhr, daß der Religionskrieg ihm das Betreten Frankreichs unmöglich mache, und er ließ sich vorerst in Straßburg nieder, wo viele Hugenotten Zuflucht fanden. Unablässig mit dem Heile der Reformation beschäftigt, trat er in regen Briefwechsel mit August von Sachsen, Wilhelm von Hessen und anderen Fürsten, berichtete über die Ereignisse, ertheilte Rath und forderte zu gemeinsamem Handeln wie zu gemeinsamer Abwehr einer etwaigen katholischen Invasion auf; beredt und warm appellirte er an ihr Herz und ihren Verstand. Wilhelm von Oranien rief ihn nach Dillenburg, um ihn über die Antwort zu befragen, die er dem Herzoge von Alba auf seine Anklagen geben wollte, und ihm die Lage der Niederlande auseinander zu setzen; irrthümlich aber hat man angenommen, Languet habe damals die Rechtfertigungsschrift Wilhelm's entworfen, sie war Wilhelm's Werk. Am 31. März 1568 drang Languet in den Kurfürsten von Sachsen, er möge Katharina von Medici vor den Intriguen Spaniens warnen. Der Friede von Longjumeau gestattete ihm die Rückkehr nach Frankreich und er verbrachte den September in Paris; aber es war unmöglich, bei der strengen Ueberwachung durch die Katholiken eine einzige Depesche nach Deutschland abzusenden; wiederholt verwendete er sich bei dem Kanzler Jean de Morvilliers, l'Hôpital's Nachfolger, für seine Glaubensgenossen und verließ dann Paris mit Peter Ramus. Trotz eines Passes Karl's IX. gelangten sie nur unter Gefahren nach Straßburg zu

dem berühmten Johann Sturm, von wo Languet nach Sachsen ging, um hier Frankreichs Los zu beweinen, «das in Verblendung seinem Untergange selbst entgegentreibe». Im Februar 1569 war er in Köln, wo er mehrere wichtige Unterredungen mit Anna von Oranien, Wilhelm's leichtfertiger Gemahlin, hatte, im September machte er in Frankfurt auf der Messe die Bekanntschaft von Duplessis-Mornay, der sein lebenslänglicher Freund wurde, regte ihn an, die Zeitgeschichte zu schreiben, und lieferte ihm werthvolles Material. Im Juni 1570 traf er in Heidelberg mit dem Kurfürsten und seinem Minister Cracow zusammen und er in erster Linie veranlaßte die dort anwesenden protestantischen Fürsten, sich der schwer bedrängten Hugenotten anzunehmen und Karl IX. zum Frieden aufzufordern. Im Juli wohnte er als sächsischer Plenipotentiarius dem Speierer Reichstage an, ging im September nach Frankfurt und Straßburg, und suchte den langwierigen Streit der Häuser Longueville und Baden wegen Rötteln, Sausenberg und Badenweiler zu schlichten, doch dauerte derselbe bis zum 28. Aug. 1581 fort; die Herzogin Maria von Longueville übersandte als Dank für seine Bemühungen Languet eine kostbare Goldkette. Languet kehrte auf den Speierer Reichstag zurück und wohnte der Procurationsheirath Karl's IX. an. Ende October verließ er Speier und ging nach Frankreich. Am 20. Sept. hatte August auf Schloß Lochau ihn von neuem bei der Königin-Mutter Katharina von Medici accreditirt; der Zweck seiner Mission war die Erwirkung der Gewissensfreiheit für die Hugenotten. Mit Einwilligung August's schloß er sich der großen Gesandtschaft an, welche neun protestantische Kurfürsten, Herzoge, Land- und Markgrafen an Karl IX. absandten, um ihm zum Religionsfrieden von St.-Germain-en-Laye Glück zu wünschen und ihm das Wohl seiner protestantischen Unterthanen ans Herz zu legen. Am 23. Dec. erhielten sie in Villers-Cotterets Audienz bei dem Monarchen; sie wählten Languet zum Wortführer und er hielt die prachtvolle Rede, die in den «Mémoires de l'Estat sous Charles IX» in der «Histoire» von La Popeliniere und bei Chevreul zu finden ist. Die Rede gab der Hoffnung auf bessere Verhältnisse ebenso Ausdruck, wie sie die Befürchtung verrieth, es könne neue Sünde an den Hugenotten begangen werden; als feuriger Anwalt der Hugenotten legte er unverzagt Karl IX. alles klar dar, was ihn selbst bewegte, zeigte ihm, was das wahre Christenthum erfordere, und erklärte, die protestantischen Fürsten würden alle Macht anwenden, um einem etwaigen neuen Bürgerkriege in Frankreich zu begegnen und Europas Ruhe nicht gefährden zu lassen. Karl hörte ihn freundlich an und antwortete mit vagen Verheißungen. Languet blieb nun, von kleinen Reisen abgesehen, bis September 1572 in Paris, wo er wie bisher bei dem gelehrten Buchdrucker Andreas Wechel, einem eifrigen Reformirten, wohnte, Tasso's Bekanntschaft machte und in dem regsten Verkehre mit Peter Ramus, Duplessis-Mornay, Pibrac, Pierre Pithou, Pierre de La Place, Scävola de Sainte Marthe u. a. stand. Mit innigem Kummer sah er die Unterdrückung der Reformirten, die steten Intriguen, unter denen sie litten; nach innen und nach außen war sein beobachtender Blick unabläßig beschäftigt, nichts entging ihm. Er bat Coligny, sich nicht zu sehr auf die Gunst des Königs zu verlassen und sich am besten nach La Rochelle zu begeben, aber vergebens. Die Bartholomäusnacht rechtfertigte seine Befürchtungen. Mit Hülfe einiger Freunde rettete Languet, an eigene Gefahr nicht denkend, Wechel's Leben, eilte dann durch das tosende Paris, um Duplessis-Mornay zu retten, mußte sich wiederholt mit dem Degen Bahn schaffen, wurde vom Pöbel erkannt und entwaffnet. Der Mann, der so keck vor Karl IX. für die Hugenotten gesprochen hatte und der Vermittler zwischen ihnen und den deutschen Protestanten gewesen war, mußte die Rache der fanatisirten Masse mehr als jeder fürchten. Man schleppte ihn in die Madeleine, bedrohte ihn mit dem Tode und nur die persönliche Intervention Jean de Morvilliers', des früheren Kanzlers (s. oben), befreite ihn aus der Gefahr.

In ritterlichster Weise sorgte Languet durch Briefe nach allen Seiten für das Fortkommen Duplessis-Mornay's. Ewig blieb ihm die Blutnacht im Gedächtnisse; in ihr erkannte er das scheußlichste und zugleich stupideste Verbrechen, und seitdem regte sich in ihm der Gedanke an sein erst nach Jahren ausgearbeitetes Buch «Vindiciae contra tyrannos»; irrig aber wurde ihm die Autorschaft des Hotman'schen Buches «De furoribus gallicis» zugeschrieben. Ende September 1572 verließ er die französische Metropole und ließ sich in Frankfurt bei Wechel nieder, der sein Geschäft hierher verlegt hatte. Hier machte er die Bekanntschaft des jungen Engländers Philipp Sidney, zu dem er eine väterliche Neigung faßte. Er wurde Sidney's treuester Rathgeber, sein Einführer in Wissenschaft und Staatsleben, und rief in ihm alle edlen Fähigkeiten wach, sodaß er an Sidney's späterem Ruhme das höchste Verdienst hat. Von 1573 bis 1580 stand er mit ihm in vertrautestem belehrenden Briefwechsel; seine 96 Briefe erschienen als «Huberti Langueti epistolae politicae et historicae ad Philippum Sydnaeum» in Frankfurt 1630, in Leiden bei Elzevir 1646 und, von John Dalrymple besser besorgt, 1776 in London.

Languet's Gesundheit war erschüttert, die entsetzlichen Eindrücke der Pariser Bluthochzeit verdüsterten sein Gemüth, doch überwand schließlich seine kräftige Natur das Leiden und im November 1572 kehrte er nach Dresden heim. Nach einer Reise an den Rhein, um den Ereignissen in Frankreich und den Niederlanden nahe zu sein, langte er am 27. Mai 1573 als Gesandter des Kurfürsten August in Wien an, vertrat ihn hier dauernd und begleitete den Kaiser auf seinen Reisen. Nachdem er 1574 dem Unheile entgangen war, über dem Lesen im Bette zu verbrennen, wohnte er am 29. Juni der Begegnung Maximilian's II. mit Heinrich von Polen, der eben den französischen Thron als Heinrich III. einnehmen wollte, in Wien an; Heinrich war sehr gnädig gegen ihn, obwol er wußte, daß Languet 1573 die «Epistola de electione Polonica» gegen seine Wahl zum Polen-

könig geschrieben hatte, denn er wünschte, den einflußreichen Mann für sich zu gewinnen. Languet aber verachtete den Weichling von Herzensgrunde, stets nennt er ihn «den von Anjou». Im J. 1575 wohnte er dem Prager Reichstage bei, auf dem Erzherzog Rudolf zum römischen König erklärt wurde. Maximilian II. wurde stets von ihm gepriesen, wie er es verdiente, und mit herzlichem Bedauern meldete er aus Regensburg 1576 seinen Tod nach Dresden; er behielt den Gesandtenposten auch bei Kaiser Rudolf II. Aber die unerquicklichen Verhältnisse der dresdener Politik, zumal auf kirchlichem Gebiete, bereiteten Languet ebenso großen Kummer wie Abscheu, während er mit großer Geldnoth zu kämpfen hatte; erst seit 1567 bezog er jährlich 200 Thaler Besoldung und die dann hinzugefügten 500 Gulden wurden unregelmäßig ausgezahlt, sodaß er wiederholt in Verlegenheit gerieth. Als offenkundiger Calvinist und begeisterter Vertreter melanchthonischer Ansichten, konnte Languet auf keine wahren Sympathien bei dem starr lutherischen Kurfürsten August von Sachsen rechnen; er sah seine Freunde und Gesinnungsgenossen verfolgt und mit unchristlicher Härte behandelt. An ihm hielt August fest, weil er seine Dienste nicht missen konnte und wollte, und er schrieb nach wie vor furchtlos dem Kurfürsten, die Streitigkeiten unter den Protestanten gereichten nicht nur den Papisten zur höchsten Wonne, sondern bedrohten auch die ganze neue Lehre. Wiederholt dachte Languet an den Austritt aus sächsischen Diensten, zumal die gleich ihm am kaiserlichen Hofe beglaubigten sächsischen Mitgesandten ihn verächtlich behandelten und als Spion verdächtigten; beklagte er sich aber bei dem Kurfürsten, so wußte dieser ihm seine schweren Gedanken auszureden und versicherte ihn seiner Huld. Schließlich wurde seine Lage so peinlich, sein Dienstverhältniß so wenig ehrenvoll, daß er aus Prag am 9. Jan. 1577 seinen Abschied forderte; das von ihm beigeschlossene Memoire befindet sich lateinisch in den «Arcana seculi decimi sexti» und deutsch in der «Historischen Bibliothek von Sachsen». Nach längerem Zögern bewilligte ihm August im Februar 1577 die Entlassung, ließ ihm jährlich 200 Thaler als Pension, befahl, ihm auch die Rückstände zu zahlen, und autorisirte ihn zur Rückkehr nach Frankreich. Er blieb Languet lebenslang gewogen und setzte die Correspondenz mit ihm fort, während Languet ohne jeden Groll von Sachsen schied und August in Zukunft freiwillig manchen Dienst leistete. Er verließ Wien im März, um nach Frankreich zurückzukehren, aber die Verhältnisse ließen ihn nicht zum ruhigen Genuß seiner Freiheit kommen. In Frankfurt hielt er sich bei Wechel auf, eilte von hier zu Sidney nach Nürnberg und begleitete ihn bis Köln; hier unterhandelten sie mit Graf Johann von Nassau, einem Führer der Protestanten, wegen der Unterstützung, die Elisabeth von England den deutschen Protestanten gewähren sollte, und Johann nannte Salentin von Isenburg den besten Candidaten für den Kölner Kurhut (M. Lossen, «Der kölnische Krieg, Vorgeschichte», Gotha 1882). Johann Kasimir von der Pfalz, der Schützer des Calvinismus, den Languet in Ems hatte kennen lernen, beschied ihn 1578 zu sich nach Gent; Languet schrieb darüber an August, gleichsam um sich zu entschuldigen, daß er trotz schwacher Gesundheit und vieler Unbequemlichkeiten seine Zurückgezogenheit aufgeben und sich in Kriegsläufte stürzen wollte, und traf im November in Gent ein, nachdem er im September dem von Abgeordneten sämmtlicher Kirchen der Reformation beschickten Frankfurter Convente als Vertreter der englischen Kirche neben Roger beigewohnt und im Auftrage des Convents ein Mahnschreiben an alle Fürsten verfaßt hatte, der Verdammung der außerdeutschen Kirchen entgegenzutreten. Trotz ärztlicher Abmahnung begleitete er Krankheit ungeachtet am 15. Jan. 1579 Johann Kasimir, als er nach England reiste, fand die ehrenvollste Aufnahme bei Elisabeth, die ihn in Privataudienz empfing, bei den Gelehrten und Diplomaten, und pries England als das glücklichste Land der Christenheit. Mit dem Pfalzgrafen reiste er nach Middelburg, aber Johann Kasimir befolgte seinen Rath nicht, sich zu Wilhelm von Oranien zu begeben. Languet verhehlte seine Misbilligung nicht, verließ ihn in Middelburg, blieb aber in Beziehungen zu ihm, wie er noch am 18. Juni 1581 ihm ausführlichen Bericht über die Lage in den Niederlanden, die Absichten Anjou's und das Verhalten der französischen Regierung abstattete (F. von Bezold, «Briefe des Pfalzgrafen Johann Kasimir mit verwandten Schriftstücken», Bd. 1, München 1882).

Seit lange ein aufrichtiger Bewunderer Wilhelm's von Oranien, in dessen Dienste er schon 1564 hatte treten wollen, beschloß er diesen Schritt jetzt noch zu thun und Wilhelm nahm voll Freude sein Anerbieten an. Im April 1579 ging Languet von Antwerpen nach Baden, um seine Gesundheit zu restauriren, wurde hier mit dem großen Historiker de Thou bekannt und schloß mit ihm innige Freundschaft; da niemand besser die deutschen Verhältnisse kannte als Languet, so konnte er mehr als ein Zweiter de Thou belehren und gab ihm viele Details über die Mitwelt, die diesem unschätzbar waren; ehe sie schieden, überreichte er ihm im Manuscripte einen «Discours sur les Etats de l'Empire». Im Juli verließ er Baden und traf nach längerem Aufenthalte in Frankfurt und Köln in Antwerpen ein. Ende November sandte ihn Wilhelm abermals nach Köln zu Conferenzen, auf denen durch kaiserliche Vermittelung eine friedliche Lösung der niederländischen Angelegenheiten erstrebt wurde; Languet sondirte die Deputirten der verschiedenen Parteien und ihre Interessen; die Conferenzen aber verliefen resultatlos. Nach allerhand Abenteuern kehrte Languet am 20. Jan. 1580 nach Antwerpen zurück, wo ihm sein Freund Duplessis-Mornay sein Buch über die Wahrheit der christlichen Religion überreichte, zu dessen Abfassung er ihn angefeuert hatte und dessen Uebersetzung ins Lateinische er ihm empfahl; in der Vorrede zu derselben rief ihm später Duplessis-Mornay warme Huldigungen ins Grab nach. Languet wurde von Wilhelm von Oranien voll Gnade behandelt und hielt ihn für den weisesten Mann seiner Zeit. Wilhelm's Gemahlin, Charlotte von Bourbon, forderte am 12. April 1580 in Middelburg

Languet auf, nach Paris zu gehen und bei dem Könige für Wilhelm's und ihre Sache zu wirken, sowie des allgemeinen Wohls sich anzunehmen. Denn Wilhelm's Lage Spanien gegenüber wurde immer gefährlicher und er sah sich genöthigt, Frankreich an sich zu ziehen, indem er dem Herzoge Franz von Anjou die Herrschaft in den Niederlanden anbot, womit die Generalstaaten einverstanden waren. Languet begleitete Marnix von Sainte-Aldegonde im Mai nach Tours und hatte unterwegs einen schweren Unfall mit dem Wagen (Groen van Prinsterer, «Archives ou Correspondance inédite de la maison d'Orange-Nassau», 1. Section, Bd. 7, Leiden 1839). Er söhnte den Herzog von Bourbon-Montpensier mit seiner Tochter, Oranien's Gemahlin, aus und begab sich wieder nach Tours, wo er mehrere wichtige Unterredungen mit dem Herzoge von Anjou hatte, besonders um Holland und Seeland als erblichen Besitz Oranien zukommen zu lassen. Nach Abschluß des Vertrags mit Anjou kehrte Languet zu Wilhelm von Oranien zurück, der ihm seine volle Zufriedenheit aussprach. An der «Apologie ou Défense du très illustre Guillaume, par la grâce de Dieu prince d'Orange, comte de Nassau etc., contre le ban et édit publié par le roy d'Espaigne ..... présentée à Messieurs les Estats généraux des Pays-Bas» (Antwerpen, Delft 1581) hatte Languet nur insofern Antheil, als er die von Villiers entworfene Schrift an manchen Stellen modificirte und maßvoller gestaltete; daß sie von ihm sei, ist ein Irrthum. Im April 1581 übertrug Wilhelm auf Anrathen des Grafen Johann von Nassau Languet eine Mission bei den deutschen Fürsten, um von ihnen Beistand zu erhalten, aber sein Körper war gebrochen, seine Kräfte schwanden sichtlich und er lehnte den Auftrag ab (Groen van Prinsterer). Seit dem 20. Sept. war Languet schwer leidend, stets aber bei klarsten Sinnen, häufig besuchte ihn Wilhelm, Frau von Duplessis-Mornay pflegte ihn mit Aufopferung und am 30. Sept. 1581 hauchte er seine große Seele aus; Antwerpen veranstaltete ihm ein glänzendes Begräbniß in der Franciscanerkirche und Theodor Beza verfaßte die Inschrift seines von Freunden errichteten Grabmals. Languet war unvermählt und hinterließ ein sehr mäßiges Vermögen; das ihm von August von Sachsen zugedachte Denkmal in Dresden unterblieb.

Das Werk, welches vor allen Languet einen dauernden Ehrenplatz in der Literatur und Geschichte sichert, entstand in den Jahren 1573—1577; das Manuscript kam nach seinem Tode an Duplessis-Mornay, der es dem Drucker Guarin in Basel gab und eine Vorrede unter dem Namen Cono Superantius Vasco dazu schrieb. Obwol datirt «Edinburgh 1579», erschien es in Basel 1581 als «Vindiciae contra tyrannos sive De principis in populum, populique in principem, legitima potestate, Stephano Junio Bruto, Celta, auctore», wovon François Estienne 1581 eine französische Uebersetzung publicirte und Richard Treitschke 1846 in Leipzig eine deutsche Uebersetzung erscheinen ließ. Das Werk wurde sehr oft wiedergedruckt, z. B. in Frankfurt 1608 und 1622, in Paris 1631, in Leiden 1643, in Amsterdam 1660. Kaum war dasselbe erschienen, als es ungeheures Aufsehen erregte, während der Autor lange Zeit ein Gegenstand der Controverse blieb, bald auf diesen bald auf jenen gerathen wurde. In Sachsen wurde es durch Henkershand verbrannt, anderwärts rief es die lebhaftesten Angriffe hervor; Wilhelm Barclay widmete 1600 der Bekämpfung der «Vindiciae» zwei Bücher seiner Abhandlung «De Regno et regali potestate adversus monarchomachos» und Jean Baricave schrieb dagegen 1614 seine «Défense de la monarchie française et autres monarchies contre les exécrables maximes d'Etat d'Estienne Junius Brutus». Das Werk griff tief ein in die religiös-politischen Kämpfe der Hugenotten und Katholiken, der französischen Großen gegen den Monarchen, war aber zugleich eine politische Lehr- und Streitschrift allgemeinen Charakters und behielt eine Wirkung, die Jahrhunderte nachklang; in vorzüglichem Latein geschrieben, enthält es viele unverkennbare Anspielungen auf zeitgenössische Personen und Verhältnisse. In manchen Punkten nähert sich Languet auffallend Ansichten, wie sie nachmals Rousseau vertrat, niemand lieferte je bessere Beweise für die Rechte des Volkes, niemand griff schneidiger den Despotismus an, niemand rüttelte unmittelbarer und kräftiger an dem bluttriefenden Throne Heinrich's III. und des Valesischen Hauses; aber nichts widerstrebte ihm mehr als die directe Herrschaft der Massen, die ihm «scheußliche und vernunftlose Bestien» schienen; er dachte nicht entfernt daran, der Demokratie die Wache der Freiheit anvertrauen zu wollen, und verwahrte sich gegen die Doctrin vom Tyrannenmorde. Die «Vindiciae» zerfallen in 4 Theile, deren jeder eine Titelfrage löst. Im ersten Theile beantwortet Languet die Frage, ob Unterthanen fürstlichen Befehlen, wenn sie Gottes Gesetz entgegenlauten, gehorchen müssen, mit Nein, denn es ist eine freche Anmaßung der Fürsten, sich fast göttliche Macht zuzulegen und sich zu unbedingten Stellvertretern Gottes zu stempeln; die Unterthanen sind sogar verpflichtet, nicht nur berechtigt, Gott gegen den König zu vertheidigen und sich gegen einen göttliche Macht usurpirenden Menschen aufzulehnen. Im zweiten Theile wird das Recht zur Empörung in diesem Falle nicht der unwissenden und zügellosen Masse, sondern den Magistraten und Ständen eingeräumt; niemals kann es einzelnen Personen zustehen; ihnen ist bewaffnete Rebellion und Tyrannenmord nicht erlaubt, sie müßten denn einen ganz speciellen göttlichen Auftrag dazu haben; ist der König unwürdig, so gebührt die Leitung des Volkes den Beamten und Großen und sie müssen ihn mit Gewalt zu seinen Pflichten zurückführen. Das dritte Kapitel erörtert, mit welchem Rechte man einem Fürsten entgegentrete, der einen Staat ruinire und sich gegen sein Volk versündige. Languet betont in entschiedenster Weise das Wahlrecht, nach ihm setzt das Volk seinen König ein und es gibt keinen Souverän durch Geburtsrecht, nur aus Toleranz hat man die Erblichkeit da und dort zugelassen, das Wahlrecht bleibt darum nicht weniger unveräußerlich; in allen wichtigen Staatsangelegenheiten ist der König an

die Mitwirkung der Stände gebunden, also auf sie hingewiesen; eine Auflehnung gegen schlechte Fürsten ist geboten, wenn ein regelrecht gewählter Fürst in Despotismus ausartet oder einer ohne Anrecht die Krone an sich reißt; in ersterem Falle müssen die Beamten und Stände gegen den Fürsten auftreten, den Usurpator hingegen darf jeder Privatmann bekämpfen und tödten. Die vierte Abtheilung kommt zu dem Resultate, daß die Nachbarfürsten verpflichtet seien, einem Volke beizuspringen, welches einen Tyrannen bekämpfe, da die durch denselben mit Füßen getretene wahre Religion ein allgemeines Gut sei.

Vgl. Philibert de la Mare, «Vie d'Hubert Languet», ins Lateinische übersetzt von J. P. von Ludewig (Halle 1700); Henri Chevreul, «Étude sur le XVIe siècle. Hubert Languet 1518—81» (2. Aufl., Paris 1856); Gillet, «Crato von Craffthein und seine Freunde. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte» (2 Thle., Frankfurt 1860—61); Blasel, «Hubert Languet» (Oppeln 1872); O. Scholz, «Hubert Languet als kursächsischer Berichterstatter und Gesandter in Frankreich während der Jahre 1560—72» (Halle 1875).

(*Arthur Kleinschmidt.*)

Languste, s. Palinurus.

LANIUS, eine von Linné aufgestellte Gattung passeriner, sperlingsartiger Vögel, die Würger umfassend, welche jetzt als Repräsentant einer besondern Familie, Laniidae, in der Ordnung der echten Singvögel (Oscines) und der Gruppe der Coracognathae angesehen wird. Charaktere dieser Familie sind: Schnabel kräftig, comprimirt, Spitze stark hakig, hinter ihr ein deutlicher Zahn, Unterschnabelspitze aufgebogen, hinter ihr ein Einschnitt; zehn Handschwingen, erste kurz, selten fehlend; Schwanz verschieden; Lauf länger als die Mittelzehe, vorn geschildert. Während in diesen Merkmalen die als Unterfamilie gesonderten amerikanischen Vireoninae, die wesentlich australischen Pachycephalinae (zu denen die Gattung Falcunculus gehört), die indisch-afrikanischen Malaconotinae mit den Würgern übereinstimmen, sind die letzteren durch den sehr kräftigen comprimirten Schnabel mit starkem Zahne, durch leicht abgerundete Flügel, langen stufigen Schwanz und durch das häufige Vorhandensein einzelner Schilder auf der Laufsohle ausgezeichnet. Zu ihnen gehört die die europäischen, überhaupt altcontinentalen Würger enthaltende Gattung Lanius, von welcher man zur Aufnahme einiger Arten die Gattung Enneoctonus *Boie*, Neuntödter, getrennt hat. Bei Lanius im engern Sinne (Collyrio *Mehring*) ist der Flügel gerundet, die vierte Schwinge die längste, der Schwanz lang, schmal, stufig; bei Enneoctonus ist der Flügel kürzer und spitzer, die dritte Schwinge die längste, der Schwanz kürzer, stark abgerundet. Die Würger sind arge Räuber. Eigentlich (und einzelne Arten ausschließlich) insektenfressend, tödten sie nicht blos kleinere Vögel, setzen sich gegen Raubvögel kräftig zur Wehre, necken sich auch wol mit ihnen, sondern fallen auch über kleinere Säugethiere, Reptilien und Amphibien her, sie häufig, ebenso wie Insekten, an Dornen oder spitze Zweige spießend, um sie mit Ruhe und nach Bedürfniß fressen zu können. Im Bau den andern Singvögeln gleichend, haben sie doch keinen eigenen Gesang, lernen aber sehr bald den Gesang anderer Vögel. Hieraus ziehen sie wieder Vortheil, indem sie sich unter dieselben mischen, sie sicher machen, um dann plötzlich über sie herzufallen. Von den eigentlichen Würgern ist der größte der Raubwürger, Würg- oder Ottervogel, Lanius excubitor *L.* Er ist 26 Centimeter lang bei einer Breite von 36 Centimetern. Die Unterseite ist rein weiß; die hellaschgraue Oberseite ist durch einen breiten schwarzen Zügelstreifen, einen weißen Schulterfleck, die weißen Wurzelhälften der Hand- und Armschwingen, die weißen Spitzen und innern Fahnen der Oberarmschwingen, die weißen äußern Steuerfedern, während Schwingen und Steuerfedern im Uebrigen schwarz sind, charakteristisch gezeichnet. Der Raubwürger lebt in ganz Europa und einem großen Theile Asiens als Stand- und Strichvogel, in Nordafrika und Südasien als Zugvogel. Einzelne besonders ausgezeichnete Formen sind als locale Abarten, zuweilen selbst als besondere Arten von ihm getrennt worden. Die anderen europäischen, namentlich auch deutschen Würger, gehören zur Gattung Enneoctonus *Boie*. Der Grauwürger oder schwarzstirnige Würger, Enneoctonus minor, ist nur 3 Centimeter kürzer, bei gleicher Breite, als der Raubwürger. Auch er ist auf der Oberseite hell aschgrau, die weiße Unterseite ist rosenroth überhaucht, Zügelstreifen und Schwingen sowie die mittleren Steuerfedern sind schwarz mit weißen Streifen und Binden bildenden Flecken. Während der Raubwürger schon vom Februar an und bis zum November streicht, trifft der Grauwürger erst im Mai in Deutschland ein, um es schon im August wieder zu verlassen. Dem Norden Europas und Großbritannien ist er fremd. Der verbreitetste und bekannteste deutsche Würger ist Enneoctonus collyrio, der Neuntödter, Dorndreher, Spießer u. s. w. Bei einer Länge von 18 hat er eine Breite von 28 Centimetern. Kopf, Hinterhals, Bürzel und Schwanzdecken sind aschgrau, die übrigen Obertheile braunroth, Kinn, Kehle und untere Schwanzdecken weiß, die übrigen Untertheile blaß rosenroth, die Flügel und der Schwanz sind schwarz und weiß gezeichnet. Der Neuntödter bewohnt ganz Europa, von der Pyrenäischen Halbinsel bis nach Sibirien. Ebenso räuberisch und dreist wie seine Verwandten, ist er an vielen Orten von Einfluß auf das Vorkommen der kleinern Singvögel und dadurch indirect dem Obstertrage schädlich. Die beiden andern sich noch findenden Arten sind: Enneoctonus rufus *Briss.*, Lanius ruficeps *Bech*, der Rothkopf, eine vorzüglich in Süd-Europa, Spanien, Griechenland, ferner in Kleinasien häufige Art, welche sich aber auch in Südwestdeutschland häufig, einzeln bis in die Mark, Mecklenburg und Holstein findet; und Lanius phoenicuroides *Pall.*, welcher in Centralasien und Südsibirien heimisch, einzeln auch in Deutschland (Helgoland) gefangen worden ist.

(*J. Victor Carus.*)

LANJUINAIS (Jean Denis, Graf), französischer Staatsmann. Als Sohn eines Advocaten in Rennes am

12. März 1753 geboren, studirte Lanjuinais am dortigen College. Geschichte, Kirchenrecht, Civilrecht und Philosophie beschäftigten besonders den strebsamen Jüngling. Er erlangte 1771 einen Altersdispens, um Advocat und Doctor der Rechte werden zu können, und mit 19 Jahren einen zweiten, um sich an der Bewerbung um einen Lehrstuhl des Rechts in Rennes betheiligen zu dürfen, siegte zwar über die Genossen, wurde aber wegen seiner Jugend nicht gewählt. Nachdem er sich in emsigem Studium neue Kenntnisse, besonders in deutscher Jurisprudenz, erworben hatte, meldete er sich 1775 bei einem Ausschreiben für den Lehrstuhl des kanonischen Rechts in Rennes, war aber trotz seiner unbestreitbaren Ueberlegenheit an Wissen über alle Concurrenten nahe daran zu unterliegen, weil er zu jung sei, als Loisel sich so energisch für ihn aussprach, daß er gewählt wurde. Als Professor und Advocat eine Zierde der Jurisprudenz, wurde er 1779 Rath bei den Ständen der Bretagne; er trat für die Gleichheit aller Menschen ein und verurtheilte die Privilegien von Adel und Klerus; als er dem Adel an das Privileg griff, Taubenschläge zu halten, regte dies 1779 Adel und Klerus gegen ihn auf und sein «Mémoire» in der Sache wurde auf Befehl des bretonischen Parlaments als Verleumdung und Verletzung der drei Stände unterdrückt; hiergegen protestirten die Advocaten zu Rennes, sie erklärten die Grundsätze des «Mémoire» für die des ganzen Standes, Lanjuinais ging als Sieger aus dem Processe hervor, plaidirte aber nicht mehr. Er lebte seinem wissenschaftlichen Berufe, schrieb 4 Bände Consultationen und 2 lateinische Abhandlungen über kanonisches Recht, die nicht zum Druck gelangten. Im J. 1786 erschien in Rennes und Paris «Mémoire sur l'origine, l'imprescriptibilité, les caractères distinctifs des différentes espèces de dîmes, et sur la présomption légale de l'origine ecclésiastique de toutes les dîmes tennes en fief», 1788 in Rennes «Préservatif contre l'Avis à mes compatriotes» und «Réflexions patriotiques sur l'arrêté de quelques nobles de Bretagne du 25 août 1788». An der lebhaften Bewegung der Geister, welche durch die Einberufung der Reichsstände bewirkt ward, nahm Lanjuinais natürlich Antheil, schrieb Broschüren über Tagesfragen, erklärte sich gegen Despotismus, Demokratie und Aristokratie und für eine constitutionelle Monarchie und griff heftig den Adel mit seinen bedrohlichen Privilegien an. Der bretonische Adel war sehr wenig mit ihm einverstanden und hielt sich starr von der Bewegung zurück, wie er sogar die Reichsstände nicht beschickte. Lanjuinais war der hauptsächliche Redacteur des «Cahier der Sénéchaussée» von Rennes, welches besonders schroff gegen das Feudalwesen auftrat, und wurde Deputirter bei den Reichsständen von 1789, wo er dies Programm feurig und aus Ueberzeugung vertheidigte. Er trat in den Bretonischen Club zu Versailles und wohnte am 20. Juni der Ballhaussitzung an. Er tadelte die herrischen Ausdrücke des Königs in der Königssitzung vom 23. Juni, die in constitutioneller Sprache unstatthaft seien, griff den heimatlichen Adel an, billigte die gegen die Parlamente ergriffenen Maßregeln, forderte Abschaffung der Privilegien und Zulassung der Farbigen zu bürgerlichen und politischen Aemtern. Es war nicht seine Art, lange Reden zu halten, in kurzen lebendigen Phrasen und oft heftigen Ausdrücken wetterte er gegen veraltete Institutionen. In den Reihen der Constitutionellen kämpfend, beantragte er am 10. Aug. die Ablösung der geistlichen Zehnten; am 7. Nov. unterstützte er den gegen Mirabeau gerichteten Antrag Blin's, kein Mitglied der Nationalversammlung dürfe im Laufe der Session in das Ministerium eintreten. Lanjuinais, der echt religiös war und jansenistisch dachte, gehörte dem geistlichen Ausschusse der Constituirenden Nationalversammlung an; es war ihm heiliger Ernst mit der Ausrottung der unzähligen Misbräuche auf kirchlichem Gebiete und mit der Erneuerung einer wahren christlichen Kirche, aber er ahnte nicht das Schisma, welches infolge der neuen Kirchenverfassung die Kirche zerreißen sollte. Speciell mit der Redaction eines Gesetzes zur Constatirung des Civiletats der Bürger und zur Regelung der Heirathsdispense betraut, legte er der Constituante einen Entwurf vor, der den Municipalbeamten die Abfassung und Bewahrung der Acten des Civiletats anvertraute, die Heirathshinderniße beschränkte und die Abschaffung der Dispense anempfahl; im Juni 1791 vorgelegt, wurde der Entwurf vertagt, aber die Legislative nahm im folgenden Jahre den etwas modificirten Entwurf an, der in Napoleon's Code civil Eingang fand. In der Abendsitzung des 19. Juni 1790 forderte Lanjuinais die Abschaffung der Titel Altesse, Grandeur, Excellence und Eminence und alles Erbadels. Nach dem Schlusse der Constituante kehrte er im October 1791 in seine Vaterstadt zurück, um die Professur des constitutionellen Rechts zu bekleiden und als Municipalbeamter zu wirken. Als er aber zum Nationalconvent gewählt wurde, sandte ihn das Departement Ille-et-Vilaine im September 1792 in denselben. In der «Gesellschaft der Freunde der Verfassung» bekämpfte er sofort den geforderten Eid des Hasses gegen König und Königthum und schied aus, da er keinen Anklang fand. Durchaus maßvoll wie er war, sah er mit Abscheu auf die der Revolution zur Schmach gereichenden Excesse, stimmte mit den Girondisten, veranlaßte am 22. Sept. die Vertagung von Tallien's Antrag, alle Verwaltungs- und Gerichtsbeamten, deren demokratische Gesinnung nicht ganz unbestreitbar sei, zu ersetzen, unterstützte am 23. eifrig den Antrag Kersaint's, dem Convente zum Schutz eine Departementalgarde zu geben, und forderte am 4. Oct. abermals eine bewaffnete Macht für den Convent, da man in ihm nicht sicher sei, worauf Marat unfläthig antwortete; am 5. Nov. unterstützte er Louvet's Anklage gegen Robespierre und bekämpfte, freilich umsonst, den im Convente beantragten Uebergang zur Tagesordnung. Stets stritt er gegen die Anarchisten und Jakobiner, weshalb ihn Marat im «Ami du peuple» mit Schimpfworten übergoß. Im J. 1791 und 1815 erschien im Paris sein «Rapport sur la nécessité de supprimer les dispenses de mariage, de supprimer ou de modifier les obstacles qui le retardent ou l'annulent,

enfin d'établir une forme purement civile pour constater l'état des personnes» und 1793 «Discours sur la question de savoir s'il convient de fixer un maximum de population pour les communes de la république».

Im Processe Ludwig's XVI. unterstützte Lanjuinais den scheiternden Antrag Buzot's auf Verbannung des Herzogs von Orléans; er erklärte sich «fremd allen Parteien, geschieden von allen Gesellschaften und einzig den Convent anerkennend». Er rief im Januar 1793 zürnend aus, nicht in einem freien Convente, sondern unter den Dolchen und Kanonen der Factionsmenschen scheine man zu berathen, bestritt dem Convente das Recht, den König zu richten, da der Convent nicht in Einer Sache Gesetzgeber, Ankläger und Richter sein könne, ließ sich durch keine Drohrufe und Insulten beirren und kämpfte, die Bahn des Rechts nicht einen Moment verlassend, dafür, daß zur Verurtheilung eine Majorität von $^3/_4$ der Gesammtstimmen des Convents erforderlich sei, als ihm alle anderen Bemühungen fehlgeschlagen waren, unterlag aber auch hierin Danton's Einfluß; schließlich stimmte er für die Gefangenhaltung des entthronten Königs bis zum Frieden und seine Verbannung nach demselben. Ohne sich vor der Volkswuth zu fürchten, forderte er am 10. Febr. 1793 strenge Bestrafung der Septembermörder und erhob sich gegen den Gedanken an Amnestie für ihre Greuel, worauf ihn Poultier angeiferte: «Gegenrevolutionäre wie Du bedürfen der Amnestie.» Im März sprach er gegen die Errichtung des Revolutionstribunals, wie er schon in der Constituante einem Specialtribunale widersprochen hatte, aber die Fanatiker schrien ihn nieder, und als er wenigstens ein Amendement durchsetzen wollte, wonach die Wirksamkeit des schrecklichen Gerichts auf das Pariser Departement allein beschränkt würde, unterlag er trotz Guadet's Unterstützung; an den Sitzungen des mit der Redaction des Decretes betrauten Gesetzgebungsausschusses, dem er angehörte, nahm er keinen Antheil. Am 15. April stand sein Name auf der Adresse, in der die Commune von Paris 22 Girondisten als Hochverräther an der Republik bezeichnete, ihre Ausschließung und Aechtung beantragend, weil sie das Gesetz ihrer Wähler gebrochen hätten; diesmal noch wies der Convent die Petition zurück. Am 24. Mai klagte Lanjuinais die Commune im Convente an, verlangte für Paris eine Municipalität auf je 50,000 Einwohner, und trotz des Murrens der Bergpartei wurde seine Rede in alle Departements gesandt; am 20. Mai trat er muthig für die Aufhebung des in der Nacht vorher vom Pöbel dem Convente entrissenen Decretes und die Wiederherstellung des Zwölferausschusses ein, achtete nicht auf das Murren der Gegner, warnte den Convent vor der Beschützung der Blutmenschen und ließ sich durch keine Roheit Legendre's einschüchtern; auch am 30. verfocht er den Zwölferausschuß, am 31. unterlag er mit den anderen Girondisten. Als am 2. Juni auf Marat's Veranstaltung die Vorstädte sich nach dem Convente in Bewegung setzten und Henriot denselben mit Truppen umzingelte, um die Gironde als Partei zur Abdankung zu zwingen und ihre Führer festzunehmen, als der Generalmarsch geschlagen und die Sturmglocke geläutet wurde, eilte Lanjuinais in den Convent, entschlossen, dem Sturme zu trotzen. Als er das Wort verlangte, schrie man ihm entgegen, er solle sofort die Tribüne verlassen, denn er wolle Bürgerkrieg und Gegenrevolution, verleumde Paris und insultire das Volk. Unbeirrt durch Drohungen und Flüche der Bergpartei und der Tribünen blieb Lanjuinais auf der Rednerbühne und hielt dem Convente vor Augen, wie er zum entwürdigten Werkzeug von Blutmenschen herabsinke und alles von ihnen ertrage. Legendre stürzte sich auf die Rednerbühne und drohte ihm, ihn umzubringen, worauf Lanjuinais ihm antwortete: «Laß doch decretiren, ich sei ein Ochse, dann darfst Du mich todtschlagen.» Mehrere Mitglieder des Berges suchten ihn von der Rednerbühne herabzureißen, an die er sich krampfhaft festklammerte, setzten ihm die Pistole auf die Brust, er aber redete weiter, entfaltete einen Muth und eine standhafte Hochherzigkeit ohne Gleichen, es war sein größter Ehrentag; wie Frau Roland mochte er jetzt einsehen, welche Verbrechen man im Namen der Freiheit begehe. Jetzt forderte er Maßregeln gegen die Tyrannei, Kassirung der revolutionären Autoritäten in Paris und Annullirung ihrer sämmtlichen Acte in den letzten drei Tagen, sowie die Aechtung aller, die eine neue, dem Gesetze widersprechende Autorität usurpiren wollten. Als Barère die von dem Pariser Departement angeklagten Deputirten einlud, bis auf weiteres ihr Mandat freiwillig niederzulegen, thaten es nur vier, Lanjuinais aber weigerte sich entschieden und sagte: «Ich habe, wie ich glaube, bis jetzt einigen Muth bewiesen; erwartet darum von mir weder Suspendirung noch Niederlegung.» Man unterbrach ihn, er aber antwortete: «Wenn die Alten ein Opferthier ausrüsteten, so schmückten sie es mit Blumen und Bändern auf seinen Weg zum Altar; der Priester opferte es, aber er insultirte es nicht.» Abermals rief er den Convent zur Kassirung aller ungesetzlichen Autoritäten und zur Zertrümmerung der Anarchie auf, um die Freiheit zu retten, und prophezeite, der Bürgerkrieg werde das Vaterland in kleine Staaten zerstückeln, über Ruinen und Leichen werde das Ungethüm der Dictatur oder Tyrannei einherschreiten, sie alle verschlingen und die Republik verdrängen. Der Convent gerieth in die Gewalt des Pöbels und verfügte Hausarrest über eine Reihe Deputirter, darunter Lanjuinais. Sein muthiges Auftreten erweckte große Bewunderung, Rennes und Saint-Malo sandten ihm Glückwunschadressen; vergebens aber suchte er in einer Erzählung über den Aufstand vom 2. Juni das Volk zur Rettung der Freiheit anzuspornen, die wilden Leidenschaften beherrschten Frankreichs Geschicke. Am 3. Juni forderte er vom Convente, vor Gericht gestellt zu werden, und als er die Allmacht der Schreckensmänner erkannte, beschloß er zu fliehen, wobei ihm der für geleistete Dienste dankbare Marquis von Châteaugiron vorzüglich half; am 23. Juni entkam er mit dessen Hauslehrer, Abbé Baron, aus seiner Wohnung, blieb zwei Tage auf einem Landgute des Marquis und eilte mit einem auf «Jean Denis, écrivain»

lautenden Passe nach Caen, wo andere Girondisten den Widerstand der Departements gegen Paris zu organisiren suchten, und nach Rennes, wo ihn der Jubel seiner Landsleute begrüßte; hier schrieb er gegen die neue Verfassung vom 25. Juni «Dernier Crime de Lanjuinais aux assemblées primaires sur la constitution de 1793» (1793).

Am 11. Juni drohte Drouet Defermont zu erschießen, wenn er Lanjuinais, dessen Versteck er kenne, nicht ausliefere, und am 8. Juli wurde dieser vom Convente als Vaterlandsverräther erklärt und geächtet. Sobald Carrier in Rennes eintraf, um den Terrorismus schrankenlos auszuüben, Herbst 1793, mußte sich Lanjuinais in seinem Hause in einem Speicherraume versteckt halten; 18 Monate verbrachte er in seinem engen und ungesunden Zufluchtsorte, Wachen lagen im Hause und Carrier veranstaltete beständige Nachsuchungen nach ihm; seine Rettung hatte er nur seiner Frau und einer Magd zu danken. Seine Mutter, sein Bruder, seine Schwester und seine kleine Tochter verfielen dem Gesetze gegen die Verdächtigen und kamen in Haft, seine Frau rettete sich vor der Aechtung, indem sie sich am 12. Nov. von ihm schied. Hierdurch minderte sie den Argwohn der Schreckensmänner, blieb in Freiheit und im Besitze ihres eigenen Vermögens; nur die Güter ihres Gatten wurden eingezogen. Der Sturz Robespierre's gab ihm noch nicht die Freiheit, aus seinem Verstecke arbeitete er an der Erlösung seiner Familie aus der Haft und erreichte sie erst nach mehreren Monaten, noch immer suchten die Wachen nach ihm, seine Frau verbarg ihn in einem Alkoven. Im November 1794 forderte er in einer Petition an den Convent Richter, bald wandte er sich wieder an denselben und am 8. Dec. wurde er mit den übrigen Resten der Gironde vom Convente wieder in den Genuß seiner bürgerlichen Rechte eingesetzt, am 8. März 1795 in den Convent zurückgerufen. Sofort ließ er seine Scheidung annulliren und wollte nach Paris eilen. Er hatte die freiheitlichen Träumereien schwer gebüßt und abgestreift, so wurde ihm die Rückkehr zur Monarchie nicht schwer. Zur Pacification der Chouans abgesandt, begab er sich nach La Mabilais, übte bei den Conferenzen mit ihnen viel Einfluß und traf im Mai 1795 in Paris ein, wo er vom Convente jubelnd aufgenommen wurde. Er wurde in die Commission der Elf gewählt, welche die Verfassung vom Jahre III redigirte, und am 7. Juni 1795 Präsident des Convents. Am 20. Mai d. J. beleidigten ihn die Insurgenten, vergebens sprach er für Lesage's maßvollen Antrag, compromittirte Deputirte vor die gewöhnlichen Gerichte zu verweisen. Eifrig trat er ein für die Restitution der Güter, die auf revolutionärem Wege Verurtheilten weggenommen waren, und behauptete, Schuldige wie Unschuldige seien nicht abgeurtheilt, sondern ermordet worden. Am 29. Juni gelangte auf den Antrag von Lanjuinais und Boissy d'Anglas das Gesetz vom 28. März 1793, welches die Emigranten für in Frankreich bürgerlich todt erklärte, an die Ausschüsse, und am 12. Juli nahm der Convent auf Lanjuinais' Antrag das Gesetz vom 22. Aug. 1793 zurück, welches den Aeltern flüchtiger Priester die Auslieferung von deren Gütern gebot. Durchaus moderantistisch war sein Auftreten, er handelte voll Humanität für die Verfolgten der Revolution, deren Ausartungen ihn belehrt hatten, und veranlaßte die Streichung vieler Emigranten und Priester aus den Aechtungslisten. Lanjuinais war unter den wärmsten Fürsprechern der religiösen Interessen und bewirkte am 30. Mai 1795 das Decret, welches die noch nicht veräußerten kirchlichen Gebäude den Gemeinden zu gottesdienstlichen Zwecken zurückerstattete; die Ausschüsse für Wohlfahrt, für allgemeine Sicherheit und für Gesetzgebung betrauten ihn mit einem Entwurfe in Sachen der Restitution der Kirchen und der Convent nahm denselben an. Die Reste der Schreckensmänner verabscheuten ihn und die Thermidorianer wie Tallien widmeten ihm gleiche Gefühle. Am 1. Aug. sprach er für das Erbgesetz, am 5. Oct. (13. Vendémiaire) suchte er den Convent von der Entfesselung des Bürgerkrieges zurückzuhalten, wollte nicht, daß die Versammlung die Allianz der Fäuste der Antons-Vorstadt suche, und unterstützte Gamon's Antrag, man solle mit den Sectionen in Unterhandlung treten; am 15. Oct. bezeichnete ihn Tallien geradezu als Mitschuldigen der Royalisten und Sektionen am 13. Vendémiaire; er hielt es unter seiner Würde, sich zu vertheidigen, was hierauf Louvet, Siehes und Legendre, sein Antagonist von früher, übernahmen. Lanjuinais verkehrte viel mit Frau von Staël und Josephine de Beauharnais und war mit Hoche und Moreau befreundet.

Nach Einführung der Directorialverfassung wurde der unbestechliche Ehrenmann in 73 Departements und fast immer als erster auf den Listen in die gesetzgebende Behörde gewählt und trat in den Rath der Alten. Hier widersetzte er sich voll Energie allen Ausnahmegesetzen und unconstitutionellen Maßnahmen. Bei den Neuwahlen im Mai 1797 trat er aus und ging nach seiner Vaterstadt, wo er als Privatmann lebte und sich vom Royalismus fern hielt. Zum Professor der Gesetzgebung an der dortigen Centralschule ernannt, ließ er einen brauchbaren Leitfaden für sein Fach drucken, daneben versah er aus Gefälligkeit die vacante Stelle des Professors für allgemeine Grammatik, wie er bedeutende Kenntnisse auf dem Gebiete der Philologie und speciell der orientalischen Sprachen besaß. Im J. 1795 erschien sein «Rapport sur l'effet rétroactif des lois du 12 brumaire, du 17 nivôse an II», und jetzt denuncirte er in dem «Journal de l'Ouest» die Manöver der Royalisten, aber auch gegen sie wollte er nur gesetzliche Mittel in Anwendung gebracht wissen und missbilligte darum die Revolution vom 18. Fructidor. Nach dem 18. Brumaire kam er in den Gesetzgebenden Körper und am 22. März 1800 in den Senat. In diesem zeichnete er sich durch unabhängiges Urtheil und feste Gesinnung aus, bekämpfte Bonaparte's Verfolgungssucht gegen Jakobiner und Royalisten wie seine autokratischen Gelüste als Haupt der schwachen Opposition des Senats; 1802 sprach er im Senate gegen das lebenslängliche Consulat und bei der Abstimmung allein von 61 Votirenden auch gegen

die Verlängerung des Consulats, aber ihm selbst erschien Widerstand vergeblich und Gefügigkeit nöthig. Im Mai 1804 war er unter den wenigen Senatoren, die gegen die Errichtung des Kaiserthums sprachen. Im Senate beobachtete er meistens Schweigen, nur protestirte er mit seinem Votum gegen jene despotischen Maßregeln des Kaisers, welche die Sanction des Senats erhielten. Trotz seiner Opposition erhob ihn Napoleon 1808 zum Reichsgrafen und er nahm zur Devise «Dieu et les lois». Mit Target, Portalis, Malleville u. a. begründete er eine Akademie für Gesetzgebung, entwarf ihre Lehrprogramme, ließ daran 14 Lehrstühle errichten und nahm selbst den für römisches Recht ein; trotzdem er lateinisch vortrug, hatte er viel Zuspruch, Dupin der Aeltere gehörte zu seinen Schülern, aber 1804 bereits ging die Schule zu Grunde, als der Kaiser Rechtsschulen gründete. Lanjuinais betrieb seitdem besonders Orientalia, schrieb darüber im «Magasin encyclopédique» und im «Moniteur» und arbeitete an den «Mémoires de l'Académie Celtique» auf archäologischem und historischem Gebiete; am 16. Dec. 1808 ernannte ihn die historische Klasse des Instituts von Frankreich zum Mitglied. Im J. 1808 erschien in Paris «Notice sur l'ouvrage de l'évêque et sénateur Grégoire intitulé: De la littérature des Nègres» und 1809 «Christophe Colomb, ou notice d'un livre italien concernant cet illustre navigateur».

Mit einigen gleichgesinnten Genossen erklärte sich Lanjuinais am 2. April 1814 im Senate für die Absetzung des Kaisers, wurde von Ludwig XVIII. am 4. Juni zum Pair von Frankreich ernannt, vertheidigte aber auf der Rednerbühne stets die Freiheit; war die Monarchie für die Franzosen nöthig, so zog er, im Herzen nach wie vor Republikaner, die Bourbons den Bonaparte vor. Am 6. April sprach er im Senate gegen den Verfassungsentwurf, 1814 erschien seine «Proposition faite au Sénat le 26 avril 1814» im Drucke, im October widersetzte er sich bei den Pairs dem Censurgesetze, und Macdonald's Vorschlag wegen der Emigrantenentschädigung wurde von ihm bekämpft, um nicht den Emigranten auf Unkosten der Nation zu viel Wohlthaten spenden zu lassen. Nach Napoleon's Rückkehr von Elba zog er sich im März 1815 aufs Land zurück und weigerte sich, als Mitglied des Instituts und Commandeur der Ehrenlegion einen neuen Eid zu leisten. Napoleon zog ihn nicht in die Pairskammer, aber Paris und das Departement Seine-et-Marne sandten ihn in die Repräsentantenkammer, die ihn zu ihrem Präsidenten wählte. Der Kaiser wollte die Wahl nicht sanctioniren, zumal er seinem Bruder Lucian den Kammervorsitz zugedacht hatte, aber Carnot stimmte ihn um und die Kammer wollte von Lucian's Präsidium nichts wissen, Lanjuinais erhielt es am 3. Juni. Er mußte sich als Präsident in ziemlich passiver Rolle verhalten, nur nahm er an der Discussion über die Adresse an Napoleon Antheil und veranlaßte die Ersetzung des Wortes «großer Mann» durch «Held». In der Nacht des 21. Juni wohnte er in den Tuilerien einer Comitésitzung an, um über Napoleon's abermalige Abdankung zu berathen, und war für letztere, während Fouché ihn beauftragte, die Kammern auf die Rückkehr der Bourbons vorzubereiten. Als die Kammer die Abdankung Napoleon's angenommen hatte, überbrachte er demselben die Acte und aus seinen Worten ersah Napoleon, daß von der Thronbesteigung seines Sohnes nicht die Rede sein würde. Als am 7. Juli die Kammer trotz Lanjuinais' Einsprache militärisch geschlossen wurde, eilte eine große Zahl Deputirter zu ihm und protestirte mit ihm am 8. gegen die Vergewaltigung. Eine neue Kammer wurde einberufen und der König ernannte Lanjuinais zum Präsidenten des Wahlcollegs in Rennes, in welcher Stellung er den heftigsten Kampf mit den Ultraroyalisten und Angreifern der Charte durchzufechten hatte. Nach Paris zurückgekehrt, bekämpfte er bei den Pairs einen ministeriellen Gesetzentwurf wegen Sicherheitsmaßnahmen gegen politischer Attentate Bezichtigte als einen Eingriff in die individuelle Freiheit und eine herbe Ungerechtigkeit; als die Kammer den Entwurf annahm, ließ er seine «Opinion sur la loi concernant des mesures de sûreté contre les inculpés d'attentats politiques» (Paris 1815) erscheinen, und als ihn am 3. Nov. der Herzog von Saint-Aignan über diese Veröffentlichung tadelte und eine Rüge gegen ihn beantragte, antwortete er mit dem «Mémoire justificatif pour le comte Lanjuinais, pair de France, ... dénoncé par quatre de ses collègues pour avoir imprimé et publié son opinion sur le projet de la loi nouvelle concernant des mesures de sûreté générale, avec des notes sur un libelle intitulé: Réfutation de l'opinion de Mr. le comte de Lanjuinais etc.» (Paris 1815).

Im Processe des Marschalls Ney widersprach Lanjuinais der Verfügung, wonach Ney sich bei seiner Vertheidigung nicht auf die Capitulation von Paris, die ihn decke, berufen dürfe; in der Pairskammer votirte er für die Deportirung Ney's. Energisch bekämpfte der Graf die Ausschreitungen der Reaction, gegen die er die Charte verfocht; der Ultraroyalismus der servilen Kammern eckte ihn an. Seiner Schrift «De l'Initiative des Chambres; opinion de Mr. le comte Lanjuinais prononcée en la chambre des pairs le 24 février 1816, à l'occasion du projet de loi sur la formation de la chambre des pairs en cour de justice criminelle» (Paris 1816) folgten ebenda in demselben Jahre «Opinion contre la résolution de la chambre des députés relative aux libéralités et immeubles territoriaux au profit du clergé, prononcée le 5 mars 1816 à la chambre des pairs» und «Opinion contre la résolution pour supprimer les pensions des prêtres mariés». Er bekämpfte die Wünsche der Chambre introuvable, dem Klerus den alten Reichthum vor 1789 wieder zu verschaffen, wie die ungerechte Einziehung der Pensionen der Priester, welche während der Revolution geheirathet hatten, ebenso den Gesetzentwurf zur Wiedererrichtung der Prévôtalgerichte und das Amnestiegesetz, welches er als Aechtungsgesetz geißelte. Nach der Entlassung der Chambre introuvable trat Lanjuinais auf die Seite

des Ministeriums, unterstützte es nach besten Kräften, kämpfte eifrigst für das freisinnige Wahlgesetz und das Rekrutirungsgesetz von 1817. Im J. 1817 erschienen in Paris die «Appréciation du projet de loi relatif aux trois Concordats, avec les articles du dernier Concordat, ceux du projet de loi et une Revue des ouvrages sur les Concordats» (4. Aufl. 1818), «Opinions de M. M. les comtes de Boissy d'Anglas, Lanjuinais et le duc de Broglie relatives au projet de loi sur la liberté individuelle», «Notice de la Dissertation de feu M. Baradère, curé, sur l'usure» und «Du Conseil d'État et de sa compétence sur les droits politiques des citoyens, ou examen de l'article de la loi sur les élections du 6 février 1817», in welcher letzteren Broschüre er die Verfassung des Staatsrathes angriff und die Gefahr nachwies, Wahlfragen einer unabsetzbaren Commission zu unterwerfen. Stets trat er ritterlich für die Zurückberufung der Geächteten und die Wiedereinsetzung der 29 Pairs aus den Cent Jours ein, verlangte, daß die willkürlich suspendirten Gehalte Gregoire's, Monge's u. a. ausbezahlt würden, und unterstützte lebhaft das Ministerium bei der Erörterung des Antrags Barthélemy gegen das Wahlgesetz von 1817. Er denuncirte die Umtriebe der Ultraroyalisten, enthüllte auf der Tribüne die Existenz einer «Westarmee», die in Banden mit der grünen Cocarde umherziehe, und wurde darum vom Präsidenten zur Ordnung gerufen. Er sprach 1818 gegen die ungeschickten Unterhandlungen mit Rom wegen des Concordats und im Februar 1819 verfocht er unbeugsam das Wahlgesetz, tadelte bitter «die Faction der Privilegirten», griff die strafbaren Umtriebe gegen die Charte an und ließ sich durch kein Murren beirren, jetzt so wenig wie in den Tagen der Gironde, erreichte aber nichts von seinen Absichten. Im J. 1818 erschien in Paris seine Schrift «Des Dépenses et des Recettes de l'État pour l'an 1818, et du Crédit public», 1819 folgten 2 Bände «Constitution de la nation française, avec un essai de traité historique et politique sur la Charte et un recueil de pièces corrélatives», «La Charte, la Liste civile et les Majorats», mit einem Nachtrage über die Schädlichkeit der Majorate im gleichen Jahre nochmals ausgegeben, und «Opinion sur la proposition de substituer une autre peine à celle de la déportation», 1820 «Examen du système de M. Flauguergues établissant la dictature du roi et des chambres ou leur pouvoir de changer la constitution sans observer aucune forme spéciale». Als das Ministerium Decazes seine letzten Karten ausspielte, um am Ruder bleiben zu können, sprach Lanjuinais lebhaft gegen seine Schaukelpolitik und ließ «Cinq discours prononcés à la chambre des pairs pour faire conserver: 1. la liberté individuelle; 2. la liberté de la presse ou des journaux; 3. la loi des élections du 5 février 1817» (Paris 1820) erscheinen. Er trat in die Reihen der Opposition zurück und bekämpfte, ihnen jeden Fußbreit streitig machend, die reactionären Schritte der Ministerien Richelieu und Villèle. Im J. 1820 erschienen «Contre les privilèges de surséance légale au payement des dettes privées» und «Discours sur le nouveau projet de loi sur les élections», 1821 «Histoire abrégée de l'inquisition religieuse en France, suivie de l'Opinion contre le projet relatif aux pensions ecclésiastiques, autrement à l'érection de trente évêchés nouveaux», «Mémoires sur la religion, avec des tableaux de la discipline et des mœurs du temps présent dans les différentes communions; premier mémoire: Des officialités anciennes et nouvelles», «De l'Organisation municipale en France, et du projet présenté aux chambres en 1821 par le gouvernement du roi sous l'empire de la charte», wobei ihm Kératry half, «Vues politiques sur les changements à faire à la constitution d'Espagne afin de la consolider, spécialement dans le royaume des Deux-Siciles» und «Discours prononcé le 26 décembre 1820 sur la compétence de la chambre des pairs en crime d'attentat à la sûreté du roi et des membres de sa famille», 1822 «Contre le nouveau projet de loi relatif aux délits de la presse», 1823 «Études biographiques et littéraires sur Ant. Arnauld, P. Nicole et Jacq. Necker, avec une Notice sur Christ. Colomb» und «La Religion des Indous selon les Vedah, ou analyse de l'Oupnek'hat publié par Anquetil du Perron en 1802», 1824 «Contre un article du projet de loi de timbre et d'enregistrement qui suppose les congrégations religieuses assez bien autorisées, leur attribue des privilèges en matière d'impôts etc., avec des Réflexions sur le nouveau projet de loi relatif aux maisons religieuses de femmes» und «Tableau général de l'état politique intérieur de la France depuis 1814 et de l'Angleterre depuis 1716, ou discours de M. le comte Lanjuinais contre la septennalité», 1825 «Examen du huitième chapitre du Contrat social de J. J. Rousseau, intitulé De la religion civile», «La Bastonnade et la Flagellation pénales considérées chez les peuples anciens et chez les modernes» und «Contre le Rétablissement des Péchés de Sacrilège dans le Code criminel», 1826 «Les Jésuites en miniature, ou le livre du Jésuitisme (von de Pradt) analysé, avec quelques mots sur des Réflexions nouvelles de M. l'abbé de La Mennais, et sur la vie de Scipion Ricci, évêque de Pistoje» und «Discours contre le projet de rétablir et d'aggraver les privilèges d'aînesse, de masculinité, de substitution» (neue Ausgabe 1826, vermehrt um Lanjuinais' «Discours spécial sur les substitutions»). Als Anhänger der gallikanischen Freiheiten griff Lanjuinais in der Pairskammer und in der Presse die Versuche der Minister an, die alten Concordate wieder aufleben zu lassen, geistliche Gerichtshöfe wieder einzuführen, die privilegirten Klöster zu mehren und die weltliche Macht der geistlichen Autorität unterzuordnen; ohne Rücksicht verwarf er die Prätensionen der Päpste auf die absolute Herrschaft der Kirche und auf Unfehlbarkeit. Man hielt den Gegner der Jesuiten für einen Jansenisten, aber er dachte nicht daran, Jansen's Lehre von der Gnade zu bekennen, war dem Katholicis-

mus aufrichtig zugethan, ohne je Proselytenmacherei oder Intoleranz zu treiben und ein freies Urtheil in kirchlichen Dingen auszuschließen, wie er auch mit Volney eng befreundet war, mit St. Simon, Fourier und Wronsky in Beziehungen stand. Im J. 1822 bekämpfte er Villèle's berüchtigtes Preßgesetz als «ein Edict des Tiberius, Nero und Diocletian», 1825 das Sacrilegiumsgesetz als eine «Wiedereröffnung der Beinhäuser der Intoleranz», 1826, wo er bereits krank war, das Recht der Erstgeburt und der Substitutionen. Unermüdlich studirte er Philosophie, Orientalia und Literatur; er schrieb in die «Mémoires de l'Académie Celtique», in die «Annales Encyclopédiques», in die «Chronique Religieuse», zu deren Begründern er gehörte, in die «Revue Encyclopédique», in den «Mercure de France», in die «Annales de Grammaire», in das «Journal de la Société Asiatique», in die «Encyclopédie moderne» Courtin's u. s. w., verfaßte den «Discours préliminaire sur l'histoire de la Grammaire générale» und Noten zu einer neuen Ausgabe der «Histoire naturelle de la parole» von Court de Gebelin (1816) und ein «Fragment historique sur le 31 mai» (1825) zur Conventsgeschichte von Durand de Maillane, ferner Arbeiten «Sur la langue chinoise» und «Sur les vases murrhins»; kurz vor seinem Tode vollendete er die Uebersetzung aus dem Sanskrit von dem «Baghavadgita» und schrieb ein «Mémoire historique sur la célèbre maxime de l'édit de Pistes de 884: Lex fit consensu populi et constitutione regis»; 1832 erschien noch «Opinion de M. le comte Lanjuinais sur le Divorce, prononcée à la chambre des pairs en 1816». Sein Sohn (s. d. folgenden Art.) publicirte 1832 in Paris in 4 Bänden seine «Oeuvres complètes», denen er eine «Notice historique sur Jean Denis Lanjuinais» (2. Aufl. 1855) voranstellte. Lanjuinais gehörte auch der Akademie an.

Nie trübte ein Verdacht den fleckenlosen Charakter des Mannes, dessen vielseitiges Wissen allgemeine und competenteste Anerkennung fand und der zu Frankreichs besten Publicisten gehörte; durch und durch wahrhaft, bekämpfte er alle Götzen der Lüge und Ungerechtigkeit, bis ins Greisenalter kampfbereit wie ein Jüngling; gewiß war er einer der reinsten Menschen der Revolution und Restauration.

Seit 1826 an einem Herzübel leidend, erlag er einer hinzutretenden Gehirnentzündung am 13. Jan. 1827 in Paris, fast 74 Jahre alt. Die Pairswürde ging auf seinen ältesten Sohn, den Grafen Paul Eugène de Lanjuinais, über, der am 6. April 1789 in Rennes geboren, 1848 starb; auch über ihn schrieb sein Bruder (s. d. folgenden Art.) 1848 eine «Notice historique».

(*Arthur Kleinschmidt.*)

LANJUINAIS (Victor Ambroise, Vicomte de), jüngerer Sohn des Vorigen, geboren am 5. Nov. 1802 in Paris, studirte dort die Rechte, wurde 1821 bereits Advocat, was er bis 1830 blieb, um dann Substitut des Staatsprocurators am Civiltribunale der Seine zu werden; auch erhielt er das Generalsecretariat an der Postverwaltung, aber seine fortschrittliche Gesinnung brachte ihn schon 1831 um seine Stellen. Im J. 1837 sandten ihn die Wähler von Nantes in die Deputirtenkammer und der König verlieh ihm das Kreuz der Ehrenlegion. Im J. 1839, 1842 und 1846 wurde sein Mandat erneut. Er gehörte der Opposition an, blieb aber allen Extremen fern und stimmte mit der tiers-parti. Er war für die Unvereinbarkeit mehrerer Aemter in einer Person und für die Aufnahme der Capacitäten in die Wahlcollegien, hingegen bekämpfte er die prinzlichen Dotationen und die Errichtung neuer Befestigungen, rügte die Brandmarkung einiger legitimistischer Deputirten, stimmte gegen die Indemnität Pritchard's und enthüllte auf der Tribüne die Unterschleife Benier's in der Verproviantirung der Armee. Im J. 1845 kaufte er mit de Tocqueville und de Corelle das Journal «Le Commerce», in dem er besonders ökonomische und maritime Fragen behandelte. Aus Ueberzeugung und mit großem Eifer widersetzte er sich 1847, obgleich ein Mann der Opposition, den Reformbanketen und lehnte den Besuch des am 9. Juni 1847 im Château-rouge abgehaltenen ab. Nach der Revolution von 1848 sandte ihn das Departement Loire-Inférieure in die Constituirende Nationalversammlung; er war mit 127,000 Stimmen der erste auf der Liste gewesen. Obgleich ein Freund der constitutionellen Monarchie, diente er aufrichtig der Republik, die sein Vaterland jetzt vorzog, wurde Mitglied und erster Secretär des Finanzausschusses, bekämpfte energisch die socialistischen Meinungen, trat für die ökonomischen Lehren der liberalen Schule ein und hielt sich auf der Bahn der gemäßigten Rechten. Er war ein Gegner von allzu viel Papiergeld und ergriff die Initiative für die Consolidirung der Staatsscheine und Sparkassenbüchlein und für die Ausgabe einer Anleihe von 200 Millionen in Renten auf den Staat; de Lasteyrie und Berryer unterstützten seine Vorschläge, die lebhaft angegriffen wurden, und er drang durch, da der Gouverneur der Bank von Frankreich und der Syndikus der Makler seine Ansicht theilten. Ihm wurden Berichterstattungen über Sparkassen, Staatsscheine und Gründung neuer Banken übertragen und er saß in der Untersuchungscommission, welche nach den Urhebern der Aufstände vom 15. Mai und 23. Juni fahndete, gehörte in ihr der Majorität an und nahm eifrigst Antheil an ihren Arbeiten. Im November suchte er neue Collisionen der Parteien zu verhüten, indem er zu Rateau's Antrag auf Auflösung der Constituante das Amendement stellte, die Constituante möge sich freiwillig auflösen, nachdem sie das Wahlgesetz votirt habe. Bei den Generalwahlen in die legislative Nationalversammlung wurde Lanjuinais übergangen, weil er legitimistischen Werbern keine Restaurationsversprechungen ablegen wollte, und zog sich aufs Land zurück. Aber am 2. Juni 1849 erfolgte seine Ernennung zum Minister des Ackerbaues und Handels im Cabinet Odilon Barrot's, und durch die Unterstützung der Union électorale kam er bei den Ergänzungswahlen in Paris am 13. Juli in die Legislative; er war der Erste auf der Liste, hatte selbst mehr Stimmen als Ludwig Lucian Bonaparte, 127,556, und nahm seinen Sitz

bei der gemäßigten Rechten. Interimistisch ersetzte Lanjuinais auch de Falloux im Ministerium des Unterrichts und erwirkte den Bischöfen die Erlaubniß, sich aus freien Stücken 1849 zu Provinzialsynoden versammeln zu dürfen, wobei sich die Regierung alle ihr durch das Concordat zustehenden Rechte unversehrt wahrte. Als Handelsminister setzte Lanjuinais die Verminderung der Quarantaine für aus der Levante kommende Schiffe durch. Ein Anhänger parlamentarischer Regierung, konnte sich der Vicomte nicht mit der persönlichen Politik des Prinz-Präsidenten befreunden und trat mit Odilon Barrot am 31. Oct. 1849 aus dem Ministerium. Seitdem näherte er sich der republikanischen Minorität. Er nahm an mehreren Commissionen von Belang Antheil, wurde Präsident und Berichterstatter der Commission, welche Production und Verbrauch des Schlachtfleisches in Frankreich prüfte, und entwarf für sie einen Generalbericht, wie er einen Specialbericht über die Ergänzung der Seesoldaten schrieb. Im J. 1852 publicirte G. Hubbard seine ökonomischen Arbeiten; er schrieb mancherlei, so 1855 in der «Revue des Deux Mondes»: «Nouvelles recherches sur la question de l'or», und die Biographien von Vater und Bruder.

Am 14. Jan. 1851 erstattete er für die Commission Bericht, welche wegen der Maßregeln berieth, die nach der Absetzung des Generals Changarnier zu ergreifen seien, und die Ausführungen der Commission enthielten manchen Tadel des Ministeriums, das nun fiel. Im Juni stimmte er gegen die Verfassungsrevision und am 17. Nov. für den Quästoren-Antrag, sodaß der Prinz-Präsident genau wußte, wie wenig er für ihn eingenommen sei. Am 2. Dec. begab sich Lanjuinais mit einer Reihe Genossen zu Odilon Barrot, wo sie einen Protest gegen den Staatsstreich erließen, den Prinz-Präsidenten für abgesetzt erklärten u. s. w.; dann ging er auf die Mairie des 10. Arrondissements, nahm hier an allen Schritten der versammelten Gegner des Präsidenten theil und unterzeichnete den Protest gegen ihn. Soldaten trieben die Versammlung zu Paaren, auch Lanjuinais wurde verhaftet und nach Vincennes geschafft, aber schon am 5. Dec. wieder freigegeben. Er enthielt sich lange aller öffentlichen Functionen, da er keinen politischen Eid schwören wollte, und lehnte 1857 die ihm von der Opposition angebotene Wahlcandidatur in den Gesetzgebenden Körper ab. Im J. 1863 erst nahm er ein Mandat in denselben von der Opposition an, der zweite Bezirk der Loire-Inférieure wählte ihn mit 12,248 von 24,048 Stimmen. Im Mai 1864 trennte er sich von seinen Collegen von der Linken, um das Coalitionsgesetz zu unterstützen. Er starb in Paris am 1. Jan. 1869.

(Arthur Kleinschmidt.)

LANNER (Joseph Franz Karl), berühmter Tanzcomponist, war geboren zu Wien am 11. April 1800 (nach anderen den 12. April 1801). Lanner's Vater, ein Handschuhmacher, ließ den Knaben, bei welchem sich ein auffälliges Talent zur Musik zeigte, gewähren, als dieser auf eigene Hand sich ganz der Tonkunst zuwendete. Ohne eigentlichen systematischen Unterricht erwarb sich Lanner bald eine ansehnliche Fertigkeit im Violinspiele, sowie im Arrangiren und Componiren. Er gründete in seinem Bekanntenkreise ein Quartett, welches sich bald zu einem Orchester erweiterte, für das er Ouvertüren und andere Werke arrangirte und selbst verschiedene Sachen, Ouvertüren, eine Symphonie, Potpourris, vor allem aber Tänze componirte; auch schrieb er noch die Musik zu einigen Melodramen und zu einer Pantomime. Ueber 200 Tänze von ihm erschienen im Drucke. Lanner erweiterte die Form des Walzers zu dem sogenannten Concerttanze, welcher gewöhnlich aus einer nicht tanzartigen Einleitung, aus 4—6 kleinen Walzersätzen und einem längeren Finale besteht. Die Exactität seiner Orchesterleistungen, sowie das Bestrickende, Anmuthende und wirklich Gemüthvolle jener größeren, ausgeführten Tänze machten ihn zum Liebling des wiener Publikums und veranlaßten seine Ernennung zum Kapellmeister des zweiten Bürgerregimentes und zum Ehrenbürger Wiens. Lanner starb in den Jahren des kräftigsten Mannesalters unerwartet zu Oberdöbling bei Wien am 14. April 1843.

(A. Tottmann.)

LANNES (Jean, Herzog von Montebello), französischer Marschall. Zu Lectoure (Departement Gers) am 11. April 1769 als Sohn eines Stallknechts geboren, lernte Lannes bei einem Priester lesen und schreiben und trat mit fünfzehn Jahren in Auch bei dem Färber Dulau in die Lehre. Im J. 1792 aber ließ er sich in ein Bataillon freiwilliger Nationalgarden des Departements Gers anwerben, wurde sofort Feldwebel und nahm Dienste bei der Armee der Ostpyrenäen, in der er sich bald durch tollkühnen Muth bekannt machte. Schnell durchlief er die Grade und war schon 1795 Brigadechef (Oberst). Trotzdem strich ihn 1795 der Delegirte für das Kriegswesen im Wohlfahrtsausschusse, Aubry, aus den Reihen der diensthuenden Offiziere als unfähig, und entrüstet eilte Lannes sofort zu Bonaparte, als dieser an die Spitze des italienischen Heeres trat; General Bannel stellte ihn dem Obergenerale vor, bei dem er als einfacher Freiwilliger in Dienst trat, um rasch seine Aufmerksamkeit zu erregen und seine Achtung zu verdienen. Im Feldzuge des J. 1796 konnte sich Lannes mehrfach hervorthun, besonders bei Millesimo, wo er auf dem Schlachtfelde das Commando einer Halbbrigade Linientruppen erhielt, bei Dego, bei Fombio und bei Lodi. Wieder in seinem alten Grade angestellt, wurde er von Bonaparte zur Verbrennung der Stadt Binasco abgesandt, die sich gegen die Franzosen erhoben hatte; er trieb den Vortrab der Insurgenten zurück, zündete, um Pavia zu erschrecken, Binasco an und that sich bei der Einnahme Pavias so hervor, daß er Brigadegeneral wurde. Bei der Avantgarde des Generals Dallemagne diente er im Juni vor Mantua, erstürmte die Georgs-Vorstadt und besetzte den Brückenkopf, doch glückte die Wegnahme Mantuas trotz seines Ungestüms nicht. Er warf sich den vom Senate Genuas geduldeten Banden der Barbets entgegen, schlug sie und bestrafte sehr hart ihre Gönner bei Adel und Landvolk, zeichnete sich bei Bassano am 8. Sept. aus, wurde bei dem Kampfe an

der Brücke von Governolo am 23. d. M. verwundet und ließ sich bei Arcole trotz zwei erhaltener Schüsse nicht in der ungestümen Kampflust hemmen, bis ihn am Brückenkopfe ein neuer Schuß bewußtlos niederwarf. Kaum geheilt focht er voll Bravour bei Rivoli, rückte auf Rom vor und nahm Imola, ging nach dem Vertrage von Tolentino (Februar 1797) nach Rom, wo ihn der Papst gütig empfing, erhielt das Commando einer mobilen Colonne von 1200 Mann, mit denen er im Genuesischen vordrang, nahm den Flecken Argenta, zerstreute großentheils die Insurgenten, deren Führer er erschießen ließ, und dehnte seine harten Maßregeln bis Tortona aus. Nachdem der Friede von Campo-Formio abgeschlossen worden war, kehrte der junge General nach Paris zurück und empfing das Commando in den Departements Drôme, Isère, Ardèche und Gard.

In Kleber's Division nahm Lannes 1798 an der ägyptischen Expedition theil; er befand sich bei der Einnahme Maltas, bei den Gefechten gegen die Mameluken vor Kairos Eroberung, verfolgte Ibrahim-Bei und machte die syrische Expedition mit. An der Spitze einer Division half er zum Sieg über die Türken bei Gaza im Februar 1799 und that sich bei der Erstürmung von Jaffa im März rühmlich hervor, gewann am 15. d. M. wesentliche Vortheile über den Feind, wurde aber am 8. Mai bei dem Sturme auf Saint-Jean d'Acre schwer verwundet. Bei dem Rückzuge des Heeres nach Aegypten entwickelte er viel Umsicht, aber bei dem Angriffe auf eine Redoute vor Abukir erhielt er am 25. Juli wieder eine schwere Wunde; er leitete nun die Belagerung des Forts von Abukir und schließlich mußte es capituliren. Am 22. Aug. verließ er mit Bonaparte Aegypten und kehrte nach Paris heim. Als begeisterter Anhänger und Freund Bonaparte's gewann er für dessen Staatsstreich viele Offiziere der Infanterie und leistete ihm am 18. und 19. Brumaire große Dienste, als Divisionsgeneral den Posten an den Tuilerien haltend. Als in Toulouse eine Gegenbewegung drohte, hielt er mit eiserner Hand die Ordnung aufrecht; der Erste Consul übertrug ihm das Commando der 9. und 10. Militärdivision und am 16. April 1800 den Oberbefehl wie die Inspection der Consulargarde. An der Reservearmee, welche der Erste Consul nach Italien führte, befehligte Lannes die Avantgarde; er führte dieselbe über den St.-Bernhard, warf die Kaiserlichen aus allen Positionen, erstürmte am 22. Mai Ivrea und warf den Feind am 26. nach der Chiusella zurück, ihn überall am Po-Uebergange hemmend. Er bemächtigte sich Pavias, nahm die feindliche Stellung bei Stradella, rückte auf Casteggio vor und bereitete dem Generale Ott, der Piacenza wiedernehmen wollte, bei Montebello am 9. Juni eine schwere Niederlage; wie Hagelkörner regneten die Kugeln auf seine Reihen. Als Unterfeldherr befehligte er bei Marengo die Divisionen Watrin und Mainoni, denen die Consulargarde als Reserve folgte; er widerstand 7 Stunden lang den Kaiserlichen mit ihren 80 gegen seinen Vortrab gerichteten Kanonen so heldenhaft, daß ihm die Consuln einen Ehrensäbel zuerkannten. Nach Paris zurückgekehrt, übernahm er wieder den Oberbefehl und die Inspection der Consulargarde. Am 14. Nov. 1801 zum bevollmächtigten Minister in Lissabon ernannt, erwies er sich als solcher gänzlich unbrauchbar; gegen die portugiesischen Behörden schlug er einen so hoffärtigen Ton an, daß seines Bleibens nicht sein konnte, er wollte Handelsschiffe in den Tajo einfahren lassen, ohne irgendeine Abgabe zu entrichten, u. s. w. Von Lissabon abberufen und durch Junot ersetzt, erhielt er doch 1805 den portugiesischen Christus-Orden.

Sobald aus Bonaparte Kaiser Napoleon geworden war, wurde Lannes am 19. Mai 1804 Marschall von Frankreich und Herzog von Montebello zur Erinnerung an den 9. Juni 1800; am 1. Febr. 1805 erhielt er den Großcordon der Ehrenlegion mit dem Commando der 9. Cohorte. Napoleon hielt ihn sehr hoch und sagte von ihm auf St.-Helena: «Als ich Lannes zum ersten mal bei der Hand nahm, war er nichts als ein Ignorant (ignorantaccio). Seine Erziehung war sehr vernachlässigt worden; jedoch machte er viel Fortschritte und, danach zu urtheilen, genügt es zu sagen, daß er das Zeug zu einem Generale ersten Ranges hatte. Er besaß große Kriegserfahrung, war bei fünfzig Einzelkämpfen und hundert mehr oder minder wichtigen Schlachten gewesen. Es war ein Mann von ungewöhnlicher Tapferkeit; inmitten des Feuers ruhig, besaß er einen sicheren und durchdringenden Blick, stets bereit, jede günstige Gelegenheit beim Schopfe zu fassen, war in seiner Ausdrucksweise heftig und leidenschaftlich, manchmal sogar vor meinen Augen. Er hing sehr an mir. In seinen Zornausbrüchen gestattete er niemand, ihm Bemerkungen zu machen, und es war selbst nicht immer gerathen, mit ihm zu sprechen, wenn er so heftig war. Dann kam er gewöhnlich zu mir und sagte mir, man könne dem und jenem nicht trauen. Als General war er Moreau und Soult unendlich überlegen..... Bei Lannes siegte der Muth zuerst über den Verstand. Der Verstand wuchs täglich, um sich ins Gleichgewicht zu setzen. Er war sehr überlegen, als er zu Grunde ging. Ich habe ihn als Zwerg aufgenommen und als Riese verloren.»

Die Soldaten hingen bewundernd an dem Herzoge von Montebello, der mit Vorliebe «der Ajax» und der «Roland Frankreichs» genannt wurde. Montholon schildert ihn: «Er war verständig, klug, kühn, vor dem Feinde unerschütterlich kaltblütig. Er besaß wenig Erziehung. Die Natur hatte für ihn alles gethan. Napoleon, der die Fortschritte seines Verständnisses verfolgt hatte, sprach oft sein Erstaunen darüber aus. Er war allen Generalen der französischen Armee auf dem Schlachtfelde in der Manövrirung von 25,000 Mann Infanterie überlegen. Noch jung, hätte er sich vervollkommnet; vielleicht wäre er für die große Taktik fähig geworden, die er noch nicht begriff.»

Früher mit einer gewissen Méric verheirathet, von der er einen Sohn besaß, ließ Lannes als Marschall die Ehe annulliren und heirathete die Tochter des gewesenen Kriegscommissärs de Guéhéneuc, die 1856

starb; nach seinem Tode forderte jener Sohn einen Theil der Erbschaft, aber die Gerichte erklärten ihn für im Ehebruche erzeugt.

Im Feldzuge von 1805 führte der Marschall Herzog von Montebello die Avantgarde der Großen Armee, überschritt am 25. Sept. bei Kehl den Rhein, am 7. Oct. bei Donauwörth die Donau und breitete sich mit Murat auf dem rechten Ufer derselben aus, um Mack und dem Erzherzoge Ferdinand von Oesterreich-Este den Rückzug nach dem Inn zu verlegen. Er kämpfte glücklich am 8. bei Wertingen gegen das Corps Auffenberg, rückte ungehindert vor und half Ulm einschließen; nach Ulms Fall besetzte er Braunau und am 13. Nov. führten er, Murat und Bertrand durch eine Kriegslist und die Dummheit des Fürsten Auersperg die Franzosen nach Wien hinein; bei Hollabrunn unterstützte der Marschall Murat gegen den Fürsten Bagration. Bei Austerlitz führte er am 2. Dec. den linken Flügel des Heeres, gerieth mit den Russen Bagration's aufs wildeste aneinander und nahm trotz aller Gegenwehr dem Fürsten Holubitz weg, zwei Adjutanten fielen an seiner Seite. Nach der Schlacht verfolgte er die geschlagenen Feinde und nahm mit Murat ihnen Gepäck weg; zufolge des Waffenstillstandes vom 6. Dec. besetzte er Mähren. Als 1806 Napoleon gegen Preußen zog, führte der Herzog von Montebello wieder den linken Flügel des Heeres und besiegte die Vorhut des Hohenloheschen Heeres unter dem Prinzen Louis Ferdinand von Preußen am 10. Oct. bei Saalfeld, drängte die vorgeschobenen Posten Hohenlohe's bei Jena am 12. zurück, besetzte Jena und die Höhen am 13. und führte am 14. in der Schlacht von Jena das Centrum zum Sieg; sein Corps begann den Kampf gegen Tauenzien, den er zum Rückzug zwang. Er zog nach Weimar, Halle, Leipzig, Dessau, erreichte am 23. Oct. Treuenbrietzen, näherte sich Tags darauf mit Murat und den Garden Potsdam, überrumpelte am 25. Spandau, und seine wie Murat's Reiterei rückte nach der Capitulation von Spandau auf Oranienburg vor. Im November zog das Corps des Herzogs nach der Weichsel, erschien am 18. Nov. vor Thorn und der Herzog forderte unter Drohungen die Uebergabe, wobei er log, Danzig sei gefallen, die Weichsel bei Ploxk überschritten und Warschau besetzt, aber General Lestocq ließ sich nicht verblüffen. Sehr ungern fügte sich letzterer der Anordnung des Oberbefehlshabers der russisch-preußischen Armee, von Bennigsen, von der Weichsel abzuziehen, die nun Davoust und Lannes Anfang December überschritten, worauf Ney in Thorn eindrang. Am 26. Dec. rückte der Marschall Lannes mit etwa 20,000 Mann gegen den an Truppenzahl weit überlegenen Bennigsen bei Pultusk an und rang mit ihm in mörderischem Kampfe, ohne einen entscheidenden Erfolg zu erzielen, wurde verwundet und ging zur Pflege nach Warschau. Wieder genesen, übernahm er das Commando des Reservecorps und unterstützte Lefèbvre bei der Belagerung von Danzig im Mai 1807 mit 12,000 Mann; im Juni d. J. zog er auf Heilsberg. Hier erschien er am Abende des 10. Juni auf dem Schlachtfelde, ohne dem Treffen eine neue Wendung geben zu können. Bei Friedland hingegen leistete er vorzügliche Dienste: am Morgen des 14. Juni nicht viel über 12,000 Mann stark, wußte er diese Schwäche durch geschickte Aufstellung Bennigsen zu verbergen und den Feind festzuhalten, bis Verstärkung eintraf; mit Mortier drängte er dann den rechten Flügel unter Fürst A. J. Gortschakow, der beide Marschälle angegriffen hatte, auf Friedland zurück. Napoleon ernannte den Freund zum Generaloberſten der Schweizer und nahm ihn 1808 mit nach Spanien, wo er ihm das Commando eines Corps gab. Am 23. Nov. sprengte der Marschall bei Tudela das Heer von Palafox und Castaños total auseinander und trieb die Trümmer auf Madrid zurück, am 21. Jan. 1809 übernahm er an Stelle Junot's die Belagerung der heroischen Stadt Zaragoza, hauchte den hungernden Soldaten frischen Muth ein und erstürmte am 26. Jan. die Außenwerke. «Von Haus zu Haus wurde nun auf Tod und Leben mit den Männern und Weibern gerungen, die Häuser gesprengt oder von den Spaniern selbst angezündet; nach 14 Tagen waren erst 2 bis 3 Straßen genommen: einen solchen Krieg hatten die Franzosen noch nie erlebt. Da brach die Pest aus, Palafox erkrankte, die für ihn eintretende Junta wollte aber nichts von Capitulation wissen, erst am 20. Febr. gab sie alles verloren und am 21. zogen wie Schatten die letzten Helden aus Zaragoza ab». (Kleinschmidt, «Die Aeltern und Geschwister Napoleon's I.», 2. Aufl., Berlin 1886). Bald darauf rief der Kaiser den Herzog von Montebello aus Spanien ab nach Deutschland, gab ihm den Befehl der Divisionen Morand und Gudin und der Marschall rückte am 20. April 1809 gegen Rohr, wurde aber von den Oesterreichern am weiteren Vordringen verhindert (Treffen bei Abensberg). Am 21. half er zur Einnahme Landshuts, am 22. stritt er wacker bei Eggmühl, am 23. bei Regensburg, wo er sich gegen Abend durch eine Bresche in der Mauer den Weg in die Stadt bahnte, die nun besetzt wurde. Mit der Vorhut der Großen Armee zog er auf Wien los, überschritt den Inn und die Traun, erreichte Wien und rückte am 13. Mai ein, nachdem die Stadt kurz beschossen worden war. Am 21. Mai stritt er mit alter Bravour bei Eßling und hielt sich im Besitze des Dorfes, am 22. bildete er aus den Divisionen Saint-Hilaire, Oudinot's und der Cavalerie eine mächtige Angriffscolonne, um die feindliche Aufstellung im Centrum zu durchbrechen; ungestüm griff er an, drängte die Oesterreicher auf der ganzen Linie zurück, dann aber sammelten sich diese und die Franzosen mußten in ihre Stellungen zurückgehen. Es galt, Eßling um jeden Preis gegen die Stürme der Oesterreicher zu behaupten. Das französische Centrum mußte zwischen Eßling und Aspern die furchtbare Kanonade des Feindes aushalten; hier riß eine Geschützkugel dem Marschall das ganze rechte Bein und das linke über dem Fußknöchel weg. Zwölf Grenadiere trugen ihn auf ihren Gewehren nach der Insel Lobau, wo er amputirt wurde, und dann nach Wien. Napoleon war erschüttert, eilte zu ihm und schied betrübt von dem treuen Freunde aus Italien, Aegypten, Syrien, Spanien, Deutschland.

Erst 40 Jahre alt verschied der Herzog von Montebello in Wien am 31. Mai 1809. Die Leiche kam nach Straßburg, dann in das Invalidenhôtel und am 6. Juli 1810 in feierlichem Aufzuge in das Pantheon. In Lectoure wurde dem größten Bürger dieses Städtchens später eine Marmorstatue errichtet. Lannes war ein echter Landsknecht nach Napoleon's Herzen. (*Arthur Kleinschmidt.*)

LANQUART oder Landquart (die), ein rechter Nebenfluß des Rheins im schweizerischen Canton Graubünden, entspringt mit 2 Hauptquellen, dem Sardascaund dem Vereinabache aus den Gletschern der Silbrettagruppe, durchfließt in nordwestlicher Richtung das fruchtbare anmuthige Hochthal Prättigau, das rechts von der Rhätikon-, links von der Hochwangkette umschlossen wird, und tritt durch die enge Felsschlucht Klus in die Rheinebene hinaus, wo er sich in 3 Arme spaltet, von denen der mittlere kanalisirte Hauptarm bei der Station Lanquart der Bahnlinie Chur-Sargans 13 Kilom. nördlich von Chur mündet. Vom Sammelgebiete des Sardascabaches auf der Alp Sardasca (1650 Met.) bis zur Mündung (520 Met.) beträgt die Flußlänge 22 Kilom., das Gefälle 1130 Met., das Flußgebiet umfaßt 760 □Kilom., wovon 21 □Kilom. auf Gletscher fallen. Die Lanquart, der aus den Seitenthälern und Tobeln des Prättigaus zahlreiche Wildbäche zugehen, ist ein ungestümes Bergwasser, das im unteren Prättigau und im Rheinthale durch seine Geschiebemassen nicht selten Verheerungen verursacht. Nach dem Flusse sind in Graubünden die beiden Bezirke Ober- und Unter-Lanquart benannt, von denen der erstere das Davos und das obere Prättigau mit 676,5 □Kilom. Areal und (1880) 8956 Einwohnern, der letztere das untere Prättigau und das bündnerische Rheinthal von Chur an abwärts mit 352,5 □Kilom. und 11,547 Einwohnern umfaßt. (*A. Wäber.*)

LANSDOWNE (William Petty Fitzmaurice, Graf von Shelburne, Marquis von), englischer Staatsmann, geboren in Dublin den 20. Mai 1737, entstammte der Familie der Fitzmaurice von Kerry in Irland. Im Alter von 16 Jahren bezog er das Christ-Church-College an der Universität Oxford, trat nach seinem Universitätstriennium in die Armee, focht mit Auszeichnung bei Minden und Kloster Kampen und avancirte zum Oberst und Aide de Camp des Königs. Seine Anwesenheit bei Hofe brachte ihn 1761 in Verkehr mit Lord Bute. In diesem Jahre saß er im Unterhause als Mitglied für Wycombe, trat jedoch nach einigen Monaten, nach dem Tode seines Vaters, als Graf von Shelburne und Baron Wycombe ins Oberhaus. Lord Bute benutzte seine Vermittelung, um im Unterhause die Einwilligung von Charles Fox und dessen Anhang zum Frieden von 1763 zu erlangen.

Im J. 1763 ward Graf Shelburne Handelsminister im Ministerium Grenville. Seine versöhnliche Politik gegen die nordamerikanischen Colonien und der Beistand, den er Pitt bei der Ausstoßung Wilke's aus dem Unterhause leistete, zogen dem Grafen den Haß des Königs und seiner Collegen zu, weshalb er bei den Cabinetsänderungen im September austrat. Er schloß sich nun fest an Pitt an, und als dieser 1766 wieder ans Staatsruder kam, ward er Colonialminister. Er beharrte in seinem Streben, die Mißhelligkeiten zwischen den nordamerikanischen Colonien und dem Mutterlande auszugleichen, wurde aber fortwährend von Townshend, dem Herzoge von Grafton und andern Ministern, die während Pitt's Krankheit die Vorherrschaft im Cabinet hatten, gehindert und endlich 1768 vom Könige verabschiedet. Der Graf trieb nun eifrige Opposition gegen die Ministerien Grafton und North, bis North 1782 vom Amte schied, worauf er unter dem Marquis von Rockingham ins Ministerium eintrat und nach dessen Tode in demselben Jahre Premier ward. Doch bereits 1783 mußte der Graf von Shelburne infolge der Coalition von Fox und North wieder zurücktreten. Seine Reformpläne und seine Anbahnung eines freien Handelsverkehrs mit Amerika beschleunigten seinen Fall. Auch als Pitt 1784 wieder ein Ministerium bildete, erhielt Shelburne keinen Sitz im Cabinet, sondern wurde anstatt dessen zum Marquis von Lansdowne ernannt. Als solcher zog er sich ins Privatleben zurück. Er starb am 7. Mai 1805 zu London. Er war ein thätiger Freund und Förderer der Literatur und Wissenschaft und erwarb eine große Bibliothek und Manuscriptensammlung. Letztere wurde vom British-Museum erworben.

Vgl. Edm. Fitzmaurice, «Life of William, Earl of Shelburne, first Marquis of Lansdowne» (3 Bde., London 1876). (*W. Bentheim.*)

LANSING, Hauptstadt des nordamerikanischen Unionsstaates Michigan, in der Grafschaft Ingham, am Grand-Flusse, Centralpunkt des Eisenbahnnetzes von Michigan, mit (1880) 8319 Einwohnern, ist Sitz der Staatsbehörden, hat mehrere höhere Bildungsanstalten, eine Staatsbibliothek, und treibt lebhaften Handel, namentlich in Getreide. (*A. Schroot.*)

LANSKOI (Alexander Dmitrijewitsch). Am 8. März 1758 einer angesehenen Adelsfamilie entstammt, trat Lanskoi in die russische Chevaliergarde und erwarb sich die Gunst des Generals Grafen Tolstoi, der allmächtige Potemkin nahm ihn als Adjutanten an und begünstigte nach dem Rücktritte Korsakow-Rimskoi's die aufkeimende Zuneigung der Kaiserin Katharina II. zu dem vollendet schönen Manne. Er wurde in alle Würden und Aemter des Günstlings en titre 1780 eingesetzt, Generaladjutant der Kaiserin, Wirklicher Kammerherr, Lieutenant der Chevaliergarde, Generallieutenant, Chef des Kürassierregiments Troitzk und Ritter der russischen Orden, der König von Schweden verlieh ihm 1783 das Großkreuz des Nordstern-Ordens. Die Kaiserin verschlenderte an ihn 7 Millionen Rubel an Gütern, Häusern, Brillanten und baarem Gelde; er besaß große Anlage zum Geize, benutzte aber seine Stellung niemals zur Bereicherung seiner Familie und machte sich in keiner Weise des Nepotismus schuldig, ebenso vermied er alle Hofintriguen und ließ sich von keinem auswärtigen Hofe gewinnen. Im Gegensatze zu den meisten Favoriten blieb er den Staatsgeschäften fern, für die ihm alle Befähigung fehlte, wie er überhaupt ohne Kenntnisse

und geistige Vorzüge war. Trotzdem war sein Wille allgebietend, denn Lanskoi's wunderbare Schönheit fesselte die Kaiserin täglich mehr, nie liebte sie einen Mann so willenlos wie ihn und ein Blick genügte, um sie zur Sklavin zu machen; darum fürchteten ihn alle, selbst Potemkin. Im J. 1784 erkrankte Lanskoi, über die ärztlichen Vorschriften setzte er sich hinweg, und kaum hatte er sein 26. Lebensjahr vollendet, als ihn in St.-Petersburg der Tod am 25. Juni 1784 der Geliebten entriß. Sie war der Verzweiflung nahe und zog sich längere Zeit völlig von Vergnügungen zurück. Er hatte sie zur Erbin eingesetzt, sie aber überließ den Seinen alles außer Gemälden, Medaillen, Bibliothek, Silbergeräth und Gütern für 400,000 Rubel, wofür sie ihnen Geld anwies. Auf seinen Wunsch wurde er im Garten von Zarskoje-Selo bestattet, seine Reste später nach Sophia übergeführt.

Vgl. Kleinschmidt, «Rußlands Geschichte und Politik, dargestellt in der Geschichte des russischen hohen Adels» (Kassel 1877); Kobeko, «Der Cäsarewitsch Paul Petrowitsch» (deutsch, Berlin 1886).

(Arthur Kleinschmidt.)

LANSKOI (Sergei Stepanowitsch, Graf). Am 3. Jan. 1788 in St.-Petersburg geboren, erhielt Lanskoi eine treffliche Erziehung, trat in das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, um diesen Dienst bald mit dem im Finanzministerium zu vertauschen, und stand 1817—24 rüstig als Präsident an der Spitze der Staatsschuldentilgungs-Commission.

Seit 1826 Schiedsrichter in Moskau, vermittelte er in ebenso humaner wie gewissenhafter Art die ihm unterbreiteten Streitigkeiten zwischen den Leibeigenen und ihren Herren. Im J. 1830 wurde er Civilgouverneur in Kostroma, dann in Wladimir, 1834 aber in den Senat nach St.-Petersburg berufen; hier war er unermüdlich thätig für Leih- und Sparkassen, weibliche Institute, Pupillenhäuser, Gefängnißwesen u. dgl., entfaltete große Arbeitskraft und vielseitiges Wissen. Zum Geheimen Rath befördert, trat er am 26. Jan. 1850 in die dritte Abtheilung des Reichsrathes ein, erlangte bald den Rang des Wirklichen Geheimen Raths und erhielt unter Beibehaltung seiner Stellen in Senat und Reichsrath im September 1855 vom neuen Kaiser Alexander II. an Stelle Bibikow's das Ministerium des Innern. Obgleich Altrusse von Gesinnung, erkannte Lanskoi in der Aufhebung der Leibeigenschaft eine politische Nothwendigkeit, wandte sich ihrem Studium voll Interesse zu, überwand alle Hindernisse, förderte die Ausführung des großen Vorhabens nach besten Kräften und legte sein Ministerium erst nach Erlaß des kaiserlichen Manifestes zur Aufhebung der Leibeigenschaft im März 1861 nieder, wozu ihn die Abnahme seiner Kräfte zwang. Bei diesem Anlasse erhob ihn der dankbare Monarch in den Grafenstand, auch ernannte er ihn zum Oberkammerherrn und Lanskoi gehörte dem Plenum des Reichsrathes an. Von einer Reise in das Ausland krank heimgekehrt, verschied der Graf in seiner Vaterstadt am 7. Febr. 1862. Er war mit der Witwe des Dichters Puschkin, Natalie Gontscharoff, vermählt.

Vgl. Kleinschmidt, «Rußlands Geschichte und Politik, dargestellt in der Geschichte des russischen hohen Adels» (Kassel 1877). *(Arthur Kleinschmidt.)*

LANTANA (Bergsalbei, Wandelröschen), eine von Linné aufgestellte Pflanzengattung aus der Familie der Verbenaceen mit folgenden Merkmalen: Kelch klein, häutig, abgestutzt oder buchtig-gezähnt; Blumenkronröhre cylindrisch, dünn, gleich weit oder an der Einfügung der Staubgefäße ein wenig erweitert, Kronsaum abstehend, gleichmäßig oder undeutlich zweilippig, vier- bis fünfspaltig, mit breiten, stumpfen oder schwach ausgerandeten Zipfeln. Staubgefäße 4, zweimächtig, in der Mitte der Kronröhre eingefügt und eingeschlossen; Staubbeutel einförmig mit parallelen Fächern. Fruchtknoten zweifächerig, Fächer eineiig; Griffel meist kurz mit ziemlich dicker, stumpfer oder fast seitlicher Narbe; Eichen vom Grunde aus aufrecht oder neben dem Grunde seitlich angeheftet. Frucht steinfruchtartig mit einer mehr oder weniger fleischigen Außenschicht und einem harten zweifächerigen Steine oder in 2 einfächerige Steinkerne zerfallend. Samen eiweißlos.

Zu dieser Gattung gehören niedrige und hohe, oft ziemlich hoch kletternde Sträucher, seltener aufrechte krautartige Gewächse mit einfachen, kurzen und rauhen Haaren besetzt. Die Blätter stehen gegenüber und sind gezähnt, oft runzelig. Die Blütenähren sind sehr dicht, oft sogar in kurze Köpfchen zusammengezogen, seltener cylindrisch. Die Blüten sind roth, orangefarbig, weiß oder verschiedenfarbig, mäßig groß. Die Deckblätter sind meist aus breitem Grunde zugespitzt, abstehend oder schwach dachziegelig sich deckend.

Linné führt aus dieser Gattung nur 9 Arten auf, unter denen sich Lantana Camara und Lantana aculeata, welche man jetzt als zusammengehörig betrachtet, als getrennte Arten befinden. In neuerer Zeit sind über 50 Arten beschrieben, welche sich meist im tropischen oder subtropischen Amerika, seltener in Afrika und Asien finden, deren specielle Aufführung an dieser Stelle jedoch zu weit führen würde. Schauer theilt die Gattung in drei Sectionen: 1) Callioreas mit fast beerenartiger Steinfrucht, 2) Camara mit einer mehr fleischigen als saftigen Außenschicht und 3) Sarcolippia mit dünner Außenschicht und sich leicht trennenden Steinschalen. Diese letzte Section ist auch bisweilen zu Lippia gezogen, sie stimmt aber in der Tracht der hierher gehörigen Arten mehr mit denen von Lantana überein. In Gärten werden diese Gewächse vielfach als Zierpflanzen gezogen und sie eignen sich zur Ausschmückung der Blumenbeete im Freien ganz vorzüglich, viel besser als für die Topfcultur. Auf ein sonniges Beet mit einem etwas lehmigen Boden gepflanzt, gewähren sie bei reichlichem Gießen im Sommer einen schönen Blumenflor bis zum Eintritt der Nachtfröste. In Töpfen verlangen sie gleichfalls eine nahrhafte Erde und während ihres stärkern Wachsthums reichlich Wasser. Durch Stecklinge lassen sie sich leicht vermehren. Die beliebtesten Arten sind Lantana Camara L., zu welcher als mit vielen zurückgekrümmten Stacheln besetzte Form Lantana aculeata L. gehört,

Lantana mixta *L.*, und Lantana nivea *Venten at*, auch werden in den Gärten noch Lantana aurantiaca, delicatissima und multiflora unterschieden.

(*A. Garcke.*)

LANTHAN, ein metallisches Element, zur Cergruppe gehörig, chemisches Zeichen La, Atomgewicht 139,0, wurde 1839 von Mosander entdeckt. Dieser fand, daß das nach den üblichen Methoden aus dem Cerit, einem seltenen Mineral Skandinaviens, abgeschiedene, bis dahin für reines Ceroxyd gehaltene Oxyd noch mit dem Oxyd eines andern, unbekannten Metalls gemengt sei, dem er den Namen Lanthan beilegte, weil es den Chemikern so lange verborgen geblieben war (von *λανθάνειν*, verborgen sein). Lanthan findet sich in der Natur sehr spärlich in einigen seltenen Mineralien, fast immer in Begleitung von Cer und Didym, mit welchen Metallen es so große Aehnlichkeit hat, daß eine exacte Trennung von denselben große Schwierigkeiten bietet.

Zur Darstellung des Lanthans geht man gewöhnlich von dem aus Cerit gewonnenen Gemenge von viel Ceroxyd mit Lanthan- und Didymoxyd aus, wie man dasselbe als schwefelsaure Lösung erhält, wenn fein gepulverter Cerit, mit concentrirter Schwefelsäure zu einem Brei angerieben und im hessischen Tiegel bis zu beginnender Rothglut erhitzt, in Wasser von 0° unter Vermeidung jeder Erhitzung eingetragen wird. Man erhält eine Salzlösung, welche, durch Schwefelwasserstoff von Arsenik, Molybdän, Kupfer, Wismuth und Blei befreit, nach der Oxydation durch Chlor in stark salzsaurer Lösung durch Oxalsäure niedergeschlagen wird. Die durch Glühen aus den Oxalaten erhaltenen Oxyde des ausgefallenen Cer, des Lanthan und des Didym löst man in Salpetersäure und dampft sie auf dem Wasserbade zur Syrupconsistenz ein, löst den Rückstand in Wasser und kocht unter Zusatz von Schwefelsäure längere Zeit, wodurch der größte Theil des Cer als basisch schwefelsaures Salz ausfällt. Durch weiteres Kochen der Lösung unter Zusatz von pulverisirtem Magnesit wird fast alles noch gelöste Ceroxyd abgeschieden. Nach Filtration fällt man wiederum die mit Salzsäure versetzte Lösung mit Oxalsäure, führt die Oxalate durch Erhitzen in einer Porzellanschale über Kohlenfeuer in Oxyde über, löst in Schwefelsäure und wiederholt die Behandlung mit Magnesit. Es resultirt bei einer solchen mehrmaligen Behandlung mit Oxalsäure und Magnesit eine Lösung, die sämmtliches Lanthan mit noch etwas unzersetzt gebliebenem Didymsalze enthält. Näheres darüber siehe in Gmelin-Kraut's «Handbuch der Chemie», II, 1, S. 527 fg.

Metallisches Lanthan bildet, durch Erhitzen des Chlorids mit Kalium gewonnen, ein graues Pulver. Es kann auch in geschmolzenen Kugeln von eisengrauer Farbe und dem specifischen Gewichte 6,163 durch Elektrolyse des Chlorids erhalten werden. Es läßt sich zu Blech aushämmern, nicht aber zu Draht ausziehen und ist in hohem Grade politurfähig. In der Flamme und im Chlorgase verbrennen Lanthanspäne mit ausgezeichnetem Glanze. Lanthan wird von kaltem Wasser langsam unter Bildung von Hydroxyd angegriffen. Salzsäure und Salpetersäure lösen es in verdünntem und in concentrirtem Zustande leicht auf, erstere unter lebhafter Wasserstoffentwickelung, kalte concentrirte Schwefelsäure ist ohne Einwirkung.

Lanthanoxyd, ein weißes Pulver, welches sich mit Wasser unter Erhitzen wie Kalk zu Hydroxyd löscht, kann durch Erhitzen des Oxalats, Nitrats oder des Carbonats erhalten werden. Das Hydroxyd fällt als gallertartiger Niederschlag beim Versetzen einer Salzlösung mit Alkali. Es zieht an der Luft Kohlensäure an, reagirt alkalisch und treibt Ammoniak beim Erhitzen aus seinen Salzen aus.

Lanthansalze. Lanthan verhält sich als dreiwerthiges Element und bildet wohlkrystallisirte Salze: Lanthanchlorid, strahlig krystallinische, in Weingeist lösliche Masse; Lanthansulfat, sechsseitige Prismen, die in kaltem Wasser leichter löslich sind als in heißem; Lanthannitrat, in Wasser und Alkohol leichtlösliche, zerfließliche schiefe Prismen oder Tafeln. Alle Lanthansalze sind durch zusammenziehend süßen Geschmack ausgezeichnet.

(*Paul Bässler.*)

LANTHANIT, Mineral, kohlensaures Lanthanoxyd mit 55 Proc. Lanthanoxyd, 21 Kohlensäure und 24 Wasser. Rhombische kleine Krystalle, meist aber derb in feinkörnigen oder schuppigen, matten oder glänzenden Aggregaten, von weißer, gelber oder rosenrother Farbe, geringer Stärke (2) und specifischem Gewichte (2,6). Findet sich in Schweden (Riddarhytta) und in Nordamerika.

(*E. Geinitz.*)

LANUVIUM, Stadt in Latium, im Alterthume berühmt durch den Cultus der Juno Sospita (*Cic.* pro Mur. 90, vgl. Zöller, «Latium und Rom», S. 231). Wie viele italische Städte, galt auch Lanuvium für eine griechische Colonie. Nach Appian (b. c. II, 20) soll Diomedes der Gründer gewesen sein. Nach Dionys (V, 61) befand es sich unter den dreißig latinischen Städten, die sich 493 oder nach Livius (II, 18, 3) bereits 501 v. Chr. gegen Rom erhoben haben sollen; es war also Mitglied des latinischen Bundes. Daneben erscheint es aber auch unter den acht Städten, die in dem uralten Dianenheiligthume in Aricia ihren sacralen Vereinigungspunkt hatten (Cato bei *Priscian.* IV, p. 629 H). Als im J. 493 v. Chr. der Krieg zwischen den Römern und Latinern durch den Vertrag des Sp. Cassius beendigt wurde (*Liv.* II, 33, 9; *Dionys.* VI, 95), trat Lanuvium in das mit Rom geschlossene foedus aequum ein. Bei dem siegreichen Kriege, welchen die Aequer 458 mit den Römern führten, soll das Gebiet der Lanuviner verwüstet worden sein (*Liv.* III, 25, 8). Als 383 Rom von den Volskern bedroht wurde und die Colonien Circeji und Veliträ abfielen, erhob sich auch Lanuvium (*Liv.* VI, 21, 2), doch scheint es sich nach den energischen von den Römern hierauf veranstalteten Rüstungen wieder unterworfen zu haben. Nach der 338 erfolgten Niederwerfung der Latiner wurde Lanuvium, obwol es sich nach *Liv.* VIII, 12, 7 an dem Kampfe gegen Rom betheiligt hatte (wenn hier nicht mit Sigonius und Niebuhr nach den Florentinus «Lavinio» zu lesen ist), in

das volle römische Bürgerrecht aufgenommen, während Rom Antheil an dem Cultus der Juno Sospita erhielt (*Liv.* VIII, 14, 2, vgl. *Cic.* pro Mur. 90). Die Lanuviner erhielten nunmehr, wie Niebuhr, «Römische Geschichte», III, 164 vermuthet, Stimmrecht in der 332 errichteten Tribus Maecia. Als im J. 87 nach dem Abzuge Sulla's gegen Mithridates in Italien der Bürgerkrieg wieder ausbrach, wurde Lanuvium von Marius erobert (*Liv.* epit. 80; *App.* b. c. I, 69). Während des perusinischen Krieges (41 v. Chr.) entnahm Octavianus dem Tempel der Juno Sospita bedeutende Geldsummen; nichtsdestoweniger war das Heiligthum noch im 2. Jahrh. n. Chr. im Besitze großer Reichthümer (*App.* b. c. V, 24). Ein Versuch Caligula's, die uralten und wegen ihrer Schönheit berühmten Wandgemälde, welche Helena und Atalante darstellten, aus dem Tempel zu entfernen, scheiterte an der Construction des Baues (*Plin.* nat. hist. XXXV, 17 fg.). Die im Laufe der Zeit zerstörten Heiligthümer wurden von Antoninus Pius, der selbst aus Lanuvium gebürtig war (*Capitol.* Ant. 1; *Aurel. Vict.* Caes. 15), wiederhergestellt (*Capitol.* Ant. 8). An der Stelle des alten Lanuvium befindet sich jetzt Civita Lavigna.

(*L. Holzapfel.*)

LANZA (Giovanni), italienischer Staatsmann. Zu Vignale in Piemont 1815 geboren, studirte Lanza in Turin Medicin und ließ sich als Arzt daheim nieder. Aber seit 1848 nahm er an der Politik den rührigsten Antheil, trat in liberale Vereine für die constitutionelle Reform des sardinischen Staates, wurde wiederholt zum Deputirten erwählt und hielt sich in der Kammer zur gemäßigten Linken, Cavour's großem Gestirne folgend.

Am 31. Mai 1855 übernahm Lanza in Cavour's Cabinet das Ministerium des öffentlichen Unterrichts der sardinischen Monarchie, wozu er am 15. Jan. 1858 provisorisch auch noch das Finanzministerium erhielt. Dies behielt er und gab ersteres im October 1858 an den Advocaten Cadorna ab; am 19. Juli 1859 trat er mit Cavour zurück. Er erhielt das Präsidium der Kammer. Am 24. Sept. 1864 aber erhielt der Führer der alten Cavour'schen Majorität im Cabinet La Marmora's das Portefeuille des Innern, nachdem er Minghetti's Antrag, in sein Cabinet einzutreten, abgelehnt hatte. Die Residenz wurde von Turin nach Florenz verlegt, während die von Lanza am 7. April 1865 der Zweiten Kammer unterbreitete Gesetzvorlage über Auflösung der geistlichen Körperschaften am 27. April von der Regierung zurückgezogen werden mußte. Nachdem er am 25. Aug. einen Erlaß publicirt hatte, wonach geistliche Processionen außerhalb der Kirchen von der Erlaubniß der weltlichen Behörden abhängig sein sollten, gerieth er wegen der Wahlen mit seinen Collegen in Differenzen und nahm am 28. Aug. 1865 seine Entlassung. Im September 1867 gegen Rattazzi zum Kammerpräsidenten ernannt, was ein Erfolg für Menabrea genannt werden durfte, legte er, als die Kammer in der Frage der Tabaksregie gegen ihn entschied, am 8. Aug. 1868 sein Amt nieder. Von nun an opponirte Lanza hauptsächlich der Finanzpolitik Menabrea's. Als ihn die Zweite Kammer trotz der Gegenwirkung des Ministeriums am 19. Nov. 1869 zu ihrem Präsidenten gewählt hatte, gab Menabrea seine Entlassung. Victor Emanuel beauftragte am 22. Nov. Lanza, ein Ministerium zu bilden, aber Lanza kam damit nicht zu Stande und lehnte am 3. Dec. den Auftrag ab; Cialdini nahm ihn nicht an, endlich bildete Sella das Cabinet vom 12. Dec., in dem Lanza das Präsidium und das Ministerium des Innern übernahm. Das neue Cabinet galt für conservativ, obwol es mit Hülfe der Linken an das Ruder gelangt war. Am 15. Dec. erklärte Lanza in seiner Antrittsrede vor der Kammer, er gebe kein allgemeines Programm aus, da solche keine praktische Bedeutung hätten; die finanzielle Frage sei wichtig genug, um allein Stoff zu einem Programme zu liefern. Sein Hauptziel war, mit Hülfe des Finanzministers Sella die zerrütteten Finanzen Italiens in Ordnung zu bringen, das Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben herzustellen, das jährliche Deficit auf 70—80 Millionen zu beschränken; er hoffte, alle Parteien würden sein Ministerium bei dem großen Werke unterstützen. Aber die großen Rüstungen Italiens während des Deutsch-Französischen Krieges von 1870 und die Besetzung Roms kreuzten Lanza's Finanzpolitik entscheidend. Hingegen brachte er 1871 das Garantiegesetz für den Papst durch und die Residenz des Königs wurde nach Rom verlegt. Die Schwäche des Cabinets trat mehrfach zu Tage, im April 1873 erlitt es in der Kammer eine Niederlage und forderte darum seine Entlassung; da aber gerade das Klostergesetz auf der Tagesordnung stand, so erklärte sich die Mehrheit der Deputirten damit einverstanden, daß der Entwurf des Baues eines Seearsenals in Tarent, die Ursache des Kampfes, zurückgezogen würde. Nachdem jedoch das Klostergesetz im Mai und Juni durchgegangen war, begann von neuem der Angriff auf das Cabinet, die Rechte schloß mit der Linken eine Coalition und beide verweigerten am 23. Juni 1873 Sella die Berathung der von ihm eingebrachten Steuervorlagen in der Kammer, worauf Lanza mit dem ganzen Cabinete am 24. Juni d. J. zurücktrat, um Minghetti Platz zu machen. Er starb am 9. März 1882. (*Arthur Kleinschmidt.*)

LANZE, eine zum Stoß bestimmte Waffe der Reiterei.

Im Mittelalter war die Lanze neben dem Schwerte die Hauptwaffe der Ritterheere; sie war 18—21 Fuß lang, durch ihre Stärke vor dem Zerbrechen bei schwächeren Stößen gesichert und vorn mit einer scharfen stählernen Spitze und zuweilen mit einem hinter derselben befindlichen kleinen spitzen Fähnchen (pennon) versehen, dessen Form anzeigte, ob der Ritter als selbständiger Bannerherr oder als Vasall eines Andern kämpfte; der meist aus trockenem Eschenholze gefertigte Schaft der Ritterlanzen hatte einen tief eingeschnittenen Griff, der einigermaßen die Hand des Ritters deckte und dessen mäßig spitz zulaufendes Ende oft an einem an der rechten Seite des Küraß angebrachten Haken einen Stützpunkt fand,

um der mit einer Hand eingelegten, zuweilen sehr gewichtigen Lanze einen Halt zu geben und dadurch zur Sicherheit der Handhabung derselben beizutragen. Die metallene Spitze griff mit zwei oder mehreren Schienen über den Lanzenschaft, theils um die feste Verbindung beider zu ermöglichen, theils um die leichtere Zersplitterung des Schaftes und ein Abhauen der Spitze zu verhindern. Im späteren Mittelalter kamen auch vereinzelt Lanzen in Gebrauch, die mit Gewehr- oder Pistolenläufen versehen waren, sodaß sie zu Stoß und Schuß verwendet werden konnten. Der Gebrauch der Lanzen verschwand aus den Reiterheeren Europas mit dem Verfalle des Ritterwesens, verblieb dann aber noch bis zum Ende des 17. Jahrh. beim Fußvolk, das die Lanze in der Form eines langen schweren Spießes unter dem Namen der Pike führte. Nur bei den irregulären Reiterscharen des europäischen Ostens und Asiens behauptete sich eine leichte Lanze in ununterbrochener Verwendung, sodaß sie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. von denselben wieder auf einen Theil der Cavalerie der europäischen Heere übertragen werden konnte. Damals führten fast alle Staaten Lanzenreiter ein, die Lanze wurde für die Cavalerie als die Königin der Waffen bezeichnet. Später und zwar nach der Mitte des 19. Jahrh. machten sich viele Stimmen geltend, die den Werth der Lanze als Waffe der Cavalerie bezweifelten und sich dabei auf ihr Gewicht, ihre Zerbrechlichkeit und auf den Umstand stützten, daß eine gleichzeitige Bewaffnung mit Lanze und einer längeren Schußwaffe nicht wohl thunlich sei, während man nach der erheblich gesteigerten Wirkung der Feuerwaffen die Nothwendigkeit erkannte, auch die gesammte Cavalerie mit einer wirkungsvollen Schußwaffe zu versehen. Infolge dieser Verhältnisse haben sich mehrere Staaten in neuerer Zeit entschlossen, die Lanze als Bewaffnung der Cavalerie aufzugeben. So hat Frankreich nach dem Feldzuge 1870/71 die Lanciers abgeschafft, trotzdem die preußischen Ulanen während des Krieges sich den Ruf gefürchteter Feinde erworben hatten. So haben in Oesterreich-Ungarn 1884 die Ulanen-Regimenter die Lanzen abgelegt, sodaß die gesammte österreichisch-ungarische Cavalerie seitdem nur mit Säbel und Carabiner bewaffnet ist. Ferner sind in Rußland die früher bestehenden 14 Armee-Ulanen-Regimenter gleich den 14 Armee-Husaren-Regimentern durch Befehl vom 18. Aug. 1882 in Armee-Dragoner-Regimenter nach und nach umgewandelt worden, sodaß von der russischen Cavalerie im J. 1886 nur noch das erste Glied der Don-Kosacken (und bei Paraden das erste Glied der Garde-Kürassiere und der Garde-Ulanen) die Lanze führt.

Da aber die Lanze, trotz der gegen sie sprechenden Bedenken, den anderen Nahewaffen gegenüber in der Hand eines geübten und gewandten Reiters unzweifelhaft ein gewisses Uebergewicht gewährt, haben mehrere Staaten dieselbe für die Bewaffnung eines Theiles ihrer Cavalerie noch beibehalten, so z. B. Deutschland, England, Italien. Die deutsche Cavalerie zählt 1887 noch 3 preußische Garde- und 16 Linien-Ulanen-Regimenter, 2 bairische, 2 sächsische und 2 württembergische Ulanen-Regimenter.

Die Lanzen der heutigen Ulanen bestehen aus der stählernen zwei-, drei- oder vierschneidigen Spitze (die Klinge), die auf einer hölzernen runden Stange (Schaft) mit eisernen Schienen oder Federn befestigt ist, um einem etwaigen Abhauen der Spitze vorzubeugen und der ganzen Waffe die erforderliche Festigkeit und Haltbarkeit zu geben. Zur Verhinderung des zu tiefen Eindringens der Spitze in den getroffenen Körper ist zuweilen am Ende derselben ein kugelartiger Knopf angebracht. Die Stange wird aus einer Holzart gefertigt, bei der große Festigkeit mit Biegsamkeit verbunden ist, vorzugsweise aus Nußbaum-, Rüstern-, Eschenholz, in wärmeren Klimaten aus Bambus. Unter der Spitze wird gewöhnlich ein Fähnchen angebracht, das, zum Putz dienend, entweder die Nationalfarben oder die Escadronfarben zeigt, daneben aber auch den Zweck verfolgt, die Pferde der feindlichen Cavalerie scheu zu machen. Das untere Ende der Stange wird durch einen eisernen, zugespitzten Beschlag, den Schuh, geschützt. Als Beispiel möge die specielle Beschreibung der Lanze der preußischen Ulanen dienen: dieselbe ist $3{,}_{14}$ Meter lang, fast 2 Kilogramm schwer, ihr Schwerpunkt liegt von der Spitze des Schuhes $15{,}_{50}$ Centimeter entfernt; die Klinge ist aus Stahl, vierkantig zugespitzt und an eine eiserne hohle Tülle angeschweißt; letztere hat zwei Lappen, wird auf die Stange geschoben und mit derselben mittels zwei durch die Lappen gehenden Niete befestigt; zum Schutz des Stangenfußes und zum Einstecken der Lanze in die Erde dient ein eiserner Schuh; alle Lanzenstangen haben am oberen Ende sechs Messingdrahtösen zur Befestigung der oben weißen, unten schwarzen Flagge.

Außer zur Bezeichnung der Waffe selbst wurde im Mittelalter der Name Lanze auch zur Bezeichnung kleinerer Unterabtheilungen berittener Truppen gebraucht. So bestanden die von Karl VII. von Frankreich 1445 errichteten compagnies d'ordonnance außer den Offizieren aus je 100 Lanzen oder Glaiven, indem jeder Ritter (homme d'armes) 3 Schützen, 1 Knappen und 1 Pagen oder Diener bei sich hatte, die zusammen eine volle Lanze (lance fournie) bildeten. Unter Ludwig XII. wurden 7 Mann, unter Franz I. 8 Mann zu einer vollen Lanze gerechnet. (*H. v. Löbell.*)

LANZE (die heilige, des Longinus). Die heilige Lanze des Longinus, mit welcher Christus am Kreuze in die Seite gestochen worden sein soll, liefert den Stoff zu einer Erzählung (vgl. Friedr. von Raumer, «Geschichte der Hohenstaufen», I, 580 fg.) aus der Zeit des ersten Kreuzzuges. Es war große Noth im Lager der Christen vor Antiochia. Seit dem 18. Oct. 1097 standen sie vor den Thoren der Stadt. Sieben Monate waren bereits darüber hingegangen. Zu allem Elende gesellte sich auch noch ein furchtbares Erdbeben. Unter den Pilgern aber befand sich ein frommer Mann, ein Geistlicher, Namens Petrus Bartholomäus. In seinem Zelte ohne Nachtruhe betete er: «Herr hilf!» Da traten zwei Männer zu ihm in leuchtenden Kleidern. Der

ältere hob an: «Ich bin Andreas, der Apostel, fürchte dich nicht, sondern folge mir nach.» Der Pilger stand vom Lager auf, jene beiden gingen voran zur Kirche des heiligen Petrus. Auf des Apostels Geheiß, ein wenig zu warten, setzte sich Petrus an eine Säule auf die Stufen, welche vom Mittag her zum Hochaltar führten, der junge Begleiter stand von fern. Nach einer Weile kam der heilige Andreas aus der Tiefe hervor, trug eine Lanze in der Hand und sprach zu Petrus: «Siehe, mit dieser Lanze ist die Seite geöffnet worden, aus welcher das Heil geflossen für alle Welt. Gib Acht, wo ich sie verberge, damit du sie nach der Einnahme Antiochias dem Grafen von Toulouse nachweisen könnest; zwölf Männer müssen graben, bis man sie findet. Jetzt aber verkünde dem Bischofe von Puy, er möge nicht ablassen von Ermahnung und Gebet, denn der Herr sei mit euch allen.» Als der Apostel so gesprochen, führte er mit seinem Begleiter den Pilger zurück in sein Zelt. Aus Furcht jedoch zögerte Petrus noch immer, den Befehl auszurichten; da erkrankte er. Während dessen war Antiochia eingenommen durch Hülfe christlicher Bewohner; aber ein neues Türkenheer belagerte nunmehr die Kreuzfahrer, und die Noth ward größer denn zuvor. Da erschienen jene zwei wiederum dem Pilger und der Apostel sprach: «Petrus, Petrus, du hast noch nicht verkündet, was dir vertraut worden!» Dieser aber sagte: «O Herr, erwähle einen andern; ich bin unwürdig solcher Gnade.» Da antwortete der Heilige: «Der ist würdig, welchen der Herr erwählt, thue, was dir befohlen ward, damit die Krankheit von dir weiche.» Hierauf sprach Petrus: «Wer ist dein Begleiter, der noch nimmer gesprochen hat? zu dem mich aber Liebe hinzieht und Sehnsucht, der mein Inneres löset von jedem Zweifel, der meine Seele füllt mit Vertrauen und himmlischer Ruhe.» Der Apostel antwortete: «Du magst ihm nahen und seine Füße küssen.» Petrus trat hinzu und kniete nieder. Da sah er blutige Male an den Füßen, er fiel auf sein Angesicht und rief: «Mein Herr und mein Gott!» — Christus breitete über ihn die Hände und verschwand. Der Pilger verkündete das Gesicht, zwölf Männer gruben von Morgen bis zum Abend, da zeigte sich die Lanze. So weit die Legende.

Die Lanze wurde den versammelten Pilgern vorgezeigt, Graf Raimund von Toulouse zum Träger derselben ernannt und ein Fest gestiftet zum Andenken an diese Begebenheit. Neuer Muth ergoß sich, dank der Wunderkraft der heiligen Lanze, über das christliche Volk. Unter Tancreds Führung, der nun die heilige Lanze trug, wurde auch die starkbefestigte Burg von Antiochia genommen und erfolgte deren Uebergabe an Boëmund von Tarent am 4. Juli 1098. Ihr Befehlshaber und mehrere Türken ließen sich taufen.

Die Grundlage dieser Legende findet sich im Evangelium Johannis. Unverkennbar nimmt sie auf dessen Bericht Bezug, vgl. Evang. Joh. 20, 34: «der Kriegsknechte einer öffnete Jesu Seite mit einem Speer, und alsbald ging Blut und Wasser heraus.»

Alles aber, was über diese Lanze berichtet wird, auch das Weitere bezüglich ihres Verbleibens bis zu ihrer Unterbringung in der Kirche des Petrus zu Antiochia, ihrer Auffindung, zugleich mit derjenigen des Kreuzes Christi in der heiligen Grabeskirche zu Jerusalem durch Constantin's Mutter, Helena, im J. 326, ihrer späteren Aufbewahrung in Konstantinopel, der Verpfändung ihrer Spitze an die Venetianer, ihrer Uebersendung von dort durch den Sultan Bajazet II. an den Papst Innocenz VIII. nach Rom, wo sie seitdem als Reliquie in der vaticanischen Basilica sich befinden soll — findet seine Widerlegung oder Berichtigung in der syrischen «Doctrina Addaei (Thaddaei) apostoli» (herausgegeben mit englischer Uebersetzung von G. Philipps, London 1876). Danach ist die Nachricht von der Kreuzesauffindung der Helena einer alten edessenischen Sage entlehnt (vgl. Kurtz, «Kirchengeschichte», 9. Aufl. 1885, I, 285). Damit ist aber auch unserer Legende die Sicherheit des Bodens schwer gefährdet. Schon Papst Benedict XIV. hatte es unentschieden gelassen, ob die legendarische Lanze identisch sei mit derjenigen, welche bei dem gekreuzigten Erlöser in Anwendung gekommen. Ebenso wenig hat er die Identität der letztern mit der Lanze des Kaisers Konstantin nachzuweisen für möglich gehalten. Zu der letztern sollen Nägel vom Kreuze Christi verbraucht worden sein, und Kaiser Heinrich I. erhielt sie vom Könige Rudolf von Burgund zum Geschenk, wie Otto von Freisingen sagt (VI, 18); er fügt hinzu, sie befinde sich im Besitze der Könige von Deutschland und gelte als schützendes Kleinod des Reiches. Ferner wird berichtet, diese Lanze sei unter Kaiser Karl IV. nach Prag gekommen. Der Papst Innocenz VI. habe seine Einwilligung gegeben, daß zu Ehren dieser Reliquie in Deutschland und Böhmen am Freitage (Speerfreitag) nach der Octave celebrirt werde (vgl. Reynold, «Annal.» ad a. 1354, No. 18). Dies der Anlaß zur Feier des Lanzenfestes in der katholischen Kirche. Bezüglich des Longinus, welcher mit der Legende von der heiligen Lanze in Verbindung steht, ertheilt Stadler's «Heiligen-Lexikon» unter dem Artikel Longinus dahin Auskunft: der Soldat Longinus, welcher den Speer in die Seite Jesu gestoßen, sei zu unterscheiden von dem Hauptmanne Longinus, welcher den gekreuzigten Christus als den wahrhaftigen Sohn Gottes bekannt habe und deshalb von den Griechen verehrt werde; sein Gedächtnißtag falle auf den 16. Oct. Diese Unterscheidung findet sich schon bei den Bollandisten («Acta Sanctorum», m. Mart. II, p. 384—386) aus mehreren alten Manuscripten geschöpft. Sie erzählen von dem Soldaten Longinus, er habe vor seiner Bekehrung Cassius geheißen. Das aus der von ihm durchstochenen Seite Christi geflossene Blut habe er voll Erstaunen aufgefangen und seine Augen damit bestrichen. Hierdurch seien ihm, wie ein alter griechischer Dichter singt, die Augen geöffnet worden. Er lebte später zu Cäsarea in Kappadocien in Zurückgezogenheit 24 Jahre hindurch. Wegen der auf seine Veranlassung erfolgten Bekehrungen wurde er auf Befehl des Statthalters Octavius gemartert und endlich nach mehrfachen vergeblichen Versuchen, ihn Christo wieder abwendig zu machen, ent-

hauptet. Sein Martyrium fällt in das 1. Jahrh. Als sein Märtyrertag gilt der 15. März. (*E. Grössel.*)

LANZENTRÄGER wurden die Einwohner einiger ursprünglich deutscher, jetzt slawischer Ortschaften im oberungarischen Comitate Zips genannt. Die Colonisirung des Landstriches mit deutschen Ansiedlern begann wahrscheinlich bereits unter Geisa II. (1141—1161); den ersten Colonisten folgten bald neue Zuzüge, besonders unter Béla III. (1173—1196). Die Hauptansiedelung der Zips scheint jedoch erst nach dem Mongoleneinfalle von 1241/42 unter König Béla II. erfolgt zu sein. Es entstanden mit der Zeit 24 geschlossene Ortschaften und mehrere zerstreute Vorwerke und Meiereien. Die Könige Béla IV., Ladislaus IV., Stephan V. und Andreas III. ertheilten ihnen wiederholt verschiedene Freibriefe oder bestätigten dieselben. Im J. 1312 erneuerte König Karl Robert in feierlicher Weise die Bestätigung ihrer «Freythumb». Neben den 24 «Städten» gab es in der Zips auch königliche und private, von Schulzen gestiftete Freidörfer. Solche königliche Freidörfer waren die «Lanzenträger-Orte», die «sedes decem lanceatorum». Sie wurden deshalb so genannt, weil sie im Falle eines Krieges verpflichtet waren, zehn Lanzenträger zu stellen und auszurüsten, die den König fortwährend begleiten mußten. König Béla IV. hatte ihnen besondere Privilegien ertheilt, kraft deren die Einwohner derselben die Immunitäten der Edelleute genossen, und namentlich vom königlichen Zins, von der militärischen Einquartierung und vom Vorspanne befreit waren. Die Ortschaften bildeten einen eigenen, vom Comitat unabhängigen District und wurden das «Kleine Comitat» genannt, welches seine eigenen Versammlungen hielt. Hauptort des «Kleinen Comitats» war Bethelsdorf (Betlenfalva), nahe bei Sczavnik, und Kapsdorf, etwa 14 Kilom. westlich von Neudorf (Szepes-Igló). Außer Bethelsdorf gehörten noch 13 kleine Dörfer zu diesem Districte, nämlich Kisócz, Horka, Abrahamdorf u. a. Schon längst hatten diese Ortschaften jede Bedeutung verloren; zur Zeit der Gegenreformation waren sie zu elenden slawischen Dörfern geworden, deren Einwohner kaum noch eine Erinnerung an ihren deutschen Ursprung hatten. Im J. 1802 wurden sie durch einen Gesetzartikel dem Comitate einverleibt. (*J. Hunfalvy.*)

LANZETTE ist ein chirurgisches Instrument, welches zur Trennung weicher Gebilde durch Stich oder Schnitt dient und sich durch seine äußerst scharfe Spitze, zwei scharfschneidige, feine Ränder und durch eine, die freie Bewegung in der Richtung beider Ränder gestattende Verbindung mit einem Schalenhefte von andern Schneideinstrumenten unterscheidet.

Die Lanzette, früher vorzugsweise zum Aderlaß, zur Schutzpockenimpfung benutzt, kommt gegenwärtig hauptsächlich zur Eröffnung von Abscessen, verwachsenen Mündungen, zum Scarificiren des Zahnfleisches, der Mandeln, der Bindehaut des Auges und zu ähnlichen andern kleinen Operationen an der Körperoberfläche zur Verwendung.

Die Lanzette hat eine spitzige, vollkommen gerade Klinge, in der Mitte ihrer Fläche mit einer Erhöhung, welche entweder rund durch eine gewölbte Schleifung, oder kantig durch eine Gräte gebildet ist, und von welcher aus deren Ränder entstehen. Das Heft derselben (Fassung, Schale) besteht aus zwei dünnen Horn-, Schildpatt- oder Perlmutterplatten, welche etwas länger und breiter als die Klinge, an der innern Fläche eben, an der äußern etwas gewölbt, und an ihrem obern Ende mittels einer durch alle Theile des Instruments gehenden Niete beweglich miteinander verbunden sind. Will man sich der Lanzette bedienen, so öffnet man dieselbe derart, daß Klinge und Heft annähernd einen rechten Winkel bilden, faßt dann die Ferse der Klinge zwischen Daumen und Zeigefinger der einen Hand so, daß nur so viel von der Spitze unbedeckt bleibt, als die Tiefe der Oeffnung betragen soll. Die Spitze wird dann an der einzustechenden Stelle, welche man mit der andern Hand fixirt, eingesenkt.

Im Laufe der Zeiten haben sich die verschiedensten Formen dieses Instruments bei den Chirurgen eingeführt. (*Alfr. Krug.*)

LANZI (Luigi), italienischer Alterthumsforscher, geboren am 14. Juni 1732 zu Monte dell' Olmo als Sohn des Arztes Gaetano Lanzi, ward als Geistlicher erzogen und 1749 Mitglied des Jesuitenordens. Seine besonders der Philologie und Archäologie zugewendeten Studien machte er zu Rom am Collegio Romano. Nach kurzem Aufenthalte in Siena ward er 1775 unter dem Titel eines «Antiquars» als Director an die Galerie zu Florenz berufen, welche während seiner Leitung bedeutende Bereicherungen erfuhr, namentlich durch Ueberführung der Sammlung der Villa Medici, der Sammlung der Rucelli di Montepulciano und durch Erwerbung besonders etruskischer Alterthümer. Außer kurzen, durch Studien, Gesundheits- und politische Rücksichten bedingten Unterbrechungen blieb er bis zu seinem am 31. März 1810 erfolgten Tode in Florenz. Seine Verdienste liegen auf dem Gebiete der Erforschung der etruskischen und altitalischen Sprache, der antiken Kunst und besonders in der Abfassung der ersten Universalgeschichte der italienischen Malerei, die mehrfach übersetzt worden ist. Sein reiches archäologisch-antiquarisches Wissen legte er nieder in dem «Guida della galleria di Firenze» (Florenz 1782), den «Notizie preliminari circa la scultura degli antichi e i vari suoi stili» (neue Aufl. von Inghirani, Florenz 1814; deutsch von Lange, Leipzig 1824) und in «Dei vasi antichi dipinti volgarmente chiamati etruschi (Florenz 1806), deren erster Theil das Verdienst hat, den großentheils griechischen Ursprung dieser Vasen anzuerkennen und epigraphisch-stilistische Beobachtungen zur Bestimmung ihrer Herkunft zu benutzen. Als Sprachforscher schrieb er «Saggio di lingua Etrusca» (Rom 1789), angehängt «Paleografia greca e latina»; zur Vertheidigung des «Saggio» die «Dissertatione supra una urnetta Toscanica» (1796), und 1806 den «Saggio delle lingue Italiche antiche». Sein Hauptwerk ist: «Storia pittorica della Italia» (Florenz 1789), deutsch von

Quandt (3 Bde., Leipzig 1830—33). Außerdem schrieb Lanzi 1792 «Della condizione e del sito di Pausula città antica del Piceno», 1807 «Inscriptionum et carminum libr. III», und gab 1808 Hesiod's «Ἔργα καὶ ἡμέραι» mit lateinischer und poetischer italienischer Uebersetzung heraus. Seine «Opere posthume» gab Onofrio Boni heraus (2 Bde., Florenz 1817).

Literatur: O. Boni, «Elogio dell' abbate Don Luigi Lanzi» (Florenz 1814 und 1816); A. Cappi, «Biografia di Luigi Lanzi» (Forlì 1840); B. Zannoni, «Elogio storico di Luigi Lanzi» (Florenz); vgl. Stark, «Handbuch der Archäologie», besonders S. 242. (*Arth. Schneider.*)

LAO. Das Volk der Lao, jetzt ungefähr auf eine Million Köpfe geschätzt, bewohnt im Innern der transgangetischen Halbinsel westlich vom Mekhong eine Landschaft des Himmlischen Reiches, dem es für unterworfen gilt. Seine Sprache, bisher nur aus Wörtersammlungen Reisender bekannt, steht in naher Verwandtschaft zur siamesischen. Zwei Schriftformen sollen in Gebrauch sein, die eine im Ductus der barmanischen und der peguanischen ähnelnd, die andere der siamesischen Palmschrift beinahe gleich. Von der einheimischen Literatur ist noch nichts bekannt, auch christliche Religionsschriften scheinen noch nicht in der Sprache verfaßt worden zu sein. Vgl. «Asiatic Researches», X, 259; «Journal of the Royal Asiatic Society of Bengal» (1850), S. 311—316; A. Bastian, «Reise durch Kambodja und Cochinchina» (Jena 1868). (*G. v. d. Gabelentz.*)

LAODAMAS. König von Theben, Enkel des Oedipus, Sohn des Eteokles. Nachdem im ersten thebanischen Kriege Eteokles und Polyneikes sich gegenseitig getödtet, kam Laodamas unter die Vormundschaft des Kreon. Als dann die Epigonen gegen Theben heranzogen, lieferte ihnen der junge König an der Spitze der Thebaner eine Schlacht bei Glisas, in der er, wild kämpfend, den Sohn des Adrastos, Aegialeus, erlegte, darauf aber von Altmäon getödtet wurde (*Apollod.* 3, 7, 3; *Paus.* 9, 5, 13). Die Thebaner verlieren die Schlacht, und die Argiver nehmen und zerstören Theben. Nach einer andern Sage fiel Laodamas nicht in der Schlacht, sondern floh nach derselben mit einem Theile der Thebaner in der Nacht aus der Stadt und zog nach Illyrien in das Gebiet der Encheleer (*Paus.* l. l.; *Herodot.* 5, 61). (*H. W. Stoll.*)

LAODIKE, Tochter des Priamos und der Hekabe, bei Homer (Il. 3, 124) Gemahlin des Antenoriden Helikaon. Die spätere, durch die Athener aufgekommene Sage bringt sie in andere Verhältnisse. Sie erzählt: als vor dem Trojanischen Könige Akamas, ein Sohn des Theseus, mit Diomedes nach Troja geschickt worden sei, um die Herausgabe der Helena zu fordern, sei die jungfräuliche Laodike von heftigster Liebe zu Akamas entflammt worden und habe mit ihm den Munitos erzeugt (*Plut.* Thes. 34 nennt ihn Munychos und als seinen Vater Demophon, den Bruder des Akamas). Sie übergab die geheime Frucht ihrer Liebe der Aethra, der Mutter des Theseus, welche, von den Dioskuren nach Sparta geraubt, der Helena als Dienerin nach Troja gefolgt war (Il. 3, 144). Diese erzog den Munitos, und nachdem sie bei der Eroberung von Troja von ihrem Enkel Akamas erkannt worden, folgte sie ihm mit Munitos nach der Heimat. Unterwegs aber wurde Munitos im Gebiete von Olynthos an der thrakischen Küste auf der Jagd von einer Schlange gebissen und starb daran (*Parthen.* Erot. 16; *Tzetz.* Lyc. 495). Auf dem Gemälde des Polygnotos zu Delphi befand sich Laodike, das Weib des Helikaon, unter den gefangenen Troerinnen (*Paus.* 10, 26, 7). Wenn man also in nachhomerischer Zeit die Fabel von ihrer geheimen Liebe zu Akamas anerkannte, so mußte man annehmen, daß sie nach ihrem Fehltritte die Gattin des Helikaon geworden.

(*H. W. Stoll.*)

LAODIKEIA. Unter diesem Namen kannte das griechische Alterthum sechs namhafte Städte in der hellenistischen Levante, von denen vier als Stiftungen eines der großen Diadochen Alexander's des Großen, nämlich des Seleukos I. Nikator, gelten können, der sie nach seiner Mutter Laodike benannt hatte, während zwei andere seinen nächsten Nachkommen zugeschrieben werden.*)

In Syrien gründete, wol nicht lange nach 300 v. Chr., Seleukos I. in der Landschaft Seleukis, in dem Districte Kasiotis, südlich von Antiochia und dem Berge Kasios, in höchst fruchtbarer, namentlich an trefflichem Weine reicher Gegend, an Stelle einer älteren Stadt, Ramitha, auf einer hohen Landzunge, dem nördlichen Ende des Cap Staret, an einem guten durch Kunst noch weiter verbesserten, heutzutage allerdings sehr vernachlässigten Hafen die Stadt Laodikeia am Meere (s. *Cic.* Ep. ad Div. XII, 14). Diese Stadt ist schnell zu großer Blüte gediehen, und ihre dem Kerne nach griechische Bevölkerung war vollkommen im Stande, in den spätern Zeiten, als die Macht der Seleukiden durch dynastische Kämpfe zu Grunde ging, sich vollständig auf eigene Füße zu stellen, vielleicht unter Antiochus VIII., gegen Ende des 2. Jahrh. v. Chr.; ihre Autonomie wurde auch durch Pompejus den Großen, als er 64 v. Chr. Syrien zur römischen Provinz machte, anerkannt. Dasselbe that auch Julius Cäsar, der überhaupt 47 v. Chr. als großer Gönner und Wohlthäter der syrisch-griechischen Städte nach seinem Siege über die Pompejaner und die Aegypter auftrat. Die «Julienser», wie sich die dankbaren Einwohner von Laodikeia nach ihm nannten, wurden aber in den letzten Kämpfen der Republik sehr empfindlich durch Gajus Cassius gestraft, als dieser 43 v. Chr. den Cäsarianer Dolabella, der hier sich festgesetzt, lange belagert

*) Die Existenz eines Laodikeia auch in Pontus beruht nur auf Vermuthungen von Eckhel, Droysen und andern Forschern. — Ein arkadisches Laodikeia im Gebiet von Megalopolis wurde früher nur auf Grund einer falschen Lesart bei Thucydides IV, 134 (vgl. dazu Poppo, «Prolegomena», II, 185) angenommen; in Wahrheit heißt der betreffende Punkt (*Polyb.* II, 51. 55; *Paus.* VIII, 44) eine Vorstadt von Megalopolis. Vgl. Curtius, «Peloponnesos», I, 316 und 342, und Bursian, «Geographie von Griechenland», II, 227 und 245.

und endlich überwunden hatte. Die infolge der Ueberflutung Syriens durch die Parther (40 v. Chr.) noch gesteigerte Noth der Stadt Laodikeia suchte nachher M. Antonius durch Ertheilung von mancherlei Rechten, namentlich der Freiheit von Reichssteuern, zu mildern; auch der jüdische griechenfreundliche König Herodes der Große erbaute ihr eine Wasserleitung. Während der Kaiserzeit erscheint Laodikeia durchgängig als eine sehr bedeutende Stadt. Allerdings hatte sie in dem großen Thronkriege zwischen Septimius Severus und Pescennius Niger (193 und 194 n. Chr.) durch die Feindschaft des letztern und der ihnen schroff entgegenstehenden Antiochier zunächst schwer zu leiden; dafür hat sie der Sieger Septimius Severus belohnt, indem er ihr außer anderem die Rechte einer Colonie und das jus italicum ertheilte. Laodikeia dankte ihm durch Errichtung eines (noch theilweise erhaltenen) Triumphbogens. Laodikeia behielt seine Bedeutung bis tief in die Zeit der Byzantiner, denen die Stadt im 11. Jahrh. allein noch unter den Seestädten der syrischen Küste erhalten geblieben und ein beliebter Landungsplatz der nach Syrien ziehenden Pilger des Abendlandes geworden war; die Denkmäler aus dem Alterthume sind nachher durch ein furchtbares Erdbeben im J. 1170 schlimm mitgenommen, die alten Festungswerke durch Sultan Saladin, der Laodikeia 1188 eroberte, auf die Nachricht von Friedrich Barbarossa's Anmarsch großentheils zerstört worden. Laodikeia, in spätrömischer Zeit auch Laudicia oder Ladicia genannt, jetzt als türkisches (im Osten der alten Stadt belegenes) Städtchen Ládikijeh (s. d.) oder Latakieh geheißen, ist für die Wissenschaft durch seine imposanten Ruinen ganz besonders interessant. Vgl. namentlich Droysen, «Geschichte der Epigonen», II, 293; Kuhn, «Die städtische und bürgerliche Verfassung des Römischen Reiches», II, 314 fg.; Marquardt, «Römische Staatsverwaltung», 2. Aufl., I, 394 fg. und 428 fg.

Weit weniger bedeutend war Laodikeia am Libanon (*Plin.* Hist. nat. V, 23; *Strabo* p. 755; *Ptolem.* V, 14), eine zweite syrische Gründung, die Seleukos I. oberhalb des Sees Kades, zwischen Emesa und Heliopolis, an dem nordöstlichen Abhange des Antilibanon, am östlichen Eingange in die von Libanon und Antilibanon umschlossene Tiefebene des Marsyasthales angelegt hat, in einer von zwei Flüssen bewässerten Gegend, wo die südlich von Damastus, südöstlich von Heliopolis herabziehenden Straßen sich nördlich nach Emesa und den übrigen Handelsplätzen im Orontesthale, ostsüdöstlich dagegen nach Palmyra fortsetzten (vgl. Droysen, «Geschichte des Hellenismus», III, 2, oder «Geschichte der Epigonen», II, 299). Ursprünglich hauptsächlich seleukidische Grenzfestung gegen das ptolemäische Kölesyrien, ist auch diese Stadt später zu erheblicher Blüte gediehen. Auch dieses Laodikeia wurde, wie das «am Meer» belegene, im J. 64 v. Chr. durch Pompejus unter ähnlich günstigen Bedingungen der neuen syrischen Provinz der Römer einverleibt (vgl. Marquardt, «Römische Staatsverwaltung», 2. Aufl., I, 395 fg.). Während der guten Zeiten des römischen Kaiserthums eine belebte Handelsstadt (vgl. *Ptolem.* V, 14), als Hauptstadt des Bezirks Laodicea in christlicher Zeit der Sitz eines Bischofs, wurde Laodikeia von Theodosius dem Großen mit Emesa und andern Städten zu der neugebildeten Provinz Phoenice Libanesia geschlagen (vgl. *Hierocl.* p. 717; Marquardt a. a. O., S. 425; Kuhn, «Die städtische Verfassung des Römischen Reiches», II, 314—388). Nachher ist Laodikeia, vielleicht unter Angriffen benachbarter Araber oder Türker, früh in Verfall gerathen und untergegangen, ohne bedeutende Spuren zu hinterlassen.

Im westlichen Kleinasien hat König Antiochus II. (wahrscheinlich vor dem J. 250 v. Chr.) in der südwestlichsten Landschaft Phrygiens (Phrygia Pacatiana) auf der Grenze von Karien und Lydien, auf dem südlichen Ufer des zum Mäander strömenden Flusses Lykos (jetzt Tschoruk-Su), auf einer Höhe zwischen den Thälern der in den Lykos einmündenden Bäche Asopos und Kapros, westlich von Kolossä, die neue Stadt Laodikeia am Lykos angelegt, die er mit dem Namen seiner Gemahlin und späteren Mörderin Laodike schmückte (vgl. *Strabo* p. 578; *Plinius* Hist. nat. V, 29, und Droysen, «Geschichte der Epigonen», II, 269 fg.). Anfangs nicht bedeutend, wiederholt durch Erdbeben in ihrer Entwickelung aufgehalten, hat die Stadt Laodikeia, die zuerst seleukidisch, später pergamenisch war, und mit der Erbschaft der Attalen an die Römer kam, auch noch im Mithridatischen Kriege stark mitgenommen (*Strabo* p. 578; *Appian.* Bell. Mithridat. 20), doch gegen Ende der republikanischen und in der ältern Kaiserzeit sich allmählich zu einer der reichsten und glänzendsten Städte der Provinz Asia erhoben, und konnte mit ihrer phrygischen Nachbarstadt Apameia wetteifern, während die älteren Orte Kolossä und Kelänä sichtbar sanken (*Strabo* p. 576; *Cic.* Ep. ad Div. V, 20). Die Fruchtbarkeit ihres Gebietes, welches auch reich war an feinwolligen Schafen von schwarzer Farbe (*Vitruv.* VIII, 3, 14), und der Gewerbfleiß der Bürger, unter denen die Gilde der Walker und Purpurfärber besonders bedeutend war (Böckh, Corp. inscript. Graec. Nr. 3938), lebhafter Handel und Geldverkehr (*Cic.* Ep. ad Div. II, 17, III, 5, V, 20) schufen einen sehr soliden, auch durch schreckliche Erdbeben, wie unter Augustus und im J. 61 n. Chr., nicht mehr zu erschütternden Wohlstand; so ist Laodikeia auch der Sitz vieler Juden geworden (*Joseph.* Ant. Jud. XIV, 10, 20). In römischer Zeit Hauptort eines der römischen Gerichtssprengel in Asia, des Kibyratischen, und zugleich einer der Prägeorte für die Landesmünzen, und wegen ihrer Treue gegen Rom bei den Kämpfen mit Mithridates dem Großen auch «Freie Stadt», und seit Diocletian Hauptstadt der neuen Provinz Phrygia Pacatiana (vgl. Corp. inscript. Lat. I, Nr. 587 u. 588, und Marquardt, «Römische Staatsverwaltung», 2. Aufl., I, 77, 337, 341, 348), ist sie auch der Kunst und der Wissenschaft nicht fremd geblieben; letztere wurde vertreten durch die Skeptiker Antiochus und Theiodes (unter den Nachfolgern des Aenesidemos; vgl. *Diogen. Laert.* IX, 11, 106, 12, 116) und durch die auch in Laodikeia sehr einflußreiche,

an einen Tempel des karischen Men zwischen Laodikeia und Karura geknüpfte Herophilische medicinische Schule. Laodikeia war auch ebenso wie die Nachbarstädte Kolossä und Hierapolis frühzeitig ein Hauptherd des Christenthums in Kleinasien geworden und seinerzeit auch Sitz eines Bischofs. Die Christen hatten freilich hier einen harten Stand gegenüber den reich entwickelten alten Culten, namentlich gegenüber dem in den drei Nachbarprovinzen verbreiteten des Jupiter Laodicensis und dem Kaisercultus der Neokoren in Laodikeia. Der Apostel Paulus schrieb aus seiner Gefangenschaft in Cäsarea oder in Rom einen Brief an die Gemeinde zu Laodikeia (Kol. 4, 16), der aber für uns verloren ist, wenn er nicht (wie vielfach angenommen wird) derselbe ist, der in der theologischen Sprache gewöhnlich Epheserbrief genannt wird. Der unter dem Titel «Brief an die Laodikener» vorhandene Paulusbrief ist ein sehr altes, apokryphisches Machwerk, zu dessen Herstellung die Briefe des Apostels an die Kolosser und Philipper benutzt sind (vgl. den Art. Laodikener, Brief an die). In der späteren Kirchengeschichte bekannt durch ein um die Mitte des 4. Jahrh. n. Chr. hier abgehaltenes Concil, hat Laodikeia seit dem 12. Jahrh. schwer durch Türken, später auch durch die Mongolen gelitten. Die ausgedehnten Ruinen der alten Stadt finden sich bei dem heutigen türkischen Eski-Hissar.

Ein viertes Laodikeia war, weit östlich von der glänzenden Lykosstadt, in der Landschaft Lykaonien, zwischen Ikonion und Tyriäon, an der großen, von Smyrna und Sardes durch Kleinasien ostwärts nach dem Euphrat führenden Heerstraße belegen (vgl. Droysen, «Geschichte der Epigonen», II, 266). Den Beinamen dieser Stadt: *κατακεκαυμένη* bei Strabo, p. 663, Ptol. V, 4, oder *κεκαυμένη* bei Hierokles p. 672, wird man nicht aus der nur angeblich vulkanischen Natur der Umgegend erklären können, auch müßte es da heißen: *Λ. τῆς κατακεκαυμένης;* vielmehr scheint der Beiname auf die zu irgendeiner Zeit erfolgte Wiederherstellung der niedergebrannten älteren Gründung — dieses Laodikeia wird dem Seleukos I. seine Entstehung verdanken — zu beziehen sein. Man glaubt, das alte Laodikeia in dem heutigen türkischen Jorghan-Ladik wieder gefunden zu haben.

Ein fünftes Laodikeia, wieder eine Stiftung des ersten Seleukos und erwähnt bei Plinius (Hist. nat. VI, 26, §. 117), wird am untern Tigris gesucht (Droysen, «Geschichte der Epigonen», II, 316). Dagegen wird auf Antiochus I. zurückgeführt die Gründung von Laodikeia in Medien, einer bei Strabo XI, p. 525, und Steph. Byzant. p. 509 erwähnten Stadt, die vielleicht (obwol Droysen a. a. O. S. 318, der auch an ein Laodikeia in Persis denkt, diese Annahme bekämpft) mit der bei Plinius VI, 26, 115 genannten identisch ist.

(*G. Hertzberg.*)

LAODIKENER (Brief an die). Im Briefe des Apostels Paulus an die Kolosser heißt es Kap. 4, V. 16: *καὶ ὅταν ἀναγνωσθῇ παρ' ὑμῖν ἡ ἐπιστολή, ποιήσατε ἵνα καὶ ἐν τῇ Λαοδικέων ἐκκλησίᾳ ἀναγνωσθῇ, καὶ τὴν ἐκ Λαοδικείας ἵνα καὶ ὑμεῖς ἀναγνῶτε.* Ist der hier citirte Brief verloren? Es ist von Interesse, zu beobachten, wie man, geleitet von dem Wunsche, keine inspirirte Schrift verloren zu sehen, dies nur unter der Bedingung zugestehen wollte, daß der Brief von untergeordneten Personen, nämlich von der Gemeinde zu Laodikeia oder einzelnen Gliedern derselben, herrühre. Jedoch einen für die Kolosser bestimmten Brief brauchten sich diese nicht zu holen; war er aber an Paulus gerichtet, so enthielt er schwerlich so viel Belehrung, um die Mittheilung des zurückbehaltenen Concepts an die Kolosser als so wichtig erscheinen zu lassen. Und schon die Zusammenstellung mit dem Kolosserbriefe zeigt, daß es sich nicht um einen fremden, also auch nicht etwa um den ersten Johannesbrief, sondern um einen von Paulus selbst verfaßten handelt. Dem Wunsche, ihn dann aufweisen zu können, entstammt eine Zusammenstoppelung von 20 Versen meist des Philipperbriefes, die uns zuerst in dem kurz vor 546 geschriebenen Codex Fuldensis der Vulgata (S. 291 fg. der Ausgabe Ranke's von 1868) begegnet, aber gewiß schon kurz vor 400 von einigen Kirchenvätern mit ihrer «Epistola ad Laodicenos» gemeint ist und den Morgenländern unter ihnen griechisch vorgelegen haben muß (über die interessanten Schicksale dieses Machwerks siehe den Artikel Kanon S. 331). Da nun aber an seine Echtheit ernstlich nicht gedacht werden kann, so bleibt, wenn der Brief nicht verloren sein soll, nur übrig, daß er unter anderem Namen in der Bibel steht. Freilich von Laodikeia aus, von wo man, gedankenlos genug, bald die Briefe an Timotheus, bald die an die Thessalonicher oder an die Galater datirte, kann er nicht geschrieben sein, da Paulus nach Kol. 2, 1 dort nicht gewesen war, ganz abgesehen davon, ob die Gemeinde zu Laodikeia, mit der doch offenbar der Austausch der Schriftstücke stattfinden soll, sich vor Absendung eines solchen in ihrer Stadt verfaßten Briefes eine Abschrift genommen haben wird.

Also muß mit *ἡ ἐκ Λαοδικείας* nach bekannter griechischer Brevilоquenz ein Schreiben bezeichnet sein, das zwar nach Kolossä aus Laodikeia kommen sollte, selbst aber von anderswoher nach Laodikeia gelangt war. An den Hebräerbrief, dessen Leser man ja von Babylon bis Spanien gesucht hat, konnte man dabei so lange denken, als man ihn noch dem Paulus zuschrieb. Eher kann der Brief an Philemon in Betracht kommen, dessen Ueberbringer Onesimus ja auch den Kolosserbrief (4, 9) mit bestellen soll. Allein daß Archippus, des Philemon Genosse, Kol. 4, 17, in Laodikeia gedacht sei, trifft nicht zu, und der Brief ist zu individuell, um für eine Gemeinde so wichtig zu sein. Den meisten Schein hat die Ansicht, daß der Epheserbrief gemeint sei, zumal da Marcion um 140 in dessen Anfange nicht *ἐν Ἐφέσῳ*, sondern *ἐν Λαοδικείᾳ* las. Allein auch sie mußte im Artikel Kolossä S. 141 verworfen werden, und zwar bei Echtheit beider Briefe, von der auch hier bis jetzt auszugehen war, unbedingt, mit Wahrscheinlichkeit aber auch bei gänzlicher oder theilweiser Unechtheit. Stammt also Kol. 4, 16 von Paulus, so kann der Epheserbrief, als ein Bestimmungsort in der Zuschrift 1, 1 gänzlich

fehlte oder das *ἐν Ἐφέσῳ* in seiner Unrichtigkeit erkannt war (s. den Artikel Kolossä a. a. O.), von oder vor Marcion gerade für den hier angeführten, in Wirklichkeit verlorenen Laodikenerbrief gehalten worden sein. Vielleicht ist aber auch die Stelle sammt dem ganzen Kolosserbriefe erfunden oder seinem echten Grundstocke eingefügt, um durch gegenseitiges Citiren beiden Briefen den Schein der Echtheit zu geben, wobei allerdings der Epheserbrief als Brief nach Laodikeia gedacht sein müßte.

Verschieden sowol vom Epheserbriefe als auch von dem vor 400 auftauchenden apokryphischen Laodikenerbriefe scheint der Brief, von welchem es im Muratorischen Fragmente (c. 180—200) Zeile 63—65 heißt: «fertur etiam ad Laodicenses alia ad Alexandrinos Pauli nomine fictae ad haeresem Marcionis.» Denn von Marcionitischem Charakter hat keiner eine Spur an sich. Schreibt also der Verfasser des Fragments diesen Charakter dem Schriftstücke nicht etwa irrthümlich zu, so bezeugt er uns einen weiteren und zwar sehr alten Versuch, die lebhaft empfundene Lücke auszufüllen.

Neuere Literatur: Anger, «Ueber den Laodicenerbrief» (1843); Wieseler, «De epistola Laodicena» (1844); Sartori, «Ueber den Laodicenserbrief» (1853); Bisping, «De epistolis S. Pauli perditis» (1855); Holtzmann, «Kritik der Epheser- und Kolosserbriefe» (1872), S. 9—15, 166—168, 198 fg.; J. B. Lightfoot, «St. Paul's epistles to the Colossians and to Philemon», im 3. Anhang zum Kolosserbrief», S. 274—300 der 2. Aufl. (1876); hier, bei Ranke (s. oben) und besonders bei Anger und Lightfoot auch der Text des Apokryphums. (*Paul With. Schmiedel.*)

LAOKOON. Die Laokoonsage, den homerischen Gedichten unbekannt, läßt sich ihrer poetischen Ausbildung nach zuerst bei Arktinos von Milet nachweisen (Robert, «Bild und Lied», 1881, Excurs I, S. 193, denkt sich den Antenoriden Laokoon aus den Antenoriden der Ilias Koon und Laodokos entstanden). Von des Arktinos Darstellung in seiner Iliupersis berichtet der Auszug des Proklos, daß während die Troer sich der Freude der vermeintlichen Befreiung beim Schmaus hingaben, zwei Schlangen erschienen, *τόν τε Λαοκόωντα καὶ τὸν ἕτερον τῶν παίδων διαφθείρουσιν* (Kinkel, «Ep. Graec. frgm.», p. 49). Die ausdrückliche Erwähnung beider Kinder, von denen nur eines der offenbar gemeinsamen Gefahr erlag, gibt der Vermuthung Raum, daß in dieser Angabe die Motivirung der Handlung verborgen liege, und der an sich dunkle Bericht von der Darstellung, welche Bakchylides (wahrscheinlich in der Prophezeiung der Kassandra, s. Neue, «Frgm. Bakchyl. Cei» 30 p. 48, Bergk. «Poet. lyr. frgm.»[3] 29 [30] p. 136) nach Schol. Verg. Fuld. Aen. II, 201 von dem Ereigniffe gab, läßt in dem «de Laocoonte et uxore eius vel de serpentibus ... in homines conversis» erkennen, in welcher Richtung die Erklärung zu suchen ist. Es war eine gottgewollte Strafvollziehung an zwei Schuldbeladenen, deren einer der Frevler (die Schuld deutet das uxor an), der andere des Frevels Frucht war. Von der Tragödie des Sophokles (Robert a. a. O. 201 läßt die Möglichkeit offen, daß *Ἀντηνορίδαι* und «Laokoon» Titel für dasselbe Stück sind) geben außer den spärlichen Fragmenten (Nauck, «Trag. Graec. frgm.» 1856, p. 168/69, frgm. 340 fg.) sicheres Zeugniß: erstens *Dion. Halicarn.* Arch. I, 48, der, wie Arktinos, des Laokoon Unglück zum warnenden Merkzeichen für Aineias werden läßt *καὶ ἀπὸ νεοστὶ γενομένων περὶ τοὺς Λαοκοωντίδας σημείων* u. s. w., zweitens die Notiz Schol. Aen. II, 204, daß Sophokles die Schlangen benannt habe, und Schol. II, 211, wo die Namen nach Lysimachos (vgl. Robert a. a. O. 198 und Excurs III, 228 fg.) angegeben werden. Richtig gibt die Namen das Lykophronischolion zu 374 Porkes und Chariboia, welche die Kinder des Laokoon im Heiligthum des thymbräischen Apollon tödten, vgl. *Lycophron*, Kassandra 347 *παιδοβρῶτος Ἡόρκεως*. Aus der ausdrücklichen Angabe der Namen schließt Robert auf zwei Menschen in der sophokleischen Tragödie, die sich dann in Schlangen verwandelt hätten (dagegen Kekulé, «Laokoon», 1883, S. 34). Aus Fabel 135 bei Hygin, welche lange (Kuschel, «Ueber die Quellen von Vergil's Aeneis», Breslau 1858) als Hypothesis des Sophokles galt (Ribbeck, «Prolegom. Vergil.»), scheidet Robert als aus Vergil interpolirt aus: Laocoon Capyos (?) filius Anchisae frater Apollinis sacerdos contra voluntatem Apollinis cum uxorem duxisset atque liberos procreasset [sorte ductus est ut sacrum faceret Neptuno ad litus] Apollo occasione data [e Tenedo per fluctus maris] dracones misit duos qui filios eius Antiphatem et Thymbraeum necarent [quibus L. cum auxilium ferre vellet ipsum quoque nexum necaverunt quod Phryges idcirco factum putaverunt, quod L. hastam in equum Troianum miserit]. Die Grundlage ist somit, besonders da der ursprüngliche Schluß vielleicht verdrängt ist, nicht zu ermitteln. Für die Namen der Söhne vgl. *Servius* zu Aen. II, 211, der sich auf Theffandros beruft, in welchem Kekulé, «Die Laokoon-Gruppe», S. 35, den sogenannten falschen Pisander vermuthet, den *Macrobius* Sat. V, 2 als Quelle Vergil's angibt. Das Thymbraion als ursprünglichen Schauplatz läßt *Serv.* Schol. Verg. Aen. II, 201 erschließen, welches nach Euphorion motivirt, warum Laokoon dem Neptun opfert (Robert 206—208), während die Worte «Laocoon Thymbraii Apollinis sacerdos» einerseits, «hic piaculum commiserat ante simulacrum numinis cum Antiopa sua uxore coeundo (worin Kekulé ein Tragödienmotiv, vielleicht des Sophokles erkennt) et ob hoc immissis draconibus cum suis filiis interemptus est» andererseits wahrscheinlich machen, daß die beleidigte Gottheit an der Stätte der Schuld den Frevel rächte. Zum ersten mal erweislich ist der Tod von Vater und Kindern in der bekannten Schilderung Vergil's, Aeneis 201—227, gegeben. Laokoon, zum Priester des Neptun durchs Los erwählt, ist im Begriffe, den Opferstier zu schlachten, als zwei gewaltige Schlangen von Tenedos übers Meer gezogen kommen, die «agmine certo Laocoonta petunt. Et primum parva duorum corpora natorum serpens amplexus uterque implicat et miseros morsu depascitur artus; post ipsum auxilio subeuntem ac tela ferentem conripiunt». Sie

umwinden und tödten den entsetzlich Schreienden und verschwinden unter dem Schilde des Standbildes der Athena. Auf die Schilderung Vergil's geht *Petron.* Sat. 89, 18 zurück. Auf die Arktinosversion gehen *Tzetzes* zu Lycophron 344 und Posthom. 714 zurück, während *Qu. Smyrnaeus*, Posthom. XII, 389 fg., in seiner übertreibenden Manier den Laokoon durch Athena erblinden, die beiden Kinder (348 fg.) durch Schlangen tödten läßt.

Die genaue Kenntniß der Sage in ihrer Entwickelung hat durch die Darstellungen der bildenden Kunst ein hervorragendes Interesse gewonnen. Knüpfen sich doch an die Gruppe des Laokoon ästhetische wie kunstgeschichtliche Betrachtungen der bevorzugtesten Geister. — Die einzige literarische Nachricht von einer statuarischen Gruppe des Laokoon und seiner Söhne bietet *Plin.* Hist. nat. XXXVI, 37 (38) (Overbeck, «Schriftquellen», 2031, S. 391, vgl. Urlich's «Chrestom. Plin.», p. 387, Blümner, «Lessing's Laokoon», 673): «nec deinde multo plurium [artificum] fama est, quorundam claritati in operibus eximiis obstante numero artificum, quoniam nec unus occupat gloriam nec plures pariter nuncupari possunt sicut in Laocoonte, qui est in Titi imperatoris domo, opus omnibus et picturae et statuariae artis praeferendum, ex uno lapide eum ac liberos draconumque mirabiles nexus de consilii sententia fecere summi artifices Agesander et Polydorus et Athenodorus Rhodii». Seit Winckelmann sind fortgesetzt Versuche gemacht worden, aus diesen Worten und dem Zusammenhange, in dem sie stehen, eine Datirung des Kunstwerks zu gewinnen. Während man (ausführlich Häckermann, «Die Laokoon-Gruppe», 1856; dagegen Overbeck, «Plastik», II³, 269, Anm. 73) aus der Zusammenstellung mit römischen Künstlern und dem Titi domus schließt, die Gruppe sei für Titus geschaffen, ist zuerst von Lachmann («Archäol. Zeit.», 1845, S. 192 und 1848, S. 237) der Hauptnachdruck auf das «de consilii sententia» gelegt worden, meist eine stehende Formel für Decrete des kaiserlichen Staatsrathes (Stephani, «Bull. de l'Acad. de St. Petersb.», 1849, VI, 8 fg.), um daraus Titus' Zeit als Datirung zu gewinnen (zuletzt Robert, «Archäologische Märchen», 1886, S. 143; dagegen Mau, «Annali dell' Istituto», 1875, S. 288 und 326, Overbeck, a. a. O., II, 266—269). Die Stelle erklärt sich aus dem Zusammenhange: in dem mit sicut eingeleiteten Satze muß der Beleg für das «quoniam . . .» folgen. Er wird gegeben, sofern sich das «de consilio sententia» auf die Künstler bezieht, er fehlt, sofern man dabei an den Auftraggeber denkt. Der Ruhm dieser Künstler ist deshalb geringer, weil sie «de consilii sententia», d. h. auf Grund gemeinsamen Rathschlusses arbeiteten, sodaß man nicht weiß, wem eigentlich der schöpferische, künstlerische Gedanke zugehört. Deshalb, nicht weil man nicht hätte drei Namen nennen können, sind sie nicht zu gleichem Ruhme gelangt. Das überschwängliche Lob des Plinius konnte sich entweder darauf gründen, daß die Gruppe neuerdings nach Rom übergeführt war oder auf den Glauben des für Kunststücke empfänglichen Römers, sie sei aus Einem Stücke gefertigt. Daß das gleichzeitige Entstehen Plinius' Urtheil beeinflußt habe, ist deshalb unwahrscheinlich, weil er dann gerade in der Beurtheilung des Verdienstes der einzelnen Künstler nicht schwanken konnte.

Für die erhaltene Gruppe kommt die Pliniusstelle nach drei Seiten in Betracht. Erstens bezüglich des Fundortes, Titi domus. Die Gruppe wurde 1506 unter Julius II. beim Esquilin in den settе sale gefunden (vgl. Jahn, «Bullet. dell' Ist.» 1867, 190 und «Rev. archéol.», 3. ser., IV, 38), was mit Plinius übereinstimmt. Zweitens bezüglich des ex uno lapide. Wiederholte Prüfung hat ergeben, daß sechs Stücke zusammengefügt sind, freilich so fein, daß dies kaum erkennbar ist. Ein bündiger Schluß ist aus dieser Abweichung nicht zu ziehen, da ein Irrthum des Plinius nicht ausgeschlossen ist, sofern die Statue nicht zu seiner Zeit entstand. Um für letzteren Fall einen Ausweg zu schaffen, greift Robert («Märchen» a. a. O.) zu der sehr gewagten Interpretation: «auf einer Basis», was, abgesehen von anderen Bedenken, schon deshalb sehr unwahrscheinlich ist, weil ein besonderes Kunststück darin nicht erblickt werden könnte. Allein darauf kommt es Plinius augenscheinlich gerade an. Drittens bezüglich des Fehlens der Künstlerinschrift. Dies wäre allerdings höchst auffallend, denkt man sich die Gruppe in Rom entstanden; nimmt man an, daß sie dorthin versetzt wurde, so entspricht es dem Gewöhnlichen, daß die Basis mit den Namen zurückgelassen wurde (Hirschfeld, «Tituli statuariorum» etc., 1870, S. 9). Eine Sicherheit ist demnach aus der Pliniusstelle weder für die Datirung der erwähnten, noch für die Echtheit der erhaltenen Gruppe zu gewinnen. Jedoch ist keine Veranlassung vorhanden, den vaticanischen Laokoon für eine Copie zu halten, denn daß besonders der untere Theil wenig frisch erscheint, liegt in der häufigen Polirung begründet, die ihm sogar Glanz verliehen hat, während der obere Theil weit lebendiger ist. Bezüglich der Behandlung der Oberfläche vgl. Brunn, «Künstlergeschichte», I, 478 fg.; von der Launitz, «Erläuterungen zu den Franks. Gipsabg.» (1833); dazu Conze, «Götting. gelehrte Anz.», 1882, 904 fg.; dagegen Brunn, «Jahrb. der preuß. Kunstsamml.», V, 264 unter Bezugnahme auf R. Mengs, «Werke», III, 98; zur Beurtheilung der Epidermis ist der Oberkörper des Vaters am besten geeignet, welcher die Spuren der Schläge minder hervortreten läßt. Die ergänzte rechte Hand des älteren Sohnes ahmt diese bereits nach. Ueber die verschiedenen Restaurationen vgl. Fea, «Misc. phil.», I, 329. Halten wir die Gruppe für das Original, so geht aus dem Fehlen der Inschrift, dem Irrthum und der Unsicherheit des Plinius und der Unbekanntheit der Künstler bei den Zeitgenossen mit Wahrscheinlichkeit hervor, daß die Gruppe nicht zu Plinius' Zeit und nicht in Rom entstand.

Die durch zahlreiche Abbildungen (z. B. Overbeck, «Plastik», 276 und 280) allgemein bekannte Gruppe, die sich jetzt in einem am Hofe des Belvedere liegenden Gemache des vaticanischen Statuenmuseums befindet, hat mehrfache Beschädigungen erlitten, die zum Theil Ergänzungen nach sich gezogen haben. Sicher falsch ergänzt ist der rechte Arm des jüngeren Sohnes, der herabsinkend

zu denken ist, der rechte Arm des Vaters und sicher ebenfalls falsch der rechte Unterarm des älteren Sohnes. Bezüglich der Haltung des Armes des Vaters sind von Bernoulli, «Laokoon»Gruppe» (1863) und neuerdings von Kekulé (a. a. O. S. 41 42 Anm.) Zweifel laut geworden, ob die von Overbeck (a. a. O. 280) gegebene Ergänzung als absolut gesichert zu betrachten sei. Dort greift Laokoon an das Haupt, was durch eine moderne Abglättung am Haare als erwiesen angesehen wird. Erweislich ist, daß oberhalb des rechten Ohres eine Abplattung mehrerer Haarpartien in einer Fläche stattgefunden hat, die sich nach oben vertieft. Ein zufälliges Abbrechen ist bei der Glätte der Fläche nicht anzunehmen, und da kein Dübelloch vorhanden, scheint auch ein Anstücken ausgeschlossen, sodaß eine frühere Berührung gesichert erscheint. Sehr wahrscheinlich ist, daß die Hand in das Haar griff, worauf mehrere, allerdings minder deutliche Fragmentirungen der Haarpartien hinweisen. Uebrigens sind auch einige Locken links verbrochen, besonders die über den Schläfen. Auch am Haar des jüngsten Sohnes sind kleine Verstoßungen festzustellen, ebenso sind die Spitzen der Nasen der Söhne ergänzt. Der rechte Unterarm des ältesten Sohnes zeigt einen durch den Einbogen gehenden Bruch und unter der Mitte des Unterarmes den Bruch, an welchen die Terracotta Ergänzung ansetzt. Nach dem Stiche Marco Dente's (abgebildet bei Thode, «Antiken in den Stichen Marcanton's» u. s. w., 1881, S. 13, Nr. 35, Taf. I) könnte man glauben, die Hand sei bis auf einige Finger erhalten gewesen, allein das Material, wie das Vorhandensein der betreffenden Finger an der Hand lassen das Gegentheil vermuthen, da man zweifellos die antike Hand verwendet und ergänzt hätte. Daß die gegenwärtige Ergänzung von Arm und Hand aber nicht im Sinne der Schöpfer der Gruppe erfolgt ist, scheint mir erweislich. Von dem Arme des Vaters bis einschließlich des Knotens um den Arm des älteren Sohnes fehlt die hintere Hälfte des Schlangenkörpers; die vordere besteht aus vier zusammengesetzten Stücken, deren oberstes ein deutlich erhaltenes pantello trägt und sich dadurch, wie durch die ungleiche, gestickte Bruchfläche als alt erweist. Diese bisher nicht genügend beachtete Thatsache zeigt, daß vielmehr eine Biegung des Armes und der Hand nach dem Schlangenkörper zu anzunehmen ist, da sonst eine Unterstützung der Hand weder nöthig noch möglich war. Der Theil der Schlange, welcher am Rücken des Vaters anliegt, ist alt, verstoßen und nicht ergänzt. Bezüglich eines dritten Gliedes am rechten Daumen des Jüngeren hat Trendelenburg, «Die Gruppe des Laokoon», S. 30, geirrt; der Daumen ist eingeschlagen, wodurch die Täuschung entsteht.

Die Künstler stellen Laokoon, in dessen Haaren der priesterliche Kranz lag, und seine Söhne am Altare von zwei Schlangen umstrickt dar. Laokoon, dessen Gewand herabgefallen ist, bildet die Mitte der Gruppe. Er ist trotz seines Widerstandes von den Schlangen auf den Altar niedergezwungen worden, auf dessen oberer Stufe sein rechtes Bein ruht, während das langgestreckte linke zwei Stufen niedriger daneben am Boden steht. Sein gewaltiger Körper hat nach mächtigem Ringen sich aufgebäumt vor Schmerz beim Biß der furchtbaren Schlange, deren Zähne sich in seine linke Hüfte schlagen. Auf einem schönen Mannesantlitz, das in Ruhe durchgeistigt und edel erscheinen müßte, herrscht momentan der höchste Ausdruck unerträglichen physischen Schmerzes. Von den geöffneten Lippen ringt sich, wie der eingezogene Leib und die zum Springen gedehnte Brust zeigen, ein Schmerzensseufzer los, vernehmbar genug, um die Aufmerksamkeit des älteren Sohnes zu erwecken (diese Wirkung betont Overbeck, «Plastik», II, 281, Anm. 84; Henke, «Gruppe des Laokoon», 1862, hebt hervor, daß die Krisis zwischen Einathmen und Ausathmen gegeben sei, vgl. Blümner, «Laokoonstudien», II, 96, zuletzt Fischer zu Lessing's «Laokoon», 1887). Laokoon's linke Hand hat den Körper der Schlange ergriffen, um ihren Kopf von seinem Körper zu entfernen, während die rechte zurücksinkend an dem hintenübergeworfenen Kopfe zu denken ist. Links von Laokoon ist der bis auf das von der linken Schulter herabgleitende Gewand ebenfalls nackte ältere Sohn bemüht, sich zu befreien; erschreckt wendet der noch Unverwundete den Kopf nach dem Vater um. Der Jüngere, bis auf den die Schulter deckenden Mantel ebenfalls unbekleidet, haucht, nur noch in den Windungen der Schlange schwebend, unter Schmerzenslaut den letzten Athem aus. Seine rechte Hand ist aufs Haupt gesunken, ein Zeichen beginnenden Todesschlafes, die linke ruht machtlos auf dem Schlangenkopf, nach dem sie mechanisch, aber erfolglos gegriffen hat. Die glatten (wol auf Bemalung berechneten) Schlangen sind von der linken Seite gekommen. Die eine hat, die Beine Laokoon's umwindend, den jüngeren Sohn am Vater festgeschnürt und versetzt ihm in die rechte Hüfte den tödlichen Biß. Ihr Ende liegt noch über dem rechten Oberschenkel des älteren Sohnes, der bemüht ist, den Knoten, den ihr Schwanzende um seinen linken Unterschenkel schlingt, abzustreifen. Die Richtung der anderen ist wegen der Ergänzungen nicht genau festzustellen. Sicher lief sie an Laokoon's Rücken hin, umschlingt seinen linken Unterarm und den rechten Arm des älteren Sohnes und wendet ihren Angriff gegen Laokoon's linke Hüfte. In der Beurtheilung der Schlangen ist Conze («Götting. Nachr.»), wie Brunn («Jahrb. d. preuß. Kunstsamml.») zeigt, gewiß zu weit gegangen (Overbeck, «Plastik», II, 265). Die Deutung der Gruppe hängt von der Beurtheilung des Schicksals des älteren Sohnes ab, welches schon Goethe als nicht hoffnungslos bezeichnet hatte. Brunn führte den Gedanken auf Anregung Stark's («Archäol. Zeit.», 1879, S. 167) und gegen Blümner's im «Jahrbuch f. Philol.», 1881, S. 17, gemachten Einwurf in der «Deutschen Rundschau», 1881, S. 204 fg. näher aus. Dem trat Robert, «Bild und Lied», 209, und Overbeck, «Griech. Plastik», II³, 278, entgegen, letzterer besonders, weil der Sohn zu sehr Zuschauer, zu wenig auf seine Rettung bedacht sei. Sind unsere Beobachtungen bezüglich seiner rechten Hand zutreffend, so schwindet dieses Bedenken, denn dann suchte

er sich — wie Vater und Bruder es gethan — zu befreien. Seine ganze Stellung zeigt ein Streben von der Gruppe weg nach außen, welches nur durch die momentane Wendung des Kopfes abgeschwächt werden mußte, da durch sie die Verbindung mit der Gruppe hergestellt werden soll, dieser ein theilnehmender Beschauer gegeben wird, welcher unser eignes Gefühl tiefsten Mitleids mit fremdem Schmerze versinnlicht. Daß der Künstler die Möglichkeit der Rettung für den älteren Sohn absichtlich andeuten wollte, scheint mir daraus hervorzugehen, daß die Schlange an ihm vorbeigeschossen ist, ohne — wie zu erwarten und wie bei Vergil erzählt wird — ihn zuerst wie den Bruder zu verletzen. Betreffs der zu Grunde liegenden Sage wird, nach J. Vogel's Mittheilung, unter Verwerfung der Vergil'schen Fassung als Quelle eine griechische Dichtung zum ersten mal angenommen in den «Deliciae urbis Romae» (1600), Anh. Nr. 3. Kekulé, der (a. a. O., S. 29—39) ebenfalls an die Errettung des ältesten Sohnes denkt, glaubt auf irgendeine mythographische Notiz, nicht auf Arktinos — direct oder indirect — schließen zu müssen, da dort der Sohn nicht nöthig gehabt hätte sich zu retten, die zweckbewußten göttlichen Schlangen ihn nicht gleichsam spielend umstrickt haben würden. Allein das ἔτερος bei Arktinos zeigt, daß beide Söhne eine Rolle spielten, also wol zugegen waren. Wollte der bildende Künstler auch auf den zweiten Sohn hinweisen, mußte er ihn auf der Flucht, aber in dieser noch gehemmt zeigen. Ihn mit der Gruppe zu verbinden, zwangen ihn auch compositionelle Gründe. Ist unsere Auffassung der Gruppe berechtigt, so ist ein — wahrscheinlich indirectes — Zurückgehen auf Arktinos' Version wohl möglich. Damit gewinnt aber die Gruppe in dem Sterben nur der Schuldigen zu ihrem pathetischen Vortrag das ethische Motiv, im kindlichen Mitleid des Verschonten die versöhnende Auflösung des tragischen Conflicts. Auch die ästhetisch-formellen Forderungen des Künstlers, von denen bei Beurtheilung der Gruppe als Kunstwerk naturgemäß ausgegangen werden muß, begünstigten, ja erheischten diese Auffassung. Die Wiederholung der vollendeten Katastrophe an beiden Söhnen hätte ebenso ermüdet, wie der zu Hülfe eilende Vater aus der Hauptperson zur Nebenfigur geworden wäre, die das Interesse den Söhnen zugewendet hätte, während jetzt vollendeter und hoffnungsloser Kampf wirksam contrastirt mit Furcht und Hoffen erregender Gefahr. — Kurz muß noch eines Monumentes gedacht werden, das — wäre seine Deutung sicher — eine Parallele bieten würde. Es ist der («Archäol. Zeit.», 1880, dort frühere Literatur) von Klein publicirte Kantharos des Britischen Museums, dessen eine Seite auf Ixion's Bestrafung zu beziehen ist (Klügmann, «Nuov. Mem. d. I.», p. 388), während die andere von Rochette («Monum. inéd.», 205 fg.) auf Neoptolemos' Ermordung gedeutet ward. Diese Erklärung ist von Overbeck, «Gallerie homer. Bilder», 745, und Robert, «Bild und Lied», 210, abgelehnt, von Vogel, «Euripi. Trag.», 141, bedingungsweise wieder aufgenommen worden. Ein bärtiger, nackter Mann, um den linken Arm den Mantel, in der rechten Hand das gezückte Schwert, in der linken die Scheide, ist nach links blickend auf den Altar geflüchtet, auf dem sein linker Fuß kniet. Eine Schlange hat ihn umwunden und beißt ihn in die linke Schulter. Neben dem Altar sinkt ein bis auf einen Mantel nackter Jüngling in die Arme des geflügelten, bärtigen Thanatos. Rechts vom Altar ein (Lorber-?)Baum. Von rechts eilt ein langgewandeter, bärtiger, bekränzter Mann herbei, einen Speer in der Linken, in der zum Wurf ausholenden Rechten einen Stein. Klein's Deutung ist von Robert («Bild und Lied», 210), von Overbeck («Plastik», II³, 267, Anm. 69) und Vogel (a. a. O.) abgelehnt worden, und die rechte Hälfte des Bildes, die Richtung des Blickes des Laokoon (?), das nicht gegen die Schlange gewendete Schwert lassen in der That die Deutung Klein's nicht als gesichert gelten. Da jedoch keine passendere Deutung gefunden ist, und um des Reverses willen, führe ich das Bild an.

Die ästhetische und kunstgeschichtliche Beurtheilung der Gruppe war stets eine sehr verschiedene (mit kurzer Begründung bei Justi, «Winckelmann», I, 450, zusammengestellt) und schwankt noch heute beträchtlich. Zur Datirung ist eine Reihe (Overbeck, «Schriftquellen», 2032—2037) von Inschriften, meist auf Agesandros' Sohn Athenodoros bezüglich, herangezogen worden, und Kekulé (S. 16—27 mit Abbildung) schloß auf das Jahr circa 100 v. Chr. (dazu «Philologus», Suppl. V, 65), wogegen Brunn («Jahrb.», V, 263), besonders um der Verschiedenheit der Marmorarten willen, die die Inschriften tragen, an nachträglich (in der Kaiserzeit) unter, vielleicht zum Theil vermeintliche, Werke dieses Meisters gesetzte Inschriften denkt, vgl. Löwy, «Inschr. griech. Bildh.», S. 131/132 und S. 156/157, Nr. 203. Größere Sicherheit bietet das pompeianische Wandgemälde, welches Man («Annali dell' Ist.», tav. d'agg.) zuerst publicirt hat (danach öfter, Literat. bei Kekulé, S. 27, Anm. 1). Die Katastrophe der Laokoonsage ist nach Vergil's Version vor der Stadtmauer Trojas dargestellt. Die Gruppe ist auseinandergerissen, der jüngere Sohn liegt todt, der andere vergeblich gegen den Schlangenbiß kämpfend am Boden; der Stier entflieht zur Seite des Altars, hinter dem eine Gruppe Zuschauer steht. Wichtig ist nur die Gestalt des Laokoon, welche unzweifelhaft von der vaticanischen Gruppe abhängt. Zwar ist Laokoon hier ganz bekleidet, die Windungen der Schlange sind etwas anders gegeben, der Biß erfolgt in die Schulter, doch können einerseits der zweite Altar, auf dessen oberste Stufe Laokoon sein rechtes Bein setzt, während das langgestreckte linke auf der untersten Stufe steht, andererseits dashi er ganz unmotivirte Einziehen der linken Hüfte Laokoon's nur von der Gruppe herübergenommen sein; dagegen Blümner, «Laokoon», III; Engelmann, «Jen. Lit.-Z.», 1876, Nr. 52. Da das Bild sicher — wie Man nachweist — in die erste Hälfte des ersten christlichen Jahrhunderts fällt, ist für die Gruppe ein terminus post quem non gegeben. Einen terminus ante quem non suchte man durch einen Vergleich mit den pergamenischen Skulpturen zu erreichen.

Zuerst zurückhaltend («Archäol. Zeit.», 1881, S. 68), dann bestimmter («Gött. gel. Anz.», 1882, S. 901) sprach

Conze die Vermuthung aus, daß eine Abhängigkeit des Laokoon von dem Gegner der Athena in der Gigantomachie von Pergamon möglich sei. Mit Bestimmtheit wurde dies von Wagnon («Le frise de Pergame et le groupe de L.», 1881 und «Rev. arch.», 1882, 33 fg.) ausgesprochen, am ausführlichsten begründet von Kekule («Laokoon», 1883), während Trendelenburg («Laokoongruppe u. d. Gigantenfries», 1884) umgekehrt den Laokoon für das Frühere, das Vorbild erklärte. Ebenso entgegengesetzt fiel der Vergleich des Laokoon Kopfes mit einem der Giganten aus. Zweifellos besteht zwischen dem Laokoon und den Reliefs des pergamener Altars eine enge Verwandtschaft, aber der Umstand, daß die causa movens der beiden fraglichen Figuren eine durchaus verschiedene ist, hier eine innerliche, das wirkende Gift des Bisses, das die ganze Gestalt beherrscht, dort eine äußerliche, die hemmende Hand der Athena, läßt die Möglichkeit offen, daß beide Kunstwerke unter ähnlicher Geschmacksrichtung, aber unabhängig voneinander entstanden. Daß das Motiv an und für sich nicht gänzlich neu, sondern schon früher einmal vorhanden sei, dafür weist Overbeck S. 301 auf eine Figur des Frieses von Phigalia, Conze («Comment. in hon. Mommseni», 448–450) auf den auch der die Stellung bedingenden Wunde nach ähnlichen Perser des Alexandermosaiks (Overbeck, «Pompei»[4], S. 610) hin, während Brunn («Jahrb.») auf ein Vasenbild der Gigantomachie aufmerksam macht («Mon. grecs publ. par l'associat. pour l'encourag. des études grecques», 1875), dessen eine Gestalt (pl. I l. c.) dem pergamener Giganten völlig entspricht, während zwei andere (pl. II) dem Laokoonmotiv näher zu stehen scheinen. Demnach ist erwiesen, daß derartige Stellungen der früheren, besonders der Diadochenkunst bereits geläufig waren und ein bestimmtes Urtheil nicht zulassen. Es ist nun nur noch technisches Können, die Ausführung, zur Beurtheilung heranzuziehen. Die Ueberschätzung des Laokoon hat einer ruhigen Beurtheilung Platz gemacht; man hat (Merkel, «Lützow's Zeitschr.», XI, 353) den Künstlern Fehler in den Maßen nachgewiesen, ebenso festgestellt, daß die absichtlich (wie Overbeck 292.293 darthut) nebensächlich behandelten Söhne eine Vermischung der Proportionen von Kindern und Erwachsenen zeigen, ein Schwanken zwischen raffinirter Ueberlegung und künstlerischer Sorglosigkeit. Der größere Realismus (Andeutung der Behaarung an Braue und Körper, die Behandlung der Schlangen u. s. w.) liegt jedenfalls auf Seiten der Pergamener, denen man nicht größere Ruhe und breitere Behandlung hätte zusprechen sollen, da man übersah, daß man einerseits ein auf Fernwirkung berechnetes Decorativrelief, andererseits eine auf Nahwirkung berechnete Gruppe zu vergleichen hat. Das Früher oder Später mag daher zunächst unentschieden bleiben (Overbeck läßt einen Spielraum von 260—130 v. Chr.), obwol Brunn's Ansicht («Jahrb.»), daß die Gruppe älter sei als der Fries, viel Wahrscheinlichkeit für sich hat.

Die Repliken des Laokoon sind mehrfach (neuerlich von E. Hübner, «Nord u. Süd», 1879, VIII, 346—364; Blümner, «Laokoon», 704, Anh.) zusammengestellt worden; die wichtigsten «Plastik», II, 349, Anm. 62, dazu K. Lange, «Das Laokoonfragment in Neapel», im «Bullet. dell' Ist.», 1882, S. 74; «Archäol. Zeit.», 1883, S. 81 fg. Zu dem Wittmerschen und dem madrider Relief (Blümner 705) vgl. Brunn, «Die Söhne in der Laokoon-Gruppe» (1881). Die Literatur über die Laokoon-Gruppe ausführlich bei Blümner, «Lessing's Laokoon»[2] (1880), 722 fg.; Nachträge Overbeck, «Gesch. d. gr. Plastik», II[2] (ausführliche Besprechung der Frage 262—302) und Wolters-Friedrich, «Berliner Gipsabg.», S. 534, Nr. 1422. Die speciellen Besprechungen sind gelegentlich citirt worden. *(Arth. Schneider.)*

LAOMEDON, Sohn des Ilos und der Eurydike, Vater des Priamos, Tithonos u. a., König in Troja (*Hom.* Il. 20, 236; *Apollod.* 3, 12, 3). Poseidon und Apollon dienten ihm um Lohn, entweder auf Befehl des Zeus wegen irgendeiner Verschuldung oder freiwillig, um seinen Uebermuth zu prüfen. Apollon weidete ihm seine Rinder am Ida, Poseidon baute ihm allein oder mit Apollon die Mauern der Stadt. Als sie ihren Lohn forderten, verweigerte er ihn und trieb sie drohend aus dem Lande (Il. 7, 452; 21, 441 fg.). Deshalb schickte Apollon eine Pest, Poseidon ein Seeungeheuer, dem des Laomedon Tochter Hesione ausgesetzt werden mußte. Herakles, der eben von den Amazonen zurückkehrte, tödtete das Ungeheuer und rettete Hesione, nachdem ihm Laomedon die von Zeus dem Tros für den geraubten Ganymedes geschenkten Wunderpferde versprochen hatte (Il. 5, 265. 640; 20, 145; *Apollod.* 2, 5. 9). Da sich Laomedon auch diesmal treulos und wortbrüchig erwies, so zog später Herakles mit einem Heere gen Ilion, eroberte es und erschoß den Laomedon und alle seine Söhne mit Ausnahme des jüngsten, Podarkes. Hesione aber wird von Herakles dem Telamon als schönster Siegespreis gegeben und wird dessen Gattin. Sie löst mit ihrem Schleier den gefangenen Podarkes, wovon dieser den Namen Priamos, d. i. «der Erkaufte», erhält. Er blieb im Lande als König, um später noch einmal in einem noch schrecklicheren Kriege besiegt zu werden (Il. 5, 640; 14, 251; *Apollod.* 2, 6, 4; *Hyg.* Fab. 89).
(H. W. Stoll.)

LAON, befestigte Hauptstadt des französischen Departements Aisne, auf einem isolirten, von einer großen fruchtbaren Ebene umgebenen, 180 Met. hohen Berge gelegen, Kriegsplatz zweiter Klasse, Station der Französischen Nord- und Ostbahn, zählte 1886 mit Einschluß der Garnison 12,636 Einwohner. Die Stadt hat außer der bedeutenden Citadelle eine alte Kathedrale (von 1115), die Kirche St.-Martin aus dem 12. Jahrh., die Benedictinerabtei St.-Vincent, die ehemalige Abtei St.-Jean (jetzt Präfecturgebäude), einen bischöflichen Palast (jetzt Justizpalast), Lehrerseminar, öffentliche Bibliothek von 30,000 Bänden mit 475 Handschriften und mehr als 2000 Autographen von König Lothar (972) an, Kunst-, Antiquitäten- und Mineraliencabinet. Auf der Place principale steht seit 1861 ein Standbild des hier geborenen Marschalls Serrurier. Die Bevölkerung producirt wollene Decken, ordinäres Tuch, Siebe, Hüte,

Strumpfwaaren, Kessel u. s. w. Auch ist Laon Mittelpunkt des Handels mit den Geweben von St.-Quentin, den Glas- und Spiegelwaaren von St.-Gobain, den Eisenblechen und Eisenwaaren von Folembray, wie der Geburtsort der Könige Lothar und Ludwig V.

Laon hieß im Alterthume Laudunum oder Lugdunum Clavatum. Bereits 515 wurde hier ein Bisthum gegründet. Im 10. Jahrh. war es Residenz und letzte Besitzung der karolingischen Könige; Ludwig der Ueberseeische (d'Outre-Mer) wurde hier 936 gekrönt. Laon erhielt 1128 eine städtische Verfassung, die aber 1323 wieder aufgehoben wurde; 1419 wurde es von den Engländern und 1594 von König Heinrich IV. eingenommen. Hier fanden am 9. und 10. März 1814 Gefechte der Alliirten unter Blücher gegen Napoleon I. statt, die mit einer gänzlichen Niederlage der Franzosen nebst Verlust fast der ganzen Artillerie endeten. Im Deutsch-Französischen Kriege 1870—71 wurde es am 8. Sept. 1870 von den Deutschen cernirt und mußte sich am 9. Sept. ergeben. Beim Einzug der deutschen Truppen sprengten die Franzosen vertragsbrüchig das Pulvermagazin der Citadelle, wodurch 70 Deutsche und 500 französische Mobilgarden getödtet und verwundet wurden. (*A. Schroot.*)

LAO-TSE (Laò-tsi`), wörtlich «der alte Herr» oder «Meister», lebte im 6. Jahrh. v. Chr. Er war im damaligen Fürstenthume Tś'u, in einem Dorfe K'iok-ʒin, Bezirk Lái, Kreis K'ù in der heutigen Provinz Ho-nan geboren. Sein Familienname war Li, sein Kindheitsname Rʼ (Rh), sein Ehrenname Pek-yáng, sein posthumer Name Tám. Von seiner Familie, seiner Kindheit, der Ausbildung, deren er genossen, wissen wir nichts; er steht schon in höherem Alter, als er zum ersten mal in der Geschichte auftritt. Damals war er Staatsarchivar und Historiker am kaiserlichen Hofe der Tschéu-Dynastie und empfing jenen merkwürdigen Besuch des jungen Confucius, von dem wir seines Orts berichtet haben (s. den Art. K'ung-fu-tse). Jenes Amt, das ihn vor allem mit der Vergangenheit und Gegenwart seines Vaterlandes vertraut machte, hat er lange verwaltet. Er war Zeuge des zunehmenden Verfalls im Reiche und beschloß am Ende, sich weit weg vom Hofe in die Einsamkeit zurückzuziehen. Er wanderte gen Südwesten. An der Grenzstation (Han-kuh in Ho-nan) bat ihn der dortige Befehlshaber um eine Niederschrift seiner philosophischen Anschauungen. Laò-tsi` verfaßte darauf ein Buch, das aus mehr als fünftausend Wortzeichen besteht; dann setzte er seine Reise fort, und niemand weiß, wo er geendet. Dies ist im wesentlichen der Bericht des berühmten Geschichtswerkes Sś'-ki aus dem 2. Jahrh. v. Chr., der einzig verläßliche, den wir besitzen. Dem Buche des Laò-tsi` hat man nachmals den Titel Taò-tek-king, kanonisches Buch vom Taò und der Tugend, gegeben; der Text desselben ist nicht frei von schwankenden Lesarten, sonst aber haben beide, das Buch und was von seinem Verfasser erzählt worden, bis in die jüngste Zeit als unanfechtbar gegolten. In der That läßt die Erzählung des Sś'-ki an innerer Wahrscheinlichkeit nichts zu wünschen übrig. Laò-tsi`, wie er sich in seinem Verkehre mit Confucius und im Taò-tek-king zu erkennen gibt, war eine geistes- und gemüthstiefe Natur, aber eine von jener vornehmen Art, die sich geekelt zurückzieht, wo ihr Personen und Dinge zuwider sind. Sein Amt, mochte es ihn noch so sehr beschäftigen, war doch beschaulich: drunten die Arena der politischen Wirren, droben der Sitz des beobachtenden Geschichtsforschers und Weltweisen. Aber das Schauspiel dauerte zu lange, und die Gemeinheit führte die Regie. Da wurde der große, ernste Mann auch des Zuschauens überdrüssig und wendete dem Spectakel den Rücken. Einzugreifen war ihm durch seine Stellung verboten; mittelbar einzuwirken, etwa einen Schülerkreis um sich zu sammeln, war nicht seines Geschmackes, die Kaiserstadt war auch schwerlich der Ort, wo man sich um einen weltmüden Philosophen geschart hätte. Jetzt sagt er ihr und den Actenbündeln und dem Vaterlande Lebewohl, will seine Tage als Einsiedler beschließen: da muß er jenen Offizier kennen lernen, dem es schließlich die Welt allein verdankt, daß sie von einem Laò-tsi` weiß. Zu Grenzbefehlshabern hat man von jeher mit Vorliebe Ehrenmänner einer gewissen unbequemen Art ernannt, rücksichtslose, eigenmächtige Charaktere, dem Kaiser unliebsam, erst recht unliebsam des Kaisers Feinden. Yi-Hi, so wird der Name des Offiziers überliefert, mochte den Staatsarchivar von früher her kennen; aber auch ohnedies würde er es nicht versäumt haben, sich bei ihm nach den Zuständen in der Residenz und im Reiche zu erkundigen. Das Weitere läßt sich nun leicht denken. Laò-tsi` fand einen Gesinnungsverwandten, und wenn je, so war er jetzt in der Stimmung, sein Innerstes zu offenbaren. Man reiste und reist noch heute sehr langsam in China, und wer, wie der «alte Herr», nicht eben Eile hat, läßt sich gern unterwegs an einem freundlichen Orte oder von freundlichen Menschen aufhalten. Laò-tsi` mag Wochen, vielleicht Monate lang bei Yi-Hi verweilt haben; mit Tagesneuigkeiten fing das Gespräch an, dann kam es auf die großen Fragen der Zeit, endlich auf die noch größeren Fragen, die über alle Zeit erhaben sind. Da ging dem Manne auf dem einsamen Grenzposten eine neue Welt auf; was er jetzt gehört, wollte er fürs Leben haben. Daher seine Bitte: Schreibe mir das alles nieder. Der Wunsch war leichter erfüllt, als man sonst meinen sollte; was man soeben von allen Seiten durchgesprochen hat, ist schnell zu Papier gebracht, selbst wenn glatte Holztafeln die Stelle des Papiers und spitze Metallgriffel die Stelle von Pinsel oder Feder vertreten. Und nun scheint sich auch die seltsame Schreibweise des Buches zu erklären: jetzt ist sie kurz, nur andeutend, für den Uneingeweihten dunkel, dann wieder breit, selbst Wiederholungen nicht scheuend, oft den methodischen Gedankengang verhüllend, nie ihn ganz verleugnend. Es ist der Stil eines schriftgewandten Mannes, der seine Gedanken stark verdichtet fertig hat, aber sie eilig niederschreibt, nicht für alle Welt, sondern für einen einzelnen vertrauten Leser. Was neuerdings Herbert A. Giles in einer scharfsinnigen Schrift «The

Remains of Lao-tzu» (Hongkong 1886) wider die Echtheit des Tao-tek-king eingewendet hat, dürfte nach dem Gesagten insoweit an Gewicht verlieren.

Es war also nicht des Lao-tsï Absicht, der Welt seine Lehre zu hinterlassen. Sein Buch ist ohne seinen Willen abgeschrieben, veröffentlicht, bald der Kanon einer großen Philosophenschule, später fast das Idol einer abergläubisch verkommenen Sekte geworden. Eins der hervorragendsten Werke der chinesischen Literatur, eins der tiefsinnigsten philosophischen Bücher, die die Welt besitzt, ist es aber doch geblieben, zugleich in seinem Vaterlande und in den Kreisen der europäischen Sinologen eins der umstrittensten. Die Weltanschauung, die es verkündet, liegt weit ab von allem, was man sonst als chinesische Art kennt, man hat sogar an westländische Einflüsse gedacht, und doch dürften auch ihre geschichtlichen Keime im Mittelreiche zu suchen sein. Wir müssen hier weit zurück-, gelegentlich auch weit vorgreifen.

Was uns von Confucius als kanonisches Buch der geschichtlichen Urkunden, Schü-king, überliefert worden, beginnt mit dem Kaiser Yaò, angeblich 24 Jahrhunderte v. Chr., und reicht dann mit jahrhundertelangen Unterbrechungen bis ins 7. Jahrh. v. Chr. herab. Wir wissen, daß es Confucius nicht um ein geschichtlich vollständiges, sondern um ein politisch lehrhaftes Buch zu thun war. Wir dürfen somit annehmen, daß er Zeiten und Ereignisse, aus denen für seine Staatsweisheit nichts zu gewinnen war, einfach übergangen habe. Seine Nachrichten über die Religion reichen nur selten über den Ahnen- und Geistercultus hinaus; daneben erfahren wir von einer monotheistischen Reichsreligion, von Gott «dem Herrn», ti, oder «dem höchsten Herrn», šàng-ti, der auch oft «der Himmel», t'ien, genannt wird. Dieser Monotheismus, so groß und rein er gedacht ist und vielleicht eben deshalb, hat etwas Kühles: der Kaiser ist allein berechtigter Mittler zwischen Gott und der Menschheit, dem Unterthanen ist es versagt, dem Höchsten Herrn unmittelbar durch Gebete und Opfer zu nahen. Anthropomorphische und anthropopathische Anschauungen nach semitischer Art haben in dieser Religion keine Stätte. Kaum daß einmal an einen Kaiser «der Ruf Gottes ergeht», — anderen Leuten würde schon der Respect verbieten, sich etwas wie Gottinnigkeit, Gottesbewußtsein u. dgl. zuzuschreiben. Es fehlt auch die Neigung dazu, und diese zu wecken und zu nähren lag nicht in des Staatsmannes Plane. Mächtige religiöse Regungen pflegen sich wol epidemisch zu verbreiten; hat aber China dergleichen erlebt, so hat man zuversichtlich annehmen, sie haben sich von den höchsten Schichten der Gesellschaft aus niederwärts sickernd verbreitet, denn dort hat der Boden kein theologisches Grundwasser. Nun erzählt die mythische Vorgeschichte des Reiches von einem übermenschlichen Herrscher, dem «Gelben Kaiser», Hoàng-ti, angeblich im 27. Jahrh. v. Chr., dem unter anderm auch eine gereimte Spruchsammlung «Hoàng-ti-schü», das Buch des Gelben Kaisers, zugeschrieben wird. Dies Buch wird bald nach Lao-tsï's Zeiten von seinen Nachfolgern öfters citirt, während Confucius es nie erwähnt, ja anscheinend nie einen Spruch aus dieser Sammlung anführt. Dagegen sind in das Taò-tek-king viele Verse eingeflochten, die offenbar nicht vom Verfasser des Buches herrühren, sondern ihm und seinem Leser als bekannt gelten, — so u. a. im Kap. 41: «darum besagt ein bewährter Spruch: Klarheit im Tao ist wie Finsterniß, Fortschritt im Tao ist wie Umkehr» u. s. w. Es stellte also Taò einen schon vorhandenen mystischen Begriff dar, und der Vers, der davon redet, galt für allbekannt. Einzelne dieser Verse nun werden in den nächsten Jahrhunderten von Anhängern des Philosophen wiederholt und ausdrücklich nicht diesem, sondern dem Hoàng-ti-Buche zugeschrieben. Man begreift aber auch, warum der Geschichtskenner Laò-tsï keinen Antheil an der Verewigung dieses Märchens haben wollte, — genug für ihn, wenn er seine Lehre im Einklang wußte mit einem altüberlieferten Glauben. Auch hat Confucius nicht verschwiegen, daß es einen solchen Glauben gab; er sagt einmal (Tschung-yung, Kap. 28): «Unwissend, dabei lieben sich selbst zu helfen, niedrig, dabei lieben sich als erhaben zu geberden, in der Jetztzeit lebend zurückkehren zum Tao der Alten: wer das thut, ist Einer, den Unheil treffen wird.» Er zeichnet da von seinem Standpunkte aus die Taò-Gläubigen, die im Gefühle ihrer inneren Erleuchtung und Würde das Studium und den Staatsdienst verschmähen. Noch weiter hinauf deutet vielleicht eine dunkle Stelle im Schu-king (V, XX, 5), wo Kaiser Tsching III. seine Beamten anweist, «das Tao zu besprechen, die Staaten zu ordnen und Yim und Yàng harmonisch zu regeln».

Was war nun Taò? Untersuchungen über die Grundbedeutung philosophischer Ausdrücke sind im Chinesischen besonders schwierig; Lautähnlichkeit und die eigenthümliche ideographisch-phonetische Zusammensetzung der Schriftzeichen müssen oft die Stelle einer gefestigten Etymologie vertreten. Unser Fall ist zum Glück keiner der schwierigsten. Das Schriftzeichen besteht aus zwei Theilen; der eine zeigt die begriffliche Kategorie an: gehen; der andere, für sich allein jetzt scheu, schàu und ähnlich ausgesprochen, zeigte ursprünglich den Laut und vermuthlich zugleich des Näheren die Bedeutung an; er bedeutet nämlich Haupt, Oberhaupt, herrschendes Princip u. s. w. Als Grundbedeutung des zusammengesetzten Zeichens taò pflegt man nun «Weg» anzugeben. Von den ältesten uns erreichbaren Zeiten an bezeichnet es aber mit Vorliebe den zu begehenden, vorgezeichneten Weg und dann weiter die Norm, die Vernunftprincipien, die die Dinge beherrschen oder beherrschen sollten; Victor von Strauß («Taò-tè-king», S. XL) hat feinsinnig darauf hingewiesen, wie die Chinesen, die nie zur Vielgötterei gelangt waren, gerade darum ein Appellativum für das höchste Wesen nicht besitzen konnten. Wollten sie ihm einen Eigennamen geben, so mußten sie ihn entweder als Person, als höchsten Herrn, oder mehr abstract bezeichnen, und dazu eignete sich der Name Taò, bei dem man wol an λόγος gedacht hat; denn mit anderem Tonfalle, táo, bedeutet das Wort auch: reden, raisonner.

Aber zweierlei Namen, zweierlei Vorstellungen. Tï, der Herr, knüpfte doch an menschliche Unterthänigkeits-

verhältnisse an. Man soll dem Herrn gehorchen, ihm dienen. Einem Wege kann man das nicht. Dafür kann man einen Weg betreten, auf ihm wandeln, eine Norm in sich aufnehmen, sich mit ihr Eins wissen: an alles das denkt man nicht, wenn man an einen Herrn denkt. Und so konnte am Ende gerade die unpersönliche Auffassung Gottes zu tief mystischer Innerlichkeit führen. Tao ist aller Wesen Vater, Schöpfer und Erhalter, alles geht von ihm aus; das paßt noch auf den Herrscher eines patriarchalisch-absolutistischen Staates. Er ist übersinnlich, unnennbar, begierdelos, unthätig und doch alles machend, allgegenwärtig; das paßte noch auf den Höchsten Herrn. Aber er liebt alle Wesen und ist doch Keines Herrscher, man kann Eins mit ihm werden: das ist, mindestens für den Chinesen, mit der Vorstellung eines Herrn unvereinbar.

Seltsam, das alles wird sich zu einer Welt- und Sittenlehre entwickeln, die der confucianischen schnurstracks entgegengesetzt ist, und doch herrscht in den Grundanschauungen weitgehende Uebereinstimmung. Hüben wie drüben ein strenger, aller Vermenschlichung abholder Monotheismus, der für keinen Kakodämon Raum hat, fest an die ursprüngliche Güte der Welt glaubt, in der Rückkehr zum Naturgemäßen das Heil erblickt. Aber nun welcher Unterschied in den Mitteln und Wegen! Dort Confucius und die Seinen, die rüstigen Armes gegen die widrigen Wellen ankämpfen, — hier Lao-tsï', der beschaulich dahintreibt in dem Fahrwasser, das er als seinen «Weg» erkennt. Ist ihm doch das Wasser, wie es den Wesen nützt, ohne mit ihnen zu kämpfen, wie es die Tiefen aufsucht, die die Menschen verschmähen, ein Sinnbild der höchsten Güte. Confucius, d. h. die von ihm vertretene Lehrmeinung, nahm drei Klassen der Vortrefflichkeit an: die Heiligen, die vermöge ihrer ungetrübten Natur dem höchsten Wesen gleichen, die Weisen, die durch Selbstvervollkommnung die sittliche und intellectuelle Höhe der Heiligen erklommen haben; endlich die Edeln, die den Weisen nachstreben. Nun gehören offenbare Heilige zu den größten Seltenheiten; bei der Mehrzahl ist beides durch die Leidenschaften getrübt, Einsicht und Sittlichkeitsgefühl. Daher die Aufforderung: Lernt, ahmt die guten Beispiele nach, übt euch im Guten, damit es euch zur zweiten Natur werde, sucht durch Beispiel und Lehre Andere zu bessern; zu dem Ende sucht Einfluß zu gewinnen in Staat und Gemeinde. Das ist der Weg von außen herein. Umgekehrt die Lehre des Tao: Reinigt euer Inneres, entfagt dem selbstischen Streben, dem Begehren und Kämpfen, das euch beirrt: so wird euch alles Andere von selbst zufallen, rechte Einsicht, sittliches Thun und heilsamer Einfluß auf Mit- und Nachwelt. Selbst der Satz: Werdet wie die Kinder, findet in dieser Lehre Ausdruck. Kein Wunder, daß sich von jeher die christlichen Sendboten durch Lao-tsï' mächtig angezogen fühlten. Kein Wunder aber auch, daß eine solche Lehre gerade in ihrem Vaterlande arg misverstanden werden konnte. Dem sonst so arbeitsfreudigen Volke, dem Volke des bürgerlichen Ordnungssinnes und der Selbstverwaltung schien ein mönchisches Asketenthum angepriesen zu werden mit der Verheißung: Den Seinen gibt es der Herr im Schlafe. Und nun wird den Bürgern, die nur durch rächende Selbsthülfe einer schwächlichen Rechtspflege nachhelfen können, anbefohlen: Vergeltet Anfeindungen mit Wohlthaten. Es war, als sollte eines der erhabensten Moralsysteme auf die politische Probe gestellt werden. — Doch wir greifen vor. Die Sittenlehre ist ja nur eine unmittelbare Folge der Dogmatik, und eben diese war es, die die christlichen Forscher erstaunt, manchmal wol zu sehr entzückt hat; meinte man doch eine Ahnung der Dreieinigkeit des göttlichen Wesens bei Lao-tsï' zu entdecken, — statt des «unbekannten Gottes» schon ein gutes Theil des bekannten. Und in der That, die Dialektik des Philosophen, mystisch verhüllt wie sie sich gibt, zeigt Anklänge an die Anschauungen christlicher Theologen.

Verfolgen wir wenigstens ein Stück weit seinen Gedankengang. Der namenlose Tao ist des Himmels und der Erde Anfang, der namenhabende ist aller Dinge Mutter (Kap. 1). Thesis und Antithesis bedingen sich gegenseitig. Der Heilige verharrt in einer Thätigkeit, die nichts macht. Darin scheint ein Doppeltes zu liegen: erstens etwas wie der Schiller'sche Gedanke: «Gemeine Naturen zahlen mit dem, was sie thun, Edle mit dem, was sie sind»; und zweitens die Mahnung, der Begierde, der Ueberhast, dem eiteln Streben zu entsagen (Kap. 2, 3). So gleicht der Heilige dem begierdelos reinen Tao (Kap. 4). Menschlichkeit im chinesischen Sinne bedeutet pflichtmäßiges Empfinden und Verhalten zwischen denen, die durch Familien-, Freundschafts- oder Herrschaftsverhältniß miteinander verbunden sind. Sie beruht also auf Bevorzugung und äußert sich in Bevorzugung. Diese ist dem Tao fremd, folglich auch der Natur, folglich auch dem Heiligen (Kap. 5). Hier hätten wir vorläufig die negative Seite der christlichen Nächstenliebe. — Nun wird, scheinbar unvermittelt, dem Tao ein neuer Name gegeben: der Thalgeist. Es ist dies eine der dunkelsten Stellen des dunkeln Buches, angeblich dem sogenannten Hoâng-ti-Buche entlehnt: «Der Thalgeist stirbt nicht; er heißt das Tiefweibliche; des Tiefweiblichen Pforte, die heißt Himmels und der Erde Wurzel; ewig ist er wie daseiend, er bethätigt sich ohne Anstrengung (oder: ihn bethätigen, strengt nicht an)» (Kap. 6). Hier erinnert das Tiefweibliche an aller Dinge Mutter, mithin an den namenhabenden Tao, und Himmels und der Erde Wurzel an Himmels und der Erde Anfang, mithin an den namenlosen Tao des 1. Kapitels. Neu ist die Bezeichnung als sich bethätigenden Geist. Der Thalgeist verhält sich zu dem namenlosen und dem namenhaften Tao wie Synthese zu These und Antithese. — Himmel und Erde wurzeln im Tao, sie leben nicht ein eigenes Leben, sondern das Leben des Tao; darum sind sie ewig. Dies wird übertragen auf den heiligen Menschen, der eben vermöge seiner Selbstlosigkeit mächtig und glücklich ist (Kap. 7). Jetzt wird die höchste Güte mit dem Wasser verglichen, das allwärts Gedeihen verbreitet ohne ehrgeizigen Wettstreit, die Tiefen aufsucht, die die große Masse verschmäht. Sichtlich wird hier ein

Gedanke hineingezogen, der auch sonst in der chinesischen Moral und Metaphysik eine hervorragende Rolle spielt: der der Harmonie, der Angemessenheit, des sich Fügens in die Welt, wie das Wasser sich seinem Gefäße einfügt. Hierin, also doch eigentlich in einem passiven Verhalten, wird die Vortrefflichkeit des Heiligen gefunden (Kap. 8). Jene Harmonie verlangt Maßhalten (Kap. 9), und dies verlangt Befreiung und Concentration der Seele. Der Zustand wird dem eines kleinen Kindes verglichen und dann doch wieder als ein hellsehender, sittlich und intellectuell unfehlbarer beschrieben, — es ist als ahnte der Philosoph die Verwandtschaft zwischen dem Naiven und dem Genialen (Kap. 10). Und nun werden wir zu einem Begriffe gelangen, der gleichfalls nicht der Tao Lehre allein angehört, zu dem des unvoreingenommenen, daher empfänglichen Geistes, den die Chinesen sonst mit dem technischen Namen «Leerheit» bezeichnen, die geistige und gemüthliche tabula rasa. Das Rad würde nicht ohne die Nabe, der Krug nicht ohne die Höhlung, das Haus nicht ohne die Thür- und Fensteröffnungen seine Bestimmung erfüllen. So beruht die Brauchbarkeit, die Berufstüchtigkeit gerade in dem, was nicht da ist, in dem Leergelassenen; das Daseiende, Stoff und Bearbeitung bedingen nur den äußeren Vermögenswerth (Kap. 11). Darum hält der Heilige seine Seele frei von den Begierden, die die Außenwelt in ihm erwecken könnte (Kap. 12, 13).

Schon jetzt hat es sich gezeigt, in wie seltsamer Ordnung der Philosoph das Bild seiner Weltanschauung entstehen läßt. Immer neue Fäden werden aus dem gefüllten Rocken gesponnen und dem großen Teppiche einverwoben, und kaum merklich gleitet das Schiffchen hin und her zwischen dem Tao und dessen Ebenbilde, dem heiligen Menschen. Das 13. Kapitel ist zum Theil dunkel, der Text vielleicht verderbt; folgender Gedanke aber dürfte darin enthalten sein: der Heilige trachtet die Schranken seiner Körperlichkeit zu überwinden, indem er sein eigenes Selbst gleich der Außenwelt gering achtet. Dies wenigstens schließt sich passend an das Vorausgegangene an und es reiht sich daran ungezwungen, was nunmehr von der Unkörperlichkeit des Tao gesagt wird. Wir müssen das 14. Kapitel wörtlich übersetzen: «Blickt man nach ihm, so sieht man ihn nicht: der Name heißt «eben» (yi); lauscht man nach ihm, so hört man ihn nicht: der Name heißt «dünn» (hi); greift man nach ihm, so faßt man ihn nicht: der Name heißt «fein» («verborgen», wei). Diese drei sind unerforschlich, daher gemischt sind sie Eins (eine gemischte Einheit). Sein Oberes ist nicht klar, sein Unteres nicht dunkel; er ist ewig und unnennbar; er kehrt zurück in die Unstofflichkeit. Dies heißt des Gestaltlosen Gestalt, des Stofflosen Stoff. Dies nennt man Unbestimmtheit. Ihm vorangehend sieht man nicht sein Antlitz, ihm nachgehend sieht man nicht seine Rückseite. Halte dich an das Tao des Alterthums, dadurch beherrschest du das Daseiende der Jetztzeit; Ursprung und Anfang zu ersteren vermögen, das heißt des Tao «Gewebekette».

Dies Kapitel hat zu einem merkwürdigen Streite Anlaß gegeben. Abel Rémusat meinte aus Yi-hi-wei den Gottesnamen יהוה (Jehovah, Jahveh) zusammensetzen und somit bei Lao-tsi westländische Einflüsse annehmen zu müssen. St. Julien und J. Chalmers widersprachen dem; Victor von Strauß aber kam darauf wieder zurück und begründete seine Meinung mit dem ihm eigenen Scharf- und Tiefsinn. Mit Recht hebt er hervor, daß die dreimal wiederkehrende Formel «der Name heißt» auf einen schon vorhandenen Namen schließen lasse, — daß die drei Einsilben yi, hi und wei sonst nirgends in den besonderen Bedeutungen des Unsichtbaren, Unhörbaren und Unfaßbaren oder des Farb-, Ton- und Körperlosen gebraucht werden. Auch daß sie zusammen einen Namen bilden sollen, könnte glaubhaft werden durch das Folgende: «Gemischt (oder verbunden) sind sie Eins». Daß endlich Juden schon damals bis nach China gekommen seien, ist nicht unmöglich, wenngleich die chinesischen Geschichtsquellen nichts davon berichten. Daß aber ein Jude den Chinesen in seine Religion eingeweiht, ihm den unnennbar heiligen Namen mitgetheilt haben sollte, erscheint schon weniger glaubhaft. Ob des Lao-tsi Lehre, zumal seine Moral, nach jüdischer Schule aussehe, darüber mögen Andere entscheiden; da, wo die christliche Sittenlehre der jüdischen sich entgegensetzt, dürfte der chinesische Weise eher auf christlicher Seite stehen. Ausführlicher hat Jul. Grill («Ztschr. f. alttestamentl. Wissensch.», 5. Jahrg., S. 1—15) «Fragezeichen zum angeblichen Jahve des Lao-tsi» gemacht. Auf einen Gegengrund aber, vielleicht den einzig durchschlagenden, ist noch von keiner Seite hingewiesen worden. Die Aussprache des dritten Schriftzeichens wei, zumal der Anlaut, auf den es hier ankommt, ist ganz modern; es ist nachzuweisen, daß das w aus mw entstanden ist, und daß zu Lao-tsi's Zeit wie noch ein Jahrtausend später auch im nördlichen China das Wort mit m angelautet hat. So gelangt man denn zu j-h-m, was nicht mehr zu Jahveh paßt. Nun werden aber die drei Namen erst recht räthselhaft, wenn man nicht annimmt, daß sie doch in jenen besonderen Bedeutungen schulmäßig überliefert waren.

In der That war Lao-tsi zu sehr Chinese, als daß er hätte als Neuerer auftreten, den geschichtlichen Boden verlassen mögen. Er will «am Tao des Alterthums festhalten» und wird nun gleich am Beispiele der Vorfahren zeigen, worin das taomäßige Verhalten bestehe. Er greift — wieder gut chinesisch — den Beamten- und Gelehrtenstand heraus und behauptet, seine Tüchtigsten hätten jenen Zustand der «Leerheit» gewahrt, der zunächst von seiner negativen Seite geschildert wird (Kap. 15). Die positive Seite ist Ruhe, Rückkehr zum Urzustande, Beständigkeit, folglich Klarheit des Denkens, Seelengröße, unvoreingenommene Gerechtigkeit, folglich das, was einem Herrscher geziemt (Kap. 16). So dem Tao gleichend waren die ältesten Herrscher: das Volk wußte, daß sie da waren, empfand aber nicht ihre Herrschaft. Ihre Nachfolger wurden als Wohlthäter geliebt und gepriesen, die Späteren gefürchtet, endlich verachtet. Schrittweiser Verfall bis herab auf die Gegenwart; nur unter den ältesten Herrschern durfte das Volk von sich sagen: wir

sind frei (Kap. 17). So modern ist der laudator temporis acti: alles überlasse man der freien Entwickelung; die besonderen Pflichtverhältnisse, die menschlichen Rechtssatzungen, die Lebensklugheit, die sogenannte gute Sitte, selbst die Unterthanentreue sind Zeichen des Verfalles, Folgen der Unfreiheit, des Abfalls vom großen Tao (Kap. 18). Darum fort mit jenen äußerlichen Tugenden, zurück zu jener kindlich-reinen Einfalt (Kap. 19). Was sind die Früchte der heutigen Ueberbildung? Wirren in der gesellschaftlichen Ordnung, hastende Unruhe in den Gemüthern der Einzelnen. Ich allein bewahre meine Ruhe, weil ich mich dem Treiben entziehe; «ich allein, anders als die Uebrigen, verehre die nährende Mutter» (Kap. 20). Und somit kehrt er zur Betrachtung des Tao zurück, bald aber wiederum in seinem seltsamen Zickzackgange zur Sitten- und Staatslehre, zur Naturphilosophie und Metaphysik. Alles wird, jetzt in großen scharfen Zügen, jetzt wieder in breitem rhetorischen Schwunge oder in Form überlieferter Reimverse in die Einheit des großen Systems gefügt, will aus dieser Einheit heraus begriffen werden. Die Schwierigkeit dieser Philosophie liegt am wenigsten in der Sprache, zumeist in der Sache: sie liegt so weit ab von allem, was wir sonst als chinesische Denkungsart kennen, oft so verführerisch nahe unsern westländisch-christlichen Anschauungen, daß wir nicht wissen, vor welchem Fehler wir uns mehr hüten sollen, hineinzutragen, was wir selbst mitbringen, oder ängstlich abzuweisen, was gar zu unchinesisch dünkt.

In China war des Lao-tsï Lehre ihr Schicksal durch die Natur der Dinge vorgezeichnet: sie fand nicht ihren Boden, sie mußte verfallen, verderben. Anfangs fand sie noch einige bedeutende selbständige Fortsetzer, so Liet tsï, Hän-fei-tsï, Tschuang-tsï und Hoï-kuan-tsï; auch das Tao-tek-king wurde bald commentirt. Schon aber schlichen sich allerhand Phantastereien ein; in der tiefen Mystik des alten Meisters lag für den Misverstand der Epigonen der Keim zu magischen Tollheiten, in seiner hoheitsvollen Sittenlehre die Verführung zu mönchischem Quietismus und zu cynischer Verachtung der Sitte. Die Tao-Sekte genießt längst einer wohlverdienten Verachtung, ihre Anhänger beuten als Wahrsager und Quacksalber die Dummheit aus. Die Geschichte hat ihr Urtheil über sie gesprochen. Wenn immer sie Einfluß im Staate erlangt, war es ein Zeichen des Verfalls. Als bald nach Beginn unserer Zeitrechnung der Buddhismus Eingang im Mittelreiche fand, schien seiner im Taoismus ein wahlverwandtes Element zu warten. Der chinesische Boden war aber dem indischen Eindringlinge ebenso verhängnißvoll, wie dem zum Unkraut verwucherten heimischen Gewächse, — keine Möglichkeit, daß dieses an jenem hätte emporranken können, die Nahrung, die es aus ihm sog, war nicht die beste. Nur in der Sittenlehre der jetzigen Taoisten würde der alte Philosoph noch eine Spur seines Geistes erkennen; sie ist es, die auch der neueren Literatur der Sekte noch einen gewissen Werth verleiht.

Der Chinese ist nicht zum Sektirer geschaffen. Entweder sucht er sich mit Andersgläubigen zu verständigen, oder er läßt sie ihre Wege gehen, lacht ihnen höchstens nach, wenn sie es gar zu närrisch treiben. Die Staatsmänner mochten sich fragen, ob denn alle der Unsinn so gar harmlos sei; die Philosophen als solche mochten sich mit der Zauber- und Märchenliteratur des späteren Taoismus nicht groß abgeben, den alten Meister aber und seine frühesten, bedeutendsten Jünger konnten sie nicht ganz links liegen lassen, zählte doch zu ihnen ein so unvergleichlicher Meister des Stils und der Dialektik wie Tschuang-tsï, der den Confucius als Puppe aufführte, die im Kampfe unterliegen mußte wie die Sophisten des Platon. Es waren immerhin feine Köpfe, jene alten Irrlehrer, das mußten auch die Confucianer anerkennen, und sie mußten suchen, sich mit ihnen auseinanderzusetzen. Nie scheinen sie dies stärker empfunden zu haben, als im Zeitalter der Sung-Dynastie, 960—1206 n. Chr. Es war ein Johannistrieb der Philosophie; von der philologischcommentirenden Arbeit langer Jahrhunderte wendete sie sich zu gestaltendem Schaffen. Sie suchte und fand die Gemeinsamkeiten zwischen dem altechten Taoismus und dem systemmäßig auf seine Grundanschauungen zurückgeführten Confucianismus, wußte, manchmal nicht ohne Willkür, allerhand klaffende Abstände auszukitten und auszuglätten und schuf am Ende ein kunstvoll einheitliches Gebäude von wohlthuender Symmetrie und Folgerichtigkeit. Daß sie in Moral und Metaphysik dem Principe der Ruhe eine so hervorragende Stelle einräumt, mag taoistisch-buddhistischer Anregung zu danken sein. So hat denn im Gefüge der sogenannten Sing-li-Philosophie vom Taoismus gerade soviel Platz gefunden, als sich in chinesisches Denken und Leben schickt.

Die christlichen Sendboten erfuhren von Lao-tsï und seiner Lehre zunächst durch die Schriften der abergläubischen Sektirer. Einzelnes Große und Tiefe überraschte sie doch; so das oft wiederholte Stichwort (Tao-tek-king, Kap. 42): «Tao zeugt Eins, Eins zeugt Zwei, Zwei zeugen Drei, Drei zeugen alle Dinge». Müßte man das buchstäblich nehmen, so kämen 1 (Tao) + 1 + 2 + 3 = 7 heraus. Faßt man es aber richtiger, etwa im Sinne des Fichte'schen Sichsetzen, so ergibt sich eine Art Dreieinigkeitsbegriff, den hier zu suchen fast die christliche Selbstachtung verbot. Seit 100 Jahren und länger kannte man die kanonischen und classischen Schriften des Confucianismus, ehe man sich an eine Uebersetzung und Erklärung des Tao-tek-king wagte. Eine Pandorabüchse öffnete sich in der sinologischen Welt. J. P. Abel Rémusat («Mémoire sur la vie et les opinions de Lao-tseu», Paris 1823) deutete, wie bemerkt, zuerst auf den angeblichen Jahveh hin und meinte, westliche Einflüsse in der Lehre des Chinesen zu entdecken. Sein Schüler und Nachfolger, Stanislas Julien, unternahm, gestützt auf die einheimischen Erklärer, die erste Uebersetzung des ganzen Werkes: «Lao-tseu Tao Te King, le livre de la Voie et de la Vertu» (Paris 1842). Es war das mehr oder weniger ausgesprochen ein Protest gegen Rémusat, ein wahrer Triumph philologischen Fleißes, aber nicht ein Werk von selbständiger philosophischer Auffassung. Ihm folgte im Wesentlichen John

Chalmers, «The Speculations on Metaphysics, Polity and Morality of The Old Philosopher Lau-tsze» (London 1868); J. Watters, «Lao-tzu. A Study in Chinese Philosophy» (London 1870), übersetzte Tao als Natur. Noch in demselben Jahre traten zum ersten mal zwei Deutsche in die Arena: R. von Plänckner mit seinem phantastischen «Lao-tse Tao-te king, Der Weg zur Tugend» (Leipzig 1870), einem Buche, das nur der Vollständigkeit zu Liebe hier zu nennen ist, — und Victor von Strauß mit einem großen, tiefsinnigen Werke «Lao tsi's Tao te king» (ebenda). H. Balfour's Uebersetzung des Tao-tek-king (1885) scheint nicht empfehlenswerth zu sein. Eine ganz selbständige Arbeit von radicalster Kritik ist von H. A. Giles, «The Remains of Lao-Tzu» (Hongkong 1886), dessen schon oben gedacht wurde. Der Verfasser beschneidet den Text bis auf ein Winziges, das er als Lao-tsi's echtes Wort gelten läßt; alles Uebrige sei später zusammengestoppelt. Diese streitbare Schrift war Veranlassung zu einer noch andauernden heftigen Polemik. Von kleineren, mehr dem Zwecke der ersten Einführung dienenden Arbeiten sind zu erwähnen: James Legge, «The Tão Teh King», Reprinted from the British Quarterly Review, July 1883, und C. de Harlez, «Lao-tze» (Brüssel 1885), ferner die im Artikel Kung-fu-tse aufgeführten Bücher über chinesische Religion im allgemeinen.

Die bisherige Literatur über diesen schwierigsten der chinesischen Denker, die europäische wie die chinesische, scheint zu beweisen, daß Sprachkenntniß und philosophische Schulung zusammen noch nicht genügen, um zu einer selbständigen richtigen Auffassung des Tao-tek-king zu gelangen. Das Buch verlangt, daß man vom Anfange an mit congenialem, mystisch beanlagtem Geiste an dasselbe herantrete. Für Andere bleibt Lao-tsi gerade da, wo sein Geist den höchsten Aufschwung nimmt, ein unverständlicher Schwärmer, und dann ist manchmal der Weg vom Erhabenen zum Lächerlichen gerade so weit, wie der von dem Texte bis zum Kopf des unberufenen Auslegers; denn im nüchternen logischen Verstande spiegelt sich nur zu leicht die Mystik als Fratze. Es scheint, in Victor von Strauß habe der große Chinese seinen ersten geistesverwandten Erklärer gefunden. Auch er mag in einzelnen Fällen zu weit oder fehlgegangen sein, und dann soll man mit ihm rechten. Wer ihn nicht versteht, der hoffe erst recht nicht, in Lao-tsi's Sinn einzudringen.

(*G. v. d. Gabelentz.*)

LAPAROTOMIE, Bauchschnitt, nennt man die kunstgerechte Eröffnung der Bauchhöhle mittels schneidender Instrumente. Während man früher und selbst bis in die neueren Zeiten die Eröffnung der Bauchhöhle für ein Wagniß, und deren Vorhaben deshalb nur für die dringendsten Nothfälle für angezeigt hielt, haben wir es den epochemachenden Fortschritten auf dem Felde der operativen Chirurgie, und zwar namentlich den bahnbrechenden Untersuchungen Lister's über antiseptische Chirurgie zu danken, daß gegenwärtig die Laparotomie häufig und in vielen Fällen, denen man früher rathlos gegenüberstand, ausgeführt wird und einen großen Procentsatz guter Erfolge zu verzeichnen hat. Dabei ist jedoch zu betonen, daß die Laparotomie nur als Mittel zum Zweck anzusehen ist, d. h. durch dieselbe, also durch die Eröffnung der Bauchhöhle, soll der Weg gebahnt und gefunden werden, auf welchem man zu dem eigentlichen Krankheitsherde gelangen, eine gründliche Einsicht in letzteren erzielen und ihn auf kürzestem und directem Wege operativ entfernen kann; sie ist also im Wesentlichen nur eine Voroperation. Als solche ist sie am längsten bekannt und vielfach ausgeführt worden in der Geburtshülfe bei dem sogenannten Kaiserschnitte, um bei absoluter Beckenenge und dadurch bedingter Unmöglichkeit, ein lebendes Kind auf dem gewöhnlichen Wege zu Tage zu fördern, letzteres direct der durch den Bauchschnitt bloßgelegten und dann selbst durch Schnitt geöffneten Gebärmutter zu entnehmen. Die hierbei gemachte Beobachtung, daß die durch die Laparotomie gesetzte Bauchwunde bei halbwegs günstigen Verhältnissen und unter Beobachtung aller dabei nöthigen Cautelen in einem ziemlich großen Procentsatze der einschlägigen Fälle schnell, gut und dauernd verheilte, mag wol den Operateuren allmählich den Muth gegeben haben, auch in anderen Fällen, wo es sich darum handelte, eine im Innern der Bauchhöhle befindliche Geschwulst oder Organveränderung operativ zu entfernen oder sonstwie chirurgisch zu behandeln, ihre Zuflucht zur Laparotomie zu nehmen, um dadurch zunächst einen sicheren diagnostischen Einblick zu erhalten, dann aber auch direct gegen das gefundene Uebel mit den geeigneten Mitteln vorgehen zu können. Auf diese Weise hat die Laparotomie allmählich auf dem Felde der operativen Chirurgie eine Bedeutung und Ausbreitung gewonnen, daß es wol jetzt kaum noch ein Organ der innern Bauchhöhle geben dürfte, welches nicht mit Hülfe der Laparotomie entweder exstirpirt oder doch operativ behandelt worden wäre. Wir nennen von den eine vorherige Eröffnung der Peritonäalhöhle bedingenden Operationen hier nur die Eröffnung des Magens oder eines Darmes (Gastrotomie, Enterotomie), die Incision oder Exstirpation von Gallenblase, Niere, Milz, Eierstock, Gebärmutter (Cholecystotomie, Nephrotomie, Nephrektomie, Splendotomie, Ovariotomie, Hysterotomie), die Exstirpation und Incision von Bauchgeschwülsten, die Unterbindung der Aorta, die Entwickelung von Darm-Einklemmungen, -Verschlingungen, -Einschiebungen u. s. w.

Je nach der Lage der bei diesen Operationen in Frage kommenden Organe muß selbstverständlich die Laparotomie an verschiedenen Stellen des Bauches vorgenommen werden, ebenso sind Ausdehnung und Richtung des Schnittes verschieden: während z. B. bei Exstirpation einer einfachen Eierstockcyste ein Schnitt von wenigen Centimetern genügt, sind bei Resection eines krebsig entarteten Darmstückes oft kolossale Schnitte nöthig. Am häufigsten entspricht die Richtung der Schnittwunde der an der Mitte des Bauches herabsteigenden Linea alba, und hat man sich bei Führung des Schnittes möglichst vor einer zu frühzeitigen und ausgiebigen Verletzung des Peritonäums zu hüten. Letzteres ist nicht selten durch vorangegangene chronische Entzündung verdickt, sowie

auch mit dem darunter liegenden erkrankten Organe — wie z. B. bei Ovariencysten — verwachsen; jedenfalls hat man aber, bevor man den Peritonäalsack öffnet, die Blutung aus der Bauchwunde möglichst zu stillen; die Eröffnung selbst geschieht in der Weise, daß man mittels Pincette einen kleinen Kegel des Peritonäums heraushebt, diesen ausschneidet, und dann auf in diese Lücke eingeführter Hohlsonde die weitere Spaltung vornimmt. War bei Ausführung des Bauchschnittes eine Verunreinigung der Bauchhöhle nicht zu vermeiden, so ist vor Schließung der Bauchwunde eine minutiöse Säuberung der Peritonäalhöhle vorzunehmen und außerdem prophylaktisch durch Drainage und Ausspülung derselben gegen mögliche Zersetzungsvorgänge anzukämpfen, wozu sich die Lister'sche Methode mittels Salicyl- oder Thymol-Sprays am nützlichsten erwiesen hat, während man von Anwendung des Carbolsprays wegen der großen Resorptionsfähigkeit des Peritonäums und dadurch bedingter Carbolintoxication neuerdings mehr und mehr abgesehen hat. Der Verschluß der Bauchwunde geschieht mittels Knopf- oder Zapfennaht aus Katgut oder Metalldraht oder carbolisirter Seide. (*Alfr. Krug.*)

Lapathum, s. Rumex.

LA-PAZ, officiell La Paz de Ayacucho, Hauptstadt des gleichnamigen Departements in der südamerikanischen Republik Bolivia, in einem großartigen Hochgebirgsthale, 3700 Met. über dem Meere gelegen, Sitz der Regierung, eines Bischofs und einer Universität, hat zwei Gymnasien, Seminar, literarisches Institut, Museum, Kathedrale, 8 schöne Kirchen, und ist Haupthandelsplatz für das nördliche Bolivia seewärts nach dem peruanischen Hafen Arica, von dem es etwa 350 Kilom. entfernt ist, oder nach dem weiter nördlich gelegenen Arequipa über Puno am Titicaca-See. Die Zahl der Bewohner, früher auf über 76,000 angegeben, betrug nach der Zählung von 1880 nur 26,000 Köpfe.

Das Departement La Paz hat einen Flächenraum von 111,500 □Kilom. mit etwa 200,000 Einwohnern. Es grenzt an Peru und an die bolivianischen Departements Oruro, Potosí und Cochabamba, ist von den höchsten Theilen der Cordilleren durchzogen oder umgeben (Sorata 7566 Met., Sahama 6810 Met.) und wird bewässert vom La Paz, Mapiri, Desaguadero, Beni; außerdem reicht der südliche Theil des Titicaca-Sees in das Departement hinein. Das Departement besitzt verschiedene ziemlich ergiebige Gold- und Silberbergwerke. Der östliche Theil gehört zu den fruchtbarsten Theilen der Republik. (*A. Schroot.*)

Lapérouse (Jean François de Galaup, Graf), berühmter französischer Seefahrer, Entdecker der Lapérouse-Straße (Meerenge zwischen der japanischen Insel Jeso und der Insel Sachalin, das Japanische mit dem Ochotskischen Meere verbindend), s. Peyrouse (Joh. Franz Galaup de la).

LAPETHOS — bei *Strabo* XIV, p. 682 Λάπηθος, bei *Ptolem.* V, 13 Λάπιθος, bei *Plinius* Hist. nat. V, 31, 35, auf Münzen, und bei *Stephan. Byzant.* Λάπηθος —, im Alterthum eine der wichtigsten Städte der Insel Cypern. Diese Stadt lag an einer guten und sichern Rhede ziemlich auf der Mitte der Nordküste dieser Insel, etwas östlich von dem Vorgebirge Krommyon, auf der rechten Seite eines gleichnamigen Flüßchens, und grenzte ostwärts mit den Marken von Kerynia, auf der südwestlichen Seite dagegen mit denen von Soloi. Die Stadt Lapethos ist seit der bis über 800 v. Chr. zurückgehenden Gräcisirung Cyperns Mittelpunkt eines der neun Fürstenthümer des Landes gewesen (*Diodor.* XIX, 59; XVI, 42); die Ueberlieferung schrieb die griechischen Elemente in Lapethos einer Einwanderung aus Lakonien zu (*Strabo* a. a. O.). In seinen Schicksalen folgte Lapethos stets dem Gange der Entwickelung dem übrigen Theile der Insel; aus der Zeit der Diadochen wissen wir, daß Lapethos im J. 315 v. Chr. unter dem Fürsten Praxippos (*Diod.* XIX, 79) auf die Seite des alten Antigonos trat, demselben aber demnächst durch Seleukos für die Lagiden entrissen wurde, von denen 313 Lapethos unter die Strategie des verbündeten Nikokreon von Salamis gestellt worden ist. Vgl. Droysen, «Geschichte des Hellenismus», II, 2 oder «Geschichte der Diadochen», II, 9 fg. 17. 35. Nach mancherlei Schwankungen des Kriegsglücks behaupteten die Ptolemäer die Insel seit 295 v. Chr. dauernd, ohne die Selbständigkeit der Städte zu zerstören. In der römischen Zeit — aus welcher wir zufällig durch Inschriften wissen, daß ein reicher Privatmann, Adrastos Philokäsar, in dem Gymnasium zu Lapethos im J. 29 n. Chr. dem «Gott (Kaiser) Tiberius» einen auf seine Kosten erbauten Tempel geweiht hat; vgl. G. Hertzberg, «Geschichte Griechenlands unter der Herrschaft der Römer, II, 16 — war nach des Ptolemäos Angabe Lapethos Hauptort des cyprischen Nordens, der Lapethia, also wohl Mittelpunkt eines römischen Gerichtssprengels. Reste der alten Stadt finden sich bei dem jetzigen Flecken Lapta oder Lapitho. (*G. Hertzberg.*)

LAPEYRONIE (François de), geboren am 15. Jan. 1678 zu Montpellier, widmete sich sehr früh dem Studium der Chirurgie, bildete sich dann in Paris unter Mareschall, dem berühmten Leibarzte des Königs Ludwig XV., weiter aus und hielt, nach Montpellier zurückgekehrt, Vorlesungen über Anatomie und Chirurgie. Er wurde später zum Demonstrator an der medicinischen Facultät, sowie zum Chirurg am Hospitale St.-Eloi daselbst ernannt, siedelte aber im J. 1714 ganz nach Paris über, woselbst er in verschiedenen Stellungen, namentlich als Chirurg am Hospitale der Charité, von 1736 an auch als Leibchirurg des Königs thätig war und bis zu seinem am 25. April 1747 erfolgten Tode sich aufgehalten hat. Lapeyronie hat sich große Verdienste durch Hebung der damaligen Chirurgenschulen, ganz besonders aber durch die im J. 1731 erfolgte Gründung der Académie de Chirurgie erworben, deren Memoiren eine große Anzahl classischer Abhandlungen enthalten. Seine zahlreichen, meistens Gegenstände aus dem Gebiete der Chirurgie betreffenden Schriften sind mit wenigen Ausnahmen in den «Mém. de la Soc. roy. de Montpellier», sowie in den «Mém. de l'Acad. roy. de

chirurgie» veröffentlicht worden. Lapeyronie hat sein großes Vermögen den von ihm begründeten, namentlich der Vervollkommnung der Chirurgie gewidmeten Anstalten hinterlassen und seine Verdienste haben im J. 1864 durch Errichtung eines ehernen Standbildes zu Montpellier Anerkennung gefunden. Vgl. «Biograph. Lexikon der hervorragenden Aerzte», III, 610. (*A. Winter.*)

LAPEYROUSIA (Peyrousia *DC.*), eine von Thunberg aufgestellte Pflanzengattung der Compositen mit folgenden Merkmalen: Blütenköpfe vielblütig, gleichehig, scheibenförmig mit nur fruchtbaren weiblichen Blüten oder unfruchtbaren innern. Hüllkelch halbkugelig, aus zahlreichen schmalen, seidenhaarig-wolligen, an der Spitze trockenhäutigen, etwas spitzen, in mehreren Reihen stehenden Deckblättern gebildet. Blütenboden flach und ohne Deckblätter. Blumenkrone röhrig, zusammengedrückt mit kaum erweitertem, an der Spitze einzähnigem Saume. Staubbeutel am Grunde stumpf. Griffelschenkel an der Spitze abgestutzt. Achenen vom Rücken her flach-zusammengedrückt, verkehrt-eiförmig-länglich, schwachgerippt, am Rande ein wenig geflügelt, an der Spitze kahl. Da Peyrousia oxylepis *DC.* sich von Lapeyrousia calycina *Thunberg* (Osmites calycina *L.*, Relhania calycina *Poiret*) nicht trennen läßt, so ist aus dieser Gattung nur die genannte Art bekannt, ein im südlichen Afrika, namentlich am Cap der Guten Hoffnung einheimischer aufrechter Strauch mit steifen Aesten, wechselständigen, gehäuften, länglich-lanzettlichen, ganzrandigen Blättern, ziemlich großen, kurzgestielten, an der Spitze der Aeste in Ebensträußen stehenden Blütenköpfen, gelben Blüten und kahlen Früchten. (*A. Garcke.*)

LAPIDARSCHRIFT wird die den auf altrömischen Denksteinen (lapides) zu Inschriften vorzugsweise angewandten Uncialen nachgebildete Typenform genannt; in den Buchdruckereien hat man allerdings auch mit diesem Namen irrthümlich Lettern bezeichnet, welche allein dadurch an die Lapidarschrift erinnern, daß sie wie diese in dünnen, gleichmäßigen Linien ausgeführt sind, neben den lateinischen oder Antiquaformen aber auch gothische und andere zeigen. Die Inschriften der Denksteine, Grabmonumente u. s. w. waren meist kurz, bündig, inhaltsreich, um in der geringen Zahl von Worten, welche der beschränkte Raum allein aufzunehmen gestattete, thunlichst viel zu sagen; ihre sinn- und gehaltreiche Kürze läßt sie deshalb oft als kleine Kunstwerke erscheinen. Man nennt darum auch eine bündige, dabei präcise und gehaltvolle Schreibart eine lapidare und bezeichnet die Art, sich solcherweise auszudrücken, als Lapidarstil, verwendet ihn auch heute noch namentlich auf zu errichtenden Denkmälern und bedient sich hierbei wol auch der lateinischen Sprache, da diese sich durch ihre knappen Formen vorzugsweise zu solch epigrammatischer Satzfassung eignet. (*Theod. Göbel.*)

LAPITHEN (Λαπίθαι), ein berühmter, halb dem Mythus, halb der Geschichte angehöriger Stamm Thessaliens (Λαπιθῶν μαχῆς θεόκλυτον *Antip.* bei *Pseudoplut.* de v. et p. Homeri 4, 6), dessen zahlreiche Vertreter in vielen nordgriechischen Sagen, namentlich in denen vom Kentaurenkampfe, von der Kalydonischen Eberjagd (vgl. *Apollod.* 1, 8, 2; *Ov.* Met. 8, 303 fg.; *Hygin.* Fab. 173), vom Argonautenzuge, endlich im Heraklesmythus und in der Ilias [1]) eine Rolle spielen.

1) Local der Sage und Wohnsitze der Lapithen. Schon Homer (Il. 2, 738 fg.) nennt als Sitze des Lapithen Polypoites, Sohnes des Peirithoos und der Hippodameia (oder nach Schol. zu 2, 740 der Melanippe), und des Leonteus, Sohnes des Koronos und Enkels des Kaineus (vgl. auch Il. 12, 128 fg., 181; 6, 29; 23, 836 fg.), die thessalischen Städte Argissa, Gyrtone (in Perrhaibia nach *Strabo* 329 fr. 14; 439), Orthe, Elone, Oloosson, also lauter Städte des nördlichen Theiles jener Landschaft, welche auch Perrhaibia und Histiaiotis genannt wurde. Ferner sind als Lapithensitze bezeugt der Pelion, von welchem die Kentauren vertrieben wurden (Il. 2, 744, vgl. *Strabo* 439), der Pindos, in dessen Schluchten die Najade Kreusa dem Flußgott Peneios den Lapithenfürsten Hypseus gebar (*Pind.* Pyth. 9, 25 und Schol. vgl. *Diod.* 4, 69), der Othrys (Pindus et Othrys Lapitharum sedes, *Plin.* Hist. nat. 4, 30), das dotische Gefilde [2]), der Sitz des Koronos nach *Sophocles* bei *Steph. Byz.* s. v. Δώτιον = fr. 353 Nauck (vgl. *Strab.* 442), Larissa, wo Ixion (*Palaeph.* 1) und Polyphemos, der Sohn des Elatos und Bruder des Kaineus, herrschten (*Apoll. Rh.* 1, 40 fg.), die sogenannte Pelasgiotis (vgl. *Simonides* bei *Strabo* 441) und Magnetis (mit den Städten Larissa, Gyrton, Pherai Mopsion, dem See Boibeis, dem Ossa, Homole und Pelion), aus welchen Landschaften die Pelasger von den Lapithen vertrieben wurden (*Hieronymos* bei *Strabo* 443), das Thal des Peneios, des Stammvaters mehrerer Lapithen, wo Lapithes, der Sohn des Apollon und der Stilbe, herrschte (*Diod.* 4, 69), die Gegend um den Olympos, wo Koronos herrschte (*Diod.* 4, 37), Pella, eine Stadt in Thessalien (*Steph. Byz.* s. v.), der Sitz des Lapithen Pelates (*Ov.* Met. 12, 255), Atrax, die Stammburg des Kaineus (daher Atracides bei *Ov.* Met. 12, 209; vgl. *Ant. Lib.* 17), Elateia bei Gyrton, wol der Sitz des Elatos (Müller, «Orchomenos», 195, 7), wahrscheinlich auch Trikka (Müller, «Dorier», 2, 26). Als außerthessalische Lapithensitze werden genannt: Olenos und Elis, wohin Phorbas, der Sohn des Lapithes, wanderte (*Diod.* 4, 69; vgl. Tectaphos Olenides bei *Ov.* Met. 12, 433), während er nach *Diod.* 5, 58 nach Rhodos zog, endlich Knidos und Rhodos, die Sitze des Triopas, den einige für den Sohn des Lapithes hielten (*Diod.* 5, 61). Ferner sollen nach einem freilich etwas verdächtigen Berichte des *Diod.* 4, 70 einige Lapithen vor den Kentauren nach Pheneos und Malea geflohen sein (vgl. den Artikel Kentauren). — *Aristot.* Pepl. 27 (Bergk) und *Eustath.* zu Il. 334, 29 (vgl. *Herod.* 7, 91, *Strabo* 668, *Tzetzes* zu Lycophron 487, 980) berichten endlich (nach

1) Wie schon *Theocrit.* id. 15, 141 richtig hervorhebt, gehören also die meisten Lapithensagen der ältesten Schicht des griechischen Mythus an. 2) Das dotische Gefilde war ursprünglich die Heimat der Aimianen, welche daraus von den Lapithen in das Gebiet der Aithiker verdrängt wurden, nach *Plut.* Q. Gr. 13 vgl. 26.

den Nostoi? vgl. «Epici gr.» ed. Kinkel 1, p. 53), daß Polypoites und Leonteus nach Ilions Fall Aspendos in Pamphylien gegründet hätten (vgl. C. Müller, «Geogr. gr. min.», 2, 156, zu *Dion. Per.* 852 fg.). Schon aus dieser Uebersicht der ausdrücklich als Lapithenstädte genannten uralten Sitze griechischer Cultur dürfte auf das deutlichste erhellen, daß die Lapithen nicht etwa als mythische Personificationen gewisser Naturmächte (so Mannhardt, E. H. Meyer) oder als märchenhafte Riesen oder Hünen (Preller), sondern vielmehr (mit C. O. Müller) als ein halb der Sage, halb der Geschichte angehöriger altthessalischer Stamm aufzufassen sind. Noch in historischer Zeit leiteten die Kypseliden in Korinth (*Herod.* 5, 92), sowie die Philaiden und Perithoiden in Attika (*Harpokrat. Suid. Phot.* s. v. *Περιθοίδαι*; *Enstath.* 100, 45; Preller, «Gr. Myth.», II, 14, 1) sich von den Lapithen (Kaineus und Peirithoos) ab. Eine thessalische Stadt Lapithe, von der sich Münzen erhalten haben (Eckhel, 2, 139; Müller, «Orchom.», 198), erwähnt Epaphroditos bei *Steph. Byz.* s. v. Sie soll nach diesem ihren Namen von Lapithes, dem Sohne des Periphas, erhalten haben.

2) Namen der einzelnen Lapithen in alphabetischer Folge. Noch Porphyrios kannte nach Schol. Il. 1, 266 nicht weniger als 60 Namen hervorragender Lapithen; wir haben deren im Ganzen nur 59 zusammenbringen können (die meisten bei *Ov.* Met. 12, 250 fg.; vgl. auch Il. 1, 263 fg.; 12, 128 fg.; 2, 740, 745; *Hes.* sc. Herc. 178 fg. und die Françoisvase, C. I. Gr. 8185). Die Theilnehmer am Kentaurenkampfe sind mit einem * bezeichnet, die nur vermuthete lapithische Abstammung ist mit einem ? angedeutet. Theseus, Nestor und Peleus (*Ov.* Met. 12, 365), die sich als Bundesgenossen der Lapithen am Kentaurenkampfe betheiligt haben sollen, sind natürlich in dem folgenden Verzeichnisse weggelassen: Aigeus (= Aigeias?), Sohn des Phorbas, Enkel des Lapithes und der Orsinome, König in Elis, *Diod.* 4, 69; *Apoll.* 2, 5, 5. — Aktor, Bruder des vorigen, König in Elis, *Diod.* 4, 69. — Alkon (?), Vater des bei *Hes.* sc. Herc. 180 ausdrücklich unter den Lapithen genannten Phaleros, welch letzterer auch unter den Argonauten genannt wird (*Apoll. Rh.* 1, 97 und Schol.). Bei *Orpheus* Arg. 146 heißt Phaleros, Sohn des Alkon, Gründer der Lapithenstadt Gyrton; vgl. O. Müller, «Orchom.», 197, 2. Nach *Apoll. Rh.* 1, 95 und Schol. zu 97 war Alkon freilich ein Sohn des attischen Erechtheus, sodaß die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, den Phaleros als Begleiter des Theseus und, ebenso wie diesen, als attischen Bundesgenossen der Lapithen im Kentaurenkampfe aufzufassen. Vielleicht ist er identisch mit dem Sohne des Ares, welcher an der Kalydonischen Jagd theilnahm, *Hyg.* Fab. 173. — *Ampyx (oder Amphykos, Schol. *Apoll. Rh.* 1, 65), Vater des bei *Hes.* sc. 181 (vgl. auch *Ov.* Met. 12, 456) genannten Lapithen Mopsos (*Μόψον τ' Ἀμπυκίδην*), nach *Ov.* Met. 12, 450 selbst am Kentaurenkampfe betheiligt. Des Ampyx Vater war nach Schol. *Apoll. Rh.* 1, 65 *Τιτάρων*; vgl. *Μόψος Τιταρήσιος* bei *Hes.* a. a. O. — Andraimon (vgl. Haimonia = Thessalia), nach *Diod.* 4, 53 Bruder des Leonteus (also Sohn des Koronos), der schon in der Ilias als Lapithe genannt ist. — Andreus (?), nach *Paus.* 9, 34, 6 Sohn des Peneios, also Bruder des bei *Pind.* Pyth. 9, 25 und Schol. ausdrücklich als *Ἀκταῖαν βασιλεύς* bezeichneten Hypseus (vgl. Müller, «Orchom.», 133). — *Antimachos, Name eines Lapithen auf der Françoisvase (C. I. Gr. 8185), vielleicht derselbe, der auch an der Kalydonischen Jagd theilnimmt (ebenda). — Antion, ältester Sohn des Periphas, Enkel des Lapithes, Vater des Ixion nach *Diod.* 4, 69. — Asklepios aus Trikka, vgl. Ilias 2, 732, *Eust.* zu B. 729 (p. 330, 20), *Strabo* p. 437 und 647, auch den Hymnus des Epidauriers Isyllos, «Ephem. arch.» 1885, S. 69 fg., Fleckeisen's «Jahrb. f. Philol.», 1885, S. 824, ein Nachkomme des Lapithes oder des Phlegyas, oder Sohn des Ischys und Enkel des Elatos (Roscher, «Lex. d. griech. u. röm. Myth.», I, 616). Er soll sich auch nach einigen (Roscher a. a. O., S. 508) am Argonautenzuge und an der Kalydonischen Jagd (*Hyg.* Fab. 173) betheiligt haben. — Asterion (?), Sohn des Kometes aus der thessalischen Stadt Peireiai, Argonaut (*Apoll. Rh.* 1, 35; *Paus.* 5, 17, 9). Vgl. den Lapithen Kometes bei *Ov.* Met. 12, 284 und den Ort Asterion in Magnetis: Il. 2, 735; *Strabo* 438. — Atrax, Vater des Kaineus nach *Anton. Lib.* 17 (vgl. *Ov.* Met. 12, 209 Caeneus Atracides) und der Hippodameia (*Ov.* Her. 17, 248), Sohn des Peneios und der Bura, Gründer von Atrax nach *Steph. Byz.* Vielleicht abgebildet auf der «Arch. Ztg.», 41 (1883), S. 349 besprochenen rothfig. Vase. — Autolykos (?) von Trikka, Sohn des Deimachos (vgl. Roscher, «Lex.» I, 508, 736), Theilnehmer an der Argofahrt. — Azoros (?, wol Eponymos von Azoros, einer Stadt unweit des Olympos im perrhaibischen oder pelagonischen Gebiete Thessaliens, nach *Hesych.* s. v. Steuermann der Argo (vgl. Roscher a. a. O., S. 508). — *Broteas *Ov.* Met. 12, 262. — *Charaxos *Ov.* Met. 12, 266. — Deileon (?) aus Trikka, Sohn des Deimachos, Theilnehmer an der Argofahrt. — Deimachos (?) aus Trikka, Vater des Autolykos, Deileon, Phlogios, sowie der Enarete, der Gattin des Aiolos und Mutter des Magnes; *Apollod.* 1, 7, 3. — * Dryas, als Bekämpfer der Kentauren genannt Il. 1, 263; *Hes.* sc. 179; auf der Françoisvase (C. I. Gr. 8185) und bei *Ov.* Met. 12, 290. Nach *Apollod.* 1, 8, 2 (vgl. *Ov.* Met. 8, 307 und *Hyg.* Fab. 173) ist ein *Δρύας Ἄρεος ἐκ Καλυδῶνος* Theilnehmer an der Kalydonischen Jagd. — Eioneus (?), Sohn des Magnes, Freier der Hippodameia (*Paus.* 6, 21, 11. Schol. Eur. Phoen. 1760), Vater der Dia, Gemahlin des Ixion (*Diod.* 4, 69. *Pherek.* bei Schol. *Apoll. Rh.* 3, 62), wol Eponymos von Eion an der Grenze von Pierien (*Steph. Byz.* s. v.); f. Eurynomos. — Elatos, Vater des nach Il. 1, 264 am Kentaurenkampfe betheiligten Polyphemos (*Apoll. Rh.* 1, 40 fg.; *Orph.* Arg. 169) und Kaineus (*Dicaearch.* Mess. fr. 30 = II, p. 244 ed. Müller, *Ov.* Met. 12, 189 und 497; *Phlegon Trall.* fr. 34 = III, p. 618 ed. Müller), sowie des Aschys (Hymn. in Ap. Pyth. 32; *Hesiod.* fr. 125 G.; *Pind.* Pyth. 3, 31), ursprünglich wol Eponymos von Elateia zwischen Gyrton und Gonnos (Müller, «Orchom.» 195 fg.). — *Enagros *Ov.* Met. 12, 290. — *Eurynomos (?), Sohn

des Aoliden Magnes und der Phylodike, Bruder des Eioneus, kämpfte mit den Kentauren nach (*Pisander*? bei) Schol. zu *Eur.* Phoen. 1760; vgl. *Diod.* 4, 69. *Ov.* M. 12, 310 hat, wie es scheint, einen Kentauren daraus gemacht. — *Exadios *Hom.* Il. 1, 264. *Hes.* sc. Herc. 180. *Ov.* Met. 12, 266. — Gyrton (?), Bruder des Phlegyas nach *Steph. Byz.* s. v. *Γυρτών*. Dieser Phlegyas war nach *Eur.* bei Schol. *Apoll. Rh.* 3, 62, und Schol. Il. 1, 268; vgl. *Serv.* zu *Virg.* A. 6, 601; Schol. *Pind.* Pyth. 2, 39 Vater, nach *Strabo* 442 Bruder des Ixion. Daß Gyrton, der Sitz des Peirithoos und Ixion, eine Stadt der Phlegyer (= Lapithen, vgl. Müller, «Orchom.», 195) war, erfahren wir aus *Strabo* 329 fr. 14 und 16 und Schol. Il. N 301 (vgl. Müller a. a. O. 194, 3). — *Halesos *Ov.* Met. 12, 462. — *Hoplens *Hes.* sc. 180 (vgl. Hoplon und die Bezeichnung der *Λαπίθαι* als *ὑπέροπλοι* bei Pindar). — *Hoplon auf der Françoisvase, wol identisch mit Hoplens. — Hypseus nach *Pind.* Pyth. 9, (14) 25 (vgl. *Pherekydes* beim Schol. zu der Stelle und *Diod.* 4, 69), *Λαπιθῶν ὑπερόπλων βασιλεύς* und Bruder des Andreus, Sohn des Peneios und der Naïs Kreüsa; vgl. *Diodor.* 4, 69. Nach Alexandros beim Schol. zu Pindar a. a. O. war Hypseus ein Sohn der Phillyra (Tochter des Asopos) und des Peneios. — Ischomache = Hippodameia *Prop.* 2, 2, 9. — Ischys, Sohn des Elatos (s. d.), von *Cic.* nat. deor. 3, 22, 56 Valens, von *Ant. Lib.* 20 Alkyoneus genannt, Geliebter der Koronis, der Mutter des Lapithen oder Phlegyers Asklepios (s. d.). — Ixion, Sohn oder Bruder des Phlegyas (s. oben Gyrton), oder Sohn des Antion (*Aeschyl.* bei Schol. *Pind.* Pyth. 2, 39) oder Sohn des Peision oder Peisos (*Pherekyd.* a. a. O.) oder des Ares (a. a. O.), oder des Leonteus (? *Hygin.* Fab. 62), Vater des Lapithen Peirithoos von Larissa (*Apollod.* 1, 8, 2). Auch nach *Diod.* 4, 69 war er Sohn des Antion. Ausdrücklich Lapithe genannt bei Schol. Luciani ed. Jacobitz 4, 56. — *Kaineus, Sohn des Elatos (s. d.), Il. 1, 264; *Hes.* sc. 179; Françoisvase u. s. w., nach Il. 2, 746, Vater des Koronos (Sohn desselben nach *Hyg.* Fab. 14. p. 43 vgl. p. 39 B.) und Großvater des Leonteus, auch als Theilnehmer an der Kalydonischen Jagd (*Ov.* Met. 8, 305; *Hyg.* Fab. 173) und am Argonautenzuge genannt (s. Roscher, «Lex.» S. 509). — *Keladon *Ov.* Met. 12, 250. — *Kometes *Ov.* Met. 12, 284, wol Vater des Argonauten Asterion (*Paus.* 5, 17). — Koronos, Sohn des Kaineus, Beherrscher des *Δώτιον πεδίον* (Il. 2, 746, *Soph.* fr. 353 N.), Vater des Leonteus, auch Argonaut (s. Roscher I, 509), Ahnherr der attischen Philaiden (*Steph. Byz.* s. v. *Φιλαΐδαι*). — *Korythos *Ov.* Met. 12, 290. — *Krantor (Dolioper?) armiger Pelei, Sohn des Amyntor; *Ov.* Met. 12, 361 fg. — *Kymelos *Ov.* Met. 12, 454. — Lapithes nach *Diod.* 4, 69 und 5, 61; *Schol. Apoll. Rh.* 1, 40; Schol. *Hom.* Il. 1, 266; 12, 128 Sohn des Apollon und der Stilbe (nach Epaphroditos bei *Steph. Byz.* s. v. *Λαπίθη* Sohn des Periphas, nach *Hesych.* s. v. *Λαπίθαι* Sohn des Ares), Gemahl der Orsinome, Vater des Phorbas und Periphas (*Diod.* 4, 58; 69), nach einigen auch des Triopas (*Diod.* 5, 61). Er war Stammvater der Lapithen und Eponymos der Stadt Lapithe (*Diod.* und *Steph. Byz.*), doch scheint er ein erst verhältnißmäßig spät entstandener Eponymos zu sein, da er, wie es scheint, im älteren Mythus nicht vorkommt. Uebrigens läßt der Umstand, daß Apollon im Westgiebel des olympischen Zeustempels und auf dem Fries von Phigaleia den Lapithen gegen die Kentauren beisteht, mit Wahrscheinlichkeit auf die Existenz jenes Mythus von der apollinischen Herkunft der Lapithen in der Zeit der Erbauung jener Tempel schließen. — Leonteus, Sohn des Koronos, Enkel des Kaineus (*Hom.* Il. 2, 746, vgl. 12, 130; 23, 837), mit Polypoites zusammen Führer der Lapithen vor Ilion. — Magnes (?), Enkel des Deimachos (*Apollod.* 1, 7, 3), Vater des Eioneus (*Paus.* 6, 21, 11), Pieros (*Apollod.* 1, 3, 3) und Eurynomos (s. d.). — *Makareus *Ov.* Met. 12, 452. — *Mopsos (*Ἀμπυκίδης Τιταρήσιος ὄζος Ἄρηος*), *Hes.* sc. 181, *Ov.* Met. 12, 456, Theilnehmer am Argonautenzuge (*Apoll. Rh.* 1, 65 und Schol. *Strabo* 443) und an der Kalydonischen Jagd (*Ov.* Met. 8, 316; *Hyg.* Fab. 173), Eponymos von Mopsion in Thessalia Pelasgiotis nach *Hieronymos* bei *Strabo* 443. — Olenos (?), vielleicht Vater des Tektaphos (Tectaphos Olenides *Ov.* Met. 12, 433), wol Eponymos der Stadt Olenos, wohin nach *Diod.* 4, 69 der Lapithe Phorbas gewandert sein sollte. — *Orion, Sohn der Thessalerin Mykale nach *Ov.* Met. 12, 262 fg. (vgl. *Sen.* Herc. Oet. 528 fg.). — Peiraïos (?), wol Eponymos des thessalischen Peiresia (Peiresia [i] = Asterion), Bruder des Phorbas (s. d.), vielleicht = Priasos (s. d.). — *Peirithoos, Sohn des Zeus oder des Ixion und der Dia (*Hom.* Il. 1, 263, 2, 741; 14, 317; *Hes.* sc. Herc. 179, *Diod.* 4, 69; vgl. *Apollod.* 1, 8, 2), Vater des Polypoites (Il. 2, 741; 12, 129; vgl. Od. 21, 296). Er nimmt nach *Apollod.* 1, 8, 2; *Hygin.* Fab. 14, 173; *Ov.* Met. 8, 303; 404 auch an der Argofahrt und an der Kalydonischen Jagd theil (vgl. jedoch *Apoll. Rh.* 1, 103). — *Pelates Pellaeus *Ov.* Met. 12, 955, wahrscheinlich Eponymos von Pella in Thessalien (*Steph. Byz.* s. v. *Πέλλα*). — Pelethronius, nach *Virg.* Geo. 3, 115 und *Lucan.* 6, 399 wol ein Lapithe, Erfinder des Reitens nach *Hyg.* Fab. 274; vgl. *Philarg.* zu *Virg.* a. a. O. und *Plin.* h. n. 7, 202, wahrscheinlich eine spätere Fiction alexandrinischer oder römischer Dichter. — *Periphas *Ov.* Met. 12, 449, nach *Diod.* 4, 69 Sohn des Lapithes, Gemahl der Asthaghia, Tochter des Hypseus, Vater des Antion. — *Phaleros (?) *Hes.* sc. 180, nach Schol. *Apoll. Rh.* 1, 97 Sohn des Alkon, Enkel des Erechtheus, nach *Orph.* Arg. 145 von Gyrton stammend, Theilnehmer am Argonautenzuge (vgl. Müller, «Orchom.», 197). — Phlegyas (?), nach *Eurip.* bei Schol. *Apoll. Rh.* 3, 62 und Schol. Il. 1, 268 Vater, nach *Strabo* 442 Bruder des Ixion, auch Bruder des Gyrton (*Steph. Byz.* s. v. *Γυρτών*), Großvater des Asklepios, nach dem Hymnus des Epidauriers Ifyllos (s. oben) ein Epidaurier, Gemahl der Kleophema (welche ihm die Aigla oder Koronis gebar). — Phlogios (?), Sohn des Deimachos aus Trikka, Theilnehmer am Argonautenzuge (*Apoll. Rh.* 2, 956). — Phokos, Caenei filius ex Magnesia, Argonaut, *Hyg.*

Fab. 14, p. 43 B. — *Phorbas *Or.* Met. 12, 322, nach *Diod.* 4, 69 und 5, 58 Sohn des Lapithes, nach Hymn. in Ap. Pyth. 33, *Hyg.* P. Astr. 2, 14, *Paus.* 7, 26, 12 Sohn des Triopas, auch Bruder des Peirasos und Vater des Triopas genannt (*Paus.* 2, 16, 1; 4, 1, 1; Schol. Eur. Or. 920). — *Polyphemos *Hom.* Il. 1, 264, nach *Apoll. Rh.* 1, 40 Sohn des Elatos und Argonaut (vgl. *Orph.* Arg. 169), von Larissa stammend. — Polypoites, Sohn des Peirithoos, Führer der Lapithen vor Troja; Il. 2, 740 fg.; 12, 129. — Priasos, (=Peirasos?) Caenei filius ex Magnesia, Argonaut, *Hyg.* Fab. 14, p. 43 B. — *Prolochos *Hes.* sc. Herc. 180. — *Tektaphos Olenides *Ov.* Met. 12, 433. — Titaron (?), nach Schol. *Apoll. Rh.* 1, 65 Vater des Amphyx (Amphykos), Großvater des Mopsos (vgl. *Τιταρήσιος *Hes.* sc. 181). — Triopas, Sohn oder Vater des Phorbas (s. d.), oder Sohn des Lapithes (*Diod.* 5, 61). — Wenn Nestor, Theseus (Ilias 1, 265; *Hes.* sc. Herc. 182 u. s. w.) und Peleus (*Ov.* Met. 12, 365) als Theilnehmer am Kentaurenkampfe genannt sind, so dürfen sie natürlich, wie schon oben bemerkt, deshalb noch nicht als Lapithen angesehen werden. Uebrigens erhellt auch aus den Einzelnamen der Lapithen und deren Beziehungen (namentlich zu bestimmten Ortschaften, deren Eponymoi sie sind), auf das deutlichste, daß wir es nicht etwa mit Personificationen von Naturmächten zu thun haben (s. Anm. 5).

3) Was den Gesammtnamen *Λαπίθαι* betrifft, so sind darüber viele unsichere Vermuthungen ausgesprochen worden. Gewöhnlich bringt man den Namen unter Hinweis auf den Charakter einiger Lapithen, z. B. des Kaineus und Ixion, mit den bei den alten Lexikographen, namentlich Hesychius überlieferten Glossen *λαπίζει· γαυρύνεται*, vgl. *Soph.* fr. 954 N.; *λαπιστήν· καυχητήν; λαπισθῆς ... φλύαρος, τρυφηλός, μὴ ἔχων φροντίδα; λαπίστρια· ὀρμβομένη, μετεωριζομένη* zusammen und erinnert zugleich an *φλεγύαν*, was bei den Phokern die Bedeutung von *ὑβρίζειν* gehabt haben (vgl. *Eust.* Il. 13, 301, p. 933, 15) und von den mythischen Doppelgängern der Lapithen, den *Φλέγυες*, abgeleitet sein soll, obwol *Herodian. π. μον. λέξ.* 44, 33 das Wort einfach = *φλέγω* setzt (so Müller, «Orchom.», 195; Preller, «Gr. M.», 2, 11; vgl. auch Unger, «Paradoxa Theb.», p. 247 fg.). Wäre dies richtig, so müßte jedenfalls *λαπίζω* ganz unabhängig von *Λαπίθης* von einer noch nicht nachgewiesenen gemeinsamen Wurzel *λαπ* = *ὑβρίζειν* abgeleitet sein, da eine Bildung des Verbums vom Eigennamen *Λαπίθης* nothwendig die Form *λαπιθίζω* fordern würde. Auch scheint es bedenklich, einen Charakterzug, den nur einige wenige Angehörige des Namens, wie z. B. Kaineus und Ixion, keineswegs aber alle Lapithen haben, zum Ausgangspunkt der Etymologie zu machen. Viel glaublicher ist es dagegen, den Namen mit dem Gebirge *Λάπιθος* in Triphylien, wo nach *Paus.* 5, 5, 8—10 die Sage vom Kentaurenkampfe des Herakles heimisch war (vgl. auch die oben angeführte Sage von der Wanderung des Lapithen Phorbas nach Olenos und Elis), sowie mit dem von *Paus.* 3, 20, 7 erwähnten und nach einem Heros *Λαπίθης* benannten Flecken *Λαπίθαιον* am Taygetos zusammenzustellen und zugleich mit diesem Namen auf eine noch in lap-is und *λέπ-ας* (Fels, Klippe) erhaltene gemeinsame Wurzel zurückzuführen, sodaß dann der Name die in steinernen oder auf Felsen erbauten Burgen Hausenden bezeichnen würde, was, wie man sieht, ganz gut auf die Lapithen als Bewohner und Gründer der uralten thessalischen Akropolen passen würde (vgl. Curtius, «Grdz. d. gr. Et.», 5. A., 637, «Kuhn's Zeitschr.», 7, 93 und Preller, «Gr. M.», 2, 10). Neuerdings haben Mannhardt («Antike Wald- und Feldculte», 90) und Meyer («Gandharven», 190), welche in den Lapithen kein wirkliches halbmythisches Volk, sondern ebenso wie in ihren Gegnern, den Kentauren, ursprünglich Personificationen von Naturerscheinungen erblicken (wogegen nicht blos der Gesammtmythus, sondern auch die schon homerische ausdrückliche Gegenüberstellung der *ἀνδρες [ἥρωες]* und *φῆρες* Il. 1, 262 fg., 2, 740 fg.; Od. 21, 299; vgl. Hymn. in Mercur. 222 fg. streitet), dieser Deutung entsprechend, den Namen mit *λαίλαψ, λεπάζω, ἀλαπάζω* zusammenzubringen versucht und den *Ἰξίων* als *ἀξίστροφος* (vgl. Kuhn, «Herabkunft des Feuers» 69), den *Πειρίθοος* (= der sehr Schnelle) als Ringsumläufer (d. i. Wirbelwind) gedeutet, wofür es jedoch an jedem Anhalte fehlt (vgl. dagegen Roscher in «Fleckeisen's Jahrb.», 1877, S. 405 fg.).

4) Die Mythen von den Lapithen. Indem wir die Mythen der einzelnen hervorragenden Lapithen (z. B. des Ixion, Peirithoos) den betreffenden Einzelartikeln überlassen, wollen wir hier nur den Gesammtmythus derselben kurz darzustellen versuchen.

a) Abstammung. Einen einheitlichen Stammbaum der oben (Abschnitt 2) aufgeführten Lapithen zu entwerfen ist unmöglich, da die einzelnen Lapithengeschlechter ganz verschiedene Ursprünge haben. Als die ältesten vom Mythus genannten stellen sich dar: Hypseus und Andreus, die Söhne des Peneios und der Nais Kreüsa (auch Atrax wird ein Sohn des Peneios genannt), Phlegyas, der Sohn des Ares und der Chryse (Tochter des Halmos, Enkelin des Sisyphos), Lapithes, der Sohn des Apollon und der Stilbe (Tochter des Peneios und der Kreüsa), ferner Elatos, Deimachos und Titaron (Vater des Amphyx), deren Abstammung wir nicht kennen. Von Lapithes, dem eigentlichen Eponymos und Archegetes des Geschlechts, ist schon oben gesagt, daß sein Mythus ziemlich jung zu sein scheine. Vgl. die Stammbäume bei Gerhard, «Gr. Myth.», 2, S. 227 und Müller, «Orchom.», 1, 465.

b) Der Kentaurenkampf der Lapithen ist schon im Artikel Kentauren ausführlich behandelt worden, daher hier darauf verwiesen werden muß (vgl. auch die Artikel Peirithoos, Theseus). — *Aelian.* var. hist. 11, 2 erwähnt eine Schrift *Λαπιθῶν καὶ Κενταύρων μάχη* von einem sonst unbekannten Milesier Namens Meleşandros.

c) Einige Lapithen nahmen auch an der Kalydonischen Eberjagd theil nach *Apollod.* 1, 8, 2; *Ovid.* Met. 8, 303 fg. und *Hygin.* Fab. 173. Genannt werden Peirithoos (*Apollod., Ov.*), Kaineus (*Ov., Hygin.*), Dryas (Lapithe?

Apollod., *Oc.*, *Hygin.*), Mopsos (*Oc.*, *Hygin.*), Askle pios (*Hygin.*), Alkon (Lapithe? *Hygin.*).

d) Ebenso wird von einer Betheiligung einzelner Lapithen am Argonautenzuge erzählt (s. oben die Belege im Verzeichnisse der Lapithen und Roscher, «Lex. d. gr. u. röm. Myth.», I. 508 fg.). Besonders gilt das von Kaineus, Koronos, Mopsos, Peirithoos, Asterion und Phaleros, sowie von den Söhnen des Kaineus, Phocus (?) und Priasus (?) bei Hygin.

e) Kampf mit Herakles und den Dorern unter Aigimios u. s. w. (vgl. Müller, «Dorier», 1, 28 fg.; 214, 411 fg.; Welcker, «Ep. Cyclus», 1, 246 fg.). Die älteste Quelle dieses Mythus ist unzweifelhaft das dem Hesiod oder dem Kerkops von Milet zugeschriebene Epos Aigimios gewesen, woraus Apollodor (2, 7, 7), Diodor (4, 37) und die Inschrift *C. I. Gr.* 5984 *C.* 47 fg. Folgendes erzählen. Die Lapithen unter Koronos, dem Sohne des Kaineus und Verbündeten des Laogoras, Königs der Dryoper, bekriegten den Aigimios, den König der noch in Hestiaiotis wohnenden Dorier[3]), und belagerten ihn; da rief dieser den Herakles zu Hülfe unter dem Versprechen eines Drittels vom dorischen Gebiete. Herakles kam auch wirklich mit den Arkadern den Doriern zu Hülfe, tödtete den Koronos und Laogoras (nach Apollodor sämmtliche Lapithen, nach Diodor die meisten) und zwang die Lapithen, das streitige Gebiet aufzugeben, oder nahm ihnen ihr ganzes Gebiet und gab es dem Aigimios nach Apollodor[4]). Vielleicht beziehen sich auf diese Vernichtung der Lapithen die Worte Vergil's Aen. 7, 304: «Mars perdere gentem immanem Lapithum valuit», welche gewöhnlich auf die nur bei *Diodor.* 4, 70 (vgl. Schol. *Pind.* Pyth. 2, 85 und *Serv.* zu Aen. a. a. O.) berichtete Besiegung der Lapithen durch die Kentauren bezogen werden. — Nach *Strabo* 442 und *Plut.* Q. Gr. 13 und 26 sollen die Ainianen aus dem dotischen Gefilde, nach Hieronymus bei *Strabo* 443 die Pelasger aus Thessalien von den Lapithen verdrängt worden sein.

f) Die Lapithensage bei Diodor (4, 69; 5, 58 und 5, 61, vgl. auch 4, 37). Nach *Diod.* 4, 69 war Lapithes der erste Lapithenkönig im Peneiosthale, ein Sohn des Apollon und der Stilbe und Bruder des Kentauros. Mit der Orsinome, der Tochter des Eurynomos, zeugte er zwei Söhne, den Phorbas und Periphas. Phorbas zog nach Olenos, von wo ihn Alektor, König von Elis, aus Furcht vor der Uebermacht des Pelops zu sich berief, um mit ihm die Königsherrschaft zu theilen. Seine beiden Söhne Aigeus (= Augeias?) und Aktor waren seine Nachfolger.

Nach *Diod.* 5, 58 soll Phorbas, von den Rhodiern, als grosse Schlangen ihr Land verheerten, auf den Rath des Apollon aus Thessalien nach ihrer Insel berufen, dieselbe von der Plage befreit haben und später daselbst als Heros verehrt worden sein, während 5, 61 von Triopas (dessen Sohn nach Hymn. in Ap. Pyth. 33 Phorbas war), nach einigen dem Sohne des Lapithes, erzählt wird, er habe Triopion im knidischen Gebiete gegründet. Periphas dagegen heirathete die Tochter des Hypseus, Asteagheia, und zeugte mit dieser acht Söhne, von denen der älteste, Antion, der Gemahl der Perimela (Tochter des Amythaon), den Ixion zeugte. Das Weitere s. unter Ixion. Nach *Diod.* 4, 70 wurden schließlich die Lapithen von den Kentauren besiegt und nach Pheneos und Malea vertrieben (s. Kentauren). Wenn nach *Verg.* Geo. 3, 115 (vgl. *Serv.* zu der Stelle; *Hyg.* Fab. 274, vgl. *Plin.* 7, 202; *Lucan.* 6, 399) die Lapithen das Reiten erfunden haben sollen (vgl. Welcker, «Ep. Cycl.», 2, 217), so scheint das ein erst verhältnißmäßig spät erfundenes Mythologem zu sein, entweder eine Uebertragung von den euhemeristisch als erste Reiter gedachten Kentauren (vgl. *Diod.* 4, 70; *Plin.* 7, 202; mehr bei Welcker a. a. O.) oder eine Abstraction von den historischen Thessalern, die von jeher durch ihre Rossezucht und Reiterei berühmt waren.

g) Hinsichtlich der lapithischen Abkunft der Kypseliden in Korinth, der Philaiden und Perithoiden in Attika siehe oben Abschnitt 1. Nach Skymnos Vers 616 fg. leiteten auch die Ainianen ihre Abkunft von den Lapithen ab. Nach Hesychius s. v. *Κένταυροι· λῃστεῖ. καὶ οἱ Αἰνιᾶνες* scheint man in späterer Zeit die von den Lapithen ebenfalls in das Gebiet der Aithiker verdrängten Ainianen (s. oben) mit den eben dorthin verjagten (als Reitervolk gedachten) Kentauren identificirt zu haben. Auf diese Weise begreift man die Ableitung der Ainianen von den Lapithen, da ja auch die Kentauren von dem Lapithen Ixion abstammen sollten.

5) Deutung und Literatur. Aus der vorstehend mitgetheilten Uebersicht über die sämmtlichen Lapithensagen dürfte so viel als unumstößliches Resultat hervorgehen, daß die Lapithen (ebenso wie die Myrmidonen, Dorer, Ainianen, Doloper) als ein halbmythischer, halbhistorischer Stamm in Thessalien anzusehen sind, wofür sie namentlich schon O. Müller, «Orchomenos», 195 (vgl. auch Gerhard, «Gr. M.», §. 669—672, Bursian, «Geogr. von Gr.», 1, 50 fg., und Voigt in dieser Encyklopädie unter Kentauren, Sect. II. Thl. 35, S. 223) erklärt hat. Müller hat zugleich darauf aufmerksam gemacht, daß der Stamm der Phlegyer, deren Wohnsitz durchaus mit dem der Lapithen zusammenfällt, so vielfach in den ältesten Sagen mit den Lapithen vermischt ist, daß er mit ihnen fast identisch zu sein scheint. So wird Ixion, der Vater des Lapithen Peirithoos, ein Sohn des Phlegyas; Gyrton, der Eponymos der Lapithen- und Phlegyerstadt Gyrtone (Il. 2, 738; vgl. die bei Müller a. a. O. 194, 3 angeführten Stellen), ein Bruder des Phlegyas; Asklepios ein Nachkomme bald des Lapithes, bald des Ischys, bald des Phlegyas genannt (vgl. Roscher, «Lex.», I, 616); Ischys, der Sohn des Elatos, heirathet die Phlegyastochter Koronis (*Hes.* fr. 125 Göttl.) u. s. w. Hinsichtlich des Verhältnisses der Lapithen zu den Kentauren s. diesen Artikel. Wir wiederholen hier nur, daß in diesem schon homerischen Mythus die Lapithen durchaus als Menschen (*ἄνδρες*;

3) Hinsichtlich des Gegensatzes des (dorischen?) Apollon und der Phlegyer Lapithen s. Müller, «Orchomenos»[1], 188 fg., «Dorier», 1, 214. 4) Daher nach *Seneca* Herc. fur. 782 die von Herakles besiegten Kentauren und Lapithen im Orcus vor ihm erzittern.

vgl. die Bezeichnung *αἰχμηταί* bei *Iles.* sc. Herc. 178), den als *φῆρες* gedachten Personificationen der gerade für Thessalien so charakteristischen Wildbäche (*χειμάρροι*) gegenüberstehen und mit hoher Wahrscheinlichkeit (analog dem Herakles der eleisch-arkadischen Kentaurensage) als die Repräsentanten der ältesten städtischen Cultur Thessaliens, deren Hauptaufgabe es sein mußte, die schädlichen Wildbäche Thessaliens zu bekämpfen und zu besiegen (vgl. *Isocr.* 10, 26), anzusehen sind (Roscher in «Gött. gel. Anz.», 1884, S. 144, «Berliner philol. Wochenschr.», 1885, S. 1; 1887, S. 1506. Fleckeisen's «Jahrb. f. class. Philol.», 1872, S. 421). Wenn Preller, «Gr. Myth.», 2, 9—14 (vgl. auch Buttmann, «Mythol.», 2, 220 fg.) die Lapithen für kein wirkliches Volk, sondern nur für Vertreter des Riesen- und Hünenthums der Vorzeit erklärt, so widersprechen dem die oben dargelegten Merkmale eines an der Grenze des Mythus und der Geschichte stehenden wirklichen Volksstammes. Der unhaltbaren, die historischen und lokalen Beziehungen der Lapithen ignorirenden Ansicht Mannhardt's («Antike Wald- und Feldculte», 89) und E. H. Meyer's («Gandharven-Kentauren», S. 190 und 198), welche die Lapithen für Sturmdämonen erklären, ist schon oben gedacht worden. Diese Deutung wird schon durch den Hinweis auf die Thatsache, daß so viele Lapithen Eponymoi bekannter thessalischer Ortschaften sind, widerlegt.[5])

6) Hinsichtlich der Bildwerke ist auf die Artikel Kentauren, Ixion, Peirithoos u. s. w. zu verweisen. In Betreff des später sprichwörtlich gewordenen Charakters der Lapithen vgl. Unger, «Paradoxa Theb.», p. 247 fg. *(W. H. Roscher.)*

LAPITHES (*Λαπίθης*), 1) Sohn des Apollon (nach *Hesych.* s. v. *Λαπίθαι* des Ares, nach *Steph. Byz.* s. v. *Λαπίθη* des Periphas) und der Stilbe, Stammvater der Lapithen (s. d.). — 2) Sohn des Aiolos, Enkel des Hippotes, Vater des Lesbos, *Diod.* 5, 81. — 3) Spartanischer Heros, Vater der Diomede, Großvater des Kynortes und Hyakinthos, nach welchem der Ort *Λαπίθειον* am Taygetos benannt war: *Paus.* 3, 20, 7; *Apollod.* 3, 10, 3. *(W. H. Roscher.)*

LAPLACE (Pierre Simon, Marquis de), einer der bedeutendsten Astronomen und Mathematiker Frankreichs, wurde am 23. März 1749 in Beaumont-en-Auge im Depart. Calvados als Sohn eines armen Bauern geboren. Ueber seine Jugend ist wenig bekannt, da er in späteren Jahren, in welchen man ihn seiner hohen Verdienste wegen mit Auszeichnungen aller Art überhäufte, die Schwäche besaß, sich seiner geringen Herkunft nur ungern zu erinnern. Er besuchte die Militärschule seiner Vaterstadt und zeichnete sich hier durch ein erstaunliches Gedächtniß aus. Nachdem er selbst eine Zeit lang als Lehrer dort gewirkt hatte, zog es ihn nach Paris, wohin er sich bald mit ausgezeichneten Empfehlungen versehen begab. Weniger durch letztere, als durch die Beweise seiner glänzenden Befähigung für die Mathematik gelang es ihm bald, die Gunst des einflußreichen d'Alembert zu gewinnen, der ihm eine Professur an der Militärschule zu Paris verschaffte. Hiermit begann für Laplace eine Zeit der eifrigsten Arbeit, und seine großen Leistungen auf dem Gebiete der mathematischen Analysis lenkten bald die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn. Im J. 1772 lieferte er, kaum 23 Jahre alt, in seinem «Mémoire sur les solutions particulières des équations différentielles et sur les inégalités séculaires des planètes» (Mém. de l'Acad. des Sciences) den Nachweis, daß die großen Achsen der Planetenbahnen zwar periodischen, jedoch keinen säcularen Schwankungen unterworfen sind. Hiermit zeigte er, daß die Beziehungen zwischen den im Planetensystem wirkenden Kräften derartige sind, daß der Fortbestand desselben, von äußeren Störungen abgesehen, für alle Zeiten gesichert ist. Schon in dieser Zeit faßte Laplace den Plan, ein Werk zu schreiben, welches die Mannichfaltigkeit der Bewegungen im Weltall als ein großes Problem der Mechanik behandeln sollte, eine Arbeit, die er später in seiner «Mécanique céleste» glänzend durchführte, deren Vollendung in sein Greisenalter fällt. Kaum 24 Jahre alt, wurde Laplace in die Akademie der Wissenschaften berufen, deren wirkliches Mitglied er 1785 an Stelle von Leroy wurde, und wenige Jahre später folgte er Bézout in dem Amte eines Examinators beim königlichen Artilleriecorps. Im J. 1794 erhielt er eine Professur an der Normalschule zu Paris, trat bald darauf in das neuerrichtete Längenbureau ein und wurde später Präsident desselben. Ehrgeiz trieb Laplace auf das Gebiet der Politik, seine Thätigkeit in derselben war jedoch nicht erfolgreich und brachte ihm nicht die gewünschte Anerkennung. Im J. 1799 ernannte ihn Bonaparte zum Minister des Innern, jedoch schon nach sechs Wochen wurde er abberufen, da er sich Napoleon's Misbilligung zuzog, welcher ihn «géomètre du premier rang, administrateur plus que médiocre» genannt haben soll. Später Senator und Kanzler des Senats, brachte er einen Antrag auf Wiederherstellung des Gregorianischen Kalenders ein. Er wurde von Napoleon zum Grafen,

---

5) Wir geben hier noch eine kurze Zusammenstellung aller Ortschaften Thessaliens, für welche sich eponyme Lapithen nachweisen oder mit Wahrscheinlichkeit vermuthet lassen: *Ἀστέριον*: *Ἀζῶιον* (Bursian, «Geogr. v. Griechenl., 1, 74) — *Ἀστερίων*: *Ἀζῶιον* (*Ἀζωρος*, *Ἀζώρεια* u. s. w., Bursian a. a. O. 51, 57) — *Ἄζωρος*; *Ἄτραξ* (Bursian 66) — *Ἄτραξ*; *Ἐλάτεια* (Bursian 61) — *Ἔλατος*; *Ὑρτών* (*Ὑρτώνη*) — *Ὑρτών*: *Ἀλκισο[υ]ρνίον*, Einwohner einer Stadt Alaiion in Thessalien (Leake, «Inscr.», III, 4, 2) — Halaesus (Halesus) bei Ovid; *Ὕπατα* (Bursian 89) — *Ὑρεύς*; *Κορώνεια* — *Κόρωνος*; *Λαπίθη* — *Λαπίθης*; *Μαγνησία* — *Μάγνης*; *Μόψιον* (Bursian 62) — *Μόψος*; *Πέλλα* — Pelates (Ovid); *Πελεθρώνιον* — Pelethronius; *Φάλαρα* (Bursian 83; nach *Steph. Byz.* auch *Φάλληρον*) — *Φάλληρος*; *Περραιβία* (*Περραιβία*) — *Περραιβός*; *Χάραξ* (Bursian 61) — *Χάραξος* (Ovid); *Τιταρών*, Stadt Thessaliens (auch *Τίτερον*, vgl. Benseler, «Wörterbuch der griech. Eigennamen», 2, 1536) — *Τιτάρων*, Großvater des Mopsos; *Ἀσοντίνοι* (= *Ἀργουραῖοι*; *Steph. Byz.* s. v. *Ἀργουρα*) — *Ἀσοντεύς*; *Ἀλκυόνη* (Stadt Thessaliens am malischen Busen nach Kiepert's großem Atlas) — *Ἀλκυονεύς* = *Ἴαχυς* (Lapith; s. d.); *Ἠιών* (*πόλις . . . πρὸς τῇ Πιερίᾳ Steph. Byz.*) — *Ἠιονεύς* (vgl. Pieros, Sohn des Magnes, Bruder des Eioneus bei *Apollod.*); *Φορβάς* (*πόλις τῶν ἐν Θεσσαλίᾳ Ἀχαιῶν Steph. Byz.*) — *Φόρβας* u. s. w. Könnte nicht vielleicht Dryas Vertreter der Dryoper oder Dorer sein?

unter der Restauration zum Pair und Marquis ernannt, man überhäufte ihn mit Orden und Ehrenbezeigungen und wissenschaftliche Institute aller Länder rechneten es sich zur Ehre an, ihn als Mitglied zu zählen. Trotz seines politischen Ehrgeizes bildete bis an sein Ende die Vervollkommnung der Astronomie das Lebensziel des großen Astronomen und er vollendete sein großes Werk, die «Mécanique céleste», durch welche er sich für alle Zeiten ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat. In seinem Landhause zu Arcueil, wo er als Nachbar Berthollet's mit seinen Studien beschäftigt seine letzten Jahre zubrachte, starb er am 5. März 1827. Auf seinem Sterbebette soll er zu seinen Freunden gesagt haben: «Ce que nous connaissons est peu de chose, mais ce que nous ignorons est immense.» Während des Aufstandes der Commune im Frühjahr 1871 wurde sein Wohnsitz zu Arcueil geplündert und ein Theil der von ihm hinterlassenen Manuscripte vernichtet.

Laplace's Hauptwerke sind: «Mécanique céleste», «Exposition du système du Monde», «Théorie analytique des probabilités».

Von der «Mécanique céleste», deren Herausgabe in den Zeitraum von 1799—1825 fällt, erschienen der erste und zweite Band 1799, der dritte 1802, der vierte 1805, das 11. und 12. Buch 1823, das 13., 14., 15. Buch 1824, das 16. 1825. Im Vorwort dieses Werkes sagt Laplace, nachdem er von den Arbeiten früherer Geometer gesprochen hat: «Ich habe mir zum Ziel gesetzt, von einem Gesichtspunkte aus alle die in zahlreichen Werken zerstreuten Theorien zu behandeln, deren Gesammtheit die Ergebnisse des Gravitationsgesetzes in Betreff des Gleichgewichts und der Bewegung der festen und flüssigen Körper des Sonnensystems und anderer im Weltraum zerstreuter Systeme enthält und den Inhalt der himmlischen Mechanik bildet.» Diesem Plane gemäß hat der große Geometer mit einer staunenswerthen Beherrschung aller Hülfsmittel der mathematischen Analyse alle Probleme der himmlischen Mechanik mit einer den damaligen Ansprüchen genügenden Genauigkeit gelöst. Der Inhalt des Werkes ist, wie folgt, angeordnet. Nachdem im ersten Buche die allgemeinen Gleichungen der Statik und Dynamik fester und flüssiger Körper aus den einfachen Principien der Mechanik abgeleitet worden sind, wendet sich das zweite Buch zur Anwendung der gefundenen Resultate auf die Himmelskörper. Das Gesetz der allgemeinen Schwere, wie es von Newton ausgesprochen wurde, wird als das durch alle Beobachtungen bestätigte Grundgesetz der Natur zu Grunde gelegt, und nachdem gezeigt ist, daß das Problem, die Bewegungen eines Systems von beliebig vielen Körpern zu bestimmen, vorderhand ein unlösbares ist, zur Betrachtung des einfachsten Falles, in welchem es sich nur um ein System von zwei Körpern handelt, übergegangen. Wie das Gravitationsgesetz aus der Anwendung der Kepler'schen Gesetze hervorging, so folgen umgekehrt die letztern aus jenem, nur in einer allgemeinern Form, welche außer der elliptischen Bewegung zugleich die Bewegung in einer parabolischen oder hyperbolischen Bahn in sich schließt. Für alle drei Fälle werden die vollständigen Formeln abgeleitet und schließlich Methoden zur Bestimmung der Bahnelemente eines Himmelskörpers mitgetheilt, welche geraume Zeit hindurch Anwendung gefunden haben. Hieran schließt sich der wichtigste und interessanteste Abschnitt des ersten Bandes, welcher von den Störungen der Himmelskörper handelt. In demselben sind außer allgemeinen Näherungsmethoden zur Berechnung dieser Störungen die schon erwähnten merkwürdigen Untersuchungen über die Stabilität des Planetensystems enthalten, ferner die Ableitung der Gesetze, welche das System der Jupitersatelliten beherrschen und von Laplace zuerst ermittelt wurden. Das erste derselben besagt, daß die mittlere Bewegung des ersten Satelliten, vermindert um die dreifache des zweiten und vermehrt um die doppelte des dritten, stets genau Null ist; das zweite, daß die mittlere Länge des ersten Satelliten, vermindert um die dreifache des zweiten und vermehrt um die doppelte des dritten, stets genau gleich 180° ist. Im dritten Buche geht der Verfasser, welcher bisher die Himmelskörper als materielle Punkte betrachtet hat, zur Bestimmung ihrer Figur über, soweit sie durch die Gesetze der Anziehung bedingt ist. Es wird die Gestalt einer Flüssigkeit, welche die Oberfläche eines Rotationssphäroids bedeckt, die Figur des Saturnringes und der Atmosphären untersucht, welche die Himmelskörper umgeben. Weiter wird im vierten Buche zum ersten mal eine vollständige Theorie der Ebbe und Flut gegeben, wobei zur Vorausberechnung dieser wichtigen Erscheinungen auch die Eigenthümlichkeiten eines Hafens berücksichtigt werden. Im fünften Buche finden sich Untersuchungen über die Bewegung verschiedener Himmelskörper um ihre Schwerpunkte. Der dritte und vierte Band enthält darauf als Anwendung der in den beiden ersten Bänden gegebenen allgemeinen Untersuchungen zunächst specielle über verschiedenartige Störungen der Planeten und hierauf die Theorie der Bewegung aller Körper des Sonnensystems, der großen Planeten, des Erdmondes, der übrigen Satelliten und der Kometen. Sind auch die Laplace'schen Entwickelungen mit der Zeit zum Theil durch andere, mittels neuer einfacherer Methoden gewonnene, die zugleich der fortschreitenden Genauigkeit der Beobachtungen Rechnung tragen, verdrängt worden, so haben sie doch lange Zeit die Grundlage der meisten Planetentafeln gebildet und werden für das Studium dieses schwierigen Gegenstandes ihre Bedeutung nie verlieren. Eine Aufgabe, über welche die bedeutendsten Geometer sich lange den Kopf zerbrochen hatten, findet ferner hier zuerst ihre Lösung; von einer durch die Anziehung der Planeten Jupiter und Saturn verursachten sehr beträchtlichen Störung ihrer Umlaufszeiten, für welche man bis dahin eine Erklärung vergeblich gesucht hatte, beweist Laplace, daß sie durch ein in den Störungsausdrücken enthaltenes, bis dahin vernachlässigtes Glied vollständig dargestellt werde. Die Theorie der Kometen endlich behandelt unter anderm die Geschichte des merkwürdigen Lexell'schen Kometen vom J. 1770, dessen Bahn durch den Planeten Jupiter zweimal eine vollständige Umgestaltung erfuhr

und den Berechnern damals viel Mühe verursachte. Das letzte (10.) Buch des vierten Bandes und der fünfte Band dieses großen Werks endlich enthalten außer der Theorie der Strahlenbrechung in der Atmosphäre einige getrennte, auf denselben Gegenstand bezügliche Untersuchungen und Nachträge, sowie historische Angaben über die behandelten Probleme.

Die «Mécanique céleste» ist infolge ihres umfassenden Inhalts die Grundlage für alle späteren Untersuchungen geworden, die sich mit den Fragen der theoretischen Astronomie beschäftigen.

Im J. 1796 erschien die «Exposition du Système du Monde», eine durch ihre musterhafte Form und ausgezeichnete Sprache hervorragende gemeinfaßliche Darstellung der Himmelserscheinungen und der Gesetze der Bewegungen, in welcher jede Zuhülfenahme mathematischer Betrachtungen vermieden ist. Sie beweist, daß Laplace auch in dieser Art der Darstellung Meister war. In der «Exposition» ist die berühmte Hypothese über die Entwickelung des Weltsystems enthalten, welche, von Kant mehrere Jahrzehnte vorher aufgestellt, unter dem Namen der Kant-Laplace'schen Hypothese bekannt ist. In allen wesentlichen Punkten stimmen die Betrachtungen der beiden Männer überein. Indem Laplace nachweist, daß die Gleichförmigkeit in der Richtung der Planetenbewegungen, die Uebereinstimmung der Rotationsrichtung, ferner die Kleinheit der Excentricitäten und Neigungen bei den Planetenbahnen und die vorherrschend parabolische Gestalt der Kometenbahnen kein Werk des Zufalls sein können, entwickelt er seine Ansicht von der Entstehung des Sonnensystems aus einem Gasball, bei dessen Zusammenziehung sich Theile der Oberfläche loslösten, und durch ihre Vereinigung in der Gestalt von Kugeln die Planeten bildeten.

Die im J. 1812 veröffentlichte «Théorie analytique des probabilités» ist ein nicht minder bedeutendes Werk, welches zahlreiche Anwendungen der Wahrscheinlichkeitsrechnung auf wissenschaftliche Fragen und auf solche des praktischen Lebens enthält.

Eine von der Regierung veranstaltete Gesammtausgabe der Hauptwerke von Laplace in 7 Bänden erschien Paris 1843—48; von einer neuen Ausgabe seiner sämmtlichen Schriften sind bis 1887 die drei Hauptwerke in 7 Bänden erschienen.

Ueber Laplace und seine wissenschaftliche Thätigkeit sind zu vergleichen: Poisson und Biot, «Discours prononcés aux funérailles de Laplace»; Fourier, «Eloge historique de Laplace»; Arago, «Rapport présenté à la chambre des députés au nom de la Commission chargée de l'examen du projet de loi relatif à la réimpression des œuvres mathématiques de Laplace», sowie dessen Aufsatz über Laplace in seinen gesammelten Werken; ferner Wolf, «Geschichte der Astronomie», und «Nouvelle Biographie universelle», t. 29.

(*E. v. Rebeur-Paschwitz.*)

LA-PLATA (Rio de la Plata, d. h. Silberstrom), Mündungsbecken der vereinigten Ströme Paraná (s. d.) und Uruguay (s. d.) zwischen den Republiken Argentina im Westen und Uruguay im Osten, verbindet sich zwischen den Vorgebirgen San-Antonio (westlich) und Santa-Maria (östlich) mit dem Atlantischen Ocean, ist hier etwa 300 Kilom. breit und hat eine Länge von 500 Kilom. Die Bucht ist für die Schiffahrt ziemlich ungünstig, da sie viele seichte Stellen und nur zwei Häfen hat, nämlich Montevideo und Ensenada, der Hafen von Buenos-Ayres. Außerdem wird die Schiffahrt durch oft heftige Südwestwinde, Pamperos genannt, erschwert, und ist der Aufenthalt auf den offenen Rheden während ihrer Dauer gefährlich. Der La-Plata wurde im Jahre 1515 von dem Spanier Juan Diaz de Solis entdeckt, welcher jedoch bei seiner Landung durch die Eingeborenen seinen Tod fand. Zwanzig Jahre später nahm Pedro de Mendoza von den an der Mündung liegenden Gegenden im Namen der Krone Spanien Besitz.

(*A. Schroot.*)

LA-PLATA (Tolosa del Plata), neue Hauptstadt der Provinz Buenos-Ayres in der Argentinischen Republik, 1882 bei dem 56 Kilom. südlich von der Stadt Buenos-Ayres am Endpunkte einer Eisenbahn gelegenen Seehafen Ensenada gegründet, zählte im Jahre 1885 bereits 26,400 Einwohner.

(*A. Schroot.*)

LA-PLATA-STAATEN (Argentinische Republik), Bundesstaat im Südosten von Südamerika, zwischen dem 22. und 55.° südl. Br. und 53. und 71.° westl. L. von Greenwich, grenzt im Westen an Chile, im Norden an Bolivia, im Osten an Paraguay, Südbrasilien und Uruguay, und besitzt von der Bucht des Rio de la Plata an die ganze Küste des Atlantischen Oceans. Das Gebiet, einen Flächeninhalt von über 3 Millionen □Kilom. umfassend und von etwa 3,2 Millionen Menschen bewohnt, erstreckt sich über die ganze gemäßigte Zone.

Die Argentinische Republik besteht aus den folgenden 14 verbündeten Freistaaten oder Provinzen und einigen Territorien: Buenos-Ayros (198,104 □Kilom. mit 1882: 643,000 Einwohnern); Santa-Fé (97,127 □Kilom., 187,000 Einw.); Entre-Rios (66,974 □Kilom., 200,000 Einw.); Corrientes (63,103 □Kilom., 209,000 Einw.); Cordova (143,912 □Kilom., 320,000 Einw.); San-Luis (60,674 □Kilom., 80,000 Einw.); Santiago (79,059 □Kilom., 174,000 Einw.); Mendoza (88,193 □Kilom. 100,000 Einw.); San-Juan (86,204 □Kilom., 90,000 Einw.); La-Rioja (89,685 □Kilom., 90,000 Einw.); Catamarca (109,247 □Kilom., 106,000 Einw.); Tucuman (31,166 □Kilom., 180,000 Einw.; Salta (84,215 □Kilom., 167,000 Einw.); Jujuy (62,232 □Kilom., 70,000 Einw.); Territorien (1,796,791 □Kilom., 123,000 Einw.). Nach den Nationalitäten vertheilt sich 1882 die Bevölkerung auf: Argentiner 1,907,000, Italiener 339,000, Spanier 161,000, Franzosen 153,000, Engländer 51,000, Deutsche und Schweizer 54,000, andere Nationalitäten 165,000. Einen nicht unbedeutenden Zuwachs der Bevölkerung liefert die Einwanderung. Dieselbe ist fortwährend im Zunehmen begriffen und übersteigt jetzt 100,000 Personen im Jahre; 1884 erreichte

sie 103,189 und 1885: 130,222 Köpfe. Haupteinwanderungshafen ist Buenos-Ayres. Die Einwanderung wendet sich hauptsächlich nach den Provinzen Buenos-Ayres, Entre-Rios und Santa-Fé. Die übrigen Provinzen sind aus klimatischen und localen Gründen für die europäische und namentlich die deutsche Einwanderung nicht geeignet.

Oberflächengestaltung. Das Gebiet der Republik stellt eine von Nordwesten nach Südosten sanft geneigte Ebene dar, aus welcher an der westlichen Seite, bis zur Mitte hin, mehrere schmale und zumeist nur niedere Gebirgszüge sich erheben, die fast alle von Norden nach Süden streichen, einen westlichen steileren und einen östlich sanfter geneigten Abfall haben.

Die Gebirge folgen fast alle mehr oder weniger genau der Richtung der Cordilleren. Sie lassen sich in folgende vier Gruppen unterscheiden: 1) die Cordilleren selbst mit ihren unmittelbaren Anhängen; 2) die isolirten Gebirge am Nordrande der Republik, welche sich an das bolivianische Hochland anschließen; 3) das centrale System der argentinischen Ebene, repräsentirt durch die Sierra de Cordova; 4) das System der südlichen Pampa mit der Sierra Ventana. — Die Cordilleren beginnen im Bereiche der Argentinischen Republik mit einem etwas mehr als zwei Längengrade breiten Hochlande. Auf diesem erheben sich bis in die Region des ewigen Schnees hinaufreichende vulkanische Gipfel, daneben ziehen andere niedrige aus Trachyt- und Porphyrkuppen bestehende Kegelreihen hin, alle wie die Thäler von Norden nach Süden streichend, aber nie die Höhe der Schneeregion berührend. Das Plateau selbst liegt durchschnittlich 13,000 Fuß hoch, die Höhe der Schneeregion wird hier auf 14,500 Fuß berechnet, und die höchsten Gipfel werden zu 18,000 Fuß und darüber angenommen. Die Sierra de Cordova bildet eine Gruppe von drei parallel von Norden nach Süden streichenden Bergzügen mit steilem westlichen und sanfterem östlichen Abhang. Die höchste Spitze, der Gigante, erhebt sich bis 7000 Fuß. Die beiden Gebirgszüge, welche im Süden aus der Ebene aufsteigen und im höchsten Gipfel der Sierra Ventana bis auf 3170 Fuß sich erheben, streichen nicht, wie die anderen Gebirge, von Norden nach Süden, sondern von Nordwesten nach Südosten.

Im ganzen Umkreise dieser Gebirgszüge breitet sich eine unermeßliche Ebene aus, die Pampa. Ihre Oberfläche zeigt nicht überall dieselbe Beschaffenheit, sondern theilt sich in mehrere, sehr voneinander abweichende Gebiete, die am besten mit Thalmulden zu vergleichen sind. Die wichtigste und zugleich größte derselben, das Paraná-Becken genannt, beginnt im Norden der Republik, erstreckt sich dem Rio Paraguay und dem Rio Paraná entlang bis zur Breite von Santa-Fé und wird im Westen von der Sierra de Cordova begrenzt. Es ist einer der fruchtbarsten Theile des Landes; ihm gehören an: die Provinzen Salta, Tucuman, Santiago-del-Estero, der uncultivirte, bewaldete Gran-Chaco, die Ostseite der Provinz Cordova und die Nordhälfte der Provinz Santa-Fe. An diese Mulde schließt sich nach Westen ein schmaler Landstrich, welcher im äußersten Norden der Provinz Catamarca beginnt, diese ganze Provinz, die Nordwestecke von Cordova und die östliche Hälfte der Provinz La-Rioja bis an die Sierra de Famatina in sich faßt, durch die Provinz San-Luis nach Südosten sich fortsetzt und mitten durch die Pampa in derselben Richtung nach Süden fortläuft. Diese Strecke ist die wasserärmste und infolge dessen auch die unfruchtbarste; sie schließt den größten Theil der großen argentinischen Salzsteppe in sich. Eine dritte, rein westliche Mulde beginnt im Nordwesten der Provinz La-Rioja, setzt sich südwärts durch die Provinzen San Juan und Mendoza fort, berührt weiter nach Süden die Laguna Bebedero mit ihren weit ausgedehnten Moorgründen und erstreckt sich von da in südlicher Richtung bis zur Breite der Sierra Ventana und Bahia Blanca hin.

Als eigentliche Pampa muß von der vorigen das südöstliche Gebiet abgeschnitten werden, welches sich zunächst an das Paraná-Becken anschließt, von da bis zur Breite der Sierra Ventana und Bahia Blanca sich erstreckend. Diese Gegend bildet eine kaum irgendwo unterbrochene Ebene, größtentheils mit aneinander gedrängten Büscheln feiner Grasarten bekleidet, ohne jeglichen Baumwuchs. In diesen Regionen gibt es eine große Menge kleinerer und größerer Wasserbecken (Lagunen), welche sich aus dem angesammelten Regenwasser bilden. Von dieser Art ist der Boden in der Provinz Buenos-Ayres, in der südlichen Hälfte der Provinzen Santa-Fé und Cordova und in der obern Strecke der Patagonischen Ebene. Nach Nordosten beginnt allmählich das waldige Terrain des Gran-Chaco. — Nach Süden schließt sich an die Pampaflächen die Patagonische Ebene, ein erst seit wenig Jahren strichweise erforschtes Gebiet. Unabhängig von diesen Flächen ist endlich der Theil der Republik, welcher zwischen dem Rio Paraná und dem Rio Uruguay liegt und danach das Argentinische Mesopotamien genannt wird. Es umfaßt die Provinzen Corrientes und Entre-Rios und ist von hügelig unebener Oberfläche. Steppen, Felsen und unfruchtbare Flächen fehlen ganz, vielmehr bedecken weite Grasfluren den Boden, und kräftige Baumvegetation bekleidet besonders die Niederungen in der Nähe der Flüsse. Die Provinz Entre-Rios ist im Norden, gegen Corrientes zu, auf der gesammten östlichen Hälfte hoch und vortheilhaft gewellt, während auf der westlichen Seite mannichfache hohe und niedrige Uferwaldungen sich ausbreiten. Mitten in diesem Gebiete befindet sich eine Einsenkung, bedingt durch zwei rechts und links parallel laufende und sich wieder verzweigende Höhenzüge. Vom westlichen zweigt sich der Hauptwellenzug nach der Stadt Paraná hin ab, und nur unbedeutende Wellungen ziehen nach Süden. Die Gebirge der Provinzen Cordova, San-Luis, Mendoza, San-Juan, La-Rioja und Catamarca sind reich an Metallen, besonders an Gold, Silber, Kupfer, Blei und Nickel, doch hat der Bergbau bisjetzt, der schwierigen Transportverhältnisse wegen, keine große Ausdehnung erlangt.

Die Hauptströme des Landes sind der Paraná

und der Uruguay, welche, nach Vereinigung des Paraguay mit ersterem bei Corrientes, in der Nähe der Insel Martin-Garcia zusammenstoßen und gemeinschaftlich die große Bucht des La-Plata (s. d.), somit bequeme Wasserstraßen zum südlichen Atlantischen Ocean bilden.

Mit den Nebenflüssen ist das Wassernetz der Republik ein ausgedehntes. Der Rio Paraná ist bis Corrientes, 300 Stunden von seiner Mündung, für große Dampfschiffe fahrbar, und von da setzt sich der Wasserweg auf dem Rio Paraguay bis Cuyaba, Hauptstadt der brasilianischen Provinz Matto-Grosso, fort. Weiter hinauf, zwischen Paraguay und Brasilien, bildet der Paraná den großen Salto de Guayra, der mit dem Niagarafalle in Nordamerika zu vergleichen ist. Die Nebenflüsse Rio Monday, westlich, und Iguazu, östlich, welche an der Nordgrenze der argentinischen Missionen einander gegenüber dem Paraná zuströmen, bilden unweit ihrer Mündungen auch großartige Wasserfälle. Tiefer hinab auf argentinischem Gebiete wird das Strombett des Paraná sehr breit, und der Fluß theilt sich oft in mehrere Arme, welche zwischen sich viele Inseln und sogenannte Bañados oder Tiefländer bilden. Der Uruguay, bis 120 Stunden landeinwärts zu befahren, hat zahlreiche Nebenflüsse, die aber, alle nur von geringer Bedeutung, für die Schiffahrt nicht in Betracht kommen. Der Rio Paraguay nimmt vor seiner Vereinigung mit dem Paraná zwei bedeutende Flüsse auf, den Pilcomayo und den Vermejo, welche das argentinische Gebiet des Gran Chaco bewässern. Der Rio Salado, in der nordwestlichen gebirgigen Ecke des argentinischen Landes aus zahlreichen kleinen Flüssen gebildet, bewässert, von Nordwesten nach Südosten fließend, die Provinzen Salta, Tucuman, Santiago del Estero und Santa-Fé, wo er in der Nähe der Hauptstadt in den Paraná einmündet. Neben dem Rio Salado fließt von Westen her ein ganz ähnlicher Fluß, der aber den Paraná nicht erreicht: der Rio Dulce oder Saladillo, der sich in der Laguna Porongos (Provinz Santiago) verliert. Der Paraná erhält, außer dem Salado, auf argentinischem Gebiete noch zahlreiche kleinere Nebenflüsse, die aus der Hügelkette der Provinzen Corrientes und Entre-Rios fließen. Bei San-Lorenzo, oberhalb Rosario, nimmt er den Rio Carcarañal oder Tercero auf, sodann nur kleinere Gewässer aus der Provinz Buenos-Ayres. Aus dem Gebirge von Cordova entspringen vier Flüsse und aus demjenigen von San-Luis ein fünfter, von welchen nur der eben erwähnte Rio Tercero oder Carcarañal den Paraná erreicht. Die übrigen, unter denen der Rio Primero an der Stadt Cordova vorbeifließt, verlieren sich sämmtlich in Lagunen oder Sümpfen der großen Ebene. Von den Cordilleren herab fließen außerdem noch mehrere Flüsse, welche aber den Ocean nicht erreichen, sondern alle in Lagunen verlaufen oder sich in der Ebene verlieren. Der Rio Salado del Sur fließt aus den Lagunen, bewässert von Westen nach Osten das Gebiet der Provinz Buenos-Ayres und ergießt sich in die Ensenadabucht oder Bucht von Samborombon des Atlantischen Oceans. Weiter südlich münden in demselben Meere hauptsächlich der Rio Colorado, Negro, Chubut, Deseado und Santa-Cruz.

Das Klima ist bei dem namentlich von Norden nach Süden sehr ausgedehnten Gebiete der Argentinischen Republik natürlich sehr verschieden. Im äußersten Norden herrscht tropische Hitze; in den Gebirgen von Catamarca ist die Luft so verdünnt, daß die mit dem Bergbau beschäftigten Menschen kaum athmen können; im Süden von Patagonien waltet die Kälte der Polarzone. Der beste Theil des Landes, das sogenannte Flußgebiet, liegt ganz in der gemäßigten Zone und hat ein ausgezeichnet schönes, angenehmes und gesundes Klima. Die Sommerhitze, welche z. B. in der Gegend von Santa-Fé 36—38° C. nicht übersteigt, ist keineswegs unerträglich und hindert den Europäer nicht an der Feldarbeit, welche nur während der Mittagsstunden unterbrochen wird. Der Winter ist kurz und gelind. Der Ackerbau kann das ganze Jahr hindurch betrieben werden. Das Thermometer sinkt selten bis auf 5° unter Null, und dann nur auf kurze Zeit in der frühen Morgenstunde. Sobald die Sonne hoch am Himmel steht, wird es gemäßigt warm, und im Winter genießt man häufig die schönsten Tage. Die Stadt Buenos-Ayres weist eine mittlere Jahrestemperatur wie Barcelona, aber wärmere Winter und kühlere Sommer auf; der Sommer ist ebenso temperirt wie in Nizza, der Winter so mild wie in Palermo. Die Jahreszeiten sind infolge der geographischen Lage gerade umgekehrt wie in Europa, der kürzeste Tag ist der 21. Juni und der längste der 21 Dec. Der Wechsel der Tageslänge ist aber weniger fühlbar, denn in Buenos-Ayres sind z. B. die extremen Stunden des Sonnenaufganges 4 Uhr 52 Minuten im Sommer und 7 Uhr 10 Minuten im Winter, die des Sonnenunterganges 4 U. 50 M. im Winter und 7 U. 8 M. im Sommer. Die längeren Sommernächte tragen zur Abkühlung bei. Es regnet viel seltener als in Europa, der Himmel ist fast immer klar und unbewölkt. Der Regen erfolgt in der Regel durch starke, tobende Gewitter, welche durch den kalten und heftigen Südwestwind (Pampero) vertrieben werden. Auch andere Winde sind häufig, und gänzliche Windstille ist eine Seltenheit. Temperaturwechsel sind häufig, denn das Flachland ist nach Norden und Süden offen und weder gegen die heißen Lüfte der einen noch gegen die kalten der andern Seite geschützt, sodaß ein Windwechsel manchmal rasche Veränderungen nach sich zieht.

Flora und Fauna. Bei der großen Ausdehnung des Landes ist die Vegetation, je nach der Lage und den topographischen Verhältnissen, sehr verschieden. Im allgemeinen begünstigen sowol das Klima wie die Fruchtbarkeit des Bodens ein üppiges Wachsthum der Pflanzen. Im Süden, d. h. in der eigentlichen Pampa, besteht die Vegetation nur aus Gramineen und Gesträuch oder Buschwald. Die Waldungen beginnen erst in der Höhe von Santa-Fé und werden dann immer dichter und großartiger, je mehr man gegen Norden geht, bis der Baum- und Pflanzenwuchs allmählich in den tropischen Charakter

übergeht. Die Ufer der Flüsse und die großen Inseln des Paraná enthalten eine Fülle von Bäumen, Schlingpflanzen und prächtigen Blumen. Ebendaselbst wachsen auch viele Bambusrohre, die bei dem Bau von Ranchos (Strohhütten), je nach der Stärke und Qualität, als Firsten und Dachsparren verwendet werden. In den nördlichen Regionen findet man sehr kostbares Holz, wie Mahagoni, Cedern, Palisander, Ebenholz. Die Palmenwälder kommen am Rio Paraná erst oberhalb des 29. Breitengrades vor, während man auf den Inseln des Uruguay solche unter dem 32.° antrifft. Unter den Obstbäumen sind die Pomeranzen und Pfirsiche am zahlreichsten vertreten; Feigen und Granaten sind auch sehr häufig; daneben sind fast alle europäischen Obstarten mit Erfolg eingeführt worden. Die Weinrebe gedeiht in den meisten Provinzen und auch namentlich in Santa-Fé. In La-Rioja, San-Juan und Mendoza hat die Weinbereitung in den letzten Jahren bedeutende Ausdehnung genommen. Sämmtliche Waldbäume des mittäglichen Europa, sowie einige aus Australien, namentlich gewisse Eucalyptusarten, lassen sich mit gutem Erfolge nach Argentinien verpflanzen. Ein Schattenbaum, der im argentinischen Campo häufig angetroffen wird, ist der Ombu (Pirrunia dioica), der sehr große Dimensionen annimmt und dessen hohler Stamm oft als Wohnung dient. Im Campo trifft man außerdem sehr viele Cacteen, Aloës, Disteln und ähnliche Pflanzen.

Aus der Fauna sind besonders hervorzuheben: der Jaguar oder amerikanische Tiger, der Puma, eine Art Löwe ohne Mähne, der Aguara oder Rothe Wolf, die Pantherkatze und mehrere andere Arten von Katzen, Füchsen u. s. w. als Fleischfresser; der Ameisenbär, die Gürtelthiere, die Biskacha, eine Art Murmelthier, Hirsche, Rehe, Guanacos, Vicuñas, Hasen, Chinchillos, Karpinchos, Nutrias, eine Art Fischotter u. a. m., deren Felle und Pelze meistentheils brauchbar sind. Im Gran-Chaco trifft man noch bisweilen den Anta oder Gran bestia, einen Dickhäuter, dessen wirklicher Name Tapir ist. Zu dieser Gattung gehört noch der Pecari. Affen, sowie Lamas und Alpacas finden sich nur im Norden der Republik, gegen Bolivia und die Anden zu. Unter den Vögeln zählt man den amerikanischen Strauß oder Nandu, den Kondor, den Geier, den Caracara, den wilden Truthahn, eine Menge Strandläufer und Plattfüßer, unzählige Papageien, niedliche Kolibris, viele Tauben, Rebhühner, Enten, Flamingos, Schwäne und eine Unzahl hübscher Vögel vom schönsten Gefieder. Unter den kriechenden Thieren bemerkt man Leguane und große Eidechsen, in einigen Flüssen Kaimane, verschiedene Kröten und Frösche, Schildkröten, deren Eier genießbar sind, endlich mehrere Schlangen. Sämmtliche Flüsse wimmeln von vortrefflichen, oft sehr großen Fischen.

Alle Hausthiere sind eingeführt worden und in großer Anzahl vertreten. Pferde, Rindvieh und Schafe bevölkern in unzähligen Heerden die unermeßliche Ebene, deren salzige Naturweide ihnen ausnehmend zusagt; sie vermehren sich rascher als in Europa. Für die Veredlung der Rassen, besonders der Pferde und der Schafe, wird in Argentinien und namentlich in der Provinz Buenos-Ayres sehr viel gethan. Die Schweinezucht gewinnt auch eine ziemliche Ausdehnung, obschon sie noch nirgends in großem Maßstabe betrieben wird. In den Provinzen Tucuman, Santiago, Cordova, Catamarca u. s. w. gibt es ziemlich viele Ziegen. Angoraziegen wurden mit gutem Erfolge eingeführt und ebenso Alpacas in den nördlichen Provinzen. Esel und Maulthiere sind auch zahlreich.

Industrie. Den wichtigsten Industriezweig bilden die sogenannten Saladeros und Graserias, wo Pferde, Rindvieh und Schafe in großem Maßstabe geschlachtet werden, um Fett, Fleisch, Häute, Klauen und Hörner auszubeuten und in den Exporthandel zu bringen. Dazu gesellen sich mehrere Fleischextractfabriken. In den Gegenden, wo Ackerbau getrieben, gibt es viele Mühlen, Branntweinbrennereien und Bierbrauereien. Wein wird in den Provinzen San-Juan und Mendoza sowie in den meisten ältern Colonien bereitet. Zuckerfabriken befinden sich in Tucuman, Santiago und auch in Corrientes und im Missionsgebiete. Der Tabackbau gibt in manchen Gegenden Anlaß zu der damit verbundenen Fabrikation von Rauch- und Schnupftaback und von Cigarren. Leder wird in San-Luis, Cordova und anderwärts gegerbt und bearbeitet; auch Stearinkerzen, Seife, Stärkemehl werden fabricirt, und die Eisenbahnen haben die Entstehung von Giessereien und Maschinenwerkstätten in ihrem Gefolge gehabt.

Erheblicher als die Industrie ist der auswärtige Handel der La-Plata-Staaten. Auch ist darin seit Ende der siebziger Jahre ein bedeutender Aufschwung eingetreten, nachdem derselbe während der siebziger Jahre einen ebenso großen Rückgang gezeigt. Im J. 1885 beliefen Ein- und Ausfuhr sich auf 92,221,000, bezw. 83,879,000 Pesos.

Vom Gesammthandel der La-Plata-Staaten kommen allein auf die Stadt Buenos-Ayres annähernd 70 Procent. Der Gesammthafenverkehr belief sich im J. 1885 auf 8990 Schiffe mit einem Gehalte von 3,748,803 Tonnen, wovon 6549 Dampfer mit einem Gehalte von 2,748,803 Tonnen.

Der Eisenbahnbau in den La-Plata-Staaten nimmt einen äußerst kräftigen Fortgang. Anfang des Jahres 1878 waren 2317 Kilom. im Betriebe, Mitte des Jahres 1886 dagegen 5356 Kilom. Aehnlich ist es mit dem Telegraphenbau, der im J. 1886 annähernd 22,000 Kilom. Linien fertig gestellt hatte, während es im J. 1878 erst 8000 Kilom. gab.

Verfassung und Verwaltung. Die seit 1853 eingeführte Verfassung ist im ganzen derjenigen der Vereinigten Staaten von Amerika nachgebildet; sie beruht auf der Grundlage der Freiheit und Gleichheit und gewährleistet die Freiheit des Gottesdienstes, des Unterrichts und der Presse, Freiheit der Arbeit, des Handels und der Gewerbe, Unverletzlichkeit der Person und des Eigenthums, Gleichheit vor dem Gesetze, ohne Rücksicht auf Farbe oder Abstammung. Die Sklaverei ist seit der Lostrennung von Spanien im J. 1810 abgeschafft, und

es wird jeder Vertrag, der An- und Verkauf von Menschen betreffend, als Verbrechen angesehen und bestraft.

Die Fremden genießen in jeder Beziehung gleiche Rechte und Freiheiten wie die Eingeborenen und sind frei von Militärdienst. Nach einem Aufenthalte von zwei Jahren wird ihnen, auf ihr Verlangen, der Bürgerbrief unentgeltlich ausgestellt. Alle im Lande geborenen Kinder sind von Rechts wegen argentinische Bürger.

Die 14 Provinzen der Republik bilden zusammen einen Bundesstaat. Die National- oder Bundesregierung, deren Sitz in Buenos-Ayres ist, besteht aus drei Gewalten, der gesetzgebenden, der vollziehenden und der richterlichen. Die erstere bildet der Congreß, der in zwei Abtheilungen zerfällt, die Deputirtenkammer und den Senat. Die Abgeordneten werden im Verhältnisse von je einen für 20,000 Einwohner durch das Volk gewählt. Die Gesetzgebenden Versammlungen der Provinzen ernennen je zwei Senatoren auf die Dauer von neun Jahren. Die Amtsdauer der Deputirten ist dagegen auf vier Jahre beschränkt. Kein Ordensgeistlicher kann Mitglied des Congresses sein. Die Executivgewalt liegt in den Händen eines Präsidenten oder seines Stellvertreters, mit sechsjähriger Amtsdauer. Präsident und Vice-Präsident werden von einem besonderen Wahlcollegium gewählt, dessen Mitglieder aus der Volkswahl hervorgehen. Dem Präsidenten stehen fünf von ihm ernannte, verantwortliche Minister oder Departementschefs zur Seite. Die richterliche Gewalt besteht aus einem obersten Gerichtshofe von neun Richtern und zwei Staatsanwälten. Dieses Bundesgericht entscheidet in Streitfragen zwischen den Provinzen und den Behörden. Unter ihm stehen fünf Bezirksgerichte von je drei Richtern und einem Staatsanwalte.

Jede Provinz hat einen Gouverneur, der mit Hülfe eines oder zweier Staatsminister die Executivgewalt ausübt, und eine gesetzgebende Versammlung, zuweilen mit einem Senate, als Legislatur. Die Abgeordneten werden vom Volke gewählt und die Gouverneure auf die Dauer von drei Jahren, in ähnlicher Weise wie der Präsident der Republik. Die Regierungen und Gesetzgebungen der einzelnen Provinzen sind selbständig, sofern sie sich auf ihre innern Angelegenheiten beschränken und den Bundesgesetzen nicht zuwiderhandeln. Die Provinzialverfassungen sind der Genehmigung des Nationalcongresses unterworfen.

Die Städte haben in der Regel ihre von der ganzen Einwohnerschaft, mit Einschluß der Fremden, gewählten Municipalräthe. In den Landbezirken vereinigen sich die Gewalten in den Händen von Regierungscommissaren und Friedensrichtern, welche jedoch nur in erster Instanz und mit ziemlich beschränkter Befugniß entscheiden. Die Ackerbaucolonien haben ihre Friedensrichter, die gewöhnlich von der Regierung ernannt werden, und ihre von den Colonisten selbst gewählten — oder auch von der Regierung bezeichneten — Gemeinderäthe. In erster Instanz bestehen Civil-, Criminal- und Handelsgerichte; die zweite Instanz bildet ein Appellationsrichter und die dritte und letzte eine oberste Gerichtskammer.

Der römische Katholicismus ist **Staatsreligion** und die kirchliche Verwaltung ist einem Erzbischofe in Buenos-Ayres und vier Bischöfen in Paraná, Cordova, San-Juan und Salta unterworfen. Der Verfassung gemäß wird allen übrigen Bekenntnissen volle Freiheit gewährt; in Buenos-Ayres bestehen mehrere protestantische Kirchen, in Rosario ebenfalls eine. In der Umgegend von Santa Fé und Paraná und besonders in den Ackerbaucolonien sind viele Protestanten. Der Civilstand liegt indessen noch immer in den Händen der Geistlichkeit, und nichtkatholische Pfarrer müssen die Anerkennung der Nationalregierung einholen, damit die von ihnen vollzogenen kirchlichen Handlungen, wie namentlich Trauungen, gesetzliche Gültigkeit haben.

Unterricht. Für Hebung des Unterrichtes wurde seit Sarmiento's Regierung Anerkennungswerthes geleistet; dennoch steht die argentinische Volksschule noch auf niederiger Stufe. Es fehlt hauptsächlich an der Lehrerbildung, an Unterrichtsmitteln, an einer rationellen Lehrmethode, am Interesse der Aeltern für die Schule und sonst noch an mancherlei. Dem Berichte des Unterrichtsministers über das Jahr 1881 zufolge subventionirt die Nationalregierung 1356 Schulen, welche von 99,963 Kindern besucht werden. Man berechnet, daß in Privatinstituten und zu Hause etwa 110,000 unterwiesen werden; im ganzen also ungefähr 210,000. Bei einer Bevölkerung von $2^1/_2$ Millionen kann man annehmen, daß über 500,000 schulpflichtige Kinder vorhanden sind, und daß folglich etwa 300,000 ohne Unterricht bleiben. Verhältnißmäßig besser als um die Volksschule steht es um die höheren Unterrichtsanstalten, da hier die Nationalregierung eher in der Lage ist werkthätig einzugreifen. Im ganzen Lande bestehen Collegien, dreizehn an der Zahl, die sowol als Vorbereitungsschulen für den Universitätsbesuch als auch zur Erlangung technischer Kenntnisse dienen. Hochschulen, an denen zahlreiche, zum Theil aus Europa berufene Professoren thätig sind, bestehen zwei, die eine in Buenos-Ayres, die andere in Cordova; mit letzterer ist eine Sternwarte verbunden. Normalschulen giebt es drei für männliche Lehrer und acht für Lehrerinnen. Die Nationalregierung erhält ferner eine Schule für Ingenieure in San-Juan und eine Taubstummenanstalt in Buenos-Ayres, sowie im ganzen Lande 200 Volksbibliotheken.

Militärwesen. Im Militärwesen wurden in den letzten Jahren große Fortschritte erzielt. Gesetzlich gehört jeder waffenfähige Argentinier, also auch die im Lande geborenen Söhne von Fremden vom 17. bis zum 45. Jahr zur Nationalgarde, welche bei der Mobilisirung in ein gleiches Verhältniß mit der stehenden Armee tritt. Sie wird jedoch nur in solchen Fällen, wo letztere nicht ausreicht, in Dienst berufen, bekleidet, ausgerüstet und instruirt. Die stehende Armee zählt 7324 Mann ohne die Nationalgarde, die Kriegsflotte zählte im J. 1886: 37 Fahrzeuge mit 72 Geschützen.

Die **Finanzen** der La-Plata-Staaten lassen noch Vieles zu wünschen übrig, da die Ausgaben in der Regel

die Voranschläge der Einnahmen nicht unerheblich übersteigen. Die Budgets, welche gewöhnlich Ueberschüsse in Aussicht stellen, sind daher von nur zweifelhaftem Werthe. Die Abrechnung des J. 1884 ergab in den Einnahmen 34,493,586 Pesos nationales, in den Ausgaben 45,696,492 Pesos, wozu noch 12,694,806 Pesos aus früheren Jahren kommen. Die Staatsschulden beliefen sich am 1. Jan. 1885 auf 155,196,720 Pesos.

Geschichtliches. Nachdem der spanische Seefahrer Juan Diaz de Solis 1515 den Rio de la Plata und zwölf Jahre später der Venetianer Sebastian Cabot die zwei Ströme Paraná und Uruguay entdeckt hatte, sandte Kaiser Karl V. Don Pedro de Mendoza ab, um in diesen Ländern eine Colonie zu gründen, zu deren Gouverneur er zum voraus ernannt war. Derselbe legte im J. 1535, kurz nach seiner Ankunft, den Grund der Stadt Buenos-Ayres. Santa-Fé wurde 1573 von Juan de Garay gegründet, der auch aus Spanien herübergekommen war. Ueber die Anden aus Peru kamen indessen auch Spanier ins Land und errichteten Santiago del Estero 1553, Tucuman 1565, Cordova 1573, Salta 1582, Rioja 1591, Jujuy 1592. Andere Entdecker, die unter Hurtado de Mendoza von Chile herkamen, nahmen die sogenannten Cuyo-Provinzen in Besitz und gründeten die Städte Mendoza 1559 und San-Juan 1561. Martin de Loyola, ein späterer Gouverneur von Chile, legte im J. 1597 die Stadt San-Luis an. Corrientes wurde 1588 von Paraguay aus gegründet.

Während dieser Zeit (1580 bis 1590) kamen die ersten Jesuiten ins Land. In Brasilien befanden sie sich schon seit der Mitte des Jahrhunderts, und von dort aus wurde eine Mission nach Tucuman gesandt; allmählich breiteten sie sich über verschiedene Provinzen, namentlich über Paraguay aus. Im folgenden Jahrhundert gelangten sie zu großem Einflusse, bis der Orden 1767 und 1768 vertrieben wurde.

Die La-Plata-Staaten mit Inbegriff von Paraguay waren bis 1776 dem Vicekönigthume von Lima (Peru) einverleibt, und erst um diese Zeit wurde das Vicekönigthum von Buenos-Ayres errichtet. Die spanische Herrschaft in Amerika war jedoch nur eine Ausbeutung des Landes, ohne alle Rücksicht auf Staatswirthschaft und Menschlichkeit. Eine natürliche Rückwirkung der Französischen Revolution von 1789 und des Befreiungskrieges der Vereinigten Staaten war es daher, daß die Spanier in Südamerika das Joch des Mutterlandes abwarfen. Der directe Anstoß dazu erfolgte indessen merkwürdigerweise von Spanien selbst, indem die Junta von Sevilla, im Kampfe gegen die Einsetzung Joseph Bonaparte's als König, die Colonien zum Aufstand und zur Selbstregierung antrieb. Die Revolution brach in kurzen Zwischenräumen in Buenos-Ayres, in Quito, in Neu Granada, in Mexico, in Peru aus; überall loderten die Flammen des Feuers, das unter der Asche geglüht hatte. Der Krieg dauerte viele Jahre, wurde aber von den Südamerikanern mit einem Heldenmuthe geführt, der den Anbruch ihrer Unabhängigkeit mit Ruhm bedeckte.

Zu Buenos-Ayres erfolgte die Unabhängigkeitserklärung am 25. Mai 1810. Daraufhin fanden viele Kämpfe statt, besonders zwischen dem unitarischen Buenos-Ayres, wo 1813 die erste Verfassung berathen worden war, und den föderalistischen Provinzen; ferner mit Brasilien, welches den Staat Uruguay beanspruchte, und andererseits mit den Indianern der Pampas. England erkannte die Unabhängigkeit der argentinischen Provinzen im J. 1825 an, und zu derselben Zeit erwählte der erste Nationalcongreß Don Bernardino Rivadavia zum Präsidenten der Republik. Er war ein ausgezeichneter Staatsmann, dem das Land vieles verdankt und dessen Name noch immer mit Ehrfurcht genannt wird; aber schon nach zwei Jahren fand er sich durch die ihm entgegengestellten unüberwindlichen Schwierigkeiten veranlaßt, sein Amt niederzulegen.

Im J. 1828 trat Juan Manuel Rosas auf den Schauplatz, indem er, vom Präsidenten Dorrego zum General ernannt, sich an die Spitze der föderalen Partei stellte und die Unitarier hartnäckig bekämpfte. Er blieb Sieger und wurde 1835 in Buenos Ayres zum Dictator ernannt. Seine Herrschaft war eine blutige Tyrannei, welcher nicht nur alle seine Gegner zum Opfer fallen mußten, sondern auch die früheren Verbündeten und Anhänger, sobald sie den Argwohn erregten, der Alleinherrschaft des Dictators gefährlich werden zu können. Daneben hatte Rosas auch seine guten Eigenschaften und eine gewisse Staatsklugheit, welcher das Land manche nützliche Schöpfungen verdankte. Seine Schreckensherrschaft dauerte bis zu Anfang der fünfziger Jahre. Einer seiner Generäle, Don Justo José de Urquiza, Gouverneur von Entre-Rios, stellte sich an die Spitze der immer zahlreicher gewordenen Partei der Unzufriedenen und erließ am 1. Mai 1851 einen Aufruf an alle Provinzen, sich gegen die Dictatur zu erheben. Der Kampf fand am 3. Febr. 1852 durch die Schlacht von Monte Caseros seinen Abschluß: Rosas wurde besiegt und entfloh nach England, wo er lange in Southampton lebte und am 14. März 1877 starb.

Ein in Santa-Fé versammelter Verfassungsrath verkündete am 1. Mai 1853 die im wesentlichen noch jetzt bestehende freisinnige Verfassung, und General Urquiza wurde am 9. Juli d. J. zum Präsidenten der Republik ernannt, deren provisorische Hauptstadt nach Paraná verlegt wurde.

Indessen hatte sich Buenos-Ayres als Sonderstaat constituirt unter der Bedingung, in Kriegsfällen mit den übrigen 13 Provinzen Hand in Hand zu gehen, um die Integrität der Nation zu wahren. Dieses Verhältniß blieb aber immerhin ein gespanntes, um so mehr, als zu Gunsten des den Seeschiffen zugänglichen Flußhafens Rosario ein Differentialzoll von 18 Proc. auf nicht direct dahin importirte Waaren gelegt wurde, eine Maßregel, die Buenos-Ayres benachtheiligte, hingegen den ersten Anstoß zu dem seither erfolgten Aufblühen Rosarios gab.

Die Regierung Urquiza's war eine im ganzen segensreiche; es wurde die freie Schiffahrt auf den argentinischen Flüssen eingeführt, der Grund zu den meisten jetzt be-

stehenden Verbesserungen gelegt und namentlich auch die ersten Anfänge der Colonisirung mit europäischen Bauernfamilien gemacht.

Die Wiedervereinigung von Buenos-Ayres mit der Conföderation wurde inzwischen immer lauter verlangt und 1859 endlich mit Waffengewalt erzwungen. Kurz vor dem Ende der Präsidentschaft Urquiza's trat 1860 in Santa-Fé ein Verfassungsrath zusammen, um durch einige Modificationen des Grundgesetzes Buenos-Ayres den Wiedereintritt zu erleichtern. Im März d. J. trat Urquiza den Präsidentensitz an Don Santiago Derqui ab; aber es kam infolge kleinlicher Intriguen zu einem neuen Kriege mit Buenos-Ayres, dessen Gouverneur, General Bartolome Mitre, am 17. Sept. 1861 bei Pabon siegreich aus dem Kampfe hervorging und im J. 1862 zum Präsidenten der Republik ernannt wurde. Seitdem war Buenos-Ayres wieder der Sitz der Nationalregierung. Im J. 1863 wurde Argentinien in Krieg mit Paraguay verwickelt, der, obwol es Brasilien und Uruguay zum Bundesgenossen hatte, erst 1870 mit der Niederlage von Paraguay endete, der Argentinischen Republik aber, abgesehen von sonstigen empfindlichen Verlusten an Menschenleben und Gütern, eine Schuldenlast von 40 Millionen Dollars verursachte.

Urquiza zog sich auf seine Besitzung bei Concepcion del Uruguay zurück, wo er sich der Leitung der Geschäfte der Provinz Entre-Rios widmete und stets für das Haupt der alten föderalen Partei galt. Am 12. April 1870 wurde er in seiner Wohnung meuchlings ermordet.

Unter den folgenden Präsidenten, Dr. Don Domingo Faustino Sarmiento seit 1868, Dr. Don Nicolas Avellaneda seit 1874 und General Julio Roca seit 1880, ist vieles zum Besten des Landes geschehen und es haben sich sowol die geistigen wie die wirthschaftlichen Verhältnisse desselben seitdem bedeutend gehoben (s. oben im geographischen Theile bei Unterricht und Außenhandel); jedoch dauerte die alte Gegnerschaft zwischen Buenos Ayres und den Provinzen fort, die sich besonders bei den Präsidentenwahlen äußerte und im J. 1874 wieder zum Bürgerkrieg führte, in welchem der frühere Präsident General Mitre sich an die Spitze der in Buenos-Ayres ihren Sitz habenden Partei stellte, jedoch den Kürzern zog. Auch 1880 wollte sich diese Stadt nicht der getroffenen Präsidentenwahl fügen; es kam abermals zum Bürgerkrieg, aus welchem die Nationalregierung ebenfalls siegreich hervorging. Die besiegte Partei ist nachgerade zur Einsicht gelangt, daß sie sich ins Unvermeidliche fügen muß, und sucht nun in einem zeitgemäßen vernünftigen Entgegenkommen den ihr gebührenden Einfluß wieder zu erlangen. Die Regierung des Generals Roca hinwieder bekundete versöhnliche Gesinnungen; Ruhe und Friede ist überall eingekehrt. Im J. 1881 wurde der alte Streit mit Chile wegen Patagoniens auf den Schiedsrichterspruch des Präsidenten der Vereinigten Staaten Garfield durch Vertrag vom 23. Juli 1881 dahin geschlichtet, daß die Wasserscheide der Anden als Grenze festgesetzt wurde, sodaß Argentinien den östlichen, Chile den westlichen Theil des Territoriums erhielt.

Die schon so lange streitige Hauptstadtfrage hat endlich auch ihre befriedigende Lösung gefunden. Die Bundesverfassung schreibt nämlich vor, daß der Sitz der Regierung nach einer Stadt, deren Gebiet föderalisirt worden, verlegt werden soll; allein es blieb diese Bestimmung während zwanzig Jahre unausgeführt, und zwar einfach aus dem Grunde, weil Buenos-Ayres weder die Würde der Hauptstadt noch den Sitz der Provinzialregierung preisgeben wollte. Von einem neutralen Gebiete wollte man vollends nichts wissen. Daraus erwuchsen für die Nationalregierung bei verschiedenen Anlässen schlimme Verlegenheiten. Dazu fühlten sich die Bundesbehörden fortwährend beengt, weil die Bevölkerung der Hauptstadt einen zu starken Einfluß ausübte. Buenos-Ayres mit seinem Weichbilde ist definitiv zur Bundeshauptstadt und deren Gebiet als föderales erklärt worden. Die Provinzialregierung von Buenos-Ayres hat ihren Sitz in dem benachbarten Ensenada aufgeschlagen, wo im J. 1882 eine neue Stadt angelegt wurde, die den Namen Tolosa del Plata oder kurzweg La Plata erhalten hat. Revolutionen, wie diejenigen von 1874 und 1880, sind nunmehr durch die Föderalisirung von Buenos-Ayres zur Unmöglichkeit geworden. Schließlich ist noch zu erwähnen, daß die 1875 unter dem Kriegsminister Adolfo Alsina begonnene Große Expedition gegen die Pampas-Indianer im Westen und Süden des argentinischen Gebietes im J. 1879 dadurch zu Ende geführt worden ist, daß diese wilden Stämme bis hinter den Rio Negro im Süden der Republik zurückgedrängt und damit das ganze Gebiet der Provinz Buenos-Ayres für die Zukunft von ihren gefährlichen Ueberfällen und Raubzügen befreit und vollständig sicher gestellt ist. Als Präsident für die sechsjährige Periode vom 12. Oct. 1886 bis dahin 1892 ist an Roca's Stelle am 13. Juni 1886 Dr. M. Juarez Celman gewählt worden.

Vgl. die Werke von Page (1856), Andree (3. Aufl. 1874), de Mousfy (1873), Burmeister (1875—76) und besonders Napp, «Die Argentinische Republik» (1876); Geschichte von Lopez (1883). *(A. Schroot.)*

Lapo (Arnolfo di), berühmter florentinischer Architekt, s. Arnolfo di Lapo.

LAPPA (Klette), eine von Tournefort aufgestellte, von Linné Arctium genannte Pflanzengattung der Compositen, zu der Abtheilung der Cynareen gehörig, mit folgenden Merkmalen: Blütenköpfe gleichehig, vielblütig und zwar mit nur weiblichen fruchtbaren Blüten. Schuppen des fast kugeligen Hüllkelches lederartig, dachziegelig sich deckend, am Grunde angedrückt, nach obenzu pfriemlich, an der Spitze hornartig und hakenförmig gekrümmt. Blütenboden fleischig, flach mit starren pfriemlichen Fäden. Blumenkrone regelmäßig, röhrig mit 5spaltigem Saume. Staubfäden kahl, Staubbeutel pfeilförmig. Griffelschenkel linealisch. Früchtchen länglich, von der Seite her zusammengedrückt, kahl. Borsten des Federkelches fadenförmig, rauh, gesondert abfallend, am Grunde nicht in einen Ring verwachsen.

Die zu dieser Gattung gehörigen, in Europa und Asien einheimischen krautartigen Gewächse haben gestielte,

herzförmige, etwas wellenförmige, unterseits mehr oder weniger filzige Blätter, endständige, in Ebensträußen oder Trauben stehende Blütenköpfe und purpurrothe Blumenkronen. Officinell waren lange Zeit L. officinalis *Allione* (L. major *Gärtner*, Arctium Lappa L.) und L. tomentosa *Lamarck* (Arctium Bardana *Willdenow*), von welchen die Klettenwurzel stammt.

(*A. Garcke.*)

LAPPAGO (Stachelgras). Mit diesem Namen belegte Schreber eine Gramineengattung, welche schon vor ihm von Haller Tragus genannt war. Daher kommt es, daß bald der eine, bald der andere Name für diese Gattung vorangestellt wird. Sie ist durch folgende Merkmale charakterisirt: Aehrchen einblütig, zu 2—5büschelig auf einem kurzen Stielchen sitzend, das endständige eines jeden Büschels oft unfruchtbar, die übrigen Zwitterblüten einschließend. Balgklappen 2, die untersten sehr klein, dünnhäutig, die obern concav, fast knorpelig, igelstachelig. Spelzen 2, länglich, spitz, pergamentartig-häutig, concav, die untere die obere umfassend. Staubgefäße 3, Griffel 2, kurz, Narben ziemlich lang, federig. Karyopse länglich, etwas zusammengedrückt, von den Spelzen eingeschlossen, aber frei.

Aus dieser Gattung ist nur eine in den Ländern der tropischen und gemäßigten Zone sehr verbreitete Art, L. racemosa *Willdenow* (Cenchrus racemosus *Linné*, Tragus racemosus *Desfontaines*) bekannt, ein einjähriges, ausgebreitetes, kriechendes Gras mit flachen Blättern und endständigen, einzelnen Blütentrauben.

(*A. Garcke.*)

LAPPEN (Sabmeladschak) wohnen an den nördlichsten Enden von Norwegen, Schweden, Finland, Rußland (im sog. Lappland). Sie gehören zu der finnisch-ugrischen Sprachfamilie und sind der finnischen Sprachgruppe am nächsten verwandt. Ihre Sprache theilt sich in fünf Hauptdialekte, die ein gegenseitiges Verständniß nicht ermöglichen: 1) der norwegische Dialekt wird innerhalb Norwegens, in Finmarken von Tromsö bis zum Varangerfjord, in Finland in Utsjoki und bei den Berglappen in Inari (Enare); 2) der schwedische Dialekt in Norr- und Westerbotten; 3) der jemtländische in Schweden im östlichen Jemtland bis auf die Kjölen, in Norwegen in der Umgegend von Röräs; 4) der finnische in Finland in Inari, mit Ausnahme der Berglappen; 5) der russische südlich vom Warangerfjord und auf der Halbinsel Kola von den sogenannten Skoaltak oder Nuortaladschaf gesprochen.

Die Lappen sind klein von Wuchs, circa 1,5 Met. hoch. Ihre Hautfarbe ist grau oder braungrau. Der Schädel ist rund (Länge zur Breite wie 100:83,50), die Capacität durchschnittlich 1321 Kubikcentimeter. Der Kopf ist kurz, das Gesicht gerade (brachycephali orthognathi nach A. Retzius), obgleich der Kinnladen und die Zahnreihe oft auffallend hervorstehen. Der eckige Kinnladen mit den eckigen, hervorstehenden Wangen gibt dem Gesichte eine eigenthümliche dreieckige Form. Die Farbe der Haupthaare variirt, ebenso wie die Farbe der Augen, welche ein wenig eingesunken sind. Die Augenwimperhaare haben die Farbe der Haupthaare, wenn sie überhaupt vorkommen; die Augenbrauen sind spärlich. Das Gesicht ist scharf. Milchäugigkeit kommt oft vor, von dem Leben im Rauche verursacht. Die Nase ist klein und platt, der Mund breit, die Zähne gut, selten angefressen, aber öfters abgeschliffen. Die Knochen sind fein gebaut, die Hände und Füße gewöhnlich klein. Der Gang ist ein wenig vorgebeugt und unsicher, weil die Füße oft von ungleicher Länge sind.

Die Lappen theilen sich nach ihrer Lebensweise in Berg-, Wald-, Fisch-, Meer- und Flußlappen. Berglappen gibt es im nördlichen Norwegen, Schweden, Finland und in Jemtland, sowie auch in der Umgegend von Röräs. Sie leben gewöhnlich im Gebirge, meilenweit von festen Wohnplätzen entfernt. Mit großen, manchmal tausend, sogar 5—6000 Köpfe zählenden Renthierheerden wandern sie von Ort zu Ort, mit der Fütterung und der Beaufsichtigung der Renthiere beschäftigt. Das Renthier frißt im Sommer Gras und Kräuter, im Winter nur Flechten (Lichen rangifera); wenn aber auch das durch den geschmolzenen und wieder mit einer Eisdecke zugefrorenen Schnee nicht möglich ist, so muß es sich mit der Flechte von gefällten Tannen (Alectoria jubata) begnügen. Sobald das Futter an einer Stelle zu Ende ist, müssen die Lappen mit ihren Renthieren anderwärts hinziehen; das geschieht immer innerhalb zweier Wochen. Daher haben sie keine festen Wohnungen, sondern sind genöthigt, das ganze Jahr in einem Zelte (goatte) zu wohnen. Ein goatte wird aus mehreren (ungefähr 15) gespaltenen Stangen gebaut, welche mit der Rindenseite nach außen im Kreise in die Erde gesteckt sind und nach oben zusammenlaufen. Sein Durchmesser ist 3—4 Met., seine Höhe circa 2 Met. Die Stangen werden rundherum mit Zeug bekleidet, oben wird jedoch eine Oeffnung für den Rauch gelassen. Die Thür besteht aus Zeug und liegt nach Süden. In der Mitte eines goatte ist ein aus Steinen gebauter viereckiger Herd (Länge 1,8 Met., Breite 0,9 Met.). Oberhalb des Herdes hängt ein Kessel an einem Kesselhaken, der durch ein Holz an dem Querbalken des goatte befestigt ist. Auf beiden Seiten des Herdes ist Reisholz gestreut, welches zugleich als Diele und Bettunterlage dient, denn beim Schlafengehen legt der Lappe nur ein Renthierfell unter sich. Der Berglappe ißt hauptsächlich Renthierfleisch, weniger genießt er Renthiermilch und daraus gemachten Käse, noch seltener Fisch und Wild. Er trinkt Kaffee und gelegentlich Branntwein. Renthierfleisch ißt er sowol frisch gekocht als in der Sonne oder in dem goatte getrocknet. Auch in seinem dürftigen goatte kann er nicht dauernd verweilen, er muß draußen seine Renthiere vor dem schlimmsten Feinde, dem Wolfe, schützen. Viele Nächte muß er im Schnee gebettet liegen, öfter Hunger und Kälte auf seinen Reisen aushalten und doch ist er zufrieden, wenn er nur seine Renthiere behalten kann. Das Renthier ist sein einziges Vermögen. Er gebraucht sein Fleisch zur Nahrung, seine Haut zur Kleidung; es zieht ihn auf seinen Winterreisen über die sonst unfahrbaren Schnee-

felder; dazu ist es noch verkaufbar und gegen andere nützliche Gegenstände austauschbar.

Waldlappen gibt es nur in Schweden. Der Waldlappe wandert nicht weit, sondern hält sich innerhalb bestimmter Gegenden. Renthiere hat er nicht in so großer Anzahl wie der Berglappe, aber er besitzt einige Kühe und Ziegen. Er hat sich an seinem Aufenthaltsorte mehrere goatte an passenden Stellen, besonders an Flüssen und Seen, $^1/_4$—$^1/_2$ Meile weit voneinander errichtet. Neben einigen, besonders einem goatte hat er ein Vorrathshaus auf einem oder vier Pfeilern gebaut und mehrere Netzstellungen. Im Winter bekleidet er seinen goatte wie der Berglappe. Anfangs Mai läßt er seine Renthiere los und fängt an zu jagen und zu fischen. Gleich nach Johannis sammelt er sie wieder und hält sie beisammen bis Ende August, wo sie gemolken und wieder losgelassen werden. Der Waldlappe hat dann wieder freie Zeit zum Jagen und Fischen. Um Michaelis werden die Renthiere wieder zusammengebracht und erst den folgenden Frühling losgelassen.

Fischlappen gibt es in Jemtland und im nördlichen Schweden, Finland und Rußland. Sie haben gewöhnlich zwei Wohnorte. Der Sommerort liegt an einem fischreichen Flusse oder See, wo sie Gelegenheit zum Fischen haben, der Winterort an einer Stelle, wo es Flechten für ihre Renthiere gibt. Ihre Renthierheerden sind nicht groß, nur die Reichsten besitzen einige Hunderte. Sie bauen ihre Hütten aus Balken, haben Vorrathshäuser und einen Viehstall für Kühe und Schafe. Mehrere haben dazu, besonders in Finland, noch ein Stückchen Kartoffelland und sogar eine Getreidesaat bei ihrer Sommerwohnung. Allmählich werden sie Neusiedler und mancher hat sich ein Erbgut ausmessen lassen. Ihre Speise ist wechselnd und besteht aus Brot, Fleisch, Fisch, Milch, Schaf- oder Ziegenkäse u. s. w.

Zu diesen Fischlappen kann man als eine Unterabtheilung die Meer- und Flußlappen rechnen. Die Meerlappen wohnen am Eismeere in Finnmarken zum Theil ganz wie die übrigen Einwohner. Sie wohnen in sogenannten «Gammen», welche aus Erdbicken, gegen einander gestützten Baumstämmen errichtet, mit Birkenrinde und Torf bedeckt werden. Daneben haben sie eine auf Pfeilern errichtete Bude, einen oder mehrere Heuschober und Vorrathshäuser und ein Brothaus. Sie essen meistens gekochten Fisch und Roggenbrühe.

Die Flußlappen wohnen eigentlich nur in Norwegen in Koutokeino, Karasjoki, Aldagaska, Polmak. Sie haben feste Wohnungen wie die Meerlappen, Renthiere wie die Berglappen, und haben auch einen Anstrich von fester Siedelung. Sie gewinnen ihren Unterhalt durch Viehzucht, Fischerei, Jagd und als Fuhrleute.

Die Kleidung der Lappen ist verschieden. Die Angesiedelten kleiden sich wie die umwohnende Bevölkerung, die übrigen haben zum größten Theil ihre ursprüngliche Kleidungsart beibehalten. An den Füßen tragen sie im Sommer aus gegerbtem, im Winter aus ungegerbtem Renthierfell verfertigte, niedrige, vorn schnabelförmige Schuhe ohne Sohlen, die mit einer 1,25 Met. langen Schnur über dem Spann festgebunden werden. In diesen Schuh wird Carex vesicaria, weich gedroschen, um den Fuß gelegt. Hosen sind beiden Geschlechtern gemeinsam und sind von Leder oder Zeug. Im Winter wird auch das ungegerbte Fell eines jungen Renthieres zu Hosen gebraucht. Der Lappe hat weder Hemd noch anderes Leinenzeug. Die Wald- und einige Berglappen tragen jedoch eine Art Hemd aus Zeug. Gewöhnlich haben die Lappen zwei Jacken aus Zeug, sämischem Leder oder Tuch. Die untere pflegt kürzer, die obere länger und aus Zeug oder Tuch gemacht zu sein; beide sind vorn offen bis auf die halbe Brust. Die Jacken der Weiber reichen über das Knie, die der Männer nur bis zum Knie. Sie werden mit einem Gurte um die Lenden, mit einem Haken oder einer Schnalle am Halse befestigt. Im Winter trägt der Lappe einen aus ungegerbtem, aber bearbeitetem Renthierfelle gefertigten «peski» in derselben Form wie die Jacken. Westen brauchen sie nicht, aber die schwedischen Lappen tragen ein Brustkleid, einem Schlafrocke ähnlich, das vorn geschlossen ist. In Finmarken und in Finland wird ein langes leinenes Halstuch getragen, welches vorn zusammengebunden wird und den alten seidenen Beuteln ähnelt. Die beutelförmigen Enden, mit Geld und Kleinigkeiten gefüllt, werden an die Brust gesteckt. Die Kopfbedeckung der Weiber sieht wie eine Nachtmütze aus. Oft sieht man jedoch eine andere Kopfbedeckung; sie ist aus Zeug und bedeckt den Kopf von allen Seiten, nur Augen, Nase, Mund und Nacken sind frei; oberhalb des Schädels ist die Kopfbedeckung gerundet und ruht auf einem Holzstücke. Die Kopfbedeckung der Männer ist entweder kegelförmig, aus dreieckigen, gewöhnlich blauen Zeugstücken zusammengenäht, oder sie ist unten cylindrisch und mit Fell überzogen, besteht oben aus vier trapezförmig sich ausbreitenden Tuchstücken (wie die polnischen Mützen), die mit ihrem oberen Rande an einem viereckigen Tuche festgenäht sind; diese nach oben viereckige Mütze ist die sogenannte Mütze der vier Winde. Im Sommer tragen die Lappen auch ebensolche Mützen wie die benachbarten Völker. Die Hände sind durch Handschuhe geschützt, die im Sommer aus sämischem Leder, im Winter aus Renthierfell gefertigt werden. Aus Wolle gestrickte Handschuhe, bei denen nur der Daumen abgesondert ist, kommen auch vor.

Alle Kleider und Geräthe verfertigen die Lappen selbst. Sie gerben ihre Renthierfelle und bearbeiten sie recht weich und gut. Sie nähen, besonders die Pelzwaaren, mit Zwirn, der aus Renthiersehnen verfertigt wird. Aus Holz fertigen sie Schneeschuhe, Schlitten und Boote. Sie stricken sich Netze, stricken oder flechten sich Gürtel und Schnüre.

Die Lappen sind gastfrei, gutmüthig, von heiterer Anlage, gesprächig, dabei indeß bequem und träge. Wenn auch im Handel schlau und übervortheilend, sind sie sonst doch ehrlich, z. B. als Behüter eines ihnen anvertrauten Eigenthums; Diebstahl kommt fast nie vor. Davon macht allerdings der Renthierdiebstahl eine Ausnahme

und ist in einigen Gegenden sehr im Schwange, wird aber nicht als Verbrechen angesehen. In der Bildung stehen die russischen Lappen auf der niedrigsten Stufe, sie können weder lesen noch schreiben; sonst trifft man selten einen des Lesens Unkundigen. Die Literatur besteht ausschließlich aus Andachtsbüchern.

Der religiöse Standpunkt war bis vor einigen Jahrzehnten sehr niedrig, die Lappen waren Heiden, obgleich einigermaßen christlich angehaucht. Jetzt sind sie sehr religiös geworden. Ihre frühere Religion war Schamanismus und Fetischismus. Die Götter wohnten oberhalb des Himmelsgewölbes in dem höchsten Sternenhimmel, im Himmel, in der Luft, unmittelbar unterhalb der Oberfläche der Erde und tief in der Erde. Ueberall gab es Götter, gewöhnlich eine ganze Familie, die aus Vater, Mutter und Kindern bestand. Jeder hatte seine Obliegenheit, und jeder wurde bei einer besonderen Gelegenheit angerufen. Ihnen wurde ein Rentthier nebst anderen Gegenständen geopfert. Selten wagte jedoch der Lappe, in eigener Person vor seine Götter zu treten, sondern er brauchte als Vermittler einen Schamanen oder Zauberer, der den Willen des Gottes ausforschen und ihm opfern mußte. Der Schamane war außerdem Arzt. Mit seinen Zauberliedern zwang er die Krankheiten, den leidenden Körper zu verlassen. Auch hölzerne und steinerne Götzen, «Sieide» genannt, hatten die Lappen; an einigen Orten sind sie noch am heutigen Tage zu sehen. Die steinernen waren berühmte Wallfahrtsorte.

Märchen und Sagen haben die Lappen sowol ältere als neuere. Die älteren sind mythischen Ursprungs und sowol mit den finnischen wie mit den altskandinavischen Mythen verwandt. Sogar episch-mythische Lieder besitzen sie, außerdem Riesenmärchen und eigenthümlich ausgebildete Abenteuer des Reineke Fuchs. Diese alten Erinnerungen sind theils schon vergessen, an manchen Orten weiß man nur, daß sie überhaupt früher existirt haben. An ihre Stelle sind allerlei Märchen und Schwänke der Nachbarvölker getreten. Die Lappen haben auch lyrische Lieder, aber größtentheils von untergeordnetem Inhalte und monotoner Melodie.

Ueber die Anzahl der Lappen s. den Art. Lappland. (*K. Krohn.*)

LAPPENBERG (Johann Martin), Geschichtsforscher, geboren zu Hamburg am 30. Juli 1794, gestorben daselbst am 28. Nov. 1865, stammte aus einer Familie, in der schon seit zwei Generationen Sinn für Wissenschaft und Literatur heimisch war. Er genoß den Unterricht des hamburger Gymnasiums, das unter der Leitung des trefflichen Gurlitt stand. Die schweren Zeiten, in welche seine Jugend fiel, machten ihn früh ernst. Unter den Freunden des Vaters übten besonders Friedrich Perthes und der als Kunstfreund und Sammler bekannte Specter, der Vater von Erwin und Otto Specter, Einfluß auf ihn aus. Als im Frühjahre 1813 die Befreiungsstunde für Hamburg schlug, trieb es ihn, sich bei dem General Tettenborn als freiwilliger Jäger zu melden; aber der Vater, der seine körperliche Untauglichkeit kannte, versagte die Zustimmung und sandte ihn nach Edinburgh, um dort das Studium der Medicin zu beginnen. Vom Frühjahre 1813 bis August 1815 verweilte er in Schottland und England und hat hier früh die durch sein ganzes Leben festgehaltene Liebe zur Geschichte und Literatur Englands eingesogen. Die medicinischen Anfänge wichen bald historisch-politischen Studien; und über die Welt der Bücher hinaus gelang es ihm, Beziehungen zu hervorragenden Persönlichkeiten zu gewinnen, Land und Leute nicht blos kennen zu lernen, sondern sich so in sie einzuleben, als denke er hier sich eine Heimat zu gründen. Diesen Plan hielt er auch fest, als er seit Herbst 1815 in Berlin, seit 1816 in Göttingen die Rechte studirte. Am 23. Oct. 1816 hier promovirt, eilte er nach England zurück, aber die schöne Schottin, der er sich in jugendlicher Begeisterung genaht hatte, machte ihre Hand von Erlangung einer Stellung im Lande abhängig, die hoher Fürsprache ungeachtet für einen Fremden nicht zu haben war. So sah er sich denn zur Heimkehr genöthigt und versuchte sich zunächst einige Jahre als Advocat in der Vaterstadt. Als sich Hamburg 1819 entschloß, einen eigenen Ministerresidenten in Berlin anzustellen, übertrug es den neuen Posten dem jungen Lappenberg. So manche interessante und folgenreiche Beziehung auch in diesen Jahren angeknüpft wurde, wie mit Savigny, Achim von Arnim, Varnhagen, konnte er, von Natur wenig geeignet für die bewegliche Rolle des Diplomaten, der in Zeitungslesen, Umkleiden und Visitenmachen sich erschöpfenden Arbeit eines kleinstaatlichen Vertreters auf die Dauer nicht mehr Geschmack abgewinnen als zuvor der des praktischen Juristen. Da er aber von sich aus keine andere seinem Geiste zusagende und mit Consequenz betriebene Beschäftigung fand, so wirkte die an ihn ergehende Berufung zum Amt eines Archivars in seiner Vaterstadt wie eine Erlösung. Die Wahl, von wem immer veranlaßt, erwies sich als ein so glücklicher Griff, daß von ihr die ganze Wendung seines Lebens datirt. Er hat das ihm am 30. Mai 1823 übertragene Amt mehr als vierzig Jahre bekleidet. Man hat die Ernstlichkeit der Aeußerungen seiner Briefe und Tagebücher, in denen er sich unmuthig und widerwillig über das neue Amt ausspricht, angezweifelt, in der Meinung, die Uebernahme eines so wichtigen und noch unberührten Archivs, von dem aus sich die Herrschaft über den ganzen Nordwesten erobern ließ, hätte für einen Archivar, der zugleich ein Historiker war, eine wahre Herzensfreude sein müssen. Lappenberg war zur Zeit keines von beiden; das ihm zugedachte Amt erschien ihm als eine dem abgestorbenen Leben zugewandte kleinliche Thätigkeit, während er trotz alles Misbehagens, das ihm die bisherige Praxis bereitet, den Wunsch, an dem wirklichen Staatsleben sich zu betheiligen, nicht aufgegeben hatte. Dem bestehenden Rechte gemäß war er als einer der vier Secretarien nicht in senatu, sondern nur de senatu, ohne aber gleich den Syndici ein votum consultativum zu führen; zudem mußte er als Archivar sich besonders verpflichten, Zeit seines Lebens in keine anderweiten Dienste zu gehen, noch in Hamburg während der nächsten zehn Jahre nach Antritt seines Amtes eine

andere Function nachzusuchen oder anzunehmen, eine Clausel, deren Zeitbestimmung der Senat zu Gunsten Lappenberg's und seiner Nachfolger um die Hälfte zu verkürzen vergebens 1828 bei der Bürgerschaft beantragte. Hilft der Umstand, daß Lappenberg nach mehrjähriger Innehabung seine Stellung noch nicht als eine definitive betrachtet zu haben scheint — wie er denn erst 1827 förmlich von Berlin rappellirt wurde — jene befremdliche Stimmung zur Zeit der Uebernahme des Amtes erklären, so ist weiter zu beachten, daß niemand damals und auch Lappenberg nicht wußte, was in dem hamburger Archive steckte und was sich aus ihm machen ließ. Sein bisheriger Bildungsgang hatte ihn zwar vielfach auf Geschichte hingeführt; daß er aber aus der Geschichte ein Studium gemacht, sich in die Quellen irgendeines Gebietes oder einer Zeit vertieft, selbständig und nachhaltig in ihnen geforscht und in solcher Thätigkeit seine Befriedigung gefunden hätte, ist nicht wahrzunehmen. Was er schriftstellerisch bisher geleistet hatte, bestand in zwei Uebersetzungen in das Englische — einer Abhandlung des Philologen Vater über die Sprachen von Afrika in Constable's «Edinburgh Magazine» (1813) und der Flugschrift von J. B. Say, «De l'Angleterre et des Anglais» (1815) — und der Mittheilung eines Rechtsfalles im «Hamburger Archiv für das Handelsrecht», Bd. 1 (1818). Um so höhere Anerkennung verdient nach alledem, was Lappenberg als Archivar und Geschichtsforscher geleistet, wie rasch er sich zum gründlichen Kenner herangebildet und das hamburger Archiv zu einem der ersten in Deutschland emporgehoben hat. Zunächst handelte es sich um Ordnungsarbeiten, die fast wie ein Bruch der Amtspflicht und ohne alle mechanische Beihülfe betrieben werden mußten. Während dieser Jahre trat nichts an die Oeffentlichkeit als die Fortführung der von dem ersten Secretär (Protonotar) Anderson bis zu seinem Tode (1826) edirten halbofficiellen Sammlung der «Hamburgischen Verordnungen», die dann Lappenberg weiter bis zum J. 1865 in jährlich erscheinenden Bänden besorgt hat. In diese ersten Jahre fällt auch die Begründung des eigenen Hausstandes: im März 1825 verheirathete er sich mit Emilie Baur, Tochter des sehr reichen altonaer Kaufmanns G. J. Baur, und als diese noch in denselben Jahre starb, im Mai 1827 mit deren Schwester, Marianne, mit der er 22 Jahre in glücklicher, mit drei Söhnen und drei Töchtern gesegneter Ehe gelebt hat. Gegen Ende des Jahrzehnts machen sich die ersten Anzeichen seiner Berufsthätigkeit auch äußerlich geltend: es gelingen die ersten Funde, kleine Publicationen in benachbarten Zeitschriften werden unternommen, mit auswärtigen Gelehrten durch Mittheilungen von Schätzen aus den hamburger Bücher- und Urkundensammlungen Beziehungen angeknüpft, mit Jakob Grimm in Kassel, Joh. Voigt in Königsberg, Warnkönig in Gent, mit Pardessus, für dessen «Collection des lois maritimes» er Hanserecesse, hamburgische und hansische Seerechte lieferte, endlich mit dem Göttinger Sartorius, eine Verbindung, die die folgenreichste von allen werden sollte. Lappenberg's erste größere Arbeit war eine Gelegenheitsschrift. Das «Programm zur dritten Säcularfeier der bürgerschaftlichen Verfassung Hamburgs am 29. Sept. 1828» enthält eine Verfassungsgeschichte der Stadt von der ältesten Zeit bis ins 16. Jahrh., wo durch die Vereinigung der Kirchenvorstände zu einer beständigen Vertretung die erbgesessene Bürgerschaft begründet wurde. So kurz alles und namentlich die älteren Zustände skizzirt werden mußten, so ruht es doch durchweg auf eingehenden, selbständigen und zur Umgestaltung der herkömmlichen Anschauungen führenden Studien. Die zugefügten Anmerkungen, die artistischen Beilagen zeigen das Streben nach Anschaulichkeit, den Sinn für die Kunstdenkmäler, die Werthschätzung des Kleinen und Einzelnen neben der Würdigung der großen Züge der Entwickelung, alles Erscheinungen, die charakteristisch für Lappenberg's Schriften sind. Von der Tiefe und dem Umfange seiner Studien und der ganzen Schlagfertigkeit seines Wissens gewähren die Recensionen ein gutes Bild, welche er in reicher Zahl während dieser Jahre, die den eigenen großen Arbeiten vorbereitend und sammelnd vorangingen, in den «Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik», der «Allgemeinen Literaturzeitung», den «Göttinger gelehrten Anzeigen» veröffentlichte: Geschichte des Städtewesens, Norddeutschlands, der Freien Städte; Angelsachsen, Skandinavier, Normannen; Seerecht und Handelsgeschichte neben Verfassungs- und politischer Geschichte; Quellenwerke wie Darstellungen, alles das tritt in seinen Gesichtskreis. Nirgends verhält er sich blos receptiv, überall nimmt er Veranlassung zur Mittheilung des von ihm selbst Erforschten. Seit etwa 1830 ist dann Lappenberg's Name mit drei großen wissenschaftlichen Unternehmungen verflochten. Voran steht die Hanse. Im Herbste 1828 war Sartorius gestorben, eben beschäftigt mit der Drucklegung der «Urkundlichen Geschichte des Ursprungs der deutschen Hanse». Der erste, die Abhandlung enthaltende Band war zu einem Drittel, der zweite, dem Urkundenbuch bestimmte, zu einem Viertel gedruckt. Auf Ersuchen der Hinterbliebenen übernahm Lappenberg, der schon dem verstorbenen Verfasser aus den hamburger Archivalien die werthvollste Beihülfe geleistet hatte, die Vollendung des Werkes (1830), das seitdem nach Sartorius-Lappenberg genannt wird. Und das mit vollem Recht. Denn nicht nur, daß er die noch ungedruckten Urkunden revidirte, die gedruckten in einem Nachtrage ergänzte und berichtigte, fügte er dem darstellenden Bande eine im Vorworte niedergelegte Abhandlung hinzu, in welcher er die seitdem herrschend gewordene, von ihm schon in jungen Jahren erkannte Ansicht von der Entstehung der Hanse begründete, die Ansicht, daß nicht der Bund der Städte daheim, sondern die Verbindung der deutschen Kaufleute im Auslande die Grundlage der Hanse gewesen ist. — Für die von Heeren und Ukert herausgegebene «Geschichte der europäischen Staaten» übernahm Lappenberg die Bearbeitung der «Geschichte von England», deren erster, die Zeit bis 1066 umfassender Band 1834, der zweite, bis 1152 reichend, 1837 erschien. Durch kritische Behandlung der Quellen und ihres Inhalts, wie sie sich damals von der deutschen Schule der

Historiker auszubreiten anfing, ausgezeichnet, bildet das Buch einen der werthvollsten Bestandtheile der großen Sammlung und ist, wie in Deutschland so auch in England, wo alsbald eine Uebersetzung erschien, mit Beifall begrüßt worden. Auf wiederholten Reisen hat er die vielgesegnete Insel besucht, zahlreiche gelehrte Verbindungen dort angeknüpft und ist Jahrzehnte lang der Vermittler zwischen englischer und deutscher Wissenschaft gewesen. Seine Absicht, die englische Geschichte fortzusetzen, wurde durch Uebernahme anderer Aufgaben gekreuzt; erst 1853—58 erschienen von Reinhold Pauli's Hand die Bände 3—5, welche die englische Geschichte bis zum Ende des Mittelalters führten. Aus Lappenberg's Vorarbeiten trat nichts weiter ans Licht als ein ausführlicher Artikel über Irland, der in dieser Encyklopädie (Sect. II, Thl. 24, 1845) abgedruckt ist. Das dritte große Unternehmen, dem er seine Kräfte widmete, waren die «Monumenta Germaniae historica». Er erhielt die Chroniſten zugewiesen, die seinem Arbeitsfelde am nächsten lagen. Der 3. Band der «Scriptores» (1839) brachte den «Thietmar von Merseburg»; Bd. 7 (1846) «Adam von Bremen»; Bd. 16 (1859) «Albert von Stade», «Annales Gandenses, Lubecenses, Hamburgenses, Ryenses» und die von Lappenberg drei Jahre zuvor in Petersburg wieder aufgefundenen «Ann. Mosellani»: Bd. 21 (1869) «Helmold», «Arnold von Lübeck» und den «Presbyter Bremensis», während in dem «Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde», Bd. 6 und 9, die Vorarbeiten für diese und andere von ihm behandelten Quellenschriften niedergelegt sind. Sachlich in nahem Zusammenhange mit diesen Leistungen stehen die für die Geschichte Hamburgs ausgeführten, und es zeugt von der enormen Arbeitskraft des Mannes, der beiden Reihen von Aufgaben zu gleicher Zeit obliegen konnte. Und was für umfassende und bedeutsame Werke sind es, die er für die Geschichte der Vaterstadt schuf: 1842 das «Hamburgische Urkundenbuch», in dem neben den reichen Schätzen des Stadtarchivs die in Stade von Lappenberg wieder entdeckten Documente des erzbischöflichen hamburg-bremischen Archivs zur Veröffentlichung kamen, nur bis zum J. 1300 reichend, aber doch in dem stattlichen Umfange von mehr als 1000 Nummern; 1845 die «Hamburger Rechtsalterthümer», Bd. 1, eine trefflich eingeleitete und edirte Sammlung der mittelalterlichen Statuten von Hamburg enthaltend. Um den Mittelpunkt Hamburg gruppirt sich eine ganze Fülle seiner Arbeiten älterer und jüngerer Zeit: die «Miniaturen zum Hamburger Stadtrecht von 1497», mit Zeichnungen von Otto Speckter (1845), «Die Elbkarte des Melchior Lorichs vom J. 1568» (1847), «Ueber das Billwärder Recht» (1828), «Ueber ältere Geschichte und Rechte des Landes Hadeln» (1829), «Ueber den ehemaligen Umfang von Helgoland» (1830); dann die zunächst durch seine amtliche Thätigkeit hervorgerufenen, aber reichen historischen Stoff bietenden Berichte: «Die milden Privatstiftungen zu Hamburg» (1845), «Ueber den Ursprung und das Bestehen der Realgewerbrechte zu Hamburg» (1861), «Ueber Hamburgs Rechte an der Alster» (1859). Endlich die Chronikeneditionen: «Hamburger Chroniken in niedersächsischer Sprache» (1861), «Chronicon Holtzatiae auctore presbytero Bremensi» und «Chronik der niederelbischen Sassen» (Bd. 1 und 3 der Quellensammlung der schleswig-holstein-lauenburgischen Gesellschaft für vaterländische Geschichte 1862 und 65) und die «Hamburger Chronik des Syndicus Adam Tratziger» (1863), die sich in Gegenstand und Behandlung mit den zwanzig Jahre früher herausgegebenen «Geschichtsquellen des Erzstifts und der Stadt Bremen» (1841) berühren. Es ist unmöglich, auch nur zusammenfassend aller seiner größeren und kleineren Aufsätze zu gedenken, die in der «Zeitschrift des Vereins für Hamburger Geschichte», dem Organe der von ihm seit ihrem Entstehen im J. 1839 geleiteten Gesellschaft, abgedruckt sind. Jede Gelegenheit des öffentlichen Lebens ward ihm in jenen regsamen Jahren Anlaß, mit einer Publication hervorzutreten und den Zeit- und Stadtgenossen Förderung und Aufklärung, bald geschichtlicher, bald literarischer Art, zu bieten. Die Feier des J. 1840 rief die Beiträge «Zur Geschichte der Buchdruckerkunst in Hamburg», der hamburger Brand von 1842, der einen großen Theil der archivalischen Schätze und die ganze Auflage des «Hamburger Urkundenbuchs» bis auf 100 Exemplare vernichtete, die Schrift: «Der große Brand von London im J. 1666» hervor. Der Verkauf der alten Gildhalle zu London seitens der drei Freien Städte gab zu der wichtigen Publication, die zu den alten hanſischen Studien zurückleukte, Anlaß: «Urkundliche Geschichte des Hanſischen Stahlhofes zu London» (1851). Eine conservative, an der alten patricischen Verfassung hängende Natur, hat er den Ereignissen des J. 1848 keine Sympathie abgewinnen können und sich an den politischen Kämpfen nur insofern betheiligt, als er 1849 eine «Die Privilegien der Parlamentsmitglieder» verwerfende kleine Schrift erscheinen ließ und Juni bis August 1850 als Vertreter Hamburgs den frankfurter Vorberathungen über die Herstellung des Bundestags beiwohnte. Daß er der Pflege der nationalen Interessen sich nicht verschloß, zeigt seine Theilnahme an den beiden Germanistenversammlungen, auf deren erster zu Frankfurt (1846) er die Aufnahme eines historischen Verzeichnisses der Orte Deutschlands anregte, auf der zweiten zu Lübeck (1847) einen ausführlichen Bericht erstattete über die Erhaltung der deutschen Nationalität im Auslande, ohne aber mit seinen Vorschlägen gegenüber der Opposition Dahlmann's und des Bürgermeisters Smidt von Bremen Anklang zu finden. Die letzte Periode seines Lebens ist charakterisirt durch eine vorzugsweise dem literarhistorischen Gebiete zugewandte Thätigkeit. Die Quelleneditionen, die auch hier von ihm ausgehen, knüpfen zum Theil an Neigungen und Bestrebungen seiner jungen Jahre an und stehen fast alle zu seinen der historischen Erforschung des niedersächsischen Stammes und Hamburgs gewidmeten Studien in Beziehung. Seine früheste hier zu erwähnende Gabe sind die seit 1817 auf Winke von Rath Friedrich Schlosser ins Auge gefaßten «Reliquien des Fräulein Susanna Katharina von Klettenberg»

(1849), zu Goethe's hundertjährigem Geburtstage dargebracht, der in «Wilhelm Meister's Lehrjahre» ihre Bekenntnisse einer schönen Seele so anmuthvoll verflochten hat. Daneben des Thomas Murner derben «Ulenspiegel» (Leipzig 1854) zu gedenken, berechtigt der Umstand, daß auch hier eine während der berliner Residentenzeit von Meusebach und Arnim gegebene Anregung zu Grunde liegt. Die Herausgabe der «Scherzgedichte von Johann Lauremberg» («Bibliothek des Literarischen Vereins zu Stuttgart», Bd. 58, Stuttgart 1861) macht mit werthvollen Beiträgen zur niedersächsischen Poesie und Culturgeschichte bekannt. Die Dichter Fleming, Hagedorn, Klopstock vereint die Beziehung zu Hamburg. Fleming, Lappenberg schon von Jugend auf lieb und geläufig, dann durch Barnhagen's Auffatz ihm wieder nahe gebracht, hat durch ihn zuerst eine vollständige Ausgabe seiner poetischen Werke erhalten. Die lateinischen Gedichte bilden Bd. 73, die deutschen Bd. 82 und 83 der «Bibliothek des Literarischen Vereins» (Stuttgart 1863—65). Erst aus Lappenberg's Nachlasse veröffentlichte L. Weiland «Briefe von und an Klopstock» (Braunschweig 1867). Alle diese Arbeiten, mögen auch gegen einzelne philologische Bedenken begründet sein, zeichnen sich durch einen reichen Apparat biographischer, bibliographischer, sacherklärender Mittheilungen aus. Neben diesen literarhistorischen Leistungen nahmen die altgewohnten hamburgischen Arbeiten ihren Fortgang und empfingen die hansischen Studien erneute Förderung durch die von König Maximilian II. von Baiern ins Leben gerufene Historische Commission, deren Mitglied Lappenberg gleich bei ihrer Begründung wurde. Auf seine Anregung nahm sie die Herausgabe der Hanserecesse und die Herstellung eines erweiterten Hansischen Urkundenbuchs unter ihre Aufgaben auf, und hat sich auch Lappenberg nur noch an den vorbereitenden Arbeiten betheiligen können, so wissen doch die, welche die hansischen Quellen nach einem umfassenderen Plane bearbeitet haben und zu bearbeiten fortfahren, was sie dem Altmeister, der die Grundlagen gelegt hat, zu danken haben. Das Augenleiden, welches ihn 1848 betraf und die Erblindung des einen und Schwächung des andern Auges herbeiführte, hat seinen Fleiß und seine Hingebung nicht zu erschüttern vermocht. Sein Amt als Archivar hat er bis Ausgang 1863 beibehalten, seine schriftstellerische Thätigkeit fast bis an sein Lebensende fortgesetzt, unterstützt durch junge Gelehrte, die ihm als Privatsecretäre zur Seite standen, zuerst Wilh. Junghans, dann H. E. Meyer (von Bremen), Edmund Meyer, Th. Knochenhauer, Kratz und zuletzt L. Weiland. Als man am 27. Oct. 1864 das 25jährige Jubiläum des Hamburgischen Geschichtsvereins und der Vorsteherschaft Lappenberg's feierte, meinte er die ihm erwiesenen Ehren damit von sich ablenken zu können, daß selten jemand so viel anziehender und neuer Stoff zur Bearbeitung dargeboten sei und daß dieser ihn selbst wider Willen zu geflügelter Thätigkeit habe hinreißen müssen. «Die Perlen, die schönsten und größten, sind mir an den Meeresstrand geworfen, und ich habe nur das Geschick gehabt, sie zu erkennen und die geringe Mühe sie aufzuheben.» Aber jene Fähigkeit des Erkennens wie diese Arbeit des Ausbeutens, wie man wol das Aufheben wiedergeben darf, war nicht möglich ohne einen Verein der glücklichsten Eigenschaften und ohne eine gleichmäßige Schulung in den drei Zweigen des germanistischen Wissens. Durch die Verbindung von Geschichte, Sprache und Recht und den bei aller localen Beschränkung festgehaltenen Zusammenhang der Gesammtentwickelung ist es ihm gelungen, so viel und so Großes zu vollbringen. Von dem einen Stadtarchiv aus hat er wirklich die Herrschaft über das ganze Nordwestquartier gewonnen. Und nicht blos für sich. Seine Arbeiten haben einen Samen ausgestreut, aus dem für die nachfolgenden Geschlechter noch täglich neue Frucht ersprießt. Niedersachsen mit seiner Großstadt als Mittelpunkt, die Hansa, England, das sind die Inschriften der Ruhmeskränze, die er sich und der deutschen Geschichtswissenschaft errungen. Lappenberg's Schreibweise hat nichts Fesselndes und wird leicht, wo sie warm werden will, schwerfällig. Daß er aber auch ergreifend zu schreiben versteht, zeigt die Vorrede zu Demmler's Bearbeitung der Geschichte Englands von Keightley (Hamburg 1847), in der er, das Verhältniß von Deutschland zu England besprechend, den Grundzug seiner religiös-politischen Anschauung zum Ausdruck gebracht hat.

Quellen: E. H. Meyer, «Joh. Martin Lappenberg» (Hamburg 1867). — R. Pauli in «Allgem. deutsche Biographie» Bd. 17, S. 709 fg. und die von ihm S. 715 verzeichneten Nekrologe. — «Sammlungen der Verordnungen der Freien Stadt Hamburg» (Jahrg. 1828); «Zeitschr. des Vereins für hamburg. Geschichte», Bd. 3, S. 521 und Bd. 5, S. 386 fg. — K(nochenhauer) in «Literar. Centralblatt» (1867), Nr. 52, S. 1482. — Das vollständigste Verzeichniß der Schriften Lappenberg's in Schröder's «Lexikon der hamburgischen Schriftsteller», Bd. 4, S. 358—368. *(F. Frensdorff.)*

LAPPLAND, das Land der Lappen (s. d. Art.) ist streng genommen eine sehr unbestimmte geographische Benennung und auch ethnographisch nicht haltbar. Gewöhnlich bezeichnet man mit diesem Namen die nördlich vom 66.° nördl. Br. gelegenen Theile Norwegens, Schwedens, Finlands und Rußlands (im Westen des Weißen Meeres) und spricht demnach von einem Norwegisch-, einem Schwedisch-, einem Finnisch-, einem Russisch-Lappland. Doch ist dies keineswegs so zu verstehen, als ob diese Gegenden ausschließlich von Lappen bewohnt wären, und in Norwegen kommt überhaupt der Name Lappland nicht vor, da die Lappen dort Finnen, die Finländer aber Kvänen genannt werden. Einerseits ist die Bevölkerung jener Gegenden ethnographisch eine sehr gemischte, andererseits trifft man Lappen noch viel südlicher.

Was Norwegen anlangt, so sind in den Aemtern Finmarken, Tromsö und Nordland die Lappen, je nach der südlichen Lage derselben, immer spärlicher vertreten; in dem nördlichsten, dem Amte Finmarken (das, dem Namen nach, recht eigentlich mit dem Lappland der übrigen drei Staaten gleichgestellt werden dürfte), machten nach der

letzten Volkszählung (1875) die Lappen noch 37 Proc. der gesammten Bevölkerung aus, im Amte Tromsö aber nur 13,4 und im Amte Nordland 1,9 Proc. Uebrigens trifft man sporadisch Lappen auch in den beiden südlichen Aemtern Nord- und Süd-Trondheim (Throndhjem); in der Umgegend von Röras und dem Fämundsee dürften die südlichsten norwegischen Lappen anzutreffen sein.

In Schweden, wie auch in Finland, muß man innerhalb der oben angegebenen Südgrenze die Küsten des Bottnischen Meerbusens ganz außer Rechnung lassen, da die Lappen ausschließlich in den innern Thälern des Landes zu Hause sind. Uebrigens kommt in diesen beiden Ländern, und zwar in Finland als Erinnerung an den frühern Verband mit Schweden, eine förmliche administrative Eintheilung Lapplands vor, indem Schwedisch Lappland in folgende, Lappmarker genannte, Districte getheilt wird: Torneå, Luleå, Piteå, Lycksele und Åsele, Finnisch-Lappland in Torneå- und Kemi-Lappmark. Die drei erstgenannten schwedischen Districte (mit 60,9 Proc. der schwedischen Lappen) gehören zum Län Norrbotten, die beiden übrigen (mit 24,1 Proc. der schwedischen Lappen) zum Län Westerbotten, die beiden finnischen Lappmarken zählen zum Län Uleåborg. Zuweilen hört man auch von Föllinge- und Untersåters-Lappmarker in Jemtland reden, und versteht darunter die den Lappen zum Weiden der Renthiere zugetheilten Gebirgsgegenden an der schwedisch-norwegischen Grenze, die aber von den übrigen Theilen jener Provinz administrativ nicht geschieden sind; als Grenze Schwedisch-Lapplands dürfte deshalb die Südgrenze von Westerbottens-Län recht eigentlich betrachtet werden. Es gibt übrigens außerdem noch etwa hundert Lappen in den südlicher gelegenen schwedischen Länen Westernorrland, Gefleborg und Kopparberg. Dieser Umstand soll aber hier nur beiläufig erwähnt sein, indem diese Gegenden keineswegs als Theile Lapplands angesehen werden können.

In Finland wohnen die Lappen sämmtlich innerhalb der Lappmark-Grenzen und zwar beinahe ausschließlich in den beiden Kirchspielen Utsjoki und Enare.

In Rußland endlich dürften die Wohnplätze der Lappen wol am richtigsten auf die Kola-Halbinsel zu beschränken sein, da factisch keine Lappen hier weiter nach Süden anzutreffen sind als zwischen Imandra und Kandalaks; gewöhnlich wird aber ein Theil des sogenannten Karelischen Ufers, zwischen Finland und dem Weißen Meere, nördlich von Topozero oder bis zum 66.° nördl. Br., noch hinzugerechnet.

Nach den vorstehenden Angaben umfaßt auf Grund der neuesten Daten (1876, resp. 1880) über Areal und Bevölkerung 1) Norwegisch Lappland: 111,664 □Kilom. mit 15,718 Seelen lappländischer Bevölkerung, wovon 1073 Nomaden, und 96,600 Renthieren; 2) Schwedisch-Lappland: 117,649 □Kilom. mit 6404 Lappen, davon 5770 nomadisirende mit etwa 227,000 Renthieren; 3) Finländisch-Lappland: 20,168 □Kilom. mit 961 Lappen, wovon nur die im Kirchspiele Utsjoki nomadisiren; die Zahl der Renthiere betrug 1879 etwa 56,000; Russisch-Lappland (auf der Kola-Halbinsel): 99,000 □Kilom. mit 2000 Lappen. Es wäre somit das gesammte Lappland auf circa 348,500 □Kilom. zu schätzen, und die rein lappländische Bevölkerung jener Gegenden auf etwa 25,000.

Die physische Beschaffenheit dieses gewaltigen Areals muß nothwendig eine sehr wechselnde sein. Im allgemeinen läßt sich wol sagen, daß das Hochgebirge Nordskandinaviens und dessen östliche Ausläufer als die recht eigentliche Heimat der Lappen anzunehmen sind. Es gibt aber auch in diesem Gebiete prächtige Waldungen und Thäler von großer Fruchtbarkeit und hinreißender Schönheit (Kvikkjokk); andererseits senkt sich das Hochgebirge gegen Osten und geht allmählich in die trostlos öde Tundra über.

Norwegisch-Lappland besteht größtentheils aus dem steil ins eisfreie Polarmeer herabstürzenden Felsenplateau, aber die Thäler der Flüsse und Fjorde prangen öfters in reicher Vegetation. Süd-Waranger bietet sogar Waldbestände von etwa 3000 □Kilom.

Schwedisch-Lappland ist besonders reich an prachtvollen, fischreichen Seen, denen die meisten dem nördlichen Bottnischen Meerbusen zuströmenden Elfve entspringen. Gewaltige Fälle und meilenlange Stromschnellen wechseln mit Stillwässern («Sele» — Endsilbe vieler norrländischer Ortsnamen), ausgedehnte Moore und Sümpfe erstrecken sich zwischen den Gebirgskuppen. Das Gebirge ist vielfach reich an mineralischen Schätzen, die nur der nöthigen Verkehrsmittel warten, um ausgebeutet zu werden. Der obere Theil der Torneå- und Luleå-Lappmark enthält Gletschergebiete, die auf 400 □Kilom. geschätzt, aber noch zum größten Theil unerforscht sind. Hier sind auch die Höhenpunkte des schwedisch-norwegischen Grenzgebirges zu suchen: Kebnekaise («Kesselberg») von 2135 Met. Höhe, Sarjektjåkko (2115 Met.), Kaskasatjåkko (2039 Met.), und eine ganze Reihe bei der letzten Landesvermessung bekanntgewordener Gipfel ragt hoch über den vormals als höchsten Punkt genannten Sulitelma (1878 Met.) hervor. Die südöstlich von dem Gebiete der großen Seen (Torneå-träsk, Stora-Luleåvattnet, Storafvan, Hornafvan u. a.) gelegenen Gegenden, welche den Uebergang zum Küstenland bilden, sind außerordentlich reich an herrlichen Wäldern, aus denen ein beträchtlicher Theil der großen schwedischen Holzausfuhr stammt.

Finnisch-Lappland enthält in seinen an Norwegen grenzenden Theilen die höchsten Punkte des Landes (Haldefjäll (1258 Met.), Pallastunturi (858 Met.), Dunastunturi, Peldoaivi u. a.); das Felsenplateau senkt sich aber rasch, und der fischreiche Enaresee, der als Centrum Finnisch-Lapplands angesehen werden kann, liegt nur 123 Met. über dem Meeresspiegel. Südlich vom Enaresee erstrecken sich, drei Tagereisen breit, jeder Bebauung unfähige Moore, mit bedeutenden Waldungen wechselnd, deren Producte auf dem Kemielf nach den Bottnischen Häfen geflößt werden.

Russisch-Lappland ist bei weitem ebener und auch unfruchtbarer. Der Reichthum an Flüssen, Seen und Sümpfen ist auch hier groß, die Gewässer nehmen $\frac{1}{16}$

der gesammten Oberfläche ein. Fichten-, Tannen- und Birkenwälder füllen die südlichen $^3/_5$ des Landes aus, die übrigen $^2/_{10}$, längs der östlichen und nördlichen Küste bis in die Mitte des Landes hinein, sind waldlose Tundras. Ueber die Zugänglichkeit der Ufer Russisch-Lapplands herrschten lange sehr irrige Ansichten. Besonders nach der Theilung des letzten «gemeinsamen Districts» ward von russischer Seite öfters behauptet, daß Norwegen in den Besitz der besten Häfen gelangt sei, Rußland aber nur eisgesperrte Küsten bekommen habe. Neuere Forschungen haben dargelegt, daß es sich keineswegs so verhalte, sondern daß vielmehr auch an den Küsten von Russisch-Lappland eine ergiebige Fischerei getrieben werden könne, wäre nur der Unternehmungsgeist größer.

Einförmigkeit ist überhaupt für die lappländische Flora kennzeichnend, die Fauna hingegen ist eine sehr mannichfaltige und reiche. Das Eismeer ist an Robben, Walrossen und Seehunden sowie an allerlei Fischen (Dorsch, Hering, Leng u. a.) sehr ergiebig, auf den Felsen der Ufer nisten Seevögel zu Millionen; im innern Gebirge hausen Bären, Füchse, Wölfe und Vielfraße, letztere beiden die gefährlichsten Feinde der Rennthiere, die bei den Lappen die Stelle aller andern Hausthiere vertreten; die Seen und Flüsse wimmeln von Aeschen, Saiblingen, Forellen, Lachsen u. a., und in den Wäldern gibt es gute Jagd auf Vogelwild (Auer-, Birk-, Hasel- und Schneehühner), sowie auch auf Hasen, Marder und Hermeline.

Lappland war lange Zeit recht eigentlich herrenlos, Norweger, Russen und Schweden beanspruchten mit steigender Kraft die Herrschaft und erpreßten, soweit ihre Macht sich erstreckte, Tribute. Allmählich wurden jedoch bestimmte Grenzen festgestellt und zwar endgültig 1752 zwischen Schweden und Norwegen, 1826 zwischen Norwegen und Rußland. Der Versuch Rußlands, die Wanderungen der Lappen von einem Lande zum andern zu verhindern, die sogenannte «Grenzsperre vom J. 1852», übte in mancher Hinsicht einen nachtheiligen Einfluß aus, und zwar meist auf den Wohlstand der finnischen und russischen Lappen.

Vgl. als Hauptwerk über Lappland: von Düben, «Lappland och Lapparne» (Stockholm 1873).

(J. Hellstenius.)

LAPSANA oder LAMPSANA, eine von Tournefort aufgestellte Pflanzengattung der Compositen aus der Abtheilung der Cichoriaceen mit nur wenigen Arten, welche vorzugsweise in der nördlichen Hemisphäre der Alten Welt verbreitet sind. Die Blütenköpfe sind vielblütig, gleichehig. Die 8—10 Blättchen des Hüllkelches stehen in einer Reihe und sind am Grunde von kleinen Schuppen kelchartig umgeben. Blütenboden flach, ohne Deckblättchen. Blumenkrone zungenförmig. Früchtchen schnabellos, zusammengedrückt, gestreift. Federkelch fehlt.

Hierher gehören einjährige, zarte, unbehaarte Kräuter mit leierförmigen untern und gezähnten obern Blättern und kleinen gelben Blütenköpfen.

(A. Garcke.)

LAPUCHIN (Eudoxia Feodorowna, Zarin von Russland). Als Tochter des Bojaren Feodor Abrahamowitsch Lapuchin (Lopuchin), eines reichen und begüterten Mannes aus einem weniger angesehenen Geschlechte, am 30. Juli 1669 geboren, erhielt Eudoxia eine mittelmäßige Erziehung, zeichnete sich weniger durch große Schönheit als durch Klugheit aus. Die Familie Naryschkin bestimmte sie zur Gemahlin des Zaren Peter I., sie gefiel ihm, ohne daß der siebzehnjährige Herrscher eine große Liebe zu der drei Jahre älteren Unterthanin empfunden hätte, und am 27. Jan. 1689 fand die Hochzeit statt. Im August d. J. entflohen Zar und Zarin vor der Schwester des ersteren, der Zarewna Sophia, in das Troitzkische Kloster, um am 9. Sept. nach dem Umschwunge der Lage wieder in Moskau einzuziehen. Eudoxia gebar Peter schon am 19. Febr. 1690 einen Erben, den Zarewitsch Alexei Petrowitsch; ihr zweiter Sohn, Alexander Petrowitsch, im Mai 1691 geboren, starb bereits am 14. Mai des folgenden Jahres. Die Ehe war durchaus unglücklich, die uns erhaltenen Briefe Eudoxia's an den in Perejaßlawl dem Schiffbaue obliegenden Gemahle sind ganz conventionell und schablonenhaft abgefaßt, verrathen keine tiefe Empfindung und höchstens einmal versteigt sich die junge Frau zu «Mein Lapuschka», die monotone Steifheit unterbrechend; Ustrjalow hat diese Briefe im 2. Bande der «Geschichte Peter's des Großen» (Petersburg 1859) abgedruckt.

Die Charaktere des zarischen Paares waren zu verschieden, um Glück aufkommen zu lassen; Eudoxia hielt in starrster Weise am altrussischen Wesen mit all seinen Fehlern fest und sah, unfähig Peter's Plänen zu folgen und sie zu würdigen, mit Haß auf seine Reformen. Bald vernachlässigte Peter die Zarin, was auch dem Volke misfällig war; er wurde ihr untreu und setzte ihren Vorwürfen darüber Kälte entgegen, die ihre sichtliche Abneigung gegen die Ausländer und ihre Eifersucht nur noch vermehrte; Pleschtschejew und Lefort sollen Peter andere Schönen zugeführt und die Kluft zwischen ihm und Eudoxia erweitert haben; in Anna Mons mußte sie ihre gefährlichste Rivalin in Peter's Gunst erblicken, denn er stand zehn Jahre im Verhältnisse zu dieser. Zwischen Eudoxia's Familie und Peter's Freundeskreis bestand ein Gegensatz unverkennbarer Natur; am 24. Jan. 1695 wurde ein Lapuchin gefoltert und starb Tags darauf, von Peter's persönlicher Mithülfe wurde gemunkelt; ein anderer Lapuchin schmähte Peter als Ketzer und Ausgeburt des Antichristen; ehe Peter in das Ausland abreiste, verbannte er Eudoxia's Vater und zwei ihrer Brüder in entfernte kleine Orte im Innern Rußlands. Schon vor dieser Reise schien er Eudoxia in ein Kloster beseitigen zu wollen; sie aber weigerte sich beharrlich, Nonne zu werden; vergebens riethen ihr dazu ihr Beichtvater, Naryschkin und Fürst Romodanowski. Als er jedoch von der Reise zurückgekehrt war, verwickelte Peter sie im Hinblicke auf ihre reactionären Anschauungen in die Mitschuld an dem niedergeworfenen Aufstande der Strelitzen, Lefort schürte gegen sie; der Zarewitsch wurde seiner Mutter entrissen und Peter's Schwester, Natalia Alexejewna, anvertraut, Eudoxia als Mitschuldige der Empörer in einem einfachen Fuhrwerke ohne Gefolge am

1. Oct. 1698 in das Pokrowsche Kloster zu Ssusdal geschafft, wo sie als »Nonne Helena« zehn Monate später eingekleidet wurde; Peter setzte der Verhafteten keine Mittel zum Unterhalt aus und sie mußte von ihren Verwandten Unterstützungen annehmen. Peter hatte sie in seiner Wuth tödten wollen, Lefort aber ihr Leben durch Bitten gerettet. Früh verblüht, brachte sie in strenger Klosterzucht zu, faßte mit seltener Gewissenhaftigkeit und beobachtete alle Gebräuche; man hielt sie um so härter, weil alle Opposition gegen Peter's Neuerungen auf sie und ihren Sohn, den Zarewitsch Alexei Petrowitsch, hinwies. Der Verkehr zwischen ihr und ihrem Sohne war jedoch sehr beschränkt und wurde durch Alexei's Beichtvater Jakow Ignatjew vermittelt, auch Alexei's Tante, die begeistert altrussische Maria Alexejewna, war manchmal Mittelsperson; hauptsächlich handelte es sich darum, von Seiten des Sohnes der Mutter Gelder zuzusenden. Hingegen unterhielt die »Nonne Helena« 1709—10 ein Liebesverhältniß mit dem Bojaren und Major Stepan Bogdanowitsch Glsebow und schrieb an ihn die glühendsten Briefe, stets die Sehnsucht nach ihm in überströmendem Gefühle schildernd; Ustrjalow gibt sie im sechsten Bande seiner oben genannten Geschichte Peter's. Im Processe ihres Sohnes wurden Eudoxia 1718 tadelnde Bemerkungen über den Zaren nachgewiesen, man warf ihr ein weltliches Leben, ein Liebesverhältniß mit Glsebow, den Verkehr mit Maria Alexejewna, die Hoffnung auf Peter's Tod, den Plan, zur Thronerhebung Alexei's mitwirken zu wollen u. s. w. vor und schleppte sie nach Moskau, wo sie von Peter selbst gekuttet worden sein soll (was Brückner nicht glaubt). Während Glsebow standhaft alles leugnete und den furchtbaren Tod des Spießens am 25. März erlitt, Alexei im Juli 1718 im Kerker endete und ihr Bruder Abraham als sein Mitschuldiger am 30. Dec. in Moskau enthauptet wurde, schaffte man die unglückliche Eudoxia im April 1718 in das Kloster Staraja Ladoga bei Schlüsselburg. Sobald ihr Enkel, Kaiser Peter II. Alexejewitsch, den Thron bestieg, rief er sie, was Tausende mit Grund fürchteten, im Mai 1727 an den Hof und empfing sie mit großer Auszeichnung im September d. J. in Moskau, wo sie das Jungfrauen-Kloster bezog; im Februar 1728 wohnte sie Peter's Krönung an. Sie machte den Eindruck einer auch in weltlichen Dingen erfahrenen und liebenswürdigen Greisin, aber ihre gebrochene Gesundheit hielt sie ab, eine hervorragende Rolle zu spielen; sie ging keineswegs auf die Ideen der Minister Grafen Apraxin und Golowkin ein, sie zu einer politischen Figur zu machen, und war nur bestrebt, ihren Enkel bei seinem einzigen Staatsmanne, dem Barone Ostermann zu halten, den sie für unentbehrlich ansah. Wirklichen Einfluß auf ihre Enkel Peter und Natalie besaß sie so wenig, daß es die dreisten Dolgoruki wagen durften, ihre Gelder zu sistiren. Daß man 1730 auch sie als Candidatin für den erledigten Thron in Aussicht nahm und der Feldmarschall Fürst M. M. Dolgoruki für sie sprach, bewies, wie wenig man ihren Charakter begriff. Langsam abzehrend, starb Eudoxia im Kloster am 10. Sept. (27. Aug.) 1731. Ihre Schwester Axinia war an Fürst Boris Iwanowitsch Kurakin, den Freund Peter's I., vermählt.

Vgl. Brückner, »Peter der Große« (Berlin 1879); derselbe, »Peter's des Großen Briefwechsel mit Katharina«, in Raumer's »Histor. Taschenbuch«, 5. Folge, 10. Jahrg. (Leipzig 1880); Kleinschmidt, »Rußlands Geschichte und Politik, dargestellt in der Geschichte des russischen hohen Adels« (Kassel 1877). (*Arthur Kleinschmidt.*)

LAPUCHIN (Peter Wassiljewitsch, Fürst). Dieser Mann war unter Kaiser Paul Petrowitsch Senator, dann Generalprocurator des Senats, als Paul 1798 seine schöne Tochter Anna Petrowna zur Maitresse nahm und ihr bei Hofe den Rang gleich nach den Großfürstinnen gab. Er erhielt ein polnisches Gut mit 7000 Bauern und 80,000 Rubel Einkünften; als er einst Anna zu Paul sandte, um ihm den Grafentitel auszuwirken, war dieser so gnädig gestimmt, daß er Lapuchin und seine Descendenz am 29. Jan. 1799 in den russischen Fürstenstand erhob. Anna beherrschte lange den Kaiser, auch als sie den Fürsten Paul G. Gagarin geheirathet hatte, und starb als Ehrendame 1805. Lapuchin, ebenso unbedeutend wie unwürdig, legte 1799 sein Amt nieder, wurde 1801 Mitglied des Geheimen Concils, 1803 Justizminister und Präsident der Gesetzescommission, von der er als Nichtjurist so wenig verstand, daß er 1804 seinen Abschied nahm. Dies hinderte nicht, daß er 1809 Präsident des Reichsrathedepartements für Gesetzgebung, 1818 Präsident des Conseils der Staatscrediteinrichtungen, endlich Präsident des Reichsrathes und des Ministercomites wurde. Am 26. Dec. 1825 ließ er als solcher den Reichsrath dem neuen Kaiser Nikolaus huldigen und trug am 3. Sept. 1826 bei seiner Krönung die Kaiserkrone; am 13. Juni d. J. wurde ihm das Präsidium des hohen Gerichtshofes gegen die Decemberverschwörer übertragen. Wegen seiner fünfzigjährigen Thätigkeit genoß Lapuchin trotz aller Beschränktheit ein großes Ansehen, und da er ihm nie widersprach, hielt ihn Nikolaus selbst für einen bedeutenden Staatsmann. Er starb am 18. April 1827. Sein fürstliches Haus erlosch in seinem Sohne Paul Petrowitsch am 23. Febr. 1873, doch dieser durfte Titel und Name einem Demidow übertragen, der sich Nikolai Petrowitsch, Fürst Lapuchin-Demidow nennt.

Vgl. Kleinschmidt, »Rußlands Geschichte und Politik« (Kassel 1877); von Sybel, »Geschichte der Revolutionszeit«, Bd. 5, S. 250; Bienemann, »Aus den Tagen Kaiser Paul's« (Leipzig 1886).

(*Arthur Kleinschmidt.*)

LARA oder LARUNDA, eine altlatinische Erd- und Unterweltsgöttin, die Göttin der römischen Stadtflur und des ihr entsprossenden Regens, aber auch als unterweltliches Wesen eine Göttin des Todes und der Todten, der Manen. Sie war identisch mit der Mania oder Genita Mana, einer Göttin über Leben und Tod, über Geburt und Sterben, welcher man einen Hund opferte und im Gebete den Wunsch aussprach, daß niemand aus der Familie ein »Guter« werden, d. h. sterben möchte; denn das Wort Manes (die Geister der Verstorbenen) bedeutet die Guten (*Plut.* Quaest. Rom. 52).

Ein anderer Name derselben Göttin war Dea Muta oder Tacita, die Stumme, die Schweigende, wie die Manes ja auch Taciti und Silentes genannt werden. Abergläubische Frauen und Mädchen opferten und beteten zu ihr unter absonderlichen Gebräuchen noch zu Ovid's Zeit an der Todtenfeier der Feralien (*Ov.* fast. 2, 571 fg.). Von der «schweigenden Göttin» erzählt Ovid (fast. 2, 583 fg.) folgende in griechischer Weise gedichtete Fabel: Jupiter liebte die Quellnymphe Juturna, und da sie sich seinen Nachstellungen entzog, so bat er alle Nymphen Latiums, daß sie zur Gewinnung der Schwester ihm behülflich seien. Eine der tiberischen Najaden war Lara, die ursprünglich den Namen Lala (Schwätzerin, von λαλεῖν) gehabt hatte, eine Tochter des Flußgottes Almo. Gegen die Warnung ihres Vaters hielt diese ihre Zunge nicht im Zaume; sie warnte die Juturna vor Jupiter und verrieth sogar der Juno seine Liebe. Da beraubte Jupiter im Zorn die Schwätzerin der Zunge und übergab sie dem Mercurius, daß er sie zu den Manen führe; da sei fortan der ihr geeignete Ort, sie solle die Nymphe des unterweltlichen Sumpfes sein. Unterwegs schwächte sie Mercurius, und sie ward Mutter des Zwillingspaares der Lares compitales. *(H. W. Stoll.)*

LARA (David Cohen de), Gelehrter, Lexikograph und Moralschriftsteller, geboren um 1602[1]), Sohn des unterrichteten und angesehenen Isaak Cohen de Lara in Amsterdam, Schüler des amsterdamer Rabbiners Isaak Uziel, folgte einem Rufe als Prediger der spanisch-portugiesischen Gemeinde in Hamburg[2]), wo er am 10. Oct. 1674 starb. Er übersetzte mehrere Abschnitte des ethisch-ascetischen Werkes des Elia de Vidas[3]), sowie die Tractate über die Glaubensartikel und über die ethischen Regeln des Maimuni[4]) aus dem Hebräischen ins Spanische. Auch erklärte er das der Ausgabe des Pentateuchcommentars vorgedruckte Räthselgedicht Ibn Esra's über die Buchstaben אהיו und übersetzte es ins Lateinische.[5]) Hervorragend ist er als rabbinischer Lexikograph. Zuerst veröffentlichte er sein, dem schwedischen Gesandten in Deutschland, Johann Silvius de Tulingen, gewidmetes Lexikon der in den rabbinischen Schriften vorkommenden Fremdwörter[6]), ein Prodromus zu seinem großen, unvollendet gebliebenen Werke «Kheter Khehunnah»[7]), das nach dem Aruch und Buxtorff's «Lex. Rabb.» die beste Leistung auf diesem Gebiete ist. Dieses Werk, an dem er, wie er Joh. Buxtorff schreibt und auf dem Titel selbst angibt, vierzig Jahre arbeitete und das er auf Aufmunterung des ihm befreundeten hamburger Licentiaten Esdras Edzard im Drucke erscheinen ließ, gibt nicht allein Zeugniß von seiner außerordentlichen Sprachkenntniß, sondern auch von seiner Vertrautheit mit den griechischen und römischen Classikern, aus welchen er häufig Stellen anführt, sowie mit den Kirchenvätern und den spätern christlichen Autoren, namentlich Joh. Buxtorff, Hottinger, Lightfoot, Drusius, Casaubonus u. a.; nur ein Theil des Werkes, das nach einer Mittheilung E. Edzard's bis zum Buchstaben R druckfertig war, erschien und wurde mehreren christlichen und jüdischen Gelehrten gewidmet.[8]) Mit Joh. Buxtorff[9]), der ihn und seine Arbeiten sehr schätzte, Theoph. Spizelius, der ihn den größten Hebräer seines Jahrhunderts nennt[10]), und mehreren andern christlichen Gelehrten stand er in Correspondenz; sein Verhältniß zu Cardinal Richelieu, dessen Geschäftsträger Stella de Tery et Morimont er eine Anzahl Exemplare seines Lexikons geschickt hat, ist noch nicht aufgeklärt.[11]) Mehrere seiner ungedruckten Schriften, ein «Nomenclator» betiteltes Reallexikon zum Talmud, dessen Ausarbeitung ihn zwölf Jahre beschäftigt, und von dem er ein Specimen Buxtorff geschickt hat[12]), die Sammlung rabbinischer Sprichwörter[13]), ethischer Sentenzen, sowie die rabbinische Synonymik und ein Glossar der von den rabbinischen Schriftstellern gebrauchten arabischen und sonstigen termini technici sind wahrscheinlich nicht mehr vorhanden. Ein vermuthlich von ihm stammendes handschriftliches Werk über die siebenzig Wochen des Daniel befindet sich in der Stadtbibliothek zu Hamburg.[14]) — **Isaak Cohen de Lara**, ein Verwandter des Vorigen, war Buchhändler in Amsterdam und veröffentlichte ein «Guida de Passageros» zusammen mit einem jüdisch-spanischen Kalender, mehreren Gebeten u. a. m.[15])

Dieser Familie gehört auch an **Chija Cohen de Lara**, Gelehrter an der 1637 gegründeten, berühmten Hochschule Arbol de las Vidas (Ez Chajim) in Amsterdam. Schüler des Salomon Amar, des 1738 in Marokko verstorbenen Rabbiners sämmtlicher jüdischer Gemeinden Afrikas, bearbeitete er 1685 das Werk «Mischmeroth Khehunnah», das er im Alter, von körperlichen Leiden und Nahrungssorgen heimgesucht, zum Druck beförderte.[16]) In diesem Werke hat er die Aussprüche,

1) Nach Möller u. a. («Lexikon hamburger Gelehrten», S. 558) wurde er in Hamburg geboren. 2) Basnage («Hist. des Juifs», V, 3117) macht ihn fälschlich zum rotterdamer Rabbiner. 3) «Tratado del Timor Divino» (Amsterd. 1633); «Tratado de la Penitencia» (Leiden 1666). 4) «Tratado de los Articulos de la Ley Divina, repart. en 10 articulos» (Amsterd. 1652); «Tratado de Moralidad y Regimiento de la Vida» (Hamb. 1662). 5) «Dibre David» (Leiden 1658). 6) «Jr David sive de Convenientia vocabulorum rabbinicorum cum graecis et quibusdam aliis linguis Europaeis» (Amsterd. 1648); der Nachtrag zu dieser Schrift unter dem Titel «Mezudat David» blieb ungedruckt. 7) «Lexicon Thalmudico-Rabbinicum. . . De convenientia vocabulorum Thalmudicorum et Rabbinicorum cum lingua Chaldaica, Syriaca, Arabica etc.» (Hamburg 1668).

8) Vgl. «David Cohen de Lara's rabbinisches Lexikon Khether Khehunnah. Ein Beitrag zur Geschichte der rabbinischen Lexicographie». Von Dr. J. Perles (Breslau 1868). 9) Sein Brief an Joh. Buxtorff, dat. Hamburg 29. April 1661, handschriftlich in der Briefsammlung Buxtorff's (baseler Stadtbibliothek); die beiden andern Briefe de Lara's an Buxtorff sind nicht mehr vorhanden. 10) «Summum aevi nostri Ebraeum» in einem Briefe an Buxtorff vom 29. April 1661. 11) S. die handschriftl. Briefe Stella's an Buxtorff (baseler Stadtbibliothek). 12) S. den Brief Buxtorff's an Hottinger vom 19. Nov. 1660 (züricher Stadtbibliothek). 13) Derselbe an denselben vom 12. Juli 1642: «David Cohen de Lara Rabbinus Hamburgensis natione Hispanus opus edicionum omnium scripsit quod vocavit מכא דוד». 14) M. Steinschneider, «Katalog der hebräischen Handschriften in der Stadtbibliothek zu Hamburg» (Hamburg 1878), Nr. 338. 15) Amsterdam 1704. 16) Amsterdam 1753.

Sentenzen, Grundregeln u. dgl. m. des Talmud alphabetisch geordnet und hier und da seine kritischen Anmerkungen hinzugefügt, die geäußerten freien Ansichten jedoch, wahrscheinlich auf Drängen des amsterdamer Rabbinatscollegiums — auf der Rückseite des Titelblattes — widerrufen. Er tadelt die verkehrte Richtung des Talmudstudiums und zeigt sich der religiösen Reform sehr geneigt. Einige seiner Rechtsbescheide finden sich in der Gutachtensammlung «Ez Chajim»; sein von ihm citirtes Werk «Markebes ha-Mischna» wurde nie gedruckt. Er starb vor Mitte des 18. Jahrh. *(M. Kayserling.)*

Lärchenbaum, s. **Larix.**

LARCY (Charles Paulin Roger de Saubert, Baron de), französischer Staatsmann. Als Sohn eines Unterpräfecten der Restauration am 20. Aug. 1805 zu La Vigan (Departement Gard) geboren, studirte Larcy im Collège Henri IV. in Paris, wurde 1826 Advocat daselbst, 1827 Hülfsmitglied des Obergerichts (Juge auditeur) und 1829 Substitut des königlichen Procurators in Alais. Nach der Julirevolution gab er 1830 seine Entlassung, widmete sich wieder der Advocatur und zeichnete sich in diesem Berufe durch glänzende Beredsamkeit und scharfes Urtheil, zumal in politischen Processen aus. Seine Broschüre «La Révolution de la France» (1831) bewog Châteaubriand, ihn zu beglückwünschen. Im J. 1833 wurde er Mitglied des Generalrathes des Departements Gard, was er bis 1851 blieb, und 1839 durch die Wähler von Montpellier in die Deputirtenkammer entsandt, in der er auch für die folgende Legislaturperiode saß. Mit Berryer führte er die legitimistische Partei und auf der äußersten Rechten bekriegte er unaufhörlich das Ministerium Guizot. Im J. 1843 war er unter den fünf Deputirten, die zu dem Grafen von Chambord nach Belgrave-Square in London pilgerten; hierfür bezeichnete Guizot ihn wie seine Collegen als «gebrandmarkt», er reichte 1844 seine Entlassung ein, wurde aber sofort wieder in die Kammer gewählt und blieb darin. Im J. 1846 scheiterte seine Candidatur, welche der Präfect Roulleaux Dugage bekämpfte, und als er bei Theilwahlen am 24. Febr. 1848 im ersten Wahlgange die Stimmenmehrheit erlangt hatte, traf die Nachricht von der Revolution ein. Im politischen Glaubensbekenntnisse, das er als Candidat für die Constituirende Versammlung abgab, nahm er die Republik ruhig an, seine beständige Opposition hatte ihn sehr populär gemacht, sodaß ihn die Departements Hérault und Gard in die Constituante wählten; er nahm für Gard an, der vierte von zehn Erwählten. Larcy betheiligte sich voll Eifer an den Discussionen der Versammlung, stimmte mit der Rechten und bekundete den glühenden Monarchisten; ebenso handelte er, als er in die Legislative gewählt worden war. Er unterstützte alle reactionären Maßregeln, welche von der Majorität vorgeschlagen oder angenommen wurden, sprach sich für das Wahlgesetz vom 31. Mai aus, suchte es aber zu verbessern, und trat für die Revision der Verfassung ein, war aber keineswegs gesonnen, der Privatpolitik des Präsidenten Bonaparte zu dienen. Nach dem Staatsstreiche vom 2. Dec. 1851 war er unter den Deputirten, die in der Versammlung des zehnten Arrondissements dagegen protestirten, und 1853 zog er sich grollend in das Privatleben zurück. Im J. 1863 trat der Baron als Candidat der Opposition für die Wahlen in dem Gesetzgebenden Körper auf, unterlag aber dem Regierungscandidaten Fabre; bei dem Herannahen der Generalwahlen von 1869 stand er eifrig im Kampfe und infolge einer bei ihm abgehaltenen Privatréunion entstand viel Lärm, er erlitt Verfolgungen, mußte Buße zahlen (September und October 1868) und fiel bei den Wahlen 1869 durch.

Im J. 1871 sandte das Departement Gard Larcy in die Nationalversammlung und der Präsident der Republik Thiers ernannte ihn am 19. Febr. zum Minister der öffentlichen Arbeiten. Er stimmte im August gegen die constituirende Gewalt der Versammlung und reichte seine Entlassung infolge des Rivet'schen Antrags ein; doch bewog ihn Thiers zu bleiben, und nach wie vor bekundete Larcy legitimistische Sympathien. Infolge der Demonstration der monarchischen Parteien trat er am 20. Juni 1872 aus dem Ministerium und an Depeyre's Stelle wurde er einstimmig am 24. zum Präsidenten der Rechten der Nationalversammlung gewählt, die ihren Sitz im Hôtel des Réservoirs zu Versailles hatte. Hier beschloß dieselbe am 10. Nov. unter seinem Vorsitze, die endgültige Republik zu verwerfen und auf der Aufrechthaltung des Pactes von Bordeaux in seinem provisorischen Charakter zu bestehen; am 29. Nov. stimmte er in der Nationalversammlung gegen den Antrag Dufaure, am 6. Dec. aber wurde er Präsident des Dreißiger-Ausschusses. Er gehörte zu den entschiedensten Gegnern von Thiers und der definitiven Republik und wurde im October 1873 Mitglied des Neuner-Ausschusses, der im Sinne der Fusionisten mit dem Grafen von Chambord in Unterhandlungen trat. In der Versammlung der Rechten erstattete er Bericht über die Versammlung der Vorstände der Vereine der Rechten am 4. und 18. Oct. und über die Arbeiten der Neuner-Commission und der gesammte Vorstand des rechten Centrums pflichtete am 22. d. M. einträchtig diesen Ansichten bei. Voll Kummer sah der Baron die Restauration an Chambord's Starrsinn scheitern. Am 27. Nov. übernahm er in dem Cabinete des Herzogs von Broglie das Ministerium der öffentlichen Arbeiten an Stelle Deseilligny's. Am 16. Mai 1874 trat er mit den Collegen ab. Im Januar 1875 berief ihn der Präsident der Republik, Mac Mahon, wegen der Bildung eines neuen Cabinets an Stelle des Ciffey'schen, doch war kein Ergebniß zu erzielen und Ciffey blieb vorläufig am Ruder. Larcy stimmte am 30. Jan. gegen das Wallon'sche Amendement, ebenso am 2. Febr.; mit Unwillen sah er die Befestigung der Republik als Staatsform Frankreichs. Im Mai endete seine Thätigkeit im Dreißiger-Ausschusse und am 31. Dec. 1875 sein Mandat als Deputirter. Im December 1875 bei den Senatswahlen durchgefallen, blieb Larcy ohne parlamentarisches Mandat und wurde erst am 4. Dec. 1877 unabsetzbarer Senator. Larcy schrieb mancherlei in den «Correspondant», die «Gazette de France» und andere Journale, 1860 erschien der erste Theil eines

groß angelegten Werkes «Des vicissitudes politiques de la France», auch publicirte er «Louis XVI et les États-Généraux». Im Senate zählte er zu den hauptsächlichsten Führern der legitimistischen Partei. Er starb am 8. Nov. 1882 zu Pierrelate (Departement Drôme).

(Arthur Kleinschmidt.)

LARDNER (Dionysius), englischer Physiker und Mathematiker, geboren in Dublin den 3. April 1793 als der Sohn eines Advocaten. Er studirte mit glänzendem Erfolg Naturwissenschaften, Mathematik und Astronomie im Trinity-College der Universität Dublin, wo er auch 1817 promovirte. Im J. 1828 ward er zum Professor der Physik und Astronomie an der londoner Universität ernannt. Literarisch machte er sich zuerst bekannt durch die Werke «Treatise on algebraical geometry» (Lond. 1823) und «On the differential and integral calculus» (1825; 2. Aufl. 1828). Darauf ging er an die Ausführung des weitangelegten Planes, eine großartige Encyklopädie oder vielmehr eine Reihenfolge von selbständigen Abhandlungen über Naturwissenschaften, Industrie, Kunst, Literatur, Geschichte u. s. w. herauszugeben, an der die namhaftesten Schriftsteller sich betheiligten und von der nach und nach (Lond. 1830—44) unter dem Titel «Lardner's Cyclopaedia» 134 Bände erschienen sind. Lardner selbst schrieb dafür Abhandlungen über Mechanik, Hydrostatik, Geometrie, Arithmetik und Elektricität. Im J. 1840 verlor er infolge eines skandalösen Processes, den er sich durch die Entführung einer verheiratheten Frau zugezogen, seine Professur an der londoner Universität. Er ward dadurch veranlaßt, sich zuerst nach Paris, dann nach den Vereinigten Staaten von Amerika zu wenden, kehrte indeß nach einigen Jahren nach Europa zurück, wo er seine gelehrten Beschäftigungen wieder aufnahm. Außer den oben erwähnten Werken veröffentlichte er unter andern noch: «Handbook of natural philosophy and astronomy» (2. Aufl., 6 Bde., London 1855), welches alle Zweige der Physik, Mechanik, Hydraulik, Optik u. s. w. umfaßt; «On animal physics» (London 1854); «Museum of science and arts» (10 Bde., London 1852—56; neue Ausg. 1873); «Handbook of electricity and magnetism» (London 1855). Lardner starb auf einer Reise in Italien zu Neapel am 29. April 1859.

(W. Bentheim.)

LARES, Haus- und Familiengötter, deren Cultus nicht blos bei den Römern und den Latinern überhaupt, sondern auch bei den Sabinern und Etruskern heimisch war. Das Wort stammt von dem etruskischen lars, welches Herr (ἥρως, ἄναξ) bedeutet (*Varro* lingua lat. 5, 74). Die Lares galten als vergötterte Menschenseelen, als die Seelen früherer ausgezeichneter Familienväter des Geschlechts, die nicht wie sonst die Seelen der Verstorbenen als Manes in die Unterwelt gegangen, sondern auf der Oberwelt geblieben waren, als freundliche, wohlwollende Schützer der hinterbliebenen Familie, ihres Hauses und Besitzthums. Unter den Familienlaren nahm der Lar familiaris, der Herr oder der Stammvater der Familie, eine ausgezeichnete Stellung ein; er war der personificirte Ursprung der Familie, der Genius des ersten Begründers des Geschlechts, der als fortzeugende Kraft in dem Hause waltete und namentlich das Aussterben der Familie verhinderte. Manchmal tritt er auch selbst zeugend in der Familie auf, wie in der Sage von der Erzeugung des Servius Tullius durch den Lar familiaris in dem Hause der Tarquinier (*Plin.* Hist. nat. 36, 70; *Dionys. Hal.* 4, 2). Die Laren wurden in beständigem regen Zusammenhange mit dem Hause der Familie gedacht, sodaß man mit dem Worte Lar oder Lares häufig Haus und Heimat bezeichnete, und genossen von den Familienmitgliedern eine beständige aufmerksame Verehrung. Ihre Bilder, gewöhnlich aus Holz, später auch aus Marmor oder aus Silber und andern Metallen, in gabinisch geschürzter Toga dargestellt (*Ov.* fast. 2, 634), standen in alter einfacher Zeit in dem Atrium, dem Familien- und Speisesaale des Hauses in einem Schrein, sacrarium oder lacrarium, zusammen mit den Penaten, verwandten Hausgöttern, die oft mit ihnen vermengt worden sind. Ihr Dienst war alterthümlich einfach und höchst gewissenhaft, vornehmlich aber lag der Hausfrau, der Schaffnerin des Herdes, die Sorge für die Larey ob (*Cato* r. r. 143). Außerdem war ein regelmäßiger Dienst bei der Larenverehrung den Sklaven übergeben, wahrscheinlich weil diese auch den Herrn des Hauses bei seinen Lebzeiten zu bedienen hatten. Bei jeder Mahlzeit wurde den Laren nach dem ersten Gange unter andachtsvollem Schweigen auf kleinen Schüsseln (patellae) ihr Antheil von Speisen hingestellt und ein Trank in die Herdflamme gegossen. Fromme Familienglieder opferten ihnen täglich; das Opfer bestand in Kuchen und Honig, Wein und Weihrauch, auch wol aus einem Opferthiere, besonders dem Schweine (*Tibull.* 1, 3, 34; *Juvenal.* 9, 137; 12, 86; *Hor.* carm. 3, 23, 4; sat. 2, 3, 165). Jedenfalls aber erhielten sie ihre Opfer an den Haupttagen des Monats, den Calenden, Nonen und Iden, sowie an jedem Feste der Familie; denn die Laren nahmen an jedem freudigen wie traurigen Ereignisse der Familie Antheil. Bei solcher Gelegenheit öffnete man das Lararium, damit ihre Betheiligung eine engere sei; bei freudiger Feier schmückte man ihre Bilder mit Blumen und Kränzen. Die Laren wurden gefeiert an den Geburts- und Sterbetagen der Familie; wenn der Sohn des Hauses die männliche Toga anlegte, reichte er ihnen seine Bulla, die er als Knabe getragen (*Propert.* 4, 1, 132; *Pers.* 5, 31); die junge Frau brachte ihnen sogleich bei ihrem ersten Eintritte in das Haus ihr Opfer dar. Am Tage nach dem allgemeinen Todtenfeste der Feralien (21. Febr.) feierte man mit den Verwandten ein häusliches Larenfest, die Caristia (Charistia), eine Art Versöhnungsfest der Verwandten, indem man im Angesichte der Laren ein frohes Liebesmahl abhielt und jede Uneinigkeit ausglich (*Ov.* fast. 2, 617 fg.). — Wie jedes Haus seine Laren hatte, so auch alle städtischen und ländlichen Quartiere, die ganze Stadt und der Staat, die ja als erweiterte Familien angesehen wurden. Von

besonderer Bedeutung waren die Lares compitales, die Laren der einzelnen Stadtviertel und ländlichen Quartiere, an den compita, den Punkten, wo die die Quartiere voneinander scheidenden Straßen und Wege zusammenstießen. Diese Stellen des lebhaftesten Verkehrs der benachbarten Straßenquartiere (vici) waren durch kleine Kapellen bezeichnet, in welchen an einem Altare die Laren als die Schutzgeister der Nachbarschaft (vicinia) von den Bewohnern des betreffenden Straßenquartiers verehrt wurden. Wenn eine junge Frau zuerst in das Haus ihres Mannes eintrat, mußte sie, gleichsam um sich in die neue Gemeinschaft einzukaufen, wie den Lares familiares, so auch den Laren ihres eigenen und denen des nächsten Quartiers einen As geben (*Varro* bei *Non. Marc.* p. 531). Jährlich wurde den Lares compitales an einem jedesmal angesagten Tage von den Genossen des Quartiers das angeblich von Servius Tullius gestiftete Fest der Compitalien gefeiert, das mit allerlei Spielen und Lustbarkeiten verbunden war. Zu dem gemeinschaftlichen Opfer mußte jedes Haus einen Opferkuchen steuern. Die an den compita verehrten Laren waren überall dieselben, und zwar ein Zwillingspaar, Söhne des Mercurius und der Lara (s. d.); in den Zeiten des Augustus aber wurde diesen als dritter der Genius des Augustus zugefügt, der als der neue Begründer und Vater Roms angesehen werden wollte, und seitdem wurde auch in den Familien der Schutzgeist des Augustus zugleich mit den Laren verehrt (*Ov.* fast. 5, 145). Als Schützer der Straßen und Wege fallen diese städtischen wie namentlich ländlichen Lares compitales mit den Lares viales zusammen. Es werden auch Lares militares und permarini (*Liv.* 40, 52) genannt; diesen letztern hatte Aemilius Regillus in einem Treffen gegen die Flotte des Antiochus einen Tempel gelobt, der im J. 179 v. Chr. im Campus Martius eingeweiht wurde. Die Lares praestites, die schirmenden Vorsteher der ganzen Stadt (*Ov.* fast. 5, 129), waren von den Lares compitales nicht wesentlich verschieden. Ihnen war in sehr alter Zeit auf dem höchsten Punkte der Sacra via eine Kapelle mit einem Altare geweiht worden, an welchem man am 1. Mai opferte. Augustus stellte das verfallene Heiligthum wieder her und bestimmte den 1. Mai als allgemeinen Festtag der städtischen Laren. Wie die Geister der Familienahnen die Laren des Hauses waren, so galten die Geister des Romulus und Remus, der Gründer der Stadt, als die stadtschirmenden Laren; doch gesellte man ihnen mit der Zeit auch noch andere zu, Faustulus und Acca Larentia, die Erzieher derselben, sowie manche andere um den römischen Staat verdiente Personen der mythischen Geschichte, von denen man glaubte, daß sie noch fortwährend den Staat beschützten. — In spätrömischer Zeit war der Larendienst von dem alten einfachen Dienste in mancher Hinsicht verschieden. Da das Haus eine erweiterte Ausdehnung und Einrichtung erhalten hatte und das Atrium schon längst nicht mehr der gewöhnliche Aufenthalt der Familie war, so war das Lararium an andere Stellen des Hauses verlegt worden, in die Wirthschaftsräume und die Küche und namentlich an den Eingang des Hauses hinter der Thür; auch hatten die Vornehmern häufig Betkapellen der Laren neben dem Schlafzimmer. Zwischen Laren und Penaten war kein Unterschied mehr, und dazu kamen noch Genien von Verstorbenen und Lebenden, von Freunden und Gönnern, besonders der Genius des regierenden Kaisers. Der Kaiser Alexander Severus (222—235 n. Chr.) hatte in seinem Palaste zwei Lararien; in dem einen standen außer mehreren consecrirten Kaisern als Penaten auch Christus und Abraham, Orpheus und Alexander d. Gr., in dem andern Bilder berühmter Dichter und Schriftsteller, griechischer und römischer Helden (*Ael. Lamprid.* Alex. Sev. c. 28). *(H. W. Stoll.)*

LARGILLIÈRE (Nicolaus de), französischer Porträtmaler, geboren zu Paris am 20. Oct. 1656, erhielt zu Antwerpen von dem vlämischen Maler A. Goubeau den ersten Kunstunterricht. Der junge Künstler neigte sich zuerst dem Stillleben zu und malte Blumen, Früchte, Fische. Als er mit achtzehn Jahren seine Lehre verließ, ging er nach England, wo er vier Jahre thätig war. Peter Lely ließ durch ihn mehrere Gemälde berühmter Meister restauriren, die für das Schloß von Windsor bestimmt waren, und auf diese Weise wurde er dem Könige Karl II. bekannt, der seinen Arbeiten Beifall zollte. Die Verfolgungen, denen die Katholiken in England ausgesetzt waren, bestimmten ihn, sich nach Paris zu begeben, wo er mit Lebrun, Edelinck u. a. in nähere Beziehungen trat. Er blieb auch fortan in Paris und wurde 1686 als Mitglied in die Akademie aufgenommen. Obgleich er auch historische Stoffe behandelte, Landschaften und Thiere malte, so warf er sich doch in erster Reihe auf das Porträt. Noch einmal kam er nach London, als er von König Jakob II. bei Gelegenheit seiner Thronbesteigung dorthin berufen ward, um ihn und die Königin zu malen. Nach Vollendung dieser Bildnisse kehrte er nach Paris zurück und die glänzendsten Vorstellungen vermochten nicht, ihn seiner Vaterstadt untreu zu machen. Nach seiner Rückkehr erhielt er von der Stadt den Auftrag, zwei große Bilder für das Stadthaus zu malen: Ansicht des Festessens zum Andenken an die Wiedergenesung Ludwig's XIV. (1687) und die Hochzeit des Herzogs von Bourgogne mit Marie Adelaide von Savoyen. Die Akademie hatte Largillière 1705 zum Professor, 1738 zum Director, 1743 zum Kanzler derselben ernannt, und als solcher starb er am 20. März 1746. Begabt mit außerordentlicher Leichtigkeit des Schaffens hat er zahlreiche Porträts hinterlassen, weniger aber von Hof- als Privatleuten, darunter von mehreren berühmten Persönlichkeiten seiner Zeit. Der Künstler wußte mit freiem Pinsel und correcter Zeichnung nicht allein ein schönes Bild zu liefern, sondern auch den Charakter des Dargestellten selbst lebendig und geistreich zu schildern. Unter den französischen Bildnismalern des vorigen Jahrhunderts nimmt er eine hervorragende Stellung ein. *(J. E. Wessely.)*

LARINO, Hauptstadt des gleichnamigen, 34 Gemeinden mit 101,200 Bewohnern umfassenden Districts in der italienischen Provinz Campobasso, 32 Kilom. nord-

östlich von Campobasso, Station der Italienischen Südbahn Termoli-Telese, Bischofssitz mit Priesterseminar, zählt 6900 Einwohner. Im Alterthume war Larinum ursprünglich eine Stadt der Frentaner und später römisches Municipium von ziemlicher Bedeutung. Zeugniß davon geben die Reste eines großartigen Amphitheaters. *(A. Schroot.)*

LA-RIOJA, Provinz der Argentinischen Republik, im Nordwesten derselben, nördlich an die Provinz Catamarca, östlich an dieselbe und an Cordova, südlich an San Luis und San-Juan, westlich an die Republik Chile grenzend, umfaßt 89,685 □Kilom. mit 90,000 Bewohnern; im westlichen Theile ist sie äußerst gebirgig durch die Cordilleren und deren Abhänge, im östlichen Theile flach, schwach bewässert; Hauptfluß ist der Vermejo. Die Provinz gehört zu den metallreichsten der Republik, auch ist viel Nutzholz vorhanden, Getreide und Weinbau sind beträchtlich, die große Abgelegenheit der Provinz hat jedoch ihre Entwickelung noch gehemmt. Die Hauptstadt La-Rioja, ungefähr in der Mitte der Provinz gelegen, zählt etwa 4500 Einwohner. *(A. Schroot.)*

LARISSA (auch Larisa*) nannten die Griechen in ihrer sogenannten pelasgischen Urzeit die verschanzten Bergspitzen, die ihnen als Burgen dienten und allmählich zu «Oberstädten», zu Akropolen geworden sind. Als auszeichnender Name einer vor vielen andern höchst imposanten Bergfestung oder Citadelle ist der Name Larissa eigenthümlich geblieben namentlich der höheren und größeren der beiden Burgen des peloponnesischen Argos, die auf einem östlichen Vorberge des von Westen herziehenden Berges Lykon fast 300 Met. hoch über der östlich zu ihren Füßen sich ausbreitenden Stadt liegt und mit ihren auf alten hellenischen Mauern ruhenden französischen und venetianischen Verschanzungen aus dem Mittelalter noch einmal mit Erfolg als Festung benutzt wurde, als im Juli und August 1822 Demetrius Ypsilanti hier mit geringen Streitkräften das große türkische Heer des Dramali aufhielt. Vgl. E. Curtius, «Peloponnesos», II, 350 fg.; Bursian, «Geographie von Griechenland», II, 49 fg.

Der Name Larissa ist auf zahlreiche griechische Städte als Eigenname übergegangen; wir führen nur die einigermaßen wichtigen an. Weitaus die allezeit bedeutendste derselben, die auch diesen Namen bis auf unsere Zeit behauptet hat, ist Larissa am Peneios im mittlern Thessalien. Nicht fern von der Einmündung des Onochonos in den Peneios, und unweit des Sees Nessonis belegen, war diese Stadt, die schon in sehr früher thessalischer Zeit, also seit dem 10. Jahrh. uns begegnet, als der wichtigste Ort des Cantons Pelasgiotis namentlich dadurch bevorzugt, daß die Ebenen, in deren Mitte Larissa liegt — Larisae campus opimae — von ganz erstaunlicher Fruchtbarkeit sind; so unter andern das Amyrische Feld, welches, in der Gegend des Sees Böbeis sich ausdehnend, noch in späten Zeiten den Larissäern angehörte. Als zu dem Sitze des thessalischen Dynastengeschlechtes der Aleuaden gehörte in den Zeiten der Unabhängigkeit Thessaliens zu Larissa ein sehr ansehnliches Gebiet; dahin zahlten auch die perrhäbischen Städte im Norden ihren Tribut. Obwol nun Larissa zu allen Zeiten als eine höchst lebenskräftige Stadt sich gezeigt hat, und in der alten Geschichte oft erwähnt wird, ist ihre zusammenhängende Geschichte, da sie kaum jemals als selbständige Stadt auftritt, nicht wohl zusammenzustellen. Es genügt also zu sagen, daß, wie die Masse von Thessalien, so auch Larissa seit 352 v. Chr. in der Regel unter makedonischer Hoheit gestanden hat; daß ferner nach der Vernichtung der Macht Philipp's V. bei Kynoskephalä der Römer Flaminius 194 in Larissa das Concilium gründete, welches den politischen Mittelpunkt des 197 durch die Römer befreiten und nun aristokratisch eingerichteten Thessaliens abgibt; daß Larissa auch später (wie immer auch Thessalien unter römische Oberhoheit gestellt, und gleichviel ob es mit Achaja oder Makedonien verbunden war) der Sitz eines solchen Landtages geblieben ist.

Larissa ist seit der Zeit der Zerlegung der großen römischen Provinzen in kleinere durch Kaiser Diocletian die amtliche Hauptstadt der Provinz Thessalien und Sitz eines «Präses» geworden und in dieser Gestalt in die byzantinische Zeit übergegangen, wo es bis zu der Eroberung durch die Kreuzfahrer des Lateinischen Kreuzzuges der politische Mittelpunkt Thessaliens blieb, welches längere Zeit eine Eparchie des großen makedonischen Themas war, dagegen schon seit dem ausgehenden 9. Jahrh. mit dem Thema Hellas verbunden erscheint (nur daß je nach dem Bedürfnisse der Zeit wenigstens das nördliche Thessalien fortan abwechselnd unter die Befehle der Strategen der Themen Hellas oder Thessalonike gestellt wurde). Larissa ist auch für die griechische Kirchengeschichte frühzeitig ein Ort von Bedeutung geworden. In der Mitte des 2. Jahrh. n. Chr. bestand in Larissa bereits eine ganz ansehnliche christliche Gemeinde, und zur Zeit Konstantin's des Großen erscheint Larissa als ein namhafter bischöflicher Sitz. Zur Zeit des Concils von Nicäa (325 n. Chr.) war der Bischof Achillios Thaumaturgos von Larissa einer der entschiedensten Gegner des Arianismus. Unter der Oberhoheit der Erzbischöfe von Thessalonike sind seit 381 n. Chr. die Bischöfe von Larissa die Metropoliten für Thessalien; in der Reihe oder in der hierarchischen Rangabstufung des Byzantinischen Reiches, in welchem Leo III. die hellenische Kirche vollständig von Rom getrennt hatte, nahmen die Erzbischöfe von Larissa die 34. Stelle ein.

Geschichtlich bedeutsam ist, daß im Laufe der zahlreichen Einbrüche nordischer Völker, die seit der Völkerwanderung auf ihren Vorstößen nach dem Innern der Balkanhalbinsel Thessalien heimsuchten, der Ostgothenkönig Theodorich bei seinem Kriege gegen Kaiser Zeno im J. 482 Larissa gründlich ausgeraubt hat; daß Justinian I. allerdings Larissa möglichst stark verschanzt, daß aber doch später der Bulgarenkönig Samuel um 980 Larissa

*) Die Form Larisa ist in Münzen, Inschriften und vielen Handschriften geläufig; die Form Larissa ist eigentlich die römische.

für sein Reich vorübergehend erobert und damals auch die Reliquien des heil. Achillios nach seiner Residenz Prespa entführt hat. Tapfer durch die Griechen vertheidigt, hielt Larissa 1084 eine Belagerung der gefürchteten apulischen Normannen unter Robert Guiscard's Söhne Boëmund glücklich aus; dieser Feldherr wurde dann im Sommer 1084 bei Larissa durch Kaiser Alexios I. Komnenos schwer geschlagen. Wenig tritt dagegen Larissa in der Zeit bunten Besitzwechsels hervor, die mit 1204 beginnt und mit der Eroberung Thessaliens durch die Osmanen abschließt. Wir sehen, daß Larissa im Herbst 1204 durch Bonifacio von Montferrat für das lombardische Königreich Thessalonike erobert wird; schon 1222 wieder in den Händen der Griechen des Despotates Epirus, seit 1259 in denen der Paläologen, seit 1349 in denen serbischer Häuptlinge, wird es sammt einem großen Theile Thessaliens 1393 unter Bajesid I. türkisches Besitzthum.

Larissa ist nicht die politische Hauptstadt des thessalischen Sandschak gewesen, als welche die Osmanen vielmehr stets das alte Trikka (Trikkala oder Tirkhala, Tirhala) benutzten. Aber unter dem Namen Jeni schehr (d. i. Neustadt) gedieh Larissa, eine Stadt von 20,000 Einwohnern, durch Ackerbau und Industrie (wo namentlich die Türkisch-Rothfärberei wichtig wurde) zu neuer Blüte. Die Griechen schufen sich hier zu Anfang des 18. Jahrh. ein hellenisches Gymnasium; ihre Metropolis (Hauptkirche und Bischofssitz) auf einer kleinen Anhöhe am nördlichen Ende der Stadt, dicht über dem Peneios, nimmt die Stelle der antiken Akropolis ein, und an dem südöstlichen Abhange der Anhöhe erkennt man noch die Form des alten Theaters, von dessen Marmorsitzen nur noch einige wenige am Platze liegen; sonst sind nur einige Skulpturwerke und zahlreiche Inschriften als Reste der alten Stadt vorhanden.

Infolge der Bestimmungen des Berliner Friedens (1878), der den bisjetzt letzten russisch-türkischen Krieg schloß, sind im Sommer 1881 große Stücke Thessaliens mit Larissa von der Pforte an das Königreich Griechenland abgetreten worden; seitdem ist Larissa die Hauptstadt der griechischen Nomarchie (6420 □Kilom. mit 145,706 Einw.) geworden, und zählte damals 13,169 Einwohner. Seit dem 4. Mai 1884 mit Volo durch eine Eisenbahn verbunden, blüht sie durch Handel, Industrie, Acker- und Gartenbau zu neuem Wohlstande auf. Vgl. namentlich Bursian, «Geographie von Griechenland», I, 64 fg.; G. Hertzberg, «Geschichte Griechenlands unter der Herrschaft der Römer», und «Geschichte Griechenlands seit dem Absterben des antiken Lebens».

Von anderen Städten desselben Namens sind nur noch anzuführen: ebenfalls in Thessalien, nämlich in dessen südlichstem Theile, in dem Canton Phthiotis, die Stadt Larissa-Kremaste. Die Stadt lag eine Stunde nördlich von dem Sunde, welcher Phthiotis von Euböa trennt und den Malischen Golf mit dem Aegäischen Meere verbindet, westlich an der Bucht von Palikelo, auf einem der Vorberge des Gebirges Othrys. Den Beinamen «Kremaste» erhielt sie von ihrer Lage am steilen Berghange. Die Ruinen ihrer Akropolis nahmen den Gipfel des Berges ein; in ihrer jetzigen Gestalt aus regelmäßigen Quadern, wahrscheinlich aus der Zeit der makedonischen Herrschaft, war sie als Festung von Wichtigkeit. Von hier hinab ziehen sich an beiden Abhängen die Stadtmauern, die, meist aus polygonen Werkstücken erbaut, an der Südseite durch eine Quermauer verbunden waren. Dazu finden sich sowol innerhalb der Akropolis, wie auf halber Höhe des Berges und außerhalb der Stadtmauern Reste von Tempeln; eine Inschrift erweist den Cult des Hermes in der Stadt. Die wohlbewässerte Gegend betrieb wichtigen und ergiebigen Garten- und Weinbau, wie noch heute das als Nachfolgerin von Larissa geltende, aber jetzt am Fuße des Berges liegende Städtchen Gardiki. Vgl. Bursian, «Geographie von Griechenland», I, 82.

Die sonst noch zu erwähnenden Städte des Namens Larissa, von denen uns etwas mehr, als eben nur der Name, bekannt ist, sind in Asien zu suchen; wirklich bedeutend ist freilich kaum eine derselben jemals gewesen. Ein Larissa in Troas, an der Küste des Aegäischen Meeres, etwa 7 Kilom. südlich von Alexandria Troas, auf dem Wege nach Hamaxitos gelegen, erscheint schon seit den Perserkriegen als verödet (*Hom.* Ilias II, 841; *Skylax* p. 36; *Thucyd.* VIII, 101; *Xen.* Hellen. III, 1. 13; *Strabo* X, 440; XIII, p. 604. 629). Dagegen hat sich bis gegen Ende der römischen Republik, freilich zuletzt kümmerlich genug, Larissa Phrikonis (*Strabo* IX, p. 440; XIII, p. 621) behauptet, eine Stadt älterer Gründung, die von äolischen Griechen bei der Auswanderung nach Kleinasien im 9. Jahrh. v. Chr. besetzt und hellenisirt worden ist. Dieses Larissa, im südlichsten Theile von Aeolis, nicht fern von Lydiens Grenze, unweit des untern Hermos und des Hermäischen Golfes, westlich von Neonteichos und südsüdöstlich von Kyme belegen (vgl. auch noch *Thucyd.* VIII, 101; *Strabo* IX, p. 440; *Plin.* Hist. Nat. V, 30. 32; *Vellej. Paterc.* I, 4), war zu Strabo's Zeit verfallen. Noch bestand an der griechischen Westküste Kleinasiens Larissa Ephesia (vgl. *Strabo* XIII, p. 620), auf der lydisch-ionischen Küste, auf dem nördlichen Ufer des mittlern Kaystros, 34 Kilom. von Ephesos entfernt, mit einem Tempel des Apollo Larisäos.

Abgesehen von den Ruinen einer von Xenophon Larissa genannten Stadt, die er auf seinem Zuge nach dem obern Tigris auf dessen linkem Ufer einige Meilen oberhalb von der Mündung des Flusses Lykos oder des Großen Zabatos in jenen gewaltigen Strom gesehen hat — anscheinend das assyrische Kalach — (*Xen.* Anab. III, 4, 7), gab es eine gräcisirte Stadt Larissa in dem Syrien der Seleukiden; sie lag in der zu Apameia gehörigen Landschaft am mittlern Orontes, auf halbem Wege zwischen jener großen Stadt und Epiphaneia (j. Hamath), *Plin.* Hist. Nat. V, 23, 19; *Appian.* Syr. c. 57; *Ptolem.* V, 15. Ihr einheimischer Name Sizara hat sich als Saidschar erhalten. (*G. Hertzberg.*)

LARISTAN, Landschaft im südlichen Persien am Persischen Meerbusen, früher eigene Provinz des Persischen Reiches, jetzt der südöstlichste District der Provinz

Farsistan, vom Cap Nabend bis zur Mündung des Kor, 59,470 □Kilom. mit etwa 90,000 Einwohnern, wasserarm mit heißem Klima, gebirgig, bringt Tabak, Baumwolle, Früchte und Getreide in vorzüglicher Qualität hervor, hat zahlreiche Kamele; der Gewerbebetrieb beschränkt sich auf Teppichweberei und Trocknen von Früchten. Der wichtigste Handelsplatz ist Beder-Abbasi (Gamrum). Die Küste wird von Arabern bewohnt, deren Scheiks zum Theil unabhängig sind und gelegentlich Seeräuberei treiben. Im übrigen gehört der Küstenstrich mit den Seeplätzen seit etwa 160 Jahren dem Imam von Maskat. Hauptstadt des Districts ist Lar, südöstlich von Schiras gelegen und mit ihm durch eine Straße verbunden. Die etwa 12,000 Bewohner zählende Stadt liegt in fruchtbarer, getreidereicher Gegend und treibt lebhaften Handel mit Tabak, Baumwolle und Getreide. Es werden Seidenstoffe und Feuerwaffen angefertigt. Im ganzen ist die Stadt gegen früher, wo sie den glänzendsten Bazar in Persien besaß, sehr zurückgekommen. Im Mittelalter war sie Hauptstadt eines eigenen Königreichs, das sich von den Bahrein-Inseln bis zur Straße von Ormuzd erstreckte, aber von Abbas dem Großen, Schah von Persien, 1622 erobert wurde. *(A. Schroot.)*

LARIVE (Jean Mauduit de), nebst Lekain und Talma einer der berühmtesten tragischen Schauspieler der Franzosen, ward am 6. Aug. 1747 zu La-Rochelle geboren. Schon in seiner frühesten Jugend zu Absonderlichem geneigt, entfloh er, noch nicht zwölf Jahre alt, seinen Aeltern und begab sich in ein Mönchskloster in Bourbonnais, um daselbst, nach Erreichung des gesetzlichen Alters, in den Orden von La Trappe zu treten. Ins väterliche Haus zurückgeführt, schwärmte er, begabt mit einem ungewöhnlichen Talente zur Nachahmung, fortan leidenschaftlich für theatralische Vorstellungen, und durch das Verbot seiner Aeltern, das Theater ferner zu besuchen, ward jene Leidenschaft nur noch heftiger geweckt. Dieselben sahen sich daher veranlaßt, ihn zu Paris in einer strengen Pension unterzubringen, welche er jedoch, kaum sechszehn Jahre alt, aus Liebe zu einem jungen Mädchen heimlich verließ und diesem nach Honfleur folgte. Hierauf ließen ihn seine Aeltern zur Bestrafung nach St.-Domingo einschiffen, aber seine Schwärmerei für das Theater konnte dadurch nicht abgeschwächt werden. Auf der Ueberfahrt dahin sowol als während seines Aufenthalts daselbst war es, wie er selbst erzählt, wo er an den so verschiedenartigen Menschen, denen er begegnete, und an der Aeußerung der Gemüthsbewegungen, die sie ihm zeigten, die Menschendarstellung zu studiren begann.

Wie es Larive endlich gelang, seinen Wunsch, Schauspieler zu werden, in Erfüllung zu bringen, wird von ihm selbst berichtet. Nach seiner Zurückkehr von St.-Domingo war sein erster Schritt, sich dem berühmten Lekain vorzustellen und ihm sein Verlangen zu erkennen zu geben. Lekain, vielleicht in der Absicht, sobald als möglich des jungen Mannes wieder los zu werden, hörte eine Rolle von ihm declamiren und rieth ihm, nur so fortzufahren, es werde dann sicher ein großer Schauspieler aus ihm werden. Larive verließ, von dieser Erklärung geschmeichelt, den ersten Helden der tragischen französischen Bühne und fand bald darauf Engagement am Theater zu Tours. Er gefiel bei seinem ersten Erscheinen auf der Bühne und sah sich nach zweijähriger Uebung im Stande, auch auf dem Theater der Hauptstadt aufzutreten. Nachdem er zur vollendeteren Ausbildung seines Talentes noch zu Lyon mit Beifall debutirt und nun Ruf erlangt hatte, kam er 1771 nach Paris, wo er als Schützling der berühmten Clairon auf dem Théâtre Français auftrat und sich bald der allgemeinen Gunst des Publikums zu erfreuen hatte. Er glänzte vorzüglich in den Rollen des Warwick, Orosman, Philoctet und Spartacus, die seiner körperlichen Schönheit, seinem wohlklingenden, alles durchdringenden Organe am meisten zusagten, und in welchen er von den Franzosen noch jetzt als classisches Vorbild betrachtet wird.

Als ein nicht unbedingter Anhänger der Revolution kam Larive in der Schreckenszeit nebst den meisten andern Mitgliedern des Théâtre Français ins Gefängniß. Ein Schreiber in der Kanzlei des Comité der öffentlichen Sicherheit, der die großen Talente von Larive, Dazincourt, Molé, der Contat u. a., die sämmtlich zur Guillotine bestimmt waren, zu würdigen wußte, rettete sie, indem er alle auf den diesen Künstlern zu machenden Proceß bezügliche Schriftstücke nach und nach heimlich beiseite schaffte und vertilgte. Ehe man neue Beweismittel gegen sie gesammelt, hatte am 9. Thermidor (Robespierre's Sturz) auch für sie die Stunde der Rettung geschlagen. Nach den Revolutionsstürmen und gereizt durch Julien Geoffroy's öfters boshafte Kritiken, sowie durch Eifersucht auf den stets wachsenden Ruhm Talma's, ward Larive bewogen, sich von der Bühne zurückzuziehen. Er kaufte sich in dem reizenden Thale von Montmorency an, wo er Maire der Gemeinde ward und sich um das öffentliche Wohl verdient machte. Joseph Bonaparte zog ihn 1806 aus seiner philosophischen Ruhe, indem er ihn nach Neapel einlud, um dort ein französisches Theater einzurichten. Im 3. 1816 trat er zu einem wohlthätigen Zwecke im Théâtre Français noch einmal als Tancred auf und erntete reichen Beifall. Er starb am 30. April 1827 auf seinem Landgute bei Montmorency. *(W. Cramer.)*

LARIX, Lärchenbaum, eine von Link aufgestellte Gattung der Coniferen, welche früher und häufig auch noch nach Link mit Pinus vereinigt wurde. Die Pflanzen sind einhäusig, die männlichen Blüten einzeln an der Spitze von nur mit Niederblättern besetzten Kurztrieben der Langtriebe. Staubbeutelfächer der Länge nach aufspringend. Weibliche Blütenkätzchen an der Spitze von Kurztrieben, am Grunde von Nieder- und Laubblättern umgeben. Zapfen im ersten Jahre reifend, abfallend. Fruchtschuppen lederartig-holzig, an der Spitze verdünnt, am Grunde ausgehöhlt, bleibend, länger als die Deckblätter. Samen mit bleibendem Flügel.

Hierher gehören Bäume mit nadelförmigen Blättern, welche an der jungen Pflanze und an den langen Haupttrieben einzeln, an den Kurztrieben dicht buschelig stehen. Im ganzen sind 8 Arten, L. pendula *Solander* mit

zahlreichen Synonymen, L. davurica *Turczaninow*, L. leptolepis *Gordon*, L. sibirica *Ledebour* (auch als Pinus Ledebouri *Endlicher* bekannt), L. Griffithii *J. Hooker* und *Thomson*, L. Lyallii *Parlatore*, L. Nuttallii *Parlatore* und L. decidua *Miller* bekannt, von denen die letzte, die gemeine Lärche, auch L. europaea *De Candolle*, Pinus Larix *Linné*, Abies Larix *Lamarck* genannt, in Wäldern und in Parkanlagen nicht selten angepflanzt wird, während sie in den Alpen und Karpaten einheimisch ist, bis zu einer bedeutenden Höhe emporsteigt und häufig die Baumgrenze bildet.

(A. Garcke.)

LARNAKA, bei den Türken Tuſ'la, d. i. Salzwerk, geheißen, die wichtigste Seestadt der Insel Cypern, liegt an der Westseite des großen, nach ihr benannten Meerbusens, welcher von Cap Pila bis Cap Kiti mit einer Sehnenlänge von 21 Kilom. ungefähr 10 Kilom. tief in die Südostküste einschneidet. Der Ort besitzt eine Ufervorstadt, La Marina, in einer Kaistraße von $1^1/_2$ Kilom. Länge bestehend, welche sich ungefähr $1,_{70}$ Met. hoch über dem Meeresspiegel erhebt und im Westen von einem, allerdings gegen die Schußwaffen der Neuzeit nicht vertheidigungsfähigen Fort aus türkischer Zeit flankirt wird. Der eigentliche Ort liegt eine gute Viertelstunde vom Meere entfernt auf der Südseite eines unfruchtbaren Tafellandes, welches sich vom Ufer gegen 14 Kilom. breit und 6 Kilom. tief gegen eine Kette kahler Hügel ausdehnt. Larnaka besitzt eine Moschee, eine griechische und eine katholische Kirche, ein griechisches Episcopat, welches den alten Namen desjenigen von Kittion bewahrt, einen Bazar und die sich durch Flaggenstangen auszeichnenden Wohnungen der fremden Consuln. Die Häuser bestehen meistens aus einem massiv gewölbten, als Waarenlager benutzten Erdgeschoß und einem über diesem auf vorspringenden Balken sich erhebenden zierlichen Holzbau mit flachem cementirtem Dache, welcher als Familienwohnung dient. Die Straßen sind eng und winkelig, aber durch die vorspringenden Obergebäude gegen die unerträgliche Glut der Sonne geschützt. Die Bevölkerung, ungefähr 6000 Seelen, besteht aus Mohammedanern und Griechen, denen sich eine europäische Colonie, maltesische Kneipwirthe, italienische Handwerker nebst einigen französischen, englischen u. s. w. Kaufleuten anschließt. Die Stadt wird von der ungefähr 12 Kilom. entfernten Quelle des Arpera-Baches durch einen wohl angelegten Aquäduct, ein türkisches Werk, mit gesundem und wohlschmeckendem Trinkwasser versorgt. Ihre wichtigste Production ist Kochsalz, welches, ein Regal der türkischen Regierung, während der Sommermonate durch den einfachen Proceß der Verdunstung aus einem im Westen der Stadt sich über einen Raum von etwa 3 □Kilometer ausdehnenden Salzsee gewonnen wird und jährlich einen auf 20 Mill. Okа (à 1281 Gramm) geschätzten Betrag abwirft. Außerdem verdankt Larnaka seine Bedeutung einerseits der zwar gegen Süd- und Südoststürme keinen Schutz gewährenden, aber einen vortrefflichen Ankergrund bietenden Rhede, andererseits der es mit Lefkosia, der Landeshauptstadt, verbindenden, meist durch wenig hügeliges Terrain führenden und immer gangbaren Heerstraße, durch welche es zum Stapelplatz der gesammten Binnenebene geworden ist. Wie also über Larnaka die Importartikel, Colonialwaaren, Tuche, Woll- und Baumwollstoffe, eiserne und hölzerne Werkzeuge, Droguen u. s. w., wozu seit 1878 noch die sämmtlichen aus der Heimat bezogenen Bedürfnisse der englischen Truppen und Beamten kommen, nach der binnenländischen Messaria-Ebene ihren Weg nehmen, so ist der Ort auch der Hauptausfuhrhafen für die Producte der Insel. Von letzteren sind zu erwähnen: Baumwolle, welche, gleich an den Productionsstellen gereinigt, in Larnaka mittels hydraulischer Pressen verpackt wird, Commandariawein, gewöhnlicher Rothwein, Sumachblätter, Felle, Saffianleder und Johannisbrot. Larnaka ist der einzige Ort an der cyprischen Küste, welcher von den verschiedenen das östliche Mittelmeer befahrenden Dampfschifflinien berührt wird; wie es demnach den gesammten regelmäßigen Verkehr der Insel mit Aegypten, Syrien, Kleinasien und Südeuropa vermittelt, so ist, was Handel und Rhederei anbetrifft, an den levantinischen Plätzen Larnaka und Cypern gleichbedeutend.

Der Ortsname Larnaka taucht erst zur Zeit des fränkischen Königreichs in Cypern auf, also für ein Land, dessen Kunde bis in vorhistorische Zeiten zurückreicht, verhältnißmäßig spät. Im J. 1373 hatten sich die Genuesen des festen Famagusta, an der Ostküste der Insel gelegen, damals der wichtigsten Seestadt Cyperns, bemächtigt und der König, Peter, sah sich nach vergeblichen Versuchen, die Integrität seines Gebietes wieder herzustellen, genöthigt, sich wenigstens einen Ersatz in commerzieller Beziehung zu verschaffen. So übertrug er denn den Verkehr Nikosia's und überhaupt des cyprischen Binnenlandes von Famagusta nach Larnaka, welches sich durch praktikable Verbindung und gute Rhede empfahl. Ist also dieser Ort erst mittelalterlichen Ursprungs, so grenzt er doch an eine uralte, vielleicht die älteste Culturstätte der Insel, denn er ist neben den Trümmern des alten Kittion, des Kittim der Phönicier, erbaut, welches als früheste und berühmteste Ansiedelung des Handelsvolkes auf Cypern der Insel ihren schon in der Völkertafel der Genesis (Kap. 10, 4) erwähnten Namen gegeben.

In christlicher Zeit verlieren sich die Nachrichten von Kittion, und obwol der Ort noch zum Bischofsitz gemacht wurde, ging derselbe, wol hauptsächlich durch Versanden des an seiner Ostseite gelegenen Hafens, immer mehr zurück. Die tödlichen Miasmen, welche aus dem zur sumpfigen Lache gewordenen Becken aufsteigen, machten die Stadt unbewohnbar, und die Reste der Einwohner legten sich vor dem westlichen Thore eine neue Ortschaft, Larnaka, an. Was diesen Namen anbetrifft, durch welchen der alte, Kittion, gänzlich verdrängt wurde, so liegen positive Nachrichten über seinen Ursprung nicht vor; jedoch ist nicht zu bezweifeln, daß ihm das griechische Wort *λάρναξ* (der Sarkophag) zu Grunde liegt. Obwol die eigentliche phönicische Begräbnißweise die Bergung der Leichen in ausgehauenen Felsenkammern war, so ist

doch nicht unwahrscheinlich, daß Kittion nach Art anderer hellenistischer Städte auch vor einem seiner Thore eine mit Sarkophagen besetzte Gräberstraße besaß, und wenn diese im mittelalterlichen Griechisch «is Larnakas» (bei den Sarkophagen) genannt wurde, so konnte eine daselbst aufgeführte Vorstadt leicht zu dem Namen Larnaka kommen. Besondere historische Erinnerungen knüpfen sich an Larnaka nicht; als widerstandsfähig im Kriege hat der Ort nie gegolten, und deshalb haben die Geschicke, welche Cypern betrafen, immer ohne Anstand auch für ihn ihre Geltung gehabt. *(G. Rosen.)*

La-Roche, La-Roche-sur-Yon, Hauptstadt des franz. Depart. Vendée, 1808—14 Napoléonville, 1814—48 Bourbon-Vendée, 1848—70 Napoléon-Vendée genannt, s. Bourbon-Vendée.

LAROCHE (Marie Sophie von), die Jugendgeliebte Wieland's, Großmutter von Bettina und Clemens Brentano, von Friederike Brun «die ehrwürdige Altmutter der deutschen Schriftstellerinnen» genannt. Als das erste von zwölf ihr folgenden Geschwistern ward Sophie am 6. Dec. 1731 dem gelehrten Arzte Gutermann Edlen von Gutershofen zu Kaufbeuren (s. über ihn W. Scherer in der «Zeitschrift für deutsches Alterthum», VII, 1) geboren. Das frühreife Mädchen folgte 1743 ihren Aeltern nach Augsburg, wo sie ihre eigentliche Ausbildung empfing. Von dem herben, aufbrausenden Charakter des Vaters hatte sie viel zu leiden, besonders als 1748 die Mutter starb. Aus mehreren Freiern hatte sie den italienischen Arzt Branconi sich erwählt; die Zeit der Vermählung war bereits festgesetzt, als durch die Intoleranz des streng protestantischen Vaters die Verlobung mit dem Katholiken aufgelöst ward. Sophie, welche ihren Verlobten aufrichtig liebte, fühlte sich tief verletzt und unglücklich. Zur Herstellung ihrer Gesundheit ward sie wie schon einmal nach dem Tode der Mutter, so auch 1750 wieder zu dem Großvater nach Biberach geschickt. Dort lernte sie ihren jungen Vetter Christoph Martin Wieland kennen, der ihr eine leidenschaftliche, von ihr bald erwiderte Liebe widmete (Osterdinger, «Chr. M. Wieland's Leben und Wirken in Schwaben und in der Schweiz», Heilbronn 1877). Später hat Wieland seine Jugendgeliebte als Felicia im «Don Sylvio von Rosalva» geschildert. In seiner seraphischen Periode hat er sie als Serena in den «Sympathien» verherrlicht, im Lehrgedichte «Die Natur der Dinge», im antiovidischen «Lobgesang auf die Liebe», in den «Moralischen Erzählungen» von ihr gesungen. Eine Reihe seiner Oden auf Doris ist erst neuerdings bekannt geworden («Vierzehn Gedichte von Wieland», herausgegeben von Hofmann-Wellenhof in Herrig's «Archiv für neuere Sprachen», LXVI, 49; erläutert von Osterdinger, L XX,29). Als jedoch Wieland längere Zeit in der Schweiz weilte, trat durch die Schuld seiner Mutter eine immer wachsende Entfremdung zwischen den Liebenden ein, und Sophie vermählte sich 1754 mit dem kurmainzischen Hofrathe Gg. Michael Frank von Laroche, mit dem sie nach Mainz an den erzbischöflichen Hof zog. Im J. 1761 folgte sie mit ihrem Gatten dessen Gönner Graf Stadion auf sein bei Biberach gelegenes Gut Warthausen. In Biberach war Wieland als Kanzleiverwalter; er befreundete sich nun innig mit Sophien's geistreichem Gatten, durch den er dem Grafen Stadion nahe gebracht wurde. Dieser und Frau von Laroche, die in Mainz sich zur erfahrenen Weltdame ausgebildet, übten den größten Einfluß auf Wieland, der nun seine neue Laufbahn als komischer und Graziendichter begann. Dafür vermittelte Wieland den freundschaftlichen Briefwechsel zwischen Sophie und Rousseau's edler Freundin Julie Bondeli (J. Schädelin, «Julie Bondeli, die Freundin Rousseau's und Wieland's», Bern 1838; Bodemann, «Julie von Bondeli und ihr Freundeskreis», Hannover 1874). Als Wieland nach Erfurt zog, begann er mit seiner ehemaligen Geliebten einen bis an sein Lebensende fortgeführten Briefwechsel. Die Briefe Sophiens verwahrt die dresdener Bibliothek; «Wieland's Briefe an Sophie von Laroche nebst einem Schreiben von Gellert und Lavater» gab Franz Horn (Berlin 1820) heraus. Als Graf Stadion gestorben war, verbrachte die an glänzendes Gesellschaftsleben gewöhnte Frau zwei Jahre, 1768—70, mit ihrem Gatten in Zurückgezogenheit im Amthause zu Bönigheim in Oesterreich. Hier regte sich nun ihr eigener Schaffenstrieb, der durch Lectüre der besten englischen, französischen, deutschen und italienischen Werke und Wieland's Umgang angeregt worden war. Auf den Rath des Pfarrers Brechter machte sie sich an die Arbeit, ihre «Lieblingsideen» nun im Charakter und in Handlungen von Romangestalten zu verkörpern. Im J. 1771 erschien ihr erstes Werk, «Geschichte des Fräuleins von Sternheim» (herausgegeben von Wieland, 2 Bde., Leipzig). Wieland schrieb eine Vorrede und fügte einzelne Anmerkungen hinzu, die ihm von der jungen Schule, welche von dem Werke begeistert war, nicht zum Besten angerechnet wurden. In den «Frankfurter gelehrten Anzeigen» (Nr. 13) urtheilte Merck (Goethe hat die Recension in seine Werke aufgenommen, dagegen haben Biedermann in den «Goetheforschungen», Frankfurt 1879, und W. Scherer in der Einleitung zum Neudruck der «Frankfurter gelehrten Anzeigen» in Seuffert's «Deutschen Literaturdenkmalen», Heft 7 und 8, Heilbronn 1883, sie ihm abgesprochen), dies sei kein Buch — «es ist eine Menschenseele». Der empfindsame Roman ist eine unverkennbare Nachahmung der drei großen Romane Richardson's; zugleich wird er jedoch durch die Einwirkung der «Nouvelle Héloïse» dem Geschmacke der Sturm- und Drangperiode näher gebracht (E. Schmidt, «Richardson, Rousseau und Goethe. Ein Beitrag zur Geschichte des Romans im 18. Jahrh.», Leipzig 1875). Der Einfluß der englischen Literatur hat hier seinen Höhepunkt erreicht. «Da ich nicht so glücklich war, eine Griechin der alten Zeiten zu sein, werde ich mich bemühen, wenigstens eine der besten Engländerinnen zu werden» (M. Koch, «Ueber die Beziehungen der englischen Literatur zur deutschen im 18. Jahrh.», Leipzig 1883). Das Interesse an den untern Ständen, wie es die Geniezeit charakterisirt, macht sich geltend; Gegensatz des lasterhaften Hoflebens und der ländlichen

Unschuld; leise Vorklänge von Schiller's «Kabale und Liebe», welches Drama bei seinem Erscheinen freilich den Abscheu der höfischen Dame erregte. Das Buch kam den neuern Tendenzen entgegen, ohne die Anhänger von Gellert's tugendtriefender Richtung zu verletzen, wie dies dann der «Werther» that. So konnte es der Sternheim, wie nun ihre Verfasserin selbst genannt wurde, an einem großen Erfolge nicht fehlen, und ihr erster Roman ist in der That ein wichtiges Ereigniß in unserer Literaturbewegung.

Als die «Geschichte des Fräuleins von Sternheim» erschien, war die Dichterin selbst bereits auf einem anderen Schauplatze aufgetreten. Im J. 1771 war ihr Gatte kurtrierischer Geheimrath geworden. In dem landschaftlich schönen Ehrenbreitstein wurde nun das gastfreundliche Haus der Dichterin der Sammelpunkt für die verschiedensten Geister. Goethe's Mentor, Johann Heinrich Merck, war Hausfreund und brachte auch seinen jungen Freund dahin, der im Herbste 1772 fünf Tage im Kreise der Empfindsamen weilte. Im 13. Buche von «Dichtung und Wahrheit» hat er eine unübertreffliche Charakteristik und Porträt der «wunderbarsten Frau» gegeben, die er nach 20 Jahren (1799) bei einem Besuche in Weimar unverändert fand. «Schlank und zart gebaut, eher groß als klein, hatte sie eine gewisse Eleganz der Gestalt sowol als des Betragens, die zwischen dem Benehmen einer Edeldame und einer würdigen bürgerlichen Frau gar anmuthig schwebte. Die braune oder graue Kleidung gab ihrer Gegenwart Ruhe und Würde. Sie sprach gut und wußte dem, was sie sagte, durch Empfindung immer Bedeutung zu geben. Ihr Betragen war gegen jedermann völlig gleich. Sie schien an allem theilzunehmen, aber im Grunde wirkte nichts auf sie. Sie war mild gegen alles und konnte alles dulden ohne zu leiden.» Hier verkehrten nun die damals Goethe noch feindlichen Jacobis, Leuchsenring, dessen hier entfaltete Zudringlichkeit Goethe im «Pater Brey» geißelte, Basedow, Lavater, Wieland. Laroche selbst hatte durch seine im Sinne der Josephinischen Aufklärung verfaßten «Briefe über das Mönchswesen» (1771) in der Literatur Stellung gefaßt, und seine Gattin verstand es, ihre Schöngeisterei mit ihren Familienpflichten zu vereinigen. Ja bei aller Empfindsamkeit blieb sie äußerst praktisch gesinnt und verheirathete ihre Töchter gegen deren Willen nur nach Vernunftgründen. So die schöne Maximiliane, welche Goethe von Anfang an eine heftige Leidenschaft einflößte, im Frühjahre 1774 mit dem verwitweten Kaufmann Brentano in Frankfurt. Er ist im zweiten Theile des «Werther» der Albert, Maxi die verheirathete Lotte (G. v. Löper, «Briefe Goethe's an Sophie von Laroche und Bettina Brentano», Berlin 1879. Hierzu W. Fielitz, «Goethe und Sophie von Laroche» in Schnorr's «Archiv für Literatur-Geschichte», X. 1, und Düntzer «Frauenbilder aus Goethe's Jugendzeit», Stuttgart 1852). Zu Anfang des Jahres 1775 kam Sophie zum Besuch nach Frankfurt; als dann ihre Tochter dort verheirathet war, zog auch diese sie öfters dorthin und in Goethe's Nähe. Goethe wurde ihr literarischer Beirath, da Sophie, die besser französisch als deutsch sprach, eines solchen für die Ausarbeitung ihrer Schriften nicht entbehren konnte. Zunächst erschienen «Rosaliens Briefe an ihre Freundin Mariane von N... Von der Verfasserin des Fräuleins von Sternheim» (4 Bde., Altenburg 1779—81), die zwar nicht den Beifall der in Nachdrucken und Uebersetzungen verbreiteten «Sternheim» fanden, aber doch den Ruhm der Verfasserin noch erhöhten (ein frankfurter Nachdruck erschien noch 1791). Bei dieser Arbeit hat Goethe, wie bei der «Sternheim» Wieland, stilistisch gebessert, ja der Schluß des 20. Briefes rührt ganz von ihm her. Im J. 1779 verheirathete Sophie ihre zweite Tochter Luise, ihr Lieblingssohn Franz starb 1791, nachdem sie drei von ihren acht Kindern schon in früher Jugend verloren hatte. Die Schriftstellerei, welche sie zuerst aus Neigung betrieben, mußte ihr als Erwerbsmittel dienen, nachdem ihr Gatte in Ungnade gefallen war. Von 1780 an lebte die Familie in dürftigen Verhältnissen zu Speier. Nachdem Sophie zuerst schon eine fleißige Mitarbeiterin an Jacobi's Frauenzimmerzeitung «Iris» gewesen, gründete sie 1783 eine eigene Monatsschrift «Pomona für Deutschlands Töchter», die sich zahlreicher Mitarbeiter und großer Beliebtheit bei den Leserinnen erfreute. Im J. 1782 und 1784 erschienen 2 Bde. «Moralische Erzählungen» (zuerst in Wieland's «Merkur»); 1785 die Katharina II. gewidmeten «Briefe an Lina, ein Buch für junge Frauenzimmer, die ihr Herz und ihren Verstand bilden wollen». «Neue moralische Erzählungen» gab sie 1786 heraus. Sie unternahm eine Reise nach Hamburg, dann 1784 in die Schweiz, wo sie unter andern Friederike Brun, Matthison, Salis, Bonstetten zu Freunden gewann, mit einer Reihe anderer berühmter Männer, wie Gibbon und Saussure, verkehrte. Im J. 1785 treffen wir sie in Paris, 1786 in England. Auch diese Reisen wußte sie literarisch zu verwerthen: «Tagebuch einer Reise durch die Schweiz» 1787; «Tagebuch einer Reise durch Holland und England» 1788; daran schließen sich 1793 «Erinnerungen aus meiner dritten Schweizerreise» und 1799 «Reise von Offenbach nach Weimar und Schönbeck». Besonderen Werth legte sie selbst ihren 1791 erschienenen «Briefen über Mannheim» bei. Am 21. Nov. 1788 war zu Offenbach ihr Gatte gestorben. Im J. 1799 besuchte sie den alten Jugendfreund Wieland auf seinem Gute Oßmannstädt; Goethe kam ihr in Weimar artig entgegen, klagte aber in Briefen an Schiller über den unwillkommenen Gast. In England selbst hatte sie die 1789 veröffentlichte «Geschichte von Miß Lony» geschrieben, in der sie mit Glück das alte Sternheim-Thema wieder aufnahm. Es folgte 1794—97 eine Fortsetzung der Briefe an Lina, «Lina als Mutter», wie schon 1791 «Rosaliens Briefe» in «Rosalie und Cleberg auf dem Lande» eine Fortsetzung erfahren hatten. Dem übrigens schwachen Buche gebührt der Ruhm, in Deutschland eine der ersten Dorfgeschichten gebracht zu haben. Das J. 1797 lieferte die «Erscheinungen am See Oneida», in denen sich der Einfluß der Französischen Revolution widerspiegelt. «Fanny und Julia» 1801, «Liebehütten» und «Herbsttage» sind unbedeutend. Dagegen enthält ihr

letztes Buch «Melusinens Sommer-Abende», welche wie die «Sternheim» wieder Wieland als Herausgeber einleitete (Halle 1806), eine höchst interessante autobiographische Skizze und ein wohlgetroffenes Porträt der Greifin. Auch das vorangehende zweibändige Sammelwerk «Mein Schreibetisch» (Leipzig 1799) hatte bereits manches Autobiographische enthalten. Die Vielerfahrene starb zu Offenbach am 18. Febr. 1807. Sie gehört nicht zu den mächtig wirkenden Schriftstellerinnen wie Madame Staël oder George Sand; sie kann an formaler Stilausbildung sich keineswegs mit Madame de Sevigné messen, und ihr fehlen die Grazien, welche Klopstock's Meta und Schiller's Lotte umschweben. Indeß ist sie doch eine bedeutende Erscheinung. Auf die Erziehung des weiblichen Geschlechtes hat sie, von Rousseau's Ideen bestimmt, mächtig und günstig eingewirkt. Eine mehr den Zusammenhang mit der Natur wahrende Bildung war ihr Ideal. In ihrer Schriftstellerei baut sie überall auf Selbsterlebtem, und kann darin, freilich nicht zu ihrem Vortheile, an Goethe erinnern. Ihr Stil ist nach Wieland gebildet, aber langathmig, wo Wieland geschmeidig. Sie hat viel erlebt, gesehen und gelesen; nichtsdestoweniger haben ihre Charaktere etwas Schablonenhaftes. Sie selbst war eine entschieden ausgeprägte Natur, in der sich die vom Vater ererbte Härte eigenthümlich mit der Empfindsamkeit der Wertherzeit paarte. Lavater hat sie in der Physiognomik die «Verschwebte» genannt. Ein lebendiges Bild ihrer Großmutter hat Bettina 1840 in «Die Günderode» entworfen. Eine ausführliche Biographie lieferte Ludmilla Assing, «Sophie von Laroche, die Freundin Wieland's» (Berlin 1859). Ergänzungen des Biographischen in Merck's und Jacobi's Briefwechsel. Vgl. noch Zimmermann, «J. H. Merck» (Gießen 1871), S. 162—194; Stöber, «Der Kreis der Laroche mit Hohenfeld nach Pfeffel's Tagebuche» in der «Alsatia» 1868—72; K. A. Böttiger, «Literarische Zustände und Zeitgenossen», 1838, I, 244; Crabb, «Robinson's Diary» 1869; R. Prutz, «Menschen und Bücher», I, 136; O. Steiner, «Sophie Laroche in Schönebeck» (Progr. der Realschule in Schönebeck). *(Max Koch.)*

LAROCHEFOUCAULD, vielverzweigtes französisches Geschlecht. Die Familie de Larochefoucauld ist eine der berühmtesten Frankreichs; sie stammt aus dem gleichnamigen Städtchen in Angoumois. Im J. 1026 erscheint in einer Urkunde Foucauld I., Herr de Laroche, Baron de Larochefoucauld. François I., Baron von Larochefoucauld, war Rath und Kammerherr der Könige Karl VIII., Ludwig XII. und Franz I., für seine Verdienste wurde 1515 die Baronie zur Grafschaft erhoben, und zu seinem Gedächtnisse erhielt stets der älteste Sohn des Hauses den Namen François. Er starb 1517. Während der Religionskriege hielten die Larochefoucauld zu den Hugenotten und mußten schwere Verfolgungen erdulden. Zu den wichtigsten Familiengliedern zählen die folgenden:

1) François III., Graf von Larochefoucauld, Graf von Roucy, Prinz von Marsillac. Als Sohn François' II. und Anna's von Polignac geboren, trat Larochefoucauld in Kriegsdienste, machte mehrere Feldzüge mit und diente gegen die Spanier bis 1557, wo er in der Schlacht von Saint-Quentin gefangen wurde; nach Genez gebracht, kam er nur gegen 30,000 Thaler Löfegeld frei. Im J. 1556 Witwer von Sylvia Pico de Mirandola geworden, trat er durch seine Wiedervermählung in nahe Beziehungen mit den Bourbons, denn Charlotte de Roye's Schwester war die Gemahlin des Prinzen Ludwig von Condé. Als er eben nach Deutschland entweichen wollte, starb Franz II. von Frankreich, Katharina von Medici rief ihn zu ihrem und ihrer Kinder Schutz herbei und er machte sich mit dreihundert Edlen nach Orléans auf, Condé aber sandte ihn nach Saintonge, um neue Truppen auszuheben. Nach einem vergeblichen Versuche gegen La-Rochelle erstürmte Larochefoucauld am 2. Oct. 1562 Pons, scheiterte aber mit der Belagerung von Saint-Jean d'Angély und kehrte nach Orléans zurück. Er stritt wacker bei Dreux, nahm Saint-Aignan und Gergeau, begleitete Coligny in die Normandie, zeichnete sich im zweiten Bürgerkriege bei der Belagerung von Chartres aus und ging nach dem Frieden auf seine Güter, wo sein Schwager Condé bei ihm Asyl fand. Mit alter Bravour kämpfte er bei Jarnac, Laroche-Abeille, Port de Piles und Lusignan, mußte hingegen einer heftigen Krankheit halber das Heer verlassen, als es Poitiers belagerte, und blieb 1568 in La-Rochelle, als Coligny nach dem Süden ging. Im J. 1570 überrumpelte er Marennes, besetzte Brouage, nahm das Schloß Soubise und unterwarf den Protestanten das ganze Küstengebiet von der Charente bis zur Gironde außer Royan. Nach dem Frieden begab er sich nach Paris, um der Hochzeit Heinrich's von Navarra beizuwohnen, und verließ die Hauptstadt nicht, obwol er wiederholt vor der Tücke der Katholiken gewarnt wurde. Er bezog sogar anstatt seiner Wohnung diejenige, welche ihm ein Hofbeamter in der Nähe von Coligny's Hause im Auftrage Karl's IX. anwies, und der König fand besonderes Wohlgefallen an dem tapferen Degen. Am Abende vor der Bartholomäusnacht wollte Karl IX. ihn im Louvre zurückhalten, um ihn dem drohenden Blutbade zu entziehen, er aber ging gegen Mitternacht nach Hause. Hier drangen sechs Vermummte nach Mitternacht des 24. Aug. 1572 ein; man raubte seine Kostbarkeiten und einer der Sechs, ein Diener des Herzogs Heinrich von Anjou, stieß ihm den Dolch in das Herz. Seinen Sohn François IV., Grafen de Larochefoucauld, den sein Erzieher in der furchtbaren Nacht rettete, traf am 15. März 1591 vor Saint-Yriex-la-Perche der Dolch der Liguisten; dessen Sohn hingegen, Graf François V., trat zum Katholicismus über und Ludwig XIII. erhob zu seinen Gunsten im April 1622 zu Niort die Grafschaft Larochefoucauld zum Herzogthum mit der Pairie, was das Parlament am 24. Juli 1637 einregistrirte; er starb auf dem Schlosse Larochefoucauld am 8. Febr. 1650 als erster Herzog seines Namens. Zu Gunsten seines Urenkels François VIII. erhob

Ludwig XIV. die Grafschaft Laroche Guyon 1679 zum Herzogthum. Außerdem existiren die Seitenlinien der Herzöge von Doudeauville (linie Surgeres-Montendre-Doudeauville und die von Bayers. Die Devise lautet: «C'est mon plaisir.»

Vgl. H. Martin, «Histoire de France depuis les temps les plus reculés jusqu'en 1789», 4. Aufl., Bd. IX (Paris 1865); de Milleville, «Armorial historique de la noblesse de France» (Paris 1845); «Mémoires de M. de Larochefoucauld Duc de Doudeauville», Bd. V (Paris 1862).

2) François VI., Herzog von Larochefoucauld, Prinz von Marsillac. Als Sohn des ersten Herzogs von Larochefoucauld, François V. (s. oben), am 15. Dec. 1613 geboren, wurde Larochefoucauld von seinem ehrgeizigen Vater schon früh in das Heer gebracht und wohnte mit sechzehn Jahren der Belagerung von Casale als Commandeur (mestre de camp) des Regiments Auvergne bei. Als sein Vater 1632 wegen Theilnahme an der Verschwörung des Herzogs Gaston von Orleans nach Blois verwiesen wurde, theilte der lebhafte Jüngling diese Strafe und heirathete dort Katharine de Vivonne. Der Cardinal von Richelieu, dessen Feind er stets blieb, zürnte dem Prinzen von Marsillac, wie er bis zum Tode des Vaters hieß, wegen kecker Aeußerungen und der Freundschaft zur Partei der Königin, besonders zu den Fräulein von Hautefort und von Chemerault. Ihm fehlte feinere Bildung und Erziehung, aber er besaß gesunden Verstand, eine lebendige Imagination und viel Neigung zur Romantik, zumal im Verkehre mit den Frauen. In Tours war die Herzogin von Chevreuse durch Richelieu internirt und correspondirte mit der Königin und Spanien; sie trat 1637 mit Marsillac in Verbindung. Die Herzogin war über die Maßen ehrgeizig und lebte der intriganten Politik; da Marsillac erlaubt worden war, sich wieder zum Heer zu begeben, mußte er für sie mehrmals gefährliche Commissionen an die Königin vermitteln und schloß sich immer enger deren Sache an. Als ihm gestattet ward, wieder in Paris zu erscheinen, stand die Sache der Königin Anna sehr schlimm; sie war beschuldigt, ein geheimes Einverständniß mit Spanien zu unterhalten, und wurde wie eine Staatsverbrecherin behandelt, wie eine Angeklagte verhört. Treu und ritterlich hielten nur Wenige an ihr fest, voran Marsillac und Marie de Hautefort; ihnen vertraute Anna völlig, in ihrer Verzweiflung schlug sie Marsillac vor, sie und Marie nach Brüssel zu entführen; dieser Plan erregte in ihm die höchste Freude und bereits sann er auf Anstalten dazu, als sich die Dinge zu Gunsten Anna's änderten. Da entfloh die Herzogin von Chevreuse nach Spanien; sie sandte auf dem Wege nach Verteuil, wo Marsillac war, und bat um frische Pferde und zuverlässige Diener; anstatt zu ihr zu eilen, sandte er beides; Richelieu, erbost über seine Beihülfe, lud ihn zur Verantwortung nach Paris, wo er die Bastille beziehen mußte. Aber schon nach acht Tagen entließ ihn Richelieu aus derselben, er eilte zu ihm nach Rueil, um hierfür zu danken, und muthete seinem Stolze dem Gewaltigen gegenüber etwas zu. Als Aufenthalt wurde ihm Verteuil angewiesen, wo er mit seiner Familie einige Jahre lebte. Im J. 1639 durfte er nach der Einnahme von Hesdin zum Heer stoßen, Richelieu wollte ihn zu sich herüberziehen und bot ihm den Grad eines Brigadegenerals (maréchal de camp) an, Königin Anna aber bestimmte ihn, vom Cardinal keine Gunst anzunehmen, die ihm die Hände binde, und er lehnte die Stelle ab; nach dem Schlusse des Feldzuges kehrte er 1640 nach Verteuil heim. Hier führte er das Leben eines reichen Magnaten. Die stolzesten Hoffnungen schwellten sein Herz, als Richelieu und Ludwig XIII. starben, Anna die Regentschaft übernahm; alsbald nach dem Tode Richelieu's im December 1642 siedelte Marsillac von Verteuil nach Paris über. Anna aber übergab die Geschäfte dem Cardinal Mazarin und behandelte die Gefährten ihrer Leidenszeit voll Undank; sie verweigerte dem Prinzen von Marsillac das Gouvernement im Havre und erbolte ihn derart, daß er zu ihren und Mazarin's Feinden, der Partei der Importants unter dem Herzoge von Beaufort, übertrat, zu denen auch die Herzogin von Chevreuse zählte. Bei ihnen erweckte er jedoch kein Vertrauen, da er sich hütete, die Brücke zu Anna und Mazarin abzubrechen. Mazarin ließ Beaufort verhaften, die Herzogin von Chevreuse entfernen; Marsillac hielt an letzterer fest, weigerte sich trotz der Königin-Regentin Begehr, sie aufzugeben, mußte es aber erleben, daß sie selbst ihn vergaß. Er war wüthend über die ihm widerfahrene schlechte Behandlung, seine Eigenliebe tödlich verletzt, und er trachtete danach, sich an Anna und Mazarin zu rächen.

Marsillac wollte sich an den jungen Herzog von Enghien, den nachmals als «der große Condé» berühmten Bourbonen, anschließen und begann, um sich ihm zu nähern, ein Verhältniß mit seiner schönen und leichtsinnigen Schwester, der auf der Höhe ihres Glanzes stehenden Herzogin von Longueville; sie sollte seinem Ehrgeize den Weg bahnen. Niemand besaß mehr die Kunst zu gefallen und das Talent, sie zu verwerthen; leidenschaftliche Liebe fehlte dem kalten Gemüthe des ewig Berechnenden, aber er gab sich den Anschein derselben. Marsillac erzog die Geliebte zur Politikerin und bemühte sich, sie glauben zu machen, sie sei zur leitenden Persönlichkeit in der Politik berufen; er erweckte in ihr Ehrgeiz und das Gefühl der Unabhängigkeit, war aber nicht gewillt, sie von sich unabhängig werden zu lassen; mit ihr trat er in den Kampf der Fronde gegen Mazarin. In seinem Charakter lag stets etwas Unvollständiges und Unentschiedenes, etwas Halbes, was sein Feind, der Cardinal von Retz, als ein je ne sais quoi bezeichnete; Retz sagt: «Er ist niemals Krieger gewesen, obgleich er sehr Soldat war. Er ist nie aus sich selbst ein guter Höfling gewesen, obgleich er immer die gute Absicht hatte, es zu sein. Er ist nie Parteimann gewesen, obgleich sein ganzes Leben in Parteiwesen verstrickt war.» Marsillac kaufte das Gouvernement des Poitou und folgte Enghien zum Heer, erhielt bei der Belagerung von Mardyk drei Schüsse und erholte sich sehr langsam. Bei dem Ausbruche der Fronde weilte er in

Poitiers; er war geneigt, mit Mazarin zu gehen, wenn seinem Hause gleiche Vorzüge mit denen der Rohans und La Trémoille zu Theil würden, was aber der Cardinal ablehnte. Von der Herzogin von Longueville benachrichtigt, alles sei für den Bürgerkrieg bereit, eilte er herbei und wurde ein Führer der Fronde. Der Krieg endete, ohne daß der Prinz eine bedeutende Rolle spielen konnte, am 11. März 1649 im Frieden von Rueil. Aber Marsillac unterließ es nicht, Intriguen zu spinnen und die Herzogin von Longueville darin zu verwerthen; durchaus charakterlos, war er aber zu flüchtig und unstet, um eine Sache zu Ende zu führen. Sein Freund Matha charakterisirte ihn mit den Worten: «Er schafft allmorgendlich eine Stänkerei und sucht sie allabendlich wieder gut zu machen.» Im Kriege der neuen Fronde spielte er eine elende Abenteurerrolle; nach der Verhaftung der Prinzen von Condé und Conti und des Herzogs von Longueville entfloh er im Januar 1650 mit der Herzogin nach der Normandie, trennte sich von ihr in Dieppe und ging in das Poitou, um alles zum Kampf zu rüsten.

Der Tod seines Vaters am 8. Febr. 1650 machte Marsillac zum zweiten Herzog von Larochefoucauld mit der Pairie. Der neue Herzog stieß zum Herzog von Bouillon und beide bemühten sich, die großen Häuser von Südwestfrankreich mit ihrer Clientel in die Rebellion hereinzuziehen; am 14. Mai stieß die junge Prinzessin von Condé in der Auvergne zu ihnen, sie führten sie nach Turenne und knüpften Verständnisse in Bordeaux an, wo sie am 2. Juni einzogen. Hier wurden sie alsbald von Mazarin und dem Marschalle de la Meilleraie belagert; sie vertheidigten sich, trotzten den Königlichen und gaben der Erbitterung der Regentin beständig Nahrung. Am 10. Aug. nannte Anna beide Herzoge als die einzigen Friedensstörer und war bereit, Bordeaux, nicht aber ihnen zu verzeihen. Muthig vertheidigte Larochefoucauld die Vorstadt Saint Surin, aber auf die Dauer ließ sich Bordeaux nicht halten; das Parlament unterhandelte mit Anna und am 1. Oct. 1650 kam der Friede von Bordeaux zu Stande. Der Herzog von Larochefoucauld wurde in die den Bordelaisen bewilligte Amnestie eingeschlossen und beschwor Mazarin, sich mit den Condés zu versöhnen; der Cardinal aber band sich nicht. Der Herzog wurde in sein Gouvernement nach Poitiers geschickt, kam aber bald heimlich nach Paris und setzte seine Intriguen fort. Anna und Mazarin setzten der alten Fronde Condé's die neue unter dem Cardinal von Retz entgegen. Beide Parteien geriethen aufs heftigste hinter einander, am 21. Aug. 1651 drohte ein Handgemenge derselben im großen Saale des Parlaments, Larochefoucauld hielt Retz zwischen zwei Thüren am Halse fest und rief de Coligny und de Ricousse zu, sie sollten ihn tödten; diese jedoch zauderten und Retz konnte vom Sohne des ersten Präsidenten Molé gerettet werden; der Herzog hatte schurkisch und feige gehandelt. Er folgte bei dem Ausbruche des Bürgerkrieges Condé nach Berry, machte den Feldzug mit, die alte Fronde aber blieb Herrin von Paris, und der Herzog, der am 8. Oct. 1651 vom Kronrathe der Majestätsbeleidigung schuldig befunden worden war, folgte mit seiner Familie Condé 1652 nach Bordeaux; unterwegs löste sich die Herzogin von Longueville, seiner müde geworden, von ihm und warf sich in die Arme des jüngeren Herzogs Karl Amadeus von Nemours. Mittlerweile währte der Bürgerkrieg fort, Larochefoucauld stritt muthig, bis ihm bei dem Kampfe in der pariser Vorstadt Saint-Antoine am 1. Juli 1652 ein Musketenschuß das Gesicht durchbohrte und für einige Zeit die Sehkraft raubte. Als habe er sich für die Herzogin von Longueville geopfert, parodirte er damals das Wort du Ryer's also:

> Pour ce cœur inconstant, qu'enfin je connais mieux,
> J'ai fait la guerre aux rois, j'en ai perdu les yeux!»

Die Gicht plagte überdies den Leidenden, der allmählich sein Augenlicht wieder erhielt. Die politische Lage gestaltete sich um und die Führer der Fronde wurden schließlich amnestirt.

Larochefoucauld trat in das Privatleben zurück, sah seine Familie in der königlichen Gunst steigen, erhielt 1661 die königlichen Orden und entsagte für seine Person ehrsüchtigen Projecten; er war nahe daran, Erzieher des Dauphin zu werden. Zahlreiche Freunde umgaben ihn, auch Freundinnen fehlten nicht, unter ihnen spielte die erste Rolle die alternde Klosterfrau Marquise de Sablé, seine ruhige Vertraute, die der Intriguen der großen Welt überdrüssig war und mit ihm geistvolle Conversation machte. Larochefoucauld berieth mit ihr über seine Schriften. Er war zum Schriftsteller prädestinirt, so spät er auch diesen Beruf ergriff, Niemand hatte eine feinere Beobachtungsgabe und ein kritischeres Urtheil über Menschen und Dinge. Im gewöhnlichen Leben eignete ihm eine merkwürdige Verschämtheit und Scheu; er konnte es nicht über sich gewinnen, officiell vor einigen Personen zu sprechen, und seine Furcht vor einer Festrede verschloß ihm lebenslang die Thore der Akademie. Der Herzog schrieb, wie man wußte, an Memoiren, aber es schien keine Aussicht auf ihre baldige Publication; da wurde ihm eine Abschrift entwendet und 1662 kamen in Köln heraus «Mémoires de M. D. L. R. sur les brigues à la mort de Louis XIII, les guerres de Paris et de Guyenne, et la guerre des princes»; schnell vergriffen, erlebten sie 1663 und 1664 neue Auflagen. Der Autor zeigte sich entrüstet und erklärte öffentlich, zwei Drittel des Werks seien nicht von ihm und das dritte so gefälscht, daß es seinem Originale fast in nichts ähnele. Aber seine Desavouirung war erlogen, die kölner Ausgaben enthielten nur unbedeutende Abänderungen des Manuscripts, in dem er mit unerhörter Rücksichtslosigkeit einen Condé, eine Longueville u. s. w. schilderte. Renouard und Bourdillon entdeckten zu Anfang des 19. Jahrh. Manuscripte der Memoiren von unzweifelhafter Echtheit, die im ganzen mit denen von 1662 übereinstimmen, nur gefeilter und pikanter sind; in ihrer doppelten Fassung fanden die «Mémoires» Aufnahme in den Sammlungen von Petitot und Michaud-Poujoulat. Der Herzog wollte in ihnen weniger die Ereignisse als seine Betheiligung daran schildern und verfuhr keines

wegs unparteiisch; viel Wuth ward durch das Buch entflammt. — Es war damals Mode, in den geistreichen Salons seine Gedanken in möglichst kurze Sentenzen zusammenzufassen, Aphorismen auszutauschen, die persönliche Meinung, die auf Selbsterlebnissen beruht, als allgemein gültige Lebensregel hinzustellen. Larochefoucauld machte diese Mode mit und wurde ihr glänzendster Vertreter; jüngst der Historiker der Fronde, wurde er jetzt ihr Moralist, aber der besiegte und unzufriedene Frondeur schielte immer durch den Mantel des Philosophen; misanthropische Gedanken sind darum nicht selten. Sobald er einige Maximen modellirt hatte, wurden sie bei Frau von Sablé in Port-Royal besprochen und erörtert; der Herzog feilte beständig, bis sie tadellos schienen und weder ein Wort zu viel noch zu wenig enthielten; die Manuscripte zeigen über dreißig Redactionen manches Satzes. Eine Abschrift der «Maximes» cirkulirte, in Holland gedruckt, worauf der Herzog 1665 ohne Namensnennung «Réflexions ou Sentences et Maximes morales, avec un Discours sur les Réflexions et un Avis au lecteur» in Paris erscheinen ließ. Die «Maximes» wurden später oft abgedruckt, meist aber vom Herausgeber beliebig verstellt und verändert, die besten Ausgaben sind 1778 von Suard, 1789 von Brotier, 1822 von Aimé Martin, 1853 von Gratet Duplessis, 1869 von Lacour, 1870 von Boyer; deutsche Uebersetzung von Hörkel (Leipzig 1875). Voltaire behauptete, seit der Renaissance sei kein derartiges Werk in Europa geschaffen worden und es habe wesentlich zur Bildung des Geschmackes der Nation beigetragen. «Obwol es in diesem Buche fast nur eine Wahrheit gibt, daß nämlich die Eigenliebe die Triebfeder von allem ist, stellt sich doch dieser Gedanke unter so viel variirten Gesichtspunkten dar, daß er fast immer pikant ist.» Larochefoucauld sieht im intérêt personnel, in der amour-propre den Antrieb zu allen menschlichen Handlungen, selbst zu den scheinbar uneigennützigen, denn «unsere Tugenden sind sehr oft nur verhüllte Laster»; die Tugend scheint ihm nur ein conventioneller Name für das Interesse. Er sucht den Egoismus auf in den dunkelsten Falten der menschlichen Seele und legt ihn unbarmherzig bloß, aber ihm entgeht die tröstliche Wahrheit, daß es doch Tugend und sittlichen Werth in der Welt gibt und das Edle dem Menschenherzen durchaus nicht fremd ist.

Die Bitterkeit Larochefoucauld's fand eine Milderung, seit er so glücklich war, die Freundschaft der edlen Gräfin von La Fayette zu besitzen, die seinen Lebensabend verklärte und mit Recht sagen durfte: «Larochefoucauld hat mir Geist verliehen, ich aber habe sein Herz reformirt.» Funfzehn Jahre lebten der Herzog und die Gräfin ein unzertrennliches Freundesleben, sie philosophirten miteinander und schrieben am Romane «La Princesse de Clèves». So charakterlos der Herzog als Frondeur, so verbittert er als Autor erschien, so lebenswarm und gemüthvoll war er im Privatleben. Entsetzliche Schläge waren für sein Herz der Tod eines Sohnes und die schwere Verwundung eines anderen bei dem Rheinübergange am 12. Juni 1672, vor allem aber der Tod seines natürlichen Sohnes, des allgemein betrauerten jungen Herzogs von Longueville, bei demselben Anlasse; er war ihm das Theuerste auf Erden gewesen. Furchtbare Gichtleiden peinigten ihn, voll Seelenruhe erwartete er den Tod, der ihm ein Gnadenstoß dünkte; als ob es sich um einen indifferenten Dritten handele, hörte er dem Streite der Aerzte an seinem Bette zu. Bossuet stand ihm in seiner Scheidestunde mit dem Troste der Kirche zur Seite und am 17. März 1680 starb Larochefoucauld in Paris im Arme seines Sohnes François (VII.).

Depping gab 1818, Gilbert und Gourdault 1868—73 in zwei Bänden seine «Oeuvres complètes» in Paris heraus, wo de Barthélemy 1863 «Oeuvres inédites» veröffentlichte.

Vgl. H. Martin, «Histoire de France depuis les temps les plus reculés jusqu'en 1789», 4. Aufl., Bd. XII und XIII (Paris 1865); E. Laur, «Zur Geschichte der französischen Literatur» (Mannheim 1874); Sainte-Beuve, «Portraits de femmes» (neue Aufl., Paris 1876); die Memoiren des Cardinals von Retz, der Madame de Motteville, die Briefe der Madame de Sevigné u. s. w.

3) Alexandre, Herzog von Larochefoucauld. Als Urenkel des Vorigen und Sohn Herzogs François VIII. von einer Tochter des Marquis von Louvois am 29. Sept. 1690 geboren, führte Alexandre anfänglich den Titel «Graf von Montignac», dann «Herzog de la Roche-Guyon». Im J. 1707 trat er als Seekadett ein, 1712 erhielt er das Regiment seines verstorbenen Bruders Michel Camille und wurde einer der ausgezeichnetsten Offiziere in den Geschwadern des Grafen Forbin. Er machte die Feldzüge in Deutschland mit, war bei den Belagerungen von Douai und Le Quesnoy wie bei der Einnahme von Landau und Freiburg. Seit 1719 Brigadier der Heere des Königs, diente er während der Regentschaft im spanischen Feldzuge. Am 22. April 1728 folgte er seinem Vater als fünfter Herzog von Larochefoucauld und Großmeister der Garderobe. Seine große Thätigkeit im Feldzuge von 1744 gegen die Niederlande erregte den Neid einiger Höflinge, die Ludwig XV. gegen ihn einnahmen; besonders verdroß sie die Beharrlichkeit, mit der der Herzog auf seinem persönlichen Dienste bei dem Monarchen bestand, als dieser in Metz schwer krank wurde, und Ludwig verzieh ihm nicht, daß er die Entfernung seiner Maitresse, der Herzogin von Châteauroux, betrieb. In volle Ungnade verfallen, mußte er sich nach La Roche-Guyon zurückziehen, durfte später zwar nach Paris, nicht aber an den Hof kommen. In ihm erlosch am 4. März 1762 der Mannsstamm der Herzöge von Larochefoucauld. Seine beiden Töchter heiratheten Vettern aus der Seitenlinie Larochefoucauld de Roye. Die ältere, Nicole, Herzogin von Enville, begründete in der Ehe mit dem 1746 verstorbenen Herzoge von Enville die Linie der Herzöge von Larochefoucauld d'Enville, die schon am 14. Sept. 1792 im Herzog Louis Alexandre (s. d.) erlosch; die jüngere, Marie, heirathete Louis de Larochefoucauld de Roye, Grafen de Roucy, der 1737 den Titel «Herzog von

Estissac» erhielt und 1783 starb; ihr Sohn wurde Herzog von Liancourt und nahm nach dem Aussterben der ältern Linie 1792 den Titel Herzog von Larochefoucauld an.

4) François von Larochefoucauld, Cardinal, Bischof von Clermont und Senlis. Als Sohn Charles' I. de Larochefoucauld, Grafen von Randan, und der Ehrendame der Königin Fulvia Pico de Mirandola am 8. Dec. 1558 in Paris geboren, wurde Larochefoucauld zum Geistlichen bestimmt und studirte auf dem Collège in Clermont. Mit 13 Jahren bereits erhielt er die reiche Abtei Tournus, mit kaum 27 das Bisthum Clermont und wurde Kapellmeister des Königs. Als Anhänger der Heiligen Liga versuchte er vergebens die Auvergne gegen Heinrich III. aufzustacheln. Von seiner Mutter angespornt und durch seinen Bruder, den Grafen von Randan, Gouverneur der Auvergne, begünstigt, berief er 1589 eine Provinzialstände-Versammlung in das Collège von Billom; hier ließen sich die der Partei des Königs anhängenden Städte nicht vertreten. Der Bischof eröffnete die Versammlung mit einer heftigen Rede, in der er den König des Einverständnisses mit den Protestanten zieh. Nachdem Heinrich IV. Katholik geworden war, unterwarf sich ihm der Bischof und schrieb ein Werk über die geistliche Autorität der Päpste, in dem er von ihrer zeitlichen Macht schwieg, wofür ihn der Monarch reich belohnte. Im J. 1599 gab er «Statuts synodaux pour l'église de Clermont» heraus. Als Martha Brossier, die von Teufeln besessen sein sollte, die leichtgläubige Welt in Staunen setzte, bedienten sich ihrer der Bischof und sein Bruder Alexandre, Abt von Saint-Mesmin, führten sie von Ort zu Ort und befragten ihre Teufel über die persönliche Gegenwart Christi im Abendmahle; da die Exorcismen in Paris Unruhe erregten, gebot am 24. Mai 1599 ein Parlamentsbeschluß den Brüdern, damit aufzuhören und Martha auf eigene Kosten in die Heimat zurückzuschaffen. François gehorchte, Alexandre jedoch führte Martha nach Rom, weshalb das Parlament am 3. Mai 1600 einen Verhaftbefehl gegen ihn erließ. Heinrich IV. verschaffte François 1607 die Cardinalswürde und gab ihm das Bisthum Senlis, 1618 die Würde des Großalmoseniers von Frankreich und 1619 die Abtei Sainte-Geneviève. François publicirte 1603—4 «De l'Autorité de l'Eglise en ce qui concerne la Foi et la Religion» (Paris), 1621 «Statuts synodaux pour l'église de Senlis» (Paris), und gegen den Doctor Richer richtete er die «Raison pour le désaveu fait par les évêques de ce royaume d'un livret publié avec ce titre: Jugements des Cardinaux, Archevêques etc.» Fast in allen religiösen Orden unternahm er Reformen, führte die Haudriettes-Nonnen ins Faubourg Saint-Honoré über und gründete ihnen das Himmelfahrtskloster bei den Kapuzinern, vertheilte fast alle seine Einkünfte an die Armen und an Hospitäler. Seine Sittenreinheit war so allgemein anerkannt, daß man ihn in Rom den jungfräulichen Cardinal nannte; der Cardinal Robert, der Jesuit Bellarmin und zehn andere Cardinäle dachten an seine Erhebung zum Papst. Der König verlieh ihm den Heiligen-Geist-Orden. Im November 1614 trat er auf den Reichsständen für das System der Aufstellung der Beschwerdeartikel ein, die allen Ständen gemeinsam seien, und am 7. Dec. 1617 war er einer der Präsidenten der Notabeln-Versammlung in Rouen. Im J. 1619 vermittelte er die Aussöhnung des Königs mit seiner Mutter, und auf Antreiben von Condé und Schomberg ersetzte er 1622 den Cardinal von Retz als erster Minister und Präsident des Staatsrathes, aber 1628 zog er sich von diesen Aemtern zurück, Richelieu weichend. Im J. 1627 wurde er auf der Notabeln-Versammlung in Paris von invaliden Militärs und Edelleuten aufs heftigste angegriffen, weil er die ihnen in den Klöstern zustehenden Versorgungsstellen Jesuiten, Karthäusern und anderen Mönchen zuwendete. Um ihn geschart, verdammten am 9. Febr. 1639 achtzehn Bischöfe Dupui's Buch «Libertés de l'Eglise Gallicane» als «ein Teufelswerk». Die Jesuiten hatten an ihm einen begeisterten Vorkämpfer. Der Cardinal starb in Paris am 14. Febr. 1645 im 87. Lebensjahre und in Sainte-Geneviève wurde ihm ein prachtvolles Grabmal errichtet.

Vgl. H. Martin, «Histoire de France depuis les temps les plus reculés jusqu'en 1789», 4. Aufl., Bd. XI (Paris 1865); «Mémoires complets et authentiques du Duc de Saint-Simon sur le siècle de Louis XIV et la régence», Bd. VII (Paris 1856).

5) Frédéric Jérôme de Roye von Larochefoucauld, Cardinal, Erzbischof von Bourges. Als Sohn von François de Larochefoucauld de Roye, Grafen von Roucy, am 16. Juli 1701 geboren, wurde Larochefoucauld 1728 Erzbischof von Bourges und Primas von Aquitanien. Er erhielt unter andern das Priorat von La Charité, als er im September 1738 Coadjutor der Abtei Cluny wurde; im April 1747 wurde er Abt von Cluny, mußte aber darum La Charité aufgeben. Am 1. Jan. 1742 erhielt er den Heiligen-Geist-Orden. Im Juni 1743 designirt und im April 1745 zum Gesandten in Rom ernannt, wurde er im April 1747 Cardinal mit dem Titel St.-Agnes extra muros, im December d. J. von Rom abberufen und durch den Herzog von Nivernois ersetzt. Im J. 1738 und in den folgenden Jahren ließ er in Bourges «Ordonnances synodales depuis 1738 jusqu'en 1744», 1746 «Rituel du diocèse de Bourges» erscheinen. Larochefoucauld war versöhnlicher Natur und ein Feind lärmender Auftritte. Am 26. April 1749 ging er nach Bourges, Maurepas mit sich nehmend, und im Februar 1750 ernannte ihn Ludwig XV. zum Präsidenten der Versammlung des Klerus; auf sein Ansuchen bewilligte er ihm, ohne Vermittelung der Minister, direct mit ihm zu arbeiten; im September machte der Cardinal dem Könige im Namen des Klerus, der keine Steuern zahlen mochte, lebhafte Vorstellungen. Bald darauf kehrte er nach Bourges zurück und 1753 sprach man von ihm als Candidaten für den erzbischöflichen Stuhl von Paris. Im Juni 1752 wurde er Mitglied einer Commission für Bewahrung der öffentlichen Ordnung und im December ergriff er Partei für den pariser Erzbischof; als diesem die Temporalien gesperrt wurden, versammelten sich alle in Paris anwesenden Bischöfe bei Larochefoucauld und

erklärten sich für ihn gegen das Parlament. Im Streite des Königs mit den Parlamenten suchte der Cardinal die Bischöfe zur Verzichtleistung auf die Billets de confession zu bewegen, sobald dagegen der Plan aufgegeben werde, dem Klerus den Zwanzigsten abzunehmen; durch sein Gebahren erkannte er an, daß diese vom Molinistischen Klerus aufgebrachten Billets nichts weiter seien, als ein politisches Manöver. Im Mai 1755 ernannte ihn der König wieder zum Präsidenten der Klerusversammlung, welche am 25. begann. Das Parlament und die Jansenisten schätzten ihn hoch, und als der fanatische Boyer, Bischof von Mirepoix, starb, gab ihm der Monarch die feuille des bénéfices, eine Art geistlichen Ministeriums, im August 1755. Im September und October d. J. überreichte er dem Könige Mémoires und bat ihn, die wahren Interessen der Kirche zu schützen; warm trat er in der Versammlung für ein don gratuit an den König ein. Nach dem Schlusse derselben schenkte ihm dieser im November die Abtei Saint-Vandrille und gestattete ihm auf sie eine Pension von 10,000 Frs. für die Kathedrale in Bourges. Nach dem Tode des Cardinals von Soubise ernannte er Larochefoucauld Ende Juni 1756 zum Großalmosenier von Frankreich. Er starb allgemein verehrt am 29. April 1757 in Paris.

Vgl. H. Martin, «Histoire de France depuis les temps les plus reculés jusqu'en 1789», 4. Aufl., Bd. XV (Paris 1865); Barbier, «Journal historique et anecdotique du règne de Louis XV», Bd. III und IV (Paris 1851—56); «Mémoires du Duc de Luynes sur la cour de Louis XV», Bd. II—XVI (Paris 1860—64).

6) Dominique von Larochefoucauld, Graf von Saint-Elpis, Cardinal, Erzbischof von Alby und Rouen. Einer armen und unbeachteten Linie des Hauses 1713 zu Saint-Elpis in der Diöcese Mende entsprossen, wurde Larochefoucauld von dem Vorigen, der sich seiner annahm, in das Seminar von Saint-Sulpice gebracht und zu seinem Grosvicare, 1747 zum Erzbischof von Alby ernannt und am 29. Juni geweiht. Im Februar 1750 wohnte er der Ständeversammlung des Languedoc an, in der er aufs Energischste die Privilegien des Klerus wahrte und das don gratuit an den Monarchen nur dann verwilligen lassen wollte, wenn dieser auf die Erhebung des Zwanzigsten vom Klerus unbedingt Verzicht leiste; von den Bischöfen des Languedoc wurde er in die Klerusversammlung im April d. J. deputirt; ebenso geschah es 1755. Stets verfocht er eifrigst die Rechte der Gallicanischen Kirche. Im J. 1757 erhielt er nach dem Tode des Vorigen die Abtei Cluny, gab hingegen das Priorat La Charité an den Abbé Grafen Bernis im November d. J. ab. Im J. 1759 erhielt er anstatt Alby das Erzbisthum Rouen und 1778 den rothen Hut. Der Klerus des Amtes Rouen deputirte den Cardinal 1789 zu den Reichsständen. Mit der ihm eigenen Entschiedenheit trat er für die Privilegien der Geistlichkeit in die Schranken und bestritt der Revolution ihre Berechtigung. Er präsidirte der Kammer des Klerus und sprach sich für die getrennte Prüfung der Vollmachten der Deputirten der drei Stände aus; als am 19. Juni die Ansicht seiner Gegner im Klerus, die gemeinsame Prüfung forderten, mit 139 gegen 115 Stimmen siegte, hob er erbittert die Sitzung auf. Mit dem Erzbischofe Juigné von Paris eilte er sofort nach Marly, um den Monarchen um Schutz für die Interessen des Klerus anzugehen. Er führte in der Minorität des Klerus den Vorsitz, und nachdem sich die Majorität am 24. Juni mit dem dritten Stande vereinigt hatte, befahl ihm Ludwig XVI. am 26., den Klerus zu den Gemeinen zu führen, was er am 27. that; doch verlas er am 2. Juli in der Nationalversammlung einen Beschluß, wonach die Minorität des Klerus sich das Recht wahrte, in einem Separatzimmer über ihre Sonderangelegenheiten zu berathen. Infolge des 14. Juli erklärte er in der Versammlung, er halte sich nicht mehr durch sein Mandat gebunden und vereinige sich nur mit ihren Arbeiten, um die Rechte der Nation zu vertheidigen. Mit Ekel sah er das Umsichgreifen und die Excesse der Revolution, er verwahrte sich gegen die Umwälzung der Kirche. Furchtlos sprach er sich gegen die Neuerungen aus; als er auf einen Brief in diesem Sinne hin in der Versammlung denuncirt wurde, gestand er vornehm, er habe darin seine wahren Gefühle bekundet, was der Linken derart imponirte, daß sie trotz aller Wuth nichts gegen ihn unternahm. Er verweigerte den Eid auf die Constitution civile du clergé, worauf man an die Wahl eines Nachfolgers ging; am 23. Jan. 1791 schrieb er den Wählern, um das Ungeregelte ihres Verfahrens zu schildern; am 20. Febr. veröffentlichte er eine Hirten-Instruction gegen die neue Kirchenverfassung; das Tribunal von Rouen ließ sie zerreißen und als im Widerspruche mit den Gesetzen der Constituante verbrennen; am 12. Sept. 1791 unterzeichnete er den Protest gegen die Neuerungen der Constituante in Religionssachen. Ohne Furcht blieb er unter den schwierigsten Verhältnissen in der Versammlung; der Verlust seiner Einkünfte beirrte den Greis nicht, er konnte entbehren und bedauerte den Verlust nur im Interesse seiner Armen. Erst nach dem 10. Aug. 1792 verließ er Frankreich. Er schiffte sich am 20. Sept. d. J. in Boulogne ein, reiste nach den Niederlanden und lebte in Maſtricht und Brüssel, bis er sich im Juli 1794 dauernd in Münster niederließ. Hier lebte er in voller Resignation, ein Bild wohlthuender Würde, theilte mit den Armen, was ihm geblieben war, und starb am 23. Sept. 1800, 87 Jahre alt.

Vgl. die Memoiren des Herzogs von Luynes und «Mémoires de M. de Larochefoucauld Duc de Doudeauville», Bd. V (Paris 1862).

7) François Joseph von Larochefoucauld-Bayers, Bischof von Beauvais, und Pierre Louis von Larochefoucauld, Bischof von Saintes. François Joseph wurde in Angoulême 1735, Pierre Louis in der Diöcese Périgueux 1744 geboren; ersterer erhielt 1772 das Bisthum Beauvais und die Pairie, letzterer 1770 das Priorat Nanteuil, bekleidete 1775—80 die Generalagentur des Klerus und wurde 1782 Bischof von Saintes. In die Reichsstände von 1789 vom Klerus des Amtes Cler-

mont-en-Beauvoisis und von der Sénéchaussée von Saintes deputirt, verfochten die Brüder die Privilegien des Klerus und gehörten zu dessen Minorität. In der Legislativen Nationalversammlung denuncirte sie der wilde Chabot als Theilnehmer eines gegenrevolutionären Comités, worauf sie zu ihrer Schwester Marie Charlotte, der Aebtissin von Notre-Dame zu Soissons, flüchteten. Um diese jedoch nicht zu compromittiren, verließen sie ihre Abtei und machten sich auf den Weg nach Paris, während Soldaten die ganze Abtei nach ihnen durchsuchten, die Aebtissin mishandelten und letztere nur mit Mühe dem Schaffot entging. Als Verschwörer gegen die constitutionelle Monarchie gebrandmarkt, ergriff man die Bischöfe und schleppte sie in das pariser Karmelitergefängniß (les Carmes). Bei dem Gemetzel in demselben am 2. Sept. 1792 zerschmetterte eine Kugel dem Bischofe von Beauvais den Schenkel. Der Bischof von Saintes eilte herbei, gewillt, ihn nicht zu verlassen, küßte ihn, mußte aber den Henkern folgen und endete unter ihrem Eisen. Sie riefen hierauf den unglücklichen Bischof von Beauvais, er konnte nicht allein gehen, sie schleppten ihn auf den Platz, wo des Bruders noch warme Leiche lag, und metzelten ihn nieder.

Vgl. «Mémoires de M. de Larochefoucauld Duc de Doudeauville», Bd. V (Paris 1862); Mortimer-Ternaux, «Histoire de la Terreur, 1792—94, d'après des documents authentiques et inédits», Bd. III (Paris 1863).

8) Louis Alexandre, Herzog von Larochefoucauld-Guyon und von Larochefoucauld d'Enville. Am 11. Juli 1743 als Sohn des Herzogs von Enville und der Herzogin Nicole de Larochefoucauld († Alexandre, Herzog von Larochefoucauld) geboren, trat Larochefoucauld früh in das französische Heer ein. Im Hause seiner 1746 verwitweten Mutter vereinigten sich die Encyklopädisten und er wurde nachhaltig von diesem philosophischen Einflusse berührt. Die Waffen legte er bald nieder, um sich den Wissenschaften zu widmen, schriftstellerte und wurde 1782 Mitglied der Akademie der Wissenschaften, in deren «Mémoires» er einiges veröffentlichte, 1789 schrieb er in die «Mémoires des Savants étrangers» ein «Mémoire sur la génération du Salpêtre dans la craie», 1783 übersetzte er die «Constitutions des treize États-Unis de l'Amérique» und wiederholt brachte das «Journal de la Société de 1789» Artikel von ihm.

Im J. 1787 saß er in der Notabelnversammlung und 1789 sandte ihn der Adel von Paris in die Reichsstände. Infolge seiner philosophischen Erziehung gab er sich voll Eifer den Ideen der Revolution hin. Er zählte darum zur Minorität des Adels und trat schon am 25. Juni zum dritten Stand über; aufrichtig und ehrlich ging er mit den Forderungen der neuen Zeit, Franklin und Lafayette zählten ihn zu ihren Freunden. Er brachte das Los der unglücklichen Schwarzen in den Colonien schon im Juni in der Versammlung zur Sprache und beschwor dieselbe in der Nacht des 4. Aug., es zu erleichtern. Von Humanitätsideen hingerissen, correspondirte er unermüdlich mit dem gleichgesinnten Lord Stanhope und dessen Club in London, und setzte in der Versammlung schließlich durch, daß zwölf Deputirte der Colonien in ihr Eintritt erlangten; welch traurige Folgen dies Auftreten der «Gesellschaft der Freunde der Schwarzen» in Paris haben würde, indem es zur Revolutionirung der Colonie San-Domingo, ihrer Losreißung von Frankreich und zur Ermordung der Weißen führte, konnte der Philanthrop nicht ahnen. Er sprach bei der Berathung der neuen Verfassung Frankreichs für zwei Kammern und forderte die Errichtung eines Prüfungsrathes mit dem alleinigen Rechte, Bemerkungen zu machen; bei der Berathung des Veto des Königs wünschte er, diese Frage solle durch neue Deputirte entschieden werden. Am 30. Oct. bestand er auf dem Erlasse des Decretes über die geistlichen Güter.

Er bekämpfte am 26. Jan. 1790 den Antrag, wonach kein Mitglied der Versammlung öffentliche Aemter annehmen könne, sprach im April 1790 für Religions-, im August 1791 für Preßfreiheit, unterstützte aber Dom Gerle, den Karthäuser, darin, die katholische Religion zur nationalen erklärt zu wissen, und stimmte für die Abschaffung der geistlichen Orden. Beständig ging der Herzog mit der Linken. Doch konnte er nicht umhin, die Maßregeln des Marschalls von Bouillé gegen die aufrührerische Garnison von Nancy zu billigen und für ihn den Dank der Versammlung zu beantragen. Im J. 1791 erstattete er über die Arbeiten der Contributionsausschüsse Bericht, und eine große Zahl Decrete über diesen Stoff verdankte ihm ihr Entstehen. Mitglied und Präsident des Pariser Departements geworden, beglückwünschte er in dieser Eigenschaft am 7. Oct. die Legislative Nationalversammlung in einer Rede. Aber bald sah er, wie Anarchie und Unordnung um sich griffen, erkannte die Unausführbarkeit der Verfassung, die er selbst hatte schaffen helfen. Mit Schrecken empfand er, wie weit man bereits gekommen sei; hauptsächlich um Lafayette an den König zu fesseln, arrangirte er bei sich Cirkel, in denen über die These von der Republik debattirt wurde. Im November richtete er auf Anlaß der Minister mit den übrigen Vorständen des Departements an Ludwig XVI. das Ansuchen, er möge sein Veto gegen das tyrannische Decret einlegen, welches die eidweigernden Priester betraf.

Nach den Greueln vom 20. Juni 1792 verlangte der Herzog mit seinen Collegen vom Departement am 6. Juli, daß der Maire Pétion und der Procurator Manuel wegen ihrer Haltung an diesem Tage suspendirt und dieselbe untersucht würde. Dies zog ihm den unversöhnlichen Haß der Clubs und Sectionen in Paris zu; man vergaß sein ganzes der Volkssache gewidmetes Leben. Er mußte sein Amt im Departement niederlegen und Paris verlassen; Ende August reiste er mit seiner alten Mutter und seiner Gemahlin in das Bad Forges. Letztere war benachrichtigt worden, ihr Gemahl solle unterwegs umgebracht werden, man hatte von ihr 25,000 Frs. für seine Rettung erpreßt und erhalten, ohne daß es sein Los änderte; Commissäre der vollziehenden Ge-

walt, Parain und Corchand, und ein Commissär der Commune von Paris, Bouffart, begaben sich nach Forges; Bouffart wurde am 26. Aug. von den Polizei und Ueberwachungsbehörden bevollmächtigt, «M. Larochefoucauld», wo es auch sei, zu ergreifen; Subalterne begleiteten ihn, um Handlangerdienste zu leisten. Die Häscher fanden den Herzog im Familienkreise, er setzte keinen Widerstand entgegen, Bouffart wollte ihn unter sicherer Bedeckung nach Paris liefern, erklärte aber, er dürfe nicht den directen Weg wählen, sondern müsse über des Herzogs Schloß, Laroche Guyon, gehen, um hier die Siegel anzulegen. In kleinen Tagereisen wurde der Weg zurückgelegt, damit Zeit gewonnen ward, um die Bevölkerung unterwegs aufzuhetzen; am 12. Sept. verließ der Zug Forges, am 14. langte er in Gisors an. Dieser Ort lag voll Föderirter und aus Paris gekommener Banditen; plötzlich stürzte sich die Meute auf den Herzog, ein Steinwurf an die Schläfe streckte ihn nieder und ungeachtet der ihn deckenden Begleitung schlugen ihn angesichts von Mutter und Gattin Kerle mit Stöcken und Säbeln todt.

Vgl. außer den Werken über die Revolution: «Mémoires de M. de Larochefoucauld Duc de Doudeauville», Bd. V (Paris 1862); Mortimer-Ternaux, «Histoire de la Terreur 1792—94», Bd. III (Paris 1863).

9) François Alexandre Frédéric, Herzog von Larochefoucauld-Liancourt. Am 11. Jan. 1747 als Sohn des 1783 verstorbenen Herzogs von Estissac und der Herzogin Marie de Larochefoucauld (s. Larochefoucauld, Alexandre, Herzog) geboren, trat François Alexandre Frédéric schon 1764 bei den Carabiniers in Dienst und nahm 1765 den Titel eines Herzogs von Liancourt nach seinem Gute bei Clermont an. Im J. 1768 erwirkte sein Vater für ihn die Anwartschaft auf sein Amt als Großmeister der Garderobe des Königs, welches ihm bei dessen Ableben zufiel. Während der Herzog von Choiseul an ihm Gefallen fand, misbehagte sein offener Charakter der Gräfin Dubarry, er fühlte sich bei Hofe nicht an seinem Platze und ging 1769 nach England, um den Landbau zu studiren. Mit offenem Auge begabt, lernte er viel und führte nach seiner Heimkehr seine Erfahrungen in Liancourt praktisch durch, errichtete hier eine Musterfarm, suchte die Cultur künstlicher Wiesen zu verbreiten, das System der Brachfelder zu beseitigen und Rindvieh aus der Schweiz und England groß zu ziehen. Im J. 1780 gründete er in Liancourt eine Kunst- und Gewerbeschule für Kinder armer Militärpersonen, den Keim zu der Anstalt von Chalons; sie nahm rasch großen Aufschwung, erfreute sich der Gunst Ludwig's XVI. und erhielt 1788, als sie 130 Eleven zählte, den Namen «École des enfants de la patrie»; die Regierung verlegte sie nach Chalons, der Herzog blieb ihr Vorstand als Generalinspector 23 Jahre lang. Im J. 1790 legte er eine große Baumwollspinnerei in Liancourt an, das er zu einem Hauptpunkte der Industrie erhob.

Der Adel des Amtes Clermont-en-Beauvoisis deputirte ihn 1789 in die Reichsstände. Er schloß sich den neuen politischen Ideen eifrig an und vertheidigte die öffentlichen Freiheiten, aber dabei auch das Königthum. Seine Schrift «Finances, Crédit» (2 Thle., 1789) bewies, daß er die Ursachen wohl erkannte, die Frankreich bald umstürzen sollten. Nach der Vereinigung der Stände am 27. Juni d. J. war er unter den erklärten Parteigängern der Reformen, ließ sich jedoch nie dem Könige und dem Königthume entfremden und zählte zu den ergebensten Freunden, nie zu den Höflingen des unglücklichen Ludwig XVI. In der Nacht nach dem 14. Juli weckte er ihn, berichtete in nackter Wahrhaftigkeit von den Ereignissen in Paris und vom Sturme der Bastille, verschwieg ihm nicht, daß Blut geflossen sei und noch mehr zu fließen drohe, und als Ludwig entsetzt aufschrie: «Aber das ist ja eine Revolte!», antwortetete Liancourt mit fester Stimme: «Nein, Sire, das ist eine Revolution!» Er beschwor den König und seine herbeigerufenen Brüder, sich in freundliches Einvernehmen mit den Repräsentanten der Nation zu setzen. Der König begab sich, von Liancourt angemeldet, am 15. in die Nationalversammlung und auf dem pariser Rathhause verkündete der Herzog, Ludwig verzeihe den Gardes françaises ihre Ungebührlichkeiten und bestätige die Einführung der Bürgergarde. Am 18. Juli erhielt er den Vorsitz in der Nationalversammlung und begrüßte in seinem Amte den aus dem Exile zurückkehrenden Minister Necker am 29. in überschwenglichen Worten, am 4. Aug. beantragte er eine Gedenkmedaille für die merkwürdige Nachtsitzung. Als Deputirter legte der Herzog stets philanthropische Gesinnungen dar; seine Berichte über das Bettelwesen, über den Zustand der Spitäler, über die Bildung von Anstalten für die Armenunterstützung zeugten von Sachkenntniß, mit offenem Blicke sah er das Elend des Volkes und ehrlich verkündete er es der Versammlung. Mit Ueberzeugung sprach er gegen das Emigrantengesetz, für die Gewissens- und die individuelle Freiheit, er zuerst schlug die Abschaffung des Todes durch den Strang vor. Im J. 1790 (neue Ausl. 1801) erschienen seine «Notice sur l'Impôt territorial foncier en Angleterre», seine «Plans du travail du comité» wegen Ausrottung des Bettels, Gefängniß- und Spitalwesens, und sein «Travail du Comité de Mendicité contenant les rapports faits à l'Assemblée nationale». Er half dem Könige bei seiner Flucht und sprach nach ihrem Scheitern in der Nationalversammlung am 14. Juli 1791 warm für die Unverletzlichkeit des Königs. Liancourt wurde eines der thätigsten Mitglieder des Clubs der Feuillants; nach dem Schlusse der Constituante zog er sich nach Liancourt zurück. Bald aber berief der König ihn in der Eigenschaft als Generallieutenant zum Militärcommando von Rouen und es glückte ihm, in der Normandie die Ruhe aufrecht zu erhalten. Er lud Ludwig ein, dahin zu kommen, konnte ihn aber nicht bereden; entschlossen, ihm thatkräftig zu dienen, sprach er sich an der Spitze der Departementalbehörden in Rouen in einer Adresse für Lafayette und gegen die Excesse des 20. Juni 1792 aus. Der 10. Aug. führte seine Absetzung herbei, die Anarchisten wütheten gegen ihn. Gewarnt entfloh er, ein Fischer setzte ihn nach England

über, wo ihn Arthur Young freudig begrüßte. Durch die Ermordung des Vorigen am 14. Sept. 1792 wurde er Herzog von Larochefoucauld. Er lebte in großer Dürftigkeit in England; ein altes englisches Fräulein, das ihn nur durch seinen vortrefflichen Ruf kannte, hinterließ ihm testamentarisch ihr ganzes Vermögen, er aber übergab es augenblicklich den natürlichen Erben. Auch im Exile suchte der Edle dem Könige zu nützen; als dessen Proceß begann, schrieb er an Barère, der eben Präsident des Convents war, und erbot sich, zu seinen Gunsten Zeugniß abzulegen, Barère jedoch nahm keine Notiz davon. Nach dem Tode des Monarchen blieb er bis 1794 in England, dann reiste er nach den Vereinigten Staaten von Amerika. Ueber seine Eindrücke publicirte er nachher «Des Prisons de Philadelphie, par un Européen» (Philadelphia und Paris 1796, 4. Aufl. 1819); 1800 erschien in Paris das achtbändige Werk «Voyage dans les Etats-Unis de l'Amérique fait en 1795, 1796, 1797, 1798». Von Amerika zurückgekehrt, bereiste er Norddeutschland, Holland und Dänemark, in sehr bescheidenen Verhältnissen lebend; er weilte fast ein Jahr in Altona und Hamburg, von Sehnsucht nach Frankreich verzehrt; von ihm und seinem Sohne berichtet ein Zeitgenosse, Hennings «Bilder aus vergangener Zeit nach Mittheilungen aus großentheils ungedruckten Familienpapieren», 1. Theil, 1760—87 (Hamburg 1884).

Nach dem 18. Brumaire kehrte der Herzog 1799 nach Paris zurück und sammelte die Trümmer seines Vermögens, lebte aber sehr zurückgezogen. Er wirkte seit 1800 in regster Weise für die Einführung der Kuhpockenimpfung in Frankreich. Unter dem Consulate eröffnete er eine Subscription zur Errichtung des Dispensatoriums, welches nachher den Armen von Paris so heilsam werden sollte. Er fand seine Anstalten in Liancourt im besten Zustande vor, alle Regierungen Frankreichs hatten sie gepflegt, wenn sie auch den Schöpfer geächtet hatten. Der Kaiser verlieh ihm den Orden der Ehrenlegion, aber als sei Larochefoucauld ein einfacher Industrieller, er gestand ihm seinen Titel nicht zu. Larochefoucauld trachtete nicht im mindesten nach seiner Huld, sondern lebte in Liancourt seinen Instituten und schriftstellerte. Außer den schon angeführten Resultaten seiner amerikanischen Erlebnisse erschienen in Paris 1800 «État des Pauvres, ou Histoire des classes travaillantes de la société en Angleterre, depuis la conquête jusqu'à l'époque actuelle», ein Auszug eines Werkes von Sir Morton-Eden; 1801 «Notes sur la Législation anglaise des chemins» und 1802 «Recherches sur le nombre des habitants de la Grande-Bretagne», eine Uebersetzung Eden's. Erst 1809 erkannte Napoleon seinen Herzogstitel an und gab ihm les grandes entrées bei Hofe, wovon er aber sehr selten Gebrauch machte; er blieb in seiner Zurückgezogenheit, einzig mit seinen Anstalten beschäftigt. Den Eintritt in den kaiserlichen Senat lehnte er ab.

Ludwig XVIII. betrachtete, als er restaurirt worden war, die Würde des Großmeisters der Garderobe für erledigt und gab sie im Mai 1814 anstatt Larochefoucauld dem Grafen Blacas d'Aulps; den Herzog nahm er nur unter die Pairs von Frankreich auf. Der Sache der constitutionellen Freiheiten treu ergeben, saß der Herzog während der Hundert Tage in der Repräsentantenkammer, aber nach Ludwig's zweiter Restauration nahm er wieder in der Pairskammer seinen Platz ein, wo er eine Stütze des bourbonischen Königthums war und zugleich für verständigen Fortschritt rührig eintrat. Im J. 1816 wurde er Mitglied des Generalrathes der Hospitäler, ferner saß er im Generalrathe der Manufakturen, des Ackerbaues und des Gefängnißwesens, war Präsident des Impfausschusses, Generalinspector der Kunst- und Gewerbeschule in Châlons und 1821 Präsident der Gesellschaft für christliche Moral, mit der er unablässig auf die Abschaffung des Sklavenhandels und die Unterdrückung von Lotterie und Spiel hinarbeitete. Im J. 1815 publicirte er «Système anglais d'instruction», eine Uebersetzung Lancaster's, 1819 «Le Bonheur du Peuple, Almanach à l'usage de tout le monde, ou Avis du père Bonhomme aux habitants de la campagne sur les avantages de la caisse d'épargne» und «Dialogue d'Alexandre et Benoît sur la Caisse d'Epargne». Der Philanthrop sprach aufs wärmste für die Einführung von Sparkassen, gründete selbst die erste in Frankreich, die allen daselbst zum Muster diente; in Liancourt machte er die ersten Versuche mit dem Systeme des wechselseitigen Unterrichts, das rasch große Verbreitung fand. Er besaß die ungetheilte Liebe und Verehrung aller Guten, war unbegrenzt wohlthätig. In der Pairskammer opponirte er im Geiste des Liberalismus den reactionären Gelüsten des Hofes. Am 25. Juni 1823 ließ der Minister des Innern, Graf Corbière, im «Moniteur» über die Verwaltung der Haft- und Zuchthäuser eine Ordonnanz erscheinen, welche zwar den Generalrath der Gefängnisse nicht aufhob, ihm aber alle Befugnisse zu Gunsten des Polizei- und des Seine-Präfecten entzog. Der Herzog richtete nun am 4. Juli an den Polizeipräfecten ein Schreiben, worin er Verfügungen dieser Ordonnanz kritisirte und sein Amt als überflüssig gewordenen nieder legte. Hierauf entzog ihm Ludwig XVIII., der ihm nicht gewogen war, am 14. Juli auf einmal die Stellen als Generalinspector des Conservatoriums für Kunst und Gewerbe (seine Lieblingsschöpfung), als Mitglied der Generalräthe der Gefängnisse, der Manufakturen, des Ackerbaues, der pariser Hospitäler und des Oise-Departements. Um offenkundig den Unwillen zu äußern, den diese Handlungsweise hervorrief, beeilte sich die Akademie der Wissenschaften, den gelehrten Greis zum Mitglied zu ernennen. Bis zum Tod arbeitete Larochefoucauld im gemeinnützigen Interesse, ein Wohlthäter der Menschheit. Noch am 23. März 1827 hatte er einer Sitzung der Pairs beigewohnt, bereits am 28. d. M. starb er in Paris, 80 Jahre alt. Am 30. März fand die Leichenfeier unter zahlloser Begleitung statt; die früheren Zöglinge der Kunst- und Gewerbeschule baten, den Sarg des geliebten Stifters aus dem Trauerhause nach der Himmelfahrtskirche tragen zu dürfen, und die Familie gab es zu; als die Ceremonie in der Kirche

vorüber war, wollten sie den Sarg wieder aufnehmen, ein Individuum rief zwar nach Sargträgern, auf erneute Erlaubniß der Söhne des Verblichenen aber luden sie die Leiche auf die Schultern. Plötzlich forderte das Individuum, welches sich als Polizeicommissär entpuppte, in der Rue Saint Honoré den die Ehrenwache führenden Commandanten auf, er solle den Zöglingen befehlen, den Sarg abzustellen und den gewöhnlichen Trägern zu überlassen; die Zöglinge weigerten sich zu gehorchen. Die Soldaten pflanzten ihre Bayonnete auf, es kam zum Handgemenge, der Sarg stürzte auf das Pflaster und zerbrach; die Insignien und der Pairsmantel fielen in den Koth. Die Soldaten rafften alles zusammen und legten es auf einen Leichenwagen, den der Polizeicommissär beschaffte. Es war ein entsetzlicher Eindruck. Der Sarg wurde reparirt, die Leiche wieder in Ordnung gelegt und en Vaucourt auf Wunsch des Verewigten beigesetzt. In den Kammern herrschte die heftigste Erbitterung über den Vorfall; in der Pairskammer machte der Großreferendar am 2. April einen Bericht, der die Schuld auf die Polizei warf. Corbière war erbärmlich genug, letztere in Schutz zu nehmen und seinen Haß gegen den Herzog nicht zu verschweigen. Die Pairskammer leitete ein gerichtliches Verfahren ein, doch blieb es resultatlos. Das Leben des hochsinnigen Herzogs wurde von seinem Sohne, dem Marquis Frédéric Gaëtan (gestorben am 15. April 1863), 1827 in Paris herausgegeben; derselbe gab 1825 die «Oeuvres complètes de Larochefoucauld, avec des notes et variantes, précédées d'une notice biographique et littéraire» heraus, schrieb mancherlei, unter anderem 1809 «Esprit des Ecrivains du dix-huitième siècle».

Vgl. die Werke über die Revolution und die Restauration, besonders Vaulabelle, «Histoire des deux restaurations». Bd. VI (Paris 1852), und die Memoiren des Herzogs von Doudeauville.

10) Ambroise Polycarpe von Larochefoucauld, Herzog von Doudeauville. Am 2. April 1765 in Paris als Sohn des Vicomte Jean Frédéric de Laroche foucauld, Grafen von Surgères, geboren, erhielt Larochefoucauld seine Erziehung im Collège Harcourt und bekundete früh leichte Fassungsgabe. Bereits mit vierzehn Jahren heirathete er Bénigne Augustine Françoise le Tellier de Montmirail, Grandin von Spanien erster Klasse, eine Abkömmlingin Louvois', und wurde hierdurch Grande erster Klasse, sowie Besitzer eines ansehnlichen Vermögens. Im J. 1789 erhielt er das Amt des grand bailli d'épée von Chartres und präsidirte als solcher der Deputirtenwahl des Bailliage für die Reichsstände. Er handelte und sprach im Geiste des ancien régime, war für die Abstimmung nach Ständen und hielt dieselben aus einander; er selbst führte den Vorsitz im Adel. Um diese Zeit starb sein Vater, mit Hinterlassung enormer Schulden; es gelang jedoch, die leidige Angelegenheit ziemlich günstig zu erledigen. Er emigrirte 1792 und bereiste einen großen Theil Europas, mit Schrecken den Gang der Revolution in Frankreich beobachtend; seine Familie blieb zurück. Der Herzog von Doudeauville, wie sein Titel war, trat in das Heer des Prinzen von Condé, verließ es aber sehr bald, da er von der Intervention der fremden Mächte nichts Gutes für Ludwig XVI. vermuthete, und lebte in der äußersten Zurückgezogenheit, fast in Dürftigkeit. Im J. 1799 kehrte er nach Frankreich heim und erlangte seine Streichung aus der Emigrantenliste durch Vermittelung Davoust's, hielt sich von aller Politik und Parteiung fern und wies jedes Anerbieten Napoleon's zurück, trat weder in den Senat noch in den Gesetzgebenden Körper. Nur ließ er sich 1805 in den Generalrath des Marne-Departements wählen und übernahm das Präsidium. Napoleon stürzte und freudig begrüßte der Herzog die Restauration Ludwig's XVIII. Am 22. April 1814 ernannte ihn Monsieur zu einem der außerordentlichen Commissäre, die in der Provinz die Restauration vollziehen sollten, und er ging mit ausgedehnten Vollmachten in die Departements Ardennes, Meuse und Marne (2. Militärdivision); mit Schonung und Milde waltete er, seine Gewalt nicht misbrauchend. Der König berief ihn in die Pairskammer, wo er auf der Rechten Platz nahm. Vergebens gab er, als Napoleon von Elba zurückkehrte, der Regierung Rathschläge an die Hand, was sie gegen ihn thun möge, sie lehnte sie ab. Nach der abermaligen Restauration des Königs bekämpfte der Herzog von Doudeauville in der Pairskammer voll Eifer und Ueberzeugungstreue die in der Revolution entstandenen Ansichten und Begehren, forderte Beschränkung der Preßfreiheit, enthielt sich aber jeder Ueberstürzung und bildete mit dem Cardinal Bausset, Fontanes und Pastoret die «Réunion Cardinaliste», die allem Extremen in der Pairskammer entgegentrat und zwischen den Parteien den günstigsten Einfluß übte, jahrelang über die Majorität in der Kammer entscheidend; mit Bausset's Tode und des Herzogs Ministerthätigkeit zerfiel sie.

Im J. 1816 wurde Doudeauville Inspector der Nationalgarden des Marne-Departements und übernahm die Oberaufsicht der polytechnischen Schule, die reorganisirt wurde. Durch den Einfluß seines Sohnes bei der Gräfin du Cayla und bei Villèle erhielt er am 22. Sept. 1822 das Amt des Generaldirectors der Posten, in deren Verwaltung er wichtige Verbesserungen einführte. Die Einnahmen der Post wuchsen, der Dienst wurde schneller und regelmäßiger, der Herzog war äußerst rührig in dem neuen Berufe. Der König ernannte ihn auch zum Staatsminister ohne Gehalt; dabei bekleidete er eine große Anzahl Aemter ohne Besoldung, stets zum Dienst der Menschheit bereit und oft viel Geld für gemeinnützige Zwecke opfernd. So wenig er die Stellung erstrebte, erhielt er am 5. Aug. 1824 das Ministerium des königlichen Hauses anstatt des Marschalls Lauriston. Mit seltener Wahrheitsliebe und Offenheit versah er das neue Amt, ein echter Ehrenmann. Die Krönung Karl's X. kostete dem Herzoge große Summen. Hingegen veranlaßte er Karl X., für 900,000 Frs. das Gut Grignon zu kaufen und daselbst eine Mustermeierei und eine Ackerbauschule zu errichten, wie auch den Seidenbau bei Paris versuchen zu lassen. Aus Ueberzeugung bekämpfte er die Auflösung

der pariser Nationalgarde und reichte am 30. April 1827 in einem motivirten Briefe an den Monarchen seine Entlassung ein; er sah verderbliche Folgen der Verfügung voraus. Kühl bewilligte ihm Karl den Abschied, von Villèle geleitet. Die öffentliche Meinung erklärte sich hingegen einmüthig für Doudeauville. Dieser verschmähte es, in die Reihen der Opposition überzugehen, hielt sich möglichst im Hintergrunde, entzog sich allen Beifallsbezeigungen und kam wenig nach Paris; er lebte den Wohlthätigkeitsanstalten, deren mehrere ihn zum Präsidenten wählten. Mit Schrecken sah er Villèle's Schritte, mit Freude seinen Sturz; er fürchtete die Nähe einer Revolution trotz Martignac's gutem Willen und erwartete von Polignac nur Schlimmes. Im J. 1830 war der Herzog wieder Präsident des Wahlcollegiums des Marne-Departements und auf dem Lande, als die Revolution ausbrach. Sie traf ihn in seinen theuersten Gefühlen, denn er war ein treuer Legitimist und Bewunderer der Restauration. Er blieb der Pairskammer fern, bis der Ministerproceß ihn veranlaßte, nicht zu fehlen. Wacker trat er darin auf und auf das wärmste bekämpfte er den Antrag Baude's und Briacorville's, Karl X. und seine Familie auf ewig zu verbannen, am 19. April 1831. Dann aber glaubte er, in der Pairskammer nicht mehr von Nutzen zu sein, und reichte am 16. Jan. 1832 dem Präsidenten derselben seine Entlassung ein. Er hielt sich vom Hofe fern, der seine Gründe wohl zu würdigen wußte, war der Gegenstand allgemeiner Verehrung und spendete Wohlthaten, wo er konnte; als die Cholera in Paris wüthete, besuchte er furchtlos die Kranken. Der Philanthrop starb zu Montmirail am 2. Juni 1841, 76 Jahre alt.

Vgl. die Werke über Revolution und Restauration, sowie die Memoiren des Herzogs von Doudeauville, seines Sohnes.

11) Louis François Sosthènes von Larochefoucauld, Herzog von Doudeauville. Am 19. Febr. 1785 als einziger Sohn des Vorigen geboren, erhielt der Vicomte de Larochefoucauld eine tüchtige Erziehung, machte mit dem Vater große Reisen und lernte Menschen und Verhältnisse kennen. Seine Sinnesart war leidenschaftlich und neigte zur Uebertreibung. Am 4. Febr. 1807 heirathete er Elisa Helene, Tochter des Herzogs Matthieu von Montmorency-Laval. Der Vicomte nahm das regste Interesse an allen Unternehmungen und Plänen zur Restauration der exilirten Königsfamilie, wies alle Anerbietungen Napoleon's von der Hand, so sehr er ihn auch damit verletzte, und entging mehrfach nur durch Zufall der Verhaftung. Im J. 1809 machte ihn der Kaiser zum Unterlieutenant. Als Napoleon's Stern erblich, dachte der Vicomte im Februar 1814 daran, aus Paris durch die kaiserliche Armee in das Lager der Alliirten zu gehen und von ihnen die Einsetzung Ludwig's XVIII. zu erbitten, nach England überzusetzen und die Herzoge von Angoulême und Berry zur Landung in Frankreich zu bewegen; auf den Rath des Abbé de Montesquiou aber stand er von diesem Vorhaben ab. Er ließ Angoulême vor Mördern warnen, die ihn in Südfrankreich bedrohten, arbeitete mit einigen Freunden legitimistische Proclamationen aus, die im Volke vertheilt wurden, und belehrte darin die Franzosen über die ihnen unbekannt gewordene Familie Bourbon.

Bei dem Einzuge der Alliirten in Paris am 31. März 1814 durchritten Larochefoucauld und einige Freunde die Straßen, vertheilten weiße Cocarden und riefen: »Es lebe der König! es leben die Bourbons!«; als ihnen die Cocarden ausgingen, zerrissen sie ihre Taschentücher und baten Passanten um die ihren, um Abzeichen daraus zu machen. Nachdem sie lange ihre Rufe hatten erschallen lassen, ohne bei den alliirten Fürsten Eindruck zu erregen, flehten Larochefoucauld und der Vicomte de Talon den Kaiser Alexander an, um Frankreichs und der Ruhe Europas willen ihnen den legitimen König wiederzugeben. Alexander antwortete nicht; er zweifelte an der Liebe der Franzosen zu den Bourbons; auch die andern Fürsten, an die der Vicomte de Larochefoucauld sich wendete, blieben kalt. In seiner einseitigen Gehässigkeit gegen Napoleon und seiner grenzenlosen Legitimitätsschwärmerei machte er nun den schmachvollen Vorschlag, die Statue Napoleon's von der Vendôme-Säule herabzureißen und zu zertrümmern. Er entflammte das Volk, zog mit ihm nach dem Vendôme-Platze und bald zerrte man an der Statue; da retteten sie Großfürst Konstantin und General von der Osten-Sacken. Auf dem Wege zu Talleyrand, wo Alexander wohnte, begleitete ihn Larochefoucauld, Alexander blieb noch immer in der Reserve und wich jeder binden den Antwort aus. Mit Ferrand, dem Grafen Cèsar Choiseul und Châteaubriand begab sich Larochefoucauld am Abende zu dem Grafen Nesselrode, um Alexander für Ludwig XVIII. zu bestimmen, und erhielt günstige Versprechungen. In den folgenden Tagen suchte er die Unruhe der Gemüther zu beschwichtigen, dann reiste er zu Monsieur und als ihm dieser eine Gunst anbot, bat er um nichts für sich, sondern darum, daß die Exkönigin Hortense, der er befreundet war, in Paris bleiben dürfe. Er eilte nach Paris zurück, wo er am 10. April eintraf und die Stimmung auf den Empfang Monsieurs vorbereitete, trat in die Nationalgarde und wurde Adjutant ihres Commandanten, des Generals Dessolles. Als begeisterter Royalist begrüßte er die Ankunft des Königs in Frankreich voll Entzücken. Im J. 1815 begleitete er Angoulême nach Bordeaux, als Napoleon von Elba zurückkam, ihn in Lyon am 12. März von der Amnestie ausschloß und zum Tode verurtheilte. Mit dem Könige verließ er Frankreich und ging nach Gent, zum Adjutanten Monsieurs ernannt, welche Würde er auch behielt, als Karl X. den Thron bestiegen. Als Oberst der Nationalgarde von Montmirail ermahnte er diese von Gent aus, dem Könige treu zu bleiben, auch sandte er Proclamationen in diesem Sinne an die Franzosen. Nach der zweiten Restauration wurde der Vicomte 1815 Oberst der 5. Legion der pariser Nationalgarde. Als Ultraroyalist gehörte er zu dem Pavillon Marsan und misbilligte manchen Schritt des freisinnigeren Königs, auf den er durch die Gräfin du Cayla, dessen Favoritin, einzuwirken suchte. Zum Deputirten gewählt, stimmte der Vicomte, »der

seltsame Fanatiker», wie ihn die Cayla nannte, mit der Majorität der Chambre introuvable und proponirte Sühnefeste für den 21. Jan., den Hinrichtungstag Ludwig's XVI. In die neue Kammer vom November 1816 wurde er nicht mehr gewählt; lebenslang blieb er den politischen Grundsätzen der chambre introuvable treu. Als sein Vater 1824 das Ministerium des Hauses übernahm, überließ er ihm einen Theil seines Ressorts, der Sohn wurde Generaldirector der schönen Künste und leistete als solcher Bedeutendes auf allen ihm unterstellten Gebieten. Er verkehrte direct mit Ludwig XVIII., dem er seinen Bruder zu nähern strebte, und ordnete 1824 die Leichenfeierlichkeiten des ersteren sowie dann die Krönung Karl's X. an. Unter Ludwig XVIII. hatte er gegen Villele gewühlt, weil Villele ihm nicht anstatt Corbière's das Ministerium des Innern übertragen ließ, und die Gräfin du Cayla hatte ihn unterstützt. Um seine Feindschaft furchtbar zu machen, suchte er eine Machtstellung in der Presse zu erlangen, kaufte den «Drapeau blanc» und die «Tablettes historiques», um sie in den Dienst der Regierung zu stellen; dasselbe geschah mit andern Zeitungen; hingegen scheiterten alle Bemühungen bei dem «Constitutionnel» und dem «Courrier» und ein Proceß mit der «Quotidienne» schadete furchtbar dem Ansehen des Vicomte, dessen Manöver offenkundig wurden. Bei Karl X. hatte derselbe bedeutenden Einfluß, bis ihn Villèle, dessen Rücktritt er beständig betrieb, verdrängte und ihm Karl den directen Verkehr entzog. Im J. 1829 rieth er Karl zu einem Ministerium Casimir Périer, aber Karl schlug seine Rathschläge in den Wind. Seit 1827 wieder Deputirter, nahm der Vicomte keinen Antheil an den Kammerdiscussionen und mit der Julirevolution trat er aus dem Amte als Generaldirector. Mit den Bourbons blieb er in intimen Beziehungen, wallfahrte zu ihnen nach Görz, schrieb hierüber, wie auch «Pensées» und «La vérité à tous». Seine gesammten «Mémoires de M. de Larochefoucauld Duc de Doudeauville» erschienen in 15 Bänden (Paris 1861—64). Von Seiten seiner Mutter Grande von Spanien I. Klasse, wurde er durch des Vaters Tod am 2. Juni 1841 Herzog von Doudeauville. Verwitwet, heirathete er am 18. Aug. 1842 Angelique Herminie de La Brousse de Verteillac, Witwe des Grafen Marie François Felix von Bourbon-Conti, des letzten Sohnes des Prinzen von Bourbon-Conti, die erst am 30. Jan. 1881, 84 Jahre alt, in Paris starb. Der Herzog war schon am 7. Oct. 1864 gestorben und sein ältester Sohn, der am 9. April 1822 geborene Herzog Augustin Marie Matthieu Stanislas am 18. Oct. 1870 bei der Vertheidigung von Châteaudun gefallen. Sein zweiter Sohn hingegen ist der bekannte Legitimist, Charles Gabriel Marie Sosthènes, geboren am 1. Sept. 1825, seit 1851 Herzog von Bisaccia. (*Arthur Kleinschmidt.*)

LAROCHEJACQUELEIN (Duvergier de), alte französische Adelsfamilie. Die alte poitevinische Adelsfamilie du Vergier (Duvergier), welche ihren Namen ihrer Gegend entnahm, erscheint schon im 13. Jahrh., Emeric Duvergier nahm 1248 das Kreuz. Im J. 1505 vermählte sich Gui Duvergier mit Renée, Erbtochter des Jacques Lemastin, Seigneur de Larochejacquelein, und nannte sich von ihrem Erbe. Seitdem heißt das Geschlecht Duvergier de Larochejacquelein. Gui's Enkel, Louis Duvergier, Seigneur de Larochejacquelein, zählte zu den tapfersten Kriegsgenossen Heinrich's IV. Seit der heldenhaften Betheiligung des Hauses an den Vendéer Kriegen lautet die Devise: «Vendée, Bordeaux, Vendée» (vgl. de Milleville, «Armorial historique de la noblesse de France», Paris 1845). Die berühmtesten Sprossen folgen nachstehend:

1) Henri Louis Auguste Duvergier, Marquis von Larochejacquelein. Am 21. Juli 1749 geboren, wurde Larochejacquelein 1771 Oberstlieutenant bei der königlichen Cavalerie, erhielt das St.-Ludwigs-Kreuz, wurde 1784 Oberst des Cavalerie-Regiments Royal-Pologne und 1788 Maréchal-de-camp, ging während der Revolution nach San-Domingo und erlag hier den Wunden, die er im Kampfe mit den Korsaren erhalten hatte, am 6. Sept. 1802. Seine drei Söhne Henri, Louis und Auguste erwarben sich unsterblichen Ruhm.

2) Henri Duvergier, Graf von Larochejacquelein. Als ältester Sohn des Vorigen am 30. Aug. 1772 auf Schloß Durbelliere bei Châtillon in Poitou geboren, trat Larochejacquelein 1787 aus der Militärschule zu Soreze in das Cavalerieregiment des Vaters, wurde 1789 Kammerherr, emigrirte nicht, sondern ging 1791 als Offizier in die constitutionelle Garde des Königs und blieb nach ihrer Auflösung in Paris. Am 10. Aug. 1792 blieben seine Bemühungen für den König fruchtlos und nur mit knapper Noth gelang es ihm, nach Poitou zu entkommen. Er eilte zu seinem Vetter, dem Marquis de Lescure, nach dem Schlosse Clisson; hier sahen sie mit Freude, wie der Bauer täglich erbitterter über den Druck der Revolution wurde und sich an das alte patriarchalische Verhältniß zum Edelmann klammerte. Der Vendeerkrieg brach aus, die Bauern wie die Edlen der Umgegend mußten Stellung dazu nehmen, der Kriegsschauplatz wurde immer mehr in die Nähe gerückt. Sofort entschied sich der Graf und wurde der Alliirte der Bauern; er verließ den Marquis de Lescure mit dem Versprechen, ihn zu befreien, falls er in Haft käme, und trat an die Spitze der Landleute, wie ein Erlöser begrüßt. Schön, enthusiastisch, voll Willenskraft schlug er sich durch viele Gefahren nach Durbelliere durch und sprach zu seinen Bauern die berühmten Worte: «Meine Freunde! Wäre mein Vater hier, so hättet ihr zu ihm Vertrauen. Ich meinestheils bin nur ein Kind, aber durch meinen Muth werde ich mich würdig zeigen, euch zu befehligen. Rücke ich vor, so folgt mir; weiche ich zurück, so tödtet mich; sterbe ich, so rächt mich!» «Monsieur Henri», wie ihn die Bauern familiär nannten und unter welchem Namen er heute noch im Gedächtnisse ihrer Enkel lebt, verband nach Barante's Schilderung «mit hervorstechender Tapferkeit, unermüdlicher Thatkraft, sicherem und raschem militärischen Blicke einen einfachen und offenen Charakter, eine wohlwollende Leutseligkeit in seinen Beziehungen

zu jedermann. Er besaß die Kunst zu gefallen und geliebt zu werden, welche die Herzen hinreißt und der Gewalt des Befehles eine Macht der Sympathie und Zuneigung hinzufügt.»

Larochejacquelein warf sich am 13. April 1793 bei Les-Aubiers auf die republikanischen Truppen (die der Bauer als «Les Bleus» zu bezeichnen pflegte) unter dem Generale Quétineau. Unter dem Rufe: «Es lebe der König!» sprangen die Vendéer über die Hecken, trieben die Feinde zu Paaren und nahmen ihnen zwei Kanonen. Der Graf nahm Châtillon und Tiffauges ein, drang siegreich vor, vereinigte sich mit Cathelineau, schlug den General Ligonnier und belagerte mit Cathelineau Bois-Groleau, welcher Punkt fiel. Am 24. April wurde bei Beaupréau ein großer Sieg über den General Gauvilliers errungen und er über die Loire zurückgetrieben, Larochejacquelein war wieder der Held des Tages. Nun wollte er Lescure, dessen Familie und de Marigny in Clisson befreien, wo sie in Haft waren; am 2. Mai drangen Larochejacquelein, Cathelineau, d'Elbée, Stofflet und de Bouchamp mit 25,000 Mann, wovon 6000 Gewehre hatten, gegen Bressuire vor, befreiten die Freunde in Clisson und zwangen den General Quétineau, Bressuire zu räumen; als er nach Thouars abzog, folgte ihm «Monsieur Henri». Ohne Ehrgeiz und Eitelkeit, beschäftigte er sich wenig mit der politischen Seite der Insurrection, hingegen ergriff er jede Gelegenheit, um keck dreinzuschlagen. Ein rothes Tuch um den Hut war sein Abzeichen, welches bald die anderen Führer der Vendéer adoptirten, während die Blauen es zum Zielpunkt ihrer Flinten wählten. Für seine Leistungen hoffte der Graf ein Husarenregiment zu erhalten, sobald der König restaurirt werden würde. «Die große Armee» belagerte Quétineau in Thouars; Lescure, Larochejacquelein und Bonchamp griffen am 5. Mai an, bekundeten ungewöhnlichen Muth und Larochejacquelein befahl den Sturm. Auf den Schultern eines Jagdaufsehers erklomm er zuerst die Mauer, schoß unter die Blauen, brach mit der Hand Steine aus, um eine Bresche zu schaffen, Lescure und Bonchamp drangen ein und Quétineau capitulirte. Nach dem Siege bei La Châtaigneraie rückten Lescure, Cathelineau und Larochejacquelein auf Fontenay vor, der linke Flügel der Armee unter Lescure und dem Grafen drang am 16. Mai in die Vorstadt ein, doch ging die Schlacht verloren. An der Spitze der Cavalerie stürzte sich Larochejacquelein am 25. Mai bei Fontenay auf die Feinde unter General Chalbos. Chalbos unterlag, die Sieger zogen in Fontenay-le-Comte ein und erließen am 27. Mai eine Adresse an die Franzosen. Das Hauptquartier wurde nach Chollet verlegt, von wo Larochejacquelein und Lescure Stofflet gegen den General Ligonnier zu Hülfe eilten. Sie nahmen ihm Vihiers ab, Cathelineau schlug ihn, von Larochejacquelein begleitet, auf den Höhen von Concvurson am 7. Juni und sie drängten ihn nach Saumur. Larochejacquelein drang in Saumur ein, durchritt die ganze Stadt, sah der Flucht der Feinde zu, feuerte unter sie, drehte zwei Geschütze gegen das Schloß und stellte, als einige Schützen zu ihm stießen, vier Kanonen auf der Brücke Croix-Verte auf; dann sprengte der Kühne zu dem Heere zurück. Am 10. fiel auch das Schloß von Saumur und am 12. unterzeichnete der Graf mit den anderen Führern die Ernennung Cathelineau's zum General en chef. Als das Heer zur Belagerung von Nantes zog, blieb der Graf zum Schutz Saumurs zurück, verband sich am 3. Juli mit Lescure und vertheidigte mit ihm Moulin-aux-Chevres gegen General Westermann, der sie aber besiegte und Châtillon nahm. Rasch rächten sich Larochejacquelein und Lescure, und am 5. Juli verlor Westermann auf dem Mont-Gaillard an sie sein Heer und Geschütz. Die Royalisten drangen in Châtillon ein. Während Barère im Convente zur Vernichtung der Vendée aufrief und der Convent hierzu Maßregeln traf, rieth «Monsieur Henri» auf Tours vorzurücken und sich durch einen Handstreich Paris zu bemächtigen. Am 14. Aug. traf auch ihn die Niederlage bei Luçon durch General Tuncq, heldenhaft deckte er den Rückzug, verband sich mit Lescure und Royrand und sie besiegten den General Lecomte am 4. Sept. glänzend bei Chantonnay. Die Führer der Vendéer, deren Oberbefehl seit Cathelineau's Tode der wenig geeignete d'Elbée führte, theilten die aufständischen Gebiete in vier Bezirke; Larochejacquelein fiel ein Theil von Anjou zu, hier trat er sofort die militärische Leitung an. Am 8. Sept. erstürmten er und Bonchamp die feindliche Stellung auf den Felsen von Erigné, ihm wurde der Daumen zerschossen, er wollte weiter commandiren, mußte jedoch davon abstehen, Stofflet ersetzte ihn. Seine Wunde erlaubte dem Grafen nicht, der Schlacht von Torfou beizuwohnen, im October aber stieß er zu seinem Freunde Lescure und stritt mit ihm am 8. in der unglücklichen Schlacht von Moulin-aux-Chevres gegen Chalbos und Westermann, den Arm in der Binde. Am 12. zog er mit in Châtillon ein. Er sprach für eine Entscheidungsschlacht bei Cholet und fand Anklang; am 17. focht er hier mit Heroismus an der Spitze der Reiterei, drang mit Stofflet gegen das Centrum unter Kleber, Marceau und Nattes vor und es gelang ihrem Ansturme, den Feind abzudrängen und in die Vorstadt von Cholet (Chollet) einzurücken; dann aber nahm die Schlacht durch Haxo's Eingreifen eine andere Wendung, die Vendéer unterlagen und flohen theilweise. Bonchamp, d'Elbée und Larochejacquelein konnten unter Aufbietung des Aeußersten 400 Mann sammeln, mit denen sie sich in den Feind warfen, aber ihre Anstrengungen waren vergebens; der Graf mußte auf Beaupréau fliehen. Gegen 80,000 Menschen, darunter 30,000 Streiter, traten am 19., so wehe es dem Grafen that, auf das rechte Loire-Ufer hinüber. Lescure war am Sterben, d'Elbée schwer verwundet, darum wurde auf des ersteren Antrieb Larochejacquelein am 19. Oct. vom Kriegsrathe zum General en chef ernannt. Er weigerte sich, das verantwortungsschwere Amt anzunehmen; ohne alle Ehrsucht, verbarg er sich, schützte seine unerfahrene Jugend vor, aber Lescure und die andern Führer ließen ihm keine Ruhe, er mußte annehmen; der kühne Plänkler wurde Oberfeldherr des vom Heimatboden verdrängten Heeres. Blieb er auch der muthigste und unerschrockenste

Vendeer, so unterließ er seitdem die allzu gewagten Bravourstücke. Seine Ernennung begeisterte die Soldaten, und das königliche Heer nahm Laude, Segré und Château-Gonthier; der jugendliche Feldherr stellte die zerrüttete Disciplin allmählich her und zog auf Laval zu, indessen die Volksrepräsentanten die entsetzlichsten Drohungen gegen die Insurgenten in Proclamationen erließen und diesen zeigten, was sie vom Siege der Republik zu erwarten hätten. In wilder Wuth stürzten sich die Vendeer auf Laval, besiegten 15,000 Mann und bei deren Verfolgung entging Larochejacquelein durch Kaltblütigkeit und Gewandtheit dem Tode. Er führte sein Heer nach Laval hinein und hielt seine Soldaten von Racheacten ritterlich ab. Die Stadt Laval zeigte wenig Lust, sich den Insurgenten anzuschließen, hingegen strömten ihnen die Bauern aus Maine zu, darunter Cottereau, genannt Jean Chouan. Auf den Rath des Grafen nahm das Heer bei Château-Gonthier und Entrames am 25. den Kampf mit den Generalen Westermann und Beaupuy auf, besiegte sie und am 27. bei Laval den General Léchelle. Die Stadt wurde erobert. Larochejacquelein wollte den großen Erfolg ausbeuten, auf Angers vorrücken und sich von da einen Weg in das Bocage bahnen. Er stieß jedoch bei den Führern und Offizieren auf heftige Opposition. Auf seinen Befehl wurde Craon besetzt und dann eine Zählung aller Streitkräfte der Insurrection vorgenommen, die 39,000 Mann zu Fuß und kaum 1900 zu Pferde ergab; sie wurden in fünf Divisionen getheilt. Der oberste Verwaltungsrath ging auseinander, über den Oberfeldherrn wurde ein Kriegsrath von 25 Mitgliedern gestellt, der seit dem 1. Nov. königliche Bons ausgab. Derselbe war trauriger Weise meist nicht eines Sinnes und Larochejacquelein verstand es nicht, seine Ansicht mit aller Consequenz durchzusetzen; er hatte zu wenig Ehrgeiz. Am 2. Nov. zog sein Heer in Mayenne ein, nahm Ernée, besiegte das 19. Regiment leichter Infanterie und die Abtheilung des Generals Brière und besetzte am 3. Fougeres. Anstatt nun Rennes zu nehmen, feierten die Sieger, die Führer stritten sich. Als jetzt die Generale Abzeichen anlegten, nahm der Graf eine weiße Ceinture mit schwarzer Schleife an. Er rief die Bauern der Nachbargegenden zu den Waffen und begeistert strömten sie «Monsieur Henri» zu. Zwei Emigranten, Frestón und Bertin, kamen mit Depeschen von Georg III., W. Pitt, Lord Moira und Lord Dun das zu ihm und forderten zur Eroberung von Saint-Malo oder Granville auf; die Hülfe des britischen Kabinets wurde den Vendeern verheißen, eine von ihm ausgerüstete Expedition sollte nach Granville gerichtet werden. Larochejacquelein war zwar mistrauisch, aber die Lage der «Weißen» zu wenig tröstlich, um die angebotene Hülfe entbehren zu können, er ging aus Noth darauf ein und versprach den Angriff auf Granville, so bedenklich ein solcher sein mußte. Im Einvernehmen miteinander forderten die Führer der Vendeer von dem britischen Kabinete die Ueberführung der kampfbereiten Emigranten zu ihnen, eine mäßige Geldunterstützung und besonders das Erscheinen eines Bourbonen unter ihnen; Larochejacquelein wünschte, der Regent (später Ludwig XVIII.) solle einen Marschall von Frankreich zum Generalissimus der königlichen Heere ernennen. Aber vergebens rief er nach den Bourbons. Ohne Mühe nahm er mit dem Heere Dol, Pontorson und Avranches, aber die Vendéer begannen zu murren, daß man sie immer weiter vom Bocage wegführe, ein Theil zog heimwärts, wurde jedoch unterwegs von den Republikanern umgebracht; mit 30,000 Mann rückte der Graf auf Granville los, die britische Escadre erwartend. Auf die Aufforderung der Führer der Royalisten, sich zu ergeben, blieb ihnen die Besatzung die Antwort schuldig, sie versuchten am 14. Nov. den Sturm und waren in die Vorstädte eingedrungen, als ein Deserteur mit dem Rufe: «Fliehen wir, denn wir sind verrathen!» eine Panik erregte. Vergebens suchte der Graf nebst andern Führern das Selbstvertrauen der Krieger zu beleben, die Seinen wichen zurück. Ohne die britische Hülfe und angesichts des Unmuthes seiner Soldaten war der Held gezwungen, den Rückzug anzutreten. Er dachte daran, sich nach der Normandie zu wenden, aber mit drohender Stimme forderten die Bauern die Rückkehr nach der Loire und er mußte nachgeben. Zu spät erschien die britische Escadre unter Lord Moira und dem Admiral Macbride, sie konnte nirgends landen und kehrte heim. Die republikanische Westarmee beschloß, den Royalisten den Rückzug abzuschneiden; sie aber rieben unter Wundern der Tapferkeit die Division Tribout am 18. bei Pontorson auf, und in der blutigen Schlacht von Dol, an der die Vendéerinnen theilnahmen, besiegten Larochejacquelein und der Prinz von Talmont am 21. die Generale Westermann und Marceau; uneigennützig schrieb der Graf trotz seiner hohen Verdienste um den Sieg Talmont denselben zu. Am 22. besiegte er die Republikaner bei Antrain. Die Vendéer konnten jetzt nach Rennes vorrücken, aber sie weigerten sich, nach der Bretagne zu gehen, hielten die Briten für Verräther und verlangten heim. Ueber Ernée, Mayenne, Laval und La Flèche rückten sie nach Angers vor, wo General Danican mit 5000 Mann stand und General Marceau erwartet wurde. Die Angriffe vom 4. und 5. Dec. auf Angers scheiterten trotz aller Unerschrockenheit der Führer, voran Larochejacquelein's. Die Hoffnung, das linke Loireufer wieder zu erreichen, war zerstört; von Westermann heftig verfolgt, eilten die Besiegten nach La Flèche zurück, das Heer begann sich aufzulösen. Bei La Flèche drohte den «Weißen» die größte Gefahr, denn sie standen zwischen der vom Feinde besetzten Stadt und den sie verfolgenden Colonnen und die Loirebrücke war abgebrochen. Larochejacquelein aber handelte wie ein Decius Mus; mit etwa 400 Reitern, die eben soviel Schützen hinter sich nahmen, durchwatete er in einer eisigen Nacht den Loir bei einer Furt und überfiel die Stadt La Flèche; er nahm sie und rettete so sein Heer. Gegen die einreißende Desertion ergriff er die strengsten Maßregeln, am 10. besetzte er Le Mans, kaum 25,000 Mann stark. Marceau stieß hingegen zu Westermann, Müller und Tilly; sie schlugen am 12. Dec. die Vendéer völlig; Larochejacquelein, unter dem zwei Pferde fielen, kämpfte wie ein Löwe, aber sein Heer

wurde durch Le Mans getrieben, über 15,000 Mann fielen oder wurden gefangen und letztere sämmtlich erschossen. Der Graf suchte vergebens, dem Kampfe durch persönliches Eingreifen noch eine andere Wendung zu geben, er wurde in die Flucht nach Laval mitgerissen. Mühsam hielt er den Rest seines Heeres zusammen und führte ihn am 16. über Laval und Craon nach Ancenis. Fast die ganze Artillerie und die letzte Munition war verloren; alle Mittel zum Flußübergang gebrachen und der Feind kam immer näher. Auf dem Ufer, wo er stand, lagen vier große Barken, deren Besitz für die Vendéer eine Lebensfrage war, die aber zu holen Niemand Lust hatte. Endlich warfen sich «Monsieur Henri», Stofflet, de Beaugé und de Langerie in einen kleinen Nachen, einige entschlossene Offiziere schifften sich in einem zweiten ein. Kaum aber war der Oberfeldherr zu den vier Barken gelangt, als ein republikanisches Détachement ihn und seine Begleiter angriff, sie mußten sich zerstreuen und ihre Armee war der Möglichkeit des Ueberganges über die Loire beraubt. So war der Feldherr von seinem Heere getrennt. Auf dem linken Ufer der Loire irrte er mit seinen drei Freunden umher, vom Feinde verfolgt, aber nicht entdeckt; meist verbargen sie sich bei Tage. Das unglückliche Heer erhielt Fleuriot zum General en chef und wurde am 23. Dec. bei Savenay gänzlich zersprengt. Von Schmerz niedergebeugt, hielt sich Larochejacquelein einige Tage bei einer Tante in Saint-Aubin-de-Baubigné auf, dann aber beschloß er, den Krieg fortzusetzen. Noch besaß Charette de la Contrie, der Oberbefehlshaber in Niederpoitou, ein Heer und für die Vendéer konnte es nur eine Rettung geben, wenn er und alle Führer einträchtig und gemeinsam handelten. Der Graf eilte zu Charette nach Maulevrier, fand aber einen frostigen Empfang und erwiderte auf Charette's Aufforderung, ihm zu folgen: «Ich bin niemals an das Folgen gewöhnt gewesen; man folgt mir.» Die Einigung unterblieb zum Unheil der Vendéer. Larochejacquelein sammelte im Bocage Bauern, beunruhigte beständig die «Blauen» und wurde der Schrecken der ganzen Gegend. Im Walde von Vezins war sein Winterquartier; als Bauer gekleidet, schlief er in einer Hütte von Baumzweigen. Er sammelte bei Jallais tausend entschlossene Leute, führte mit ihnen den kleinen Krieg und war bald da bald dort. Am 28. Jan. 1794 hatte er einen Vortheil über die «Blauen» bei Nouaillé errungen, als ihn ein Gefangener, den er eben vor der Niedermetzelung gerettet hatte, in die Stirn schoß. Der 22jährige Hannibal der Vendée wurde mit seinem Mörder in einer Grube bestattet, Stofflet hatte letzteren sofort getödtet. Einige Tage wurde der Tod des Helden verheimlicht. Er blieb der Liebling der Vendée.

Vgl. «Mémoires de Madame la Marquise de Larochejacquelein» (2. Aufl., 2 Bde., Paris 1815); Crétineau-Joly, «Histoire de la Vendée militaire» Bd. I und II (Paris 1840); de Barante, «Études historiques et biographiques», Bd. I (neue Aufl., Paris 1857); Grimaud, «Madame la Marquise de La Rochejacquelein et les guerres de la Vendée», in der «Revue historique de l'Ouest» (Paris 1887).

3) Louis Duvergier, Marquis von Larochejacquelein, Bruder des Vorigen, am 29. Nov. 1777 zu Saint-Aubin-de-Baubigné (Bretagne) geboren, emigrirte 1792 mit seinem Vater. Mit ihm lebte er in Tournay, trat dann in das Heer des Prinzen von Condé und ging mit dem Vater nach San-Domingo. Hier trat er mit 16 Jahren als Offizier in britischen Dienst und bestand als Grenadierhauptmann fünf Feldzüge gegen die aufständischen Neger; schließlich entrann er der Wuth der letzteren nach Jamaica, ging von da nach England und trat unter dem Namen Roch in ein Linienregiment. Im 3. 1801 machte er von der Amnestie des Consulats Gebrauch und kehrte nach Frankreich heim, wo er am 1. März 1802 die Witwe des berühmten Vendéergenerals Marquis de Lescure (s. d.) heirathete. Die Gatten lebten zurückgezogen und theilten mit den Kindern der Vendéersoldaten, was ihnen aus der Verheerung ihres Besitzes geblieben war; Napoleon verlor sie nicht aus dem Auge, machte mehrmals Versuche, den Marquis zum Dienste bei Hofe oder im Heere zu bewegen, jedesmal lehnte derselbe ab.

Als das Gestirn des Kaisers sank, wurden die vendéer Erinnerungen „in dem Bruder des unvergeßlichen «Monsieur Henri» immer lebendiger; er erfuhr, der exilirte König zähle auf ihn als auf den natürlichen Erben des Familienruhms und der Königstreue, und bereiste im Sommer 1813 Poitou, Anjou und Touraine, um sich mit andern Royalisten von Bedeutung zu besprechen. Am 5. Nov. war er auf seine Güter im Médoc zurückgekehrt, als Savary, der Polizeiminister, ihn zu verhaften Ordre gab; ihm drohte der Tod durch Pulver und Blei, denn der Kaiser sah in ihm einen Rebellen und ein Mitglied der gegen ihn wühlenden royalistischen Verschwörung. Der Maire von Bordeaux aber, Graf Lynch, benachrichtigte ihn zeitig von der Gefahr und er versteckte sich in Bordeaux, wo er beitrug, die Abneigung gegen Napoleon's Regiment zu nähren. Sobald er erfuhr, der Herzog von Angoulême sei in Saint-Jean-de-Luz im britisch-spanischen Hauptquartiere angelangt, so schiffte er sich in der Nacht des 17. Febr. 1814 in Royan ein und am 18. stand er vor dem Herzoge, dem er die Erhebung von Bordeaux für König Ludwig in Aussicht stellte. Wellington, an den er sich wandte, war der Restauration wenig geneigt, aber der Marquis redete ihm alle Bedenken aus, Wellington sandte am 7. März den General Beresford mit 15,000 Mann nach Bordeaux. Larochejacquelein traf hier am 10. mit den Ordres Angoulême's ein und am 12. hißte Bordeaux die weiße Fahne auf. Als Generalcommissär bereiste der Marquis die westlichen Departements, und hob mit Angoulême's Erlaubniß die Cavaleriecompagnie «Königliche Freiwillige von Larochejacquelein» aus. Er eilte hierauf nach Calais, um Ludwig XVIII. zu huldigen, fand die gnädigste Aufnahme, da ihm die Erhebung von Bordeaux zugeschrieben wurde, wurde am 4. Aug. Maréchal-de-Camp, St.-Ludwigs-Ritter und mit dem Commando der Compagnie der Grenadiere zu Pferde vom Haus des Königs betraut.

Der König wurde vom Kaiser verdrängt, das militärische Haus im März 1815 in Béthune verabschiedet und der Marquis ging mit dem Könige nach Gent. Aber die Thatenlosigkeit des Exils war nicht nach seinem Geschmack, der Schatten seines Bruders stand mahnend vor ihm. So ging er nach England, vom Könige mit Vollmachten ausgestattet, erhielt von der Regierung große Versprechungen und sammelte einen Vorrath an Munition und Waffen, während Napoleon ihn in Lyon am 12. März als Hochverräther von der Amnestie ausschloß. Er trat in enge Beziehungen zu andern Führern der Vendée, sein Bruder Auguste war einer der rührigsten Mitarbeiter. Am 15. Mai 1815 landete der Marquis mit einem Convoi von Munition und Waffen in Sainte-Croix-de-Vic an den Küsten der Vendée und am 16. ließ er unter die Royalisten eine Proclamation vertheilen, die an die glorreiche Treue und den Heroismus der Väter erinnerte; als seinen Leitstern bezeichnete er die Worte seines Bruders: «Rücke ich vor, so folgt mir; weiche ich zurück, so tödtet mich; sterbe ich, so rächt mich!» Der Erlaß elektrisirte die Vendéer. Ein Vetter des Marquis, Graf Suzannet, stieß mit 4000 Mann in Saint-Gilles zu Larochejacquelein, der einen Aviso nach Portsmouth schickte, um die Entsendung eines weitern Convoi mit Munition zu betreiben. Der Aufstand in der Vendée begann glücklich, besonders durch das Verdienst von Auguste de Larochejacquelein. Um Uneinigkeit und Rivalität vorzubeugen, beschlossen die Führer am 19. Mai in Palluau einen «General en chef der königlichen Armeen auf dem linken Loire-Ufer» zu wählen, und da der Marquis als Bevollmächtigter des Königs erschienen war und in Beziehungen zum britischen Cabinet stand, fiel die Wahl auf ihn; Sapinaud und Suzannet erkannten ihn gerne an, Graf d'Autichamp schien stillschweigend zuzustimmen. Ueberall läuteten die Sturmglocken. Am 20. Mai besetzten die Insurgenten auf dem Wege nach der Stadt Bourbon Vizenay, aber in der Nacht überfiel sie der kaiserliche General Travot; sie kämpften in gänzlicher Unordnung und wurden zersprengt. Die Hoffnung der Geschlagenen beruhte nun auf Graf d'Autichamp, der das stärkste Insurgentencorps in Anjou befehligte; mit ihm hatte Larochejacquelein in Cholet eine Zusammenkunft; d'Autichamp billigte seine Erwählung zum Obergeneral. Es war vor allem nöthig, sämmtliche Insurgenten zu einer Haltung zu bestimmen, Vendée und Bretagne übereinstimmen zu lassen und der britischen Flotte, welche Munition brachte, die Landung zu ermöglichen; am 29. Mai sollten alle activen Banden in Soulans zusammentreffen. Hier erschienen am 30. die Divisionen von Auguste de Larochejacquelein und Sapinaud, Tags darauf die von Suzannet, während die britische Flotte unter Admiral Hotham in Sicht war. Der Oberfeldherr in Soulans bereitete alles vor, um die Ausschiffung der Munitionen und Waffen zu bewerkstelligen, als Suzannet ihm von den Anträgen Kenntniß gab, die der Polizeiminister Fouché den Vendéern mache; vom Kaiser beauftragt, mit letztern einen Waffenstillstand einzugehen, der ihm diesen Bürgerkrieg von den Schultern nehmen sollte, ließ Fouché ihnen verrätherisch durchblicken, des Kaisers Macht währe doch nur noch kurz und sie würden bald den König wieder haben. Mit Entrüstung wiesen die Brüder des «Monsieur Henri» das Ansinnthen zurück, in Unterhandlungen mit der kaiserlichen Regierung zu treten, ließen die Unterhändler des Kaisers gar nicht vor sich und bestanden auf der Deckung der Landung der Flotte. Aber d'Autichamp, Sapinaud und Suzannet unterzeichneten in Falleron am 31. Mai eine Erklärung, wonach sie den Marquis nicht mehr als Oberfeldherrn anerkannten und ihm den Gehorsam kündigten. Der Marquis hatte sich auf das Admiralschiff begeben, war voll Ehren empfangen worden und die Ausschiffung der Munition und Waffen war im Gange, als ihm am 2. Juni die Erklärung überbracht wurde. Er stand allein mit der Division seines Bruders im Marais, auf 1200 Mann reducirt; 15,000 waren mit den Unterzeichnern von Falleron verloren. Außer sich vor Wuth erließ der Marquis am 2. Juni einen Tagesbefehl mit den heftigsten Vorwürfen gegen die feigen Deserteure und gab ihnen Nachfolger, die freilich nie ins Amt traten. Er rief nochmals die Vendée auf, ließ die Sturmglocken ziehen und näherte sich selbst dem Meere, um die weitere Ausschiffung des Convoi zu decken. Hierbei griffen ihn die Truppen des Generals Grosbon an, er mußte sich zurückziehen, wobei Grosbon fiel, nahm seinen Weg längs dem Strande von Saint-Jean-de-Mont und befahl seinem Bruder, den Kaiserlichen unter General Estève den Weg von Mathes nach Riè zu verlegen. Mit Todtkühnheit stürzten die Vendéer am 4. Juni auf den Feind, schlugen ihn und drängten Estève immer mehr zurück, bis sie mit ihm bei Mathes anlangten. Bei einem vierten Bajonnetangriffe Estève's überfiel eine Panik die Royalisten, der Marquis stand fast allein dem Feinde gegenüber, sammelte nochmals die Seinen, als ihn ein Gensdarmenoffizier erkannte und ihn sofort mehrere Kugeln durchbohrten. Seine Schwester Lucie, die 4000 Mann zu seiner Rettung gesammelt hatte, kam zu spät.

Vgl. außer den Memoiren seiner Witwe: Crétineau-Joly, «Histoire de la Vendée militaire» (Bd. IV, Paris 1842); de Barante, «Études historiques et biographiques» (neue Aufl., Bd. I, Paris 1857).

4) Marie Louise Victoire, Marquise von Larochejacquelein. Als einzige Tochter des Marechal-de-Camp Marquis de Donnissan am 25. Oct. 1772 in Versailles geboren, Pathin der Madame Victoire von Frankreich, heirathete das junge Mädchen 1789 ihren Vetter, den Marquis Louis Marie de Lescure, begleitete ihn nach dem 10. Aug. 1792 in die Vendée und theilte heldenhaft seine Gefahren und Abenteuer. Sie vertheilte die ersten weißen Cocarden, diente Lescure als Secretär und Adjutant bis zu seinem Tode am 4. Nov. 1793. Sie folgte den Wanderzügen des Heeres, irrte nach der Vernichtungsschlacht von Savenay (23. Dec. d. J.) mit ihrer Mutter, als Bäuerin verkleidet, in den Wäldern umher, von allen Bretonen gastfreundlich aufgenommen, und entging so den Nachspürungen der Republikaner. Sie flüchtete nach Spanien, kehrte nach der Amnestie von 1795 nach

Frankreich zurück und lebte eingezogen auf ihrem Schlosse Citran bei Bordeaux, bis der 18. Fructidor sie abermals zur Flucht zwang. Unter dem Consulate kehrte sie nach Frankreich heim und heirathete am 1. März 1802 den Vorigen. Die Rückkehr Napoleon's aus Elba trieb sie im März 1815 nochmals aus der Heimath, auch ihr zweiter Gatte fiel am 4. Juni 1815; sie kehrte in das verödete Haus zurück, blieb die treueste Legitimistin, die Ludwig Philipp darum argwöhnisch beobachten ließ, und verherrlichte das Andenken ihrer berühmten Gatten in den für die Vendéekriege hochinteressanten «Mémoires de Madame la Marquise de Larochejacquelein» (Bordeaux 1815). Lange lebte sie in Orleans; hier starb sie, erblindet, am 15. Febr. 1857, im 85. Jahre.

Vgl. Nettement, «Vie de Mad. la Marquise de Larochejacquelein» (3. Aufl., Paris 1876).

5) Henri Auguste Georges Duvergier, Marquis von Larochejacquelein. Als ältester Sohn der Vorigen aus zweiter Ehe am 28. Sept. 1805 auf Schloß Citran (Gironde) geboren, wurde Larochejacquelein schon am 17. Aug. 1815 von Ludwig XVIII. zum Pair von Frankreich ernannt. Der König verlieh ihm zum Wappen die Devise «Vendée, Bordeaux, Vendée» und 1817 überreichte ihm namens der preußischen Offiziere der Gesandte Graf von der Goltz einen prachtvollen Degen als Zeichen der Bewunderung für die traditionelle Treue und Tapferkeit seiner Familie. Im J. 1828 machte er als Freiwilliger im russischen Diensten den Feldzug gegen die Türken mit.

Als die Julirevolution von 1830 ausbrach, reichte er dem Präsidenten der Pairskammer seine Entlassung ein, ohne je darin gesessen zu haben. Im Aufstande der Vendée 1832 spielte er eine sehr untergeordnete Rolle, von aller Betheiligung an der Erhebung ausgeschlossen. Die Regierung verurtheilte ihn dennoch in contumaciam zum Tode, doch wurde er bald freigesprochen und zog sich auf seine Güter zurück; er widmete sich industriellen Unternehmungen, freilich mit wenig Vortheil, besonders begünstigte er die Schiffbarmachung der Loire. Im J. 1842 wählte ihn das Arrondissement Bloërmel (Morbihan) in die Deputirtenkammer, in der er auf der äußersten Rechten Platz nahm. Als er 1843 die Pilgerfahrt zu «Heinrich V.» nach London mitmachte, die nationale Fraction der Legitimisten repräsentirend, und es wagte, dem Prätendenten von den Rechten der Nation, von der Doctrin des nationalen Rechts und von der Tricolore zu reden, wurde er schneidend abgewiesen. Guizot stempelte ihn wie alle in Belgrave-Square erschienenen Legitimisten zu «Gebraudmarkten», er reichte seine Entlassung ein, wurde aber sofort wiedergewählt und blieb in der Kammer. Er bemühte sich nach Kräften, sein Ideal zu erreichen, nämlich die legitimistischen Ideen mit dem Princip der Volkssouveränetät zu vereinbaren. Hauptsächlich nahm er Antheil an den Verhandlungen über die Rekrutirung des Heeres, über die Gefängnißreform, über religiöse Genossenschaften, über die Wahlreform und über die Salzsteuer; stets stimmte er mit der Opposition. Im J. 1844 erschienen seine Schriften «Considérations sur l'impôt du sel» und «Opinion sur le projet relatif à la réforme des prisons». Der Herzog von Doudeauville sagt von ihm: «Er ist ein Koloß von Ehre und moralischer Kraft; sein Wort ist mächtig, weil es aus der Seele dringt. Man hört ihn mit Feuer und fast mit Enthusiasmus, weil er der Mann des Fortschritts ist; weil er es verstanden hat, sich an die Interessen des Landes anzuschließen, indem er seine Rechte und Freiheiten vertheidigt. . . .»

Als Ludwig Philipp im Februar 1848 gestürzt wurde, war Larochejacquelein einer der ersten Legitimisten, die sich der neuen Ordnung anschlossen; er bot Odilon-Barrot und der provisorischen Regierung seine Dienste an und erklärte für sich und die ganze Vendée die Anerkennung der Thatsachen. Er forderte nach Barrot das Wort, sagte der Kammer, sie sei nicht berechtigt, über das Los Frankreichs zu entscheiden, forderte vielmehr den Appell an die versammelte Nation, um die Entscheidung abgeben zu lassen. Obgleich nicht Republikaner, war er unermüdlich für die neue Republik thätig, trat viel in den pariser Clubs, besonders in dem für Freiheit der Wahlen und der Nationalversammlung auf, was ihm die Legitimisten furchtbar verargten. Trotzdem erlangte er bei den Wahlen in die Constituante in Paris nur 25,684 Stimmen und fiel durch (Garnier-Pagès, «Histoire de la révolution de 1848», 11 Bde., Paris 1861—72); hingegen brachte ihn das Morbihan als vierten seiner zwölf Deputirten durch. Er stimmte meist mit der Rechten, war aber mit der Linken gegen die Cautionsleistung der Journale, für die Abschaffung der Todesstrafe, für das Amendement Grévy und für die Beseitigung der Salzsteuer. Das Morbihan wählte ihn auch in die Legislative, in der er den erschütterten republikanischen Institutionen mit verjüngtem Muthe das Banner der legitimen Monarchie entgegenhielt und sogar beantragte, das Volk solle berufen werden, um sich mit «Ja» oder «Nein» für Republik oder Monarchie auszusprechen. Im J. 1849 wohnte er dem Legitimistencongresse in Ems, im August 1850 dem in Wiesbaden bei, aber der Graf von Chambord verurtheilte die von ihm vertretene Richtung zum Schweigen, setzte sein göttliches Recht dem nationalen entgegen, und der Marquis, der so lange aufrichtig die Sache der Legitimität verfochten hatte, sagte sich tief erbittert davon los. Am 19. Juli 1851 stimmte er gegen die Verfassungsrevision, im November gehörte er zu den fünfzehn Mitgliedern des Wahlgesetzausschusses, am 3. Dec. protestirte er gegen den Staatsstreich, söhnte sich aber sehr bald mit demselben aus. Als Präsident des Generalrathes der Vendée leistete er der neuen Regierung den Eid und nahm nach Napoleon's III. Thronbesteigung am 31. Dec. 1852 einen Sitz im Senate und am 14. Juni 1856 das Offizierkreuz der Ehrenlegion an. Dieser Uebertritt, der schon um des Namens Larochejacquelein willen dem Kaiser unschätzbar war, wurde ihm vom legitimistischen Adel wie von den vendéer Bauern nie verziehen, obwol er sich stets seine Meinung wahrte und sehr oft im Senate und im Generalrathe den Ansichten der Regierung schroff widersprach.

Er hielt im Senate, wo er als Ausschußmitglied oft Bericht zu erstatten hatte, bedeutsame Reden über die syrische Expedition, die Polenfrage, das Preßwesen, das Wahlgesetz und das Unterrichtswesen; seine Parteinahme für den Papst in der italienischen und römischen Frage konnte trotz seines Eifers die Legitimisten nicht mit ihm aussöhnen, von allen Seiten griffen sie seinen Charakter an. Von Schriften des Marquis sind noch zu nennen: «A Monsieur de Lamennais» (1848), «Situation de la France» (1849), «Trois Questions soumises à la nation» und «A mon pays» (1850), «La France en 1853» (1853), «Question du jour» (1856), «La Suspension d'armes» (1859), «La Politique nationale et le droit des gens» (1860), «Un Schisme et l'honneur» (1861), «L'Unité de l'Italie est-elle un danger pour la France?» (1862), «La France avant la Pologne» (1863), «La Convention du 15 septembre est-elle la révolution?» (1864), «La Guerre générale devant l'opinion» und «La France et la paix» (1866). Bereits erkrankt, bekämpfte der Marquis in kühnen Worten die Demoralisation und Käuflichkeit der französischen Presse und erregte damit einen wilden Sturm, während dessen er am 7. Jan. 1867 in Pecq bei Paris starb.

6) Auguste Duvergier, Graf von Larochejacquelein, jüngster Bruder von «Monsieur Henri», am 17. April 1784 in Poitou geboren, wanderte mit dem Vater nach San-Domingo aus und kehrte 1801 mit seinem Bruder Ludwig nach Frankreich zurück. Der Kaiser zwang ihn, 1809 als Unterlieutenant der Cavalerie in seine Dienste zu treten, und in der Schlacht an der Moskwa am 7. Sept. 1812 fiel er, von vier schweren Wunden getroffen, in die Gefangenschaft der Russen, die den «Balafré» auf dringendes Anliegen des Grafen von Provence mit viel Rücksicht behandelten. Nach der ersten Restauration kehrte er nach Frankreich zurück und wurde erster Lieutenant in der Compagnie Grenadiere zu Pferd des Hauses des Königs. Vom Könige in St.-Denis mit Aufträgen ausgerüstet, eilte er 1815 nach der Vendée, wo der Name des Hauses eine Macht war, traf am 23. März in Beaupréau ein, besprach sich mit den noch lebenden Führern der alten Vendée und suchte den Herzog von Bourbon zur Ergreifung einer entschiedenen Haltung zu vermögen. Dieser beauftragte ihn, auf Saumur zu marschiren und sich in Besitz aller Munition daselbst zu setzen, capitulirte aber gleich darauf und ging nach Spanien. Larochejacquelein aber blieb in der Vendée und harrte auf die Ankunft seines Bruders Ludwig aus England. Am 17. Mai beredete er mit General Canuel den Marsch auf Cholet, bei Maulevrier besiegte er das 26. Linienregiment unter Oberst Prévost, in der Nacht zum 18. rückte er nach dem Meere hin, um bei der erwarteten Landung der britischen Flotte Waffen zu holen, freudig begrüßte er die Ernennung des Bruders zum Generalissimus und übernahm den Befehl des 4. Armeecorps. Mit ihm traf er am 30. in Soulans ein, am 1. Juni sammelte er es bei Sainte-Croix-de-Vic, treu kämpfte er mit dem Bruder und bei Mathes, wo dieser fiel, wurde er am 4. Juni am Knie verwundet, sein Pferd unter ihm getödtet. Um die Erhebung nicht scheitern zu lassen, unterdrückte er allen Groll gegen Suzannet, lehnte den Oberbefehl ab und gab am 10. Juni in Montfaucon seine Stimme Sapinaud, der ihn zu seinem Generalstabschef nahm. Er verwarf den Friedensvertrag vom 7. Juni, den Napoleon anbot, eilte nach Saint-Aubin-de-Baubigné, von da nach Thouars, und am 18. Juni waren alle Streitkräfte der Vendée in Bewegung. Larochejacquelein's Handstreich auf Thouars mislang; als er die Stadt besetzen konnte, waren die Kassen, auf die er es abgesehen, leer; seine weiteren Bewegungen gegen die Kaiserlichen brachten auch keinen Vortheil; gegenüber weit stärkern Streitkräften und dem unglücklichen Ausgange der Schlacht von Rocheservière war seine Stellung nicht zu halten, ein dreitägiger Waffenstillstand wurde unterzeichnet und Larochejacquelein erschien am 24. Juni in La-Tessoualle, wo die Führer der Vendéer wegen der Operationen unterhandelten. Er trat entschieden für das Abweisen jeder Vereinbarung mit dem Kaiser und für die Fortsetzung des Kriegs ein, wurde jedoch überstimmt und unterzeichnete die Abkunft mit Napoleon, als plötzlich Napoleon's Sturz die Lage der Dinge umgestaltete. Ludwig XVIII. ernannte den treuen Mann zum Obersten des 1. reitenden Grenadierregiments und am 19. Juli 1818 zum Maréchal-de-Camp; als solcher machte der Graf den spanischen Feldzug mit, der ihm den Stern des St.-Ferdinand-Ordens eintrug, wurde am 25. Juli 1823 Commandeur der Ehrenlegion und im October d. J. Commandant der Kürassiere der königlichen Garde. Im J. 1828 machte auch er den russischen Krieg gegen die Türkei mit. Infolge der Julirevolution trat er 1830 aus dem französischen Heere.

Am 14. Sept. 1819 hatte der Graf Claire Louise Augustine Felicie Maclovie, Tochter des Herzogs von Duras, geheirathet, deren erster Gatte Leopold de La Trémoille, Prinz von Talmont, war. Bei der Erhebung der Vendée im J. 1831/32 betheiligte sich die Gräfin mehr als der Graf. Sie feuerte Cavaliere, Priester und Bauern der Bretagne zum Aufstande an, sandte Bernier de Maligny an ihren Gemahl nach dem Haag, dieser aber misbilligte die Ueberstürzung der Royalisten. Auf ihren Wanderungen wurde die Gräfin durch einen Bajonnettstoß verwundet und versteckte sich, um der Verhaftung zu entgehen; aus ihrem Asyle spornte sie die Herzogin von Berry zum Bürgerkriege an, sandte Maligny zu ihr nach Les Mesliers und mit enthusiastischem Eifer wirkte sie im Bocage für ihre Sache; sie organisirte mit Maligny und andern Getreuen das Armeecorps, das ihr Gemahl führen sollte, und durchstreifte das Land, während ein Haftbefehl gegen sie erlassen war. Der Graf kaufte in Holland Munition und Waffen und wollte damit in der Vendée erscheinen, als die Erhebung zusammenbrach. Er wurde angeklagt, zu den Unruhen hervorragend mitgewirkt zu haben, und 1833 in contumaciam zum Tode verurtheilt, stellte sich aber 1835 vor dem Gerichtshofe in Versailles und wies seine Unschuld und sein Alibi so überzeugend und wirkungsvoll nach, daß der zu seiner Vertheidigung berufene Philippe Dupin, der berühmte Advocat, gar

nicht zu sprechen brauchte. Vom öffentlichen Leben zurückgezogen, starb der Graf im 85. Jahre zu Paris am 23. Nov. 1868.

Vgl. Crétineau-Joly, «Histoire de la Vendée militaire» (Bd. IV, Paris 1842).

(Arthur Kleinschmidt.)

LA-ROCHELLE, stark befestigte Hauptstadt des französischen Departements Charente-Inférieure, an einem Meerbusen des Atlantischen Oceans, der Insel Ré gegenüber, Station der Orléans- und Charentebahn, See- und Kriegshafen, mit (1886) 17,745, als Gemeinde 23,829 Einwohnern. Die Stadt hat trotz vieler moderner Neubauten ihr alterthümliches Aussehen bewahrt; in mehreren Straßen erstrecken sich Hallen längs den Häusern, und viele interessante Gebäude stammen noch aus dem 15. Jahrh. und der Renaissancezeit. Hervorragende Gebäude sind: die Kathedrale (auf der Place d'Armes), ein schwerfälliges Bauwerk in griechischem Stile, 1742 begonnen und 1862 bis auf die beiden Thürme neben dem Portal vollendet; das castellartige Stadthaus in gothischem Stile (1486—1607 erbaut); der Justizpalast, die Börse, das Militärhospital Auffredy (1203 gegründet), das Arsenal u. s. w. Larochelle ist Sitz der Präfectur, eines Bischofs, eines reformirten Consistoriums, eines Gerichtshofes erster Instanz, hat Handelskammer, Lyceum, 5 freie Secundärschulen für Mädchen (darunter eine protestantische), großes Seminar, hydrographische und Navigationsschule, Specialschule für Handel, Industrie und Seewesen, Arsenal, Akademie mit Sectionen für Ackerbau, Medicin, Naturwissenschaften und Literatur, Gesellschaften für Medicin und praktische Chirurgie, Gartenbau u. s. w., öffentliche Bibliothek von 25,000 Bänden und 193 Manuscripten, Museum für Malerei, Naturgeschichte und Artilleriewesen, botanischen Garten, verschiedene Wohlthätigkeitsanstalten, Münze, Departementsgefängniß, Succursale der Bank von Frankreich. Die Industrie besteht in Fabrikation von Glas, Fayence, Faßbinderei, raffinirtem Zucker, Hanf- und Flachsspinnerei, Leinweberei, Eisen- und Kupfergießerei, Schiffbau und Schiffsausrüstung, Bereitung von Sardinen u. a.; lebhafter Handel wird getrieben mit Branntwein, Wein, Salz, Austern, Fischen, Cerealien, Bauholz und Steinkohlen. — Die Gründung der Stadt reicht ins 10. Jahrh. zurück. Nach wechselndem Schicksal wurde sie am 30. Nov. 1215 von den Engländern erobert, diesen am 3. Aug. 1224 von Ludwig VIII. wieder entrissen, im Vertrag zu Bretigny 1360 an erstere abgetreten, aber am 15. Aug. 1372 capitulirte sie, nachdem die castilische Flotte am 23. Juni die Engländer zur See besiegt hatte, an König Karl V. Während der bürgerlichen und religiösen Wirren des 16. und 17. Jahrh. war sie der Mittelpunkt der protestantischen Opposition; 1572 wurde sie acht Monate lang vergeblich vom Herzoge von Anjou belagert, am 29. Oct. 1628 ergab sie sich erst nach 13monatlicher Belagerung Ludwig XIII. Im J. 1757 versuchten die Engländer hier eine Landung, jedoch vergebens. Die gegenwärtigen Festungswerke sind durch Vauban angelegt.

(A. Schroot.)

LA-ROTHIÈRE, Dorf im Arrondissement Bar-sur-Aube des französischen Departements Aube, bei Brienne, 200 Einwohner. Hier fand am 1. Febr. 1814 ein erbitterter Kampf zwischen den Preußen unter Blücher und den Franzosen unter Napoleon I. statt, der mit dem Rückzuge der letztern endete.

(A. Schroot.)

LARRA (Don Mariano José de), unter den neueren spanischen Schriftstellern aus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts einer der hervorragendsten, wurde am 24. März 1809 in Madrid geboren. Sein Vater, der als Militärarzt im Dienste Joseph Bonaparte's stand, verließ 1813 die Halbinsel und lebte mit seiner Familie seitdem in Paris. Dem vierjährigen Mariano ward so das Französische die Sprache der Kindheit. Als er nach fünfjährigem Internat in einer französischen Schule 1817 nach Spanien zurückkehrte, hatte er seine Muttersprache vollständig vergessen, die er dann in Madrid wieder lernte. Von großer Begabung, hatte er sich noch vor den eigentlichen Universitätsstudien nach und nach ein für spanische Verhältnisse ganz außergewöhnlich umfassendes Wissen angeeignet: er verstand Lateinisch, Griechisch, Englisch und Italienisch, hatte auch Mathematik, Naturwissenschaften, etwas Philosophie getrieben und seine Mußestunden dazu benutzt, übungsweise die Ilias aus französischer in spanische Prosa zu übersetzen. Auf Wunsch seiner Familie wählte er zum Fachstudium die Jurisprudenz und bezog 1826 die Universität Valladolid. Ein Semester lang hörte er Collegien über Philosophie als Vorbereitung für seinen Beruf, verließ dann aber plötzlich die Universität. Ein geheimnißvolles Ereigniß, dessen Schleier er selbst nie gelüftet hat, soll um diese Zeit einen tiefen, übermächtigen Eindruck auf den zartsinnigen Jüngling gemacht und ihn in düstere Schwermuth versenkt haben.

Aus Valencia, wohin er sich begeben, um seine unterbrochenen Studien wieder aufzunehmen, berief ihn der Vater nach Madrid zur Uebernahme eines Amtes, welches einflußreiche Freunde ihm in der guten Absicht verschafft, den hochbegabten jungen Mann dem Dämon der Melancholie zu entreißen. Die trockene Bureauarbeit sagte ihm jedoch nicht zu und schnell entschlossen gab er sie wieder auf. Plötzlich gefaßte glühende Liebe zu einer jungen Hauptstädterin, mit der er sich sofort vermählte, legte ihm den Wunsch nahe, sich in Madrid rasch eine geachtete Stellung zu erwerben. Das Bewußtsein seines außergewöhnlichen Talents drängte ihn in die Schriftstellerlaufbahn und der junge Mann beschloß, vorzugsweise Journalist zu werden, gegen den Willen der Aeltern und gegen den Rath einsichtsvoller Freunde, zu einer Zeit, wo in Spanien die Literatur mundtodt war und die Presse nur in der amtlichen «Gaceta de Madrid» und in einigen werthlosen Anzeigern vegetirte, weil Calomarde, der allmächtige Minister und Günstling König Ferdinand's VII., jeden freien Athemzug hemmte, jeden Gedanken vor die Schranken der Censur forderte.

Das anscheinend gewagte Vorhaben schlug nicht fehl. Was Larra von 1828 bis 1832 geschrieben, war schon bedeutend genug, um ihm die Existenz in Madrid

zu ermöglichen und ihm die Achtung und Freundschaft bedeutender Männer zu verschaffen. Es waren nach französischen Originalen bearbeitete Lustspiele für die spanische Bühne, Gelegenheitsgedichte, besonders aber, als Vorbote seiner spätern Meisterkritiken, das von ihm begründete satirische Witzblatt «El Duende satirico» («Der spottlustige Kobold»), dessen Titel eine der Charaktermasken ist, unter denen er, je nach dem Tone, den er anzuschlagen gedachte, seine Satiren zur Veröffentlichung gelangen ließ. Nach kurzem Dasein war das Blatt unterdrückt worden. Kaum aber hatte, im Sommer 1832, infolge schwerer Erkrankung des Königs Maria Christina die Zügel der Regierung in ihre Hand genommen und unter andern Maßregeln auch der Presse die Fesseln ein wenig gelöst, als Larra es wagte, mit einem neuen, ähnliche Tendenzen verfolgenden Journal, dem «Pobrecito hablador» («Der arme kleine Plauderer»), hervorzutreten. In kleinen billigen Blättern, die in Zwischenräumen erschienen, zeichnete er mit der Absicht, zu unterhalten, launige Karikaturen nicht von bestimmten Personen, sondern von Lastern und Misbräuchen, und stellte Vorurtheile und Verkehrtheiten an den Pranger. Gleich mit dem ersten Artikel: «Wer ist das Publikum und wo findet man es?» trat Larra in glänzender Originalität vor seine Leser und sagte ihnen lachend und furchtlos die herbsten Wahrheiten ins Gesicht. Das Publikum aber, froh, endlich einmal aufathmen und wieder lachen zu dürfen, nachdem es Jahrzehnte lang unter dem Drucke brutaler Gewalt geseufzt, jubelte dem «Pobrecito hablador» enthusiastisch zu. Mit liebenswürdigem Spott, geistreich und muthwillig, und meist mit der echtspanischen Anschaulichkeit eines Sancho Pansa oder, richtiger noch, mit dem anmuthigen Realismus eines Murillo zeichnete Larra die Flecken des öffentlichen und Familienlebens seiner Nation. Natürlich erhoben sich gegen seinen Freimuth viele Altspanier, die ihn für unpatriotisch, ja unmoralisch verschrien, und andererseits mußte er unter dem aufgeklärten, aber immerhin noch schwerlastenden Despotismus eines Zea-Bermudez mancherlei, was ihm auf dem Herzen lag, ungesagt lassen, unter anderm alles eigentlich Politische sorgfältig vermeiden. Auch hatte er manchen Censurstrich zu ertragen. Unmuthig schloß er seine Zeitschrift; doch nicht, um sich in Schweigen zurückzuziehen, sondern um an anderer Stelle, in einem bereits zu einigem Ansehen gekommenen größern Journal, seinen Kreuzzug muthig fortzusetzen.

Larra trat bei der 1831 von Don José Maria Carnerero gegründeten «Revista Española» als Mitarbeiter ein. Zunächst fuhr er fort, im Sinne und im Geiste des «Plauderers», doch mit dem veränderten Namen «Figaro», unter welchem er am bekanntesten geworden, die spanischen Zustände kritisch zu beleuchten, indem er die Gegenstände vorsichtig wählte und seine Satiren fein und humoristisch einkleidete. Zuerst (Sommer 1833) beschränkte er sich auf dramaturgische Aufsätze. Natürlich redet der Kritiker der Revolution gegen den Classicismus der Rückkehr zu den Nationalformen das Wort und bezeichnet es als einen Verstoß gegen alle Natur, auf spanischem Boden Victor Hugo, Balzac u. s. w. nachahmen zu wollen. Als aber mit Ferdinand's VII. Tode (September 1833) ein unverkennbarer Aufschwung des öffentlichen Lebens begann, schlug Larra einen keckeren Ton an und scheute sich nicht länger, auch politische Fragen in geharnischten Artikeln zu berühren, freie Staatsformen verfechtend. Die Ohnmacht des geschriebenen Gesetzes, die Willkür und das hohle Pathos der Regierenden, die Rodomontaden der Augenblickssieger, den Schneckengang aller Unternehmungen gegen die Karlisten geißelt er in meisterhafter Prosa; er findet ergreifende Worte den Grausamkeiten des Bürgerkriegs gegenüber; er lacht ingrimmig über den Leichtsinn, mit dem die Höherstehenden, achselzuckend, ein cosas del pais oder cosas de España auf den Lippen, die in Spanien vorkommenden Ungeheuerlichkeiten ad acta legten, und lächelt, Thränen im Auge, über den Wankelmuth, mit dem das Land von einer Constitution zur andern griff. Figaro's «Articulos filosoficos, satiricos, literarios y politicos» bilden einen vorzüglichen Commentar zur politischen und Culturgeschichte seiner Zeit.

Auch jetzt stimmten die Besten und Strebsamsten, Politiker wie Dichter, ihm zu; ja selbst die Königin ließ ihn sich vorstellen. Der «Observador» und der «Mundo» erbaten und erhielten seine Mitarbeiterschaft. Der um diese Zeit entstandene, vom Geiste altspanischer Liebeslyrik durchhauchte, mit Nachklängen aus den schönsten volksthümlichen Romanzen durchwürzte historische Roman «El Doncel de Don Enrique el Doliente» (1835; Prachtausg. 1856) erhöhte seinen Ruhm. Derselbe behandelt das Leben des Don Enrique de Villena und seines Knappen, des verliebten Macias. Sein erstes selbständiges Drama «Macias el Enamorado», welches den gleichen Stoff zum Gegenstande hat, ist voll Glut und wahrer Poesie und erweckte große Hoffnungen, wie auch das nach einer französischen Idee frei ausgeführte Lustspiel «No mas mostrador» ungemein gefiel.

Seine Journalartikel behielten nach wie vor ihre Anziehungskraft. Man vergaß, daß die in so graziöse Formen gekleideten, von keinem Schmähwort verunzierten Satiren Figaro's einen überaus herben Wahrheitskern in sich schlossen. Man wollte es auch nicht merken, daß des Dichters Sinn sich zu verfinstern begann, daß er nur in Augenblicken tiefer Melancholie die packenden Worte finden konnte, mit denen er alle Welt belustigte. Larra's häusliche Verhältnisse waren getrübt. Zu Anfang 1835 erfaßte ihn eine so verzweifelte Stimmung, daß er beschloß, in einer längern Reise Zerstreuung zu suchen. Die Einöden Castiliens und Estremadura durchschneidend ging er über Lissabon nach Paris und London. Nach zehnmonatlicher Abwesenheit kehrte er zurück, um geheilt, aber reicher an Wissen und Erfahrungen. In der neuen Zeitschrift «El Español» veröffentlichte er die letzte Serie seiner satirischen Artikel, die durch philosophische Gedankentiefe, Innigkeit der Empfindung und Prägnanz des Ausdrucks ihre besondere Farbe erhielten, leider aber auch durch gesteigerten Unmuth, wie dadurch, daß er nun auch die Irrthümer und Ausschreitungen be-

kämpfte, welche die Ultraliberalen — zu denen er der Gesinnung nach gehörte — sich im Dienste der Freiheit und des Fortschritts zu Schulden kommen ließen.

Während seiner Abwesenheit hatte die Regierung dem Drängen der Freisinnigen nachgegeben und umfassende Reformen versprochen. Das kurzlebige Ministerium Toreno (10. Juni bis 14. Sept. 1835) und das darauf folgende Mendizabal's forderten wegen der Kleinheit und Ungründlichkeit ihrer Leistungen seinen Spott heraus (vgl. seine politische Schrift «De 1830 á 1835, ó la España desde Fernando VII. hasta Mendizabal», 1836), und bei der nun eintretenden Spaltung der großen Fortschrittspartei in Moderados und Exaltados stellte sich Larra, von einer gesetzmäßigen Reformpolitik unter Isturiz Segen erhoffend, auf die Seite der erstern. Die Wahlen des Juli 1836 beriefen ihn als Abgeordneten (für Avila) in die revidirenden Cortes. Die Revolution von La-Granja (13. Aug.) warf ihn zu den Besiegten und seltsamerweise in die Reihen der Feinde der Demokraten. Am Allerseelentag 1836 enthüllte der bekannteste und berühmteste seiner Artikel dem seit lange um seinen Liebling bangenden Publikum ein trostloses Bild tiefsten und hoffnungslosen Seelenschmerzes: «Figaro en el Cementerio» (abgedruckt im «El Español» am 2. Nov. 1836; deutsch in Brinkmeier's «Nationalliteratur der Spanier» und Dohm's «Spanische Nationalliteratur», S. 549) schildert das Vaterland als einen ungeheuern Kirchhof, auf dem alle höchsten menschlichen Güter eingesargt den ewigen Schlaf schlafen, sein eigenes Herz als den stillen Platz, in dem die Hoffnung begraben liegt. Larra, in seinem Familienleben unglücklich, hatte fünf Jahre lang ein Verhältniß zu einer von ihm glühend geliebten verheiratheten Dame. Diese brach mit ihm zu Anfang 1837. Am 13. Febr., nachdem er ihr Haus verlassen, machte er durch einen Pistolenschuß seinem Leben ein Ende.

Eine erste Gesammtausgabe von Larra's Werken erschien 1843 zu Madrid, eine zweite unter dem Titel «Obras completas de Figaro» bildet den 47. und 48. Bd. der «Coleccion de los mejores autores españoles» (Paris 1848), darin eine Biographie Larra's von E. Cortes. Seine Journalartikel erschienen zuerst gesammelt u. d. T.: «Figaro, Coleccion de artículos» (5 Bde., Madrid 1837).

Vgl. H. Baumgarten, «Geschichte Spaniens vom Ausbruch der Französischen Revolution bis auf unsere Tage» (3 Bde., Leipzig 1865—71).

(C. Michaelis de Vasconcellos.)

LARREY (Jean Dominique, Baron), berühmter französischer Militärchirurg, wurde 1766 zu Beaudeau, einem Dorfe am Fuße der Pyrenäen, geboren. In seinen hinterlassenen Memoiren finden sich keine näheren Nachrichten über seine Familie und seine erste Erziehung. Nach Absolvirung seiner Studien zu Toulouse und dann zu Paris wurde er bald darauf zum Chirurgien-Major der königlichen Flotte ernannt. Auf der Fregatte Vigilante, welche 1787 nach Nordamerika ging, um den Stockfischfang bei Neufundland zu schützen, machte er seinen ersten größeren Ausflug mit und sammelte auf dieser Reise viele auf die Medicin und die Naturwissenschaft bezügliche Erfahrungen. Nach seiner Rückkehr trat er zum Landdienst über und fand an den Opfern, welche die im J. 1789 ausbrechende Französische Revolution kostete, unter den Meistern der französischen Chirurgie, Desault und Sabatier, Gelegenheit, sich weiter wundärztlich auszubilden. Die bald darauf folgenden, zwanzig Jahre dauernden Kriege machten dann Larrey, welcher fast an allen theilnahm, zum größten Militärchirurgen, den Frankreich jemals besessen hat. Zum Director aller Hospitäler der Rheinarmee ernannt, avancirte er dann zum Chef-Chirurgen der Pyrenäen-Armee und machte als solcher den Krieg gegen Spanien mit. Nach Beendigung desselben und kurzem Aufenthalte in Paris wurde Larrey nach Toulon geschickt. Dort ertheilte er den Militärärzten der Landarmee wie den Marineärzten freiwillig anatomische und chirurgische Curse. Er wurde dann Professor an der neuerrichteten militärärztlichen Akademie von Val-de Grâce, aber schon nach zwei Jahren von Bonaparte nach dem eroberten Italien berufen, um das dortige Medicinalwesen zu reformiren. Hierauf zum Chefarzt der zur Eroberung Englands bestimmten Expedition ausersehen, wurde er, nachdem dieser Plan aufgegeben, der Orientarmee zugetheilt. Als solcher machte er den ganzen aufreibenden ägyptischen Feldzug mit. Nach der Rückkehr zum Chef-Chirurgen der Garde ernannt, eröffnete er einen Cursus über operative Chirurgie und promovirte durch seine Inauguralschrift über die Amputationen zum Doctor der Chirurgie. Von dieser Zeit an finden wir ihn wieder als Theilnehmer an allen folgenden zahlreichen Feldzügen. Hatte er an den siegreichen Schlachten sich betheiligt, so war es ebenso über ihn verhängt, den unglücklichen Feldzug nach Rußland mit allen seinen Schrecknissen und Entbehrungen mit durchzumachen, sowol den Brand von Moskau wie den Uebergang über die Beresina. Er gehörte zu den 3000 Mann, die als die Ueberbleibsel der Großen Armee die preußische Grenze überschritten. Wir finden ihn hernach wieder bei Lützen, Bautzen, Dresden, Leipzig und Montmirail. Bei Waterloo hatte er infolge seines Diensteifers das Unglück, gefangen genommen zu werden. Er sollte erschossen werden, als ein preußischer Chirurg, welcher in Berlin Larrey's militärärztlichen Cursen, welche er überall, wo er längeren Aufenthalt nahm, zu halten pflegte, beigewohnt hatte, ihn wieder erkannte. Blücher, dessen Sohn er während des österreichischen Feldzugs behandelt hatte, schenkte ihm das Leben. Nach der Restauration verlor er anfänglich, wie seine übrigen Collegen, alle Würden und Stellungen; später aber erhielt er seine Dotation und seine Functionen zurück. Die Julirevolution restituirte ihn vollständig. Kurz vorher hatte er mit seinem Sohne eine Reise nach England unternommen, um die englische Chirurgie durch Autopsie kennen zu lernen. Bei seiner Rückkehr hatte er Gelegenheit, sofort seine dort gemachten Erfahrungen zu verwerthen. Als Chirurg des Hospitals Groß-Caillou nahm er die bei den Straßenkämpfen in den Julitagen

verwundeten Soldaten der Garde in dasselbe auf. Als der wüthende Pöbel dasselbe belagerte und den Versuch machte, daselbst einzudringen, stellte Larrey sich ihm entgegen und sprach die beschwichtigenden Worte zu der rasenden Menge: Was wollt Ihr, wie könnt Ihr es wagen, uns zu bedrohen? Wisset Ihr nicht, daß die Kranken mir gehören, daß es meine Pflicht ist, sie zu vertheidigen, und daß es euere ist, Euch selbst zu achten dadurch, daß Ihr die Unglücklichen achtet?» Nach wiederhergestellter Ruhe bereiste Larrey die Niederlande, Italien und das südliche Frankreich. Im J. 1842 wurde er mit der Mission betraut, die Hospitäler von Algerien zu besichtigen. Er nahm seinen Sohn als Secretär mit sich. In fünf Wochen durcheilte er ganz Algerien und untersuchte in allen Städten die Hospitäler. In Bona vollzog er dann an einem Araber seine letzte Operation. Diese Reise war, wie alle die übrigen, für ihn ein wahrer Triumphzug; überall brachte man ihm die ehrenvollsten Huldigungen entgegen. Aber den hiermit verbundenen Anstrengungen war sein sonst so rüstiger und kräftiger Körper nicht mehr gewachsen. Auf der Rückreise zog er sich einen Katarrh zu. Als er sich in Toulon ausschiffte, hatte sich bereits eine Lungenentzündung ausgebildet. Aber es war Larrey unmöglich, sich zu schonen. In höchst erschöpftem Zustande kam er am 24. Juli 1842 in Lyon an und am 25. schied er aus dem Leben. Larrey war einer der edelsten Menschen, welche Frankreich jemals hervorgebracht. Die bis aufs äußerste getriebene Selbstlosigkeit und Aufopferungsfähigkeit, ein eiserner Fleiß, eine rastlose Arbeitskraft, ein von Mitleid überströmendes Herz, eine stets sich gleich bleibende Sympathie für jeden Unglücklichen, weß Standes er war und welcher Nationalität er angehörte, das waren hauptsächlich die Eigenschaften, welche Larrey als Menschen auszeichneten. Nehmen wir hierzu das ihm angeborene manuelle Geschick und das ärztliche Genie, so resultiren daraus von selbst die Eigenschaften, welche Larrey zum großen Militärchirurgen machten. Wie hoch Napoleon I. ihn schätzte, geht daraus hervor, daß er ihm in seinem Testamente 100,000 Francs vermachte, sowie aus dessen beiden Ausspruchen: «Larrey sei der tugendhafteste Mensch, den er jemals kennen gelernt habe» und «wenn jemals die Armee der Dankbarkeit ein Denkmal setzen sollte, so müßte sie es Larrey weihen». Im J. 1850 wurde ihm eine Bronzestatue im Hofe von Val-de-Grâce errichtet, eine zweite in der Akademie und die dritte in Tardes. Es ist hier nicht der Ort, eingehend die Verdienste zu schildern, welche Larrey sich um die Medicin und Chirurgie erwarb; das größte ist offenbar die von ihm ausgegangene Einführung der Fliegenden Lazarethe. Sie trug nicht wenig dazu bei, die französischen Armeen unbesiegbar zu machen; denn nichts erhöht mehr den Muth des einzelnen Soldaten, als das Bewußtsein, alsbald nach einer etwaigen Verwundung sich der sorgfältigsten Behandlung und Verpflegung zu erfreuen. Außerdem förderte er durch eingehende Untersuchungen sehr die Kenntniß der Lepra, der Elephantiasis, der Aegyptischen Augenkrankheit. Am bedeutendsten sind die Resultate, welche er durch die sogenannten Früh-Amputationen erhielt, im Gegensatz zu den consecutiven, und sehr scharfsinnig und praktisch die von ihm dafür aufgestellten Indicationen. Das Verzeichniß seiner zahlreichen und in die meisten europäischen Sprachen übersetzten Schriften findet sich in «Histoire des membres de l'Académie royale», t. II, p. 536 (Paris 1850).

(Heinrich Rohlfs.)

LARUS. Unter diesem Namen vereinigte Linné alle möveenartigen Vögel, welche gegenwärtig mit den nächst verwandten Formen eine selbständige Familie, Laridae, unter den langflügeligen Schwimmvögeln bilden. Es ist bei ihnen der Schnabel meist kürzer als der Kopf, am Grunde gerade, nach der Spitze zu mehr oder weniger gekrümmt; Nasenlöcher seitlich, spaltenförmig, durchgehend (d. h. ohne mittlere Scheidewand); Hals kurz; Körper gedrungen; Flügel lang und spitz, erste Schwinge die längste; Füße mittellang, Läufe vorn mit queren Schildern, Hinterzehe, wenn vorhanden, ganz frei. Die Raubmöven, Gattung Stercorarius *Brisson* (Lestris *Illiger*), bilden eine besondere Unterfamilie, Lestridae, die sich durch das Vorhandensein einer häutigen oder hornigen Wachshaut am Schnabelgrunde, keilförmigen Schwanz mit meist verlängerten zwei mittleren Steuerfedern und die düster braune Färbung von allen andern Möven unterscheiden. (Hierher die Skua oder Riesenraubmöve, Stercorarius catarractes, die Spatelraubmöve, Stercorarius pomatorhinus, die Schmarotzermöve, Stercorarius parasiticus, alle drei aus nördlichen Meeren, u. a.). Die Seeschwalben, Gattung Sterna *L.*, sind als Repräsentanten einer zweiten Unterfamilie, Sterninae, durch langen, geraden, an der Firste sehr sanft bis zur geraden Spitze gekrümmten Schnabel, lange und spitze Handschwingen, langen, meist gegabelten Schwanz, lange Läufe und meist ausgerandete Schwimmhäute ausgezeichnet. (Hierher die Gattung Sterna *L.* mit meist langem Schnabel, basalen Nasenlöchern, langem gegabelten Schwanze und ausgerandeten Schwimmhäuten; die Arten, Sterna hirundo *L.*, Sterna caspica *Pallas* u. a. werden in verschiedene Untergattungen vertheilt; ferner Hydrochelidon *Boie*, hat einen kurzen schlanken Schnabel, Stirngefieder nicht bis zu den Nasenlöchern reichend, Schwanz eher kurz, Schwimmhäute tief eingeschnitten. H. fissipes *Gray*, nördliche Meere, u. a.; und Anous *Leach*, mit längerem, niedrigem und schmalem Schnabel, mit vorn stehenden Nasenlöchern, langem stufigem Schwanze, ganzrandigen Schwimmhäuten und langer schlanker Hinterzehe: A. stolidus *Leach*, atlantisch und pacifisch.) Die dritte Unterfamilie, Rhynchopinae, bildet die Gattung der Scherenschnäbel, Rhynchops *L.*, welche durch den scherenblattartig comprimirten Schnabel, mit zur Aufnahme des längern Unterschnabels gefurchtem kürzern Oberschnabel, sehr lange und spitze Flügel und gegabelten Schwanz charakterisirt ist, und drei, auf Amerika, Asien und Afrika vertheilte Arten besitzt. Die letzte Unterfamilie und den Stamm und Kern der ganzen Familie bilden die echten Möven (englisch gulls, französisch: die größeren goëlands, die

kleineren mouettes, italienisch gabbiani), die Gattung Larus und die davon getrennten Gattungen Rissa *Leach*, Rhodostethia *Macgill.*, Pagophila *Kaup* und Xema *Leach*. Die Möven sind Küstenvögel, welche zwar auf das Wasser angewiesen sind und gut, wenn auch selten schwimmen, sich aber nie sehr weit vom Lande ins offene Meer verlieren, vielmehr umgekehrt vielfach landeinwärts ziehen, sodaß verschiedene Arten weit landeinwärts an Süßwasserseen und Flüssen getroffen werden. Ihre Merkmale bestehen in dem Mangel der Wachshaut am Schnabelgrunde, in der stark gekrümmten und nach der Spitze zu hakigen Firste des Schnabels, dem robusten Körper und meist geradem, selten gabeligem Schwanze. Die Färbung ihres Gefieders zeigt große Gleichmäßigkeit, sehr häufig oben hellaschgraublau oder sogenannt «mövenblau» mit verschiedenen Zeichnungen in Schwarz und Weiß an Flügeln und Schwanz, unten meist rein weiß. Zur Brutzeit vereinigen sich die Arten in großen Gesellschaften, oft zu Tausenden, Berge und Inseln mit Nestern und Eiern bedeckend. Von den europäischen, beziehungsweise in Deutschland vorkommenden Arten ist eine der größten die Eismöve oder der Bürgermeister, Larus glaucus *Fabricius* (englisch glaucous gull, französisch oft bourguemestre), blaß aschblau, Schwingen hell bläulichgrau, alles Uebrige weiß, Kopf und Hals im Winter graubräunlich gefleckt, Schnabel citronengelb, Unterschnabel mit rothem Längsfleck, Füße blaßgelb; Länge 75, Breite 170 Centimeter; Vaterland: der circumpolare Norden, Island, Grönland, Nord-Skandinavien u. s. w., wandert stellenweise bis nach Nord-Afrika. Bei der Polarmöve, L. leucopterus *Faber* (englisch Iceland gull), sind, bei im übrigen gleicher Färbung, die Handschwingen rein weiß, die Füße röthlich, die Flügel den Schwanz überragend; Länge 65, Breite 136 Centimeter; arktisch, überwintert auch an den europäischen Küsten. Die Silbermöve, L. argentatus *Gmel.* (englisch herring-gull), bewohnt das europäische Nordmeer und ist an der Nordseeküste häufig. Ihr Schnabel ist vor den Nasenlöchern höher als hinter ihnen; die beiden ersten Handschwingen sind schwarz mit weißer Spitze, die folgenden grau, vor der weißen Spitze schwarz. Von ihr weicht die im Mittelländischen, Schwarzen und Kaspischen Meere heimische Art, L. cachinnans *Pallas* (L. Michahellesii *Bruch*, L. leucophaeus *Licht.*, englisch yellow-legged herring-gull), nur durch den mehr mäuse- als blaugrauen Mantel und hell ockergelbe Füße ab. Bei der Sturmmöve, L. canus *L.* (englisch common gull), sind die beiden ersten Handschwingen schwarz und vor der schwarzen Spitze mit weißem Fleck; der Schnabel vor und hinter den Nasenlöchern gleich hoch. Aus der den ganzen Norden der Alten Welt umfassenden Heimat wandert diese Möve durch Europa und Nordasien bis nach Nordafrika und den größten Theil Asiens. Die folgenden beiden Arten haben dunkle Oberseiten: L. marinus *L.*, die Mantelmöve (englisch greater black-backed gull), Oberrücken und Schultern bläulichgrau bis schwarz, das Uebrige weiß, Flügel kaum den Schwanz überragend, Schwingen schwarz mit weißen Spitzen; europäische Meere; L. fuscus *L.*, die Heringsmöve (lesser black-backed gull der Engländer), Oberrücken und Schulter schieferschwarz, Flügel den Schwanz überragend, Schwingen schwarz, mit kleiner weißer Spitze, die erste mit weißem Fleck vor dem schwarzen, weißspitzigen Ende; nördliche europäische Meere. In eine besondere Gattung oder Untergattung, Chroecocephalus *Eyton*, werden häufig diejenigen Arten vereinigt, welche durch dunkeln Kopf und Oberhals ausgezeichnet sind. Hierher gehört die an den mittel- und südeuropäischen Küsten und an Binnenwässern häufigste Art, die Lachmöve, L. ridibundus *L.*, englisch black-headed gull (Kopf im Sommer braunschwarz, Oberrücken und Schulter aschblau, Schnabel und Füße roth), die im Mittelmeer vortretende Hutmöve, L. melanocephalus *Natterer* (gabbiano corallino der Italiener), und die Zwergmöve, L. minutus *Pallas* (englisch little gull, gabbianello der Italiener), mit tief schwarzem Kopfe, mövenblauem Mantel und weißer, rosenroth überhauchter Unterseite, welche Art am häufigsten im Osten Europas ist. Die Gattung Rissa *Leach* unterscheidet sich von Larus durch das Fehlen der Hinterzehe; R. tridactyla (*L.*) *Bonap.* (englisch kittiwake) ist durch weißgraue Schwingen mit schwarzer Spitze, aschblauen Rücken, sonst weißes Gefieder ausgezeichnet; arktisch. Pagophila *Kaup* ist durch schlanken Körper, lange Flügel und langen Schwanz, niedere Füße, kurze Schwimmhäute und im Alter rein weißes Gefieder gekennzeichnet; P. eburnea *Kaup* ist auf den Schwingen rosenroth überhaucht, Schnabelspitze rothgelb, Schnabelgrund bläulich, Füße schwarz; hochnordisch, circumpolar. Rhodostethia *Macgillivray* hat einen keilförmigen Schwanz mit vorragenden Mittelfedern, Unterschnabelunterrand fast gerade, Hinterzehe klein; Rhodostethia Rossii *Richardson*, hochnordisch. Die letzte Gattung, Xema *Leach*, Schwalbenmöve, nähert sich durch die langen spitzen Flügel und den gabeligen Schwanz schon den Seeschwalben. Die einzige Art Xema Sabinii gehört dem hohen Norden an und ist nur vereinzelt (nach Großbritannien ziemlich häufig) nach Europa gekommen. *(J. Victor Carus.)*

LARVAE waren nach altrömischem Volksglauben die bösen Geister verstorbener Menschen, während die Laren als die verklärten und freundlichen angesehen wurden. In sich selbst gequält, quälten sie die Verstorbenen und die Lebenden. Als Grund dieses Zustandes nahm man an, daß sie durch irgendein Versäumniß in Bezug auf ihre Bestattung oder infolge eines gewaltsamen Todes oder durch eigene schwere Schuld, die sie im Leben auf sich geladen, nicht zur Ruhe gekommen; im allgemeinen aber hielt man sie für die bösen Geister böser Menschen. Im Dunkel der Nacht gingen sie in häßlicher Gestalt als Spukgeister um und drangen auch in die Häuser ein, sinnverwirrend und Wahnsinn erregend. Nur durch Lustrationen und Sühnungen konnte man sich ihrer erwehren. Gleichbedeutend mit ihnen waren die Lemures, obgleich Manche diese für die Seelen der Verstorbenen überhaupt erklärten (*Ov.* fast. 5, 483). Zur Beruhigung dieser namentlich ihre alten Wohnungen aufsuchenden Plagegeister wurden an dem Sühnfeste

der Lemurien, das in drei Nächten, am 9., 11. und 13. Mai, begangen wurde, von jedem Hausvater gewisse altherkömmliche Gebräuche verrichtet. In stiller Mitternacht erhebt er sich und geht mit bloßen Füßen schweigend durch das Haus, die Finger zu einem Zeichen zusammengelegend, daß die Geister gescheucht werden. Dann wäscht er die Hände mit reinem Quellwasser, dreht sich und nimmt schwarze Bohnen in den Mund; diese wirft er, durch das Haus gehend, hinter sich und spricht neunmal, ohne sich umzusehen: «Dieses gebe ich her, mit diesen Bohnen erkaufe ich mich und die Meinigen». Man glaubte, die Geister sammelten währenddessen die Bohnen. Dann reinigt er sich abermals mit Wasser und bittet, eherne Becken schlagend, die Geister, das Haus zu verlassen, indem er neunmal ruft: «Manes exite paterni!» Jetzt darf er umblicken, denn die Geister sind gebannt (*Or.* fast. 5, 429—444). *(H. W. Stoll.)*

LARVEN (naturgeschichtlich). Unter diesem Namen versteht man gewöhnlich ein unvollkommen entwickeltes Thier, welches in diesem Zustande geboren ein selbständiges Leben zu führen befähigt ist und in den völlig entwickelten, geschlechtsreifen Zustand nach einer mehr oder weniger auffallenden Verwandlung, Metamorphose, übergeht. Die bekanntesten Beispiele bieten die Insekten dar, deren Larven man, je nach den Ordnungen, zu welchen die Insekten gehören, Maden, Afterraupen, Raupen, Engerlinge, Drahtwürmer u. s. w. nennt, ferner die Amphibien (Frösche, Kröten u. s. w.), deren Larven Kaulquappen heißen. Alle Thiere entstehen in anderen (der weiblichen oder mütterlichen Form) als Eier. Diese sind nur besonders ausgezeichnete Zellen, d. h. sie stellen eine Form der kleinsten Elementarbestandtheile dar, aus welchen der Körper aller über den (eine einzige solche Zelle darstellenden) Infusionsthierchen, Wurzelfüßlern u. s. f. stehenden Thiere aufgebaut ist. Um das Thier aus sich hervorgehen zu lassen, müssen die Eier, nachdem sie durch einen eigenthümlichen Theilungs- (Furchungs-) Proeß in eine Mehrheit von Zellen übergegangen sind, eine Reihe von Veränderungen durchlaufen, während welcher allmählich der Körper des Thieres nach seiner äußern Form und seiner innern Zusammensetzung aus Organen angelegt und immer bestimmter entfaltet wird. Dieser Vorgang heißt die Entwickelung des Thieres. Keine Larvenform weicht von der Form des entwickelten Thieres so bedeutend ab, wie jedes fertig entwickelte, wenn auch noch so einfach gebaute Thier von seinem Eizustande verschieden ist. Man würde daher auch jede Entwickelung eine Verwandlung, Metamorphose, zu nennen berechtigt sein, wenn sich nicht mit dem Begriffe einer solchen eine ganz bestimmte Form der Entwickelung verbunden hätte. Diese Einschränkung in dem Gebrauch des Namens festzuhalten, erheischt ebenso das logische Gebot der Klarheit in wissenschaftlichen Ausdrücken, wie die Forderung praktischer Genauigkeit. Alle Eier sind im Verhältniß zu dem sie erzeugenden Thierkörper klein, die Verschiedenheiten in der relativen Größe beruhen auf der Ausstattung des Eies mit dem für das erste Wachsthum des sich entwickelnden Thieres nothwendigen Nahrungsvorrath. Man sieht nämlich leicht ein, daß das Ei während seiner Entwickelung wachsen muß, da das junge aus ihm hervorgehende Thier sich in der Kleinheit des Eies nicht selbständig zu erhalten im Stande wäre. Es darf hier nicht an Eier von Hühnern, Straußen u. dgl. gedacht werden; denn in allen Vogel-, Reptilien-, selbst den meisten Fischeiern ist das gelegte Ei zusammengesetzt aus dem eigentlichen, in die Entwickelungsveränderungen eintretenden Ei (Bildungsdotter) und dem diesem als Nahrung beigegebenen Dotter (Nahrungsdotter) und Eiweiß und alles von der Schalenhaut und der Kalkschale (Vögel) umschlossen. Ganz allgemein ausgedrückt kann man sagen, daß das Wachsthum des sich entwickelnden Eies auf zweierlei Weise ermöglicht wird: entweder es wird das dazu nothwendige, unter allen Umständen vom mütterlichen Körper gelieferte Material dem Ei als solchem beigegeben (Vogel-, Reptilienei), damit es sich selbständig ohne weiteres Zuthun der Mutter entwickeln könne, oder das Ei erhält dies Material während seiner bereits im Gange befindlichen Entwickelung innerhalb des Mutterkörpers zugeführt; im ersten Falle kann sich das Ei außerhalb des mütterlichen Körpers, unter Zutritt der nothwendigen Bedingungen (Wärme, Luft) entwickeln, es wird als Ei aus diesem entfernt — eierlegende Thiere; im letzten Falle wird das junge Thier erst in einem spätern, dasselbe zum selbständigen Leben befähigenden Zustande aus dem mütterlichen Körper entfernt — lebendig gebärende Thiere. Alle Eier erhalten, mögen sie als solche vom zeugenden Thiere abgegeben werden oder sich in ihm entwickeln, verschiedene Hüllen, Schalen, Eihäute u. dgl. Im ersten Falle dienen dieselben dem weichen, aus eiweißartiger Substanz bestehenden Ei als Schutz gegen die schädigenden Einflüsse der Außenwelt, im letzten Falle werden sie meist zur Erleichterung der Nahrungsaufnahme und Athmung besonders ausgebildet. Jedes im Ei und den Eihäuten eingeschlossene, sich entwickelnde junge Thier heißt Embryo, Frucht; es ist daher widersinnig, von freilebenden Embryonen zu sprechen. Der Act des Durchbrechens der Eihülle, das Ausschlüpfen des Embryo in das umgebende Medium (Luft, Wasser) ist die Geburt. Unter diesem Namen hat man also nicht blos den Gebäract der Säugethiere und anderer lebendig gebärender Thiere zu verstehen; auch das Durchbrechen der Eischale seitens des jungen Vogels oder Reptils ist strenggenommen seine Geburt. Wenn man von Larvenformen spricht, kann man darunter nur junge Thiere verstehen, welche in den ersten, nach ihrer Geburt sich darbietenden Formen in bestimmter, gleich näher zu bezeichnender Weise von der Mutterform verschieden sind. Diese Verschiedenheit beruht aber nicht auf dem noch nicht erlangten relativen Größenverhältnisse der einzelnen Theile, wie das fertige Thier dasselbe darbietet, und nicht auf dem Noch-nicht-Entwickeltsein einzelner Theile (wie es häufig mit den Bewegungsorganen, den Geschlechtsorganen und den den Geschlechtsunterschied kennzeichnenden Theilen der Fall ist), sondern bezieht sich auf die Ermöglichung eines selbständigen Lebens seitens des jungen Thieres im Verhältniß zu dem Zeitpunkt

seiner, auf einer ziemlich frühen Entwickelungsstufe stattfindenden Geburt. Da nicht allein die Eier als solche, d. h. das eigentliche Bildungsmaterial, sondern auch das demselben zum ersten Wachsthum des jungen Thieres mitgegebene Nahrungsmaterial vom mütterlichen Körper geliefert wird, so ist klar, daß desto mehr Eier producirt werden können, je weniger jedes einzelne Ei vom Mutterkörper erhält. Kann dieser z. B. auf jede Brut 100 Gramm verwenden, so kann er 200 Eier produciren, wenn jedes derselben nur ein halbes Gramm zu erhalten braucht, dagegen nur 10, wenn jedes 10 Gramm bedarf. Die Fruchtbarkeit einer Thierform, oder richtiger die Zahl der von einer Thierform producirten Jungen, hängt daher im allgemeinen von der Kleinheit der Eier und der sparsamen Ausstattung derselben mit Nahrungsmaterial ab. Ein weniger reich mit Nährmaterial versorgtes Ei kann sich aber nicht so weit entwickeln wie ein in dieser Hinsicht reich ausgestattetes oder bis zu seiner Geburt vom mütterlichen Organismus direct ernährtes. Es wird daher auf einem niedrigeren Entwickelungszustand, frühreif, geboren und ist dann auf eigene Nahrungsaufnahme, auf selbst zu erlangenden Schutz, auf eigene Mittel, den Gefahren und sonstigen Einflüssen der Umgebung begegnen zu können, angewiesen. Da in der Mehrzahl der Fälle die Organe der betreffenden Thierform im noch nicht vollständig entwickelten Zustande diesen Anforderungen zu entsprechen noch nicht geschickt sind, treten an den Jugendformen Einrichtungen auf, zum Theil in einer besondern Form gewisser Organe, zum Theil im Vorhandensein eigens entwickelter Gebilde bestehend, welche beim fertig entwickelten Thiere nicht vorhanden sind, welche also für die Gestalt, den Bau dieser vorübergehend, vergänglich, provisorisch sind. Es ist der Besitz solcher provisorischer Formen oder Theile, welche die junge Thierform als Larve charakterisirt. Das Abwerfen dieser provisorischen Theile macht das Wesen der Metamorphose aus. Es ist nach dem Gesagten einleuchtend, daß nicht das etwa Auffallende dieser Umwandlung die Metamorphose ausmacht, ebenso wie daß jede im technisch fixirten Sinne des Wortes «Metamorphose» genannte Entwickelungserscheinung eine freie, d. h. nach der Geburt, an dem aus seinen Eihüllen befreiten, im selbständigen Leben stehenden Thiere vor sich gehende sein muß. So ist die Bekleidung des jungen Thieres mit einer bewegliche Wimperhärchen tragenden Zellschicht (viele niedere Thiere), das Vorhandensein besonderer, durch die Entwickelung kräftiger Wimperapparate ausgezeichneter Bewegungsapparate (Wimpergürtel und -schnüre vieler Würmer, der Echinodermen) und ähnliches für die entwickelten Thiere provisorisch, die Jugendformen sind daher Larven. So ist das Vorhandensein von Fußstummeln an den Hinterleibsabschnitten der Schmetterlingsraupen, die beißende, kauende Form ihrer Mundwerkzeuge etwas für den entwickelten Schmetterling Provisorisches. Und dies, nicht das Fehlen der Flügel, macht die Raupe zur Larve. Bei jungen Heuschrecken, Wanzen u. a. fehlen dagegen nur die Flügel, welche, langsam nachwachsend, mit jeder Häutung größer erscheinen, während die Organisation der Jugendzustände im übrigen der der Erwachsenen schon mehr oder weniger vollständig gleich ist. Diese Insekten sind daher ametabolisch, d. h. entwickeln sich ohne Metamorphose. Es geht hieraus hervor, daß die Entwickelung der Insekten nur entweder mit oder ohne Metamorphose stattfinden kann, sie metabolisch oder ametabolisch sein müssen; eine sogenannte halbe Metamorphose, bei welcher die betreffenden Insekten hemimetabolisch genannt würden, ist ein logisches Unding. So ist ferner der, dem der Fische ähnliche, Ruderschwanz und sind die Kiemen der jungen Frösche nur für den Wasseraufenthalt derselben bestimmte Einrichtungen, für die entwickelte Form also provisorisch; diese Verhältnisse und nicht das späte Nachwachsen der Hintergliedmaßen machen die Kaulquappen zu Larven. — Kann hiernach vom morphologischen Standpunkte aus die Larvenentwickelung als solche bezeichnet werden, bei welcher ein Theil des Eimaterials zu etwas am entwickelten Thiere nicht Vorhandenem benutzt wird, so läßt sich, obschon hier noch ein anderes Moment, das der ungeschlechtlichen Vermehrung, mit ins Spiel kommt, noch jene andere Entwickelungsweise hier anschließen, welche Generationswechsel oder, im Anschluß an die Bezeichnung Metamorphose, Metagenesis genannt wird. Während beim Frosch z. B. nur das in die Bildung der Kiemen, des Ruderschwanzes u. s. f. aufgegangene Bildungsmaterial für den Aufbau des Froschkörpers während seiner Entwickelung selbst nicht verwandt wird, geht z. B. bei den meisten Scheibenquallen (Medusen) fast das ganze Bildungsmaterial des Eies nicht in die Bildung eines jungen Medusenkörpers ein, sondern bildet, wie beim Frosch provisorische, abzuwerfende Gebilde dargestellt werden, eine von der freischwimmenden Meduse verschiedene, nicht blos scheinbar, sondern wirklich selbständige und nur genetisch mit jener zusammenhängende festsitzende Thierform, einen Hydroid-Polypen. An diesem erscheint dann, gewissermaßen als Rest des ursprünglichen Materials, eine sich zuweilen vielmals wiederholende neue (ungeschlechtliche) Generation, eine Knospe, welche sich vom Polypen löst und nach ihrer Lösung die junge, freischwimmende Meduse darstellt. Hier ist also nicht blos ein Ruderschwanz, Kieme oder sonst einzelne Theile provisorisch, sondern der ganze Jugendzustand bis auf den in der Knospe auftretenden Rest des ursprünglichen Eies. Zum Unterschied von den einfachen Larvenformen der Insekten, Amphibien u. s. w. nennt man diese gewissermaßen in ihrer ganzen Masse für die fertige Thierform provisorische Entwickelungsform nicht mehr Larve, sondern Amme (nach Steenstrup's Vorgang). Zwischen beiden Entwickelungsweisen, mit Metamorphose und Metagenese, und zwischen Larven im engern Sinne und Ammen finden sich aber im Thierreiche (namentlich bei den Stachelhäutern, Echinodermen) mannichfache Uebergänge. Diese ganzen Entwickelungsformen stimmen alle miteinander darin überein, daß sie, biologisch betrachtet, die Erhaltung der Thierart sichern helfen, sei es durch Ermöglichung einer zahlreichern Nachkommenschaft, sei es dadurch, daß die jungen Thiere durch Annahme einer

verschiedenen Lebens- und Ernährungsweise dem harten Concurrenzkampf mit ihren nächsten, auf die gleichen Verhältnisse angewiesenen Verwandten entzogen werden. *(J. Victor Carus.)*

Larvenschwein, s. Phacochoerus.
Larventaucher, s. Mormon.
Laryngoskop, Kehlkopfspiegel, s. unter Kehle.

LÄSARE (d. h. Leser). In der Kirchengeschichte Schwedens unterscheidet man zwei religiöse Parteiungen dieses Namens.

Die sogenannten älteren Läsare (Ende des 18. Jahrh.) wollten noch keine Trennung von der Staatskirche, sondern hingen streng an der lutherischen Orthodoxie. Mit den Pietisten aber hatten sie eine gewisse Vorliebe für Conventikel gemeinsam, und in diesen traten öfters krankhafte Störungen (epileptische Anfälle, Convulsionen u. dgl.) hervor, die als unmittelbare Wirkungen des Heiligen Geistes betrachtet wurden. Weltliche Vergnügungen mieden sie mit aller Sorgfalt und zogen es vor, die freien Stunden und zwar besonders die Sonntagsabende mit dem Lesen der Bibel und der Schriften Luther's, Arnd's, Nohrborg's u. a. zuzubringen; daher der Name «Leser». Diese im Zeitalter der Neologie besonders auffallende religiöse Richtung war hauptsächlich in den norrländischen Provinzen Herjeådalen und Helsingland vertreten, wo die Bevölkerung allezeit den in Waldgegenden öfters wahrgenommenen Hang zu religiöser Grübelei zeigte.

Die neuern Läsare, die in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts in mehreren Provinzen Schwedens (besonders in Norrland, Dalarne, Småland und Westergötland) auftraten, legten vielfach separatistische und antinomistische Tendenzen an den Tag, stellten sich zur Geistlichkeit feindselig, und wollten von den staatskirchlichen Erbauungsschriften nichts wissen. Unter der Leitung des bekannten Sektirers Erik Jansson, eines Bauern zu Forssa in Helsingland, kam es (1844) sogar zum Conflict mit den Autoritäten, nachdem «der Prophet» seine fanatisirten Anhänger zum öffentlichen Verbrennen der «Götzen», d. h. der Schriften Luther's, Arnd's u. a. überredet hatte. In neuen Gesang-, Gebet- und Lehrbüchern legte er seine Lehren dar, mit denen gar bald communistische Ideen verknüpft wurden. Im J. 1846 wanderte Erik Jansson und eine bedeutende Zahl seiner Anhänger nach Amerika aus, wo er in Illinois die Colonie Bishopshill gründete und seitdem unumschränkt waltete, bis er (1850) ermordet ward. — In Westergötland entartete die Leserei unter der Leitung des Priesters Hoof (gest. 1839) zu eitlem Formalismus, indem nur gewisse bestimmte Farben, Trachten, Geberden u. s. w. geduldet wurden. In Småland entstand in den vierziger Jahren und verbreitete sich auch nach Westergötland die epidemische «Predigtensucht», ein mit körperlichen Leiden, Krämpfen und Betäubung verbundener, unwiderstehlicher Drang zum Psalmensingen und Bußpredigen, von dem mehrere tausend Personen befallen wurden.

Außer in den beiden obengenannten, historisch begründeten Bedeutungen wird das Wort Läsare auch öfters gebraucht, um Personen von tieferem religiösen Gemüth zu bezeichnen, was jedoch, bei verschiedenem Standpunkte des Redenden, diesem volksthümlichen Namen jeden festen Begriff raubt. *(J. Hellstenius.)*

LASAULX (Joh. Claudius von), hervorragender Architekt, geboren am 27. März 1781 zu Koblenz, studirte seit 1798 zu Würzburg erst die Rechte und hierauf Medicin. Nachdem er 1812 die Stelle eines Landbaumeisters angenommen, benutzte er die folgenden Jahre zu einem gründlichen Studium des Baufachs, sodaß ihm bereits 1816 von der preußischen Regierung die Stelle eines Landbauinspectors übertragen werden konnte. Er starb am 14. Oct. 1848. Während seiner Amtsführung erbaute er an 60 öffentliche und Privatgebäude, sowie 12 katholische Kirchen. Außerdem wurde von ihm die Burg Rheinstein restaurirt, später die Burg Rheineck im romanischen (Rundbogen-) Stil nebst einer Kapelle von ihm ausgeführt. Außer seiner amtlichen enthaltete er eine anerkennenswerthe schriftstellerische und Vereinsthätigkeit, besonders im Gewerbevereine zu Koblenz, sowie er auch regen Antheil an den seit 1842 stattfindenden Jahres- und Wanderversammlungen der deutschen Architekten und Ingenieure nahm. Eine Anzahl seiner Aufsätze und Mittheilungen über Erfindungen und Ausführungen sind in den damaligen Fachzeitschriften enthalten. Wir nennen nur die folgenden, uns bekannt gewordenen: «Ueber die Art und Weise der Alten, Kreuzgewölbe und Kuppeln aus freier Hand zu wölben» (in Crelle's «Baujournal», 1. Bd., Berlin 1829); «Beschreibung der Badeanstalt in dem Bürgerhospital zu Koblenz» (Förster's «Allgem. Bauzeitung», Wien 1836; auch in den «Verhandlungen des Vereins zur Beförderung des Gewerbfleißes in Preußen»); «Die Matthiaskapelle bei Cobern an der Mosel» in Gemeinschaft mit E. Dranke beschrieben (Koblenz 1837); «Ueber Baucontracte» (in Romberg's «Zeitschrift für Baukunst», 1846); «Beschreibung und Preisangabe der Brand- (Fahr- und Hand-) Spritzen und Pumpen», welche nach Lasaulx' Entwürfen und Verbesserungen von den Mechanikern Gebr. Zilken ausgeführt wurden, nebst Contract (in Romberg's «Zeitschrift für Baukunst», 1846); «Mosaik aus Backsteinen» (in Romberg's «Zeitschrift für Baukunst», 1849), worin er eine von ihm erfundene Nachahmung von römischen Mosaikfußböden, wie er sie in der Kapelle der Burg Rheineck ausführte, beschreibt; «Ueber Gewölbformen», Vortrag in der Architekten- und Ingenieur-Versammlung zu Gotha 1846 (in Romberg's «Zeitschrift für Baukunst», 1846), in welchem er eine in 32 Modellen von ihm ausgeführte systematische Zusammenstellung von Gewölbformen von den einfachsten Elementen bis zu den reichsten Combinationen vorführt; denselben Gegenstand behandelt er noch einmal (bis auf 68 Modelle vervollständigt) ausführlicher in einem Schriftchen: «Bausteine» (Koblenz 1847). Als ganz vorzügliches Lehrmittel hat sich die nach seinen Angaben von dem Werkmeister Becker in Koblenz ausgeführte und von vielen Baugewerkschulen und technischen Unterrichtsanstalten angeschaffte «Gewölbformensammlung» bewährt, welche neuerdings (1883) unter Be-

nutzung der Reste der Lasaulx'schen Sammlung von dem Architekten Frangenheim, Director der königl. Baugewerkenschule zu Erfurt, angelegt und herausgegeben worden ist. *(A. Gottschaldt.)*

LASAULX (Peter Ernst von), des Vorigen Sohn, Alterthumsforscher, geb. zu Koblenz am 16. März 1805, bezog, nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt absolvirt hatte, 1824 die Universität zu Bonn, wo er sich der Archäologie zuwandte. In München, wohin ihn darauf der Ruf zog, dessen Schelling und Görres daselbst genossen, trieb er auch philosophische Studien und studierte nebenbei eifrig Werke christlicher Mystik. Angeborene Reiselust trieb ihn auch aus München weg; nachdem er zuerst in Wien neun Monate verlebt hatte, ging er über Steiermark und Kärnten nach Triest, besuchte Venedig und Rom. In letzterer Stadt betrieb er archäologische und theologische Studien; mit Bunsen, Platner, Cornelius, Overbeck, Koch trat er in lebhaften Verkehr und fand durch diese die theilnahmvollste Anregung in seinen Studien. Zwei Jahre hielt er sich in Italien auf, da lockte ihn der Orient. Im J. 1833 besuchte er im Gefolge des Königs Otto Griechenland, ging nach Konstantinopel, Smyrna, durchreiste Palästina, und als er auch Jerusalem gesehen hatte, kehrte er über Rom 1834 nach München zurück, wo er das Jahr darauf an der philosophischen Facultät promovirte. Bald darauf wurde er Professor für Philologie und classische Alterthumskunde an der Universität zu Würzburg, 1844 Professor für classische Philologie und Aesthetik in München. Lasaulx, ein strenger Katholik, gehörte der Richtung an, welche die «Historisch-politischen Blätter für das katholische Deutschland» stiftete. In der damaligen politisch aufgeregten Zeit wurde er vielfach in das politische Leben hineingezogen. Da er über die politischen Zustände in Baiern öfters eine zu offenherzige Kritik übte, machte er sich bei der Regierung misliebig, und als er im Februar 1847 im Senat eine Dankadresse an den abtretenden Minister Abel beantragte, wurde er seines Amtes enthoben. Diese Maßregelung war Ursache, daß er in Abensberg zum Abgeordneten für die Deutsche Nationalversammlung erwählt wurde. In Frankfurt nahm er im Verfassungsausschuß die äußerste Rechte ein, trat als Redner mit leidenschaftlicher Heftigkeit ebenso gegen die demokratische Partei wie als Anhänger der großdeutschen Partei gegen das preußische Erbkaiserthum auf. Am 7. Mai 1849 schied er aus und erhielt in München nun seine Professur zurück. In die bairische Abgeordnetenkammer gewählt, der er fast bis zu seinem Tode angehörte, vertrat er mit Energie die Interessen des Katholicismus, und führte darin eine hervorragende Rolle. Er starb am 10. Mai 1861. Von seinen vielen Schriften und Werken seien genannt: «Pelasgisches Orakel des Zeus in Dodona» (1840); «Ueber den Sinn der Oedipussage» (1841); «Ueber die Sühnopfer der Griechen und Römer und ihr Verhältniß zu dem Einen Golgatha» (1841); «Gebete der Griechen und Römer» (1842); «Prometheus, die Sage und ihr Sinn» (1843); «Der Eid bei den Griechen und Römern» (1844); «Ueber das Studium des griechischen und römischen Alterthums» (1846); «Ueber die Bücher des Königs Numa» (1847); «Zur Geschichte und Philosophie der Ehe bei den Griechen» (1852); «Der Untergang des Hellenismus» (1854); «Die Philosophie der schönen Künste» (1860); «Ueber die theologische Grundlage aller philosophischen Systeme» (1856); «Des Sokrates Leben, Lehre und Tod» (1857). Vgl. Holland, «Erinnerungen an Ernst von Lasaulx» (1861). *(J. E. Wessely.)*

LAS CASAS (Pater Bartolomé de) wurde im J. 1474 in Sevilla geboren. Seine Familie, die eigentlich Casaus hieß, stammte angeblich aus Frankreich, und zwar von den Vicomtes von Limoges, jedenfalls gehörte sie damals dem städtischen Adel von Sevilla an. Bartolomé widmete sich dem Studium der Humaniora und beider Rechte, in welchen letztern er den Grad eines Licentiaten erwarb. Inzwischen hatte sein Vater, Francisco, Columbus auf dessen zweiter Reise nach Hispaniola begleitet und dessen Vertrauen erworben. Im J. 1497 kehrte er nach Spanien zurück, allein da er einen Theil seines Vermögens in der Neuen Welt gelassen hatte, schiffte Bartolomé sich mit dem Commandeur Nikolaus de Ovando, dem dritten Gouverneur Westindiens, dorthin ein (1502). Er blieb auf der Insel Hispaniola, wo er in den ersten acht Jahren mit ebenso gedankenloser Grausamkeit und unbegrenzter Habsucht, wie die andern Spanier, an der Plünderung, Mishandlung und Vertilgung der unglücklichen Indianer und sogar an den Kriegszügen gegen sie und den unglaublichen Massenschlächtereien unter ihnen theilnahm. Die Indianer wurden eben von den Castiliern nicht als vollberechtigte menschliche Individuen betrachtet. Im J. 1510 trat er in den Priesterstand ein — man weiß nicht weshalb — und widmete sich besonders der Bekehrung und Erbauung der Indianer. Von dem ihm befreundeten Gouverneur des neubesiedelten Cuba, Diego Velazquez, wurde er, wahrscheinlich wegen seiner Verdienste um die Ausbreitung des Christenthums unter den Indianern, im J. 1512 nach dieser Insel berufen. Auch hier taufte er zahllose Eingeborene, bemühte sich aber zugleich, den Frieden zwischen ihnen und den Spaniern aufrecht zu erhalten oder wiederherzustellen, und wußte sich das volle Vertrauen jener zu gewinnen. Er suchte, wenn auch oft vergeblich, die blutigen Grausamkeiten seiner Landsleute gegen die friedlichen und fast waffenlosen Indianer zu verhindern. Die überlebenden Eingeborenen wurden, soweit sie nicht in die Berge und Wälder geflohen waren, unter die Spanier als Diener vertheilt. Auch Las Casas ahmte dieses Beispiel nach und sandte, trotz seiner verhältnißmäßigen Milde und Barmherzigkeit, viele seiner indianischen Sklaven in die Bergwerke, um dort Gold für ihn zu graben. Allein die unglaubliche Schnelligkeit, mit der Hunderttausende dieser Unglücklichen der ungewohnten harten Arbeit erlagen, sowie die Ermahnungen einiger einsichtiger und wohlwollender Dominicaner machten auf das von Natur gute Herz und die feurige Einbildungskraft Las Casas' einen tiefen Eindruck, und mit unbezähmbarer Energie beschloß er das, was er für wahr

erkannt hatte, durchzusetzen und sein ganzes Leben der Befreiung der unglücklichen Eingebornen von der tödlichen Dienstbarkeit zu befreien. Nachdem er auf die ihm gehörigen Indianer Verzicht geleistet und dadurch sein ganzes Besitzthum geopfert, hielt er einige Predigten in dem angegebenen Sinne. Er sah jedoch bald ein, daß, um eine durchgreifende Besserung in der Lage der Indianer herbeizuführen, es eines allgemeinen und bestimmten königlichen Befehls bedürfe, und so beschloß er, sich nach Castilien zu begeben und an den Monarchen selbst zu wenden. Im September 1515 schiffte er sich demgemäß nach Spanien ein. Aber vergebens suchte er bei Ferdinand dem Katholischen etwas zu erreichen; traf er doch auf den Widerstand aller derjenigen, die selbst bei der Mißhandlung der Indianer interessirt waren. Günstiger war ihm, nach dem Tode Ferdinand's, der Cardinal Ximenez, der für den jungen König Karl I. (V.) die Regierung führte. Er ernannte ihn zum Protector der Indianer (17. Sept. 1516) mit einem Gehalte von 100 Goldpesos und beauftragte ihn, mit zwei ihm beigegebenen Hieronymitenmönchen den Zustand der Indianer zu untersuchen, ihren Beschwerden abzuhelfen und der Regierung darüber Bericht zu erstatten. Froh schiffte Las Casas sich am 11. Nov. 1516 nach Hispaniola ein. Allein hier sah er sich von den Spaniern mit solcher Widersetzlichkeit und Feindschaft behandelt und selbst die beiden Hieronymiten derart gegen ihn gewonnen, daß er (Mai 1517) noch einmal nach Spanien zurückkehrte, um sich dort umfassendere und bestimmtere Vollmachten zu verschaffen. Freilich fand er auch daselbst viele Schwierigkeiten, da allgemein die Ansicht herrschte, die Indianer seien unfähig des Glaubens und eben deshalb vollkommen ruchlos. Dagegen erlangte Las Casas durch den ihm befreundeten Dominicanerpater Montesinos ein Gutachten von Theologen der Universität Salamanca, das eine solche Ansicht für eine des Feuertodes würdige Ketzerei bezeichnete. Gestützt auf diese Denkschrift, wandte sich Las Casas an den jungen König Karl, der soeben von den Niederlanden in Spanien angelangt war. Mit Hülfe der niederländischen Günstlinge Karl's, die an der Knechtschaft der Indianer geringeres Interesse hatten als die Spanier, wurde er in der That mit der Leitung der indischen Angelegenheiten betraut. Damals schlugen ihm die Vertreter der Colonisten vor: die letztern würden ihre Indianer sämmtlich frei lassen, wenn man jedem von ihnen dafür gestatte, sich zwölf Neger als Arbeiter zu verschaffen. Las Casas, nur immer in Sorge für seine indianischen Schutzbefohlenen, erlaubte dies in der That. Daraus ist die Anklage gegen Las Casas entstanden, er hätte die Negersklaverei erst eingeführt, was völlig irrthümlich ist, da die Portugiesen dieselbe schon länger als ein halbes Jahrhundert früher betrieben hatten. Jedoch ist nicht zu leugnen, daß Las Casas durch seine unvorsichtige und übereilte Erlaubniß, die er später bitter bereute, zur Ausdehnung jener schändlichen Institution vieles beigetragen hat. Jedenfalls wurden zahlreiche Spanier genöthigt, ihre Indianer frei zu lassen. Allein bald sah Las Casas sich wieder von allen Seiten, selbst von den spanisch-amerikanischen Bischöfen, in seinem menschenfreundlichen Vorhaben angegriffen; hauptsächlich auch im Interesse des königlichen Schatzes, der von den durch die Indianer gewonnenen Minenproducten den fünften Theil erhielt. Da arbeitete er einen Plan aus, wie man auf friedliche Weise die Indianer für den königlichen Schatz nutzbar machen könne; und um denselben praktisch darzulegen, erlangte er am 19. Mai 1520, in Coruña, von Karl die Statthalterschaft über die Provinz Cumana. Am 11. Nov. 1520 schiffte er sich nach der Neuen Welt ein. Er brachte auch wirklich eine kleine Schar Spanier zur friedlichen Einrichtung und Regierung seiner Provinz zusammen. Allein kaum waren sie in Cumana angelangt, als sie sich von der Autorität Las Casas' befreiten und mit den Indianern ebenso grausam und habgierig umgingen, wie alle andern Spanier. Gänzlich gebrochen und enttäuscht, begab sich Las Casas nach San-Domingo auf Hispaniola, wo er, am Erfolge seiner Bemühungen verzweifelnd, im J. 1523 in den Dominicanerorden eintrat. Mehrere Jahre lebte er hier ruhig und zurückgezogen, mit der Abfassung seiner «Historia apologetica» beschäftigt. Bald machten ihn seine Klosterbrüder zum Prior, und als solcher begann er allmählich wieder, zum großen Aerger der Spanier, zu Gunsten der Indianer zu predigen. Dagegen gelang es ihm, einen aufständischen Kaziken, der die Spanier mehrfach besiegt hatte, durch das Ansehen und Vertrauen, die er selber bei den Indianern besaß, zum Frieden zu bewegen (1529).

Die Eroberung des peruanischen Reiches durch Pizarro veranlaßte Las Casas 1530, sich abermals nach Spanien zu begeben, um die Unterdrückung und Vernichtung der Indianer in jenem großen Lande zu verhindern. Seine beredten und geschickten Predigten vor dem kaiserlichen Hofe und seine unausgesetzten Bemühungen veranlaßten Karl V. zu der Verordnung, daß kein Indianer in Peru unter irgendeinem Vorwande zum Sklaven gemacht werden dürfe. Wahrlich ein schönes Ergebniß für die rühmliche Thätigkeit unsers menschenfreundlichen Vaters! Derselbe kehrte nach Spanien zurück, von wo er bald nach Mexico ging, um sich von hier (1532) nach Peru zu begeben und die Ausführung des kaiserlichen Befehls zu überwachen. Nachdem er seinen Zweck erreicht, kam er wieder nach Neuspanien (Mexico), aber seines Bleibens war hier nicht, denn bald rief ihn (1534) der Bischof von Guatemala nach dieser Provinz, wo er wieder auf das segensreichste für das leibliche und geistige Wohl der Indianer wirkte, deren Dialekte er in großer Zahl erlernt hatte, und mit denen er sich deshalb leicht verständigen konnte. Im J. 1537 erlebte er den Triumph, daß, ganz in Uebereinstimmung mit seinen Meinungen, Papst Paul III. durch besondere Bulle die Indianer für vernünftige Menschen erklärte, die Freiheit und Selbständigkeit des Willens sowie die Fähigkeit des Glaubens besäßen. Las Casas' Ansehen war bereits derart gewachsen, daß er nach einer abermaligen Reise nach Spanien (1539) von dem Präsidenten des Rathes von

Indien, Garcia de Loaisa, Cardinal-Erzbischof von Sevilla, zu dessen vertrautem Rathgeber erkoren und Urheber mehrerer für die Indianer sehr vortheilhafter Gesetze wurde (1542). Diesen von Las Casas verursachten Maßregeln ist es zum großen Theil zu danken, daß im spanischen Amerika die eingeborene Rasse, die aus allen andern Ländern der Neuen Welt verschwunden oder doch im Verschwinden begriffen ist, sich erhalten hat. Vor allem sanctioniren die Gesetze von 1542 die persönliche Freiheit der Indianer und beschränken deren Fronen: kein Indianer durfte mehr als Sklave behandelt werden. Um zu beweisen, daß er nicht aus Ehrgeiz, sondern aus den uneigennützigsten Beweggründen so lange Jahre unermüdlich gearbeitet habe, schlug Las Casas das ihm vom Kaiser angebotene reiche Bisthum Cuzco aus, endlich aber bewog man ihn, das viel ärmere Bisthum Chiapa anzunehmen (1542); er war damals bereits 68 Jahre alt. Im J. 1544 erhielt er erst die bischöfliche Weihe, nachdem er inzwischen geeignete Priester zusammengesucht hatte, um in seinem Sinne unter den Indianern seiner Diöcese zu wirken. In demselben Jahre kehrte er nach der Neuen Welt zurück, wo er als Urheber der indianerfreundlichen Verfügungen von den spanischen Colonisten sehr übel empfangen und auf Schritt und Tritt behindert wurde. Nach einem Schiffbruche gelangte er mit Mühe in seine Diöcese, wo er in größter Einfachheit, ja Armuth lebte. Indeß er konnte der Habgier und Grausamkeit der spanischen Eroberer auch hier, ungeachtet aller päpstlichen und kaiserlichen Gesetze, die völlige Freigebung der Indianer nicht abtrotzen; selbst der Klerus, mit geringen Ausnahmen, zeigte sich lässig. Da verweigerte der Bischof allen denjenigen, welche ihre Indianer nicht entlassen würden, die Absolution. Darüber war die Entrüstung allgemein; und Ostern 1545 kam es zu einem förmlichen Aufstande gegen Las Casas und die Dominicaner, die er mitgebracht hatte, und denen man Almosen und Lebensmittel verweigerte. Die königliche Audiencia (Rath und Gericht) von Guatemala zeigte selbst sich ihm derart feindlich, daß der Präsident ihn wiederholt bei feierlichen Gelegenheiten mit Schimpfworten überhäufte. Indeß der Bischof ließ sich nicht einschüchtern und wirkte besonders unter den Indianern, von denen er viele Tausende zum Christenthum hinüberführte. Zugleich reichte er in Gemeinschaft mit dem ähnlich gesinnten Bischofe von Nicaragua, Fray Antonio de Valdiviesо, der spanischen Regierung eine Klageschrift über die schlechte und gesetzlose Verwaltung der mittelamerikanischen Gebiete ein. Da aber keine Abhülfe erfolgte, vielmehr Las Casas sich am kaiserlichen Hofe verleumdet sah, ernannte er einen Generalvicar für sein Bisthum und verließ dasselbe für immer (1547), um endgültig nach Spanien zurückzukehren.

Auch hier blieb er dem Werke seines Lebens getreu. Als der gelehrte königliche Historiograph Juan Gines de Sepulveda in einem handschriftlichen Werke, «Democrates II., De justis belli causis apud Indos», die Rechtmäßigkeit der Unterwerfung und Unterdrückung der Indianer vertheidigte und dabei auch Las Casas persönlich angriff, forderte dieser ihn zu einer Disputation heraus, die auf Befehl des Kaisers 1550 in Valladolid stattfand. Wirklich wurde der Druck von Sepulveda's Buche in Spanien untersagt und ebenso, als dasselbe dennoch in Rom veröffentlicht worden, dessen Einführung in Spanien verboten. Gegen Sepulveda gab auch Las Casas 1552 seine «Brevissima relacion de la destruycion de las Indias» heraus. In seiner Vaterstadt Sevilla veröffentlichte er überdies in den Jahren 1552 und 1553 eine große Zahl von Abhandlungen zu Gunsten der indianischen Sache. Um derselben ohne weitere Rücksicht dienen zu können, hatte er mit der großartigen Uneigennützigkeit, die ihn stets auszeichnete, schon 1550 auf das Bisthum Chiapa verzichtet. Von dem Gregorkloster in Valladolid aus, wo er seinen gewöhnlichen Wohnsitz aufgeschlagen, unternahm er unaufhörlich Reisen im Interesse seiner Lebensaufgabe, zumal an den Hof, und so groß war das Ansehen, welches er bei Philipp II. genoß, daß dieser ihm freie Wohnung und Unterhalt am Hofe gewährte. Noch 1564, im Alter von neunzig Jahren, schrieb der energische Greis den «Tractat der zwölf Zweifel» zu Gunsten der Freiheit der Indianer. Er starb gegen Mitte des J. 1566 in Madrid, einer der edelsten und nützlichsten Wohlthäter der Menschheit.

In seinen Schriften zeigt er sich als getreuer Schüler der Scholastik, sowol in seinen Ausgangspunkten wie in der Art der Deduction, die übrigens, seinem ganzen Wesen nach, oft einen heftigen, leidenschaftlichen Charakter trägt. Seine Gelehrsamkeit selbst beruht noch ganz auf aristotelisch-mittelalterlichen Grundlagen. Doch sind seine Ziele und Anschauungen sämmtlich von edlem, idealem Wesen. Sein Stil, sowol in den lateinischen wie in den spanischen Werken, ist nachlässig, oft selbst uncorrect. Eine Anzahl seiner Abhandlungen wurde in den Jahren 1552 und 1553 in Sevilla gedruckt (5 Thle.). Die Ausgabe enthält zunächst das berühmteste Werk Las Casas': «Brevissima relacion de la destruycion de las Indias.» Es ist dasselbe in das Lateinische, Französische und Deutsche übersetzt worden (letztere Uebertragung von Andreä 1790), und von neuem abgedruckt in den «Documentes inéditos para la historia de España», Bd. 71, S. 1—199, mit den Streitschriften, zu denen dasselbe Anlaß gab. Ferner umfaßt die sevillaner Sammlung verschiedene auf Westindien und die Indianer bezügliche Abhandlungen des Bischofs: wie den «Tratado comprobatorio», eine Vertheidigung seiner bischöflichen Wirksamkeit; die «Avisos á los Confessores», Anweisungen für die Beichtväter im spanischen Amerika; «Treynta proposiciones muy juridicas» zur Abwehr der gegen ihn gerichteten Angriffe u. a. m. Im J. 1571 wurde posthum sein lateinischer Tractat «Quaestio de imperatoria vel regia potestate» gedruckt, der beweisen will, daß die Monarchen nicht das Recht hätten, einen Theil ihrer Unterthanen von der Krone zu trennen und Privaten zu unterstellen. Ein Theil dieser Abhandlungen wurde 1822 von Llorente wieder herausgegeben (Paris, in zwei Bänden). Die überwiegende Zahl von Las Casas' Schriften blieb aus leicht

begreiflichen Gründen bis auf die neueste Zeit unedirt. Seitdem ist in der schon erwähnten «Coleccion de documentos inéditos» (Bd. 62—66, Madrid 1875 und 1876) die höchst wichtige «Historia de las Indias» von Las Casas abgedruckt worden. Nach den eingehenden Untersuchungen der Herausgeber ist dieses Werk im J. 1552 begonnen und 1561 abgeschlossen worden. Es ist aber nicht vollendet: auf sechs Bücher berechnet, enthält es deren nur drei, die bis zum J. 1520 gehen. Man weiß nicht, weshalb er in seinen fünf letzten Lebensjahren die Arbeit nicht weitergeführt hat. Der Bd. 66 der «Documentos» bringt S. 237—555 noch ein anderes unedirtes Werk des Las Casas: «Algunos capitulos de la Apologética historia», eine Beschreibung des spanischen Amerika und Vertheidigung seiner Bewohner, verfaßt c. 1525.

Biographien des Las Casas: Michele Pio, «Vita di Las Casas» (Bologna 1618); Grégoire im 4. Bande der «Mémoires de l'Académie des sciences morales et politiques» (Paris), im Aufsatze: «Apologie de Barthélemy de Las Casas»; Llorente in der Einleitung zu den «Oeuvres de Las Casas» (Paris 1822); A. Helps, «The life of Las Casas» (London 1868); D. Carlos Gutierrez, «Fray B. de las Casas, sus tiempos y su apostolado» (Madrid 1878); und endlich die beste und vollständigste Lebensbeschreibung: Ant. Maria Fabié, «Vida de P. Fray B. d. las Casas», Bd. 70 der «Docum. inéditos» (Madrid 1879), mit einem Anhange vieler wichtiger, bisher noch ungedruckter Schriftstücke, der im 71. Bande derselben Sammlung fortgesetzt ist. (*M. Philippson.*)

LAS CASES (Emmanuel Augustin Dieudonné, Marquis de). Auf Schloß Las Cases bei Revel (in Languedoc) 1766 geboren, studirte der junge Edelmann in Vendôme bei den Oratorianern und besuchte die Militärschule zu Paris, worauf er als Offizieraspirant zur Kriegsmarine ging. Auf dem «Actif» diente er in dem spanisch-französischen Geschwader, welches unter Don Luis de Cordova und den Grafen Guichen und La Motte-Picquet 1782 Gibraltar fruchtlos belagerte, und auf dem Admiralsschiffe «Le Royal Louis» wohnte er dem blutigen Treffen von Cadix im August d. J. bei. Nach Abschluß des Friedens von 1783 besuchte Las Cases auf den Schiffen «Le Téméraire», «Le Patriote» und «Achille» die Antillen, Neufundland und Boston. In Brest bestand er dann vor Monge, dem großen Mathematiker, ein glänzendes Examen und wurde schon 1787 Schiffslieutenant. Sofort ging er wieder in See nach San-Domingo; von hier rief man ihn zurück, um ihn bei der wissenschaftlichen Expedition des Grafen La Pérouse zu verwenden; aber seine Ankunft in Brest verzögerte sich und er entging dadurch dem Verderben, das über die Expedition hereinbrach. Zum Commandanten der Brigg «Le Matin» befördert, sollte er sich mit einer Fregatte als Bedeckung nach dem Senegal begeben, doch warteten die Schiffe nicht auf ihn; günstigen Wind benutzend, segelten sie ab, wurden durch einen Sturm getrennt und die Brigg versank spurlos: abermals war Las Cases' Leben durch einen Zufall gerettet.

Als strenger Royalist wanderte der Marquis 1791 aus Frankreich aus, da ihn die Revolution anekelte, stieß in Worms zum Heere des Prinzen von Condé, betheiligte sich an seinem Feldzuge und wurde zu verschiedenen Missionen von ihm verwendet, z. B. an Gustav III. von Schweden, der ihm viel Vertrauen schenkte. Nach der Auflösung des Heeres ging er nach England, machte zwar die unglückliche Emigrantenexpedition von Quiberon mit, kehrte aber alsbald nach London um. Hier erwarb er seinen Unterhalt durch Stundengeben und arbeitete an einem historischen Atlas. Nach dem 18. Brumaire kehrte Las Cases 1799 nach Frankreich zurück, bewarb sich vergeblich um ein Amt, lebte in tiefer Zurückgezogenheit, heirathete, vollendete den Atlas und gab ihn unter dem Pseudonym Lesage 1803—4 in Paris als «Atlas historique et géographique» heraus (neue Aufl. 1826; deutsch bearbeitet von Dusch und Eyselein, Karlsruhe 1826—27, neue Aufl. 1843). Das Werk erfreute sich gerechten Beifalls und machte den Ersten Consul auf Las Cases aufmerksam. Der Kaiser ernannte ihn 1808 zum Baron des Kaiserreichs, und als die Briten 1809 Vlissingen genommen hatten, eilte Las Cases zu Bernadotte's Heer an der Schelde, um unter ihm als Freiwilliger gegen sie zu kämpfen. Napoleon zog ihn hierauf als Requêtenmeister in die Marinesection seines Staatsraths, ernannte ihn 1810 zu seinem Kammerherrn und zum Grafen des Kaiserreichs und übertrug ihm 1811 die Liquidirung der österreichisch-illyrischen Schuld. Im J. 1812 betraute er den persönlich geschätzten Getreuen mit der Inspicirung der Armen- und Wohlthätigkeitsanstalten, der Gefängnisse und Spitäler eines Theils des Reichs und ließ von ihm eine genaue Aufstellung aller Seehäfen und -Stationen von Toulon bis Amsterdam entwerfen. Als 1814 die Pariser Nationalgarde wieder hergestellt wurde, erhielt der Graf ein Bataillon der zehnten Legion. Nach des Kaisers Absetzung weigerte er sich im Staatsrathe, die Acte desselben, worin ihr beigepflichtet wurde, zu unterzeichnen, exilirte sich selbst nach England, kehrte aber in den Hundert Tagen 1815 zurück, um wiederum Staatsrath und Kammerherr zu werden. Napoleon stürzte abermals, Las Cases hielt treu an ihm und bat, bei ihm bleiben zu dürfen; er siedelte mit ihm aus dem Elysée am 25. Juni nach Malmaison und am 3. Juli nach Rochefort über. Hier unterhandelte er in Napoleon's Auftrage wegen der Aufnahme desselben an Bord des «Bellerophon», dann gingen er und sein ältester Sohn im August auf dem «Northumberland» mit Napoleon nach St.-Helena; Napoleon dictirte ihm und dem General Gourgaud auf der langen Fahrt von seinen Erlebnissen; am 17. Oct. erfolgte die Landung in St.-Helena. Las Cases zerstreute, soviel es in seinen Kräften stand, den gestürzten Imperator, der sich gerne mit ihm über seine grandiosen Thaten und Erlebnisse unterhielt, und brachte abends zu Papier, was er derart vernommen hatte; freilich stellte Napoleon die Dinge in dem Lichte dar, welches ihm am günstigsten war, und Las Cases that sein Bestes, dasselbe noch zu verklären. Er stellte ihm fast sein ganzes, in englischen Fonds bestehendes Ver-

mögen zur Verfügung und erwies sich als treuester Anhänger und blindester Bewunderer. Napoleon dictirte ihm und seinem Sohne seine italienischen Feldzüge und liebte so sehr den Verkehr mit ihnen, daß seine andere Umgebung voll Neid auf sie war. Nachdem der Gouverneur, Generalmajor Sir Hudson Lowe, auf der Insel eingetroffen war, hieß er Napoleon's Umgebung Declarationen abgeben, ob sie ferner bei diesem bleiben wollten, und Graf Las Cases gab die seine im April 1816 in den schroffsten und gehässigsten Ausdrücken gegen die britische Regierung. Trotz der strengsten Verbote suchte er, wo es irgend ging, Nachrichten nach Europa gelangen zu lassen, und begegnete Lowe höchst kränkend. Lowe kam seinen geheimen Correspondenzen auf die Spur und gelangte in den Besitz zweier auf weißen Taffet geschriebener und in das Wams eines Dieners eingenähter Briefe an Lady Clavering in London vom 10. Nov. und an den Prinzen Lucian Bonaparte nach Rom vom 1. Oct. 1816; dieselben berichteten in entstellter Weise und höchst gehässig über Napoleon's Leiden und ihm wie seinem Gefolge zugefügte Quälereien. Der Gouverneur ließ alsbald Las Cases und seinen Sohn am 27. Nov. 1816 verhaften und von Longwood nach Hutt's Gate überführen. Seine sämmtlichen Papiere wurden in Gegenwart von Vater und Sohn versiegelt und mit Beschlag belegt; darunter war das Journal. Am 28. brachte man die Gefangenen nach Roß Cottage; Lowe hatte mehrere Unterredungen mit ihnen, hauptsächlich wegen der Papiere, die er theilweise Napoleon zustellen ließ, und eine lebhafte Correspondenz entspann sich zwischen Las Cases und Lowe. Dieser beschloß seine Entfernung von St.-Helena, der Graf war damit einverstanden, wurde nach James Town gebracht, nahm von Graf Bertrand Abschied, da er den tiefbetrübten Kaiser nicht sehen durfte, erneuerte sein Anerbieten, letzterem 4000 Louis, die er in England habe, zur Verfügung zu stellen, und fand damit Gehör; er überlieferte Bertrand dreizehn Wechsel zu je 300 Pfund und schiffte sich mit seinem Sohn am 30. Dec. 1816 auf dem «Griffon» nach dem Cap der Guten Hoffnung ein. Von hier erließ er an Lowe einen förmlichen Protest gegen seine Vergewaltigung, worin er es abermals mit der Wahrheit nicht sehr genau nahm. Er blieb acht Monate auf dem Cap, dann durfte er nach Europa zurückkehren, wo man ihm Frankfurt a. M. zur Wohnung anwies. In den übertriebensten Farben malte er seitdem Napoleon's Kerker und Leiden aus, regte die Sympathien für ihn überall an, wo sich Boden dazu fand, und schmähte, der Wahrheit Schlag auf Schlag versetzend, gegen seine Feinde, besonders die britische Regierung und ihre Beamten auf St.-Helena. Vergebens suchte er die Monarchen auf dem Aachener Congresse zu bestimmen, es möge Napoleon's Loos erleichtert werden. Kaiser Franz I. vermittelte seine Uebersiedelung nach Belgien, wo er den Napoleon-Cultus unermüdlich betrieb. Nach dem Ableben Napoleon's kehrte Las Cases nach Frankreich zurück und gab 1823—24 in 8 Bänden das berühmte «Mémorial de Sainte-Hélène, ou Journal où se trouve consigné jour par jour ce qu'a dit et fait Napoléon pendant dix-huit mois» (Paris) heraus; 1823 erschien eine englische, 1822—26 in Stuttgart eine deutsche neunbändige Uebersetzung; in Paris wurde das Werk wiederholt aufgelegt, z. B. 1844 in 9 Bänden, auch illustrirte Ausgaben erschienen, und 1824 folgte eine zweibändige «Suite au Mémorial de Ste.-Hélène» (Paris). Das Werk machte enormes Aufsehen. Auf Kosten der Wahrheit erwarb es Napoleon begeisterte Verehrer und ist wegen seiner ganz tendenziösen Färbung nur mit äußerster Vorsicht zu gebrauchen, wie auch die 1819 in Paris erschienenen «Mémoires d'E. A. D. Comte de Las Cases, communiqués par lui-même, contenant l'histoire de sa vie».

Nach der Julirevolution trat Las Cases 1831 für das Arrondissement St.-Denis in die Kammer, wo er stets mit der äußersten Linken stimmte. Er starb in Passy bei Paris am 15. Mai 1842.

Vgl. außer den Werken über Consulat und Kaiserreich: W. Forsyth, «History of the captivity of Napoleon at St.-Helena; from the letters and journals of the late Lieutenant-General Sir Hudson Lowe, and official documents not before made public» (3 Bde., London 1853); Schlitter, «Die Berichte des k. k. Commissars Freih. von Stürmer aus St.-Helena zur Zeit der dortigen Internirung Napoleon Bonaparte's 1816—18» (Wien 1886). *(Arthur Kleinschmidt.)*

LAS CASES (Emmanuel Pons Dieudonné, früher Baron, dann Graf de). Als ältester Sohn des Vorigen von Clementine de Kergariou am 8. Juni 1800 zu Saint-Meen (Finistère) geboren, begleitete Las Cases den Vater 1815 nach St.-Helena, wo er Napoleon als Secretär diente, bis er am 27. Nov. 1816 von ihm getrennt und am 30. Dec. nach dem Cap der Guten Hoffnung geschafft wurde. Seit 1817 lebte er in Belgien, Preußen und England, bis ihm 1819 gestattet wurde, unter angenommenem Namen nach Frankreich zurückzukehren und in Straßburg und Paris die Rechte zu studiren. Er haßte Sir Hudson Lowe glühend als den Kerkermeister und Quäler Napoleon's, den er vergötterte, und als derselbe nach London gekommen war, schlug ihm Las Cases im November 1822 auf offener Straße die Peitsche ins Gesicht. Er schickte ihm außerdem eine Herausforderung, die Lowe mit Verachtung zurückwies, und reiste nach Frankreich zurück, da die londoner Polizei gegen ihn Maßregeln ergriff. Am 11. Nov. 1825 entging Las Cases in Passy nur mit genauer Noth zwei Mördern, an deren Unthat Lowe gewiß unschuldig war, während er ihn als Anstifter verleumdete.

Als Constitutioneller nahm Las Cases an der Revolution von 1830 lebhaft Antheil, kämpfte mit und saß auf dem Hôtel-de-Ville, wohnte mehreren Versammlungen an, besonders auch der wichtigen bei Laffitte. Das große Wahlcolleg des Departement Finistère brachte ihn in die Kammer, in der er nachher bis 1848 für Landerneau saß; er zeichnete sich durch Liberalismus und patriotische Gesinnung aus und war der Orléans'schen Dynastie sehr ergeben. Sein Name und seine schwärmerische Verehrung des großen Kaisers bestimmten Ludwig Philipp, ihn 1840 seinem Sohne, dem Prinzen von Joinville, beizugeben, als dieser Napoleon's

Asche von St.-Helena abholte. In Gegenwart von Las Cases wurde das Grab geöffnet und mit dem theuren Staube kehrte er unter Joinville im December auf der Fregatte »La Belle-Poule« nach Paris heim; sein an Bord derselben geführtes Journal« erschien 1841 in Paris. Nach dem Staatsstreiche schloß sich der ihm zugethane Graf Napoleon enge an und der neue Kaiser ernannte ihn am 31. Dec. 1852 zum Senator. Las Cases starb in Passy am 8. Juli 1854. *(Arthur Kleinschmidt.)*

LASCO (Johannes a. polnisch Jan Laski), der Reformator Polens, stammte aus altem Adelsgeschlechte von dem Wappen Korab (Schiff). Er war um das Jahr 1499 auf dem Stammschlosse bei der alten großpolnischen Stadt Lask geboren, und zwar als der zweite von den drei Söhnen des Jaroslaw Laski, der wenige Jahre darauf Woiwode von Lenczyc wurde, und der Susanna von Bakowa-Gora aus dem Wappen Nowina; sein Vatersbruder Johannes Laski war Reichskanzler und wurde 1510 Erzbischof von Gnesen und Primas des Königreichs. Dieser, ein hochgelehrter und geistvoller Kirchenfürst, ließ die Neffen sehr früh nach Krakau kommen und übernahm selbst die Leitung ihrer Erziehung, durch welche sie in ernster Zucht und Schulung auf das gewissenhafteste für die Universitätsstudien vorbereitet wurden. Als der Erzbischof im Frühjahr 1513 zum Lateranconcil nach Rom reiste, nahm er die beiden älteren Neffen, den zum weltlichen Staatsmann bestimmten Hieronymus, sowie Johannes, den er wol schon damals zum Nachfolger in seiner eigenen Kirchenwürde und in dem damit verbundenen höchsten Staatsamte ausersehen hatte, zu ihrer weitern Ausbildung mit, und nach fünfzehnmonatlichem Aufenthalte in Rom selbst begaben sich die beiden Jünglinge nach Bologna, wo sie sammt dem nachkommenden dritten Bruder Stanislaus die Juristenfacultät bezogen und Johannes das kanonische Recht studirte. Ebenso wenig wie über den ersten Unterricht des letztern ist über den Gang seiner wissenschaftlichen Studien etwas zu ermitteln gewesen. Hieronymus wird dem Oheim als der fähigste, Johannes als der tugendhafteste unter den Brüdern und unter allen ihren polnischen Studiengenossen von dem aus der Heimat mitgenommenen Erzieher gerühmt. Sicherlich haben die jungen Leute daheim und in der Fremde zu allen den hohen und höchsten Kreisen, welche dem Oheim offen standen, ungehemmten Zutritt gehabt, und später wird man gewahr, daß sich Johannes bei seinen Studien schwerlich auf das Anhören der theologischen und kanonischen Vorlesungen der in starrem Scholasticismus verknöcherten Berufsprofessoren beschränkt haben kann, sondern daß er, wie es andere in Bologna damals gethan, den Privatunterricht humanistisch gebildeter Lehrer genossen haben muß. Nach drei Jahren etwa hat J. a Lasco Bologna verlassen, und wieder nach zwei Jahren ist er in die Heimat zurückgekehrt; wo er aber diese letzten zwei Jahre verbracht hat, bleibt unbekannt. Der Einfluß und die bereiten Mittel des Erzbischofs hatten es inzwischen zu Wege gebracht, daß der achtzehnjährige Jüngling bei seiner Heimkehr nicht weniger als vier einträgliche und ehrenvolle Pfründen besaß: er war Domherr am Collegiatstift zu Lenczyc und an den Kathedralen zu Gnesen, zu Krakau und zu Plock und erhielt vom Oheim auch noch reiche Privateinkünfte zugewiesen. Nachdem er 1521 die Priesterweihe empfangen, wurde er Dekan des erzstiftischen Kapitels zu Gnesen und von diesem sogleich mit der Vertretung bei der Provinzialsynode betraut, zu welcher Stellung in der Regel nur die gelehrtesten und tüchtigsten Mitglieder auserwählt wurden. Gleichzeitig wurde er unter die Zahl der königlichen Secretäre aufgenommen und erhielt dadurch den Eintritt in den Senat, wenn auch freilich nicht Mitgliedschaft und Stimmrecht in dieser höchsten Körperschaft der Republik. Als Begleiter seines Lieblingsbruders Hieronymus, der im Spätherbst 1523 eine diplomatische Reise an die Höfe des Königs von Frankreich und des Kaisers antrat, kam Johannes Laski nach Basel und nach Paris. Dort wurde er vom Bruder sowol bei Erasmus als auch in die anderen humanistischen Kreise eingeführt, und ebenso trat er in Paris in nahe Beziehung zu gleichgesinnten Personen, insbesondere auch zu des Königs Schwester Margarethe von Valois, die auch in ihrem Glauben sich der neuen Richtung sehr annäherte. Als der Bruder nach Madrid weiter reiste, begab er sich selbst nach Basel zurück, wo er gegen Ende des Jahres 1524 erscheint, und wurde dort von Erasmus, dessen größtes Wohlgefallen er bereits bei seinem ersten Aufenthalte gewonnen hatte, gegen gute Bezahlung in das eigene Haus aufgenommen. Während er hier ungestört unter der Leitung seines hochverehrten Meisters mindestens ein Jahr lang den Wissenschaften obliegen konnte, bildeten seinen täglichen Umgang jene Zierden der Wissenschaft von nah und fern, jene mehr oder weniger bedeutenden Männer, die in dem Hause des Hauptes aller Humanisten ein- und ausgingen, und von denen die einen sich ganz den neuen Glaubenslehren zuwandten, andere fest bei der römischen Kirche verblieben, ein Theil aber auch, wie Erasmus selbst, als sie zum Kreuzwege gelangt waren, unschlüssig stehen blieben, daher von beiden Seiten her angefeindet wurden und sich, ohne die innere Befriedigung mit sich selbst gewinnen zu können, zuletzt in sich selbst aufrieben. Auch Zwingli's persönliche Bekanntschaft hat Laski von Basel aus gemacht. Die Erinnerung an den Aufenthalt, an das Leben und Arbeiten in der schweizerischen Humanistenstadt hat er bis an sein Lebensende fast als seine schönste und reinste Freude festgehalten. Gegen den Herbst des folgenden Jahres brachte Hieronymus, der sich auf einer neuen Gesandtschaftsreise befand, vom Oheim den Befehl zur schleunigen Abreise von Basel, dessen Sinn und Bedeutung dadurch völlig klar wird, daß er mit der bestimmten Weisung verbunden war, den Weg durch Oberitalien zu nehmen; nicht durch Deutschland und wol gar über Wittenberg sollte er reisen. Am 5. Oct. trat Laski, von Erasmus, welchem die Trennung gleichfalls äußerst schwer wurde, reichlich mit Empfehlungsschreiben an italienische Humanisten ausgestattet, die Reise an; vom 26. Nov. ist ein sehnsuchtsvoller Brief an die Freunde in Basel aus Venedig datirt. Ueber den Aufenthalt und

die Thätigkeit in Venedig ist nichts bekannt geworden, obwol Laski sich durch äußere Umstände, das Ausbleiben weiterer Weisungen aus der Heimat und zumal des nöthigen Geldes, gezwungen sah, dort bis zum Frühjahr zu verweilen; erst im März (1525) konnte er abreisen, am 8. April war er in Posen und eilte sofort nach Krakau. Inzwischen hatte ihn der Oheim, welchen die Staatsgeschäfte viel in der Hauptstadt fesselten, zum Administrator des Erzstifts Gnesen ernennen lassen. Da dieser aber auch eine große Zahl rühriger und zum Theil einflußreicher Feinde besaß, denen jeden Vorwand zu benehmen rathsam war, so mußte der heimgekehrte Neffe einen Reinigungseid in Betreff seines Glaubens, daß er keinen von den Lehren der römischen Kirche abweichenden Glaubenssatz angenommen habe oder anzunehmen gesonnen sei, und daß er dem Heiligen Stuhle und der Kirche lebenslänglichen Gehorsam schenken wolle, ablegen und zu weiterer Verbreitung schriftlich aufsetzen. Gern entzog sich Laski, wie auch aus seinen Briefen hervorgeht, dem Treiben des königlichen Hofes, wo ihm die Einmischung der ränkesüchtigen Königin Bona in die politischen und die kirchlichen Dinge und das Intriguenspiel der Prälaten höchlichst zuwider waren, und widmete sich der Verwaltung des ihm anvertrauten Sprengels, wobei er zugleich seiner Lieblingsneigung, den ernsten Studien, weiter nachleben konnte. Von irgendeiner thätigen Theilnahme des Dekans von Gnesen an der hohen Politik findet sich keine Spur, wenngleich ein Brief aus dem Jahre 1527 zeigt, daß er ein volles Verständniß für sie besaß und ihren Gängen wol zu folgen vermochte. Daß er sich für seinen geliebten Bruder Hieronymus, welcher, gleich vielen andern Polen, vom ersten Anfange ab auf die Seite und in die Dienste Johann Zapolya's, des Mitbewerbers Ferdinand's von Oesterreich um die ungarische Krone, getreten war und sich um ihn die höchsten Verdienste erworben hatte, dann aber (1533) aus unbegründetem Verdacht der Theilnahme an einer Verschwörung in schimpfliches Gefängniß geworfen und mit dem Tode bedroht wurde, nicht bloß mit Bittschreiben an den König und die Königin von Polen, an den König von Frankreich und an andere wandte, sondern auch selbst nach Ungarn reiste, war doch keine politische Bethätigung, sondern lediglich das Betreiben einer Familienangelegenheit. — Im Mai 1531 starb der Erzbischof von Gnesen, nachdem er noch kurz vorher die Ernennung seines Neffen zum Propst von Gnesen und Lenczyc ausgewirkt hatte; Nachfolger in den geistlichen Würden wurde der bisherige Bischof von Kujawien, der zwar zu den Gegnern des Verstorbenen gehört hatte, aber doch von der Tüchtigkeit seines Dekans überzeugt worden sein muß, denn er stand nicht nur von jeder Anfeindung desselben ab, sondern berief ihn zuletzt, im März 1538, in das Archidiakonat von Warschau, das er zu vergeben hatte.

Schon im J. 1536 hatte sich das Gerücht verbreitet und war auch hier und dort für nicht unwahrscheinlich gehalten, daß sich Laski nach Wittenberg begeben hätte, und zwar gerade in jenen Tagen, wo dort die Oberdeutschen mit Luther über das Abendmahl verhandelten. Dieses Gerücht freilich war noch falsch gewesen, als aber Laski bald nach seiner Ernennung zum Archidiakonus erfuhr, daß ihn der König für den bischöflichen Stuhl von Kujawien ausersehen hatte, ging er an den Hof, setzte dem Könige selbst die Gründe auseinander, die es ihm nunmehr unmöglich machten, solche kirchliche Ehren anzunehmen, und begab sich, trotz alledem vom Könige Sigismund mit Empfehlungsschreiben versehen, in das Ausland. Jene Gründe enthielten aber nichts Geringeres als das freimüthige Eingeständniß des völligen Bruches mit dem alten Glauben und der alten Kirche, der sich inzwischen in ihm vollzogen hatte, sodaß also bei ihm das Verlassen des Vaterlandes zugleich den Verzicht auf seine kirchlichen Würden und Aemter sowie auf sein persönliches Eigenthum und seine gesellschaftliche Stellung in sich schloß. Auch wie diese Umwandlung seines kirchlichen Glaubens vor sich gegangen, wie er vom Erasmischen Standpunkte aus bis zu Luther durchgedrungen ist, bleibt für uns fast völlig im Dunkel, nur wenige zerstreute Notizen lassen den Weg mehr ahnen als erkennen. Als Laski 1525 aus Basel heimkehrte, war man eben dabei, die größeren reformatorischen Regungen, welche in Danzig, in Thorn und in Braunsberg, auch wol in einzelnen polnischen Städten ausgebrochen waren, durch Gewaltmaßregeln zu unterdrücken, aber wir erfahren nichts Bestimmtes, wie er sich zu diesen Dingen gestellt hat. Aus gelegentlichen, gleichzeitigen wie spätern Aeußerungen können wir aber doch ersehen, daß er nicht bloß die zahlreichen Gebrechen in dem äußern Wesen der römischen Kirche gleich vielen Andern klaren Blickes erkannt hatte, aber an dem Willen und dem Vermögen der maßgebenden Personen und Kreise hier Wandel zu schaffen fast verzweifelte, sondern daß er auch bereits an manchen Glaubenssätzen Anstoß genommen hat; dieses war eben auch des Erasmus Standpunkt, der z. B. über das Abendmahl sehr freie Ansichten hatte. Wenn er ebenfalls in jener ersten Zeit mit einem freisinnigen breslauer Theologen in Verbindung tritt und zugleich bei ihm alle weitern Bücher von Luther und Erasmus bestellt, um ihren großen Streit über die Freiheit oder Unfreiheit des menschlichen Willens, dessen Anfang er bereits kannte, verfolgen zu können, wenn er gleich darauf einen seiner baseler Freunde um die Zusendung einer neuen Schrift des südfranzösischen Bischofs Sadolet bittet, der zu den deutschen Reformatoren in engen Beziehungen stand und sich für die Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben erklärt hatte, so weisen uns diese Beobachtungen wenigstens auf die Richtung hin, welche Laski's Gedankengang und Studien damals bereits nahmen. Der weitere Entwickelungsgang derselben entzieht sich uns jedoch so vollständig, daß wir außer jenem Gerücht vom Jahre 1536 und der Schlußwendung vom Sommer 1538 ganz und gar nichts wissen, nicht die leiseste Andeutung erhalten. Auch die nächstfolgende Zeit weist leider der dunkeln Stellen noch zu viele auf.

Nachdem Laski sein Vaterland verlassen hatte, können

wir den von ihm eingeschlagenen Weg nur über Frankfurt a. M. und über Mainz, wo er vielleicht ein ganzes Jahr blieb, nach Löwen, wo er etwa bis in den Spätherbst des Jahres 1540 seinen Aufenthalt nahm, verfolgen. Was ihn aber gerade jenen Weg nehmen ließ, was ihn zu längerem Weilen gerade in den genannten Orten veranlaßt hat, darüber ist selbst aus dem Briefwechsel jener Zeit nichts Sicheres zu entnehmen; jedenfalls waren diese Jahre die Zeit seiner Vorbereitung auf den praktischen seelsorgerischen Dienst, für welchen ihm zunächst, wo er ihn auch hätte antreten mögen, seine Muttersprache als unübersteigliches Hinderniß entgegentrat. Daß er überall, wo er hinkam und weilte, in die reformatorisch gesinnten Kreise eintrat, mit gleichdenkenden Männern enge Verbindungen anknüpfte, ist ja selbstverständlich; auch in Löwen, dessen stark besuchte Universität eine Hochburg des alten Glaubens war, hat er nie daran gedacht, etwa die Vorlesungen theologischer Professoren zu hören, sondern er lebte ganz und gar in jenem kleinen, stillen Kreise, welcher, rückwärts an die Gemeinden der Brüder des Ewigen Lebens anknüpfend, die deutsche Reformation willig aufgenommen hatte und mit treuer Ueberzeugung festhielt, in jenem Kreise, über welchen sehr bald, fast zuerst in den Niederlanden, die furchtbare Verfolgung hereinbrach. Aus dieser Gemeinschaft, welcher vorzugsweise Leute des schlichten Bürger- und Handwerkerstandes angehörten, entnahm Laski auch seine Gattin, von welcher leider weder der Taufname, noch der Familienname überliefert ist. Wie wenig Männer von Laski's Art von den Gegnern verstanden wurden, zeigte sich deutlich darin, daß ihm, als er im Sommer 1540 vorübergehend, vielleicht besonders hingerufen, in Antwerpen weilte, im Namen des Kaisers und des Königs Ferdinand, obwol doch mindestens des Kaisers eigenem Sinne jeder Ausgleichsgedanke so fern als möglich stand, Anerbietungen gemacht werden konnten; er selbst freilich mußte sie ausschlagen. Als die herrschende Kirche in den Niederlanden gegen die Neuerer im Glauben schroff und rücksichtslos vorzugehen begann, als strenge Gesetze erlassen wurden und auch schon hier und dort Anwendung fanden, begab sich Laski nach dem ganz und gar protestantischen Ostfriesland, wo er hoffen durfte, frei von Störungen weiter leben zu können. Auch in Emden, der friesischen Hauptstadt, verbrachte er noch drittehalb Jahre in gleicher Weise in stiller Zurückgezogenheit, nur bisweilen, besonders in der ersten Zeit, durch eine alte fieberartige Krankheit in seinen Studien gehemmt; einmal auch mußte er, an das Sterbelager seines ältesten Bruders gerufen, eine Reise nach Krakau machen, wobei ihm in der Heimat keine Mißhelligkeiten irgendwelcher Art entgegengebracht zu sein scheinen; er hat nur — und gewiß in vollster Aufrichtigkeit — dem sterbenden Bruder das Versprechen gegeben, sich, wenn er in der Fremde eine feste Stellung annehmen sollte, für günstige Fälle die Freiheit der Heimkehr ins Vaterland offen zu halten. Das erste Angebot einer solchen festen Stellung, einer neugeschaffenen Predigerstelle an der Kirche zu Emden selbst, brachte dem um des Glaubens willen geflohenen Polen die mit ganzem Herzen der Reformation zugethane Gräfin-Witwe Anna entgegen, eine geborene Gräfin von Oldenburg, welche für ihre unmündigen Söhne die Regierung in Ostfriesland führte, jener aber glaubte den Antrag ausschlagen zu müssen, weil er der Landessprache noch nicht ausreichend mächtig wäre. Erst als er nicht lange danach, zu Anfang des Jahres 1543, aufgefordert wurde, die «Leitung aller Kirchen des Landes» (Ephorie) zu übernehmen, gab er diesem wiederholten Rufe Folge. Die Thätigkeit, welche dieses Amt für Laski mit sich brachte, war eine zweiseitige, eine kämpfende und eine aufbauende. Und auch der Kampf wiederum mußte nach zwei Seiten zugleich geführt werden, einmal gegen einige zurückgebliebene Mönche und ihren Anhang sowie gegen die nicht geringe Anzahl der lauen Bekenner des Evangeliums selbst, welche alle bei dem zum Katholicismus übergetretenen und an den kaiserlichen Hof gegangenen Oheim der jungen Grafen Stütze und Förderung fanden, und zweitens gegen das Sektenwesen, welches innerhalb der Landeskirche selbst unter der schwachen Regierung des verstorbenen Grafen in bedenklicher Weise emporgewuchert war und den ringsum lauernden Feinden gegenüber doppelt gefährliche Spaltungen hervorgerufen hatte. Bei der Einrichtung der friesischen Landeskirche richtete Laski sein Augenmerk hauptsächlich auf strenge Aufrechthaltung der Kirchenzucht, auf Tüchtigkeit, guten Wandel und Eintracht der Geistlichen und auf ernstliche Besserung des Schulwesens. Aber gerade jene Strenge verschaffte ihm bei Geistlichen und Laien zahlreiche Gegner, und seine Hinneigung zur Calvinisch-Melanchthonischen Auffassung im Abendmahlsstreit gab denselben, obgleich er sich praktisch von jedem Gezänke fern hielt und, soweit er es mit Feder und Wort vermochte, zu vermitteln sich bemühte, die Handhabe, um ihn als Sakramentirer zu verschreien und ihm sein Wirken zu verleiden. Zu Beginn des Jahres 1546 legte er die Superintendentur nieder und behielt nur die Pfarrstelle an der embener Hauptkirche, und erst nach einigen Monaten, als die heftigsten Gegner unter seinen Amtsbrüdern hatten weichen müssen, nahm er jenes Amt wieder auf. Jedoch nicht mehr lange danach erreichten die von dem Interim aufgeregten Wogen auch das ferne Ostfriesland, und zugleich begann die steigende Macht des Kaisers ihre lähmende und ängstigende Wirkung auf die Gräfin Anna in immer steigendem Maße auszuüben, sodaß sich Laski überall gehemmt und bald auch nicht mehr sicher fühlte.

Noch im Herbst 1546 hat Laski, dessen Gattin ihm inzwischen vier Kinder geboren hatte, offenbar nicht daran gedacht, in nächster Zeit Ostfriesland zu verlassen, denn er kaufte sich ein kleines Landgut in der Nähe von Emden und nahm auch dort seinen Wohnsitz, aber von den beiden weiten Reisen, deren eine er zwei Jahre später nach dem äußersten Westen, die andere drei Jahre später fast bis zur Ostgrenze des Protestantismus unternahm, hat doch zum mindesten die zweite ganz den Anschein, als wäre ihr Zweck nur dahin gerichtet gewesen, sich bei etwa herannahendem Sturm eine sicherere Wirkungsstätte zu suchen. Denn wenn er auch zwischen den beiden pro-

testantischen Richtungen und Parteien selbst nach wie vor mit Eifer und Ueberzeugung zu vermitteln bestrebt war, so lag ihm doch jeder Gedanke an eine Nachgiebigkeit gegen Rom so fern, daß er die Gräfin und den Hof nicht genug vor dem Interim warnen zu müssen glaubte, und sobald er seine darauf gerichteten Bemühungen immer fruchtloser werden sah, konnte er sich in seiner Stellung nicht mehr frei, nicht mehr heimisch fühlen. Drei Tage danach, als ein kaiserlicher Bote von der friesischen Regierung die Annahme des Interim gebieterisch gefordert hatte, gegen Ende des August 1548, reiste Laski mit Erlaubniß der Gräfin nach England hinüber, wohin ihn Cranmer, besonders durch Peter Martyr auf den polnischen Baron aufmerksam gemacht, berufen hatte, um auch von ihm bei der völligen Evangelisation der Englischen Kirche, welche man nach der Thronbesteigung Eduard's VI. mit Ernst in die Hand nehmen wollte, gewichtigen Rath zu genießen. Volle sechs Monate verlebte Laski auf dem Schlosse Lambeth, dem Sitze des Primas, in dem vertrautesten und freundschaftlichsten Umgange mit demselben und nahm einflußreichen Antheil an allen kirchlichen Berathungen und Maßnahmen. Als sein Urlaub ablief, wies er alle Bitten seiner zahlreichen neuen englischen Freunde, ihrer Kirche seine Dienste dauernd zu widmen, fest zurück und kehrte im März heim. Schon im Sommer wieder begab er sich dann nach Königsberg zu dem preußischen Herzoge Albrecht, der schon seit längerer Zeit in Unterhandlungen mit ihm stand, und in dessen Dienst zu treten längst ebenso sein stiller Wunsch war, wie zu evangelischer Thätigkeit nach Polen zurückkehren zu können. Da beide Hoffnungen fehlschlugen, fuhr er im August von Danzig aus über die See zu seiner Gemeinde heim. Dort hatte die Gräfin aus Furcht, aus der Vormundschaft und der Regentschaft gestoßen zu werden, inzwischen doch das Interim angenommen, und die widerspenstigen Geistlichen, denen die Kirchen gesperrt wurden, jetzt auch Laski selbst, hielten den Gottesdienst auf den Kirchhöfen. Als nunmehr gegen Laski auch politische Anklagen, daß seine Reisen nach England und Preußen auf «Praktiken gegen kaiserliche Majestät» gerichtet gewesen wären, erhoben wurden, mußte er endlich im October 1550 weichen. Den Winter über hielt er sich in Bremen, dann einen Monat in Hamburg auf und segelte im Mai nach England hinüber, wohin ihn neue Einladungen beriefen.

Der zweite Aufenthalt Laski's in England galt nicht gleich dem ersten der Englischen Kirche selbst, sondern jener eigenthümlichen, aus Norddeutschen und Holländern gebildeten «Fremdlingsgemeinde» in London, welche sich von der Hochkirche fern hielt und den Glaubenssätzen und Formen des festländischen Protestantismus treu bleiben wollte. Schon im Juli erkannte eine königliche Verordnung die Vereinigung als eine freie, von der Landeskirche unabhängige Gemeinde an, schenkte ihr das von Heinrich VIII. eingezogene Augustinerkloster und stellte einen Superintendenten und vier andere Geistliche an ihre Spitze. Superintendent wurde Johannes a Lasco. Seine Hauptaufgabe war, sie vor dem Eindringen der zahlreichen, sich in London umhertreibenden Sektirer der verschiedensten Art zu wahren und gegen die Angriffe der Hochkirche, deren starren Anhängern ihre Selbständigkeit bald ein Dorn im Auge war, völlig sicherzustellen. Zu diesem Behufe verfaßte er sein «Londoner Bekenntniß», auf dessen Inhalt sich jeder, der Aufnahme in die Gemeinde wünschte, verpflichten mußte, und in einer andern Schrift, die freilich erst später vollendet wurde, begann er die ganze Einrichtung seiner Gemeinde ausführlich zu beschreiben («Forma ac ratio tota ecclesiastici ministerii in peregrinorum Ecclesia instituta Londini in Anglia»). Auch hier wieder legte Laski ein Hauptgewicht auf die thätige Theilnahme und Mitwirkung der Laien, und zwar nicht blos bei der Beamtenwahl und der Kirchenzucht, sondern auch beim Cötus, zu welchem auch die Kirchenältesten hinzugezogen wurden, und bei der Prophetie, einer den französischen Gemeinden entnommenen Einrichtung, nach welcher jeder Laie das Recht hatte, an einem bestimmten Wochentage vor versammelter Gemeinde kirchliche Fragen zur Besprechung zu stellen. — Es gab wol manche Reibungen mit den Anglikanern, aber Laski selbst wußte nicht blos sein persönliches Freundschaftsverhältniß zu Cranmer aufrecht zu erhalten, sondern er wurde auch zu wichtigen Berathungen herangezogen. Der König berief ihn in die Commission, welche mit der Ausarbeitung eines Kirchenrechtes beauftragt wurde, und auf eine andere Commission, welche die Lehrsätze der Englischen Kirche zusammenzustellen hatte, konnte er, da er natürlich nicht Mitglied derselben werden durfte, wenigstens mittelbar bedeutenden Einfluß ausüben. Als die Mitglieder des gegen Karl V. und die habsburgische Uebermacht gerichteten deutschen Fürstenbundes den König von England um ein Hülfsbündniß angingen, hielten sie gerade Laski für den geeignetsten Vermittler.

Nach wie vor hatte sich der vielbeschäftigte Mann häufig von seinem Fieber geplagt gesehen, einmal waren auch seine Augen so leidend geworden, daß er der Erblindung nahe kam. Als im heißen Sommer von 1551 die Krankheit des Englischen Schweißes wüthete, wurden auch Laski und seine Frau von ihr ergriffen; beide genasen zwar von dem ersten Anfalle, aber die Frau starb schließlich infolge eines Rückfalls. Zu Anfang des Jahres 1553 schloß er einen zweiten Ehebund.

Auch in England war für Laski des Bleibens nicht eben lange. Denn infolge der Thronbesteigung der katholischen Maria Tudor wurde die Fremdlingsgemeinde sofort aufgelöst, und wie ihre Mitglieder aus London flüchten mußten, so konnte auch ihr geistliches Oberhaupt nur durch schleunige Flucht (September 1553) dem sichern Tode entgehen. Laski selbst und derjenige Theil der Gemeinde, der sich an ihn anschloß, hatten es sehr schwer, ehe es ihnen gelang, auf dem Festlande ein neues Heim zu finden. Ueberall, wo sie auch hinkamen — in Kopenhagen, Rostock, Wismar, Lübeck, Hamburg —, traten ihnen die Lutheraner von der starren Ansicht, sie als Sakramentirer verdächtigend, entgegen, sodaß die Flüchtlinge den ganzen Winter hindurch unter den schwersten Mühen und Entbehrungen umherirren mußten. Erst im

Frühjahr fand Laski in Emden bei der Gräfin sowie bei den Bürgern freudige und liebevolle Aufnahme und zog dorthin auch seine verfolgten Schützlinge nach sich, denen man trotz ihrer großen Zahl in allen Kreisen mit dem offensten Wohlwollen entgegenkam. Stillschweigend trat er selbst sogar in seine noch immer unbesetzte Superintendentur der friesischen Kirche wieder ein. Auch hier ruhte der Haß der verbitterten Gegner nicht und zeitigte vielfache Verhetzungen und niedrige Verleumdungen, denen dann Laski mit ruhiger, aber fester Entschiedenheit entgegentrat. Aber als vom burgundischen Hofe in Brüssel her verlautete, daß sein längeres Verweilen in Emden der Gräfin selbst und ihrem Lande ernstliche Gefahren bringen könne, hielt er sich selbst für verpflichtet, wieder zum Wanderstabe zu greifen, und erwirkte sich dazu ohne Schwierigkeit die Einwilligung der geängsteten Fürstin. Nach zweijährigem Aufenthalte verließ er die friesische Hauptstadt für immer und begab sich zunächst nach Frankfurt a. M., um den dort versammelten Theil der londoner Flüchtlinge gemeindlich zu ordnen. Daß dabei wieder seine Hinneigung zu der schweizerischen Auffassung der Abendmahlslehre und seine Vorliebe für presbyteriale Einrichtungen zu Tage trat, gab den Ketzerriechern von neuem Gelegenheit zu den heftigsten Anklagen. Davon aber, daß er sich damit von dem Augsburgischen Glaubensbekenntniß entferne, wollte doch auch Laski nichts wissen, und dazu kam es ihm gerade in jenen Tagen wesentlich darauf an, solchen Verdacht von sich abzuwehren. Schon in der Zeit seines letzten Scheidens von Emden hatte Laski eine große Zahl von Privatschreiben aus Polen erhalten, welche ihn dringend zur Rückkehr in das Vaterland ermahnten, wo es, da bereits ein sehr großer Theil des Adels, die Bürger in den Städten aber fast sämmtlich protestantisch waren, nur noch den König Sigismund August, dessen innere Hinneigung zum «deutschen Glauben» kein Geheimniß war, zum öffentlichen Bekenntniß zu bewegen galt. Gerade damals vollendete Laski die erwähnte Schrift über die londoner Fremdlingsgemeinde, und er schickte das fertige Werk mit einer Widmung an den polnischen König und gab ihm noch drei an diesen selbst, an den Senat und an den Adel Polens gerichtete Sendschreiben bei. Die im Mai 1556 in Frankfurt eintreffende Antwort des Königs selbst enthielt zwar nur einen höchst anerkennenden Dank, aber das zugleich einlaufende Schreiben eines sehr hochstehenden Mannes ließ des Königs Einverständniß mit seiner Rückkehr erkennen und gab ihm nur den dringenden Rath, sich zuvor von jedem Verdacht der Abweichung von der Augustana zu reinigen. Darum setzte er jetzt eine ausführliche Rechtfertigungsschrift gegen jene Anklagen seiner Gegner auf, verkehrte noch einige Tage mit Calvin und brach am 21. Oct. 1556 von Frankfurt auf; unterwegs besuchte er in Wittenberg für zwei Tage Melanchthon, den er erst jetzt persönlich kennen lernte; in den ersten Tagen des December wurde er auf dem Schlosse eines Verwandten bei Krakau von heimischen Glaubensgenossen freudig empfangen.

Nur vier Jahre noch war es ihm vergönnt, für seine Kirche und seine Glaubensgenossen im Vaterlande zu wirken. Obwol wieder viel von Krankheit heimgesucht, entfaltete er eine gewaltige Thätigkeit, die auch hier auf Abwehr und Aufbau gerichtet war. Jene Abwehr hatte sich aber nicht bloß gegen die römische Kirche, welche in Polen in dem ermländischen Bischof Stanislaus Hosius ihren kühnen und rücksichtslosen Vorkämpfer besaß, zu richten, sondern auch gegen die Gegner im Schoße der eigenen Kirche, denen damals bereits ebenfalls alle Mittel recht waren; hatte doch der würtembergische Theolog Brenz die Stirn, Laski, welcher mit ihm noch kurz vor seiner Abreise aus Deutschland ein Religionsgespräch in Stuttgart gehabt hatte, in einer nach Polen geschickten öffentlichen Schmähschrift als einen Anhänger der «Zwingli'schen Secte» zu brandmarken und vor ihm zu warnen, was natürlich die Katholiken nicht unterließen auszubeuten. Am Könige selbst jedoch glitten alle Versuche, ihn zum Einschreiten gegen den «Henker der polnischen Kirche» zu bewegen, fruchtlos ab. Unter solchen Verhältnissen war es von der größten Wichtigkeit, eine Vereinigung aller Evangelischen des gesammten polnischen Reiches herbeizuführen, sowol der eigentlichen Protestanten unter sich, als auch mit den Böhmischen Brüdern, die ebenfalls in Polen sehr zahlreich vertreten waren. Die hierauf gerichteten Bestrebungen wie nicht minder die Arbeiten für die Ausgestaltung des Kirchenwesens, für die gründliche Aufbesserung der Schulen, zur Vorbereitung einer polnischen Uebersetzung der Bibel erforderten Laski's persönliche Theilnahme an zahlreichen provinzialen und allgemeinen Synoden, an Visitationen und sonstige größere und kürzere Reisen, dabei natürlich eine mannichfaltige schriftliche und schriftstellerische Thätigkeit. Nachdem er diesen rastlosen und zum Theil aufreibenden Arbeiten während des ganzen Jahres 1559 unter schweren körperlichen Leiden obgelegen hatte, erkrankte er in der Weihnachtszeit in der bedenklichsten Weise und starb am 8. Jan. 1560 auf dem den Olesnicki gehörigen Schlosse des kleinen Städtchens Pinczow zwischen Krakau und Sendomir); drei Wochen später wurde seine Leiche in der dortigen Stadtkirche beigesetzt.

Die schriftstellerischen Werke Laski's und seine damals vorhandenen, wenig zahlreichen Briefe (einige, ebenfalls nicht viele, sind noch nachher gefunden) hat der holländische Theolog Dr. Abraham Kuyper 1866 in zwei Bänden herausgegeben. Zu der Abfassung einer Lebensbeschreibung, die er außerdem beabsichtigte, haben ihn aber Amtsgeschäfte nicht mehr kommen lassen. Eine solche hat später der Pfarrer der reformirten Gemeinde in Petersburg, Hermann Dalton, ein geborener Deutscher, geliefert: «Johannes a Lasco, Beitrag zur Reformationsgeschichte Polens, Deutschlands und Englands» (1881). In der daselbst aufgezählten Literatur fehlt Fischer, «Versuch einer Geschichte der Reformation in Polen» (2 Theile, 1855 fg.). *(K. Lohmeyer.)*

Lascy (Franz Moritz, Graf von), s. Lacy.

LASEN, auch Lazen (mit als weiches ſ zu sprechendem z), die Lazi, seltener Lazae des Alterthums, sind eine am Ostufer des Schwarzen Meeres seßhafte, dem

kaukasisch-iberischen Stamme angehörige, auf ungefähr 50,000 Seelen zu schätzende Völkerschaft, welche, noch jetzt ihre besondere Sprache redend, als der Ueberrest einer der autochthonen Nationen Ostkleinasiens zu betrachten ist. Der eigentliche Sitz des Völkchens ist der nordwestliche Abfall des von dem armenischen Hochlande ausgehenden, sich zwischen dem tiefen Tschorokthale und dem Meere vorstreckenden, rauhen und viel zerklüfteten Gebirges, welches die neuere Geographie mit dem Namen des Pontischen belegt hat, und zwar namentlich der östlichen Hälfte desselben mit folgenden Thälern und Gauen: 1) Atina; 2) Bulep; 3) Artaschen; 4) Witzeh; 5) Kapisteh mit Archaweh; 6) Chopa; 7) Makria, denen sich noch, in die Mündungsebene des Tschorokflusses hineinreichend, Gunieh und politisch, nicht national, die jenseit dieses Flusses gelegene Seefestung Batum anschließt. Der aus besagten Territorien zusammengesetzte Landcomplex führt seit dem Mittelalter den, wahrscheinlich zur Zeit der seldschukidischen Eroberung Anatoliens nach persischer Sprachweise gebildeten Namen Lasistan (Lazistan), als Uebersetzung der alten griechischen Benennung Lazike (*Λαζική*), welche sich verloren hat, während die verwandte Bezeichnung Tzanike (*Τζανική*) sich in Tschanik, der türkischen Benennung des nordanatolischen Küstengebietes im Westen von Trapezunt, erhielt. Mit dem Volke der Lasen deckt sich auch, abgesehen von der nicht-lasischen Bevölkerung des Tschorok-Deltas das Land Lasistan insofern nicht, als außerhalb seiner Grenzen südwestwärts in den Thälern von Hemschin, von Of, von Sürmeneh u. s. w. noch hier und da lasisch gesprochen wird, und die Einwohner jener Gegenden, wenn auch äußerlich der türkischen Nationalität angehörig, doch sich ihres lasischen Ursprungs bewußt sind und daraus kein Hehl machen. Außer an diese, theilweise entfremdeten Volksgenossen grenzen die Lasen ethnographisch in der mittleren Tschorok-Gegend an die Armenier und weiter unten in dem Thale dieses Flusses an die vielfach mit Armeniern durchsetzten Adscharer, einen von den heutigen Imeretiern abgezweigten georgischen Stamm, welcher in den Ländern Adschara und Guriel bis an die Küste des Schwarzen Meeres reicht. Es ist bemerkenswerth, daß die Mingrelier, welche nördlich von Guriel die Mündungsniederung des Rionstroms, des alten Phasis, einnehmen, wiederum eine Sprache reden, welche sich von der lasischen nur dialektisch unterscheidet, sodaß die geschichtlich beglaubigte, ursprüngliche lasische Volkseinheit bis zum Ingurflusse und ihre später erfolgte Unterbrechung durch Vorrücken der Imeretier auch in dem heutigen Sprachbefunde ihren Beweis besitzt. Nicht unerhebliche dialektische Abweichungen machen sich auch im Lasischen selbst zwischen den verschiedenen Thälern bemerklich, wie dies in einer nie durch Schrift und Literatur festgestellten Sprache nicht anders zu erwarten. Wie aber die Begriffe Tzanen und Lazen schon dem Alterthume nur im allgemeinen unterscheidbar waren und vielfach ineinander übergingen, so nennt der Mingrelier noch heutzutage die Lasen Dsch'ani-Türki, d. i. Tzanen-Türken.

In Sitte und Bräuchen unterscheiden sich die Lasen nicht wesentlich von den übrigen Bewohnern Nordanatoliens. Ihre Ortschaften sind mit Ausnahme weniger Küstenplätze nicht zusammengebaut, sondern bestehen aus einzelnen, an den schroffen Abhängen der Thäler und an den diese überragenden Halden sich vertheilenden Gehöften, wegen der gegenseitigen Abstände so viel Raum einnehmend, daß in der Regel für Dorf, Gau und Thal nur ein Name besteht. Die geringeren Wohngebäude sind einfache Holzhütten, die bessern dagegen besitzen ein massives, leicht zu verwahrendes Erdgeschoß, über welchem sich ein luftiges Holzhäuschen, mit einer der Aussichtseite zugekehrten Veranda, mit zierlich geschnitzter Holzbalustrade und Fensterläden, erhebt, den Pirgi (*πύργοι*) der griechischen Inseln vergleichbar und wie diese in ihrer Anlage auf die Eventualität der Abwehr von Seeräubern Rücksicht nehmend. Besonders freundlich erscheinen die Wohnungen wegen der sie häufig umgebenden Obstgärten, in welchen geringere Sorten unserer Obstarten, aber auch Feigen, Wein, Kirschlorber u. a. m. wohl gedeihen. An Getreide wird wenig Reis am Meeresufer, wenig Weizen und Gerste auf den Höhen, dagegen aber viel Mais und Hirse an den reichbewässerten und sehr fruchtbaren Thalgehängen gebaut. Die Stelle des Brotes vertritt, wie den Mingreliern die Hirse, so den Lasen eine Maispolenta; Lasûd, Mais, hat im Lasischen deshalb auch zugleich die allgemeine Bedeutung Nahrung. Die engen und feuchten Schluchten gegen das Meer hin sind mit dichtem Gebüsche ausgefüllt, in welchem sich Rhododendren und Azaleen, erstere eine Höhe von 25' erreichend, ferner der Buchsbaum, eine schön blühende Brombeere und die Haselnuß auszeichnen. Die blüthenreiche Vegetation bedingt überall einen starken Bienenbau; ein bitterer Geschmack und betäubende Wirkung des pontischen Honigs, wovon Xenophon in seiner «Anabasis» schreibt, ist in neuerer Zeit nicht beobachtet worden. Die wichtigsten Ausfuhrgegenstände sind Buchsbaum, Nutz- und Brennholz, rohe Felle, Saffian, Honig, Wachs; die Einfuhrgegenstände Tuche, Baumwollstoffe, Kumasch (orientalische Halbseide), Colonialwaaren, Eisengeräth. Der Austausch findet an den in der Ausmündung der Thäler gelegenen Küstenplätzen statt, in denen man außer einer Reihe von Verkaufsbuden eine Moschee, Kaffeehäuser, Barbiere und die nöthigsten Handwerker antrifft. Da dieselben nach der Configuration des Landes nur am Meere sein können, so besitzt das Lasische in dem Worte Nogha für Ufer, für Bazar und für Stadt nur ein Wort.

Daß gewisse Beziehungen der Ostküste des Schwarzen Meeres zu Griechenland schon in vorhistorischer Zeit bestanden, läßt sich aus der Erzählung von der Argonautenfahrt schließen. Man wußte seitdem von einem Volke der Kolcher, von dem Lande Kolchis und dem Flusse Phasis; weiter ging die geographische Kenntniß nicht. Ob und auf welchen einheimischen Benennungen diese Namen beruhten, darüber fehlen uns alle Nachrichten; jedenfalls lebten dieselben bei den mit ihrer Gründung ebenfalls weit zurückreichenden griechischen Colonien am

Schwarzen Meere fort, sodaß Xenophon, welcher jene Colonien gleichsam für seine Landsleute entdeckte, für die südwestlich vom Phasislande bis über Kerasunt hinaus wohnenden Stämme, deren Zugehörigkeit zu den eigentlichen Kolchern ihm bezeugt worden war, einfach diesen Namen gebraucht. Zugleich tauchen für die mit den Griechen in näherer Berührung stehenden Bevölkerungen, also den Vorfahren der Lasen, besondere Namen auf, als Makronen (an den Makria-Gau des heutigen Lasistan erinnernd), Draben, Haniochen, Tibarener, Chalyber, welche bald wieder verschwinden und auf zeitweiliges Vorwiegen eines Stammes deuten. Bei Strabo finden wir zuerst die Sanni, d. h. die Dsch'ani, deren Name wegen des in den classischen Sprachen nicht wiederzugebenden Anfangs-Zischlauts besondere Schwierigkeiten machte. So schreibt Arrian *Θαννική*, das Dschanenland, während die Späteren sich meistens mit *Τζ*. Tzani, behelfen. Die Lazi kennt zuerst Plinius (Nat. hist. VI, 4). Arrian erwähnt auch die noch heute erhaltenen geographischen Namen Athenae, d. i. Atina, Archawis, d. i. Archaweh, und Bathys Potamos, Batum, da er aber nicht in das Innere von Lasistan eindrang, so machte durch seinen Periplus die wissenschaftliche Kenntniß des Landes wenig Fortschritte. Anders wurde es, als im 6. Jahrh. n. Chr. zwei feindliche Großmächte, das Oströmische Kaiserreich und das sassanidische Persien je ihre Machtsphäre über jene Länder auszudehnen suchten. Die Lazika war damals einer der Mittelpunkte des politischen Tagesinteresses, weshalb denn auch der große Geschichtschreiber jener Epoche, Procopius, nach bestem Wissen, wenn auch nicht sehr glücklich, die betreffenden ethnographischen und geographischen Fragen erörterte. Ihm sind die Lasen zweifellos die alten Kolchier, den Sannen oder Tzanen des Binnenlandes dagegen spricht er diesen Ursprung ab. Die Grenzen von Trapezunt erstreckten sich damals ostwärts bis nach Sürmeneh (*Σουσούμανα*) und Rise̊h (*Ῥίζαιον χώριον*); dann kamen, das heutige Lasistan einnehmend, autonome Völkerschaften, und dann erst in den iberischen Küstenebenen das lazische Königreich (*Λαζική*). Procopius scheint nicht zu wissen, daß sich der Name Lasen von den besagten autonomen Völkerschaften aus über die Stammgenossen in der Phasisniederung ausgebreitet hatte, und da diese letzteren damals mit Samursachan, einem Theile der Abchasischen und der Imeretischen Ebene, sowie den Ländern von Guriel und Adschara ein Königreich bildeten, dessen Herrscher sich *βασιλεὺς τῶν Λαζῶν* nannte, dem aber das Bergland vor der Tschorokmündung bis Risch nicht gehorchte, so betrachtet Procop die Bewohner des letzteren nicht als Lasen. Von denselben sagt er (Bell. Goth. IV, 2): «sie gehorchen weder dem römischen Kaiser noch dem lazischen Könige; da sie aber Christen sind, so erhalten sie ihre Priester von den lazischen Bischöfen». Wir erfahren ferner, daß ihre Neutralität von beiden Seiten respectirt wurde, und daß sie sich durch Ueberführen der Gesandten und Unterhändler von der einen Macht zur andern verdient machten. Offenbar reizte das arme, aber von einer streitbaren Bevölkerung bewohnte und durch große Terrainschwierigkeiten geschützte Land keinen fremden Eroberer, und wenn auch, wie viele in die lasische Sprache aufgenommenen Wörter beweisen, griechische Bildung in den Küstenplätzen desselben maßgebend sein mochte, so haben sich doch wol weder die Kaiser von Konstantinopel noch diejenigen von Trapezunt jemals einer Herrschaft in Lasistan rühmen können.

Nach den türkischen Geschichtschreibern soll das Land schon ein Jahrhundert vor dem Kaiserreiche von Trapezunt der Pforte hörig geworden sein, was vielleicht so zu verstehen ist, daß die Einwohner ohne irgendwelche Unterthanenlasten zu übernehmen durch Anerkennung der türkischen Oberherrschaft sich Vortheile zu sichern suchten. Nach der Einnahme Konstantinopels verschaffte den Lasen ihre türkische Staatsangehörigkeit den freien Verkehr mit der Hauptstadt, zu deren wol arbeitsamen, aber oft aufrührerischen niedern Bevölkerungsklassen sie ein erhebliches Contingent stellten. Nach im Lande selbst bestehender Ueberlieferung sollen sie bis in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts Christen geblieben, dann aber von mohammedanischen Missionaren zum Islam bekehrt worden sein. Die thatsächliche Unabhängigkeit der Gebirgsstämme erfuhr durch diesen Religionswechsel keine Veränderung; wie früher der ebenfalls die Souveränetät des Sultans anerkennende westliche Kaukasus und viele Gebirgsgegenden Kleinasiens, wurde auch Lasistan durch sogenannte Derebegs, d. i. Thalherren, die Sprossen von Adelsgeschlechtern, die sich in schwer zugänglichen Gegenden erhielten, regiert, bis unter dem für die osmanische Reichseinheit mehr als seine Vorgänger thätigen Sultan Mahmud II. es in den Jahren 1836—38 dem energischen Statthalter von Trapezunt, Hasnadar-Oghlu Osman Pascha unter Benutzung innerer Verfeindungen und Eifersüchteleien gelang, das Land zu unterwerfen und die Thalherren allmählich durch Pfortenbeamte zu ersetzen. In der Hoffnung, die der russischgeorgischen Grenze so nahe gelegene Provinz in ein osmanisches Kernland zu verwandeln, eröffnete die türkische Regierung auch gegen die lasische Sprache, den einzigen noch vorhandenen Rückhalt der iberischen Nationalität, einen Feldzug; sogar der Name Lasistan wurde vermieden und durch Sandschak von Gunieh, von Chopa oder von Batum ersetzt. Auch hier wurden nicht zu unterschätzende Erfolge erzielt, indem die Lasen mit Eifer das Türkenthum ergriffen und ihre Sondernationalität als verwerfliche Hinterlassenschaft der Vorzeit betrachteten. Ihre Hauptstütze fanden diese Bestrebungen in der von der Pforte dem benachbarten Batum gewidmeten Sorgfalt, welche, jetzt gegen 10,000 Einwohner zählende Stadt, im Osten der Tschorokmündung gelegen und sich des vorzüglichsten Hafens am Schwarzen Meere erfreuend, durch die unter den Sultanen Abdulmedjid und Abdulasis angelegten Werke in eine starke Seefestung verwandelt wurde. Auf die Gewinnung dieses Platzes legte Rußland in dem Kriege von 1877 um so größeres Gewicht, als von da auch in dem benachbarten Guriel eine antirussische Aufregung erhalten wurde. Indessen blieb eine mehrmonatliche Belagerung resultatlos, und

die Festung gelangte erst durch eine Bestimmung des Berliner Vertrages vom J. 1878 in den Besitz der Russen, welche dagegen das von ihnen eroberte Erzerum der Pforte wieder übergeben mußten. Die Sicherung Batums machte die Mitabtretung des benachbarten Lasistan nöthig, mit welchem das letzte Glied der iberischen Völkerfamilie der russischen Monarchie einverleibt worden ist. *(G. Rosen.)*

LASINSKY (Johann Adolf), Landschaftsmaler, geboren zu Simmern am 16. Oct. 1808, bezog im J. 1827 die Akademie zu Düsseldorf, wo er sich neben Lessing und J. W. Schirmer der Landschaftsmalerei widmete, um diese zum selbständigen Kunstzweig zu machen. Dadurch hat er zu dem Ruhme mitgewirkt, den die Landschaftsmalerei in der Düsseldorfer Schule errungen hat. Nachdem er 1837 Koblenz und darauf Köln besucht (hier führte er ein Panorama der Stadt aus), kehrte er nach Düsseldorf zurück, wo er auch bis zu seinem Tode, am 6. Sept. 1871, blieb. Deshalb tragen seine Bilder den Charakter der Heimat, denen er etwas vom romantischen Geiste Lessing's mittheilte, jedoch ohne seine Individualität aufzugeben. Es wurde ihm vorgeworfen, daß er mit der Entwickelung der modernen Malerei nicht gleichen Schritt hielt, und dies war die Ursache, daß er in seiner spätern Zeit nicht mehr wie früher beachtet wurde; er erschien unter den jüngern Malern fremd, was ihm manche trübe Stunde bereitete. Von seinen hervorragenden Werken nennen wir: Schloß Elz an der Mosel (1831), Oberstein an der Nahe, Schloß Pyrmont im Frühling, ein Wachtthurm im Winter bei Mondschein (1835). Seine Landschaften mit Burgen, Schlössern und Dörfern, mit Wald und Felsstürzen, die er in Ruhe oder Sturm, im Schmuck des Sommers oder vom Schnee bedeckt mit feinem Farbensinn darstellt, haben auch immer eine bedeutungsvolle Staffage. Immer strebt er nach stimmungsvoller Wirkung. Für den Fürsten von Hohenzollern hat er eine Folge großer Landschaften, Ansichten aus den Erblanden desselben, ausgeführt. *(J. E. Wessely.)*

LAESIO, Rechtsverletzung, speciell Vermögensverletzung, ein technischer Ausdruck, der im römischen Rechte zunächst bei der Restitutio in integrum den Begriff einer der Voraussetzungen dieses außerordentlichen Rechtsmittels bezeichnet. Die Laesio muß hier in einer nachtheiligen Aenderung von Rechtsverhältnissen bestehen, welche dem geltenden regelmäßigen Rechte zufolge eingetreten ist, also eine Rechtsverletzung im eigentlichen Sinne nicht enthält, gegen welche daher dieses keine Hülfe gewährt. Der Nachtheil kann nicht nur in einem Vermögensverluste (damnum), sondern auch im Entgang eines möglich gewesenen Erwerbes (lucrum) bestehen, jedoch nicht auch eines Gewinnes, der nur durch Vermögensverkürzung eines Andern gemacht werden konnte; auch braucht der Nachtheil nicht wesentlich das Vermögen zu betreffen. Die Rechtsänderung aber, welche den Nachtheil mit sich bringt, kann durch positive Handlungen, Rechtsgeschäfte, oder durch Versäumnisse herbeigeführt und so in den mannichfaltigsten Beziehungen zu einer Wiedereinsetzung in den vorigen Stand Veranlassung gegeben sein; zu bemerken ist jedoch, daß der fragliche Nachtheil ein nicht ganz unbedeutender sein muß, denn «minima non curat praetor».

Von größerer praktischer Bedeutung ist in den Quellen der Begriff der sogenannten laesio enormis beim Kaufvertrage. Zur Gültigkeit eines solchen ist nach römischem Rechte ein bestimmtes Verhältniß zwischen dem Kaufpreise und dem Sachwerthe nicht erforderlich. Nur für den Fall, daß die Kaufsumme nicht einmal die Hälfte des wahren Werthes der Sache erreiche, gaben die römischen Kaiser Diocletian und Maximian in einer Vorschrift vom J. 285 dem Verkäufer eine Klage auf Wiederauflösung des Geschäfts, falls nicht der Käufer vorzieht, die Nachzahlung bis zum Betrage des Sachwerthes zu leisten. Diese Ausnahmebestimmung nennt man das Recht der laesio enormis oder ultra dimidium. Die Klage wird von den Meisten mit der actio venditi identificirt, ist natürlich vererblich und beruht auf folgenden, von der Praxis mehrfach modificirten Voraussetzungen: 1) muß das Geschäft ein reines Kaufgeschäft sein; 2) eine laesio ultra dimidium gegenüber dem Verkäufer vorliegen; 3) der Käufer zur Rückgabe der Sache im Stande sein. Ob übrigens die obige Bestimmung auf den Kaufvertrag zu beschränken sei, oder auch auf andere Tauschgeschäfte analoge Anwendung finde, ferner ob sie wie vom Verkäufer so auch vom Käufer gelte, ist streitig. Aus Gründen der Interpretation erscheint jedoch eine Ausdehnung dieser Bestimmung auf analoge Verhältnisse als durchaus unzulässig, da sie ja nur für einen speciellen Fall eine Ausnahme von einer allgemeinen Regel statuirt. Somit ist sie nach römischem Rechte auf Kaufgeschäfte und bei diesen auf den Verkäufer zu beschränken, jedoch mit Einschluß der öffentlichen Versteigerungen. Der Kauf muß aber ferner auch ein reiner sein, da das Gesetz dem Verkäufer offenbar nur im Nothfalle hat zu Hülfe kommen wollen. Daher ist die Klage beim Freundschaftskaufe und der den Erben testamentarisch auferlegten Veräußerung ausgeschlossen. Ebenso bei rechtsgültigem Verzicht, der jedoch aus dem Verkaufe mit Kenntniß des höhern Werthes nicht ohne weiteres folgt. Im Gegensatz zum römischen Recht hat jedoch die Praxis aus Billigkeitsgründen die Rescissionsklage wegen laesio enormis auf alle Tauschgeschäfte ausgedehnt, natürlich mit Ausnahme derjenigen Verträge, welche auf einen noch ungewissen Gegenstand gehen, wie die emtio spei, Kauf einer Erbschaft von unsicherm Betrage, oder durch welche ein ungewisser Anspruch festgestellt werden soll, wie durch Vergleiche, gerichtliche Theilungen u. s. w. Ferner gab die Praxis auch dem Käufer die Rescissionsklage, wobei es sich dann fragte, wann für ihn eine laesio enormis begründet sei. Die herrschende und richtige Meinung nimmt dies nach Analogie der gesetzlichen Bestimmung dann an, wenn der Käufer mehr als den doppelten Betrag des wahren Werthes der Sache gezahlt habe. Indeß kann die Aufhebung des Kaufvertrags von dem Verletzenden dadurch abgewendet werden, daß er das pretium bis zum wahren Sachwerthe er-

gänzt, resp. zurückzahlt. Hierzu gezwungen werden kann er aber nicht, da dies nur sein Recht ist, nur eine facultas, nicht eine obligatio alternativa vorliegt, obgleich letztere auf Grund des kanonischen Rechts von manchen fälschlich behauptet worden ist. — Von den neueren Gesetzbüchern hat das Preußische Landrecht die Rescissionsklage nur dem Käufer gegeben, während das Oesterreichische Bürgerliche Gesetzbuch mit der Praxis übereinstimmt. Der Code civil beschränkt die römischen Bestimmungen auf Immobilien; Sachsen und Baiern dagegen haben — in Uebereinstimmung mit dem Deutschen Handelsgesetzbuche, Art. 286 — das Institut der laesio enormis gänzlich beseitigt. *(Albrecht Just.)*

LASIOSTOMA, eine von Bentham aufgestellte Pflanzengattung der Rubiaceen, welche durch folgende Merkmale von den verwandten Gattungen unterschieden ist: Kelch mit krugförmiger Röhre und ungetheiltem, stehenbleibendem Saume; Blumenkrone trichterförmig mit kurzer Röhre, steifhaarigem Schlunde und 4 in der Knospenlage klappig aneinander liegenden Zipfeln; Staubgefäße 4, der Kronröhre eingefügt; Staubbeutel länglich, aus der Röhre kaum hervorragend; Scheibe dick; Frucht knoten zweifächerig, Griffel fadenförmig, Narbe keulig; Eichen in den Fächern zahlreich, fleischigen, der Scheidewand angeheften Placenten eingefügt; Beere eilänglich, von der fleischigen Scheibe gekrönt, zweifächerig, zweitheilig, vielsamig. Samen sehr klein, hängend.

Aus dieser Gattung sind nur zwei in Neuirland und Neuguinea einheimische Arten: L. loranthifolium *Bentham* und L. oblongum *Bentham* bekannt; es sind unbehaarte Sträucher mit dicken, fleischigen, im trockenen Zustande runzligen Aesten, gegenüberstehenden, festsitzenden, verkehrt-eiförmigen oder länglichen, dick-lederartigen Blättern, kurzen, scheidenartigen, abgestutzten, in der Jugend ungetheilten, aber bald unregelmäßig eingerissenen Nebenblättern, sitzenden Blüten und fleischigen Fruchtknoten.

(A. Garcke.)

LASK, Kreisstadt im russisch-polnischen Gouvernement Piotrkow (deutsch Petrikau), an der Grabowka (Nebenfluß der Warthe), mit (1885) 5514 Einwohnern, Baumwoll- und Wollspinnereien und Tuchfabriken. Die Stadt, ziemlich alt, erhielt schon Ende des 15. Jahrh. verschiedene Privilegien, die auch später bestätigt wurden.

Der Kreis Lask nimmt den westlichsten Theil des Gouvernements Piotrkow ein und umfaßt 1344 □Kilom. mit 70,316 Einwohnern. *(T. Pech.)*

LASKARIS (Johannes Andreas), aus dem Kaisergeschlechte von Nicäa entsprossen, war zu Rhyndaco in Kleinasien (daher Rhyndaceus) 1445 geboren. Nach dem Verluste Konstantinopels floh er mit seinem Vater Theodor in den Peloponnes, dann nach Kreta und begab sich von da, durch Bessarion berufen, nach Venedig. In Padua gewann er jene bewunderungswürdige Kenntniß des Lateinischen, die unter andern Erasmus so hoch gepriesen hat. Nach Bessarion's Tode, der ihn reichlich unterstützt hatte, fand Laskaris in Florenz die Huld Lorenzo's von Medici, der ihn zu Bajazet sandte, um alte Handschriften in Griechenland aufzuspüren und für die Bibliothek, die des Mediceers Namen trägt, zu erwerben. Zwei Reisen unternahm Laskaris zu diesem Zwecke, 200 der werthvollsten Codices (z. B. vom Berge Athos) brachte er und erwarb sich durch die Rettung dieser literarischen Denkmale allein schon ewigen Ruhm. In Italien lernte er Karl VIII. von Frankreich und zugleich den später so berühmten Budé kennen und reiste mit dem König nach Lorenzo's Tode nach Frankreich, wo er auch unter Ludwig XII. verblieb, der ihn als Gesandten in Venedig (1503) verwendete. Hier wol wurde der Grund zu seiner Freundschaft mit Aldus Manutius gelegt, welcher der letztere durch Widmung seiner »Rhetores graeci« Ausdruck gab. Nach der Wahl Leo's X. zum Papst beglückwünschte er diesen und erhielt von ihm ein Schreiben (abgedruckt bei Roscoe, »The life of Leo X.«, Bd. II, Anhang Nr. 10), das ihn nach Rom einlud. Hier berieth er mit dem Papste, der von lebendigstem Eifer für die Hebung der griechischen Studien brannte, wie diese in Aufnahme zu bringen wären. Als das vorzüglichste Mittel dazu erschien ihnen die Errichtung einer Pflanzschule für die griechische Sprache, in der griechische Knaben in einem eigens für diesen Zweck gekauften Palaste auf dem Quirinal erzogen und unterrichtet werden sollten. Die Oberaufsicht darüber erhielt Laskaris, der seinen Schüler Marcus Musurus zu seiner Unterstützung berief. Aber auch die Beaufsichtigung der in Rom eingerichteten Druckerei fiel Laskaris zu; er hatte für die Correctheit der Drucke zu sorgen; daß er darin geübt war, zeigen die unter seiner Leitung gedruckten florentinischen Ausgaben. Es erschienen unter andern die Scholien zu Homer, zu Sophokles und zu Porphyrius' »Quaestiones Homericae«. Im J. 1518 berief ihn König Franz I. nach Frankreich und Laskaris nahm (zum großen Erstaunen des Erasmus) an. In Paris wirkte er mit seinem Freunde Budé zusammen, um den Aufschwung der Wissenschaften zu fördern und die Bibliothek zu Fontainebleau zu begründen; Laskaris hat ihr selbst Codices gespendet. Auch König Franz schickte ihn nach Venedig als Gesandten. Aus Budé's Briefen entnimmt man, daß auch Franz I. sich mit der Errichtung eines griechischen Gymnasiums trug und Laskaris Knaben dieser Nationalität nach Paris bringen sollte. Doch die Sache zerschlug sich infolge der kriegerischen Verhältnisse. Hierauf wurde Laskaris als Friedensvermittler vom Papst Clemens VII. an Kaiser Karl gesandt, worauf er wieder zu Franz I. zurückkehrte. Im J. 1534 ward er nochmals unter den ehrenvollsten Versprechungen vom Papst Paul III. nach Rom berufen, starb aber bald nach der Ankunft daselbst im neunzigsten Jahre seines Lebens. Er ist zu Rom in der Kirche der heiligen Agatha begraben (supra suburram), seine Grabschrift schrieb er sich selbst. Er hinterließ einen Sohn, Angelus, der zu Paris lebte.

Wie außerordentlich hoch des Laskaris Ansehen bei den Zeitgenossen wie bei der Nachwelt steht, ersieht man am besten aus Zusammenstellungen der Urtheile von Erasmus, Budäus, Morus, Casaubonus, Lipsius u. a. (vgl. Hody, l. c. S. 261—275, wo auch Epitaphien und Gedichte abgedruckt sind). Sehr ehrenvoll sind die des

Erasmus; dem Glareanus gegenüber z. B. schreibt er («Clericus», III, 377): «Utinam eum virum Deum iuvandis optimis studiis quam diutissime superstitem esse velit.» Er rechnet den Laskaris zu den besten Lateinern unter den Griechen (ib. 788) und rühmt ihn auch an andern Stellen, besonders im «Ciceronianus», wo er ebenso seinen Charakter preist. Was nun die wissenschaftlichen Arbeiten des Laskaris anlangt, so sind die wichtigsten für die Zwecke des Gymnasium Mediceum geschrieben. Im J. 1494 erschien zu Florenz die «Anthologia graeca», in deren Vorrede er neben der griechischen Sprache und den Verdiensten der Medici besonders eingehend über die griechischen Buchstaben spricht. Er behauptet auch, nicht Planudes, sondern Agathias habe das *Ἀνθολόγιον* zusammengestellt. Im J. 1517 erschien zu Rom: «Didymi Alexandrini Scholia in Iliadem», vornehmlich zum Zwecke des quirinalischen Gymnasiums herausgegeben (mit zwei griechischen Epigrammen des Laskaris); in dem Vorworte spricht Laskaris von der nicht geringen Mühe, welche die Restitution des verstümmelten Textes gemacht; 1518 gab er (Druckerei des Gymnasium Mediceum) des Porphyrius Tyrius «Homericarum quaestionum liber» heraus (sammt griechischem Gedicht). Außerdem liegen von ihm vor: «De Romanorum militia et castrorum metatione liber ex Polybio excerptus» (Basel 1537), in dem er die schwierigste Stelle dieses Autors trefflich übersetzte, wie Casaubonus an ihm rühmt, und selbst der gerne mäkelnde Lipsius zugeben muß; «De veris litterarum graecarum formis et causis apud antiquos» (Paris 1556); «Orationes» (Frankfurt 1573); «Commentarii in septem tragedias Sophoclis quae .... superfuerunt» (Rom 1815), und endlich die «Epigrammata graeca et latina» (Paris 1527). Die griechischen Epigramme sind formell natürlich viel besser als die lateinischen, welche übrigens die gewöhnlichen Gegenstände zum Inhalt haben, Lob der Päpste (Leo X. und Adrian), der Könige, der Gelehrten (z. B. Budé und Linacre), aber auch gegen Virgil und Cicero zu Felde ziehen. Daneben fehlt es nicht an gezwungenen Witzen und Spielereien. Jakob Tusanus gab eine rühmende Dedicationsepistel an den Sohn Angelus Laskaris bei; selbst Erasmus hatte (im «Ciceronianus») sich über seine Dichtungen vernehmen lassen: «Acri iudicio vir, multae in epigrammatibus argutiae.»

Vgl. Humphredus Hodius, «De Graecis Illustribus», 247—276 (London 1742); Hr. F. Boerner, «De doctis hominibus Graecis», 199—218 (Leipzig); Roscoe, «The life of Leo X.», II, 120 fg.; das Buch von Villemain, «Lascaris ou les Grecs du XVme siècle» (Paris 1825), ist keine wissenschaftliche Arbeit. *(A. Horawitz.)*

LASKARIS (Konstantin), Grammatiker, aus Byzanz, verließ um 1454 Konstantinopel, begab sich zu Francesco Sforza nach Mailand, unterrichtete dort die Tochter des Herzogs, las über griechische Sprache von 1460—65. In Rom gewann er den Cardinal Bessarion für sich, zog dann, dem Rufe Ferdinand's I. folgend, nach Neapel, und schlug später seinen Wohnsitz in Messina auf, das durch ihn, wie Aldus sagt, ein zweites Athen wurde und wohin nun Schüler aus allen Theilen Italiens strömten. Unter diesen war auch Petrus Bembus, der spätere Cardinal, der die ausgezeichnete Belehrung, die er durch drei Jahre bei Laskaris genoß, ebenso rühmt, wie die väterliche Hingabe dieses Lehrers. In Messina war Laskaris hochgeehrt, er vermachte auch seine Bibliothek voll werthvoller griechischer Handschriften dieser Stadt, als er 1500 starb.

Seine literarische Thätigkeit war eine sehr fruchtbare. In erster Linie ist zu nennen: sein «Compendium octo Orationis partium et aliorum quorundam necessariorum in fine quaedam ex Tryphone Grammatico de Passionibus dictionum; Graece ex Recensione Demetrii Cretensis, qui Epistolam Graecam cum versione Latina promisit. Mediolani impressum per Magistrum Dionysium Paravisinum. Die XXX. Januarii 1476» (die Praefatio ist in beiden Sprachen abgedruckt bei Botfield, «Praefationes et Epistolae», 163 fg., über die anderen Ausgaben vgl. Boerner 175 fg.). Doch liegt das — soviel ich weiß — noch 1819 zu Unterrichtszwecken herausgegebene Buch, das ja zahlreiche Auflagen erlebte, in der Gestalt vor, die es durch des Aldus Ausgabe erhielt. Aldus, der sich im Briefwechsel mit dem «parens graecarum literarum», wie er Laskaris nennt, befand, erhielt außer dem in der Editio princeps gegebenen Stücke, welches Laskaris an 150 Stellen selbst emendirt hatte, noch durch die Schüler des Laskaris, Bembo und den venetianischen Patricier Angelus Gabriel, reichliche Vermehrungen des Werks. Es kamen nämlich noch hinzu: das als zweites Buch gegebene Werk «De constructione Verborum per genera», das zu Messina um 1466 geschrieben wurde, und das dritte Buch «De nomine et verbo», das er noch zu Mailand verfaßte, dann der «Tractatulus de pronominibus secundum omnem dialectum et poeticum usum» (auch schon zu Mailand 1460 abgefaßt). Aldus gab noch einige nicht unerhebliche Beigaben für die Schüler hinzu, z. B. Laskaris' in Messina entstandene Abhandlung «De subscriptis vocalibus» und den schönen «*Πίνεξ*» des Kebes. Die grammatischen Arbeiten Laskaris' waren sehr geschätzt, kein Geringerer als Erasmus hat ihnen das ehrenvolle Urtheil ausgestellt («De ratione studii»): «Inter Graecos grammaticos nemo non primum locum tribuit Theodoro Gazae, proximum mea sententia Const. Lascaris sibi jure suo vindicat.» Ueber die Ausgaben vgl. Gräße, II, 778. Außerdem schrieb Laskaris während seines Aufenthalts zu Messina um 1468 «De syntaxi verborum juxta Latinos», «De scriptoribus Graecis patria celebris et Siculis». — Briefe des Laskaris bei Iriarte, «Cod. graec. Bibl. Matrit.», I, 290 sq. *(A. Horawitz.)*

LASKER (Eduard), Politiker, wurde am 14. Oct. 1829 zu Jaroczyn in der preußischen Provinz Posen als Sohn eines israelitischen Kaufmanns geboren und streng in dem Glauben seiner Väter erzogen. Die wissenschaftliche Vorbildung erhielt er auf dem Elisabeth-Gymnasium

zu Breslau. Nachdem er dasselbe absolvirt hatte, studirte er auf der Universität daselbst zunächst hauptsächlich Mathematik, begab sich aber, von der Bewegung des Jahres 1848 ergriffen, im Herbste dieses Jahres nach Wien, um in die Akademische Legion einzutreten und an den Freiheitskämpfen Theil zu nehmen. Nach dem Siege der Reaction entkam er glücklich in die Heimat und begann in Breslau das Rechtsstudium, das er 1851 in Berlin abschloß. Nach Ablegung des Referendarexamens wurde er Auscultator bei dem berliner Stadtgericht. Die richterliche Thätigkeit erschien ihm besonders erstrebenswerth, aber seine Confession war ihm für Erreichung des gewünschten Zieles lange hinderlich. Um die Wartezeit zu seiner weitern Ausbildung nützlich zu verwenden, begab er sich nach England, wo er drei Jahre blieb. Im Mai 1856 trat er als Referendar wieder in den preußischen Staatsdienst ein und wurde endlich 1858 unbesoldeter Assessor bei dem berliner Stadtgericht. Eine Reihe von Artikeln über die preußische Verfassungsgeschichte, welche er in den Jahren 1861—64 für die damals unter der Redaction Oppenheim's erscheinenden «Deutschen Jahrbücher» schrieb, lenkten die Aufmerksamkeit der liberalen Partei auf den strebsamen Assessor und veranlaßten, daß er im März 1865 von dem vierten berliner Wahlkreise in das preußische Abgeordnetenhaus gewählt wurde. Er hielt sich zur Fortschrittspartei und gewann in dieser durch seine unerschöpfliche Arbeitskraft und rednerische Begabung bald eine hervorragende Stellung. Im Juli 1866 wieder gewählt, wurde er Berichterstatter in mehreren Commissionen (Verkauf der Köln-Mindener Eisenbahn und Genossenschaftsgesetz), trat aber bald aus der Fortschrittspartei aus und wurde Mitbegründer der nationalliberalen Partei. Infolge davon kam er um seine Wiederwahl im berliner Wahlkreise, wurde aber dafür 1868 von Magdeburg und 1875 von Frankfurt a. M. in das preußische Abgeordnetenhaus gesandt. In den constituirenden Reichstag wurde er von dem ersten berliner Wahlkreise gewählt, in den ersten deutschen Reichstag von dem zweiten meininger Wahlkreise, der ihm bis zu seinem Tode treu blieb. Der erste wichtige Antrag, den er in dem Reichstage stellte, war der am 24. Febr. 1870 eingebrachte, zur möglichst ungesäumten Aufnahme Badens in den norddeutschen Bund; er zog zwar auf die Erklärung Bismarck's hin, wonach die Ausdehnung des Reichsbundes auf Süddeutschland verfrüht erschien, seinen Antrag zurück, aber der Anschluß der süddeutschen Staaten an das Reich blieb ihm eine wichtige Angelegenheit, deren Förderung ihm sehr am Herzen lag. Als durch die großen Siege der deutschen Waffen 1870 die Ausdehnung des Norddeutschen Bundes auf ganz Deutschland angebahnt schien, begab er sich mit seinen politischen Freunden Bennigsen und Forckenbeck nach Stuttgart, Karlsruhe und München, um die Stimmung zu sondiren und für einen möglichst unbedingten Eintritt Würtembergs und Badens zu wirken.

Nachdem die Reichsverfassung begründet war und es sich darum handelte, die Competenz der Reichsgewalt auszubilden und so viel als möglich zu erweitern, stellte er sich die Aufgabe, die Einheit des Reiches auch auf dem Gebiete des Rechtslebens zu verwirklichen, und brachte am 9. Nov. 1871 mit sechs Genossen, worunter Miquel, Freiherr von Stauffenberg und Fürst von Hohenlohe-Schillingsfürst waren, den Antrag ein, die Competenz des Reiches auf das gesammte bürgerliche Recht, das Strafrecht und das gerichtliche Verfahren, einschließlich der Gerichtsorganisation, auszudehnen. Dieser Antrag, von Vielen freudig begrüßt und eingehend besprochen, wurde am 15. Nov. mit großer Mehrheit angenommen. Aber außerhalb des Reichstags wurden manche Bedenken dagegen laut und in der vom Bundesrath niedergesetzten Commission sprach sich die Mehrheit von sechs gegen vier Stimmen für Ablehnung des Antrags aus. Der Hauptgrund des Widerspruchs war die Ansicht, daß diese weite Ausdehnung der Reichsgewalt Eingriffe in die Gesetzgebung der Einzelstaaten in sich schließen und dieselben ihrer Justizhoheit berauben würde. Aber Lasker wurde nicht müde, immer wieder für seine Forderung zu agitiren, der Lasker'sche Antrag tauchte bei jeder Gelegenheit wieder auf und wurde im Reichstage des nächsten Jahres wiederholt und, von allen Fractionen unterstützt, zum zweiten mal mit großer Mehrheit angenommen; auch der Bundesrath gab seinen Widerstand auf. Auf dem Reichstage 1874 legte die Regierung die Entwürfe zu einem einheitlichen Justizgesetz vor, und es wurde eine Commission zur Berathung desselben niedergesetzt, welche am 3. Juli 1876 ihre Arbeit vollendete. Es ergab sich zwar eine große Anzahl Differenzen zwischen dem Bundesrath und der Justizcommission des Reichstags, aber Lasker bemühte sich eifrig, einen Compromiß zu Stande zu bringen. Er, Bennigsen und Miquel unterhandelten mit dem Reichskanzler und dem preußischen Justizminister Leonhardt. Es waren 18 Punkte, von deren Annahme der Bundesrath seine Zustimmung abhängig machte, und nach längerer Unterhandlung blieben nur noch zwei übrig, in welchen weder der Bundesrath noch der Reichstag nachgeben wollte. Es war die Verweisung der Preßvergehen an die Schwurgerichte und der Zeugnißzwang. Jene wollte der Bundesrath nicht zugestehen, weil er mit Recht die Parteilichkeit der Schwurgerichte fürchtete, und den Zeugnißzwang wollte der Reichstag nicht annehmen, obgleich er in den meisten deutschen Gesetzgebungen bereits bestand. Es war die Frage die, entweder muß der Reichstag die Verweisung der Preßvergehen an die gewöhnlichen Gerichte und den Zeugnißzwang sich gefallen lassen, oder wenn er beides verwirft, auf die Bestätigung der ganzen neuen Justizgesetze verzichten und dabei den bisher bestehenden Zeugnißzwang behalten. Lasker schlug nun als Vermittelung vor: der Zeugnißzwang wird angenommen, aber die Preßvergehen werden da, wo sie bisher den Schwurgerichten zugewiesen waren, wie in Süddeutschland, auch fernerhin von diesen abgeurtheilt. Diese Uebereinkunft wurde endlich angenommen und dadurch das Zustandekommen der neuen Justizgesetze ermöglicht. Bismarck aber konnte es dem Abgeordneten Lasker nicht verzeihen, daß er durch seine Beredsamkeit die Schwurgerichte dem Justizminister aufgenöthigt hatte, wodurch eine gleichmäßige, schnelle Bestrafung der Preßvergehen in vielen

Fällen unmöglich gemacht wurde. Auch noch in einer anderen Sache, welche mit der Annahme der Justizgesetze zusammenhing, trug Lasker dazu bei, einen Wunsch der Regierung zu kreuzen. Diese hatte als Sitz des obersten Reichsgerichts Berlin in das Auge gefaßt, aber Lasker sprach im Reichstage eifrig für Leipzig, und es wurde sowol im Reichstage als im Bundesrathe diese Stadt zum Sitz des Reichsgerichts erwählt.

Die Erfolge im Kampfe für die einheitlichen Justizgesetze hatten Lasker auf den Höhepunkt seines parlamentarischen Einflusses geführt. Von nun an ging es abwärts, er verrannte sich in eine einseitige Richtung und steuerte dem Parlamentarismus zu, der sein Ziel war. Dadurch kam er in grundsätzliche Opposition gegen den genialen Staatsmann, welcher die Reichsverfassung auf monarchischer Grundlage erhalten wissen wollte und sich die Aufgabe gestellt hatte, die wirthschaftlichen Reformen, deren das Reich bedurfte, im Einverständnisse mit dem Kaiser durchzusetzen. Für diese wirthschaftlichen Reformen aber hatte Lasker, dessen Ideal der abstracte Rechtsstaat war, kein rechtes Verständniß, und er war daher nicht geneigt, für sie von den constitutionellen Rechten und Ansprüchen, die ihm als die unentbehrlichen Bürgschaften staatlichen Gedeihens erschienen, etwas zu opfern.

Um seine Politik richtig zu würdigen und die Motive seiner Opposition kennen zu lernen, müssen wir die Einzelheiten seiner parlamentarischen Wirksamkeit näher betrachten. Kurz nachdem er im J. 1872 den Antrag auf Ausdehnung der Reichsgewalt erneuert hatte, wurde im Reichstage über die Ausweisung der reichsfeindlichen Jesuiten verhandelt. Diese konnten ihm weder in religiöser noch in politischer Beziehung sympathisch sein, aber doch glaubte er, obgleich die ganze nationalliberale Partei dem Ausweisungsgesetze zustimmte, nicht dafür eintreten zu können. Er sprach mit Entschiedenheit dagegen, weil es sich hier um Verfolgung deutscher Staatsbürger handle, ohne daß Bürgschaften dafür gegeben seien, welche eine Misanwendung des Gesetzes verhindern könnten. Auch war er überhaupt gegen Ausnahmsgesetze. Im folgenden Jahre 1873 zeigte er sich wieder bemüht, die Politik des Reichskanzlers zu unterstützen und ihm zu huldigen. Als im März zwei Conventionen mit Frankreich dem Reichstage vorgelegt wurden, nach welchen die rückständigen Contributionen beinahe zwei Jahre früher bezahlt werden sollten, als im Frieden zu Frankfurt ausbedungen worden war, wodurch es möglich wurde, die deutschen Truppen früher aus Frankreich zurückzuziehen und einen großen Theil zu den Occupationskosten, die in Aussicht genommen waren, zu ersparen, erklärte es Lasker für die Pflicht des Reichstags, seine Anerkennung auszusprechen über die staatsmännische Umsicht und Geschicklichkeit und über den Takt, womit in dieser schwierigen Angelegenheit die Interessen des Landes von dem Leiter der auswärtigen Politik in die Hand genommen worden seien. Großes Aufsehen machte Lasker durch sein muthiges und energisches Auftreten gegen den Gründerschwindel. Die Berathung eines Gesetzentwurfs über die Aufnahme einer neuen Eisenbahnanleihe gab ihm Veranlassung, die gar zu häufige und zum Theil leichtfertige Ertheilung von Concessionen zu Eisenbahnbauten zu rügen. Er führte namentlich die dem Geheimrath Wagener ertheilten drei Concessionen als Beispiel an, und wies nach, wie mit denselben ein schwindelhafter Handel getrieben worden sei. Diese rücksichtslose Aufdeckung des Gründerschwindels, welche Lasker am 7. Febr. 1873 in einer dreistündigen Rede ausführte, verschaffte ihm eine allgemeine Popularität. Adressen und telegraphische Danksagungen liefen von nah und fern ein und an der Börse erregte schon Lasker's Name unter den Gründern Schrecken und Flucht. Die Wirkung seiner Rede und eines von ihm gestellten Antrags war die Niedersetzung einer aus zwei Justiz- und zwei Verwaltungsbeamten bestehenden Commission, zu welcher auch die beiden Häuser des Landtages je zwei Mitglieder wählen sollten. Lasker selbst wurde vom Abgeordnetenhause in diese Commission gewählt. Eine weitere Folge war die Entlassung des Handelsministers Graf Itzenplitz. Im folgenden Jahre kam ein Nachspiel dazu, da Lasker sich durch den Antrag auf Uebernahme einer Zinsengarantie für die Berliner Nord-Eisenbahngesellschaft veranlaßt fand, eine ähnliche Anklage gegen den bei diesem Unternehmen betheiligten Fürsten Putbus zu erheben. Der Erfolg war diesmal für Lasker nicht derselbe, wie der seiner Rede gegen Wagener; denn Fürst Putbus konnte die Beschuldigungen Lasker's großentheils widerlegen. Unstreitig aber hatten die beiden Reden Lasker's eine gute Wirkung und trugen viel zur Reinigung und solideren Haltung des Geschäftsbetriebes bei. Seine Polemik gegen die zu häufigen und leichtfertigen Concessionen von Privateisenbahnen unterstützte, was auch in Lasker's Absicht lag, Bismarck's Pläne der Verstaatlichung der Eisenbahnen und der Errichtung eines Reichseisenbahn-Amtes. Aber der Anstoß, welchen Lasker gab, hatte auch eine weitere, von Lasker nicht beabsichtigte und wol auch nicht geahnte Folge, nämlich einen vollständigen Umschwung der wirthschaftlichen Politik des Deutschen Reiches. Die Gesetzgebung des Norddeutschen Bundes hatte unverkennbar die Tendenz gehabt, die Schranken der wirthschaftlichen Entwickelung der Nation niederzureißen und in Handel, Verkehr und Gewerbewesen eine freiere Bewegung zu ermöglichen. Auch Lasker war bei seiner eifrigen Theilnahme an der Gesetzgebungsarbeit auf dieses System der Befreiung des wirthschaftlichen Lebens eingegangen. Nun aber riefen seine Enthüllungen über die Mißstände und Ausschreitungen des Handels- und Gewerbswesens und seine Vorwürfe, die er der Regierung darüber machte, das Bedürfniß einer strengeren Beaufsichtigung wach, und die unvermeidliche Consequenz seiner Kritik war die Lehre, daß es nicht genüge, wenn der Staat auf diesem Gebiete möglichst viel Freiheit gewähre, sondern daß es seine Aufgabe sei, auch Aufsicht zu führen und die dabei in Frage kommenden Interessen zu schützen. So entwickelte sich aus den Klagen über geschäftliche Mißstände eine bedenkliche Unzufriedenheit mit der bestehenden Gesetzgebung. Es entstand ein wahrer Sturm von Petitionen über Gewerbe- und andere Freiheiten und die

Klagen kamen häufig auch aus solchen Kreisen, welche den liberalen Principien mit Wärme und Anhänglichkeit zugethan waren. Dieser Zusammenhang der wirthschaftlichen Reaction mit den Reden Lasker's kam freilich damals, als er wegen seines rücksichtslosen Vorgehens so gefeiert wurde, nicht zum Bewußtsein, aber einige Jahre später drang die Einsicht durch und tauchte hin und wieder auch in der Presse auf. So wurde z. B. in der »Magdeburgischen Zeitung« vom 3. 1877 der 7. Febr. 1873, der Tag, an welchem Lasker die geharnischten Angriffe gemacht hatte, als der Geburtstag der wirthschaftlichen Reaction und Lasker als ihr legitimer Vater bezeichnet. Ohne Zweifel sind die Reformpläne, mit denen Bismarck zuerst im J. 1878 hervortrat, auch aus jener Strömung hervorgegangen.

Bei dem Rückblicke auf Lasker's parlamentarische Thätigkeit tritt uns auch sein Verhalten bei dem Militärgesetze vom J. 1874 entgegen. Es handelte sich damals darum, den demokratischen Neigungen zu unzeitiger Sparsamkeit am Militäretat einen Riegel vorzuschieben durch eine dauernde Feststellung der Friedenspräsenzstärke. Jedem, der es mit der Erhaltung der Wehrkraft des Deutschen Reiches wohl meinte, mußte die Nützlichkeit einer solchen Festsetzung einleuchten. Lasker aber sprach und stimmte dagegen, weil dadurch das constitutionelle Grundrecht der Steuerverwilligung geschmälert werde. Er wollte es lieber auf einen Conflict der künftigen Volksvertretung mit der Regierung ankommen lassen, als auf ein so kostbares demokratisches Recht verzichten.

Großen Schaden hat Lasker der deutschen Politik dadurch zugefügt, daß, als sich Bismarck im J. 1877 ernstlich bemühte, die Entfremdung, welche zwischen der Regierung und der nationalliberalen Partei eingetreten war, aufzuheben und ein freundliches Vertrauensverhältniß wieder herzustellen, er durch seinen beherrschenden Einfluß auf die Mitglieder jener Partei die Annäherung verhinderte. Bismarck hatte damals den ihm persönlich befreundeten Abgeordneten von Bennigsen nach Varzin berufen, um mit ihm über seinen Eintritt in das Ministerium zu unterhandeln, und Bennigsen wäre bereit gewesen, als Minister des Innern einzutreten, aber Lasker warf nun die vom Standpunkte des Parlamentarismus aus erhobene Forderung dazwischen, daß gleichzeitig auch noch zwei andere Mitglieder der nationalliberalen Partei, nämlich Forckenbeck und Stauffenberg, in das Ministerium berufen werden müßten. Dies war unmöglich und an dieser unheilvollen Zumuthung scheiterte der Plan. Durch dieses Mißlingen der Wiederannäherungsversuche wurde die Mißstimmung der nationalliberalen Partei nur noch gesteigert, und die Wirkung davon zeigte sich bald nachher bei Einbringung des Socialistengesetzes. Infolge der zunehmenden demokratischen Agitationen sah sich die Regierung genöthigt, außerordentliche Maßregeln zu ergreifen, und die Partei, welche sich den Schutz und die Aufrechterhaltung des Reiches zur besonderen Aufgabe gemacht hatte, wäre verpflichtet gewesen, die Regierung in dieser Angelegenheit nach Kräften zu unterstützen. Aber statt dessen war sie die erste, welche die Vorschläge der Regierung zu Präventivmaßregeln gegen die socialistische Agitation in ihrer Fractionssitzung verwarf, und auch im Reichstage wurde das Gesetz am 24. Mai 1878 mit großer Mehrheit abgelehnt. Lasker war einer der Hauptredner gegen das Gesetz, weil er überhaupt keine Ausnahmegesetze haben wollte. Als nun infolge eines neuen Attentats auf den Kaiser im Herbste desselben Jahres wieder ein ähnlicher Gesetzvorschlag dem neugewählten Reichstage vorgelegt wurde, konnte dieser unter dem Drucke der öffentlichen Meinung nicht umhin, das Gesetz anzunehmen, und auch Lasker mußte sich dazu verstehen, dafür zu stimmen. Er that es freilich bitter ungern und mit der Ermahnung an die Regierung, doch von den ihr ertheilten Vollmachten mäßigen Gebrauch zu machen und ja nicht länger, als es die unbedingte Nothwendigkeit erfordere. Von dieser Auffassung ausgehend, war er denn auch bestrebt, die Anwendung des Socialistengesetzes möglichst abzuschwächen. Als im Februar 1879 auf Grund eines Antrags des Staatsanwalts Tessendorf von dem Reichskanzleramte die Genehmigung zur strafrechtlichen Verfolgung und Verhaftung der socialdemokratischen Reichstagsabgeordneten Fritzsche und Hasselmann nachgesucht wurde und der Abgeordnete Rickert beantragte, diese Genehmigung zu versagen, war Lasker sogleich bereit, dafür einzutreten, und es gelang ihm, die Verweigerung durchzusetzen.

Bismarck sah wohl ein, daß sich durch lauter Repressivmaßregeln die Socialdemokratie nicht beseitigen lasse; er war daher längst darauf bedacht, durch wirthschaftliche Reformen die Lage der Arbeiter zu verbessern. Der erste Schritt, welchen er in dieser Richtung that, waren die Anfänge einer Steuerreform, wozu Vorschläge zur Besteuerung des Tabacks und der Spielkarten, sowie Einführung von Stempelabgaben die Einleitung bilden sollten. Obgleich Lasker wohl wußte, daß dieses nur vorläufige Maßregeln seien, so wies er sie doch zurück, weil er darin keinen reformatorischen Gedanken entdecken könne. Als nun im April 1879 dem Reichstage ein längst angekündigter neuer Zolltarif vorgelegt wurde, in welchem sich die reformatorischen Gedanken leicht entdecken ließen, setzte Lasker dieselbe Verneinung entgegen. Es handelte sich darum, dem Reiche finanzielle Selbständigkeit zu verschaffen, die Steuerlast in eine leichter erträgliche Form zu bringen, die ungleiche Vertheilung der Lasten auszugleichen und durch Eingangszölle der Industrie und Landwirthschaft einen mäßigen Schutz zu gewähren. Lasker wurde durch theoretische Vorurtheile bestimmt, diesen Vorschlägen entgegenzutreten, und seine Autorität riß einen großen Theil der nationalliberalen Partei, unter welcher gewiß viele waren, welche aus volkswirthschaftlichen Gründen den Tarif gern angenommen hätten, mit sich fort. Da aber 18 Mitglieder der Partei den Muth hatten, den Terrorismus der Minorität sich nicht gefallen zu lassen, und ihren Austritt erklärten, so war damit ein Anfang zur Lockerung der Partei gemacht und sie schmolz von nun an immer mehr zusammen. Der Ton, in welchem Lasker bei dieser Gelegenheit gegen die Vorschläge Bismarck's sprach, machte

den Eindruck einer persönlichen Feindschaft. Indem Lasker einige statistische Angaben, durch welche der Reichskanzler die schutzbedürftige Lage der Landwirthschaft nachzuweisen suchte, kritisirte, fuhr er verallgemeinernd fort: «Sie sehen daraus, wie wenig zuverlässig die Angaben des Fürsten Bismarck sind.» Bismarck ließ sich dieses natürlich nicht gefallen und gab eine derbe Erwiderung. Das gehässige Auftreten Lasker's gegen Bismarck fiel allgemein auf und man beklagte den Einfluß, den Lasker in dieser Beziehung auf seine Parteigenossen hatte, so sehr, daß er in mehreren Organen der nationalliberalen Partei als ein nationales Unglück bezeichnet wurde. Auch wurde er in seinem bisherigen Wahlkreise Frankfurt a. M. nicht mehr für das preußische Abgeordnetenhaus gewählt, und er sprach davon, daß er sich ganz von dem parlamentarischen Leben zurückziehen wolle. Dies that er zwar nicht, aber er trat im Februar 1880 aus der nationalliberalen Partei aus. Er hielt sich nun zu der zwischen den Nationalliberalen und den Fortschrittlern stehenden Gruppe der Secessionisten.

Als im März des genannten Jahres ein Antrag auf weitere Verlängerung des Socialistengesetzes eingebracht wurde, sprach er dagegen, indem er beklagte, daß man bei Anwendung des Gesetzes sich nicht auf die Sache beschränkt, sondern dasselbe auf die Personen ausgedehnt, Wahlversammlungen unterdrückt und die Kassen socialdemokratischer Vereine aufgehoben habe. Obgleich die Reden socialdemokratischer Abgeordneten bei der Debatte über das Gesetz deutlich zeigten, wie nothwendig dessen Verlängerung sei, stimmte er doch dagegen. Ueberhaupt fuhr er fort, der Politik des Reichskanzlers bei jeder Gelegenheit entgegenzutreten. Er erklärte zwar im März 1881 bei einer Debatte über Wahlbeeinflussung, daß er kein principieller Gegner Bismarck's sei, er habe ja dessen Politik jahrelang unterstützt und erst als dieselbe umgeschlagen sei, habe er sie naturgemäß bekämpft. Dem widersprach Bismarck und entgegnete, er habe von Anfang an die Thätigkeit Lasker's als gegen seine Politik gerichtet gefunden, und auch wo ihm Lasker Unterstützung gewährt habe, sei sie immer mit partieller Gegnerschaft gemischt gewesen und habe ihm seine Aufgabe wesentlich erschwert. Als Symptome principieller Opposition Lasker's gegen Bismarck führen wir nur noch zwei Beispiele an. Als Lasker bei Vorlegung einer Denkschrift über Steuerreform am 28. März 1881 die Debatte eröffnete, behauptete er, die Steuerpolitik der letzten Jahre gehe dahin, die Lasten des Staats auf die ärmeren Klassen abzuwälzen, und der Plan, die Gemeinden zu entlasten, hänge mit einem System der Staatsallmacht zusammen, wodurch alles, was die Cultur der letzten Jahre gezeitigt habe, auf den Kopf gestellt werde. Als Bismarck in der Debatte über den kaiserlichen Erlaß vom 4. Jan. 1882 von constitutionellen Legenden sprach, welche sich wie Schlingpflanzen um den klaren Wortlaut der Verfassung legen, erwiderte Lasker: der Reichskanzler, welcher über Legenden klage, habe ja selbst welche geschaffen, indem er die Behauptung verbreite, daß das Reich gegen den Willen des deutschen Volkes, namentlich der Liberalen, durch das Verdienst seiner Politik gegründet worden sei.

Die letzte parlamentarische Arbeit Lasker's war seine Theilnahme an der Berathung über das Krankenkassen-Gesetz. Er trat in die dafür niedergesetzte Commission ein und entwickelte auch hier eine hervorragende Thätigkeit, deren Verdienste von allen Seiten des Reichstags anerkannt worden sind.

Seine Gesundheit war seit geraumer Zeit sehr angegriffen. Er fühlte, daß er sich eine Zeit lang der Arbeit enthalten müsse, und suchte auf Reisen Erholung und Kräftigung zu gewinnen. So kam er zu dem Entschlusse, eine Reise nach Nordamerika zu unternehmen, wo er mehrere Verwandte hatte. Anfang Juni 1883 schiffte er sich in Bremen ein und kam am 22. in Neuyork an, wo er sich einige Wochen aufhielt. Von dort reiste er nach Chicago und besuchte die größeren Städte des Westens. Ueberall wurde er von den anwesenden Deutschen aufgesucht, gefeiert und um seine Ansichten über die Verhältnisse in Deutschland gefragt. Nach den Behauptungen seiner Freunde war er solchen Fragen gegenüber sehr zurückhaltend, nach den Berichten amerikanischer Zeitungen aber soll er sich dahin ausgesprochen haben, daß der Kaiser und der Reichskanzler der freien Entwickelung Deutschlands im Wege ständen, und daß er deshalb für nöthig gehalten habe, eine eindringliche und allgemeine Opposition gegen die reactionäre Politik des Fürsten Bismarck einzuleiten. Als im September die Festfahrt zur Eröffnung der Northern-Pacific-Bahn veranstaltet wurde, schloß er sich den deutschen Ehrengästen an, welche Präsident Villard eingeladen hatte, und machte diese interessante Rundfahrt zu seiner großen Befriedigung mit. Die Festfahrt führte ihn auch nach S.-Francisco und Galveston, wo er sich einige Wochen bei seinem daselbst ansässigen Bruder aufhielt. Auf der Rückreise folgte er einer Einladung nach Cincinnati und hielt dort einen öffentlichen Vortrag, begab sich auch nach Washington zur Eröffnung des Congresses und nach Baltimore, wo ihm eine großartige Ovation dargebracht wurde. Mitte December kam er nach Neuyork zurück, von wo er am 26. Jan. 1884 die Rückreise nach Europa antreten wollte, um rechtzeitig zur Eröffnung des Reichstages in Berlin zu sein. Er fühlte sich übrigens in den letzten Wochen unwohl und sprach von seinem bevorstehenden Ende. Doch konnte er bei der Jahresversammlung eines Vereins einen Vortrag halten und am 4. Jan. an einem Souper theilnehmen. Auf der Heimfahrt von demselben wurde er von einem Schlage gerührt und starb am 5. Jan. 1884 morgens 1 Uhr. Sowol in Amerika als in Deutschland, wohin sein Leichnam überführt und in Berlin beigesetzt wurde, fanden große Leichenfeierlichkeiten statt. In der Synagoge zu Berlin hielt außer dem Rabbiner der Reichstagsabgeordnete Kapp (28. Jan.), bei der Leichenfeier in der Singakademie Reichstagsabgeordneter Ludwig Bamberger eine Gedächtnißrede. Die «Kreuzzeitung» und die «Norddeutsche Allgemeine Zeitung» rügten die Reclame, die der Liberalismus mit dem todten Lasker mache. Besonders viel besprochen wurde eine demon-

strative Beileidsbezeigung aus dem amerikanischen Repräsentantenhause zu Washington. Diese Kundgebung wurde dem Gesandten der Vereinigten Staaten in Berlin Mr. Sargent übersandt mit dem Auftrage, dieselbe durch die dafür zuständige Vermittelung an den Präsidenten des Reichstags gelangen zu lassen. Der Gesandte hielt den Reichskanzler als Minister des Auswärtigen für die geeignete Vermittelungsbehörde und schickte das Schriftstück an Bismarck. Dieser, durch das der Politik Lasker's gespendete Lob unangenehm berührt, um so mehr, als er vermuthete, daß die Sache von Lasker's Freunden veranstaltet sei, erklärte in einem höflich abgefaßten Schreiben, daß er nicht in der Lage sei, die Resolution zu übermitteln. Diese Zurückweisung wurde nun von den Anhängern Lasker's als eine unfreundliche Aufnahme einer internationalen Höflichkeit dargestellt und ausgebeutet. Der Abgeordnete Richter rügte sogar, daß die Sache verdorben worden sei durch die unbefugte Einmischung des Reichskanzlers. Dieser fand sich dadurch veranlaßt, in der Reichstagssitzung vom 13. März eine ausführliche Erklärung über den Hergang zu geben, um sein Verhalten vor etwaigen Misdeutungen auf amerikanischer Seite zu wahren. Er sagte, man könne ihm doch nicht zumuthen, die Lobpreisungen einer Politik zu vermitteln, welche die seinige und die des Kaisers, die er zu vertreten habe, seit Jahren bekämpfe. Wäre wirklich die Politik Lasker's für Deutschland so nützlich gewesen, wie in jener Resolution behauptet werde, so würde daraus folgen, daß die Politik des Kaisers und seines Reichskanzlers eine unrichtige, verderbliche gewesen sei. Unter diesen Umständen habe er sich unmöglich amtlich zum Organ des Lobes machen können, das in der amerikanischen Beileidsbezeigung dem Abgeordneten Lasker gespendet worden sei.

Daß Lasker ein hochbegabter, für staatsmännische Wirksamkeit ausgezeichnet beanlagter Mann war, daß er mit redlichem Streben, unbestechlicher Gewissenhaftigkeit und eisernem Fleiße seinen Beruf zu erfüllen suchte, daß er sich bleibende Verdienste um das Deutsche Reich erworben hat, wird allgemein anerkannt werden müssen; aber daß er durch Einseitigkeit und eigensinniges Hangen an vorgefaßten Meinungen seine Wirksamkeit vielfach beeinträchtigt und manches verdorben hat, wird auch nicht geleugnet werden können.

Noch ist schließlich der literarischen Thätigkeit Lasker's mit einigen Worten zu gedenken. Die schon oben erwähnten Aufsätze über preußische Verfassungsgeschichte, die er am Anfange seiner Laufbahn geschrieben hat, erschienen als selbständiges Buch: «Zur Verfassungsgeschichte Preußens» (Leipzig 1874). Später schrieb er für die «Deutsche Rundschau» einige culturgeschichtliche Essays, welche unter dem Titel: «Wege und Ziele der Culturentwickelung» (Leipzig 1881) gesammelt erschienen. Seine anonym herausgegebene Schrift «Erlebnisse einer Mannesseele» zog er später nach Möglichkeit aus der Oeffentlichkeit zurück. Auch ist noch ein Bericht über die nationale Partei im J. 1870 zu erwähnen, der in Hirth's Annalen abgedruckt ist. Als Beiträge zur Biographie und Charakteristik Lasker's sind anzuführen «Drei Gedenkblätter von Rickert, Hänel und Gneist mit Nekrolog von Baumbach» (Stuttgart 1884); Ludwig Bamberger's Gedenkrede in der Singakademie zu Berlin «Eduard Lasker» (Leipzig 1884); «Lasker's Charakteristik», «Preußische Jahrbücher», Februar 1884); G. Schmoller, «Schulze-Delitzsch und Lasker im «Jahrbuch für Gesetzgebung», neue Folge, Jahrgang VIII, Heft II. *(Karl Klüpfel.)*

Laski (Jan), s. Lasco (Johannes a).

LASSA (L'Hlassa oder L'Hassa, d. h. Götterstadt), die Hauptstadt von Tibet und der geistige Mittelpunkt des Lamaismus, in einer fruchtbaren Hügellandschaft, in einem Thalbecken von 3500 Met. Höhe über dem Meer, am Flusse Tsangtschhue, einem Nebenflusse des Dsangbotsiu oder Brahmaputra, hat mit ihren Umgebungen einen Umfang von 7 Kilom.; ihre weißen Häuser, die goldstrahlenden Kuppeln und Thürme der zahlreichen, meist auf Hügeln liegenden Lamaklöster und Tempel, die Gruppen uralter Bäume, welche die Vorstädte umkränzen, gewähren als Gesammtbild einen großartigen Anblick. Die Hauptstraßen sind breit und geradlinig, die meisten Häuser aus Stein oder Ziegeln, nur wenige aus Erde. Unter den Gebäuden ragen in der Stadt die geistlichen durch ihre Pracht und Größe hervor; das Centrum derselben ist das kolossale, reich ausgeschmückte, das Bild des Buddha Sakjamuni und andere Heiligthümer enthaltende Tempelkloster Labhrang, im 7. Jahrh. gegründet, im 17. Jahrh. restaurirt und umgebaut. Auf der nordwestlichen Seite Lassas liegt der dreigipfelige befestigte Bergkegel Potala oder Botala, mit dem Tempelpalast des Dalaï-Lama; drei Sommergärten für den Dalaï-Lama liegen in der Umgebung Potalas. Im District der Stadt Lassa zählt man allein 30 große Lamaklöster (darunter Sera und das altberühmte Ghaldhan), abgerechnet zahllose kleinere geistliche Ansiedelungen. Von der Bevölkerung Lassas, welche man ohne die chinesische Besatzung auf 30,000 Köpfe schätzt, gehören $^2/_3$ dem geistlichen Stande an; täglich treffen Scharen von Pilgern und Wallfahrern aus allen Ländern des Lamaismus ein. Die Gewerbthätigkeit, welche sich auf Webereien, Fabrikation von Räucherstäbchen, Götterbildern, Gefäßen, Schnitzarbeiten, vortreffliche Steinschneiderei, Steinschleiferei und Ornamentik in Metallen, z. B. in Silber, erstreckt, ist nicht unbedeutend; ebenso der Handel, welcher sich jedoch größtentheils in den Händen der Chinesen, Kaschmiren und Nepalesen befindet. Der lebhafteste Verkehr findet im December statt, in welchem sich eine Art Messe entwickelt, zu der Händler und außerdem viele Wallfahrer aus den umliegenden Ländern sich einfinden. *(A. Schroot.)*

LASSALLE (Ferdinand), geistreicher Schriftsteller und Begründer der socialdemokratischen Partei in Deutschland, wurde am 11. April 1825 zu Breslau als Sohn eines reichen jüdischen Kaufmanns geboren. Von Jugend auf von energischem wissenschaftlichen Streben erfüllt, entsagte er dem von seiner Familie in Aussicht genommenen kaufmännischen Berufe und studirte erst in seiner Vaterstadt, dann in Berlin mit Eifer und Erfolg Philosophie

und Philologie. Seine hervorragende Begabung sowie eine zeitig hervortretende Selbständigkeit und kraftvolle Originalität ließen ihn zu ungewöhnlichen wissenschaftlichen Leistungen berufen erscheinen und empfahlen ihn den ersten Männern der berliner Gelehrtenwelt, von denen er namentlich mit August Böckh lebhaften persönlichen und wissenschaftlichen Verkehr unterhielt, aber auch von A. von Humboldt, Savigny u. a. fördernde und aufmunternde Theilnahme erfuhr. Aehnlich bedeutend war der Eindruck, welchen Lassalle bei einem längern Aufenthalte in Paris auf Heinrich Heine machte, an den er empfohlen war und der ihm eine außerordentlich warme Aufnahme bereitete. Aber alle die Hoffnungen seiner gelehrten Freunde, welche in dem kenntnißreichen, scharfsinnigen und selbständig, oft kühn denkenden Jüngling eine der künftigen Zierden der philosophischen und philologischen Gelehrsamkeit in Deutschland zu sehen glaubten, gingen nur zum allerkleinsten Theil in Erfüllung, da Lassalle, eben 21jährig, durch die Anknüpfung einer über sein ganzes Leben entscheidenden persönlichen Verbindung in eine durchaus ungewöhnliche und abenteuerliche Bahn geschleudert wurde, welche für seinen brennend ehrgeizigen, nach dem Außerordentlichen trachtenden Sinn, für seinen Aufregung und Kampf suchenden Thatendrang einen zu unwiderstehlichen Reiz besaß, als daß er sich ihr jemals hätte wieder entziehen können; die ihn um so mächtiger gefangen nahm, als das eigentlich entscheidende Motiv dabei eine aus Ritterlichkeit und Sinnlichkeit gemischte Leidenschaft für eine ältere, aber noch schöne, dabei reiche und vornehme Dame war. In der berliner Gesellschaft begegnete Lassalle 1845 der Gräfin Sophie von Hatzfeldt, einer emancipirten Aristokratin, welche mit ihrem Gatten in einem langwierigen, allgemeines Aufsehen erregenden Scheidungsprocesse lag. Zwischen Lassalle und der Gräfin entwickelte sich schnell ein merkwürdiges, leidenschaftliches Verhältniß, welches langen Jahren und stürmischen Ereignissen ohne Wandel widerstanden hat und erst durch den Tod gelöst worden ist. Mit jenem unbändigen, rücksichtslosen Feuereifer, der einen besonders hervorstechenden Zug seines ganzen Wesens bildete, nahm sich Lassalle der angeblich mit Unrecht verfolgten Gräfin an, und indem er seine eigene Existenz in dem von ihm auszufechtenden Kampfe einsetzte, wurde er ihr Beirath und Anwalt in dem sich acht lange Jahre hinschleppenden Processe gegen den Grafen Hatzfeldt. Die Rolle, welche er damit übernommen hatte, brachte ihn bald in sehr bedenkliche Verwickelungen. Als nämlich andere übereifrige Freunde der Gräfin, ein Dr. Mendelssohn und der später publicistisch bekannt gewordene Assessor H. B. Oppenheim, in deren Interesse eine dem Gegner derselben gehörige Cassette, welche für den Fortgang des Processes wichtige Briefschaften enthalten sollte, auf dem kölner Bahnhofe entwendet hatten, wurde der als Vorkämpfer der Gräfin bekannte Lassalle der intellectuellen Urheberschaft an diesem vielbesprochenen Cassettendiebstahl beschuldigt [1]), aber freilich von den kölner Assisen am 11. Aug. 1848 freigesprochen auf Grund einer Selbstvertheidigung, in welcher das gewaltige Pathos seiner heftig darauf losstürmenden und sich nicht selten überstürzenden Beredsamkeit und der rücksichtslose Radicalismus seiner Beweisführung, sowie der große demagogische Zug seiner ganzen Persönlichkeit sich zum erstenmal offenbarten.[2])

Bald fand die revolutionäre Art in Lassalle noch anderweitige Gelegenheit sich zu bethätigen. Seit 1848 mit der Gräfin Hatzfeld in Düsseldorf angesiedelt, spielte Lassalle bald eine hervorragende Rolle unter den fortgeschrittensten rheinischen Demokraten und wurde infolge dessen, als er die Auflösung der Nationalversammlung durch die preußische Regierung mit offenem Aufstande zu beantworten vorschlug, verhaftet und processirt. Die Verhandlung der Anklage bot ihm die mit Eifer benutzte Gelegenheit, in einer leidenschaftlichen, weit von dem eigentlichen Gegenstande abschweifenden Vertheidigungsrede[3]) sein noch unklar in ihm gährendes politisches Programm zu entwickeln und sich mit einem gewissen himmelstürmenden Idealismus, der mit den thatsächlich gegebenen Umständen nur wenig gemein hatte, als Revolutionär aus Princip und als Vorkämpfer der socialistischen Republik zu bekennen. In der Hauptsache von der Jury nichtschuldig erklärt, wurde Lassalle dennoch in Haft behalten und wegen Aufreizung der Bürger zum Widerstand gegen Beamte von dem Gerichtshofe zu sechsmonatlicher Haft verurtheilt. Er verbüßte dieselbe auch, weil er die ihm nahe gelegte Einreichung eines der Bewilligung sichern Gnadengesuches mit seinen Principien für unvereinbar erklärte.

Die folgenden Jahre des düsseldorfer Aufenthaltes, während dessen Lassalle sich mehr und mehr in den für seine aller Regel und Ordnung widerstrebende Titanennatur charakteristischen Wechsel zwischen wildestem Sinnengenusse und angespanntester geistiger Thätigkeit hineinlebte, in welchem sein Dasein sich auch späterhin allezeit bewegt hat, gehörten zunächst der Fortführung des durch das Hineinspielen sehr complicirter Vermögensfragen äußerst verwickelten Hatzfeld'schen Processes, dann der Vollendung eines schon während seiner Studienzeit in Angriff genommenen Werkes, in dem mit wuchtiger Gelehrsamkeit ein weit entlegener Stoff behandelt werden sollte. Mit beiden kam er schließlich glücklich zu Stande, in anderer Weise freilich als seine Freunde erwartet haben mochten und als es ursprünglich in seiner eigenen Absicht gelegen haben wird. Der Proceß der Gräfin mit ihrem Gemahle fand nämlich 1856 seinen Abschluß durch einen für die Clientin Lassalle's günstigen Vergleich, der freilich auf Lassalle selbst und sein vor den kölner Assisen in einem so ganz idealen Lichte geschildertes Verhältniß zu der Gräfin dadurch ein sehr eigenthümliches und nicht eben günstiges Licht fallen ließ, daß der ritterliche Anwalt sich seine Bemühungen durch

1) «Der Criminalproceß wider mich wegen Verleitung zum Cassettendiebstahl» (Berlin 1848).

2) «Meine Vertheidigungsrede wider die Anklage wegen Verleitung u. s. w.» (ebendas. 1848). 3) «Meine Assisenrede» (Düsseldorf 1849).

eine reichlich bemessene lebenslängliche Rente belohnen ließ, welche ihm eine sorgenfreie, höchst behagliche Existenz sicherte und ihn damit in den Stand setzte, in völliger Unabhängigkeit seinen literarischen und politischen Neigungen nachzuleben, im üppigsten Wohlleben auf das Unrecht des Reichthums zu schelten und von einer mit allem Luxus ausgestatteten Wohnung aus den Arbeitern ein abschreckendes Bild ihrer elenden Lage zu entwerfen. Ueberhaupt warf dieser ganze, höchst anstößige Hatzfeld'sche Handel auf Lassalle's persönliche Verhältnisse und gesellschaftliche Stellung einen Schatten, der niemals gewichen ist und der Lassalle aus denjenigen Gesellschaftskreisen ausschloß, auf die er nach seiner eminenten Begabung, nach seinen hochgespannten gesellschaftlichen Ansprüchen und auch nach seinen stark aristokratischen Lebensgewohnheiten eigentlich angewiesen war und ein Recht zu haben glaubte. Man wird nicht irre gehen, wenn man dieses gesellschaftliche Deplacement und den daraus entspringenden, zur Verbitterung führenden Gegensatz zu der herrschenden Ordnung wenigstens unter diejenigen Motive zählt, welche Lassalle selbst unbewußt, auf seine rücksichtslos agitatorische und socialrevolutionäre Thätigkeit eingewirkt haben.

Die gelehrte Arbeit, mit welcher sich Lassalle in jenen Jahren vorzugsweise beschäftigte, galt einem wissenschaftlichen Probleme, auf welches bereits während seiner berliner Studienzeit August Böckh ihn aufmerksam gemacht hatte und dessen glückliche Behandlung besonders geeignet schien, Lassalle in der gelehrten Welt eine große Aussichten eröffnende Stellung zu verschaffen. Aber obgleich der Gegenstand eigentlich allen politischen und socialen Streitfragen der Gegenwart gänzlich fern lag, ist die Behandlung desselben Lassalle doch je länger je mehr zu einem Mittel für die Entwickelung seines sich allmählich gestaltenden socialen und politischen Reformprogramms geworden. In dem 1857 zu Berlin in zwei Bänden erschienenen Werke «Die Philosophie Heraklitos des Dunkeln von Ephesos» steht Lassalle in der Hauptsache auf dem Boden der Hegel'schen Philosophie und benutzt die dürftigen, zusammenhanglos überlieferten und daher sehr deutbaren Fragmente des ionischen Naturphilosophen, um Hegel'sche Grundsätze mit Energie und Scharfsinn von neuem vorzutragen, zugleich aber manchen von den eigenthümlichen und entwickelungsfähigen Zügen seines eigenen, von der Hegel'schen Grundlage aus erwachsenden Systems zur Geltung zu bringen. Namentlich in der Ethik und den angrenzenden politischen Erörterungen tritt dies bedeutsam hervor. Indem Lassalle mit Heraklit dem Dunkeln das Werden für das Grundprincip aller Dinge erklärt, verlangt er von dem Einzelnen absolute Hingabe an dieses in ewigem Fluß befindliche Allgemeine, das er aber auch in einzelnen großen, zum Gebieten und Leiten berufenen Persönlichkeiten verkörpert erscheinen läßt, in dem das Göttliche selbst darstellenden Genius, dessen Ueberlegenheit anerkannt werden und dem die Menge sich dienend unterordnen soll — eine Anschauung, welche für Lassalle's Beurtheilung und Werthschätzung seiner eigenen Persönlichkeit und seiner Bestrebungen durchaus maßgebend geworden ist. Denn in sich selbst erblickte Lassalle eine solche Verkörperung des Genius und verlangte demgemäß Gehorsam und Unterordnung unter seinen Willen und das von ihm verkündete System. Der stark monarchische, autokratische, ja despotische Zug, welcher dem gesammten Denken wie der Persönlichkeit und auch der Agitationsweise Lassalle's allezeit eigenthümlich geblieben ist, tritt hier auf dem Gebiete philosophischer Construction in überraschender Klarheit zu Tage. Auf welchem Untergrunde aber diese scheinbar so rein wissenschaftliche Arbeit sich bewegte und wie sehr Lassalle im Widerspruch mit dem abstract gelehrten Schein derselben seiner Natur nach unwiderstehlich von der Praxis der politischen und socialen Reformthätigkeit angezogen wurde, ließ ein um dieselbe Zeit entstandenes Drama «Franz von Sickingen» (Berlin 1854) erkennen. Nichts weniger als kunstgerecht in Anlage und Aufbau und augenscheinlich von dem Verfasser niemals ernstlich für die Bühne bestimmt, brachte dieses Drama doch die allgemeinen, auch für die Gegenwart noch bedeutenden und praktisch anzuregen geeigneten Ideen politischer und socialer Reform, welche Deutschland zur Zeit der Reformation erfüllten, in pathetischer, oft schwungvoller und hinreißender Sprache, zuweilen aber auch in etwas hohler Declamation energisch zum Ausdruck.

Um jene Zeit nahm Lassalle mit der Gräfin Hatzfeld seinen dauernden Aufenthalt in Berlin. In den literarischen und politischen Kreisen der Hauptstadt, welche mit dem Beginn der neuen Aera von einem überaus frischen und mannichfach bewegten Leben erfüllt waren, spielte er bald eine hervorragende Rolle, ohne sich jedoch in der wachsenden Bewegung der Geister mit einer der vorherrschenden Strömungen zu identificiren; er ging auch hier seine eigenen Bahnen, die ihn freilich mehr und mehr isolirten, und erregte vielfach Aufsehen durch die stolze Unabhängigkeit seiner von der herrschenden Meinung weit abweichenden Ansichten, die er mit fast herausfordernder Rücksichtslosigkeit vorzutragen pflegte. In diesem Sinne wurde namentlich Lassalle's 1859 veröffentlichte politische Broschüre beurtheilt: «Der Italienische Krieg und die Aufgabe Preußens», worin er sich mit dem von Napoleon III. zu Gunsten Italiens proclamirten Nationalitätsprincip im wesentlichen einverstanden erklärte und die Einigung Italiens als den Weg zur künftigen Einigung auch Deutschlands bezeichnete; diese durchzuführen erklärte Lassalle für den Beruf Preußens und verhieß der preußischen Regierung, wenn sie, mehr und mehr gegen Oesterreich Front machend, eine solche nationale Einheitspolitik durchzuführen unternehmen würde, die kraftvolle Beihülfe der deutschen Demokratie. Eine solche Erklärung war für jene Zeit etwas sehr Außerordentliches: hatte sie zunächst auch keinen praktischen Werth, so ließ sie doch den weiten Abstand deutlich erkennen, der die nationalen Zukunftspläne Lassalle's von dem Gros der demokratischen Partei trennte; sie offenbart auch auf diesem Gebiete eine überraschende Uebereinstimmung zwischen Lassalle und dem damals sein künftiges Werk erst mühsam vorbereitenden deutschen Staats-

mann, welcher Lassalle's Programm, die nationale Einigung Deutschlands unter preußischer Führung, durchzuführen berufen war. In demselben Sinne wies Lassalle damals in einem Aufsatze über «Fichte's politisches Testament» auf Fichte als den geistigen Vorkämpfer einer nationalen Erweckung und Einigung Deutschlands hin und feierte Lessing als den Helden, welcher die zur Erreichung des von Fichte zuerst klar erkannten und aufgewiesenen Zieles nöthige geistige Befreiung des deutschen Volkes durchgeführt habe.

Den Mittelpunkt aber für Lassalle's Studien in dieser Zeit bildete die Ausarbeitung seines Werkes «System der erworbenen Rechte. Eine Versöhnung des positiven Rechts und der Rechtsphilosophie» (2 Thle., Leipzig 1861; 2. Aufl., herausgegeben von Lothar Bucher, 1880), welches, speculativ, systematisch und historisch zugleich, trotz mancher unleugbaren Schwächen doch als eine in mehr als einer Hinsicht epochemachende That bezeichnet werden muß, deren Wirkungen freilich weniger auf dem wissenschaftlichen Gebiete als auf dem der Praxis zur Geltung gekommen sind. Das «System der erworbenen Rechte» war die philosophisch-speculative und historisch-kritische Grundlegung zu der socialistischen Gesellschaftslehre, in deren Verfechtung Lassalle während der folgenden Jahre seine für die fernere Entwickelung Deutschlands wichtigste Thätigkeit entfaltet hat. Es ist hier nicht der Ort, die scharfsinnigen und geistvollen Deductionen Lassalle's in ihrem nicht leicht übersehbaren Gange ausschließlich zu reproduciren; nur der Grundgedanke des ganzen Werks, dessen Bedeutung für einzelne Zweige der Rechtswissenschaft überhaupt auch von vorurtheilslosen Juristen anerkannt wird, und die weitreichenden Folgerungen, welche sich daraus für die Beurtheilung gewisser Rechtsinstitute in der Gegenwart ergeben sollen, mögen hier mit einigen Worten berührt werden, weil die socialdemokratische Partei im wesentlichen in diesen Sätzen ihren Ursprung hat. Von dem Heraklitischen Satze von dem ewigen Werden, dem steten sich im Flusse Befinden ausgehend, leugnet Lassalle die Existenz eines absoluten und ewigen Rechts: ihm sind vielmehr alle Rechtsinstitutionen nur historische Bildungen, geworden, sich weiter entwickelnd und vergehend; sie haben nur eine relative Gültigkeit, insofern sie dem Rechtsbewußtsein einer bestimmten Zeit angemessenen Ausdruck geben. Das Recht wandelt sich bei den verschiedenen Nationen und ist bei jeder einzelnen Nation ein verschiedenes je nach den sich wandelnden Verhältnissen. Selbst das Naturrecht ist demgemäß für Lassalle nicht ein unwandelbares, sondern als Naturrecht gilt zu verschiedenen Zeiten verschiedenes, entsprechend den Wandelungen des auf dem Wege der Entwickelung werdenden Geistes. Im Gegensatz hierzu bezeichnet Lassalle nun als erworbene Rechte «diejenigen, welche durch freie Willensaction vermittelt, welche das Individuum ganz zu seiner That gemacht, wie Lassalle es nennt, verseinigt hat» (E. Plener). Nur diese erworbenen Rechte erkennt Lassalle als unveräußerlich an in der Weise, daß ihnen gegenüber alle später entstehenden Rechtsauffassungen ohnmächtig bleiben, alle denselben im Laufe der Zeit Ausdruck gebenden Gesetze eine rückwirkende Kraft nicht haben. Lassalle kommt so schließlich nach der andern Seite hin geradezu zu dem Satze, daß das historisch gewordene Recht die Geltendmachung einer neuen Ueberzeugung, zu welcher das Rechtsbewußtsein im Fortgange seiner Entwickelung gelangt ist, nicht aufhalten oder beeinträchtigen kann, daß mithin bestehende Rechtszustände, wenn sie mit dem herrschenden, dem augenblicklichen Stadium der Geistesentwickelung entsprechenden Rechtsbewußtsein in Widerspruch stehen, durch einen dieses Rechtsbewußtsein zum Ausdruck bringenden gesetzgeberischen Act aufgehoben werden können, ohne daß die dadurch Geschädigten irgend einen Anspruch auf Ersatz für die ihnen daraus erwachsenden Nachtheile zu beanspruchen hätten. Es liegt auf der Hand, wie mit diesen Principien die legislatorische Omnipotenz der staatlichen Autorität proclamirt wird, welche dieses sich entwickelnde Rechtsbewußtsein zum Ausdruck zu bringen berufen ist; wie diese Sätze ferner consequenter Weise die Unantastbarkeit des Privateigenthums in Frage stellen und zu Angriffen gegen das in jenem wurzelnde Erbrecht führen mußten. Namentlich letzteres bestritt Lassalle mit aller Entschiedenheit, ohne daß klar geworden wäre, ob er die völlige Aufhebung desselben oder blos eine wesentliche Beschränkung erstrebte. Vorsichtiger verhält er sich dagegen in Bezug auf die Frage nach dem Privateigenthum, obgleich er auch da durchblicken ließ, daß die einfache Aufhebung desselben dem fortschreitenden Rechtsbewußtsein am meisten entsprechen würde. In dieser, stellenweise freilich nur andeutenden Darlegung einer ausgesprochen socialistischen Anschauung lag die epochemachende Bedeutung von Lassalle's «System der erworbenen Rechte»; die zur praktischen Vertretung dieses Systems nöthigen Kräfte aber suchte und fand Lassalle nicht in den Kreisen der Gelehrten, sondern in der Masse des Arbeiterstandes.

Schon aus dem «System der erworbenen Rechte» erhellte der Gegensatz, in welchem Lassalle nach seiner gesammten politischen Denkweise sich zu den Liberalen alten Schlages befand. Die gesteigerte Bewegung des politischen Lebens, welche mit dem Uebergang der neuen Aera in die Conflictszeit eintrat, brachte denselben zu offener Aussprache und verschärfte ihn schnell. Bereits die plumpe Schmähschrift, in welcher er gegen den Hauptvertreter des Altliberalismus im literarhistorischen Gebiete, Julian Schmidt, auftrat und das Recht der großen Genien unserer Literatur gegen die schulmeisterliche Aburtheilung durch diesen wahrnahm, in der Form den Lessing'schen «Antigötze» nicht eben glücklich nachahmend, trug ihm von dieser Seite die allerbitterste Feindschaft ein. Aber auch mit der neu erstandenen und die Mehrheit des Bürgerthums um ihre Fahne sammelnden Fortschrittspartei lag er bald in offenem Streit: er tadelte dieselbe als inconsequent, nur scheinbar liberal und unpraktisch, natürlich unter dem ermunternden Beifalle der Conservativen, die sich des ihnen so unerwartet erstandenen Bundesgenossen, dessen weitere Ziele damals noch im Dunkeln lagen, lebhaft freuten. In einem nach-

trägtich durch den Druck veröffentlichten Vortrag «Ueber Verfassungswesen» (Berlin 1860) übte er eine ebenso originelle wie vernichtende Kritik an den constitutionellen Theorien der Liberalen, welche durch Verfassungsparagraphen, Interpretationen derselben und Resolutionen dazu die Rechte des Volkes wahrnehmen zu können glaubten; er zeigte, daß es sich bei alledem nicht um Verfassungs-, sondern um Machtfragen handle und daß insbesondere wahrhaft verfassungsmäßiges Staatsleben in Preußen bei der Uebermacht des über die Armee verfügenden Königthums überhaupt nicht möglich sei; die Verfassung sei infolge dessen in demselben Grade fortschreitend verschlechtert worden, wie das Königthum sich von der 1848 momentan erlittenen Niederlage allmählich wieder erholt habe; die wichtigste, die einzig wirksame Verfassungsgarantie erblickt Lassalle in den Kanonen, deren Ohhut er deshalb vom Volke ernannten Beamten anvertraut sehen will. Er kommt zu dem Schlusse, daß die preußische Verfassung völlig unbrauchbar und deshalb auch gar nicht werth sei, daß man sich so um sie ereifere, wie die Liberalen es thäten. Aehnlich abfällig war die Kritik, welche Lassalle weiterhin in einem Vortrage: «Warum» (Zürich 1863), an der Politik der Fortschrittspartei in der Conflictszeit übte: alle ihre Budgetverweigerungen und Resolutionen hätten nichts genutzt, eine allgemeine Steuerverweigerung sei nicht durchzuführen; nur eins könne nun noch helfen und das Volksrecht zur Anerkennung bringen, nämlich daß die Volksvertretung sich jeder Verhandlung, jedes Zusammenwirkens mit der Regierung, jedes Eingehens auf irgendeinen Antrag derselben so lange enthielte, bis die Regierung den von ihr eingenommenen verfassungswidrigen Standpunkt aufgegeben haben würde.

Man kann diesen Vortrag, der reich ist an den bittersten Ausfällen gegen die Fortschrittspartei, geradezu als den Absagebrief an die bisher aufgetretenen liberalen Parteien überhaupt ansehen. Denn eben damals that Lassalle den entscheidenden Schritt, indem er gegen den seiner politischen Unfähigkeit wegen mit Hohn und Spott überschütteten dritten Stand die Massen des vierten Standes aufrief und damit den Anstoß zu einer unendlich folgewichtigen und noch lange nicht abgeschlossenen Bewegung gab. Es ist höchst bezeichnend für Lassalle's ganzes Wesen, in welchem abstracte Speculation und revolutionärer Thatendrang bald zusammengingen, bald miteinander im Kampf lagen, daß er auch diese Wendung durch eine geschichtsphilosophische Expectoration vorbereitete, die er in einem im April 1862 gehaltenen Vortrag «Ueber den Zusammenhang der gegenwärtigen Geschichtsperiode mit der Idee des Arbeiterstandes» niederlegte. Der Grundgedanke desselben ist, daß die Periode, wo das Bürgerthum, die Bourgeoisie, die die geschichtliche Entwickelung beherrschende Macht gewesen sei und sie zu sein ein Recht gehabt habe, abgelaufen sei, daß, nachdem der dritte Stand sein Recht durchgesetzt und die leitende Stellung inne gehabt habe, nun der Moment gekommen sei, wo der vierte Stand sein Recht durchzusetzen und die leitende Stellung einzunehmen berufen sei. Damit war in großen Zügen das Programm der Arbeiterbewegung ausgegeben. Als Hauptargument führte Lassalle an, daß in Preußen die thatsächlich politisch allein berechtigten, directe Steuer zahlenden Bürger nur 12 Millionen Thaler aufbrächten, während die von der großen Masse der Arbeiter getragenen indirecten Steuern nahezu das Siebenfache ergäben. Nicht mit Unrecht wurde Lassalle's Auftreten als der Versuch gekennzeichnet, die besitzlosen Klassen zum Hasse gegen die Besitzenden aufzureizen. Eine in diesem Sinne gegen ihn erhobene Anklage, infolge deren er im Januar 1863 zu viermonatlichem Gefängniß verurtheilt wurde, gab ihm die erwünschte Gelegenheit, in einer fulminanten Vertheidigungsrede, welche dann unter dem anspruchsvollen Titel «Die Wissenschaft und die Arbeiter» (Berlin 1863) veröffentlicht wurde, für die von ihm vertretene Sache des vierten Standes Propaganda zu machen. Wenn er aber dann einen besondern Ton darauf legte, daß er kein Agitator, sondern ein Denker, nicht ein praktischer Revolutionär, sondern ein Mann der Wissenschaft sei, so strafte er diese Erklärung doch bald danach durch die That Lügen. Ein in Leipzig zusammengetretenes Comité für Arbeiterinteressen wandte sich an Lassalle um Rath über die zur Erreichung der erstrebten Ziele anzuwendenden Mittel. «Ein offenes Antwortschreiben» that im März 1863 Lassalle's Ansicht dar, schuf die deutsche Arbeiterpartei und entwarf das von derselben zu vertretende Programm der Socialdemokratie. Dem Arbeiterstande ist danach mit politischen Discussionen im Stile der auch hier bitter mitgenommenen Fortschrittspartei nicht zu helfen; seine Zukunft hängt ab von der Lösung der socialen Frage. Was in dieser Hinsicht bisher geschehen sei, seien nichts als elende Nothbehelfe; es gelte vielmehr durch ein Radicalmittel das «eherne Lohngesetz» zu brechen, nach welchem trotz aller dem Arbeiter gewährten Scheinhülfe der von demselben verdiente Arbeitslohn doch niemals über das steige, was der Arbeiter gerade für sich und die Seinen zum Lebensunterhalt nöthig hat. Schuld daran sei die Macht des Kapitals und die ihm mögliche Ausnutzung der Arbeiter zum Großbetriebe, zur Fabrikproduction. Helfen lasse sich infolge dessen nur dadurch, daß die Arbeiter selbst Fabrikanten werden und selbst mit den Mitteln des Kapitals produciren. So kommt Lassalle zu der Forderung der Arbeiterassociation zum Zwecke der Großproduction, für welche die nöthigen Mittel auf dem Wege der Staatshülfe zu gewähren sind. Damit zusammen hängt die Verwerfung des auf die Zahlung eines Lohns gegründeten Verhältnisses zwischen Arbeitnehmer und Arbeitgeber, sowie die des Unternehmergewinnes, an dessen Stelle die Vertheilung des vollen Arbeitsertrages an die Genossen der Productivassociation zu treten hat. Mit diesem Programm trat Lassalle in den allerfeindlichsten Gegensatz zu den auf dem Princip der Selbsthülfe beruhenden Genossenschaften, die Schulze-Delitzsch begründet und eben zu vielverheißender Entwickelung gezeitigt hatte. Von der liberalen Presse, namentlich der der Fortschrittspartei, die allerdings den Boden unter ihren Füßen

wanken fühlte, wurde er mit leidenschaftlicher Heftigkeit angegriffen und verketzert, während in den der Presse ferner stehenden gelehrten Kreisen seine Ausführungen manchen Anhänger fanden und so den Stamm der nachmals sogenannten Kathedersocialisten entstehen ließen. Mit um so leidenschaftlicherem Eifer warf sich Lassalle nun in diese seiner ganzen Natur besonders zusagende Agitation. Nachdem das leipziger Comité seine Antwort als Programm acceptirt hatte, vertrat Lassalle 1863 in Frankfurt a. M., das bald einer der Hauptsitze der neuen Partei wurde, persönlich seine Sache in zwei, zum Theil stürmisch bewegten Arbeiterversammlungen, in heißem Kampfe, trotz der ihm entgegengebrachten Antipathie, schließlich in der Hauptsache obsiegend: die Rede, wohl die bedeutendste, aber auch agitatorischste und in den Mitteln rücksichtsloseste, die Lassalle gehalten, wurde als «Arbeiterlehrbuch» gedruckt und gleichfalls der Leitfaden für die Weiterführung der socialistischen Propaganda. Ein noch durchschlagenderer Erfolg wurde ihm in Mainz zutheil. Damit war die Bewegung in Fluß gebracht, und der den Dictator zu spielen so geneigte Lassalle durfte hoffen, an der Spitze der deutschen Arbeiter eine Macht zu werden. Der «Allgemeine deutsche Arbeiterverein», der sich im Mai 1863 in Leipzig unter Theilnahme von Delegirten aus verschiedenen andern großen Städten constituirte und in seinem Programm die Einführung des allgemeinen gleichen und directen Wahlrechts als die vor allem anderen durchzuführende Forderung proclamirte, wählte Lassalle auf die nächsten fünf Jahre zum Vorsitzenden mit ziemlich unumschränkter Vollmacht. Natürlich trug ihm sein «Arbeiterprogramm» einen neuen, durch zwei Instanzen verfolgten Proceß ein, in dem er seine alte Meisterschaft in der Kunst der Vertheidigung durch die rücksichtsloseste Offensive von neuem bethätigte, aber doch nicht mehr erreichte, als daß die Strafe in zweiter Instanz von einem Monat Gefängniß auf hundert Thaler Strafe gemindert wurde. Eine Heerschaureise nach den Rheinlanden im Herbst 1863 gab an einigen Orten zu stürmischen Auftritten Anlaß, während Lassalle's Bemühungen, für seine Sache in Berlin festen Boden zu gewinnen, ohne Erfolg blieben, da dort die Schulze-Delitzsch'schen Genossenschaften die Arbeiterbevölkerung unangefochten beherrschten. Es scheint, als ob der Aerger darüber mit an dem ungemessen groben Ton und der nicht ganz concludenten Eilfertigkeit schuld war, welche die Lassalle'sche Schmähschrift: «Herr Bastiat-Schulze von Delitzsch, oder Kapital und Arbeit» (Berlin 1869), unvortheilhaft kennzeichneten. Der Gegensatz zur Fortschrittspartei wurde natürlich noch leidenschaftlicher und erbitterter, die gerichtlichen Verfolgungen häuften sich, während seine Sympathien für die sich allmählich entfaltende deutsche Politik des Herrn von Bismarck Lassalle in den Augen mancher seiner Anhänger compromittirte. Auf Lassalle selbst lastete das Gefühl, trotz aller aufreibenden Agitation nur wenig erreicht zu haben. Ein zweiter Besuch seiner rheinländischen Anhängerschaft und die festliche Begehung des Stiftungsfestes des Allgemeinen Arbeitervereins regten ihn neu an, die bei der letzteren in Ronsdorf gehaltenen Rede brachte ihm eine neue Anklage ein und veranlaßte noch eine seiner leidenschaftlichen Vertheidigungsreden. Dann eilte Lassalle zur Erholung nach der Schweiz. Dort entflammte ihn eine Leidenschaft für die schöne Helene von Dönniges, die Tochter des bairischen Gesandten in Bern, die schon manchen Roman hinter sich hatte, dennoch aber ihren Verlobten, einen jungen rumänischen Bojaren, von Racowitza, im Stich zu lassen und die ihrer Eitelkeit schmeichelnde Verbindung mit Lassalle um jeden Preis einzugehen bereit war; Lassalle dagegen wollte den üblichen Weg der Werbung bei den Aeltern gehen; diese perhorrescirten jeden Verkehr mit ihm, veranlaßten die Tochter zu offenem Bruch mit Lassalle, der nun, außer sich über die gespielte lächerliche Rolle, Herrn von Dönniges und dessen Schwiegersohn forderte und im Duell von dem letztern am 28. Aug. 1864 niedergeschossen wurde. Am 31. Aug. erlag er in Genf seinen Wunden.

Vgl. Brandes, «Ferdinand Lassalle. Ein literarisches Charakterbild» (Berlin 1877); Plener, in «Allgem. deutsche Biographie», XVII, 740 fg.

(H. Prutz.)

LASSBERG (Joseph Maria Christoph, Freiherr von), verdienter Alterthumsforscher, war geboren am 10. April 1770 zu Donaueschingen, wo sein Vater die Stelle eines fürstlich Fürstenbergischen Oberjägermeisters bekleidete. Er entstammte einer katholischen, in Oberösterreich heimischen Familie. Er schlug zunächst die militärische Laufbahn ein, indem er, 15 Jahre alt, als Cadett in ein Husarenregiment zu Landau trat und nicht lange darauf Offizier im Regiment des Herzogs von Orleans wurde; als solcher ward er 1786 auf Burg Trifels zum Johanniterritter geschlagen. Auf Wunsch des Vaters gab er jedoch schon in genanntem Jahre diese Carrière auf und bezog, um Jura, Nationalökonomie und besonders Forstwissenschaft zu studiren, die Universitäten Straßburg und Freiburg. Zu weiterer Ausbildung in letzterem Fache begab er sich zwei Jahre später nach Hechingen und von da 1789 nach Donaueschingen, wo er als fürstlich Fürstenbergischer Jagdjunker angestellt ward. Im J. 1792 erhielt er die Stellung eines Oberforstmeisters auf Heiligenberg, 1804 die eines Landesoberforstmeisters in Donaueschingen und hatte als solcher das ganze Forstwesen des Fürstenthums unter sich. Im J. 1805 wurde ihm die Vormundschaft des unmündigen Fürsten Karl Egon anvertraut, mit dessen Mutter, der Fürstin Elisabeth, ihn innigste Neigung verband, sodaß man sogar nach dem Tode von Laßberg's Gattin (er hatte sich 1795 mit der Freiin Ebinger in Konstanz vermählt, die 1814 starb) von einem durch den Priester geweihten Bunde sprach. Im J. 1806 zum Geheimen Rathe, 1813 zum Oberjägermeister ernannt, führte er fast als Regent des Landes die Vormundschaft bis 1817; er begleitete die Fürstin-Mutter auf Reisen, so nach Wien zum Congreß, bei welchem Anlaß er J. Grimm's Bekanntschaft machte. Nachdem der junge Fürst volljährig geworden, lebte Laßberg, seines Amtes entbunden, theils auf Schloß Heiligenberg bei der Fürstin Elisabeth,

theils auf dem Gute Eppishausen im Thurgau, das er seit 1813 besaß. Im J. 1822 starb die Fürstin: es war der schwerste Verlust seines Lebens, der ihn lange Zeit unfähig zu geistiger Arbeit machte. Doch sollte ihm noch ein häusliches Glück in einer zweiten Ehe beschieden sein: im J. 1834 vermählte er sich mit der Freiin Maria Anna von Droste-Hülshoff, der älteren Schwester der Dichterin, erwarb 1838 das Schloß Meersburg am Bodensee und lebte hier ganz seinen Studien, in der Umgebung der Seinigen, zu der auch in den letzten Jahren ihres Lebens seine Schwägerin gehörte, die 1848 in Meersburg starb. Er selbst starb, in geistiger Frische, wenn auch zuletzt körperlich gebeugt, in nahezu vollendetem 85. Lebensjahre, am 15. März 1855.

Laßberg's Neigungen als Gelehrter wandten sich frühe der deutschen Literatur und Geschichte, besonders seiner schwäbischen Heimat zu. Er begann zeitig zu sammeln und kam so nach und nach in den Besitz eines reichen Schatzes von Manuscripten und Büchern, die nach seinem Tode der fürstlich Fürstenbergischen Bibliothek in Donaueschingen zufielen. Unter den Handschriften die berühmteste ist die Nibelungenhandschrift (C), die auf seinen Betrieb die Fürstin Elisabeth kaufte (vgl. Pfeiffer's «Germania», 10, 506 fg.), daher ihr, «der Fürstin deutscher Frauen», sein genauer und zuverlässiger Abdruck der Handschrift (1821) gewidmet ward. Er bildete den 4. Band des «Liedersaales», dessen drei andere Bände durch den Abdruck einer reichhaltigen Sammlung von Spruchgedichten, Erzählungen, Schwänken u. s. w. ausgefüllt wurden (1820—25). Die in alemannischem Dialekte geschriebene, an Professor L. Hug in Freiburg gerichtete Vorrede gibt zugleich urkundliche Nachrichten über die Minnesänger Schwabens. Auf den Minnesang überhaupt richtete Laßberg sein besonderes Augenmerk; er wollte für die «Monumenta Germaniae» die sogenannte Manessische Liederhandschrift herausgeben und plante später eine Ausgabe des Weingartner Minnesängercodex. Andere Sachen, Textabdrücke altdeutscher Dichtungen folgten dem «Liedersaal», und wurden zunächst wie dieser nur an Freunde vertheilt: 1826 «Der Littower», die Erzählung von einem zum Christenthume bekehrten litauischen Fürsten, die Laßberg dem Hugo von Langenstein zuschrieb, während sie von Schondoch verfaßt ist; Laßberg nennt sich hier und später nach seinem Wohnort «Meister Sepp von Eppishusen»; dann mehreres aus der deutschen Heldensage, 1830 «Sigenot», 1832 «Eggenliet»; endlich 1842 «Ein schön alt Lied vom Grave Friz von Zolre». Nicht von ihm, sondern von seinem Sohne Friedrich rührt die Ausgabe des Sachsenspiegels nach Laßberg des Vaters Handschrift vom J. 1287 her; nach dem Tode des Sohnes (1838 übernahm Professor Reyscher in Tübingen die Herausgabe (1840). — Der Kreis von Laßberg's Freunden und literarischen Beziehungen erweiterte sich seit der Bekanntschaft mit J. Grimm (1815) mehr und mehr: 1820 trat Laßberg mit Uhland in Verkehr, der Briefwechsel zwischen beiden (herausgegeben von Franz Pfeiffer, Wien 1870) zeigt, welche innige Freundschaft die beiden schwäbischen Gelehrten verband. Im J. 1824 besuchte ihn Lachmann auf seiner Studienreise nach der Schweiz; 1825 lernte er G. Schwab kennen; 1840 weilte Franz Pfeiffer längere Zeit bei ihm. In echt mittelalterlicher und ritterlicher Weise übte der edle Freiherr Gastfreundschaft; auch in wissenschaftlichen Dingen war er für seine Freunde und für die Wissenschaft musterhaft aufopfernd und hingebend. Schön schildert ihn Uhland in dem Beileidschreiben an Laßberg's Witwe («Briefwechsel», S. 261). Während meines letzten Aufenthaltes in Meersburg saß Laßberg einmal an seinem sonnigen Fenster, eine alte Schrift in der Mappe für mich aufsuchend; sein ehrwürdiges Gesicht hob sich auf dem weiten Hintergrunde des Sees und Gebirges ab: so steht das Bild des schwäbischen Forschers und Freundes unvergänglich vor dem geistigen Auge.

Vgl. «Historisch-politische Blätter», Bd. 53 (1864), 425 fg., 505 fg.; W. Scherer in Weech's «Badische Biographien», II, 8 fg. (1875); Fr. Muncker in «Allgemeine deutsche Biographie», 17, 780 fg. (1883); außerdem die Briefe an Fräulein L. von Haxthausen in Reifferscheid, «Freundesbriefe von W. und J. Grimm» (1878) und die in Pfeiffer's «Germania», 13. Bd. (1868) mitgetheilten Briefe verschiedener Gelehrter an Laßberg. (*K. Bartsch.*)

LASSEN (Christian), Sohn eines höheren Zollbeamten, Namens Christian Vendelboe Lassen, wurde am 22. Oct. 1800 zu Bergen in Norwegen geboren. Seine erste Ausbildung empfing er in der Schule seiner Vaterstadt und studirte dann in Christiania.

Nach dem Tode seines Vaters im J. 1818 siedelte seine Mutter (Friederike Elisabeth geb. Frisch) nach Altona über, weil ihre geschwächte Gesundheit den Aufenthalt in einem milderen Klima nöthig machte. Seit dieser Zeit wurde unserem Lassen Deutschland ein zweites Vaterland, dem er bis zu seinem Tode angehörte. Er bezog 1819 die Universität Heidelberg und wandte sich später nach Bonn, wo er unter August Wilhelm von Schlegel altindische Sprache und Literatur studirte. Durch seines einflußreichen Lehrers Vermittelung erhielt er von der preußischen Regierung ein Reisestipendium hauptsächlich zu dem Zwecke, um für A. W. von Schlegel die in London und Paris befindlichen Handschriften des Rámáyana zu collationiren. Doch hat er auch den dreijährigen Aufenthalt (1823—26) in diesen beiden Orten zur Ausbeutung der dortigen Handschriftensammlungen benutzt, denen er wichtiges Material zu seinen späteren Publicationen verdankte. In Paris wurde er mit dem genialen Eugen Burnouf bekannt und ein festes Band der Freundschaft und gemeinschaftliche Studien verknüpfte fortan bis zum Tode des letzteren die beiden größten Vertreter und Förderer der noch jungen indischen Philologie. Gemeinschaftlich untersuchten sie, hauptsächlich nach handschriftlichen Originaltexten, den Charakter und die Stellung des Pâli, über welche Sprache nur wenig zuverlässige Mittheilungen damals bekannt geworden waren. Die Frucht dieser Studien: «Essai sur le Pali ou langue sacrée de la presqu'île au delà du Gange, par E. Burnouf et Chr. Lassen» (Paris 1826) inaugurirt Lassen's literarische Wirksamkeit. Im folgenden Jahre

(11. Aug. 1827) habilitirte er sich als Privatdocent in Bonn mit der Dissertation: «Commentatio geographica atque historica de Pentapotamia Indica». An der rheinischen Universität, die durch ihn zum Mittelpunkt der Sanskritstudien wurde, spielt sich Lassen's Leben in äußerlich ruhigem Verlaufe ab. Dort wurde er 1830 zum außerordentlichen und 1840 zum ordentlichen Professor der altindischen Sprache und Literatur ernannt, womit die Verpflichtung, auch englisch zu dociren, verknüpft war. Zur Gründung eines eigenen Hausstandes konnte er erst in vorgerückterem Alter schreiten. Er heirathete am 15. Sept. 1849 Frl. Karoline Auguste Wiggers (geb. in Altona am 2. Nov. 1808). Dieselbe wurde ihm eine treue und unentbehrliche Stütze für die zweite Hälfte seines Lebens, das fortan durch zunehmende körperliche Leiden getrübt wurde. Schon während seines pariser Aufenthaltes hatte er sich ein Augenleiden zugezogen, welches ihn in späteren Jahren seiner Sehkraft bis auf einen kärglichen Rest beraubte. In den sechziger Jahren war Lassen ein gebrochener Mann, in den siebziger beinahe erblindet. Doch entsagte er erst 1868 der Lehrthätigkeit und wurde 1870 pensionirt. Er lebte dann meist in Godesberg, steten und regen Antheil nehmend an allem, was auf dem von ihm überblickten Gebiete der Wissenschaft vorging. Er starb am 8. Mai 1876.

Der Schwerpunkt der wissenschaftlichen Thätigkeit Lassen's liegt in der indischen Philologie. Die Erforschung der indischen Cultur in ihrer ganzen historischen und geographischen Ausbreitung hatte er sich zur Lebensaufgabe gesetzt. Dies brachte es mit sich, daß er auch an der Erforschung der Cultur und Sprache des verschwisterten eranischen Volkes, wenigstens in den älteren vorislamischen Perioden, selbstthätigen Antheil nahm, während er von der Geschichte und Cultur der übrigen orientalischen Völker, namentlich derjenigen, welche in active oder passive Berührung mit Indien geriethen, gelehrte Kenntniß zu erwerben strebte. Seine Bedeutung für die Entwickelung der damals noch jungen indischen Philologie besteht, abgesehen von dem persönlichen Einflusse auf seine Schüler, zu denen fast alle bedeutenden, jetzt schon zu den älteren zählenden Vertreter der genannten Wissenschaft gehören, hauptsächlich in der Gediegenheit seiner philologischen Kenntnisse und in der umfassenden Weite seines Blickes. Wie er ein gründlicher Kenner des Sanskrit und der damals zugänglichen indischen Literatur war, so bekämpfte er nachdrücklich das tumultuarische Vordrängen dilettantischer Gelehrten, welche sich damals noch leichter Gehör verschaffen und für die Entwickelung der Wissenschaft gefährlich werden konnten. Die von ihm besorgten Ausgaben indischer Schriftsteller sind noch jetzt mustergültig; sie geben zu erkennen, daß Lassen in das Verständniß selbst des kleinsten Details eindrang. Doch blieb er nicht bei der philologischen Thätigkeit im engeren Sinne stehen, sondern er versuchte das Wissen von Indien, welches wegen seines so mannichfachen Inhaltes in eine Anzahl philologischer und antiquarischer Disciplinen sich zu zersplittern drohte, zu einer Einheit, zu einem wissenschaftlichen Gebäude zusammenzufassen. Die Größe dieses Gedankens und der Muth seiner praktischen Durchführung begründen Lassen's Anspruch darauf, zu den bedeutendsten Vertretern der indischen Philologie nicht blos seiner Zeit, sondern überhaupt gezählt zu werden. Daher ist die «Indische Alterthumskunde» das Hauptwerk seines Lebens, zu dem man noch zuweilen bei der ersten Orientirung über eine Frage greift. Aber dieses großartig angelegte Werk ist jetzt fast in allen seinen Theilen veraltet und wirkt nur mehr in seinen Folgen sowie als Darlegung des von der indischen Philologie zu erstrebenden Zieles nach. Dieses schnelle Veralten des Hauptwerkes Lassen's beruht zum Theil auf der großartigen Vermehrung des täglich anschwellenden Stoffes, wodurch die theilweise Lückenhaftigkeit und Unrichtigkeit der Lassen'schen Darstellung immer mehr zu Tage tritt. Zum Theil liegt aber auch die Schuld an Lassen selbst. Nicht nur, daß er bei dem Umfange des Stoffes oft nothgedrungen Arbeiten Anderer ohne kritische Prüfung als Grundlage für seine Darstellung benutzte, sondern auch seine historische Methode leidet an einem verhängnißvollen Mangel. Denn nur zu gern und zu oft baute er auf schwache und unzulängliche Anhaltspunkte Schlüsse von weittragender Bedeutung und suchte Lücken des damaligen Wissens, statt sie klar aufzuzeigen, durch kühne Combinationen zu überbrücken. Wir sind jetzt durch vielfache Erfahrung belehrt, daß auch auf indischem Gebiete, und zwar auf ihm wegen seiner Fremdartigkeit mehr noch als anderswo, selbst die geistvollsten Combinationen nur in den seltensten Fällen sich bewähren und nur Schlüsse, auf ausreichendes authentisches Material gegründet, dauernden Werth behalten. Lassen's Bedeutung als Linguist ist hervorragend. Wo er einen großen Stoff zu verarbeiten hatte, wie in seiner Prâkrit-Grammatik, zeichnete er sich durch die Vielseitigkeit seiner Betrachtung des Ganzen und die klare, verständnißvolle Darstellung jeden Details aus. Bei der Entzifferung der altpersischen Keilinschriften bewundern wir seinen genialen Scharfsinn und seinen glücklichen Griff, während bei der Behandlung anderer Inschriften, namentlich der lykischen, ein ähnlicher Fehler der Methode wie der oben erwähnte ihn zu vorschnellen Behauptungen hinriß.

Indem ich nun zu einer Uebersicht der literarischen Leistungen Lassen's übergehe, stelle ich dieselben nach Gruppen zusammen und beginne mit seinen Ausgaben indischer Werke. Zunächst muß Lassen's Antheil an Schlegel's Ausgabe des Râmâyana hervorgehoben werden. Schlegel selbst äußerte sich in der Vorrede zu dieser Ausgabe p. LXIX im J. 1829 folgendermaßen darüber: «Codices supra memoratos partim exscripsit, partim exemplarium eiusdem ordinis collationem instituit, hunc in finem per annos tres continuos Londini et Parisiis commoratus, *Christianus Lassen*, Normannus Bergensis, Phil. Dr., olim discipulus meus, nunc fidissimus alborum socius. Juvenis impiger, eximiae in studiis difficillimis perseverantiae qui duplici iam specimine harum rerum peritis doctrinam suam ingeniique acumen approbavit, si quid mihi

interim acciderit, quo minus Rameidos editionem ad finem perducere possim, continuandam suscipiet, quod eum pari cum fide atque industria facturum, spondere haud recuso.» Die Schlegel'sche Ausgabe des Rāmāyana ist dennoch ein Bruchstück geblieben und Lassen hat leider nicht die Fortsetzung derselben liefern können. Dagegen gab er mit Schlegel zusammen den «Hitopadeça» heraus: A. W. von Schlegel und Chr. Lassen, «Hitopadesa id est Institutio salutaris». Pars I, Textum sanscritum tenens. Pars II, Commentarium criticum tenens (Bonn 1829—31). Der zweite Theil rührt fast ganz von Lassen her. Im J. 1832 erschien der Anfang von zwei Publicationen Lassen's, die nicht fortgesetzt werden konnten, weil dem Herausgeber, welcher die Kosten zu tragen hatte, die Mittel ausgingen. Es sind: «Malatimadhavae fabulae Indicae actus primus ex recensione Chr. Lasseni» (Bonn 1832) und «Gymnosophista sive Indicae Philosophiae Documenta collegit edidit enarravit Chr. Lassen. Voluminis I, fasciculus I, Isvarakrishnae Sankhya-caricam tenens» (Bonn 1832). Letzteres Werk sollte die Originaltexte der philosophischen Systeme der Inder mit lateinischer Uebersetzung und Erklärung enthalten. Leider erschien nur genanntes Compendium des Sānkhya. Vier Jahre später erschien Lassen's schöne Ausgabe des «Gitagovinda», welches Gedicht in Europa viele Bewunderer und an Fr. Rückert einen unübertrefflichen deutschen Uebersetzer gefunden hat: «Gitagovinda, Jayadevae poetae Indici drama lyricum. Textum ad fidem librorum manuscriptorum recognovit, scholia selecta, annotationem criticam, interpretationem Latinam adjecit Chr. Lassen» (Bonn 1836). Ein wichtiges Hülfsmittel für das Sanskritstudium seiner Zeit war: «Anthologia Sanscritica glossario instructa in usum scholarum edidit Chr. Lassen» (Bonn 1838). In neuer Bearbeitung und mit theilweise anderer Wahl der Texte (Lassen hatte sich zu sehr durch das Streben, Inedita zu bieten, leiten lassen, hat Gildemeister diese Anthologie in zweiter (Bonn 1865) und dritter Auflage (1868) herausgegeben. Endlich sei noch die von Lassen besorgte zweite Auflage der Schlegel'schen Ausgabe der «Bhagavadgītā» erwähnt (Bonn 1846).

Was Lassen's sprachliche Arbeiten angeht, so besitzen wir zwar keine Darstellung der Sanskrit Grammatik von seiner Hand, dagegen manche gelegentliche Einzeluntersuchungen und eine eingehende Kritik der Bopp'schen Sanskrit-Grammatik in der «Indischen Bibliothek», III, 1—113, worin er auf die Wichtigkeit der Benutzung der einheimischen Grammatiken gebührendes Gewicht legt. Der Erforschung der Tochtersprachen des Sanskrit hatte sich Lassen schon während seines pariser Aufenthaltes zugewandt in seiner oben erwähnten Arbeit: «Essai sur le Pali.» Bereits damals hatte er den Plan zu einer Grammatik des Prakrit gefaßt, die aber erst zehn Jahre später erschien: «Institutiones linguae Praciticae» (Bonn 1837). Im vorhergehenden Jahre hatte ihm Höfer mit einer Arbeit über denselben Gegenstand zuvorzukommen gesucht. Doch war dieselbe sofort nach dem Erscheinen des Lassen'schen Werkes veraltet und beinahe werthlos, während dieses auch jetzt noch trotz des seitdem so bedeutend vermehrten Materials eingehend studirt zu werden verdient.

Mit dem der indischen Sprache so nahe verwandten Zend hatte sich Lassen früh beschäftigt und der Pflege dieser Studien durch seine Vorlesungen Verbreitung verschafft (er las über Zend seit 1853 und über eranische Alterthümer seit 1839). Die einzige selbständige Publication auf diesem Gebiete «Vendidadi capita quinque» (Bonn 1852) diente zunächst auch nur diesen praktischen Bedürfnissen. Doch wurden ihm diese Zendstudien eine wichtige Hülfe für eine seiner größten und ruhmvollsten Entdeckungen, nämlich für die Entzifferung und Erklärung der altpersischen Keilinschriften. Drei Forschern: Lassen, Burnouf und Rawlinson, ist beinahe gleichzeitig und unabhängig voneinander die Entzifferung dieser Inschriften geglückt. So auffällig dieses Zusammentreffen ist, so ist es doch nicht ein rein zufälliges. Denn die hauptsächlichen Vorbedingungen waren gegeben. Grotefend hatte mit der Entzifferung den Anfang gemacht und eine Anzahl von Zeichen bestimmt; man hatte ferner den indogermanischen Charakter der Sprache dieser Inschriften erkannt. Auf der andern Seite hatte man in dem Sanskrit und Zend wol voraussichtlich mit jener noch unbekannten Sprache der Inschriften näher verwandte Idiome. So drängte alles zum Abschluß, der vollständigen Entzifferung, bei welcher Lassen von größerem Glücke als jene beiden andern Forscher begünstigt war. Er soll (nach Trübner's «Record», 1876, S. 82) durch einen Zufall veranlaßt worden sein, sich ernstlich mit der Entzifferung der Keilschriften und zwar mit Glück zu beschäftigen. Seine Gegner aber werfen ihm vor, Burnouf's Mittheilungen über seine schon weitgediehene Entzifferung sich zu Nutze gemacht zu haben. Da indeß beide Entzifferer dieser Anklage beharrliches Schweigen entgegengesetzt haben und ihre Freundschaft stets dieselbe blieb, so muß die Nachwelt Lassen von so offenem literarischem Raube freisprechen. Seine Entdeckung veröffentlichte er in einem besonderen Buche: «Die Altpersischen Keilinschriften von Persepolis. Entzifferung des Alphabets und Erklärung des Inhalts» (Bonn 1836). Nach mehreren Jahren unterzog er denselben Gegenstand einer neuen Behandlung in der «Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes», Bd. 2, 3, 7 und besonders Bd. 6: «Die Altpersischen Keilinschriften nach Herrn N. L. Westergaard's Mittheilungen». Er konnte jetzt ein reicheres und gesichertes Material in den Kreis seiner Untersuchungen ziehen. Abschließend war allerdings auch diese Arbeit noch nicht und Andere führten die Untersuchung zu ihrem Ziele. In diesem Zusammenhange möge auch Lassen's Artikel Persepolis in dieser Encyklopädie und eine größere zum Theil linguistische Arbeit über die ethnographische Stellung der Völker im Westen Indiens («Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes», Bd. 4 und 5) genannt werden. In der letztgenannten Abhandlung untersuchte er die Sprache der Afghanen und Belutschen, welche er für entschieden eranisch erklärte, und die der Brahui, deren Zugehörigkeit zu dem dravidischen

Sprachstamme er richtig erkannte. Weniger glücklich waren Lassen's «Beiträge zur Deutung der Cugubinischen Tafeln» im «Rheinischen Museum», Bd. 1 und 2, sowie sein Aufsatz über die lykischen Inschriften und die Sprachen Kleinasiens in der «Zeitschrift der Deutschen Morgenl. Ges.», Bd. 10.

Lassen's historische Forschungen sind in seiner «Indischen Alterthumskunde» vereinigt; seine früheren Arbeiten sind gewissermaßen die Vorläufer zu diesem seinem Hauptwerke. Es sind folgende. Zunächst seine schon oben erwähnte Habilitationsschrift «Commentatio historica et philologica de Pentapotamia Indica» (Bonn 1827). Eine wichtige Grundlage für seine Darstellung der ersten Jahrhunderte um den Beginn unserer Zeitrechnung schuf er sich in dem Werke: «Zur Geschichte der Griechischen und Indoskythischen Könige in Baktrien, Kabul und Indien durch Entzifferung der altkabulischen Legenden auf ihren Münzen» (Bonn 1838). Der Gegenstand seiner Antrittsrede als ordentlicher Professor hat er in seiner Schrift: «De Taprobane insula veteribus cognita» (Bonn 1842) ausführlich behandelt. Dann verdienen neben zerstreuten kleineren Artikeln über verschiedene einschlägige Gegenstände Erwähnung eine größere Abhandlung: «Beiträge zur Kunde des indischen Alterthums aus dem Mahâbhârata» und als Fortsetzung derselben die oben erwähnten «Untersuchungen über die ethnographische Stellung der Völker im Westen Indiens»; beide in der von Lassen redigirten «Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes». Den Abschluß bilden die 4 Bände der «Indischen Alterthumskunde», von denen Bd. 1 und 2 1847 und 1849 in Bonn, Bd. 3 und 4 1858 und 1861 in Leipzig erschienen. Die beiden ersten Bände erschienen in neuer Auflage 1867 und 1874. Namentlich der erste Band hat große Zusätze erfahren, da die Resultate der seitdem aufgeblühten indischen Studien verwerthet werden mußten. Die zunehmende Erblindung Lassen's verhinderten die gleichmäßige Durchführung der Umarbeitung. Für den zweiten Band hat Dr. Thielemann die einschlägigen Werke für Lassen lesen müssen. Die Hoffnung des Verfassers, die zweite Auflage seines ganzen Werkes zu Ende führen zu können, vereitelte sein Tod. *(H. Jacobi.)*

Lassen (Lassi), ſ. unter Lassgüter.

LASSER VON ZOLLHEIM (Joseph, Freiherr von), ein bedeutender österreichischer Staatsmann, wurde am 30. Sept. 1815 zu Werfen in Salzburg geboren und stammte aus einer um das Erzstift Salzburg, Windischmatrey, wie um das Haus Oesterreich verdienten, schon im Anfange des 16. Jahrh. erwähnten, altsalzburgischen Beamtenfamilie, die mit Diplom vom 30. Nov. 1708 in den Reichsritterstand mit dem Prädicate: von Zollheim erhoben wurde. Nach Vollendung seiner juridischen Studien und erlangter Doctorwürde an der wiener Universität widmete sich Lasser, nachdem er sich noch die Befähigung zum Richteramt erworben, dem Staatsdienste und trat in die Hofkammerprocuratur (Finanzministerium) ein, wo er 1846 und 1847 die Stelle eines Actuars bekleidete. Im J. 1848 wurde er von seinem Wahlbezirke Werfen in den Reichstag entsendet und von Zell am See ins Frankfurter Parlament gewählt. Im Reichstage kam das Talent des noch jungen Beamten, der eine außerordentlich liebenswürdige, gewinnende Persönlichkeit besaß, bald zur Geltung und erregte die Aufmerksamkeit Aller. Seine praktische, jeder Schwärmerei abgeneigte Natur, sein nur auf das Reale gerichteter, durchdringender Verstand und seine Fähigkeit, Dinge nach ihrem Werthe zu beurtheilen, bei Ideen nur ihre praktischen Folgen im Auge zu behalten, befähigte ihn besonders, unterstützt von seinen glänzenden Kenntnissen, schlagender, mit trockenem aber nie verletzendem Humor versetzter Beredsamkeit in die oft aufgeregten Elemente des Reichstags wohlthätig einzugreifen, Gegensätze zu versöhnen und den Schwärmern klar zu machen, daß man den realen Standpunkt nie verlassen dürfe. So war es ihm gelungen, den Antrag Kudlich's auf Aufhebung des Robot und des Zehents (September 1848) in einer meisterhaften, bemerkenswerthen Rede so zu modificiren, daß derselbe nach Recht und Billigkeit der dadurch Betroffenen praktisch durchgeführt werden konnte. Auch auf dem Reichstage zu Kremsier, wo man über «Grundrechte» verhandelte und der verschiedene Standpunkt des Ministeriums und der constituirenden Versammlung klar zutage kam, war Lasser als Führer der den Traditionen des Josephinismus huldigenden, von der Nothwendigkeit einer starken einheitlichen Gewalt überzeugten, centralistischen Partei stets bemüht, die schroff gegenüber stehenden Parteien auszusöhnen und wurde wiederholt zum Generalredner gewählt. Infolge seiner staatsmännischen Begabung berief ihn Stadion, dessen ganzes Vertrauen er gewonnen hatte, nach der gegen seine Zustimmung erfolgten Auflösung des Reichstags zu Kremsier ins Ministerium, in das er als Ministerialrath eintrat, und hier erwarb er sich, indem er bei der tiefen Kenntniß des ganzen Staatsorganismus seine ganze Kraft durch Jahrzehnte hindurch dem Ausbau der Verfassung, deren Verleihung er befürwortete und deren Gesährlichkeit er bestritt, widmete, großen Dank um das Reich. Liberal, wie er dachte, wollte er das politisch noch unreife, allzu sehr in religiöser und kirchlicher Beziehung am Gewohnten hängende Volk doch nur insoweit frei wissen, als es mit seinen Grundsätzen, die ein großes, starkes, einiges Oesterreich forderten, vereinbar wäre. Als Stadion durch Alexander Freiherrn von Bach ersetzt wurde, blieb Lasser noch immer die Seele des Ministeriums und nützte als bewährte Kraft sehr dem wechselnden Cabinet durch sein gefälliges Benehmen gegenüber den Abgeordneten, Energie im gegebenen Falle und namentlich durch seine Fähigkeit, in den Organisationsarbeiten Theorie und praktische Ausführung zu verbinden. Unter Grafen Goluchowsky, der als Minister des Innern und Nachfolger Bach's berufen wurde, erhielt er im August 1859 den Rang eines Sectionschefs und im October 1860 bei Verwandlung des Ministeriums des Innern in ein Staatsministerium die Verleihung der Geheimen Rathswürde und mit der des Ministerranges die Leitung des Justizministeriums. Nach

der Entlassung Goluchowsky's wurde Lasser unter Ritter von Schmerling, der am 13. Dec. 1860 die Leitung des Staatsministeriums übernommen hatte, als Verwaltungsminister mit der politischen Verwaltung betraut und wirkte in dieser Stellung, in der seine ganze und eigentliche Bedeutung hervortritt, mit bemerkenswerther Umsicht und Ruhe; er war eine feste Stütze Schmerling's, der leitende Geist, der besonders darauf bedacht war, die bösen Folgen des häufigen Systemwechsels abzuwenden. Dabei vergaß er nicht, als Abgeordneter seines Heimatlandes Salzburg eine rühmliche Thätigkeit zu entfalten, wie er sich auch andererseits als Präses der seit Bach ins Leben getretenen Commission für Stadterweiterungs-Angelegenheiten durch sein freundliches, gemeinnütziges Entgegenkommen und seine wohlwollende Unterstützung den großen Dank der Commune Wien verdiente. Nach einem fast zweijährigen, in Graz verlebten Ruhestande (1865—67), während dessen er in den Freiherrnstand erhoben wurde (1867), erhielt er 1868 unter dem Bürgerministerium seine Berufung auf den Statthalterposten in Tirol. Hier gelang es ihm trotz der großen Schar der erbitterten, auf seine Entfernung bedachten Feinde, die ihm namentlich sein strammes Regiment erweckte, und unter klerikalen Agitationen, mit der ihm eigenen und allgemein bekannten Energie das Reichsvolksschulgesetz und die Verfassung durchzuführen. Als er am 19. Sept. 1870 unter dem Ministerium Hohenwart seines Postens enthoben wurde, kam er als Abgeordneter in schiefe Stellung zu diesem Ministerium, mit dessen föderalistischen Tendenzen er sich nicht einverstanden erklären konnte. Am 25. Nov. 1871 trat Lasser wieder in das Cabinet Auersperg ein; er führte auch hier die Zügel und nicht umsonst wurde er dessen Seele genannt. Doch hatte er in seiner jetzigen Stellung keine so glänzenden Erfolge aufzuweisen, wie früher, und wenn er auch sein Ziel, die Durchführung der Wahlreform durch Einführung der directen Reichsrathswahlen, mit allen Mitteln und mit Consequenz verfolgte und erreichte, so war doch die Zwietracht in den leitenden Kreisen rücksichtlich der Verwaltungsfragen bei der Reichshälften zu groß, als daß seine Idee eines großen, starken, einigen Oesterreich, von der er sich stets tragen ließ, hätte zum entschiedenen Durchbruch kommen können. Dazu kam noch, daß er sich bei der Verfassungsreform den bittersten Haß seiner Feinde zuzog, der besonders in der Broschüre «Lasser genannt Auersperg» und in den Anträgen des klerikalen Lienbacher im Reichsrathe Ausdruck fand. Aber immerhin war es für das Cabinet ein schwerer Schlag, als Lasser, durch einen Schlaganfall genöthigt, um seine Enthebung ansuchte, die ihm auch am 8. Juli 1878 gewährt wurde. Er erhielt für sein verdienstvolles Wirken, welches das kaiserliche Handschreiben äußerst huldvoll anerkannte, mit der Berufung als lebenslängliches Mitglied in das Herrenhaus das Großkreuz des Stephansordens, wie er auch schon 1855 mit dem Ritterkreuz des Leopoldordens und 1862 mit dem Großkreuz des Ordens der Eisernen Krone ausgezeichnet worden war. Doch nur ein Jahr konnte er die ihm nun gegönnte Ruhe genießen, ein zweiter Schlaganfall endete am 19. Nov. 1879 sein rühmliches, thatkräftiges Leben.

Wappen: Schild im Gold durch eine blaue, vom vordern untern zum linken obern Ende gezogene blaue Straße getheilt, auf welcher sich drei mit drei silbernen Kleeblättern versehene Stengel befinden. Auf dem Schilde ruht ein ins Visir gestellter, mit einem blau-goldenen Bunde bedeckter Turnierhelm und über diesem Bunde befindet sich ein mit der im Wappen beschriebenen blauen Straße und den silbernen Kleeblättern belegter, goldener Adlerflügel. Die beiderseits blauen Helmdecken sind rechts mit Gold, links mit Silber belegt.

Quellen: Wurzbach, «Biographisches Lexikon», 14. Bd.; «Allgem. deutsche Biographie», auf Veranlassung Sr. Maj. des Königs von Baiern herausgegeben durch die historische Commission, 17. Bd. (Leipzig 1883); Rogge, «Oesterreich seit der Katastrophe Hohenwart-Beust» (1879); Springer, «Geschichte Oesterreichs», 2. Bd.; «Heimat» 5. Jahrg. (1880), S. 139; Augsburger «Allgem. Zeitung», 1879, Nr. 325; «Neue freie Presse», «Wiener Zeitung» vom 20. und 21. Nov. 1879; «Gothaisches genealogisches Taschenbuch» (1872); Kneschke, «Neues allgem. deutsches Adels-Lexikon» (V, Leipzig 1864). *(A. Frenzl.)*

LASSGÜTER. — Lassen (lassi, lazzi, leti, liti, lidi)*) ist der mittelalterliche, speciell bei den Sachsen vorkommende Name für eine Klasse von Personen, welche, obwol ihrer Abstammung nach frei, doch durch ihre Stellung als dienst- oder zinspflichtige Hintersassen eines Grundherrn in ihrer Freiheit beschränkt sind und deshalb zu den Minderfreien gezählt werden. Unter den unendlich mannichfachen Abstufungen dieses Abhängigkeitsverhältnisses, welche die mittelalterlichen Rechtsquellen zeigen, erscheinen die Laten oder Lassen des Sachsenspiegels nach der von der Glosse (zu II, 59) gegebenen Erklärung als zinspflichtige Bauern, welche sich ohne Willen ihres Herrn des Gutes nicht begeben dürfen.

Im Laufe der Zeit haben sich die Verhältnisse dieser Bauern vielfach in erbliche verwandelt. Doch wurde für die speciell sogenannten Laßgüter das Recht des Eigenthümers zu beliebiger Expulsion des Bauern fortdauernd als das wesentliche Merkmal betrachtet. In diesem Sinne stellten die kursächsischen Constitutionen von 1572 (cst. 40, prt. II) die ex titulo locati et conducti überlassenen Laßgüter den pro uniformi canone verliehenen emphyteutischen Gütern gegenüber. Etwas abweichend von denen der kursächsischen Laßgüter waren die Verhältnisse bei den Laßgütern oder «Laßnahrungen» in der Oberlausitz: diese erscheinen als Güter, welche an erbunterthänige Personen nicht gegen Zins, sondern gegen die Verpflichtung zu Diensten überlassen wurden. Das Preußische Landrecht (Th. 1, Tit. 21, §§. 626—650) enthält Bestimmungen über die «blos der Cultur ausgesetzten» Grundstücke, welche in Gegensatz zu den in Zeit- oder in Erbpacht übergebenen gestellt werden. An

*) Ueber die Etymologie vgl. Grimm, «Rechtsalterthümer», 2. Aufl., S. 305—308.

den ersteren soll unter Voraussetzung schriftlichen Vertragsabschlusses der Erwerber ein auf seine Descendenz vererbliches Nutzungsrecht erwerben, jedoch darüber ohne Einwilligung des Herrn weder unter Lebenden noch von Todes wegen verfügen dürfen. Das willkürliche Einziehen der Bauernhöfe war bereits durch ein Edict Friedrich's des Großen vom 12. Aug. 1749 verboten worden. Die Bestimmungen des Landrechts wurden durch das preußische Gesetz vom 2. März 1850 beseitigt, welches die erbliche Ueberlassung eines Grundstücks nur durch Ueberlassung zu vollem Eigenthum für zulässig erklärte, nachdem bereits das Edict vom 14. Sept. 1811 die gutsherrlichen Rechte an solchen Gütern auf einseitigen Antrag gegen Entschädigung des Grundherrn für ablösbar erklärt hatte. Auch anderwärts sind gegenwärtig diese ebenso wie alle anderen erblichen Nutzungsrechte an fremden Grundstücken infolge der neueren Gesetzgebungen beseitigt oder doch im Absterben begriffen.

Literatur: Haltaus, «Glossarium Germanicum medii aevi» (1758), s. v. Lassen, Laßgüter; Walter, «Deutsche Rechtsgeschichte» (2. Aufl. 1857), §§. 423, 464, 525; Stobbe, «Handbuch des deutschen Privatrechts» (2. Aufl. 1882), Bd. II, §. 133; Haubold, «Lehrbuch des Kön. Sächs. Privatrechts» (3. Aufl., herausgegeben von Hänsel, 1847), Abth. 2, §. 460; Nerhoff von Holderberg, «Versuch einer Darstellung der im Markgrafenthum Oberlausitz zwischen Erbherrschaften und Erbunterthanen stattfindenden Rechte und Verbindlichkeiten» (1824), §§. 19 fg.; Schletter, «Die Constitutionen Kurfürst August's von 1572» (1857), S. 239; Dernburg, «Lehrbuch des Preußischen Privatrechts» (3. Aufl. 1881, Bd. I, §§. 208, 209. *(R. Helssig.)*

LASSUS (Orlandus) oder Orlando Lasso, nächst Palestrina der größte Tonsetzer des 16. Jahrh., geboren zu Mons im Hennegau 1520 (nach andern 1530, auch 1532), hieß ursprünglich Roland de Lattre. Zu der Aenderung seines Familiennamens soll Lassus ein entsetzliches Ereigniß, dessen Augenzeuge er in seiner Jugend war, veranlaßt haben. Sein Vater, der Falschmünzerei überführt, mußte nämlich zur Strafe mit einer Kette von falschen Münzen um den Hals vor seinen Angehörigen und dem herbeigeeilten Volke dreimal um das Schaffot gehen. Schon vom siebenten Jahre an als Chorknabe an der Kirche St.-Nicolas in seiner Vaterstadt entzückte Lassus durch seine schöne Stimme die Gemeinde. Im J. 1532 nahm Ferdinand Gonzaga, Vicekönig von Sicilien, den Knaben als Sänger mit nach Sicilien und später nach Mailand, wo letzterer seine Studien vollendete. Darauf kam Lassus nach Neapel und nach zweijährigem Aufenthalt von hier nach Rom, wo er 1541 als Kapellmeister an der Kirche San-Giovanni im Lateran angestellt wurde. Trotz alles Ansehens, welches Lassus hier genoß, veranlaßte ihn doch die Nachricht von der Erkrankung seiner Aeltern, diese Stellung 1543 wieder aufzugeben, um in die Heimat zu reisen. Er fand seine Aeltern nicht mehr am Leben. In seiner Heimat machte er die Bekanntschaft G. C. Brancaccio's, eines hochgebildeten, kunstsinnigen Edelmannes, welcher den jungen Künstler auf seinen Reisen nach England und Frankreich mitnahm. An Geist und Körper erfrischt, kehrte Lassus nach zwei Jahren zurück und ließ sich in Antwerpen nieder. Im Verkehr mit den hervorragendsten Männern dieser Stadt entfaltete sich nun seine Muse. Von hier an datirt Lassus' Ruhm als Tonsetzer, der bald das gebildete Europa erfüllte und auch die Aufmerksamkeit des hochsinnigen Herzogs Albrecht V. von Baiern auf den genialen Tonsetzer zog. Von diesem 1557 nach München berufen, errichtete Lassus, nachdem er sich 1558 mit der herzoglichen Kammerdienerin Regina Wethinger vermählt hatte, ein Internat für Chorknaben. Aus jener Ehe stammten vier Söhne und zwei Töchter. Die Verdienste, welche sich Lassus um die Kunst erwarb, hatten 1562 die Ernennung zum obersten Kapellmeister in München, sowie die Erhebung in den Reichsadelstand seitens Kaiser Maximilian's II. und die Verleihung der Würde eines Ritters vom Goldenen Sporn durch den Papst Gregor XIII. zur Folge.

Die Verbreitung und die Anerkennung, welche Lassus' Werke auch in Frankreich gefunden hatten, zog die Aufmerksamkeit Karl's IX. von Frankreich auf den großen Künstler, sodaß sich Lassus im J. 1571 bewogen fühlte, abermals nach Paris zu gehen. Trotzdem bewahrte er dem bairischen Herrscherhause eine treue Anhänglichkeit und kehrte nach dem Tode Karl's IX. im J. 1574 wieder nach München zurück, wo der Nachfolger Albrecht's V., Wilhelm V., eine Druckerei hatte errichten lassen, in welcher auf herzogliche Kosten alle bis dahin erschienenen Kirchencompositionen Lassus' (5 Bde., gr. Fol., 1573—76) gedruckt wurden.

Lassus ist nicht allein einer der productivsten, sondern auch ein seiner Zeit gegenüber durchaus universeller Tonsetzer, ein Meister im Kirchlichen wie im Weltlichen.

Von seinen Werken, deren über 2000 existiren (1572 geistliche und 765 weltliche), wollen wir nur anführen: 57 Messen, 780 Motetten, 429 Cantiones sacrae, die berühmten Davidischen Bußpsalmen, welche mit Palestrina's Improperien auf gleicher Stufe stehen, ferner 34 Hymnen, 13 Lamentationen, 180 Magnificate, sodann 233 Madrigale, 371 Chansons, 59 Canzonetten, 7 Cantiones et dialogi u. s. w. Ganz besonders muß hier noch auf die von Albrecht V. veranlaßte, in der königl. Bibliothek zu München befindliche Ausgabe der obenerwähnten Bußpsalmen, als auf ein Kunstwerk auch in der äußern Ausstattung, aufmerksam gemacht werden.

Bei einem so phänomenalen Fleiße und bei einer so tief angelegten, aus dem Innersten herausschaffenden Künstlernatur kann es nicht wundernehmen, wenn sich bei dem Meister zuletzt Nervenüberreizung einstellte, die sich endlich zu völliger Melancholie und Geistesumnachtung steigerte. Aber auch hier bewährte sich die fürstliche Huld wieder, indem Lassus nicht nur seinen vollen Gehalt bis zu seinem am 14. Juni 1594 erfolgten Tode fort erhielt, sondern auch seine Söhne als Stellver-

treter, der älteste, Ferdinand (geb. 1562, gest. 1609), als Unterkapellmeister und Rudolf (gest. 1625) als Organist in München angestellt wurden.

Vgl. Fétis, »Biographie universelle«; R. Eitner, in Beilage zum 5. und 6. Jahrg. der »Monatshefte für Musikgeschichte«. *(A. Tottmann.)*

LÄSTRYGONEN, ein Riesenvolk, zu welchem Odysseus auf seinen Irrfahrten kam (*Hom.* Od. 10, 80—132), wilde Menschenfresser, aber doch civilisirter als die Kyklopen, denn sie standen unter einem König und hatten eine Stadt. Der König hieß Antiphates (Mörder, von *φάω, φένω*), die Stadt Telepylos und war gegründet von dem König Lamos (Abgrund, Schlund, Menschenfresser), der für einen Sohn des Poseidon galt (Od. 10, 81): *ἱκόμεσθα Λάμου αἰπὺ πτολίεθρον, Τηλέπυλον Λαιστρυγονίην*, wo es zweifelhaft ist, ob *Τηλέπυλον* oder *Λαιστρυγονίην* adjectivisch zu fassen; auch nahmen manche Lamos für den Namen der Stadt (s. Nitzsch, Anm. z. d. St.). Die Stadt lag im unbestimmten Westmeer in einer Gegend, wo wegen der Kürze der Nächte der eintreibende Hirt den austreibenden grüßen konnte, eine Andeutung der hellen Nächte des Nordens, wie schon der alte Grammatiker Krates bemerkte. Die Schiffe des Odysseus gingen in einem schönen Hafen mit engem Felseneingang vor Anker; Odysseus aber blieb mit seinem Schiffe aus Vorsicht außerhalb desselben und schickte drei Männer auf Kundschaft ins innere Land. Sie kamen in die Stadt und in das Haus des Königs, der sofort einen ergriff und fraß, während die beiden andern zu den Schiffen zurückliefen. Die Lästrygonen eilten ihnen nach, zertrümmerten mit Felsblöcken die im Hafen liegenden Schiffe, durchstachen die im Wasser schwimmenden Menschen wie Fische und trugen sie nach Hause zum Fraß. Während die elf Schiffe zu Grunde gingen, fuhr Odysseus schnell mit seinem Schiffe davon. In späterer Zeit haben die Griechen die Lästrygonen nach Sicilien in die Gegend von Leontini (*Strab.* 1, 20), die Römer nach Formiä an der lateinischen Küste versetzt. Die zur römischen gens Aelia gehörige Familie des Lamiä leitete sich von ihrem König Lamos ab (*Hor.* carm. 3, 17). *(H. W. Stoll.)*

LASURSTEIN, Lapis Lazuli, ein Mineral von schön lasurblauer Farbe, deshalb zu verschiedenen Schmuckgegenständen und Ornamenten, Dosen, Tischplatten, Steinmosaik u. dgl. verwendet, früher auch zur Darstellung des Ultramarins benutzt. Der Lasurstein krystallisirt regulär im Rhombendodekaëder, jedoch selten; meist kommt er derb vor, in Verwachsung mit Marmor und Schwefelkies. Seine Härte ist 5,5, specifisches Gewicht 2,4. Undurchsichtig bis kantendurchscheinend. Die chemische Zusammensetzung ist: 45,7 Kieselsäure, 31,7 Thonerde, 5,89 Schwefel, 9,09 Natron und 3,52 Kalk, dazu etwas Eisenoxyd, Schwefel und Spur von Wasser; es ist also ein Silicat von Natron, Kalk und Thonerde in Verbindung mit dem Sulfat und Sulfurid von Natron und Kalk; letztere Beimischung scheint die blaue Farbe zu bedingen. In Salzsäure entwickelt er Schwefelwasserstoff und scheidet Kieselsäure ab. Er findet sich in Sibirien am Baikalsee, in China, Tibet, der Tatarei und in Chile, ferner in den vulkanischen Auswürflingen des Monte-Somma. *(E. Geinitz.)*

LATANIA, eine von Commerson aufgestellte, in nur drei Arten bekannte, auf den Mascarenen einheimische Gattung der Palmen. Blüten zweihäufig, einzeln in den Grübchen des Kolbens stehend. Männliche Blüten verkehrt-eiförmig, mit balgartiger Blütendecke. Kelch dreiblätterig, Blumenblätter 3, spatelförmig, am Grunde stielartig verschmälert, dachziegelig sich deckend. Staubgefäße 15—32, mit kurzen, pfriemlichen, mehr oder weniger fäulenartig verwachsenen Fäden, Staubbeutel linealisch-länglich, mit zweispaltigem Grunde eingefügt; Fruchtknotenrudiment fäulchenförmig oder aus drei Borsten bestehend. Weibliche Blüten groß, fast kugelig, von breiten, dicken, paarweise vereinigten Deckblättern umgeben, mit dick-fleischiger, nach der Blütezeit sehr vergrößerter Blütendecke. Kelchblätter nierenförmig, sich dachziegelig deckend. Blumenblätter kaum länger, kreisrund, zusammengerollt-dachziegelig sich deckend. Staminodien in ein gezähntes Becherchen vereinigt. Fruchtknoten dreifächerig, kugelig; Narben 3, sitzend, zurückgekrümmt; Eichen grundständig, aufrecht. Steinfrucht kugelig, verkehrt-eiförmig oder birnförmig, stielrund oder dreikantig, ein- bis dreisteinig, mit endständiger Narbe und fleischigem Fruchtgehäuse; Steinkerne verkehrt-eiförmig oder länglich, krustig-holzig, stumpf-dreikantig. Samen verkehrt-eiförmig, aufrecht, frei, mit brauner, dem Endocarpinm anhängender Schale, hornartigem Eiweiße und kleinem Keimlinge. *(A. Garcke.)*

LAETARE. Diesen Namen führt einer der Sonntage, welche auf die vierzigtägige vorösterliche Fastenzeit (Quadragesimalfasten) entfallen. Herzuleiten ist dieser Name von dem Introitus, mit welchem die alte Kirche (seit dem 2. Jahrh.) ihren Frühgottesdienst am genannten Tage zu beginnen pflegte, und welcher nach Jesaias 66, 10 lautet: »Freue dich, Jerusalem, und kommet zusammen alle, die ihr sie lieb habt; freuet euch gar sehr, die ihr in Traurigkeit gewesen seid.» Es ist der vierte Fastensonntag, welcher Lätare heißt, also derjenige, welcher gerade in der Mitte der Fastenzeit steht und darum auch Mittfastensonntag genannt wird, wie die ihm vorausgehende Mittwoch, nach Ausweis des Kalenders, Mittfasten heißt. Wie kommt aber jener Introitus und demnach der Sonntag Lätare, also der Freudensonntag mitten hinein in die Fastenzeit? »Im allgemeinen schon ist zu sagen, daß den Christen, nach alten Zeugnissen, verboten war, am Sonntag zu fasten.»[1]).

Auch nach der späteren Praxis gelten die Fastensonn-

1) Vgl. Canon. Apostol. 68; Tertull. de cor. mil. c. 3: Die dominico jejunare nefas ducimus, vel de genicnlis adorare (unicend zu beten). Augustin. ep. 36 ad Casul.: Die dominico jejunare scandali est magni; maxime posteaquam innotuit detestabilis multumque fidei catholicae scripturisque divinis apertissime contraria Manichaeorum haeresis. (Die Manichäer und andere Häretiker nehmen gerade den Sonntag zum Fasttage.)

tage nur als Abstinenz-, nicht als Fastentage, an welchen nur Enthaltung von Fleischspeisen gefordert wird.[2]) Dazu kommt, daß dieser vierte, wie die drei vorhergehenden Fastensonntage zur Osterzeit, als der Taufzeit der Katechumenen, in besonderer Beziehung stand. An jenen drei Sonntagen nahm man mit den Täuflingen den Exorcismus, die Teufelsaustreibung vor. War nun dieses Werk vollendet, hatte der Katechumene auch selbst in Buße dem Teufel und seinen Werken abgesagt, so durfte er am Sonntag Lätare dem Herrn der Kirche im Glauben seine Zusage geben und ein Verlöbniß seiner Seele mit diesem eingehen. So wurde dieser Sonntag ein Tag heiliger Freude für die ganze Gemeinde, um in solcher Feststimmung mitten in der Fastenzeit zugleich mit dem Gedächtniß der Passion Jesu Christi auch dasjenige der Segensfrucht solches Leidens zu erneuern. Unter Berücksichtigung dieser Festfreude mag es wohl auch geschehen sein, daß in der Abendländischen Kirche erst der fünfte Sonntag der Fastenzeit Dominica Passionis[3]) benannt wurde zugleich als der Tag, welcher der ernsten Feier des Opferleidens Christi geweiht, die der Stillen Woche eigenthümliche Feier einleiten sollte.

Mit Bezugnahme auf das Saatwerk, welches gemeiniglich in die Fastenzeit fällt, wurde in alten Postillen der Sonntag Lätare, wegen des für diesen Tag gebräuchlichen Evangeliums von der Speisung der Fünftausend (Joh. 6, 1—15), zugleich als einem Vorbilde für die wunderbare Speisung der Seelen durch die Predigt vom Kreuze, auch der Brot- oder Speisesonntag genannt.[4])

Seine besondere Wichtigkeit hat der Sonntag Lätare für die katholische Kirche als Rosensonntag, weil der Papst an diesem Sonntag die Goldene Rose (s. dies. Art.) weiht, welche nachweislich seit der zweiten Hälfte des 12. Jahrh. der Päpstliche Stuhl an fürstliche Personen, die durch Förderung seiner Interessen, sowie derjenigen der Kirche sich auszeichnen, oder auch an bevorzugte Klöster, Kirchen und Städte[5]) zu verleihen pflegt.

Welche Bewandtniß es mit dem Sonntage Lätare als Todtensonntag hat, wie er in Schlesien und anderwärts genannt wird, das legen die Gebräuche dar, welche noch immer üblich sind als Ueberbleibsel aus jenen Zeiten, in denen man am Sonntage Lätare in Polen und Schlesien das Andenken an den Sturz des Heidenthums feierte. An diesem Sonntage nämlich, dem 7. März 965, so wird berichtet, ließ sich der Polenherzog Miecislaw durch die Taufe in die christliche Kirche aufnehmen, und diesem Beispiele folgten alle seine Hofleute, der Landadel und alle Unterthanen. Alle Götzenbilder befahl er zu zerbrechen und ins Wasser oder ins Feuer zu werfen.[6]) Auf diesen Sieg des Christenthums soll es nun zurückweisen, wenn die Kinder am Sonntage Lätare «den Tod austreiben», indem sie stroherne Gebilde auf Stangen vor die Stadt oder das Dorf hinaustragen und ins Wasser werfen, darnach aber mit grünen Maien zurückkehren und — «den Sommer bringen». In der That liegt aber hier ein altheidnischer Brauch vor. Bis in die Gegenwart herab besteht auch in einigen Gegenden Sachsens (z. B. Radeburg und Umgegend) die Sitte, am Sonntage Lätare einen an seinem Wipfel mit bunten Bändern und Papierstreifen geschmückten Baum in aller Frühe vor dem Hause aufzustellen, wonach es den Anschein gewinnt, als habe man sich dabei beides, «den Tod austreiben» und «den Sommer bringen» in Eins zusammengezogen vorgestellt. Hierbei möchte nicht unerwähnt bleiben, daß «ein Lied», ob von Martin Luther oder von Nikolaus Hermann verfaßt, bleibe unentschieden, «in einem alten Buche zu Dresden Anno 1584 gedruckt» vorhanden ist, «darinne unsere Kinder zur Mitterfasten den Antichrist austreiben».[7]) *(E. Grössel.)*

Lateinisches Kaiserreich, s. Oströmisches Reich.

LATEINISCHE SPRACHE. Das Alterthum hat die Verwandtschaft der lateinischen und griechischen Sprache erkannt und dieselbe in der Weise erklärt, daß das Lateinische vom Griechischen, speciell von dem äolischen Dialekte, herstamme. Dieser Auffassung begegnen wir bei Varro, Quintilian, Dionysius von Halikarnassus. Außerdem erkannte man noch sabinische und etruskische Bestandtheile der lateinischen Sprache an. Diese Ansicht haben auch noch neuere Philologen zu der ihren gemacht (Hemsterhusius, Heusinger u. a.; vgl. Reisig's «Vorlesungen über lateinische Sprachwissenschaft», herausgeg. von Dr. Fr. Haase, S. 40, bes. Anm. 16b). Bei der mangelnden Einsicht in das Wesen der Sprache findet man es leicht begreiflich, daß noch B. G. Niebuhr («Röm. Gesch.», I[3], 93) das Lateinische als eine Mischsprache aus griechischen und pelasgischen Elementen auffaßte, was K. O. Müller («Die Etrusker», I, 16) dahin erklärte, daß die Sikuler, ein den Griechen verwandtes Volk, von den Aborigenern, einem kriegerischen Volke, unterjocht worden seien (O. Schrader, «Sprachvergleichung und Urgeschichte», 78 fg.). Bekanntlich hat erst die Gründung der vergleichenden Sprachforschung durch Fr. Bopp die richtige Einsicht in die Verwandtschaftsverhältnisse der Sprachen angebahnt. Durch sie wurde die Urverwandtschaft der indisch-eranischen Sprachen einerseits (asiatische Gruppe mit unursprünglichem einförmigen a-Vocalismus) und der griechischen, italischen, deutschen, slawischen, litauischen, armenischen und albanesischen Sprache andererseits (europäische Gruppe mit ursprünglichem bunten Vocalismus [a e o]) unzweifelhaft festgestellt. Diese einzelnen Sprachen mit ihren zahlreichen Unterabtheilungen sind die Fortsetzer der bereits in indogermanischer Zeit vorauszusetzenden Dialekte (E. Meyer, «Geschichte des Alterthums», I, 8), deren Verwandtschaftsverhältniß

2) Vgl. Liemke, «Die Quadragesimalfasten der Kirche» (München 1853), S. 85 fg. 3) Vgl. Liemke l. c., S. 173. 4) Vgl. B. Herberger, «Evangelische Herzpostille», herausgegeben von Bachmann (Berlin 1853), S. 238. 5) Vgl. Kurtz, «Kirchengeschichte», 9. Aufl., §. 96, 23. 6) Vgl. B. Herberger, «Epistolische Herzpostille», herausgegeben von Bachmann (Berlin 1852), S. 214.

7) Vgl. noch wegen Bezeichnung des Sonntags Lätare als Maifonntag: P. Hüscher, «Bemerkungen wegen des zur Fasten- und Osterzeit eingerissenen Aberglaubens» (Dresden 1708), S. 14 fg.

nach ihrer geographischen Berührung sich als engeres oder weiteres gestaltet. Dieser von J. Schmidt («Die Verwandtschaftsverhältnisse der indogermanischen Sprachen», Jena 1874) angebahnten, wenn auch nicht in dieser Schärfe zum Ausdruck gebrachten Auffassung, welche gegenwärtig von der weitaus größeren Mehrheit der Sprachforscher angenommen ist, steht die ältere Schleicher'sche sogenannte Stammbaumtheorie entgegen, die in mehrfacher Weise von Lottner, Fick und andern modificirt worden ist (Uebersicht bei O. Schrader, «Sprachvergleichung u. Urg.», 67 fg.). Nach der letzten Fassung dieser Theorie sonderte sich aus den Indogermanen Europas (richtiger aus dem von den Vertretern dieser Ansicht angenommenen indogermanischen Grundvolke Europas) zunächst eine nördliche und südliche Gruppe, welch letztere entweder die Griechen und Italiker allein (Th. Mommsen, E. und G. Curtius, M. Duncker, Fr. Müller, B. Hehn, W. Helbig) oder die Griechen, Italiker und Kelten (Schleicher) ausgemacht haben sollten. Die Annahme einer gräko italischen Einheit, welche noch heute ihre Vertreter zählt, muß als eine Erbschaft früherer Zeiten betrachtet werden, die vor dem Forum eingehender wissenschaftlicher Forschung nicht bestehen kann. Denn weder liegt von historischer Seite irgend ein zwingender Grund vor, eine solche Einheit anzunehmen (auch die prähistorische Forschung gewährt keinerlei Anhaltspunkte zur Stütze dieser Auffassung), noch gibt das Verwandtschaftsverhältniß der beiden classischen Sprachen irgendein Recht an die Hand, dieselben zu einer engeren Einheit zu verbinden. Vielmehr gehen sie in manchen Punkten, so ganz besonders in der Gestaltung der Verbalflexion, in der allerentschiedensten Weise auseinander. Während das Griechische, das in dieser Hinsicht die engste Verwandtschaft mit dem Altindischen bekundet, noch in ziemlich umfassender Weise den ursprünglichen Zustand widerspiegelt, hat das Lateinische sich so weit von demselben entfernt, daß das Ursprüngliche oft kaum mehr zu erkennen ist und die ganze lateinische Verbalflexion nur ein großes Trümmerfeld genannt werden kann. Besonders charakteristisch sind die unten genauer aufzuführenden Neubildungen, die dem Griechischen gänzlich abgehen. Auch in der Gestaltung des Vocalismus hat das Lateinische ganz andere Bahnen eingeschlagen als das Griechische, das den ursprünglichen Zustand am getreuesten gewahrt hat. Die lateinische Betonung findet einigermaßen eine Entsprechung in der des äolischen Dialektes. Mehr Wahrscheinlichkeit hat die Anschauung für sich, daß die italischen Sprachen, bez. das Lateinische, in einer engern Verwandtschaft mit den keltischen stehen, mit denen sie das r-Passiv, das b-Futurum, die Erweiterung der ti-Stämme durch n-Suffixe theilen (Brugmann in Techmer's «Internat. Zeitschr. für allgem. Sprachw.», I, 226 fg.). Nach dem Gesagten betrachten wir das Italische für sich als ein Glied der indogermanischen Sprachenfamilie.

Nach seiner räumlichen Ausdehnung begreift dasselbe folgende Sprachen, bez. Dialekte unter sich: 1) das Umbrisch-Oskische; ersterm schließt sich näher an die Mundart von Picenum, die der Marruciner, Sabeller, Volsker zum Theil auch mit dem Oskischen enger verbunden), letzterm der Dialekt der Päligner und wie es scheint auch der der Vestiner und Marser. Ueber diese Stämme vgl. Nissen, «Italische Landeskunde», I, 466 fg. Die dürftigen Reste ihrer Sprachen ermöglichen nur im allgemeinen, ihre Zugehörigkeit zur umbrisch-oskischen Sprachgruppe mit Sicherheit auszusprechen, die sich vom Lateinischen durch p = idg. lat. k (velar), durch die Bildung des Infinitivs auf -um und eines einfachen s-Futurums unterscheidet. Außerdem kommt noch im Oskischen, Marrucinischen, Päligni schen und Volskischen ein t-Präteritum hinzu, das bis jetzt noch nicht mit hinlänglicher Sicherheit aufgeklärt ist. Vgl. Th. Aufrecht und A. Kirchhoff, «Die umbrischen Sprachdenkmäler» (2 Bde., Berlin 1849—51); M. Bréal, «Les tables Eugubines» (Paris 1875); Fr. Bücheler, «Umbrica» (Bonn 1883); J. Zvetaieff, «Sylloge inscriptionum Oscarum» (mit Atlas, Petersburg 1878); derselbe, «Inscriptiones Italiae mediae dialecticae» (mit Atlas, Leipzig 1884); derselbe, «Inscriptiones Italiae inferioris dialecticae» (Moskau 1886). 2) Das Lateinische, ursprünglich nur in einem Theile von Latium (wahrscheinlich desselben Stammes, wie latus, gr. πλατύς) gesprochen. Ueber etwaige dialektische Verschiedenheiten älterer Zeiten, die wir doch werden voraussetzen müssen, sind wir sehr wenig genau unterrichtet. Die wenigen, theils inschriftlich, theils literarisch überlieferten Reste lassen als nächste Verwandte des Stadtrömischen den Dialekt von Lanuvium erkennen, der auch durch inlautendes b = idg. bh mit dem Lateinischen stimmt, dann die von Capena, Falerii, Präneste. Jedoch schließen sich die beiden letzten in der Behandlung der indogermanischen Aspiraten der umbrisch-oskischen Gruppe an (fal. loferta, lat. liberta, praen. nefrones, lat. nebrundines). Auch zeigen die Dialekte der drei letztgenannten Städte Beeinflussung durch das Etruskische (fal. f in vetṛi, Unterdrückung der Vocale in der Schrift). Mit dem Lateinischen eng verwandt war auch die Sprache der Sikeler, von der uns allerdings nur wenige Wörter erhalten sind; vgl. außer dem Zeugniß des Varro, de l. l. V, 101, Deecke-Müller, «Etrusker» (I, 4 fg.); Holm, «Geschichte Siciliens» (I, 360); Nissen, «Ital. Landeskunde» (S. 549).

Von den übrigen Sprachen des alten Italiens steht keine in näherer Verwandtschaft mit den italischen Sprachen im engeren Sinne. Bezüglich des Keltischen in Oberitalien ist das früher Gesagte zu vergleichen, die inschriftlichen Reste der venetischen Sprache in Oberitalien, sowie die der messapischen in Unteritalien zeigen indogermanischen Charakter und werden wol mit Recht dem Illyrischen zugezählt. Vgl. C. Pauli, «Die Inschriften nordetruskischen Alphabets» (Leipzig 1885), S. 112 fg.; W. Deecke, «Rhein. Museum», 36, 576 fg.; 37, 373 fg.

Hingegen vermag ich die neuerlich von Deecke und Bugge behauptete Verwandtschaft des Etruskischen mit dem Italischen nicht als richtig anzuerkennen. Auch die neuesten Versuche von R. Ellis und C. Moratti sind kaum geeignet, das Problem zu lösen. Fr. Hommel in Iwan Müller's «Handbuch der classischen Alterthumswissen-

schaften» (III, 58, Anmerk. 2) rechnet die Etrusker zur alarodischen Völkerfamilie. Mir scheint die etruskische Sprache ihrem ursprünglichen Kerne nach eine nicht indogermanische, die allerdings von den italischen Sprachen die Namengebung und einen, wie es scheint, nicht unbeträchtlichen Theil des Wortschatzes entlehnt hat, indem ich im ganzen mit den Anschauungen C. Pauli's übereinstimme. Nach dem neuesten inschriftlichen Funde auf Lemnos kann man nicht wol daran zweifeln, daß die Sprache der Etrusker aufs engste verwandt war mit der der tyrrhenischen Pelasger, welcher jene vorgriechische Inschrift angehört; vgl. C. Pauli, «Eine vorgriechische Inschrift auf Lemnos» (Leipzig 1886); S. Bugge, «Der Ursprung der Etrusker durch zwei lemnische Inschriften erläutert» (Christiania 1886); W. Deecke, «Rhein. Museum», 41, 460 fg. Die ligurische Sprache ist uns sozusagen gar nicht bekannt.

Ehe wir zur Darstellung des lateinischen Laut- und Flexionsbestandes im Verhältniß zu dem der indogermanischen Grundsprache übergehen, mit der der Sprachforscher trotz der oben über die dialektische Spaltung derselben gemachten Bemerkung operiren muß, ist noch auf einen Factor hinzuweisen, der unstreitig auch in der Geschichte der lateinischen Sprache, besonders mit Rücksicht auf den Wortschatz eine bedeutende Rolle gespielt hat, die Sprachmischung. Durch sie mögen sich manche Unregelmäßigkeiten in der Lautvertretung erklären, für die ein anderer Erklärungsgrund nicht beigebracht werden kann. Durch den Verkehr mit den Nachbarstämmen und die Berührung mit sämmtlichen Nationen des alten Italiens ist eine Reihe von sabellischen, oskischen, umbrischen, messapischen, gallischen und andern Worten ins Lateinische aufgenommen worden; von der hervorragendsten Bedeutung in dieser Hinsicht ist übrigens die Berührung mit den Griechen gewesen, von denen die Lateiner eine außerordentlich große Zahl von Wörtern aus allen culturellen Gebieten entlehnt haben, deren Kenntniß zugleich die Geschichte des civilisatorischen Einflusses der Griechen auf Latium entrollt. Vgl. O. Weise, «Die griechischen Wörter im Latein» (Preisschriften der fürstlich Jablonowski'schen Gesellschaft, Leipzig 1882); G. A. Saalfeldt, «Tensaurus Italograecus» (Wien 1884); O. Weise, «Rhein. Museum», 38, 558 fg.

Vor Betrachtung des lateinischen Lautbestandes müssen wir in Kürze das Verhältniß der Betonung des Lateinischen zu der der indogermanischen Grundsprache charakterisiren. Von den physiologischen Factoren nämlich, welche bei Erzeugung der Laute in Betracht kommen, übt der Accent den wesentlichsten Einfluß auf die Gestaltung der Laute aus. Während nun die indogermanische Grundsprache einen freien musikalischen Accent besaß, ist der Accent der lateinischen Sprache im wesentlichen dem unserer modernen Sprachen gleich, er ist exspiratorisch-energisch, wofür ich die genauern Nachweise beigebracht habe in J. Müller's «Handbuch der classischen Alterthumswissenschaft», II, 192 fg. (§. 71—75). In der Geschichte der lateinischen Betonung müssen wir zwei Perioden unterscheiden: 1) eine vorliterarische, in welcher der Accent das Bestreben hatte, ohne Rücksicht auf die Zahl der Silben soweit als möglich vom Ende des Wortes zurückzutreten, wie wir aus der Behandlung der ältesten griechischen Lehnwörter und aus der Vocalisation der nachtonigen Silben ersehen. Dieselbe Betonungsweise, wie das Alttatein, zeigt auch das Etruskische und von indogermanischen Sprachen das Keltische und Germanische. Spuren dieser älteren Betonung haben sich noch bis in die literarische Zeit erhalten. 2) Zu Beginn der literarischen Thätigkeit und wol unter dem Einflusse des Griechischen wird der Ton auf die drittletzte oder vorletzte Silbe eines jeden Wortes fixirt (Dreisilbengesetz) und die Quantität der vorletzten Silbe der maßgebende Factor für die Betonung eines mehr als zweisilbigen Wortes. Der Wirkung des veränderten Accentes ist es vornehmlich zuzuschreiben, daß sich der ursprüngliche Vocalismus im allgemeinen nur in den betonten Silben erhalten, dagegen in den unbetonten mannichfache Veränderungen erfahren hat. Außerdem zeigt sich die Wirkung desselben in dem Abfalle auslautender Silben, in der Kürzung langer Vocale der Endsilben (zunächst in iambischen Wortformen), in der Synkope nachtoniger Vocale, die im alten und vulgären Latein Regel gewesen zu sein scheint (z. B. caldus, soldus; valde hat sich als isolirtes Wort neben validus behauptet), in der Erscheinung der sogenannten Consonantendehnung (z. B. glūtire gluttire, meilia (ei = ī) millia.

Die lateinischen Vocale ā ē ō entsprechen im allgemeinen den gleichen der indogermanischen Grundsprache. Secundär wird ē zu ō durch Einfluß des u v (ev ve eu ue), zu ī in geschlossenen Silben, durch Einfluß des r, nach den Composita (lignum Mirqurios plico); so ist auch einigemal betontes ē zu ī geworden (sīca subtilis). Nicht selten tritt für betontes ō ū ein, seltener für ō ū (umerus für). Ein besonderer Lautwandel ist der von vo zu va (z. B. *xoῖλος* cavus). Die in doppelter Function auftretenden Sonoren i u r l m n entsprechen indogermanischen Vocalen in der Gestalt von -ī- -ū- -or- (-ro-) -ol- -ul- -em- -en- (-im- -in- wie oben lat. ī = idg. ē), ferner in gewissen Fällen wahrscheinlich ursprünglichen Längen in der Gestalt von -lā--rā- -nā-, z. B. cord- (or = idg. r̥), mollis, semel (em = idg. m̥), lentus (en = idg. n̥), grānum clādes nātus. Ursprüngliches u wird auch in Tonsilben einigemal durch i (Mittelstufe ŭ) reflectirt (z. B. silva gr. *ὕλη*). Als Consonanten sind j v r l m n die regelmäßigen Vertreter (r und l nicht selten im Austausche); m und n bleiben in der Schrift häufig unbezeichnet. Als Vocale nachtoniger Silben erscheinen regelmäßig nur e (vor r, mehrfacher Consonanz, einfachem Vocal und nach i), o (nach e und i vor l und nach v), u oder i (ŭ) vor labialen Lauten, in den übrigen Fällen i. Diese Gesetze hatten ursprünglich auch Geltung für die Composita (daher z. B. oppidum von *pedo-, aequipero von paro-, nuncupo von cap- u. a.), wurden aber durch mannichfache andere Einflüsse durchkreuzt (Analogie der Simplicia, Accentwechsel). In unbetonten End-

silben wird i zu e (ante gr. ἀντί, ŏ zu ŭ (o-Stämme, opus alt opos). Häufig ist das Auftreten anaptyktischer (svarabhaktischer Vocale zwischen Sonorlauten (r m n l) und Consonanten, z. B. populus poplus, drachuma gr. δράχμη; ihre Färbung richtet sich nach den umgebenden Consonanten und wird nicht selten durch Assimilation an den Vocal der folgenden oder vorausgehenden Silbe beeinflußt. Ein weitreichendes Gesetz ist die Verkürzung langer Vocale vor folgenden Vocalen. Häufig werden kurze Vocale vor Consonantengruppen (Nasal und Liquida + Consonant) oder nach dem Ausfalle von Consonanten gelängt (sogenannte Ersatzdehnung). Nur vereinzelt sind Assimilations- und Dissimilationserscheinungen (z. B. segetis nach seges für *segitis), sehr spät das Auftreten prothetischer Vocale (seit dem 2. nachchristlichen Jahrhundert iscripta u. a.), nur in taurus Epenthese (Vorklingen) des Vocals (für *tauros) nachzuweisen. Die Diphthonge sind großentheils zu Monophthongen geworden. Die ältere Sprache kennt die Diphthonge ai au oi ou, vielleicht auch ei, welche den gleichen indogermanischen entsprechen; die spätere Sprache hat nur au (vulgär ō ū) festgehalten, ai wird durch ae (vulgär ę), oi durch oe ū (ō in nōn), ou durch ō (ū), eu durch ū, ei durch ē und ī vertreten. In unbetonten Endsilben sind -oi und -ai zu ī gesunken (provinzialistisch und vulgär ē), so im Dativ-Ablativ des Plurals der a- und o-Stämme. Das i und u als zweite Componenten der Diphthonge werden vor folgendem Vocal zu Consonanten und schwinden, wie es scheint, nach urlateinischem Gesetz nach betonten Vocalen, während sie vor hochbetonter Silbe als j und v auftreten. In späterer Sprache haben beide (j und v) ohne Rücksicht auf ihren Ursprung (mögen sie aus Vocalen hervorgegangen oder ursprüngliche Spiranten sein) die ausgesprochene Neigung in gewissen Verbindungen zu schwinden. Die ursprünglichen Abstufungsreihen der Vocale sind infolge der Vermischung des alten Vocalismus nur in den seltensten Fällen vollständig zu erkennen: 1) e-Reihe, Mittelstufe ĕ, Tiefstufe 0. Hochstufe ŏ, z. B. Menerva memento (= *mennitód) mŏneo; 2) ē-Reihe, Mittelstufe ĕ, Tiefstufe ă (durch spätere Angleichung an die Mittelstufe ĕ), Hochstufe ŏ (für das Lateinische nicht nachzuweisen), z. B. sē-vi să-tus; 3) ă-Reihe, Mittelstufe ă, Tiefstufe ă, Hochstufe a ŏ, z. B. gnă-rus cognitum (= *co-gnatum) gnō-scere; 4) ō-Reihe, Mittelstufe o (für das Lateinische nicht nachzuweisen), Tiefstufe ă, Hochstufe ŏ, z. B. dătus dōnum; 5) a-Reihe, Tiefstufe ă, Hochstufe ă, z. B. ăgo amb-ăges (ēgi ist gleich *e-ag-i); 6) o-Reihe, Tiefstufe ŏ, Hochstufe ō, z. B. ŏdium ōdi. Nicht ursprünglich indogermanisch sind die Ablaute ī ĭ ū ŭ, sofern nicht ī und ū die Diphthonge ei und eu vertreten.

Was den Consonantismus anlangt, so haben wir bereits hervorgehoben, daß die Sonoren r l m n als Consonanten im allgemeinen die betreffenden indogermanischen Laute wiedergeben. Von den lateinischen Verschlußlauten c (k) q g, p b, t d entsprechen im allgemeinen die tonlosen c (k), von dem q nur graphisch verschieden ist, p t den indogermanischen Lauten derselben Kategorie: hingegen reflectiren die tönenden g b d sowol diese Laute der Grundsprache als auch die inlautenden ursprünglichen Aspiraten gh bh dh, die im Anlaute durch f h g (die Entsprechung richtet sich theils nach dem folgenden Laute, theils nach Analogie) repräsentirt werden. Verwickelt ist wegen der theilweise eingetretenen Labialisirung die Darstellung der lateinischen Vertreter der indogermanischen Velarlaute (vgl. Brugmann, «Grundriß der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen», S. 430 fg.). Die tonlose Dentalis wechselt manchmal mit der tonlosen Gutturalis (Suffix tro-, -tlo- = -cro-, -clo-), die tönende mit l und r (lacruma, alt dacruma). Was die lateinischen Spiranten j (palatal), s (dental), v (labial), h (guttural) anlangt, so ist hinsichtlich des j und v nicht mit Sicherheit zu erkennen, ob sie ursprünglich oder aus i u (Halbvocalen) hervorgegangen sind. Das s im Anlaut und im Inlaut vor tonlosen Verschlußlauten oder nach Consonanten (z. B. serere vestis ensis) entspricht tonlosem, indogermanischem s; hingegen zeigt der Uebergang von intervocalischem s, sowie in der Stellung vor m n v g, in r, daß es tönend gesprochen wurde. Der Kehlkopfspirant h ist häufig dem Schwunde ausgesetzt gewesen (im Anlaut und Inlaut), z. B. anser für *hanser, andererseits namentlich in vulgärer Sprache auch fälschlich vorgesetzt worden (z. B. haurio für *ausio). Die an-, in- und auslautenden Consonantengruppen haben im Vergleich zu ihrem Bestande in der indogermanischen Grundsprache mehrfache Veränderungen erfahren. Bei den Anlautsgruppen ist am häufigsten — und zwar sowol bei solchen, die aus drei, als auch bei jenen, die aus zwei Consonanten bestehen — Abfall des anlautenden Consonanten eingetreten, z. B. sternuo W. pster-, scutum cutis u. a., immer bei den mit sm- sn- sl- vl- vr- anlautenden Wortstämmen. Bei Behandlung der inlautenden Gruppen sind folgende Wege eingeschlagen worden: 1) Assimilation, z. B. sella aus *sed-la; 2) Ausstoßung des einen Consonanten, sehr häufig mit Dehnung des vorausgehenden betonten kurzen Vocals, z. B. mājor aus *mâhior, iūmentum aus *jūgmentum; 3) Umstellung, z. B. pando aus *patno; 4) Einschiebung von Hülfsconsonanten, z. B. exemplum für *exem-lum. Bei den auslautenden Consonantengruppen trat entweder Vereinfachung der Doppel-, beziehungsweise mehrfachen Consonanz ein, z. B. as für *ass, lac (daneben lact bei Varro als Neubildung), oder dieselben wurden nach dem für den Inlaut geltenden Gesetzen modificirt, z. B. pes für *ped-s. Die genauern Angaben über das hinsichtlich der Lautlehre Bemerkte sind in meiner Lautlehre nachzusehen, woselbst auch die Literatur in umfassender Weise verzeichnet ist.

Was die Aussprache des Lateinischen anlangt, so muß zugegeben werden, daß die genaue lautphysiologische Werthbestimmung der einzelnen Laute zum Theil durch die Mangelhaftigkeit der Quellen sehr erschwert ist. Indeß liegt in dem Buche von E. Seelmann, «Die Aussprache des Latein» (Heilbronn 1884) ein vorzüglicher

Behelf vor, woselbst man über die lautphysiologische Seite der Frage jedenfalls weitaus den besten und in den meisten Fällen auch richtigen Aufschluß erlangt.

Die Declination der Nomina hat mannichfache Abänderungen erfahren. Die Formen des Duals sind aufgegeben worden (Reste duo und ambo). Ferner sind Ablativ, Locativ und Instrumentalis des Singulars und ebenso des Plurals, der für den Dativ-Ablativ eine gemeinsame Form hat, formell zusammengefallen, und es haben daher die einzelnen Formen ihre ursprüngliche Function nur theilweise behauptet. So sind z. B. rosis und equis Instrumentalformen, vocibus wirklich Dativ-Ablativ. Die Stammabstufung ist auf einige wenige Spuren beschränkt (z. B. patr-is neben pater, carn-is neben caro[n]); viele consonantische Stämme sind zu vocalischen weitergebildet worden (sedes ursprünglich s-Stamm; zahlreiche i-Stämme); die i- und ti-Stämme sind durch Suffix-on- weiter gebildet; die adjectivischen u-Stämme sind zu i-Stämmen ausgebildet (dulcis, gr. γλυκύς) oder in die o-Declination übergegangen; die ursprünglichen ie- bez. ii-Stämme sind io-Stämme geworden (Cornelio, alt Cornelis). Besonders ist die ursprüngliche Bildungsweise der i-Stämme durch die Vermischung mit den consonantischen Stämmen stark verdunkelt. Auch in der Bildung der Casus haben sich manche Neuerungen vollzogen: der Nom. Plur. der consonantischen Stämme ist nach dem Muster der i-Stämme gebildet; der der o- und a-Stämme (noch spätere Uebertragung) nach der pronominalen Declination (letztere sind vielleicht Dualformen); die Nom. des Plur. auf -eis -is von o-Stämmen sind Analogiebildungen nach den i-Stämmen. Die Genetive des Sing. der i- io-Stämme auf -i, der a-Stämme auf a-i ae a-es sind Neubildungen, ebenso die der sogenannten e-Stämme (diēi). Der Gen. Plur. auf -rum (= *sum) der a- o-e-Stämme ist der pronominalen Declination entlehnt. Neubildungen sind die Dative des Sing. der i-Stämme auf -ē -ei -ī und darnach die der consonantischen u- und sogenannten e-Stämme. Bezüglich der Declination der Pronomina ist kurz zu bemerken, daß die ungeschlechtigen mit wenigen Ausnahmen (Genetive mis tis mei tui sui) meist alte Formen aufweisen (freilich ist die Bildung mancher Form noch streitig). Dagegen ist die Declination der geschlechtigen Pronomina stark durch die der o-Stämme beeinflußt, denen ja illo- ho- quo- äußerlich angehören. Eigenthümlich ist die Verwendung eines i in mehreren Casus (altlateinisch: Nom. quo-i, geschr. qoi, Gen. quo-i-us, Dat. quo-i-ei).

Besonders abweichend hat die Verbalflexion sich gestaltet, theils durch die Wirkung des Accentes (Abfall auslautender Vocale und infolge dessen Zusammenfallen vieler Formen), theils durch das überall zu Tage tretende Streben nach Uniformirung. So wurde der Unterschied der primären und secundären Personalendungen aufgegeben, die unthematischen Verba (entsprechend den griechischen auf -μι) bis auf geringe Reste beseitigt und in die Flexion der o-Verba übergeführt. Die alten starken Aoriste sind gänzlich geschwunden (hauptsächlich wegen des Verlustes des Augments), die s-Aoriste wurden mit dem alten indogermanischen Perfect zu einem Tempus vereinigt, dessen Flexion durch Contamination entstanden ist. Ein anderer Rest des s-Aoristes ist der lateinische Conjunctiv des Imperfects. Die verlorenen Tempora (einfaches Imperfect, Futurum auf -sio-) sind durch Neubildungen ersetzt worden, die durch Zusammensetzung eines alten Infinitivs mit Formen des Verbalstamms fu-, inlautend bu- (= ursprünglich bhu) gebildet sind. Die Bildung der lateinischen Perfecta auf -ui und -vi, die man ohne große Wahrscheinlichkeit mit dem Participium des Perfects in Verbindung gebracht hat, ist jedenfalls durch Analogie über einen so weiten Kreis von Verben ausgebreitet worden. Eine italisch-keltische Neubildung ist auch das r-Passiv, das man früher fälschlich aus Zusammensetzung der Activformen mit dem Pronomen se erklärt hat. Medialformen stecken in legitur (= *legeto-r, vgl. gr. ἐλέγετο), leguntur (= *legonto-r, vgl. gr. ἐλέγοντο). Dem Medium gehörte auch die 1. sgl. perf. an dedi (= fr. dadé). Im übrigen ist das alte indogermanische Medium vollständig aufgegeben worden. Von den Modi sind Conjunctiv und Optativ zwar nicht hinsichtlich der Bildung, aber im Gebrauche zu einem synkretistischen Modus vereinigt.

In der Wortbildung hat das Lateinische, namentlich in seinem allmählichen Uebergang zum Romanischen eine außerordentliche Mannichfaltigkeit entwickelt durch die Fülle der bei Ableitungen in Verwendung kommenden Suffixe. Hingegen ist die Wortzusammensetzung, abgesehen von Composition mit Präpositionen, die sehr ausgebildet erscheint, besonders die allen älteren indogermanischen Sprachen in so reichlichem Maße eigenthümliche Composition der Nomina, im Lateinischen auf ein sehr geringes Maß beschränkt worden und fast nur der Dichter- und spätern gekünstelten Sprache (Afrikaner) eigen. So ist auch das System der Namengebung, das bei den Indern, Eraniern, Griechen, Germanen, Slawen, Kelten auf der Wortzusammensetzung beruht, bei den Lateinern (Italikern) ein ganz anderes (A. Fick, «Die griechischen Personennamen», Göttingen 1874).

Einen Vergleich der lateinischen Syntax mit der der indogermanischen Grundsprache zu ziehen, gestattet der gegenwärtige Stand der Forschung nicht. Eine Reihe von Verwendungstypen läßt sich wie fürs Griechische — vgl. B. Delbrück, «Die Grundlinien der griechischen Syntax» = «Syntaktische Forschungen», IV (Halle 1879) — auch fürs Lateinische als indogermanisch nachweisen, jedoch ist das Lateinische in vielen Punkten, so namentlich in der Syntax des zusammengesetzten Satzes, in der strengen Ausbildung der Tempusfolge und in vielen anderem seine eigenen Wege gegangen und hat sich in syntaktischer Beziehung weit mehr von der indogermanischen Grundsprache entfernt als das Griechische. Dabei hat man noch besonders zu berücksichtigen, daß die Entwickelung der lateinischen Sprache zu einer Sonderung in Vulgär- und Schriftsprache geführt hat.

Die Geschichte der lateinischen Sprache läßt sich in folgende Perioden gliedern (vgl. meine Bemerkungen in

J. Müller's «Handbuch für classische Alterthumswissenschaft», II, 134 fg.; Schmalz ebend., 240 fg.; Krebs, «Antibarbarus», 6. Aufl. von J. H. Schmalz, S. 1—16): 1) Vorliterarische Zeit, fast in ihrem ganzen Umfange nur durch die vergleichende Sprachforschung erhellt. Was auf literarischem Wege aus den ersten Jahrhunderten der römischen Geschichte von alten Gesängen und Gesetzes- oder religiösen Formeln uns überliefert ist, ist vielfach verderbt. Inschriftliche Reste (die ersten etwa aus dem 2. oder 3. Jahrh. der Stadt, Inschrift der Fibula von Präneste) sind spärlich. 2) Archaische Periode vom Beginn der Literatur (c. 510 der Stadt) bis Cicero. Die lateinische Sprache entwickelt sich allmählich unter dem Einflusse der Dichter zu einer nach bestimmten Normen geregelten Schriftsprache. Durch Ennius vornehmlich wurde der dem archaischen, sowie dem spätern plebeischen Latein (vgl. besonders die Inschriften des pisaurischen Hains und die Wandinschriften von Pompeji) eigenthümliche Wegfall auslautender Consonanten in der Schrift, besonders des m s, endgültig für die Schriftsprache beseitigt und die Quantität der Vocale im ganzen und großen festgesetzt, wozu die Uebertragung der griechischen Versmaße und darunter vornehmlich die des Daktylus nöthigte. Die Verdrängung alterthümlicher Formen bei Nomen und Verbum (z. B. habesso, capso, faxim u. s. w.) hat allmählich stattgefunden und ist erst bis gegen Ende dieser Periode durchgeführt. Natürlich hat auch der Wortschatz mannichfache Abänderungen erfahren (Einbuße alter Wörter, Bedeutungswandel, Neubildungen), zu denen man ganz gut das Verhältniß etwa des neuhochdeutschen Wortschatzes zum mittel-, beziehungsweise althochdeutschen in Parallele setzen kann. Der die ganze Folgezeit durchziehende Gegensatz zwischen sermo urbanus und plebeius (rusticus), deren Verhältniß H. Schuchardt, «Der Vocalismus des Vulgärlateins», I, 47, mit Recht als ein collaterales bezeichnet, ist in dieser Periode begründet worden. Allerdings dauerte es fast zwei Jahrhunderte, während welcher namentlich der Curialstil und einzelne Vertreter des uns leider nur in spärlichen Fragmenten erhaltenen prosaischen Schriftthums mit Zähigkeit am alterthümlichen festhielten, bis durch Cicero und Cäsar die Sprache ihre höchste künstlerische Ausbildung erhielt und 3) das sogenannte goldene Zeitalter der lateinischen Sprache begann, welches am besten das der allgemein anerkannten, streng beobachteten Gesetzmäßigkeit der Sprache in jeder Hinsicht (formale und stilistische Seite) genannt werden kann. Jetzt ist der Gegensatz zwischen der Literatursprache (der Sprache der Gebildeten) und der des gemeinen Mannes endgültig besiegelt. In diese Zeit und die ihr unmittelbar folgende fällt die Ausbreitung der lateinischen Umgangssprache über ganz Italien. Die italischen Localmundarten, welche aus derselben durch Mischung mit den einheimischen Dialekten sich bildeten, haben ohne Zweifel die später in ihrem Gebiete sich entwickelnden italienischen Dialekte beeinflußt (G. Körting, «Encyklopädie und Methodologie der romanischen Philologie», I, 138; H. Schuchardt, «Der Vocalismus des Vulgärlateins», I, 48). Die Reaction gegen die Beschränkung der individuellen Freiheit hat 4) das folgende Zeitalter, das der silbernen Latinität (von 14—116 n. Chr.) gebracht, das in Sprache und Stil die strenge Scheidung zwischen poetischer und prosaischer Redeweise, welche das classische Latein charakterisirt, aufhob und letztere mit der erstern durchsetzte. Daneben wurde manches Volksthümliche in die Schriftsprache aufgenommen, Alterthümliches wieder hervorgezogen, manche syntaktische Abweichung von der strengen Norm des Classicismus zugelassen. 5) Die archaisirende Periode von Hadrian bis ungefähr gegen Ende des 3. Jahrh. griff wieder auf das vorciceronianische Latein zurück und verlieh der ganzen Sprache dadurch ein alterthümliches Gepräge, wie denn auch in manchen Schriftwerken dieser Periode, so in den «Noctes Atticae» des A. Gellius, in dem Werke des Nonius, werthvolle Ueberreste des archaischen Lateins uns erhalten sind. Mehr und mehr aber riß Willkür und Regellosigkeit in der lateinischen Sprache ein, was in der folgenden 6. Periode die vollständige Verdrängung der Schriftsprache durch die Vulgärsprache herbeiführte. In den Provinzen bildete sich durch das Eindringen einheimischer Rede- und Sprechweise ein eigenartiges Latein, das nach der Eroberung derselben durch die Germanen auch mit Barbarismen durchsetzt wurde und nach längerer Herrschaft dieser sogenannten lingua Romana zur Herausbildung der romanischen Sprachen führte. Während also nach der soeben gegebenen Auseinandersetzung Schrift- und Vulgärlatein ihren gemeinsamen Ursprung in dem archaischen Latein haben, ist letzteres die Mutter der italischen und lateinischen Provinzialdialekte und der daraus hervorgegangenen romanischen Sprachen geworden, die demnach die eigentlichen Fortsetzer der lateinischen Sprache sind. Gänzlich unwissenschaftlich aber wäre die Auffassung, auf die man auch wol heute noch stoßen mag, daß die romanischen Sprachen ein verderbtes Latein wären, denn in der Sprache gibt es ebenso wenig einen Verfall, einen Untergang, wie in der Welt der organischen Wesen, sondern nur Fortbildung, Erneuerung, Umsetzung der vorhandenen Kräfte in andere Factoren. Die Form kann geändert werden, aber die schaffende Kraft bleibt stets erhalten. So ist der synthetische Formaufbau der lateinischen Sprache in den romanischen Sprachen zum großen Theil in einen analytischen verwandelt worden. Der Zusammenfall der Casus hat zur Ersetzung derselben durch Präpositionen genöthigt, wozu übrigens unsere deutschen Volksdialekte eine treffliche Analogie bieten, und die einfachen Verbalformen sind häufig durch Umschreibungen ersetzt worden, wozu die Keime bereits in der lateinischen Sprache vorlagen; die genaueren Einzelheiten gehören in eine Geschichte der romanischen Sprachen.

(Fr. Stolz.)

Lateran, ein Platz und Palast in Rom, s. unter Rom.

Lateransynoden, s. Concilien.

LATERNA MAGICA oder Zauberlaterne, besteht in ihrer einfachsten und ältesten Gestalt aus einem innen geschwärzten Holz- oder Metallkasten, in dessen

Mitte unter einem in der Decke eingesetzten, knieförmig gebogenen Blechschornsteine eine Lampe brennt, deren Licht durch einen an einer der Wände befestigtes, kugelförmig oder parabolisch gekrümmten polirten blechernen Hohlspiegel als paralleles Bündel durch eine in der Mitte der gegenüberliegenden Wand des Kastens angebrachte runde Oeffnung hinausgeworfen wird. In diese Oeffnung ist ein Rohr eingesetzt, welches ein System von zwei Sammellinsen enthält, deren gegenseitige Entfernung durch Verschiebbarkeit eines Theiles des Rohres verändert werden kann, aber immer so zu reguliren ist, daß der gemeinschaftliche Hauptbrennpunkt des Linsensystems immer etwas außerhalb der beiden Linsen liegt. Zwischen die Lampe und das Linsensystem kann an geeigneter Stelle, nämlich etwas weiter von der hinteren Linse entfernt als der gemeinschaftliche Brennpunkt des Linsensystems, durch einen entsprechend angebrachten Spalt ein schmaler Glasstreifen eingeschoben werden, auf welchen mit durchsichtigen Farben Bilder gemalt sind. Da diese von der Lampe und dem Hohlspiegel hell erleuchteten Bilder also etwas außerhalb des Hauptbrennpunktes des Sämmellinsensystems liegen, so müssen die von ihm ausgehenden Strahlen durch dieses System so gebrochen werden, daß in der Richtung von dessen Achse auf einem im übrigen verdunkelten Zimmer in passender Entfernung aufgestellten weißen Schirme ein umgekehrtes vergrößertes Bild der auf die Glasstreifen gemalten Objecte entsteht. Sollen die Figuren des Bildes auf dem Schirme eine aufrechte Lage haben, so braucht man nur den Glasstreifen so in die Laterna magica zu schieben, daß die darauf gemalten Bilder von oben nach unten verkehrt sind. Die auf dem Schirme oder einer weißen Wand aufgefangenen Bilder werden in demselben Verhältnisse größer, in welchem man sich mit der Zauberlaterne von der Wand entfernt. Dabei muß man aber, um die entstehenden Bilder stets scharf gezeichnet zu erhalten, das Linsensystem mit dem Ansatzrohre zugleich entsprechend weiter hereinschieben, um den Hauptbrennpunkt des Systems dem Glasstreifen immer mehr zu nähern. Es ist dies darum nöthig, weil die Entfernung des auf den Glasstreifen gemalten Objectes einerseits und die des auf dem Schirme erzeugten reellen optischen Bildes andererseits von den Hauptpunkten des Systems stets zwei conjugirten Brennweiten desselben entsprechen, die, wenn man die erstere mit o, die andere mit b und die Hauptbrennweite des Systems mit f bezeichnet, durch die Formel $\frac{1}{o} + \frac{1}{b} = \frac{1}{f}$ verknüpft sind, aus welcher sich ein um so größerer Werth von b ergiebt, je kleiner o gewählt wird und umgekehrt. Der kleinste Werth, den man dabei o geben darf, ist der von f, weil bei einer Annäherung des Objects noch über den Hauptbrennpunkt hin überhaupt auf der andern Seite kein reelles Bild mehr erzeugt werden kann, sondern b einen negativen Werth annimmt. Schon bei einer Annäherung des Objects bis in die Hauptbrennweite f wird der Werth von b unendlich groß, d. h. es entsteht überhaupt kein Bild mehr, weil die parallel austretenden Strahlen sich erst in unendlicher Entfernung, d. h. gar nicht durchschneiden. Man könnte auch anstatt eines Systems von zwei Sammellinsen eine einzige, dann aber stärker gekrümmte, mit entsprechend kürzerer Brennweite zur Erzeugung des an die Wand zu projicirenden Bildes verwenden, alsdann werden aber bei der Brechung der Lichtstrahlen die Abweichungen derselben wegen der Kugelgestalt bedeutender und die Bilder dementsprechend weniger scharf.

Der Erfinder der Zauberlaterne scheint der Jesuit Athanasius Kircher zu sein. Schon in der römischen Ausgabe seiner «Ars magna lucis et umbrae» vom J. 1646 berichtet er, daß man auf einen Hohlspiegel ein Gemälde bringen und dessen Abbildung vermittels eines davorgestellten Lichtes und Glases auf eine Wand in einem dunklen Orte werfen könne, wovon er sich viel für die Bekehrung der Gottlosen versprach, wenn man ihnen zur rechten Zeit den Teufel an der Wand darstellte. In der amsterdamer Ausgabe seines obigen Buchs vom J. 1671 liefert Kircher schon eine deutliche Beschreibung der Zauberlaterne mit saubern Zeichnungen, woraus erhellt, daß er auch schon die gewöhnlichen Schieber mit Glasgemälden gebraucht hat.

In dieser einfachsten Form ist die Zauberlaterne wesentlich nur ein Spielwerk für Jung und Alt. Sie könnte auch dadurch zur Belehrung verwendet werden, daß man von sehr kleinen, auf dem Glasschieber befestigten Objecten ein sehr vergrößertes Bild an der Wand entwirft. Bei Verwendung einer gewöhnlichen Lampe in der Laterne zur Beleuchtung des Objects ist jedoch die Erzielung einer starken Vergrößerung unmöglich, weil die Bilder an der Wand dann zu lichtschwach werden. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, wurde, wie W. von Gleichen-Rußworm in seiner Abhandlung «Ueber das Sonnenmikroskop» (Nürnberg 1781) berichtet, schon 1710 von Theod. Balthasar, Kreisphysikus und Professor der Mathematik an der Ritterakademie zu Erlangen, der Vorschlag gemacht, zur Beleuchtung des Objects geradezu das Sonnenlicht zu verwenden. Eigentlich erfunden und ausgeführt wurde diese «Sonnenmikroskop» genannte Form der Zauberlaterne erst 1738 von dem auch als Mechaniker sehr geschickten berliner Arzte Johann Nathanael Lieberkühn. Beim «Sonnenmikroskop» sind weit stärker gekrümmte, stärker vergrößernde Linsen verwendbar. Das Sonnenlicht wird durch einen stellbaren Spiegel aufgefangen und durch eine Beleuchtungslinse auf dem Objecte concentrirt. Um von dem zeitweiligen Mangeln des Sonnenlichts unabhängig zu sein, hat man später zur Beleuchtung des Objects auch vielfach das Drummond'sche Kalklicht angewendet und die Apparate dann «Hydro-Oxygengas-Mikroskop» genannt. Wieder mehr der ältern Form der Zauberlaterne nähert sich das neuerdings construirte, durch sehr hell brennende Petroleumlampen erleuchtete «Skioptikon», das mit großem Nutzen zu Demonstrationszwecken verwendet wird.

(H. A. Weiske.)

Laternenträger oder Leuchtzirpe, s. Fulgorellae.

LATHAM (John), englischer Arzt, geboren am 29. Dec. 1761 zu Gaweworth (Chester), studirte von 1778 ab in Oxford, war in Manchester und Oxford als praktischer und Hospitalarzt thätig, erwarb 1788 die Doctorwürde und siedelte in demselben Jahre nach London über, woselbst er 1789 zum Arzt am St.-Bartholomäus-Hospital ernannt wurde. Er war bis zum J. 1829, wo er sich von der Praxis zurückzog, als Arzt sehr geschätzt und gesucht, und nahm auch im College of Physicians eine sehr einflußreiche Stellung ein. Von literarischen Arbeiten Latham's sind, außer mehrern Aufsätzen in den «Transact. of the med.-chir. Society of London», zwei Abhandlungen: «Ueber Errichtung eines Hospice an der Seeküste» (1791) und über «Diabetes» (1811) zu erwähnen. Er starb im April 1843 auf seinem Landsitze Bradwall-Hall (Cheshire).

Sein Sohn Peter Merc. Latham, geboren am 1. Juli 1789 zu London, studirte in Oxford, erwarb daselbst 1816 die medicinische Doctorwürde und war dann zu London als Arzt, namentlich auch an verschiedenen Hospitälern, von 1824 am St.-Bartholomäus-Hospital thätig, dessen medicinische Schule unter seiner Leitung zu großem Rufe gelangte. Latham, im Besitz einer gründlichen Kenntniß des Griechischen und Lateinischen, war als Arzt und Kliniker gleich ausgezeichnet und erfreute sich großer Achtung im College of Physicians. Er legte jedoch wegen angegriffener Gesundheit seine Stellung am St.-Bartholomäus-Hospital 1841 nieder und zog sich 1865 nach Torquay zurück, woselbst er am 20. Juli 1875 verstorben ist. Als von Latham verfaßte, höchst beachtenswerthe Werke sind zu erwähnen: «Lectures on subjects connected with clinical medicine» (London 1836; deutsch in F. J. Behrend's «Bibliothek v. Vorles.», Bd. VII, 1837); «Lectures on diseases of the heart» (London 1845), sowie die «General remarks on the practice of medicine», welche, ursprünglich im «Brit. med. Journal» 1861—63 veröffentlicht, in den von der New Sydenham Society herausgegebenen «Collected works of Dr. P. M. Latham» abgedruckt worden sind. *(A. Winter.)*

LATHRAEA. Mit diesem Namen bezeichnete Linné eine aus Schmarotzerpflanzen bestehende Gattung und verband damit die schon von Tournefort aufgestellte Gattung Clandestina. In der Regel wird Lathraea zu den Orobancheen gerechnet und dies geschieht auch in dem neuesten systematischen Werke von Bentham und Hooker, während sie nach Solms-Laubach zu den Scrophularieen und zwar zur Abtheilung der Rhinantheen gehört. Der Kelch ist glockig, vierspaltig, mit breiten klappigen Zipfeln. Die Blumenkrone hat eine fast gerade Röhre, aufrechte Lippen, von denen die Oberlippe ausgerandet, breit oder helmförmig, die Unterlippe wenig oder viel kürzer, an der Spitze abgestutzt, gefaltet oder sehr kurz dreilappig ist. Staubgefäße so lang als der Helm oder nur wenig kürzer, Staubbeutelfächer gleich, parallel, am Rande bärtig, am Grunde kurz stachelspitzig. Der Discus stellt auf der Vorderseite eine kurze breite Drüse dar. Fruchtknoten mit 2 gespaltenen Placenten; Griffel meist hervorragend, an der Spitze einwärts gebogen, Narbe kopfförmig, ungetheilt oder undeutlich-zweilappig. Kapsel deutlich zweifächerig. Samen zahlreich, klein, kugelig mit ziemlich dicker runzeliger Schale.

Aus dieser Gattung sind mit Einschluß von Clandestina nur 3 (oder nach anderer Ansicht 4) Arten bekannt, von denen die eine (Lathraea clandestina *Linné*, Clandestina rectiflora *Lamarck*) in West- und Südeuropa vorkommt, während die andere (Lathraea squamaria *Linné*, wozu auch Lathraea Anblatum *Linné* gerechnet werden muß) über ganz Europa und Asien verbreitet ist, die dritte (nach anderer Ansicht auch noch eine vierte) findet sich in Japan. Es sind Parasiten mit verzweigten, dicht mit fleischigen Schuppen besetzten Wurzelstöcken, welche sich mittelst kleiner Saugwurzeln (Haustorien) den Wurzeln von Laubhölzern anheften und aus diesen ihre Nahrung ziehen.

Clandestina, auf Lathraea clandestina *Linné* gegründet, wurde wegen der langen helmförmigen Oberlippe, der kurzen, oft ästigen Blütenstiele und der langgestielten, nur in geringer Anzahl vorhandenen Blüten von Lathraea squamaria, bei welcher die Oberlippe kurz und breit, der Blütenschaft einfach und die Blüten kurz gestielt und in größerer Anzahl vorhanden sind, als Gattung abgetrennt; aber Clandestina japonica *Miquel* besitzt die Tracht und den Blütenstand von Lathraea squamaria, stimmt jedoch in der Form der Blumenkrone mit Lathraea clandestina überein, sodaß hier kein generischer Unterschied obwaltet. *(A. Garcke.)*

LATHYRUS (Platterbse), eine von Tournefort aufgestellte, von Linné anerkannte Pflanzengattung der Papilionaceen, mit welcher in neuerer Zeit die von den genannten Autoren gleichfalls schon angenommene Gattung Orobus in der Regel vereinigt wird, wonach der Gattungscharakter in folgender Weise festzustellen ist: Kelchröhre am Grunde oft schief oder nach hinten höckerig mit fast gleich großen oder kürzern oberen Zähnen. Fahne breit verkehrt-eiförmig oder kreisrund, ausgerandet, in den kurzen, breiten Nagel verschmälert, Flügel sichelförmig-verkehrt-eiförmig oder länglich, Kiel einwärts gekrümmt, stumpf, kürzer als die Flügel. Oberster Staubfaden frei oder mit den übrigen mehr oder weniger verwachsen, Röhre der Staubgefäße an der Spitze fast rechtwinkelig abgeschnitten, sodaß der freie Theil aller verwachsenen fadenförmigen oder nach oben etwas verbreiterten Staubfäden gleich lang ist. Fruchtknoten fast sitzend oder gestielt, meist vielreig, Griffel einwärts-gebogen, nach oben vom Rücken her flach, auf der innern Seite der Länge nach behaart, sonst kahl, mit endständiger Narbe, Hülse zusammengedrückt oder fast stielrund, mit meist zahlreichen, kugeligen, kantigen oder seltener etwas zusammengedrückten Samen.

Hierher gehören theils niedrige, theils hohe, rankende Gewächse mit gefiederten Blättern, meist blattartigen, halbpfeilförmigen Nebenblättern und oft großen blauen, violetten, rosenrothen, gelben oder weißen, meist lang-

gestielten Blüten. Die früher allgemein angenommene Gattung Orobus ist von Lathyrus nur durch den Mangel der Wickelranken an den Blättern unterschieden. Um erstere bestehen zu lassen, suchte man nach andern Merkmalen und glaubte in dem Mangel der Drehung des Griffels, der Staubgefäße und des Schiffchens ein haltbares Kennzeichen gefunden zu haben, war aber bei dieser Begrenzung genöthigt, auch Arten der Gattung Lathyrus, z. B. Lathyrus Aphaca, Lathyrus Nissolia und sogar Lathyrus pratensis und Lathyrus palustris hierher zu ziehen, wodurch andererseits nahe verwandte, habituell außerordentlich ähnliche Arten weit voneinander gerennt wurden.

Einige Arten dieser Gattung werden im Großen gebaut, andere geben gute Futterkräuter ab, noch andere dienen als Zierpflanzen. Eine Art, Lathyrus tuberosus, besitzt einen dünnen fadenförmigen Wurzelstock mit hängenden, tief im Boden steckenden, länglichen, eiförmigen oder rundlichen haselnußgroßen Knollen, welche unter dem Namen Erdnüsse, Erdeicheln, Ackereicheln bekannt sind und wegen ihres Wohlgeschmacks vielfach gegessen werden.

Die Gattung Orobus umfaßt bei Linné 9 Arten (Orobus lathyroides, hirsutus, luteus, vernus, tuberosus, angustifolius, niger, silvaticus, pyrenaicus), von denen aber Orobus silvaticus ausgeschlossen und mit Vicia als Vicia Orobus vereinigt werden mußte, während Orobus pyrenaicus jetzt allgemein nur als Form von Orobus tuberosus oder, wie die Pflanze in neuerer Zeit gewöhnlich genannt wird, von Lathyrus macrorrhizus *Wimmer* betrachtet wird. In De Candolle's «Prodromus» sind davon 39 Arten aufgeführt. Die Gattung Lathyrus ist bei Linné in 21 Arten vertreten, in De Candolle's «Prodromus» sind schon 57 Arten erwähnt, während jetzt von den beiden Gattungen Lathyrus und Orobus gegen 170 Arten beschrieben sind, von denen aber kaum 100 gut unterschieden werden können. Es würde jedoch zu weit führen, diese einzeln aufzuführen und zu beschreiben.

(A. Garcke.)

LATIMER (Hugh), englischer Prälat, ward geboren 1490 zu Thurcaiton in der Grafschaft Leicester als der Sohn eines Landpächters. Im Alter von 14 Jahren bezog er die Universität Cambridge, wo er Theologie studirte, 1510 als Bachelor of Arts, 1514 als Magister artium liberalium promovirte, nachdem er schon vorher ordinirt worden war. In seiner Jugend ein strenger Katholik, wie denn auch seine Promotionsrede ein heftiger Angriff auf Melanchthon gewesen, wurde er durch den Einfluß seines Universitätsfreundes Bilney für die Reformation gewonnen. Als volksthümlicher Prediger verursachte er große Aufregung durch eine Reihe von Vorträgen, in denen er die Trüglichkeit der Tradition, die Vergeblichkeit von Supererogationswerken, die Anmaßung der römischen Geistlichkeit darstellte. Latimer wurde vor das Consistorium geladen, nach längerem Verhör excommunicirt und verhaftet, entkam jedoch schlimmeren Folgen durch das Einschreiten des Königs. Im J. 1530 aufgefordert, vor Heinrich VIII. zu predigen, gewann er sich durch die Predigt dessen Beifall. Latimer wagte darauf, den Brief über die freie Verbreitung der Bibel an den König zu richten. Er machte in diesem berühmten Briefe nachdrückliche Vorstellungen über die Verfolgung der Protestanten, sprach nachdrücklich gegen die Anwendung weltlicher Waffen zur Vertheidigung des Glaubens. «Gott will es nicht», sagte er, «daß der Glaube durch des Menschen Macht vertheidigt werde, sondern allein durch das Wort, durch welches er denselben immerfort vertheidigt hat und zwar auf eine Weise, die über des Menschen Macht und Verstand weit erhaben ist.» Der Brief hatte damals keinen unmittelbaren Einfluß auf das Verfahren der englischen Behörden gegen die Protestanten, mißfiel dem Könige jedoch keineswegs. Im J. 1531 wurde Latimer zum königlichen Kaplan ernannt und erhielt bald darauf vom König die Pfarre zu Westkingston in der Grafschaft Wilts. Eine Predigt, welche Latimer in London hielt, erregte den Zorn des damaligen Bischofs von London, eines der eifrigsten Vorkämpfer des alten Glaubens. Infolge dessen wurde Latimer 1532 vor das Consistorium, dann vor die Convention der Bischöfe gebracht und auf seine standhafte Weigerung, die vom Parlament aufgestellten sechs Glaubensartikel zu unterzeichnen, gefangen gesetzt. Er erklärte darauf jedoch freiwillig, daß er die Artikel bis auf zwei annehme, und bekannte, daß er in Einsicht und in der Doctrin sich geirrt habe, und wurde sodann auf Befehl des Königs der Haft entlassen. Als 1533 Cranmer Erzbischof von Canterbury geworden war, änderten sich die Verhältnisse. Eine Commission wurde eingesetzt zur Untersuchung des gegen Latimer vorgenommenen Verfahrens und dieses nachdrücklich gerügt. Cranmer ertheilte Latimer sodann eine specielle Licenz, in allen Theilen der Provinz Canterbury zu predigen. Im J. 1534 erklärte Heinrich VIII. sich in aller Form der Autorität des Papstes enthoben, und Latimer war jetzt nebst Cranmer und Cromwell der vornehmste Rath des Königs bezüglich der nunmehr erforderlichen Maßnahmen. Es waren jedoch besonders Latimer's Predigten, welche den Lehren der Reformation beim Volke Eingang verschafften, und 1535 ward er zum Bischof von Worcester ernannt.

Als Heinrich VIII. im J. 1539 die unbedingte Annahme der sechs Glaubensartikel von Latimer, jedoch vergeblich, forderte, wurde er wieder zur Verantwortung gezogen und im Palast des Bischofs von Chichester in Haft gehalten, worauf er seinen bischöflichen Functionen entsagte. Nach der Thronbesteigung Eduard's VI. kam Latimer wieder in Gunst bei Hofe und trat mit Cranmer und Ridley an die Spitze der Protestanten, weigerte sich aber trotz der ausdrücklichen Aufforderung des Parlaments, seine Functionen wieder zu übernehmen. Als die Königin Maria zur Regierung kam, forderte ihn Gardiner vor den Staatsrath. Obgleich ihm Gelegenheit geboten wurde, England zu verlassen, folgte er der Citation. Als er durch Smithfield — der Platz in London, wo die Hinrichtungen durch Scheiterhaufen statt-

zufinden pflegten — kam, rief er aus: «Dieser Platz hat lange nach mir geschmachtet.» Latimer wurde in den Tower gesetzt, wo Cranmer, Ridley und Bradford seine Leidensgenossen waren. Darauf setzte Pole, der päpstliche Legat, eine Commission ein, vor welcher Latimer und Ridley der Ketzerei angeklagt wurden. Beide wurden schuldig befunden, und zu Oxford am 16. Oct. 1555 bestiegen beide den Scheiterhaufen. Als das Holz angezündet wurde, sprach Latimer zum Gefährten: «Sei getrost, Meister Ridley, und zeige dich als ein Mann. Wir zünden heute eine Kerze an, die mit Gottes Hülfe in England niemals ausgelöscht werden kann.»

Eine neue Ausgabe von Latimer's «Works», von denen sich besonders die zuerst 1570 erschienenen Predigten durch ihren kernigen Stil auszeichnen, wurde von George Elias Corrie veranstaltet (4 Bde., London 1844—45). Vgl. John Fox, «The History of the Acts and Monuments of the Church», gewöhnlich «Fox's Book of Martyrs» genannt (London 1563, neue Aufl. 1881); W. Gilpin, «The Life of Hugh Latimer, Bishop of Worcester» (London 1755); Robert Demans, «Hugh Latimer, a biography» (London 1836).

(*W. Bentheim.*)

LATINER (Latini), die Bewohner des alten Latium, welches sich in historischer Zeit von dem untern Laufe des Tiber bis zu dem Volskergebirge erstreckte, vor der Eroberung Campaniens durch die Samniten (um 420 v. Chr.) aber auch noch diese Landschaft umfaßte Mommsen, «Römische Geschichte», I⁵, 32). Als die ältesten Bewohner nennt die Sage die Sikeler (*Dion. Hal.* I, 9), welche später von den aus dem Gebiet von Reate im Sabinerlande eingewanderten Aboriginern verdrängt wurden und nach der Angabe des syrakusanischen Geschichtschreibers Philistus im 80. Jahre vor dem Trojischen Kriege nach Sicilien übersetzten (*Dion. Hal.* I, 22). Die Aboriginer sollen nun von ihrem zur Zeit des Trojischen Krieges regierenden Könige Latinus, dessen Herrschersitz von der Sage nach Laurentum verlegt wird, den Namen Latiner erhalten haben (*Dion. Hal.* I, 9).

In geschichtlicher Zeit bildeten die Latiner eine aus dreißig Staaten bestehende politische Conföderation, deren Mitglieder durch Gemeinsamkeit des Privatrechtes (commercium und connubium) und religiöse Feste noch enger miteinander verbunden waren. Der Vorort des Bundes soll ursprünglich Alba Longa gewesen sein, welches für die Mutterstadt der dreißig latinischen Städte galt (*Dion. Hal.* III, 31). Für eine ehemalige Oberherrschaft Alba Longas in Latium scheint die Thatsache zu sprechen, daß die alljährlich zum Andenken an die Stiftung des latinischen Bundes gefeierten feriae Latinae auf dem mons Albanus stattfanden (*Dion. Hal.* IV, 49). Für den religiösen Mittelpunkt des Bundes in der ältesten Zeit wird man die Penatenstadt Lavinium (s. d.) halten müssen. Der Ueberlieferung zufolge wurde Alba von dem römischen Könige Tullus Hostilius zerstört; doch ist mol mit Niebuhr («Römische Geschichte», I, 389) anzunehmen, daß es einer gemeinsamen Erhebung der Latiner, bei welcher die Römer vielleicht betheiligt gewesen sein mögen, unterlag. Nach dem Falle Albas scheinen sich die Bundesstädte in zwei Gruppen gesondert zu haben, von denen die eine in Rom, die andere aber in dem am Remisee gelegenen Aricia ihren Vorort hatte. Die Bedeutung dieser letztern Stadt erhellt aus einer Angabe Cato's, wonach sich bei Aricia ein latinisches Bundesheiligthum der Diana befand, an welchem laut der Weiheinschrift die Tusculaner, Aricíner, Lanuviner, Laurenter, Coraner, Tiburter, Pometiner und Ardeaten Antheil hatten (*Priscian.* IV, p. 129 H.; vgl. Beloch, «Der italische Bund unter Roms Hegemonie», S. 179). Wie aus Cato's Worten hervorgeht, stand an der Spitze des Bundes ein Dictator. Wenn nun berichtet wird, daß die Römer unter Servius Tullius ein Bündniß mit den Latinern geschlossen und mit ihnen zusammen als gemeinsames Bundesheiligthum einen Tempel der Diana auf dem Aventin errichtet hätten (*Dion. Hal.* IV, 25 fg., vgl. *Liv.* I, 45), so wird man dies dahin aufzufassen haben, daß die beiden unter Roms und Aricias Leitung stehenden Stammachien untereinander ein Bündniß schlossen und das in Rom der Diana gestiftete Heiligthum dem in Aricia befindlichen entsprechen sollte.

Dem nächsten römischen Könige, Tarquinius Superbus, gelang es, die Latiner zu unterwerfen. Sie wurden gezwungen, ihr Heer mit dem römischen zu vereinigen, in der Weise, daß aus je einer römischen und einer lateinischen Centurie ein von einem römischen Offizier befehligter Manipel gebildet wurde (*Liv.* I, 52, 6; vgl. Schwegler, «Römische Geschichte», I, 769, I, und II, 303). Auch nach der Vertreibung der Könige blieben die Latiner noch unter römischer Herrschaft, wie dies aus dem bald nachher zwischen Rom und Karthago abgeschlossenen Handelsvertrage ersichtlich ist (*Polyb.* III, 22, 11). In diesem Vertrage werden die später im Besitze der Volsker befindlichen Städte Antium und Tarracina (volskisch Anxur), welches seinen Namen von Tarquinius Superbus erhalten zu haben scheint, noch zu Latium gerechnet. Bald nach der Gründung der Republik (nach der herkömmlichen Zeitrechnung 508 v. Chr.) mußten indessen die Römer sich dem etruskischen Herrfürsten Porsenna unterwerfen (Niebuhr, «Römische Geschichte», I, 606 fg.), während die durch Hülfstruppen aus Cumä verstärkten Latiner einen Angriff seines Sohnes Arruns auf Aricia siegreich abwiesen (*Liv.* II, 14, 5 fg.; *Dion. Hal.* VII, 5 fg). Nach dem Abzug Porsenna's suchte Rom seine Oberherrschaft über Latium wieder herzustellen, doch gelang es den latinischen Städten, die sich nunmehr gegen Rom verbündeten (*Liv.* II, 18, 3; *Dion. Hal.* V, 61), ihre Selbständigkeit zu behaupten. Das siegreiche Vordringen der Volsker bestimmte schließlich (493 v. Chr.) beide Theile, miteinander ein Bündniß zu schließen (*Liv.* II, 33; *Dion. Hal.* VI, 95), in welchem Römern und Latinern gleiche Rechte zuerkannt wurden.

Nach den von Dionys mitgetheilten Bestimmungen sollte zwischen Römern und Latinern ewiger Friede bestehen und beide sich gegen feindliche Angriffe gegenseitig unterstützen. Für Angriffskriege, die ein jeder Staat auf

eigene Hand unternehmen konnte (vgl. *Lic.* VIII, 2, 13), existirte dagegen eine solche Verpflichtung nicht. Von der gemeinsam gemachten Kriegsbeute sollte jedem von beiden Theilen die Hälfte zufallen. Hinsichtlich der zwischen Römern und Latinern zu führenden Civilprocesse wurde angeordnet, daß der Proceß an dem Orte, an welchem der in Frage kommende Contract geschlossen worden war, binnen zehn Tagen entschieden werden müsse. Da der Vertrag vollkommene Gleichheit zwischen beiden Paciscenten voraussetzte, so erscheint die dem Antiquar Cincius entnommene Angabe des Festus (p. 241 s. v. praetor), wonach der Oberbefehl zwischen Römern und Latinern wechseln sollte, wol glaubwürdig, wenn auch bestimmte Fälle, in welchen derselbe den Latinern zukam, nicht überliefert sind (Schwegler, «Römische Geschichte», II, 345 fg.). Wie Cincius (a. a. O.) berichtet, führte der Oberfeldherr der vereinigten Römer und Latiner den Namen Prätor, und dem entsprechend finden wir im J. 340 v. Chr., in welchem die Latiner sich gegen Rom erhoben, an der Spitze ihres Heeres zwei Prätoren (*Liv.* VIII, 3, 9).

Die Versammlungen, in denen die Latiner über politische und militärische Maßregeln berathschlagten, fanden, solange Latium selbständig war, statt an der am Fuße des Albanerberges nicht weit von Aricia gelegenen ferentinischen Quelle in dem gleichnamigen Hain (*Festus* s. v. praetor; *Liv.* VII, 25, 5; vgl. Beloch, «Der italische Bund», S. 187). Unter den von den Latinern gemeinsam begangenen religiösen Festen hatten die meiste Bedeutung die feriae Latinae (Latiar), welche alljährlich zur Zeit der Frühlingsnachtgleiche auf dem Albanerberge (Monte Cavo) gefeiert wurden. Dieses Fest, bei welchem die Römer und Latiner durch ihre Magistrate vertreten waren, galt dem Juppiter Latiaris, dem latinischen Nationalgott und Schirmherrn des Bundes, für welchen auf dem Gipfel des Berges ein Tempel erbaut war. Für das gemeinsam darzubringende Opfer hatte jedes Volk einen besondern Beitrag zu entrichten (*Dion. Hal.* IV, 49). Während des Festes herrschte in ganz Latium Gottesfriede und Muße von den bürgerlichen Geschäften (*Cic.* deor. nat. I, 15, ad Q. fr. II, 4, 2; *Tac.* ann. IV, 36). Auch nach der politischen Vernichtung Latiums (338 v. Chr.) blieb das Fest in der frühern Weise fortbestehen.

Die Zahl der am Bunde betheiligten Städte betrug der Ueberlieferung zufolge in früherer wie in späterer Zeit dreißig (Schwegler, «Römische Geschichte», II, 297). Da die Ausdehnung Latiums nicht immer die nämliche war und wol auch innerhalb des Bundes territoriale Veränderungen stattfanden, so ist anzunehmen, daß jene Zahl eine geschlossene war und nach jeder Umbildung wieder hergestellt wurde. Die 30 Städte, welche sich 498 v. Chr. gegen Rom erhoben haben sollen, werden von Dionys (V, 61) in alphabetischer Reihenfolge aufgezählt. In dieser dem römisch-latinischen Bundesvertrag von 493 v. Chr. entnommenen Liste (Schwegler, I, 323) fehlen die jedenfalls kurz zuvor von den Volskern eroberten Städte Antium und Tarracina. Obwol 486 v. Chr. auch die Herniker dem Bunde beitraten (*Lic.* II, 41, 1; *Dion. Hal.* VIII, 69), so bedurfte es, zumal Latium auch von den Aequern bedroht wurde, noch hartnäckiger Kämpfe, um das verlorene Terrain wiederzugewinnen. Tarracina wurde erst 400 v. Chr. wieder erobert (*Liv.* V, 13, 1) und Antium wiederholt gewonnen und wieder verloren, bis es sich endlich 338 v. Chr. auf die Dauer den Römern unterwerfen mußte (*Liv.* VIII, 14, 8).

Nachdem die Römer sich von den Folgen der gallischen Katastrophe (390 v. Chr.) erholt hatten, trat, wahrscheinlich infolge einiger von ihnen ausgeübten Uebergriffe, in ihren Beziehungen zu den Latinern eine Lockerung ein. Die letzteren unterstützten die Volsker im Kriege gegen Rom erst heimlich (*Liv.* VI, 6, 5), dann aber auch offen (VI, 32, 7). Die dem Bunde angehörige Stadt Tusculum, die sich hieran in hervorragender Weise betheiligt hatte (*Liv.* VI, 25, 1), wurde 380 v. Chr. nach einem siegreichen Feldzuge des Camillus dem römischen Staate einverleibt (*Liv.* VI, 26, 8). Ein im J. 358 v. Chr. drohender Einfall der Gallier hatte indessen eine Erneuerung des römisch-latinischen Bundes, jedenfalls auf der Grundlage des 493 geschlossenen Vertrages, zur Folge (*Liv.* VII, 12, 8; vgl. *Polyb.* II, 18, 5). Während des ersten Samniterkrieges (343—341) kämpften die Latiner ohne Zweifel, obwol es nicht ausdrücklich gesagt wird, auf der Seite der Römer, indem sie die mit den Samniten verbündeten Peligner angriffen (*Liv.* VII, 39, 1; vgl. Niebuhr, III, 145). Die Römer schlossen indessen, um eine politische Verbindung zwischen den Latinern und Campanern zu hindern, einseitig mit den Samniten Frieden, indem sie denselben für die Zahlung eines einjährigen Soldes für die Armee und die Lieferung von Proviant auf drei Monate das zwischen Latium und Campanien liegende Gebiet der Sidiciner überließen (*Liv.* VIII, 2). Nachdem ein Antrag der Latiner, wonach einer der beiden Consuln und die Hälfte der Senatoren aus den Latinern gewählt werden sollte (*Liv.* VIII, 5), abgewiesen worden war, kam es zwischen den Römern, die nunmehr von den Samniten unterstützt wurden, und den Latinern, die von den Volskern Zuzug erhielten, zum Kriege (*Liv.* VIII, 6 fg.). Nach zweijährigem Kampfe mußten die Latiner und Campaner sich den Römern unterwerfen.

Rom verfuhr hierbei in der Weise, daß es mit jeder Stadt einen Sondervertrag schloß. Die meisten Städte mußten Gebiet abtreten und erhielten die römische civitas sine suffragio, die Lanuviner sogar das volle Bürgerrecht (vgl. Lanuvium). Tibur und Präneste blieben im Besitz ihrer communalen Selbständigkeit, doch mußten sie Gebiet abtreten und sich der Oberhoheit Roms unterordnen (*Liv.* VIII, 14). Mit den Laurentern dagegen wurde das alte foedus aequum erneuert (*Liv.* VIII, 11, 15; s. auch Laurentum). Veliträ erhielt eine römische Colonie (*Liv.* VIII, 14, 15 fg.). Außerdem wurden die einzelnen Städte noch dadurch völlig isolirt, daß sie das commercium und connubium nur noch mit Rom, aber nicht mehr untereinander behielten. Auch die

bisher von den Latinern gemeinsam beschickten Landtage an der ferentinischen Quelle kamen nunmehr in Wegfall (*Liv.* VIII, 14, 10). Die Herniker, die sich an dem Kriege nicht betheiligt hatten, verblieben in ihrer alten Stellung, mußten sich aber 306 v. Chr. nach einem unglücklichen Kriege gleichfalls unterwerfen *Liv.* IX, 43).

Im Gegensatz zu den übrigen von den Römern unterworfenen italischen Völkerschaften (socii) wurden die Latiner und die von ihnen nach verschiedenen Theilen Italiens und nach Gallia Cisalpina meist auf Veranlassung Roms ausgesandten Colonien (ein Verzeichniß derselben gibt *Liv.* XXVII, 9 und 10) unter der Bezeichnung nomen Latinum zusammengefaßt. Sie hatten ebenso wie die andern Bundesgenossen für die Feldzüge ein Contingent zu stellen, dessen Stärke von dem Ermessen Roms abhing, jedoch ein vertragsmäßig festgesetztes Maximum nicht überschreiten durfte (vgl. Beloch, «Der italische Bund», S. 202 fg.). Um den Wünschen der Latiner nach politischer Gleichberechtigung einigermaßen entgegenzukommen, wurde die Bestimmung getroffen, daß ein Latiner durch die Uebersiedelung nach Rom, falls er zu Hause einen Sohn hinterlasse, das römische Bürgerrecht erwerben könne (*Liv.* XLI, 8, 9). Diejenigen Latiner, welche nach Rom gezogen, aber von den Censoren noch nicht in die Bürgerlisten eingetragen waren, stimmten vorläufig in einer besondern, durch das Los zu bestimmenden Tribus (*Liv.* XXV, 3, 16; vgl. Lange, «Römische Alterthümer», 2. Aufl., II, 435). Da indessen sehr viele Lateiner unter Umgehung der angegebenen Bedingung in den Besitz des Bürgerrechts gelangten und manche Städte hierdurch den größten Theil ihrer Bevölkerung verloren (*Liv.* XLI, 8), so erfolgten mitunter, wie 187 und 177 v. Chr., Massenausweisungen (*Liv.* XXXIX, 3, 6, XLI, 9, 9). Ferner wurde, um dem immer noch bedeutenden Zuzug nach Rom zu steuern, den Bewohnern derjenigen latinischen Colonien, die nach 268 v. Chr. gegründet worden waren, die Erwerbung des Bürgerrechts nicht mehr auf dem bisherigen Wege, sondern nur noch in besondern Fällen gestattet. In diesen jüngern Colonien hatten nämlich nur diejenigen Anspruch auf Verleihung der civitas, welche in ihrer Gemeinde das Amt eines duovir, aedilis oder quaestor bekleidet oder auf Grund der lex Acilia repetundarum (122 v. Chr.) eine Anklage siegreich durchgeführt hatten (s. die Zeugnisse bei Marquardt, «Römische Staatsverwaltung», 2. Aufl., I, 56 fg.). Auf die erstere Art und Weise der Erwerbung bezieht sich die Formel per Latium oder Latii jure venire in civitatem (*Plin.* paneg. 37; *Gaj.* I, 95). Da Ariminum (gegründet 268 v. Chr.) die älteste Colonie war, auf die diese Bestimmungen Anwendung fanden, so wird das Recht der jüngern latinischen Colonien auch als jus Arimini bezeichnet (*Cic.* pro Caec. 35, 102; vgl. Mommsen «Geschichte des römischen Münzwesens», S. 317 fg.).

Als im J. 90 v. Chr. die Italiker sich gegen Rom erhoben, erhielten die den Römern treu gebliebenen latinischen Städte durch ein von dem Consul L. Julius Cäsar beantragtes Gesetz, falls sie ihre Zustimmung erklärten (si fundi facti essent), das römische Bürgerrecht (*App.* b. c. I, 49; vgl. *Cic.* Balb. 8, 21). Sie sollten indessen, damit sie in den Comitien kein Uebergewicht erlangten, auf nur acht Tribus vertheilt werden, doch kam diese Bestimmung, die bei dem Nichtzustandekommen des 89 v. Chr. vorzunehmenden Census (*Cic.* Arch. 5, 11) überhaupt nicht ausgeführt werden konnte, während der Herrschaft der Marianischen Partei durch eine im J. 84 vom Senat erlassene und später von Sulla anerkannte Verfügung in Wegfall (*Liv.* epit. LXXXIV und LXXXVI). Nachdem so die Latiner in den Besitz des vollen Bürgerrechts gelangt waren, wurde nunmehr das bisherige jus Latii der jüngern Colonien in künstlicher Weise, ohne daß eine Aussendung von Colonien erfolgt wäre, auf außeritalische Städte übertragen (Näheres bei Marquardt, «Römische Staatsverw.», 2. Aufl., I, 61 fg.). Eine 19 v. Chr. gegebene lex Junia Norbana ertheilte das nämliche Recht unter einigen beschränkenden Bestimmungen solchen Freigelassenen, die wegen persönlicher Mängel oder der Form ihrer Freilassung das volle Bürgerrecht nicht erlangen konnten. Diese Klasse von Freigelassenen wurde nach dem erwähnten Gesetze Latini Juniani genannt (vgl. Madvig, «Verfassung und Verwaltung des römischen Staates», I, 69 und 196). Das den außeritalischen Städten verliehene jus Latii schied sich nun wieder, wie nunmehr aus *Gaj.* I, 96 nach Studemund's erneuter Vergleichung des Veronensis ersichtlich ist, in ein Latium majus und ein Latium minus. Während in den Gemeinden, die das Latium minus hatten, ebenso wie früher in den jüngeren latinischen Colonien, nur die Verwaltung einer Magistratur Anrecht auf das römische Bürgerrecht verlieh, konnten in den Städten, die das Latium majus besaßen, auch die Senatoren dasselbe erlangen. Indessen bestand dieses Verhältniß nur bis auf Caracalla, unter welchem sämmtliche Bewohner des Römischen Reiche das Bürgerrecht erhielten. *(L. Holzapfel.)*

LATITUDINARIER ist seit der Mitte des 17. Jahrh. der Name einer Partei der englischen Episkopalkirche. Mit den damaligen furchtbaren Umwälzungen, unter denen sich die protestantische Kirche Englands zu einer National- und Staatskirche gestaltete, war auch die englische Theologie in eine Sturm- und Drangperiode gerathen. Der tiefgreifende Gegensatz zwischen strengem Calvinismus, welchem die Presbyterianer im Puritanismus und später auch im Independentismus folgten, und einer milderen Fassung desselben in der bischöflichen Kirche hatte sich auch auf das Lehrgebiet übertragen. Diese Fassung, ausgesprochen in den 39 Artikeln von 1562, einer Confessionsschrift, war schon von Jakob I. unter dem Einfluß von William Laud, damaligem Bischof von Bath und Wells, begünstigt worden, und sie gestattete das Auftreten einer Anzahl Theologen inmitten der Episkopalkirche, welche Latitudinarier genannt werden. Obwol bereits Erzbischof Abbot (gest. 1633) als der erste Vertreter des Latitudinarismus gilt, auch schon andere, wie William Chillingworth (gest. 1644; vgl. A. Neander, «Erinnerungen an William Chilling-

worth», Berlin 1832), John Hales in Eton (gest. 1656), den Latitudinariern beigezählt worden, so kam doch dieser Name selbst erst um das Jahr 1660 auf. Nach Angabe eines cambridger Theologen jener Zeit ist er wahrscheinlich einem Pamphlet entlehnt, durch welches die arminianische Denkweise jener Theologen, von denen übrigens ein eigentliches System nicht nachgewiesen ist, und somit ihre Heterodoxie geleugnet werden sollte. Männer ehrenwerthesten Charakters und tiefreligiösen Ernstes, sprachen sie aller Intoleranz gegenüber von Irrthümern in der Lehre, wenn es nur sonst nicht an Liebe mangelt, jede Berechtigung ab. Allen Spaltungen in der Kirche abhold, ging ihr Streben dahin, symbolisch festgestellte Kirchenlehren, z. B. das Dogma von der Gnadenwahl, von der Rechtfertigung, auf einen verallgemeinernden Ausdruck zu bringen. Im Drange ihrer Weitherzigkeit hielten sie es für zulässig, mit kirchlichen Satzungen es überhaupt nicht genau zu nehmen und sich auf ein Gebiet der gemeingültigen christlichen Religionswahrheit zurückzuziehen. So unterschieden sie zwischen fundamentalen und nichtfundamentalen Glaubenssätzen, zwischen wesentlichen und unwesentlichen Lehrbestimmungen. In solchen Erweiterungen des Lehrtypus meinten sie ein Heilmittel gefunden zu haben gegen die den Bestand der Kirche gefährdenden Spaltungen, wie sie während des 16. und 17. Jahrh. in Großbritannien hervorgetreten waren.

Schon solche charakteristische Züge des Latitudinarismus berechtigen zu dem Schluß, daß Theologen dieser Richtung zugleich unter dem Einfluß der Philosophie gestanden haben, wie sie damals in den Gelehrtenkreisen Englands heimisch war. Die platonisirende Theologie zu Cambridge im Gegensatz zu der strengeren Schule von Oxford konnte nicht ohne Einwirkung auf die Denkthätigkeit jener Männer geblieben sein. Ebenso wenig haben sie sich dem Empirismus Baco's, dem Sensualismus Locke's, dem Idealismus eines Cartesius verschlossen. Beweise dafür sind die Schriften, in denen wir die Grundsätze des Latitudinarismus dargelegt finden. Vor allem ist hier die anonym erschienene Schrift zu nennen: «The principles and practices of certain moderate divines of the church of England, abusively called Latitudinarians, truly represented and defended» (2. Aufl., London 1671). Außer jenen obengenannten Männern sei noch gedacht eines Ralph Cudworth, Lehrers und Vorstehers des Christcollegiums zu Cambridge (gest. 1688), welcher durch sein «Systema intellectuale hujus universi», eine platonisirende christliche Philosophie, den Deismus zu bekämpfen suchte. Als berühmter Kanzelredner ist besonders bemerkenswerth John Tillotson, Erzbischof von Canterbury (gest. 1694). Viel genannt ist Georg Bull, Bischof zu St. David (gest. 1710), als Verfasser einer «Defensio fidei Nicaenae», nicht minder Gilbert Burnet (gest. 1715), als Verfasser einer englischen Reformationsgeschichte. Aber auch an solchen war kein Mangel, die für die christliche Heilsoffenbarung nur den Beweis aus ihrer Vernünftigkeit gelten lassen wollten, weil «die Berufung auf das innere Zeugniß des Heiligen Geistes einen Zirkel enthalte». Hatten sich aber, wie bereits angedeutet, innerhalb des Latitudinarismus verschiedene Richtungen, die eine mehr idealistisch, die andere mehr realistisch, empirisch herausgebildet, so war neben dem milderen, vornehmlich durch die Regierung Wilhelm's von Oranien seit 1688 gefördert, ein extremer Latitudinarismus auf der Bildfläche erschienen. Sein Strombett hatte sich immer mehr erweitert, je mehr sich die Ufer verflachten und seine Wellen vermischten sich mit den Fluten des Deismus. In diesem sind die Latitudinarier über ihr ursprüngliches Ziel weit hinaus, in das Lager des religiösen Indifferentismus übergegangen, nachdem ihre schriftstellerische Thätigkeit auf dem Gebiete der Theologie immer seltener und ihr früherhin so wirkungsvoll einigendes Streben gegenüber den kirchlichen Parteien immer kraftloser geworden war.

Doch mit dem Wiedererwachen christlich-religiösen Bewußtseins, wie es sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. und zwar unter dem Einfluß des deutschen Protestantismus in England zeigte und namentlich in der ersten Hälfte des 19. Jahrh. zu völligerer Entwickelung kam, entwand sich auch die Partei der Latitudinarier immer kräftiger den sie umstrickenden Armen des Indifferentismus. Im Unterschied von der hochkirchlichen sowol wie von der niederkirchlichen trat sie nun als die breitkirchliche Partei (Broad church party) in der englischen Staatskirche hervor, in sich selbst wieder gespalten je nach der Richtung, in der sie ihre protestantischen Grundsätze weiter entwickelte. Zwischen zwei Fractionen, von denen die eine solche Entwickelung auf die Spitze treibt, die andere auf ihren Principien fortzubauen unterläßt, stehen in der Mitte diejenigen, welche in ruhiger aber stetiger Arbeit auf der ursprünglichen Grundlage der Partei fußend, einen Wirkungskreis sich zu verschaffen suchen. Ihre Losung ist Liebe und Toleranz. Diese Weitherzigkeit zieht ihnen freilich seitens der katholischen Kirche den Vorwurf des Puritanismus, von seiten der Reformirten den des Liebäugelns mit dem Papstthume zu. Von manchen ihrer eigenen Mitglieder wird dem auch nicht widersprochen, während die Mehrzahl derselben gerade diese vermittelnde Stellung für einen ihrer größten Vorzüge hält. In specifisch christlichen Fundamentallehren mit den Hoch- und Niederkirchlichen übereinstimmend, reichen sie doch auch solchen die Bruderhand, welche diesseits und jenseits dieser Parteien stehen, in der Ueberzeugung, daß auch ihnen der Zugang zur ewigen, vom Evangelio verheißenen Gnade offen stehe.

Ihr Hauptvertreter, Thomas Arnold, durch seine Wirksamkeit für Schule und Kirche gleich ausgezeichnet (gest. 1842), hat diese hier nur ganz allgemein angedeutete Lehre ins Leben einzuführen erfolgreiche Versuche gemacht. An der Idee eines nach den Grundsätzen dieser Lehre zu schaffenden christlichen Gemeinwesens festhaltend, hat er, zugleich mit Hülfe seiner Schüler, auf die Erziehung zunächst der höhern Klassen des englischen Volks den segensreichsten Einfluß ausgeübt. Auch mit weiter

gehenden Forderungen zum Zweck der Wiederbelebung der Kirche traten Männer dieser Richtung hervor. Gewissenhafteste Führung des geistlichen Amtes in Predigt- und Seelsorgerdienste zeichnete sie aus. Auch der weltlichen Erziehung der Armen nehmen sie sich an. Männer wie Dawes, Maurice, Wilson suchen in Unglauben versunkene Arbeiterklassen auf; den religiösen Sinn zu beleben und zu heben, suchen sie deren Beschäftigung in den Mußestunden mit christlichem Geist zu durchdringen und erziehend zu regeln. Nach praktischen Gesichtspunkten schließen sie sich den bestehenden Ordnungen des Bekenntnisses wie des Gottesdienstes der Kirche an und wissen sich durch Anspruchslosigkeit und Einfachheit allgemeine Achtung zu erwerben. Ein zusammengeschlossenes Ganzes bilden sie jedoch nicht. Mit Waffen zum Kampf gegen die sittlichen Uebel im Volks- und Familienleben wohl und reich ausgerüstet, vermeiden sie diesen in der Presse, obwol eine engere Verbindung unter sich den Bestand der Partei allein zu sichern vermöchte. Unter den mannichfachen, nicht unbegründeten Vorwürfen von seiten anderer, deren Entkräftung nur durch männlichen Muth, die eigenen Fehler einzugestehen und abzulegen, gelingen würde, trifft den Latitudinarismus in erneuerter Gestalt als solchen das gleiche Geschick des Verdrängtwerdens, wie den des 17. Jahrh. Vgl. Gieseler, «Lehrbuch der Kirchengeschichte», Bd. III, Abth. 2, S. 43 (Bonn 1853); Gelzer, «Protestantische Monatsblätter», April- und Maiheft 1854: «Die Beurtheilung der englischen Kirchenparteien»; Tholuck, «Vorgeschichte des Nationalismus», Thl. II, Abth. 2, S. 22 fg. (Berlin 1861); Gaß, «Geschichte der protestantischen Dogmatik», Bd. III, S. 312 fg.; Schöll, Artikel «Latitudinarier» in der «Real-Encyklopädie für protestantische Theologie und Kirche», von Herzog und Plitt.

(E. Grössel.)

Latium, s. Latiner.

LATMOS nannten die Alten den nordwestlichen Theil der Gebirge, welche das alte Karien, die südwestliche Ecke Kleinasiens, zugleich den südwestlichsten Theil des von Lykien her nach dem Aegäischen Meere hin sich ausbreitenden Tauroshochlandes bedecken. Auf der Nordseite durch das Thal des Flusses Mäander von der Kette des Messogis getrennt, zieht sich der Latmos, indem er gegen Osten das innere Karien und zunächst das Thal des von Süden, von Idrias herab, zum Mäander strömenden Flusses Marsyas hoch überragt, von dem untern Mäander im Norden südsüdöstlich hin bis zu der Gegend von Stratonikeia, wo er mit andern Theilen des karischen Hochlandes verwächst. Nach diesem Gebirgszuge haben die Alten den Meerbusen, in welchen der Mäander sich ergießt und auf dessen südlicher Seite Milet lag, den Latmischen genannt. Vorzugsweise in der griechischen Mythologie berühmt — hier sollte Artemis den schlafenden Endymion geküßt haben, hier baute das Volk Heiligthum und Grab dieses Jünglings (*Apollodor.* I, 7, 5, *Hygin.* Fab. 271, *Cic.* Tusculan. I, 38, 92, *Pausan.* V, 1, 4, *Strabo*, XIV, p. 635, *Mela* 1, 17, 1, *Plin.* Hist. nat. V, 29, 31, *Stat. Silv.* III, 4, 40) — wird die Höhe des Latmos, der heute den Namen Besch-Parmak-Dagh (d. i. Fünffingerberg) führt, auf 1370 Meter angeschlagen.

(G. Hertzberg.)

LATOBRIGI, der Name eines keltischen Stammes, der so nur bei *Caesar*, De bell. Gall. I, 5, 28, 29, in den Handschriften überliefert ist. Nipperdey, Frigell u. a. haben diese Namensform in den Text aufgenommen. Dagegen hat Glück, «Die bei C. J. Cäsar vorkommenden keltischen Namen», S. 112 fg., Latovici als die echte Lesart bezeichnet, und A. Holder diese Namensform in seiner Cäsarausgabe (Freiburg i. B. und Tübingen 1882) in den Text gesetzt. Nur I, 5 ist allerdings Latonici besser beglaubigt, I, 28 und 29 sprechen die Handschriften mehr für Latobrigi. Dazu kommt noch Orosius VI, 7, wo von demselben Stamme die Rede ist: daselbst fällt die Form Latobrigiorum mehr für Latobrigi ins Gewicht, während sich keine Variante findet, die an Latonici erinnerte. Was die Etymologie des Namens anlangt, so knüpft Glück -uici an altcym. guic, altir. fich an, aber das ist kein echtkeltisches Wort, sondern das entlehnte lat. vicus. Für -brigi (Stamm brigo-) würde altir. brig. (valor) und brig (valorosus) in Betracht kommen, vgl. Glück, a. a. O., S. 127. Was Latoanlangt, so stellt es Glück zu irisch lathach (coenum, lutum), indem er den Namen Latonici als «in locis lutosis s. stagnosis habitantes» deutet. Sicher ist diese Deutung keineswegs, auch der Stamm lato- kann im Gallischen andere Bedeutung gehabt haben; vgl. den Dativ eines Personennamens Latobio auf einer in Kärnten gefundenen Inschrift, «Rev. Celt.», III, 209. Zu den irischen Sagen bedeutet láth (Stamm láto-) «Held». — Die Latobrigi werden (De bell. Gall. I, 5) neben den Rauraci und Tulingi Nachbarn der Helvetii genannt: «Persuadent Rauracis et Tulingis et Latobrigis finitimis, uti eodem usi consilio oppidis suis vicisque exustis una cum iis proficiscantur.» Der Stamm war nicht groß, nach I, 29 nur 14,000 Köpfe stark, darunter ungefähr ein Viertel Waffen tragend. Cäsar besiegte die Helvetii und die mit ihnen ziehenden Stämme, von 358,000 blieben nur gegen 130,000 übrig; diese mußten auf Befehl Cäsar's in ihre verlassenen Wohnsitze zurückkehren, unter ihnen also auch der Rest der Latobrigi. Dieser hat keine große Bedeutung mehr haben können, die Latobrigi werden nie wieder genannt. Ihre Sitze wird man im südlichen Baden zu suchen haben. (Napoleon, «Geschichte Julius Cäsar's», II, S. 44; Zeuß, «Die Deutschen und die Nachbarstämme», S. 230.)

(E. Windisch.)

Latona, s. Leto.

LATOPOLIS, Stadt in Oberägypten, am linken Ufer des Nils, stand auf derselben Stelle, welche gegenwärtig Esne (s. d.) einnimmt (nach den neuen Ortsbestimmungen 25° 18′ nördl. Br. und 32° 30′ östl. L. von Greenw.; vgl. G. Rohlfs, «Drei Monate in der libyschen Wüste», S. 320). Bei den Griechen und Römern galt Latopolis als Hauptstadt des verhältnißmäßig ausgedehnten 3. Nomos von Oberägypten, welcher von ihnen deshalb der latopolitische (*Plinius*, Hist. nat. V, 43)

bezeichnet wird. Im ägyptischen Alterthume war dagegen das weiter südlich auf dem rechten Ufer des Nils gelegene Nechebt (Nexebt; Eileithyiaspolis; El-Kab), eine starke Festung und alte Cultusstätte, die angesehenste Stadt des 3. oberägyptischen Gaues, der Landschaft Ten. Aus Grabinschriften, die zu El-Kab gefunden worden sind, geht hervor, daß während der Regierungszeit der 18. Pharaonendynastie Nechebt noch den Vorrang vor Latopolis besaß (H. Brugsch, «Geographische Inschriften altägyptischer Denkmäler» I, 174). Erst im Verlaufe der Verfallsperiode des ägyptischen Reiches, besonders unter der römischen Herrschaft hat Latopolis die frühere Nomoshauptstadt allmählich an Bedeutung überflügelt und ist seitdem die wichtigste unter den Städten geblieben, welche zwischen der Thebais und den Kataraktен liegen.

Einen Namen, welcher der Etymologie nach der griechischen Benennung Latopolis entspräche, scheint diese Stadt bei den Aegyptern nicht geführt zu haben. Ursprünglich hieß sie 'Enyt (Anit)[1]) und so ist sie auch auf hieroglyphischen Inschriften, die aus der Zeit der römischen Kaiser stammen, gelegentlich noch genannt worden (H. Brugsch, «Geograph. Inschriften», III, 30); derselbe, «Dictionnaire géographique de l'ancienne Égypte», p. 39—40). Bei weitem häufiger heißt sie in den noch vorhandenen Inschriften Sne (Sni).[2]) Die hieroglyphischen Schreibweisen dieses Namens hat H. Brugsch, «Geograph. Inschriften», I, Taf. 34, Nr. 708 a—k und in seinem «Dictionnaire géographique», p. 720, zusammengestellt. In der koptischen Literatur ist die allgemein übliche Namensform Sne (CHH; «Vita S. Pachomii» in Zoëga's «Catalogus codicum copticorum», p. 71—77; «Aegyptiorum codicum reliquiae» ed. Mingarelli, p. CCLVIII; Champollion le jeune, «L'Égypte sous les Pharaons», I, 189; Quatremère, «Mémoires géograph. et histor. sur l'Égypte», I, 273). Aus Sne haben später die arabisch redenden Bewohner Aegyptens, da ihnen die Doppelconsonanz im Anlaute dieses Wortes nicht mundgerecht war, Esne (اسنا) gemacht.[3])

In der politischen Geschichte Altägyptens hat Sne allem Anscheine nach niemals eine wichtige Rolle gespielt. Denkmäler aus dem memphitischen und dem ersten thebaïschen Reiche hat die Stadt nicht aufzuweisen. Die ältesten Ueberreste von Baudenkmälern, die in ihr gefunden worden sind, datiren aus dem Anfange des zweiten thebaïschen Reiches, aus der Zeit der 18. Dynastie (um 1500 v. Chr.). Es sind Pfeiler aus schönem rothen Granit, auf denen der Name des Königs Thutmosis II. steht (Champollion le jeune, «Lettres écrites d'Égypte», p. 202; A. Wiedemann, «Aegyptische Geschichte», I, 330); sie haben ehedem die Seitenpfosten einer Thür eines Tempelraumes gebildet und befinden sich gegenwärtig im Louvre-Museum zu Paris. Ob sie zu derselben Tempelanlage gehört haben, welche während der Herrschaft der Ptolemäer und der Römer durch Neubauten vervollständigt und wiederhergestellt wurde, ist ungewiß; die ältesten Theile dieses stattlichen Bauwerkes ruhen noch unter der Erde und können nicht durchforscht werden, weil auf ihnen ein ganzes Häuserviertel des modernen Esne steht. Für völlig erwiesen darf aber gelten, daß die Gründung des Haupttempels von Esne mindestens ebenfalls aus der Zeit der 18. Dynastie stammt und spätestens von Thutmosis III., dem Nachfolger Thutmosis' II., herrührt (Champollion, «Lettres», p. 108 und 202; Brugsch, «Geograph. Inschriften», I, 169; Wiedemann, «Aegypt. Geschichte», I, 362). Die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, daß hier dereinst durch Ausgrabungen noch Trümmer des alten Heiligthums zutage gefördert werden, welche in eine weit frühere Zeit zurückreichen. Jedenfalls muß um 1500 v. Chr. Sne bereits eine recht bevölkerte Stadt gewesen sein. Ihr Gedeihen wird damals wie in den spätern Perioden vermuthlich auf denselben Ursachen beruht haben, die noch drei Jahrtausende nach der Regierungszeit Thutmes' III. Johannes Leo Africanus rühmend als Quellen für den Wohlstand der Einwohner Esnes hervorhebt: ihre Stadt war nicht allein ein großer Marktplatz für die Erzeugnisse des Ackerbaues

1) Nach J. Dümichen's Ansicht («Geschichte des alten Aegyptens», S. 54, würde die etymologische Bedeutung des Namens 'Enyt etwa «Säulenstadt» sein und dieselbe Bedeutung auch dem ähnlich lautenden Namen mehrerer anderer altägyptischer Städte, z. B. dem altägyptischen Namen der Stadt Heliopolis, dem biblischen On, zukommen; doch ist diese Erklärung etwas zu modificiren. Das altägyptische Wort, um welches es sich hier handelt, hat zwar unter andern Bedeutungen auch die Bedeutung «Säule», bezeichnet aber in diesen Ortsnamen speciell ein bestimmtes Symbol, das bei einzelnen religiösen Handlungen feierlich errichtet zu werden pflegte (vgl. Lepsius, «Denkmäler», III, Bl. 147; P. Pierret, «Vocabulaire hieroglyphique», p. 31). Vgl. auch Erman, «Aegypten», I, 267, Anm. 2.

2) Enyt ist augenscheinlich der religiöse, Sne der profane Name der Stadt gewesen (J. Dümichen, «Geschichte des alten Aegyptens», S. 55). Sne findet man daher erst auf localen Denkmälern. J. Dümichen erklärt (a. a. O.) den Namen Sne als «Stadt des Ueberganges» und meint, diesen Namen möge die Stadt «damals empfangen haben, als auf Befehl des Königs die oberste Verwaltungsbehörde» von Nechebt «dorthin übergesiedelt». Doch ist es bedenklich, volksthümliche Ortsnamen, deren Sinn nicht unbedingt sich ausspricht, gerade aus derartigen administrativen Maßregeln erklären zu wollen.

3) Champollion («L'Égypte sous les Pharaons», I, p. 189) führt an, daß noch Johannes Leo Africanus, ein aus Granada gebürtiger arabischer Gelehrter, in der Beschreibung Afrikas, welche er 1526 n. Chr. verfaßt hat, als ältere Benennung von Esne Sena, also die den koptischen Autoren geläufige Benennung CHH erwähne. Sena steht aber nur in den Ausgaben von Florian's an vielen Stellen sehr flüchtiger lateinischer Uebersetzung des Textes des Johannes Leo (z. B. Antwerpen 1556, Blatt 283 a). In dem italienischen, von Giov. Battista Ramusio in seinem Sammelwerke «Navigazioni e Viaggi» (3. Ausg., Venedig 1583, III, Blatt 89 A) herausgegebenen Texte lautet dagegen der betreffende Passus: «Asna fu anticamente detta Siene ma cosi la chiamarono gli Arabi: perciocche il primo nome di Siene era simile ad vn lor vocabolo, che dinota brutto & essi la chiamarono Asna, che vuol dire bella.» Johannes Leo kennt mithin keineswegs mehr den koptischen Namen Esnes, sondern verlegt irrthümlicherweise das alte Syene statt nach Assuan nach Esne. Die arabische Etymologie, welche Johannes Leo hier dem Namen Esne gibt, bedarf keiner besondern Widerlegung.

und der Viehzucht, sondern auch eine wichtige Zwischenstation in dem gewinnbringenden Handel, der von Aegypten aus mit den Ländern des Sudan getrieben wurde. Auch hat, wie es scheint, die Stadt im Alterthume mit der sogenannten Großen Oase (el-Wah-el-Charige; Hib) in dauerndem Verkehr gestanden. Für ein Werk aus alter Zeit, «nur für eine Fortsetzung der ehemaligen großen Tempelgruppe von Esne», hält H. Brugsch («Reiseberichte aus Aegypten», S. 207) den aus großen Sandsteinblöcken zusammengefügten Quai von Esne, welcher Spuren von Gemächern aufweist.

Diejenigen Abtheilungen des Haupttempels von Sne, welche gegenwärtig zugänglich sind, gehören zu den spätesten Bauten, welche in Aegypten zur Verherrlichung der einheimischen Götter aufgeführt wurden. Als Bauherren dieser Abtheilungen machen die Inschriften namhaft: Ptolemäus VII. Philometor I., dessen Bruder Ptolemäus IX., Euergetes II. und ihre Schwester Kleopatra, die Gattin Ptolemäus' VII., ferner die Cäsaren Tiberius, Claudius, Vespasianus, Titus, Domitianus, Nerva, Trajanus, Hadrianus, Antoninus Pius, M. Aurelius, Commodus, Septimius Severus, Antoninus Caracalla und Geta (Champollion, «Lettres», p. 108 und 200; Brugsch, «Reiseberichte», S. 208—209; Lepsius, «Denkmäler», Abtheil. IV. Blatt 22, c. 23, a. b; 77, d; 78, a. b; 81, b—e; 82, a. c. d; 87, a; 88, a. b; 89, a. c; 90, a); hier finden wir sogar den letzten römischen Kaiser verewigt, der auf hieroglyphischen Inschriften überhaupt erwähnt wird, den Kaiser Decius (Lepsius, «Denkmäler», IV, Blatt 90 c; derselbe, «Königsbuch der Aegypter», Nr. 753; derselbe in der «Zeitschrift für ägyptische Sprache», 1870, S. 25). In den meisten Fällen sind zwar diese Herrscher seitens der Priesterschaft, welche den Bau geleitet hat, wol nur deshalb als Urheber desselben bezeichnet und dargestellt worden, weil es das Herkommen so mit sich brachte und weil sie gerade regiert haben, als die betreffenden Bestandtheile fertig wurden; denn nach altägyptischer Sitte gehörten zur Ausschmückung Herrschernamen und Herrscherbilder; den Göttern durch Aufführung von Monumenten zu huldigen, war ein Vorrecht des Staatsoberhauptes. Doch sieht man daraus, daß auch in der Römerzeit unablässig am Ausbau des Tempels gearbeitet werden konnte, daß dem Tempelschatze fortwährend hinreichende Einkünfte zuflossen. Ueber das Wesen der Götter, die hier einst verehrt worden sind, vermögen naturgemäß Inschriften so späten Datums nur ganz unzuverlässige Auskunft zu geben, obwol sie darüber ziemlich ausführliche Angaben mittheilen. Den Werth religionsgeschichtlicher Documente haben sie nur insofern, als in ihnen die theologischen Ueberzeugungen des Zeitalters, in welchem sie abgefaßt wurden, unverhüllt zum Ausdruck kommen. Ihrem Lehrinhalte nach sind sie das letzte Ergebniß ganz schematischer und durchaus doctrinärer Umdeutungs- und Erklärungsweisen, welche die Priesterschaften Aegyptens schon sehr frühzeitig in Anwendung gebracht haben, um die Hauptgötter der verschiedenen Cultusstätten nicht blos für Wesen gleichen Ranges, sondern auch für eine Reihe gleichwerthiger, blos durch die in den einzelnen Ortschaften üblichen Benennungs- und Darstellungsweisen sich unterscheidenden Offenbarungsformen derselben göttlichen Kräfte betrachten zu können. Entsprechend diesem Verfahren werden in den latopolitischen Tempelinschriften die Hauptgötter dieses Heiligthums mit einer Menge angesehener Gottheiten aus den übrigen Gauen Aegyptens vollständig identificirt und als Vertreter der höchsten kosmischen Gewalten gefeiert. Besonders geschieht dies mit dem obersten Gotte von Sne, dem widderköpfigen Chnum (χνουμ; Chnumis; Kneph), welchem in den südlichen Provinzen Aegyptens vielfach der höchste Platz des Pantheons eingeräumt wurde. Ihn rühmen hier Inschriften, bei deren Abfassung wol Vorlagen panegyrischer Art ähnlich dem in einem Papyrus des bulaker Museums uns erhaltenen Ammon-Hymnus zum Muster gedient haben mögen (Brugsch, «Thesaurus Inscriptionum Aegyptiacarum», IV, p. 625—628; 646—657; 754; derselbe, «Religion und Mythologie der alten Aegypter», I, 113, 163, 193 und 194), als Repräsentanten der geheimnißvollen, uranfänglichen göttlichen Schöpfungskraft, welche sich selbst, allen Göttern und Göttinnen und der ganzen sichtbaren Welt einmal Leben und Gestalt verliehen habe und fortan unausgesetzt alles Lebendige beseele und im Dasein erhalte; d. h. es werden ihm hier wie zu Elephantine die Eigenschaften des höchsten Reichsgottes Re' zuerkannt. Auch wird ausgesagt, daß zwischen ihm und den Göttern Re', Schu, Osiris und Oeb eine völlige Wesensgemeinschaft bestehe, denn sein Ebenbild sei der Widder, in dessen Gestalt jedem dieser vier großen Götter an vier verschiedenen Stätten besondere Verehrung gezollt werde. Was jedoch in diesen Behauptungen sich ausspricht, ist nicht etwa ein Glaubensbekenntniß, das für ganz Aegypten Gültigkeit besitzt. Es enthält zunächst nur die Ansprüche, welche die Priesterschaft der Stadt Sne zu Gunsten desjenigen Gottes erhebt, den sie gerade an die Spitze des localen Cultus zu stellen beliebte. Ja selbst innerhalb der Stadt Sne scheint die Mehrzahl der Bewohner ihr religiöses Interesse nicht in erster Linie dem Gotte Chnum zugewendet zu haben. Sonst würden die Schriftsteller des classischen Alterthums besonders den dortigen Cultus des Gottes Chnum erwähnenswerth gefunden haben. Statt dessen erzählt uns Strabo (l. XVII, p. 817), daß die Bewohner von Latopolis vorzugsweise eine Göttin anbeten, die er Athene nennt. Und diese Nachricht wird durch die Denkmäler bestätigt. Die Hauptperson des Cultus ist in diesem Tempel zwar der Gott Chnum — Champollion («Panthéon égyptien», Text zu Taf. 3, S. 2) zählte, daß Chnum auf den Basreliefs der einen Seitenwand des Porticus nicht weniger als achtzehn mal abgebildet wird — obwol aber die Bedeutung, welche ihm zugeschrieben wird, wenn man strenge Consequenzen daraus ziehen wollte, die Existenz anderer Gottheiten eigentlich ausschließen würde[1]), wird er doch keineswegs

1) Plutarch (über Isis und Osiris c. 21) erzählt, daß die Bewohner der Thebais kein sterbliches Wesen für einen Gott hielten, sondern allein den Κνηφ, d. i. Chnum, ἀγένητον ὄντα

allein, sondern blos als primus inter pares verehrt. Besonders steht ihm eine Göttin eng zur Seite, die, um solcher Auszeichnung würdig zu sein, mit einer Reihe großer Göttinnen identificirt und für das weibliche Complement des männlich gedachten Urhebers der Schöpfung und Welterhaltung erklärt wird. Um diese Umdeutung zu ermöglichen, wird sie sogar hier hauptsächlich in einer Gestalt und unter einem Namen gefeiert, die nicht in Ober-, sondern in Unterägypten ihre Heimat haben, nämlich als die uralte unterägyptische Göttin Nit (Neith).[5] Daß diese Benennung blos eine Maske ist, zeigt sich noch ganz deutlich daran, daß es eine specifisch latopolitische oder überhaupt oberägyptische Darstellungsform für Nit nicht gibt. Ihr Hauptattribut ist vielmehr auch hier ein Abzeichen, das sie formell zu einer ausschließlich unterägyptischen Gottheit stempelt: die rothe Krone des Nordreiches. Die Göttin von Sne hat eigens also den Namen der erlauchten Stadtgöttin von Saïs[6] annehmen müssen, um unter die Gottheiten ersten Ranges gerechnet werden zu können. Wie die Nit von Saïs heißt sie bei Strabo Athene. Gemäß der umfassenden Bedeutung, welche die Stadtgöttin von Sne durch Veramalgamirung mit der Nit gewinnt, führt sie hier auch die Namen Hathor (Brugsch, «Thesaurus», IV, 809; Wilkinson, «Manners and Customs of the Ancient Egyptians», 2. Ausg., III, 342), Tefnut, Sochmet, Pacht u. s. w. (Brugsch, «Geograph. Inschriften», I, 290). Unter keinem von diesen Namen wird die Göttin in Sne volksthümlich gewesen sein; dagegen mag wol ihr Name ursprünglich Nebmut (Brugsch, «Geograph. Inschriften», I, 169; derselbe, «Diet. géograph.» a. a. O.; derselbe, «Thesaurus», IV, 809) oder Mehyt (derselbe, «Geograph. Inschriften», I, 169; III, 4) gelautet haben, doch ist auch alles, was die Inschriften von Sne unter diesen Namen über die Götter erwähnen, voll theologischer Hyperbeln. Als Sprößling des obersten Götterpaares wird ferner zu Sne (wol nach dem Vorbilde der Trias Osiris, Isis und Horus) ein Gott verehrt, der als eine beständig sich erneuernde Offenbarungsform des Zusammenwirkens jener höchsten Mächte aufgefaßt und deshalb in Gestalt eines Kindes abgebildet wird. Dieser «vollkommene Sprößling unzähliger Geburten», wie ihn eine Tempelinschrift aus der Zeit Ptolemäus' VII. (Lepsius, «Denkmäler», IV, Blatt 23, b) bezeichnet, heißt hier meistens Hika[7], weiter aber auch Haz-nofer-Sebaq und der Löwe Tuu (Brugsch, «Geograph. Inschriften», I, 169; derselbe, «Diet. géograph.» a. a. O.) und wird bald für den Sohn der Nit, bald für den der Sochmet ausgegeben. Außer dieser Trias beherbergte der Tempel von Sne, wie es das Herkommen mit sich brachte, zugleich eine sogenannte Paut (*ἐννεάς*), eine Auswahl von neun angeblich eng zusammengehörigen Göttern (vgl. deren Namen bei Brugsch, «Geograph. Inschriften», I, 169 und 170), an deren Spitze wiederum als der neunte Chnum stand. Wie die Bewohner der Stadt Sne zu der Verehrung der genannten Gottheiten gekommen sind und ob Chnum in Sne ursprünglich heimisch oder erst nachträglich in den Götterkreis dieser Stadt hineinverpflanzt worden ist, entzieht sich jeder wissenschaftlichen Erforschung.[8] Zu den interessantesten Inschriften des

καὶ ἀθέατον. Wörtlich genommen, ist diese Mittheilung ganz unglaubwürdig, denn in der Thebaïs und den südlich daran angrenzenden Districten ist der Osiriscultus und der Cultus anderer Gottheiten als den Chnum keineswegs vernachlässigt worden. Etwas annähernd Richtiges liegt dagegen in der Betonung des Gegensatzes, auf den hierbei Plutarch im Grunde auch nur Gewicht zu legen scheint, daß nämlich da, wo Götter verehrt werden, die als Vertreter einer völlig unerzeugten und ewig wirksamen Urkraft gelten, mit dem Begriffe Gottheit und mit der Anbetung ein ganz anderer Sinn verbunden sein müsse als da, wo das Object des Cultus ein Stück des Leichnams des Osiris oder gar, wie z. B. bei dem Apisdienste, ein nur auf kurze Frist am Leben bleibendes Thier sei, das den ganzen Proceß vom Geborenwerden bis zum Sterben und Bestattetwerden vor aller Augen durchmache. Bor unumwundener Aeußerung dieses Bedenkens schreckt Plutarch zurück. Er hüllt es in die Form der Behauptung, daß thatsächlich nach Ausſage ägyptischer Priester die Verehrer des angeblich unerzeugten und unaufhörlich sich wirksam erweisenden Gottes Kneph zur Bestattung der heiligen Thiere nichts beisteuern und jedem andern Gotte die Anerkennung verweigern. Aber den wahren Sachverhalt trifft diese Bemerkung nur obenhin. Einzelne Gottheiten haben gemäß den concreten Anschauungen, aus denen ihre Verehrung entspringt, zum Theil aber auch aus Ursachen, die wir gar nicht mehr festzustellen vermögen, die Phantasie der Aegypter in Zeiten, die meist kaum noch der Geschichtsforschung angehören, so lebhaft beschäftigt, daß die Auffassung dieser Gottesbegriffe ganz in das Menschliche hinübergezogen worden ist. Andere Gottheiten dagegen — und zu dieser Kategorie gehört Chnum — haben im Mythus fast gar keine Rolle gespielt, ihnen wird daher nur Göttliches und nichts Menschliches nachgesagt, und sie bilden gegenüber jener mythenreichen Götterklasse gleichsam eine besondere Art abstracterer Wesen ohne Genealogie und anthropomorphe Schicksale. Bei diesen Verhältnissen hat es nichts Ueberraschendes, daß der Cultus des Chnum von Sne mit dem Osiriscultus in geringen Beziehungen steht. Es gibt allerdings auch einen Gott Tn, welcher als der Osiris von Tnut bezeichnet wird (Brugsch, «Geograph. Inschriften», I, 175).

5) Vgl. Brugsch, «Thesaurus», IV, 684, 697 und 764; derſ., «Geograph. Inschriften», I, Nr. 714 und 715; derſ., «Religion und Mythologie», I, 114 und 115; Lepsius, «Denkmäler», IV, Bl. 23, b u. s. w. 6) Wir haben hierin ohne Zweifel eine Nachwirkung der politischen Vorgänge, welche während der letzten Zeiten der politischen Selbständigkeit Aegyptens die Stadtgöttin von Saïs zum Rang einer obersten Reichsgöttin erhoben haben. Auch ist für die letzten Entwicklungsphasen der ägyptischen Religion überhaupt charakteristisch, daß der Cultus der großen Göttinnen an Ausdehnung ganz erheblich zunimmt.

7) Oder, wie Dümichen («Geschichte des alten Aegyptens», S. 56) zu lesen vorschlägt, Kahi. 8) H. Brugsch («Religion und Mythologie», I, 112—113) hat richtig erkannt, daß die Functionen, welche in den Tempelinschriften von Sne dem Gotte Chnum zugeschrieben werden, ihm in Sne nur deshalb beigelegt werden, weil er dort als Gott ersten Ranges charakterisirt werden soll, doch hat Brugsch nicht den Schluß gezogen, der aus dieser und einer Reihe analoger Thatsachen folgt, nämlich daß die theologischen Erklärungen, welche ägyptische Tempelinschriften und gewähren, überhaupt mit dem größten Mißtrauen betrachtet werden müssen. Wer, wie es die Mehrzahl der Aegyptologen gegenwärtig noch thut, jede noch so späte erklärende Angabe der Inschriften als authentische Nachricht willkommen heißt, kann sich nur mit der unbewiesenen Hypothese helfen, daß der ägyptische Götterculdus von Anfang an nichts als eine Schöpfung theologisch-naturphilosophischen Ursprungs gewesen sei und lediglich auf concreter Vergötterung rein theoretischer Begriffe und

Tempels gehören kalendarische Texte aus der Regierungszeit des Kaisers Claudius, welche auf dem rechten und linken Eckpfeiler der Vorhalle[9] und auf einzelnen Säulen derselben angebracht worden sind (vgl. Lepsius, «Denkmäler», Abtheil. IV. Blatt 77, d; 78, a und b; Brugsch, Thesaurus inscriptionum», II, 380—386).

Außer der Göttin, die Strabo Athene nennt, erwähnt derselbe Autor lib. XVII. p. 812 und 817; «Chrestomathia Straboniana», XVII, 22 und nach Strabo oder einer Quelle dritter Hand Theodoret in der «Graec. affectionum curatio» rec. Gaisford, p. 51, 45) den Latosfisch (*λάτος*) als ein Object, welchem speciell die Latopoliten Verehrung erwiesen. Eine Abbildung oder Erwähnung dieses Nilfisches hat man im Tempel von Esne nicht zu entdecken vermocht.[10] Doch wird in der Aufzählung von Nomen im Tempel von Edfu bei dem latopolitischen Gau hervorgehoben, daß dessen Bewohner Fische nicht essen dürfen (J. de Rouge, in der «Revue archéologique», N. S. XII, 212, und in der «Revue numismatique», N. S. XV. 8). Die angebliche Heilighaltung des Latosfisches reducirt sich mithin wahrscheinlich auf ein Verspeisungsverbot, an welches die Bewohner von Esne durch ein altes Herkommen, das nachträglich allerdings wol durch irgendeine theologische Begründung als eine durchaus nicht absurde Forderung motivirt sein mag, gebunden waren. Aehnliche Verbote haben in Aegypten bei den Angehörigen vieler Gaue und Stände geherrscht, sie entsprechen ihrem Ursprunge nach einer Menge analoger Vorschriften, die gegenwärtig noch bei vielen Völkerschaften von den Angehörigen einzelner Clans, Genossenschaften oder Familien streng beobachtet werden und beruhen auf Verirrungen religiöser Scheu, die unberechenbar sich einmal eingestellt haben. Gleichviel auf welche Art bei den Latopoliten die traditionelle Scheu vor dem Latosfische sich kundgegeben haben mag, jedenfalls hieß nach diesem Fische bei den Griechen und Römern der ganze Gau der latopolitische und die Stadt Sne Latopolis.[11] Auf den Münzen, welche im 11. Jahre des Kaisers Hadrian für diesen Gau geprägt worden sind, zeigt der Revers der Inschrift *ΛΑΤΟΠΟΛ.* d. h. *Λατοπολιτων δήμος.* und entweder das Bild eines Fisches oder eine nackte, aufrecht dastehende Menschengestalt, welche auf dem Kopfe die Abzeichen des Gottes Chnum-Re' führt, mit der rechten Hand sich auf einen Stab stützt und auf der linken einen Fisch trägt.[12] Welcher Gattung von Fischen der Latos überhaupt angehört hat, ist jedoch selbst mit Hülfe dieser Abbildungen schwer zu ermitteln. Athenäus (VII, 28), der einzige Autor des Alterthums, welcher etwas über die Beschaffenheit des Latosfisches angibt, vergleicht ihn mit dem Donauwels.[13] Allerdings citirt derselbe Autor mit gelehrtem Behagen Verse des Dichters Archestratos[14], aus denen mit Sicherheit hervorgeht, daß im Sprachgebrauche der Griechen Siciliens *λάτος* nicht einen Flußfisch, sondern einen Seefisch bezeichnet hat, welcher in den Meeresbreiten Süditaliens vor Zeiten in reichen Mengen zum Fang gekommen sein muß. Lediglich auf Grund dieses Citates haben Guillaume Rondelet («De piscibus marinis», Lyon 1554, S. 135) und ihm fol-

---

logischer Abstracta beruhe; die übertriebene Vorliebe der Aegypter für die Anwendung vieldeutiger symbolischer Ausdrucksmittel und Darstellungsarten habe allmählich den tiefen Sinn der ursprünglichen Anschauungen äußerlich verdunkelt und in ein abstruses Gewand gekleidet, doch sei derselbe den Eingeweihten stets im Bewußtsein geblieben; eine ganz rationalistische Annahme, die allerdings auch in der modernen Auffassung der Glaubenswelt der Völker des classischen Alterthums einmal geherrscht hat, auf diesem Gebiete aber längst endgiltig beseitigt ist. Die Sprache, welche die aus der Ptolemäer- und Römerzeit stammenden Inschriften führen, ist so beschaffen, daß selbst ein to bewährter Forscher wie J. Dümichen «Geschichte des alten Aegyptens», S. 57, zu der Ueberzeugung kommt, die Texte, welche in Latopolis verehrt wurde, sei in der That 1) «die in der ewigen Materie zeugende, dieselbe durch Mischen und Zusammenfügen formende und das von ihr Geschaffene belebende und erhaltende Gottesmacht», 2) «das All, in welchem diese Zeugung vor sich geht» und 3) «das eine Product dieser Zeugung», «die jugendliche Erde».

9) Eine vortreffliche, in Farben ausgeführte Abbildung der innern Ansicht der Säulenhalle von Esne hat Lepsius, «Denkmäler», Abtheil. I, Blatt 98 (und danach ohne Farben in verkleinertem Maßstabe Dümichen auf einer Separattafel seiner «Geschichte des alten Aegyptens», publicirt. — Zu den unter Esne angeführten Beschreibungen des Tempels von Esne sind nachzutragen: Parthey, «Wanderungen», II, 399; Hoskins, «A Winter in Upper and Lower Egypt», p. 253—255; Ebers, «Cicerone», II, 283—285. 10) Wilkinson («Manners and Customs of the Ancient Egyptians», 2. Ausg., III, 343) theilt aus den Inschriften des Tempels von Esne das Bild eines Fisches mit, doch beruht seine Meinung, daß dies der Latosfisch sei, auf Irrthum. Auch die Hieroglyphe, welche P. Pierret («Dictionnaire d'archéologie egyptienne», p. 300) abbildet, bezeichnet nicht den Latosfisch.

11) *Λατόπολις* als Name der Stadt bei Strabo (XVII, p. 817); *Λατοπολίτης, Λατοπολίται* als Name der Einwohner bei Strabo (XVII, p. 812) und Stephanus Byzantinus (unter *Ἀγχυρών*). *Λάτων πόλις* als Name der Stadt bei Ptolemäus (l. IV, c. 5, 70) und Stephanus Byzantinus a. a. O., wo Salmasius ohne hinreichenden Grund *Λατοῦς πόλις* hineincorrigiren wollte. Andere Verunstaltungen des Stadtnamens Latopolis sind: *Λάτων* oder *Λάττων* («Synecdemus» des Hierokles in Wesseling's «Veteres Romanorum itineraria», p. 160 und 732, in Parthey's Ausgabe S. 50; «Vita S. Pachomii» c. 7, s. 52), *Λατὼ* (Theodoret, «Graec. affect. cur.» rec. Gaisford, p. 51, 45), Laton («Ravennatis anonymi cosmographia» rec. Pinder et Parthey, p. 133, 10), Lato (Itinerarium Antonini in Wesseling's «Veteres Rom. itinerraria», p. 160, 2, in Tc Fertia d'Urban's «Recueil des itineraires», p. 43; «Notitia dignitatum in partibus Orientis», 31, 7 und 31, 28), sowie die Formen **ΛΑΤΩΝ** und **ΛΑΤΩΝ**, welche in koptischen Glossaren des oberägyptischen Dialekts (Champollion, «L'Egypte sous les Pharaons», I, 23 und 190; Quatremère, «Mémoires géographiques», I, 373) als Synonyma für **ϹΙΝΗ** aufgeführt werden. 12) Vgl. J. F. Tochon d'Annecy, «Recherches historiques et geographiques sur les médailles des nomes de l'Egypte», p. 63; Mionnet, «Description de médailles antiques», VI, 530; S. Birch im «Numismatic Chronicle» (1840), II, 98; G. Parthey in M. Pinder und J. Friedländer, «Beiträge zur älteren Münzkunde», I, 157; J. de Rouge in der «Revue numismatique», N. S., XV, 8—9. 13) *Οἱ δ' ἐν τῷ Νείλῳ ποταμῷ γινόμενοι λάτοι τὸ μέγεθος εὐρίσκονται καὶ ὑπὲρ διακοσίας λίτρας ἔχοντες· ὁ δὲ ἰχθὺς οὗτος λευκότατος ὢν καὶ ἡδιστός ἐστι πάντα τρόπον σκευαζόμενος, παραπλήσιος ἂν τῷ κατὰ τὸν Ἴστρον γινομένῳ γλανίδι.* 14) *Τὸν δὲ λάτον τὸν κλεινὸν ἐν Ἰταλίῃ πολυόνειρον ὁ σκυλλαίος ἔχει πορθμός, θαυμαστὸν ἰδέσθαι.*

gend Konrad Gesner («Historia animalium», lib. IV, Zürich 1558, S. 557) den Namen Latus auf eine besondere Abart des an den Küsten Südfrankreichs, Italiens und Aegyptens heimischen Rabenfisches (Corvina lobba) oder «Meerbrachsen» (Umber, italienisch Ombrino) übertragen, die von den Zoologen der Neuzeit Sciaena umbra [15]) genannt wird. Mit dem Wels läßt aber die Gattung Sciaena sich in keiner Hinsicht vergleichen. Selbst wenn Archestratos' Verse in der That auf eine Abart der Sciaena umbra sich beziehen, muß er unter λάτος [16]) einen Fisch ganz anderer Gattung verstanden haben als Athenäus, der seinerseits für die Nomenclatur, welche in Aegypten üblich war, der competenteste Zeuge ist. Gerade Thier- und Pflanzennamen wechseln ja innerhalb derselben Sprache häufig ihre Bedeutung. Und da unter den Fische vorstellenden plastischen Bildwerken, welche im ägyptischen Alterthum angefertigt worden sind, eine Fischart vorkommt, welche einer in Aegypten lebenden Welsart, dem Bajadfische (Bagrus bayad) am meisten ähnlich sieht [17]), so wird der Bajad mit dem Fische identisch sein, nach welchem die Stadt Latopolis ihren Namen empfangen hat.

Unter der Herrschaft der römischen Kaiser scheint zeitweilig der latopolitische Nomos mit dem von Hermonthis zu einem Verwaltungsbezirke vereinigt gewesen zu sein (Letronne, «Recherches pour servir à l'histoire de l'Egypte», p. 84 und 269; F. Robiou, «Mémoire sur l'économie politique de l'Égypte au temps des Lagides», p. 205—206). Wenigstens ist der Strategos von Hermonthis vorübergehend zugleich Strategos von Latopolis gewesen.

Für die Geschichte der christlichen Kirche hat Latopolis hohe Bedeutung, weil einer der frühesten Stifter des ägyptischen Mönchthums, der heil. Pachomius, aus einem südlich von Sne gelegenen Flecken des latopolitischen Gaues stammte und in der Umgegend von Sne zwei asketische Niederlassungen eingerichtet haben soll. Auch war Sne die Vaterstadt des heil. Theodorus, des bekanntesten unter den Anhängern des heil. Pachomius.

(R. Pietschmann.)

LATOUR (Jean Raimond Jacques Amédée), medicinischer Schriftsteller, geboren am 12. Juni 1805 zu Toulouse, war, nachdem er 1834 zu Paris promovirt hatte, Redacteur mehrerer medicinischer Zeitschriften und begründete 1847 selbst die unter dem Titel «L'Union médicale» bekannte und namentlich wegen eingehender Berücksichtigung der ärztlichen Standesinteressen bemerkenswerthe Zeitschrift, deren Hauptredacteur er bis zu seinem 1882 erfolgten Tode gewesen ist. Latour gehörte zu den Stiftern des im J. 1845 begründeten «Congrès médical», ein besonderes Verdienst aber hat er sich durch die Begründung der 1858 vom Staate sanctionirten Association générale de prévoyance et de secours mutuels des médicins de France erworben. Von literarischen Arbeiten Latour's sind, außer einer Reihe geistreicher Feuilletonartikel (unter dem Namen Jean Raimond in der «Gaz. des Hôp.» 1841—47 veröffentlicht) zu erwähnen: «Cours de pathologie interne» (1836) und eine Abhandlung «Traitement préservatif et curatif de la phthisie pulmonaire». Vgl. «Biographisches Lexikon hervorragender Aerzte», Bd. III, S. 622, woselbst noch vier Aerzte desselben Namens aufgeführt sind, denen jedoch keine allgemeinere Bedeutung zukommt. *(A. Winter.)*

LATOUR (Maximilian, Graf Baillet von), österreichischer General-Feldzeugmeister, wurde geboren 1737 auf dem im Luxemburgischen in der Nähe von Virton gelegenen Stammschlosse Latour. Die altadelige, gegenwärtig in Oesterreich und Belgien blühende Familie, welcher Latour entstammte, ist burgundischen Ursprungs und diente in früherer Zeit den Herzögen dieses Landes, trat aber nach Maximilian's I. Vermählung mit Maria von Burgund 1477 in die Dienste des Kaiserhauses, dem sie durch vier Jahrhunderte ihre besten Kräfte widmete, und

15) Vgl. Prinz Carlo L. Bonaparte, «Iconografia della fauna italica», III, 65; «Description de l'Égypte, Zoologie, Planches, Poissons du Nil», Taf. 19, 3. Rondelet erwähnt, in Südfrankreich heiße die Fischart, in der er die λάτος wiederfinde, Peis Rei, d. i. «Königsfisch», «quod delicatissimus suavissimusque sit, et dignus Regum mensis». Gemeint ist damit unstreitig, wie die Abbildung, welche Rondelet liefert, bezeugt, die Sciaena umbra. Der Einwand, welchen Francis Willoughby («Ichthyographia», Oxford 1685, S. 301) macht, beruht auf einem Mißverständnisse; weil er zufällig auf den Fischmärkten Italiens die Sciaena umbra niemals angetroffen hat, vermuthet er, Rondelet beschreibe unter Latus eine gar nicht vorhandene Species der Corvina lobba. Der Sciaena umbra sowol als auch der Corvina lobba nah verwandt ist der Barsch, Linné's Perca nilotica (Perca latus, Lates niloticus, arabisch Kischr), eine Fischart, welche viele Gelehrte der Neuzeit, z. B. G. St.-Hilaire («Description de l'Égypte, Hist. nat., Zoologie, Planches, Poissons du Nil», Taf. 9, 1), C. S. Sonnini («Voyage dans la Haute et Basse Égypte», II, 293), Cuvier und Valenciennes («Histoire naturelle des Poissons», II, 65—68) und De Pauw («De mysteriis Aegyptiorum», I, 3, S. 136) für den Latos der Alten erklärt haben. Doch entspricht diese Hypothese ebenfalls nicht den Aussagen, die Athenäus macht. Der Latos Aegyptens kann weder der Klasse Perca noch der Klasse Sciaena oder Corvina angehört haben, weil, wie bereits Wilkinson («Manners and Customs», 2. Ausg., III, 243) hervorhebt, diese Fische Schuppen tragen, und auch sonst in ihrem Aeußern nichts besitzen, was Athenäus hätte an den Wels erinnern können. Es sei noch bemerkt, daß der Fisch, welcher in dem Tempel der Großen Oase (Wilkinson, M. & C. III, 342) mit der Ueberschrift «Hathor, Herrin von Sne» abgebildet wird, weder Perca nilotica vorstellt (wie Brugsch, «Dictionnaire geographique», S. 721 angibt), noch überhaupt der Latos, sondern der Oxyrhynchos ist (vgl. auch Birch zu Arundale und Bonomi's «Gallery of Antiquities selected from the British Museum», I, 59, Anmerk. 11).

16) Wol ohne Grund hat Casaubonus (vgl. Joh. Schweighäuser, «Animadversiones in Athenaei deipnosophistas», IV, 326) bezweifelt, daß λάτος ein echt griechisches Wort sei. 17) Arundale und Bonomi, «Gallery of Antiquities», I, Taf. 28, Nr. 137; G. Maspero, «Guide au musée de Boulaq», p. 162. — Ebrîsi erwähnt in seiner Beschreibung Aegyptens (S. 17) einen Fisch Namens lûs (لوطيس), der in Aegypten farkh (فرخ) genannt werde. G. St.-Hilaire und Dozy finden darin die Benennungen Latus und Perca wieder. Lat (لبت) nennt als einen Fischnamen, wie mir Prof. Siegmund Fränkel gütigst mittheilt, Jakut (I, 884).

wurde mit Diplom vom 10. März 1719 unter Erhebung des Familienmajorats zur Grafschaft in den Grafenstand erhoben. Auch Maximilian zeigte dieselbe Anhänglichkeit an die Person und das Interesse seines Monarchen, wie seine Vorfahren, unter denen leuchtende Beispiele fester Treue gegen den Fürsten aufgeführt werden können, besonders ruhmvoll ist das Andenken des Grafen Christoph Ernst, Präsidenten des Geheimen Rathes Karl's VI. in Brüssel, der mit seltener Geistesgegenwart, Unerschrockenheit und Hintansetzung seiner eigenen Sicherheit dem Reiche die aufrührerische Stadt Mecheln erhielt.

In seinem 18. Jahre trat Maximilian als Fähnrich beim Infanterieregiment Salm-Salm (jetzt Nr. 14) ein und rückte in diesem Regiment, mit welchem er schon als Grenadierhauptmann, zu dem er infolge seiner in der Schlacht bei Kolin bewiesenen Bravour avancirt war, den Siebenjährigen Krieg mitmachte, nacheinander bis zum Obersten (1772) vor. Im J. 1782 zum Generalmajor befördert, erwarb er sich als Commandant von Wielicska durch sein strenges Pflichtgefühl und glühenden Eifer für die Sache seines Vaterlandes die Anerkennung seines Monarchen derart, daß er ihn mit vollem Vertrauen 1787 nach den Niederlanden schickte, um die dort gegen Josephinische Tendenzen ausgebrochenen Unruhen zu dämpfen. Im J. 1788 zum Landmarschall in Luxemburg ernannt, gelang es ihm, auch dieses seinem Kaiser treu ergebene Land seinem Monarchen zu erhalten und die Absicht der Belgier auf dasselbe zu vereiteln. Im J. 1790 von Joseph II. zum Feldmarschall-Lieutenant und zum Inhaber des Dragonerregiments d'Ursel (jetzt Nr. 14) erhoben, zeichnete er sich in dem fortdauernden belgischen Kriege besonders durch umsichtige Leitung der dadurch erfolgreichen Kämpfe aus, weshalb er das Ritterkreuz des Maria Theresien-Ordens erhielt und zum Commandanten in Flandern ernannt wurde. In sehr verdienstlicher Weise betheiligte sich Maximilian als Commandant des rechten Flügels an dem Feldzuge vom J. 1792, in welchem er durch kluges, tapferes Benehmen und durch Eroberung von Launoy, Orchies, St.-Amand nicht nur die Cernirung Lilles ermöglichte, Dumouriez' Magazine wegnahm, sondern auch durch einen geschickt geleiteten Rückzug mit den zerstreuten Truppen die Verbindung mit General Clairfayt ohne Verluste herstellte. Auch im folgenden Jahre that er sich als Commandant des rechten Flügels der kaiserlichen Armee rühmlich hervor, indem er die Franzosen bis Tirlemont zurückdrängte und mit richtigem Verständnisse Maubeuge blokirte, um die Belagerung von Valenciennes möglich zu machen. Das strengste Pflichtgefühl und die treueste Hingabe an den Dienst aber bezeugte er in jener Antwort, welche er bei der ihm aufgetragenen Blokirung der Festung Landrecy dem Befehlshaber der französischen Sambre-Armee Jourdan auf dessen Drohung, daß die erste nach Landrecy geworfene Bombe das Signal zur Verwüstung der Latour'schen Güter sein werde, geben ließ, er werde als kaiserlicher Feldherr seine Pflicht erfüllen. Am 20. April 1794 wurde auch das befestigte Lager von Landrecy von ihm erstürmt. Die hochherzigen Waffenthaten in der Schlacht bei Charleroi am 3. und 16. Juni, bei Fleurus am 26. Juni erwarben ihm das Commandeurkreuz des Maria-Theresien-Ordens. Durch eine glänzende und überlegene Taktik gelang es Maximilian im Feldzuge des J. 1795, in welchem er die Main- und Neckararmee befehligte, die Franzosen hinter die Queich und Pfriem zurückzudrängen und Worms zu nehmen, und an Verwegenheit und aufloderndes Jugendfeuer erinnert es, wenn er selbst den ihm vom Feldmarschall Clairfayt ertheilten gemessenen Befehl, Pichegru nicht anzugreifen, in der Ueberzeugung von der Wichtigkeit des Momentes gänzlich außer Acht ließ, Frankenthal überfiel, eroberte, den andern Tag diese Stadt gegen Pichegru und seine ganze Armee vertheidigte, denselben am zweiten Tage bei Oggersheim schlug und ihn zum Rückzug bis an die Speier zwang, was zur Folge hatte, daß das furchtbar bombardirte Mannheim capituliren und General Montaigne mit 10,000 Mann die Waffen strecken mußte. Für den glücklichen Erfolg ertheilte ihm das Kapitel des Maria-Theresien-Ordens das Großkreuz dieses Ordens. Im J. 1796 übernahm Maximilian unter Erzherzog Karl, dem Nachfolger Clairfayt's, die Armee Wurmser's, mit der er jedoch infolge Truppenmangels, aber nicht ohne energischen Widerstand und mit größter Disciplin an den Neckar zurückwich. Nach der Capitulation von Kehl am 10. Jan. 1797, dessen Belagerung er mit großer Energie und bewährter Umsicht durch sieben Wochen hindurch geleitet hatte, wurde er Commandant der Rheinarmee, in welcher Stellung er bis zum Frieden von Campo-Formio am 17. Oct. 1797 verblieb. Im J. 1798 wurde er zum commandirenden General von Mähren und Schlesien und zum Geheimen Rathe ernannt; 1805 erhob ihn das ehrenvolle Zutrauen seines Monarchen, «das er sich durch erprobte Anhänglichkeit an das Erzhaus und Verlust seines eigenen Vermögens in den Niederlanden erworben», zum Hofkriegsraths-Präsidenten, als welcher er am 9. April 1805 in Wien feierlich installirt wurde. Doch nicht lange war es ihm vergönnt, in diesem Wirkungskreise thätig zu sein. Die unglücklichen Ereignisse des J. 1805 hatten ihn auf das tiefste erschüttert, dazu kam noch der Schmerz über den Verlust seiner geliebten Gattin, die ihm der Tod am 10. Juli 1806 entrissen hatte. Das hatte seine Kräfte erschöpft, schon am 14. Juli wurde er von einem Fieberfrost befallen, am 21. traf er mit jener Standhaftigkeit, die ihn stets ausgezeichnet, seine letzten Anordnungen und am 22. Juli 1806 hatte er, dem selbst seine Feinde unbedingte Ehrfurcht zollen mußten, ausgelebt.

Vgl. Wurzbach, «Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich» (1. Bd., Wien 1856); «Allgem. deutsche Biographie», 86. Lieferung (Leipzig 1883); Ritter von Rittersberg, «Biographie der ausgezeichnetsten Feldherren der k. k. österreichischen Armee» (Prag 1828).

(A. Frenzl.)

LATOUR (Theodor, Graf Baillet von), österreichischer Feldzeugmeister, Sohn des Vorigen, geboren zu Linz am 15. Juni 1780, erhielt seine militärische Ausbildung in Wien zuerst in der Militär-, dann seit 1795

in der Ingenieurakademie. Am 7. Oct. 1798 wurde er zum Ingenieurcorps-Cadetten ernannt, avancirte am 20. Sept. 1799 zum Ingenieur-Oberlieutenant und ging mit Urlaub nach Brünn, wo sein Vater damals commandirender General war. Ende October trat er seine Reise zur Armee in Italien an und gelangte am 21. Jan. 1800 in das Hauptquartier der österreichischen Armee in Turin, wo er seine neue Bestimmung erhielt, in die Riviera zu folgen. Ueberall erwies sich Latour thätig, war bei der Blokade und Capitulation von Savona 17. Mai und in der Schlacht von Marengo, nach deren unglücklichem Ausgang für die österreichischen Waffen er in seine Garnison nach Verona zurückkehrte, wo ihm die Herstellung des Castells von San-Felice übertragen wurde. Nach dem Friedensschlusse von Luneville 9. Febr. 1801 erhielt er die Bestimmung nach Olmütz, wo er den Bau einer Schleuse leitete, und begleitete am 7. Oct. 1803 die Erzherzoge Johann und Ludwig mit Major Lauer auf ihrer Besichtigungsreise nach Böhmen. Am 6. April 1804 zum Hauptmann ernannt, verfaß er während des Lagers von Turas, das beide Majestäten und viele fremde Offiziere verherrlichten, Adjutantendienste bei seinem Vater. Im J. 1805 zum Major befördert, ging er als Kurier zur Armee nach Deutschland ab, wo ihn Feldmarschall-Lieutenant Mack um seine Person bestimmte. Am 17. Oct. wurde zwischen Mack und Napoleon I. die berüchtigte Capitulation von Ulm abgeschlossen, wonach 23,000 Oesterreicher, darunter 18 Generale, in Kriegsgefangenschaft kamen. Das patriotische Gefühl Latour's war aufs tiefste verletzt, und erst in Berlin, wohin er mit General Creneville in einer diplomatischen Sendung sich begeben, hörte er von seiner erfolgten Auswechselung. Nachdem er 1806 bei den Triangulirungsarbeiten in Oberösterreich verwendet worden, finden wir Latour 1809 wieder auf dem Kriegsschauplatze, wo er seine Dienstleistung beim 7. Armeecorps unter Erzherzog Ferdinand erhielt. Im Mai 1809 avancirte er zum Oberstlieutenant und im December erfolgte seine Ernennung zum Director von Brünn. Im Feldzuge des Jahres 1812 zeichnete er sich wiederholt aus, so besonders in der Schlacht bei Podobna und bei Biala. Am 14. Jan. 1813 wurde Latour zum zweiten Obersten der Liechtenstein-Infanterie ernannt und mit dem Ritterkreuz des Maria-Theresien-Ordens ausgezeichnet. Auch an den Befreiungskriegen nahm er patriotischen Antheil. In der Schlacht bei Dresden erhielt er, während der Sturm auf den Freiberger Schlag und auf das Dorf Löbda geführt wurde, gefährliche Aufträge, in der bei Leipzig wurde ihm durch eine Kanonenkugel ein Pferd unter dem Leibe weggeschossen, und die rühmliche Thätigkeit, die er hier entfaltete, brachte ihm, wie schon früher, abermals ein öffentliches Lob Schwarzenberg's, und Kaiser Alexander verlieh ihm den Wladimirorden. Am 1. Jan. 1814 wurde Latour zum Chef des Generalstabes beim 4. Armeecorps, das unter Commando des Kronprinzen von Würtemberg stand, ernannt. Als solcher leistete er durch seine Talente der allgemeinen Sache die größten Dienste in den Treffen bei Epinal, Chaumont, Bar-sur-Aube, Brienne und vor Paris und zeichnete sich namentlich bei der wohlvertheidigten Stadt Sens aus, deren Einnahme der Kronprinz von Würtemberg ihm selbst zuschrieb. Wenn er auch für diese That das Commandeurkreuz des Maria-Theresien-Ordens, um das er eingekommen, nicht erhielt, so wurde er doch außer der Reihe zum Generalmajor befördert und vom König Friedrich von Würtemberg zum Ritter, nach der Schlacht von Brienne und nach der Eroberung von Sens zum Commandeur seines Militär-Verdienstordens ernannt; vom Kaiser Alexander erhielt er nach dem Treffen von Montereau das Ritterkreuz des militärischen Georgsordens. Nach dem Friedensschlusse (Erster Pariser Frieden 30. Mai 1814) blieb Latour einige Zeit noch als österreichischer Commissar in Paris und wurde, zurückgekehrt nach Wien, während des Congresses dem Kronprinzen von Würtemberg beigegeben. Abermals wurde er nach der Landung Napoleon's zum Generalstabs-Chef des 3. Armeecorps ernannt, und Kaiser Alexander wie der Großherzog von Hessen-Darmstadt sahen sich bewogen, ihn für die trefflichen Dienste namentlich im Treffen bei Straßburg ersterer mit dem Großkreuz des Wladimirordens erster Klasse, letzterer mit dem Großkreuz zweiter Klasse seines Ludwigsordens zu belohnen. Mit dem Zweiten Pariser Frieden (20. Nov. 1815) erhielt Latour die Brigade zu Lyon, mit welcher er nach Räumung der Stadt nach dem Elsaß marschirte, daselbst bis 1818 verblieb und sodann, geziert mit dem Orden der französischen Ehrenlegion, den er infolge der vortrefflichen Disciplin seiner Truppen erhalten, nach Oesterreich zurückkehrte. Hier wurde er abwechselnd Brigadier in Linz, dann, zur Artillerie versetzt, Brigadier in dieser Waffe zu Olmütz 1822, später zu Prag, wo ihn sein Monarch zum Inhaber des 3. Feldartillerie-Regiments ernannte (1825). Am 1. Juni 1829 erhielt Latour die Bestimmung, als österreichischer Militärbevollmächtigter und Präses der Militärcommission an der Deutschen Bundesversammlung zu Frankfurt theilzunehmen. In dieser hohen Stellung hatte er theils als Rathgeber, theils als Vermittler der feindseligen Meinungen auf den Gang der oft schwierigen und verwickelten Verhandlungen den vortheilhaftesten Einfluß und gewann sich gleich in der ersten Sitzung das ganze Vertrauen der Versammlung. Im März 1831 avancirte er zum Feldmarschall-Lieutenant und wurde 1832 als Stellvertreter des General-Geniedirectors Erzherzog Johann nach Wien berufen. Bald nach seiner Ankunft in Wien erhielt Latour die Ernennung zum Inhaber des 28. Linieninfanterie-Regimentes und kurz darauf die Würde eines Geheimen Rathes. Als es sich später darum handelte, Rastatt zu einer Bundesfestung zu erheben, erging an ihn infolge des auf der frankfurter Versammlung erworbenen Vertrauens die Aufforderung, das Project der neuen Festung auszuarbeiten, das, nach zwei Monaten fertig, derart die Zustimmung des Großherzogs von Baden erwarb, daß er ihn aus Anerkennung mit dem Hausorden der Treue auszeichnete. Im J. 1846 wurde Latour zum Feldzeugmeister ernannt. Das Jahr 1848 wurde für ihn verhängnißvoll. In einer leidenschaftlich aufgeregten Zeit übernahm er aus reinem

Patriotismus im Mai d. J. den dornenvollen Posten des Kriegsministers, dessen Ablehnung in der gefährlichen Krisis ihm Feigheit schien. Es war eine schwere Bürde für ihn. Die politischen Wogen gingen hoch: die Verhandlungen des Reichstags waren leidenschaftlich erregt, Wien der Schauplatz der blutigen Auftritte in den August- und Septembertagen, Ungarn in Gährung. Revolutionäre Blätter ließen ihren Zorn und ihre Schmähungen gegen Latour als Unterdrücker der Volksfreiheit aus, und aufgefangene Briefschaften hatten seine Verbindung mit dem Ban von Kroatien aufgedeckt. Am 3. Oct. erschien das kaiserliche Kriegsmanifest, ein Theil der Truppen sollte nach Ungarn abgehen; dies brachte in Wien den fürchterlichsten Aufstand hervor. Bald war das Kriegsministerialgebäude von einer rasenden Volksmenge erfüllt, deren Absicht auf den Kriegsminister, dessen Tod schon in der Aula planmäßig beschlossen worden war, bald offen zu Tage trat. Latour hatte sich in ein Versteck begeben, nachdem alle Fluchtversuche mislungen waren. Unterdessen stürmte die erbitterte Menge die Treppe hinauf, um ihn zu suchen. Im vierten Stockwerke trat Latour furchtlos der ihn suchenden Volksmenge entgegen, von der er mit Geschrei empfangen wurde. Nun ging es in den Hof hinunter, und hier spielte sich eine Scene ab, die Züge der tiefsten Verworfenheit an sich trägt. Unter Hieb-, Stich- und Schußwunden hauchte Latour unter den Händen seiner Peiniger am 6. Oct. 1848 seinen edeln Geist aus, und so groß war die Wuth des fanatischen Pöbels, daß er den verstümmelten Körper an einem gußeisernen Gascandelaber aufhing und mit Kleidungsstücken und abgerissenen Gliedmaßen einen förmlichen Handel trieb. Erst spät Nachts hatte jemand den Muth, den entblößten Leichnam mit einem Leintuche zu bedecken.

Vgl. Wurzbach, «Biographisches Lexikon», 1. Bd. (Wien 1856); «Allgemeine deutsche Biographie», 86. Lieferung (Leipzig 1883); «Erinnerungen an den k. k. Feldzeugmeister und Kriegsminister Theodor Grafen Baillet von Latour» (Graz 1849); «Ergebnisse der von dem k. k. Militärgerichte geführten Untersuchung wider die Mörder des k. k. Kriegsministers General-Feldzeugmeisters Theodor Grafen Baillet von Latour» (Wien 1850).

(A. Frenzl.)

LATOUR D'AUVERGNE, eines der berühmtesten Adelsgeschlechter Frankreichs. Die beglaubigte Geschichte des Hauses Latour in Auvergne beginnt mit Bertrand I. de Latour, der 1212 von König Philipp II. August Orsec, Montpeyroux und Coude zu Lehen nahm. Sein Enkel, Bernard II. de Latour, begleitete Ludwig den Heiligen nach Afrika und starb am 14. Aug. 1270 vor Tunis. Sein Sohn, Bertrand II. de Latour, erheirathete 1275 mit Beatrix d'Oliergues diese Herrschaft und starb 1295. Sein Enkel, Bernard de Latour, studirte in Toulouse, wurde Kanonikus zu Clermont und Beauvais, 1342 Cardinaldiakon und erlag 1361 in Avignon der Pest. Sein Neffe, Jean de Latour, zuerst Prior des Klosters Brou in Bresse, dann Abt zu St.-Benoit sur-Loire, seit 1371 Cardinal, starb 1374 zu Avignon. Von seinen Brüdern starb Bertrand de Latour, seit 1355 Bischof von Toul und seit 1361 von Puy, 1382, Bernard de Latour, seit 1374 Bischof von Langres, 1394, und Henri de Latour, seit 1376 Bischof von Clermont, 1415. Bertrand IV. de Latour heirathete 1389 Marie, Tochter und Erbin der Grafschaften Auvergne und Boulogne, leistete Karl VI. gute Dienste gegen England und starb 1423. Sein Enkel Bertrand VI. de Latour, Graf von Auvergne und Boulogne, war ein tapferer Kriegsmann unter Karl VII., stiftete 1473 das Franciscanerkloster zu Vicle-Comte, nahm von Ludwig XI. die Grafschaft Boulogne 1477 zu Lehen, überließ sie ihm aber bald gegen Lauraguais und starb 1494. In seinem 1467 geborenen Sohn Jean de Latour, Grafen von Auvergne und Lauraguais, erlosch am 28. März 1501 der Mannsstamm dieser älteren Linie. Seiner Schwester Madeleine Tochter war Katharina von Medici, Königin von Frankreich.

Eine andere Linie des Hauses Latour, die Herren von Montgascon, erlosch 1497 im Mannsstamme in Godefroi II. Aus der Linie der Herren von Oliergues fiel Agne III. de Latour 1415 bei Ajincourt; sein Bruder Guillaume starb 1470 als Bischof von Rhodez und Patriarch von Aquileja auf seinem Schlosse Murat. Sein Neffe Agne IV. de Latour, Herr von Oliergues und Graf von Beaumont in Anjou, heirathete 1444 Anna, älteste Tochter und Erbin des Grafen Peter von Beaufort, Vicomte von Turenne und Herrn von Limeuil; er war Rath und Kammerherr Ludwig's XI., leistete ihm gute Dienste gegen die Engländer und starb 1489. Von seinen sechs Söhnen stiftete Antoine die Linie der Vicomtes von Turenne, Herzoge von Bouillon, Albret und Château-Thierry, und Antoine Raymond die Linie der Herren von Murat und Duaires, Grafen von Apchier, Herzoge von Latour.

Antoine, Herr von Oliergues, seit 1493 Vicomte de Turenne, seit 1496 Kammerherr Karl's VIII., nahm bei dem Erlöschen der älteren Linie des Hauses (s. oben) im März 1501 den Titel eines Herrn de Latour an und starb am 14. Febr. 1527. Sein Sohn François II. de Latour, Vicomte von Turenne, Herr und Baron von Montgascon, Oliergues, Croc, Boujols, Fay und Servissac, wurde am 5. Juli 1497 auf Schloß Limeuil in Périgord geboren, als Page erzogen, diente 1521—23 in Flandern und 1524 als Generallieutenant unter dem Herzoge von Albany in Italien, suchte 1525 in außerordentlicher Mission Heinrich VIII. von England zum Bündnisse gegen den Kaiser zu bewegen, wurde 1528 Gouverneur von Genua und brachte den Frieden zwischen dem Papste und Venedig zu Stande, ging 1529 nach Spanien, wo ihm für seinen Souverän des Kaisers Schwester Eleonore angetraut wurde, führte 1531 bei der Armee in der Picardie den Oberbefehl und begleitete 1532 den König nach der Bretagne. Er wurde St.-Michaels-Ritter, Rath und Kammerherr, Gouverneur der Isle-de-France und starb am 12. Juli 1532 auf Schloß Villocher; seiner zweiten Ehe mit Anna de Latour, ge-

nannt von Boulogne, Frau von Montgascon (1518), entstammten fünf Kinder. Sein Enkel Henri de Latour heirathete 1591 Charlotte, einzige Tochter und Erbin Heinrich Robert's von der Marck, Herzogs von Bouillon, Fürsten von Sedan und Raucourt, und nahm die Titel «Herzog von Bouillon, Fürst von Sedan, Jametz und Raucourt» an; er wurde bekannt als der Marschall von Bouillon (s. bei Bouillon). Sein Sohn Frédéric Maurice de Latour, Herzog von Bouillon, Fürst von Sedan, Jametz und Raucourt u. s. w. (s. bei Bouillon), trat 1651 das Fürstenthum Sedan dem Könige ab und erhielt dafür die Herzogthümer Albret und Château-Thierry, die Grafschaften Auvergne, Gisors und Evreux, sowie den Titel und Rang eines Prince étranger für sein Haus; er starb 1652. Sein Bruder war der Marschall Turenne (s. d.).

Von den Söhnen des Frédéric Maurice, Herzogs von Bouillon, begründete Frédéric Maurice die Linie der Grafen von Auvergne (s. unten), Emanuel Theodosius wurde Cardinal (s. Bouillon, Cardinal von), zwei fielen als Malteserritter in jungen Jahren im Duell, und Godefroi Maurice setzte die Hauptlinie fort.

Godefroi Maurice de Latour, Herzog von Bouillon, Albret und Château-Thierry, Graf von Auvergne, Evreux und Beaumont-le-Roger, Vicomte von Turenne u. s. w., Gouverneur von Ober- und Nieder-Auvergne, wurde am 21. Juni 1641 geboren, trat in den Rath des Königs und 1665 als Pair von Frankreich in das Parlament, wurde 1658 Oberkammerherr von Frankreich und heirathete am 22. April 1662 auf Anstiften des Marschalls von Turenne, der seinem Hause neue Macht verschaffen wollte, eine Nichte Mazarin's, Maria Anna Mancini. Er war sehr muthig, that sich in den Niederlanden in den verschiedenen Feldzügen hervor, focht auch 1664 bei St.-Gotthard an der Raab, war aber geistig wenig hervorragend, theilte die Neigungen seiner Frau nicht, sondern lebte der Jagd, während sie die Dichter, Gelehrten und Schöngeister um sich versammelte. Unschuldigerweise wurde die Herzogin verdächtigt, ihn mit Gift haben beseitigen zu wollen, sie ging gerechtfertigt 1680 aus den Verhören hervor und der Herzog ließ diese in ganz Europa verbreiten. Er verwitwete 1714 und starb am 26. Juli 1721. Von seinen Söhnen starb Ludwig de Latour, Prinz von Turenne, nach sehr bewegtem Leben als Oberkammerherr 1692 an den bei Steenkerken erhaltenen Wunden, Eugène Maurice, Prinz von Château-Thierry, schon 1672, und Henri Louis, Graf von Evreux, Generaloberst der leichten Cavalerie und Generallieutenant, heirathete die Tochter des großen Financiers Crozat. Frédéric Jules de Latour, ein anderer Bruder, Herr von Languais und Limeuil, wurde am 2. Mai 1671 geboren und als Chevalier von Bouillon bekannt. Er trat in den Malteserorden, in dem er es zum Großkreuz brachte, diente dem König zur See, wurde 1693 Schiffskapitän und zugleich Abt von Balasse. Unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans verließ er den geistlichen Stand, kaufte im Januar 1720 die Herrschaften Languais und Limeuil und nannte sich Prinz von Auvergne. Am 17. Jan. 1720 heirathete er die reiche irische Erbin Catharine Olive de Trente (Trantes), aber seine Kinder starben alle jung. Er war einer der Hauptlebemänner der Gesellschaft unter dem Regenten; von ihm stammt der Gedanke, Theaterräume durch bewegliche Fußböden in Säle für Maskenbälle umzugestalten, und er erhielt dafür 6000 Frs. Pension; seine Gemahlin hingegen war eine Hauptanhängerin des Jansenismus. Er begrub noch seinen letzten Sohn, den Herzog von Château-Thierry, und starb einen Monat später am 28. Juni 1733. Sein Bruder endlich, Emanuel Theodosius de Latour, Herzog von Bouillon, Albret und Château-Thierry u. s. w., geboren 1668, trat 1713 als Pair von Frankreich in das Parlament, erbte, bisher Herzog von Albret, bei dem Tode des Vaters 1721 den Titel eines Herzogs von Bouillon und das Amt des Oberkammerherrn, heirathete viermal und starb am 17. Mai 1730 in Paris. Aus erster Ehe hatte er unter andern Kindern Charles Godefroi de Latour d'Auvergne (diesen Beinamen hatte sich die Familie seit lange beigelegt), Herzog von Bouillon, Albret und Château-Thierry, Gouverneur von Ober- und Nieder-Auvergne. Derselbe (geboren am 11. Juli 1706) wurde Oberst eines Regiments zu Pferde, entsagte aber 1735 dem Kriegsdienste; er heirathete mit päpstlichem Dispens am 2. April 1724 seines älteren Bruders Frédéric Maurice Casimir, Prinzen von Turenne, Witwe Maria Charlotte Sobiecka, Tochter des Prinzen Jakob Ludwig Sobieski und Schwester der Gemahlin des Prätendenten Karl Eduard Stuart. Er wurde Pair von Frankreich und Oberkammerherr, war sehr verschuldet und verkaufte darum 1738 dem König die Vicomté Turenne für 4,200,000 Frs. Mit seiner Gemahlin, die Ohlau in Schlesien geerbt hatte, überworfen, verwitwete der Herzog 1740. Im J. 1744 begleitete er Ludwig XV. in den Krieg und pflegte ihn bei seiner Krankheit in Metz, fiel aber in Ungnade und wurde im November d. J. auf sein Schloß Navarre bei Evreux verwiesen, weil er gegen die Maitresse Châteauroux war, doch durfte er bald zurückkehren und erfreute sich der alten Gunst. Der Herzog, der die Stuarts bei sich zu Gaste hatte, war ungewöhnlich stolz, viel mit Etikettefragen beschäftigt und entfaltete enormen Pomp. Ludwig XV., den er 1749 in Navarre beherbergte, verlieh ihm im Mai 1753 das Prädicat «Durchlauchtigst» und der Kurfürst von der Pfalz den St.-Hubertus-Orden; er starb am 24. Oct. 1771. Sein Sohn Godefroi Charles Henri de Latour d'Auvergne, Herzog von Bouillon, Albret und Château-Thierry u. s. w., wurde am 26. Jan. 1728 geboren, Generaloberst der leichten Cavalerie, später Maréchal-de-Camp, Pair von Frankreich, erhielt am 2. Febr. 1752 den pfälzischen St.-Hubertus-Orden, heirathete am 27. Nov. 1743 Louise Henriette Gabriele von Lothringen, Prinzessin von Pons und Marsan, succedirte — bisher Prinz von Turenne —

1771 seinem Vater als Herzog und Oberkammerherr, legte aber 1775 letzteres Amt nieder.

Im J. 1793 verlor das Haus in den Revolutionskriegen seine Besitzungen Bouillon u. s. w. und am 7. Febr. 1802 erlosch die Hauptlinie in Godefroi Charles Henri's Sohn und Erben, dem Herzoge Jacques Leopold Charles Godefroi de Latour d'Auvergne, Bouillon, Albret und Château Thierry im Mannesstamme. Seine Ehe mit Landgräfin Marie Hedwig Eleonore Christine von Hessen-Rheinfels-Rothenburg war kinderlos.

Die Linie der Grafen von Auvergne wurde von Frederic Maurice de Latour (s. oben) begründet. Dieser Graf von Auvergne und Oliergues, Marquis von Languais, wurde am 15. Jan. 1642 geboren, 1675 an Stelle des großen Turenne Generaloberst der leichten Cavalerie und Gouverneur von Ober- und Nieder-Limousin. Im J. 1677 zum Generallieutenant der königlichen Armeen ernannt, that er sich wiederholt hervor und starb am 23. Nov. 1707 zu Paris. Seiner ersten Ehe mit Henriette Franziska, der Erbtochter Eitel Friedrich's IV., Fürsten von Hohenzollern-Hechingen, die ihm das Marquisat Bergen-op-Zoom von ihrer Mutter zubrachte, entsprossen viele Kinder, von denen Henri Oswald (s. unten) und François Egon am meisten Aufmerksamkeit verdienen. François Egon de Latour, Graf von Auvergne, Marquis von Bergen-op-Zoom, geboren am 15. Dec. 1675, als Prinz von Auvergne bekannt, wurde französischer Oberst zu Pferde, trat aber 1702 in kaiserlichen Kriegsdienst und starb als holländischer Generallieutenant in Douay am 26. Juli 1710, aus der Ehe mit Prinzessin Marie Anne von Ligne, Aremberg und Arschott nur eine Tochter Maria Anna hinterlassend, die ihrem Gemahle, dem Pfalzgrafen Johann Christian zu Sulzbach, das Marquisat Bergen-op-Zoom mitbrachte und die Mutter des Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz und Baiern wurde; sie starb am 28. Juli 1728 an den Pocken. — Henri Oswald de Latour d'Auvergne wurde am 5. Nov. 1671 geboren, widmete sich dem geistlichen Stande, wurde Domherr zu Straßburg und Coadjutor der Abtei Cluny und als der Abbé von Auvergne bekannt. Im J. 1720 wurde er Erzbischof von Tours, 1722 von Vienne, 1732 Großalmosenier Ludwig's XV. und 1733 Commandeur des Heiligen-Geist-Ordens. Er lebte sehr leichtfertig, wurde aber, da er dem Cardinal-Premierminister Fleury staatsmännisch ungefährlich schien, in Rom zum rothen Hute empfohlen und zum Cardinal mit dem Titel S. Calixti im December 1737 ernannt. Er nahm den Titel »Cardinal von Auvergne« an, weil der Titel eines Cardinals von Bouillon dem Könige wegen der Haltung und der Ungnade seines Trägers (s. Bouillon. Cardinal) unangenehm klingen mußte; seine Ernennung erregte allgemeines Staunen und forderte die Satire heraus. Er legte 1738 die Coadjutorie von Cluny nieder, und die von ihm für 100,000 Thaler gekaufte Würde des Großalmoseniers hätte er gern wieder verkauft, besann sich aber nach langen Verhandlungen 1739 eines Bessern. Im J. 1740 reiste er zum Conclave nach Rom, der König gab ihm 50,000 Frs. für die Kosten. Im J. 1742 verkaufte er nachträglich das Amt des Großalmoseniers dem Bischofe Fitz-James in Soissons für 350,000 Frs., da ihn die Komfahrt sehr viel gekostet und er zu große Schulden hatte; im März 1745 legte er das Erzbisthum Vienne nieder, nachdem ihm der König die Abtei Anchin mit 30,000 Frs. Rente gegeben. Der Cardinal starb am 24. April 1747 und beschloß diese Linie.

Somit blieb die von Antoine Raymond (s. oben) gestiftete zweite Hauptlinie der Herren von Murat und Quaires, Grafen von Apchier und Herzoge von Latour übrig. Ihr gehörte an Jean Maurice de Latour, Graf de Latour; ihn setzte sein mütterlicher Oheim, Graf Henri Louis d'Apchier, zum Erben unter der Bedingung ein, daß er und seine Descendenz Namen und Wappen der Apchier dem ihren anfügen sollten; er that dies 1711 und starb 1739. Im J. 1769 erhielt sein Sohn Nicolas François Jules den Titel eines Fürsten und Herzogs von Latour d'Auvergne, den seine Nachkommen noch führen.

Dem Hause verwandt ist die fürstliche Familie Latour d'Auvergne-Lauraguais. Zu ihr gehörte Hugues Robert Jean Charles de Latour d'Auvergne-Lauraguais. Auf Schloß Auzeville bei Toulouse am 14. Aug. 1768 geboren, trat er in das Seminar von St.-Sulpice in Paris und machte unter Emery seinen theologischen Cursus durch. Während der Revolution wurde er 1792 und 1793 heimlich zum Subdiakon, Diakon und Priester vom Bischofe von Limoges geweiht, verweigerte den Eid auf die Constitution civile du clergé, zog sich in die Picardie zurück und übte aus dem Verstecke in Amiens sein geistliches Amt aus. Er wurde denuncirt und eingekerkert, aber ein Lieferant des republikanischen Heeres rettete ihm das Leben, indem er ihn in sein Bureau nahm. Am 6. Mai 1802 ernannte ihn der Erste Consul, der gern den alten Adel sich verpflichtete, zum Bischof von Arras, und er mußte die ganze Diöcese reorganisiren. Der Bischof war ein großer Bewunderer Napoleon's bis zu seinem Sturze, schlug sich aber nach dem Falle von Paris auf die Seite der Bourbons, sandte am 8. April 1814 seine Zustimmung zur Absetzung des Kaisers ein, lehnte hingegen das Erzbisthum Rheims ab, das ihm Ludwig XVIII. anbot. Ebenso schlug er andere Erzbisthümer aus Ludwig Philipp's Hand aus und blieb in Arras. Am 23. Dec. 1839 wurde er Cardinal-Priester und starb in Arras am 20. Juli 1851. Von seinen Neffen, den Söhnen des Fürsten Charles Melchior Philippe Bernard war Charles Amable (geboren am 6. Dec. 1826 zu Moulins, gestorben 1879) seit dem 10. Dec. 1861 Erzbischof von Bourges und seit dem 14. Aug. 1869 Offizier der Ehrenlegion, und Henri Godefroi Bernard Alphonse, Fürst de Latour d'Auvergne-Lauraguais, machte sich als Staatsmann bekannt. Am 21. Oct. 1823 zu Paris geboren, studirte der Fürst daselbst und trat bereits 1841 in das auswärtige Amt ein. Er wurde Gesandtschaftssecretär in Rom, am 28. Dec. 1854 aber in Weimar und am 5. Jan. 1856

in Florenz als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister accreditirt und vertauschte diesen Posten am 27. Sept. 1857 mit dem in Turin, auf dem er sich während des Krieges von 1859 befand. Am 19. Febr. 1860 ging er in gleicher Eigenschaft nach Berlin, am 17. Oct. 1862 nach Rom und am 3. Dec. 1863 überreichte er in London seine Creditive als Botschafter. Am 10. Aug. 1867 erhielt er das Großkreuz der Ehrenlegion. Aus seiner Ehe mit Emilie Céleste Montault-des-Iles entsproß ein Sohn, Charles Laurent Bernard Godefroi, der heutige Chef des Hauses (geboren zu Loudun [in Vienne] am 20. Juni 1852). Am 17. Juli 1869 vertauschte der Fürst seinen Botschafterposten in London mit dem Portefeuille des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten. Man schrieb diese Wahl dem Umstande zu, daß der Fürst der Bruder eines Erzbischofs sei und geistlichen Einflüssen Rechnung getragen werden solle: bei der Haltung Frankreichs auf dem Concile in Rom mußte dies von Wichtigkeit sein. Des Fürsten Circular vom September 1869 besagte, Frankreich lasse sich zwar nicht officiell auf dem Concile vertreten, verzichte aber keineswegs darauf, seinen Einfluß spielen zu lassen, «um seine nationalen Freiheiten und sein öffentliches Recht zu schützen und zur Mäßigung zu rathen». Am 27. Dec. trat der Fürst mit den andern Ministern zurück und Ollivier bildete sein Ministerium, in dem Graf Daru das auswärtige Amt übernahm. Nach Ollivier's Sturz aber erhielt er am 10. Aug. 1870 unter Palikao's Waltung abermals das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten. Der 4. Sept. machte bereits seinem Wirken ein Ende, er zog sich in das Privatleben zurück und starb am 6. Mai 1871 in London.

Vgl. Zedler, «Großes vollständiges Universal-Lexikon», Bd. 44 (Leipzig und Halle 1745); Duc de Saint-Simon, «Mémoires complets et authentiques» (neue Aufl. in 20 Bdn., Paris 1856—76); Barbier, «Journal historique et anecdotique du règne de Louis XV» (4 Bde., Paris 1849); Buvat, «Journal de la Régence» (2 Bde., Paris 1865); Renée, «Les nièces de Mazarin» (5. Aufl., Paris 1858); Duc de Luynes, «Mémoires sur la cour de Louis XV (1735—58)», Bde. I bis IX (Paris 1860—62); Delord, «Histoire du second empire», Bde. V und VI (Paris 1874—75).

(Arthur Kleinschmidt.)

LATOUR D'AUVERGNE (Theophile Malo Corret de), «der Erste Grenadier von Frankreich». Einer Bastardlinie des Hauses Latour d'Auvergne am 23. Nov. 1743 zu Carhaix (Finistère) entsprossen, studirte Latour d'Auvergne auf dem Collège zu Quimper, wo er sich durch seinen Geschmack an alten und neuen Sprachen auszeichnete, trat in die Militärschule und 1767 unter den schwarzen Musketieren ein und wurde in demselben Jahre Unterlieutenant im Infanterieregimente Angoumois. Im J. 1781 benutzte er einen Urlaub, um sich nach Spanien zu begeben, und wohnte der Belagerung von Mahon bei, welches die Briten vertheidigten; als Freiwilliger in die spanisch-französische Armee unter Crillon aufgenommen, zündete er unter den Kanonen von Mahon eine britische Fregatte und mehrere Fahrzeuge mit Munition an; unter dem Kugelregen holte er einen verwundeten Freund aus dem Kampfe. Wieder zu seinem Regimente zurückgekehrt, studirte er in den Mußestunden mit Le Brigant die Beziehungen, welche zwischen den alten und den lebenden Sprachen Europas mit der keltischen bestehen könnten, wie sie sich in der Bretagne erhalten hat. Im J. 1784 wurde er Kapitän; als die Revolution ausbrach, emigrirte er nicht, sondern nahm ihre Principien an, diente der nationalen Sache und lehnte jedes Avancement ab. Im J. 1792 machte er unter Montesquiou den Feldzug mit, focht voll Ruhm gegen die Sarden und drang, den Degen in der Faust, an der Spitze seiner Compagnie zuerst in Chambéry ein. Im J. 1793 wurde der kecke Streiter zur Armee der Westpyrenäen unter Servan gesandt, der ihn, ohne daß er die Uniform und den Hauptmannstitel abgelegt hätte, zum Commandanten eines als Elitetruppe und meist als Vortrab dienenden Grenadiercorps von 8000 Mann machte; dieses Corps wurde der Schrecken der Feinde und erhielt den Namen der «Höllischen Colonne»; oft entschied es den Sieg. Latour d'Auvergne war nicht nur tapfer und kühn, sondern auch ein vorzüglicher Taktiker; er legte seine Pläne dem Kriegsrathe, dem er angehörte, vor, sie wurden angenommen und er führte sie aus, vor keiner Gefahr, vor keiner Schwierigkeit zurückschreckend. Mit nur einer Compagnie und acht Geschützen nahm er bei Nacht die starke Festung San-Sebastian; wiederholt schlug er die Spanier, durchbrach ihre Vertheidigungslinien, nahm ihnen Magazine und machte 9000 Gefangene. Trotzdem wollte ihn die pariser Regierung als ehemaligen Adeligen absetzen, wogegen seine Soldaten derart remonstrirten, daß sie nachgab. Latour d'Auvergne wies kurzweg und mit kriegerischem Freimuthe die Arroganz und Einmischung der Volksrepräsentanten zurück, war zu stolz, ihnen den Hof zu machen, verachtete ihre Gunst und theilte alle Entbehrungen des gemeinen Soldaten, marschirte stets zu Fuß und veranstaltete Bravourstücke, was alles ihn zum Abgotte der Soldaten machte. Nach dem Frieden von Basel nahm Latour d'Auvergne 1795 Gesundheit halber Urlaub und schiffte sich in Bordeaux nach Brest ein, fiel jedoch einem britischen Freibeuter in die Hände und wurde als Gefangener nach Cornwallis geführt, wo er sich mit neuem Eifer dem Sprachstudium widmete. Tapfer vertheidigte er hier in einem Streite mit britischen Soldaten die tricolore Cocarde. Im J. 1797 ausgewechselt, durfte er nach Frankreich heimkehren, wurde aber mit 800 Frs. Pension verabschiedet, was um so empfindlicher sein mußte, da sein väterliches Erbe ihm nur 1600 Frs. jährlich abwarf. Bald bot ihm die Regierung, sich an seine Bedeutung erinnernd, den Grad und die Pension als Brigadegeneral an, er aber lehnte ab. Unglaublich einfach in seiner Lebensweise und seinen Genüssen, gab er, trotzdem er wenig besaß, mit vollen Händen Armen und Unglücklichen und beschränkte seine Ausgaben auf das Unentbehrliche, ein echter Wohlthäter der Menschen.

Bereits 1792 war in Bayonne sein Werk «Nouvelles Recherches sur la langue, l'origine et les antiquités des Bretons, pour servir à l'histoire de ce peuple» mit einem polyglotten bretonischen Wörterbuche erschienen und 1795 eine zweite Auflage gefolgt; jetzt arbeitete er in Passy, wohin er sich zurückgezogen hatte, an der dritten Auflage, die 1802 in Hamburg als «Origines gauloises, celles des plus anciens peuples de l'Europe, puisées dans leur vraie source, ou Recherches sur la langue, l'origine et les antiquités des Celto-Bretons de l'Armorique, pour servir à l'histoire ancienne et moderne de ce peuple et à celle des Français» erschien; auch begann er ein im Manuscripte hinterbliebenes polyglottes Wörterbuch, in dem er Worte aus 42 Sprachen und Mundarten verglich, und einen «Dictionnaire Breton-Gallois-Français».

Latour d'Auvergne hatte durch sein Ansehen dem Herzoge von Bouillon die Restitution von Besitzungen erwirkt; als ihm aber dieser ein Gut in Beaumont-sur-Eure mit 10,000 Frs. Ertrag anbot, lehnte er es ab. Die Aushebung traf 1799 den letzten Sohn seines Studiengenossen Le Brigant, die einzige Stütze des Mannes, der 22 Kinder gehabt hatte; der Sohn war schwächlich und der Vater wollte verzweifeln; da erwirkte Latour d'Auvergne, daß er für erstern als Einstand zum Regimente gehen durfte, und rückte an der Spitze desselben 1799 in Zürich ein, in Massena's Heere dienend. Im J. 1800 kehrte er nach Passy zurück, sollte dem Gesetzgebenden Körper angehören, zog aber den alten Kriegerberuf vor. Auf Carnot's Bericht verlieh ihm der Erste Consul einen Ehrensäbel und ernannte ihn zum «Ersten Grenadier der Armeen der Republik»; er lehnte auch diesen Titel ab und verlangte, in den Kampf ziehen zu dürfen nicht als erster, aber als ältester Grenadier der Republik. Er nahm unter Moreau Dienste bei der Rheinarmee, fiel aber schon am 27. Juni 1800 in dem mörderischen Gefechte bei Oberhausen in der Nähe Neuburgs (Baiern), durch einen österreichischen Lanzenstich ins Herz getroffen; es war ein Tod, wie er ihn sich stets gewünscht hatte. An der Stelle, an der er fiel, fand er mit seinem Obersten und 27 Offizieren seines Regiments ein Grab; Moreau ließ daselbst ein einfaches Mausoleum errichten, das er dem Schutze der Tapferen aller Länder anempfahl und das König Ludwig I. von Baiern 1837 restauriren ließ. Das ganze Heer legte eine dreitägige Trauer um den «Ersten Grenadier» an, jeder Soldat opferte einen Tagessold zum Ankaufe einer silbernen Urne, die sein Herz umschließen sollte und die bis zur Restauration im Pantheon stand. Sein Platz in der Compagnie sollte — so befahl Bonaparte — immer unbesetzt bleiben, sein Name aber täglich bei dem Appell aufgerufen werden, worauf der älteste Sergeant antworten mußte: «Geblieben auf dem Felde der Ehre!» So geschah es bis zur Ersten Restauration. Bonaparte ließ den Namen Latour d'Auvergne's an der Spitze der Register der 46. Halbbrigade stehen und seinen Ehrensäbel in dem Invalidendome niederlegen. Späterhin kam der Säbel in Garibaldi's Besitz, aber am 22. Juni 1883 nach dessen Ableben überreichte ihn feierlich General Canzio, Garibaldi's Schwiegersohn, als Geschenk an Frankreich dem pariser Gemeinderathe. Im J. 1841 wurde zu Carhaix dem größten Sohne dieses Fleckens ein Monument errichtet. Die beste Biographie lieferte Buhot de Kersers (2. Aufl., Paris 1874).

(Arthur Kleinschmidt.)

LATOUR-MAUBOURG (Marie Charles César de Fay, Graf de), geboren am 22. Mai 1758, entstammte einem uralten Adelshause des Languedoc. Er trat in das königliche Heer und war Oberst des Regiments Soissonnais, als die Revolution ausbrach. Der Adel von Puy-en-Velais deputirte ihn 1789 in die Reichsständeversammlung; in der Nationalversammlung zählte er zu den Constitutionellen und trat schon am 25. Juni zu dem dritten Stande über. Er verzichtete auf die Privilegien seiner Baronie im Languedoc und stimmte für die Einverleibung der Grafschaft Avignon in Frankreich.

Nach der vereitelten Flucht der königlichen Familie wurde er mit Pétion und Barnave von der Nationalversammlung zum Commissär erwählt, um jene von Varennes nach Paris zurückzuführen, hielt sich aber, soviel es möglich war, von näherer Berührung mit denselben fern. Ein Gesinnungsgenosse Lafayette's, diente er unter ihm als Maréchal-de-Camp, erhielt im Feldzuge den Befehl über die Grenadier- und Jägerreserve, später über den Vortrab; wie Lafayette opponirte er den Ergebnissen des 10. Aug. 1792, wie dieser entfloh er am 19. 20. Aug. d. J. und wurde als politisches Opfer jahrelang von den Preußen und Oesterreichern in härtester Gefangenschaft in Glatz, Neisse und Olmütz gehalten, bis er auf Bonaparte's Verwendung am 20. Sept. 1797 in Olmütz die Freiheit erhielt. In einem Briefe an Bonaparte sprach er ihm die Gefühle seiner Hochschätzung aus und nachdem er einige Zeit bei Hamburg in friedlicher Stille gelebt, wurde er nach dem 18. Brumaire vom Ersten Consul nach Frankreich zurückgerufen. Im J. 1801 trat er in den Gesetzgebenden Körper, 1806 in den Senat, erhielt auch in letzterm Jahre das Militärcommando der Division zu Cherbourg und leitete hier die Hafenarbeiten. Im J. 1814 stand er als Regierungscommissär in Caen, als Napoleon abgesetzt wurde, und sandte der provisorischen Regierung seine Beitrittserklärung zu. Er führte die Geschäfte in Caen fort, bis ihn Graf Artois nach Montpellier sandte, um hier die Gemüther für die Restauration zu bearbeiten. Ludwig XVIII. ernannte ihn zum Pair von Frankreich, als welcher der Graf während der Session von 1814 die constitutionellen Freiheiten, die er schon Napoleon gegenüber betont hatte, energisch vertheidigte. Als Napoleon von Elba zurückkehrte, schloß er sich ihm wieder an und ließ sich zum Pair ernennen, und als die Kunde von Waterloo erscholl, vertheidigte er die individuelle Freiheit gegen polizeiliche Eingriffe und widersetzte sich feurig dem Gesetzentwurfe wegen Maßnahmen für die allgemeine Sicherheit. Ludwig XVIII. schloß den Ueberläufer 1815 aus der

Pairskammer aus, als er zurückkehrte, zog ihn aber durch Ordonnanz vom 5. März 1819 wieder hinein. Der Graf starb, mit Hinterlassung von sieben Söhnen, am 28. Mai 1831.

Just Pons Florimond de Fay, Marquis de Latour-Maubourg. Als ältester Sohn des Vorigen am 9. Oct. 1781 geboren, betrat Latour-Maubourg nach dem 18. Brumaire die diplomatische Laufbahn, wurde der französischen Gesandtschaft in Kopenhagen beigegeben, trat dann als Auditor in den Staatsrath, diente im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, ging aber 1806 als zweiter Legationssecretär nach Konstantinopel und blieb hier bis 1812 als Geschäftsträger; während der Revolution von 1808, in der Großvezier Mustapha Bairaktar unterging, schützte er, sein Hôtel öffnend, alle Fremden vor den Wirren. Seit 1813 bevollmächtigter Minister in Stuttgart, kehrte er 1814 heim und machte als Freiwilliger den Feldzug von 1814 mit. Nach der ersten Restauration ging er als Geschäftsträger nach Hannover, wurde hier bevollmächtigter Minister und blieb bis März 1819, wo er in gleicher Eigenschaft nach Dresden versetzt wurde. Im J. 1823 erhielt er die Gesandtschaft in Konstantinopel; da aber der Divan auf die von ihm gestellten Bedingungen nicht einging, nahm er seine Creditive unberührt zurück. Er fiel in Ungnade und lebte auf seinen Gütern, bis er 1830 als Gesandter nach Neapel ging; 1831 wurde er an Stelle seines Vaters Pair von Frankreich und erhielt die Botschaft in Rom, als deren Inhaber er dort am 24. Mai 1837 starb.

Rodolphe de Fay, Graf de Latour-Maubourg. Als Bruder des Vorigen am 8. Oct. 1787 in Paris geboren, trat Latour-Maubourg 1806 als Unterlieutenant in den Dienst Napoleon's, machte den Feldzug in Deutschland mit und that sich bei Jena hervor, focht tapfer in Polen und als Adjutant Caffarelli's in Spanien; unter dem Feuer der Feinde eilte er zu dem verwundeten General, nahm ihn auf die Schultern und rettete ihn; bei Leira wurde er decorirt. Unter der Restauration avancirte er zum Obersten und zum Maréchal-de-Camp; Ludwig Philipp ernannte ihn am 31. Dec. 1835 zum Generallieutenant, später zum Präsidenten des Ausschusses der Cavalerie. Am 13. April 1845 wurde er Großoffizier der Ehrenlegion, am 19. April d. J. Pair von Frankreich. Im J. 1852 wurde er Alters wegen zur Reserve gestellt, dann verabschiedet.

Armand Charles Septime de Fay, Graf de Latour-Maubourg. Als Bruder der beiden Vorigen am 22. Juli 1801 in Passy geboren, widmete sich der Graf der diplomatischen Laufbahn, wurde 1823 seinem ältesten Bruder nach Konstantinopel beigegeben und trat nach seiner baldigen Rückkehr in das auswärtige Amt, ging 1826 als zweiter Legationssecretär nach Lissabon und 1829 als erster Secretär und Geschäftsträger nach Hannover, von wo er nach Bekanntwerden der Julionordonnanzen am 3. Aug. 1830 seine Entlassung einreichte. Am 22. Oct. 1830 zum Gesandtschaftssecretär und Geschäftsträger in Wien ernannt, leitete er die Beziehungen des Julikönigs mit Oesterreich voll Gewandtheit ein. Im J. 1832 ging er als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister nach Brüssel, wo er den Lostrennungsvertrag Belgiens von Holland unterzeichnete, 1836 als Botschafter nach Madrid, wo er die Insurrection von La Granja erlebte und sehr viel Takt zeigte. Nach dem Tode seines Bruders wurde er 1837 Botschafter in Rom, stets klug und mäßig verfahrend. Am 20. Juli 1841 wurde er Pair von Frankreich. Wegen Erkrankung nahm er 1845 Urlaub von Rom, starb aber schon in Marseille am 18. April 1845.

Marie Victor de Fay, Marquis de Latour-Maubourg. Oheim der drei Letzten und als jüngerer Bruder des Grafen Marie Charles César (s. oben) am 11. Febr. 1766 geboren, war Latour-Maubourg Kapitän der Cavalerie, als die Revolution ausbrach, und trat 1789 als Unterlieutenant bei den Gardes-du-corps ein. In der Nacht vom 6./7. Oct. schützte er mit zwei Kameraden das Leben der Königin und führte die vor dem Pöbel Fliehende zum König. Als Oberst eines Regiments Jäger zu Pferde diente er 1792 im Vortrabe der Armee Lafayette's, nahm an verschiedenen Kämpfen theil und trat mit ihm und seinem Bruder am 19./20. Aug. auf österreichisches Gebiet über, wurde gefangen, aber schon nach einem Monat freigelassen. Er lebte auf neutralem Boden und kehrte erst 1797 nach Frankreich zurück. Als Adjutant Kleber's machte er den ägyptischen Feldzug mit, und 1800 brachte er Kleber aus Frankreich die Nachricht vom 18. Brumaire, aber keine Versprechen baldiger Hülfe für die nothleidenden Truppen, die sich gerade nach der Capitulation von El-Arysch zur Heimkehr rüsteten; an der Spitze des 22. Regiments der Jäger zu Pferde wurde er schwer verwundet, als er Alexandria gegen die Briten vertheidigte. Bei Austerlitz ernannte ihn Napoleon 1805 zum Brigadegeneral; er machte die Feldzüge in Preußen und Polen mit, ohne auf Wunden zu achten, avancirte zum Divisionsgenerale und erhielt bei Friedland neue Wunden. In Spanien führte er 1808 die Cavalerie der Südarmee, that bei Cuenca und Badajoz Wunder der Tapferkeit und erwarb sich selbst der Feinde Achtung. Im J. 1812 ging er zur Großen Armee, die nach Rußland zog, zeichnete sich bei Moshaisk aus und wurde bei dem Ansturme seiner Kürassiere auf die Redoute von Borodino durch einen Säbelhieb am Kopfe schwer verwundet. Nach dem Rückzuge aus Moskau erhielt er in Smolensk das Commando der noch übrigen Reiterei und im Winter entfaltete er die größte Rührigkeit, um in Frankreich neue Pferde für den Feldzug von 1813 zu sammeln. Mit alter Bravour stritt er bei Dresden am 27. Aug. und in der Leipziger Völkerschlacht; bei Wachau that er sich am 16. Oct. hervor, ebenso bei Connewitz und bei Leipzig am 18., wo ihm ein Bein weggerissen wurde. Napoleon erhob ihn zum Grafen des Kaiserreichs, aber 1814 pflichtete Latour-Maubourg seiner Absetzung bei und trat am 6. Mai in den vom Grafen von Artois errichteten Kriegsrath. Ludwig XVIII. ernannte ihn am 4. Juni 1814 zum Pair von Frankreich. Im Gegensatze zu seinem ältesten Bruder hielt er sich

während der Hundert Tage im Hintergrunde. Ludwig XVIII. verlieh ihm 1817 den Titel Marquis und schickte ihn als Botschafter nach London; aber am 19. Nov. 1817 wurde der Marquis im Cabinet Decazes Kriegsminister. Niemals hatte er an den Kämpfen der Politik theilgenommen, seine persönlichen Neigungen aber gehörten der Rechten; politisch wollte er gar nichts bedeuten. In Richelieu's Cabinet behielt er sein Portefeuille. Im Juni 1820 fielen in Paris heftige Unruhen vor, die mit bewaffneter Macht unterdrückt werden mußten, was viel ungerechte Klagen gegen die Minister hervorrief. Latour-Maubourg konnte dem Cabinete keine besondere Stütze sein; man ehrte allgemein seinen loyalen Charakter, die Armee achtete den alten Stelzfuß hoch, aber Richelieu besaß zu viel Einfluß auf ihn, um ihn je selbständig auftreten zu lassen; bei der sich vorbereitenden Reorganisirung des Heerwesens trat dies besonders zu Tage. Die von Latour-Maubourg ausgeschiedenen bonapartistischen Offiziere machten ihm mit ihrer offenen Feindseligkeit viel Sorgen, besonders seit der Conspiration vom 19. Aug.; dem Generale Donnadieu mußte er die Thüre weisen und ihm drohen, falls er in seiner Leidenschaftlichkeit nicht nachlasse. Seine Stellung war ihm unbequem und man sagte, er wolle sie mit der des Gouverneurs der Invaliden vertauschen. Am 30. Sept. 1820 verlieh ihm der König den Heiligen-Geist-Orden. Seine Gegner rüttelten beständig an seiner Stellung, während ihn sein Generalsecretär Perceval immer mehr zur Rechten hinzog und er neue Ausmerzungen bonapartistischer Offiziere vornahm. Den Ultraroyalisten aber konnte er niemals genügen; mit Richelieu trat er am 14. Dec. 1821 vom Ministerium zurück und erhielt den Herzog von Belluno zum Nachfolger. Am 17. Dec. ernannte ihn Ludwig XVIII. zum Staatsminister und Mitgliede des Geheimen Rathes, am 13. bereits zum Gouverneur der Invaliden an Stelle des Marschalls von Coigny. Nach der Julirevolution aber nahm er 1830 seinen Abschied als solcher und trat aus der Pairskammer, um sich auf seine Güter bei Melun zurückzuziehen. Später ging der treue Legitimist zu den entthronten Bourbonen ins Exil und leitete seit 1835 als Großerzieher die Heranbildung des Herzogs von Bordeaux, bis derselbe 1843 majorenn wurde. Der Marquis starb am 11. Nov. 1850. Vgl. de Viel-Castel, «Histoire de la restauration», Bde. 8—10 (Paris 1865—67).

Charles de Fay, Graf de Latour Maubourg, ein jüngerer Bruder des Vorigen, wanderte 1792 ebenfalls aus und heirathete in der Emigration Lafayette's älteste Tochter. Im J. 1800 nach Frankreich zurückgerufen, trat er erst 1813 in Dienste, um die Invasion der Alliirten zu bekämpfen. Nach der Restauration wurde er St.-Ludwigs-Ritter und Lieutenant der Gardes-du-corps; er starb als General in Paris im Februar 1846.

(Arthur Kleinschmidt.)

LATOVICI 1) bei *Plinius* Nat. Hist. III, 25, *Ptolemaeus* II, 15 (Λατοβικοι), der Name eines Volksstammes in Pannonia, im Flußgebiet der Drau und Sau, «wahrscheinlich im heutigen Kroatien östlich bis über Sissek hinaus zu suchen», vgl. Forbiger, «Alte Geographie», III, 470; Zeuß, «Die Deutschen und die Nachbarstämme», S. 256; Glück, «Die bei C. J. Cäsar vorkommenden keltischen Namen», S. 113. Der Klang des Namens ist keltisch, und das Kelltenthum des Stammes wird dadurch noch wahrscheinlicher, daß im «Itinerarium Antonini Augusti» in den Angaben über die Orte der Provinz Pannonia sogleich auf Praetorio Latovicorum der unstreitig keltische Name Noviodunо folgt (ed. Parthey und Pinder, p. 121). Die von Glück a. a. O., S. 115 gegebene Deutung des Namens «in locis lutosis s. stagnosis habitantes» ist ganz unsicher, da die Länge des ersten i in -vici nicht erwiesen ist und die zur Vergleichung herangezogenen Wörter ir. fich (pagus) und cymr. guic nicht echtkeltisch, sondern das entlehnte lateinische vicus sind. — 2) Latovici ist die Lesart guter Handschriften für Latobrigi, den Namen eines mit den Helvetii verbündeten keltischen Stammes bei Cäsar, s. Latobrigi. *(E. Windisch.)*

LA-TRAPPE, ein schwer zugängliches, von Felsen eingeschlossenes Thal im Arrondissement Mortagne des französischen Departements Orne, 12 Kilom. von Mortagne entfernt; hier die ebenfalls La-Trappe genannte, im J. 1140 von Rotrou, Grafen von Perche, gegründete Abtei (eigentlich Notre-Dame de la-Trappe), der Stiftungsort des Ordens der Trappisten (s. d. Art.).

(A. Schroot.)

LATREILLE (Pierre André), ein vortrefflicher Zoolog, einer der Gründer der modernen Entomologie. Er war im J. 1762 in Brives, Departement Corrèze, geboren und ist am 6. Febr. 1833 in Paris gestorben. Von seinen Aeltern wenig unterstützt, zog er als Knabe die Aufmerksamkeit eines Arztes in Brives, des Mr. Laroche, auf sich, durch den vermuthlich seine Neigung zur Beschäftigung mit der Natur die erste Nahrung erhielt. Ein Kaufmann in Brives, Mr. Malcpeyre, lieh ihm naturgeschichtliche Bücher, welche ihn namentlich auf das Studium der Gliederthiere führten. Er wurde indeß zum Geistlichen bestimmt und mit 24 Jahren ordinirt. Als nach Ausbruch der Revolution die Geistlichkeit reactionärer Umtriebe angeklagt wurde, ward auch Latreille verhaftet, zur Deportation bestimmt und in das Gefängniß nach Bordeaux abgeführt. Nach längerer Zeit hatte er seinen Gefängnißwärter durch entomologische Beobachtungen zu interessiren vermocht, und namentlich war es, wie erzählt wird, die Entdeckung des von Latreille Necrobius ruficollis genannten Käfers, welche die Veranlassung wurde, daß die beiden in Bordeaux anwesenden Bory de Saint-Vincent und Dargelas von ihm hörten und bald seine Entlassung aus der Gefängnißhaft durchsetzten. Seine erste entomologische Schrift («Essai sur l'histoire des Fourmis de la France») erschien 1798 in Brives. In demselben Jahre (1798) kam er nach Paris und erhielt eine untergeordnete Stellung an der entomologischen Abtheilung des Muséum, wo er besonders mit Guill. Ant. Olivier befreundet wurde. Nach dessen Tode wurde er 1814 in die Aca-

démie des Sciences gewählt. Trotzdem er aber schon früh Bedeutung erlangt hatte, beauftragt worden war, die von Humboldt gesammelten Insekten zu bearbeiten, mit Sonnini die Reptilien für die Fortsetzung des Buffon'schen Werks und allein die Insekten und andern Gliederthiere für dieselbe übernommen, auch für das «Règne animal» von G. Cuvier die Gliederthiere in einem besondern Bande (1817), in der neuen Auflage in zwei Bänden (1829) bearbeitet hatte, blieb er doch in seiner untergeordneten, wenig einträglichen Stellung, bis er endlich 1829 eine der zoologischen Professuren am Pflanzengarten erhielt. Man erzählt, er habe gesagt: «On me donne du pain, quand je n'ai plus de dents.» Er war verheirathet, blieb aber kinderlos; zuletzt mehrere Jahre verwittwet, wurde er von seinem Neffen und seiner Nichte, Mr. und Mad. Valade-Gabel, gepflegt. Von seinen zahlreichen, namentlich entomologischen Schriften seien nur die folgenden erwähnt: «Histoire naturelle des Salamandres de France, précédée d'un tableau méthodique des autres Reptiles indigènes» (Paris 1800); «Histoire naturelle des Fourmis et recueil de mémoires et d'observations sur les Abeilles, les Araignées, les Faucheurs, et autres insectes» (Paris 1802). Mit Sonnini: «Histoire naturelle des Reptiles» (4 Bde., Paris 1802; neue Auflage, Paris 1826); «Genera Crustaceorum et Insectorum secundum ordinem naturalem in familias disposita» (4 Bde., Paris 1806—1809); «Considérations générales sur l'ordre naturel des animaux composant les classes des Crustacés, des Arachnides et des Insectes» (Paris [1806] 1810); «Les Crustacés, les Arachnides et les Insectes distribués en familles naturelles» (2 Bde. [G. Cuvier, «Règne animal.», t. 4 et 5], Paris 1829). Mehrere seiner frühern historisch-antiquarischen Arbeiten hatte er mit einigen entomologischen Aufsätzen 1819 herausgegeben unter dem Titel: «Mémoires sur divers sujets de l'histoire naturelle, des Insectes, de géographie ancienne et de chronologie» (darin: «Du premier âge du monde et de l'accord des théogonies phénicienne, chaldéenne et égyptienne avec la Genèse», «Sur l'expédition du consul Suéton Paulin en Afrique», «Sur l'origine du système métrique», «De l'Atlantide de Platon» etc.).

(J. Victor Carus.)

LATROBE (Johann Friedrich Bonneval de), Componist, geboren am 10. Juni 1769 zu Chelsea bei London, besuchte die Schule zu Fulneck in Yorkshire, dann das Pädagogium zu Niesky bei Görlitz in Schlesien und darauf das zu Barby im Magdeburgischen. Letztere Anstalt verließ er 1790 freiwillig, um sich in Jena dem Studium der Medicin zu widmen. In seinen Mußestunden aber trieb er Musik und componirte auf den Tod seines Freundes Pölchau nach dem Texte seines Commilitonen Fernow eine Trauercantate, welche von den Freunden des Verstorbenen unter Latrobe's Leitung öffentlich aufgeführt und nachher, von Sörensen für 4 Singstimmen arrangirt, in Leipzig herausgegeben wurde. Mit seinen Lehrern Hufeland und Loder eng befreundet, standen ihm unter seinen Studiengenossen besonders nahe der nachmalige Historiker Aug. Lehrberg, der Dichter Hardenberg (genannt Novalis) und der bekannte Journalist Fr. Lindner, welche er alle durch sein musikalisches Talent an sich zu fesseln wußte. Um dieselbe Zeit componirte er auch «Zwölf Variationen auf ein Thema in E-moll fürs Klavier», welche 1793 ebenfalls in Leipzig erschienen. Im letztgenannten Jahre sah er sich genöthigt, sein Studium zu unterbrechen und eine Hauslehrerstelle in Livland anzunehmen. Auf der Reise dorthin lernte er in Berlin Fasch, den Gründer der Singakademie, besonders aber näher dessen Nachfolger Zelter kennen. Nach Jahr und Tag gab Latrobe dieses Hauslehrerverhältniß wieder auf und kehrte nach Jena über Berlin zurück, wo er bei Zelter wohnte, welcher ihn mit dem Componisten Reichardt und der Rahel bekannt machte (vgl. deren «Buch des Andenkens für ihre Freunde», I, 176 und 137 fg.). In Jena lernte Latrobe im Hause Hufeland's u. a. auch Goethe kennen und durch Latrobe wurde Goethe's Bekanntschaft mit Zelter vermittelt (vgl. W. von Bock, «Erinnerung an Latrobe», im «Dorpater Inland», 1848, Nr. 21).

Mit Hufeland besuchte Latrobe 1795 Goethe in Weimar, in dessen Hause sie zwei Tage zubrachten und in seiner Loge einer Theateraufführung des Goethe'schen Schauspiels mit Gesang: «Claudine von Villa Bella», beiwohnten. Am 21. Nov. 1795 erlangte Latrobe in Jena die medicinische Doctorwürde auf Grund seiner «Dissertatio inauguralis medica sistens Brunoniani systematis criticen» (Jena 1795). Von dieser Schrift sagte nach 50 Jahren noch Häser in seiner «Geschichte der Medicin» (Jena 1844), S. 639, daß sie «zu dem Besten gehören dürfte, was über Brown geschrieben ist». Fast gleichzeitig erschien von Latrobe bei Breitkopf und Härtel in Leipzig eine «Sonate pour le Piano Forte avec violon obligé», welche Composition vor dem ästhetischen Tribunal eine nicht minder günstige Aufnahme fand. Statt in Deutschland zu bleiben, folgte Latrobe einem gegebenen Versprechen und trat wenige Tage nach seiner Promotion die Reise nach Livland an, wo er als Arzt glaubte prakticiren zu dürfen. Er sah sich getäuscht; der russische Staat acceptirte den jenaer Doctor nicht und Latrobe widmete sich nun mit Feuereifer der Musik. In Riga lebend, componirte Latrobe zur Feier der Thronbesteigung Kaiser Paul's I. eine Festcantate, welche unter seiner Leitung 1797 daselbst zur Aufführung kam. Doch die Sorge um seine Existenz bewog ihn, wieder eine Hauslehrerstelle anzunehmen. Er fand eine solche im Hause eines Herrn von Lilienfeldt auf Neu-Oberpahlen in Livland und zu seinem Glücke waren die Glieder des Hauses höchst musikalisch. Dadurch wurde seine musikalische Thätigkeit ungemein belebt und er blieb in dieser Stellung bis zum J. 1807. Von den vielen Compositionen, die in dieser Zeit entstanden, erschienen indeß nur seine «Trois Divertimentos à Violon, Taille et Basse» und «Cinquante petites pièces de tous les tons, pour exercer également les deux mains» (in Petersburg). Im J. 1808 wurde Latrobe zum Kirch-

spielsrichter Oberpahlens erwählt, welchem beschwerlichen aber ehrenvollen Amte er bis 1818 zur allgemeinen Zufriedenheit vorstand. In dieser Prosa des Geschäftslebens fand Latrobe Erholung in der Musik und lieferte für die damals politisch tiefbewegte Zeit der Erhebung gegen Napoleon I. Tonwerke, welche den besten Kirchencompositionen seiner Zeit angehören, aber nur in Dorpat unter des Componisten Leitung zur Aufführung kamen, nämlich seine «Fünfstimmige Messe für gemischten Chor», sein «Invocantem me exaudi», vierstimmig, und sein «Dignare Domine», fünfstimmig; alle drei mit Orchesterbegleitung. Leider wurden sie nicht gedruckt. Im J. 1819 verheirathete sich Latrobe mit der verwittweten Baronin Sophie Stackelberg in Reval und widmete sich bis 1829 auf dem Gute seiner Frau der Landwirthschaft, ohne der Musik untreu zu werden. Während dieser Zeit erschienen seine «Drei Lieder mit Begleitung des Fortepiano» (Dorpat 1819) und 7 Jahre darauf: «Zwölf deutsche Lieder mit Begleitung des Fortepiano» (Dorpat 1826), welche durch ihren melodischen und harmonischen Reichthum sehr weite Verbreitung fanden. Angezogen durch die Liphart'schen Quartette in Dorpat, in denen die nachmaligen bekannten Componisten Ferd. David und Aug. von Weyrauch mitwirkten und alles überboten, was bis dahin in Livland in Musik geleistet worden war, siedelte Latrobe nebst Familie ganz nach Dorpat über, um den Rest seiner Tage daselbst zuzubringen. Im J. 1834 schickte Latrobe sein bekanntes «Stabat mater» und «Agnus Dei», zwei größere Werke, seinem Freunde Georg Pölchau nach Berlin, nach dessen Tode Felix Mendelssohn-Bartholdy dieselben in Berlin herausgab. Latrobe selbst aber gab aus seinem reichen Compositionsschatz in dieser Zeit nur drei Liedersammlungen heraus. Es erschienen nämlich 1832 «zwölf» (Mitau), 1837 «zehn» (Dorpat) und 1845 «sechs deutsche Lieder mit Begleitung des Fortepiano» (Dorpat), in denen echtes, tiefes Leben und geniales Feuer pulsirt. Einige von seinen Liedern, z. B. «Kennst du das Land?» — «Der Eichwald braust!» — «Freudvoll und Leidvoll» — «Die Trommel gerührt», werden noch jetzt von vielen den gleichnamigen Beethoven'schen und Schubert'schen Compositionen vorgezogen. Im J. 1835 gründete Latrobe noch in Dorpat einen Gesangverein für gemischten Chor, dessen Leitung er 1840 bereits aufgeben mußte, weil er immer kränklicher wurde. Latrobe starb daselbst am 19. (31.) Dec. 1845. Sein reicher musikalischer Nachlaß von über 150 Compositionen ist in die Hände seines Schwiegersohnes Woldemar von Bock übergegangen.

(P. Th. Falck.)

LATROBIT (Diploit), Mineral, ist eine von Brooke und Breithaupt unterschiedene Varietät des triklinen Kalkfeldspates Anorthit, von rosenrother bis pfirsichblüthrother Farbe, in welchem nur 8—10 Proc. Kalk, dagegen 6—7 Proc. Kali und 3—4 Proc. Manganoxydul vorhanden sind. *(E. Geinitz).*

Lattich, s. Lactuca.

LATUDE (Henri Mazers de). Dieser merkwürdige Abenteurer, der sich bald Jean Henri, bald Danry, bald Daury, bald Danger, bald Gedor, bald Henri Mazers de Latude nannte, erblickte als illegitimer Sohn der Magd Jeanneton Aubresby, die einer Bürgerfamilie angehörte, und eines unbekannten Vaters am 23. März 1725 zu Montagnac in der Diöcese Agde (Departement Herault) das Licht der Welt; er nannte sich kurzweg Jean Henri ohne Vaternamen; als er aber mit 20 Jahren die Wohnung seiner hungernden Mutter verließ, um sich vorwärts zu bringen, nannte er sich Danry und trug diesen Namen 33 Jahre lang. Später bei Veröffentlichung seiner Memoiren nahm er den Namen Daury an, wie er sagt, auf Befehl des Ministeriums, dann hieß er Danger oder Gedor und endlich nannte er sich Henri Mazers de Latude (La Tude) und gab sich für einen natürlichen Sohn des Oberstlieutenants im Regimente Orleans und Lieutenants des Königs in Sedan, Marquis de La Tude, und seiner Magd aus, wollte auf Schloß Creissel bei Montagnac geboren sein und verlangte von den Söhnen des Marquis als Bruder anerkannt zu werden, was diese entschieden ablehnten; sie glaubten, irgend ein Stallknecht sei sein Vater. Der Marquis konnte den Prätendenten nicht widerlegen, da er seit 1761 todt war; daß er in keinerlei Beziehungen zu der Aubresby gestanden, beweist am besten der Umstand, daß sie Hungers starb, ohne sich je an ihn zu wenden. Danry, wie man ihn in der Bastille genannt hat, wurde Chirurgiegehülfe — später gab er an, er sei Ingenieur des Königs gewesen, was bis heute nachgesprochen wurde — und machte die Feldzüge bei den Heeren Ludwig's XV. 1747—48 mit, ohne sich etwas zu ersparen, da er ein Lüstling und Schlemmer war. Er kam nicht vorwärts, seine Mutter konnte ihn nicht unterstützen, er aber strebte danach, eine Rolle zu spielen, und verfiel darauf, sich der Maitresse Pompadour bekannt zu machen, damit sie ihn befördere. Er kaufte am 27. April 1749 sechs Glasfläschchen von der Dicke eines Federkiels, die bei dem Abbrechen ihres kleinen hakenförmigen Endes mit Lärm in Staub zerplatzen mußten, und machte aus Carton zwei Büchsen, in deren kleinere er vier Fläschchen legte — zwei waren zerbrochen; auf die vier deckte er eine Lage Puder, auf die er Alaun und Vitriol in pulverisirtem Zustande legte, um den Anschein eines Vergiftungsversuchs zu erzielen; nachdem er die Fläschchen mit mehreren Fadenstückchen befestigt hatte, die durch den Carton gingen, sodaß bei Oeffnung der Büchse die Fäden angezogen, die Fläschchen zerbrochen werden und die Pulver auf ihnen ihren Duft verbreiten sollten, schloß er die kleine Büchse, schob sie in die große, schrieb auf diese, die Marquise möge das Packet allein eröffnen, schloß alles in ein Papier, siegelte, adressirte es an die Marquise, trug das Packet am 28. April selbst Abends auf die Hauptpost in Paris und warf es in den Schalter. Dann lief er nach Versailles, kam gegen Mitternacht an, wollte die Marquise sprechen und warnen, ein gewisses Packet, das an sie kommen würde, allein zu öffnen, da es ihr Gefahr bringen könne, und theilte, da er sie nicht sehen konnte, die Warnung ihrem Diener mit. Die Marquise ließ das Pulver an Thieren versuchen und da

es ihnen nichts schadete, kam sie auf den Gedanken, der junge Damry habe sie belogen. Sie gab von dem Vorfalle dem Könige und der Polizei Kenntniß. Damry behauptete auch, er habe in den Gärten des Luxembourg und des Palais-Royal zwei Personen gesehen, die unziemliche Reden gegen die Marquise führten; später gestand er, beide seien Geschöpfe seiner Erfindung. Bereits am 30. April war er dem Lieutenant der Wache-Infanterie, de Saint-Marc, so verdächtig, daß er dem Generallieutenant der Polizei, Berryer, die Verhaftung von ihm und seinem Hausgenossen, dem Apotheker Binguet, und die Untersuchung ihrer Wohnung anrieth. Beide wurden arretirt und am 1. Mai in die Bastille gesperrt; Damry erfand eine Darstellung, deren Falschheit durchleuchtete, weigerte sich dann sechs Wochen, Berryer's Verhör zu bestehen; Binguet wurde nun in Freiheit gesetzt und Damry gab am 14. Juni eine Erklärung des Vorfalls in der Weise ab, wie oben erzählt wurde; im ganzen war sie aufrichtig, freilich nicht ohne Märchen; schließlich bat er in Anbetracht seiner Jugend, sich um zwei Jahre jünger ausgebend, den König und seine Favoritin um Gnade und Verzeihung, schwur, er habe keinen Mitschuldigen oder Mitwisser u. s. w. Aber König und Marquise verziehen nicht, die Maschine Damry's hatte sie zu sehr erschreckt, denn sie fürchteten nichts so sehr wie Vergiftung, und die Marquise sah in Damry eine Creatur ihres Todfeindes Maurepas. Man brachte ihn am 21. Juli nach Vincennes, wo er am 28. eingesperrt wurde. Man hielt ihn wie die anderen Gefangenen; er aber machte Anstalten, sich zu verhungern, schien geisteskrank, ließ sich endlich durch Drohungen Ende November einschüchtern, etwas zu genießen, entrann aber, seinen Wächter einsperrend, am 25. Juni 1740 durch die Gartenthüre des Schlosses. Sofort war die Gensdarmerie hinter ihm her, sein Signalement wurde nach allen Seiten ausgegeben. Er schrieb an die Pompadour mit Angabe seiner Wohnung, bat sie um Gnade und Großmuth; die Polizei holte ihn hierauf ab und am 30. Juni saß er wieder in der Bastille, um achtzehn Monate im Kerker zu bleiben. Nach dieser Zeit schrieb er mehrere Briefe an den Minister, in einem sandte er ihm alle Buchstaben des Alphabets mit der Bitte, daraus Worte zu bilden, die ihn rühren könnten. Man nahm ihm im September 1751 ein Messer, Eisenstücke und Geld weg, behandelte ihn aber milder. Am 2. Sept. 1753 wurden ihm die Fesseln abgestreift; er erhielt ein Gartenbett, Matratzen, Kopfpfühl, Decke und Betttücher, Futter für seine Vögel; er forderte ein anderes Zimmer, ein anderes Bett, Stühle, einen Tisch und Licht, was ihm der Major der Bastille, Chevalier, abschlug. Damry schrieb hierauf an Berryer auf einem Täfelchen und erbot sich zum Entwurfe eines Finanzsystems; Berryer verbot ihm die Täfelchen, gestattete ihm aber Papier zum Schreiben, den Finanzentwurf ablehnend. Er schrieb nun mit seinem Blute auf Leinwand, geberdete sich wie rasend, forderte bessere Nahrung und neue Wäsche. Man setzte ihn mit Allegre, einem von der Pompadour wie er Verdammten, in ein Zimmer; sie correspondirten seitdem mit allen Gefangenen der Bastille und legten ihre Briefe unter einen in der Kapelle aufgehobenen Stein. Als bei einer Ueberschwemmung das Wasser in ihre Zelle drang, wurden sie am 29. Dec. 1753 in den vierten Stock geschafft, und nun begannen sie an ihrer Befreiung zu arbeiten. Während achtzehn Monate zupften sie ihre Hemden und sonstige Wäsche aus und drehten die Fäden zu einer fast 300 Fuß langen Strickleiter; aus dem ihnen zum Heizen gegebenen Holze fertigten sie die Sprossen und versteckten beides, nachdem sie ein Loch gebohrt hatten, zwischen den Boden eines und die Decke eines andern Gefängnisses; eine Art Messer und eine Säge hatten sie sich angefertigt. Sie arbeiteten Tag und Nacht, brachen die Eisenstangen aus ihrem Kamine, machten an alle Sprossen der Leiter und an eine Eisenstange Ueberzüge, um bei der Flucht Geräusch zu meiden, und wußten ihr ganzes Treiben zu verbergen. Am 25. Febr. 1756 entwischten sie in der Nacht durch den Kamin, ließen sich vom Thurme an der Strickleiter in die Gräben hinab, durchwateten das Wasser und durchschlugen eine dicke Mauer nach der St.-Antons-Vorstadt hin — alles ohne von Wachen bemerkt zu werden. Sie wechselten ihre Kleider, flüchteten nach St.-Germain-des-Prés und von da in die Niederlande, während verschiedene Leute verhaftet wurden, die ihnen unterwegs Dienste erwiesen; als Damry in Brüssel anlangte, erfuhr er die Verhaftung Allegre's und seine Abführung nach der Bastille. Die Regierung forderte durch ihren Gesandten bei den Generalstaaten, Marquis de Bonnac, seine Verhaftung, die Behörden willigten ein, man fing Briefe Damry's an seine Mutter auf und verhaftete ihn in Amsterdam am 1. Juni; am 9. schlossen sich die Bastillethore zum dritten male hinter ihm. Man warf ihn, an Händen und Füßen gefesselt, in einen Kerker, gab ihm nur Stroh ohne Decke und ließ ihn hier vierzig Monate; erst als die Seine austrat und sein Kerker fast einen Fuß hoch unter Wasser stand, entfernte man den Mann mit dem zehn Zoll langen Barte daraus. Damry zähmte die Ratten und blies ihnen auf einem Flageolet vor, das er aus einem in seinem Stroh gefundenen Hollunderzweige gefertigt hatte. Er schrieb Mémoires über verschiedene Verwaltungs- und Regierungsfragen, wegen Vermehrung der Armeen um Füsiliere, wegen der Finanzen u. s. w. und sandte sie dem Ministerium mit Beschwörungen um seine Freilassung; aber er blieb unerhört. Die Marquise kannte kein Erbarmen und Ludwig XV. verzieh nicht die Flucht aus der für unentrinnbar gepriesenen Bastille, die Verhöhnung der Allgewalt seiner Polizei. Im November 1756 befreite man Damry von den Fußfesseln und er erhielt auf seinen Wunsch im December 1757 bessere Kost, war aber weder hiermit noch mit seinen neuen Kleidern zufrieden und schrieb beständig an die Minister und die Pompadour; manchmal schrieb er mit seinem Blute auf aus Brotkrumen geknetete Täfelchen, was ihm strengstens verboten war. Alle Bitten um Feuer und Licht blieben fruchtlos, man fürchtete Unannehmlichkeiten neuer Art; ebenso wenig wirkte ein Brief von Damry's Mutter an die Pompadour. Bald hielt Damry sich ruhig und versprach friedliches

Betragen, bald zerrte er voll Ungeduld an seinen Ketten und konnte nicht genug Tinte und Papier erhalten, um seine Wuth auszutoben; so erfahren wir am 29. Mai 1760, sein Wärter habe ihm zwei starke Packete Briefe fortgenommen, die er durch die Küchenleute aus der Bastille schaffen wollte; sie enthielten nur Invectiven, Sottisen und Jammer; Danry scheine voll Galle und Bitterkeit, es sei reines Gift. Seine Stimmung wurde immer bitterer, da man ihm nicht alles gab, was er begehrte; er galt für unverbesserlich. Manchmal schrie er so laut und beschimpfte seine Henker, daß man es in der ganzen Bastille und selbst vor derselben vernahm und seine Reden ins Volk drangen; selbst in der Provinz wurde davon gesprochen und er wurde immer mehr gefürchtet (Brief Chevalier's an den Generallieutenant der Polizei, Sartine, vom 25. Juni 1760). Man erlaubte ihm seit dem Sommer 1761 auf den Wällen spazieren zu gehen, doch nur in Begleitung eines Offiziers der Bastille. Die Pompadour starb im April 1764, Danry erfuhr es und beschwor Sartine, ihn frei zu lassen; Sartine versprach im Juni, er werde für ihn wirken, wenn er sich vorerst noch gedulde. Als aber nichts erfolgte, brach Danry in heller Wuth gegen Sartine los, schrieb ihm einen Brief voll Infamien und Drohungen, suchte seinen Wärter einzuschüchtern (Bericht desselben vom 27. Aug.) und reizte den furchtbaren Generallieutenant der Polizei derart, daß dieser ihm sagen lies, das Ministerium wolle nichts von seiner Freigebung wissen, und Danry am 4. Sept. bei Brot und Wasser eingekerkert wurde. Am 15. Sept. 1765 in Ketten nach Vincennes übergeführt, benutzte er bei dem Spaziergange der Gefangenen am 23. Nov. d. J. den dichten Nebel, überwältigte die Schildwache und entsprang. Nun schrieb er Sartine, wenn er ihm die Freiheit lassen und für seine Projecte an das Ministerium (s. oben) 30,000 Frs. geben wolle, so sollten alle erlittenen Grausamkeiten vergessen sein; als ihm aber keine Antwort zukam, forderte er in Person zu Fontainebleau bei dem Premierminister Herzog von Choiseul Gerechtigkeit; dieser ließ ihn festnehmen, ohne ihn angehört zu haben, und am 17. Dec. nach Vincennes zurückschaffen, wo er wieder in den Kerker kam. Man gab ihm einen der entsetzlichsten, der durch die Winterkälte noch furchtbarer ward, wie selbst der Lieutenant des Königs, Guyonnet, an Sartine schrieb; Danry war der Verzweiflung nahe, Sartine verwandte sich für ihn und der Hausminister Graf Saint-Florentin ließ ihn in das sicherste Zimmer im Januar 1766 bringen, ihm aber Schreibmaterialien verweigern. Bald begann er wieder zu toben und seiner Zunge freien Lauf zu lassen. Der König starb, aber Ludwig XVI. gab ausnahmsweise Danry nicht frei; man erzählte ihm von seiner Gefährlichkeit zu Draftisches. Als Malesherbes, der edle Minister des Innern, die Gefängnisse besuchte, nahm er an dem Opfer der Pompadour Interesse, und auf seinen Antrieb wurde J. Danry, genannt Henri de Mazères, am 27. Sept. 1775 nach dem Armenspitale in Charenton übergeführt; hier gestattete man ihm, Allegre zu sehen, der tobsüchtig geworden war. Danry fragte ihn, ob er ihn nicht erkenne, und nannte sich weinend; aber der Genosse seiner Flucht von 1756 verneinte es und erklärte, er sei Gott selbst. Am 5. Juni 1777 wurde Danry endlich freigegeben; er hatte mit kurzen Unterbrechungen 28 Jahre in den furchtbarsten Kerkern des Despotismus geschmachtet; aber noch sollten seine Leiden nicht enden. Nach Montagnac verwiesen, wäre er am liebsten nach Paris übergesiedelt; dies wurde ihm nicht gestattet und er trat den Weg in die Heimat an. Da er sich jedoch mit Abfassung seiner Memoiren beschäftigte, die für die Regierung wenig schmeichelhaft waren, so wurde er in Saint-Brice bei Auxerre abermals arretirt und am 13. Juli 1777 nach dem Kleinen Châtelet geführt. Man bemächtigte sich seiner Papiere und warf ihn am 1. Aug. 1777 in Bicêtre in ein Loch zehn Fuß unter der Erde, ihm nur Wasser und Brot reichend. Allmählich begannen sich Personen von Einfluß für den Unglücklichen zu interessiren, eine hochherzige Frau Legros arbeitete rastlos an seiner Freilassung; Necker, der Prinz Conti, der Marschall de Castries, der Cardinal Rohan u. a. legten ein Wort für ihn ein und nach einem Besuche des Generallieutenants der Polizei, Lenoir, 1783, erfolgte am 23. März 1784 nach 35jähriger Gefangenschaft seine dauernde Freilassung. Er sollte sich nach seiner Vaterstadt begeben, aber Madame Legros erwirkte, daß er bei ihr in Paris leben dürfe, und erhielt von der Akademie einen Tugendpreis. Der königliche Schatz wies Latude, wie er sich nun nannte, eine Pension von 400 Frs. an, aber eine öffentliche Subscription, an der hervorragende Personen theilnahmen, ergab eine große Summe für ihn. Am Tage nach der Erstürmung der Bastille im Juli 1789 erwirkte er die Auslieferung seiner Papiere, sowie der zu seiner Entweichung 1756 dienenden Leiter und Werkzeuge, was alles mit seinem Porträt im Hofe des Louvre aufgestellt wurde.

Im J. 1791 wandte er sich an die Constituante um Hülfe, aber trotz Barnave's Verwendung ging die Versammlung über sein Gesuch zur Tagesordnung über; als er 1792 wieder damit hervortrat, wurde ihm eine Unterstützung von 3000 Frs. bewilligt. Im J. 1793 erhob er eine Klage auf Schadenersatz gegen die Erben der Pompadour und diese wurden von dem Tribunale des pariser sechsten Arrondissements am 11. Sept. d. J. zur Zahlung von 60,000 Frs. an ihn verurtheilt. Sie bezahlten ihm nur 10,000, während sie ihm ansehnliche Meiereien gaben, damit er in ruhiger Zurückgezogenheit leben könne. Latude stellte die Autorschaft einer 1787 über seine Kerkerleiden erschienenen Autobiographie in Abrede, während der Advocat Thierry 1791—92 in drei Bänden (1793 in zwei) «Le Despotisme devoile, ou Mémoires de Latude, rédigés sur les pièces originales» publicirte. «Von Latude erschienen im Drucke: «Mémoire adressé à Madame la marquise de Pompadour par M. Danry, prisonnier à la Bastille, et trouvé au greffe de cette prison d'État, suivi de lettres» (Paris 1789), «Mémoire de M. de Latude, ingénieur» (Paris 1789), «Mémoire sur les moyens de rétablir le crédit public et l'ordre dans les

finances de la France» (Paris 1799), «Projet de coalition des quatre-vingts départements de la France pour sauver la république en moins de trois mois» (Paris 1799). Bald war das Opfer der Maitressenwillkür vergessen, niemand interessirte sich mehr für ihn. Er starb unbeachtet in Paris, 80 Jahre alt, am 1. Jan. 1805.

Vgl. «Archives de la Bastille, documents inédits recueillis et publiés par F. Ravaisson» (Bd. 16, Paris 1884). *(Arthur Kleinschmidt.)*

LAETUS (Pomponius) oder ital. Pomponio Leto, bedeutender Alterthumsforscher, geboren zu Salerno 1425, stammte, als unehelicher Sproß, aus dem altadeligen neapolitanischen Hause Sanseverino. Er erhielt zu Rom Unterricht durch Peter Montopolitanus und Lorenzo Valla, welch letzterm er auch 1457 im Lehramte folgte. Unter Paul II. gerieth er als Gründer der literarischen Sodalität in den Verdacht eines Verschwörers. Und doch hatte die Akademie im ganzen nur harmlose und antiquarische Interessen. Man gab sich römische oder griechische Namen, versammelte sich auf dem Quirinal, disputirte daselbst und feierte den Geburtstag Roms und des Romulus. Aber Paul II. witterte republikanische Tendenzen und ließ 1468 während des Carnevals beiläufig zwanzig Mitglieder verhaften und foltern. Auch Lätus wurde von Venedig, wohin er sich geflüchtet, nach Rom zurückgebracht, in der Engelsburg eingekerkert und wol auch der Tortur unterzogen. Hauptsächlich wurden ihm heidnische Anschauungen vorgeworfen; in der That war er kein Freund der Religion, doch widerrief er alles und suchte sein Christenthum durch den Hinweis auf die von ihm verfaßten Gedichte auf die heilige Jungfrau und andere zu erweisen. Gegen die Anklage wegen Päderastie brachte er doch nur Phrasen vor, er, wie Filelfo, Balbi und so viele andere Humanisten sind gewiß nicht mit Unrecht der Knabenliebe beschuldigt worden. Lätus berief sich bei seiner Vertheidigung bezüglich seines Verhältnisses zu einem wunderschönen venetianischen Knaben auf das Beispiel des Sokrates. Lätus machte große Reisen, man hat ihn mit dem irrenden Odysseus verglichen. Marsus erzählt, er sei nach Kärnten, Ungarn, Polen, ja nach Rußland bis zu den Tataren gereist, habe das Schwarze Meer geschaut, sei auf den Aegäischen Inseln gewesen. Wir wissen, daß er mit Erlaubniß des Papstes Sixtus IV. mitten im Winter nach Deutschland gereist ist und dort von Friedrich III. den Dichterlorber erhalten hat. Marsus bemerkt über diese Reisen ferner: «Ad summum Antonini Caesaris exemplo confectis commentariolis et itinerario suam Romam, cujus ob jucundissimam et honoratissimam Romanorum Civium, a quibus ut numen semper cultus est, consuetudinem desiderio vel maximo tenebatur, avide revisit.» Schade, daß jene Itinerarien nicht erhalten sind, einen gewissen Ersatz dafür gewähren aber (worauf Näke, «Opuscula philologica», I, 127, aufmerksam macht) die Commentare zum Virgil, die aus Lätus' Vorlesungen geschöpft sind. Er bekleidete sodann sein Lehramt am Gymnasium Romanum noch 28 Jahre und starb am 9. Juni 1498. Antonius Sabellicus, der eine kurze Biographie des Freundes hinterließ, die auch für den vorliegenden Aufsatz Quelle wurde, sagt von seinem Leichenbegängnisse: «iam propemodum septuagenuarius fatali est morte consumptus, frequens civitas defunctum extulit celebraruntque eius funus ad Coelii aram Antistites circiter XL liberarum civitatum et principum Oratores plaerique numero. Et cum his omnis Romanarum literarum claritas estque more maiorum pro concione laudatus.» Petrus Marsus hielt ihm die Leichenrede (vgl. Tiraboschi, «Lett. Italiana», VI, p. II, p. 65); in S.-Salvatore in Lauro wurde er begraben. Eine rührliche Einfachheit und Mäßigkeit zeichnete sein Alter aus; er besaß ein kleines Häuschen, das 1484 verwüstet, aber unter der Beihülfe seiner Freunde wieder schöner aufgebaut wurde und die Inschrift trug: «Pomponii Laeti et sodalitatis Esquilinalis»; außerdem auch einen Weinberg auf dem Quirinal, in dem er nach dem Beispiel des Cato, Columella und Varro selbst arbeitete, wie er denn auch seinen Garten bebaute und Wasservögel hielt. Gerne pflegte er am Ufer eines Flusses oder an einer Quelle im Schatten ruhend seine Mahlzeit einzunehmen. Sabellicus rühmt seine Mäßigung, nie habe er einen geschmäht, ja es niemals geduldet, daß in seinem Beisein die Autorität eines Anderen herabgewürdigt werde. Konnte er etwas nicht billigen, so schwieg er. Höchstens über den Klerus sprach er sich schärfer aus. Doch stand er zu Cardinal Carvajal und Papst Sixtus IV. in gutem Verhältnisse (vgl. Gregorovius, «Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter», VII, 590). Den Geburtstag Roms feierte er auch später durch Declamationen der studirenden Jugend, wie durch theatralische Aufführungen, in denen Werke des Plautus, Terenz, aber auch Neuerer dargestellt wurden; er leitete diese Spiele selbst. Als Forscher nach Alterthümern war er von unverdrossener Hingebung und Unermüdlichkeit (vgl. Blume, «Iter Ital.», III, p. 213); einem Werke des Alterthums gegenüber konnte er alle Gegenwart vergessen, Thränen traten ihm in die Augen, wenn er sich der vergangenen Herrlichkeit entsann, mit der verglichen ihm seine Zeit verächtlich erschien. Rom und dessen Jugend liebte er mit hingebender Zärtlichkeit. Unter den Gelehrten schätzte er besonders den Theodor Gaza, den Grammatiker Nicolo Perotti. Besonders befreundet war er mit Platina, der auch in jene Untersuchung verwickelt war, und dem älteren Marsus, aber auch mit allen andern Mitgliedern der römischen Akademie stand er auf gutem Fuße, wie man ihn ja allgemein durch die Benennung «Vater» ehrte.

Wohl schon um 1498 (dann 1499, 1509, 1510 durch Beatus Rhenanus bei Schurer in Straßburg, 1549 auch in italienischer Uebersetzung) erschien des Lätus Werk: «Romanae Historiae Compendium ab interitu Gordiani Junioris usque ad Justinum III.» Was die Form anlangt, so hat ein Freund des Lätus recht, wenn er sagt, man glaube einen alten Schriftsteller zu lesen, so sehr vermeide er den Ausdruck seiner Zeit und strebe nach der Einfachheit und Reinheit der Alten. Uebrigens

ließ sich seine allerdings nicht durchaus correcte Geschichte sehr gut, sie ist lebendig und anregend geschrieben, namentlich Einrichtungen und Sitten bespricht er sehr instructiv. Dabei fehlt es nicht an allgemeinen Bemerkungen, z. B. über den Aberglauben des Maxentius, Aeußerungen gegen den Krieg; auch der Teufelsglaube seiner Zeit ist bei ihm vertreten.

Im J. 1474 war zu Venedig des Lätus Buch: «De Romanis magistratibus Sacerdotiis Jurisperitis et Legibus ad Marsum Pantagathium» erschienen. Auch dieses ist sehr eingehend und instructiv gehalten. An diese Darstellung schließt sich eine Schilderung der Religionsalterthümer; allerdings ist das alles in gedrängter Kürze gegeben, denn wie er selbst sagt: «Et ita depinxisse opinor, ut ante oculos velut in tabella posuerim. Scribant alii diffusius. Pomponio satis est placere suis.» An diese archäologisch-historischen Compendien fügte man auch den «Modestus de vocabulis rei militaris» an, der aber, wie Peyron nachgewiesen, wol auf Rechnung des Pomponius Lätus oder eines seiner Schüler zu setzen sein wird. Wol werden diesem Kreise noch so manche sogenannte patriotische Fictionen entstammen, wie z. B. der berüchtigte «Victor de origine gentis Romanae», «Apulejus de orthographia», «Messala de progenie Augusti». — Auch dem Pomponius Lätus selbst wurde von übereifrigen Schülern wie von Plagiatoren manch arger Streich gespielt; so erregte ihn jener aus seinen Vorlesungen geschöpfte Commentar zum Virgil, den man lange Zeit einem J. Pomponius Sabinus zuschrieb, über dessen Provenienz Näke aber wol («Opuscula phil.», I, p. 119 sq.) das Entscheidende gesagt hat. Gewiß werden auch die andern Autoren, zu denen von ihm Commentare herausgegeben worden sein sollen, auf ähnliche Veröffentlichung von Collegienheften zurückzuführen sein. Sabellicus, jener Schüler des Läts, welcher die wohlthätige Einwirkung des Meisters auf den Stil seiner Hörer ersichtlich macht, sagt von seinen übrigen Werken: «Cum Varrone diu luctatus est, ut in integrum restitueret, de Crispo et Livio reposuit quaedam, etsi nemo religiosius timidiusque tractavit veterum scripta. In poetas et historicos semper aliquid dictavit (jene Commentare). Scripsit de arte grammatica, primo suo tyrocinio ex veteri grammaticorum forma» (Venedig 1484). Die «Emendationes» zum Sallust sollen zu Venedig 1502 fol., die Commentare zum Quintilian Venedig 1494 fol., «Varro de Lingua Latina» 1490, «Scriptores Rei Rusticae» 1499, die Briefe des jüngern Plinius 1490, Epigramme 1499 erschienen sein, ich konnte sie aber nicht sehen.

Als Lehrer war Lätus von außerordentlicher Bedeutung; sein Wesen und sein Charakter wirkten ebenso wie die vorzügliche Latinität und die ungekünstelte Begeisterung für Rom, seine Geschichte und Alterthümer mächtig und anregend auf die Schüler ein. So wurde Lätus, wie Bernhardy sagt, vielleicht das erste Haupt einer Philologenschule. Er selbst äußerte, er werde wie Sokrates und Christus in seinen Schülern fortleben. Unter diesen aber sind Sannazar, Pontanus, Platina, Sabellicus, Andreas Fulvius, Buonaccorsi, Janus Parrhasius, Campanus, Molza, Alexander Farneze zu nennen; Reuchlin und Peutinger lernten ihn ebenfalls in Rom kennen, Erasmus hielt viel von ihm.

Auch in neuerer Zeit hat man ihn mit Recht hoch gehalten; Bernhardy unter andern nennt ihn einen Mann von Charakter und politischer Bildung, Näke rühmt seinen eminenten Fleiß, durch den er ohne alle Hülfsmittel so viel erreichte, Gregorovius, der ihn überhaupt treffend schildert, meint, er habe Rom gekannt, wie kaum ein Antiquar nach ihm. Nur Voigt scheint ihm wenig Sympathie zu schenken, er nennt ihn einen «überspannten Alterthümler».

Vgl. Näke, «Opuscula philologica», I, 119 fg.; Tycho Mommsen im «Rhein. Mus.», Neue Folge, VI, 628; Voigt, «Wiederbelebung des classischen Alterthums», II, 239; besonders Gregorovius, «Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter», VII, 581 fg. *(A. Horawitz.)*

LAUBACH, Stadt in der hessischen Provinz Oberhessen, an der Wetter gelegen, mit (1880) 1950 evangelischen Einwohnern. Es findet sich unter dem Namen Lobahe, Loubahe u. s. w. schon in dem Breviarium des heiligen Lullus als Besitzung der Abtei Hersfeld. Die Vogtei hatten die Herren von Münzenberg (1183). Nach deren Aussterben ging sie auf die Herren von Hanau als Lehen über. Im J. 1335 erhielt der Eidam Ulrich's von Hanau, Philipp von Falkenstein, die Stadt als Pfand, 1341 als Erbe. Nach dem Erlöschen derer von Falkenstein ging sie (1419) an Solms und 1432 speciell an Solms-Lich über. Im J. 1806 kam die Stadt unter hessische Hoheit. Noch jetzt ist sie Residenz der früher reichsunmittelbaren Grafen von Solms-Laubach, einer Linie des weitverzweigten Geschlechtes der Fürsten und Grafen Solms. Der jetzt lebende Graf Friedrich errichtete in Laubach aus eigenen Mitteln ein Gymnasium, das Friedericianum. — In der Nähe von Laubach sind leistungsfähige Hütten- und Hammerwerke, unter denen die den Gebrüdern Buderus gehörige Friedrichshütte das bedeutendste ist. *(Dr. Walther.)*

LAUBAN, Kreisstadt im Regierungsbezirk Liegnitz der preußischen Provinz Schlesien, am Queis, Station der Linien Kohlfurt-Glatz und Görlitz-Lauban der Preußischen Staatsbahnen, mit (1885) 11,336 Einwohnern. Die Stadt hat zwei Postämter, Amtsgericht, 3 Kirchen, darunter zwei evangelische (Kreuz- und Frauenkirche) und eine katholische; 3 Krankenanstalten, darunter das 1220 von Herzog Heinrich I. dem Bärtigen gestiftete Klosterkrankenhaus, Gymnasium, höhere Töchterschule. Die lebhafte Industrie ist namentlich vertreten durch Leinen- und Baumwollweberei, Bleicherei, Kattundruckerei und Färberei. Der Ort bestand schon im 10. Jahrh., wurde 1188 durch Boleslaw den Langen zur Stadt erhoben, trat am 21. Aug. 1346 zu dem Städtebund der Oberlausitz, wurde 1427 und 1431 von den Hussiten verwüstet und erst 1435 wieder aufgebaut, 1469 vom Herzog von Münsterberg beschossen und 1640 von den Schweden geschleift. *(A. Schroot.)*

LAUBE (Heinrich), hervorragender deutscher Schriftsteller, wurde am 18. Sept. 1806 zu Sprottau in Schlesien geboren. Die Eindrücke, welche die kleinstädtischen Verhältnisse seiner Vaterstadt auf ihn machten, und die er noch im hohen Alter sich lebendig erhielt, hat er uns, außer in seinen «Erinnerungen» (Bd. 1 der «Gesammelten Schriften») auch in seinen «Reisenovellen» (IX, 137 fg.), in dem «Schatten Wilhelm» und den «Böhmingern», welche auf diesen Verhältnissen aufgebaut sind, geschildert. Die Gebräuche seiner Heimat, ihre Sagen, ihre Geschichte boten ihm willkommenen Stoff, seine Romane und Novellen naturwahr zu gestalten. Auch die Leidenschaft für das Theater, welches den Schwerpunkt seines ganzen geistigen Lebens bildet, regte sich früh in ihm. Als Schüler des glogauer Gymnasiums schrieb er sein erstes eigenes Stück, «Conradin», in Jamben, wobei es ihm freilich mehr um declamatorische als um dramatische Wirkung zu thun war. Von Glogau siedelte er nach Schweidnitz über, um dort seinen Gymnasialcursus zu beendigen, und bezog 1826 die Universität Halle, um sich dem Studium der Theologie zu widmen, zunächst besonders um ein eifriges Mitglied der zwar amtlich verbotenen, aber stillschweigend gestatteten Burschenschaft zu werden. Hier trat das «Schneidige» seines Charakters, welches sich in seinen späteren Jahren zum «Knorrigen» entwickelte, besonders in seinen Uebungen auf dem Fechtboden und auf der Mensur hervor, denen er mit solchem Erfolge oblag, daß ihm später in Breslau, als er in einem Wettkampf mit einem französischen Fechtmeister zum großen Entzücken der deutschen akademischen Jugend obsiegte, die Stelle eines Universitäts-Fechtmeisters angetragen wurde. Hatte er sich auf dem Gymnasium durch Ertheilen von Privatunterricht erhalten müssen, so war er entschlossen, diesen Erwerbszweig jetzt aufzugeben, obgleich die ihm von seinen Aeltern zugesagte Unterstützung ausblieb. Ein älterer Student bot ihm Wohnung und Nahrung an, und so widmete er sich zunächst ganz den Interessen des Studentenlebens und seiner Verbindung. Von Halle war er nach der Universität seiner schlesischen Heimat, nach Breslau, übergesiedelt, wo ihn besonders Wachler's und Steffens' Vorlesungen anzogen, er übrigens, wie er selbst sagt, ein Landsknechtsleben führte und von Gewinst im Spiel und von Fechtstunden sich nährte. Jene Fechtmeisterstelle schlug er jedoch aus, wandte sich vielmehr nach dieser Glanzleistung einer mehr wissenschaftlichen und besonders auch schon jetzt literarischen Thätigkeit zu, besuchte wieder eifrig das Theater, las Shakespeare und ward Mitglied eines studentischen literarischen Vereins. Besonders gewann ihn das Gastspiel von Kunst und später das Auftreten Seydelmann's dauernd für dramatische Thätigkeit, neben welcher er auch theoretisch sich mit der Bühne zu beschäftigen besonders durch die Nothwendigkeit des Gelderwerbs veranlaßt war. Er wurde aufgefordert, Recensionen für die breslauer «Freikugeln» zu schreiben und ward so, unerkannt und unbekannt, in einen Federkrieg mit Wilhelm Wackernagel verwickelt, der 1828 von Berlin nach Breslau berufen worden war, um Theaterkritiken für Schall's «Breslauer Zeitung» zu schreiben, und hierin den Goethe'schen Standpunkt vertrat, während Laube für Schiller schwärmte. Auch sonst wurde er vielfach im Dienste des Theaters verwandt; er schrieb die officiellen Prologe und machte Scenen und kleine Acte daraus, und als es dem Schauspieler Just gelungen war, die hauptsächlichsten grellen Kunststückchen Paganini's karikiren zu können, schrieb er ihm, unter dem Pseudonym H. Campo, eine kleine Posse dazu: «Nicolo Zaganini, der große Virtuos». Der Ausbruch der Julirevolution in Frankreich verleidete ihm seine bisherige Schriftstellerei und führte ihn in die gewöhnliche Laufbahn eines Studenten der Theologie zurück, also zunächst in eine Hauslehrerstelle. Der Julirevolution schloß sich die zunächst in Warschau ausbrechende polnische Empörung an, der Laube seine volle Sympathie entgegenbrachte, wenn er auch später in seinen «Erinnerungen» sich objectiver so darüber ausläßt: «Wäre unser Feudaladel nicht vom deutschen Bürgerthume überflutet worden, so wäre es uns vielleicht ähnlich ergangen; in Polen aber ist das Bürgerthum ausgeblieben, und an dieser Lücke krankt das polnische Wesen immerdar.» Eine Begegnung mit einem verwundeten Polen im russischen Dampfbad zu Breslau bewog ihn, ein Mémoire über Polen druckreif zu machen und zugleich sich von seinem Principal zu trennen, der ein Gut am rechten Oderufer, in der «Wasser-Polakei», gekauft hatte, wohin Laube ihm nicht folgen mochte. Sein Mémoire erschien unter dem Doppeltitel: «Das neue Jahrhundert», erster Bd.: «Polen» (Fürth 1833). Es ist mit der größten Einseitigkeit, mit einer, wenigstens anscheinend, glühenden Begeisterung für die polnische Sache geschrieben; aber außerdem, daß es eben durch diese Begeisterung interessirt, ist es auch für das Studium der Laube'schen Manier lehrreich. Die Form ist schon, wenigstens zum Theil, novellistisch. In wenig wahrscheinlicher und dabei sich wiederholender Weise schildert er seine Begegnung mit mehreren polnischen Märtyrern, deren einer, auf den Tod verwundet, sein Söhnlein im Arme trägt und sterbend den Verfasser bittet, dem heranwachsenen Knaben die Geschichte seines unglücklichen Vaterlandes zu erzählen. Und dieser Pflicht entledigt sich denn der Autor — auch gegen uns. Mit größerem Geschick hat Laube später die Geschichte des betreffenden Volks an hervorragende Oertlichkeiten seines Landes angeknüpft. Noch einmal, als er schon zur Fahne des «Jungen Deutschland» schwor, machte er seine polnischen Studien und die Mittheilungen jenes verwundeten Polen zum Gegenstand einer spannenden Novelle: «Die Krieger» (2. Theil des «Jungen Europa», Werke, VI, 177 fg.). Laube hatte mittlerweile eine neue Hauslehrer- und Bibliothekarstelle auf dem linken Oderufer bei einem Herrn von Baerst angenommen, die Theologie aber, infolge des durch die Julirevolution geweckten Liberalismus, endgültig aufgegeben. Paris war für ihn, wie für die meisten Mitglieder des «Jungen Deutschland» (vgl. den Artikel Gutzkow), die Stadt seiner Sehnsucht geworden. Schon 1832 hatte er den Plan, dorthin zu reisen, ging aber zunächst nach Leipzig. Hier vervollständigte er sein

Buch über Polen und ließ es unter dem erwähnten Titel erscheinen, dem dann seine «Politischen Briefe» (Fürth 1832) als zweiter Band des «Neuen Jahrhunderts» folgten, «in welchen alles Mögliche und Unmögliche dem Maßstabe des Liberalismus angezwungen wurde». Er war eben in eine Schreibseligkeit hineingerathen, vor der ihn sein Verleger warnen mußte. So war der Spätherbst 1832 gekommen, und er wollte nun nach Paris aufbrechen, um die St. Simonisten kennen zu lernen, als ihn infolge einer Theaterkritik der Buchhändler Leopold Voß als Methusalem Müller's Mitredacteur der «Zeitung für die elegante Welt» engagirte. Laube lehnte ab und wandte lieber sein letztes Reisegeld an eine Fahrt nach Karlsbad, um sich von Anfällen von Hypochondrie zu heilen. Nach seiner Rückkehr schrieb er in Leipzig im Winter von 1832 auf 1833 den ersten Theil des «Jungen Europa», in Briefform, die ihm von seinen «Politischen Briefen» noch geläufig war. Das «Junge Europa» bildet jetzt den 6. und 7. Band seiner gesammelten Werke. Die Handlung krankt an jenem «Cultus des Fleisches», wegen dessen das «Junge Deutschland» schließlich beim Bundestag denuncirt wurde. Vom Beginn des neuen Jahres, 1833, an übernahm er die Redaction der «Zeitung für die elegante Welt», da Methusalem Müller zurücktrat. Er redigirte sie in demselben Sinne, in welchem er sein «Junges Europa» geschrieben hatte. Das Honorar für das «Junge Europa» verwandte er zu einer Reise nach Süddeutschland, auf der er Gutzkow in München abholte und mit ihm Tirol und Oberitalien bereiste. Ueber diesen bildete er sich die Ansicht, er sei zuerst und zuletzt ein Denker, alles Künstlerische sei nur angeeignet. Auf der Rückreise berührten sie Wien und Prag. Natürlich mußte auch diese Reise, wie alles Erlebte und Gehörte, für Laube Stoff zu einem Buche abgeben, und so entstanden die «Reisenovellen», jetzt Bd. 8 und 9 seiner Werke, eine Nachbildung der Heine'schen «Reisebilder». Er hatte sich für dieselben das Princip zurechtgemacht, die Oertlichkeit, die Landessitte, der Menschenstamm müsse ihm den besonderen Stoff und den besonderen Geist für eine Novelle bieten. Er lebte in dieser schriftstellerischen Beschäftigung glücklich in Leipzig, als ihm die «Sicherheitsbehörde» (so hieß damals die Polizei, dieser Stadt eröffnete, daß ihm der dortige Aufenthalt nicht länger gestattet werden könne; Geheimrath von Tzschoppe hatte diese Maßregel bei dem preußischen Minister, dem Fürsten Wittgenstein, und dieser bei der sächsischen Regierung durchgesetzt. Laube entschloß sich kurzweg, trotz der Warnungen seiner Freunde vor der Hausvogtei, nach Berlin zu gehen, um dort sein Schicksal zu erwarten, und reiste im Frühling 1834 dahin ab. Hier machte er die Bekanntschaft Varnhagen's von Ense, und als auch dieser ihn vor Verhaftung warnte, begab er sich auf die Fahrt nach Schlesien, besuchte seine Vaterstadt Sprottau und machte eine Kaltwassercur in Gräfenberg in Oesterreichisch-Schlesien unter Prießnitz' Leitung durch, weil er sich darauf verließ, daß die österreichische Polizei die Bäder unbehelligt ließe. Da er sich aber auch hier nicht sicher fühlte, ging er nach Dresden, um die Zurücknahme jenes leipziger Verbots zu erwirken. Da diese nicht erfolgte, ging er zum zweiten male nach Berlin, wo er diesmal festgenommen und nach der Stadtvogtei gebracht wurde. Anfangs betrafen seine Verhöre die «Reisenovellen» und einzelne Artikel der «Eleganten», nach sechs Wochen aber gerieth er in Criminaluntersuchung wegen seiner Theilnahme an der Burschenschaft und mußte nach der Hausvogtei übersiedeln, wo man ihm nicht einmal Bücher gestattete, sodaß er in Wahnsinn zu verfallen befürchten mußte. In Ermangelung der Lectüre entwarf er dichterische Pläne. Neun Monate schmachtete er in diesem Gefängniß; im letzten Vierteljahr wurde ihm das Schreiben gestattet, dem er nun mit wahrer Gier nachhing; er vollendete seine «Krieger», den zweiten Theil des «Jungen Europa». Nach seiner Entlassung ward ihm bis zur richterlichen Entscheidung seines Schicksals vorläufig und unter polizeilicher Curatel der Aufenthalt in Naumburg gestattet, von wo er dann, seiner Gesundheit wegen, die durch das Gefängniß gelitten hatte, nach dem nahen Bade Kösen zog. Hier stellte er aus einzelnen Aufsätzen der «Eleganten Zeitung» seine «Modernen Charakteristiken» zusammen (2 Bde., Mannheim 1835); den Titel hatte ihm Gutzkow vorgeschlagen. Das Honorar dafür reichte auf einige Zeit, um ihn selbst zu ernähren; als er aber, der von seiner Vaterstadt her noch eine Vorliebe für Pferde hatte, zur Herstellung seiner zerrütteten Unterleibsnerven sich auch ein Pferd gestattete, da galt es, um Futter zu beschaffen, abwechselnd mit dieser graditzer Stute auch den Pegasus zu besteigen, und er «brachte einige Novellen zusammen für sein Roß, „Liebesbriefe“ und „Die Schauspielerin“ betitelt». Beide erschienen im folgenden Jahre, 1836, zu Mannheim, die erstere dem Fürsten Hermann Pückler-Muskau, letztere Varnhagen von Ense gewidmet. Auch übersetzte er um diese Zeit Victor Hugo's «Bug Jargal» (dessen Werke, Bd. 1; Frankfurt a. M. 1835). Auf einem Ausflug nach Leipzig verlobte er sich mit Iduna, der Witwe des Professors Hänel; aber gerade in jenen glücklichen Tagen eröffnete ihm sein Leidensgefährte Theodor Mundt, das «Junge Deutschland» sei mit Bann und Interdict belegt; alles, was Heine, Gutzkow, Wienbarg, Laube und Mundt geschrieben hätten oder noch schreiben würden, wäre verboten und würde confiscirt. Laube ließ sich dadurch nicht abschrecken, noch einmal nach Berlin zu gehen, wo er anonym eine Broschüre herausgab: «Die französische Revolution von 1789 bis 1830.» «Es war dies eine stille Verwegenheit, die Revolution als unbeendigt hinzustellen.» Von hier aus machte er eine Lustfahrt nach Stettin, Swinemünde und Rügen, die er im ersten Theil der «Neuen Reisenovellen» beschrieb, und, nachdem er sich in Lützen mit Iduna, die seitdem seine treue Begleiterin durchs Leben bis zu ihrem Tode blieb und ihm eine beglückende Häuslichkeit bereitete, hatte trauen lassen, im Auftrage des Polizeiministers von Rochow eine Hochzeitsreise nach Straßburg, um zu prüfen, «ob die Napoleoniden im Elsaß wirklich noch eine entschlossene Partei haben; jeder Napoleon auf dem Throne Frankreichs ist eine Gefahr für Preußen».

So lautete seine Instruction, die sich auf den von dem Prinzen Louis Napoleon, dem späteren Kaiser Napoleon III., dort erregten, mißglückten Aufstand bezog. Nach seiner Rückkehr ward er mit der Fürstin Pückler-Muskau, der Tochter des preußischen Staatskanzlers von Hardenberg, bekannt, deren Gatte sich damals im Orient aufhielt; bei ihr sah er Alexander von Humboldt und erneuerte die Bekanntschaft mit seinem schlesischen Landsmann, dem liebenswürdigen Dichter Karl von Holtei; auch schrieb er die Novelle «Das Glück» (Mannheim 1837). So lebte er bis zum Frühsommer 1837 mit seiner Frau, «als ob der Himmel voller Geigen hinge». Da erschien das Urtheil, welches ihn wegen Theilnahme an der Burschenschaft zu 6 Monaten Festung und wegen seines Buches «Das neue Jahrhundert», weil darin der Kaiser von Rußland, der Schwager und Alliirte des Königs von Preußen, beleidigt worden wäre, zu einem Jahre Festung verurtheilte. Da die Festungen aber zur Unterbringung der zahlreichen, damals verurtheilten Demagogen nicht ausreichten, so ward ihm verstattet, seine Haft in Muskau, dem Schlosse des Fürsten Pückler, abzuhalten, dessen Gemahlin die Freundlichkeit gehabt hatte, ihm den leeren ersten Stock desselben als Asyl anzubieten. Damit schließen Laube's politische Jahre, und Literatur und Theater treten nunmehr bei ihm in den Vordergrund des Interesses.

Er vertiefte sich zunächst in das Studium der deutschen, vorzugsweise der neueren deutschen Literatur. Und da es in seiner Natur lag, nicht blos zu empfangen, sondern auch auszugeben, so entstand unter Zureden Leopold Schefer's, des bekannten Verfassers des «Laienbreviers», der in Muskau als Günstling des Fürsten wohnte, seine «Geschichte der deutschen Literatur» (4 Bde., Stuttgart 1839 fg.), ein noch jetzt recht lesbares Werk, welches sich bemüht, die literarischen Schöpfungen aus den das Zeitalter bewegenden philosophischen Gedanken sich entwickeln zu lassen. Laube gesteht gern zu, daß ihm umfassende Vorstudien, besonders für die ältere Literatur, abgehen, und daß ihm darin Gervinus, auf dessen Schultern er steht, überlegen ist. Er durfte in Muskau frei umher spazieren gehen und that dies redlich; die Abende waren der Geselligkeit bei der Fürstin gewidmet, auf deren Zureden und Verantwortung er sich sogar auf das edle Waidwerk legte und auch daraus Stoff zu einem Buche schöpfte, diesmal sogar in poetischer Form, dessen Titel «Jagd-Brevier» dem Werke seines Freundes Schefer nachgebildet ist. Mir liegt die 2. Auflage (Leipzig o. J.) vor. Die Jahreszeiten des Jägers und die Eigenthümlichkeiten der jagdbaren Thiere bilden den Inhalt, ein sorgfältig gearbeitetes Wörterbuch waidmännischer Ausdrücke den Schluß. Sein eigenes Schicksal ließ ihm das des kölner Erzbischofs von Droste-Vischering zu Herzen gehen, welcher 1837 auf Befehl des Königs verhaftet wurde; in den daraus sich entspinnenden Kirchenstreit mengte er sich mit der Streitschrift «Görres und Athanasius» (Leipzig 1838).

Der Neujahrstag 1839 war der Tag der Erlösung aus seiner milden Haft, und mit Aufgang der Wintersonne fuhr er mit seiner Frau von dannen. «Frankreich war damals die Zuflucht aller Ungeduldigen, Paris war das Lager der unzufriedenen Deutschen.» Der Saint-Simonismus, dessen Studium ihn vor sieben Jahren gelockt hatte, war zwar verschwunden, auch die Freiheitsfrage hatte keine Lösung in Paris gefunden, welche der jungen Ueberschwänglichkeit genügt hätte. Aber auch Laube's Ansprüche waren mannichfaltiger und dadurch mäßiger geworden, und er erwartete doch hinreichende Geistesnahrung im fremden Lande zu finden. Den Weg nahm er über Holland und Belgien, besuchte in Brüssel den polnischen General Skrzynecki und machte sich in Paris zunächst an ein historisches Studium der dortigen Merkwürdigkeiten, da er merkte, daß ein bloßes Anschauen derselben ihn ermüdete, weil es ihm nicht genügte. Die Geschichte eines Landes oder eines bedeutenden Ortes auf Grund der sehenswürdigen Localitäten desselben aufzubauen, hatte er schon in Deutschland gelernt und in seinen «Neuen Reisenovellen» (2 Bde., Mannheim 1837, auch als Bd. 5 und 6 der «Reisenovellen» geübt. In Frankreich bot sich ihm eine reiche Ernte. Zwar in Paris unterbrach zunächst ein «politischer Proceß auf Leben und Tod» seine geschichtlichen Localstudien. Barbès, Blanqui und Martin Bernard hatten das Julikönigthum zu stürzen und die Republik einzuführen gesucht und Barbès wurde zum Tode verurtheilt, aber zu lebenslänglichem Gefängniß begnadigt. «Welche Gedanken mußte dieser Proceß einem deutschen Burschenschafter erwecken!» Dann ging es an das Studium der französischen Geschichte, wozu ihm die Mittel auf der Bibliothek in zuvorkommendster Weise gewährt wurden; nebenbei machte er die Bekanntschaft Meyerbeer's und Heine's, der bei seiner Ankunft verreist gewesen war. Dieser war damals mit seinem Aergerniß erregenden Buche über Börne beschäftigt. Dann verließ Laube Paris, um die königlichen Lustschlösser Frankreichs aufzusuchen, die ihm die Grundlage zu seiner Skizze der Geschichte des französischen Königthums bieten sollten, wie sie uns in seinem Buche «Französische Lustschlösser» vorliegt, nach meinem Gefühl einer seiner gediegensten schriftstellerischen Leistungen. Indem er uns die Localität möglichst anschaulich schildert, gewinnen die auf derselben sich abspielenden geschichtlichen Vorgänge plastisches Leben. Das Buch bildet jetzt Bd. 4 und 5 seiner Werke. Außerdem bot ihm das Schloß Chateaubriant den Stoff zu seinem dreibändigen Romane «Die Gräfin Chateaubriant», dessen Heldin, die Geliebte des Königs Franz I., ein Opfer der Eifersucht ihres Gatten ward, während Franz in spanischer Gefangenschaft schmachtete. Auf dieser Reise setzte er auch nach Algier über und kehrte 1840 nach Paris zurück, wo ihn Heine mit George Sand (Madame Dudevant) bekannt machte, für deren Werke Laube eine besondere Vorliebe hatte und zu deren «Frauenbildern» er Lacroix' Text für das deutsche Publikum bearbeitete (Brüssel 1845).

Aus Frankreich 1840 heimgekehrt, ließ er sich zunächst, trotz des noch schwebenden Verbotes, in Leipzig nieder und besuchte von hier aus, diesmal als freier

Mann, den Ort seiner früheren Gefangenschaft, Muskau, dessen Besitzer nunmehr aus dem Morgenlande heimgekehrt war. Varnhagen hatte ihn ihm 1834 als Reisebegleiter empfohlen, als aber Pückler's Antwort aus Paris eintraf, saß Laube schon auf der Hausvogtei. Jetzt fanden beide Wohlgefallen aneinander, obgleich es Pückler verstimmte, daß Laube in seiner «Gräfin Chateaubriant» unter dem Charakter des Königs Franz ihn selber geschildert hatte. — Es begann nun für Laube eine neue Periode publicistischer Thätigkeit. Er übernahm wieder die Redaction der «Eleganten», schrieb wohlwollende Theaterkritiken in das «Leipziger Tageblatt», gab die vortreffliche «kurische Erzählung»: «Die Bandomire» (Mitau 1842, 2 Bde.) heraus, desgleichen «Der Prätendent», eine historische Skizze des Uhrmachers Naundorf, des angeblichen Ludwig's XVII. (Leipzig 1842), und machte 1844 mit seiner Frau eine Erholungsreise nach Schweden, die er nach der in den «Französischen Lustschlössern» mit Meisterschaft geübten Weise als Staffage für eine Geschichte Schwedens beschrieb unter dem Titel «Drei Königsstädte im Norden» (2 Bde., Leipzig 1845). Um dieselbe Zeit erschien «Der belgische Graf» (Mannheim 1845). Im J. 1847 ging er auf eine Einladung Heine's, der mittlerweile von seiner furchtbaren Krankheit ergriffen worden war, zum zweiten mal nach Paris, diesmal in Begleitung Alfred Meißner's. Dort verkehrte er mit Thiers und machte theatralische Studien. Die Ergebnisse der Reise legte er nieder in dem Buche «Paris 1847» (Mannheim 1848, auch als 10. [Schluß-] Band der «Reisenovellen»). Der Ausbruch der Februarrevolution, von dem damals nur Heine etwas ahnte, sonst aber keinerlei Vorzeichen sich in Paris bemerklich machten, fand ihn wieder in Deutschland, wo er sich mit Erfolg in dem böhmischen Kreis Elnbogen um eine Deputirtenstelle für das Frankfurter Parlament bewarb. Bis dahin hatte er in dieser Zeit der Stürme fleißig Berichte und Schilderungen für die augsburger «Allgemeine Zeitung» geschrieben und sich zum linken Centrum gehalten, dessen Richtung er sich so dachte: Freiheit mit Maß, Einigung des deutschen Vaterlandes, auch mit Opfern. Die süddeutschen Republikpläne schienen ihm haltlos und besonders von großer Gefahr für eine Einigung Deutschlands. Während dieser Ueberlegungen veranlaßte ihn ein Brief seiner Freundin, der Schauspielerin Luise Neumann vom Burgtheater in Wien, dorthin zu kommen, um die Proben seiner «Karlsschüler» zu leiten. Der Darsteller Schiller's, Fichtner, wurde hervorgerufen, durfte aber, der Etikette des Burgtheaters gemäß, nicht Folge leisten, und da es Laube übernahm, der revolutionären Neuerung des Publikums zum Trotz, Fichtner zu entschuldigen, so war er dem Hofe empfohlen, und es ward ihm die Stelle eines Directors des Burgtheaters angeboten. Die beginnende Revolution beseitigte vorderhand diese Aussichten, und Laube, wie erwähnt, bewarb sich von Karlsbad aus, besonders auf Zureden seiner Frau, um einen Sitz im Frankfurter Parlament, wo er sich zu der Gagern'schen Partei hielt, jedoch im März 1849 austrat, da er sich wegen der Kaiserfrage mit seiner Partei im Widerstreit befand. Dem stuttgarter Rumpfparlament hat er demnach nicht angehört, doch unterzeichnete er die Gothaer Erklärung vom 28. Juni 1849. Begreiflicherweise wurden auch diese Erlebnisse ihm wieder zu einem Buch, er schrieb: «Das erste deutsche Parlament» (3 Bde., Leipzig 1849), ein wichtiges Quellenwerk für die Geschichte der damaligen Zeit. Zwei Vorgänge aus dieser Zeit blieben ihm wie unverlöschbare Bilder eingeprägt: die Rheinfahrt des Parlaments nach Köln zu der Einweihung des Dombaus, wo sich die deutsche Partei mit der preußischen messen sollte (der König Friedrich Wilhelm IV. hatte sein Erscheinen zugesagt), und der Ueberfall am 18. Sept., welcher die Paulskirche erstürmen und das «erste deutsche Parlament», als zu gemäßigt, auseinander jagen wollte, wobei von Auerswald und Fürst Lichnowski ihren Tod fanden. Er hatte in der Minorität für die Verwerfung des preußisch-dänischen Waffenstillstandes von Malmö, den 16. Sept. 1848, gestimmt. Nach Leipzig zurückgekehrt, wo er an jener Geschichte seiner Tage arbeitete, ward er durch einen Brief des Barons von Münch-Bellinghausen (Friedrich Halm) nach Wien berufen, da man dort seinen «Struensee» aufführen und nur mit seiner Genehmigung Streichungen vornehmen wollte, ohne die seine Berufung zur Direction des Burgtheaters unmöglich werden würde.

Von hier an beginnt die dritte Periode in Laube's Leben, seine Theaterperiode. Die Direction des Burgtheaters führte er bis zum J. 1867 und erwarb sich namhafte Verdienste um diese damals noch unbestritten erste Bühne Deutschlands. Er leitete in dieser Stellung 1859 die großartige wiener Schillerfeier, mußte aber weichen, als sein bisheriger Chef, der Graf Lanckoronski, starb und der Fürst Hohenlohe erster Director ward, der den Baron Münch als Intendanten zwischen sich und dem artistischen Director, Laube, einsetzte, welcher ihm das Recht entzog, Schauspieler auf ein Jahr zu engagiren und die Rollen nach seinem Ermessen zu besetzen. Er ward wieder, was er bisher in Pausen immer gewesen, Schriftsteller und veröffentlichte seine Erlebnisse und Erfahrungen als Theaterdirector unter dem Titel: «Das Burgtheater. Ein Beitrag zur deutschen Theatergeschichte» (Leipzig 1868). Darin schreibt er sich, und mit Recht, das Verdienst zu, aufkeimende theatralische Talente entdeckt, die vorhandenen gefördert und zum Theil in die rechte Bahn gelenkt zu haben, die Aufführungen Shakespeare'scher Dramen begünstigt und mit Sorgfalt geleitet zu haben. Neben allen Directionsgeschäften, die ihn, da er es mit den Proben sehr sorgfältig nahm, allein täglich vier Stunden in der Probe festhielten, fand er noch Zeit, die Bühne nicht nur mit eigenen Dramen zu bereichern, sondern sie auch mit einer Menge Bearbeitungen französischer Dramen auszustatten. Zu den letzteren gehören: «Mdlle Tartüffe», von Madame Emile de Girardin, «Die Eine weint, die Andre lacht», von Dumanoir und Keranion, «Der Damenkrieg», von Scribe und Legouvé, «Die guten Freunde» und «Der letzte Brief», von Victorien Sardou, «Das Fräulein von Seigliere», von Jules Sandeau, «Eine vornehme Ehe»

von Octave Feuillet, die gelungene Posse «Mitten in der Nacht», «Der Pelikan» nach Emile Augier und «Mein Stern» von A. E. Scribe. Demnach kann ihm wohl der Vorwurf nicht ganz erspart werden, daß er der französischen dramatischen Muse zu sehr gehuldigt habe, so sehr dies auch vom Standpunkt der theatralischen Praxis aus zu begreifen ist. Seine eigene dramatische Production war schon seit 1845 mit «Monaldeschi» aufs neue in Fluß gerathen; diesem folgte das Lustspiel «Rococo» (1846). Noch günstiger wurden das Trauerspiel «Struensee» (1847) und die Literaturkomödie «Gottsched und Gellert» (1847), besonders aber die «Karlsschüler» (1847, Schiller's Flucht aus Stuttgart behandelnd) aufgenommen, die sich bald auf allen deutschen Bühnen einbürgerten. Für seine bedeutendste dramatische Arbeit gilt «Graf Essex» (1856), dem er später noch «Cato von Eisen» (1858, Grundidee nach Gorostiza), «Montrose, der schwarze Markgraf» (1859), «Der Statthalter von Bengalen» (1868), «Böse Zungen» (1868), «Demetrius» (1872, Fortsetzung des Schiller'schen Entwurfs) folgen ließ. Auch dramatisirte er den Meinhold'schen Roman «Die Bernsteinhexe» und bearbeitete Heinrich von Kleist's «Käthchen von Heilbronn» für die Bühne. Anonym verfaßte er «Advocat Hamlet» (Leipzig 1870), pseudonym «Die neue Lästerschule» (nach Sheridan) von Harry Grien (Wien 1882), die Lustspiele «Frundsbach» von Harry Grien (Wien 1881) und «Schauspielerei» von A. H. Mühlbaum (Wien 1882). Seine dramatischen Dichtungen hat er in den «Dramatischen Werken» (13 Bde., Leipzig 1845—74; Volksausgabe 12 Bde., 1880) zusammengestellt. Aber auch zu einem großen historischen Roman in drei Abtheilungen aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges: «Der deutsche Krieg» (3 Bde., Leipzig 1863—66) hatte er nicht blos nothdürftig Zeit, sondern auch die Geistesfreiheit gefunden, die zu diesem anerkannt vorzüglichsten Werke seiner historischen Muse nothwendig war.

Als er 1868 Karlsbad besuchte, begegnete er dem Director des leipziger Stadttheaters, Herrn von Witte, welcher ihn bewog, an seiner Stelle die Direction dieses Theaters zu übernehmen. Im Februar 1869 trat er das neue Amt an, doch wurde ihm dasselbe theils durch abfällige Kritik in den leipziger Tagesblättern, theils durch den Mangel an einem wirklich großstädtischen Publikum und andere Umstände bald verleidet, sodaß er 1870 davon zurücktrat, nicht ohne durch ein neues Werk: «Das norddeutsche Theater», welches er 1871 in Wien schrieb, auch diese «Spur von seinen Erdentagen» für die Ewigkeit gerettet zu haben. Aber zum dritten mal noch sollte ihn der Theaterteufel beim Schopfe fassen, als 1872 das neue «Wiener Stadttheater» eröffnet wurde, dessen Direction er übernahm, aber freilich nur bis 1874 führen konnte, wo der «große Krach», der Sturz des Credits durch den Börsenschwindel eintrat, infolge dessen der Theaterbesuch fast ganz aufhörte und man Laube den Antrag machte, von einem Schauspiel mit ersten Kräften abzustehen. Dazu konnte er sich nicht verstehen und dankte ab, auch diesmal die Zahl seiner theatral-geschichtlichen Werke um ein neues vermehrend: «Das Wiener Stadttheater» (Leipzig 1875). Seit dieser Zeit lebte er in Wien in schriftstellerischer Muße bis zu seinem Tode, am 1. Aug. 1884. Die Zusammenstellung seiner «Gesammelten Werke», die in 16 Bänden seit 1875 bis 1882 in Wien erschienen, und für die er seine «Erinnerungen» bis 1881 schrieb, sowie die Herausgabe fremder Werke, die er mit einer Ausgabe des ihm damals geistesverwandten Heinse (10 Bde., Leipzig 1838) begonnen hatte, und denen nun Grillparzer (10 Bde., Stuttgart 1872), sowie die illustrirten Ausgaben von Lessing, Körner, Heine folgten, beschäftigten seine letzten Lebensjahre. Dem Leben Grillparzer's widmete er auch ein besonderes Werk: «Franz Grillparzer's Lebensgeschichte» (Stuttgart 1884), und rühmte sich, ihn auf der wiener Bühne wieder eingeführt und dauernd erhalten zu haben. Aber auch die eigene dichterische Thätigkeit war während dieser Zeit durchaus nicht versiegt. Es erschien der dreibändige Roman «Die Böhminger» aus Schlesiens Vergangenheit (Stuttgart 1880; 2. Aufl. 1882), die Erzählung «Entweder — oder» (Braunschweig 1882), die beiden Novellen «Die kleine Prinzessin» und «Blond muß sie sein» (Breslau 1883) und das vorzügliche Genrebild schlesischer Kleinstädterei «Der Schatten Wilhelm» (Leipzig 1883). Aus seinem Nachlaß erschien noch der die Judenfrage behandelnde Roman «Ruben» (Leipzig 1885). Sein Briefwechsel mit dem Fürsten Pückler ist in dessen «Briefwechsel und Tagebücher», herausgegeben von Ludmilla Assing (Hamburg 1873—76), seine Briefe an Feodor Wehl in dessen «Junges Deutschland» (Hamburg 1877) mitgetheilt. *(Rob. Boxberger.)*

LAUBENHEIM, Dorf im Kreise Mainz der hessischen Provinz Rheinhessen, am Rhein, 5 Kilom. von Mainz, an der Linie Mainz-Worms der Hessischen Ludwigsbahn, mit (1880) 1263 Einwohnern, die sich vorzugsweise von Landwirthschaft mit bedeutendem, weit berühmtem Weinbau (Laubenheimer), zum Theil auch von Fabrikarbeit ernähren. — Laubenheims Alter reicht wahrscheinlich bis in die Römerzeit zurück, worauf die nach Nackenheim führende, jetzt als Feldweg benutzte Römerstraße hinzuweisen scheint. Urkundlich kommt der Ort zuerst 773 als Lubenheim vor. *(A. Schroot.)*

Laubfrosch, s. Hyla.

LAUBHÜTTENFEST [1]) (Luther und andere: Lauberhüttenfest), חג הסכות, gebräuchlichste Bezeichnung für das im Herbste gefeierte dritte Wallfahrtsfest der Israeliten, das vordem auch «Fest der Einsammlung» und nachmals auch «Fest» schlechtweg genannt worden ist. Schon die fünf Zusammenstellungen festlicher Zeiten und Vorschriften im Pentateuch theilen sich in diese Bezeichnungen dergestalt, daß unser Fest Exod. 23, 16 und

1) Vgl. die biblischen Archäologien und die gleichnamigen Artikel in den biblischen und theologischen Realwörterbüchern von Winer, Schenkel, Hamburger und Herzog (2. Aufl.). Weitere Ausführungen mancher hier nur kurz angedeuteten Punkte in der vom Verfasser mit herausgegebenen «Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judenthums» (Jahrg. 1885).

34, 22 als das «Fest der Einsammlung zu des Jahres Ausgang» oder «Umkreisung»; Lev. 23, 33 und Deut. 16, 13. 16 als das «Fest der Hütten»; Num. 29, 12 als ein «Fest dem Ewigen» bezeichnet wird. Ezechiel's Priestercodex spricht (45, 25) von «dem Feste», בֶּחָג[2]).

Exodus umschreibt weder den Beginn, noch die Dauer des Festes genau, Lev. und Num. fixiren beides, und zwar den 15. des 7. Monats als Anfang, sieben und mit Einschluß des עֲצֶרֶת d. h. Tages der religiösen Versammlung, acht Tage als Dauer des Festes. Deut. erwähnt des עֲצֶרֶת nicht, bestimmt des Festes siebentägige Dauer, aber nicht seinen Anfang, während Ezechiel den Anfang — mit Lev. und Num. —, aber nur eine Frist von sieben Tagen festsetzt.

Die pentateuchischen Vorschriften für dieses Fest sind: Wallfahrt aller Mannen zum Heiligthume (Exod. und Deut. an den ang. Orten), heilige Verkündigung und Arbeitsenthaltung am ersten Festtage und am עֲצֶרֶת, Anwendung einer schönen Baumfrucht (Frucht vom Baume Hadar), von Palmzweigen, Zweigen eines dichtbelaubten Baumes (אֲבֹת) und Bachweiden für den ersten Festtag, siebentägiges Wohnen in Hütten zur Erweckung der Erinnerung, wie «der Herr die Kinder Israel in Hütten wohnen ließ, da er sie aus dem Lande Mizraim geführt» (Lev. a. a. O.), eine reichere Fülle von Opfern als bei irgend einem andern Feste[3]) (Num. a. a. O.) und, was wol nicht eigentlich vorgeschrieben werden kann, aber als Stimmung des Herbstfestes bei Betrachtung und beim Genusse des Jahressegens aus Tenne und Kelter von selbst sich ergiebt: Freude vor Gott in der Festwoche (Lev.), Festesfreude mit den Seinen zugleich mit Erfreuung der Bedürftigen (Deut. a. a. O.), für das Hüttenfest des Sabbatjahres zudem noch Thorahverlesung (Deut. 31, 10 fg.).

So ergiebt sich denn der Charakter dieses Festes als ein freudiger. Nach seiner dem Naturleben zugewandten Seite erscheint es als Fest des Dankes für den reichen Gottessegen in Garten und Flur, nach seiner religionsgeschichtlichen Seite als Denkmal zur Erinnerung an den Gottesschutz, der dem aus Mizraim erlösten Bundesvolke von Urbeginn an zu theil geworden.

Für ein Volk im Stande seiner Ursprünglichkeit mag die Sprache der besonderen Sinnbilder unseres Festes: Hütte, Früchte und Zweige verständlich genug gewesen sein. In je weitere Ferne es aber von dieser Ursprünglichkeit im Naturgenusse wie im politischen Leben trat, desto künstlicher mußte auch die Deutung der alten Festsymbole werden.

Zacharja 14, 16 fg. erscheint der Charakter unseres Festes schon modificirt. Indem der Prophet das ursprünglich für «jeden Eingeborenen in Israel» geltende Gebot des Hüttenfestes auf alle Völker ausdehnt, erweitert sich die speciell israelitische Erinnerung zu einer Heilserfahrung für alle Familien der Erde, und indem er für die Nichtachtung dieser Herbstfeier die Entziehung des befruchtenden Regens androht, gibt er unserem Feste nebst der Bestimmung freudigen Dankes für den Erntesegen des verflossenen Jahres auch noch die einer ernsten Gebetszeit um Befruchtung und Befeuchtung des Bodens für die kommende Saat.

Die ceremonienreiche[4]) Wasserlibation (ניסוך המים) an jedem Morgen des Hüttenfestes — ob mit oder ohne Einschluß des עֲצֶרֶת bleibt fraglich[5]) —, welche während der zweiten Epoche des zweiten Tempels eine lebhafte Differenz zwischen Pharisäern und Sadducäern bildete, und zu welcher Spiele und Illuminationen an den Abenden und in den Nächten, ausgenommen des Sabbats und des Hauptfestes, als Correlat gehörten[6]), desgleichen die Befestigung langer Bachweidenzweige an den Altarecken[7]), deren herniedersinkende Häupter gleichsam stillberedte Fürbitter um Regen sein sollten, wie manche andere spätere Ceremonie entwickelt sich aus dem Keime dieser prophetischen Andeutung.

Historisch bezeugt wird aus biblischer Zeit die Feier unseres Festes bei Gelegenheit der Tempelweihe durch Salomo[8]), die bei der Rückkehr der ersten Exulanten von Jeschua und Zerubabel[9]), sowie die von Nehemja und Esra[10]) veranstaltete. Der Bericht über diese letzte Feier enthält wol mehr Einzelheiten[11]) als die übrigen, bleibt aber immer noch dürftig genug, um uns die Aufschlüsse, welche wir über die Festbräuche der sopherischen und tannaitischen Zeit aus Mischna, Talmud und Midrasch erhalten, dankbarer entgegennehmen zu lassen, als dies bisher geschehen ist.

Die Frucht vom Baume Hadar bestimmt das Religionsgesetz (die Halacha) als Etrog[12]), Citronat-Citrone, und schreibt vor, daß ein Palmzweig (Lulab) mit drei Myrtenstengeln (Abot der Bibel) und zweien Bachweidenzweigen zu einem Bunde oder Feststrauße vereinigt werde. Dieser Feststrauß sei während des Hallels in die rechte, der Etrog in die linke Hand zu nehmen, ebenso nach dem Zusatzgebete (Mußaf) bei der Umkreisung des Altars unter Hosiannarufen. Diese Procession um den Altar — in den Synagogen vertritt die Bima oder das Almemor, d. h. das Pult, von welchem aus die Thorahvorlesung erfolgt, den Altar des Tempels — findet an den ersten Festtagen — gegenwärtig mit Ausnahme des Sabbats — je einmal, am siebenten (הושענא רבא) siebenmal statt, an welchem Tage überdies zum Feststrauß noch besondere Bachweidenstengel (ערבה) treten.

Die Haggada, als die das gesetzliche Leben verinner-

2) Ueber den irrthümlichen Namen יום המועדה bei Winer und Hamburger an einem andern Orte. 3) Ezechiel setzt die Zahl der Opfer des Hüttenfestes der des Pesachfestes gleich.

4) Sukab IV, 9 fg. Eine Anspielung darauf Ev. Joh. 7, 37. 38. 5) Für die erste Ansicht spricht der der Tradition befliſſene R. Jehuda, für die letzte die Mehrheit. 6) Sukab V, 1—4. 7) Sukab IV, 4. 8. 1 Könige 8, 2. 65; 2 Chronik 8 fg. 9) Esra 3, 4. 10) Neh. 8, 2 fg. 11) Diese sind übrigens für die Entwickelung der kommenden Halacha von geringem Belang. In Wirklichkeit sprechen sie weder für noch gegen dieselbe. 12) S. Löw, «Aramäische Pflanzennamen», S. 46. Ueber die Berechtigung dieser Auslegung des biblischen עֵץ הָדָר sind Rapaport's Ausführungen im ערך מלין (S. 253 fg.) sehr instructive.

lichende und verklärende Poesie, sucht mit Sinnigkeit jedes Einzelne und die Verbindung anzudeuten[13]). Am bekanntesten, und von Kalir in seinem Festpiut am ausführlichsten wiedergegeben, ist die Deutung, daß der ebenso geschmackvolle wie duftreiche Etrog auf jene Menschenklasse hinweise, welche Gelehrsamkeit mit Wohlthun verbände, die Palme auf eine zweite, welche wohl das rechte Wissen, nicht aber die Mildthätigkeit pflege, die Myrte einer dritten entspreche, die sich durch Liebesthat einen guten Ruf erworben habe, aber des Geistesadels entrathe, die Bachweide endlich einer vierten, welche keinen dieser Vorzüge des Geistes oder des Herzens besitze. Wie aber keines für sich allein, sondern erst der Bund der Pflanzen und Früchte dem Herrn genehm sei, also stelle auch nicht eine vereinzelte Gesellschaftsklasse, sondern die in sich verbundene und geeinte Gesellschaft das gottgewollte und gottgefällige Menschenthum dar.

Was die Hütten betrifft, die dem Feste den Namen geben, so bestimmt die Halacha zuvörderst, daß sie Laubhütten seien, mehr dem Schatten, als der Sonne Raum gewährend, setzt sodann die Minimal- und Maximalmaße der Höhe derselben fest, ordnet die Beschaffenheit und die Zahl der obligaten Mauern an und bestimmt die Zeiten und Verrichtungen, in und bei denen das Verweilen in den Hütten obligatorisch sei und gibt andere dergleichen Festsetzungen. Grundbestimmung ist freilich, daß das Verweilen in der Hütte den freien Männern das Wohnen im Hause soviel wie möglich ersetze. Die Halacha stellt ebenso, wie für den Feststrauß, so auch für die Hütte das Postulat auf, daß sie schön sei, um zur Verherrlichung Gottes dienen zu können. Die Haggada knüpft gern an alle Ideen an, als deren Sinnbild die Hütte im heiligen Schriftthum erscheint und läßt die Sucka bald eine Mahnerin an Vergangenes sein, bald eine Verkünderin der Zukunft; bald soll sie an das Ehrengewölk erinnern, womit Gott sein Bundesvolk durch die Wüste geleitete, bald die Hoffnung auf den herrlichen Aufbau der verfallenen Davidshütte, der Sucka des Leviathan, erwecken; bald auch soll sie den Menschen an die Menschlichkeit gemahnen, den Gegensatz zwischen der dauernden und der vergänglichen Wohnung ihm vor Sinn und Seele führend.

Zur Lectüre des Festes ist nebst passenden Thoraverlesungen und Haftarot das Buch Kohelet bestimmt, um dem Feste der Freude gleichsam die Richtung zu geben, daß die Freude nicht in eiteln und noch weniger in gottvergessenen Genüssen zu suchen sei, sondern in solchen, bei denen man sich bewußt bleibe, Gott führe uns dereinst zur Rechenschaft. Wenn dem exilischen Israel nicht selten jene Quellen der Freudigkeit versiegt schienen, welche dem alten Volke auf eigenem, heimathlichem Boden lebendig strömten, so wurden ihm die «Satzungen zum Gesange im Hause seiner Pilgerschaft» (Ps. 119). Zudem sicherte die Nähe des kaum verklungenen Versöhnungsfestes dem Hüttenfeste den Charakter der Freudigkeit vor Gott, und die Palme erschien bei der festlichen Umkreisung des Altars als Wahrzeichen des Sieges über den inneren Feind.

Beschlossen wird das Fest, welches nach dem biblischen Wortlaute aus einem Hauptfesttage und sechs Halbfesttagen (später חול המועד = Werkeltage der Festzeit genannt) bestehen sollte, nunmehr aber — für die Kalenderkundigen nur aus Pietät — in allen außerpalästinensischen Ländern aus zweien Hauptfesttagen und fünf Halbfesttagen, deren letzter als רבא הושענא liturgisch besonders ausgezeichnet wird, besteht, vom ʿAzeret (Tag der religiösen Versammlung), das — in synagogaler Hinsicht — dem Feste insofern den Charakter des Herbstfestlandes aufdrückt, als mit seinem Muſsafgebete die Einschaltung der Worte: משיב הרוח ומוריד הגשם «der wehen läßt den Wind und Regen fallen läßt» in die zweite Benediction des Hauptgebetes beginnt. In allen nichtpalästinensischen Ländern und in Palästina selbst für alle Juden, die aus anderen Ländern stammen, wird nebst diesem achten Tage (ʿAzeret) ein neunter Festtag gefeiert, der älteren, vermuthlich babylonischen Ursprungs, mindestens seit dem 11. Jahrh.[14]) den Namen שמחת תורה = Tag der Gesetzesfreude führt. Freude an dem Gesetze, Klage um Mose bilden das Charakteristicum dieses Festes, an welchem der letzte Abschnitt der Thorah (Segen und Tod Mose's) und der Anfang zur Verlesung kommen, und an welchem man gern viele oder alle Anwesende — selbst Knaben, die noch nicht voll religiös verpflichtet sind — zur Thorah rief. Der Doppelcharakter dieses Festes drückt sich in den festlichen Liedern und Weisen ab, in denen Jubel und Schmerz einander ganz unmittelbar folgen. *(P. F. Frankl.)*

Lauch, s. Allium.

LAUCHA, Nebenflüßchen der Hörsel im Herzogthum Sachsen-Gotha, entspringt an dem 2477 Fuß hohen Weißenberg, südlich vom Inselsberg, nimmt die vom letztern kommende Streng auf, fließt in nördlicher Richtung bei Groß-Tabarz vorbei und mündet unterhalb des Dorfes Laucha. In ihrem obern Lauf durchströmt der Bach den romantischen Lauchagrund, der im Verein mit dem von der Streng durchflossenen Felsenthal zu den Glanzpunkten des Thüringer Waldes gehört.

(A. Schroot.)

LAUCHA, Stadt im Kreise Querfurt des Regierungsbezirks Merseburg der preußischen Provinz Sachsen, an der Unstrut, mit 2400 Einwohnern (1885). Haupterwerbszweig ist Landwirthschaft, daneben einige Industrie. In Laucha besteht eine berühmte Glockengießerei, die älteste in Sachsen. In der Nähe liegen Kalksteinbrüche, deren Product sehr gesucht ist. Laucha, in Urkunden Lochowe, Luchowe, Luchau, ist ein sehr alter Ort. Zur Zeit der Regierung des ostthüringischen Landesherrn, Grafen Wilhelm von Weimar (gest. 963), bestand hier schon ein Gemeinwesen und durch den Grafen Wilhelm zu Orlamünde erhielt der Ort um 1050 Stadtrechte, die

13) In dem talmudischen Tractate Suckah, in den Midraschim zu den bezüglichen Pentateuch- und Schriftstellen, sowie in den sogenannten Peßiktot zum Hüttenfeste.

14) S. Zunz, «Die Ritus», S. 87.

im Anfang des 14. Jahrh. durch den Grafen Hermann zu Weimar und Orlamünde bestätigt und erweitert wurden. Kaiser Heinrich II. schenkte seine Einkünfte aus Laucha der Kirche zu Naumburg. In den Jahren 1333 und 1335 erhielt Laucha zum Aufbau einer neuen Kirche Ablaßbriefe, wodurch die Stadt ein stark besuchter Wallfahrtsort wurde. Landgraf Friedrich ertheilte der Stadt 1409 verschiedene Privilegien (Jahrmärkte u. a.). Seit Anfang des 15. Jahrh. erwarb die Bürgerschaft bedeutenden Grundbesitz, der die Stadt in besonders gute Vermögensverhältnisse brachte. Zur Verschreibung von Grundstücken bediente man sich damals eines noch heute vorhandenen Grundbuchs, dessen erste Eintragungen aus dem Jahre 1402 datiren. Im Jahre 1483 bestätigten Kurfürst Ernst und Herzog Albrecht zu Sachsen die bisherigen Rechte von Laucha und ertheilten dem Rathe das Recht, die Gerichtsbarkeit auszuüben. Im 15. Jahrh. wurde auch das Rathhaus erbaut. *(A. Schroot.)*

LAUCHSTÄDT, Stadt und Badeort im Regierungsbezirk und Kreise Merseburg der preußischen Provinz Sachsen, an der Laucha, 11 Kilom. von Merseburg und 15 von Halle, Sitz eines Amtsgerichts, früher Sommerresidenz der Herzöge von Sachsen-Merseburg, mit (1880) 2081 Einwohnern. Die hier befindliche, 1697 entdeckte Mineralquelle ist eine erdig-salinische Eisenquelle von 4 Grad R. Einer der Haupterwerbszweige der Stadt ist Landwirthschaft mit Getreide- und Zuckerrübenbau. Außer den eleganten Gesellschaftsräumen des Bades ist an Gebäuden bemerkenswerth ein altes, 1370 urkundlich zuerst genanntes Schloß. Lauchstädt, in alten Urkunden Lokistete, wurde im 11. Jahrh. zur Pfalz erhoben und hatte damals jedenfalls auch seine Burg. Im 13. Jahrh. gehörte der Ort zur Mark Landsberg und wurde 1291 vom Markgrafen Albert dem Entarteten an die Markgrafen von Brandenburg verkauft. Im J. 1347 kam die Pfalz Lauchstädt an das Erzbisthum Magdeburg und von da 1455 durch Kauf an das Bisthum Merseburg, das 1657 im Herzogthum Sachsen-Merseburg aufging, 1738 kursächsisch und 1815 preußisch wurde. Im Dreißigjährigen Krieg hatte Lauchstädt viel zu leiden: Plünderung durch Tilly'sche Horden, wobei fast der ganze Ort ein Raub der Flammen wurde; 1636 Plünderung durch die Schweden unter Baner. Im J. 1701 brannte die Stadt bis auf 4 Häuser ab. An der Pest starben 1598 über 300 Personen; auch 1611, 1626, 1633 und 1636 wüthete hier die Pest. Die Reformation wurde 1543 eingeführt. Das 1702 gegründete Bad hatte seit 1776 durch den wiederholten Besuch des weimarischen Hofes unter Karl August, in Begleitung Goethe's und der weimarischen Schauspielgesellschaft, seine Glanzperiode. *(A. Schroot.)*

LAUD (William), als Erzbischof von Canterbury auf die Höhe seines Lebens gestellt, ist geboren am 7. Oct. 1573 zu Reading in Berkshire, wo sein Vater als Tuchmacher in guten Verhältnissen lebte. Seine erste Bildungsstätte fand er in der Freischule seines Geburtsortes, um welchen er sich auch nachmals durch Gründung einer rühmenswerthen Schulanstalt verdient gemacht hat. Ernsten und eifrigen Sinnes ging er im Jahre 1589 nach Oxford, um in das St.-John's-College der dortigen Universität einzutreten. Im J. 1593 erlangte er den Grad eines Fellow und wurde damit in den Genuß von Stipendien gesetzt, welche ihm einen mehrjährigen Aufenthalt daselbst ermöglichten. Schon damals lenkte er die Aufmerksamkeit auf sich, indem er den Calvinismus und Puritanismus öffentlich bestritt, sodaß er als theologischer Lector durch eine Vorlesung im J. 1601 sich die Rüge des damaligen Lordkanzlers und nachmaligen Erzbischofs Abbot zuzog. Wie er hier die römische Kirche in ihrer Erscheinung bis zur Reformation hin als die wahre sichtbare Kirche bezeichnet hatte, so stellte er bei seiner Bewerbung um das Baccalaureat der Theologie im J. 1604 Thesen auf, die ihn in den Ruf eines Häretikers brachten, weil er unter anderm behauptet hatte, zur Darstellung der wahren Kirche sei das Episkopat als deren sichtbare einheitliche Spitze unentbehrlich. Aber trotz des dadurch in Oxford erregten Anstoßes wurde es ihm möglich, bald in Pfarreien einzurücken. Ja durch die Gönnerschaft des Bischofs Neile von Rochester gelang es ihm, nachdem er im J. 1608 zum Doctor der Theologie creirt worden war, nicht nur dessen Kaplan und von neuem für Pfarreien berufen, sondern auch bei dem Könige eingeführt zu werden.

Jakob I., aus dem Hause Stuart der erste auf englischem Throne, seit 1603, ein Liebhaber theologischer Studien, aber auch göttliches Recht für Königthum wie für die englische Episkopalkirche absolutistisch in Anspruch nehmend, ging darauf aus, in allen drei Königreichen, England, Schottland und Irland, eine strenge Conformität ein- und durchzuführen, deren Grundzüge das Hochkirchenthum, repräsentirt durch die Anglikanische Kirche nach Lehre, Cultus und Verfassung, darstellen sollten als die rechte Mitte zwischen der römischen Kirche und den Presbyterianern, bez. Puritanern. Bei der Entschiedenheit der Gegensätze hatte zwar der Plan solcher Vereinigung sogleich anfangs wenig Aussicht auf Gelingen, um so weniger, als sich theologische Streitigkeiten dazwischenschoben und durch sie die Wirrniß in den kirchlichen Dingen nur noch vermehrt wurde. Nach seiner bisherigen Vergangenheit schien jedoch Laud ganz der geeignete Mann zu sein, den königlichen Willen ins Werk zu setzen. Obwol seine Gegner, wie Erzbischof Abbot und Lordkanzler Ellesmere, ihren Einfluß wider ihn geltend zu machen suchten, so konnten sie doch zunächst weder seine Wahl zum Präsidenten des St.-John's-College in Oxford (im Mai 1611) noch diejenige zum königlichen Kaplan verhindern. Trotz dieser Beweise hohen Vertrauens war Laud entschlossen, seinen Gegnern zu weichen, als ihm durch Bischof Neile die Präbende Bugden und das Archidiakonat Huntingdon verliehen ward, um nun jene für immer aus dem Felde zu schlagen. Laud wurde im J. 1616 zum Dekan von Gloucester ernannt. In Schottland, wohin er den König auf einer Reise zum Zweck der Vereinigung der schottischen Kirche mit der englischen begleiten durfte, wußte er diesem,

freilich nicht zum Dank der puritanisch gesinnten Schotten, Dienste zu leisten, und nach seiner Rückkehr verlieh ihm der König die Pfarrei Ibstock sowie eine Präbende in Westminster. Das Jahr 1621 brachte ihm das Bisthum St.-Davids mit zwei Pfarreien und damit eine amtliche Stellung, die ihm längst ersehnte Reformen des kirchlichen Ritus nach seinen Ideen auszuführen gestattete. Nach manchen seiner Aussprüche zu urtheilen, auch jetzt, wie ehedem, von den streng calvinischen Lehrsätzen der anglikanischen Kirche abweichend, kam er in den Verdacht, an der königlichen Verordnung, wodurch das Predigen über Prädestination streng verboten wurde, Antheil zu haben. Einen tiefen Einblick in seine damalige theologische Denk- und Lehrweise läßt die Conferenz thun, welche er, um den Günstling des Königs, den Marquis von Buckingham, im Protestantismus der anglikanischen Kirche festzuhalten, im Mai 1622 mit dem Jesuiten Fisher zu halten den Auftrag hatte. Die vier ersten Jahrhunderte der christlichen als der wahren katholischen Kirche galten ihm hiernach als Richtschnur, nach welcher Lehre und Cultus der anglikanischen Kirche festzustellen seien. Der calvinischen Prädestinationslehre bricht er die Spitze ab durch die Lehre von der Allgemeinheit der Gnade, wie von der Nothwendigkeit guter Werke zur Rechtfertigung. Bezüglich der Gültigkeit kirchlicher Bekenntnißschriften macht er den Unterschied zwischen fundamentalen und nicht fundamentalen Artikeln (s. den Artikel Latitudinarier). Daher erklärt er die Annahme auch der letzteren zu einer rechtlich gültigen Unterschrift als Beweismittel kirchlicher Orthodoxie für unwichtig. Und während seine Lehre von den Sakramenten an die der römischen Kirche mindestens hart anstreift, fordert er in derjenigen von der Kirche zum Beweis ihrer wahren Katholicität die ununterbrochene Succession der Bischöfe, die sich bis zu St.-Petrus zurückführen läßt, und nimmt eine solche als geschichtlich nachgewiesen auch für die anglikanische Kirche in Anspruch. Das aber ist zugleich der Punkt, in welchem Laud's Doctrin von der göttlichen Auctorität des Episkopats mit den überschwenglichen Vorstellungen Jakob's von dem göttlichen Rechte des Königthums zusammentraf und so auf den mittelalterlichen Begriff des Pontificats zurückgriff. Mit der Thronbesteigung Karl's I. im J. 1625 steigerte sich auch für Laud die Aussicht, den Gipfel kirchlicher Machtfülle zu erreichen, deren Bild seinem Geiste bis dahin vorgeschwebt hatte.

Schon vorher hatte Buckingham den Eintritt Laud's in die Hohe Commission durchgesetzt. Alsbald wurde dieser in des Königs besonderes Vertrauen gezogen, zum Bischof von Bath und Wells, sowie zum Dekan der Hofgeistlichkeit ernannt und zum Mitglied des Geheimen Raths gemacht. Nach dem Tode des Erzbischofs von York trat er auch in eine Commission, welcher die Besorgung der erzbischöflichen Geschäfte übertragen war und deren vornehmstes Mitglied er wurde. Im Juli 1628 erhielt er das Bisthum von London. Um diese Zeit waren die absolutistischen Bestrebungen des Königs mit Hülfe Laud's dem Puritanismus sowol als den politischen Freiheiten des Landes gegenüber bereits von so großem Erfolg begleitet, daß sich im Volke wie im Parlamente lauter Widerspruch, ja eine stürmische Bewegung erhob, und das dritte Parlament, welches Karl I. nun berief, für Buckingham wie für Laud einen verhängnißvollen Anfang nahm. Ersterer fiel; Laud sollte durch Drohbriefe eingeschüchtert werden. Beim König stieg sein Einfluß nur um so höher, und Laud, nun mit dem Grafen von Strafford verbunden, suchte den königlichen Wünschen aus allen Kräften nachzukommen.

An Karl's Krönungsreise in Schottland, im Mai 1633, nahm auch Laud zu dem Zwecke theil, die geplante Vereinigung der schottischen und englischen Kirche zu verwirklichen. Ob nun auch dieser Versuch wegen der Unzufriedenheit der schottischen Bischöfe mit solcher Verschmelzung nur unvollkommen gelang, so erreichte doch Laud das Ziel seiner ehrgeizigen Wünsche. Am 4. Aug. 1633 wurde er zum Erzbischof von Canterbury erhoben. An demselben Morgen war ihm auch der Cardinalshut vom Papste angeboten worden; diesen wies er aber mit den Worten zurück: «Es sei etwas in ihm, das sich dagegen sträube, so lange Rom nicht anders wäre, als es sei.» Willkürlich beschränkte er nun die in hohen Ehren gehaltene Strenge der Sonntagsfeier, während er die Gottesdienste mit pomphaftem Ceremoniell umgab, die Gewissen der Geistlichen durch Verordnungen bedrängte und zur Ausrottung des Puritanismus minutiöse Visitationen anstellte. Bei Ein- und Absetzung verfuhr er mit unbeschränkter Willkür. Seit 1630 Kanzler von Oxford, hat er, was nicht verschwiegen bleiben darf, um das St.-John's-College daselbst sich mehrfache große Verdienste erworben, wie er denn auch auf die Universitäten von Dublin und Cambridge zu deren Bestem seinem Einfluß Geltung zu verschaffen wußte. Von Staats wegen in verschiedenen Commissionen mit wichtigen Aufträgen betraut, war er vor allem eins der hervorragendsten Mitglieder wie des Geheimen Rathes, so insbesondere der Sternkammer und der Hohen Commission. Mit solchen Würden bekleidet, nahm er theil an der ganzen gesetzgebenden Gewalt des Staates, deren Willkür jetzt zur Tyrannei ausgeartet war. Bei allen Maßnahmen, welche der Herstellung der Hierarchie wie des unumschränkten Königthums galten, bei Veröffentlichung des strengen Censurgesetzes von 1637, wie bei Aufspürung der Dissidenten und deren Bestrafung wurde vor allem Laud's Name viel genannt. Die von den Stuarts angestrebte Conformität wurde so zwar äußerlich erreicht, desto größere Erbitterung erfüllte die Gemüther. Sie machte sich zuerst in Schottland Luft. Lang verhalten brach sie mit Macht los, als die von Laud revidirte Liturgie eingeführt werden sollte. Den lautesten Widerspruch erfuhren die mannichfachen Neuerungen, die weder Calvin's noch Luther's Auffassung vom Worte Gottes und den Sakramenten entsprachen, vielmehr consequent durchgeführt zum Rituale der römischen Kirche hinüberführen mußten. Im Februar 1639 wurde zum Schutze der presbyterianischen Kirche ein Bund geschlossen. Dem gegenüber glaubte der König

zum Krieg gegen die Schotten rüsten zu sollen. Obwol Laud erst vor dem Kriege gewarnt hatte, legte er doch später zum Zwecke der Kriegführung der Geistlichkeit Steuern auf und stimmte dem Rath zu, der König solle ein Parlament berufen. Das Haus der Gemeinen verweigerte diesem jegliche Beihülfe. Im Mai 1640 erfolgte bereits die Auflösung dieses Parlamentes. Wider alle Gewohnheit unterließ der König, die gleichzeitige Auflösung der Convocation anzuordnen. Unheilvoll waren diese Unterlassung und die nun erfolgenden Erlasse von höchster Stelle. Durch sie wurden der Krone als in Gottes Gebot gegründete Prärogative eingeräumt, der Episkopalkirche aber sollte als der einzig wahren Kirche nach Fassung der 17 Canones vom 29. Mai Schutz gewährleistet werden.

Die Hohe Commission, welche in der Paulskirche ihre Sitzung hielt, wurde von Volkshaufen auf das gröblichste insultirt. Zahlreiche Schmähschriften und Spottlieder auf Laud waren bald in der ganzen Stadt verbreitet. Für den schottischen Krieg wurde Laud von beiden Häusern verantwortlich gemacht. Am 18. Dec. klagte man ihn im Oberhause des Hochverraths an, welche Anklage am 26. Febr. 1641 in 14 Artikel gefaßt von Sir Henry Vane im Hause der Lords eingebracht und hierauf seine Verhaftung beschlossen wurde. Vom Volke geschmäht und gemishandelt, wurde er am 1. März, nachdem er vom Gebete in seiner Kapelle sich erhoben hatte, auf einer Barke nach dem Tower gebracht. Wie ganz vergessen blieb er drei Jahre lang daselbst unverhört. Inzwischen war er bereits um hohe Geldsummen gestraft und suspendirt worden. Noch hoffte er, seiner Vertheidigung werde es gelingen, das Parlament von der Gerechtigkeit seiner Sache zu überzeugen, obwol ihm alle Papiere genommen worden waren. Am 12. März 1644 begann das Verhör im Hause der Lords, im November im Hause der Gemeinen, in welchem seine Feinde, vor allen Prynn, alles thaten, ihn zum Tode zu bringen. Ohne Laud's Rechtsanwalt zu hören, erklärte man ihn für des Hochverraths schuldig. Obwol nun noch am 24. December von beiden Häusern eine gemeinschaftliche Sitzung gehalten und hierbei von den Lords die Erklärung abgegeben wurde, man habe nach sorgfältiger Erwägung aller Klagepunkte zur Verurtheilung Laud's einen Grund nicht finden können, auch das Urtheil aller zuständigen Rechtsgelehrten damit übereinstimmte, so erfand man doch im Hause der Gemeinen die Auskunft, daß alle Anklagepunkte zusammen das Verbrechen des Hochverraths zum vollen Erweis brächten. Das Haus der Lords zeigte sich nachgiebig und am 2. Jan. 1645 wurde über Laud das Todesurtheil gefällt. Bis zu dessen Vollstreckung am 10. Januar brachte Laud die Zeit im Gebete zu. Auf dem Richtplatze erklärte er nach einer Predigt, die er über Hebr. 12, 2 hielt, feierlichst: «Ich habe immer als Bekenner der protestantischen Kirche, wie sie in England gesetzlich festgestellt ist, gelebt, und als solcher komme ich, um zu sterben. ... Ich erkläre vor Gott und seinen heiligen Engeln und angesichts des Todes, daß ich nie das Gesetz oder die Religion habe umstoßen wollen.» Endlich betete er: «O ewiger Gott, erbarmungsreicher Vater, blicke erbarmungsvoll auf mich herab. In der Fülle des Reichthums deines Erbarmens blicke herab auf mich, aber nicht ehe du meine Sünden ans Kreuz Christi genagelt, nicht ehe du mich gebadet im Blute Christi, nicht ehe ich mich geborgen in den Wunden Christi, womit die Strafe für meine Sünden an mir vorübergehen.» Dann betete er um Geduld, vergab seinen Feinden und betheuerte am Schluß, sein Eifer um die Kirche sei — außer vielen Schwachheitssünden — die einzige Sünde, die ihn auf das Schaffot gebracht. Sein Haupt fiel auf einen Streich. Seine Leiche wurde in Barking begraben, im J. 1663 aber nach St.-John's-College in Oxford gebracht.

Es kann nicht fehlen, daß nach einem so tragischen Ende eine Persönlichkeit wie diejenige Laud's die verschiedenartigste Beurtheilung erfährt. Eins ist wol unzweifelhaft: neben großen Fehlern und Schwächen und daraus hervorgegangenen Verirrungen stehen unleugbare Vorzüge des Geistes mit Zeichen eines hervorragenden starken Charakters, wie ein solcher auch einem bedeutenden Manne eigen sein kann, der zum vollen Erwachen des Gewissens noch nicht hindurchgedrungen ist.

Laud's Tagebuch, für die Geschichte jener Zeit wichtig, wurde herausgegeben von Wharton (London 1695). Seine Schriften erschienen gesammelt in 6 Bänden (1847—54); Biographien Laud's, von Baines 1855, von Norton 1863, von Hook 1875.

Vgl. Stäudlin, «Allgemeine Geschichte von Großbritannien»; Gieseler, «Lehrbuch der Kirchengeschichte»; Tholuck, «Vorgeschichte des Rationalismus»; Gelzer, «Protestantische Monatsblätter» (1854); Dorner, «Geschichte der protestantischen Theologie»; Weingarten, «Die Revolutionskirchen Englands»; Ranke, «Englische Geschichte». *(E. Grössel.)*

LAUDANUM. Mit diesem Namen, welcher zuerst von Paracelsus für ein von ihm angegebenes, alles Lobes würdiges Medicament (laudatissimum) gebraucht worden sein soll, belegte man verschiedene opiumhaltige Präparate. Man unterschied z. B. ein Laudanum hystericum, diureticum, cydoniatum, liquidum *Sydenhami*, von denen jedoch nur das letztgenannte Präparat gegenwärtig noch in Gebrauch ist.

Das Laudanum liquidum *Sydenhami*, auch Vinum opii crocatum s. aromaticum, Vinum paregoricum, Tinctura opii crocata genannt — obschon das letztere Präparat nach der Vorschrift der neuen Pharmakopöen viel mehr Opium enthält, als nach der ursprünglichen Vorschrift des berühmten londoner Arztes Thomas Sydenham (1624—89) — wird durch Maceration von Opium, Safran, Zimmtcassia und Gewürznelken mit spanischem Weine dargestellt. Es hat eine dunkelgelbbraune Farbe, riecht und schmeckt nach Opium und Safran und enthält in 10 Theilen die löslichen Substanzen aus 1 Theil Opium, und 10—15 Tropfen entsprechen 0,1 g ($^1/_6$ Gran) Morphium. Anwendung findet das Laudanum innerlich vorzugsweise — entweder rein in Tropfenform, oder als Zusatz zu schleimigen Mixturen

und Emulsionen — bei durch Erkältung bedingten, krampfhaften, mit Schmerz und Durchfall verbundenen, gastrischen Affectionen, sogenannten Kolifen. Seit Entdeckung des Morphium wird es dagegen nur sehr selten als Schlaf erzeugendes und Beruhigungsmittel verordnet, besonders wegen seiner die Darmthätigkeit herabsetzenden Nebenwirkung. Aeußerlich benutzt man das Laudanum wegen seiner leicht reizenden und adstringirenden Wirkung bei reizlosen, schlecht absondernden Geschwüren (als Zusatz zu Salben), bei Schleimpolypen (rein zum Bestreichen), bei manchen Augenkrankheiten (mit Wasser verdünnt), sowie bei Zahnschmerzen mittels Baumwolle rein in die Höhlung der cariösen Zähne gebracht.

(Alfr. Krug.)

LAUDERDALE (John Maitland, zweiter Graf von), englischer Staatsmann, wurde geboren am 24. Mai 1616 zu Thirlestane in der schottischen Grafschaft Berwick. Streng als Covenanter erzogen, wohnte er 1643 als ein Commissar der schottischen Presbyterialkirche der Versammlung in Westminster bei. Im J. 1645 wurde er der Nachfolger seines Vaters, des ersten Grafen Lauderdale, und war zugegen, als Karl I. sich dem Parlamentsheer ergab. Früher ein strenger Presbyterianer, ging er 1648 zur königlichen Seite über und ward ein eifriger Förderer derselben. Er begab sich an den Hof Karl's II. im Haag, begleitete den König nach Schottland und wurde in der Schlacht bei Worcester (3. Sept. 1651) gefangen genommen. Nach der Restauration freigegeben, trat er unter Karl II. in den unter dem Namen Cabal bekannten berüchtigten Staatsrath, ward Commandant des Schlosses zu Edinburg, dann 1669 High Commissioner beim Parlament und im Mai 1672 zum Herzog von Lauderdale ernannt. In Schottland machte er sich durch die blutige Strenge, mit welcher er gegen die Anhänger des Covenant verfuhr, so verhaßt, daß sich eine Coalition gegen ihn bildete. Der König weigerte sich anfänglich, den Herzog von Lauderdale zu entlassen, allein während einer Reise des Herzogs von York nach Schottland wurde er aller seiner Aemter entsetzt. Er starb am 24. Aug. 1682 ohne männliche Nachkommen, sodaß das Herzogthum Lauderdale mit ihm erlosch, während als dritter Graf von Lauderdale ihm sein Bruder Charles Maitland folgte. *(W. Bentheim.)*

LAUDERDALE (James Maitland, achter Graf von), englischer Staatsmann und nationalökonomischer Schriftsteller, wurde geboren am 26. Jan. 1759. Nachdem er an den Universitäten Glasgow und Edinburgh die Rechte studirt, zu seiner weitern Ausbildung auch noch Paris besucht hatte, wurde er 1780 als Advocat an der schottischen Barre eingeschrieben. Bald darnach als Lord Maitland (so hieß er bei Lebzeiten seines Vaters) ins Unterhaus gewählt, machte er sich in der Opposition schon 1783 bemerkbar, und wurde 1787 zum Mitglied der Commission ernannt, welche die Anklage gegen Warren Hastings, den Generalgouverneur von Britisch-Ostindien, leitete. Als er 1789 den Titel seines Vaters, des siebenten Grafen von Lauderdale, geerbt hatte, trat er als schottischer Peer ins Oberhaus, wo er seitdem durch sein von Sachkenntniß und Scharfsinn unterstütztes Rednertalent mehrmals Beifall eingeerntet, aber auch, namentlich seinem Rivalen Pitt gegenüber, manche Kämpfe zu bestehen gehabt hat. Als im J. 1806 nach Pitt's Tode sein Freund Fox ans Staatsruder kam, wirkte dieser bei dem König für Lord Lauderdale das Patent als Baron von Großbritannien aus; zugleich ward er Mitglied des Geheimen Raths und Großsiegelbewahrer von Schottland. Im Juli 1806 hatte er den Auftrag erhalten, mit Frankreich den Frieden zu unterhandeln; doch verließ er Paris, als Napoleon den Feldzug gegen Preußen eröffnete. Mit der Veränderung des Ministeriums 1807 verlor er auch seine Aemter. Seitdem war er nur in der Opposition thätig. Er starb am 13. Sept. 1839 auf seinem Stammschlosse Thirlestane bei Berwick. Ueber die irländischen und indischen Angelegenheiten, über die Kornbill und andere Gegenstände des Finanzwesens hat Lord Lauderdale eine Reihe interessanter Flugschriften veröffentlicht. Die wichtigste darunter ist die «Enquiry into the nature and origin of public wealth» (Edinburg 1804; 3. Aufl. 1809), worin er, als Gegner von Adam Smith, dessen ökonomische Theorien bekämpfte. *(W. Bentheim.)*

Laudon (Ernst Gideon, Freiherr von), österr. Feldherr, s. Loudon.

LAUENBURG, Herzogthum. Das frühere Herzogthum Lauenburg bildet den südlichsten Theil der Provinz Schleswig-Holstein und liegt zwischen 53° 22′ und 53° 50′ nördl. Br. und zwischen 27° 54′ und 28° 36′ östl. L. Im Norden an den holsteinischen Kreis Stormarn, an das Gebiet der freien Stadt Lübeck und an das zum Großherzogthum Mecklenburg-Strelitz gehörige Fürstenthum Ratzeburg grenzend, im Osten an letzteres und das Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin, im Süden an letzteres und die Elbe und im Westen an das Gebiet der freien Stadt Hamburg und an den Kreis Stormarn stoßend, umschließt der Kreis 6 Enclaven, von denen 4 zu Lübeck und 2 zu Mecklenburg-Strelitz gehören. Nach der Landesaufnahme 1183 □Kilom. groß [1]) mit 48,897 Einwohnern (nach der Zählung vom 1. Dec. 1885) enthält er drei Städte, Ratzeburg (Kreisstadt), Lauenburg, Mölln, 38 Gutsbezirke, 135 Landgemeinden und 28 Kirchspiele.

Von dem nördlichen Seenplattenterrain und dem südlichen Landrückengebiet durchzogen, zeigt das Land im allgemeinen ähnliche Höhenverhältnisse, doch tragen die beiden Landstriche einen ganz verschiedenen landschaftlichen Charakter. Während die Fluren der Seenplatte häufig durch Einsturzthäler unterbrochen sind und weniger ausgedehnte Flächen darbieten, verräth im Gegensatz dazu der Landrücken der südlichen Landeshälfte umfangreiche Hochebenen.[2]) Die Hauptflüsse des Kreises sind: die

1) Ueber frühere Vermessungen des Herzogthums, Karten u. s. w. gibt Geerz, «Geographische Vermessungen der Herzogthümer Schleswig-Holstein und Lauenburg» (Berlin 1859) genaue Auskunft. Vgl. auch «Vaterländisches Archiv für Lauenburg», I, 433 fg. 2) Langrehr, «Der Lauenburgische Grund und Boden, ein

Elbe, die denselben im Süden begrenzt, mit der Delvenau, die Bille und die zur Trave gehenden Steckenitz und Wackenitz. Die schiffbare Steckenitz hat ihre Quelle in dem Gudow-See und mündet oberhalb Lübeck; die Wackenitz ist der schiffbare Abfluß des Ratzeburger Sees und mündet ebenfalls bei Lübeck. Steckenitz und Delvenau sind durch den Steckenitz-Kanal verbunden. Trotz der genannten Flüsse und der Nähe eines Hauptstroms wäre Lauenburg ein wasserarmes Land zu nennen, wenn nicht zahlreiche Seen ringsum auf die größere Hälfte desselben vertheilt wären, unter denen der Ratzeburger und der maränenreiche Schallsee durch ihre malerische Lage eine gewisse Berühmtheit erlangt haben.

Der Waldstand des Kreises ist bedeutend und nimmt 18,9 Proc. der Oberfläche ein. Von 21,150 Hekt. sind 14,384 Hekt. Staatsforsten. Der Sachsenwald allein nimmt einen Raum von circa 7000 Hekt. ein. Er wird von der Aue in einem anmuthigen Thale durchströmt und ward 1871 (s. unten) vom Kaiser Wilhelm dem Fürsten von Bismarck geschenkt. Mitten darin liegt Friedrichsruh, nach dem Grafen Friedrich von Lippe, der hier 1767 ein Jagdschloß anlegte, benannt, und die malerische Aumühle an der Hamburg-Berliner Bahn, die mitten durch den Wald führt. Der Sachsenwald, in dem noch zahlreiche Hünengräber erhalten sind, vormals bedeutend größer als jetzt, wurde 1228 von dem Erzbischof von Bremen den Herzögen zu Lehen gegeben; nachdem die herzoglichen Linien sich in den Wald getheilt hatten, verpfändete Herzog Erich II. seinen Antheil an dem «Herzogenwald» an die Stadt Lübeck, jedoch blieben seine Nachfolger noch bis zum J. 1420 im Besitze, wo Erich V. und Bernhard II. durch den Perleberger Vertrag den «halben Sachsenwald» auf ewige Zeiten den Städten Hamburg und Lübeck abtreten mußten. Im folgenden Jahrhundert setzte sich jedoch der Herzog Franz I. wieder in Besitz des größten Theils des Waldes. Die Städte klagten 1549 beim Reichskammergericht und erhielten zwar ein obsiegendes Urtheil, konnten sich aber nie in Besitz setzen. Bemerkenswerth ist die Metallindustrie, welche früher im Sachsenwalde betrieben wurde und noch im Anfange des 19. Jahrh. nicht unbedeutend war (Patje, «Abriß des Fabriken-, Gewerbe- und Handlungszustandes in den Kur-Braunschweig-Lüneburgischen Landen», Göttingen 1796; vgl. Manecke, «Topographisch-historische Beschreibung Lauenburgs», S. 359).

Die natürliche Beschaffenheit des Kreises hat unter Fürsorge der Landesherrschaft eine günstige Communication ermöglicht. Nicht weniger als 9 Chausseen durchziehen nach allen Richtungen denselben. Außerdem durchschneiden den Kreis die Berlin-Hamburger Eisenbahn, der Zweig Büchen-Lauenburg, sowie die Lübeck-Büchener Bahn. Trotz dieser günstigen Verkehrsverhältnisse treten Handel und Industrie noch weit gegen den Ackerbau zurück. Der Viehstand ist dem entsprechend; die letzte Zählung vom J. 1883 ergab in 8123 viehbesitzenden Haushaltungen 7711 Pferde, 25,981 Stück Rindvieh, 33,599 Schafe, 21,628 Schweine, 4457 Ziegen und 3785 Bienenstöcke.

Die Bevölkerung Lauenburgs zeigt einen rein niederdeutschen Charakter; niedersächsisch ist ihre Sprache und die Bauart ihrer Häuser. Indeß weist eine große Zahl der Ortsnamen noch heute deutlich darauf hin, daß das Land zu einem großen Theil einst von einem slawischen Volksstamm bewohnt gewesen ist. Die Geschichte der Sachsenmark, des limes Saxoniae Karl's des Großen, gibt über die Bevölkerungsverhältnisse um 800 und später zuerst zuverlässige Auskunft. Danach erscheint das Gebiet des spätern Herzogthums als die jüngste slawische Eroberung. Im J. 804 ließ Karl die ganze sächsische Bevölkerung der zu beiden Seiten der Elbe belegenen Gaue wegführen und überwies das eroberte Gebiet den Obotriten, die ihn im Kampfe gegen die Sachsen unterstützt hatten. Dasselbe bekam seitdem den Namen Sadelbandia, d. h. das Land jenseits der Delbende. Die Zeit nach dem Frieden mit den Dänen 811 scheint Karl dazu benutzt zu haben, um hier die Grenzverhältnisse zwischen Wenden und Sachsen zu ordnen und einen festen Stützpunkt an der Elbe durch die Gründung einer Mark zu gewinnen. Dies ist der Ursprung der unter dem Namen limes Saxoniae bekannten Befestigungslinie, welche die Grenze des sächsischen und wendischen Gebietes von der Elbe bis an die Mündung der Schwentine in den Kieler Hafen bezeichnet.

Die Beschreibung des limes bei Adam, womit die Geschichte Lauenburgs beginnt, hat seit zweihundert Jahren die Historiker beschäftigt und noch neuerdings eingehende Untersuchungen hervorgerufen[3]). Nach Beyer («Der limes Saxoniae Karl's des Großen», Schwerin 1877) ging der limes von dem Stecknitzkanal aus; die Delvenau schied die slawischen Provinzen Polabia (= juxta Albiam) und Sadelbandia (= trans Delbende); letzteres bildete das 799 an die Obotriten abgetretene sächsische Gebiet, aus dem später die Mark gebildet ward, d. h. das heutige Lauenburg, dessen Grenze gegen die altpolabischen Gaue Ratzeburg und Boitzenburg noch heute durch die alte Delbende bezeichnet wird. Ein kleiner Bach, Richtegraben, später auch Augraben genannt, an dem sich die alte mecklenburgisch-lauenburgische Grenze von der Delvenau bis zur Elbe fortsetzt, ist unzweifelhaft die Mescenreiza des 9. Jahrh. Demnach kann unter dem Delunder Wald, durch den sie floß, nur die ausgedehnte Elbniederung zwischen den beiden Mündungen der Del-

Theil des Norddeutschen Tieflandes» («Vaterländisches Archiv für Lauenburg», 1860, II, 127 fg.).

3) Adami gesta Hammab. eccles. pontif. II, c. 15. Monum. Germ. hist. Script. VII, p. 310: «Invenimus quoque limitem Saxoniae, quae trans Albiam est, praescriptam a Karolo et imperatoribus caeteris, ita se continentem. Hoc est ab Albiae ripa orientali usque ad rivulum, quem Sclavi Mescenreiza vocant, a quo sursum limes currit per silvam Delvunder usque in fluvium Delundam sicque pervenit in Horchenbici et Bilenispring, inde ad Lindwinestein et Wispircon et Birznig progreditur» etc. (s. Beyer, p. 6).

venau verstanden werden. Dieses sumpfige Terrain trägt den gemeinschaftlichen Namen der Ove oder Aue, wonach die Mescenreiza selbst in Augraben umgetauft ist, und erstreckt sich gegen Westen bis zu der großen Auwehr bei dem Vorwerk der von Karl gegründeten Burg Delbende, d. h. wahrscheinlich der Lauenburg (s. unter Stadt Lauenburg). Horchenbici, die dritte Station, ist unzweifelhaft das heutige Hornbek, wo noch jetzt eine langgestreckte künstliche Vertiefung vorhanden ist, die man als ein Befestigungswerk zum Schutze des limes betrachten darf. Von da nordwestlich nach Billenbrook, den Lauf der Bille hinauf bis nach Bullenhorst (Bilinesspring = Quelle der Bille) streichend, erreichte der limes den Labenzer See (Lindwinistein), wandte sich dann nordöstlich die Grinau hinab, um etwas nördlich von Grinau nach Nordwesten auf Wesenberg an der Elbe (Wispircon) umzubiegen.

Für die Bevölkerung waren diese Maßnahmen Karl's von großer Bedeutung. Es scheint, als wenn in diese Zeit auch die Rückkehr der nach Rheinfranken versetzten Sachsen fällt und etwas später die Einwanderung aus anderen Gauen erfolgt ist. Da es eine harte Maßregel gewesen wäre, wenn Karl den Slawen das eben erst abgetretene Land wiedergenommen hätte, so darf man annehmen, daß die Colonisation sich nur auf diejenigen Gebiete erstreckt hat, die von denselben noch nicht in Besitz genommen waren. So blieben die Slawen in dem Winkel zwischen Trave und Steckenitz, d. h. innerhalb der durch den limes gezogenen Grenzen sitzen, und in der That finden wir auch außerhalb dieser Grenzen jenseit der Bille keinen einzigen slawischen Ortsnamen.

Ueber die Colonisation der späteren Zeiten sind wir nur wenig genau unterrichtet; doch dürfen wir annehmen, daß schon im 12. Jahrh. das altslawische Wesen im starken Zurückgehen begriffen gewesen ist. Bereits Graf Heinrich hatte Westfalen ins Land gerufen; einzelne Spuren weisen auch auf Fläminger und Holländer; doch fast nur bei der Geschichte des alten Schlosses Ertenburg treffen wir in einer Urkunde vom 3. 1164 auf Nachrichten von einer Holländercolonie von 3 Hufen (Wersebe, «Niederl. Colonien», S. 409). Im 12. und 13. Jahrh. findet man schon fast jedes heutige Dorf in den Urkunden, aber noch 1240 sind ganze Dorfschaften slawisch, wie Wendisch-Turow, Wendisch-Sethorp, Wendisch-Satkeran u. a. m. Noch nach 1300 kann nach Andeutungen in Urkunden die slawische Sprache nicht ganz verschwunden gewesen sein.

Infolge der Colonisation und der allmählichen Germanisirung oder Vernichtung der Slawen bildeten sich in Lauenburg unter der ländlichen Bevölkerung eigenthümliche Verhältnisse aus. Während die freien Einwanderer im holsteinischen Wagrien nach und nach nicht blos ihren eigenthümlichen Besitz, sondern zuletzt auch ihre persönliche Freiheit verloren, haben die Bauern in Lauenburg, wenn auch schon früh das Eigenthumsrecht an ihren Höfen verlierend, doch einen erblichen Nießbrauch derselben ohne das Recht der Veräußerung, sowie ihre persönliche Freiheit stets behauptet. Aus der alten Grundherrlichkeit der Fürsten und des Adels, in dessen Besitze schon im 14. Jahrh. der größte Theil der Dorfschaften erscheint, ist das sogenannte Meierrecht entstanden, welches noch bis in die neueste Zeit in Geltung geblieben ist (s. unten). Eine Leibeigenschaft hat deshalb in Lauenburg nie existirt[4]). Als z. B. 1642 die Gutsherrschaft von Niendorf die Leibeigenschaft für ihre Bauern behauptete, widersprachen Ritter- und Landschaft, und ebenso die Regierung, als man 1720 in Neuhaus Leibeigenschaft finden wollte. Auch erschienen von den Eingesessenen jeder Dorfschaft zwei zum Landthing; es waren Bauern, die nach Landessitte 1551 das Urtheil über den Betrüger sprachen, der sich für einen Prinzen von Holstein ausgab. Durch alle Jahrhunderte ist ihnen auch als Zeichen der Freiheit das Waffenrecht zugestanden. Davon geben die «Einspänniger», d. h. die zu Roß dienenden Freien, nicht Adelige, aber nicht mit Helm und Schild bewaffnet, sondern in weißen Gewändern, ein merkwürdiges Zeugniß[5]).

Schon früh haben die Landesherren von der Verleihung und Verpfändung von Gütern an Adelige einen weiten Gebrauch gemacht. Von 22 adeligen Gütern erscheinen nur 7 nicht im Lehnsverbande; die Lehnsgüter vererbten bis in die neueste Zeit theils nur in männlicher Linie, theils waren sie sogenannte Kunkelgüter, die auch auf die weibliche Linie übergingen. Eine eigenthümliche Stellung unter den Gütern nahmen in früherer Zeit die sogenannten «Sadelhöfe» ein, die bei Gründung des Bisthums Ratzeburg in nicht slawischen Dörfern aus 2 oder 4 unbelasteten Freihufen entstehend, mit ihren Zehnten einzelnen Hofbesitzern zu Lehn gegeben wurden. Während die Bauernbevölkerung zum Theil jahrhundertelang ihre Höfe festhielt und vererbte, sind die alten adeligen Geschlechter längst verschwunden, und statt derselben haben mecklenburgische und hannoversche Familien seit dem 15. Jahrh. im Lande festen Fuß gefaßt. Von den älteren adeligen Schlössern hat die 1349 zerstörte Burg Linow eine gewisse Berühmtheit erlangt. Die noch jetzt vorhandenen Ueberreste sind so bedeutend, daß sich in Norddeutschland kaum eine so imposante Ruine einer Wasserburg wiederfindet. («Die Bauernvogtei in Linau» [«Vaterländ. Archiv für Lauenburg», III, 387 fg.]; Lappenberg, «Von den Schlössern der Sachsen-Lauenburgischen Raubritter» [«Vaterländ. Archiv für Lauenburg», I, 131]; Manecke, «Topographisch-historische Beschreibung Lauenburgs», S. 366.)

4) Vgl. v. Warnstedt, «Ueber die wichtigsten rechtlichen Verhältnisse der Bauern im Amte Steinhorst» («Vaterländ. Archiv für Lauenburg», I, 13 fg.); Adler, «Einige Gutachten über Meierrechtsverhältnisse» («Vaterländ. Archiv für Lauenburg», II, 171 fg.). 5) v. Duve, «Die Lehnseigenschaft der Bauervogtshöfe im Amte Lauenburg und die damit verbundene Erblichkeit des Bauervogtdienstes» («Vaterländ. Archiv für Lauenburg», II, 109 fg.); dann «Die Bauervogtei zu Linau. Zur Geschichte des Amtes Steinhorst» («Vaterländ. Archiv für Lauenburg», III, 387 fg.).

Lauenburg theilte anfangs die Geschichte des Polabenlandes und bildete einen Theil des Reiches der zu Alt-Lübeck herrschenden slawischen Fürsten. Auf kurze Zeit erbliches Lehn der Billingischen Herzöge, nach vielfachen Unruhen durch Cruco's, König Heinrich's und Knud Lavard's Hände gehend, fiel das Land bei der Theilung zwischen Niklot und Pribislaus diesem zu, der als letzter slawischer Beherrscher in Wagrien und Polabien erscheint. Als dann Heinrich von Badewide 1143 aus Holstein weichen mußte, wurde ihm zur Entschädigung die Feste Ratzeburg nebst dem Polabenlande als sächsisches Lehen gegeben. Seitdem verschwindet der Name des Polabenlandes aus den officiellen Urkunden; die neue Grafschaft wird nach den Hauptorten benannt und umfaßte die drei Landschaften Ratzeburg, Wittenberg und Gadebusch nebst Zarrentin und der Vogtei Mölln, also im wesentlichen das alte Polabenland. Als Bernhard III., der letzte Sprößling des Badewider Geschlechts, im J. 1200 starb, behielten die Mutter desselben und ihr zweiter Gemahl, Graf Adolf von Dassel, vorläufig die Grafschaft. Indeß riefen die dänischen Ansprüche kriegerische Wirren hervor, infolge deren von König Waldemar der Graf Albrecht von Orlamünde, sein Schwestersohn, als Statthalter von Polabien eingesetzt ward. Sein Gebiet erstreckte sich weiter als das der bisherigen Grafen von Ratzeburg, da auch Lauenburg, sowie die Sadelbande nebst Bergedorf dazu gerechnet wurden. Doch blieben diese Gebiete nicht lange in dänischem Besitz. Die Niederlage Albrecht's bei Mölln (1225) machte ihn zum Gefangenen und zum Genossen seines gefangenen Oheims Waldemar, und die Schlacht bei Bornhöved (22. Juli 1127) befestigte in ganz Nordelbingen eine neue Ordnung der Dinge. Der Herzog Albrecht I. von Sachsen nahm die Lauenburg in Besitz und zog auch den größten Theil der Grafschaft Ratzeburg als erledigtes Lehen für sich ein. Bei der Erbtheilung nach Albrecht's Tode 1260 erhielt dessen älterer Sohn Johann die Grafschaft, das Amt Neuhaus nebst einigen kleinen Districten südlich von der Elbe, wie das Land Hadeln (Lappenberg, «Ueber die ältere Geschichte des Landes Hadeln», Lüneburg 1829), und wurde damit der Stifter des Herzogthums Sachsen-Lauenburg, während die obersächsischen Gebiete (Sachsen-Wittenberg) dem jüngeren Sohn, Albrecht II., zufielen und das Bisthum Ratzeburg um dieselbe Zeit zur Reichsunmittelbarkeit gelangte. Die ältere Linie der Herzöge von Lauenburg aus dem Stamme der Askanier blühte bis zum J. 1689. Zwischen Johann's Söhnen fand im Anfang des 14. Jahrh. eine Landestheilung statt, sodaß Johann II. den dritten Theil des Landes, Bergedorf und Mölln, die beiden andern, Lauenburg und Ratzeburg, Albrecht III. und Erich erhielten. Das Einvernehmen wurde indeß für alle Zeit gestört, als nach Kaiser Albrecht's Tode beide Linien Ansprüche auf die Kurlinie machten und damit den für die innere Geschichte des Reichs wichtigen Kurstreit begannen.

Den Lauenburgern gehörte nach dem Recht der Erstgeburt unzweifelhaft die Kurstimme. Johann hatte auch am 1. Oct. 1273 Rudolf von Habsburg zum Könige gewählt. Als derselbe 1285 starb, hinterließ er seine drei Söhne, Johann, Albrecht und Erich, unter der Vormundschaft seines Bruders Albrecht, des Stammvaters der Wittenberger Linie. Nach dem Ende der Vormundschaft 1296 erfolgte eine neue Theilung, infolge dessen Albrecht Sachsen-Wittenberg erhielt, ein Gebiet, das zum alten Sachsen nicht gehörte und deswegen auch nicht die Kurstimme erhalten konnte. Trotzdem maßte er sich dieselbe an und raubte unter Stillschweigen der übrigen Kurfürsten dem Volksstamm der Sachsen die Vertretung bei der Königswahl, wählte auch 1298 Albrecht von Oesterreich zum König. Die Lauenburger Herzöge legten Verwahrung dagegen ein und wurden auch von den geistlichen Kurfürsten von Köln und Mainz und dem Markgrafen von Brandenburg als zur Kurstimme berechtigt anerkannt. Im J. 1308 wählten Johann und Erich Heinrich von Luxemburg zum König; 1314 gab Rudolf von Wittenberg Friedrich von Oesterreich, Johann von Lauenburg Ludwig von Baiern seine Stimme. Als dann der Haß des Papstes Johann XXII. gegen Ludwig von Baiern ihn bewog, zu Gunsten Rudolf's das Recht der Lauenburger in Zweifel zu ziehen, legten 1328 die Vasallen derselben Zeugniß beim Papste ab. In der That wurde Erich von Lauenburg so allgemein und beharrlich als Reichserzmarschall und oberster Richter in Sachsen anerkannt, daß noch 1356, als der Kaiser längst gegen ihn entschieden hatte, eine Rechtsfindung von ihm erhalten ist. In den Bisthümern und Grafschaften in Engern und Westfalen standen auch damals viele Femgerichte, selbst Gogerichte, im Lehnsverbande mit den Herzögen. Dieselben aber vermochten aus diesen zerstreuten Gerichtssitzen keinen Vortheil zu ziehen und wirkten bereitwillig mit zur Aufhebung derselben, z. B. des Gogerichts zu Mandesloh (12. März 1344). Ein Rechtshandel im 15. Jahrh. beweist, daß die Herzöge selbst damals noch im Besitze von Rechten waren, die ihren Ursprung in der herzoglichen Würde hatten. Damals wurde dem Rathe zu Lübeck aufgegeben, zu Recht zu antworten vor dem Herzoge von Sachsen auf der Brücke von Lauenburg; «denn von dem Freistuhl in Westfalen kann man nach der Brücke von Lauenburg an den Herzog von Sachsen appelliren.» — Noch eine Reihe von Jahren gingen die Ansprüche beider Linien neben einander her. Von Rudolf von Wittenberg auf den Thron gehoben, hat Karl IV. diesen dann zufrieden gestellt und durch einen Machtspruch den Streit zu Gunsten der wittenberger Linie entschieden (vgl. über den Kurstreit: «Urkundenbuch zur Geschichte der Herzöge von Braunschweig-Lüneburg und ihrer Lande», von Sudendorf, 1, 2, Hannover 1851).

Der Kurstreit war für die inneren und äußeren Verhältnisse Lauenburgs von den nachtheiligsten Folgen. Das Lehnsverhältniß der Grafschaft Holstein gerieth damals in Verwirrung, und seit 1319 ist kein Fall mehr bekannt, daß die sächsischen Herrscher den holsteinischen Grafen die Belehnung ertheilt hätten. Durch Vertrag vom 14. April 1359 ging Mölln mit den Seen und

der Herrschaft und der Vogtei der Stadt an Lübeck verloren[6]). Erich III. verpfändete 1370 an Lübeck Bergedorf, den Sachsenwald, das Land Hadeln, gerieth in Händel mit dem Ratzeburger Stift, wurde selbst als Gottesschänder in den Bann gethan. Von größerer Wichtigkeit war die Verbindung Erich's IV. mit Lübeck, die zur Anlegung eines Kanals nach der Elbe führte. Im J. 1390 erlangte die Stadt, daß die Delvenau und der Möllner See zusammengegraben, die heutige Stecknitzfahrt aus der Elbe hergestellt und die vereinigten Gewässer der Stecknitz und Delvenau durch Schleusen angeschwellt und schiffbar gemacht werden sollten. Die Breite war für zwei Schiffe berechnet; für 3000 Mark Pfennige bekamen die Lübecker den Zoll auf 17 Jahre. Nach mancherlei Irrungen wurde der Kanal im J. 1398 vollendet, und großer Jubel herrschte in Lübeck, als die ersten Schiffe von Lauenburg auf dem neuen Wege anlangten. Der Stecknitzkanal, einer der ältesten Europas, hat mit den kanalisirten Flußstrecken eine Länge von 72 Kilom., ist aber wegen geringer Dimensionen für die heutige Schiffahrt von keiner großen Bedeutung.

Als Erich III. zu Bergedorf starb, fielen seine sämmtlichen Lande Erich IV. zu; aber der größte Theil derselben, Mölln, Bergedorf, Sadelbande und Hadeln waren verpfändet. Der Herzog beschloß, sich mit Gewalt wieder in den Besitz des Verlorenen zu setzen. Durch Vertrag vom 13. Juli 1401 erhielt er von Lübeck Schloß und Weichbild, Gesthacht, Hadeln, dagegen behielt Lübeck die Stadt Mölln nebst der Vogtei. Doch gingen durch den Perleberger Vertrag (24. Aug. 1420) die Schlösser Bergedorf und Wiepenburg, sowie der Zoll zu Eislingen mit den Vogteien der Schlösser an Hamburg und Lübeck verloren. Wegen Mölln kam es zu häufigen Streitigkeiten; erst 1683 mußte Lübeck infolge eines Urtheils des Reichskammergerichts die Stadt gegen Erstattung der Pfandsumme herausgegeben. Wegen der übrigen Streitpunkte erfolgte dann am 30. Sept. 1746 ein Vergleich, wodurch die Grenze zwischen Lauenburg und Lübeck definitiv geregelt ward.

Die Geistlichkeit hatte während des Mittelalters nicht unbedeutende Besitzungen in Lauenburg erworben. Dazu gehörte zunächst das Hochstift Ratzeburg. Dasselbe 'galt als reichsunmittelbar, seitdem Kaiser Friedrich II. dem Bischof Peter die Belehnung ertheilt hatte. Nichtsbestoweniger machten die Herzöge ihre Ansprüche auf die Oberhoheit wiederholt geltend, wogegen die Bischöfe bei den Herzögen von Mecklenburg Unterstützung fanden. Vergeblich hatte 1517 der Herzog Magnus sich mit Gewalt in den Besitz der Güter des Kapitels gesetzt; mit dem Kirchenbann bis ins vierte Glied belegt, sah er sich 1519 genöthigt, alle Reverse, die er den geistlichen Herren abgedrungen hatte, wieder herauszugeben. Der letzte katholische Bischof, Christoph von der Schulenburg, resignirte 1554 mit Zustimmung des Kapitels zu Gunsten des Herzogs Christoph von Mecklenburg, der bis 1592 das Bisthum als Administrator verwaltete und die lutherische Reformation durchführte. Aus den sämmtlichen Besitzungen des Bisthums, von denen zuletzt nur noch drei Enclaven und der Ratzeburger Dom übrig geblieben waren, ist nach der Säcularisation (1648) das Fürstenthum Ratzeburg hervorgegangen. (Vgl. Masch, «Geschichte des Bisthums Ratzeburg», Lübeck 1835; Neuendorff, «Die Stiftsländer des ehemaligen Bisthums Ratzeburg», Rostock und Schwerin 1832; Koppe, III, 37 fg.) Neben dem Hochstift hatten auch das Brigittenkloster Marienwolde, welches 1413 zu Bülau und 1428 zu Petzete von Mönchen des Brigittenklosters Mariendahl bei Reval erbaut ward[7]), sowie das Augustinermönchskloster zu Kuddenwörde, 1497 gegründet, und das holsteinische Kloster Reinbek in Lauenburg nicht unbedeutende Ländereien erworben, die im Laufe des 16. und 17. Jahrh. säcularisirt wurden.

Die Einführung der Reformation ist in Lauenburg nur sehr allmählich erfolgt. Der Herzog Magnus trat nicht öffentlich zum lutherischen Bekenntniß über, scheint aber der neuen Lehre zugethan gewesen zu sein, da er seinem Erblande Hadeln schon 1526 eine Kirchenordnung gab (Manecke, S. 392 fg.). Erst 1564 ordnete Herzog Franz I. eine allgemeine Kirchenvisitation an, und nach Beendigung derselben ward der Hamburger Franz Baring zum ersten Superintendenten des Herzogthums angenommen; dieselbe wurde 1581 erneuert und führte 1585 zu der von dem Lübecker Andreas Pouchenius verfaßten Kirchenordnung. (Burmeister, «Beiträge zur Kirchengeschichte des Herzogthums Lauenburg», Ratzeburg 1832.)

Während des 16. Jahrh. waren die Herzöge von den innern Verhältnissen ihres Landes in Anspruch genommen, die sie z. B. auch an dem Schmalkaldischen Kriege nicht Antheil nehmen ließen. Von Geldnoth gedrängt, verpfändete Herzog Franz damals auch das Amt Steinhorst und verkaufte es 1571 an den Herzog Adolf von Holstein-Gottorp. Ein langjähriger Bruderstreit führte gegen Ende des 16. Jahrh. zu völliger Zerrüttung der Verhältnisse. Im J. 1571 wurde der Lüneburger Vertrag geschlossen, demzufolge Franz I. seinem Sohne Magnus die Regierung abtreten sollte. Trotzdem errang dessen Bruder Franz II. das Herzogthum. Im J. 1585 erging ein kaiserlicher Bescheid, bis zum Austrag des Streites Franz als Regenten anzuerkennen; die Unterthanen wurden an ihn zur Huldigung verwiesen und Magnus als unfähig zur Regierung erklärt. Im J. 1587 verhaftet, hat Magnus die letzten

6) Ueber die Vogtei und Herrschaft Mölln und die darüber zwischen Lübeck und Lauenburg geführten Processe ist eine umfangreiche Literatur erwachsen. Ein Verzeichniß der Streitschriften, welche sowol Lauenburger- als Lübeckerseits in den Processen wegen Mölln und Bergedorf vom J. 1670 an im Drucke erschienen oder als Manuscript vorhanden sind», gibt von Duve in den «Nordalb. Studien», IV, 97 fg.; Koppe III, 152 fg.

7) Deecke, «Das Kloster Marienwold» (Lübeck 1848). Noch heute sind einige Ueberreste der Burg Petzete vorhanden. Vgl. Manecke, «Topographisch-historische Beschreibung» (Mölln 1884) mit den Bemerkungen des Herausgebers Dührsen, S. 377 fg.

15 Jahre seines Lebens im Gefängnisse zu Ratzeburg zugebracht. Die Mißhelligkeiten des fürstlichen Hauses wurden Veranlassung zur Feststellung der Landesverfassung durch den Abschluß der Union der Ritter- und Landschaft vom 16. Dec. 1585, der im folgenden Jahre auch Lauenburg und Ratzeburg (Mölln erst 1816) beitraten. Gesetzgebung und Steuerbewilligung bildeten im wesentlichen die Rechte der Landstände, von denen schon in den Jahren 1288, 1305, 1369 die ersten Spuren hervortreten. An der Spitze derselben stand der Erblandmarschall, seit 1470 aus dem Geschlechte der Bülow zu Gudow, dem größten adeligen Gute des Herzogthums (von Koppe, III, 300 fg.). Die Landtage sollten wie bisher in Büchen abgehalten werden.

Franz II. (gest. 1619) hatte die Verpflichtung übernommen, die abgerissenen Landestheile wieder ans Fürstenthum zu bringen; er starb mit unversöhnlichem Haß gegen Lübeck. Seinem Nachfolger, dem Herzog August, wurde die Herrschaft von seinen Brüdern überlassen und die Pflicht auferlegt, die Augsburgische Confession und die Kirchenordnung aufrecht zu halten. Derselbe hat sich während des Dreißigjährigen Krieges parteilos gehalten. Selbst an dem am 1. März 1625 zu Lauenburg abgeschlossenen Vergleich des Königs Christian IV. von Dänemark mit den Fürsten Niedersachsens hat August keinen Antheil genommen. Tilly eroberte Lauenburg und Neuhaus, Ratzeburg wurde von den Kaiserlichen besetzt, bis die Schweden es wieder befreiten, die seit 1634 im Lande standen. Beim Westfälischen Frieden, in dem Lauenburg keine Vortheile erlangte, betrug der Theil der schwedischen Satisfcation 12,000 Thaler, wovon die Städte und der Herzog 9000 Thaler, die Ritterschaft 3000 erhielten.

Mehrere Söhne des Herzogs Franz II. dienten im kaiserlichen Heere und traten zur katholischen Kirche über. Von diesen ist Franz Albrecht (geboren am 31. Oct. 1598) durch seine Beziehungen zu Gustav Adolf am bekanntesten geworden. Geraume Zeit nach der Schlacht bei Lützen gab man ihm Schuld, den König erschossen zu haben. Bald nachher trat er in die Dienste des Kurfürsten von Sachsen als Unterhändler mit den Franzosen und mit Wallenstein. Dann focht er auf Seiten der Kaiserlichen und fiel in der Schlacht am Zobtenberge (Juni 1642), 44 Jahre alt. Als der Herzog August 1656 starb, folgte ihm Julius Heinrich, ein Freund Wallenstein's, der nach dessen Ermordung verhaftet und erst nach dem Prager Frieden freigelassen war. Um das Bisthum Osnabrück zu erwerben, war er katholisch geworden, doch ließ er seinen ältesten Sohn Franz Erdmann lutherisch erziehen. Nach dessen frühem Tode folgte ihm sein katholischer Stiefbruder Julius Franz (1660—89), der Mölln gegen die Zahlung von 31,162 Rthl. wiedergewann (15. Oct. 1683). Auch wurde ihm seitens des Kaisers gestattet (1671), die Kurschwerter auf Lebenszeit im letzten Wappenschilde zu führen. Er war der letzte tüchtige Fürst seines Hauses, und die Verschiedenheit des Glaubensbekenntnisses hatte keine Beschwerden veranlaßt. Mit ihm starb das askanische Haus in Lauenburg aus (29. Sept. 1689). Als damit der sogenannte lauenburgische Stammfall eintrat, ließ der Kurfürst von Sachsen unverzüglich von dem Herzogthum Besitz ergreifen, und da der Herzog von Mecklenburg diesem Beispiele folgte, hielt der Herzog Georg Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg als niedersächsischer Kreisoberst es an der Zeit, sich mit Gewalt der Landesherrschaft zu bemächtigen und die fremden fürstlichen Besitzergreifer zu vertreiben. Er stützte seine Rechte auf einen zwischen beiden Linien noch 1661 erneuerten Erbvertrag und auf den Umstand, daß den Nachkommen Heinrich's des Löwen das Herzogthum widerrechtlich entrissen sei. Neben diesen erhoben u. a. auch Anhalt, die Großherzogin von Toscana und die Markgräfin von Baden, die Krone Schweden und zuletzt noch Brandenburg Ansprüche; selbst der König Christian V. von Dänemark mischte sich wegen Befestigung von Ratzeburg ein. Der Herzog Georg Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg hatte aber inzwischen im Lande so festen Fuß gefaßt, daß er vom Kaiser und den auswärtigen Fürsten nach der Reihe anerkannt ward. Im J. 1697 entschloß sich auch der Kurfürst von Sachsen, unter Vorbehalt der Mitbelehnung und des Titels eines Herzogs von Engern und Westfalen, sowie gegen Empfang von 1 Million Gulden seine Ansprüche abzutreten. Im J. 1703 schlossen sich ihm die Herzöge Ernestinischer Linie gegen 600,000 Rthl. und unter Vorbehalt der Mitbelehnung an. Dagegen wurde die ältere welfische Linie in der Person des Herzogs Rudolf August von Wolfenbüttel in den Mitbesitz zugelassen, sodaß Lauenburg zeitweilig zwei Regenten hatte. Die gemeinschaftliche Regierung zu Ratzeburg dauerte bis zum J. 1703, wo Rudolf August gegen die Abtretung des Amtes Campen und unter Vorbehalt der Mitbelehnung und des Rückfalls seine Ansprüche aufgab (von Duve, «Mittheilungen zur näheren Kunde des Wichtigsten der Staatsgeschichte und Zustände der Bewohner des Herzogthums Lauenburg», Ratzeburg 1857, S. 757 fg.).

Während des Erbfolgestreits waren die Stände bestrebt gewesen, ihre Rechte und Vorrechte sicher zu stellen. Unter besonderer Mitwirkung des Erbmarschalls Joachim Werner von Bülow kam am 15. Sept. 1702 der Landesrecess zu Stande, worin die Rechte und Privilegien des Adels bestätigt, die Augsburgische Confession, Apologie und symbolischen Bücher gewährleistet und dem Herzogthum gesonderte Regierung, Hofgericht und Consistorium zugesichert wurde. Außer Zollfreiheit, Befreiung von Kriegsfuhren, Jagdfreiheit u. s. w. wurde dem Adel noch insbesondere gewährleistet, daß Töchter und Schwestern nicht aus den Lehen weichen sollten, bis sie wegen dessen, was Landesbrauch sei, versichert seien.

Mit der Thronbesteigung der Hannoverschen Kurfürsten wurde auch der alte Titel der Herzöge, die sich «Herzöge zu Sachsen, Engern und Westfalen» und ihr Land in den Collegien «Niedersachsen» genannt hatten, mit dem 28. Nov. 1691 aufgehoben und dafür die Benennung «Braunschweigisch-Lüneburgische zur Sachsen-Lauenburgischen Regierung verordnete» gesetzt; seit dem 7. Sept. 1705 trat noch «kurfürstliche» voran.

Als Georg Wilhelm 1705 starb, folgte ihm Georg I., der 1714 den britischen Thron bestieg und 1716 förmlich vom Kaiser mit Lauenburg belehnt ward. Seitdem theilte dasselbe die Schicksale Hannovers. Im J. 1803 von den Franzosen, 1805 von den Preußen besetzt, wurde Lauenburg 1806 wieder von den Franzosen in Besitz genommen. Napoleon I. ließ dasselbe als Krondomäne verwalten und incorporirte es dann am 10. Dec. 1810 dem französischen Kaiserreiche. Es gehörte zum Arrondissement Lübeck, in erster Instanz zum Tribunal Lübeck, in zweiter zum kaiserlichen Gerichtshof zu Hamburg. Die Landstände wurden völlig beseitigt[8]). Nach der Schlacht bei Leipzig kam es unter hannoversche Herrschaft zurück, die am 18. Dec. 1813 wieder in Thätigkeit trat.

Nach Artikel 4 des Wiener Tractats vom 29. Mai 1815 zwischen Hannover und Preußen und nach dem am 29. Sept. zu Paris geschlossenen Vertrage wurde das Herzogthum mit Ausnahme des Landstrichs am linken Elbufer, des Amtes Neuhaus, sowie des Landes Hadeln, die Hannover verblieben, an Preußen abgetreten. Dieses überließ es dann laut Tractat vom 4. Juni 1815 gegen Schwedisch-Pommern der dänischen Krone. Mittels Patent vom 6. Dec. 1815, das jedoch erst unter dem 27. Juli 1816 zur öffentlichen Kenntniß gebracht ward, nahm der König von Dänemark von dem Lande Besitz. Die Landesrechte wurden garantirt und auch der Landesrecess durch eine besondere Versicherungsacte bestätigt. Damit war König Friedrich VI. «Herzog von Lauenburg», das fortan nur diesen Titel führte. Die dänische Staatsgewalt behandelte das Ländchen in finanzieller Hinsicht gewissermaßen als Krondomäne, insofern als der jährliche Ueberschuß in die dänische Gesammtstaatskasse floß. Am 20. Juni 1851 wurde das Hofgericht neu organisirt und durch Verfügung vom 20. Dec. 1853 die Verfassung umgestaltet, wodurch die Repräsentation auf die Aemter ausgedehnt ward. Bei der Ausschreibung neuer Steuern, sowie bei Veränderungen im Steuerwesen bedurfte es der Zustimmung der Landstände, und bei Erlassung neuer, sowie der Abänderung bestehender Gesetze der Zuziehung derselben. Die Folge der milden Verwaltung war, daß sich die Lauenburger an dem nationalen Widerstande der Schleswig-Holsteiner gegen die dänische Regierung niemals ernstlich betheiligten.

Als der König Friedrich VII. am 10. Nov. 1863 starb, meldeten sowol der Erbprinz Friedrich von Schleswig-Holstein (Augustenburg), als auch die Fürstenhäuser Anhalt, Mecklenburg und Sachsen ihre Erbansprüche bei dem Bundestage an (21. Nov. 1863). Nach Besetzung des Landes durch die Bundesoccupation mußte dann infolge des zweiten schleswig-holsteinischen Krieges Christian IX. von Dänemark im Frieden zu Wien am 30. Oct. 1864 seine Ansprüche an Preußen und Oesterreich abtreten, und durch Vertrag zu Gastein (14. Aug. 1865) überließ Kaiser Franz Joseph seinen Antheil an den erworbenen Rechten gegen $2^1/_2$ Mill. dänischer Thaler an die preußische Krone. Mittels Patents vom 13. Sept. 1865 ergriff «in Erfüllung des von der lauenburgischen Landesvertretung ausgesprochenen Wunsches» König Wilhelm Besitz von der neuen Erwerbung, empfing am 26. Sept. persönlich die Erbhuldigung der Ritter- und Landschaft zu Ratzeburg und ernannte den Ministerpräsidenten von Bismarck zum Minister von Lauenburg. Das Verhältniß der Personalunion mit Preußen blieb bis zum 1. Juli 1876 bestehen, wo das Land als Kreis Herzogthum Lauenburg in die Provinz Schleswig-Holstein einverleibt ward. Damit begann eine allmähliche Einfügung desselben in ganz neue Verhältnisse. Die noch geltende peinliche Gerichtsordnung Karl's V. wurde beseitigt und am 1. Oct. 1878 die neue Reichsjustizgesetzgebung eingeführt. Auch das Consistorium wurde beseitigt und das Land dem evangelisch-lutherischen Consistorium in Kiel (23. Juni 1876) unterstellt. Mit dem Zollverein hörten der Elbzoll und die Transitzölle auf (30. Dec. 1867); das uralte, unter den Namen Meierrecht bekannte Verhältniß, in dem die Bauern zu der Grundherrschaft standen (14. Aug. 1872), ward abgelöst (27. Juli 1872); durch Gesetz vom 8. März 1876 die Allodification der lauenburgischen Lehnsgüter angebahnt und am 16. Dec. 1870 die schleswig-holsteinische Städteordnung auf die 3 Städte ausgedehnt, die Landgemeindeordnung am 2. Nov. 1874 eingeführt. Von der eingreifendsten Bedeutung war die Ausscheidung des landesherrlichen Antheils aus den lauenburgischen Domänen und die Ueberweisung des übrigen Domänencomplexes an das Land. Im Receß vom 19./21. Juli 1871 reservirte sich der König zum freien Eigenthum den gesammten Grundbesitz im Amte Schwarzenbek, Sachsenwald u. a., überließ das ganze übrige Domanium dem Herzogthum und überwies den königlichen Antheil unter dem 24. Juli 1871 dem Kanzler des Deutschen Reiches «in Anerkennung seiner Verdienste als Dotation». Am 1. Oct. 1882 trat an Stelle der Ritter- und Landschaft eine Kreisversammlung, die durch Verordnung vom 24. Aug. 1882 zur Einführung gelangte.

Das Wappen der 1689 ausgestorbenen Herzöge von Sachsen, Engern und Westfalen war in 4 Felder getheilt; im ersten, goldenen Felde hatte es 5 schwarze Balken mit einem darüber gezogenen Rautenkranz (?); im zweiten blauen einen gekrönten goldenen Adler; im dritten weißen drei Schröterhörner und im vierten, halb schwarzen, halb goldenen Felde zwei gekreuzte, mit den Spitzen nach unten gekehrte Schwerter, über dem Schilde drei gekrönte Helme, von denen der erste einen breiten rothen Fürstenhut mit silbernem Rand und sieben Pfauenfedern trug, der mittlere aber von einem hohen, gespitzten und mit grünen Rauten umflochtenen, oben mit einem Pfauenschwanz gezierten Hut bedeckt war, der dritte endlich einen gekrönten Adler trug. Die Helmdecke war roth und

8) Zander, «Das Herzogthum Lauenburg in dem Zeitraum von der französischen Occupation im J. 1803 bis zur Uebergabe an die Krone Dänemark 1816» («Vaterländ. Archiv für Lauenburg», III, S. 3 fg. und S. 289 fg.).

silbern, schwarz und golden und blau und golden. — Das in preußischer Zeit gebräuchliche Wappen zeigt einen silbernen Pferdekopf im rothen Felde innerhalb einer schwarz-weißen Einfassung.

Literatur: von Kobbe, «Geschichte und Landesbeschreibung des Herzogthums Lauenburg» (3 Bde., Altona 1836—37); von Duve, «Mittheilungen zur näheren Kunde des Wichtigsten der Staatsgeschichte und Zustände der Bewohner des Herzogthums Lauenburg von der Vorzeit bis zum Schluß des Jahres 1851» (Ratzeburg 1857); Sachau, «Vaterländisches Archiv für das Herzogthum Lauenburg» (3 Bde., Ratzeburg 1857—63); A. F. C. Manecke, «Topographisch-historische Beschreibung der Städte, Aemter und adeligen Gerichte des Herzogthums Lauenburg, des Fürstenthums Ratzeburg und des Landes Hadeln. Herausgegeben und mit einem Anhange nebst Zusätzen versehen von W. Dührsen» (Mölln 1884); Linsen, «Statistisches Hand- und allgemeines Adreßbuch für das Herzogthum Lauenburg» (Ratzeburg 1872); Schröder und Biernatzki, «Topographie der Herzogthümer Holstein und Lauenburg und des Gebiets der freien und Hanse-Städte Hamburg und Lübeck» (2 Bde., Oldenburg 1856); Hammerstein, «Der Bardengau» (Hannover 1869). *(Aug. Sach.)*

LAUENBURG, Stadt an der Elbe und der Delvenau, in dem frühern Herzogthum Sachsen-Lauenburg, dem jetzigen, zur preußischen Provinz Schleswig-Holstein gehörenden Kreis Herzogthum Lauenburg. Die Stadt besteht ursprünglich aus vier Theilen, den topographischen Verhältnissen wie auch der frühern Gemeindeverfassung entsprechend. Im J. 1885 hatte die Stadt mit den Vorstädten 4748 Einwohner. Die erste Eisenbahnverbindung mit Büchen entstand im J. 1852; durch die neuesten Verkehrsverbindungen, insbesondere den Bau der Elbbrücke, beginnt sich ein allmählicher Aufschwung zu zeigen. Neben bedeutendem Transithandel und Schiffahrt auf der Elbe und der Delvenau macht sich neuerdings auch Gewerbe und Industrie geltend in Töpferei, Ziegelfabrikation, Zündhölzerfabrikation u. a.

Historisch bedeutsame Gebäude hat Lauenburg wenig aufzuweisen. Zu erwähnen ist der runde Thurm, Ueberbleibsel der alten Lauenburg. Das Rathhaus ist ein unbedeutender Bau; vor demselben stand, culturhistorisch bedeutsam, noch im vorigen Jahrhundert eine Rolandsäule, die wie in anderen Städten der Provinz, z. B. in Schleswig, später als Pranger oder Kaak benutzt ward. Sie wird als eine sehr hohe hölzerne Säule beschrieben, auf der oben ein Scharfrichter mit einem breiten Hut und einem großen Schwerte an der einen und einer Ruthe an der andern Seite errichtet stand. Von historischer Bedeutung ist auch die Friedrichsbrücke am Hohlweg, auf der die Herzöge ihr Amt als oberste Richter im Sachsenlande ausübten, und z. B. Bernhard II. (1418—63) eine Appellation aus Westfalen entschied. — Die Stadtkirche war im J. 1227 noch nicht vorhanden und wird zuerst 1320 erwähnt. Man hat wol mit Recht vermuthet, daß sie nach dem Siege von Bornhöved 1227 von Herzog Albrecht erbaut sei. Viel umgebaut und ursprünglich klein, zeigt sie an dem ältern Chor und dem Hauptportal rein gothische Formen; das Schiff dagegen gehört erst der späten Gothik an. Was sie an ältern Denkmälern enthält, geht meist nur auf die Zeit Franz I. und seiner Gemahlin Maria zurück. Das Stadtwappen stellt ein geöffnetes Stadtthor mit zwei Thürmen vor, zwischen denen ein in die Länge getheiltes Schild ruht, das mit dem altsächsischen Wappen und einem halben Adler ausgefüllt ist.

Der Ursprung der Stadt ist an die Burg Lauenburg geknüpft. Ueber das Alter derselben ist viel gestritten. Es scheint, als wenn ihre erste Entstehung in das J. 822 gelegt werden muß. Damals nämlich ward theils zum Schutze der Mark gegen die räuberischen Einfälle der Wenden, theils um einen zweiten festen Uebergangspunkt über die Elbe neben dem etwas zu weit stromabwärts liegenden ältern bei Ertnenburg (jetzt Artlenburg) zu gewinnen, eine neue Feste in der Delbende genannten Gegend, die früher von den Slawen eingenommen war, erbaut und mit sächsischer Besatzung versehen.*) Am Ende des 16. Jahrh. ward noch auf einer Erhöhung in der sogenannten Aue, einer großen Wiese bei dem Vorwerk Lauenburg, am Fuße der jetzt auf der Höhe liegenden Stadt ein uralter ehemaliger Burgwall gefunden, der wahrscheinlich die Stätte der ursprünglichen Lauenburg bezeichnet. Erst mit dem J. 1181 entsteht durch Bernhard von Askanien die Lauenburg auf der Höhe des Plateaus, als Residenz der Askanier bis auf Franz II., der hier 1619 starb. Nachdem sie im 15. Jahrh. umgebaut war, wurde sie am 19. Febr. 1616 von Feuer ergriffen. Der stehen gebliebene Theil ward freilich noch zur Residenz benutzt, und auch nach dem Tode Franz' II. wohnte noch seine Witwe bis zu ihrem Tode 1626 darin, aber an eine Wiederherstellung des Ganzen war wegen der übeln Zeitverhältnisse nicht zu denken. Die Nachfolger Franz' II. zogen es vor, in Ratzeburg zu wohnen, und dadurch wurde dieses fortan die Hauptstadt des Herzogthums. Der noch jetzt erhaltene Thurm des Schlosses stammt erst aus dem J. 1466; ein 1583 angelegter Fürstengarten auf dem damals sogenannten Freudenberge ist heute in Privatbesitz. Unter dem Schutze des Schlosses hat sich die Stadt mit dem 13. Jahrh. entwickelt. Schon 1248 muß sie von einiger Bedeutung gewesen sein, da damals der Zoll von Artlenburg hierher verlegt ward; doch erst 1260 wird sie Stadt genannt und erscheint von da an als die Residenz der Herzöge von Sachsen, Engern und Westfalen mehr als 400 Jahre lang. Ihre fernere Geschichte ist eng verknüpft mit der Geschichte des Herzogthums selbst (s. d.). Zu erwähnen ist, daß sie unter dem

*) Castellum quoddam trans Albiam in loco, cui Delbende nomen, aedificant, depulsis ex eo Sclavis, qui illum prius occupaverant, praesidiumque Saxonum in eo positum. Einh. ann. ad a. 822. Vgl. von Hammerstein, «Der Bardengau» (Hannover 1869). Anderer Meinung ist W. Dührsen: «Archiv des Vereins für die Geschichte des Herzogthums Lauenburg» (1. Bd. Heft 3, S. 297—305).

17. April 1612 von Herzog Franz II. eine Polizeiordnung und ein Stadtrecht erhielt; daß hier am 21. März 1621 ein Convent von Ständen des Niedersächsischen Kreises und am 25. März 1625 eine Zusammenkunft norddeutscher Fürsten stattfand. Im Juli 1627 waren auch Tilly und Wallenstein hier anwesend. Im J. 1803 ward hier die Convention abgeschlossen, wonach Hannover den Franzosen übergeben wurde; am 17. bis 19. Aug. 1813 fand daselbst ein Gefecht zwischen Tettenborn und den Franzosen statt, infolge dessen der erstere sich nach hartnäckiger Vertheidigung zurückziehen mußte. Im J. 1855 am 19. März litt die Stadt sehr durch Fluten und Eisandrang. Die frühern Verfassungsverhältnisse der Stadt zeigten die Eigenthümlichkeit, daß die Einwohner nur die meierrechtliche Qualität besaßen, die erst 1841 aufgehoben wurde, und daß jede der Vorstädte, worin die Gerichtsbarkeit dem Amte gehörte, für die Verwaltungsgeschäfte einen Bürgermeister besaß, sodaß vier Bürgermeister gleichzeitig fungierten. Später erhielten die Vorstädte einen gemeinschaftlichen Bürgermeister, sodaß ein städtischer und ein vorstädtischer Bürgermeister die Verwaltung leiteten. Erst mit dem Jahre 1872, 16. März, wo die drei Vorstädte in die Altstadt einverleibt wurden, gelangte die preußische Städteordnung zur Einführung. Vgl. H. Schlepper: «Aus der Geschichte der Stadt Lauenburg a. d. Elbe» (Lauenburg 1881) und die beim Artikel «Herzogthum Lauenburg» verzeichnete Literatur. *(Aug. Sach.)*

LAUENBURG in Pommern, Kreisstadt im preußischen Regierungsbezirk Köslin, an der Leba und an der Linie Stargard-Danzig der Preußischen Staatsbahnen, mit (1885) 7214 Einwohnern, ist Sitz eines Amtsgerichts und eines Landrathsamtes, hat ein Progymnasium, eine höhere Töchterschule, ein Johanniterkrankenhaus und die Provinzialirrenanstalt. Die Einwohner betreiben Fischerei, Handel, Woll- und Flachsspinnerei, Gerberei, Fabrikation von landwirthschaftlichen Maschinen u. a. Die Stadt Lauenburg wurde zu Anfang des 14. Jahrh. vom Deutschen Orden gegründet und bereits 1341 mit städtischen Rechten und Freiheiten bedacht. Um dieselbe Zeit wurde auch die Stadt befestigt und neben derselben eine Burg errichtet, in welche der Orden einen Pfleger einsetzte. Das noch heute innerhalb der Stadt vorhandene Schloß wurde im 16. Jahrh. gegründet oder mit Benutzung eines ältern Schlosses umgebaut. Im 14. Jahrh. wurde auch die heute im Besitz der katholischen Gemeinde befindliche St.-Jakobskirche erbaut. Nachdem die Macht des Deutschen Ordens in der Schlacht bei Tannenberg, am 15. Juli 1410, durch die Polen gebrochen war, bildete sich der Preußische Bund und erfolgte der Abfall vom Orden im Jahre 1454. Lauenburg kam jedoch 1460 wieder in die Gewalt des Ordens. Im J. 1466 gelangte die Stadt durch Kauf in den Besitz des Herzogs Erich von Pommern und wurde 1526 polnisches Lehen. In die Jahre 1534—36 fällt die Einführung der Reformation, jedoch wurde die katholische Religion im J. 1637—40 mit Gewalt wiederhergestellt. Im Dreißigjährigen Krieg, besonders 1628—30, litt auch Lauenburg viel. Durch den Vertrag von Bromberg am 30. Oct. 1657 erhielt der Große Kurfürst Lauenburg als im Mannesstamme erbliches Lehen, das im Frieden zu Oliva 3. Mai 1660 bestätigt wurde. Die Schweden, die die Stadt noch besetzt hielten, zogen erst im Jahre 1658 ab, wobei sie einen großen Theil derselben einäscherten. Die Erbhuldigung erfolgte am 15. April 1658. Damit erhielt Lauenburg die verlorene religiöse Gleichheit wieder. Im J. 1675 wurde die Bergkirche von den Protestanten erneuert, aber 1848 eine neue Kirche am Markte erbaut. *(A. Schroot.)*

LAUF (Lubno), Stadt im bairischen Regierungsbezirk Mittelfranken, Kreis Hersbruck, Station der Linien Nürnberg-Fürth und Nürnberg-Oberkotzau der Bairischen Staatsbahnen, Sitz eines Amtsgerichts, hat ein altes Schloß und 3600 Einwohner. Schon 1253 wird des Marktes und der Burg Lauf Erwähnung gethan, in welcher Zeit sie wahrscheinlich Reichsgut und den Pfalzgrafen zu Lehen verliehen waren; denn unter den vom Pfalzgrafen Rudolf in den Streitigkeiten Kaiser Albrecht's mit den rheinischen Erzbischöfen 1301 verwirkten Reichslehen erwähnt der nürnberger Chronist Meisterlin auch des Ortes Lauf. Im J. 1322 kam der Markt pfandweise an die Burggrafen von Nürnberg, 1329 erblich an die Kurfürsten von der Pfalz, 1351 an Böhmen und 1390 wieder an die Pfalz. Der Landshuter Erbfolgekrieg und Nürnbergs Parteinahme für den Herzog Albrecht zu München brachten Lauf 1504 durch Eroberung an die Reichsstadt Nürnberg, worauf sich diese sofort von der Bürgerschaft huldigen ließ. Infolge der kaiserlichen Bestätigung dieser Besitznahme wurde Lauf der Sitz des nürnbergischen Pflegeamtes gleichen Namens, hatte an den Fehden der Markgrafen mit der Reichsstadt Nürnberg 1552 und 1553 durch Brand und Plünderung mit zu büßen und kam 1806 mit dieser an Baiern. *(F. Moesch.)*

LAUFACH, katholisches Pfarrdorf im bairischen Regierungsbezirk Unterfranken, Bezirksamt Aschaffenburg, Station der Linie Bamberg-Würzburg-Aschaffenburg der Bairischen Staatsbahnen, mit 1170 Einwohnern und wichtigen Eisenwerken. Geschichtlich bekannt wurde Laufach durch den hier am 13. Juli 1866 errungenen Sieg der preußischen Truppen unter General Vogel von Falckenstein über das 8. Armeecorps der Bundestruppen. *(F. Moesch.)*

LAUFEN oder LAUFFEN, Bezirksamtsstadt im bairischen Regierungsbezirk Oberbaiern, auf einer Halbinsel am linken Ufer der Salzach, Sitz eines Amtsgerichts, mit königlichem Schloß und 2330 Einwohnern, ist einer der ältesten Orte Baierns. Schon vor der römischen Herrschaft infolge der benachbarten reichen Hallstätten einer der wichtigsten Salz- und Stapelplätze des innern Noricum und zur Zeit der Römer ein bedeutendes Castell, wurde es durch die Völkerzüge verwüstet und zum Dorfe herabgedrückt; doch hob es sich schnell wieder durch seine Schiffahrt. Im 7. und 8. Jahrh. war Laufen der große Stapelplatz von Reichenhall, aber erst unter Kaiser Otto III., der die Erlaubniß ertheilte, Städte und Burgen

anzulegen, hob es sich zur Stadt empor mit einem reichen Patriciat von Schiffsherren.

Seit 1525 auf der salzburgischen Landtafel stehend, erhielt Laufen von den Landesfürsten verschiedene Freiheiten und Privilegien. Im Bauernkriege öffnete es dem Heere des Schwäbischen Bundes (August 1525) die Thore, welche es den rebellischen Bauern verschlossen hielt. Im Oesterreichischen Erbfolgekriege zogen am 27. Nov. 1742 die Oesterreicher in Laufen ein und verübten dort viele Gewaltthätigkeiten und Plünderungen. Im J. 1743 wurde es von den Baiern und dann von den Hessen besetzt, welche bis zum Frieden von Füssen (1747) blieben. Noch mehr litt Laufen im Französischen Kriege von 1800—1801. Der empfindlichste Schlag für Laufen waren aber die Territorialveränderungen. Der Friede zu Preßburg (26. Dec. 1805) gab das salzburger Land mit Berchtesgaden an Oesterreich; der Friede von Wien (14. Oct. 1809) trennte Salzburg wieder davon und stellte es zur Disposition Frankreichs; der Vertrag von Frankfurt (12. Sept. 1810) gab es an die Krone Baiern, bei welcher es blieb. Dadurch wurde Laufen nicht blos von Salzburg getrennt, sondern auch von seinen eigenen sehr bedeutenden Vorstädten Oberndorf und Altach, also in zwei Theile zerschnitten, und die Landesgrenze mitten im Herzen der Stadt auf der Brücke gezogen, wo sich jetzt die Zollschranken erheben. Damit waren Handel und Wandel vernichtet und die Hauptadern des bürgerlichen Verkehrs unterbunden; die blühende ansehnliche Stadt sank zu einer unbedeutenden Provinzialstadt herab. Die Schiffahrt selbst aber ist durch die auf allen Seiten sich erstreckenden Eisenbahnen aufs schwerste bedroht.

(F. Moesch.)

LAUFEN, Marktflecken im Erzherzogthum Oesterreich ob der Enns, im Salzkammergut, Bezirk Gmunden, in einer Seehöhe von 479 Met. an beiden Ufern der Traun, wo diese den Wasserfall des Wilden Laufen bildet, Station der Salzkammergutbahn, mit (1880) 367 Einwohnern. Die im gothischen Stile erbaute Pfarrkirche besitzt schöne Altäre, von welchen der von dem Salzamtmann Georg Prugglachner von Oberreitenau im J. 1637 gestiftete Hochaltar mit einer Marienstatue geschmückt ist, die nach der Ueberlieferung von dem im Steinguſse erfahrenen Erzbischof Thiemo von Salzburg verfertigt wurde und den Ort Laufen zu einem Wallfahrtsorte machte. In Laufen wurde bereits im Mittelalter ein lebhafter Salzhandel betrieben. Als die evangelische Lehre durch die rebellischen Bauern im Erzbisthum Salzburg sich in das oberösterreichische Salzkammergut verbreitete, fand sie auch Eingang in Laufen, wo lange Zeit evangelische Prediger wirkten; jetzt ist der Ort fast ganz katholisch. *(F. Grassauer.)*

LAUFEN oder LAUFFEN, Schloß und Dorf im Bezirk Andelfingen des schweizer Cantons Zürich. Das Schloß, ein großer, hochgiebeliger Bau, im gotischen Stil restaurirt, liegt 414 Met. über dem Meere, $2^1/_2$ Kilom. südwestlich von Schaffhausen, auf einem schroffen bewaldeten Kalkriff am linken Ufer des Rheins, der hier den berühmten Wasserfall von Schaffhausen oder Laufen bildet. Früher zu der habsburgischen Landgrafschaft Thurgau gehörig, kam das Schloß 1544 an Zürich, dessen Landvögten es bis 1798 als Amtssitz diente. Jetzt ist es Privatbesitz und wird theilweise als Gasthof für die zahlreichen Besucher des Rheinfalls verwendet. Gute Fußwege führen vom Schloß durch die Anlagen der waldigen Felshalde zu der unten am Fall an dem Schloßfelsen hängenden Gallerie «Fischetz» hinab, die den besten Anblick des imposanten Wassersturzes gewährt. Am östlichen Fuß des Schloßhügels, der von einem Tunnel der Nordostbahnlinie Winterthur-Schaffhausen durchbohrt ist, führt dicht über dem Falle eine auf 10 Steinbogen ruhende Eisenbahnbrücke über den Rhein und verbindet Laufen mit dem industriellen Dorfe Neuhausen im Canton Schaffhausen. Die Gemeinde Laufen besteht aus dem Schloß, dem Pfarrdörfchen Laufen und den benachbarten Dörfern Uhwiesen und Nol und zählt (1880) 812 meist reformirte Einwohner, deren Erwerbsquellen hauptsächlich der Acker-, Obst- und Weinbau und die Lachsfischerei am Rheinfall sind. Schloß und Gemeinde sind, wie auch das ihnen gegenüber bei Neuhausen gelegene Eisenwerk «im Laufen» nach dem Rheinfall benannt, der wie mehrere andere Wasserfälle, Stromschnellen und Flußengen in Süddeutschland und der Schweiz in der Umgegend als «der Laufen» bezeichnet wird. *(A. Wäber.)*

LAUFENBERG, auch Loufenberg (Heinrich von), ein für die Entwickelung des deutschen Kirchenliedes nicht unwichtiger Dichter des 15. Jahrh., hat zwar in dieser Encyklopädie unter Heinrich von Loufenberg (s. diesen Artikel) bereits eine kurze Erwähnung gefunden, verdient aber hier wegen seiner Bedeutung und der seither fortgeschrittenen Forschung eine ausführlichere Behandlung. Aller Wahrscheinlichkeit nach aus dem aargauischen Städtchen Laufenburg am Rhein stammend, welcher Ort früher Laufenberg hieß — sein Geburtsjahr ist nicht überliefert —, begegnet er zum ersten mal, wie schon vorher sein durch eine Urkunde vom 9. Juni 1343 bezeugter Namensverwandter Arnold von Laufenberg, im J. 1434 als Dekan unter den Chorherren des Mauritiusstiftes in Zofingen und befindet sich dann in der nämlichen Stellung zu Freiburg i. Br., trat aber 1445 als Mönch in das Johanniterkloster «Zum grünen Werde» in Straßburg, wo er wahrscheinlich 1458 oder kurz nachher gestorben ist. Die Angabe Hoffmann's von Fallersleben (s. unten), daß er 1437 in Freiburg Priester und dann erst Dekan geworden sei, fällt wohl dahin; durchaus abzuweisen ist die Vermuthung Trautweiler's (s. unten), daß der Schreiber einer königsfelder Verkaufsurkunde vom 5. Febr. 1439, Heinrich Tringer von Laufenberg, Priester, Dekan des Landkapitels Frickgau und öffentlicher Notar, mit unserm Dichter identisch sei; es handelt sich hier um zwei verschiedene Personen.

Die dichterische Thätigkeit Laufenberg's war eine sehr umfassende. Neben zahlreichen geistlichen Liedern, welche er nach der Angabe seiner eigenhändigen, bis 1870 in Straßburg bewahrten Handschrift in den J. 1415—58 verfaßt hat, rühren auch noch zwei symbolisirend-ascetische

Dichtungen, sowie eine Predigtsammlung (1425) und eine Uebersetzung des «Regimen sanitatis» (1429) von ihm her. Seine von einem Hauche lauterer Frömmigkeit und inniger Andacht durchwehten geistlichen Lieder sind theils Uebersetzungen oder Nachbildungen älterer lateinischer Kirchengesänge, theils freie Dichtungen, die sich entweder in den einfachern Weisen des Volksliedes, bisweilen mit geistlicher Umdichtung des weltlichen Textes, oder in den künstlichern Tönen des Meistergesanges bewegen. Dem Zuge seines Jahrhunderts folgend, hat Laufenberg besonders viele Lieder zum Preise der Jungfrau Maria gesungen und sich dabei bemüht, durch hohe Kunst zu glänzen, ohne jedoch mitunter vor trivialer Spielerei zurückzuschrecken. So geschieht es vornehmlich in den sogenannten «Marien-Abc», deren eines in jedem Worte seiner 23 Verszeilen die sämmtlichen Buchstaben des Alphabetes der Reihe nach enthält, während ein anderes in den 23 Wörtern der ersten Strophe das ganze Alphabet und in den 23 folgenden Strophen je einen Buchstaben desselben auftreten läßt. Tändelei und Ungeschmack sind auch in den drei Marienliedern: «Unser frowen krenzelin», «Unser frowen schäppelin» und «Unser frowen vingerlin» wahrzunehmen, und das letztere stattet der Dichter überdies mit 21 Edelsteinen, die er seinem für Maria bestimmten Fingerring einfügt, überreich aus. Wieder andere Lieder zeigen ein recht buntscheckiges Gepräge, indem in ihnen neben lateinischen Verszeilen deutsche einherlaufen oder zwischen die deutschen Worte lateinische gemischt sind. Außer den Liedern finden sich auch Leiche, eine Form, welche, obwol von den weltlichen Dichtern jener Zeit bereits aufgegeben, doch von den geistlichen nach dem Vorbilde der kirchlichen Sequenzen noch ferner geübt wurde. Die bereits erwähnten symbolisirend-ascetischen Dichtungen Laufenberg's heißen: «Der Spiegel menschlichen Heils» und «Das Buch der Figuren». Beide, in kurzen Reimpaaren abgefaßt und in den Jahren 1437 und 1441 entstanden, sind von bedeutendem Umfange, da jenes 15,000, dieses 25,370 Verse zählt. Das erstere ist eine Uebersetzung des damals von Laien gern gelesenen und von der neuen Druckerpresse viel verbreiteten «Speculum humanae salvationis» und handelt vornehmlich von dem Sündenfall und der Erlösung. Mit dem Sturze der abtrünnigen Engel beginnend, läßt es dann die hier in Betracht kommenden Abschnitte aus dem Alten und Neuen Bunde folgen und schließt mit dem Erscheinen Jesu als Weltenrichters, den Qualen der Hölle und den Freuden des Himmels. Während sich die alttestamentlichen Erzählungen nach der biblischen Ordnung folgen, sind den neutestamentlichen allemal drei aus dem alten Bunde oder aus Geschichte und Sage angereiht, welche als Allegorien auf Christus und Maria hindeuten. Ob die dem Texte beigefügten, mit Wasserfarben gemalten und nicht ohne Geschick ausgeführten Bilder der vormaligen straßburger Handschrift dieses Gedichts von der Hand Laufenberg's herrührten, läßt sich zwar nicht beweisen, ist aber immerhin möglich. Das «Buch der Figuren», nach der Vermuthung Engelhardt's (s. unten) eine Uebersetzung des von dem Pfälzer Konrad von Alzei (gest. 1370) verfaßten «Opus figurarum», enthielt die sämmtlichen Geschichten des Alten Bundes (136) und zwar als Figuren oder Symbole zur Verherrlichung der heiligen Jungfrau aufgefaßt. Auch diesem Gedichte waren in der straßburger Handschrift erläuternde Bilder beigefügt. Wenn es ungewiß bleibt, ob Laufenberg auch weltliche Lieder gedichtet hat — die straßburger Handschrift enthielt solche ohne Namensbezeichnung und Chiffre — neben seinen geistlichen, so ist es dagegen wahrscheinlich, daß man ihm die Anfertigung einer musikalischen, bis 1870 gleichfalls der straßburger Stadtbibliothek zugehörigen Handschrift zu verdanken hat. Neben drei Tractaten über Musik (zwei lateinischen und einem deutschen) enthielt dieselbe noch 212 Compositionen lateinischer, französischer und deutscher weltlicher und geistlicher Lieder zu 2, 3 und 4 Stimmen. Der verstorbene Bibliothekar Jung glaubte in den Schriftzügen die Hand Laufenberg's zu erkennen, und auch der Herausgeber jenes ersten, von Philipp von Vitri herrührenden Tractates, E. de Coussemaker («Scriptores de musica medii aevi nova series», tom. III, 1869, p. 35—46), hat diese Ansicht zu der seinigen gemacht. Zum Schaden für die Wissenschaft ist auch diese Handschrift, gleich den vorher erwähnten, bei dem Brande der straßburger Bibliothek am 24. Aug. 1870 ein Raub der Flammen geworden.

Literatur: «Der Ritter von Stauffenberg. Ein altdeutsches Gedicht», herausgegeben nach der Handschrift der öffentlichen Bibliothek zu Straßburg von Chr. Mor. Engelhardt (Straßburg 1823), S. 16—42; H. F. Maßmann im «Anzeiger für Kunde des teutschen Mittelalters», Jahrg. 1832, S. 41—48; J. J. Banga in demselben Anzeiger, Jahrg. 1833, S. 269—271; Hoffmann von Fallersleben, «Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luther's Zeit» (3. Aufl., Hannover 1861), S. 98 fg., 112—114, 129 fg., 247—259, 283 fg., 340 fg., 361; derselbe, «In dulci jubilo. Nun singet und seid froh» (2. Aufl., Hannover 1861), S. 10—14, 55—63; E. E. Koch, «Geschichte des Kirchenlieds und Kirchengesangs» (3. Aufl., Stuttgart 1866), Bd. I, S. 213—216; Phil. Wackernagel, «Das deutsche Kirchenlied von der ältesten Zeit bis zu Anfang des 17. Jahrh.» (Leipzig 1867), Bd. II, S. 528—612; A. Trautweiler in: «Vom Jura zum Schwarzwald», herausgegeben von F. A. Stocker (Aarau 1884), Bd. I, S. 53—61; «Alemannia. Zeitschrift für Sprache, Literatur und Volkskunde des Elsasses und Oberrheins», herausgegeben von Anton Birlinger, Bd. II, S. 223—233 (Bonn 1875), Bd. III, (1876), S. 247—262; C. Brunner, «Das alte Zofingen und sein Chorherrenstift» (Aarau 1877), S. 67; A. Schumann in «Allgemeine deutsche Biographie» (Leipzig 1884), Bd. XIX, S. 810—813.

(A. Schumann.)

LAUFENBURG oder LAUFFENBURG heißen zwei Städtchen am Oberrhein, von denen das eine dem schweizerischen Canton Aargau, das andere dem Kreis

Waldshut und dem Bezirksamt Säckingen des Großherzogthums Baden angehört. Groß Laufenburg, der Hauptort des gleichnamigen Bezirks (155 □Kilom., 14,355 Einw.) im aargauischen Frickthal, liegt 322 Met. über dem Meer, 19 Kilom. nördlich von Aarau, am linken Ufer des Rheins, ist unregelmäßig gebaut mit engen winkeligen Straßen, besitzt eine alte Pfarrkirche, ein Rheinsoolbad und eine große Ruine der alten Laufenburg, die 1638 von den Schweden zerstört wurde, und zählt (1880) 858 meist katholische Einwohner, deren Haupterwerbsquellen neben städtischem Kleingewerbe der Ackerbau und die Lachsfischerei sind. Eine offene, zum Theil steinerne, zum Theil hölzerne Brücke führt von Groß-Laufenburg nach dem badischen Klein-Laufenburg hinüber, das auf dem rechten Ufer 311 Met. über dem Meer, $7^1/_2$ Kilom. oberhalb Säckingen an der Linie Basel-Waldshut-Konstanz der Badischen Staatseisenbahn liegt. Beide Städtchen sind nach dem Laufen benannt, einer Stromschnelle, die sich mit einer Breite von 60—70 Met. und einem Gefälle von 5 Met. von der Brücke 1 Kilom. weit rheinabwärts erstreckt.

Im 13. und 14. Jahrh. Sitz der Grafen von Altenburg und Habsburg-Laufenburg, kamen Burg und Stadt Laufenburg 1386 durch Kauf an Oesterreich und bildeten mit den anderen Waldstädten am Oberrhein (Rheinfelden, Säckingen und Waldshut) einen Bestandtheil der vorderösterreichischen Besitzungen im Breisgau und Frickthal, bis 1801 durch den Frieden von Lüneville Klein-Laufenburg an Baden, Groß-Laufenburg an die Helvetische Republik fiel, worauf letzteres 1803 durch die Mediation dem Canton Aargau zugewiesen wurde. *(A. Wäber.)*

LAUFFEN, Stadt im württembergischen Neckarkreis, Oberamt Besigheim, an der Mündung der Zaber in den Neckar, Station der untern Neckarbahn (Bietigheim-Heilbronn), mit 3607 Einwohnern (1885). Der Ort besteht aus Dorf Lauffen und Stadt Lauffen, die durch den Neckar getrennt sind, über welchen Brücken führen. Die Stadt liegt auf dem rechten Neckarufer an einen schmalen Bergrücken gelehnt, während das Dorf links in der Thalebene liegt. Auf einem Muschelkalkfelsen im Neckar, mit der Stadt durch eine Brücke verbunden, stand früher die Burg Lauffen, welche später in die Oberamtei verwandelt wurde, die jetzt das Rathhaus bildet. Von der alten Burg ist nur noch ein viereckiger Thurm übrig. Im Dorfe befindet sich die Pfarrkirche zur heiligen Regiswindis, deren älteste Theile in das J. 1227 fallen. Südlich davon steht die Regiswindiskapelle, wol ursprünglich Taufkapelle, ein massives Gebäude mit achtseitigem Zeltdach aus Quadern. Ein Nonnenkloster, ursprünglich den Benedictinern, dann den Dominikanern gehörig, am Neckar stehend und später Kameralamt, ist zu Anfang des 11. Jahrh. gebaut worden. In der Stadt liegt, unfern der ehemaligen Martinskirche, das hofkammerliche Kassengebäude, ein massiver Bau, von Herzog Christoph im J. 1568 begonnen und nun zu städtischen Zwecken verwendet. An der südwestlichen Ecke der alten Stadtmauer stand früher ein Schloß, an welches nur noch Reste der Grundmauer erinnern.

Lauffen (Hlauppa, Loufin) gehörte ursprünglich zum Reichsgut und stand wol im Zusammenhang mit der Pfalz Heilbronn. Grafen von Lauffen kommen vom 11. bis zum 13. Jahrh. vor; mit deren Erlöschen im Mannsstamm fielen Stadt und Burg ans Reich, aber schon vor 1220 wurde Lauffen durch Friedrich II. zugleich mit Sinsheim und Eppingen an den Markgrafen Hermann V. von Baden verpfändet und nie wieder eingelöst. Später erwarb Würtemberg einige Besitzungen in Lauffen; Stadt und Burg wurden im J. 1346 von Baden an die Ritter Hofwart von Kirchheim und von diesen 1361 an Würtemberg verkauft, welches schließlich daselbst eine Obervogtei errichtete, die bis 1755 bestand.

Im J. 1519 wurde Lauffen dem Herzog Ulrich von Würtemberg durch den Schwäbischen Bund entrissen. Im Bauernkrieg 1525 plünderte der helle Haufen das Kloster. Am 12. und 13. Mai 1534 siegte der vertriebene Herzog Ulrich bei Lauffen über die Kaiserlichen unter Pfalzgraf Philipp, wodurch er sein Land wiedergewann. Im Dreißigjährigen Kriege und in den folgenden Kriegen hatte die Stadt viel von Durchmärschen und Einquartierungen zu leiden, da der Neckarübergang wichtig war. Lauffen ist der Geburtsort des unglücklichen Dichters Hölderlin. *(W. Höchstetter.)*

LAUFFER (Jakob), schweizerischer Theolog und Historiker, geboren am 25. Juli 1688 in dem bernischen Dorfe Bleienbach (nicht, wie irrthümlich angenommen, in Zofingen), entstammte einem altbürgerlichen, noch jetzt blühenden Geschlechte der damals zum Canton Bern gehörigen Stadt Zofingen im Aargau. Nach seiner Vorbildung bis zum 15. Altersjahre in der Lateinschule Zofingens besuchte er von 1703—12 die Akademie in Bern und machte dann zur Vollendung seiner Studien während zweier Jahre eine wissenschaftliche Reise ins Ausland, die ihn durch Deutschland, Holland und Frankreich führte. In Halle hörte er bei Francke, Gundling und Thomasius und erwarb sich durch eine öffentliche Disputation die Anerkennung des Letztgenannten. Nach seiner Heimkehr erfolgte 1717 seine Aufnahme ins Predigtamt und im nächsten Jahre die Ernennung zum Professor der Geschichte und Beredsamkeit an der berner Akademie. Er weckte durch seine Vorlesungen bei seinen Schülern, zu denen auch Albrecht von Haller gehörte, Theilnahme und Neigung für die heimatliche Geschichte. Im stillen Wirken des Lehrers und Gelehrten verflossen ihm seitdem die Tage. Unerwartet schnell endete sein Leben mitten in eifriger Arbeit am 27. Febr. 1734, infolge eines unglücklichen Sturzes.

Seine schriftstellerische Thätigkeit begann schon früh mit einer Abhandlung über die Thorheit der Gottesleugnung: «Ἄθεος ἄνους sive Atheus amens» (Amsterdam 1714); bei der Aufnahme in das geistliche Amt verfaßte er eine «Dissertatio de hostium spoliis Deo sacratis et sacrandis» (Bern 1717), beim Antritt des akademischen Lehramtes eine «Praelectio litteraria, quis sit vere litteratus» (Bern 1718). Daran schlossen sich die Dissertationen: «Contra librorum malorum abundantiam eorumque auctores» (Bern 1722); «An et

quibus litteris homo politicus sit imbuendus» (Bern 1722); «De recta liberorum educatione» (Bern 1723); «De dictatoribus Romanis» (Bern 1726); «Solennitätsreden, gehalten 1725—27» (Bern 1728), ferner Beiträge unter dem Pseudonym Kneller in J. J. Bodmer's «Discourse der Mahlern» (4 Thle., Zürich 1721—23) und solche ohne Namen in dem «Bernischen Freytags-Blättlein», welches die sogenannte «Neue Gesellschaft» in Bern während der zwanziger und dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts herausgab (vgl. darüber «Chronik der Gesellschaft der Mahler», herausgeg. von Theod. Vetter [auch unter dem Titel: «Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz», herausgeg. von Vetter und Büchtold, 2. Serie, 1. Heft], Frauenfeld 1887, S. 51, 79 und 80). Viel wichtiger als die bisherigen Schriften war die seit 1724 im Auftrage der Regierung begonnene Schweizergeschichte, welche die bis 1610 gediehene Stadtchronik fortsetzen, zugleich aber auch die allgemein schweizerischen Verhältnisse berücksichtigen sollte. Die auf höheren Befehl erschlossenen öffentlichen Archive, sowie zahlreiche Correspondenzen aus der Nähe und Ferne führten ihm ein umfängliches Material zu, das er mit Sorgfalt, aber doch mit einiger Zurückhaltung benutzte, da ihm die politischen Verhältnisse des Berner Staates und die Rücksicht auf die Regierung, in deren Auftrage er schrieb, gewisse Schranken setzten. Trotz dieses Mangels und anderer Schwächen bezeichnet aber das Werk doch einen bedeutsamen Fortschritt in der Geschichtschreibung der Schweiz. Denn wenn schon eine zusammenfassende Arbeit wie die vorliegende eine verdienstliche Leistung war, so mußte der Werth derselben noch dadurch steigen, daß sie in den späteren Perioden eine auf bisher unbekanntem Urkundenmaterial aufgebaute Geschichtsdarstellung enthielt, die ganz neue Aussichten eröffnete und den Zeitgenossen und Nachfolgenden eine fruchtbare Anregung zu geschichtlichen Studien und Arbeiten gewährte. Zum Abschlusse brachte Lauffer sein Werk nicht mehr. Bei seinem plötzlichen Tode war er nur bis zum sogenannten Zweyer'schen Handel (1656) vorgedrungen, mit dessen Schilderung er nicht mehr zu Ende kam. Was daran noch fehlte — etwas mehr als fünf Druckseiten —, fügte sein Freund und Amtsnachfolger Joh. Georg Altmann hinzu und sorgte dann im Auftrage der Witwe für die Veröffentlichung. Diese erfolgte in 18 Bänden unter dem Titel: «Genaue und umständliche Beschreibung helvetischer Geschichte, aus den bewährtesten Verfassern der alten und neuen Historien und dazu dienenden Urkunden zusammen getragen» (Zürich 1736—38), und mit der vierbändigen Beigabe: «Historische und Critische Beyträge zu der Historie der Eidsgenossen, bestehend in Urkunden, Zeugnissen und Untersuchungen u. s. w. zu dem Werke Jac. Lauffers» (ebenda 1739). Altmann fügte dem Hauptwerke noch ein ausführliches Register bei (1739) und eignete jenes im Namen der Witwe der Berner Regierung zu, welche diese Aufmerksamkeit dadurch erwiderte, daß sie die für ihre Mitglieder bestimmten Exemplare nach dem laufenden Preise ankaufte, der Witwe ein Geschenk von 1800 Thalern verwilligte und das handschriftliche Original auf der öffentlichen Bibliothek in Bern niederzulegen befahl.

Literatur: «Gabr. Hürneri Oratio funebris in obitum ... Jacobi Laufferi» (Bern 1734); J. G. Altmann in der Vorrede zu Lauffer's «Helvet. Geschichte»; H. J. Leu, «Allgem. Helvet. Lexikon» (11. Thl., Zürich 1756); H. J. Holzhalb, «Supplement zu Leu» (3. Thl., Zürich 1788); (B. F. A. D. de Zurlauben) «Tableaux de la Suisse» (tome II, Paris 1786); J. J. Frikart, «Tobinium litteratum, oder Verzeichniß Zofingischer Schriftsteller und ihrer Schriften» (1809), S. 32—39 (Mscr. der zofinger Stadtbibliothek); M. Lutz, «Nekrolog denkwürdiger Schweizer aus dem 18. Jahrh.» (Aarau 1812, S. 288); J. M. Ulteri in «Biographie universelle», XXIII, 432 (Paris 1819); J. J. Frikart, «Tobinium ecclesiasticum, oder Kirchliches Aemterbuch der Stadt Zofingen», S. 161 fg. (Zofingen 1824); derselbe, «Tobinium genealogicum, oder Stammtafeln jetziger bürgerlicher Geschlechter der Stadt Zofingen», I, 243 (Zofingen 1827); R. Walthard, «Description topographique et historique de la ville et des environs de Berne», p. 231 (Bern 1827); A. von Tillier, «Geschichte des eidgenössischen Freistaates Bern», V, 469 fg. (Bern 1839); M. Schuler, «Thaten und Sitten der Eidgenossen», 3. Aufl., 4. Bd., 1. Abthl., S. 621 fg., (Zürich 1845); A. Schumann in «Argovia. Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Cantons Aargau», XII, 56 und 63 fg. (Aarau 1881); «Allgem. Deutsche Biographie», XVIII, 42 (Leipzig 1883). (*A. Schumann.*)

LAUFFER (Johann Rudolf), Gouverneur von Curaçao 1796—1804, dem nämlichen Geschlechte entsprossen wie der Geschichtschreiber Jakob Lauffer und am 9. Nov. 1753 in Zofingen (Aargau) geboren, war der Sohn eines dortigen Hartschiers (Stadtpolizisten). Nachdem er das Bäckerhandwerk erlernt hatte, ging er auf die Wanderschaft, durchreiste Frankreich und Holland und ließ sich 1775 in Amsterdam als Schiffsbäcker für eine Fahrt nach der niederländischen Insel Curaçao anwerben. Der damalige blühende Zustand derselben veranlaßte ihn, dort zurückzubleiben und sein Glück in Handelsunternehmungen nach dem spanischen Südamerika zu versuchen. Durch Einsicht und Geschick erwarb er sich allmählich ein ansehnliches Vermögen. Während ihm sein Fleiß und seine strenge Rechtlichkeit immer mehr Achtung und Zutrauen gewannen, arbeitete er zugleich in freien Stunden unverdrossen an seiner geistigen Ausbildung. Mathematik und Technologie waren seine Lieblingsfächer; doch beschäftigte er sich auch gern mit Philosophie und deutscher Literatur. Seine Tüchtigkeit zog die Aufmerksamkeit der früheren niederländischen wie der späteren batavischen Regierung auf sich, sodaß ihn jene 1787 zum Mitgliede des Kirchenrathes und 1794 zu dessen Vorsteher, diese 1795 zum Landeshauptmann und Mitgliede des Colonialrathes und 1796 zum Gouverneur von Curaçao und den dazu gehörigen kleineren Inseln ernannte. Dieses höchste Amt der Colonie verwaltete er mit großer Einsicht und Pflichttreue. Während die ersten

Jahre seiner Wirksamkeit ruhig und still vorübergingen, begann mit dem neuen Jahrhundert für ihn eine Zeit voll Gefahr und Unruhe. Am 6. Febr. 1800 lief nämlich die französische Fregatte «Vengeance», Kapitän Pitot, welche ein Gefecht mit der nordamerikanischen Fregatte «Constellation» arg zugerichtet hatte, in den Hafen von Wilhelmsstadt, dem Hauptorte Curaçaos, ein, um den erlittenen Schaden auszubessern und die Mannschaft mit neuem Mundvorrath zu versehen. Pitot schloß mit den auf der Insel weilenden Agenten des französischen Gouverneurs von Guadeloupe einen mehrmonatlichen Vertrag über die Lieferung von Lebensmitteln, und als nach dessen Ablaufe die fernere Beschaffung von Proviant verweigert wurde, wandte er sich in seiner Noth an den Gouverneur Lauffer, der sogleich bereit war, das einer befreundeten Macht gehörige Schiff mit allem Nothwendigen zu versehen. Kaum hatte Pitot diese Bereitwilligkeit in anerkennender Weise nach Guadeloupe berichtet, so verfiel man dort auf den hinterlistigen Gedanken, die zufällige Anwesenheit der «Vengeance» bei Wilhelmsstadt zur Besitzergreifung von Curaçao zu benutzen. Sechs Kriegsfahrzeuge unter Leitung des Agenten Bresseau gingen zu diesem Zwecke nach der Insel ab. Als fünf derselben am 23. Juli 1800 in Sicht kamen, schien dies dem Gouverneur verdächtig, weshalb er sogleich Anstalten traf, einen etwaigen Handstreich der Franzosen zu vereiteln. Er ließ den Eingang des Hafens durch eine Kette sperren, ein Pontonschiff mit Geschütz an dessen Eingang auffüllen und versammelte die Miliz, welche freilich durch die Schuld der batavischen Regierung nur schlecht bewaffnet war und Mangel an Pulver litt. Bresseau erklärte angesichts dieser Vertheidigungsanstalten und auf die Drohung Lauffer's, daß er Gewalt brauchen werde, wenn sich jener über seine Absichten nicht ausweise: die Agentschaft in Guadelope halte es für nöthig, Curaçao durch eine französische Besatzung gegen eine von Jamaica aus geplante englische Unternehmung zu sichern. Auf die Erwiderung Lauffer's, daß er selber im Stande sei, einen solchen Anschlag zu verhindern, bat Bresseau, man möge seinen Schiffen wenigstens das Einlaufen in den Hafen gestatten; er verbürge sich mit seinem Ehrenworte, daß dieselben nach der nothwendigen Erfrischung der Truppen nach Guadeloupe zurückkehren würden. Lauffer entsprach diesem Gesuche, gestattete auch drei Tage nachher einem Theile der Mannschaft zu landen, da sich viele Kranke darunter befinden sollten, verstärkte aber zugleich die Wachen der Stadt durch eine Compagnie Landwehr. Sobald die Franzosen ihren Zweck erreicht hatten, versuchten sie die Einwohner durch Drohungen einzuschüchtern; Bresseau selber stellte den Gouverneur in einem Schreiben an den Colonialrath als einen Feind Frankreichs dar und forderte die Capitulation Curaçaos. Zugleich hatte er den Plan gefaßt, an dem gleichen Tage einen allgemeinen Angriff auf Wilhelmsstadt und die dasselbe deckende Feste Amsterdam zu unternehmen. Allein Pitot verweigerte theils aus Rücksicht auf einen befreundeten Staat, theils aus Erkenntlichkeit gegen die ihm widerfahrene Güte Lauffer's seine Mithülfe; ja er benachrichtigte diesen sogar von dem Plane des Agenten. Der Colonialrath, davon in Kenntniß gesetzt, verwarf einstimmig den Antrag Bresseau's, worauf dieser, in seinen Erwartungen getäuscht, einen freundlicheren Ton annahm und sich den Anschein gab, als wolle er nach Guadeloupe zurückkehren. Als er dieserhalb um Unterstützung bat, schoß man ihm gegen eine schriftliche Versicherung der Rückzahlung 10,500 Gourden (Piaster) vor, versah ihn mit Lebensmitteln und sonstigen Vorräthen und stellte ihm einige Transportschiffe zur Verfügung. Unter Dankbezeigungen segelten endlich die Franzosen ab, unterbrachen aber bald ihre Fahrt und gingen am 4. Sept. abends plötzlich zu St.-Michel ans Land, indem sie vorgaben, daß sich in der Ferne fünf englische Kriegsschiffe gezeigt hätten. Auf diese Kunde zog Lauffer mit 500 Mann nach St.-Michel und forderte die Franzosen auf, die Insel zu räumen. Er erhielt keine Antwort; ja die Ueberbringer seines Auftrags wurden sogar festgehalten und kehrten nicht wieder. Dagegen kam die Meldung, die Gelandeten hätten in St.-Michel geplündert, die Negersklaven zur Empörung gereizt und seien bis drei Stunden nordwärts von Wilhelmsstadt vorgedrungen. Seine Lage war eine kritische: zu Lande und zu Wasser eingeschlossen — denn inzwischen hatte sich eins der französischen Kriegsschiffe bei der benachbarten Insel Bonaire aufgestellt —, ohne hinreichende Lebensmittel und genügendes Wasser, da es seit 18 Monaten nicht geregnet hatte und die Gegner im Besitze mehrerer Brunnen waren, ohne zuverlässige Truppen und Gewehre, mußte er sich hauptsächlich mit dem schweren Geschütz vertheidigen. Trotzdem war er entschlossen, Wilhelmsstadt bis aufs äußerste zu halten. Da nahte unerwartet die Rettung. Als man sich vier Tage lang gegenseitig beschossen hatte, erblickte man am Abend des 9. Sept. in der Ferne ein englisches Kriegsschiff. Es war die Fregatte «Nereide», Kapitän Watkins, welche einen gekaperten, mit Kriegsbedürfnissen befrachteten nordamerikanischen Dreimaster im Schlepptau führte. Der Kapitän erklärte auf eine Anfrage des Gouverneurs, daß er trotz der feindlichen Stellung seiner Regierung zur Batavischen Republik bereit sei, Hülfe zu leisten, um größerem Unglück vorzubeugen. So unterzeichnete denn Lauffer mit Zustimmung des Colonialrathes am 13. Sept. eine Capitulation, durch welche Curaçao unter englischen Schutz gestellt wurde und eine englische Besatzung aufnahm, während die bisherige Verwaltung fortdauern sollte. Sogleich besserte sich die Lage der Einwohner: Bresseau hob aus Furcht vor den Engländern die Blokade auf, sodaß man sich Mundvorrath und Gewehre verschaffen konnte, und der am 13. Sept. abends zum ersten mal wieder fallende Regen ermuthigte die Miliz der Insel, den erneuten Versuchen der Franzosen zur Einnahme von Wilhelmsstadt mit Erfolg entgegenzutreten. Als dann eine amerikanische Fregatte 80 Mann Hülfstruppen landete, schwand den Korsaren der Muth: sie schifften sich in der Nacht vom 22. zum 23. Sept. ein und ließen dabei sogar ihre Vorposten im Stich. Am 12. Oct. erschienen noch mehrere englische Kriegsschiffe, worauf am 17. die

Colonie förmlich an England übergeben, die englische Flagge aufgehißt und eine Besatzung von 150 Mann gelandet wurde. Sobald die batavische Regierung durch einen Privatbrief den völkerrechtswidrigen Anschlag der französischen Agenten erfahren hatte (8. Oct. 1800), wendete sie sich durch ihren Gesandten in Paris klagend an den Minister Talleyrand, der von diesem Unternehmen erst jetzt Kunde erhielt und strenge Untersuchung des Vorfalles und Bestrafung der Schuldigen verhieß. In der That wurden die Agenten nach einiger Zeit ihrer Stellen entsetzt, sollen aber später durch anderweitige Anstellung entschädigt worden sein. Lauffer blieb unterdessen im Besitze der batavischen Civil- und Militärgewalt; nachdem aber infolge des Friedens von Amiens (27. März 1802) die englische Besatzung abgezogen war, begab er sich 1804 nach Holland, um sich vor einem Kriegsgerichte zu verantworten. Dasselbe trat im Haag zusammen und bestand aus 2 Admiralen, 2 Generalen, 2 Obersten und 3 Rechtsgelehrten. Die Entscheidung derselben erfolgte am 25. Nov. 1805 und sprach ihn aufs ehrenvollste von jedem Vorwurfe frei. Man bot ihm eine Pension an, die er indessen ausschlug; denn obwol er zur Vertheidigung der Insel 150,000 Gulden aus eigenen Mitteln aufgewendet hatte, lehnte er doch jede Entschädigung ab, da er ihrer nicht bedurfte. Er kehrte hierauf nach Curaçao zurück und lebte fortan ohne öffentliches Amt im Schoße seiner Familie der Besorgung seines Grundbesitzes und den Wissenschaften. Er hatte sich 1799 mit einer Eingeborenen von Curaçao verheirathet, welche ihm in den Jahren 1800 bis 1817 sieben Söhne schenkte. Zwei derselben begleitete er, als sie das schulpflichtige Alter erreicht hatten, nach der alten Heimat zurück, um sie in Zofingen unterrichten zu lassen. Bei diesem Aufenthalte in der Schweiz machte er die Bekanntschaft H. Zschokke's, dem er die auf den Ueberfall Curaçaos bezüglichen Actenstücke zur Durchsicht übergab. Nach denselben verfaßte Zschokke seinen unten angeführten Aufsatz, worauf Lauffer diese Papiere seiner heimatlichen Bibliothek schenkte, die sie noch jetzt bewahrt. Er selbst starb, 80 Jahre alt, am 24. Dec. 1833 auf Curaçao.

Literatur: J. J. Frikart, «Tobinium genealogicum, oder Stammtafeln jetziger bürgerlicher Geschlechter der Stadt Zofingen» (Zofingen 1827), I, 246; C. Schauenberg-Ott, «Die Stammregister der bürgerlichen Geschlechter der Stadt Zofingen» (Zofingen 1884), S. 158; H. Zschokke, «Die Einnahme der westindischen Insel Curaſſao durch die Briten im J. 1800» (zuerst abgedruckt in dessen «Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit», Jahrg. 1819, Aarau, S. 441—466, wiederholt in H. Zschokke's «Ausgewählten Schriften», Aarau 1825, VII, 204—266, und in den «Gesammelten Schriften», 1854, XXXIII, 161—203).

(*A. Schumann.*)

LAUFGRÄBEN oder Trancheen heißen die bei dem förmlichen Angriff oder der regelrechten Belagerung einer Festung behufs gedeckter Annäherung erbauten Erdwerke, welche aus einem ausgehobenen Graben und einem davor aufgeschütteten Erdwall bestehen. Sie werden in zwei Hauptklassen getheilt, nämlich in solche, die ausschließlich dem Zwecke der gedeckten Annäherung dienen und daher gegen die Festung gerichtet sind, und solche, die zur gedeckten Aufstellung der zum Angriff erforderlichen Truppen und zur Anlegung von Batterien bestimmt sind. Die Laufgräben der ersteren Klasse nennt man Annäherungswege (Approchen), die der letztern Parallelen, weil sie gewöhnlich in paralleler Richtung mit dem Hauptumzuge der Festung oder den Seiten des der Construction der Fronten zum Grunde liegenden Polygons erbaut werden.

Der Bau der Laufgräben geschieht durch Sappiren und zwar nach der Entfernung von der Festung und nach anderen Umständen (am Tage oder in der Nacht) in verschiedener Sappengattung: in flüchtiger Erd-, flüchtiger Korb-, ganzer oder halber Sappe. Bei der flüchtigen Erd- (gemeinen, offenen) Sappe stellt man während der Nacht, vom Vertheidiger unbemerkt oder auch ungedeckt, gleichzeitig eine große Zahl Arbeiter in einer bestimmten Richtung an und läßt dieselben sich möglichst schnell eingraben, indem sie die Erde nach der Festung zu brustwehrartig aufwerfen. — Bei der flüchtigen oder fliegenden Korb-Sappe stellen Arbeiter während der Nacht und unbemerkt eine große Anzahl Schanz- (Sappen-)körbe gleichzeitig in einer bestimmten Richtung auf und graben sich hinter denselben schnell ein, indem sie die Erde zuerst in die Sappenkörbe und wenn diese gefüllt, über dieselben hinauswerfen, um eine genügend deckende Brustwehr zu bilden. — Bei der ganzen oder völligen Sappe (Erdwalze) schiebt oder rollt oder wälzt man einen deckenden Körper, entweder einen großen mit Wolle oder Faschinenbündeln gefüllten, an beiden Enden mit einem Deckel verschlossenen Schanzkorb (Wälzkorb genannt) oder ausgeschachteten Boden vor sich hin und stellt unter seinem Schutz einen Sappenkorb nach dem anderen auf, indem man sich dahinter stets möglichst gedeckt und schnell eingräbt, die Erde zuerst in den Sappenkorb und, wenn dieser gefüllt, über denselben hinauswirft und sich dadurch eine deckende Brustwehr bildet. — Die halbe Sappe bildet ein Mittelding zwischen der flüchtigen Korb- und der ganzen Sappe. Bei ihr werden wie bei der flüchtigen Korb-Sappe eine Anzahl Sappenkörbe zugleich aufgestellt, aber nicht auf einmal, sondern unter dem Schutze des Wälzkorbes oder der Erdwalze, wie bei der ganzen Sappe, einer nach dem andern gefüllt, nach bewirkter Füllung die Erde brustwehrartig dahinter aufgeworfen.

Die hinter der ersten Parallele liegenden Theile der Laufgräben, sowie die erste Parallele werden meist mit der flüchtigen Erdsappe ausgeführt, deren Benutzung solange stattfindet, als es die Verhältnisse irgend gestatten Von der zweiten Parallele vorwärts wird meist die ganze Sappe oder Erdwalze zur Anwendung kommen müssen, der dabei verschiedene Gestalt gegeben wird. Wird sie in gerader Richtung und nur auf einer Seite mit einer Brustwehr versehen geführt, so nennt man sie einfache Sappe. Ist man aber bereits in solcher Nähe der Festungswerke, daß die durch die einfache Sappe gebildeten

Laufgräben nicht mehr durch die ihnen gegebene Richtung defilirt werden können, so geschieht dies durch darin angelegte Traversen; die Sappe heißt dann die einfach ge wandte. Zwingt das feindliche Feuer dazu, auf beiden Seiten des Laufgrabens eine deckende Brustwehr zu bilden, so entsteht die doppelte Sappe. Muß man bei der doppelten Sappe sich durch Traversen gegen die gerade vorliegenden Festungswerke defiliren, so geschieht dies entweder dadurch, daß man abwechselnd auf der einen oder der anderen Seite eine mit der Brustwehr zusammenhängende oder mitten in der Sappe eine würfelartige Traverse anlegt. Beide Arten bilden die doppelt gewandte Sappe, die letztere Art erhält den Namen Würfelsappe. Sucht man sich bei der doppelten Sappe durch eine ihr gegebene schlangenförmige Richtung gegen die Festungswerke zu defiliren, so erhält man die Schlangensappe, die jedoch wegen mancher mit ihr verbundener Schwierigkeiten nur selten Anwendung findet. Kann man sich bei der doppelten Sappe wegen großer Nähe und bedeutender Ueberhöhung der Festungswerke durch Traversen nicht gegen das Senkfeuer des Vertheidigers decken, so wird der Laufgraben in der Höhe der Schanzkörbe mit Holz, Horden, Faschinen und Erde bedeckt und dadurch die bedeckte Sappe gewonnen. *(H. von Löbell.)*

Laufkäfer, s. Carabici und Carabus.

Laufvögel, s. Cursores.

LAUINGEN, Stadt im bairischen Regierungsbezirk Schwaben und Neuburg, Bezirk Dillingen, an der Donau und an der Bahn Donauwörth-Ulm, Sitz eines Amtsgerichts, hat 4000 Einwohner, eine große Getreideschranne, Lein- und Baumwollweberei, Bierbrauerei, Obstbau.

Lauingen, ursprünglich ein römisches Castrum, wurde nach Vertreibung der Römer eine alemannische Ansiedelung, welche in der Karolingerzeit an das Kloster Fulda gelangte. Die Hohenstaufen brachten die Klosterschirmvogtei zum Reiche und Herzogthum Schwaben, und nach Konradin's Tod (1268) kam diese mit allen Rechten und Gefällen an die bairischen Herzöge. Im Mittelalter war Lauingen ein wichtiger Ort und eine Zeit lang die Residenz der bairischen Herzöge aus der Linie Pfalz-Neuburg. Im Dreißigjährigen Kriege, in dem Lauingen von den Schweden 1632 mit Wällen und Gräben umgeben wurde, sank der Wohlstand der Stadt. In den Jahren 1535, 1537 und 1539 wurden in Lauingen schwäbische Kreistage gehalten. Auch ist dort Albertus Magnus 1193 geboren, der unter Papst Alexander IV. 1260 Bischof von Regensburg wurde. *(F. Moesch.)*

LAUMONTIT, ein zu den Zeolithen gehöriges Mineral, in monoklinen säulenförmigen Krystallen oder in stängeligen Aggregaten auftretend. Nach der Säule vollkommen spaltbar, sehr mürb und zerbrechlich, Härte 3—3,5, spec. Gewicht 2,3, gelblich und graulich-weiß, perlmutterglänzend, durchsichtig, im verwitterten Zustand opak. Seine chemische Zusammensetzung entspricht der Formel $Ca\ Al_2\ Si_4\ O_{12} \times 4$ aq. Von den mancherlei Fundorten des Laumontit seien der Plauensche Grund bei Dresden erwähnt (im Syenit), ferner Botzen, die Kupfergruben am Lake superior in Nordamerika. *(E. Geinitz.)*

LAUN (böhm. Luna, Louny), Stadt im nordwestlichen Böhmen, am rechten Ufer der Eger, Stationsplatz der Prag-Duxer Eisenbahn, Sitz der Bezirkshauptmannschaft Laun (353 □Kilom. mit 28,295 Einwohnern) und des Bezirksgerichts, mit 5561 meist czechischen Einwohnern, welche eine ansehnliche Zuckerfabrik, Metallwaarenfabrik, Dampf- und Kunstmühlen unterhalten. Die theilweise noch von Mauern umgebene Stadt hat im Aeußern ihren alterthümlichen Charakter bewahrt. Das interessanteste Gebäude ist die 1521 neuerbaute Dechanteikirche zu St.-Nikolaus, ein spätgothisches imposantes Bauwerk mit drei Sattelbächern. Das Rathhaus ist ein neues Gebäude, im J. 1826 vollendet. Auf demselben werden zwei große Pergamentcodices mit interessanten Miniaturen, Chorgesangbücher aus dem Jahre 1530, aufbewahrt.

Ein Dorf Laun an der Eger wird bereits im 11. Jahrh. genannt. Als freie königliche Stadt entwickelt sich Laun im 13. Jahrh. wahrscheinlich durch die Initiative König Ottokar's II. Die Namen der zuerst genannten Bürger weisen auf deren deutsche Abstammung hin. Unter König Johann ist das städtische Gemeindewesen vollständig organisirt. Von diesem Könige haben sich mehrere Privilegien erhalten. Im J. 1331 confirmirte er die durch den Richter von Laun, Namens Bero, erfolgte Stiftung eines Augustinernonnenklosters. Kaiser Karl IV. vermehrte die Gerechtsame der Stadt durch die Verleihung einer Salzniederlage 1352 und des Schrotamtes 1377, durch Uebertragung der Straßenpolizei und der Gerichtsbarkeit über die Straßenräuber 1366, durch Bewilligung des freien Erb- und Verfügungsrechtes seitens der Bürger 1372 und mittels des Privilegiums, im Weichbilde der Stadt Brauhäuser und Schänken zu errichten. König Wenzel bestätigte die Freiheitsbriefe seines Vaters und fügte neue hinzu. So verlieh er der Stadt die Gerichtsbarkeit über den Launer Bezirk 1381, gewährte die Thormauth 1389, und bewilligte, als die Launer ihr Rathhaus neu aufbauten, einen freien Jahr- und Wochenmarkt 1398. Zur Sicherung der Bannmeile traf er entschiedene Maßnahmen in den Jahren 1388, 1399 und 1406 und gestattete insbesondere die Abschließung eines bewaffneten Bundes der Städte Laun, Brüx, Saaz, Kommotau und Kaaden 1399 und 1418. Ebenso wahrte er die Rechte der Stadt gegenüber den Uebergriffen des benachbarten Adels 1407. Der hussitischen Bewegung schlossen sich die Launer mit allem Eifer an. Sie zerstörten das von Bero gegründete Nonnenkloster, sowie das zweite in der Stadt seit Ottokar II. bestehende Kloster der Dominikaner (1420) und betheiligten sich im Verlaufe des Krieges an den Zügen der Prager und Taboriten. In den Rebellionen der böhmischen Stände von 1546 und 1618 standen die Launer gegen Ferdinand I. und Ferdinand II. in Waffen. Sie verloren daher 1547 ihre von den Königen Sigmund, Georg, Wladislaw und Ludwig confirmirten alten Pri-

vilegien, erhielten sie aber theilweise wieder zurück. Nach der Schlacht auf dem Weißen Berge wurde die Stadt mit Confiscation ihrer Güter bestraft, aber wieder begnadigt, nachdem die protestantischen Bürger zum katholischen Glauben zurückgekehrt waren (1627). Im J. 1631 erstürmten die Sachsen die Stadt nach lebhafter Gegenwehr der Bürger. In den Napoleonischen Kriegen war Laun 1813 und 1814 Hauptquartier des Kaisers Franz I.

Eine Monographie in czechischer Sprache über die Geschichte von Laun erschien von Rudolf Wunš (Prag 1868). *(L. Schlesinger.)*

Laun (Friedrich), Romanschriftsteller, s. Schulze, (Friedrich August).

LAUNCESTON, Stadt in der englischen Grafschaft Cornwall, auf einer Anhöhe am Kinsey, Nebenfluß des Tamar, 32 Kilom. von Plymouth an einer Seitenlinie der Plymouth-Eisenbahn, mit (1881) 5675 Einwohnern. Die Hauptkirche Maria-Magdalena, erbaut aus Granitblöcken mit merkwürdiger Bildschnitzerei, wurde im 16. Jahrh. errichtet. Es sind noch vorhanden bemerkenswerthe beträchtliche Ruinen des alten Schlosses, der alten Residenz der Grafen von Cornwall, denen der Platz seit der Zeit Wilhelm's des Eroberers gehört. Die lateinische Schule wurde während der Regierung Eduard's VI. gegründet, 1862 neu erbaut. Der Ort treibt hauptsächlich Handel in landwirthschaftlichen Producten. Launceston erhielt Burgfleckenfreiheit von Heinrich III. und wurde 1555 von der Königin Maria incorporirt. Die früher hier gehaltenen Assisen der Grafschaft wurden 1838 nach Bodmin verlegt. *(W. Bentheim.)*

LAUNCESTON, Stadt im nördlichen Theil der Insel Vandiemensland (englische Colonie Tasmania, Australien), oberhalb der Mündung des Tamar, auf welchem mit der Flut, obwol nicht ohne Schwierigkeit, Seeschiffe bis zur Stadt gelangen können; ist seit 1845 Freihafen, hat verschiedene Fabriken, eine öffentliche Bibliothek und zählte 1870: 10,668 Einwohner, deren Zahl jetzt auf 13,000 gestiegen ist. Mit der Hauptstadt Hobarttown ist Launceston durch eine gute Straße verbunden und steht mit verschiedenen Punkten des südlichen Australien in Dampferverbindung. Launceston ist der Stapelplatz für den Handel des nördlichen Tasmanien und Station für die Walfischfänger des antarktischen Meeres. *(A. Schroot.)*

LAUNE, fälschlich auch Laulne (Étienne de), französischer Goldschmied und Kupferstecher, geboren zu Paris 1519, gestorben ebenda am Pfingstfest 1583. In Frankreich wird er Maître Étienne oder Stephanus genannt; auf seinen Stichen hat er nie seinen Familiennamen angebracht, sondern mit S oder Stephanus gezeichnet. Von seinen Lebensverhältnissen ist fast gar nichts bekannt. Seine Werke verrathen einen gewissen Einfluß der Schule von Fontainebleau, doch hatte der Meister, höchst wahrscheinlich aus einer Goldschmiedewerkstätte hervorgegangen, sich in seiner früheren Zeit bei Herstellung von Münzen und Medaillen verwenden lassen. Es ist wenigstens erwiesen, daß er Zeichnungen für Münzschneider geliefert hat; es finden sich auch Medaillen vor, die mit S bezeichnet sind und die man in Frankreich unserem Künstler zuschreibt. Erst im Alter von etwa 40 Jahren ging er zum Kupferstich über, und sein ganzes reiches Wirken ist Beweis dafür, daß er früher ein Goldschmied war. Nur durch diese Beschäftigung hat er die sichere Führung des Grabstichels erlangen können, wie auch die Uebung, seine Compositionen auf dem denkbar beschränktesten Raume auszuführen. Nach der Goldschmiedewerkstätte weisen auch die vielen Ornamentstiche hin, die er als Vorlagen für dieses Kunsthandwerk herausgegeben hat; es sind elegante Arabesken, kleine Zierrahmen, köstliche Einrahmungen von Spiegeln oder Lichtschirmen, Ornamente für Ringe, Degengriffe u. s. w. Diese Arbeiten werden heutzutage sehr gesucht, da sie von Liebhabern wie von Kunstgewerbemuseen gesammelt werden. Man kann de Laune den französischen Kleinmeister nennen. Bei historischen Darstellungen und Bildnissen pflegte er den Stich in Punktirmanier zu vollenden. Einzelne seiner Blätter sind in Straßburg und Augsburg herausgekommen, woraus man schloß, daß sich der Künstler in diesen Städten aufgehalten habe. Erwiesen ist dies jedoch keineswegs. R. Dumesnil beschreibt von ihm gegen 450 Blätter, welche, großentheils in Folgen, biblische, mythologische, allegorische Gegenstände, Genrestücke und Ornamentstiche enthalten. Viele sind in sehr kleinem Maßstab und gleichen Niellen.

(J. E. Wessely.)

LAUNITZ (Eduard Schmidt von der), Bildhauer, am 4. Dec. (neuen Stils) 1797 zu Grobin in Kurland geboren, war, obgleich er bereits früh mit Vorliebe zeichnete und schnitzte, von seinen Aeltern zum Studium der Jurisprudenz bestimmt und bezog mit 18 Jahren die Universität Göttingen. Allein schon nach einem Jahre gab er das Studium eigenmächtig auf und eilte, von einem inneren Drange zur Kunst beseelt, nach Rom, wo es ihm gelang, Schüler Thorwaldsen's zu werden, unter dessen geistvoller Leitung der talentvolle Launitz bemerkenswerthe Fortschritte machte. Bereits 1820 hatte er im Auftrag des damaligen bairischen Kronprinzen, spätern Königs Ludwig I. für die Walhalla die Büste des Geschichtschreibers Justus Möser und bald darauf noch andere Büsten zu gleichem Zwecke auszuführen. Um dieselbe Zeit ging auch aus seiner Werkstatt ein Relief in Bronze hervor, welches seinen älteren Bruder Georg darstellt, wie er (es war in der Schlacht bei Leipzig) von einer Kugel getroffen vom Pferde sinkt. Dasselbe ist ganz in der idealen Richtung seines Meisters Thorwaldsen gehalten und wurde 1822 in der Kirche zu Grobin aufgestellt. Derselben Richtung gehört an: ein Hautrelief zum Grabmonument des Ritters A. Lisakowitz, dann eine anmuthige Nymphe (im Besitz des Fürsten Barathynsky), wie die Muse Erato, welche horchend ihre Leier stimmt, und ein überlebensgroßer Mercur, im Besitz des Fürsten A. Galizin. Durch die Fürsprache dieses Fürsten erhielt Launitz im Sommer 1822 in Petersburg vom Kaiser Alexander I. den Auftrag, nach seinen für gut befundenen Entwürfen die beiden Kolossalstandbilder

der russischen General-Feldmarschälle Fürsten Kutusoff und Fürsten Barclay de Tolly auszuarbeiten. Nach vier Jahren hatte Launitz in Rom diese Statuen vollendet, die jetzt vor der Kasanschen Kathedrale in Petersburg stehen und seinen Ruhm begründeten.

Nach einem mehr als zehnjährigen Aufenthalte in Rom ließ er sich in Frankfurt a. M. nieder, welche Stadt seine zweite Heimat wurde. Hier schuf er unter anderm zunächst die edle plastische Decoration des Stadttheaters, verschiedene Arbeiten zu Grabmonumenten. In Frankfurt hielt er auch kunstwissenschaftliche Vorträge, ferner lehrte er am Städel'schen Kunstinstitut die Anatomie, verfaßte auch ein Werk über plastische Anatomie und Gewandung für Künstler. Im J. 1838 forderte ihn der Großfürst Thronfolger, nachmalige Kaiser Alexander II. von Rußland, auf, ihn als Cicerone durch Italien zu begleiten, was er annahm und in Rom dessen Büste ausarbeitete. Als 1844 in Frankfurt die Börse nach Stüler's Plan aufgeführt und mit Standbildern wie Medaillons geschmückt wurde, lieferte Launitz dazu die Statue des Land- und Seehandels und mehrere Büsten ethnographischer Darstellung, welche durch ihre vortreffliche Charakteristik sich besonders auszeichnen. Aus dieser Zeit stammt neben anderm auch das bronzene Denkmal des Senators Guiolett vor dem Bockenheimer Thor in Frankfurt, welches mit mehreren Reliefs geziert ist, die Guiolett, den Begründer der frankfurter schönen städtischen Spaziergänge, verherrlichen. Sein bedeutendstes Werk aber ist das Denkmal Gutenberg's zu Frankfurt a. M. Als Festdecoration zur vierhundertjährigen Feier der Buchdruckerkunst (25. Juni 1840) erfand Launitz ein Modell, welches Gutenberg, Fust und Schöffer lebensgroß auf einem in gothischem Stil gehaltenen groß artigen Unterbau darstellt. Das imposante Werk fand so viel Beifall, daß schon während der Feier die reichen frankfurter Bürger große Summen zeichneten, um die Ausführung zu ermöglichen, an der Launitz 17 Jahre arbeitete und die ihm dauernden Nachruhm sicherte. Seit 1857 schmückt dieses an Skulpturen außerdem reiche Denkmal den Roßmarkt Frankfurts. Auch arbeitete Launitz unter anderm das Modell zu dem Denkmal des Naturforschers Sömmering aus, welches 1866 in Frankfurt errichtet wurde und, wie fast alle seine Werke, von einem reichen Compositionstalent Zeugniß ablegt. Launitz starb daselbst am 12. Dec. 1869. Nach seinem Tode erschienen seine «Wandtafeln zur Veranschaulichung antiken Lebens und antiker Kunst» (Kassel 1871—78). Vgl. J. Döring, «Launitz. Eine biographische Skizze», in den «Sitzungsberichten der kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst» (Mitau 1870), S. 22 fg.

(P. Th. Falck.)

LAUPEN, Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks im schweizerischen Canton Bern, 491 Met. über dem Meere, 16 Kilom. westlich von Bern, am rechten Ufer der Sense, die sich dicht unterhalb des Ortes in die Saane ergießt, besitzt ein altes, 35 Met. über dem Flusse auf einem steilen Felsen gelegenes Schloß, eine 1734 erbaute Pfarrkirche, ein Rathhaus und zwei Brücken, von denen die eine über die Sense, die andere 1 Kilom. nördlich vom Städtchen über die Saane führt, und zählt (1880) 955 meist reformirte Einwohner, deren Haupterwerbsquellen neben Kleingewerbe und Handel (4 Jahrmärkte) der Ackerbau, die Viehzucht, die Etui- und Cartonnagenfabrikation sind.

Der Ort ist sehr alt und stand im 12. Jahrh. unter eigenen Grafen, von denen er 1253 an die Kyburger, 1263 an die Habsburger kam. Im J. 1275 von König Rudolf I. zur Reichsstadt erhoben, wurde Laupen 1310 von Kaiser Heinrich VII. an Otto von Granson verpfändet, von dessen Erben Bern 1324 die Pfandschaft kaufweise erwarb. Obwol schon seit 1301 mit Bern verbündet, sank nun Laupen allmählich von einer Reichsstadt zu einer bloßen Municipalstadt herab, die unter der Oberherrlichkeit der bernischen Landvögte von ihrem eigenen Rath verwaltet wurde. Der Umsturz der alten Eidgenossenschaft machte 1798 diesem Unterthanenverhältniß ein Ende, jedoch blieb Laupen bei Bern und bildet seit 1803 einen eigenen Amtsbezirk von 84 □Kilom. mit 9220 Einwohnern. Kriegsgeschichtlich ist Laupen bekannt durch den glänzenden Sieg, welchen die Berner mit ihren Verbündeten aus den Waldstätten, dem Oberland und Solothurn, am 21. Juni 1339 über die vereinigte Macht des kleinburgundischen und des vorderösterreichischen Adels und der Stadt Freiburg errangen. Zum Andenken an diese Schlacht, welche für die Machtstellung Berns entscheidend war, wurde 1839 auf dem Bramberge (639 Met.) östlich von Laupen ein Denkmal errichtet. Auch 1475 im Burgunderkrieg und 1798 beim Einbruch der Franzosen wurde Laupen wegen seiner Flußübergänge Schauplatz von Gefechten. Vgl. Wehren, «Der Amtsbezirk Laupen» (Bern 1840); von Wattenwyl, «Geschichte der Stadt und Landschaft Bern» (Bern 1880); Blösch, «Die Geschichte von Laupen» (im «Archiv des Historischen Vereins des Cantons Bern», VIII, Bern 1880). *(A. Wäber.)*

LAUPHEIM, Oberamtsstadt im würtembergischen Donaukreis, am Einfluß des Laubbaches in die Rottum, Station der Linie Bretten-Friedrichshafen der Würtembergischen Staatsbahn, mit (1885) 4511 Einwohnern, darunter über 600 Israeliten. Die Stadt, 1/4 Stunde lang und früher in Groß- und Klein-Laupheim getheilt, ist Sitz eines Oberamts und des Oberamtsgerichts. Am nordöstlichen Ende der Stadt steht hochgelegen das sogenannte Groß-Laupheimer Schloß, seit 1843 im Privatbesitz, dessen alter Theil die ursprüngliche Lehenburg war. An die südwestliche Ecke des alten Schlosses erbaute Karl von Welden ein dreistöckiges Gebäude (das neue Schloß) mit Oekonomiegebäuden und einer Bierbrauerei. Die Pfarrkirche in der Nähe des Schlosses hat einen alten massiven Thurm; das Innere der Kirche ist im Rococostil ausgestattet. Das zu Beamtenwohnungen und Kanzleien verwendete Klein-Laupheimer Schloß steht am südlichen Ende der Stadt auf einer Terrasse am linken Ufer der Rottum. Es wurde 1769 erbaut und diente bis zum Jahre 1843 den letzten Besitzern des Rittergutes Klein-Laupheim als Wohnsitz. Die Einwohner treiben

hauptsächlich Feldbau mit Viehzucht und einige Gewerbe; die Israeliten sind Handelsleute.

Laupheim wird zuerst in einer St.-Galler Urkunde vom Jahr 778 als Louphain aufgeführt. Im Anfang des 10. Jahrh. hatte das elsässische Kloster Weißenburg Besitzungen daselbst. Als Ortsadel kommen ursprünglich Dienstleute der Grafen von Kirchberg vor. Die Rechtsnachfolger der Herren von Laupheim waren die von Waldsee, welche dem Hause Habsburg beistanden. Im J. 1331 wurde Laupheim an die Herzöge Albrecht und Otto von Oesterreich veräußert. Dann kam Laupheim unter österreichischer Lehnsoberherrlichkeit an die Herren von Ellerbach, welche im J. 1570 ausstarben. Das heimgefallene Lehen wurde nun von Erzherzog Ferdinand, der Vorderösterreich inne hatte, seinem Schwager Karl von Welser übertragen, welcher es schon 1571 an Hans Pankraz von Freiberg verkaufte. Durch Erbschaft kam bald darauf Laupheim an die Herren von Welden, von diesen im J. 1805 an Baiern und im J. 1806 unter die Landeshoheit von Würtemberg. Nach den Ueberlieferungen des Klosters Weißenburg ist auch Laupheim im 10. Jahrh. durch die Heiden, d. i. Ungarn, heimgesucht worden. Im April 1525 wurden hier die aufständischen Bauern durch Bundestruppen besiegt. Namentlich wirkte in Kriegszeiten die Nähe Ulms nachtheilig auf den Oberamtsbezirk. So waren die Schweden und später die Franzosen mehrmals in Laupheim und erhoben Kriegssteuern.

Die israelitische Gemeinde, die zahlreichste in Würtemberg, bestand ursprünglich aus fünf Familien, welche im J. 1730 von Damian Karl von Welden in Groß Laupheim aufgenommen worden sind. *(W. Höchstetter.)*

Laura oder Lawra, s. unter Art. Klöster.

Laura, die gefeierte Geliebte Petrarca's (s. d.).

LAURAHÜTTE, Landgemeinde in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Oppeln, Kreis Kattowitz, Station der rechten Oderuferbahn (Beuthen-Schoppinitz), hat Post- und Telegraphenamt, ein bedeutendes Eisenwerk mit zahlreichen Arbeitern, 6 Hohöfen, 29 Puddlingsöfen u. s. w., die vereinigte Königs- und Laurahütte, gegründet 1836 durch den Grafen Henckel von Donnersmarck, starken Ziegeleibetrieb, sowie große Steinkohlengruben. Die Zahl der Bewohner, die sich 1875 auf 7964 belaufen, war im J. 1880 auf 9198 und im J. 1885 auf 9631 gestiegen, darunter 877 Evangelische, 8565 Katholiken, 189 Juden. Der Ort ist auch dadurch denkwürdig, daß von hier aus Johannes Ronge am 1. Oct. 1844 mit seinem Offenen Brief an den Bischof Arnoldi von Trier gegen die Reliquienausstellung zu Trier die deutschkatholische Bewegung begann.

(A. Schroot.)

LAUREMBERG (Johann), niederdeutscher Satiriker, ward zu Rostock am 26. Febr. 1590 als zweiter Sohn des Arztes Wilhelm Lauremberg geboren, der 1593 Professor der Medicin und Mathematik an der rostocker Universität wurde. Sein älterer Bruder Peter ist der Verfasser der vielgelesenen «Acerra philologica» (Rostock 1633), aus der noch Goethe als Knabe seine mythologischen Kenntnisse erlernte. Im J. 1608 bezog Johann Lauremberg die Universität Rostock, an der er am 8. Nov. 1610 zum Magister der Philosophie promovirte. Im J. 1610 ließ er einige lateinische Gelegenheitsverse und das Trauerspiel «Pompejus Magnus» drucken, in welchem er, dem Seneca'schen Muster entgegen, die Einheit des Ortes zu verletzen sich erlaubte. Nachdem er 1611 durch die griechische Ausgabe und lateinische Uebersetzung des Neuplatonikers Proklos Diadochos seine wissenschaftliche Probe abgelegt, ward er in die Facultät aufgenommen, begab sich aber, als am 8. Febr. 1612 sein Vater gestorben war, auf Reisen, zunächst nach Holland (Utrecht, Leiden), von England nach Frankreich, studirte in Paris und Rheims Medicin und wurde in Rheims 1616 Doctor. Auf einer italienischen Reise hielt er sich hauptsächlich in Florenz und Rom auf; ersteres verherrlichte sein Gedicht «Tuscia sive Medicaeorum encomium». Ende 1617 kehrte er nach Deutschland zurück und ward am 20. Febr. 1618 in Rostock zum Professor der Dichtkunst ernannt. Bei Antritt seines Amtes gab er ein griechisches Hochzeitsgedicht für seinen Bruder und ein lateinisches Poëm «Tempe Thessalica» im Drucke heraus. Daniel Heinsius verglich ihn mit Homer. Seine Stellung erforderte manche lateinische Gelegenheitsgedichte, so besonders 1619 bei der zweiten Säcularfeier der Universität. Im J. 1622 wurde in Lyon sein Hauptwerk gedruckt, der auf gründlichen Studien der römischen Dichter beruhende «Antiquarius». Im J. 1619 veröffentlichte er ein Gedicht «Musae exules», 1621 einen Panegyricus von 470 Hexametern auf Herzog Ulrich von Mecklenburg-Schwerin. Noch im Anfange der zwanziger Jahre gab er die erste vollständige Karte von Mecklenburg heraus. Er beschäftigte sich hauptsächlich mit mathematischen Studien und als Professor der Mathematik folgte er 1623 einem Rufe König Christian's IV. von Dänemark an die zu Sorõe in Seeland neu gegründete deutsche Universität. Es ist dieselbe Anstalt, an der im 18. Jahrh. Lessing's Vorgänger im Drama, Joh. Elias Schlegel, lehrte. In Sorõe heirathete der poetische Mathematikprofessor; am 25. April 1626 wurde ihm der ältere seiner beiden Söhne geboren. Prinz Friedrich, später Nachfolger König Christian's V., war Lauremberg's Schüler und Gönner. Nichtsdestoweniger war seine Stellung und ihr Einkommen wenig befriedigend. Eine Reihe mathematischer Werke, darunter eines über Logarithmen, gab er heraus. Im J. 1630 veröffentlichte er in Nachahmung des Persius eine köstliche, formvollendete «Satyra qua rerum bonarum abusus et vitia quaedam seculi perstringuntur» (wieder abgedruckt bei Lappenberg), die große Verbreitung fand. Dagegen brachte er es in seinen hochdeutschen Hofdichtungen nicht über schalen mythologischen Schwulst hinaus. Zur Hochzeit des Kronprinzen Christian mit der kursächsischen Prinzessin Magdalene Sibylle (5. Oct. 1634) wurden in Kopenhagen seine beiden Komödien aufgeführt: «Wie Aquila, der Regent der mitternächtigen Länder, die edle Prinzessin Orithyjam heimführet» und «Wie die Harpyjä von zweien septen-

trionalischen Helden verjagt und König Phineus entledigt wird (Kopenhagen 1635). Von Interesse sind nur die eingeschalteten Bauernscenen im niedersächsischen Dialekt (Jellinghaus, «Zwei niederdeutsche Bauernscenen», 1877 im «Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung»; E. Wilken, «Die Anfänge des Dramas in Schweden und Dänemark», 1872 in Gosche's «Archiv für Literatur-Geschichte», II, 479). Im J. 1639 erhielt der Hofpoet und Mathematikprofessor den Auftrag, das von Tycho Brahe begonnene Werk der Kartirung Dänemarks weiterzuführen. Laurenberg bereiste von 1639—43 zu diesem Zwecke die dänischen Landschaften, von der Arbeit selbst ist nichts bekannt geworden. Als Friedrich III. den Thron bestieg, verbesserte sich Laurenberg's materielle Lage, doch begann er von 1645 an zu kränkeln. Ein 1655 dem Hofe gewidmetes musikalisches Schauspiel von der Geschichte Arion's ist poetisch völlig nichtig. Die Noth eines neuen Schwedenkriegs (1657) veranlaßte die Dichtung der «Querimonia Daphnorini». Erst nach seinem am 28. Febr. 1658 erfolgten Tode kam 1660 seine letzte große wissenschaftliche Arbeit in Amsterdam heraus: «Graecia antiqua». Sein Sohn Sebastian erhielt 1662 die Professur des Vaters zu Sorõe. Laurenberg war ein eleganter lateinischer Dichter; in seinen wissenschaftlichen Leistungen erscheint er als tüchtiges Glied einer altberühmten Humanistenfamilie, Polyhistor, wie dies die Art der damaligen Gelehrten war. Seinen Hauptruhm, der ihn bis auf den heutigen Tag literarisch lebendig erhalten hat, verdankt er aber weder seinen philologischen Arbeiten noch Gedichten, sondern seinen niederdeutschen Satiren. Im J. 1652 erschienen in Dänemark gedruckt «Veer Scherz Gedichte. I. Van der Minschen itzigem Wandel und Maneeren; II. Van Almodischer Kleederdracht; III. Van vormengder Sprake und Titeln; IV. Van Poesie und Rymgedichten. In Nedderdüdsch gerimet dörch Hans Willmsen L. Rost» (mit Einleitungen, Anmerkungen und Glossar herausgegeben von W. Braune im 16. und 17. Heft der «Neudrucke deutscher Literaturwerke», Halle 1879; hierzu Sprenger im «Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung», 1879, S. 186). Die vier Scherzgedichte erschienen bis 1800 in vielen Ausgaben, deren meiste noch andere niederdeutsche Gedichte und Rachel's hochdeutsche Satiren im Anhange enthalten (Fr. Latendorf, «Kritische Beiträge zu dem sogenannten Anhang der Laurenberg'schen Scherzgedichte», 1876 in Bartsch's «Germania», XXI. 53). Im Gegensatze zu Nachahmungen erhielten sie bald den Namen «De veer olde berömede Schertz-Gedichte». Eine dänische Uebersetzung erschien noch 1652, eine hochdeutsche von Konstantin Christian Dedekind, Dresden 1654. Gemeinsam mit dem von Laurenberg so hoch gehaltenen «Reineke de Vos» vertreten die Scherzgedichte in unserer Literatur das Niederdeutsche, das nun im 19. Jahrh. durch Klaus Groth und Laurenberg's Landsmann Fritz Reuter zu neuen Ehren gelangt ist. Im Verein mit Schuppius repräsentirt Laurenberg die Opposition der Dialekte und alten volksthümlichen Dichtung gegenüber der von Opitz und seinen Anhängern eingeführten hochdeutschen Kunstpoesie. Sonderbar genug, daß Laurenberg in seinen werthlosen hochdeutschen Komödien Lieder von Opitz und Fleming aufgenommen hat, während er als niederdeutscher Dichter den Regeln der Schlesier trotzig Hohn spricht. Er selbst war nicht fähig, hochdeutsch zu dichten; in seinen Scherzgedichten zeigt er eine tüchtige dichterische Begabung. Mit kernigem, wenn auch derbem, hie und da höchst unflätigem Humor bekämpft er das vom Auslande eindringende Alamodewesen aufs nachdrücklichste; er ist ein Gesinnungsgenosse von Moscherosch, dem er an poetischem und culturhistorischem Werthe zum mindesten gleichsteht. Diese echt patriotische Gesinnung macht ihn zum Feinde der neuen Modepoesie, für die ihm übrigens ebenso Verständniß wie Talent fehlen. Sein Standpunkt mußte im Interesse der Literaturentwickelung überwunden werden, aber er steht da als echter volksthümlicher Dichter und einer der witzigsten Satiriker, welche die daran arme deutsche Literatur überhaupt aufzuweisen hat.

Vgl. Jördens, «Gelehrten-Lexikon», III, 149; Jak. Grimm in Pfeiffer's «Germania», 1852 («Kleine Schriften», VII, 414); eine ungenügende Biographie von Claßen (Lübeck 1841); Lappenberg, «Von des Joh. Laurenberg Leben und Schriften», im Anhang zum Druck der Scherzgedichte, Satyra, Querimonia und Hochzeitsgedichte, 1861 im 58. Bd. der «Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart»; hierzu E. Müller, «Zu Johann Laurenberg» (Kötbener Schulprogramm 1870); Fr. Latendorf, «Zu Laurenberg's Scherzgedichten. Ein kritischer Beitrag zu Lappenberg's Ausgabe» (Rostock 1875) und in der «Germania», XIX, 351. Literaturverzeichniß in Lappenberg's und Braune's Ausgaben. *(Max Koch.)*

LAURENTALIA (besser Larentalia), ein römisches Laren- und Todtenfest, an welchem von dem Flamen Quirinalis und den Pontifices zu Ehren der Acca Larentia an ihrem Grabe im Velabrum den 23. Dec. ein Todtenopfer dargebracht wurde (*Varro* l. l. 6, 23; *Ov.* fast. 3, 58). Acca Larentia galt in der gewöhnlichen Sage als Weib des Hirten Faustulus und als Pflegemutter des Romulus und Remus, war aber ursprünglich eine Göttin der fruchtbaren Erdtiefe, der man die Saaten und die Todten anvertraute, eine Segensgöttin der römischen Stadtflur, welche mit Hercules, d. i. mit dem Himmelsgott Semo Sancus geschlechtlichen Umgang pflegte, weshalb sie von der euhemeristischen Sage unter dem Namen Lupa (Wölfin) zu einer gewöhnlichen Buhlerin gemacht wurde. Ihr Name Acca Larentia bedeutet die Laren-Mutter, und als solche wird sie wol ursprünglich auch die Mutter des Romulus und Remus, die ja von den Römern als Stadt- und Reichslaren verehrt wurden (s. Lares), angesehen worden sein, woraus dann später eine Stief- und Pflegemutter ward. Sie sollte 12 Söhne gehabt haben, mit denen sie jährlich einmal für den Segen der Felder opferte. Als einer der Brüder starb, trat Romulus an seine Stelle, und dieser stiftete darauf mit seinen Stiefbrüdern das Collegium der 12 Arvalbrüder, deren Cultus sich hauptsächlich um Dea Dia, eine der Acca Larentia eng ver-

wandte Göttin der Fruchtbarkeit, drehte. Auch Faustulus, der Gatte der Larentia, war ursprünglich ein göttliches Wesen, Faustus = Faunus, und seine Gattin war eben identisch mit Fauna Luperca, deren Symbol die Wölfin war. *(H. W. Stoll.)*

LAURENTIUS, der Heilige, unter Bischof Sixtus II. Diakon der Kirche von Rom, starb als Märtyrer im J. 258 in der unter Kaiser Valerian ausgebrochenen Christenverfolgung. Nach seinem Tode verehrte das Volk in ihm einen Heros unter den Blutzeugen, und sein Name fiel bald der Sage anheim. Dieselbe hatte in kurzer Zeit die Märtyrerkrone des Heiligen in so üppiger Weise umrankt, daß heute es geradezu unmöglich geworden ist, den historischen Kern wieder bloßzulegen, an welchen die sagenbildende Volksphantasie mag angeknüpft haben. In den ältesten Kalendern der Kirche Roms[1]) findet sich wol der Name des Diakonen Laurentius erwähnt; allein glaubwürdige, etwas ausführliche, von Zeitgenossen herrührende Aufzeichnungen über ihn sind nirgends aufzufinden. Offenbar haben die Schriftsteller des 4. und 5. Jahrh., welche über sein Leiden und Sterben berichten, nicht aus schriftlichen Quellen geschöpft, sondern sehr wahrscheinlich nur aus mündlichen Ueberlieferungen, welche stark mit sagenhaften Elementen versetzt waren. So Ambrosius, der Bischof von Mailand, der erste, der genauere Nachrichten über das Märtyrerthum des Heiligen gebracht hat[2]), und nach ihm Augustin[3]), Petrus Chrysologus[4]) und Leo der Große[5]), welche alle drei Predigten hinterließen, die sie an dem Gedächtnißtage des Laurentius gehalten haben, und so endlich der Dichter Prudentius, der in seinem «Peristephanon»[6]) das Martyrium des glaubenstreuen Diakonen am glänzendsten verherrlichte. Eine vollständige und zusammenhängende Leidensgeschichte (Passio), die aus dem 4. Jahrh. stammt, hat uns Ado von Vienne in seinem «Martyrologium»[7]) erhalten. Die sogenannten «Acta Sti. Laurentii» sind unecht und mögen wol einen Mönch des Mittelalters zum Verfasser haben.[8])

Nach der Sage war Laurentius ein Schüler und später ein Diakon des römischen Bischofs Sixtus II. Zur Zeit der Christenverfolgung unter Valerian war Sixtus einer der ersten, die um des Glaubens willen ihr Leben hinopfern sollten. Als er zum Tod abgeführt wird, begleitet ihn Laurentius. Letzterer weint bitterlich; er beklagt es, daß es ihm nicht gegönnt sei, mit seinem Bischof sterben zu dürfen, und nicht ohne Humor sagt er: «Kann denn der Priester ohne Diakon zum Opfer gehen?» Sixtus tröstet ihn; er gibt ihm die Versicherung, daß er nur noch drei Tage zu warten habe. Die Prophezeiung geht in Erfüllung: nach der Hinrichtung des Bischofs citirt der habsüchtige Stadtpräfect den Laurentius, um von ihm die Güter und Reichthümer der Kirche zu fordern. Der Heilige versammelt sofort die Armen und Gebrechlichen, die Witwen und Waisen der Gemeinde, und in denselben stellt er der heidnischen Stadtbehörde die Schätze der Kirche vor. Der Beamte sieht in diesem Vorgehen einen Hohn, und darob erzürnt, läßt er den Diakonen zuerst geißeln und nachher lebendig auf glühendem Roste braten. Selbst auf dem Roste verliert der Märtyrer seinen Humor nicht: er läßt sich als Braten wenden. Sein Tod soll am 9. Aug. auf dem Viminalischen Hügel erfolgt sein. Beim Anblick der glaubensstarken Standhaftigkeit des Blutzeugen haben viele Heiden sich bekehrt. Nächtlicherweile wird der Leichnam des Hingerichteten von Freunden geholt und am folgenden Tag, also am 10. Aug. (dem späteren Gedächtnißtage des Heiligen), in dem ager Veranus an der via Tiburtina bestattet. Schon unter der Regierung Konstantin's des Großen erhob sich über dem Grabe eine Kapelle oder eine Krypta, in welcher die Gebeine des Gemarterten aufbewahrt wurden, die schon zu Augustin's Zeit als kostbare Reliquien gerühmt wurden. Als im 6. Jahrh. Pelagius II. die Reliquien des heiligen Stephanus aus Konstantinopel nach Rom überführte, um sie mit den Gebeinen des Laurentius zu vereinigen, da rückte aus Höflichkeit der römische Heilige in seinem Sarg, um seinem Amtsgenossen aus Jerusalem an seiner Rechten Platz zu machen. Infolge dieser Sage erhielt Laurentius den Uebernamen urbanus[9]).

Wie groß die Verehrung war, mit welcher in Rom das Volk frühe schon an seinem Heiligen hing, beweist die große Feierlichkeit, mit welcher sein Gedächtnißtag begangen wurde und sodann die große Anzahl von Heiligthümern, welche ihm zu Ehren erbaut wurden. In Rom und in der nächsten Umgebung zählt man nicht weniger als acht Kirchen, nämlich: 1) S.-Lorenzo fuori le mura über der Begräbnißstätte[10]); 2) S.-Lorenzo in Panisperna, früher auch in Formoso genannt, an dem Ort der Hinrichtung; 3) in Damaso, von Damasus im J. 364 bei dem Theater des Pompeius erbaut[11]); 4) in Lucina, eine der ältesten Pfarrkirchen Roms, unter Sixtus III. (432—440) durch Lucina erbaut[12]); 5) in Fonte; 6) in Piscibus oder in Borgo Vecchio; 7) in Miranda[13]); 8) S.-Lorenzuolo auf dem Macello di

1) Z. B. in dem «Kalendarium Bucherianum», in welchem es heißt: «IIII idus Aug. Laurenti in Tiburtina», und demjenigen des Polemeus Silvius. 2) «Ambr. de officiis ministrorum», I, 41: II, 28. 3) Sermo 302 und 303, sowie auch die dem Augustin zugeschriebenen «Sermones» 304 und 305 in der Antwerpener Ausgabe 1700, V, 855—862. 4) Sermo 135. 5) Sermo 83. 6) II Hymnus in Passionem Sti.-Laurentii. 7) ad 10. Aug. 8) Cf. Baronius, «Annales Eccl.», 261, §. 8.

9) Auch die christliche Kunst pflegte längere Zeit die beiden Diakonen vereinigt darzustellen; so z. B. auf den Bildern, die in der Seine aufgefunden wurden und welche Forgeais schildert («Plombs hist.», IV, 168); so auch in der St.-Laurentius-kapelle im Vatican, in welcher sich zehn Gemälde von Angelico da Fiesole befinden, von denen fünf das Leben des heiligen Stephanus und fünf das des heiligen Laurentius darstellen. (Platner und Bunsen, «Beschreibung der Stadt Rom», Stuttgart und Tübingen 1829—42, II, 380.) 10) S. Platner und Bunsen II, 380—385; Ciampini, «Vetera Monumenta», II (Rom 1699); Rossi, «Musaici antichi». 11) S. Platner und Bunsen IV, 433—439; über die Inschriften dieser Kirche, die sich auf den Heiligen beziehen, s. Baronius, «Ann. Eccles.», IV, 504—505. 12) S. Platner und Bunsen IV, 318—321. 13) Erbaut in den Ruinen des Tempels des Antoninus Pius und seiner Gemahlin,

Corvi[14]). Von Rom aus verbreitete sich der Ruf des Märtyrers und der ihm geweihte Cultus über das ganze Abendland. Unzählige Ortschaften haben ihn zum Schutzpatron gewählt und viele Kirchen, Kapellen und Klöster wurden ihm zu Ehren gegründet. Aber ganz besonders in Spanien erfreut er sich einer großen Popularität. Aus Spanien soll er ja gebürtig sein. Die schon angeführte Passio in Ado's «Martyrologium» behauptet es wenigstens. Allein die Römer können das nicht zugeben; sie beanspruchen für die Ewige Stadt die Ehre, die Geburtsstätte des Laurentius zu sein[15]). Bekanntlich hat der spanische Baumeister J. Baptista von Toledo dem berühmten Hieronymitenkloster S.-Laurenzio el Real, gewöhnlich nur der Escorial genannt, die Gestalt eines länglichen Viereckes oder Rostes gegeben[16]).

Mehrere Maler haben Scenen aus dem Leben und Leiden unseres Heiligen zur Darstellung gebracht. Außer den schon erwähnten Gemälden von Angelico da Fiesole[17]) sind die bekanntesten die von Rubens, von Tizian und von Lesueur. Eine der schönsten plastischen Darstellungen des Martyriums des heiligen Laurentius befindet sich am Münster zu Straßburg und zwar in dem zu einer Nische ausgehöhlten Tympanon über dem Thürsturz der St.-Laurentiuskapelle. Die in ihren Formen reine und stilvolle Sculptur ist ein Werk des Meisters Konrat und stammt aus den ersten Jahren des 16. Jahrh., wie das aus den Rechnungen des Frauenhauses aus den Jahren 1500—1 erhellt[18]). Früher hatte man in Deutschland viele Münzen mit dem Bildniß des heiligen Laurentius. In dem 15., 16. und 17. Jahrh. hat Nürnberg 41 Arten Goldgülden mit diesem Bilde geprägt und in dem Zeitraum von 1506 bis 1600 etwa haben die Städte Lübeck, Hamburg, Lüneburg und Wismar verschiedene Laurentiusthaler in Silber geschlagen.

Literatur: Gregor von Tours, «De gloria martyr.», l. I; «Acta Sanctorum Boll.» 10. Aug; Chr. Kortholt, «De persecutionibus ecclesiae primitivae» (Jena 1660), S. 380—387; L. Ellies Dupin, «Nova bibliotheca auctorum ecclesiasticorum» (Köln 1692), II, 454 und 456; Lenain de Tillemont, «Mémoires pour servir à l'histoire ecclésiastique» (Brüssel 1732), IV, 16—18; J. Mich. Lorenz, «Dissertatio de Laurentio martyre» (Straßburg 1724); Ch. Cahier, «Caractéristiques des Saints dans l'art populaire» (Paris 1867), 2. Bd. passim; Lichtenberger, «Encyclopédie des sciences religieuses» (Paris 1880), t. VIII, Art.: Laurent.

(L. Will.)

LAURENTUM, uralte Stadt Latiums, wo der Sage nach Aeneas landete und die Residenz des Königs Latinus war. Wahrscheinlich lag Laurentum an der Stelle des Casale von Capocotta, 2 Miglien vom Meere und 16 Miglien von Rom (Abeken, «Mittelitalien», S. 62). Die Alten leiteten den Namen der Stadt ab von den Lorberbäumen, welche in der Nähe in großer Menge wuchsen (*Verg.* Aen. VII, 63, vgl. *Herod.* hist. I, 12, 2), doch wird, da Laurentum die Larenstadt des ältesten Latiums war (Schwegler, «Röm. Gesch.», I, 217), die bei Polybius III, 22, 11 in der Urkunde des ersten römisch-karthagischen Handelsvertrages vorkommende Namensform *Larentum* für die ursprüngliche gelten müssen. Wie aus der erwähnten Urkunde ersichtlich ist, befand sich Laurentum zur Zeit, als die römische Republik gegründet wurde, Rom gegenüber in einem Abhängigkeitsverhältniß. Nach Dionys (V, 61) betheiligte sich Laurentum an der 498 v. Chr. erfolgten Erhebung der Latiner gegen Rom, die 493 zu dem Abschluß eines foedus aequum zwischen Rom einerseits und dem latinischen Bunde andererseits führte (*Liv.* II. 33, 9; *Dionys.* VI, 95). Unter den acht Städten, welche durch einen gemeinsamen, in sehr frühe Zeit hinaufreichenden Cult der Diana in Aricia miteinander verbunden waren, wird auch Laurentum genannt (Cato bei Priscian IV, 129 H.). An dem Kriege der Latiner gegen Rom, welcher 338 v. Chr. zur Unterwerfung Latiums führte, nahmen die Laurenter keinen Antheil. Laurentum verblieb daher in dem alten foedus, welches von nun an alljährlich am zehnten Tage nach den feriae latinae in feierlicher Weise erneuert wurde (*Liv.* VIII, 11, 15).

(L. Holzapfel.)

LAURIA, Stadt im Bezirk Lagonegro der italienischen Provinz Potenza, mit 11,000 Einwohnern, durch einen steilen Felsen in zwei Theile, Lauria superiore und Lauria inferiore, getheilt, hat eine alte Burg, das Stammhaus des in der Geschichte der Sicilianischen Vesper berühmten Admirals Roger de Lauria, der, 1250 geboren, sein Vaterland nach dessen Eroberung

---

der älteren Faustina, mit einem Altarbild von Pietro da Cortona, die Marter des Heiligen darstellend. Platner und Bunsen III, 273—274.

14) S. «Roma moderna» (Rom 1680). 15) Vgl. Diego Vicen de Bidania, «Disertacion historica de la patria del inveneible martyr San Laurencio» (Saragoffa 1672); Bayer, «Damasus et Laurentius Hispani» asserti» (Rom 1756, Migne, «Patr.» LXXIV); bal Pozzo, «Memorie della Vita, del martirio, de' miracoli, del culto di S.-Lorenzo martir e cittadino Romano» (Rom 1756). 16) König Philipp II. erbaute den Escorial, um ein Gelübde zu lösen, das er bei der Schlacht von Saint-Quentin gethan hat, weil er bei der Belagerung dieser Stadt sich genöthigt sah, eine nahe bei derselben gelegene und dem heiligen Laurentius geweihte Kirche in eine Schanze zu verwandeln, und deshalb gelobt hatte, an ihrer Stelle in Spanien dem Heiligen ein Kloster zu erbauen, und weil der Heilige ihm zum Siege verhalf in der Schlacht, die an seinem Gedächtnißtage, am 10. Aug. 1557, stattfand. S. in dieser Encyklopädie den Artikel Escorial (Sect. I, Th. 38, S. 77). Philipp II. hatte eine große Verehrung für den Heiligen. Gern hätte er dessen Haupt gehabt, welches als Reliquie in dem Kloster Gladbach aufbewahrt wurde; aber alle seine Unterhandlungen mit den Mönchen blieben erfolglos. 17) Wie bereits angedeutet, befinden sich die Gemälde Fiesole's im Vatican in einer Kapelle, welche, eben wegen der Gemälde, die Kapelle Fiesole's, aber auch die Kapelle des heiligen Laurentius genannt wird, und die Nikolaus V. zum Hausgottesdienst der Päpste erbauen ließ. Nach Torrigio («Sacre Grotte Vaticane», p. 380) hätte sie noch zur Zeit Pius V. zu diesem Zwecke gedient und alljährlich hätte dieser Papst darin am Tage des heiligen Laurentius ein Hochamt gefeiert (Platner und Bunsen II, 380). 18) S. Fr. X. Kraus, «Kunst und Alterthum im Elsaß» (Straßburg 1876), I, 405 und 445.

durch Karl von Anjou verließ (1305) und in die Dienste des zum König von Sicilien proclamirten Peter III. von Aragonien trat, der ihn zum Großadmiral ernannte. Er setzte gegen die Franzosen einen Vernichtungskrieg ins Werk, schlug und zerstörte ihre Flotte im J. 1282 bei Reggio und bei Malta, besiegte in demselben Jahre und 1284 Karl den Hinkenden, Sohn Karl's von Anjou, und machte ihn zum Gefangenen. Dann verwüstete er die Küsten von Languedoc, führte eine ungeheuere Beute hinweg und blieb Sieger bis zum Abschluß des Friedens im J. 1302. Zwei Jahre später starb er.

(A. Schroot.)

LAURIN, ein tiroler Zwergkönig, ist der Titelheld einer aus dem Ende des 13. oder Anfang des 14. Jahrh. erhaltenen deutschen Spielmannsdichtung, von welcher (anonym) Müllenhoff eine gute kritische Ausgabe in dem ersten Bande des zu Berlin 1866 fg. erschienenen «Deutschen Heldenbuchs» besorgt hat.

Der Inhalt des Gedichtes ist folgender: Dietrich von Bern, angereizt durch Hildebrand's Mittheilungen über Laurin und dessen kostbaren, im tirolischen Lande gelegenen Rosengarten, reitet mit Witege, Wieland's Sohn, auf Abenteuer aus. Als sie nach Tirol an Laurin's mit einem Seidenfaden eingehegten Rosengarten gelangt sind und Witege diesen muthwillig zerstört, kommt Laurin, setzt sie zur Rede und will sie pfänden. Dem niedergestochenen Witege eilt Dietrich zu Hülfe. Inzwischen sind auch Dietrich's Recken, Wolfhart, Dietleib von Steier und Meister Hildebrand herbeigekommen, von welchen der letztere Dietrich durch seinen Rath im Kampf mit Laurin unterstützt. Der Zwergkönig ist infolge der ihm zu Gebote stehenden Zaubermittel (unsichtbar machende Tarnkappe und ein die Stärke von zwölf Männern verleihender Gürtel) nur schwer zu überwinden. Als er endlich unterliegt, ruft er Dietleib an, ihm zu helfen, da er dessen Schwester bei sich habe. Als der wüthende Dietrich Dietleib's Bitte um Schonung nicht nachgeben will, entführt dieser den Laurin und geräth darob mit Dietrich selber in Kampf, den endlich die andern Recken gewaltsam scheiden. Sie machen darauf alle Freundschaft mit Laurin und folgen ihm auf seine Einladung in den hohlen Berg, wo er sein prachtvolles Zwergreich hat und auch Dietleib's Schwester, Künhilt, welche er kürzlich geraubt hat, sich befindet. Dort nimmt er sie aber allesammt mit List gefangen. Künhilt jedoch befreit ihren Bruder, auch die andern kommen aus dem Kerker, sie tödten viele Zwerge und Dietrich nimmt Laurin gefangen. Auch fünf zu Hülfe herbeigerufene Riesen werden getödtet. Auf Künhilt's Bitte schenkt Dietrich Laurin das Leben und nimmt ihn, nachdem er den Zwerg Sintram an seiner Statt in den hohlen Berg eingesetzt hat, mit nach Bern, wo derselbe, von Ilsung zum Christenthum bekehrt und getauft, mit Dietrich bis an sein Lebensende in Freundschaft lebt.

So ist die Darstellung in dem älteren Text. Aber nur die kopenhagener Handschrift (14. Jahrh.) überliefert diesen Schluß unverstümmelt. Die zahlreichen übrigen Handschriften dieser Recension erwähnen nichts von der Bekehrung und Taufe des Zwerges, sondern sagen nur:

der wil kleine Laurin
Muost ze Berne ein goukler sin.

Eine interpolirte jüngere Recension, welche — wie schon eine Handschrift der älteren Fassung — den Nebentitel «Der kleine Rosengarten» hat, schickt noch eine Einleitung vorauf, in welcher zunächst die Entführung der Schwester des Dietleib berichtet wird, welcher darauf nach Garten zu Hildebrand reitet, um sich Raths zu erholen. Sie begeben sich dann nach Bern, von wo sie erst nach einem halben Jahr gegen Laurin, als dieser durch seinen Uebermuth von sich reden macht, aufbrechen.

In der schon erwähnten kopenhagener Handschrift (abgedruckt in Nyerup's «Symbolae ad litteraturam teutonicam», Havniae 1787, Sp. 1 fg.) schließt sich unmittelbar an den Laurin als eine Fortsetzung desselben der mit der älteren Bearbeitung gleichzeitige «Walberan» an. Walberân, gleichfalls ein mächtiger Zwergkönig, im Berg Armenia zu Kananeâ, ist Laurin's Oheim, hat von dessen Misgeschick gehört und zieht mit Heeresmacht zu seiner Befreiung übers Meer vor Bern, schließt aber, da Laurin selber darum bittet, nach einigen Tjosten bald Frieden und wird von Dietrich in Bern bewirthet. Hiermit bricht das Gedicht in der verstümmelten Handschrift, welcher das letzte Blatt fehlt, ab. Die übrigen Handschriften bringen diese Fortsetzung überhaupt nicht.

Eine andere Weiterführung der Fabel von Laurin findet sich als eine Episode des «Wartburgkrieges» in der kolmarer Liederhandschrift (in Simrock's Ausgabe die Strophen 168—173, von denen die erste auch noch in der pariser Handschrift überliefert ist). Sie wird den beiden Kämpfern im Räthselspiel, Wolfram und Klingsor, gelegentlich der Erwähnung des Lebermeeres in den Mund gelegt. Denn bei dem Lebermeer liegt der Berg Palakers, der dem Zwergkönig Sinnels gehört. Dieser ist aber ein Bruder Laurin's. Weiter wird dann berichtet, wie Laurin den Berner durch einen auf seinen Rath künstlich errichteten feurigen Berg hindurch in das Reich seines Bruders Sinnels entrückt, wo er durch dessen Künste noch tausend Jahre leben soll — eine Verschmelzung der kirchlichen Legende, welche Dietrich zur Strafe in einem Vulkan enden läßt, mit der Volkssage von Dietrich's Bergentrückung durch einen Zwerg.

In der deutschen Heldensage kommt die Gestalt des Laurin sonst nicht weiter vor. Sie ist derselben augenscheinlich ursprünglich fremd und mit ihr vermuthlich erst durch den Dichter, der eine Localsage seiner tirolischen Heimath verherrlichen wollte, in Verbindung gesetzt worden. Der Name Laurin ist nicht deutsch, er könnte romanisch, aber auch keltischer Abstammung und von den frühern Bewohnern des Landes mit der Sage überkommen sein (Müllenhoff, S. 44). Vielleicht identisch damit ist der in einer salzburger Urkunde vom J. 1050 vorkommende Name Luaran. In der Heimat der Sage, Tirol, ist dieselbe noch heutigentags lebendig und verlegt Laurin's Rosengarten in die Gegend theils von Meran, theils von Bozen (vgl. Alpenburg, «Mythen und Sagen

Tirols», Zürich 1857, S. 126–128; derselbe, «Deutsche Alpensagen», Wien 1861, S. 246–247). Die Annahme von Muth's[1]), daß in dem Rosengarten bei der Burg Aggstein in Oesterreich unterhalb Mölk an der Donau die Heimat Laurin's gesucht werden könne, wird durch Zingerle's Nachweis («Anzeiger für deutsches Alterthum», VII, 410–416), daß dieser Rosengarten erst einige Jahrhunderte nach der Abfassung des Gedichtes von der Volksphantasie geschaffen worden ist, hinfällig. Zingerle weist auch nach, daß von den Rosengärten in Tirol nur der bei Meran als ursprüngliches Local der Sage in Betracht kommen kann. Daselbst, auf der Burg Tirol, wurde auch im 16. Jahrh. nach Aventin (Turmair) Laurin's Harnisch gezeigt (Wilh. Grimm, «Die deutsche Heldensage», 2. Ausg., Berlin 1867, S. 306). In den Ruinen des Schlosses Lichtenberg im tirolischen Vintschgau hat man ein Wandgemälde aus dem 15. Jahrh. entdeckt, welches Scenen aus dem Laurin darstellt. Die Beischriften dazu sind unserm Gedicht, und zwar der ältern Fassung desselben, entnommen («Zeitschrift für deutsches Alterthum», XII, 425 fg.). Der Dichter, der wahrscheinlich auch ein Tiroler ist — jedenfalls ist seine Heimat im baierisch-österreichischen Sprachgebiet zu suchen —, combinirte die Localsage von dem Zwergkönig, der eine entführte Jungfrau gefangen hält — ein häufig wiederkehrender Gegenstand von Volkssagen — mit dem großen Sagenkreis von Dietrich von Bern, indem er die gefangene Jungfrau zu einer — sonst nicht vorkommenden — Schwester des Tirol benachbarten Dietleib von Steier machte (vgl. Grimm, «Heldensage», S. 364). In Heinrich Steinhövel's Chronik wird Laurin zu einem Grafen Laurenz von Tirol, während Aventin «König Larcyn» und seinen Sohn Ylsing als historische Personen in der Reihe der deutschen Könige aufführt (Grimm, S. 306). Auch in einem Fastnachtsspiel tritt ein Arzt Laurein auf (Grimm, S. 302 Anm.).

Das in kurzen Reimpaaren abgefaßte Gedicht[2]) gehört zwar in der erhaltenen ältesten Fassung (1890 Verse) erst der Zeit um 1300 an; augenscheinlich ist es aber älteren Ursprungs und etwa um ein Jahrhundert früher anzusetzen. Sprache, Reimkunst, Stil und die Stellung, die es als freie Spielmannsdichtung innerhalb der Literatur einnimmt, weisen ihm diesen Platz an (Müllenhoff, S. 41 und 45 fg.). Bartsch (in der «Germania», XX, 94 fg.) will auch diese der Grenzscheide des 12. und 13. Jahrh. zuzuweisende Vorlage wegen der altertümlichen Reime nur als Umarbeitung eines um 1170 anzusetzenden Originals ansehen. Doch zwingen die Reime dazu nicht, und die sich zeigende Einwirkung der höfisch-ritterlichen Epik ist dem entgegen (vgl. Henning im «Anzeiger für deutsches Alterthum», I, 130 fg.).

Die Handschriften, welche uns den ältern Text erhalten haben, zerfallen in eine, ohne Zweifel die heimische Ueberlieferung repräsentirende, baierisch-österreichische und eine mitteldeutsche Gruppe. Letzterer schließt sich der jüngere Text an, der, außer in einer Handschrift der straßburger Seminarbibliothek, in dem ältesten Druck des «Heldenbuches» (circa 1477) enthalten ist. Separatabdrücke des Laurin sind 1500 und 1509 in Straßburg und 1560 in Nürnberg (bei Friedrich Gutknecht) erschienen. Von letzterem Druck ist das einzig erhaltene, in der Ministerialbibliothek zu Celle befindliche Exemplar von Osk. Schade (Leipzig 1854) wieder abgedruckt. Eine dem jüngeren Texte verwandte Recension hat Ludw. Ettmüller aus der neuern Abschrift einer verloren gegangenen alten Handschrift herausgegeben («Kunech Laurin», Jena 1829).

Die jüngere Bearbeitung gehört noch dem 14. Jahrh. an. Sie schickt die schon erwähnte, höchst mangelhaft angeknüpfte Einleitung voraus, flicht noch allerlei Beziehungen zur Heldensage ein und ergeht sich in vielerlei Wiederholungen, während das ältere Gedicht sich durch schlichte, stellenweise sorglos-naive, aber lebendige Einfachheit auszeichnet. Drei Reimpaare entlehnt der jüngere Bearbeiter wörtlich aus Konrad's von Würzburg «Turnei von Nantes». In den Schlußversen wird der vom Wartburgkrieg her als Dichter berühmte sagenhafte Heinrich von Ofterdingen[3]) als Verfasser des Gedichts genannt.

Auch in dem bekannten dresdner Heldenbuch (Kaspar's von der Rön) findet sich in der dieser Sammlung eigenen rohen Weise eine Bearbeitung des Laurin und zwar in strophischer, die Fabel vielfach umgestaltender und erweiternder Form, welche vielleicht auf einer frühern, nicht auf uns gekommenen, Umarbeitung in Strophen beruht. Der Anfang (113 Verse) einer andern nicht minder rohen Bearbeitung des Gedichts, gleichfalls aus dem Ende des 15. Jahrh., ist in einer Handschrift der preßburger Domkapitelbibliothek enthalten (s. Müllenhoff, S. 295 fg.).

Außer diesen bisher genannten Bearbeitungen finden sich noch solche im Niederdeutschen, im Dänischen, wo noch heute die Sage als Volksbuch gangbar ist, und im Faröischen (Müllenhoff, S. 40). Der Einfluß des alten Gedichts zeigt sich besonders in den Werken Albrecht's von Kemenaten (Virginal, Dietrich und seine Gesellen, Goldemar, Sigenot, Ecke; s. «Deutsches Heldenbuch», V, 23, 30 und 48, Berlin 1870), von denen Goldemar auch dem Inhalt nach eine enge Verwandtschaft mit Laurin zeigt (vgl. Wilh. Müller, «Mythologie der deutschen Heldensage», Heilbronn 1886, S. 186 fg.), aber auch im Rosengarten und Wolfdietrich B von Salneck (Müllenhoff, S. 52). *(R. Hügel.)*

1) In der Schrift: «Untersuchungen und Excurse zur Geschichte und Kritik der deutschen Heldensage und Volksepik. II. Zur Frage um Heimat und Alter des Laurin» (Wien 1878, besonders abgedruckt aus den «Sitzungsberichten» der philosophisch-historischen Klasse der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, XCI, 230—234). 2) Schade (in seiner Ausgabe des Druckes, S. 13 fg., und «Crescentia», S. 63 fg.) glaubt, daß es ursprünglich in sechszeiligen Strophen abgefaßt war.

3) Ueber die mögliche Identität desselben mit einem historischen Henricus de Ofterdingen vgl. Strack, «Zur Geschichte des Gedichts vom Wartburgkrieg» (Berlin 1883, S. 53 fg.).

LAURION nannten die alten Athener das in dem südlichen Theile von Attika, südwärts vom Thale von Keratia beginnende Erzgebirge ihres Landes, die »Laureotika« (*Plut.* Nic. 4): ein mit zwei, von Norden nach Süden langgestreckten, nur durch ein enges, jetzt Korphona genanntes Flußthal getrennten, mit Strandkiefern und Buschwerk bewachsenen Bergzügen bedecktes Gebiet. Der östlichere Bergzug des Laurion endet im Vorgebirge Sunion; der westlichere dagegen in einer unbedeutenden Landspitze, an deren Westseite ein zu dem Demos Agenia gehörender Hafen (Charaka) liegt, vor welchem die kleine Felsinsel des Patroklos sich erhebt. Die »Demen«, unter welche dieser ganze Bergwerksdistrict vertheilt war, lagen größtentheils in den kleinen Strandebenen, die sich theils im Osten, theils im Westen, meist bei der Ausmündung kleiner Bäche, an den Fuß des Gebirges angesetzt haben; doch gab es auch einige Demen im Innern des Districts, wie Amphitrope, welches wahrscheinlich am nördlichsten Fuße des Gebirges, an der Straße zwischen Keratia und Thorikos (bei dem jetzigen Dorfe Metropisi), und Besa, welches auf dem nördlichsten Theile des westlichen der beiden Bergzüge, zwischen Thorikos und Anaphlystos lag.

Ueber den ganzen District aber waren zahlreiche kleinere Gruppen von Baulichkeiten, Wohnungen für die in den Bergwerken arbeitenden Sklaven und ihre Aufseher, und Gebäude zum Ausschmelzen des gewonnenen Erzes, zerstreut, welche, ohne als selbständige Demen zu gelten, doch ihre besondern Namen hatten, wie Maroneia, Aulon, Epi-Thrasyllo u. a. m. Die Hauptmasse der Gruben findet sich in dem östlichen Bergzuge, zwischen Sunion und Thorikos und in dem Kyprinosthale bei letzterem Orte. Vgl. Bursian, «Geogr. von Griechenl.», Bd. I, S. 352 fg. mit der speciellen Literatur. — Dieser Bergwerksdistrict (eine besondere Ortschaft Laurion gab es nicht) lieferte und liefert noch heute, außer anderm, wie vor allem Bleierz, vorzugsweise sehr feines Silber in erheblicher Menge, welches von den Athenern auch als Handelsartikel, namentlich nach Sicilien, vertrieben wurde. (Vgl. H. Droysen, «Athen und der Westen», S. 46.) Der Betrieb dieser Silberminen, die als Gesammteigenthum der attischen Bürgerschaft galten, war schon zu Solon's Zeit in vollem Gange (vgl. Droysen a. a. O.), nachher hat das fürstliche Haus der Peisistratiden sich das Recht angeeignet, über diesen Theil der Staatseinkünfte von sich aus zu verfügen. Nach dem Sturze dieser Tyrannis sind die Minen wieder in vollem Besitze des attischen souveränen Volkes; ihre Ausbeutung wurde nun gewöhnlich nicht mehr von Staats wegen betrieben, sondern der Staat gab einzelne Stücke in Erbpacht an reiche Bürger, gegen die Abgabe von $4^1/_6$ Proc. der Ausbeute — unter den letztern ist uns aus der zweiten Hälfte des 5. Jahrh. v. Chr. namentlich der Feldherr Nikias bekannt. Die Ausbeute, welche der attische Staat in guten Zeiten aus diesen Minen gewann, ist uns nicht sicher bekannt; sie hätte nach Xenophon (*περὶ πόρων*, c. 4) auf jährlich hundert Talente gebracht werden können, hätte der Staat sich zu entschließen vermocht, den Betrieb lediglich selbst zu übernehmen. Nach dem Sturze der Peisistratiden wurde angeblich in ziemlich naiver Weise jährlich jedem Bürger die Summe von je 10 Drachmen Ausbeute ausgezahlt; erst Themistokles, so heißt es, bestimmte die Bürger, die laurischen Gelder zu dem Bau einer großen Flotte zu verwenden. Nach Duncker's («Gesch. des Alterthums», 5. Aufl., Bd. VII, S. 181) trefflicher Ausführung hat dagegen Themistokles einmal, 483/2 v. Chr. die Athener bestimmt, eine neuerdings angesammelte Summe solcher Bergwerksgelder, etwa 100 Talente, die unter die Bürger vertheilt werden sollten, zur Erbauung von hundert neuen Kriegsschiffen zu verwenden. — Der Betrieb der Laurischen Minen, die schon zu Xenophon's Zeit stark erschöpft gewesen zu sein scheinen, gerieth gar sehr ins Stocken, als zur Zeit der großen römischen Sklavenkriege auf Sicilien auch in Attika die Bergwerkssklaven sich empörten, 135 oder 133 v. Chr. in dem Schloß zu Sunion sich festsetzten und nur mit Mühe durch attische Truppen unter Heraklitos überwunden werden konnten. Vgl. G. Hertzberg, «Geschichte Griechenlands unter der Herrschaft der Römer», Bd. I, S. 319 fg. mit der Literatur. In der Zeit des Augustus war der Betrieb der anscheinend erschöpften Minen, deren Schlacken man damals noch, so weit es die unvollkommene Technik der Zeit zuließ, weiter zu verwerthen suchte, erloschen; vgl. Strabo, p. 613 (399) und Hertzberg a. a. O. Die riesige Masse dieser Schlacken gab nun in unserer Zeit Veranlassung, daß im J. 1860 eine marseiller Gesellschaft französisch-italienischer Unternehmer (Roux und Serpieri) die Ausschmelzung dieses noch immer stark silberhaltigen Nachlasses der Alten Welt in Angriff zu nehmen beschloß. Sie erwarb 1864 die Erlaubniß von seiten der Regierung des Königreichs Griechenland und kaufte von der Gemeinde Keratia für 10,800 Frs. ein bedeutendes Stück laurisches Areal. Bei guter Leitung erzielte die Gesellschaft gute Resultate; man hatte in den besten Tagen täglich einen Reingewinn von 4000 Frs. Darüber erwachte aber bei den Griechen lebhafter Neid. Und als die Gesellschaft anfing, auch die alten Halden des Gebirges und die erzhaltigen Erdhügel und «Evoladen» des Umlandes, deren Werth auf 15 Mill. Tonnen Erz zu 25 Mill. Frs. Nettogewinn geschätzt wurde, neu zu bearbeiten, und als dabei unter Erschließung großer neuer Lager von silberhaltigen Bleierzen und Galmei ebenfalls große Vortheile sich ergaben, da erklärte die griechische Regierung 1869, das sei unzulässig. Der Versuch, ein neues Berggesetz am 25. Mai 1871 auch auf Laurion anzuwenden, führte zu großen, sehr verwickelten juristischen Schwierigkeiten mit Roux-Serpieri. Als endlich die Sache zu einer diplomatischen Spannung mit Frankreich und Italien zu führen drohte, kaufte die griechische Regierung unter Zustimmung ihrer Landesvertretung (2. Aug. 1873) der Gesellschaft Roux-Serpieri ihre Rechte und Besitzungen ab, sodaß der Betrieb auf eine griechische Gesellschaft übergehen konnte. (Vgl. G. Hertzberg, «Geschichte Griechenlands vom Absterben des antiken Lebens bis zur Gegenwart», Bd. IV, S. 719 fg.) Gegenwärtig werden die Schätze von Laurion durch zwei

griechische und drei französische Gesellschaften ausgebeutet. Bei den Bergwerken ist die neue Stadt Laurion oder Ergasteria, seit 1884 mit Athen durch Eisenbahn verbunden (die 1879: 5106 Einwohner zählte), entstanden.

Als Hauptschriften über Laurion sind zu vergleichen: Böckh, «Ueber die Laurischen Silberbergwerke» («Ges. kl. Schriften», Bd. V. S. 1—64); Nasse, «Mittheilungen über die Geologie von Laurion und den dortigen Bergbau» («Zeitschrift für Berg-, Hütten- und Salinenwesen im Preuß. Staate», Berlin 1875, XXI, S. 12—22, und 1877, XXV, S. 173) und endlich C. Neumann und J. Partsch, «Physikalische Geographie von Griechenland» (1885), S. 225 bis 229. *(G. Hertzberg.)*

LAURISTON (Jacques Alexandre Bernard Law, Marquis de). Als Großneffe des berüchtigten Finanzkünstlers Law und Sohn des Marechal-de-Camp Jacques François Law de Lauriston, Grafen von Tancarville, zu Pondichery am 1. Febr. 1768 geboren, kam Lauriston zu seiner Erziehung nach Frankreich, studirte im College des Graffins und trat am 1. Sept. 1784 in die Militärschule, in der er mit Bonaparte bekannt wurde; er verließ sie 1785 als Secondelieutenant, wurde im August 1791 Hauptmann 2. Klasse, emigrirte nicht, wurde 1792 Adjutant des Generals Beauvoir und machte die Feldzüge dieses und der nächsten Jahre in den Armeen des Nordens, der Mosel und der Sambre und Maas mit. Er stritt vor Mastricht, that sich vor Valenciennes hervor und wurde 1795 Brigadechef bei der reitenden Artillerie, gab jedoch am 5. April 1796 seinen Abschied ein und verließ den Militärdienst. Er schloß sich nach dem 18. Brumaire an Bonaparte an, der ihn 1800 in den Dienst zurückrief und zum Adjutanten nahm. Lauriston zog mit ihm nach Italien und focht bei Marengo; dann beurlaubte und reorganisirte er das 1. Artillerie-Regiment, wurde sein Commandeur und Director der Artillerieschule von La Fère. Im J. 1801 ging er in diplomatischer Mission nach Kopenhagen, wo er die Anstrengungen der Bürgerschaft gegen die die Stadt bedrohenden Briten unterstützte, 1802 aber brachte er die Ratification des Friedens von Amiens nach London, wo ihm das friedensfrohe Volk die Pferde ausspannte und ihn in sein Hôtel zog. Nach Frankreich heimgekehrt, avancirte er zum Brigadegeneral und kam zum Artilleriedepôt nach Piacenza. Im November 1804 erhielt er den Befehl der unter Admiral Villeneuve zu einer Expedition gegen Batavia bestimmten Truppen, wurde im Februar 1805 Divisionsgeneral, ging mit dem Geschwader am 30. März ab und traf auf Martinique im Mai ein, nahm das Fort Diamant und segelte zehn Tage später mit dem Geschwader zurück; die totale Niederlage von Trafalgar durch Nelson am 21. Oct. erlebte er nicht mit, weil er sich hatte aussetzen lassen und nach Paris gegangen war. Er machte den Feldzug von 1805 in Oesterreich mit und erhielt die Verwaltung des besetzten Braunau; im Mai 1806 stand er der Auslieferung der venetianischen Magazine und Arsenale an Frankreich vor, die im Preßburger Frieden ausgemacht worden war. Die Russen hatten sich im März 1806 in Besitz der Bocche di Cattaro gesetzt, was Napoleon wenig behagte; als Repressalie gegen sie befahl er Lauriston, die Republik Ragusa zu besetzen. Dieser zog am 27. Mai 1806 in Ragusa ein, um, wie er sagte, Stadt und Republik vor der nahenden russischen Flotte unter dem Admiral Siniäwin zu schützen, wurde aber seit dem 17. Juni von dieser und einem Landheere hier eingeschlossen und beschossen, bis Molitor ihn entsetzte; als seine türkischen Verbündeten ein russisches Detachement überfallen und den Gefangenen die Köpfe abgeschnitten hatten, sandte er an erstere einen Adjutanten mit Lösegeld für die übrigen Russen, die er auf Ehrenwort freiließ. Am 19. Dec. 1807 wurde er Generalgouverneur von Venedig, wo er Law (s. oben) ein Grabmal errichten ließ. Im J. 1808 begleitete er Napoleon zum Erfurter Congresse, wurde zum Grafen des Kaiserreichs erhoben und zog mit dem Kaiser nach Spanien, wo er sich bei dem Angriffe auf die Vorstädte von Madrid im December hervorthat; dann stieß er in Italien zum Vicekönig und begleitete ihn 1809 auf dem ungarischen Feldzuge, nahm am 14. Juni theil an der Schlacht bei Raab, belagerte diese Stadt und besetzte sie am 22. d. M.; er führte bei Wagram den Befehl über die Artillerie der Garde und rückte, als der linke Flügel gefährdet war, an der Spitze einer hundert Kanonen starken Batterie im Trab auf den Feind los, ohne des Feuers zu achten, das seine Leute decimirte, hielt in halber Schußweite an und donnerte gegen die österreichischen Batterien los. Napoleon verlieh ihm hierfür den Großcordon des Eisernen Kronen-Ordens. Als Flügeladjutant des Kaisers überbrachte er am 17. Oct. 1809 ein Höflichkeitsschreiben desselben nach Tata an Franz I., ging dann nach Wien und kehrte nach Frankreich heim. Von hier sandte ihn Napoleon am 23. Febr. 1810 mit drei eigenhändigen Briefen an den Kaiser, die Kaiserin und ihre Tochter Marie Luise nach Wien, während Berthier hier feierlich um deren Hand anhalten sollte. Auf dem üppigen Ballfeste des Fürsten Schwarzenberg in Paris fürchtete Lauriston, seine angebetete Gemahlin, die Palastdame der neuen Kaiserin Marie Luise geworden, sei verbrannt, schrie verzweifelt, rettete sie, verbrannte sich aber Haar und Stirn; als Generaloberst der kaiserlichen Garde hatte er Marie Luise nach Frankreich geleitet. Als Ludwig Napoleon abdankte und Holland verließ, mußte Lauriston, Juli 1810, nach Amsterdam eilen, um den kleinen König, seinen Sohn und dessen zweijähriges Brüderchen nach Saint-Cloud zu bringen. Am 5. Febr. 1811 ernannte ihn Napoleon an Stelle des Herzogs von Vicenza, Caulaincourt, der ihm zu sehr den Russen spielte, zum Botschafter in St.-Petersburg. Die von ihm zu pflegenden Unterhandlungen mit dem russischen Cabinet hatten für Napoleon nur den Zweck, Zeit für seine Rüstungen zu gewinnen, denn er war zum Kriege gegen Rußland entschlossen. Seine Forderungen an Rußland waren unannehmbar; Alexander wich dem Kriege nicht aus, reiste nach Wilna und verweigerte Lauriston die Erlaubniß, ihn zu begleiten; Napoleon rief Lauriston im Juni 1812 ab. Lauriston begleitete ihn auf dem Feldzuge und

wurde — mittlerweile zum Generaladjutanten avancirt — nach der Besetzung Moskaus zum Zwecke von Friedensunterhandlungen an den Oberbefehlshaber Fürsten Golenischtschew-Kutusow gesandt; in einer Bauernstube zu Tarutino fand die Begegnung ohne Zeugen am 5. Oct. statt; der Fürst theilte den Inhalt Alexander mit. Lauriston forderte ohne Erfolg die Auswechselung der Gefangenen, beklagte sich über die Grausamkeit der Russen gegen die Franzosen, sprach von Frieden, überreichte dem Fürsten einen Brief Napoleon's voll Artigkeiten und schlug einen Waffenstillstand vor, während dessen er nach Petersburg reisen und Unterhandlungen mit Alexander führen könne — aber Kutusow lehnte alles ab, die Mission war absolut verfehlt. Bei dem Rückzuge über die Beresina wechselte Lauriston mit Napoleon, Berthier und Murat in der Nacht zum 27. Nov. bei der Ueberwachung ab, dann ging er über die Beresina. Auf dem Rückzuge bei dem Nachtrabe, traf er in Magdeburg ein und organisirte hier das 5. Corps der Großen Armee. Mit ihm trat er an der Elbe zu dem Vicekönige und kämpfte am 2. Mai 1813 bei Großgörschen (Lützen), drang auf Lindenau und Leipzig vor; am 19. Mai stieß er im Walde bei Weissig auf York, dieser leistete heroischen Widerstand, mußte aber schließlich den Rückzug antreten. Am 21. Mai sandte Ney den größten Theil von Lauriston's Corps gegen Gotta, um in den Rücken der Alliirten zu kommen, nahm einige Divisionen desselben an sich und zog gegen Gleina, wo Barclay de Tolly sich auf den Windmühlenberg stützte; Barclay mußte der Uebermacht weichen. Lauriston's Division Maison besetzte Malschwitz und drang in Pließkowitz ein; Preititz blieb in den Händen der Franzosen und Napoleon behauptete das Schlachtfeld von Bautzen. Als die Alliirten den Rückzug ausführten, kämpfte Graf Lauriston mit Erfolg gegen den Herzog Eugen von Würtemberg bei Reichenbach, verfolgte die Feinde mit Napoleon, focht bei Markersdorf und Hahnau. Nach dem Waffenstillstande befehligte er an der Katzbach das 5. Armeecorps, Mitte August stand er bei Goldberg; er zählte 38,000 Mann, fast nur Franzosen. Langeron wurde am 22. Aug. zurückgetrieben. Lauriston's Corps war unter denen, die Napoleon in Schlesien ließ. Der größte Theil desselben zog von Goldberg gegen Jauer, eine Colonne drängte am linken Ufer der Wüthenden Neiße gegen Langeron vor, aber die Alliirten siegten am 26. glorreich an der Katzbach und Lauriston's Division Puthod wurde am 29. bei Plagwitz von Langeron zersprengt, Puthod gefangen. Auch bei Leipzig that sich Lauriston mit seinem Corps hervor. Zur Linken des Marschalls Victor stand er am 16. Oct. bei Liebertwolkwitz und kämpfte wacker bei Wachau mit; von Maison geführt, stürmte sein Corps gegen Gossa vor, wurde aber abgeschlagen. Etwa im Centrum der kaiserlichen Aufstellung vom 18. Oct., bei Stötteritz und Probstheida, hielt Lauriston's Corps und leistete den anstürmenden Feinden heldenhaft Widerstand. Am 19. Oct. wurde er beauftragt, mit seinem Corps die Vertheidigung der Vorstädte Leipzigs zu unterstützen, Leipzig fiel und er gerieth in Gefangenschaft. Man brachte ihn nach Berlin, wo er bis zum Pariser Frieden vom 30. Mai 1814 blieb.

Lauriston schloß sich Ludwig XVIII. an, der ihn zum Kapitän der Compagnie Grauer Musketiere ernannte. Napoleon kehrte zurück, Lauriston blieb aber dem Könige treu, geleitete den Fliehenden bis Bethune, ging nach Paris und von hier nach seinem Gute Richecourt bei La Fere. Bei der zweiten Restauration ging er 1815 dem Könige nach Cambrai entgegen. Er wurde nach Laon gesandt, um dem Wahlcollege des Departements Aisne zu präsidiren, am 17. Aug. 1815 zum Pair von Frankreich erhoben und erhielt das Commando der 1. Infanteriedivision der königlichen Garde. Im J. 1816 präsidirte er dem Kriegsgerichte, welches über die des Verrathes gegen den König angeklagten Contreadmiral Graf Duran de Linois und Oberst Baron Boyer de Peireleau saß; am 11. März wurde ersterer freigesprochen, letzterer aber zum Tode verurtheilt; auch sollte Lauriston im Processe des Generals Grafen Delaborde den Vorsitz führen, doch wurde der Proceß nicht ausgetragen. Der König erhob Lauriston 1817 zum Marquis und gab ihm 1820 den Oberbefehl der 12. und 13. Militärdivision; auch präsidirte der Marquis in diesem Jahre dem Wahlcollege des Departements Loire-Inferieure. Am 1. Nov. 1821 trat er in Richelieu's Cabinet als Minister des königlichen Hauses ein, was er auch unter Villèle's Administration blieb. Am 6. Juni 1823 wurde er Marschall von Frankreich und erhielt im Juli das Obercommando eines 2. Reservecorps im spanischen Feldzuge, belagerte Pampeluna und zwang es zur Capitulation. Zum Lohne seiner Thaten erhielt er am 9. Oct. den Heiligen-Geist-Orden. Ludwig XVIII. wollte ihm das Kriegsministerium übertragen, aber der Herzog von Angoulême war von Spanien her mit ihm unzufrieden und hieran scheiterte seine Ernennung; Baron Damas wurde vorgezogen. Im J. 1824 beauftragte ihn Ludwig, seinem Thronfolger mitzutheilen, daß er dem Herzoge de Larochefoucauld das Portefeuille des Innern zuwenden wolle, aber Monsieur empfing die Kunde so ungnädig, daß sich der Marquis bestürzt zurückzog und die Ernennung unterblieb. Am 4. Aug. 1824 legte Lauriston das Ministerium des königlichen Hauses in die Hände des Herzogs von Doudeauville nieder und wurde mit dem Titel eines Staatsministers Großjägermeister von Frankreich. Er lebte nun fern den Geschäften und starb an den Folgen eines Schlaganfalls am 11. Juni 1828 zu Paris. Lauriston war einer der ehrenwerthesten, aber keiner der glänzendsten Generale Napoleon's.

Vgl. außer den Werken über Revolution, Consulat, Kaiserreich und Restauration: Frhr. von Helfert, «Maria Louise, Erzherzogin von Oesterreich, Kaiserin der Franzosen» (Wien 1873); Bogdanowitsch, «Geschichte des Feldzuges im J. 1812» (deutsch, 3 Bde., Leipzig 1863); Häusser, «Deutsche Geschichte vom Tode Friedrich's des Großen bis zur Gründung des Deutschen Bundes» (3. Aufl., 4 Bde., Berlin 1861—63).

(Arthur Kleinschmidt.)

Laurocerasus, Kirschlorber, s. Prunus.

LAURUS, Lorbeer, eine von Tournefort aufgestellte, von Linné angenommene und in die erste Ordnung der neunten Klasse seines Systems gestellte Pflanzengattung, welche bei ihm in 12 Arten vertreten ist. Sprengel führt im »Systema vegetabilium« vom Jahre 1825 aus dieser Gattung 23 Arten an. Infolge genauerer Untersuchung der Blütentheile der von diesem Autor und andern Botanikern hierher gezogenen Arten hat man neue Gattungen machen und die meisten früher dazu gerechneten Arten aus der alten Gattung Laurus entfernen müssen, sodaß man jetzt nur zwei Arten, Laurus nobilis und canariensis, dabei stehen lassen konnte. Der Gattungscharakter ist nach Abtrennung der früher hierzu gerechneten Arten in folgender Weise festzustellen: Blüten zweihäusig oder hermaphroditisch, in von einer Hülle umgebenen Dolde stehend; Blütenhülle blumenkronartig, mit kurzer Röhre und viertheiligem Saume, dessen gleich große Zipfel später abfallen; männliche und zweigeschlechtige Blüten mit meist 12 in drei Quirlen stehenden Staubgefäßen, sämmtliche Staubfäden in halber Höhe oder in der Nähe des Grundes beiderseits mit einer fast sitzenden Drüse, selten die äußeren drüsenlos; die länglichen, zweifächerigen Staubbeutel sämmtlich nach innen gekehrt; das Pistillrudiment fehlt in den männlichen Blüten entweder ganz, oder ist nur sehr klein; weibliche Blüten mit vier mit den Blütenhüllzipfeln abwechselnden Staminodien, welche am Grunde ihrer oberen, spatelförmig verbreiterten Hälfte jederseits eine große, sitzende Drüse tragen; Griffel kurz, Narbe stumpfdreikantig; Steinfrucht oval, von dem unveränderten oder wenig vergrößerten, fast scheibenförmigen, ganzrandigen oder zerschlitzten Grunde der Blütenhülle getragen.

Laurus nobilis *Linné*, der echte Lorbeerbaum, ist ein Strauch oder kleiner Baum mit zahlreichen, aufrechten, kahlen Aesten, wechselständigen, immergrünen, lederartigen, fiedernervigen, länglich-lanzettlichen, beiderseits zugespitzten, schmaleren oder breiteren, oberseits glänzenden, unterseits matten, am Rande etwas umgebogenen und wellenförmigen Blättern, meist zu 2 in den Blattachseln stehenden, drei- bis sechsblütigen Dolden, und kahlen oder fast seidenhaarigen Hüllschuppen. In Kleinasien einheimisch, im ganzen Mittelmeergebiete angebaut.

Laurus canariensis *Webb* (Persea azorica *Seubert*), auf Madeira und den Canarischen Inseln einheimisch, unterscheidet sich von der vorigen Art hauptsächlich durch beiderseits gleichfarbige, in der Jugend nebst den Zweigen braungelb-filzige Blätter, zu 2—5 gebüschelte, fünf- bis achtblütige Dölchen und auf der Innenseite graufilzige Hüllschuppen. *(A. Garcke.)*

LAURVIG oder Laurvik, Hafenstadt an der Südküste von Norwegen und Hauptstadt im norwegischen Amte Jarlsberg-Laurvig, in reizender Lage an der Mündung der Flüsse Laagen und Farris, mit Christiania und anderen Städten durch Eisenbahn verbunden, hat eine Navigationsschule, ansehnliche Schiffahrt und eine Bevölkerung von 8000 Einwohnern. Die Stadt stammt aus dem Jahre 1671, wo sie ihre Privilegien erhielt gleichzeitig damit, daß die Grafschaft Laurvig gebildet wurde. Diese Grafschaft, deren erster Inhaber Ulrich Friedrich Gyldenlöwe, natürlicher Sohn des dänischen Königs Friedrich III., war, war die bedeutendste in Dänemark und Norwegen. Nach dem Tode Gyldenlöwe's kam die Grafschaft an den Grafen Danneskjold-Laurvig und, da diese Familie im J. 1783 ausstarb, an die Grafen Ahlefeldt, die im J. 1805 ihre Rechte dem damals regierenden König von Dänemark verkauften. Noch nach dem Frieden von Kiel von 1814 hielt der König von Dänemark die Grafschaft als Lehen inne; da es aber für ihn mit Schwierigkeiten verbunden war, ein Lehen in einem fremden Lande zu haben, verkaufte König Friedrich VI. im J. 1817 die Grafschaft, die nachher ihre privilegirte Stellung verlor. Ein großer Theil der ehemaligen Grafschaft ist noch immer beisammen und bildet eins von den größten Gütern in Norwegen. *(Otto Printzsköld.)*

Laus, Läuse, Familie von ungeflügelten Insekten, s. Pediculus.

LAUSANNE, die Hauptstadt des schweizerischen Cantons Waadt, liegt 520 Met. über dem Meere, 51 Kilom. nordöstlich von Genf, auf dem rechten Ufer des Genfersees (Lac Léman) und wird vom Flon durchflossen, der innerhalb der Stadt die Louve aufnimmt und sich $2^1/_2$ Kilom. südwestlich von derselben in den See ergießt. Auf und zwischen drei Hügeln erbaut, die sich vom Plateau des Jorat südwestlich gegen den See vorschieben, hat die Stadt in ihren älteren Theilen meist steile, enge und winkelige Straßen. Auf dem nördlichen Hügel zwischen dem Flon und der Louve liegt das Quartier der Cité (Altstadt) und auf seinem höchsten Punkte erhebt sich das Schloß St.-Maire, ein mächtiger viereckiger Thurm, der, 1397—1431 erbaut, bis 1536 Residenz der Bischöfe, 1536—1798 Sitz der bernischen Landvögte war und seit 1803 als Regierungsgebäude des Cantons Waadt dient. Die unterhalb des Schlosses gelegene Akademie, ein großes unregelmäßiges, 1587 vollendetes Gebäude, enthält außer den Hörsälen der Akademie und der Cantonsschule das Naturhistorische und das Antiquarische Museum, sowie die Cantonsbibliothek (60,000 Bände). Südlich von der Akademie erhebt sich auf einer aussichtsreichen Terrasse die Kathedrale, eins der schönsten gothischen Bauwerke der Schweiz, mit einem 76 Met. hohen Glockenthurm, reichgeschmückten Portalen, werthvollen Glasgemälden des 13. Jahrh. in der großen Fensterrose der Südseite und mehreren interessanten Grabmälern. Schon im J. 1000 begonnen, in der Folge mehrmals durch Feuer zerstört, stammt die Kirche in ihrer jetzigen Gestalt größtentheils aus dem 13. Jahrh. und wurde 1275 von Papst Gregor X. eingeweiht[1]); vom 1.—7. Oct. 1536 fand in derselben die Disputation von Lausanne statt, durch welche die Reformation in der Waadt eingeführt wurde. Am Südabhang

1) Näheres über die Architektur der Kathedrale findet sich bei Rahn, »Geschichte der bildenden Künste in der Schweiz«, S. 363—372.

der Cité liegen das Cantonsspital und die deutsche Kirche. Den südlichen Hügel nimmt das Quartier du Bourg ein, wahrscheinlich der älteste Theil der Stadt, dessen Hauptstraße, die Rue du Bourg, lange Zeit der Sitz des bischöflichen und des städtischen Adels war und jetzt noch eine der ansehnlichsten Straßen ist. Das Westende der Rue du Bourg mündet auf den Platz St.-François mit der spätgothischen, 1442—1528 erbauten Kirche gleiches Namens, in welcher 1448—49 das Concil von Basel zu Ende geführt wurde und 1536 Farel die Reformation predigte. Eine monumentale Brücke, der Grand-Pont, 1839—44 erbaut, spannt sich vom Ende der Place St.-François über das Thal des Flon und verbindet das Quartier du Bourg mit dem Quartier St.-Laurent, das auf dem südwestlichen Hügel gelegen, die gleichnamige 1715—63 erbaute Kirche umgibt. Im Thale des Flon zwischen der Cité und dem Bourg liegt das Quartier du Pont, der unterste Theil der Stadt, nach einer alten Holzbrücke benannt, die 1555 durch ein Hochwasser weggerissen und seither durch feste Ueberwölbung des Flusses ersetzt wurde. Zwischen der Cité und St.-Laurent breitet sich das Quartier de la Palud aus mit der Place de la Palud, die als Marktplatz dient und von welcher eine lange Treppe zu der Terrasse der Kathedrale hinaufführt. An der Place de la Palud liegt das 1458 erbaute, 1674 und 1868 renovierte städtische Rathhaus. Die nördlich an das alte Quartier de la Palud anschließenden neuen Stadttheile, namentlich die Place de la Riponne, der größte Platz der Stadt, an welchem das Kunstmuseum (Musée Arlaud) und die Kornhalle liegen, sind durch Ausfüllung, Terrassirung und Ueberwölbung dem Thal der Louve abgewonnen worden.

Rings an den aus diesen fünf Quartieren bestehenden Kern der Stadt reihen sich Vorstädte, neue Quartiere und zum Theil sehr entlegene Vororte an. Im Westen liegt das Quartier Pré du Marché mit der katholischen Kirche, im Osten die Vorstadt der Rues du Maupertuy und de l'Etraz mit dem Zollhaus und dem Zuchthaus, im Süden das Quartier des Bahnhofs mit dem Theater und der eleganten Avenue de la Gare u. s. w. Ein Kranz schöner, von Gärten, Parkanlagen und Weinbergen umgebener Villen bildet den Uebergang von den an die Altstadt sich anschließenden Theilen zu den Vororten der Bannmeile, Vidy, Cour, les Rapes, Montheron, Chailly und Ouchy, von denen der letzte 380 Met. über dem Meere, 1½ Kilom. südlich der Stadt am See gelegen, der Hafen von Lausanne ist. Die beliebtesten Promenaden von Lausanne sind der Hügel Montbenon im Südwesten der Stadt, mit dem 1886 vollendeten Palais des Bundesgerichts, die Promenade Derriere Bourg südlich von der Rue du Bourg, in der weitern Umgebung das Signal de Lausanne 648 Met. über dem Meere, 1 Kilom. nördlich von Lausanne, das eine prächtige Fernsicht über den ganzen See und seine Uferlandschaften gewährt, das nördlich davon gelegene Bois de Sauvabelin, ein parkartiger Eichen- und Buchenwald, und die Grandes Roches nordwestlich der Stadt, bei denen sich der Blick auf den Montblanc öffnet. Ueberhaupt ist die Gegend von Lausanne wunderschön und von unendlicher Mannichfaltigkeit; im Norden wird sie von den Höhen des Jorat umsäumt, deren Nadelwaldungen einen dunkeln Rahmen um die sonnige Landschaft bilden. Im Süden dehnt sich in weitem Bogen der meerartige Spiegel des Leman von den Hochalpen des Rhônethales und den Voralpen des Chablais bis zu den fernen blauen Zügen des Salève und des Jura, und zwischen beiden liegt das üppige Ufergelände mit seinen Weinbergen, Kornfeldern und Baumgruppen, von zahllosen Villen und freundlichen Landhäusern übersäet, da und dort von tiefen Waldschluchten durchfurcht und beherrscht von der alten, stolz auf ihren Hügeln thronenden Stadt, über deren Häusergewirr die Kathedrale und das Schloß mächtig emporragen.

Mit Einschluß seiner sehr weiten Gemarkung zählt Lausanne (1885) 31,856 meist reformirte Einwohner. Wie in der übrigen Waadt und in Genf theilen sich auch hier die Reformirten in eine Landeskirche und eine Freie Kirche; die Katholiken stehen unter dem Bischof von Lausanne, dessen Sitz seit 1536 Freiburg ist. 78 Proc. der Bevölkerung sprechen französisch, 17 Proc. deutsch, 5 Proc. andere Sprachen. Mittelpunkt eines vorherrschend ackerbauenden Cantons, Sitz des eidgenössischen Bundesgerichts (seit 1875), der cantonalen Regierung und der Behörden des Bezirks Lausanne (93 □ Kilom., 37,247 Einwohner), ist Lausanne weder eine Industriestadt, noch eine eigentliche Handelsstadt. Abgesehen von einigen Gerbereien, Maschinen-, Tabak-, Chocoladefabriken, etwas Uhrmacherei u. s. w., hat die Stadt nur Kleingewerbe aufzuweisen. Dem ziemlich lebhaften Speditionshandel (Wein, Getreide, Holz) dient das Netz der schweizerischen Westbahnen, an dessen Hauptlinien Genf-Lausanne-St.-Maurice-Brig, Lausanne-Yverdon-Neuchâtel und Lausanne-Freiburg-Bern sich hier die schmalspurige Bahn Lausanne-Echallens, die pneumatische Bahn Lausanne-Ouchy und bei Ouchy die Dampferlinie des Genfersees anschließen. Eine nicht unwichtige Erwerbsquelle bildet auch der starke Fremdenverkehr, den die Stadt ihrer wunderschönen Lage und Umgebung, ihrem milden Klima und zum Theil auch dem geselligen Sinn und der feinen Bildung ihrer höheren Kreise und ihren trefflichen Unterrichtsanstalten zu verdanken hat. Namentlich groß ist die Zahl der jungen Leute aus England, Deutschland und der deutschen Schweiz, die zu ihrer Ausbildung, speciell zur Erlernung der französischen Sprache, in Lausanne, sei es in Privathäusern, sei es in Pensionaten, untergebracht werden. Unter den höhern öffentlichen Lehranstalten steht obenan die 1536 von Bern gestiftete Akademie, welche gegenwärtig aus einem Gymnasium, 3 Facultäten (Theologie, Jurisprudenz und Philosophie), einer technischen und einer pharmaceutischen Schule besteht, zu einer Universität erweitert werden soll und circa 40 Lehrkräfte auf 300—400 Schüler zählt. Mit der Akademie sind zum Collège cantonal verbunden ein Doppelseminar für Lehrer und Lehrerinnen und eine

landwirthschaftliche Schule. Außerdem bestehen eine Industrieschule, eine höhere Töchterschule und eine Menge von Privatinstituten und Pensionaten. Von den wissenschaftlichen Vereinen sind zu erwähnen: die Geschichtsforschende Gesellschaft der romanischen Schweiz und die Naturforschende Gesellschaft. Auch in musikalischer und literarischer Hinsicht herrscht in Lausanne ein sehr reges Leben. Verdient auch Lausanne nicht mehr eine Romanfabrik zu heißen, wie zu Ende des 18. Jahrh., so haben doch die Namen Binet, Monnard, Vuillemin, de Gingins, Juste und Urbain Olivier, Tallichet, Rambert u. s. w. guten Klang in der Literatur der romanischen Schweiz. Daß auch die bildenden Künste nicht vernachlässigt werden, obwol von den bekannten Malern der Waadt: Gleyre, B. Vautier, A. van Muyden, Veillon, Bocion, Burnand u. s. w. die meisten ihren Wohnsitz nicht in Lausanne genommen haben, das beweisen das Musée Arlaud, 1846 von dem Maler gleichen Namens gestiftet, die zahlreichen neuen Monumentalbauten und die sorgfältige, stilgerechte Restauration der Kathedrale. Von den wohlthätigen Anstalten sind außer dem gut eingerichteten Cantonsspital zu erwähnen das Blindeninstitut, das Waisenhaus und die großartige Irrenanstalt im Bois de Cery, $3^1/_2$ Kilom. nordwestlich von Lausanne.

Das alte Lousonna, eine der keltisch-römischen Städte in Helvetien, lag nicht an der Stelle des jetzigen Lausanne, sondern $2^1/_2$ Kilom. südwestlich davon bei der Mündung des Flon in den See. Nachdem die alte Stadt wahrscheinlich gegen Ende des 5. Jahrh. n. Chr. durch Feuer zerstört worden, siedelten die Bewohner auf die Hügel am Rande des Jorat über, die ihnen größere Sicherheit vor Ueberfällen boten. Die Stadt scheint rasch gewachsen zu sein, denn schon zwischen 585 und 594 verlegte nach der völligen Zerstörung von Aventicum der Bischof Marius seinen Sitz nach Lausanne. Das Bisthum Lausanne, das unter dem Erzbischof von Besançon stand, umfaßte in der Folge neun Dekanate, die sich über das Gebiet der jetzigen Cantone Waadt, Freiburg, Neuenburg, Bern (bis zur Aare) und Solothurn (bis zum Jura) erstreckte.[2]) Die Bischöfe wurden bis zur Reformation meist den ersten Dynastengeschlechtern Alemanniens, Hochburgunds und Savoyens oder hervorragenden Familien des Ministerialadels entnommen, besaßen seit 1125 den Rang von Reichsfürsten und gehörten zu den mächtigsten und reichsten geistlichen und weltlichen Herren der westlichen Schweiz. Neben und unter dem Bischof stand das Domkapitel der Kathedrale Notre-Dame, dem die Bischofswahl zustand. Die Stadt Lausanne, die als Reichsstadt galt, regierte sich unter der Oberherrlichkeit des Bischofs und des Domkapitels nach eigenem Recht und Gesetz. Im Mai jedes Jahres berief der Bischof den «Plait général» ein, eine Art Ständeversammlung, die aus den Vertretern der Geistlichkeit, des Adels und der Gemeinden bestand und unter dem Vorsitze des bischöflichen Vogtes über Steuern und Abgaben, Aufgebote u. s. w. entschied. Für rein städtische Angelegenheiten sorgten der große weltliche Gerichtshof (grande cour séculière), dem nur die drei Stände der Stadt selbst angehörten und die Bürger, Räthe und Vorsteher der obern und der untern Stadt, die sich erst 1481 zur Gemeinde Lausanne vereinigten. Trotz mancherlei Zwistigkeiten zwischen den Bischöfen, welche die Ausdehnung ihrer Herrschaft erstrebten, und der Stadt, welche die Rechte und Freiheiten einer Reichsstadt beanspruchte, bestand doch diese Verfassung im wesentlichen zu Recht, bis 1536 die Eroberung der Waadt durch Bern sowol der weltlichen und geistlichen Gewalt des Bischofs und des Domkapitels, wie der Reichsfreiheit der Stadt ein Ende machte. Schon seit 1525 mit Bern verbündet, öffnete Lausanne bereitwillig seine Thore dem bernischen Heerführer Hans Franz Nägeli, der am 31. März einzog, Stadt und Schloß für Bern in Besitz nahm und am 2. April die Bürgerschaft Bern huldigen ließ. Zum Ersatz für die verlorenen Ansprüche auf Reichsfreiheit erhielt Lausanne von der neuen Herrschaft 1536, 1544 und 1548 große Schenkungen[3]) aus dem säcularisirten Kirchengute, welche den Wohlstand der früher armen Stadt begründeten. Die Reformation fand unter dem Einflusse Berns und dem Eindruck dieser Schenkungen rasch Eingang; an die Stelle der nach Freiburg übergesiedelten Bischöfe traten die bernischen Landvögte, an die Stelle des Domkapitels die Akademie, an der im 16. Jahrh. Konrad Gesner und die Reformatoren Viret, Farel und Theodor Beza wirkten. Im 17. Jahrh. aber, als der erste Eifer der Reformation erkaltet war, trat Stagnation ein. Obwol Lausanne seine Selbstverwaltung behalten hatte und mancherlei Vorrechte besaß, sank es doch unter der bernischen Herrschaft, welche die Bauern auf Kosten der Städte und des Adels begünstigte, mehr und mehr zu einer bloßen Municipalstadt herab und die Akademie gestaltete sich allmählich zu einem reformirten Predigerseminar. Von jeder Theilnahme am politischen Leben ausgeschlossen, widmeten sich die höhern Kreise der Stadt mit um so größerem Eifer der Pflege der Literatur, und vom 18. Jahrh. an besaß die Stadt viele namhafte Gelehrte, wie den Philosophen de Crousaz, die Historiker Loys de Bochat und Ruchat, den Arzt Tissot u. a. m. Gegen Ende des Jahrhunderts aber artete das geistige Leben mehr und mehr zur sentimentalen Schöngeisterei aus. Das politische Leben war so weit erstorben, daß der Aufstandsversuch des Majors Davel 1723 gegen die bernische Herrschaft in Lausanne nicht nur gleichgültige, sondern geradezu feindselige Aufnahme fand. Erst die geistige Gährung, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. sich von Frankreich aus verbreitete, weckte allmählich den Unmuth gegen das verknöcherte Regiment der bernischen Aristokratie, und es bedurfte nur der Stürme der Französischen Revolution, um den Funken zur Flamme anzufachen. Die ersten Unruhen in der Waadt 1791 wurden zwar von Bern rasch

2) Jetzt umfaßt das Bisthum die Cantone Freiburg, Waadt, Neuenburg und Genf, soweit dieselben römisch-katholisch sind. Bern und Solothurn haben sich dem Bisthum Basel angeschlossen.

3) 1536: Petite largition; 1548: Grande largition.

unterdrückt, aber 1798 brach die Revolution aus, die Landvögte wurden verjagt und die Franzosen rückten in die Waadt ein, die nun als Canton Leman ein Bestandtheil der einen und untheilbaren helvetischen Republik wurde, an deren Regierung die waadtländischen Staatsmänner wie Glayre und Laharpe hervorragenden Antheil nahmen. Aber schon 1803 machte die Mediationsacte dem Einheitsstaat ein Ende und der Canton Leman verwandelte sich in den selbständigen schweizerischen Canton Waadt mit Lausanne als Hauptstadt. Von diesem Zeitpunkt an datirt der rasche Aufschwung der Stadt, die aus einer stillen stagnirenden Landstadt zur Hauptstadt eines blühenden, selbständigen Staatswesens gemacht wurde, in der sich das politische und geistige Leben, der Verkehr des ganzen Cantons concentrirte. Die Blütezeit dieser Epoche fällt in die Jahre 1830—45, wo einerseits die Akademie, an der die Theologen Vinet und Secretan, die Historiker Monnard und Vuillemin, der Literarhistoriker Sainte-Beuve, der Jurist Melegari u. a. lehrten, ihren Höhepunkt erreichte, andererseits die bauliche Entwickelung der Stadt durch die Erbauung des Grand Pont, die Auffüllungen und Ueberwölbung der Louveschlucht und die Anlage neuer Straßen und Quartiere einen plötzlichen Aufschwung nahm. Vgl. Blanchet, «Lausanne des les temps anciens» (Lausanne 1862); Martignier und Crousaz, «Dictionnaire historique du Canton de Vaud» (Lausanne 1867); Rey, «Genève et les rives du Lac Léman» (2. Aufl., Genf 1869). *(A. Wäber.)*

LAUSCHA, Industriedorf im Kreise Sonneberg des Herzogthums Sachsen-Meiningen, in einem engen Thale an der Lauscha, 1900 Fuß über dem Meere gelegen. Die schieferbedeckten Häuser erstrecken sich zwischen den Bergen nach drei Richtungen in meist einzeiligen, terrassenförmig übereinander liegenden Gruppen, sodaß das Ganze ein höchst malerisches Bild gewährt. Der Ort hat Post- und Telegraphenanstalt, 2729 Einwohner und ist der Ursprung und Mittelpunkt der thüringer Glasfabrikation (Thermometer, Barometer, Glasspielwaaren, Perlen, und als Specialität künstliche Augen). Die Perlen und feinen Spielwaren werden größtentheils in den Wohnungen hergestellt. Außerdem bestehen: Schmelzfarbenfabrikation, Porzellanmalerei, Schachtelmacherei und Bierbrauerei in 3 Brauereien. — Der Ort verdankt seinen Ursprung einer Glashütte, die 1595 von den der evangelischen Religion wegen aus ihrer Heimat vertriebenen Glasmeistern Hans Greiner aus Schwaben und Christoph Müller aus Böhmen hier im Thal gegründet wurde und welche die Pflanzstätte der meisten Glashütten auf dem Thüringer Wald, sowie anderwärts geworden ist. Noch jetzt heißen die meisten Bewohner des Ortes Greiner oder Müller, welche durch originelle Beinamen voneinander unterschieden werden. *(A. Schroot.)*

Läusekraut, Pflanzengattung, s. Pedicularis.

Läusesucht, Läusekrankheit, s. Phthiriasis.

LAUSIGK, Stadt in der sächsischen Kreishauptmannschaft Leipzig, Amtshauptmannschaft und Amtsgerichtsbezirk Borna, an der Linie Leipzig-Lausigk-Geithain der Sächsischen Staatsbahnen, hat evangelische Pfarrkirche, Post- und Telegraphenamt und zählt (1885) einschließlich der Garnison (2. und 4. Escadron des 2. sächsischen Husarenregiments Nr. 19) 4196 evangelische Einwohner. Die Industrie ist hervorragend mit Plüsch- und Filzwaarenfabrikation, sowie mit Anfertigung von Pianofortenutensilien und Peitschen beschäftigt; auch werden Braunkohlen und Kalksteine abgebaut. Dabei das Hermannsbad mit einer schwefel- und eisenreichen Hauptquelle.

Der Ort Lausigk, früher Lutzke oder Luschke, entstand wahrscheinlich aus dem vom Grafen Wiprecht von Groitzsch 1105 hier begründeten, später nach Pegau verlegten Benedictinerkloster und hob sich durch fränkische Ansiedler. Schon 1157 hatte es Markt- und Stadtrecht und war selbst mit Mauern umgeben. Im J. 1667 brannte die Stadt gänzlich nieder. Seit alter Zeit wurde hier starke Bierbrauerei betrieben, welche später der Wollweberei wich. Bemerkenswerth ist die unfern gelegene wüste Holzmark Kaisershain, jetzt zum Stadtgebiet gehörig. *(E. Kaufmann.)*

LAUSITZ oder richtiger «Die Lausitzen»; denn mit dem Namen Lausitz sind im Laufe der Zeit zwei ganz verschiedene, allerdings aneinander grenzende Länder bezeichnet worden, von denen nur die Niederlausitz (Lusatia inferior) denselben von jeher und mit Recht führt, die Oberlausitz (Lusatia superior) aber erst seit Ende des 15. Jahrh. und durchaus irrthümlicherweise ebenfalls damit belegt worden ist.

Die Oberlausitz, im Osten vom Queiß, im Westen von dem Pulsnitzfluß begrenzt, umfaßte bis zum J. 1815, wo die größere Hälfte derselben von Sachsen an Preußen abgetreten werden mußte, ein Gebiet von 6278 □Kilom. Die bei Sachsen gebliebene kleinere Hälfte, die sächsische Oberlausitz, wurde erst infolge der sächsischen Landesverfassung von 1831 mit den vier bisher bestehenden «erbländischen Kreisen» des Königreichs zu einem gemeinsamen Staatsganzen vereinigt. Sie bildet jetzt im wesentlichen die Kreishauptmannschaft Bautzen und enthält etwa 2448 □Kilom. mit 13 Städten, 532 Dörfern und 351,300 Einwohnern, von denen 48,500 Wenden sind (Zählung von 1885). Sie zerfällt in die vier Amtshauptmannschaften Zittau, Löbau, Bautzen, Kamenz und hat ihre besonderen «Stände» behalten, denen die selbständige Verwaltung der Stiftungs- und Landschaftsgelder zusteht, und die jährlich drei «willkürliche», d. h. durch die alte Willkür des Landes festgesetzte Landtage zu Bautzen abhalten und das Recht besitzen, den auf den allgemeinen Landtagen des Königreichs vereinbarten Gesetzen noch ihre specielle Genehmigung zu ertheilen. — Die preußische Oberlausitz enthält 3830 □Kilom. mit 11 Städten, 197 Dörfern und 255,200 Einwohnern, worunter etwa 44,000 Wenden. Sie ist eingetheilt in die vier Kreise Lauban, Görlitz, Rothenburg, Hoyerswerda, bildet einen Theil der Provinz Schlesien und zwar des Regierungsbezirks Liegnitz. Die «Communal-Landstände» zu Görlitz haben das Schulden-

wesen der Landschaft zu regeln und zahlreiche Stiftungen zu verwalten. — Die Niederlausitz, gelegen zwischen Bober und Oder im Osten und der Schwarzen Elster im Westen, umfaßt 6834 □Kilom. und hat 24 Städte, 13 Standesherrschaften, 211 Dörfer und 191 Rittergüter mit zusammen 448,000 Einwohnern, worunter 50,000 Wenden. Sie bildet einen Theil der preußischen Provinz Brandenburg und zwar des Regierungsbezirks Frankfurt a. O. und wird in die acht Kreise Luckau, Sorau, Guben-Stadt und Guben-Land, Lübben, Kalau, Spremberg und Kottbus eingetheilt. Die Verwaltung der landschaftlichen Gelder und Stiftungen steht jetzt der «Landesdeputation des Markgrafthums Niederlausitz» in Lübben zu.

Geschichte. A. Oberlausitz. Die ältestbekannten Bewohner des Landes zwischen dem Queiß im Osten und dem Pulsnitzfluß im Westen, also der nachmaligen Oberlausitz, waren, wie man gegenwärtig allgemein annimmt, die Semnonen, ein urgermanischer Stamm. Als diese infolge der Völkerwanderung ihre Sitze im 6. oder 7. Jahrh. verlassen hatten und in das leergewordene Gebiet von Osten her slawische Stämme vorrückten, war es der der Milzener, welcher sich hier auf die Dauer niederließ[1]). Nur leichten, sandigen Boden vermochten sie mit ihrem schwachen Holzpfluge urbar zu machen. Darum siedelten sie sich vornehmlich in dem offenen, ebenen oder doch nur welligen Landstrich etwa von dem jetzigen Reichenbach im Osten bis Kamenz im Westen an, höchstens daß der fette Marschboden der zahlreichen größeren und kleineren Flüsse sie lockte, auch stromabwärts in die nördlichen großen, sandigen Heiden oder stromaufwärts in die südlichen, ebenfalls waldbedeckten Gebirgsthäler vorzudringen. In jenem Centrum des alten Wendenlandes liegen noch heute dicht nebeneinander die kleinen, meist auf «itz, «witz, «au endenden slawischen Dörfer. Hier legten nun die Milzener, nach allgemeiner slawischer Sitte, auf einem steilen, fast rings von der Spree umflossenen Felsen auch ihre Stammesfeste, den Sitz ihres Landesfürsten, die allgemeine Zufluchtsstätte in Kriegsgefahr, die einzige Stadt ihres Landes an, das jetzige Bautzen, zu dessen Schutz das ganze Land verpflichtet war. An mehreren Stellen in der Nähe der Stadt sind große Urnenfelder aufgedeckt worden, wo man die Asche der Todten beisetzte; bei dem nördlichen Dorfe Uhna befand sich eine Cultusstätte des Flins und auf den höchsten Bergen der südlichen Gebirgsketten wurden der Bielebog, d. h. der weiße, gute Gott, und der Czornebog, d. h. der schwarze, böse Gott, verehrt.

Bald nachdem der deutsche König Heinrich I. die zwischen Saale und Elbe wohnenden slawischen Daleminzier unterjocht und zu ihrer Inzaumhaltung die Mark Meißen (928) angelegt hatte, wurden nun durch die streitbaren meißnischen Markgrafen auch die Milzener zuerst (932) zinspflichtig gemacht, durch Markgraf Ekkehard II. (regierte seit 985) aber «ihrer althergebrachten Freiheit beraubt und zu Knechten gemacht»[2]). Ihr Gebiet ward dem Deutschen Reiche einverleibt; man nannte es zufolge der damals durch ganz Deutschland üblichen Gaueintheilung «Gau Milsca», später «Gau», endlich «Land Budissin». Die landesherrliche Gewalt ging von den bisherigen slawischen Fürsten über auf den deutschen König. Stellvertreter desselben ward der Markgraf von Meißen als des Reiches Graf nun auch im Gau Milsca. So ward die nachmalige Oberlausitz zunächst ein Pertinenzstück der Mark Meißen. Von den Markgrafen eingesetzte ritterliche Statthalter, wenigstens später praefecti, castellani, Burggrafen von Budissin genannt, walteten nun mit ihren Beamten und «Burgmannen» in der Landesfeste Bautzen. Wer von dem bisherigen slawischen Adel die neue Ordnung der Dinge ehrlich anerkannte, dem wurden seine Besitzungen belassen; nur trug er dieselben jetzt von dem Markgrafen zu Lehn. Die übrigen Güter wurden deutschen ritterlichen Mannen ebenfalls zu Lehn überlassen, welche nun einfach werden Besitz ergriffen haben von den Gütern, Höfen, Dörfern ihrer wendischen adeligen Vorbesitzer. Die wendische Landbevölkerung blieb in derselben Hörigkeit und Unfreiheit[3]), in welcher sie sich schon unter ihren eingeborenen Gutsherren befunden hatte. Belassen wurden ihnen ihre altslawischen Einrichtungen, zumal ihre Rechtsbräuche. Noch im 16. Jahrh. bestand für die wendische Bauerschaft das «wendische Landgericht zu Bautzen» und bis 1810 für die wendischen Unterthanen des einstigen Bisthums Meißen «der Dingstuhl zu Göda», bei denen wendische Bauern als «Landrichter» und «Landgerichtsschöppen» fungirten[4]).

Als nach dem plötzlichen Tode sowol Kaiser Otto's III. als Markgraf Ekkehard's II. von Meißen (1002) der Herzog Boleslaw Chrobry von Polen[5]) die von den Deutschen jüngst eroberten Slawenländer an sich zu reißen und so ein großes Slawenreich zu gründen versuchte, nahm er in schnellem Anlauf auch die Stadt Budissin und mit ihr das ganze Land in Besitz und erhielt dasselbe in der That von dem neuen König Heinrich II. zuerst auf dem Fürstentage zu Merseburg (1002) und nach neuen, erbitterten Kriegen abermals in dem Frieden zu Bautzen (1018) als Reichslehn. Sein Sohn Mieko aber ward wegen wiederholter Einfälle in das Sachsenland durch Kaiser Konrad II. endlich (1031) gezwungen, das Land Budissin wieder abzutreten; so kam dasselbe zum zweitenmal an die Markgrafen von Meißen. Als aber Markgraf Ekbert II. während des Investiturstreits es mit den aufständischen Sachsen hielt, gab Kaiser Heinrich IV. (1076) Meißen wie Budissin an den ihm treugebliebenen Herzog Wratislaw von Böhmen. Dieser überließ (1086) das Land Budissin dem tapferen Grafen Wiprecht von Groitzsch, dem Ge-

1) Vgl. Ermisch's «Archiv für sächsische Geschichte», V, 73 fg.: «Zur ältesten Geschichte der Stadt Bautzen». 2) Vgl. von Weber's «Archiv für die sächsische Geschichte», XII, 274 fg.: «Die politischen Beziehungen zwischen der Oberlausitz und Meißen».

3) Ermisch's «Archiv für sächsische Geschichte», IV, 1 fg.: «Die verschiedenen Klassen slawischer Hörigen in den wettinischen Landen u. s. w.» 4) Vgl. «Neues Lausitzer Magazin», 1877, 193 fg.: «Rechtsgeschichte der Oberlausitz». 5) Vgl. von Weber, a. a. O., S. 276 fg.

mahle seiner Tochter Judith, als Mitgift. Zwar mußte Wiprecht dasselbe nebst anderen seiner Güter, um die Freiheit seines Sohnes, Wiprecht des Jüngeren, zu erkaufen, (1110) an Kaiser Heinrich V. abtreten, der es sofort seinem Günstling, dem Grafen Hoyer von Mansfeld gab. Nach dessen Tode in der Schlacht am Welfisholz (1115) aber erlangte Wiprecht der Aeltere vom Kaiser all seine Besitzungen und so auch Budissin zurück. Nach dem kinderlosen Tode von Wiprecht's jüngerem Sohne, Heinrich von Groitzsch, verlieh Kaiser Konrad III. (1136) nicht nur die Niederlausitz, sondern jedenfalls auch das Land Budissin an Markgraf Konrad den Großen von Meißen. So ward dasselbe zum dritten male mit Meißen vereinigt. Allein nachdem Markgraf Konrad (1156) freiwillig die Regierung niedergelegt und sich in das Kloster auf dem Petersberge bei Halle zurückgezogen hatte, gab Kaiser Friedrich I. das Land Budissin nicht dessen Sohne, Otto dem Reichen, sondern Wladislaw II. von Böhmen, welchen er für soeben gegen Polen geleistete Kriegshülfe zu Regensburg (1158) zum ersten König von Böhmen erhob.

Gerade während dieser zweiten böhmischen Epoche vollzogen sich im Innern des Landes Budissin wichtige und für die ganze Folgezeit bestimmende Veränderungen. Zuerst schufen die böhmischen Könige darin, nach böhmischem Vorbild, eine Anzahl großer adeliger Gütercomplexe oder «Herrschaften»[6], deren Lehnsinhaber Steuerfreiheit genossen und die Obergerichtsbarkeit nicht nur über ihre noch durchaus slawische Landbevölkerung, sondern auch über die mehr oder minder zahlreichen Aftervasallen besaßen, denen sie einzelne ihrer Güter zu Lehn überlassen hatten. Als solche Herrschaften erscheinen seitdem Ruhland, Hoyerswerda, Kamenz, Reschwitz, Baruth, Kittlitz, Muskau, Penzig, Seidenberg, Markliffa. Die meisten derselben haben im Laufe der Zeit infolge theils von Veräußerungen, theils von Freikauf der Aftervasallen von dem Vasallagium ihren Herrschaftscharakter verloren; nur die jetzigen «Standesherrschaften» Hoyerswerda, Muskau, Seidenberg, dessen Herrschaftsqualität 1815 auf Reibersdorf übertragen wurde, und Königsbrück, welches erst seit 1551 diese Qualität erlangte, verdanken noch gegenwärtig ihre Vorrechte vor den übrigen Rittergutsbesitzern jener Schaffung großer Herrschaften. — Ebenso wie die Piastischen Herzöge in Schlesien begünstigten aber die böhmischen Könige nicht nur in ihrem Stammlande, sondern auch in ihrem Nebenlande Budissin die Einwanderung deutscher Colonisten[7] aus dem westlicheren Deutschland und wiesen ihnen theils bisher völlig unbebautes Land zu ganz neuen Ansiedelungen, theils bereits bestehende altslawische Ortschaften zur Umgestaltung «nach deutschem Recht» und deutscher Art an. Während bis dahin Bautzen die einzige Stadt im Lande gewesen war, so entstanden Ende des 12. oder Anfang des 13. Jahrh. zuerst an der uralten, aus dem Meißnischen nach Schlesien führenden Handelsstraße (via regia) und zwar meist aus bereits vorhandenen slawischen Dörfern die Städte Königsbrück, Kamenz, Bautzen), Löbau, Weißenberg, Reichenbach, Görlitz und Lauban. Sie waren auf Veranlassung der Landesherren gegründet und blieben (meist) freie, d. h. unter keinem andern Herrn als dem Könige stehende Städte. Unter den Einwanderern befanden sich nachweislich auch Flämінge, welche das in ihrer flandrischen Heimat schon längst blühende Tuchwebergewerbe[8] auch in der neuen zünftig betrieben und hierdurch zuerst das Zunftwesen auch in der Oberlausitz einführten. Binnen kurzem bildete gerade die Tuchweberei in allen Städten des Landes das blühendste und einflußreichste Handwerk. — Dem Beispiele der Landesherren folgten alsbald die Großgrundbesitzer; so gründeten die Herren von Kamenz in ihrer Herrschaft die Stadt Kamenz, die Herren von Schönburg auf ihrem «Eigen» die Stadt Bernstadt, die Bischöfe von Meißen auf ihren Besitzungen im Lande Budissin Bischofswerda. In den großen Heiden im Norden, sowie in den waldigen Gebirgen im Süden aber entstanden jetzt zahlreiche, ganz neue, mit deutschen bäuerlichen Colonisten besetzte, deutschnamige und deutschredende Dörfer. Die deutschen Bauern brachten den festen deutschen Eisenpflug mit, der sie befähigte, auch den steinigen Boden des Gebirgslandes urbar zu machen. Sie hatten ihre Hufen von dem Grundherrn mit Geld erkauft, zahlten ihm einen jährlichen Erbzins, besaßen ihn nun aber auch zu Erbe und ließen in allen Fällen der niederen Gerichtsbarkeit sich Recht sprechen von ihren selbitgewählten Schöppen unter dem Vorsitz ihres Erbrichters. Sie waren freie Männer im Gegensatze zu den hörigen Wenden. Aber auch kleinere Gutsbesitzer begannen, ihre altslawischen Dörfer nach deutscher Weise umzugestalten. Sie warfen die bisherigen Gütlein ihrer wendischen Unterthanen zusammen, fügten vielleicht noch einiges Dominialland hinzu, theilten das Ganze in Hufen und besetzten dieselben nun theils mit fremden deutschen Ansiedlern, theils mit ihren bisherigen Gutsunterthanen, soweit diese solche Hufen mit Geld zu erwerben vermochten. Hierdurch wurde auch eine große Anzahl bisher höriger Wenden frei, d. h. den deutschen Bauern völlig gleichgestellt. Von Süden her wie vom Norden, vom Westen wie vom Osten drang somit deutsche Sprache, deutsches Recht, deutsche Cultur mehr und mehr gegen das wendisch gebliebene Centrum siegreich vor; so erst vollzog sich allmählich die durchaus friedliche Germanisation des Landes. — Dieser Anbau von bisher wüsten Ländereien veranlaßte nun aber auch die Bischöfe von Meißen zu einer kirchlichen Eintheilung des seit dem 10. Jahrh. unter ihrem Sprengel verbliebenen Landes. Das erste christliche Kirchlein zu Bautzen war bereits 1074 zur Pfarrkirche zu St.-Petri umgebaut worden. Bischof Bruno II. aber schuf dieselbe (1221) zu einem Collegiat-

6) Knothe, «Geschichte des Oberlausitzer Adels» (S. 16 fg. und 548 fg.). 7) Vgl. von Weber's «Archiv für die sächsische Geschichte», Neue Folge, II, 237 fg.: «Zur Geschichte der Germanisation in der Oberlausitz».

8) Vgl. «Lausitzer Magazin», 1882, 241 fg.: «Geschichte des Tuchmacherhandwerks in der Oberlausitz».

stift um, welches unter einem stets aus den meißnischen Domherren zu erwählenden Propste stehen und außer diesem noch 12 Domherren zählen sollte. Zu specieller Beaufsichtigung der nach und nach entstandenen und noch zu gründenden Pfarreien aber wurden einmal dem Propste und dem Dekan von Bautzen, sodann den Pfarrern der meisten größeren Städte, als Erzpriestern, betreffende Sprengel zugewiesen. Diese kirchliche Eintheilung hat das ganze spätere Mittelalter hindurch fortbestanden[9]).

Sehr bald nach seinem Regierungsantritt (1253) überließ König Ottokar II. von Böhmen seinem Schwager Markgraf Otto III. von Brandenburg[10]), dem Gemahl seiner Schwester Beatrix, das Land Budissin pfandweise für die bei böhmischen Prinzessinnen übliche Aussteuer von 10,000 Mark Silber. Auch diese brandenburgische Epoche war für das Land von nachhaltigem Einfluß. Im J. 1266 theilten Markgraf Otto III. und dessen Bruder Johann I. ihre bisher gemeinschaftlich regierten Länder und somit auch das Land Budissin; das Löbauer Wasser bildete (seit 1268) die Grenzscheid zwischen der westlichen Hälfte, jetzt «Land Budissin» im engern Sinne, und der östlichen, dem «Lande Görlitz». Hierdurch wurde die Stadt Görlitz eine Hauptstadt gleich Bautzen, stand unter einem besonderen Landvogt und erlangte unter ihren besonderen Landesherren nach und nach eine Menge besonderer Freiheiten und Vorrechte vor allen übrigen Städten des gesammten Landes. Ueberhaupt gewannen gerade in dieser Epoche alle die freien oder landesherrlichen Städte erst eine größere Bedeutung, indem jede einzelne derselben für baares Geld sich soviel Privilegien[11]) als möglich von den fernen Landesherren zu erwerben suchte, welche das Land nur als ein auf Zeit ihnen überlassenes Pfand betrachteten und daher durch Verkauf bisher landesherrlicher Rechte soviel finanziellen Ertrag als möglich daraus zu ziehen suchten.

Im J. 1319 starb kinderlos Waldemar der Große, der letzte brandenburgische Markgraf askanischen Stammes. Binnen wenigen Wochen schon war sein ganzer, aus den verschiedensten Landestheilen zusammengesetzter Staat zerfallen.[12]) Des Landes Görlitz bemächtigte sich sofort Herzog Heinrich von Jauer, durch seine Mutter ein Enkel Otto's III. von Brandenburg. Im Lande Budissin aber betrachtete man das ganze bisherige Pfandverhältniß zu Brandenburg für aufgelöst und betrieb eiligst den Wiederanschluß an das näher gelegene und mächtigere Königreich Böhmen. So stellte es sich denn «freiwillig» unter König Johann. Bald (1329) wurde Görlitz und nach dem kinderlosen Tode Heinrich's von Jauer (1346) auch Lauban und der sogenannte Queißkreis mit dem Lande Budissin unter böhmischer Herrschaft wieder vereinigt.

In diese dritte böhmische Epoche (1319—1635) nun fallen die wichtigsten Entwickelungen und Umgestaltungen in den inneren Verhältnissen des Landes. Noch in demselben Jahre 1346 veranlaßten die steten Räubereien eines großen Theils des Adels und die daraus sich ergebende Unsicherheit der Straßen, welche den gesammten Handel gefährdete, die fünf freien oder königlichen Städte Kamenz, Bautzen, Löbau, Görlitz, Lauban und ebenso die benachbarte böhmische, aber ebenfalls königliche Stadt Zittau, ein Bündniß zu gegenseitiger Hülfe gegen alle Räuber und Aechter abzuschließen. Kaiser Karl IV. ertheilte (1355) diesem «Sechsstädtebund»[13]) die weittragende Befugniß, «Höfe und Festen, die kundlich beschuldigt würden böser Sachen, von seinetwegen zu brechen und zu verbrennen», und über alle diejenigen, welche derartige Frevler nicht ausliefern würden, nicht blos der Städte, sondern auch des Kaisers Acht zu verhängen. Hierdurch wurde die Corporation der Sechsstädte zum Hüter des Rechts und der Ordnung im ganzen Lande eingesetzt. Seitdem nahm dieselbe in allen Landesangelegenheiten eine dem Adel völlig ebenbürtige Stellung ein. «Land und Städte» war seitdem der übliche Ausdruck für die zwei politischen Stände des Landes, welche nach und nach das Recht der speciellen «Annahme» eines neuen Landesherrn nach vorgängiger Bestätigung aller ihrer Privilegien, ebenso der Annahme seines Statthalters, des Landvogts, das Recht der Gesetzgebung mit Vorbehalt der nachträglichen Bestätigung durch den König, das Recht, Steuern und Kriegshülfe zu bewilligen oder zu verweigern, erlangten. Diese Stände bildeten aber zugleich auch den obersten Gerichtshof des Landes, indem jedesmal nach den drei «willkürlichen», d. h. durch die Willkür des Landes festgesetzten Landtagen Ausschüsse der Stände zur Abhaltung des «judicium ordinarium» zusammentraten.

Vereint kämpften Ritter und Bürger nun während der langjährigen Hussitenkriege[14]) gegen die böhmischen Ketzer, welche fast jedes Jahr in größeren oder kleineren Heerhaufen in die Oberlausitz einbrachen. Nur die drei größeren Städte, Bautzen, Görlitz, Zittau, widerstanden durch die Festigkeit ihrer Mauern und die Tapferkeit ihrer von dem Landadel vielfach unterstützten Bürgerschaft den wiederholten Bestürmungen und Belagerungen. Die drei kleineren, Kamenz, Löbau, Lauban, und ebenso alle die offenen Landstädtchen, die Klöster Marienstern und Marienthal, sowie die allermeisten Höfe und Dörfer des Adels wurden zum Theil mehr als einmal von den rohen Hussitenscharen ausgeplündert, verbrannt, die Einwohnerschaft meist abgemordet. Gerade für die Oberlausitz hatten die Hussitenkriege noch ein blutiges Nachspiel, als das Land, von dem päpstlichen Legaten Rudolf, Bischof von Lavant, von Breslau aus mit dem Interdict bedroht, endlich (1467) dem hussitisch gesinnten König Georg Podiebrad von Böhmen den Gehorsam aufsagte[15])

9) Vgl. «Lausitzer Magazin», 1880, 278 fg.: «Untersuchungen über die Meißner Bisthumsmatrikel». — Posse, «Die Markgrafen von Meißen und das Haus Wettin», S. 366. 10) «Lausitzer Magazin», 1877, S. 181 fg. 11) Ebendaselbst, S. 216 fg. 12) Von Weber's «Archiv für die sächsische Geschichte», VIII, 266 fg.: «Die Vereinbarungen zwischen König Johann von Böhmen, Herzog Heinrich von Jauer u. s. w.»

13) «Lausitzer Magazin», 1877, S. 244 fg. 14) Ebendaselbst, S. 276 fg. 15) Ermisch's «Archiv für sächsische Geschichte», II, 225 fg.: «Die Berka von der Duba auf Hohnstein u. s. w.»

und sich nebst der Niederlausitz und Schlesien unter König Matthias von Ungarn stellte, nach dessen Tode (1490) diese Länder erst wieder mit dem Königreich Böhmen vereinigt wurden. Erst während dieser ungarischen Epoche geschah es, daß infolge der geographischen Unkenntniß der fernen Kanzlei zu Ofen das gebirgigere, «obere» Land der Sechsstädte im Gegensatze zu dem flachen, «niederen» Lande der (Nieder-)Lausitz auch officiell als «die Oberlausitz»[16]) bezeichnet wurde, eine Benennung, die sich im Lande selbst erst während des 16. Jahrh. allmählich eingebürgert hat.

Theils infolge dieser Kriege, theils infolge eigener Mißwirthschaft und anderer bekannter, gegen Ende des 15. Jahrh. zusammenwirkender Ursachen war der Adel des Landes meist verarmt; die durch bürgerlichen Fleiß und bürgerliche Sparsamkeit schnell wieder zu Wohlstand gelangten Sechsstädte kauften demselben daher ein Gut nach dem andern ab. Diese Stadtgüter steuerten seitdem auch nicht mehr mit dem «Lande», d. h. mit der Ritterschaft, sondern mit den Städten. Wegen dieser «Mitleidung», ferner wegen der zumal von Görlitz beanspruchten Obergerichtsbarkeit selbst über den Adel seines Weichbildes, endlich wegen der «Bierfuhre», d. h. des Verlangens der Sechsstädte, daß anderthalb Meilen rings um jede nur deren Stadtbier dürfe ausgeschänkt werden, entstanden zwischen Adel und Städten traurige, über 50 Jahre (1490—1544) währende und überaus kostspielige Rechtsstreitigkeiten[17]), welche weder durch wiederholte Vergleiche, noch durch königliche «Sprüche» völlig beigelegt werden konnten und endlich zu einer tiefen Erbitterung zwischen den beiden Ständen des Landes führten.

Inzwischen hatte die Reformation bereits in den zwanziger Jahren des 16. Jahrh. zuerst unter der jüngeren Bürgerschaft der Sechsstädte Eingang gefunden. Von den Städten aus waren auch die Stadtdörfer, nach und nach auch die adeligen Rittergüter der evangelischen Lehre zugeführt worden, sodaß endlich nur noch die geistlichen Stifter, nämlich das Domstift zu St.-Petri in Bautzen, die beiden Cistercienserinnenklöster Marienstern und Marienthal und das Kloster Mariä Magdalenä von der Buße zu Lauban mit der Mehrzahl der ihnen gehörigen Dörfer dem alten Glauben treugeblieben waren. Besonders in Wittenberg pflegten die künftigen evangelischen Geistlichen zu studiren; dort wurden sie regelmäßig auch ordinirt; der Kurfürst von Sachsen galt auch hier wie anderswo als der Hort des Protestantismus. Diese Sympathien für Kursachsen haben zumal die Sechsstädte schwer büßen müssen. Als im Schmalkaldischen Kriege König Ferdinand I. von Böhmen im Bunde mit seinem Bruder, Kaiser Karl V., und Herzog Moritz von Sachsen gegen den geächteten Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen zu Felde zog, hatte er auch von seinen oberlausitzischen Unterthanen «bei Vermeidung eines Pönfalls»[18]), d. h. bei Verlust von Ehre, Leib und Gut, befohlen, ihm ein Contingent Truppen zu stellen. Der Adel rüstete, wie dies allgemein Brauch war, das seinige, die Städte das ihrige, jedes für sich aus. Beide hatten dasselbe nur auf zwei Monate dem Könige bewilligt. Diese Frist ging für das Contingent der Städte eben am 24. April 1547 zu Ende, an welchem die Schlacht bei Mühlberg geschlagen wurde. Die städtischen Abgeordneten lohnten, wie ihnen aufgetragen, an diesem Tage ihre Söldner ab, während der zum Theil persönlich im Heere befindliche Adel seine Truppen unter den Fahnen des Königs beließ. Nach erfochtenem Siege ging König Ferdinand sofort daran, seine böhmischen Städte, welche ihm die Kriegshülfe völlig versagt hatten, zu strafen. Zugleich aber erklärte er auch die Abberufung des sechsstädtischen Contingents unmittelbar vor der Schlacht für Hochverrath und citirte deshalb die Räthe aus den Sechsstädten nach Prag zu rechtlicher Verhandlung. Der beim König jetzt in hoher Gunst stehende Adel schürte noch dessen Zorn und erlangte, daß auch die langjährigen Streitigkeiten zwischen den beiden Ständen der Oberlausitz bei eben diesem Gerichtstage endgültig sollten zum Austrage gelangen. Die obersten Landesbeamten, der Landvogt und der Amtshauptmann von Bautzen, drangen bei der Audienz vor dem König in die Bürger, nicht erst den ihnen angebotenen Rechtsweg zu betreten, sondern sich dem Könige «auf Gnade und Ungnade» zu ergeben. So erfolgten denn die harten Strafsentenzen vom 7. Sept. 1547. Die Sechsstädte mußten alle ihre im Laufe der Jahrhunderte erworbenen Privilegien und Freiheiten, alle ihre nach und nach erkauften Landgüter, all ihre Waffen und Kriegsvorräthe dem Könige ausliefern und außerdem noch eine Strafsumme von 100,000 Fl. baar erlegen. Dieser «Pönfall» vernichtete mit einem Schlage den bisherigen Wohlstand der Sechsstädte. Ihre Landgüter wurden theils dem begünstigten Adel geschenkt oder billig verkauft, theils durch adelige Commissare verwaltet, die Städte selbst für königliche «Kammergüter» erklärt. Die größeren Sechsstädte vermochten es, einen Theil ihrer verlorenen Güter dem stets geldbedürftigen Könige nach und nach wieder abzukaufen; die kleineren sind arm verblieben. Sämmtliche Rathscollegien wurden aufgelöst und von den Commissaren neue, von ihnen selbst ernannte, eingesetzt. Selbst alle Zünfte waren aufgehoben worden. Infolge dessen verbreitete sich zumal das Leinwebergewerbe jetzt allenthalben auch über das flache Land und verlieh nach und nach besonders den Dörfern der südlichen Oberlausitz ihren jetzigen industriellen Charakter. Infolge aller dieser Maßregeln löste sich aber alsbald auch alle Ordnung im Lande auf. Dazu waltete der neue Landvogt Christoph von Dohna in willkürlichster, gewinnsüchtigster und grausamster Weise seines Amtes. Unter dem Drucke dieser gemeinsam zu erduldenden Uebelstände verband sich endlich der Adel wieder mit den

16) «Lausitzer Magazin» 1877, S. 277 fg. 17) Ebendaselbst, S. 310 fg. 18) Ebendaselbst, S. 379 fg.

Städten zu gemeinsamer Abwehr. Nach und nach gab auch König Ferdinand den Städten einzelne ihrer Güter, Rechte und Privilegien zurück und die sogenannte «Abhandlung» von 1561[18]) gewährleistete endlich auch neue beiden Ständen die Grundzüge ihrer alten Landesverfassung auch für die Zukunft.

Zu derselben Zeit vollzog sich ganz in der Stille eine Einrichtung, welche nicht nur für die kirchlichen Verhältnisse des ganzen Landes maßgebend, sondern zumal für die Politik der Stände gegenüber der Krone Böhmen bestimmend wurde. Seit 1221 war der Propst des Domstifts zu Bautzen, wenn auch natürlich unter dem Bischof von Meißen stehend, als Archidiakonus für die Oberlausitz die oberste geistliche Behörde innerhalb des Landes geblieben. Als sich nun nach Mitte des 16. Jahrh. das Domkapitel zu Meißen und ebenso der damalige Dompropst zu Bautzen dem lutherischen Bekenntniß zuwendeten, suchte König Ferdinand I. für seine beiden, unter das Bisthum Meißen gehörigen Länder Ober- und Niederlausitz den Katholicismus, soweit sich derselbe noch erhalten hatte, auch für die Zukunft zu sichern. Er vermochte (1560) den Bischof Johann IX. von Meißen, den neuerwählten Dekan zu Bautzen, Johann Leisentritt, zum commissarius generalis, d. h. zu seinem vollberechtigten Stellvertreter, in Ober- und Niederlausitz zu ernennen, und verlieh nun (1561), vereint mit dem päpstlichen Nuntius, diesem Dekan den Titel und die Stellung eines administrator episcopatus Misnensis in spiritualibus per utramque Lusatiam. So war die gesammte bischöfliche Gewalt im Lande jetzt auf den Dekan zu Bautzen übergegangen und dieser unmittelbar unter den päpstlichen Stuhl gestellt. Dem verständigen und versöhnlichen Walten des Dekans Leisentritt gelang es, sich, als der nunmehr obersten geistlichen Behörde auch für die protestantische Geistlichkeit, allgemeine Anerkennung zu verschaffen. Ordinirt wurde die letztere zu Wittenberg, aber installirt durch den katholischen Dekan. Vor dessen katholisches Consistorium gehörten z. B. alle Ehesachen auch der Protestanten, alle Streitigkeiten auch der protestantischen Geistlichkeit mit ihren Patronen oder Gemeinden. — Gerade diese Anomalie war es, welche die jetzt fast ausschließlich protestantischen Stände der Oberlausitz veranlaßte, seit 1609, wo sich die Protestanten in Böhmen und ebenso die in Schlesien von Kaiser Rudolf II. den bekannten «Majestätsbrief» zur Sicherung ihres evangelischen Glaubens ertrotzt hatten, die Erlangung eines ebensolchen Majestätsbriefes[20]) auch für ihr Land zu erstreben. Es gelang ihnen nicht. Als daher nach Rudolf's Tode die böhmischen Stände ihnen versprachen, sie wollten ihnen hierzu behülflich sein, so willigten auch die Abgeordneten der Oberlausitz auf dem allgemeinen Landtage zu Prag (1619) gern in die «Conföderation» sämmtlicher zur Krone Böhmen gehörigen Länder und endlich, genöthigt durch die Verhältnisse, wenn auch mit schwerem Herzen, in die Wahl des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz zum neuen König von Böhmen.[21])

Eben deshalb rückte nun Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen, der sich dem zum Kaiser erwählten Ferdinand II. von Oesterreich durch Vertrag verpflichtet hatte, dessen abgefallene Länder Ober- und Niederlausitz, sowie Schlesien wieder zum Gehorsam zu bringen, im Herbste 1620 mit Heeresmacht zuerst in die Oberlausitz ein. Nach längerer Belagerung und heftigem Bombardement, durch welches der größte Theil der Stadt und auch das Schloß in Flammen aufging, nahm er Bautzen, bald darauf auch Löbau ein, und nach der Schlacht am Weißen Berge (8. Nov. 1620) sah sich auch die östliche Oberlausitz, welche König Friedrich in der That schon gehuldigt hatte, genöthigt, durch den «Dresdner Accord» (3. März 1621) ihren Frieden mit Kursachsen zu machen. Die Stände der gesammten Oberlausitz mußten den Kaiser um Pardon bitten und ihn fortan als ihren «Markgrafen» anerkennen, wofür der Kurfürst versprach, sie zu kaiserlichen Gnaden aufnehmen und die Bestätigung ihrer Privilegien, auch der auf die Gewährleistung der Augsburgischen Confession bezüglichen, vom Kaiser auswirken zu wollen. Auf einem ersten Landtage zu Kamenz (11. Juni 1621) huldigten die Stände «dem Kaiser als ihrem rechten Herrn und dem Kurfürsten von Sachsen als kaiserlichem Commissar». Schon hiermit war factisch die Regierung des Landes an Sachsen übergegangen. Da aber Kaiser Ferdinand II. dem Kurfürsten die auf die erfolgreiche «Execution» gegen die obengenannten drei Länder aufgewendeten Kriegskosten nicht zu restituiren vermochte, so mußte er (23. Juni 1623) denselben in den Pfandbesitz der beiden Lausitzen «immittiren», worauf nun die Stände dem Kurfürsten als ihrem nunmehrigen «Pfandherrn» die Huldigung leisteten. Der Einmarsch der Sachsen hatte diesen beiden Ländern all jene Schrecken, welche die blutige Bestrafung der «Rebellen» und die darauf erfolgende sogenannte «Gegenreformation» über die Protestanten in Böhmen und Schlesien brachte, glücklicherweise erspart.

Als aber in Ausführung des kaiserlichen «Restitutionsedicts» von 1629 Tilly Magdeburg (1631) zerstört und darauf auch das sächsische Leipzig besetzt hatte, sah sich Kurfürst Johann Georg I. zum Bündniß mit Gustav Adolf, dem Schwedenkönig, genöthigt. Seitdem kämpften auch in der Oberlausitz kaiserliche Truppen gegen die sächsischen, wurden zumal die größeren Städte abwechselnd von Feind und Freund belagert, besetzt, wieder genommen und dabei das ganze Land grauenvoll verwüstet. Der Friede zu Prag (30. Mai 1635) beendete endlich den Krieg wenigstens zwischen dem Kaiser und Kursachsen. In demselben trat ersterer dem letzteren, als Entschädigung für die während der Jahre 1620—22 in seinem Interesse aufgewendeten Kriegskosten nebst deren Zinsen, zusammen 72 Tonnen Goldes oder

19) Ebendaselbst, S. 41 fg. 20) «Lausitzer Magazin», 1880, S. 96 fg.: «Die Bemühungen der Oberlausitz um einen Majestätsbrief».

21) Ebendaselbst, 1880, S. 1 fg.: «Der Antheil der Oberlausitz an den Anfängen des Dreißigjährigen Krieges».

7,200,000 Thaler, die beiden Lausitzen als Erblehn ab. Auf einem Landtage zu Görlitz (24. April 1636) erfolgte die Uebergabe der Oberlausitz an den neuen Landesherrn. Von den zahlreichen Einzelbestimmungen jenes Friedens und dieses Traditionsrecesses erwähnen wir hier nur diejenige, durch welche sich der Kurfürst verpflichtete, den Katholicismus überall da, wo er im Lande thatsächlich noch bestand, auch für die Zukunft aufrecht zu erhalten und zu schützen.[22]) Und dieser Verpflichtung ist Sachsen treulich nachgekommen. — Auch unter der nunmehr völlig sächsischen Regierung blieben zwar die alten ständischen Einrichtungen in Kraft; allein je länger je mehr machte sich, zum Besten des Landes, anstatt des bisher fast autonomen Ständeregiments eine einheitlichere Regelung der öffentlichen Angelegenheiten geltend.

Der uns zugemessene Raum verbietet uns, auf die Drangsale näher einzugehen, welche einmal der Dreißigjährige Krieg in seinem weiteren Verlaufe, alsdann der Siebenjährige, endlich die Napoleonischen Kriege auch über die Oberlausitz verhängten. Zufolge des Wiener Friedens von 1815 mußte der König von Sachsen die Hälfte seines Landes an Preußen abtreten; daraufhin wurde auch der östliche und nördliche Theil der Oberlausitz mit Preußen vereinigt, sodaß es seitdem eine sächsische und eine preußische Oberlausitz gibt.

(*Hermann Knothe.*)

Geschichte. B. Niederlausitz. Als älteste Bewohner der heutigen Niederlausitz, deren Namen uns bekannt ist, sind wol die germanischen Semnonen und Silinger zu betrachten, welche, später unter dem Gesammtnamen der Sueven verschwindend, zur Zeit der Völkerwanderung dem allgemeinen Zuge der germanischen Stämme nach Westen hin folgten und in dem zum größten Theil entvölkerten Lande den später von Osten her vordringenden slawischen Völkerstämmen Platz machten, unter denen verschiedene Zweige des Sorbenstammes im Norden der Czechen, die Daleminzier, Siusler und Lusizer, das Land nördlich der Milzener besetzten. Während seit 869 besonders die Siusler im Gau Siusli genannt werden, tritt später der Name der Lusizer im Gau Lusici, welche dem ganzen Lande den Namen gaben, in den Vordergrund. Andere Gaunamen sind Nicieti und Zarowe (Soraw), letzteres ein Hauptsitz der sorbischen Herrschaft. Der Ausbreitung slawischer Stämme über das westliche Gebiet der Germanen folgte in der Zeit der sächsischen Könige eine germanische Reaction. Schon Heinrich I. machte mit den Milzenern auch die Daleminzier und Lusizer tributpflichtig, aber erst unter König Otto I. wurden durch Markgraf Gero 963 die unter dem Schutze Misko's (Mieczyslaw), des Fürsten der Polen, stehenden Lusizer vollständig besiegt und der deutschen Herrschaft unterworfen (Widukind III, 67: «Gero praeses Slavos, qui dicuntur Lusici, potentissime vicit et ad ultimam servitutem coegit»). Als nach Gero's Tode (965) dessen Mark getheilt wurde, fiel das Land als Marchia in Luzitz oder Lusice Provincia an Thietmar, den Markgrafen der Ostmark, also an Meißen, und wurde nach dem Tode Ekkehard's II. von Meißen (1002) mit der Mark Budissin von dem Polenherzog Boleslaw Chrobry erobert und auch von dessen Sohn Misko II. bis 1031 behauptet, worauf König Konrad II. beide Länder an die Mark Meißen zurückgab (Annalista Saxo, ad a. 1031). Nun blieb das Land unter der Herrschaft des Hauses Wettin bei Meißen.

Dedo war Markgraf bis 1075; sein Nachfolger Ekbert mußte 1086 das Land an Heinrich von Eilenburg abtreten, der es an Wiprecht von Groitzsch als Lehen gab (gest. 1124). Dessen Sohne, Heinrich von Groitzsch, wurde der Besitz vorübergehend durch Albrecht von Ballenstedt entrissen, indessen auf der Synode zu Lüttich (1131) durch König Lothar wieder zurückgegeben. Ihm folgte 1136 Konrad der Große von Wettin, dessen zweiter Sohn Dietrich II. (1156—85) Erbe der Niederlausitz, der Grafschaft Landsberg und Eilenburg wurde. Unter diesem fielen 1179—80 auf Veranlassung Heinrich's des Löwen Wenden in das Land ein und verwüsteten es bis in die Gegend von Guben (Arnold von Lübeck, II, 24: «Sclavi exciti a Duce [Heinrich dem Löwen] omnem terram, quae Lusice dicitur, irrecuperabiliter vastaverunt»). Verdient ist dieser Dietrich durch Gründung des Cistercienserklosters zu Dobrilugk, wahrscheinlich 1181 (vgl. «Chronic. Mont. Seren.», II, 210). Dietrich's Nachfolger war sein Bruder Dedo II. (1185—90), darauf dessen Sohn Konrad II. (1190—1210), welcher 1199 die Schenkungen des Klosters Dobrilugk bestätigte (älteste Urkunde des Klosters), 1209 einen Kriegszug gegen den Polenherzog Wladislaw von Kalisch unternahm und durch den Sieg bei Lebus die Bedrohung seines Landes vereitelte. Sein Nachfolger Dietrich der Bedrängte von Meißen (1210—21), Konrad's Vetter, mußte dem Kaiser Otto IV. für die Belehnung 15,000 Mark zahlen. Nachdem schon unter Konrad's Regierung die slawische Bevölkerung sich zu Gunsten einer polnischen Herrschaft der Fürsten von Schlesien erhoben hatte, mußte sein jüngster Sohn und Nachfolger, Heinrich der Erlauchte (1221—88), 1252 im Frieden zu Glogau Krossen an das Herzogthum Glogau abtreten, was die Unterstützung der deutschen Bevölkerung des Landes (Begünstigung der Stadt Guben; Sommerfeld 1283 zur Stadt erhoben) zur Folge gehabt haben dürfte. Indeß steigerte sich die Bedrängniß des Landes. Heinrich's Nachfolger, Diezmann mit der gebissenen Wange, der Sohn Albrecht's des Entarteten von Meißen, welcher 1290 zu Erfurt durch König Rudolf I. belehnt worden war, mußte sein Land zunächst 1293 gegen den Markgrafen Otto von Brandenburg, dann 1295 gegen König Adolf von Nassau behaupten, welcher das Erbe Albrecht's des Entarteten gekauft hatte und nun die Söhne aus dem Besitz drängen wollte. Aus Geldnoth verkaufte

22) Ueber die von der Krone Böhmen vorbehaltenen Anrechte vgl. Pfeiffer, «Das Verhältniß der Oberlausitz zur Krone Böhmen» im «Lausitzer Magazin», 1873, S. 77 fg.; Deumer, «Der rechtliche Anspruch Böhmen-Oesterreichs auf das königlich sächsische Markgrafthum Oberlausitz» (1884).

dann Dietzmann selbst sein Land für 6000 Mark Silber an den Erzbischof Burchard von Magdeburg, welcher ebenso wie Adolf nach Erweiterung seiner weltlichen Macht strebte; dieser gab das Land als Afterlehen an Dietzmann zurück. Doch erhielt dieser Vertrag nicht die kaiserliche Genehmigung. Schließlich wurde 1304 Luckau nebst Spremberg, Kottbus und Lübben an den Markgrafen Otto von Brandenburg verkauft, der 1306 auch den Rest der Niederlausitz als Eigenthum erwarb. Dietzmann starb schon 1307 zu Leipzig.

So war die Niederlausitz Eigenthum der Mark Brandenburg geworden. Nach Waldemar's kinderlosem Tode (1319) blieb das Land bei Brandenburg und kam als Lehen zum Theil an Herzog Heinrich von Fürstenberg und Herzog Rudolf von Sachsen; König Ludwig IV. der Baier belehnte am 24. Juni 1324 seinen ältesten Sohn Ludwig mit dem ganzen Besitz des Markgrafen Waldemar (vgl. Böhmer, «Regesten Ludwig's IV.»). Die Wittelsbacher bewahrten den Besitz des Landes nicht, denn 1364 verkaufte Markgraf Otto dasselbe an König Karl IV. von Böhmen; seit 1367—70 ging es factisch in den Besitz der böhmischen Krone über und wurde durch den Kaiser seinen Söhnen Wenzel und Johann, Herzog von Görlitz (vgl. R. Gelbe, «Herzog Johann von Görlitz» im «Neuen Lausitzer Archiv», LIX, 1—201), übertragen: Guben, Sommerfeld, Peitz, Fürstenberg fielen ganz an Johann, der Rest sollte zwischen beiden gemeinsam sein. Schon 1396 vereinigte Wenzel die ganze Niederlausitz und übertrug sie nebst der Mark seinem Sohne Jobst von Mähren (gest. 1411).

Von jetzt ab blieb die Niederlausitz mit der Oberlausitz unter gleicher Herrschaft verbunden und theilte gleiches Geschick, besonders in den Hussitenkriegen und dem Dreißigjährigen Kriege wegen der religiösen Fragen. Doch wurde ein Theil des Landes, Kottbus und Peitz, 1462 durch den Kurfürsten Friedrich II. von Brandenburg als Eigenthum erworben und an Johann von Küstrin übertragen. Auch gestaltete sich das Besitzverhältniß der übrigen Niederlausitz seit 1636 unter kursächsischem Besitz ungleich mannichfaltiger. Denn während die Oberlausitz ungetheilt unter kursächsischer Herrschaft blieb, «war es hier etwas confus», wie es der Geograph des vorigen Jahrhunderts, Johann Büsching, bezeichnet. Denn Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen hatte testamentarisch die Niederlausitz als Erbe dem Administrator des Stifts Merseburg, Herzog Christian I., bestimmt, und diese Linie Sachsen-Merseburg-Weißenfels bestand von 1656—1738, worauf das Land wieder unter Friedrich August II. an Kursachsen zurückfiel. In dieser Zeit (1666) wurde das Institut der Landvögte, welche das Land seit dem 13. Jahrh. im Namen der Landesherren verwaltet hatten, aufgehoben und dafür zu Lübben eine Oberamtsregierung eingesetzt, welche bis 1815 bestehen blieb. Dieser Theil umfaßte die Gebiete von Lübben, Guben, Forst, Luckau, Finsterwalde, Dobrilugk und Spremberg, während dem Kurfürsten nur Senftenberg verblieb, welches dann auch zum Meißnischen Kreise gerechnet wurde. Der brandenburgisch-preußische Antheil Kottbus und Peitz fiel 1807 durch den Frieden zu Tilsit (Art. IV) bis 1815 an Sachsen zurück. Ein weiteres Gebiet, nämlich Sorau und Triebel, gehörte den Grafen von Promnitz, welche 1652 sogar zu Reichsgrafen erhoben wurden; doch fiel auch dieser Theil 1760 an Kursachsen zurück. Endlich besaßen die Reichsgrafen von Solms in einer Nebenlinie die Herrschaft Sonnewalde.

Dieses gesammte Gebiet der Niederlausitz wurde schließlich 1815 durch die Wiener Congreßacte (Art. 15) nebst dem größern Theile der Oberlausitz an den König von Preußen übertragen und demselben der Titel eines Markgrafen der Ober- und Niederlausitz verliehen, dem König von Sachsen dagegen nur der Titel eines Markgrafen der Oberlausitz belassen (Art. 16); für den preußischen Besitzzuwachs wurden ferner durch Art. 18 die Bestimmungen des Traditionsrecesses von 1635 über die Erbfolge und die Religionsprivilegien aufgehoben, für die sächsische Oberlausitz dagegen eine solche Verzichtleistung nicht ausgesprochen.

Literatur. «Das Neue Lausitzer Archiv» und von Ledebur's «Neues Archiv» enthalten zahlreiche Beiträge zur Geschichte der Niederlausitz; die Gesammtgeschichte ist behandelt (bis 1439) von Th. Scheltz, «Gesammtgeschichte der Ober- und Niederlausitz» (Bd. 1, Halle 1847; Bd. 2, Görlitz 1882). *(E. Kaufmann.)*

LAUT, SPRACHLAUT. Bei ihrem Durchgang durch die Athmungswege kann die Luft verschiedene Laute oder Schälle hervorbringen. Streicht sie durch eine enge Spalte mit elastischer Wandung, zwischen den Stimmbändern des Kehlkopfes, zwischen Gaumensegel und Zungenwurzel, zwischen Zungenspitze und oberer Zahnreihe oder zwischen den beiden Lippen hindurch, so kann die der Lautbildung zu Grunde liegende Schwingung der Luft oder der von dem Luftstrom berührten Wandung eine rhythmisch regelmäßige sein und es entsteht ein Ton (im musikalischen Sinne). Ist keine derartige Spalte vorhanden, so kann der Luftschwung kein regelmäßiger sein, zwischen den einzelnen Wellen desselben liegen ungleiche Zeitzwischenräume, und man nennt dann den Schall ein Geräusch. Lautbildung kann ebensowol beim Ausathmen der Luft (Exspiration) als auch beim Einathmen (Inspiration) vor sich gehen. Die durch den ausgeathmeten Luftstrom entstehenden Laute sind häufiger und in Bezug auf die Art mannichfaltiger. In einer gewissen Auswahl nun werden diese Schälle zu dem für den Menschen charakteristischen Verständigungsmittel der artikulirten Sprache verwendet, es sind die Laute im sprachwissenschaftlichen Sinne. Zunächst sind es für gewöhnlich nur die Ausathmungslaute, die sprachlich gebraucht werden. In den indogermanischen Sprachen kommt inspiratorische Sprachlautbildung nur in ganz besonderen Fällen vor, z. B. wenn man während eines Gähnanfalls spricht, und sie betrifft immer ganze Silben oder Worte, nicht blos einzelne Laute. Auch in andern Sprachgebieten tritt inspiratorische Bildung einzelner Laute oder Silben als eine regelmäßige Lautbildung, wie es scheint, nirgends auf. Was ferner die vier genannten Möglichkeiten einer Tonerzeugung in den Athmungs-

wegen betrifft, so betheiligt sich an der Hervorbringung der Sprachlaute nur die Kehlkopf-Tonbildung. Der Kehlkopfton aber, weil weit hinten in den Luftwegen hervorgebracht, ist noch bedeutender Modificationen und Variationen fähig durch die Resonanz der doppelten Ansatzröhre des Mundes und der Nase und kann, während die ihn tragende Luftströmung durch die Mundhöhle streicht, sich mit den verschiedenen Geräuschen, die in dieser hervorgebracht werden können, vermischen. Endlich ist es auch von den Geräuschen, die in den Respirationsbahnen vorkommen können, nur ein Theil, der sprachlich verwandt wird; ausgeschlossen sind z. B. gewisse Geräusche, die sich kurz als Schnauf-, Schnarch- und Stöhnlaute bezeichnen lassen. Die von der Sprache in Anspruch genommenen Laute sind meist nur solche, die sich leichter hervorbringen lassen (d. h. für die man durch Uebung eine Leichtigkeit der Hervorbringung erreichen kann) und den Vortheil gewähren, sich leicht aneinander anzureihen, sodaß durch sie Lautcombinationen gebildet werden, die man «Wörter» nennt. Trotz dieser Beschränkungen ist die Mannichfaltigkeit der in den verschiedenen Sprachen verwendeten Laute noch eine unendlich große. Die Lautphysiologie gruppirt und beschreibt dieselben. — Ueber Laut im allgemeinen und Sprachlaut vgl. u. a. G. H. von Meyer, Unsere Sprachwerkzeuge und ihre Verwendung zur Bildung der Sprachlaute» (Leipzig 1880).

Der Sprachlaut steht als Einzellaut im Gegensatz zu Silbe, Wort und Satz. Der Einzellaut, wie er in der Grammatik aufgeführt zu werden pflegt, existirt in der Sprache meistens gar nicht isolirt für sich, sondern eben nur in Lautcombinationen. Doch kommt es oft auch vor, daß der Einzellaut zugleich als Silbe, als Wort, ja sogar als Satz fungirt; ein Beispiel der letzten Art ist lateinisch i, gehe! Die systematisch streng vorgehende Lautphysiologie hat bei der Analyse des Satzes zu beginnen und kommt zuletzt zum Einzellaut. Was sich dann aber am Ende als Definition des Einzellautes ergibt, ist oft nur eine zum großen Theil von willkürlich gewählten Gesichtspunkten abhängige Abstraction von den vielfach veränderlichen Gestalten, unter denen derselbe sogenannte Einzellaut im Satzganzen auftreten kann. Ein Verzeichniß der in einer Sprache vorkommenden Laute, wie es meist an die Spitze einer Grammatik gestellt wird, ist, wenn es auch noch so sorgfältig und genau ist, doch immer kein absolut vollständiges, weil das, was man über den isolirten Einzellaut einer Sprache aussagen kann, das Wesen des Lautes in der lebendigen Sprache nie ganz zu erschöpfen vermag. Daher die wohlberechtigte Forderung der neueren Phonetik, sich nicht bei dem Studium der Laute an sich zu beruhigen, sondern dieselben immer im Zusammenhang der Silben-, Wort- und Satzbildung zu untersuchen.

Das schriftliche Zeichen des Lautes ist der Buchstabe. Erst die neuere Sprachwissenschaft ist dahin gelangt, die Begriffe Laut und Buchstabe richtig auseinanderzuhalten (Jak. Grimm z. B. gebraucht noch vielfach das letztere Wort im Sinne des ersteren), sie ist sich aber auch immer klarer dessen bewußt geworden, daß die schriftliche Darstellung mit Buchstaben nie als ein photographisch getreues Abbild der lebendigen Rede, sondern immer nur als eine mehr oder minder grobe Umrißzeichnung zu betrachten ist, die vieles zweifelhaft läßt, an der vieles ergänzt werden muß. Buchstabe und Laut treten oft sogar in völligen Widerspruch zu einander, namentlich dann, wenn der Laut sich ändert und der alte Buchstabe bleibt; vgl. z. B. französisch u mit dem Werth von ü. Bei Sprachen, die uns nur durch das Medium der schriftlichen Aufzeichnung zugänglich sind, ist es eine der ersten Aufgaben, den lebendigen Klang der Laute zu ermitteln, und in vollem Umfange gelingt dies niemals.

(Karl Brugmann.)

LAUTE (ital. liuto), ein veraltetes guitarrenartiges Instrument, welches als beliebtes Hausinstrument bis gegen 1700 eine ähnliche Rolle spielte wie gegenwärtig unser Pianoforte, aber auch in der Kirche zur Begleitung des Gesanges, später im Orchester Verwendung fand. Es bestand aus einem auf der einen Seite kürbisartig ausgebauchten Rumpf mit flacher Holzdecke, in deren Mitte sich eine rosettenartige, der Resonanz dienende Schallöffnung befand, aus einem Halse mit Griffbrett, auf welchem die Plätze für die einzelnen Töne (wie auf der Guitarre) durch sogenannte Bünde und zugleich theils durch Buchstaben, theils durch Ziffern angegeben waren, sodann aus einem nach hinten zu in einem stumpfen Winkel umgebogenen, «Kragen» benannten Theile, in welchem sich die Wirbel befanden. Die Erfindung der Laute datirt in die älteste Zeit zurück. Die Laute hatte in den verschiedenen Zeiten verschiedene Saitenzahl und Stimmung. Letztere fixirte sich erst, als die Laute mit anderen Instrumenten zusammengestellt wurde, also von der Zeit ihrer Verwendung als Ensemble- und Orchesterinstrument an. In ihrer Blütezeit besaß die Laute 24 Darmsaiten, in 13 Chöre abgetheilt, von denen die tiefsten, den Baß angebenden Saiten übersponnen waren; 11 Saiten waren zweichörig, die beiden obersten dagegen nur einfach. Die 14 oberen Saiten gingen über den Sattel des Griffbrettes und konnten durch Druck mittels der Finger der linken Hand verkürzt werden, sodaß sie verschiedene Tonhöhen angaben, daher für die Melodie waren, während die 10 nebenher laufenden tieferen Saiten solche Verkürzung nicht zuließen und nur die Grundstimme angaben. Die Tonerzeugung geschah durch Reißen der Saite (Pizzicato) mittels der Finger der rechten Hand. Es geht hieraus hervor, daß, obgleich mehrchörig, eine eigentliche polyphone Stimmenführung auf der Laute nicht wol möglich war. Eigenthümlich war die Notation für die Laute (Lautentabulatur), die nicht sowol die Noten, als vielmehr die Griffe und Fingersätze bezeichnete. Nur die Takteintheilung wurde genau angegeben, und aus ihr ging unsere heutige Notirungsweise der verschiedenen Taktgliederungen hervor. Man hat zu unterscheiden die deutsche und die italienische Tabulatur. Letztere bediente sich eines sechszeiligen Liniensystems, in welchem die oberste Linie für die tiefste, die unterste dagegen für die höchste Saite

galt, während die französische Tabulatur eine Vereinigung der deutschen mit der italienischen Tabulatur zeigt, indem darin die Buchstaben für die einzelnen Griffe ebenfalls auf die einzelnen Linien gesetzt werden und bei jedem Chor, d. h. bei jeder leeren Saite, wieder von neuem mit dem Buchstaben a begonnen wird, jedoch umgekehrt wie in der italienischen Tabulatur, sodaß die unterste Linie für die tiefste, die oberste Linie für die höchste Saite galt.

Auch in Bezug auf die Entwickelung der übrigen Saiteninstrumente bildet die Laute ein wichtiges Mittelglied, insofern die berühmtesten Lautenmacher großentheils auch die ersten Verfertiger von Streichinstrumenten waren, so die berühmte Familie der Tiefenbrucker (italienisirt Duiffoprugcar oder Duiffoprugar). Außer diesen werden als älteste Lautenmacher noch genannt Lucas Mahler (um 1415 in Bologna), Marx Unverdorben (in Venedig) u. s. w. Als Lautenvirtuosen glänzten besonders Judenkünig, Paumann (welchem auch die Erfindung der deutschen Lautentabulatur zugeschrieben wird), ferner Gerle, Neusiedler, Gauthier, Martin, Pelagratzky, Reggio, Baron und viele andere, von denen einige nicht nur berühmte Componisten für ihr Instrument waren (so z. B. die zuerst genannten), sondern auch eingehende Methoden des Lautenspiels schrieben.

Ueber Bau, Behandlung und Verwendung der Laute vgl. Prätorius, «Syntagma mus.»; Baron, Untersuchung des Instruments der Lauten (Nürnberg 1727); ferner Gerle, «Musica und Tabulatur auff die Instrument» (Nürnberg 1552); Virdung, «Musica getutscht»; Agricola, «Musica instrumentalis» (1529 und 1545); Petrucci, «Lautenbuch» (Venedig 1508), und von Neueren W. J. von Wasielewski, «Geschichte der Instrumentalmusik im 16. Jahrh.» (Berlin 1878). *(A. Tottmann.)*

LAUTENBURG, Stadt in der preußischen Provinz Westpreußen, Regierungsbezirk Marienwerder, Kreis Strasburg, 10 Kilom. von der polnischen Grenze, am Ostende des 1 □Kilom. großen, bis 40 Met. tiefen Lautenburger Sees, aus dem an dieser Stelle die Welle ausfließt, ist Station der Zweigbahn Jablonowo-Soldau der Thorn-Insterburger Bahn. Die Stadt, mit (1885) 3564 meist kath. Einwohnern, Sitz eines Amtsgerichts (zum Landgericht Thorn gehörig) und einer Oberförsterei, hat Post- und Telegraphenamt, zwei Kirchen, eine katholische und eine protestantische, Synagoge; Gerberei, Spiritusbrennerei, Eisengießerei, Fabrikation von landwirthschaftlichen Maschinen, Dampfsägemühlen und andere Mühlen. Burg und Stadt wurden im J. 1307 gegründet. *(A. Schroot.)*

LAUTENTHAL, Bergstadt in der preußischen Provinz Hannover, Regierungsbezirk Hildesheim, Kreis Zellerfeld, in wildromantischer Gegend auf dem Oberharz, rechts an der Innerste, Station der Magdeburg-Halberstädter Eisenbahn (Grauhof-Clausthal), mit (1885) 2759 meist prot. Einwohnern, treibt Bergbau auf Bleiglanz, Zinkblende u. s. w., hat Pochwerke, Silberhütte, Goldscheideanstalt, Fabriken für Schwefelsäure, Pulver und Papier. *(A. Schroot.)*

LAUTER, Name mehrerer kleiner Flüsse in Deutschland, insbesondere in Baiern und Würtemberg, unter denen die bemerkenswerthesten sind:

Die Lauter, linksseitiger Nebenfluß des Rheins in der bairischen Rheinpfalz und Unterelsaß, entspringt an der Hardt in der Pfalz aus dem Lauterbrunnen unterhalb der Ruine Berbelstein in der Gegend von Merzalben, südlich von Pirmasenz, fließt zuerst etwa 18 Kilom. weit nordnordöstlich, wendet sich dann südlich und südöstlich, fließt durch das 22 Kilom. lange, an eigenthümlichen Naturschönheiten reiche Dahner Thal bis Dahn und nimmt bis Weißenburg eine südöstliche Richtung an. Hier tritt sie in die Ebene ein, behält bis zu ihrer Mündung die östliche Richtung mit geringer Neigung nach Süden bei und bildet auf dieser etwa 30 Kilom. langen Strecke die Grenze zwischen dem Unterelsaß und der Rheinpfalz. Zwischen Weißenburg und Lauterburg wurde das rechte Ufer des Flusses früher von den sogenannten Weißenburger Linien begleitet, einer Reihe von Befestigungen, die seit 1873 abgetragen worden sind, nachdem sie bereits größtentheils in Verfall gerathen waren (s. Lauterburg). Die Lauter mündet nach einem 82 Kilom. langen Laufe bei Hagenbach, unterhalb Lauterburg, mit zwei Armen in den Rhein.

Die Lauter, linksseitiger Nebenfluß der Donau im Königreich Würtemberg, entspringt auf dem Südabhange der Schwäbischen Alp am Fuße des basaltischen Sternberges bei Gächingen im Oberamte Urach, südlich von dieser Stadt, durchfließt in südostsüdlicher Richtung ein schmales, wiesenreiches, vielfach mit Burgen und Ruinen geschmücktes Thal und mündet nach einem Laufe von 47 Kilometern zwischen Ober- und Untermarchthal in die Donau. *(A. Schroot.)*

LAUTERBACH (in Urkunden Lutermbach, Luterbach), Kreisstadt in der hessischen Provinz Oberhessen, am Vogelsberg, Station der Linie Gießen-Fulda der Oberhessischen Eisenbahn, Sitz eines Kreisamts, Amtsgerichts und eines Forstamts, hat 3295 meist prot. Einwohner, welche Lein- und Baumwollweberei, Färberei, Bleicherei, Pappenfabrikation, Wachstuchfabriken betreiben. Der Stadt geschieht schon 812 als einer fuldaischen Besitzung urkundlich Erwähnung. Um 1256 wurde der Platz zur Stadt erhoben und befestigt. Stadt und Burg wurden im J. 1326 und wiederholt im J. 1360 von Fulda an die Herren von Eisenbach verpfändet, das Pfand aber wieder eingelöst. Gleiches geschah 1420. In ähnlicher Weise wechselten Stadt und Burg noch mehrmals durch Verpfändung ihren Herrn, bis sie im J. 1684 durch einen Vergleich als Erblehen von Fulda an die reichsfreiherrliche Familie von Riedesel kam. Im J. 1806 kam Lauterbach an Hessen. *(Dr. Walther.)*

LAUTERBERG, Flecken mit Stadtrechten in der preußischen Provinz Hannover, Regierungsbezirk Hildesheim, Kreis Osterode, am Ausgange des tief in den Südwestrand des Harzes einschneidenden Oderthales, etwa 300 Met. über dem Meere. Nach Norden, Osten

und Süden von circa 530 Met. hohen, mit Laubholz und Fichtenhochwald bestandenen Bergen umgeben, ist es gegen alle rauhen Winde geschützt, nur nach Südwest öffnet sich das Thal und gewährt freien Blick in das hügelige Vorland. Lauterberg, durch die Secundärbahn Scharzfeld-Lauterberg mit der Linie Soest-Nordhausen der Preußischen Staatsbahnen verbunden, hat (1885) 4184 meist prot. Einwohner, Eisengießereien und Maschinenfabriken, Schmiedereien, Nägel-, Zündwaaren- und Möbelfabriken. Nahebei liegt das Eisenwerk Königshütte mit Maschinenfabrik und Eisengießerei.

Als klimatischer Curort wird Lauterberg wegen seiner herrlichen Umgebungen, die sich sowol durch landschaftliche Schönheit, als auch durch ihren Reichthum an Waldungen auszeichnen, sehr stark besucht. In unmittelbarer Umgebung ist hervorzuheben: der Hausberg mit den Ueberresten der alten Burg Lauterberg, der Scholben und Kirchberg mit Rögeners Klippen und dem Königstein, der Kummel (536 Met. hoch), das Lutterthal mit dem Forsthaus Kupferhütte, das Forsthaus Flößwehr mit der sogenannten Schweiz, endlich der Wiesenbeeker Teich u. s. w. Etwas entfernter, 1 bis 2 Stunden: der Ravenskopf (672 Met.) mit Hôtel, der Knollen (687 Met.), Stöberhai (707 Met.) mit Hôtel, die Ruine Scharzfels, ein im Siebenjährigen Kriege zerstörtes Bergschloß; die in paläontologischer Hinsicht äußerst interessante Einhornshöhle u. s. w. Noch weiter, 2 bis 4 Stunden entfernt: Rhumsprünge mit dem Rhumessprung, die Ruinen des Klosters Walkenried, die Bergstadt St.-Andreasberg, der Rehbergergraben u. s. w., und endlich (5 Stunden weit) der Brocken.

Die berühmte Kaltwasserheilanstalt daselbst, im J. 1839 gegründet, ist jährlich von circa 3000 Curgästen besucht. *(A. Schroot.)*

LAUTERBRUNNEN, Thal und Pfarrgemeinde im Bezirk Interlaken des schweizerischen Cantons Bern. Das Thal erstreckt sich, bei einer Länge von 15 Kilom. an der Sohle nur $^1/_2$—1 Kilom. breit, vom Breithorngletscher nördlich bis Zweilütschinen (658 Met.), wo sein Fluß, die Weiße Lütschine, in die von Grindelwald kommende Schwarze Lütschine mündet. Im Süden wird es von dem gewaltigen Gletschercircus umschlossen, der sich von der Jungfrau (4166 Met.) westlich über Ebnefluh (3964 Met.), Großhorn (3763 Met.), Breithorn (3784 Met.) u. s. w. bis zu dem zerklüfteten Felsthurm des Spaltenhorns (3430 Met.) hinzieht. Die rechte Thalseite wird von der Felspyramide des Schwarzmönchs (2654 Met.) und der bewachsenen Kette des Tschuggen (2523 Met.), die linke von den Ketten des Schilthorns (2971 Met.) und der Schwalmeren (2785 Met.) gebildet. Das Hauptthal ist eine schmale Rinne, deren wiesen- und waldreicher, mit zahlreichen Dörfern und Weilern, Ahorn- und Eschengruppen übersäeter Boden, tief zwischen 300—500 Met. hohe, von zahlreichen Sturzbächen durchfurchte Kalkwände eingeschnitten, im Hintergrunde von den Firnhäuptern der Jungfrau, des Silberhorns und des Breithorns überragt, eins der schönsten Landschaftsbilder des Berner Oberlandes bietet. Zu beiden Seiten der Rinne breiten sich über dem Felsabsturz sonnige Weideterrassen aus, rechts am Abhang der Tschuggenkette die berühmte Wengernalp (1885 Met.) und das Plateau von Wengen (1275 Met.), links am Fuß des Schilthorns die Terrassen von Gimmelwald (1386 Met.) und Mürren (1636 Met.). Von den zahlreichen Wasserfällen, die dem Thal seinen Namen gegeben haben, sind die bemerkenswerthesten der Pletschen oder Staubbach, der mit 305 Met. hohem stäubendem Sturze unweit des Pfarrdorfes Lauterbrunnen (797 Met.) über die linke Thalwand herabfällt; der Fall der Sefinenlütschine an der Mündung des Sefinenthales; der Schmadribach, der in zwei mächtigen Stürzen vom Schmadrigletscher in den obersten Kessel des Lauterbrunnen-Thals, das Ammerenthal, herabfließt, und der Trümelbach, der rechts aus der engen Felsspalte des Trümletenthals herausschießt. — Die Gemeinde Lauterbrunnen besteht aus dem Pfarrdorfe Lauterbrunnen und mehreren über den Thalgrund und die Bergterrassen zerstreuten Dörfchen und Weilern und zählt (1880) 2097 reformirte Einwohner, deren Haupterwerbsquellen neben spärlichem Feldbau die Alpenwirthschaft und der sehr lebhafte Touristenverkehr sind. Bei Trachsellauinen (1200 Met.) in der obersten Thalstufe weisen verfallene Hüttenwerke auf den einstigen Bergbau (Silber und Blei) des Thales hin. Mit Interlaken ist Lauterbrunnen durch eine 14 Kilom. lange Poststraße verbunden, die sich als Fahrweg thalaufwärts bis Stechelberg (922 Met.) fortsetzt. An das benachbarte Grindelwaldthal führt der vielbegangene Saumweg über die kleine Scheidegg (2066 Met.), ins Kienthal der rauhe Fußweg der Sefinenfurgge (2616 Met.), ins Kanderthal der Tschingelpaß (2824 Met.), einer der leichtesten Gletscherpässe. Die übrigen Pässe des Thales sind meist schwierige Hochpässe, wie der Roththalsattel (3840 Met.), das Lauinenthor (3700 Met.), die Wetterlücke (3159 Met.) u. s. w. Im Mittelalter gehörte Lauterbrunnen größtentheils zur Herrschaft Unspunnen, die nach mehrfachem Besitzwechsel 1479 und 1515 von den Edeln von Scharnachthal an die Stadt Bern gelangte.

(A. Wäber.)

LAUTERBURG, Stadt und ehemalige Festung im Kreise Weißenburg des Regierungsbezirks Unterelsaß im Deutschen Reichsland Elsaß-Lothringen, 20 Kilom. östlich von Weißenburg und 60 Kilom. nördlich von Straßburg, an der Mündung der Lauter in den Rhein und an der strategischen Eisenbahnlinie Straßburg-Germersheim, Sitz eines Amtsgerichts, hat ein Bürgerhospital, eine Präparandenschule, in welcher die katholischen Lehrer des Unterelsasses vorgebildet werden, und (1885) 1701 Einwohner, der Mehrzahl nach katholischer Confession, doch besteht daselbst auch eine kleine evangelische, sowie eine israelitische Gemeinde.

In der Nähe von Lauterburg war der Endpunkt der berühmten Lauterburger oder Weißenburger Linien, einer Reihe von Gräben, Wällen und Schanzen, die, von dem Vogesenpaß Scherrhohl aus, quer über die Ebene, längs der Lauter hin, bis an das Ufer des Rheins sich hinzogen und besonders im vorigen Jahrhundert und

noch am Anfang des neunzehnten von strategischer Bedeutung waren. An der nach dem Rheine gelegenen Seite der Stadt haben sich noch Theile der mittelalterlichen Befestigungen, mit einem wol dem 13. Jahrh. angehörenden Thurme, erhalten. Die Umfassungsmauer hatte ursprünglich 15 Thürme und soll in den letzten Regierungsjahren Kaiser Friedrich's II. (1246—50) erbaut worden sein [1].

In der Stadt selbst steht noch der sogenannte Mittelthurm: der ältere Theil ist wol ins 12.—13. Jahrh. zu setzen, der jüngere aber mit Spitzbogenthor ins 14.—15. Jahrh. Die alte Kirche, mit spätgothischem, im J. 1467 erbautem Chore, brannte im J. 1678 bis auf dieses Chor ab, wurde 1683 wieder aufgebaut und 1711 erweitert. Auf dem Lindenplatze neben der Kirche steht die gothische St.-Michaelskapelle aus dem 15. Jahrh. Im Mittelalter besaß Lauterburg ein Schloß, angeblich aus dem 11. Jahrh., welches die Bischöfe von Speier seit 1254 oft bewohnten, das aber ebenfalls im J. 1678 ein Raub der Flammen wurde. Das zu Anfang des 18. Jahrh. aufgeführte fürstbischöfliche Gebäude mit hübschem Renaissanceportal und prachtvoller Wendeltreppe wird gegenwärtig als Präparandenschule benutzt.

Lauterburg, der Fundort vieler gallo-römischer Alterthümer [2], war ursprünglich eine militärische Station der Römer, nahe an der großen Heerstraße, welche von Straßburg über Selz (Saletio) nach Speyer führte. Spuren einer Römerstraße wurden im Laufe dieses Jahrhunderts in der Nähe der Stadt aufgefunden. Schweighäuser [3] verlegt nach Lauterburg die in dem Antoninischen Itinerarium mit dem Namen Concordia bezeichnete Station, während Schöpflin [4] und in neuerer Zeit Max von Ring Concordia in Altstadt bei Weißenburg suchen und Lauterburg für die von Ammianus Marcellinus (XVI, 12, 58) erwähnten castra probe Tribunecos oder Tribunos halten. Zum ersten mal in einer Urkunde von 1103 wird der Ort mit dem Namen villa Lutera bezeichnet. Vermuthlich seit der Zeit der Karolinger war Lauterburg der Hauptort einer Grafschaft des Nordgaues, die bis ins 13. Jahrh. unabhängig geblieben ist. Als aber der Graf von Lauterburg für den Prinzen Heinrich Partei ergriff und sich an dessen Aufstand gegen Kaiser Friedrich II. betheiligte, trat letzterer diese elsässische Grafschaft als Lehen dem Bisthum von Speier ab (1254). Die Fürstbischöfe, welche öfters in ihrem Schloß zu Lauterburg residirten, blieben bis zur Französischen Revolution im Besitze der Grafschaft. Im J. 1255 trat die Stadt Lauterburg, mit andern Städten des Elsasses, in den Rheinischen Städtebund ein. Im Laufe des 17. und des 18. Jahrh. brausten Kriegsstürme verheerend und verwüstend über die Stadt hin. Im Dreißigjährigen Kriege wurde sie abwechselnd von deutschen, von französischen und endlich 1632 von schwedischen Truppen besetzt und jedesmal hart bedrängt. Im J. 1678 wurde Lauterburg durch die Franzosen niedergebrannt, nachdem die Oesterreicher, welche zwei Jahre lang den Ort besetzt und auch befestigt hatten, gewichen waren und alle Einwohner, bis auf den katholischen Pfarrer, die Stadt verlassen und deren Thore verschlossen hatten. In diesem heillosen Brande wurden neun Zehntel der Stadt zerstört. Auch während des Spanischen und Oesterreichischen Erbfolgekriegs blieb Lauterburg nicht unverschont und endlich im October 1793 zogen die von dem Elsässer Wurmser befehligten Alliirten in die Stadt ein, mußten sie aber bereits am darauffolgenden 26. Dec., beim Herannahen der französischen Truppen Hoche's, wieder räumen. Nach der Französischen Revolution war Lauterburg ein Cantonort, abhängend vom Bezirk Weißenburg, und eine Garnisonsstadt, wurde unter Napoleon III. als Festung aufgegeben und am 4. Aug. 1870 von badischen Truppen unter General von Werder besetzt. Die deutsche Verwaltung ließ in den letzten Jahren bedeutende Hafenbauten ausführen. Der Rheinhafen, der gewissermaßen als Stapelplatz für den straßburger Handel mit der Nordsee bezeichnet werden könnte, hat eine sichere Einfahrt und eine 300 Met. lange Quaianlage, wo gleichzeitig fünf Schiffe aus- und eingeladen werden können. Seit November 1884 ist dieser Hafen mit der Eisenbahnstation durch ein Telephon und eine 1070 Met. lange Zweigbahn verbunden, welche zum Zweck hat, rheinaufwärts kommende Schiffsladungen, insbesondere Ruhrkohlen, welche wegen der für die Schifffahrt ungünstigen Verhältnisse des Rheins mit Vortheil nur bis Lauterburg gebracht werden können, auf die Bahn überzuführen. *(L. Will.)*

LAUTERE BRÜDER, genauer »Die Lauteren Brüder und treuen Freunde« (Ichwānu's-Safā'i wa-Chullānu'l-wafā'i) [1] nannte sich ein im 4. Jahrh. der Hidschra (dem 10. n. Chr.) in Baṣra zusammengetretener Verein mohammedanischer Gelehrten, welcher den Gedanken durchzuführen unternahm, an Stelle des orthodox-mohammedanischen Lehrsystems einer nicht principiell verschieden gefaßten, aber dem Inhalte nach neuen Weltanschauung zum Siege zu verhelfen. Unter der beibehaltenen Hülle des Dogmas in seiner freieren (motazilitischen) Form sollte den Hauptinhalt dieser Lehre eine Vereinigung popularisirter griechischer Philosopheme mit einem mystischen Pantheismus bilden, wie eine solche zum Theil schon, nicht ohne Einfluß orientalischer Ideen selbst, im Neuplatonismus sich vollzogen hatte, und nach Hineinziehung der aristotelischen Natur- und Geisteswissenschaft in die neuplatonischen Systeme des ausgehenden Hellenismus von diesem her durch Uebersetzungen und Bearbeitungen griechischer Werke auch engeren Kreisen muslimischer Forscher, insbesondere in Bagdad und Baṣra, den Hauptstädten des wissenschaftlichen Austausches zwischen Orient und Occident unter den

1) Vgl. J. Benj, «Description historique et archeologique de Lauterbourg» Straßburg 1844, S. 149. 2) S. Schöpflin, «Alsatia illustrata», I, 228; Schweighäuser und Golbery, «Antiquités de l'Alsace», II, 175. 3) «Annuaire du Bas-Rhin» (1822), S. 389. 4) «Als. ill.», I, 228.

1) Vgl. über den Namen Flügel in »Zeitschr. der Deutschen Morgenl. Gesellsch.«, XIII, 2, Anm. 1.

Abbaßiden, zugänglich geworden war. Außer den Schriften der neuplatonisch-peripatetischen Erklärer des Aristoteles, wie Porphyrius und Ammonius, denen wir hierbei eine bisher freilich noch nicht genauer bestimmte Rolle zuweisen müssen[2]), waren diesen mohammedanischen Gelehrten auch Uebersetzungen aristotelischer und platonischer Schriften, bezw. Auszüge aus denselben zugänglich, während ihnen die Kenntniß des eigentlichen plotinischen Systems durch die pseudepigraphische «Theologie des Aristoteles» vermittelt wurde, welche neuerdings von Dieterici herausgegeben (Leipzig 1882), übersetzt (Leipzig 1883) und als dem Inhalt nach auf Plotin zurückgehend erwiesen ist.[3]) Die Verarbeitung des in diesen Quellen, sowie in den ebenfalls nach dem Osten übertragenen Werken der griechischen Mathematiker, Physiker, Astronomen und Aerzte enthaltenen Materials hatte, da höchstens einige Kreise des Hofes und der wenigen Gebildeten Widersprüche gegen das Dogma vertrugen, die Massen aber und ihre geistigen Führer mit Leib und Seele der Orthodoxie ergeben waren, fast im Geheimen stattfinden müssen, besonders als seit Mutawakkil den von philosophischen Einflüssen nicht ganz unberührten motazilitischen Theologen und den wenigstens in der Neigung zu allegorischer Koranexegese diesen verwandten Schi'iten die bis dahin gewährte Duldung seitens der Regierenden entzogen war, ja sich in directe Verfolgung umgewandelt hatte. Als aber durch die Einnahme Bagdads durch die Buyiden (334 H. = 945 n. Chr.), welche sich zum Schi'itismus bekannten und auch die Motaziliten begünstigten (vgl. den Art. Mohammedanismus), zwar nicht die Stimmung der Massen geändert, aber den Gegnern der Orthodoxie doch wieder etwas freierer Spielraum geschaffen wurde, konnte die Zeit zu dem Versuche gekommen erscheinen, durch eine geschickte Vermittelung zwischen dem Koran und dem, was man damals unter Philosophie verstand, d. h. eben der Quintessenz aus den neuplatonisch-aristotelisch eingekleideten Ergebnissen der griechischen Wissenschaft, jene freiere Weltanschauung weiteren Kreisen des Volkes zugänglich und schmackhaft zu machen. In der That sind eben in der zweiten Hälfte des 4. (10.) Jahrh. in Baßra eine Anzahl (höchstens zehn) Gelehrte zu dem Vereine der «Lauteren Brüder» zusammengetreten, der sich die schriftliche Darstellung eines solchen Lehrsystems, gleichzeitig aber die Organisation eines Bundes zur Ausbreitung desselben unter dem Publikum zur Aufgabe machte. Dem ersteren Theile der Aufgabe suchten sie zu genügen, indem sie in 50 (oder 51) populär-wissenschaftlich gehaltenen Abhandlungen den gesammten philosophisch-naturwissenschaftlichen Stoff, der ihnen vorlag, als ein organisches Ganzes zu fassen und in stetem Anschluß an und Ausgleich mit dem Koranworte zu entwickeln unternahmen. Als solche, die mit anderen an diesem Werke thätig Antheil nahmen, werden uns genannt Abu Suleimân Mohammed Ibn Muschir el-Busti, gewöhnlich genannt el-Mokaddasi, Abu 'l-Hasan Ali ibn Harûn (oder Zehrûn) ez-Zendjâni, Abu Achmed el-Nahradschuri (oder Mihradschâni), El-Aufi, vielleicht auch Zeid Ibn Rifâ'a. Der Letztere scheint später nach Bagdad übergesiedelt zu sein, wenigstens ist seine Anwesenheit daselbst um das J. 373 (983/4) bezeugt; im übrigen wissen wir von den Lebensumständen dieser Männer so gut wie nichts. Dagegen sind uns ihre 50 (51) Abhandlungen (Rasâ'l) erhalten, und da sie in einer derselben (44) auch dargelegt haben, wie sie ihre Lehre in das Leben zu übertragen und unter den Zeitgenossen auszubreiten dachten, so können wir uns wenigstens von ihrer Thätigkeit ein Bild entwerfen. Daß es kein sehr deutliches wird, verschuldet die phrasenreiche und dabei verschwommene Ausdrucksweise, deren sie sich bedienen, und die insbesondere unbestimmt läßt, wie weit die beabsichtigte Organisation wirklich ins Leben getreten, oder wie weit sie in der Ausführung stecken geblieben ist. Die Absicht war jedenfalls die, daß Männer aus verschiedenen Berufskreisen, die sich in reinem Streben nach Vervollkommnung des Geistes und Herzens einig wußten, zu einem Bunde zusammentraten, dessen Mitglieder, wie sie in allen äußeren Beziehungen je nach Rang und Vermögen einander zu unterstützen sich verpflichtet hielten, so auch (und das erscheint als die Hauptsache) an jedem Orte, wo der Bund vertreten war, in regelmäßigen Versammlungen durch gemeinsames Studium und gegenseitige Belehrung sich in theoretischer Erkenntniß des Wesens aller irdischen Erscheinungen, der Kräfte der eigenen Seele und des als Gott bezeichneten unendlichen Urgrundes des Alls fördern, nicht weniger aber dazu ermuntern sollten, ihrer eigentlichen Bestimmung, der Reinigung der Seele von unlauteren Neigungen und des endlichen Aufgehens in die Seligkeit der Wiedervereinigung mit dem Urquelle des irdischen Seins, in welcher das Ende des Lebens zur wahren Auferstehung wird, immer näher zu kommen. Ohne Zwang ordnen sich die Mitglieder so in drei Grade, die man etwa als Lernende, Lehrende und Leitende bezeichnen kann; um aber der Gleichberechtigung aller einzelnen ihr Recht zu wahren, wird ausdrücklich ein vierter, höchster (jedenfalls ausschließlich ideeller) Grad hinzugefügt, zu dem alle Brüder der drei andern sich rechnen dürfen, die sich zur Entsagung und zur lebendigen Anschauung Gottes zu erheben im Stande sind.

Es geht aus verschiedenen Anzeichen hervor, daß der Verein der Lauteren Brüder als Geheimbund ins Dasein treten sollte, und in der That war die Form eines solchen, in verschiedene Grade gegliederten, unter den staatlichen und kirchlichen Verhältnissen des Islams die naturgemäße und daher z. B. schon früher bei den verschiedenen schi'itischen Sekten wie bis auf den heutigen Tag bei den Derwischorden die übliche. Nur fehlt es uns im vorliegenden Falle an jedem Zeugniß, das ihre Durchführung über die ersten Anfänge verbürgte; außer der vermutlich eben durch Zeid ibn Rifâ'a gegründeten Zweigniederlassung der Brüder in Bagdad, die man als wahrscheinlich zugeben kann, erfahren wir von keiner

2) Vgl. Renan, «Averroès et l'Averroïsme» (Paris 1866), S. 92. 3) Vgl. Ahlwardt in der «Zeitschr. der Deutschen Morgenl. Gesellsch.», XXXVII, 596.

andern, und indirecte Hinweise, aus denen man auf solche an anderen Orten schließen könnte, sind kaum vereinzelt zu finden, bleiben auch ihrer wirklichen Bedeutung nach durchaus unsicher. Auch ist es begreiflich, daß ein Bund, der seinen Mitgliedern weltliche Vortheile kaum in einzelnen Fällen zu bieten hatte, immer aber ein gewisses Maß vorurtheilsfreier Bildung von ihnen forderte, in der damaligen, nur auf religiös-politische Schlagworte hörenden, dazu auf nackten Egoismus gegründeten Gesellschaft keinen Anklang finden konnte, besonders wenn unter den Gründern eine Persönlichkeit von fortreißender Gewalt und imponirender Ueberlegenheit fehlte. Daß aber dies in der That der Fall war, zeigen die uns erhaltenen Abhandlungen selbst, deren Inhalt in weitem Umfange zur allgemeinen Kenntniß gebracht zu haben das Verdienst Dieterici's ist. Stoff und Anordnung sind im wesentlichen und unter Vernachlässigung von Unterschieden zwischen einzelnen Handschriften folgende[4]:

Theil I A («Propädeutik» nach der Bezeichnung Dieterici's; allgemeine Grundzüge der einzelnen elementaren Wissenschaften enthaltend): Abhandlung 1) die Zahl (Grundzüge der Arithmetik, mit Hereinziehung neu pythagoräischer und sonstiger Zahlenspielerei) — Abhandlung 2) Geometrie (nach Euklid) — 3) Astronomie (nach Ptolemäus) — 4) Geographie — 5) Musik (mit Bemerkungen über deren Einfluß auf den Hörer) — 6) Die Proportionsverhältnisse in ihrer Wichtigkeit für Arithmetik, Geometrie und musikalische Tonerzeugung.

Theil I B («Logik und Psychologie»): Abhandlung 7) über Grund und Eintheilung der (höheren) Wissenschaften — 8) Anwendung der Wissenschaft auf das Leben (Gewerbe u. dgl.) — 9) Psychologie (d. h. Entwickelung der verschiedenartigen Anlagen und Charaktere der Menschen) und Ethik — 10) Einleitung zur Logik (nach Porphyrius' εἰσαγωγή) — 11) [diese und die folgenden bis 13 nach Aristoteles] die Kategorien — 12) Die Hermeneutik und Analytika I — 13) Analytika II.

Theil II A («Naturanschauung», großentheils nach Aristoteles, wie schon die meisten Titel zeigen): 1) (14) Ueber Materie und Form (neuplatonisch) — 2) (15) Himmel und Welt — 3) (16) Entstehen und Vergehen — 4) (17) Meteorologika — 5) (18) Das Mineralreich — 6) (19) Wesen der Natur (lebengebender Einfluß der emanirenden Weltseele) — 7) (20) Das Pflanzenreich — 8) (21) Das Thierreich.

Theil II B («Anthropologie»): 9) (22) Art des menschlichen Organismus — 10) (23) Sinnliche Wahrnehmung und Wahrnehmbares (nach Aristoteles) — 11) (24) Entstehung und Wachsthum des Menschen im Mutterleibe (mit weitläufiger Entwickelung des Einflusses der Gestirne in den einzelnen Monaten) — 12) (25) Der Mensch eine Welt im Kleinen — 13) (26) Entstehung und Vervollkommnung der Seele im Körper — 14) (27) Das menschliche Erkenntnißvermögen und seine Grenze — 15) (28) Leben und Tod — 16) (29) Lust und Schmerz — 17) (30) Ton, Laut, Sprache und Sprachen.

Theil III («Lehre von der Weltseele», im wesentlichen Metaphysik, bezw. Theodicee): 1) (31) Die Eins der Urgrund, die weiteren Zahlen die vom Urquell ausgehenden weiteren Principien der Dinge; die Kugelgestalt der Welt — 2) (32) Entwickelung dieser Principien (Emanation, Allseele, belebende und gestaltende Thätigkeit derselben in der Natur und in der Schöpfung des Menschen) — 3) (33) Die Welt ein großer Mensch — 4) (34) Die Vernunft (die allgemeine, ὁ νοῦς, und die im einzelnen Menschen zur Erscheinung kommende Theilvernunft, deren Aeußerungen im Wahrnehmen, Begreifen, Denken, Reden, künstlerischen Gestalten) — 5) (35) Das Kreisen der Gestirne und der Einfluß desselben auf den physischen Weltlauf (Sommer, Winter u. dgl.) und die Geschicke der Menschen — 6) (36) Das Wesen der Liebe (angewandt auf das Rückstreben der Seele zum Urquell des Seins) — 7) (37) Erweckung und Auferstehung (d. h. Vollendung jenes Rückstrebens durch Wiedervereinigung der menschlichen Theilseele mit der Allseele nach dem Tode des Leibes) — 8) (38) Das Wesen der Bewegung; es weist auf ein Bewegendes zurück, den Schöpfer, von welchem die Schöpfung emanirt (wie die Rede vom Redenden, das Licht von der Sonne) bis zur Rückkehr alles Seins beim Untergange der Körperwelt — 9) (39) Ursache und Wirkung, Grund und Folge; Gott der Urgrund, von dem die Mittelursachen, durch welche die Welt zu Stande kommt, ausgehen. Die zwei Welten, die körperliche und die geistige (der κόσμος νοητός Plotin's) — 10) (40) Résumé, in einer nicht sehr systematischen Sammlung von Definitionen bestehend.

Theil IV (von Dieterici in der Hauptsache nicht bearbeitet) behandelt die göttlichen und dem von Gott ausgegangenen Gesetze unterworfenen Dinge; der Nachweis, daß alles bisher Entwickelte (wie es durch häufiges Citiren von Koranversen, oft mit allegorischer Erklärung, schmackhaft gemacht wurde) mit dem richtig aufgefaßten Geiste des Islams wohl vereinbar sei, und daß gerade die Thätigkeit der Lauteren Brüder die Herstellung des richtigen Weges zu wahrer Gottesfurcht und zur eigentlichen Rechtgläubigkeit bezwecke und zur Folge haben werde, scheint den gemeinsamen Zweck der ihren Ueberschriften nach ziemlich verschiedenartigen, wenn auch zum Theil sichtlich jenen Gedanken im Zusammenhange verfolgenden, ihrem Inhalte nach außer den Abhandlungen 43, 44 und 50 bis jetzt nicht näher bekannt gemachten Stücke zu bilden. Die Titel lauten: 1) (41) Ueber die verschiedenen Lehrmeinungen, Religionen, philosophischen und Offenbarungssysteme — 2) (42) Ueber das Wesen des Weges und die Art und Weise des Gelangens zu Gott — 3) (43) Ueber die Fortdauer der Seele nach der Trennung vom Körper — 4) (44) Ueber die Art und Weise des Zusammenlebens der Lauteren Brüder und ihrer gegenseitigen Unterstützung — 5) (45) Ueber das Wesen des Glaubens und die Eigenschaften der wahrhaft Gläubigen — 6) (46) Ueber das Wesen des göttlichen νόμος und die Bedingungen der Prophetie, die Eigen-

4. Die Titel, welche die einzelnen Abhandlungen in den Handschriften tragen, sind oft ziemlich lang und doch unklar; ich finde mich daher nicht an dieselben.

schaften der Propheten und die Lehre der Gottesmänner — 7) (47) Ueber die Art und Weise der [von den Lauteren Brüdern ausgehenden] Berufung zu Gott und zur Lauterkeit der Bruderschaft und Aufrichtigkeit der Liebe — 8) (48) Ueber die Art und Weise des Wirkens der Geisterwesen (z. B. der die Planeten belebenden) — 9) (49) Ueber die verschiedenen Arten der Regierungen und die Beschaffenheit der Grade der Regierenden und die Eigenschaften der jene [Regierungen] in der Welt Betreibenden (Gott der oberste Regent, dem jeder andere ähnlich zu werden streben muß; — es sind wol nicht nur irdische Regenten, sondern auch die Geisterwesen der vorigen Abhandlung mit gemeint) — 10) (50) Ueber die Anordnung der Welt, in welcher jedes mit jedem zusammenhängt, alles von Gott ausgeht und alles zu ihm zurückkehrt.

Zu diesen Abhandlungen kommt nun der bekannte Apolog «Der Streit zwischen Thier und Mensch vor dem Könige der Genien», der wie so manche andere lehrhafte Erzählungen und Parabeln im sonstigen Verlaufe der Abhandlungen, nur in weit größerer Ausführlichkeit behandelt und, beinahe ein kleines Buch für sich bildend, am Schlusse der 21. Abhandlung zwischen der Lehre vom Thier und der vom Menschen eingeschoben ist. Daß der Mensch in dem ununterbrochenen Zusammenhange der Schöpfung zwischen den Thieren und den höheren Wesen in der Mitte stehe, zu jenen durch Unwissenheit und Laster herabsinken, zu diesen durch Vervollkommnung seiner Seele emporsteigen könne, wird von den Lauteren Brüdern auch sonst oft genug betont; somit ist es nicht auffällig, daß sie hier eine Erzählung ermahnender Tendenz bieten, in deren Laufe dem sich seiner Stellung über der Thierwelt prahlerisch rühmenden Menschen von den Vertretern der einzelnen Thiergattungen klar gemacht wird, daß jede von ihnen Vorzüge besitzt, welche dem Menschen gar nicht oder doch nicht in solcher Vollendung eignen. Ferner wird in den Handschriften eine 51. Abhandlung «Ueber Zauberei, Omina, Talismane» u. dgl. m. überliefert, deren Zugehörigkeit zu dem Werke der Lauteren Brüder nach der Art, wie sie es auch mit der Astrologie ernst nehmen, und nach der allgemeinen Verbreitung des Glaubens an solche Dinge im Orient nicht von vornherein bestritten werden kann, die aber hier um so weniger am Platze ist, als man, einer Notiz aus guter Quelle zur Folge, an dieser Stelle eine abschließende Zusammenfassung der ganzen Ergebnisse in einer 51. Abhandlung zu erwarten hätte. Dieterici hält die 50. für diese, dann wäre die als 51. gezählte irgendwo früher einzuschieben; es lassen sich noch andere Vermuthungen aufstellen, etwas Sicheres aber vorläufig nicht erweisen.

Sieht man von diesen beiden Bestandtheilen ab, so bedarf der Inhalt der 50 Abhandlungen keiner weitläufigen Charakteristik. Es ist eben, wie das obige Inhaltsverzeichniß beweist, das neuplatonisch-peripatetische System des Porphyrius und seiner Nachfolger, welches der ganze mohammedanische Orient, sofern er sich überhaupt mit philosophischer Speculation abgibt, von den Griechen herübergenommen und lediglich nach einigen Seiten hin weiter ausgebildet hat.[5]) Wenn bei den Lauteren Brüdern die neuplatonischen Bestandtheile, ins besondere die plotinische Emanationslehre, im Vergleich zu den aristotelischen Elementen als die Hauptsache stärker betont werden, so darf man daraus schwerlich, wie Dieterici will, eine besondere neuplatonische Periode in der Entwickelung der arabischen Philosophie ableiten. Von Kindi's Philosophie wissen wir so gut wie nichts; in dem erhaltenen Verzeichniß seiner Schriften treten ersichtlich die metaphysischen Untersuchungen hinter den logischen und naturwissenschaftlichen, die sich offenbar direct an Aristoteles anschließen, durchaus in den Hintergrund; was von Alfarabi's den Abhandlungen der Lauteren Brüder gleichzeitigen Schriften bekannt ist, enthält nicht mehr von specifisch neuplatonischen Bestandtheilen, als sich auch später bei Avicenna und Averroes findet. Die Lauteren Brüder aber sind als wirkliche Philosophen gar nicht anzusehen. Wie weit sie selbst in die höheren Probleme der Philosophie eingedrungen sind, läßt sich nicht erkennen: die Abhandlungen zeigen von solchem Eindringen nichts. Wie es der populäre Zweck derselben naturgemäß mit sich brachte, wird überall nur die Oberfläche gestreift; selbst bei der Behandlung der verhältnißmäßig doch einfacheren logischen Themata kommen sie über die elementarsten Definitionen nicht heraus; sobald sie damit zu Ende sind, brechen sie ab, und werden einmal verwickeltere Fragen berührt, so reden sie um die Dinge herum, deren eigentliche Bedeutung, sollte sie ihnen zugänglich gewesen sein, sie jedenfalls nicht zu klarem und verständlichem Ausdrucke gebracht haben. Von den Schwierigkeiten der Emanationslehre, welche dem Plotin so viel Kopfzerbrechens verursachen[6]), haben die Guten keine Ahnung; sie nehmen die Bilder, auf welche der Grieche schließlich verfallen ist (Flamme und Licht u. s. w.) als bequemes Auskunftsmittel an, und damit sind sie fertig. Bald reden sie von der Eins, bald von Gott als Urgrund alles Bestehenden, und man sieht, daß beide gleichwerthig sein sollen: aber kein Versuch einer kräftigen Zusammenfassung und organischen Ausgestaltung der allgemeinen Ideen; es ist ein Nebeneinander, manchmal fast ein Durcheinander von Sätzen, die als identisch zu begreifen einfach gefordert wird, und schon die Entartung der Gegensätze des Einen und der Vielheit in die leerste Zahlenspielerei, der sie sich mit Vorliebe hingeben, zeigt, wie äußerlich sie alles gefaßt haben. Und daß unter den verschiedenen Bestandtheilen des neuplatonisch-peripatetischen Systems die Emanationslehre so unverhältnißmäßig betont wird, geschieht aus keinem philosophischen Interesse, sondern eben des verfolgten praktischen Zweckes wegen, der Ausgleichung zwischen dem, was Hegel die gebildete Vorstellung nennt, und dem religiösen Dogma. Eben in diesem praktischen Zwecke besteht die immer doch erhebliche culturhistorische Bedeutung der Thätigkeit der Lauteren Brüder. Natürlich mußte der Versuch scheitern.

5) S. das Nähere bei Renan a. a. O., S. 88 fg. 6) S. z. B. Erdmann, «Grundriß der Geschichte der Philosophie» (Berlin 1878), I, 200.

Einmal an der Unvollkommenheit der Ausführung. Wenngleich eine erhaltene Notiz besagt, daß die eigentliche Abfassung der 50 oder 51 Abhandlungen dem Mokaddasi zugefallen sei, so kann diese schließlich doch nur in einer Art Redaction bestanden haben; wenigstens erklärt sich die Menge unerträglicher Wiederholungen in den verschiedenen Theilen, will man nicht ein beinahe unerklärliches Maß von Ungeschick bei dem Verfasser voraussetzen, einigermaßen nur daraus, daß der Stoff unter mehrere Bearbeiter vertheilt war, die nicht immer in directem Austausch miteinander schrieben. Zu diesen Wiederholungen kommen die entsetzlich breiten Ermahnungen — Predigten, muß man schon sagen —, welche einen unverhältnißmäßigen Raum zwischen den wissenschaftlichen Erörterungen einnehmen; aus dem Streben hervorgegangen, unter fleißigem Citiren von Koranversen in dem Leser den Eindruck der Uebereinstimmung der philosophischen und religiösen Bestrebungen lebendig zu erhalten, ermüden sie durch ihre Breite und helfen das Ganze zu einem Umfange anschwellen, der jedermann abschrecken muß. Zweitens aber an der inneren Unmöglichkeit: der Ausgleich ist nur herbeizuführen durch Herabdrücken des wissenschaftlichen Elementes auf das Niveau der Oberflächlichkeit und durch Fälschung des klaren Sinnes der Koranworte vermittels einer allegorischen und zwar höchst gesuchten Interpretation, die außer den engsten Kreisen der Verfasser nirgends Beifall finden konnte. So sprechen die Theologen, wenn überhaupt, nicht mit Ingrimm, sondern mit Verachtung von den Lauteren Brüdern, und eine Wirkung in dem Sinne, welcher den Verfassern am Herzen lag, hat ihr Werk nirgends erzielt.

Ohne jede Wirkung ist es trotzdem nicht geblieben. Neben seinen Schattenseiten treten doch auch ernstliche Vorzüge ans Licht. Die Disposition des Ganzen, der Gedankengang, welcher sich in derselben verkörpert, ist klar und verständig; in den Parteien, wo es sich mehr um concrete Dinge als um eigentliche Philosopheme handelt, ist manche gesunde Einsicht verborgen; so z. B. in den Abhandlungen über das Thier- und Pflanzenreich, in welchen man nicht allein eine der modernen Entwickelungslehre verwandte Anschauung, sondern auch im einzelnen sinnreiche und richtige Beobachtungen und Gedanken findet. Dann aber ist der Fleiß und die Energie zu bewundern, mit welcher hier ein nicht sehr tiefes, aber äußerst umfangreiches Wissen übersichtlich zusammengestellt erscheint; es ist eine Encyklopädie der gesammten Philosophie und Naturwissenschaft, welche die Lauteren Brüder darbieten, und als solche hat sie, während sie in Bezug auf geistige Regsamkeit und Fülle der Kenntnisse den Muslimen des 4. (10.) Jahrh. ein ehrenvolles Zeugniß ausstellt, längere Zeit mit Recht in Ansehen gestanden und in Gelehrtenkreisen ziemliche Verbreitung gefunden. In der Kosmographie des Kazwini (gest. 682 H. = 1283 n. Chr.) hat Landauer[7]) ganze Stücke aus dem Texte der Lauteren Brüder nachgewiesen, und die große Zahl der meist jungen Handschriften, welche noch heute die Bibliotheken bergen, zeugt für den Beifall, welcher den Abhandlungen als Nachschlagewerk durch Jahrhunderte gezollt worden ist. Schon bald nach ihrem Erscheinen sind dieselben bis nach Spanien vorgedrungen, nach einem ausdrücklichen Zeugniß durch den ansehnlichen spanischen Mathematiker el-Kirmani (gest. 458 = 1066) von seinen Reisen im Osten mitgebracht; doch trägt eine Umarbeitung des Originals, die ebenfalls erhalten ist, in den Handschriften den Namen von Kirmani's berühmterem Lehrer Maslama el-Medschriti (gest. 398 = 1007 8); wie dieser Widerspruch aufzuklären, ist trotz mancher geäußerten Vermuthungen noch ungewiß. In Spanien sollen, wie Haneberg für möglich hält, auch die philosophischen Partien des Werkes auf den berühmten jüdischen Philosophen Ibn Gabirol (Avicebron) anregend gewirkt haben; doch sind die Berührungen, die er nachgewiesen hat, derart, daß Ibn Gabirol die betreffenden Sätze sehr wohl auch einer andern Quelle verdankt haben kann.

In neuerer Zeit wiesen zuerst Pocock und d'Herbelot auf die Lauteren Brüder hin; von dem Texte der Abhandlungen erschien die erste gedruckte Probe unter dem Titel «Ikhwan-Oos-Sufka, ed. by Shuekh Uhmud-bin-Moohummud Shurwanee-ool-Yumunee» (Kalkutta 1812). Dann wurde einiges von K. Nauwerck («Notiz über das arabische Buch „Gabe der aufrichtigen Freunde“» u. s. w., Berlin 1837) veröffentlicht; anderes findet man nachgewiesen in der vortrefflichen Abhandlung G. Flügel's «Ueber Inhalt und Verfasser der arabischen Encyklopädie» u. s. w. («Zeitschr. der Deutsch. Morgenl. Gesellsch.», XIII, 1—43). Bald darauf begann Fr. Dieterici den Lauteren Brüdern verdienstvolle und langjährige Studien zu widmen: theils in mehreren Abhandlungen und Vorträgen («Zeitschr. der Deutsch. Morgenl. Gesellsch.», XV, 577; XVIII, 691; «Verhandlungen der Philologenversammlung zu Innsbruck 1874»; «Actes du IV Congrès International des Orientalistes», Florenz 1880), dann in einer Reihe von Uebersetzungen, einer systematischen Reproduction und schließlich in zwei die wichtigsten Stücke umfassenden Textpublicationen hat er das umfangreiche Material verarbeitet. Die Titel dieser Schriften sind: «Der Streit zwischen Mensch und Thier» (Berlin 1858); «Die Naturanschauung und Naturphilosophie der Araber im 10. Jahrh.» (Berlin 1861; 2. Ausg. 1875); «Die Propädeutik der Araber im 10. Jahrh.» (Berlin 1865); «Die Logik und Psychologie der Araber im 10. Jahrh.» (Leipzig 1868); «Die Anthropologie der Araber im 10. Jahrh.» (Leipzig 1871); «Die Lehre von der Weltseele bei den Arabern im 10. Jahrh.» (Leipzig 1872); «Die Philosophie der Araber im 10. Jahrh.», I. Theil: «Einleitung und Makrokosmos» (Leipzig 1876); «Der Darwinismus im 10. und 19. Jahrh.» (Leipzig 1878); «Die Philosophie der Araber im 10. Jahrh.», II. Theil: «Mikrokosmos» (Leipzig 1879); «Thier und Mensch vor dem König der Genien», im Urtext herausg. und mit einem Glossar versehen (Leipzig 1879); «Die Ab-

7) S. «Deutsche Literaturzeitung» (Berlin), 1884, Sp. 868; 1885, Sp. 1060.

handlungen der Ichwân es-safâ in Auswahl aus arabischen Handschriften herausg.» (Leipzig 1883—86). — Zu der älteren, von Flügel a. a. O. verzeichneten Literatur kann man jetzt noch nehmen Haneberg, «Ueber das Verhältniß von Ibn Gabirol zu der Encyklopädie der Ichwân uç çafâ» («Sitzungsber. der königl. baier. Akad. der Wiss.», 1866, II, 73) und die Recensionen von Landauer und A. Müller in den «Gött. Gel. Anz.» (1878, I, 18; 1884, 953; 1887, 897).

(A. Müller.)

LAUTERECKEN, Stadt im bairischen Regierungsbezirk Pfalz, Bezirksamt Cusel, am Einflusse der Lauter in den Glan, mit 1470 Einwohnern, 2 Kirchen, Amtsgericht, Rentamt und Forstamt, gehörte in frühern Zeiten zu den Besitzungen der mächtigen Grafen von Veldenz, welche 1260 mit Gerlach V. im Mannsstamme erloschen. Dessen einzige Tochter, Agnes, brachte die väterlichen Besitzungen ihrem Gemahl, Heinrich von Hohengeroldseck jenseit des Rheins, als Erbe zu, der das zweite Veldenzer Geschlecht gründete. Als auch dieses 1444 mit Graf Friedrich III. erlosch, brachte dessen Tochter und Erbin, Anna, die Gattin des ersten Pfalzgrafen Stephan von Zweibrücken, die Grafschaft Veldenz an die pfalz-zweibrücker Familie. Kurz vor seinem Lebensende hatte Friedrich III. mit Stephan eine Theilung ihrer beiderseitigen Besitzungen unter ihre Enkel und Söhne, Friedrich und Ludwig, vorgenommen, wobei ersterer unter anderem das große Simmer'sche Gebiet auf dem Hunsrücken erhielt, während dem Jüngeren, Herzog Ludwig, seines Großvaters Güter mit der Grafschaft Veldenz und der Stadt Lauterecken zufielen. Dadurch entstanden die zwei pfälzischen Linien der Simmerer und der Veldenzer. Im J. 1543 räumte Herzog Wolfgang von Veldenz, aus Dankbarkeit für seinen Onkel und gewesenen Vormund, Pfalzgrafen Ruprecht, demselben die Aemter Veldenz und Lauterecken ein, wodurch dieser der Gründer der sogenannten Veldenzer Seitenlinie wurde, die bis zu ihrem Erlöschen 1694 mit Leopold Ludwig ihre Residenz zu Lauterecken hatte. Im J. 1733 kam dann das Amt Lauterecken an den Kurstaat und mit diesem 1814 an die Krone Baiern.

(F. Moesch.)

LAUTGESETZ. Es ist eine Beobachtung, die schon von den Grammatikern des Alterthums gemacht wurde, daß gewisse Lautübergänge in einer Sprache oder in einer Mundart durch eine größere Reihe von Wörtern hindurch in derselben Weise erfolgen, z. B. im böotischen Dialekt des Griechischen *ι* für das *η* der andern Dialekte, *θῆο* für *θῆρ*, *εὐγενείς* für *εὐγενῆς* u. s. w. Solche Gleichmäßigkeiten in der Behandlung der Laute nennt man Lautgesetze. Oft sah man sich in der Lage, Ausnahmen von Lautgesetzen anerkennen zu müssen, indem in gewissen Wortformen nicht der Lautwandel eingetreten zu sein schien, den man in der Mehrzahl der gleichartigen Wortformen beobachten und demnach auch dort erwarten konnte, oder indem es schien, als wenn ein Lautwandel nur einige wenige Wörter ergriffen und die große Mehrzahl verschont habe. In jenem Fall sprach man von «Ausnahmen», in diesem von «sporadischem Lautwandel». Einer der wichtigsten, vielleicht der wichtigste Fortschritt, den die Sprachwissenschaft in der neuesten Zeit gemacht hat, besteht nun darin, das gegenseitige Verhältniß der Begriffe Regel und Ausnahme im Lautwandel schärfer ins Auge gefaßt zu haben und dabei zu der Erkenntniß gelangt zu sein, die man gewöhnlich kurz so formulirt: Lautgesetze sind an sich immer ausnahmslos. Diesen Satz mit klarer Einsicht darein, wie die Ausnahmen zum Gesetz sich verhalten, zuerst ausgesprochen zu haben, ist das Verdienst von A. Leskien («Die Declination im Slavisch-Litauischen und Germanischen», S. XXVIII). Er und die sich ihm anschließenden Sprachforscher wollen mit dieser Lehrmeinung nichts anderes sagen als dieses: Wenn innerhalb eines einheitlichen Dialektes in einem gewissen Zeitpunkt eine Lautbewegung aufkommt, so werden alle einzelnen Fälle, in denen die gleichen lautlichen Bedingungen vorliegen, gleichmäßig von der Lautbewegung ergriffen. Ausnahmen sind immer nur scheinbare Ausnahmen. Der Schein der Inconsequenz entsteht gewöhnlich aus folgenden Gründen. 1) Die schriftliche Darstellung der Laute ist eine inconsequente, vgl. z. B. glaubte statt glaupte neben haupt. 2) Man hat eine falsche Ansicht von dem Ursprung einer Form. So glaubte man, *θεός* sei identisch mit lat. deus und altind. devá-, es sei also hier ursprüngliches d ausnahmsweise zu *θ* geworden; aber *θεός* hat etymologisch mit deus und devá- nichts zu schaffen. 3) Ein Dialekt entlehnt von andern Dialekten. So bildet z. B. schnüte (os, rostrum), das in mehreren mittel- und oberdeutschen Dialekten vorkommt, keine wirkliche Ausnahme von dem Gesetz, demzufolge ü zu au, und von dem, demzufolge t zu z wird (vgl. weizen), weil das Wort in dieser Form gar nicht in diesen Dialekten entstanden, sondern aus dem Niederdeutschen entlehnt ist. 4) Nachdem durch die Wirksamkeit eines Lautgesetzes ein Laut beseitigt ist, entsteht jener durch ein anderes späteres Lautgesetz von neuem und bleibt nun unangetastet. So sind *δίδωσι* und *πόσις* keine Ausnahmen von dem Gesetz, nach dem *σ* im Griechischen zwischen Vocalen schwindet (wie in *γένεος* für **γενεσος*, *φάτνεσα* für **φατνεσα*). Denn letzteres Gesetz wirkte schon im Urgriechischen und war, als im Jonisch-Attischen *πότις* in *πόσις*, *δίδωτι* in *δίδωσι* überging, bereits erloschen. 5) Eine Spaltung in zwei oder mehrere verschiedene Laute tritt ein, indem verschiedene Lautgesetze nebeneinander wirken. Urindogerm. t erscheint im Gothischen als t in stafno Stern, als þ in broþar Bruder, als d in bairandei = altind. bháranti, als ð (interdentale tönende Spirans) in faðar (geschrieben fadar); alle vier Gestaltungen beruhen auf besonderen, sicher zu umgrenzenden Lautgesetzen, von denen jedes in sich als ausnahmslos gelten darf. 6) Man nahm früher öfters für zwei verschiedene Laute eines Dialektes denselben einheitlichen Urlaut an, wo die Verschiedenheit vielmehr eine uranfängliche (urindogermanische) ist. So gehen europäische e und o (*φέρω φόρος*) nicht auf einheitliches indogerm. a, sondern auf indogerm. e und o zurück; der anlautende Consonant von altind.

çatám (hundert) war schon in der indogerm. Grundsprache ein anderer Consonant als der von kā- (wer?). 7) Neubildung durch Analogie schafft «Ausnahmen». Namentlich sind viele von den Fällen, für die man den Namen sporadischer Lautwandel» aufgebracht hat, vielmehr Analogiebildungen. In gr. *χών-ος χόν-ι* (vgl. lat. hiem-is) scheint *μ* zwischen Vocalen ausnahmsweise in *ν* übergegangen zu sein, aber die Formen sind Analogiebildungen: der Nomin. **χιών* wurde lautgesetzlich zu *χιών* (vgl. *ἵππον* = lat. equum, altind. açvam) und nach der Analogie dieser Form wurde **χιόνος* zu *χιόνος* umgestaltet. — Indem man in neuerer Zeit sich die strengste Beobachtung der Lautgesetze angelegen sein läßt, mindert sich die Zahl der unerklärten Ausnahmen von den Lautgesetzen von Jahr zu Jahr. Ein Rest aber wird, wie es in der Natur der Sache liegt, immer übrig bleiben. Für das Axiom der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze ist ein vollständiger Inductionsbeweis nicht möglich; er wird nur von solchen Forschern verlangt, die nicht bedenken, wie lückenhaft und unzuverlässig nach verschiedenen Richtungen hin das Untersuchungsmaterial ist, das dem Sprachforscher auch im günstigsten Fall zu Gebote steht. — Vgl. u. a. H. Schuchardt, «Ueber die Lautgesetze» (Berlin 1885); W. Wundt, «Ueber den Begriff des Gesetzes, mit Rücksicht auf die Frage der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze» («Philos. Stud.», III. 195); H. Paul, «Principien der Sprachgeschichte» (2. Aufl., Halle 1886), S. 46. *(Karl Brugmann.)*

LAUTH (Thomas), geboren am 29. Aug. 1758 zu Straßburg im Elsaß, promovirte daselbst 1781, besuchte zu weiterer Ausbildung London, Paris, sowie die größern Universitäten Deutschlands, und wurde, 1782 nach Straßburg zurückgekehrt, 1784 zum Demonstrator der Anatomie, 1785 aber zum Professor der Anatomie und Chirurgie, späterhin auch zum dirigirenden Arzt am Großen Hospital zu Straßburg ernannt. Er starb am 19. Sept. 1826. Unter seinen Schriften verdienen hervorgehoben zu werden: «Collectio scriptorum latinorum de aneurysmatibus» (Straßburg 1785); «Nosologia chirurgica; accedit notitia scriptorum Platnero recentiorum» (daselbst 1788); «Traité de myologie et de syndesmologie» (Straßburg 1800; deutsch von Klupsch, Halle 1805); «L'histoire de l'Anatomie» (Straßburg 1815, bis zu William Harvey reichend).

Sein älterer Sohn Gustav Lauth, geboren am 9. Mai 1793 zu Straßburg, promovirte 1815, war dann Prosector an der medicinischen Facultät zu Straßburg, starb aber schon 1817 an der Lungenschwindsucht. Von seinen literarischen Arbeiten verdient Erwähnung seine Inaugural-Dissertation «Spicilegium de vena cava superiore».

Ernst Alexander Lauth, zweiter Sohn des Thomas Lauth, geboren am 14. März 1803 zu Straßburg, widmete sich daselbst vorzüglich dem Studium der Anatomie und Physiologie, schrieb 1824 behufs Erlangung der Doctorwürde einen «Essai sur les vaisseaux lymphatiques» und lebte, nach einer größern wissenschaftlichen Reise nur mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt, bis zu seinem im März 1837 erfolgten Tode in Straßburg. Unter seinen mehrfachen literarischen Arbeiten sind hervorzuheben: «Manuel de l'Anatomie» (Straßburg 1829; deutsche von Lauth selbst besorgte Ausgabe, Stuttgart 1835), sowie die Concursschriften «Du mécanisme par lequel les matières alimentaires parcourent leur trajet de la bouche à l'anus» (1835) und «Exposition et appréciation des sources des connaissances physiologiques» (1836). Vgl. «Biographisches Lexikon der hervorragenden Aerzte», III, 627 und 628. *(A. Winter.)*

LAUTPHYSIOLOGIE. Die Lautphysiologie, auch Sprachphysiologie und Phonetik genannt, ist die Lehre von der Hervorbringung und dem Wesen der Sprachelemente (Sprachlaute), von ihrer Verwendung zur Bildung von Silben, Wörtern und Sätzen und von ihren Verschiebungen und Umwandlungen. Sie ist eine naturwissenschaftliche Disciplin und steht einerseits zur Physiologie in engster Beziehung, insofern sie die Functionen der bei der Erzeugung und Wahrnehmung der Sprache thätigen Organe erforscht, andererseits zur Physik, insofern sie sich mit der akustischen Analyse der Laute beschäftigt. Zur Sprachwissenschaft steht sie nur im Verhältniß einer Hülfswissenschaft, ist aber für dieselbe nach zwei Richtungen hin von allergrößter Bedeutung. Einmal ist es nur auf Grund phonetischer Kenntnisse möglich, über das Thatsächliche in der Aussprache eines Idioms ins Klare zu kommen, die gehörten Laute einer Sprache richtig aufzufassen, sie mit den Sprachwerkzeugen genau wiederzugeben und sie exact zu beschreiben, oder, wenn es sich um eine todte Sprache handelt, an der Hand der schriftlichen Ueberlieferung das Lautsystem der Sprache für irgendeinen Zeitpunkt genauer festzustellen. Sodann ist die Lautphysiologie bei jeder lautgeschichtlichen Forschung unentbehrlich, insofern nur sie den Verlauf eines lautlichen Processes, den der Sprachforscher in irgendeinem Entwickelungsstadium einer Sprache wahrnimmt, wirklich verstehen lehren kann.

Schätzenswerthe Anfänge lautphysiologischer Forschung finden sich bei den alten Indern, den alten Griechen (z. B. Aristoteles) und den Arabern. Namentlich waren die Inder gute Beobachter und leisteten Vorzügliches in der Beschreibung und Anordnung der Sprachlaute. Im Occident sind nennenswerthe Beiträge zur lautphysiologischen Wissenschaft von der Mitte des 17. Jahrh. an zu verzeichnen. Im J. 1653 erschien Wallis' «Tractatus grammatico-physicus de loquela» in seiner «Grammatica Linguae Anglicanae», in 6. Aufl. unter dem Titel «De loquela sive sonorum formatione» (1727). Auf die Arbeiten der französischen Gelehrten Dodart und Ferrein über die menschlichen Stimmorgane (1700 und 1741) folgte dann im J. 1791 das erste wahrhaft grundlegende Werk W. von Kempelen's: «Mechanismus der menschlichen Sprache und Beschreibung seiner sprechenden Maschine», eine aus vieljährigen mühevollen Studien und Versuchen erwachsene Arbeit, die ebensowol der Theorie als der Praxis zu

Gute kam und auch heute noch brauchbar ist. In unserem Jahrhundert wurde die Lautphysiologie zunächst noch von den Naturforschern und Medicinern allein, von der Mitte des Jahrhunderts an aber, als ihr hoher Werth für sprachgeschichtliche Forschungen klarer erkannt worden war, zugleich von den sprachforschenden Philologen emsig bearbeitet und ausgebaut. Heute sind die letzteren auf diesem Wissensgebiete weit thätiger als jene ersteren. Von den Naturforschern machten sich in den letzten Jahrzehnten um die Lautphysiologie vorzugsweise verdient Brücke, der im J. 1856 «Grundzüge der Physiologie und Systematik der Sprachlaute» herausgab (2. Aufl. 1876) und mit dieser Schrift die vergleichenden Sprachforscher für das Studium der Lautphysiologie dauernd zu gewinnen verstand, Merkel («Anatomie und Physiologie des menschlichen Stimm- und Sprachorgans [Anthropophonik]», 1856) und Helmholtz («Lehre von den Tonempfindungen», 1862, 4. Aufl. 1878), neben denen noch Donders, Czermak, von Luschka und G. H. von Meyer («Unsere Sprachwerkzeuge und ihre Verwendung zur Bildung der Sprachlaute», 1880) genannt sein mögen. Unter den Sprachforschern waren es besonders R. von Raumer, Heyse, Arendt, Schleicher, G. Curtius, Lepsius, Max Müller, Ascoli, welche die Wichtigkeit der lautphysiologischen Forschung für die Sprachwissenschaft erkannten und den Sätzen der Lautphysiologie für immer Eingang in die wissenschaftliche Lautlehre verschafften. Viele Sprachforscher, meist jüngere Gelehrte, betheiligten sich dann auch, wie gesagt, unmittelbar an der Fortentwickelung der Lautphysiologie, und es gingen aus diesem Kreise die phonetischen Handbücher hervor, welche jetzt die weiteste Verbreitung haben. Wir nennen von diesen Gelehrten die Deutschen Thausing, Rumpelt, Michaelis, Scherer, Sievers («Grundzüge der Lautphysiologie», 1876; 3. Aufl. unter dem Titel «Grundzüge der Phonetik zur Einführung in das Studium der Lautlehre der indogermanischen Sprachen», 1885), Kräuter, Winteler und Techmer («Phonetik», 2 Bde., 1880), die Engländer Ellis, Bell und Sweet («A Handbook of Phonetics», 1877), den Amerikaner Whitney, die Skandinavier Leffler, Storm, Noreen und Flodström und die Dänen Thomsen, Verner und Hoffory. In allerneuester Zeit haben die lautphysiologischen Studien auf die Aussprachelehre im neusprachlichen Unterricht einen bedeutenden Einfluß gewonnen und scheinen eine Umgestaltung derselben zu bewirken. Nach dieser Richtung hin sind in Deutschland besonders Vietor («Elemente der Phonetik und Orthoepie des Deutschen, Englischen und Französischen», 1884) und Trautmann («Die Sprachlaute im allgemeinen und die Laute des Englischen, Französischen und Deutschen im besondern», 1884) thätig. Ueber das Verhältniß der Lautphysiologie zur Verskunst haben Brücke und Kräuter, über das zur Musik Merkel, Engel und Ellis, über ihre Verwendung im Taubstummenunterricht Gude u. a. gehandelt. Die vollständigste Bibliographie der Lautphysiologie gewähren die genannten Schriften von Techmer und Sievers. *(Karl Brugmann.)*

LAUTVERSCHIEBUNG. Das Wort Lautverschiebung bezeichnet zunächst dasselbe, was man auch Lautwandel, Lautübergang nennt. Im Besonderen aber versteht man seit Jakob Grimm darunter die nach festen Regeln erfolgten Veränderungen, die die urindogermanischen Explosivlaute in den germanischen Sprachen erlitten haben. Seit Rask und Grimm ist an der Erforschung und Feststellung dieser Lautverschiebungsgesetze fast ununterbrochen gearbeitet worden, und heute dürfen, namentlich nach der glänzenden Entdeckung des dänischen Gelehrten Karl Verner (Kuhn's «Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung», XXIII, 97 fg.), alle wesentlichen Punkte als erledigt gelten. Man pflegt zwischen einer ersten und einer zweiten Lautverschiebung zu unterscheiden, und benennt mit jenem Namen die Veränderungen, welche die urindogermanischen Explosivlaute in der Zeit der germanischen Urgemeinschaft erfuhren, an denen also alle germanischen Dialekte theilhaben, mit diesem die spätere, speciell hochdeutsche Weiterverschiebung. Durch die erste Lautverschiebung wurden die vorgermanischen mediae tenues, g d b, zu k t p, z. B. goth. kiusa (prüfe, wähle) = griech. γεύω, uridg. g^{1}eusō; akrs (Acker) = ἀγρός, ager, uridg. ag^{1}ros; qima (komme) = altind. gámāmi, uridg. g^{2}emō; taihun (zehn) = δέκα, uridg. dek^{1}n; vait (er weiß) = οἶδε, uridg. voide; anord. epli, agś. æpl (Apfel) = lit. obůlys, abulg. jablüko (hier und in einigen andern Fällen kann zwar vorgermanisches b erschlossen werden, aber es ist zweifelhaft, ob dieses nicht aus noch älterem, uridg. bh hervorgegangen ist). Weiter die vorgermanischen mediae aspiratae gh dh bh wurden zunächst zu tönenden Affricaten g_{2} dȥ bh oder zu tönenden Spiranten ȝ ð b, und diese wurden dann im Anlaut und in Verbindung mit vorausgehenden Nasalen und l zu tönenden mediae, während sie sonst Spiranten blieben. Z. B. goth. gasts (Gast) = abulg. gosti, lat. hostis, uridg. gh^{s}ostis; ga-dars (wage) = gr. θάρσος, aind. dhárshati von Wurzel dhers-; baíra (trage) = gr. φέρω, aind. bhárāmi, uridg. bherō; aggvus (enge) = aind. amhú-, uridg. angh^{1}ú-s; binda (binde), vgl. aind. Fut. bandhishyâmi, gr. πενθερός von Wurzel bhendh-; valda (walte) = abulg. vladą von Wurzel valdh-. Dagegen wurden g d b als tönende Spiranten gesprochen, z. B. in goth. steiga (steige) = gr. στείχω, uridg. steigh^{2}ô; ga-viga (bewege) = lat. veho, aind. váhāmi, uridg. vegh^{1}ô; biuda (biete) = gr. πεύθομαι, uridg. bheudhō; Stamm liuba- (lieb) = aind. lúbhyami von Wurzel leubh-; launa-varga- (undankbar; zu mhd. wergen, würgen) = abulg. vrizą von Wurzel vergh^{1}-; þaúrban (bedürfen) = abulg. trĕbŭ von Wurzel terbh-. Die vorgermanischen tenues k t p wurden zunächst zu tonlosen Spiranten χ þ f und sie blieben solche (goth. h þ f) im Anlaut sowie im Inlaut dann, wenn der nächstvorhergehende Sonant nach der uridg. Betonung den Hauptaccent des Wortes trug, sonst wurden sie tönend (wobei von den Lautverbindungen χt, χs, ft abzusehen ist) und fielen mit den uridg. gh dh bh unterschiedlos zusammen. Im Anlaut: z. B. goth. hund

(hundert) = gr. *ἑ-κατόν*, uridg. k^{l}nto-m: þai (die) = gr. *τοί*, uridg. to-i; fadar (Vater) = gr. *πατήρ*, uridg. pater-. Im Inlaut z. B. faihu (Vieh) mit h, weil uridg. pék^{u}u, aind. páçu, dagegen juggs (jung) für urgerm. juvungas mit g, weil uridg. juvng^{u}o-s, aind. yuvaçá-; broþar (Bruder) mit þ, weil uridg. bhráter-, aind. bhrátar-, dagegen fadar mit d (d. i. f), weil uridg. patér-, aind. pitár-; vgl. noch vairþa = aind. vártāmi, aber fra-vardja (d aus f) = aind. vartáyāmi. Man nennt dieſes nach der uridg. Betonung ſich regelnde Lautgeſetz nach ſeinem Entdecker das Verner'ſche Geſetz. Es iſt noch heute bei uns nachwirkend in dem Wechſel von ziehe: zogen, ſchneide: ſchnitten, ſchwäher: ſchwieger u. a. Endlich die vorgermaniſchen tenues aspiratae kh th ph, die nur in wenigen Beiſpielen ſicher nachweisbar ſind, wurden urgermaniſch zu χ þ f und dieſe Spiranten unterſtanden dann ebenſo wie die aus uridg. k t p hervorgegangenen dem Verner'ſchen Geſetz, z. B. ahd. nagal (Nagel) für urgerm. nazla- aus nazlá- = aind. nakha- (vgl. Kluge in Kuhn's «Zeitſchr.», XXVI, 88 fg.). — Der durch die erſte Lautverſchiebung geſchaffene Zuſtand erfuhr in der Zeit des Einzellebens der germaniſchen Dialekte die durchgreifendſte Alteration im Hochdeutſchen, wo z. B. t weiter zu z (ahd. zehan = goth. taihun), d weiter zu t (ahd. tohtar = goth. daúhtar) wurde (ſog. zweite Lautverſchiebung). — Die Auffindung der Geſetze der erſten Lautverſchiebung war für die geſammte Sprachwiſſenſchaft inſofern epochemachend, als ſie klar ſtellte, daß jede beſonnene hiſtoriſche Erforſchung einer einzelnen Sprache mit der Frage beginnen müſſe, wie die einzelnen Laute dieſer Sprache ſich zu denen der verwandten Sprachen verhalte. Sie war der Haupthebel für das im Lauf der Zeit immer bewußter hervortretende Beſtreben, das Lautſyſtem der idg. Urſprache zu ermitteln und das Verhältnis des Lautbeſtandes jeder Einzelſprache zu dieſem feſtzuſtellen. — Hauptſächlichſte Literatur aus älterer Zeit: Jakob Grimm, «Deutſche Grammatik», I^{2} (1822), 583 fg., «Geſch. der deutſchen Sprache», S. 392 fg.; R. von Raumer, «Ueber die Aſpiration und die Lautverſchiebung» (1837, «Geſ. ſprachwiſſ. Schriften», S. 1 fg.); G. Curtius, «Die Aſpiraten der indogerm. Sprachen» (Kuhn's «Zeitſchr.», II, 323 fg.; vgl. deſſelben «Grundzüge», 5. Aufl., 425); Lottner, «Ausnahmen der erſten Lautverſchiebung» (ebend., XI, 161 fg.); Graßmann, «Ueber die Aſpiraten und ihr gleichzeitiges Vorhandenſein im An- und Auslaut der Wurzeln» (ebend., XII, 81 fg.) und «Ueber das urſprüngliche Vorhandenſein von Wurzeln, deren An- und Auslaut Aſpirata enthält» (ebend. 110 fg.). — Neuere Literatur: Abel Hovelacque, «La théorie spécieuse de Lautverschiebung» (Paris 1868); Scherer, «Zur Geſch. d. deutſch. Spr.» (1. Aufl., 63 fg.; 2. Aufl., 90 fg.); «Zeitſchr. f. deutſches Alterth.» (XX, 205 fg.) und «Anzeiger f. d. Alterth.» (III, 57 fg.); Delbrück in «Zeitſchr. f. deutſche Philol.» (I, 1 fg., 133 fg.); Braune, in Paul und Braune, «Beitr. zur Geſch. d. deutſch. Spr. und Lit.» (I, 1 fg.); Paul, ebend. (I, 147 fg., VI, 538 fg., 554 fg., 556 fg.); Sievers, ebend. (V, 149); Noreen (ebend. VII, 431 fg.); Heinzel, «Geſch. der niederfränk. Geſchäftsſpr.» (1874), 115 fg.; Arnold, «Anſiedelungen und Wanderungen deutſcher Stämme» (1875), 228 fg.; T. Le Marchand Douie, «Grimm's Law» (London 1876); Kräuter, «Zur Lautverſchiebung» (1877); Berner, «Eine Ausnahme der erſten Lautverſchiebung» (Kuhn's «Zeitſchrift», XXIII, 97 fg. und «Anz. f. deutſch. Alterth.», IV, 333 fg.; Kluge in Kuhn's «Zeitſchr.», (XXVI, 88 fg.); Weinhold, «Mhd. Gramm.» (1877), 113 fg.; Piper, «Literaturgeſch. u. Gramm. d. Ahd. u. Altſächſ.» (1880), 218 fg. *(Karl Brugmann.)*

LAVA nennt man die bei vulkaniſchen Eruptionen aus dem Vulkankrater ſich ergießende glutflüſſige Maſſe; unter Lavaſchutt, Lava im weiteren Sinne, verſteht man auch die Trümmer, welche unter der Einwirkung der Dämpfe und Gaſe aus der flüſſigen oder ſchon feſten erſtarrten Lavamaſſe entſtanden ſind und zu denen man die vulkaniſchen Schlacken, Bomben, Lapilli, Sande und Aſchen rechnet. Die Lava ſtellt das aus dem glühenden Erdinnern oder wenigſtens aus beträchtlichen Tiefen ſtammende, geſchmolzene Material des Erdinnern dar; ſie beſitzt im Zuſtande der Schmelzung bei der Eruption etwa eine Temperatur von 2000° Celsius. Doch entſpricht ſie in ihrem phyſikaliſchen Zuſtande nicht einem ſogenannten trockenen Schmelzfluß, etwa wie unſere künſtlichen Schlacken und Gläſer (Hochofenſchlacken, Glasſchmelzflüſſe u. dgl.), ſondern ſie befindet ſich in dem wäſſerigen Schmelzfluß. Unter dem hohen Druck, der in den betreffenden Tiefen herrſcht, hat die Lavamaſſe eine große Menge von Gaſen, Dämpfen und Flüſſigkeiten abſorbirt, unter denen beſonders Kohlenſäure und Waſſerdampf vorwiegen. Dies gibt ſich darin zu erkennen, daß die aus der Lava ſich ausſcheidenden Kryſtalle häufig Flüſſigkeit (Waſſer, flüſſige Kohlenſäure u. ſ. f.) mechaniſch einſchließen, und ferner daraus, daß die Lava beim Aufſteigen an unſere Oberfläche hier, wo der Luftdruck viel geringer iſt als der Druck in der Tiefe, die abſorbirten Gaſe und Dämpfe entweichen läßt. Deshalb fließt die Lava meiſt nicht wie im Glasfluß ruhig aus dem Krater, ſondern es findet durch das Entweichen der Gaſe ein Aufſchäumen, ein Brodeln ſtatt, und die Lava ſelbſt bekommt ein ſchlackiges, poröſes Ausſehen. Ein geſteigertes Entweichen der Dämpfe, zum Theil vermehrt durch zufälliges Hinzutreten von Waſſer, liefert ein ganz ſchauniges Geſtein, den ſogenannten Bimsſtein, der alle möglichen Uebergänge in gewöhnliche Lava und Glas zeigt. Fand das Entweichen der Gaſe ſchon vor dem eigentlichen Ausfließen ſtatt, ſo reſultirt eine compactere Lava, entweder dem reinen Glas (Obſidian) oder dem kryſtalliniſchen «Stein» ſich nähernd. Aus ähnlichen Gründen erklärt ſich auch die äußere Beſchaffenheit eines Lavaſtromes; in dieſem iſt meiſt die Lava nur in den äußeren Partien ſchlackig und ſchaumig, im Innern dagegen ſteinartig, feinkörnig, dicht, glasartig oder porphyriſch, da hier ein raſches Entweichen der Dämpfe und Gaſe durch den Schlackenmantel verhindert wurde. Wegen der ſchlechten Wärmeleitung der Lava iſt häufig das Innere eines Lavaſtroms noch flüſſig, während der

Mantel schon fest ist, und kann dadurch ein Fortbewegen des Stromes innerhalb des «Schlackensackes» noch längere Zeit andauern; erfolgt hierbei kein Nachfließen, so bilden sich in den oberen Partien des Stromes Lavahöhlen. Durch locales Entweichen von Dämpfen aus einem Lavastrom können auf demselben kleine secundäre Krater, Hornitos, gebildet werden, wie es z. B. auf den Lavaströmen des Aetna vielfach der Fall ist. Das Fließen der Lava erfolgt je nach dem Zustande der Dünn- oder Dickflüssigkeit, der Neigung des Bodens, der Zufuhr u. dgl. sehr verschieden rasch und andauernd; so überschritt der Lavastrom des Vesuv im J. 1776 in 14 Minuten eine Strecke von über 2000 Met., hatte also eine mittlere Geschwindigkeit von wenigstens 7 Fuß in der Secunde, dagegen rückte ein Lavastrom des Vesuv im October 1822 in der Nähe von Resina nur 5 bis 6 Fuß weit in der Stunde. — Die Lava bildet entweder Anhäufungen von lockerem Schuttmaterial oder Lavaströme und Lavadecken oder auch die sogenannten homogenen Vulkane (s. Vulkan); endlich tritt die Lava auch als Ausfüllung von Gängen auf. Unter einem Lavasee versteht man die längere Zeit in einem Krater stagnirende, glühendflüssige Lavamasse; ein solcher großer Lavasee findet sich z. B. in dem Krater des Vulkans Kilauea auf den Sandwichinseln. Der Begriff der Lava ist kein eigentlich mineralogischer, sondern ein geologischer, der sehr verschiedene Gesteinsarten umfassen kann. Von fast jedem trachytischen und basaltischen Gestein kann Lava vorkommen, besonders in den tertiären und recenten Vulkanen. An Lava reiche Gegenden sind: Italien, Santorin, die Eifel, Island, die amerikanischen Cordilleren, Java u. s. w. Häufig zeigen räumlich nahe Punkte chemisch-mineralogisch durchaus verschiedene Laven; so sind die Laven des Vesuv basaltisch, die der Liparischen Inseln trachytisch, auf Island finden sich beide zusammen. Durch vulkanische Dampf- und Gasexhalationen wird die Lava häufig stark verändert, sie zerbröckelt oder überzieht sich mit neuen Mineralien, wie Schwefel, Salmiak, Eisenglanz, Augit, Hornblende, Granat u. m. a. — Die Lava wird benutzt als Baumaterial, zu verschiedenen Ornament- und Schmuckgegenständen, wie Tischplatten, Mosaikarbeiten, Broschen, Ringsteinen u. dgl.; die basaltische Lava von Niedermendig am Rhein, die trachytische aus Ungarn u. v. a. werden zu Mühlsteinen verarbeitet, verwitterte Vorkommnisse und Lavatuffe zu Cement benutzt. *(E. Geinitz.)*

LAVAGNA (Luigi Fieschi [Fiesco], Graf von). Schon Ende des 10. Jahrh. finden sich nach longobardischem Rechte lebende Grafen von Lavagna, im 12. erlangten sie das Reichsvikariat im südlichen Ligurien; mit der Republik Genua lagen sie häufig in Zwist. Sie theilten sich in verschiedene Familien, unter denen die Fieschi, im 13. Jahrh. Pfalzgrafen, die angesehensten waren und mit Lavagna den größeren Theil des Besitzes erlangten. Die Grafschaft Lavagna erstreckte sich am felsigsten Theile der Riviera di Levante vom Golfe von Spezia bis nach Chiavari hin. Die Fieschi waren verschwägert mit den Herzögen von Savoyen und von Montferrat, mit den Visconti und Gonzaga, in Genua nahmen sie laut Privileg von 1438 den Ehrenplatz nach den Dogen ein; sie zählten eine lange Reihe Bischöfe und Cardinäle (am 6. Febr. 1858 starb der Cardinalpriester Adriano Fieschi, Großprior des Johanniter-Ordens, als letzter einer gennesischen Linie des Hauses) und zwei Päpste, Innocenz IV. (1243—54) und Hadrian V. (1276). Ihre großen Herrschaften und Reichthümer gaben der Familie weit über Genua hinaus Geltung, während sie mit Ingrimm auf die Suprematie der Doria (seit 1528) daselbst blickten. Im J. 1528 gab Kaiser Karl V. Sinibaldo Fieschi die Grafschaft Pontremoli an der Magra zu Lehen; Fieschi (Fiesco) war mit Maria della Rovere verheirathet, die ihm Gian Luigi, Ottobuono und Girolamo gebar, von denen er Gian Luigi's Geschick geahnt haben soll.

Gian Luigi Fieschi, Graf von Lavagna, wurde 1524 geboren und verlor 1534 den Vater; seine ehrgeizige Mutter zog sich mit dem jungen Erben nach dem Castell Montobbio inmitten der unwirthlichen Berge zurück, um das geschmälerte Hausvermögen herzustellen, und nährte den in ihm schlummernden Ehrgeiz, bis er zu ausgesprochenem Hochmuth reifte. Anscheinend war Fieschi sanft, weich, empfindsam; seine glänzende Schönheit, seine ritterliche Gewandtheit bestachen und schon frühe entfaltete er alle Gaben, um die Menschen zu gewinnen und zu beherrschen. Er wühlte gegen die seinem Hause verhaßten Doria und suchte seinen findigen Verstand zur Erhöhung des eigenen Ansehens in einer ihnen feindlichen Richtung auszubeuten. Schon 1539 heirathete der funfzehnjährige Knabe die am 1. März 1523 in Massa geborene Urenkelin des Papstes Innocenz VIII., Eleonore, eine Tochter Lorenzo Cybo's von der Erbin der Markgrafschaft Massa-Carrara, Ricciarda Malaspina; die Auserkorene war nicht nur von seltenem Geiste, eine ungewöhnliche Frau, sondern brachte Fieschi auch manche wichtige Verbindungen zu, da ihre Familie viel Einfluß besaß. Andrea Doria, eine der Hauptstützen Kaiser Karl's V. in Italien, erwies sich Fieschi von frühen Jahren an gütig und geneigt, sodaß er keine Ursache zum Hasse gegen den großen Mann haben konnte, aber den ehrsüchtigen Jüngling verdroß dessen eminente Machtstellung im gennesischen Freistaate, er dünkte sich an Geschlecht vornehmer als jener und fürchtete, derselbe werde seine Gewalt und sein Ansehen auf seinen ebenso herrschgierigen wie hochfahrenden Neffen Giannettino Doria vererben. Darum entschloß er sich zu einem Schlage gegen das Haus Doria, und die Widersacher der kaiserlichen Partei in Italien munterten ihn kräftig auf, um durch ihn zum Ziele zu gelangen. Seit 1541 bereits stand der noch knabenhafte Verschwörer gegen Doria in Verbindung mit Cesare Fregoso, der, aus Genua verbannt, in Frankreich Dienste genommen hatte und bei Hofe in hohem Ansehen stand; wollte König Franz I., des Kaisers alter Widerpart, anfänglich der Conspiration kein Ohr leihen, so trat er doch schließlich in Beziehungen zu Fieschi und seinen in seine Pläne eingeweihten Brüdern Ottobuono und Girolamo; der französische Gesandte in

Rom, Guillaume du Bellay, vermittelte zwischen den Fieschi und seinem Monarchen. Ein anderer erbitterter Gegner Karl's V., der gewissenlose Herzog Pietro Luigi von Parma und Piacenza, war rasch gewonnen; er war ja stets bemüht, dem Kaiser, wo er nur konnte, Feinde zu erwecken; jetzt verkaufte er Fieschi zu seinem Vorhaben vier Galeeren, von denen dieser, um kein Mißtrauen aufkommen zu lassen, versicherte, sie seien gegen die Seeräuber in den Barbarenstaaten bestimmt. Auch Papst Paul III. war Fieschi gewogen, und der Graf gab als seinen Plan kund, er wolle Genua wieder unter Frankreichs Herrschaft bringen, werde aber auch ohne französische Unterstützung losschlagen. Im J. 1544 nahm der Graf an dem Plane theil, Genua mit französischen Truppen zu überrumpeln, doch scheiterte dieser an der Wachsamkeit der Kaiserlichen. Fieschi gewann viele Anhänger unter dem genuesischen Volke, dem er mit vollendeter Leutseligkeit begegnete; besonders schmeichelte er den herabgekommenen Seidenwebern und stellte ihnen reichen Erwerb und Wohlstand in Aussicht, wenn sie mit ihm gemeine Sache machen würden. 2000 Bogenschützen wurden für die Verschwörung in Parma angeworben, was den Gouverneur von Mailand argwöhnisch machte; er warnte darum den alten Doria vor Umtrieben, die gegen die Ruhe Genuas abzuzielen schienen; Doria aber schlug die Mahnung in den Wind und glaubte eher, das Gerücht sei von Fieschi's Neidern und Feinden ausgesprengt, um dem Grafen zu schaden, als daß er eine Erhebung des von ihm Begünstigten gegen ihn für denkbar ansah. Fieschi verdoppelte treulos seine Freundlichkeit und Ergebenheit gegen die Familie Doria, um sie desto fester einzuschläfern, und auch Giannettino mistraute dem Verschlagenen um so weniger, als seine Schwester Peretta Doria die Gattin des Markgrafen Giulio von Massa-Carrara, des Bruders von Fieschi's Gattin, geworden war, somit die Häuser Doria, Cybo, Fieschi in Verwandtschaft standen. Um die Vermählung zu feiern, lud Fieschi die Doria auf den 4. Jan. 1547 in seinen Palast ein; hier sollten sie den Todesstreich empfangen. Sie aber waren am Erscheinen verhindert, und nun beschloß der Graf von Lavagna, den Streich gegen sie früher zu führen.

Er schmeichelte den Doria nach wie vor, um sie sicher zu machen, und verabredete gleichzeitig mit seinen Genossen, deren vertrautester Giambattista Verrina, ein Kaufmannssohn, war, die Einzelheiten der Erhebung; seinen Brüdern fielen die Hauptrollen bei dem Anfalle auf die Doria zu; er selbst gedachte sich des Kriegshafens zu bemächtigen, in dem Giannettino's unbemannte Galeeren lagen. Verrina rief die Verschworenen in den Palast Fieschi's nahe der Kirche Sta.-Maria di Carignano, hier trafen Leute von Fieschi's Lehen und die Mannschaft seiner Galeeren ein. Am 1. Jan. 1547 war gegen 10 Uhr abends alles bereit. Der Graf nahm ergreifenden Abschied von seiner heißgeliebten Frau, von trüben Ahnungen gepeinigt; er schilderte ihr, wie Giannettino ihm übel gesinnt sei und ihn habe vergiften wollen, wie er sich gegen ihn sichern müsse, und bat sie, sich ruhig in das Los zu fügen, das ihm zufalle. Vergebens weinte Eleonore und beschwor ihn; er bat sie, ihre Thränen ihm nicht zu schlimmer Vorbedeutung werden zu lassen. Ebenso vergeblich waren die Mahnungen seines alten Erziehers Pansa, er möge nicht sich, seine Vaterstadt und das ganze Land ins Verderben stürzen; vergeblich suchte ihm Pansa die Bosheit Giannettino's auszureden; er ließ sich vom Attentate nicht abbringen, zumal die Sache zu weit gediehen sei, als daß er zurücktreten könne. Gegen Mitternacht, als der 2. Jan. anbrach, verließen die Verschworenen den Palast Fieschi's und eilten sofort nach dem Kriegshafen, um Doria's Galeeren wegzunehmen. Fieschi selbst führte einige Scharen gegen die Hafenwächter und stürzte diese in das Wasser, während seine Brüder das Thor San-Tomaso erstürmten. Durch den Lärm aufgescheucht, flog Giannettino nach dem Thore, aber ein Büchsenschuß streckte ihn nieder. Die Sturmglocken läuteten, die Bewohner Genuas fuhren aus dem Schlafe empor und stürzten auf die Straße; überall schallte ihnen von Fieschi's Leuten der Ruf entgegen: »Fieschi! gatto, gatto!« — die Katze war sein Wappenthier. Der greise Andrea Doria, den die Gicht lähmte, wurde durch seine Getreuen zu Roß geflüchtet, zuerst nach Sestri di Ponente, dann nach Masone, einem Castell der Familie Spinola. Fieschi aber war nicht mehr unter den Lebenden; als er die Hauptgaleere besteigen wollte, stürzte er von einer Planke und ertrank elend im Hafen. Hatte das Volk den Verschworenen wenig Beihülfe geleistet, so war es nach Fieschi's Tod völlig für die Doria; der Anhang Fieschi's hingegen zeigte sich völlig entmuthigt. Rasch ermannte sich die Partei der Doria, vom kaiserlichen Gesandten Figueroa kräftig unterstützt, und sehr bald war die ganze Rebellion erloschen. Die Brüder des so frühe gestorbenen Sohns der Ehrsucht verließen, da Genua sich ihnen nicht anschloß, mit ihren Leuten die Stadt, um ihr Castell Montorio zu erreichen; Verrina entkam auf der Galeere Fieschi's nach Marseille, um von hier nach Montorio zu gelangen. Man bot den Brüdern Fieschi annehmbare Bedingungen an; sie jedoch weigerten sich, Montorio zu übergeben, worauf Agostino Spinola die Feste berannte und sie derart zerschoß, daß sie nach drei Monaten ihm übergeben werden mußte. Ottobuono entkam, um später blutig zu enden; Girolamo und andere Verschworene wurden enthauptet; Montorio wurde niedergerissen. Der treulose Herzog von Parma spielte den besorgten Freund Andrea Doria's, erließ an ihn eine Glückwunschadresse und zog die Fieschi'schen Castelle auf seinem Boden ein; im Namen Karl's V. besetzte der auf die Fieschi eifersüchtige mailänder Statthalter Ferrante Gonzaga Pontremoli und andere auf lombardischem Gebiete liegende Castelle. Fieschi's Palast in Genua wurde niedergerissen, die Familienbesitzungen im Genuesischen eingezogen und die Familie bis zur fünften Generation aus der Republik verbannt. Die Witwe Gian Luigi's heirathete, nach seinem Tode nach Massa und dann nach Pisa zu ihrem Vater geflüchtet, gegen den Willen ihrer Familie den toscanischen General Giovan Luigi Vitelli, genannt

Chiappino, der 1576 als spanischer Feldherr vor Zierikzee starb. Abermals Witwe, lebte sie im Benedictinerinnenkloster der Sta.-Annunziata delle Murate in Florenz als vornehme Dame, nicht als Nonne, betheiligte sich selbstthätig am geistigen Leben der Zeit und starb bei den Murate am 17. Febr. 1594. Sie ruht in Florenz. Ihr einziges Kind von Fieschi, Paolo Emilio, blieb in französischen Diensten.

Vgl. Agostino Mascardi, «La Congiura del Conte Gio. Luigi de' Fieschi» (neue Ausgabe, Florenz 1854); A. von Reumont, «Beiträge zur italienischen Geschichte», Bd. IV (Berlin 1855); Brea, «Sulla Congiura del Conte G. L. Fieschi» (Genua 1863); M. Landau, «Fiesco und Doria», in «Allgemeine Zeitung» (München, Februar 1887). *(Arthur Kleinschmidt.)*

LAVAL, Hauptstadt des französischen Departements Mayenne, am Fluß Mayenne und an der Linie Paris-Brest der Französischen Westbahn, mit einem großartigen Viaduct in der Nähe, Sitz eines Bischofs (seit 1855), einer Präfectur, eines Gerichtshofs erster Instanz, eines Assisenhofs, zweier Friedensgerichte, eines Handelsgerichts und einer Handelskammer. Auch hat der Ort ein Lyceum, ein Lehrerseminar, ein Taubstummeninstitut, eine öffentliche Bibliothek, ein naturhistorisches und Antiquitätencabinet. Das alte große düstere Schloß, einst Residenz der Herzöge von Laval, dient jetzt als Gefängniß. Unter mehreren monumentalen Kirchen ist die Dreifaltigkeitskirche (Kathedrale) hervorzuheben, an der Stelle eines früheren Jupitertempels. Die große Leinwandhalle, im 18. Jahrh. von einem Herzog von Trémouille erbaut, ist neuerdings in eine Galerie zu Ausstellungszwecken umgewandelt. Die Stadt, mit (1882) 28,000 Einwohnern, ist in industrieller Beziehung der Mittelpunkt einer sehr bedeutenden Weberei (im 13. Jahrh. von Guy VIII., Herrn von Laval, gegründet, indem er flandrische Weber herbeirief), welche gegenwärtig hauptsächlich Zwillich, Leinwand, Tisch- und Sacktücher liefert. Weiter betreiben die Einwohner Baumwollspinnerei, Färberei, Bleicherei, Messerfabrikation, Gießerei, Gerberei, Fabrikation von Papier und Chocolade, Kalkbrennerei, über 50 Getreide-, Oel- und Lohmühlen. Auch besteht ein lebhafter Handel mit den Erzeugnissen dieser Industrie. Laval ist der Geburtsort des Vaters der französischen Chirurgie, Ambroise Paré, dem hier ein Denkmal errichtet ist. — Laval ist angeblich von Karl dem Kahlen erbaut worden. Die Seigneurs de Laval kommen schon zu Hugo Capet's Zeit vor. Clémence, Erbtochter Guy's VI., des letzten Barons von Laval, heirathete 1271 Matthieu II., Baron von Montmorency; 1429 wurde Laval zur Grafschaft und Pairie erhoben. Im J. 1521 kam es durch Heirath an Franz von Trémouille. Bei Laval siegten am 25. und 27. Oct. 1792 die Bendeer über die Republikaner unter Westermann. Die Stadt hatte überhaupt im Bendeerkrieg viel zu leiden. *(A. Schroot.)*

LAVALETTA, die Hauptstadt der britischen Mittelmeerinsel Malta, 1566 von dem Johanniter-Ordensmeister Jean de Lavalette gegründet, liegt an der Nordostseite der Insel auf einer 3 Kilom. langen und $1\frac{1}{2}$ Kilom. breiten festigen Landzunge, welche die geräumige Bucht in zwei große Häfen theilt, rechts an der Nordostseite den großen Freihafen (Porto Grande) von Fort Ricasoli geschützt, links an der Nordwestseite den Kriegs- und Quarantänehafen (Marsa Muscetto), von dem stärksten Befestigungswerke der Insel, dem mit den schwersten Geschützen armirten Fort San-Elmo, gedeckt (Leuchtthurm 35° 53′ 6″ nördl. Br., 14° 31′ 10″ östl. L. von Greenwich), in welchem eine kleine Insel mit dem Fort Manoel das Lazareth enthält. Die Häfen sind ausgezeichnet durch Tiefe und sichern Ankergrund und können die größten Flotten aufnehmen; der Kriegshafen der britischen Mittelmeerflotte, mit starkem Arsenal und Docks versehen, durch zahlreiche in Felsen gehauene Forts und Bastionen gesichert, gilt gleich Gibraltar für uneinnehmbar; die in mehreren Kasernen untergebrachte Besatzung beträgt 5126 Mann (1886), die Bevölkerung der Stadt einschließlich der Vororte 36,439 Seelen.

Die Stadt zerfällt in die fünf Quartiere: Citta Nuova (das eigentliche Lavaletta), Floriana, Vittoriosa, Sanglea und Barmola, und wird der Länge nach von fünf Hauptstraßen durchschnitten, unter denen die Hauptstraße, Strada reale, mit den bedeutendsten Gebäuden geschmückt ist, von denen besonders hervorragen die 1573—78 erbaute Kathedrale Johannes des Täufers, mit zahlreichen Denkmälern und Kunstschätzen, die Auberge d'Auvergne mit den Localen des Gerichtshofes, die Bibliothek mit dem Museum der Alterthümer von Malta und Gozzo, die ehemalige Residenz des Großmeisters mit Erinnerungen an die Geschichte des Ordens, jetzt als Palast des Gouverneurs dienend, u. s. w. Andere bedeutende Gebäude sind außer den zahlreichen Kirchen, Kasernen und Clubhäusern die Universität (1760 gegründet, 1838 mit neuem Statut versehen) mit dem Lyceum, das Postgebäude und das große Zollhaus; endlich ist noch erwähnenswerth der 1805 angelegte botanische Garten als der südlichste Europas und der 14 Kilom. lange Aquäduct, welcher die Stadt mit Wasser versorgt. Querstraßen durchschneiden die Stadt von Hafen zu Hafen und von der Höhe herab führen Treppen zum Gelände.

Der Hafen ist wichtig als Station der britischen, italienischen, französischen und niederländischen Dampferlinien, welche durch das Mittelmeer den Verkehr zwischen Europa, Nordafrika und Indien vermitteln; Telegraphenkabel verbinden die Insel mit Italien, Nordafrika, England und Indien. Der Handel ist fast nur Zwischenhandel und wird meist von dem Mutterlande betrieben; zur Unterstützung desselben dienen die Anglo-Malteser und die Bank von Malta. Die meisten europäischen und auswärtigen Staaten sind durch Consuln vertreten. — Die Industrie der Stadt beschränkt sich auf Baumwoll- und etwas Seidenweberei, sowie auf Gold- und Silberfiligranarbeiten; eine Quelle des Wohlstandes ist besonders der starke Verkehr von Fremden, welche durch das milde Klima der Insel meist zu längerem Aufenthalt hierher gelockt werden. — Ueber die Geschichte der Stadt vgl. den Art. Malta. *(E. Kaufmann.)*

LAVALETTE (Antoine Marie Chamans, Graf von, ward als Sohn eines pariser Kaufmanns 1769 geboren. Anfangs zum Geistlichen bestimmt, widmete er sich dann der juristischen Carriere und nach langweiliger Uebung bei einem Notar arbeitete er bei einem ihn anregenden Procureur. Mit gespannter Aufmerksamkeit folgte er dem Gange der Revolution; ihn begeisterte der Bastillesturm, aber die Greuel ernüchterten ihn; er wollte eine gemäßigte, keine schrankenlose Revolution. Er trat in Lafayette's Nationalgarde und durchlebte in dieser Stellung die gefährlichen Tage des 5. und 6. Oct. 1789 in Versailles; die Unthätigkeit der Nationalgarde erbitterte ihn. Er stand oft Wache im Schlosse in Paris und wurde Royalist, unterzeichnete 1792 royalistische Petitionen und vertheidigte am 10. Aug. 1792 die Tuilerien; nachdem die Meuterer eingedrungen waren, zog sich Lavalette zurück. Vergebens suchte er Kameraden zur Verhinderung der Septembermorde in La-Force zu bestimmen. Sein Royalismus machte ihn verdächtig, der Tod drohte ihm darum beständig und so ließ er sich am 7. Sept. 1792 als Freiwilliger in die Alpenlegion einreihen, die Baraguay d'Hilliers eben organisirte. Er wurde bald Unterlieutenant im 93. Linien-Infanterieregimente, worauf er 1793 zur Rheinarmee berufen ward. Baraguay d'Hilliers ernannte ihn zu seinem Adjutanten, nachdem er einige Zeit dem Geniewesen beigeordnet gewesen. Er blieb auch nach seiner Abberufung im Stabe der Rheinarmee und erst als Baraguay d'Hilliers 1794 Stabschef der 1. Militärdivision in Paris wurde, ging er als Adjutant zu ihm. Am 13. Vendemiaire war er in Paris und sah Bonaparte's Erfolg. Er focht in der Vendée gegen die Chouans, was ihm gar nicht behagte, und ging mit Baraguay d'Hilliers 1796 zu Bonaparte's Heer nach Italien. Er wurde Capitän und Adjutant Bonaparte's an Stelle Muiron's, schloß engste Freundschaft mit Marmont, machte den Feldzug mit, begleitete Joubert bis Trient und wurde bald darauf nach Tirol gesandt, auf welcher sehr gefährlichen Expedition er in Lienz verwundet ward; in Gegenwart des Heeres sprach Bonaparte ihm seine Anerkennung für die Erledigung seines Auftrags aus. Ueberhaupt gewann Lavalette sein Zutrauen und Wohlgefallen. Er diente bei den Unterhandlungen, die dem Vertrage von Leoben vorausgingen, als Secretär, ging 1797 nach Genua, um die gesunkene Republik zu brüskiren, was ihm nicht schwer fiel, und erhielt am 11. Juli d. J. von Bonaparte die Mission, nach Paris zu reisen; er sollte die dortige Lage prüfen, seinen ganzen Scharfsinn aufbieten, um Bonaparte genau Bericht erstatten zu können, sollte mit Barras und Carnot in enge Verbindung treten und das ganze Directorium beobachten. Lavalette erkannte sofort, daß eine Aussöhnung von Barras und Carnot unmöglich sei, mied letzteren und fesselte Barras nach Kräften an Bonaparte; Barras neigte sich dem Vorhaben eines Gewaltstreichs gegen den Gesetzgebenden Körper zu, ebenso Rewbell und Larevellière de Lépeaux; Lavalette stellte den drei Directoren militärische Unterstützung und 3 Millionen Francs in Aussicht, und Barras ging freudig auf Bonaparte's Vorschläge ein, besonders durch die Aussicht auf Geld bestochen. Lavalette berichtete Bonaparte von der Unpopularität des Directoriums und dieser ließ durch Augereau den Staatsstreich des 18. Fructidor ausführen. Lavalette verweigerte den Directoren das von Bonaparte versprochene Geld, trieb sie zu wilder Wuth, auch Augereau zeigte sich in seiner Brutalität, Barras überschüttete Lavalette mit ohnmächtigen Vorwürfen, er sei ein Verräther. Am 21. Sept. verließ Lavalette Paris und suchte Bonaparte in Passeriano auf, wo er ihm genauste Details über seine pariser Erlebnisse geben mußte. Mit ihm reiste er auf den Rastatter Congreß, wo sie Ende November anlangten; als Bonaparte am 2. Dec. Rastatt verließ, blieb Lavalette dort, damit es desto mehr den Anschein habe, als kehre jener selbst bald zurück. Seine Stellung neben den französischen Gesandten, die ihn verabscheuten, war wenig angenehm; er mußte Bonaparte alle Vorfälle des Congresses berichten, bis er Rastatt verließ, um zu ihm zu eilen. Bonaparte war mit Lavalette sehr zufrieden und verheirathete ihn mit der in Madame Campan's Pension befindlichen einzigen Tochter des Marquis François de Beauharnais, des älteren Bruders von Bonaparte's Gemahlin; Emilie Louise war 1780 geboren. Wenige Wochen später reiste Lavalette mit Bonaparte nach Aegypten ab. Er landete mit ihm auf Malta und begleitete nach der Capitulation den Großmeister Hompesch und sein Gefolge bis tief ins Adriatische Meer, um sie vor den Barbaresken zu schützen. Hierauf besichtigte er die Befestigungen und Magazine Korfus, beauftragte den General Chabot, Bonaparte Holz, Wein und Trauben zu senden, und begab sich nach Albanien zu dem gefürchteten Ali Pascha in Janina. Er sollte ihm in Bonaparte's Auftrag die Eroberung Maltas melden, ihm dessen Absichten in Betreff Aegyptens mittheilen und um seine Mitwirkung bitten, dabei auf des Generals Befehl dem Pascha versichern, wenn dieser gemeinsame Sache mit ihm mache, so werde Bonaparte seinen Ruhm und seine Machtstellung bedeutend vergrößern. Aber er traf den Pascha nicht an, derselbe schlug sich eben an der Donau mit Paswan Oglu. Am 21. Juli 1798 sprach er vor Abukir den die französische Flotte führenden Admiral Brueys, fand ihn niedergeschlagen und über seine Lage in Unruhe; dann fuhr er weiter, bestand in der Nilmündung einen heftigen Sturm und stieg in Kairo ans Land, wo er Bonaparte berichtete, daß die Flotte noch vor Abukir liege. Er verließ den General fast nie, theilte seine Gefahren, wohnte den heißesten Schlachten bei, gehörte zu Bonaparte's intimsten Bekannten und war gewöhnlich sein Vorleser. Nachdem er bei Salahieh gefochten, überbrachte er Bonaparte die Nachricht vom Untergange der Flotte bei Abukir, die ihm zuerst kundgeworden; Bonaparte theilte sie mit großer Ruhe den Offizieren mit. Lavalette begleitete den General Andréossy auf einer Expedition nach Pelusium, erstattete hierüber am 27. Oct. Bonaparte Bericht und wurde mit dem Consul Beauchamp nach Alexandria geschickt, wo die Pest wüthete; nach sechs Wochen rief ihn Bonaparte

am 28. Jan. 1799 zu sich nach Kairo, um die syrische Expedition mitzumachen. Lavalette stieß am Tage nach der Einnahme Jaffas, am 8. März, zu ihm und stritt tapfer bei St.-Jean d'Acre, am Berge Tabor, machte die lange Belagerung von St.-Jean d'Acre mit und erzählte in späteren Jahren mit Vorliebe vom vierzehnten Sturme Kleber's. Mit Bonaparte kehrte er nach Aegypten um, kämpfte bei Abukir und verließ auf dem »Muiron« mit Bonaparte Aegypten, um am 9. Oct. mit ihm bei Fréjus zu landen und nach Paris zu eilen. Bei dem großen, vom Directorium Bonaparte gegebenen Festessen ließ dieser sich von Lavalette etwas Brot und Wein bringen, da er Gift befürchtete; am 18. und 19. Brumaire stand Lavalette dem Generale treu zur Seite, und der neue Erste Consul sandte ihn alsbald nach Dresden mit großen Vollmachten, um gegebenenfalls mit Oesterreich Friedensunterhandlungen abzuschließen; doch dauerte der Krieg fort und erst nach dem Schlage von Hohenlinden entschloß sich der Kaiser zum Waffenstillstande mit dem Ersten Consul. Als Vertreter Frankreichs in Dresden arbeitete Lavalette am guten Einvernehmen des Kurfürsten mit Frankreich, bis ihn Bonaparte 1800 zurückrief. Zu seinem Kummer nahm ihn aber Bonaparte nicht mehr zum Adjutanten, sondern schloß seine militärische Carrière ab und ernannte ihn trotz seines großen Widerwillens gegen die administrative Carrière zum Administrator der Amortisationskasse; anfangs weigerte sich Lavalette, dann nahm er an. Einige Monate später wurde er mit der Leitung der Posten als Commissär betraut, und so antipathisch ihm auch diese Stellung war, so weihte er ihr seine volle Treue und Thatkraft; er schaffte viele Mißbräuche ab, was ihn mit Fouché auf ewig entzweite, richtete auf Antrieb des Kaisers Napoleon das Staffettensystem ein, welches bald die besten Dienste leistete, u. s. w. Napoleon, der ihn als alten Freund und als Vetter der Kaiserin Josephine betrachtete, erwies ihm viel Gunst, ernannte ihn zum Generaldirector der Posten und zum Staatsrath, 1808 zum Grafen des Kaiserreichs und 1811 zum Großoffizier der Ehrenlegion. Nach dem Rückzuge aus Rußland pflegte Napoleon allabendlich mit Lavalette vertraulich über die Lage der Dinge zu plaudern; Lavalette war nie Höfling und sagte darum dem Kaiser offen seine Meinung von der Erschöpfung Frankreichs. Treu hielt er bei ihm aus bis zu seiner Abdankung im April 1814; dann legte er seine Stellung nieder, nicht gesonnen, Ludwig XVIII. zu dienen. Ehe Napoleon nach Rußland gegangen, hatte er Lavalette 1,600,000 Frs. zur Aufbewahrung anvertraut, die der Graf mit äußerster Sorgfalt behütete, was in den Kriegszeiten doppelt schwer war; die Hälfte wurde von Lavalette 1814 Eugène Beauharnais, der nach Deutschland reiste, übergeben, um sie nach Elba gelangen zu lassen. Lavalette hielt sich geflissentlich von aller Politik zurück, blieb dem Hofe und der Oeffentlichkeit möglichst fern, unterhielt jedoch Beziehungen zu Napoleon auf Elba und begrüßte jubelnd seine Rückkehr nach Frankreich. Als er die Abreise des Königs aus Paris am 20. März 1815 erfuhr, nahm der Graf eigenmächtig an Stelle des feigen Ferrand seinen alten Posten als Generalpostdirector wieder ein und meldete Napoleon die letzten Ereignisse; Napoleon, der ihm viel Dank dafür schuldete, bestätigte ihn sofort im Amte, da er das Ministerium des Innern ablehnte. Der Graf brachte wieder Ordnung in das entartete Postwesen, verbot alle Denunciationen und bekundete ritterliche Mäßigung; mit Napoleon begannen wieder die traulichen Zwiegespräche und Lavalette erwartete von ihm das Beste. Napoleon ernannte ihn zum Pair von Frankreich. Nach der Niederlage bei Waterloo konnte er dem Kaiser nicht verbergen, daß die Stimmung entschieden gegen ihn sei und seine Abdankung erfolgen müsse. Vergebens suchte er die Pairs zu kräftigem Handeln zu bewegen, während er Napoleon zur Abdankung rieth. Napoleon bat den Grafen, ihn ins Exil zu begleiten; dieser aber schlug es ab, weil seine Gattin schwanger sei. Nach Napoleon's Abreise blieb Lavalette in Paris, den Rath seiner Freunde verwerfend, die ihm zum Weggange riethen; er glaubte, kein Verbrechen begangen zu haben, welches die Flucht benöthige.

Ludwig XVIII. aber nahm ihn am 24. Juli von der Amnestie aus, befahl ihn zu greifen und vor ein Kriegsgericht zu stellen. Die öffentliche Stimme nannte Lavalette als einen der Haupturheber der Rückkehr Napoleon's nach Paris; er hingegen wollte sich rechtfertigen und schrieb am 14. Juli dem Ministerpräsidenten Talleyrand, er wünsche vor die Gerichte gestellt zu werden. Der Siegelbewahrer Pasquier bat ihn nochmals, abzureisen; er blieb und wurde beim Frühstück am 18. Juli verhaftet, auf die Polizeipräfektur gebracht und verhört. Man führte ihn bald in die Conciergerie, obwol er krank war. Zum Vertheidiger wählte er den bekannten Tripier, der Delacroix-Frainville zuzog. Sein eben geborener Knabe starb. Gleichzeitig mit dem Processe Ney's, dessen Flöte er oft in der Conciergerie hörte, wurde des Grafen Proceß geführt; der Assisenhof der Seine wurde damit betraut, da Lavalette, als nicht mehr zum Heere gehörig, nicht kriegsgerichtlich abgeurtheilt werden konnte. Man hatte Monate lang nach Beweisen geforscht, um ihn zu verdammen; die Royalisten dürsteten nach seinem Blute. Am 19. Nov. erschien er endlich vor den Assisen, »der Mitschuld an dem im Februar und März gegen des Königs Person begangenen Attentate angeklagt, welches bezweckt habe, die Regierung zu ändern und zu zerstören, Bürger und Einwohner zur Bewaffnung gegen die königliche Autorität aufzureizen«. Die Hauptanklagepunkte waren: er habe sich in der Frühe des 20. März Titel und Functionen des Generalpostmeisters angemaßt, Befehle als solcher gegeben, die Journale angehalten, ein im kaiserlichen Sinne abgefaßtes Circular erlassen, um die Provinz über den Geist von Paris zu belügen, und sei mit dem Usurpator in Correspondenz getreten, ehe dieser in Paris einzog. Die Vertheidiger gaben sich alle erdenkliche Mühe, ihn zu retten; er selbst bot alles auf; aber die Zeugen bestätigten zu sehr die Anklagepunkte, die Richter waren zu sehr unter dem Drucke der royalistischen Stimmung, als daß das Gericht ein anderes

als das Todesurtheil am 21. Nov. hätte fällen können. Muthig hörte Lavalette den Ausspruch; dann sagte er zu Tripier: Es ist eben eine Kanonenkugel. Er appellirte an den Cassationshof, dieser aber verwarf am 14. Dec. sein Gesuch. Lavalette's Los erregte große Theilnahme in den nicht von Parteigeist und Rache beherrschten Kreisen, Labedoyère's und Ney's Hinrichtung war zu sehr in aller Gedächtniß. Lavalette hatte nie Ludwig XVIII. Treue geschworen, er war Napoleon immer treu geblieben und hatte sich ihm wieder angeschlossen, als er siegreich nach Paris eilte; sein ganzes Leben war ehrenhaft, fleckenlos, sein Charakter wohlwollend und liebenswürdig. Trotzdem waren die Schritte seiner Gemahlin und Marmont's bei dem Könige und Madame Royale vergeblich, vergeblich sank sie ihnen zu Füßen. So konnte nur seine Entführung Lavalette vor dem Schaffote retten. Auf den 21. Dec. war die Hinrichtung anberaumt, aber am Abende zuvor verließ er in Kleidern seiner treuen Gemahlin und in ihrer Sänfte die Conciergerie, in der sie, die ihn täglich besuchen durfte, nun zurückblieb. An der Rue du Harlay erwartete Baudus, ein Beamter des auswärtigen Ministeriums, die Sänfte und führte ihn zu einem Cabriolet, in dem ihn de Chassenon, früherer Auditeur am Staatsrathe, bis zum Boulevard Neuf fuhr; hier fand er Baudus wieder, vertauschte seine Vermummung mit Jockeykleidern und wurde im Ministerium des Aeußern versteckt; Bresson, der Chef der Rechnungssachen daselbst, und seine Frau nahmen ihn hochherzig auf, vierzehn Tage blieb er bei ihnen. Seine Flucht war frühe entdeckt worden, die ganze Polizei trat in Thätigkeit, um ihn zu fangen; die Gräfin wurde strengstens verhört, die Ultraroyalisten schäumten vor Wuth und bedrohten das Ministerium, das sie verdächtigten, es habe Lavalette entrinnen lassen; die Chambre introuvable forderte vom Siegelbewahrer und vom Polizeiminister Aufklärungen über die Flucht, eine Commission wurde ernannt, man wollte beiden Ministern das Mistrauen der Nation erklären. Doch unterblieb dies, da der König für diesen Fall mit Auflösung der Kammer drohte. Am 7. Jan. 1816 wurde Lavalette in effigie auf dem Platze des Palais-de-Justice hingerichtet, während er in der Uniform eines britischen Obersten mit Hülfe britischer Offiziere aus Paris entkam. Unter dem angenommenen Namen Losack saß er in offenem Wagen mit Napoleon's einst erbittertem Feinde, General Sir Robert Wilson; sie passirten die belgische Grenze am 10. Jan., der Befehl, Lavalette zu verhaften, langte zu spät an. Die Begünstiger seiner Flucht, Wilson, Kapitän Hutchinson und Mr. Bruce wurden von den französischen Gerichten hart bestraft; seine Gemahlin verlor, bald nachdem sie die Conciergerie verlassen hatte, infolge der furchtbaren Erlebnisse den Verstand und lebte noch bis Juni 1855. Die Protection Eugene Beauharnais' verschaffte ihm ein Asyl in Baiern; da aber wegen der Nachforschungen der französischen Gesandtschaft sein Aufenthalt in München nicht rathsam war, so lebte er zuerst in Freising, dann in Starnberg, stets im engsten Verkehre mit Eugene, aber fern von aller Welt; später wohnte er verborgen in Eichstädt und in Augsburg bei der ihm eng befreundeten Exkönigin Hortense. Seine Tochter heirathete in Frankreich den Baron Forget in der Auvergne. Im J. 1822 erlaubte ihm Ludwig XVIII. die Rückkehr nach Frankreich und gebrochen kehrte er heim, nur der Schatten des einst so lebhaften Geistes. Er lebte mit seiner Gemahlin, der er unbegrenzte Liebe und Sorgfalt widmete, in Paris in tiefster Abgeschiedenheit. Napoleon bedachte ihn im Testamente mit 300,000 Frs., die bei Laffitte deponirt waren; der Graf erhielt hiervon 60,235 und seinen Erben wurden durch Decret von 1855 204,055 Frs. zugewiesen. Seine in Baiern begonnenen Memoiren, die recht interessant sind, da er so lange mit Napoleon gelebt hat, wurden in Frankreich vollendet und nach seinem am 15. Febr. 1830 in Paris erfolgten Tode von seiner Familie nach seinen Manuscripten als «Mémoires et Souvenirs du Comte Lavalette» in 2 Bänden (Paris 1831) publicirt; Cuvillier-Fleury versah sie mit einer warmen «Notice».

(Arthur Kleinschmidt.)

LAVALETTE (Charles Jean Marie Felix, Marquis de), französischer Diplomat. Am 25. Nov. 1811 in Senlis geboren, wurde Lavalette 1837 Gesandtschaftssecretär in Stockholm, blieb hier bis 1841, besorgte 1840 eine Mission in London und wurde am 25. Juli 1843 erster Gesandtschaftssecretär und Generalconsul in Alexandria; 1845 heimgekehrt, erhielt er im November d. J. eine wichtige Mission an Ibrahim Paschа. Das Arrondissement Bergerac sandte ihn 1846 in die Deputirtenkammer. Im J. 1846 wurde er bevollmächtigter Minister in Kassel, wo er bis Juni 1848 blieb. Am 12. Mai 1851 übergab er seine Creditive als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister in Konstantinopel, wo er nach dem Staatsstreiche im August 1852 neuerdings beglaubigt wurde. Bei Anlaß der Frage von den heiligen Stätten persönlich berührt, erbat er seine Abberufung und im April 1853 konnte sein Nachfolger de La Cour seine Creditive abgeben. Er aber trat am 23. Juni 1853 in den Senat. Am 21. Mai 1860 wurde er als Botschafter wieder in Konstantinopel accreditirt, aber schon am 28. Aug. 1861 war er in gleicher Eigenschaft bei dem Papste ernannt; mit Thouvenel ging er am 18. Nov. 1862 ab. An Stelle Boudet's wurde er am 28. März 1865 Minister Staatssekretär des Innern in Rouher's Cabinet. Er war hart gegen die Presse, unterdrückte 1866 den «Courrier du dimanche» wegen eines Briefs von Prévost-Paradol, der sich gegen das Kaiserreich richtete, und hob eine Anzahl Municipalräthe auf; in Roubaix kam es im März 1867 während seiner Verwaltung zu Arbeiterunruhen wegen eines Gesetzes über die Coalitionen. Vom 1. Sept. 1866 an versah der Marquis bis zur Ankunft Moustier's im October die Geschäfte des auswärtigen Amts neben den seinen; in dieser Vertretung erließ er am 16. Sept. d. J. eine Circulardepesche an die Vertreter Frankreichs im Auslande, die sich über die jüngsten politischen Veränderungen in Europa friedfertig aussprach. Die Depesche erregte in Europa allgemeine Aufmerksamkeit,

man glaubte Napoleon an der Abfassung betheiligt; sie sollte Vertrauen in die Zukunft einflößen, aber der Optimismus Lavalette's gab manchem zu denken. Von Preußen empfing Lavalette in diesem Jahre den Schwarzen Adler-Orden. Die französischen Journale waren seines Lobes voll, als er im November 1867 sein Portefeuille des Innern niederlegte; seine weise Mäßigung wurde hervorgehoben. Seit dem 15. April 1852 Großoffizier, wurde er am 10. Juli 1861 Großkreuz der Ehrenlegion und am 15. Aug. 1866 Officier de l'instruction publique. An Stelle Moustier's am 18. Dec. 1868 zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt, trat er eifrigst für eine friedfertige Politik ein; in diesem Sinne erklärte er im Gesetzgebenden Körper am 10. April 1869, die Beziehungen der Regierung zu Italien seien befriedigend, der Moment sei aber noch nicht gekommen, sich hinsichtlich Roms an den Septembervertrag von 1864 zu halten und den Kirchenstaat zu räumen. In der Frage wegen der belgischen Eisenbahnen, die ein Kriegsfall hätte werden können, beobachtete der Minister dieselbe friedfertige Haltung und unterzeichnete am 27. April 1869 mit Frere-Orban, dem belgischen Ministerpräsidenten, das Protokoll der Verhandlungen, die am 10. Juli in der Unterzeichnung einer neuen Tarifconvention ausliefen. Infolge der kaiserlichen Botschaft vom 12. Juli nahm Lavalette mit allen Collegen seinen Abschied, La Tour d'Auvergne-Lauraguais wurde sein Nachfolger. Ihn aber sandte Napoleon als Botschafter nach London, wo er am 19. Aug. seine Creditive überreichte. Er suchte das londoner Cabinet für Frankreich zu erwärmen, als der Krieg mit Deutschland drohte, erreichte aber nichts. Als Ollivier sein Cabinet bildete, trat Lavalette am 3. Jan. 1870 ab. Er erlag langen schweren Leiden in Paris am 3. Mai 1881. *(Arthur Kleinschmidt.)*

LAVALLIÈRE (Françoise Louise de Labaume Leblanc, Herzogin von). Am 6. Aug. 1644 in Tours als Tochter des Chevalier Laurent de Labaume Leblanc, Seigneur von Lavalliere, Kapitänlieutenants der Leibschwadron der leichten Cavalerie, Gouverneurs des Schlosses zu Amboise, und der Françoise La Prévost geboren, gehörte Louise altem Adel an, der eigentlich in Bourbonnais zu Hause war. Sie verlebte ihre ersten Jahre im Schlosse zu Amboise und in dem lieblich gelegenen La Baliere bei Tours; 1654 verlor sie den Vater und ihre Mutter heirathete am 2. März 1655 in dritter Ehe Jacques de Courtavel, Marquis de Saint-Remi, ersten Haushofmeister des Herzogs Gaston von Orléans, der ein guter Stiefvater wurde. Mit ihm kam Louise nach Blois an Gaston's Hof, wo sie Gespielin seiner Töchter ward. Sie wuchs zu einem reizenden Mädchen heran, deren Zierden Sittsamkeit, Zurückhaltung, feines Gefühl, Besonnenheit, ebenso sehr wie Schönheit waren; frühe nahte sich ein Bewerber, aber die Aeltern brachen das werdende Verhältniß ab. Nach Gaston's Tode siedelte sie mit ihren Aeltern zu dessen Witwe in das Palais Orléans (Luxembourg) nach Paris über, stets die Genossin der Töchter, unter denen ihr Marguerite besonders befreundet war.

Auf Veranstaltung der Frau von Choisy kam sie 1661 an den Hof der neuen Herzogin von Orléans, Henriette von England, der Schwägerin Ludwig's XIV., als Ehrenfräulein, worüber sie unendlich glücklich war. Als das Verhältniß Ludwig's zu Henriette zu auffallend wurde, war Louise eine derjenigen, welche Henriette im Juli 1661 ausersah, um der Welt gegenüber als die vom Könige Begünstigte zu erscheinen. Groß, schlank, voll Grazie, war Louise eine treffliche Reiterin, tanzte gut und ein leichtes Hinken verunzierte sie nicht; ohne je eine vollkommene Schönheit zu sein, war sie von vollendeter Anmuth, ihre blauen Augen besaßen einen unbeschreiblichen Reiz, ihr zarter, reiner Blick gewann ihr rasch die Herzen, ihr bescheidenes Wesen die Achtung aller; ihre melodische Stimme prägte sich unvergeßlich denen ein, die ihr nahten, und Racine's Verse schienen Frau von Sevigné später dazu geschaffen, von ihr gesprochen zu werden. Ihr Geist war noch wenig cultivirt, doch las sie viel, um ihn zu bilden. Ludwig war, da er Louise täglich sah, bald von ihr bezaubert, und sie schenkte ihm ihre bewundernde Neigung, liebte ihn um seiner selbst, nicht um seines Ranges willen naiv und aufrichtig, was er sehr wohl durchfühlte. Im Juli 1661 wurde beiden in Fontainebleau ihre Liebe zur Gewißheit; Louise ergab sich Ludwig. Die Bewerbungen verschiedener Hofherren wie Lomenie de Brienne, Guiche und Fouquet wurden zurückgewiesen; als Fouquet, der ihre verborgene Liebe zu Ludwig ausgekundschaftet hatte, sie beleidigte, beklagte sie sich bei diesem und steigerte seinen Zorn gegen Fouquet. Beide liebten einander leidenschaftlich, aber Louise empfand stets das Zweideutige ihrer Stellung, sah durch die Schleier des Geheimnisses das neugierige Auge der Welt blicken; sie suchte möglichst die Einsamkeit, mied es, selbst ihre alten Freunde zu sehen und von ihnen zu hören, dachte nur an Ludwig; frei von allem Ehrgeiz und von jeder Berechnung, nutzte sie ihre Macht auf ihn nie aus; trotzdem wurde sie viel angefeindet, gehässige Intriguen von Männern und Frauen gingen gegen sie in Scene. Der König veranstaltete viele Feste, an denen Louise manchmal theilnahm, bis sie sich im Sommer 1663 schwanger fühlte; ihr Zustand wurde geheim gehalten. Sie verließ den Hof Madame's und bezog das ihr von Ludwig geschenkte bescheidene Landhaus Brion im Garten des Palais-Royal; alles wurde unter Colbert's Oberaufsicht für die geheime Niederkunft eingerichtet und am 19. Dec. 1663 kam ein Knabe zur Welt, der auf königlichen Befehl als Karl, Sohn des Herrn von Lincourt und des Fräuleins Elisabeth von Beux, getauft ward. Derselbe wurde auswärts untergebracht, Louise führte ein einsames Leben, die Damen mieden sie. Dies verdroß den Monarchen und bei den großartigen versailler Festen im Mai 1664 zeigte er offen seine Liebe zu ihr; sie ward die anerkannte Maitresse, die Damen und Herren vom Hofe waren in ihrem Gefolge; sie wurde vom Könige Madame und der Königin-Mutter vorgestellt, so sehr besonders letztere dagegen war; Ludwig's Gemahlin verzweifelte fast, aber vergebens beschwor sie ihn, zu ihr

zurückzukehren und Louise zu verheirathen; seine Liebe zu dieser wuchs beständig und am 7. Jan. 1665 schenkte sie ihm in Brion einen Sohn, der als Philipp, Sohn des Bürgers François Dersly, getauft und wieder in Pflege gegeben wurde; Feinde aber bedrohten ihr Leben und spannen unablässig Intriguen. Als endlich auch die Königin ihr den Zutritt gestattete, war Ludwig's Liebe zu Louise nicht mehr allgewaltig; seit dem Frühlinge von 1666 begann sich ihre Abnahme zu zeigen; trotz ihrer Jugend gefiel ihm Louise nicht mehr so wie bisher, was sie mit Verzweiflung gewahrte. Sie begann ihn zu langweilen, sein Blick fiel auf die strahlende Schönheit der koketten Frau von Montespan, die sich, um seine Liebe zu gewinnen, an Giftmischer und Wahrsager wendete. Louisens beide Knaben waren gestorben, jetzt gebar sie in Vincennes am 2. Oct. 1666 Marie Anna, während der Monarch sich wenig um sie bekümmerte. Noch einmal schien seine Neigung für die bescheidenste aller Maitressen aufzuleben, als er am 13. Mai 1667 im Parlamente, Tags darauf in der Oberrechnungskammer die herzlichst abgefaßte Urkunde einregistriren ließ, durch die er Louise die Besitzung Vaujours in Touraine und die Baronie Saint-Christophe in Anjou schenkte und dieselben zu einem Herzogthum mit Pairswürde für sie, seine natürliche Tochter Marie Anna und deren eheliche Descendenz creirte. Er erklärte Marie Anna für legitimirt. Die neue Herzogin von Lavallière erröthete über die Urkunde, denn sie suchte ihren Fall möglichst zu verbergen; nun erfuhr davon die Welt, während sie fühlte, daß es eine Art Abfindung von Ludwig's Seite sei. Sie bekam alle Ehrenbezeigungen einer Herzogin, die Königin war gütig gegen sie und wollte sie verheirathen; sie aber hatte nur eine Liebe, den König, war unfähig, je einen andern zu lieben, und wies jede Vermählung von sich. Ludwig war auf dem Feldzuge, Louise suchte ihn in Avesnes auf und fand einen kalten Empfang, Juli 1667; muthlos kehrte sie nach Paris heim, während das Gestirn der Montespan emporstieg. Die Herzogin gebar in aller Stille am 3. Oct. 1667 einen Knaben, den man sofort wegnahm, um die Geburt zu verheimlichen. Sie blieb bei Hofe, neben der Montespan immer mehr zurücktretend; die Gemeinschaft mit ihr und ihre steigende Anmaßung wurden Louise täglich peinlicher, sie beklagte sich endlich bei Ludwig, wurde aber von dem eigenwilligen Fürsten kalt zurückgewiesen und belehrt, er liebe keine Vorschriften, werde aber ihr Los sich stets angelegen sein lassen. Am 20. Febr. 1669 legitimirte er ihren Sohn Ludwig, Grafen von Vermandois, und zu Ende des Jahres übertrug er ihm die erledigte Charge als Admiral von Frankreich. Louise gab den Armen mit vollen Händen, führte selbst, durch Colbert reich mit Geld versehen, ein glänzendes Leben, kaufte Edelsteine, studirte aber dabei Philosophie, und nachdem sie von einer gefährlichen Krankheit genesen war, bereute sie ihren sündigen Wandel und begann ihre «Réflexions sur la miséricorde de Dieu» zu entwerfen; sie bat Gott um festen standhaften Glauben, um werkthätige Christenliebe. Die «Réflexions», die damals und nicht später entstanden, sind ein Aufschrei des Gewissens zu Gott; Louise dachte aber noch nicht an Weltentsagung und Eintritt in ein Kloster. Das Büchlein erhielt nachmals Zusätze und Modificationen.

Louise wollte am Hofe ihre Sünden büßen; im Anblicke der Triumphe der Montespan, vor den Augen der Welt litt sie die Leiden einer Verdammten jahrelang, während man sie für einfältig genug hielt, um nichts zu bemerken. Im Februar 1671 verließ sie heimlich, nachdem sie einen Brief an Ludwig geschrieben, die Tuilerien und suchte im Kloster Ste.-Marie von Chaillot Trost. Ludwig und die Montespan weinten darüber und Ludwig ließ sie durch Colbert zurückholen. Er empfing sie liebreich, die Montespan mit erheuchelter Freundschaft. Sie begleitete beide in den niederländischen Feldzug, gewissermaßen der Deckmantel für deren doppelten Ehebruch. Am 29. Dec. 1671 ließ der König in der Oberrechnungskammer die Gehaltfrage seines letzten Kindes von Louise, Vermandois' (s. oben), verificiren. An dem Marschall Gigault de Bellefonds fand die Herzogin von Lavallière, die für ihr Leben büßen wollte, einen wahren Seelenfreund und theilnehmenden Vertrauten; beide waren außer Gunst des «Königs Sonne» getreten, und niemand konnte würdiger ihre Buße leiten als der fromme unbeschuhte Karmeliter Pater Cäsar. Nachdem sie 1673 während des Feldzugs mit der Königin in Tournai gelebt hatte, kehrte sie nach Paris heim, fest entschlossen, dem Weltleben zu entsagen; sie liebte den König noch immer, achtete ihn aber nicht mehr; von ihren Kindern war sie getrennt, Colbert verwaltete deren Vermögen und Louise sah sie nur zeitweilig. Bossuet bestärkte sie in ihrem Vorhaben, über das sie mit Bellefonds correspondirte. Sie stand, was gewiß eine Probe äußerster Entsagung war, Pathe bei der Taufe einer Tochter Ludwig's von der Montespan im December 1673; durch große Freigiebigkeit und Liebe zur Pracht hatte sie Schulden, an 150,000 Livres, die ihre Gläubiger bezahlt wünschten, ehe sie ins Kloster trat; Ludwig schien wenig Neigung zu haben, sie zu übernehmen, schließlich befahl er seinem Knaben Vermandois, sie gegen Zinsen seiner Mutter zu leihen. Am 18. April 1674 schickte die Herzogin dem Monarchen ihre Schmuckfachen, um sie ihren Kindern zu vertheilen, und bat ihn, eine Reihe Pensionen zu übernehmen, an ihre Mutter, Schwester, Dienerschaft u. s. w., was er that. Am 20. begann sie ihre Abschiedsbesuche, der bei Ludwig war ihr am schwersten; er selbst war bewegt, sie fühlte sich in diesem Momente stärker als er; sie warf sich der Königin öffentlich zu Füßen und diese verzieh ihr hochherzig, sie umarmend. In ihrer Demuth und Hingebung unendlich reizend, schied sie vom Leben und trat auf ewig in das ungewöhnlich strenge Kloster der Karmeliterinnen im Faubourg St.-Jacques. Sie legte sofort das geistliche Gewand an, schnitt ihr prächtiges Haar ab und folgte gewissenhaft den strengen Vorschriften; sie fühlte sich glücklich und in Sicherheit, bat, für sie die Probezeit abzukürzen, und nahm unter ungeheuerm Zudrange der vornehmen Welt und des

Volks am 2. Juni 1674 in der Karmeliterinnenkirche das vom pariser Erzbischofe geweihte Gewand; der Bischof von Aire, Fromentières, hielt eine ergreifende Predigt über den Text vom verirrten Schafe und dem guten Hirten. Sie nannte sich als Karmeliterin «Schwester Louise von der Barmherzigkeit» (Louise de la Miséricorde), gab sich Gott und ihrem neuen Leben mit ganzer Seele und voll Heroismus hin, that im Kloster die niedersten Magddienste und schrieb voll Freudigkeit an den Marschall Bellefonds, ihren Rathgeber. Am 3. Juni 1675 sprach sie im Kapitel ihr Gelübde aus und in Anwesenheit des Hofs und der Mitglieder des Königshauses fand Tags darauf bei den Karmeliterinnen die feierliche Annahme des Schleiers statt; Bossuet hielt eine zündende Rede über das Ereigniß, dann reichte ihr die Königin den schwarzen geweihten Schleier, den die Priorin ihr anlegte; man bedeckte im Chor die Nonne mit einem Bahrtuche, sie mit dem Gesichte gegen den Boden legend: sie war für die Welt begraben! Nur für Gott lebte sie ferner noch. Sie legte sich die strengsten Entbehrungen und Kasteiungen auf, nahm ihre Bekehrung mit heiligem Ernste vor und bewahrte sich ein stets heiteres, liebenswürdiges Wesen. Manchmal empfing sie den Besuch der Königin, der Herzogin von Orleans und der Montespan; ihre Jugendfreundin Margarethe von Orleans, Großherzogin von Toscana, und ihr Bruder durften sie auch einmal sehen. Ihr Bruder, der Marquis François de Lavallière, starb total verschuldet am 13. Oct. 1676 als Gouverneur von Bourbonnais; Louise mußte sich der Gläubiger wegen an Ludwig XIV. wenden, der ihre Bitte erfüllte, und zeigte dabei eine so zarte Reserve, daß Ludwig ihr Worte der Bewunderung aussprechen ließ. Ihre Kinder, an denen sie mit Zärtlichkeit hing und denen sie bei Zusammenkünften die besten Lehren gab, wurden auf großem Fuße erzogen, die Tochter frühe für eine politische Heirath ausersehen, aber die Projecte mit Oranien und Savoyen scheiterten und so nahm der König gern die Werbung von Louis Armand de Bourbon, Prinzen von Conti, für Mademoiselle de Blois (geboren 1666) an, setzte ihr eine Million Livres Mitgift und 100,000 Livres Einkünfte aus, überwies ihr die Kleinodien der Mutter, und alle Mitglieder des Hauses Bourbon unterzeichneten den Contract. Conti und der Herzog von Bourbon besuchten Louise im Kloster und bezeigten ihr die größte Verehrung; am 16. Jan. 1680 fand die Hochzeit statt, alle Welt brachte Louise ihre Glückwünsche dar. In diesem Jahre erschienen, ohne Nennung der bescheidenen Verfasserin, ihre «Réflexions sur la miséricorde de Dieu» in Paris im Drucke; über die Verfasserin war jedermann einig, das Buch machte enormes Aufsehen, wurde in Belgien nachgedruckt, in Italien und Deutschland unter Namensnennung der Autorin übersetzt; es erlebte zahlreiche revidirte Auflagen, neuerdings 1854 in Paris von Romain-Cornut. Trauriges mußte Louise an ihrem begabten Sohne erleben; er fiel in schlechte Hände, wurde trotz seines knabenhaften Alters ausschweifend, vom Hofe verbannt, und als er auf seine dringenden Bitten im Feldzuge von 1683 seinen Muth zeigen durfte und des harten Vaters Billigung sich eben zu verdienen begann, raffte ihn nach dem Sturme auf Courtrai am 18. Nov. 1683 ein hitziges Fieber hin. Louise mußte seine verwirrte Nachlassenschaft in Ordnung bringen; dabei sah sie, daß die Ehe ihrer Tochter, sehr wenig zum Guten ausgefallen war, und schon am 9. Nov. 1685 starb ihr Schwiegersohn; im April 1686 verschied die alte Mutter Louisens. Aus dem Kloster nahm sie den regsten Antheil am Ergehen ihrer Familie, keineswegs für diese abgestorben. Dabei erhielt die berühmte Nonne zahlreiche Besuche, die königliche Familie, Fürsten und Gesandte erschienen im Sprechzimmer, die gestürzte Montespan erbat sich ihren Rath, Madame de Sévigné beschreibt sie entzückt nach ihrem Besuche, Madame de Caylus drückt sich ebenso aus; Louise flößte allgemeine Ehrfurcht und Liebe ein. Ihrem zarten Körper legte sie die härtesten Entbehrungen auf, so sehr ihr auch die Oberin davon abrieth; keine Kasteiung und keine Arbeit war ihr schwer genug, ohne daß sie je Fanatikerin gewesen wäre.

Sie wurde zur Meßnerin ernannt, erlangte aber nicht die Erfüllung ihres demüthigen Wunsches, in eins der ärmsten Klöster des Ordens entfernt zu werden. Ihre Mitschwestern betrachteten die aufrichtig Büßende als ein heiliges Vorbild. Im Kloster wie in der Welt draußen mähte der Tod unter denen, die sie kannte; die Zahl ihrer Besucher verminderte sich immer mehr. Körperliche Leiden peinigten sie furchtbar, aber sie duldete meist klaglos und unterließ nie ihre Kasteiungen; mitten in denselben raffte sie der Tod am 6. Juni 1710 hinweg. Sie starb voll Freude, nachdem sie nochmals ihre Tochter gesehen hatte. Louise war 36 Jahre Nonne gewesen, die Karmeliterinnen beklagten innig ihr Ableben, die Welt nannte ihr Andenken mit Hochachtung, nur Ludwig XIV. blieb unbewegt. Louise wurde bei den Karmeliterinnen beigesetzt. Ihre Tochter starb am 3. Mai 1739. Die 1767 in Paris herausgegebenen Briefe Louisens an den Marschall von Bellefonds hat Lair seinem Buche in neuer Revision angefügt; sie reichen vom 9. Juni 1673 bis zum 17. Nov. 1693. Lair gibt auch ein Verzeichniß aller Bilder der schönen Herzogin-Nonne. Louise fand zahlreiche Biographen, zuletzt Lair.

Vgl. J. Lair, «Louise de La Vallière et la jeunesse de Louis XIV d'après des documents inédits avec le texte authentique des lettres de la duchesse au maréchal de Bellefonds. Avec deux portraits» (Paris 1881). *(Arthur Kleinschmidt.)*

LAVANDULA (Lavendel), Pflanzengattung der Labiaten, Abtheilung der Ocimoideen, von Tournefort aufgestellt, von Linné angenommen mit folgenden Merkmalen: Kelch röhrig oder eiförmig-röhrig, 13—15nervig, kurz fünfzähnig, die 4 untern Zähne fast gleich, oder die 2 untersten schmäler, der oberste Zahn bald nur wenig breiter als die seitlichen, bald mit einem verbreiterten Anhängsel, welches den Fruchtkelch deckelartig schließt. Blumenkrone zweilippig, mit aus dem Kelche hervorragender

Röhre und innen unter der Einfügungsstelle der Staubgefäße mit undeutlichem Haarringe. Oberlippe zweilappig, Unterlippe dreilappig, die abstehenden Lappen fast gleich groß, meist eiförmig und stumpf, selten lanzettlich. Staubgefäße 4, zweimächtig, abwärts geneigt, in der Röhre eingeschlossen, mit kahlen, zahnlosen Fäden, Staubbeutel mit zusammenfließenden Hälften, nierenförmig, nach dem Aufspringen meist ein flaches rundliches Blättchen bildend. Diskus ringsum gleichmäßig, bisweilen vierlappig. Griffel an der Spitze kurz zweispaltig: Narben glatt und kahl, mit einem etwas seitlich liegenden Nabel.

Aus dieser Gattung sind etwa 20 Arten, namentlich aus den Mittelmeerländern bekannt, einige finden sich auch auf den Canarischen Inseln, in Arabien und bis Ostindien; es sind ausdauernde Kräuter, Halbsträucher oder Sträucher mit gewöhnlich nur im untern Theile beblätterten Stengeln, einfachen oder bisweilen fiederig-eingeschnittenen Blättern, kleinen, den Kelch nicht oder kaum überragenden Hochblättern, wenig- oder mehrblütigen Scheinquirlen und blauen oder violetten Blumenkronen. Bentham und Hooker bringen die Arten in folgende 4 Abtheilungen:

1) Stoechas. Hochblätter 3—5blüthig, in dichter Aehre sich dachziegelig deckend, die obersten steril, größer, gefärbt und als Schopf die Aehre krönend. Der oberste Kelchzahn mit einem verbreiterten Anhängsel. Hierher gehören nur strauchartige Gewächse.

2) Spica. Halbsträucher mit ganzrandigen Blättern, 3—5blüthigen Hochblättern, welche eine lockere Aehre bilden, alle sind fertil und kürzer oder doch nur wenig länger als der Kelch. Der oberste Kelchzahn mit verbreitertem Anhängsel.

3) Pterostoechas. Hochblätter einblüthig, gegenüberstehend, in lockerer Aehre genähert. Kelchzähne alle ohne Anhängsel, mehr oder weniger in 2 deutliche Lippen getrennt. Hierher gehören ausdauernde Kräuter oder Halbsträucher mit gezähnten oder eingeschnitten-vielltheiligen, seltener ganzrandigen Blättern.

4) Chaetostachys. Hochblätter einblüthig, wechselständig, in lockerer Aehre genähert. Kelchzähne fast gleich groß, alle ohne Anhängsel. Hierher gehören ausdauernde, in Arabien und Ostindien einheimische Kräuter mit eingeschnitten-vielspaltigen Blättern. *(A. Garcke.)*

LAVATER (Johann Kaspar), der bedeutendste Vertreter, für seine Zeitgenossen der Begründer der Physiognomik, übte als Prediger und religiöser Dichter, noch mehr als Gewissensrath in der Schweiz und Deutschland tiefgehenden und weitverbreiteten Einfluß aus. Er ward zu Zürich am 15. Nov. 1741 als zwölftes Kind des Arztes Johann Heinrich Lavater (gest. 1774) von seiner Ehefrau Regula, geb. Escher (gest. 1773), geboren. Es war die Mutter, deren geistige Eigenschaften in dem berühmten Sohne wieder hervortraten. Anfänglich verrieth der Knabe durchaus nicht besondere Begabung, nur ein leidenschaftlicher Hang zum Bibellesen zeigte sich schon früh. Als er 1754 aus Collegium Humanitatis kam, wurden unter andern auch Bodmer und Breitinger seine Lehrer. Wenigstens mit ersterm, der schon in den sechziger Jahren als Nestor der deutschen Literatur erscheint, blieb er dann stets in freundschaftlicher Verbindung. Bereits als Kind glaubte er öfters besonderer Gebetserhörung gewürdigt zu werden; 1751 entschloß er sich für den Lebensberuf eines Geistlichen. Im J. 1759 hörte er philosophische Vorlesungen und ward im folgenden Jahre in die theologische Klasse eingereiht. Im J. 1761 hielt er seine erste Predigt über Pred. Salomon 7, 3. Schon etwas früher hatte er geistliche Lieder zu dichten begonnen; Klopstock's Poesie und die Werke aus Wieland's seraphischer Periode waren seine Vorbilder. Im J. 1762 ward er nach vollendetem theologischen Cursus ins züricherische Ministerium aufgenommen. Ein angeborener Gerechtigkeitssinn hatte ihn bereits in der Schule einmal bewogen, sich einem Lehrer zu widersetzen. Der Freimuth, den Bodmer als Geschichtsprofessor seinen Schülern einzuflößen suchte, wirkte mit dem mächtigen Eindrucke der Schriften J. J. Rousseau's zusammen, um den, wie er selbst damals und später gestand, physisch äußerst furchtsamen Lavater zu einem kühnen, höchst gefährlichen Vorgehen anzutreiben. Nirgends vielleicht war ein willkürlicheres, ungerechteres Parteiregiment als in den schweizer Aristokratenstaaten, wo jedes offene Wort verbannt, das Geschichtsstudium selbst soviel als möglich unterdrückt war (hierüber L. Hirzel in seiner vortrefflichen Einleitung zu «A. von Haller's Gedichten» in der «Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz», Bd. 3, Frauenfeld 1882). Verbündet mit seinem Freunde, dem Maler Füßli, trat Lavater zuerst anonym, dann unter Namensnennung als öffentlicher Ankläger gegen den Schwiegersohn des regierenden Bürgermeisters, den Junker Felix Grebel auf, der als Landvogt der Herrschaft Grüningen (1755—61) sich der empörendsten Erpressungen und Ungerechtigkeiten schuldig gemacht hatte, ohne daß jemand den Muth zur Klage hatte. Die Schrift «Der ungerechte Landvogt oder Klagen eines Patrioten» ist eine hervorragende That politischen Freimuths. Die ganze Schweiz jauchzte, wenn auch die Regierungen jede öffentliche Aeußerung gewaltsam unterdrückten, dem kühnen Vaterlandsfreunde zu. Die mächtige Rhetorik der Anklageschrift zeigt den Einfluß der alttestamentlichen Lektüre und darf wol als ein nicht unwürdiges Seitenstück zu Cicero's Rede gegen Verres angesehen werden. Die jugendlichen Ankläger setzten trotz aller Hindernisse die Bestrafung des Uebelthäters durch, zogen sich aber infolge dessen den Haß der Patricier in so bedenklicher Weise zu, daß sie es für gerathen hielten, Zürich bis auf weiteres zu verlassen. Eine Darstellung des ganzen Streites enthält die von einem Verehrer Lavater's herausgegebene Actensammlung: «Der von Joh. K. Lavater glücklich besiegte Landvogt Felix Grebel» (Arnheim 1769 und 1775).

Auf den Rath von Bodmer und Breitinger hin wählte Lavater als Ziel der im März 1763 angetretenen Reise die Stadt Barth in Schwedisch-Pommern, wo der angesehene Theolog Joh. Joachim Spalding als Präpositus wirkte. In Leipzig lernten die Reisenden,

denen sich Sulzer angeschlossen hatte, Gellert, Ernesti und Oeser, in Magdeburg Gleim, in Berlin Ramler, Sack, Moses Mendelssohn kennen. Von Berlin aus ging er mit Füßli, dieser jedoch nur auf kürzere Zeit, zu Spalding, bei dem Lavater bis zum Frühjahre 1764 blieb. Lavater gedachte stets dankbar der in Spalding's Hause verbrachten Zeit, die für seine Ausbildung in der That ungemein fruchtbar wurde («Joh. J. Spalding's Lebensbeschreibung von ihm selbst aufgesetzt», herausg. von Gg. L. Spalding, Halle 1804). Von Spalding angeregt, lieferte Lavater anonyme Beiträge für die «Ausführlichen und kritischen Nachrichten von den besten und merkwürdigsten Schriften unserer Zeit, nebst andern zur Gelehrsamkeit gehörigen Sachen» (Lindau, Frankfurt und Leipzig 1763). Bald kam er auch in Streitigkeiten mit dem damals noch orthodoxen K. Fr. Bahrdt, der ein Buch Martin Crugot's unverdienterweise verleumdet und verbessert herausgegeben hatte. So erschienen 1763 (Breslau) von Lavater «Zween Briefe an Herrn Mag. Bahrdt, betreffend seinen verbesserten Christen in der Einsamkeit» (wieder abgedruckt im 3. Bd. der «Kleinen prosaischen Schriften», 1785). Auf der Rückreise in die Schweiz suchte Lavater in Quedlinburg Klopstock auf. Ebert, Gärtner, Zachariä und den Abt Jerusalem lernte er in Braunschweig, Käſtner und Michaelis in Göttingen, Karl von Moser in Frankfurt kennen. In die Heimat zurückgekehrt, vermählte er sich am 3. Juni 1766 mit Anna Schinz (8. Juli 1742 bis 24. Sept. 1815), die ihm in glücklicher Ehe fünf Töchter und drei Söhne gebar, von denen jedoch nur ein Sohn und zwei Töchter den Vater überlebten. Erst im April 1769 ward Lavater als Diakonus an der Waisenhauskirche in Zürich angestellt. Daneben war er Leiter des Waisenhauses und Zuchthausgeistlicher, nachdem er 1768 mit dem Collegium theologico-camisticum einen bis 1799 bestehenden Verein gestiftet hatte, dessen geistliche Mitglieder sich der Seelsorgerpflicht bei Gefangenen und Verbrechern annehmen sollten. Bei aller sonstigen Beschäftigung und Vielseitigkeit versorgte Lavater seine Amtspflichten stets mit peinlicher Gewissenhaftigkeit. Aber erst 1775 ward er Pfarrer an der Waisenhauskirche und erst 1778 erhielt er als Diakonus der St.-Peterskirche einen größern Wirkungskreis. Man wollte ihm in Zürich nicht wohl; als er aber 1786 einen Ruf nach Bremen ausgeschlagen hatte, wurde er zum Pfarrer und ersten Prediger bei St.-Peter ernannt, wodurch er zugleich auch Mitglied des züricher Consistoriums wurde, an dessen Verhandlungen er von 1786 bis zu seinem Tode lebhaften Antheil nahm. Bereits ehe er die erste Anstellung erhielt, waren einzelne seiner Predigten im Drucke erschienen, ohne sein Zuthun, wie er denn selbst später klagte, mehr als die Hälfte seiner Prosaschriften sei ohne seine Einwilligung publicirt worden. Viele von seinen Predigten hat er jedoch selber in Einzeldrucken herausgegeben und dann zu verschiedenen Malen größere Sammlungen veranstaltet. Die erste derselben erschien 1770 (dann wieder 1778) zu Frankfurt: «Vermischte Predigten von Joh. K. Lavater, Helfer am Waisenhause zu Zürich». Es sind 20 Predigten verschiedenen Inhalts; eine ausführliche Besprechung brachte die «Allgem. deutsche Bibliothek» (XXII, 1, 187). «Predigten über das Buch Jonas» erschienen zu Winterthur 1773; der zweiten Auflage von 1782 ward noch eine «Predigt vom Selbstmorde» beigegeben. Die Charakteristik des Propheten Jonas in echt volksthümlichem Stile gehalten, gehört zu Lavater's besten homiletischen Leistungen. Im J. 1774 erschienen (Frankfurt und Leipzig) «Festpredigten nebst einigen Gelegenheitspredigten», neu aufgelegt 1784. Zwei Bände «Predigten über die Existenz des Teufels und seine Wirkungen» 1778 und 1781, dann wieder 1788, zeigen Lavater nicht von der erfreulichen Seite; für seine theologischen Grundanschauungen äußerst lehrreich sind dagegen die zwei Theile «Predigten über den Brief des heiligen Paulus an den Philemon» (St.-Gallen 1785 und 1786). Eine größere Sammlung von Predigten, darunter die über das Erdbeben von Calabrien, die Hinrichtung Waser's und die Züricher Nachtmahlvergiftung hatten 1784 die beiden ersten Bände der «Sämmtlichen kleineren prosaischen Schriften» (Winterthur) gebracht. Drei in Bremen 1786 gehaltene Predigten wurden dort im folgenden Jahre gedruckt. Wenn man hierzu bemerkt, daß Lavater wenigstens das Bestreben hatte und selber des Glaubens lebte, es zu erfüllen, daß er in jeder Predigt etwas vorbringe, was er noch nie gesagt, so erscheint wie auf allen Gebieten so auch hier seine Fruchtbarkeit eine außerordentliche. Er kann sich als Prediger an Tiefe nicht mit Herder, an Ausbildung der Form nicht mit Mosheim messen. Er ist oft schwülstig, fast immer zu wortreich, aber ein mächtiger oratorischer Schwung wahrt ihn stets vor dem Trivialen. In den besseren Predigten, und das ist die weitaus größere Zahl, entfaltet er eine im besten Sinne populäre Beredsamkeit. Ueberall sucht er auf Herz und Gemüth zu wirken, die Empfindung zu erregen; als Theilnehmer der Sturm- und Drangperiode erscheint er dabei den rationalistischen Predigern der Berliner Schule gegenüber. Er lehrt keine Moral, von dogmatischen Erörterungen hält er sich ganz frei; durch die machtvoll ausgesprochene eigene Ueberzeugung will er den Glauben an Christus als unmittelbare Gewißheit auch in den Hörern erwecken. Er selbst ist nichts weniger als orthodox; er hat sich ein persönliches Verhältniß zum Messias gebildet; könnte er nicht an diesen glauben, so müßte er Atheist werden. Jedenfalls steht Lavater dem Pietismus näher als der Orthodoxie. Er lebte der Ueberzeugung, durch Gebet, Glaube und Liebe müsse die Wunderkraft der ersten Christen sich wieder erwecken lassen, und wegen seines Wunderglaubens, der von Betrügern und Schwindlern arg ausgebeutet wurde, hatte er manchen Spott und selbst Abfall seiner Freunde zu erfahren. Er hat in der That sich mit seinem Verlangen nach Wundern lächerlich gemacht; in nüchternen Augenblicken lehnte er auch selbst dies Verlangen ab und behauptete nur: «Der ist kein Christ, der nicht mit dem Geiste des Herrn so gesalbt ist, daß er sich durch irgend etwas Gutes, Göttliches, der bloßen Natur Unerreichbares, Unnachahmbares aus-

zeichnet, und als einen Vertrauten der Gottheit bei allen Verehrern des Evangeliums legitimirt.» In dieser Geringschätzung der Natur liegt Lavater's unversöhnlicher Gegensatz zu Goethe, der die engverbundenen Freunde schließlich voneinander treiben mußte. Der Satz erklärt aber zugleich auch, wie Lavater allmählich dazu kam, sich selbst für einen Propheten zu halten und von seinen Anhängern als solchen verehren zu lassen. Der naive Bibelglaube Lavater's war dem Jahrhundert der Aufklärer eine neue, eigenthümliche Erscheinung. «Und wenn Ihr Euch nur selbst vertraut, vertrauen Euch die andern Seelen.» An Lavater's Glauben stärkten Tausende den ihren. In Deutschland und der Schweiz wurde er der Gewissensrath von Unzähligen aus allen Ständen, und, soweit er konnte, gab er jedem Gehör, beantwortete er jeden Brief, wenigstens durch gedruckte Rundschreiben, als die Menge Einzelantworten unmöglich machte. Man verglich seinen besonders an den kleinen deutschen Höfen mächtigen Einfluß mit dem Luther's; eine noch weit großartigere Stellung als einige Jahre früher Deutschlands Hofmeister, Gellert, hat er jedenfalls eingenommen. In dem Kampfe des Rationalismus und Deismus gegen das überlieferte Christenthum war Lavater in Deutschland der Hauptrufer im Streite; er nimmt da auch als Dichter Klopstock's Tendenzen schärfer und unpoetischer wieder auf. Natürlich, daß es ihm an Feinden nicht fehlen konnte. Wenig ehrend für diese, Biester, Nicolai u. s. w., war es, daß sie als angebliche Vorkämpfer der Toleranz Lavater vor allem wegen seines freundlichen Verhaltens gegen die Katholiken bekämpften und verleumdeten. Die Aufklärer betrugen sich in diesem Punkte gegen Lavater wie die Orthodoxen gegen Lessing. Daß der fromme Züricher und der Herausgeber der «Fragmente» auch die Katholiken als Christen betrachtete, erschien als unverzeihliches Verbrechen. Die albernen Schmähungen Nicolai's gegen Lavater als Kryptokatholiken erwiesen sich, sobald dieser es der Mühe werth fand, ein Wort zur Vertheidigung zu sagen, als völlig grundlos. «Letztes Wort über ein Wort, das ich 1786 zu Halle wider Herrn Nicolai zu einigen Freunden gesagt haben soll; an Freunde von J. K. Lavater» (1793). An Toleranz war der streng bibelgläubige Magus des Südens, wie er als Hamann's Kampf- und Gesinnungsgenosse genannt ward, seinen Gegnern entschieden überlegen. Die Macht seiner Persönlichkeit war eine ganz unvergleichliche, die Gegner selbst wurden, sobald sie mit ihm verkehrten, seine Freunde. Mehr als ein Jahrzehnt lang stand Goethe kein Freund näher als Lavater, den er den «Menschlichsten» aller Lebenden nannte.

Ein großer Dichter kann Lavater keineswegs genannt werden (J. Gg. Schultheß, «J. K. Lavater, der Dichter», Zürich 1801); ihm fehlte Sinn wie Talent für das Formale der Poesie, die ihm nur ihrem Inhalte nach Mittel zu Erbauungszwecken war. Nachdem die «Auserlesenen Psalmen Davids zum allgemeinen Gebrauch in Reime gebracht» (Zürich 1765) wenig Anklang gefunden, erlangte er mit den «Schweizerliedern» (Bern 1767) sofort Ruhm im ganzen deutschen Sprachgebiete. Veranlaßt waren dieselben durch die Helvetische Gesellschaft, welche den Ankläger Grebel's als eines ihrer edelsten Mitglieder feierte. Unter den vielen Nachahmungen, die Gleim's «Grenadierlieder» gefunden, nehmen Lavater's «Schweizerlieder» (4. Aufl., Bern 1775) den ersten Rang ein. Daß Gleim sein Vorbild war, gesteht der Dichter selbst, obwol bereits 1751 Geßner in Bodmer's Wochenschrift «Krito» das «Lied eines Schweizers an sein bewaffnetes Mädchen» veröffentlicht hatte. Im ganzen sind die «Schweizerlieder» zu rhetorisch und, um echte Volkslieder zu werden, viel zu weitschweifig. Sie fachten jedoch in der Schweiz in der That den Patriotismus mächtig an und wurden viel gesungen. Im Auslande erweckten sie die bereits durch Haller's Gedichte angeregte Vorliebe für Helvetien, das Heldenvaterland, in hohem Grade. Hegner, Salis, Stolberg und andere besangen die Schweiz nach Lavater's Vorbild. Merkwürdig, daß Lavater selbst erst zum Zwecke seiner «Schweizerlieder» die Geschichte seines Vaterlandes überhaupt kennen lernte. Von da an blieb seine Muse, meist in Klopstock's Bahnen wandelnd, einzig auf religiöse Stoffe beschränkt. Die erste Sammlung «50 christliche Lieder» gab er 1771 heraus, und unter verschiedenen Titeln folgten ihr weitere, sodaß über 200 geistliche Lieder allmählich von ihm erschienen, mit wenigen Ausnahmen ebenso wenig wie Klopstock's geistliche Lieder für den Kirchengesang passend. Besondere Erwähnung verdienen noch die «Lieder für Leidende» (1787). Zu größeren Dichtungen entnahm er seinen Stoff der Bibel. «Wer aus der Bibel nicht dichten lernt, der wird gewiß aus keinem Lehrbuche der Dichtkunst etwas lernen.» In Prosa, wie Klopstock den «Tod Adams», schrieb er Winterthur 1776) «Abraham und Isaak, ein religioses Drama». Aus dem Glauben Abraham's heraus, in den er sich hinein fühlte, suchte er zu dichten. Denselben Stoff hatte 1753 Wieland in dem Epos «Der geprüfte Abraham» behandelt, und für Patriarchadendichtungen war ja die Schweiz seit Bodmer's «Noah» die Heimat geworden. Von dramatischer Begabung zeigt sich natürlich in diesem religiösen Drama keine Spur: Im J. 1780 folgte in Hexametern eine freie Paraphrase der Apokalypse in 24 Gesängen: «Jesus Messias oder die Zukunft des Herrn. Nach der Offenbarung Johannes». Nach einem halbwegs erträglichen Hexameter wird man hier wie überall bei dem unmusikalischen Lavater vergeblich suchen. Der dichterische Schwung und die Lebhaftigkeit der Schilderung erwarb dem frommen Verfasser jedoch sogar Goethe's volles Lob. Trotz Herder's Abrathen ließ sich Lavater in der Folge verleiten, mit Klopstock in unmittelbaren Wettkampf zu treten, dem er vorwarf, sich nicht enge genug an die Bibel angeschlossen zu haben, deren Inhalt der Dichter ohne jede Auslassung beibehalten müsse. So dichtete denn er selbst eine neue Messiade, die von 1783—86 in 4 Bänden erschien: «Jesus Messias oder die Evangelien und Apostelgeschichte in Gesängen». Er selbst empfahl es als eines seiner «ausgearbeitetsten, dauerfähigsten und tief aus der Seele quillenden Producte»; er wollte ein «gemeinnütziges Erbauungsbuch für

cultivirte Leser» liefern. Goethe äußerte sich höchst unwillig über das gut gemeinte, aber poetisch völlig werthlose Gedicht. Wirkung übte diese neue Messiade, welche von Klopstock und den Seinen natürlich nicht mit freundlichen Augen betrachtet wurde, gar keine aus. Die folgenden Dichtungen Lavater's wurden von der Kritik so wenig mehr beachtet, wie die Bodmer'schen Patriarchaden. Im J. 1793 versuchte er sich noch einmal im biblischen Epos mit «Joseph von Arimathea in sieben Gesängen» (Hamburg). Hier fand Lavater's Vorliebe für schöne Leichen einen sehr beredten Ausdruck, der aber auf die Leser unmöglich Wirkung ausüben konnte. Eine ganze Reihe anderer Sammlungen enthielt ebenfalls kleinere und größere dichterische Leistungen, so die beiden Bände «Poesien» (Leipzig 1781), die «Reime zu den biblischen Geschichten des Alten und Neuen Testaments» (Zürich 1782), die «Vermischten gereimten Gedichte» (Winterthur 1785). Vielleicht, von den «Schweizerliedern» abgesehen, die gelungenste poetische Arbeit Lavater's ist sein Lehrgedicht «Das menschliche Herz» (1789) in fünffüßigen reimlosen Jamben. Die Patriarchade «Adam» ist eine glücklicherweise Fragment gebliebene mißrathene Nachahmung Bodmer's. Oden und Sinngedichte, reimlose und gereimte Verse, alles wurde von ihm, dem es lediglich um den moralischen Inhalt zu thun war, unterschiedlos angewendet. Es verging wol kein Tag, an dem er nicht dichtete; am liebsten doch in schweizerischen Hexametern — und sind schweizerische Hexameter keine Prosa? hatte Lessing schon in den «Berliner Literaturbriefen» gefragt.

Mit poetisch angehauchten Prosawerken hat Lavater einen viel gewaltigeren Einfluß ausgeübt als durch seine Dichtungen in gebundener Rede. Die Reihe dieser Werke eröffnete 1767 das «Christliche Handbüchlein oder auserlesene Stellen der heiligen Schrift mit Versen begleitet», dem sich 1775 das «Christliche Jahrbüchlein» anschloß. Im J. 1768 erschien der erste Band von Lavater's Hauptwerk «Aussichten in die Ewigkeit, in Briefen an Herrn Joh. Gg. Zimmermann», deren vierter Theil 1778 herauskam. Young's «Nachtgedanken» und die Schriften der Frau Rowe, noch mehr Wieland's «Sympathien und Briefe von Verstorbenen» hatten auf dies in vielen Auflagen und Nachdrucken weit verbreitete Werk unverkennbaren Einfluß ausgeübt. Empfindsam und phantastisch, von warmer Religiosität getragen, erscheint dies Werk eigentlich unbestimmbaren Inhalts. Unsterblichkeitsglauben, Vermuthungen über das zukünftige Leben, begeisterte Ergüsse über den Glauben an Christus bilden den mit hinreißender Beredsamkeit vorgetragenen verschwommenen Inhalt des einflußreichen Buches. Durchaus nicht eine gleich allgemein beifällige Aufnahme fand dagegen das Werk, welches Lavater selbst unter allen seinen Schriften am höchsten stellte: «Pontius Pilatus oder die Bibel im Kleinen und der Mensch im Großen» (4 Bde., Zürich 1782—85). Für die Kenntniß Lavater's ist dies eigenthümliche Monstrum von einem Werke, das Goethe am liebsten parodirt hätte, äußerst lehrreich. Lavater selbst sagte: «Es ist wie ich. Wer dies Buch hasset, muß mich hassen. Wer dies Buch liebet, muß mich lieben. Wer's nur halb genießen kann, kann auch meinen Geist und mein Herz nur halb genießen.» Das formlose Buch sollte alles in einem sein; ein historisches, politisches, moralisches, philosophisches, theologisches, religiöses, biblisches, sinnbildliches, predigerliches; lesbar für alles, was Mensch heißt; es sollte eine Geschichte der Menschheit sein u. s. w. Der unbefangene Leser wird Tiefe der Auffassung, religiöse Begeisterung, humane Gesinnung an dem Buche zu loben finden, zugleich aber auch den Zwiespalt bemerken, in dem sich Herz und Kopf bei Lavater befinden; das subjectiv interessante ist zugleich ein vollkommen ungenießbares Product. Einer Zeit, die überall nach Verständlichkeit und Aufklärung der letzten Gründe strebte, mußte dieser verschwommene, wohlmeinende Mysticismus unleidlich erscheinen. Wir sehen in Lavater wie Hamann die natürliche und keineswegs nur schädliche Reaction des religiösen Gefühls gegen den philosophischen Verstand der Aufklärungsepoche. Dieser Gegensatz war bereits 1769 hervorgetreten, als Lavater Bonnet's «Palingénésie philosophique ou idées sur l'état passé et sur l'état futur des êtres vivants» übersetzte. Da er die hier mitgetheilten Beweise für die Wahrheit des Christenthums unwiderleglich fand, forderte er Moses Mendelssohn zu einem Gegenbeweise auf oder zu thun, «was Sokrates gethan hätte, wenn er diese Schrift gelesen und unwiderleglich gefunden hätte». Lavater's Vorschlag, den man keineswegs unlogisch nennen könnte, entsprang durchaus nicht einer Intoleranz gegen Andersgläubige, sondern nur seiner enthusiastischen Ueberzeugung von der christlichen Wahrheit. Lavater benahm sich, als Mendelssohn jede Erörterung ablehnte, äußerst taktvoll, was man den Freunden Mendelssohn's, unter denen sich der Satiriker Lichtenberg hervorthat, nicht nachrühmen könnte. Ein Verzeichniß der diese Angelegenheit behandelnden Schriften befindet sich im 13. Bde. der «Allgem. deutschen Bibliothek». Lavater's und Mendelssohn's eigene Schreiben wurden 1770 in einem eigenen Bande herausgegeben. Hatte man Lavater's Aufforderung als Indiscretion verurtheilt, so erlebte er selbst jedenfalls eine viel ärgere, als 1770 ohne sein Wissen der erste Theil des «Geheimen Tagebuchs von einem Beobachter seiner selbst» herausgegeben wurde. Da trotz der Anonymität der Autor sofort erkannt wurde, entschloß sich Lavater 1773 selber einen zweiten Band herauszugeben. Moralische Tagebücher wurden infolge dessen Mode. Matthison und Novalis empfingen von diesen offenen Selbstbekenntnissen tiefen Eindruck. In den «Bekenntnissen einer schönen Seele» und noch in Ottiliens Tagebuch in den «Wahlverwandtschaften» haben wir Nachwirkungen von Lavater's Tagebüchern zu verfolgen. Als Ergänzung des Tagebuchs ist die kleine Schrift «Nachdenken über mich selbst» (1771) zu betrachten. Als Fortsetzungen des Tagebuchs können wir eine Reihe von Schriften betrachten, so die «Vermischten Gedanken, Manuscript für Freunde» (1775); «Herzenserleichterung oder Verschiedenes an Verschiedene» (1784); «Lavater's Rechenschaft an seine Freunde» (1786), die zugleich eine Vertheidigung seiner Stellung

dem Magnetismus gegenüber enthalten, und endlich die weitverbreitete und einflußreiche «Handbibliothek für Freunde» (Zürich 1790), welche das Gedicht «Das menschliche Herz» enthielt. Im J. 1765—67 gab er eine moralische Wochenschrift «Der Erinnerer», 1783 eine neue unter dem Titel «Der christliche Dichter» heraus. Dieser ungeheuern seelsorgerischen und schriftstellerischen Thätigkeit geht nun noch die unausgesetzte Beschäftigung an seinem Hauptwerke, der «Physiognomik», zur Seite; Besuche nehmen täglich, öfters Reisen seine Zeit in Anspruch. In der zweiten Hälfte des Jahres 1773 begann Lavater's Verbindung mit Goethe. Am 23. Juni 1774 erfolgte das erste Zusammentreffen der beiden in Frankfurt, dem sich die berühmte Rheinreise anschloß. Goethe selbst hat im vierzehnten Buche von «Dichtung und Wahrheit» eine treffliche Schilderung jenes Zusammenlebens und eine Charakteristik des später entfremdeten Freundes gegeben, der während der ersten weimarer Zeit fast allein des Dichters volles Vertrauen genoß. («Briefe von Goethe an Lavater aus den Jahren 1774—83», herausg. von H. Hirzel, Leipzig 1833. — «Briefe von Goethe an helvetische Freunde», Leipzig 1867. Ergänzungen und Nachweise zum Briefwechsel von Fr. Strehlke, «Goethe's Briefe», Berlin 1882.) H. Düntzer behandelte das Verhältniß ausführlich in den «Freundesbildern aus Goethe's Leben» (Leipzig 1853); Herm. Grimm in der neunten seiner «Vorlesungen über Goethe» (Berlin 1882); R. Steck, «Goethe und Lavater» Basel 1884); Briefe von Goethe's Aeltern an Lavater hat S. Hirzel zum 4. Jan. 1866 veröffentlicht. Goethe empfing dann Lavater's Besuch in Weimar und führte den Herzog in die Schweiz, auf daß er Lavater's Einfluß erfahre. Da schrieb Goethe (November 1779) von Zürich aus an Frau von Stein: «Die Trefflichkeit dieses Menschen spricht kein Mund aus. Er ist der beste, größte, weiseste, innigste aller sterblichen Menschen, die ich kenne.» Es sei eine Cur, um diesen ganzen wahren Menschen zu sein, der in der Häuslichkeit der Liebe lebe und strebe. «Erst hier geht mir recht klar auf, in was für einem sittlichen Tod wir gewöhnlich zusammen leben.» Der «Pontius Pilatus» riß das gelockerte Band zwischen den Freunden entzwei. In den «Xenien» (11, 12, 20, 21, 485, 486, 488, wahrscheinlich auch 22 und 422) griff Goethe den hochmüthigen Schwärmer aufs bitterste an. Wieland, der Goethe's Verehrung getheilt hatte, machte 1791 Lavater zum Urbild seines Philosophen und Abenteurers Peregrinus Proteus (M. Koch in der münchner «Allgem. Zeitung», 1884, Nr. 101). Länger hielt Herder an Lavater fest, der durch seine Vertrauensseligkeit einem Meßmer, Cagliostro u. a. gegenüber sich arge Blößen gab; am ärgsten ward sein Vertrauen von seinem eigenen Apostel Christoph Kaufmann getäuscht («Chr. Kaufmann. Ein Lebensbild», von H. Düntzer, Leipzig 1882). Umsonst warnten ihn treue Freunde wie Zimmermann. Einen lebendigen Einblick in alle diese Beziehungen geben U. Hegner's Excerpte aus den Briefen der Freunde («Beiträge zur nähern Kenntniß und wahren Darstellung Joh. K. Lavater's. Aus Briefen seiner Freunde an ihn und nach persönlichem Umgang», Leipzig 1836) und die kleine, aus Anlaß localer Streitigkeiten hervorgegangene Schrift «Herrn J. K. Lavater's moralischer Charakter entworfen von Feinden und Freunden und von ihm selbst» (Berlin, Zürich und Frankfurt 1775). Besonders in Hofkreisen hielt die Vorliebe für Lavater lange nach; so in Weimar selbst nach Goethe's Sinnesänderung. Markgraf Karl Friedrich von Baden soll durch Lavater zur Aufhebung der Leibeigenschaft bestimmt worden sein. Der dänische Staatsminister Graf Bernstorf veranlaßte ihn noch 1793 zu einem Besuche am dänischen Hofe, bei welcher Gelegenheit Lavater überall in Deutschland gefeiert wurde. Die ersten Tage dieser Reise hat er mit unerträglicher Selbstgefälligkeit beschrieben («Reise nach Kopenhagen im Sommer 1793. Auszug aus dem Tagebuch, durchaus blos für Freunde»).

Den Hauptruhm hatte sich Lavater außerhalb der Schweiz durch seine physiognomischen Bestrebungen errungen. «Die rhapsodische Geisterseherei», so spottete A. W. Schlegel, «war eine Zeit lang noch leidenschaftlichere Modesache als am Anfange des 19. Jahrh. die ebenfalls physiognomische materialistische Schädellehre Gall's.» Lavater's Grundfehler war, daß er nur den Zusammenhang zwischen der Gesichtsform und dem Charakter behandelte, während jede haltbare physiognomische Lehre doch den ganzen Körper physiologisch untersuchen müßte. Physiognomisch aber sind auch noch die Schädelmessungen u. s. w., welche die exacte Naturwissenschaft und Anthropologie in der Gegenwart vornimmt. Lavater's Lehre, wie religiös und phantastisch sie auch bei ihm erscheint, enthält eine eminent materialistische Grundidee, die jetzt erst anfängt, z. B. in der Rechtswissenschaft, immer wachsende Bedeutung zu erlangen. In diesem Zusammenhang erscheint Lavater's Streben, das zuerst in Deutschland auf den Zusammenhang des Materiellen und Geistigen hinwies, von höchster Bedeutung. Hier hat Goethe die Anregung zu der seine osteologischen Studien leitenden Idee empfangen. Ein Vortrag Lavater's, in der Naturforschenden Gesellschaft zu Zürich gehalten, wurde 1772 von Joh. Gg. Zimmermann (über ihn E. Bodemann, Hannover 1878) im «Hannöverschen Magazin» veröffentlicht. Erweitert erschien dann, mit einem Vorberichte Zimmermann's versehen, in Leipzig 1772 das Büchlein «J. K. Lavater von der Physiognomik». Von nun an ward die Physiognomik sein Lebenswerk; da als ihre höchste Aufgabe ihm erschien, das vollkommenste Bild «des vollkommensten Menschen oder Jesu Christi» zu liefern, so reihte sie sich harmonisch seinem überall auf das Religiöse gerichteten Wirken ein. Goethe nahm an dieser Arbeit lebhaften Antheil, sorgte für den Verleger, arbeitete einzelne Kapitel aus, half bei andern stilistisch nach und dichtete für Lavater's Werk sein «Lied eines physiognomischen Zeichners» (Künstlers Abendlied). Im J. 1775 erschien der «Erste Versuch» der «Physiognomischen Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe»; der zweite, 1776 erscheinende Versuch war der Herzogin Luise von Weimar gewidmet;

zwei weitere Quartbände kamen 1777 und 1778 heraus. Eine vielfach geänderte französische Bearbeitung «L'art de connoitre des hommes par la physionomie» veröffentlichte Lavater 1806 zu Paris. Allein schon durch die Anregung, welche Lavater der bildenden Kunst gab, hat seine Physiognomik eine unvergängliche Bedeutung. Gerade diesen Vorzug hat bereits H. P. Sturz hervorgehoben («Erklärung über die Physiognomik mit Anmerkungen von J. K. Lavater» im 2. Bde. der «Schriften», Leipzig 1782). Lavater selbst machte nicht den Anspruch, mit seinen Versuchen Abschließendes geben zu wollen. Es ist höchst bedeutend, wenn im letzten Bande auch Thierschädel herangezogen wurden; jedoch die Aufstellung fester Regeln wollte ihm nicht glücken. Die Erklärungen der einzelnen Köpfe bewegt sich in allgemeinen Phrasen, die bei Lavater's kräftiger Rhetorik oft poetischen Schwung annahmen. Sachlich kam er nicht über das in der ersten kleinen Schrift Gegebene hinaus. Die Parteinahme für und gegen die Physiognomik war eine ungeheuere; unter den Gegnern war Lichtenberg, dessen Satire Lavater überall verfolgte, weitaus der gefährlichste. Im großen und ganzen blieb indessen Lavater's Ansehen unerschüttert, da auch von der jüngeren Generation einzelne wie Baggesen sich ihm leidenschaftlich anschlossen. Dagegen führte die abweichende Ansicht Lavater's über die Französische Revolution den bereits durch die zweite Messiade vorbereiteten Bruch mit Klopstock herbei. Lavater hatte ursprünglich ebenfalls die Revolution freudig begrüßt, und der züricher Regierung war der Ankläger Grebel's von selbst jakobinischer Gesinnungen verdächtig. Lavater aber bewährte wie in seiner Jugend so auch jetzt edlen patriotischen Freimuth. Im Mai 1798 richtete er das «Wort eines freien Schweizers» an die große Nation, um gegen die schmähliche Behandlung der Schweiz Einsprache zu erheben. Als er unerschrocken mit Wort und Schrift für die Rechte der Schweiz zu streiten fortfuhr, ward er im Mai 1799 verhaftet und in Basel eingesperrt. Das helvetische Directorium fand es aber doch bald gerathen, den berühmten und beliebten Prediger freizulassen. Am 26. Sept. ward er bei den um den Besitz Zürichs stattfindenden Kämpfen von einem französischen Soldaten schwer verwundet. Unter furchtbaren Leiden mußte er noch ein Jahr verleben. Noch verfaßte er Predigten für seine Gemeinde und die «Freimüthigen Briefe über das Deportationswesen und seine eigene Deportation nach Basel» (2 Bde., 1800). Am 2. Jan. 1801 erlag der Unermüdliche seiner Schußwunde und wurde mit großen Ehrenbezeigungen — auch die französischen Truppen betheiligten sich — drei Tage später beerdigt. Von nachgelassenen Schriften erschienen (Zürich 1801 und 1802) noch 5 Bände, besorgt von seinem Schwiegersohne Gg. Geßner, der 1802 (Winterthur) auch eine Lebensbeschreibung Lavater's in 3 Bdn. herausgab. Zahlreich erschienen Auszüge aus seinen Werken und Schriften über ihn. K. Jörden's «Lexikon», III, 155—231 und VI, 467—482. Ein gutes Bildniß Lavater's ist der «biographischen Skizze» von H. Meister (Zürich 1802) beigegeben; das beste von W. Tischbein (in den «Berichten des freien Hochstiftes zu Frankfurt», N. F. III, 65). — Ferd. Herbst und Fr. W. Bodemann schrieben unter gleichem Titel «Lavater nach seinem Leben, Lehren und Wirken» (Ansbach 1832 und Gotha 1856). Vgl. Franz Muncker, «J. K. Lavater. Eine Skizze seines Lebens und Wirkens» (Stuttgart 1883); ausführlich und treffend J. C. Mörikofer, «Die schweizerische Literatur des 18. Jahrh.» (Leipzig 1861); Bächtold, «Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz» (Frauenfeld 1888); A. Sauer im 79. Bde. von Jos. Kürschner's «Deutscher Nationalliteratur». *(Max Koch.)*

LAVATER. Aus dieser züricher Familie sind noch drei Aerzte namhaft zu machen: 1) Heinrich Lavater, geboren 1569, gestorben 1623; er war Professor der Physik und Mathematik zu Zürich und ist Verfasser einer «Epitome philosophiae naturalis». — 2) Johann Heinrich Lavater I., dessen Sohn, geboren 1611, gestorben 1691, war der Nachfolger seines Vaters als Professor und veröffentlichte eine Analyse von Thermalwasser, sowie ein Reglement gegen die Pest. — 3) Johann Heinrich Lavater II., Sohn des Physiognomikers Johann Kaspar Lavater, war 1768 geboren und starb 1819 als praktischer Arzt in Zürich. Er hat sich besonders um die Einführung der Vaccination verdient gemacht; außerdem ist er Verfasser einer Anleitung zur anatomischen Kenntniß des menschlichen Körpers für Zeichner und Bildhauer. *(A. Winter.)*

LAVATERA, eine von Tournefort in seinem Nachtrage zu den «Institutiones rei herbariae» aufgestellte, von Dillen und Linné angenommene Pflanzengattung der Malvaceen mit folgenden Merkmalen: Blüten regelmäßig, hermaphroditisch, Kelch fünfspaltig, klappig, von einer meist dreitheiligen Hülle umgeben. Blumenkrone fünfblätterig, am Grunde mit der Staubfadenröhre zusammenhängend und mit dieser abfallend, in der Knospenlage gedreht. Fruchtknotenfächer zahlreich, eineig, Griffeläste in gleicher Zahl, fadenförmig, auf der Innenseite der Länge nach mit einer Narbenlinie versehen. Früchtchen zahlreich, um die kegelförmige oder verschieden erweiterte Fruchtachse quirlförmig, nicht aufspringend. Samen aufsteigend. — Aus dieser Gattung sind etwa 20, vorzüglich in den Mittelmeerländern und in Westeuropa einheimische Arten bekannt, mit krautigen oder holzigen Stengeln, eckigen oder gelappten Blättern, achselständigen oder in Terminaltrauben stehenden gestielten Blüten und meist rothen, selten gelben Blumenblättern. — Linné hob in der kurzen Diagnose das Hauptmerkmal dieser Gattung, bestehend in dem dreitheiligen Außenkelche gegenüber dem dreiblätterigen Hüllkelche bei der nahe verwandten Gattung Malva richtig hervor und theilte die 9 ihm bekannten Arten in solche mit strauchartigem Stengel (Lavatera arborea, micans, olbia, triloba, lusitanica, americana) und solche mit krautigem Stengel (Lavatera thuringiaca, cretica, trimestris). Von diesen ist Lavatera americana als nicht zur Gattung gehörig auszuschließen und mit Sida abutiloides *Jacquin* zu vereinigen. Zwei andere, Lavatera lusitanica und micans, sind zwar von der

Gattung nicht zu trennen, können aber nicht als selbständige Arten betrachtet werden, da sie Linné nur nach den Beschreibungen von Tournefort und Morison aufgestellt hat und nach ihm niemals in den angeblich vorkommenden Ländern wieder gefunden sind; wahrscheinlich gehören beide zu Lavatera triloba. *(A. Garcke.)*

LAVAUR, Stadt und Hauptort des gleichnamigen Arrondissements im französischen Departement Tarn, am Agout, über welchen eine sehr kühne Brücke führt, und an der Eisenbahn Orléans-Châlons, hat eine alte Kathedrale aus dem 13. Jahrh., einen Gerichtshof erster Instanz, ein Collège. Die (1882) 5000 Einwohner betreiben Baumwollen- und Seidenspinnereien, Färberei, Strumpfwirkerei, Seidenbau. Lavaur war die stärkste Festung der Albigenser und wurde am 3. Mai 1211 von Simon von Montfort genommen, der ein großes Blutbad anrichtete; 1212 fand hier ein Concil gegen die Albigenser statt. Von 1317 bis 1790 war Lavaur Sitz eines Bischofs. *(A. Schroot.)*

LAVELLO, Stadt im Bezirk Melfi der italienischen Provinz Potenza (Basilicata), Sitz eines Bischofs, mit (1881) 6275 Einwohnern. Im Lager bei Lavello starb am 21. Mai 1254 der deutsche König Konrad IV. der Hohenstaufe. Der Ort litt mehrfach von Erdbeben (zuletzt 1851), welche den die Stadt tragenden Hügel zerklüfteten. *(A. Schroot.)*

Lavendel, s. Lavandula.

LAVES (Georg Ludwig Friedrich), namhafter deutscher Architekt, wurde am 17. Dec. 1789 zu Uslar im Hannöverschen geboren. Er machte seine ersten Studien auf der Kunstakademie zu Kassel und bei seinem Onkel, dem kurhessischen Oberbaudirector Jussow, bezog 1807 die Universität Göttingen und wurde 1809 als Baueleve in dem damaligen Fuldadepartement (unter westfälischer Herrschaft) angestellt und später unter Jussow's Oberleitung bei den Kronbauten des Königreichs Westfalen beschäftigt. Nach Wiederherstellung des Königreichs Hannover am 4. Mai 1814 zum Hofbauverwalter ernannt, ging er zunächst 1816 nach Italien und Frankreich, um seine baukünstlerischen Studien zu vollenden. Zurückgekehrt, führte er einige kleinere Gebäude in Herrenhausen aus und entwarf den Plan zu einem neuen Residenzschlosse in Hannover, welcher jedoch nicht zur Ausführung kam, sondern statt dessen ein von Jussow bereits früher entworfener, von Laves selbst völlig umgearbeiteter Erweiterungs- und Verschönerungsplan mit Beibehaltung der vorhandenen Mansarden. Diesem Bau, namentlich dem in schönen Verhältnissen und edel durchgebildeten Formen des korinthischen Stils erbauten Portikus, ist eine imposante Wirkung nicht abzusprechen. Der Schloßbau wurde in dem Jahre 1817 begonnen und der Hauptportikus 1832—34 errichtet. Ersterer wurde bis in die neuere Zeit fortgeführt, ist jedoch nicht ganz beendigt worden. — Nach seinem Plane wurde schon vorher, 1825—32, der Paradeplatz in Hannover ausgeführt mit der am Ende desselben errichteten Waterloosäule; nach dem Vorbilde der Triumphalsäulen in Rom und der napoleonischen Vendômesäule in Paris erbaut, zeichnet sie sich durch solide Construction aus. Auch der Plan des Ernst-August-Stadttheils mit dem Anschluß an die alte Stadt ist von ihm. Von seinen übrigen in diese Zeit fallenden Bauten sind zu nennen einige Kasernen, das städtische Schützenhaus und die infolge fremdartiger Zusätze, besonders des Thurmes, verunglückte Restauration der Egidienkirche. Im J. 1838 zum Oberhofbaudirector ernannt, ging er nach Italien, um infolge Auftrags zur Erbauung eines neuen Schauspielhauses zu Hannover die hauptsächlichsten Theater zu besichtigen. Das neue, 1848—52 erbaute Theater kann sich dem gleichzeitig erbauten Schinkel'schen Schauspielhaus zu Berlin und dem (alten Semper'schen Theater in Dresden trotz einiger Schwächen würdig an die Seite stellen. — Ein ausgezeichnetes Werk ist das 1842—47 für den König Ernst August und dessen Gemahlin Friederike erbaute Mausoleum im Garten zu Herrenhausen. Es ist nach Art des Charlottenburger Mausoleums ausgeführt und auch durch Rauch's Hand mit der Bildsäule der Todten geschmückt worden. Ebenso rührt die Restauration des dortigen Lustschlosses und das Palmenhaus von ihm her. — Laves huldigte auch in seinen Privatbauten dem griechisch-römischen Stil.

Besonders bekannt machte er sich als tüchtiger Constructeur durch die Erfindung eines neuen Trägerconstructionssystems in Holz und Eisen, das nach ihm benannt worden ist und bei welchem die Tragkraft eines Balkens erhöht wird durch das Auseinanderspreizen in der Mitte von zwei, an ihren Enden fest durch Eisen verbundenen Hölzern, wodurch eine linsen- oder doppeltparabelförmige Gestalt des durchbrochenen Trägers entsteht. Diese besonders zu Brückenträgern und zu Dachbindern angewendete Construction brachte ihm die Ehrenmitgliedschaft des Royal institution of British architects, ferner Medaillen von Oesterreich, Baiern, Preußen und England ein. Die Ernennung zum Ehrenmitgliede des Hannöverschen Architekten- und Ingenieurvereins, welche in Anbetracht seiner großen Verdienste zur Feier seines bevorstehenden funfzigjährigen Dienstjubiläums beschlossen war, erlebte er nicht. Er starb am 30. April 1864. *(Alwin Gottschaldt.)*

Lavinen, s. Lawinen.

LAVINIUM, Stadt in Latium, drei Miglien vom Meere und von Laurentum, auf dem Tuffhügel von Pratica, wo noch jetzt in quadratischen Mauern Spuren von der alten Stadt erhalten sind (vgl. Abeken, «Mittelitalien», S. 62 und 145). Der Sage nach wurde Lavinium an der Stelle, wo ein trächtiges Mutterschwein dreißig Ferkel geworfen, von Aeneas gegründet. Seinen Namen soll es von Lavinia (Lauma), der mit Aeneas vermählten Tochter des Königs Latinus, erhalten haben. Da Lavinium die Hauptstätte des Penatencultus war *(Macrob.* Sat. III, 4, 11), so liegt die Vermuthung nahe, daß es in früherer Zeit den religiösen Mittelpunkt Latiums bildete (Schwegler, «Röm. Gesch.», I, 317). Ebenso wie Rom, Luceria und andere Städte, rühmte sich Lavinium, ein trojisches Palladium zu besitzen *(Strabo* VI, 1, 14). Dionys (V, 61) nennt Lavinium

unter den dreißig latinischen Städten, die sich 498 v. Chr. gegen die von Tarquinius Superbus begründete Oberherrschaft Roms erhoben und fünf Jahre nachher die Wiederherstellung des früher zwischen Rom und Latium bestehenden foedus aequum erlangten (*Liv.* II, 33, 4; *Dionys.* VI, 95, vgl. den Art. Latiner). An dem unglücklichen Kriege, welchen die Latiner 340—338 v. Chr. mit Rom führten, nahm, wie aus den Triumphalfasten und Livius (VIII, 11, 3) ersichtlich ist, auch Lavinium Antheil. Später bildete es mit Laurentum zusammen einen Staat, was einestheils aus dem in Inschriften vorkommenden Namen Laurolavinium (vgl. Teuffel in Pauly's «Realencyklopädie»), anderntheils aber daraus ersichtlich ist, daß nach einer aus der Zeit des Kaisers Claudius stammenden Inschrift (C. J. L. X, 797, vgl. A. W. Zumpt, «De Lavinio et Laurentibus Lavinatibus», S. 2 fg.), in welcher die Erneuerung des alljährlich zwischen Rom und Laurentum abzuschließenden Bündnisses (s. Laurentum) erwähnt wird, dieselbe in Lavinium erfolgte. *(L. Holzapfel.)*

LAVOISIER (Antoine Laurent), berühmter französischer Chemiker, geboren am 16. Aug. 1743 zu Paris als Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns, studirte Naturwissenschaft. Bei seinen Studien bevorzugte er namentlich Mathematik und Chemie, letztere Wissenschaft unter Rouelle, außerdem beschäftigte er sich eingehend mit Botanik, Mineralogie, Geognosie und Astronomie und erwarb sich überhaupt eine ungewöhnlich vielseitige Bildung. Nachdem Lavoisier bereits im J. 1764 eine Preisaufgabe der französischen Regierung, über die zweckmäßigste und billigste Straßenbeleuchtung einer großen Stadt, gelöst hatte, wurde er in der öffentlichen Sitzung der Pariser Akademie im J. 1766 durch Ueberreichung einer ihm vom König zuerkannten goldenen Denkmünze ausgezeichnet und im J. 1768 zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften ernannt. Von dieser Zeit an fast ausschließlich mit wissenschaftlichen chemischen Untersuchungen beschäftigt, benutzte er die ihm durch Verleihung einer Generalpächterstelle im J. 1771 nunmehr reichlich zu Gebote stehenden Mittel mit dem größten Fleiße im Dienste seiner Wissenschaft und wußte in seiner Stellung seine umfassenden Kenntnisse für den Staat und das allgemeine Wohl geltend zu machen. Im J. 1776 übernahm Lavoisier die Leitung der königlichen Pulverfabriken mit solchem Erfolge, daß an Güte das französische Schießpulver in kurzer Zeit das anderer Nationen übertraf, 1790 wurde er zum Mitgliede der Commission für die Regulirung des Maß- und Gewichtssystems ernannt, 1787 als Administrator der Discontokasse und Kommissär des Nationalschatzes angestellt, fand überhaupt trotz seiner rastlosen wissenschaftlichen Thätigkeit noch Zeit, sein ausgezeichnetes Talent, die Resultate wissenschaftlicher Erkenntniß in das praktische Leben einzuführen und sich in der Annahme und der Ausfüllung zahlreicher öffentlicher Aemter mit großem Erfolge zu bethätigen. Trotz seiner Verdienste um Wissenschaft und Staat wurde Lavoisier auf eine grundlose Beschuldigung hin, sich als Generalpächter Erpressungen erlaubt und bei seiner Verwaltung der Tabacksregie dem Tabak schädliche Stoffe zugesetzt zu haben, in den Anklagezustand gesetzt, in der Schreckenszeit unter Robespierre zum Tode verurtheilt. Sein Haupt fiel am 8. Mai 1794 unter dem Henkerbeile.

Lavoisier war einer der bedeutendsten Forscher der neueren Zeit. Mit durchdringendem Scharfblicke und unvergleichlicher Klarheit der Gedanken begabt, wußte er bei seinen chemischen Untersuchungen durch feine Beobachtung, durch klare Darlegung der Resultate und der zu ziehenden Folgerungen, durch Anwendung zweckmäßigerer und erfinderisch construirter neuer Apparate genauere Bestimmungen von Thatsachen zu erhalten, als irgendeiner vor ihm. Er führte zuerst allgemeiner den Gebrauch der Wage zur Entscheidung chemischer Fragen ein und brachte überhaupt Methoden und Hülfsmittel in Anwendung, welche zu damaliger Zeit als rein physikalische betrachtet wurden. So gelangte Lavoisier, nachdem er bei seinen ersten Arbeiten die Unrichtigkeit der Stahl'schen Lehre, der sogenannten Phlogistontheorie, erkannt hatte, in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu Resultaten, welche den Grund zu einem neuen chemischen System, zu der antiphlogistischen Theorie, legten. Sehr zu statten kam ihm dabei die gründliche Kenntniß alles dessen, was vor ihm in der Chemie geleistet war; mit Geschick wußte er fremde Arbeiten zu benutzen oder richtiger zu deuten, sodaß ihm vielfach der Vorwurf, aber mit Unrecht gemacht worden ist, daß er diese als eigene Entdeckungen bezeichnet (wenn die von ihm gewonnenen Resultate mit denen seiner Vorgänger übereinstimmten) oder die Verdienste anderer geflissentlich ignorirt habe. Es ist dabei aber zu berücksichtigen, daß die meisten dieser von ihm benutzten oder ignorirten Arbeiten anderer nur einzelne, abgerissene Thatsachen behandeln, während Lavoisier's Untersuchungen sämmtlich miteinander in Zusammenhang stehen, alle von dem einen Gedanken durchdrungen, die Verbrennung und die Wirksamkeit des Sauerstoffs in der Chemie überhaupt zur richtigen Erkenntniß zu bringen.

Zu den ersten chemischen Arbeiten, welche mit dem Jahre 1768 beginnen, von denen seiner Vorgänger nur durch größere Genauigkeit und den Gebrauch der Wage unterschieden, gehört die Analyse des Gipses und die Untersuchung über die Möglichkeit der Verwandlung des Wassers in Erde beim längeren Erhitzen in Glasgefäßen. Die nun seit dem Jahre 1772 folgenden Untersuchungen führten zur Begründung der antiphlogistischen Theorie. Bekanntlich war das Princip der Phlogistontheorie (von den Chemikern Becher und Stahl aufgestellt), daß alle brennbaren Körper eine gemeinsame Materie, das Phlogiston, enthielten, welche ihnen die Eigenschaft der Verbrennlichkeit mittheile und bei der Verbrennung abgeschieden werde, wobei die Feuererscheinung als durch die rasche, wirbelnde Bewegung, mit der die Abscheidung des Phlogistons erfolgt, hervorgerufen angesehen wurde. Was bei der Verbrennung zurückblieb, war in dem ursprünglichen Körper mit Phlogiston verbunden (z. B. Schwefelsäure im Schwefel, Metalloxyd oder Metallkalk

in den Metallen. Durch Erhitzen eines an Phlogiston reichen Körpers mit einem solchen, welcher kein Phlogiston enthält, wird letzteres an diesen übertragen, wodurch er zu einer verbrennlichen Substanz wird. Auf diese Weise erklärte man den Uebergang der Metallkalke in Metalle durch Erhitzen mit Kohle. Die in sich vollkommen logische Phlogistontheorie vermochte eine große Anzahl chemischer Vorgänge unter einen gemeinsamen Gesichtspunkt zu bringen und daraus abzuleiten, man hatte jedoch vergessen, den Umstand zu berücksichtigen, daß Metalle, welche beim Verkalken Phlogiston verlieren sollten, an Gewicht trotzdem zunehmen. Dieser Widerspruch machte das phlogistische System unhaltbar.

Im J. 1772 legte Lavoisier der Akademie eine Note vor, in welcher er angab, daß sowol bei der Verkalkung der Metalle, wie bei der Verbrennung von Phosphor und Schwefel eine Gewichtszunahme stattfinde, und daß diese von der Absorption einer großen Menge Luft herrühre, ferner daß bei der Reduction von Metallkalken eine große Menge von Luft sich wieder entwickele. Im J. 1774 gab Lavoisier zur Begründung seiner Behauptung einen schon vor anderthalb Jahrhunderten von R. Boyle angestellten Versuch an. Er füllte in eine Retorte eine gewogene Menge Zinn, schloß dieselbe hermetisch und wog das Ganze. Das Zinn wurde geschmolzen und oxydirte sich, wobei das Gewicht des Apparats sich als unverändert herausstellte; aber beim Oeffnen der Retorte drang Luft ein und nunmehr zeigte der Apparat eine Gewichtszunahme. Eine Wägung des Zinns ergab weiter, daß seine Gewichtszunahme beim Verkalken gerade diesen Ueberschuß ausmachte. Der Versuch bewies somit klar, daß das Zinn beim Verkalken eine Gewichtszunahme erfährt, die von absorbirter Luft herrührt, da die Gewichtszunahme gerade so viel beträgt, als die absorbirte Luft für sich wiegt. Eines besonderen Theils der Luft, welcher das Verkalken zu Wege bringt, thut Lavoisier bis hierher nicht Erwähnung. Als derselbe aber im J. 1774 mit Priestley und dessen kurz vorher gemachter Entdeckung des Sauerstoffs bekannt wurde, erkannte er sofort die Bedeutsamkeit dieses Gases für die Chemie, und im J. 1775 erschien ein Aufsatz von ihm über den Bestandtheil, welcher sich mit den Metallen beim Verkalken vereinigt und ihr Gewicht vermehrt. Lavoisier suchte nun zu zeigen, daß Sauerstoff zur Verbrennung unerläßlich sei und die nothwendige Bedingung des Verbrennungsprocesses ausmache, daß die fixe Luft (die Kohlensäure) eine Verbindung von Kohle mit Sauerstoff sei. An die Untersuchungen Lavoisier's über die Zusammensetzung der fixen Luft schließen sich die Versuche über die Verbrennlichkeit des Diamants; er wies nach, daß bei seiner Verbrennung nur fixe Luft gebildet werde, und daß ganz dasselbe entstehe, wenn anstatt des Diamants Holzkohle verbrannt werde. Im J. 1777 folgt die Publication der Arbeit über die Verbrennung des Phosphors und die Eigenschaften der Phosphorsäure, gleichzeitig der Beweis, daß nur ein Fünftheil Luft zur Verbrennung tauglich ist, während vier Fünftheile eines besonderen Gases zurückbleiben, welche weder das Verbrennen noch das Athmen unterhalten können. Nunmehr wurde die Verbrennungstheorie auch auf solche Fälle ausgedehnt, wo die Körper bei ihrer Verbrennung gasförmige Producte bilden. Nachdem Lavoisier gezeigt hatte, daß das Sauerstoffgas zur Verbrennung nothwendig sei und bei seiner Vereinigung mit einigen Substanzen (wie Phosphor) Säuren, bei seiner Vereinigung mit Metallen Kalke bildet, suchte er 1777 noch zu beweisen, daß der Sauerstoff in den Säuren überhaupt enthalten ist, studirte zu dem Zwecke hauptsächlich die Schwefelsäure, später auch die Salpeter- und Phosphorsäure. In einer 1778 erschienenen Abhandlung über die Natur der Säuren erklärte er den Sauerstoff zuerst als das acidificirende Princip und belegte ihn mit dem Namen Oxygen. Im J. 1780 publicirte Lavoisier eine Arbeit über die Umwandlung des Phosphors in Phosphorsäure mit Hülfe von Salpetersäure; 1781 eine solche über die quantitative Analyse der fixen Luft, welche seine außerordentliche Geschicklichkeit als Experimentator in helles Licht setzte. Er benutzte letztere Arbeit auch, um Neuerungen in der chemischen Nomenclatur vorzuschlagen und führte unter anderm auch die Bezeichnung Kohlensäure für die fixe Luft oder Kreidesäure ein. In den Jahren 1781 und 1783 wandte sich Lavoisier wieder den Untersuchungen über die Metalloxyde zu und ergründete die Zusammensetzung des Wassers. Im J. 1785 stand die Lavoisier'sche antiphlogistische Theorie in ihren Grundzügen bereits vollendet da, von dieser Zeit an traten die bedeutenderen Chemiker der neuen Anschauungsweise bei. Ihr Beispiel fand bald Nachahmung, sodaß mit dem Abschluß des vorigen Jahrhunderts im allgemeinen die antiphlogistische Theorie als die herrschende angesehen werden konnte.

Lavoisier's Einfluß auf die Entwickelung der Chemie war ein unermeßlich großer. Durch ihn wurde die chemische Untersuchung in neue Bahnen gelenkt, er ist als der eigentliche Begründer der quantitativen Analyse anzusehen. «Kein Chemiker» — sagt H. Kopp in seiner «Geschichte der Chemie», Bd. 1, S. 313 — «hat die Summe von Kenntnissen, die ihm zugekommen war, so vermehrt, keiner die Wissenschaft, wie sie ihm seine Vorgänger vorgearbeitet hatten, mit einer so veredelten und ausgedehnten Richtung befruchtet an seine Nachfolger überliefert, als Lavoisier, und die Ansichten keines Chemikers der neueren Zeit haben so lange unbestritten in der Wissenschaft geherrscht und sind größtentheils noch angenommen, wie die Lavoisier's.»

Lavoisier's Untersuchungen finden sich zum großen Theil in über sechzig Abhandlungen in den Memoiren der Pariser Akademie für die Jahre 1768—87 niedergelegt, wobei zu berücksichtigen ist, daß man aus der Jahreszahl, welche für den betreffenden Band der Memoiren gegeben ist, nicht auf die Zeit der Entdeckung schließen darf, da die Schriften der Akademie fast immer um 3 Jahre später, als wofür ihr Titel lautet, erschienen und in den Schriften für ein bestimmtes Jahr auch Arbeiten aus den nächstfolgenden Jahren aufgenommen sind. Weitere, kleinere Abhandlungen Lavoisier's

sind in dem «Journal de Physique», in den Denkschriften der pariser «Académie de médecine» und namentlich in den «Annales de chimie» publicirt. Als Sammelwerk erschienen, von seiner Gattin herausgegeben, im J. 1805 2 Bände «Mémoires de chimie», eine Gesammtausgabe in 3 Bänden in den Jahren 1864—65. Von seinen weiteren Schriften sind besonders noch hervorzuheben: «Opuscules physiques et chimiques» (1774; 2. Aufl. 1801), worin er neben einer ausführlichen Geschichte der Ansichten über die Gase zugleich die Grundzüge seiner Ansichten über Verbrennung mittheilt. Diese sind noch vollständiger gegeben in dem «Traité élémentaire de chimie, présenté dans un ordre nouveau et d'après les découvertes modernes» (1789), welches Werk auch in deutscher und englischer Uebersetzung erschien und zur Verbreitung der antiphlogistischen Ansichten wesentlich beitrug.

Im übrigen vgl. Kopp, «Geschichte der Chemie» (4 Bde., 1843—47); Kopp, «Entwickelung der Chemie in der neueren Zeit» (München 1871); Volhard, «Begründung der Chemie durch Lavoisier» (Leipzig 1870).

(Paul Bässler.)

LAVOISIUM, metallisches Element, dessen Existenz indeß noch nicht mit absoluter Sicherheit erwiesen ist. Entdeckt wurde dasselbe vom französischen Chemiker Prat und zur Erinnerung an Lavoisier benannt. Es kommt nach ihm in vielen Mineralien, besonders aber im Eisenkies vor, ist silberweiß, hämmerbar und schmelzbar und bildet farblose, krystallinische Salze von nachstehenden Reactionen: Kalilauge gibt einen weißen, im Ueberschusse unlöslichen Niederschlag; Ammoniak einen im Ueberschusse leicht löslichen Niederschlag; Ferrocyankalium gibt einen rosenrothen, Schwefelwasserstoff einen rehbraunen Niederschlag, nachdem zunächst eine braune Färbung der Flüssigkeit eingetreten ist; Gerbsäure bewirkt eine gelbgrüne Fällung. Im Spectroskop zeigt das Lavoisium mehrere charakteristische Linien, die indeß sämmtlich mit denen des Kupfers zusammenfallen.

(Paul Bässler.)

LAW (Jean, Law of Lauriston), berüchtigter französischer Finanzmann, geboren zu Edinburgh am 16. April 1671 als ältester Sohn des reichen Goldschmieds, Geldwechslers und Besitzers von Randleston und Lauriston William Law und der Jane Campbell aus dem Hause Argyle. Jean (John) Law wuchs wie ein Gentleman aus vornehmem Hause auf, zeigte lebhafte Intelligenz und Befähigung für alle möglichen Studien, fühlte sich aber besonders durch Rechnen angezogen. Er ging 1694 nach London und füllte seine Zeit mit Spiel, Sport und Liebeshändeln aus, ohne jedoch das Studium des Handels- und Creditwesens beiseite zu lassen. Die damals gegründete Londoner Bank interessirte ihn sehr. Als er in einem Duelle seinen Gegner Whilston tödtete, wurde er zum Tode verurtheilt, doch dieser Spruch in Gefängnißhaft gemildert; er aber entfloh nach Amsterdam. Hier wurde die Bank Law's Hochschule. Law trat daselbst als Commis bei dem englischen Residenten ein. Gewiß war er nirgends besser in der Lage, den Werth des Baargeldes gewürdigt zu sehen, als bei den holländischen Kaufleuten; nirgends trat ihm die Anschauung klarer entgegen, daß das Papiergeld von Staaten und Banken nur Wechsel im Verkehre und Anweisung auf baares Geld sei und daß es nur solange vollen Ersatzwerth haben könne, als die Einlösung auf den Pfennig geschieht sei. Er machte Aufenthalte in Paris, Venedig, Genua, Florenz, Rom und Neapel, überall in den vornehmen Kreisen bewundert und beneidet als glücklicher Spieler, der das leicht erworbene Geld leichtsinnig vergeudete. Im J. 1700 kehrte er in die Vaterstadt heim, gesonnen, Schottland der neuen Entdeckungen in der Geld- und Creditfrage theilhaftig werden zu lassen, die er gemacht zu haben meinte. Wie arm kam ihm Schottland vor, wenn er es mit Holland verglich. Er glaubte, dieser müde und kraftlose Zustand seiner Heimat sei aus dem Mangel an Kapitalien zu erklären, Ueberfluß an Baargeld sei die Ursache des Reichthums der Staaten. Als Ersatzmittel für Baargeld erschienen ihm Banken, welche auf den Credit hin dem Papiere den Werth und die Wirksamkeit des Geldes geben. So gerieth Law ganz allmählich in den Irrthum, der Wohlstand eines Staates hafte an der Masse des Baargeldes und man könne diese nach Belieben anwachsen lassen; er verlor den klaren Blick dafür, daß die Masse des Baargeldes nicht der Reichthum, sondern seine Folge ist und sich nach und nach mit ihm vermehrt, daß der Geldumlauf im gleichem Schritte mit der Production des Landes gehen muß. Im J. 1701 erschien eine Broschüre, die durchgängig Law zugeschrieben wird und jedenfalls seine Anschauung vom Bankmechanismus in ihrer ganzen Einseitigkeit darlegt. Von den Banken erwartete er die Vermehrung des Baargeldes und die Einführung des Papiergeldes, welches er im Geschäftsgange dem Gold und Silber vorzuziehen fand; ohne zu verkennen, daß hartes Geld stets einen innewohnenden Werth behält, den Papier nie besitzt, sobald es entwerthet ist, glaubte er, die Banken könnten dem Papiere Realwerth verschaffen und es zum Range von Gold erheben. Law dachte an die Errichtung einer allgemeinen Bank, die correspondirende Bureaux in Städten zweiten Ranges haben könnte; so sollten die Vortheile des Papiergeldes von der Hauptstadt bis in die abgelegensten Grenzdörfer ausströmen; wenn eine Bank in einer Hauptstadt, bei 100 Millionen in Münzsorten, 200 Millionen in Billets ausgeben konnte, so vermöchte seiner Berechnung nach die von ihm geplante allgemeine Bank in einem Lande mit 1 Milliarde Baargeld 2 Milliarden an Billets auszugeben und so die Mittel zum Auswechseln zu verdreifachen; würden die Billets für den großen Umlauf genügen, so sollte das gesammte Baargeld, zur Metallreserve der Bank geworden, nur zu kleinen Auswechselungen dienen. Law's Wünschen gemäß sollte seine Bank ein öffentliches Institut mit den Münzen als correspondirenden Bureaux sein, die Erhebung der Staatseinnahmen übernehmen und dem Staate die Vortheile derselben wahren; sie sollte alle öffentlichen Gelder in Händen haben, die öffentlichen Anleihen negociiren, die Monopole verschiedener Special-

gesellschaften überkommen und das Recht haben, Handel zu treiben. So sollte die allgemeine Bank die Vortheile des Disconto als Bank, der Verwaltung als Pächterin der öffentlichen Gelder, des Handels als privilegirte Compagnie vereinigen, ihr Kapital in Actien theilen und ihren Gewinn vertheilen; ihr Papiergeld sollte als Umlaufsmünze, ihre Actien als Geldanlage dienen. Law legte diesen Plan, auf Schottland angewendet, vor, das Parlament verwarf ihn, aber die öffentliche Aufmerksamkeit war wenigstens erregt und Law in Beziehung zu den ersten Personen. Unbeirrt durch die Ablehnung seines Plans, gab er 1705 ein Mémoire unter dem Titel heraus: «Money and trade considered with a proposal for supplying the nation with money» (Edinburgh); auf französisch «Considérations sur le Numéraire et le Commerce». In dieser Arbeit rief er zur Gründung einer Bank für Schottland auf und schlug die Creirung eines Papiergeldes mit Zwangscurs vor, um das Baargeld durch dasselbe völlig verdrängen zu lassen; mit dem Papier sollte der ganze Grund und Boden Schottlands zu dem gleichen Preise angekauft werden, den er in Baargeld kosten würde. Nach Law's Ansicht waren Papier- und Baargeld völlig gleichwerthig, er ging immer von dem Trugschlusse aus, daß das Papiergeld seinen vollen Werth behalte. Abermals wies man Law in Edinburgh ab, ebenso in London. Er begab sich neuerdings auf Reisen und suchte bei Regierungen und Privaten für seine Finanzpläne Propaganda zu machen. Er lebte einige Zeit in Brüssel, dann in Paris, wo er sehr hoch und voll Glück spielte. Die Hofherren suchten seinen Umgang, die Prinzen nicht weniger, vor allen der liederliche Herzog von Orleans, der seinen Plänen Interesse schenkte; aber er hatte auch genug Feinde, und Ludwig XIV. wollte von ihm als Hugenotten nichts hören. Zwar trat Law in Beziehung zu dem Generalcontroleur der Finanzen, Desmarets, aber die Regierung verwarf die ihr unverständlichen Projecte des Abenteurers; derselbe wurde ihr verdächtig, zumal er den Hofherren so viel Geld abgewann, und der Generallieutenant der Polizei befahl ihm, Paris binnen 24 Stunden zu räumen. Law ging nach Italien, gewann in Genua, Venedig und Rom hohe Summen; dann begab er sich nach Turin. Hier lieh er dem berühmten Vendôme Geld und pries dem Herzog Victor Amadeus II. sein Finanzsystem an; dieser aber antwortete ihm, er habe nicht Geld genug, um sich zu ruiniren. Er sandte ihn auf höfliche Art aus dem Lande, indem er ihm rieth, in Deutschland sein Glück zu versuchen. Aber der Kaiser wies seine Projecte ebenso von der Hand wie andere deutsche Höfe, und Law kehrte nach Schottland heim. Trotz des großen Aufwandes brachte er als Spielertrag noch fast 2 Millionen Livres mit, die er alsbald nach Paris sandte; denn hierhin wandte er sich, sobald der ihm abholde Ludwig XIV. im Herbste 1715 verschieden war; dort herrschte ja nun der Wirdiger seiner Genialität, Philipp von Orleans, als Regent. Die Noth des Staats war furchtbar, die Schulden betrugen fast 3½ Milliarden, jedes Jahr ergab sich ein großes Deficit. Man schlug dem Regenten den Staatsbankrott vor, den er aber verwarf, um zu andern Mitteln seine Zuflucht zu nehmen. Während der Herzog von Noailles an der Spitze des neuen Finanzrathes ihm langsame Maßnahmen anrieth, fand Law den Moment geeignet, mit seinen raschen Mitteln Erhörung zu erlangen. Seiner Ansicht nach besaß Frankreich noch große Hülfsquellen, und es galt vor allem, das Vertrauen und den Umlauf mittels eines guten Creditsystems herzustellen; er trat vor den Regenten wie ein Erretter, der sich stark genug fühlte, um den Staat zu erlösen und den Handel zum Nachtheile niemandes, zum Heile aller zu beleben. Law legte dem Regenten sein ganzes Project vor, aber der Finanzrath verwarf es. Hierauf ermäßigte er seine Ansprüche und erbot sich zur Errichtung einer bloßen Discontobank, sogar auf eigene Gefahr, legte dem Regenten mehrere Mémoires über Banken vor und behauptete, eine Bank würde das Baargeld durch Emission der Billets vermehren und in jeder Weise öffentlichen wie privaten Credit heben. Durch Edict vom 2. Mai 1716 wurde er zu dieser Privatbank, die sich «La Banque générale» nannte und am 23. Mai einregistrirt ward, autorisirt. Ihr Fonds betrug 6 Millionen Livres, die in 1200 Actien zu je 5000 Livres getheilt wurden. Die Actien lauteten auf den Inhaber, wurden zu ein Viertel in Geld und drei Viertel in Staatsscheinen eingezahlt, sodaß der Staat in das Interesse der Privatbank und sie noch mehr in das Interesse des von seinen Schuldscheinen fast erdrückten Staats verflochten war. Ihren Statuten gemäß mußte die Bank Wechselbriefe discontiren, für die Kaufleute den Cassier durch Ab- und Zuschreiben in laufender Rechnung machen und ihre Billets in baaren Bankthalern von festbestimmtem Silbergehalte einlösen; die Billets der Bank und die bei ihr deponirten Werthe wurden von dem Heimfallsrechte (droit d'aubaine) befreit. Die Bureaux der Bank wurden in Law's prächtigem Hause an der Place Louis-le-Grand (jetzt Vendômeplatz) eingerichtet, er verwaltete die Bank mit dem Titel Director, und der Regent nannte sich Protector derselben. Die Subscription wurde am 1. Juni eröffnet und rasch gedeckt, da drei Viertel in Staatsscheinen gezahlt werden durften, das Capital also nur zu einem Viertel beigezogen war; auch ist in der That niemals mehr als dies erste Viertel eingezahlt worden. Eine Versammlung der Actionäre ernannte das Personal der Bank, für je fünf Actien erhielt man je eine Stimme in den Generalversammlungen, die am 20. Juni und 20. Dec. sein sollten. Das neue Institut gewährte die dringendsten Bedürfnisse der Nation, Credit, ein Papier, welches dem Baargeld gleich war, und eine Münze von festbestimmtem Gehalte; es mußte aufblühen. Rasch gewann es das öffentliche Vertrauen, jedermann wollte von den Scheinen, die in baaren Thalern vom Werthe des 2. Mai 1716 ausgelöst würden, selbst Geld wurde auf der Bank deponirt, um Scheine zu erhalten; die bisher mistrauisch fern gebliebenen Fremden nahmen diese ebenfalls und allmählich trat wieder ein Geldumsatz in Paris ein; das mäßige

Disconto von 5 Proc. für Wechselbriefe mußte zu einer Zeit bestechen, in der der Wucher blühte. Ohne das in ihn gesetzte Vertrauen irgendwie zu alteriren, durfte Law 15—20 Millionen in Scheinen emittiren.

Der Regent vertraute ihm blindlings und Law bestimmte ihn, die Segnungen seiner Bank auch den Provinzen zutheil werden zu lassen. So erschien am 10. April 1717 das königliche Edict, wonach die Scheine seiner Bank als Zahlung der Abgaben gegeben werden konnten und alle Schatzbeamten des Staats angehalten wurden, bei Vorzeigung derselben deren Werth in Baargeld auszuzahlen. So wurde die Bank ein allgemeines Institut für das Reich, ihre Scheine dienten zu allen Uebermachungen von Werthen aus den Provinzen nach Paris und umgekehrt, das Baargeld konnte in der Bank oder in öffentlichen Kassen deponirt werden. Welche Anhäufung von Baargeld! Law glaubte, bald werde sein Traum erfüllt, eine allumfassende Bank im Besitz des ganzen Baargeldes von Frankreich zu sehen. Um die beschleunigte Circulation recht sicher zu stellen, traf Law die Veranstaltung, daß die Scheine durch ihre Absender indossirt wurden, ohne daß die Indossirung ihrerseits irgend eine Garantie nach sich zöge; hierdurch sollten Finder oder Diebe solcher Scheine gehindert sein, davon Gebrauch zu machen. Bald liefen beträchtliche Summen in solchen Billets um, diese kamen indossirt nach Paris zurück und wurden hier sofort vernichtet. All dies brachte die Banque générale zu solchem Ansehen, daß Law trotz seines kleinen Fonds 50—60 Millionen in Billets emittiren konnte; die Nachfrage stieg stetig und die Depositen an Gold und Silber nahmen merklich zu. Mit Recht meint Thiers: Law würde, wenn er sich auf diese Bank beschränkt hätte, ein Wohlthäter Frankreichs und der Schöpfer eines vorzüglichen Creditsystems gewesen sein, aber seine Ruhelosigkeit und Ungeduld, die das ganze Volk getheilt, hätten ihn zu Grunde gerichtet. Denn jetzt verließ er den Boden ruhiger Berechnung, begann die schwindelnde Bahn waghalsiger Großgeschäfte, wurde zum Faiseur und verwendete zum Gelingen seiner Pläne die Agiotage. Um sein Ideal zu erreichen, beschloß er die Errichtung einer Handelsgesellschaft, der er allmählich verschiedene Befugnisse hinzufügen wollte, um sie schließlich mit der Banque générale zu verschmelzen. Die verschiedenen privilegirten Handelscompagnien in Amerika und Afrika waren in Nöthen, und Law wünschte sie alle in einer einzigen zu reconstituiren. Es sollte eine Actiengesellschaft mit einem Kapitale von 100 Millionen Livres gegründet und diese in 200,000 Actien zu 500 Livres vertheilt werden, die in Staatsscheinen zahlbar wären; bekanntlich verloren letztere damals über zwei Drittel ihres Nominalwerthes. Die Actionäre, deren Actien auf den Inhaber lauteten und vermittels einfacher Indossirung übertragen werden konnten, zahlten nur ein Viertel in Geld und drei Viertel in solchen Staatsscheinen ein; da für die Anfänge der neuen Compagnie 25 Millionen in Baargeld genügten, so fanden derart 75 Millionen in Staatsscheinen vortheilhafte Placirung, was auch den noch übrigbleibenden 175 Millionen in Staatsscheinen bedeutend aufhelfen mußte. Der Staatsschatz sollte nach wie vor die Zinsen von 4 Proc. für die Staatsscheine zahlen, sodaß die Compagnie jährlich drei Millionen von ihm bezöge; diese drei Millionen sollten im ersten Jahre für die Kosten des neuen Etablissements verwendet, dann aber unter die Actionäre regelmäßig vertheilt werden. Der Staatsrath genehmigte die Vorschläge Law's, den Michelet «den Ossian der Bank» nennt, und eine am 6. Sept. einregistrirte Verfügung dieser Behörde vom 28. Aug. 1717 autorisirte die «Compagnie d'Occident», die man auch «Compagnie des Indes Occidentales» und im Volke oft «Compagnie du Mississippi» nannte. Ihr Privileg sollte vom 6. Sept. 1717 an 25 Jahre dauern, ihre Operationen den Handel von Louisiana, Canada und den Westküsten Afrikas umfassen; sie mußte nur dem König von Frankreich den Huldigungseid leisten, übte alle Souveränetätsrechte, hob z. B. Truppen aus, bewaffnete Schiffe, errichtete Forts, führte Gerichtshöfe ein, beutete Minen aus, woran man märchenhafte Erwartungen knüpfte u. s. w.; der König überließ ihr die Schiffe, Forts und Munitionen in Louisiana und übertrug ihr das ausschließliche Recht des Biberhandels in Canada. So erschien die Compagnie nach Levasseur's Ausdruck als «ein Kaufmannssouverän, ein Königthum durch Association». Sie gab jedem Besitzer von 50 Actien das Recht, ihrer Generalversammlung beizuwohnen, und für je 50 Actien eine weitere Stimme, versprach jährlich Ende December ihre Bilanz zu ziehen, u. s. w.; von ihren drei Directoren war der königliche Rath Law der populärste. Nur langsam ging die Zeichnung der Actien vor sich, nur die Capitalisten zeigten Wärme dafür, weil sie ihre gefallenen Staatsscheine anbringen konnten; trotz aller Fabeln von ungehobenen Schätzen blieb das Publikum kalt. Die Actien wurden unter Pari gehandelt, denn nur 25 Millionen wurden ja in Silber gezahlt, die 75 übrigen waren höchstens 25 werth, sodaß nur 50 an Effectivwerth sich ergaben; aber sie hoben dabei merklich den Credit der Staatspapiere, und die Banque générale, die davon kaufte, legte ihr Kapital von 6 Millionen in solchen Actien an.

Law begann sofort die Einrichtung der transatlantischen Gebiete, bemannte und bewaffnete Schiffe, sandte zur Bevölkerung Vagabunden und Dirnen, bewilligte ihnen Ländereien und ließ selbst aus Deutschland Ackerbauer kommen. Täglich stieg sein Ansehen bei dem für Chimären sehr zugänglichen Regenten, während sein Widersacher an der Spitze des mistraunischen Finanzrathes, Herzog von Noailles, seine Entlassung nahm und sein Nachfolger Marquis d'Argenson im Finanzfache ein Neuling war; bald konnte darum Law als der wirkliche Finanzminister gelten. Aber das Parlament machte ihm viel zu schaffen; es haßte instinctiv den schottischen Abenteurer, der es allerwärts an Einfluß beschnitt, und verdammte sein willkürliches «System», wie man die gesammte Finanzpolitik Law's zu nennen pflegte. Da es nicht gegen die Compagnie d'Occident auftreten konnte, so wandte es sich gegen die Verfügung vom 10. April

1717 (s. oben), cassirte durch Verfügung vom 18. Aug. 1717 den Ausspruch jener und verbot allen Beamten, bei denen öffentliche Einkünfte in Verwahrung gegeben wurden, die Annahme der Bankscheine Law's. Der Regent hingegen veranstaltete ein lit de justice Ludwig's XV., in dem am 21. Aug. der Parlamentsbeschluß vom 18. cassirt wurde. Law's Ansehen konnte dabei nur gewinnen. Unzweifelhaft leistete seine Bank Frankreich werthvolle Dienste, hob den Credit und allmählich befestigte sich auch die Sache der Compagnie. Aber Law's Feinde ruhten nicht, unter der Aegide d'Argenson's plante man ein Gegengewicht gegen Law's Macht. Die in der Handelswelt sehr angesehenen Gebrüder Paris wurden zu Trägern eines gegen «das System» gerichteten «Gegensystems» ausersehen, d'Argenson und andere hohe Würdenträger liehen ihnen Unterstützung und so kam das «Gegensystem» zu Stande, welches im Grunde Law's Werk schwächlich copirte. Ein Theil der Staatseinkünfte, die fermes générales, pflegten verpachtet zu werden; jetzt schlug sie d'Argenson auf sechs Jahre den Paris unter dem vorgeschobenen Namen seines Bedienten Aymard-Lambert für jährlich 48,500,000 Livres zu, und sie übertrugen ihr Recht auf eine Actiengesellschaft von 100 Millionen Kapital; diese wurden in 100,000 Actien von 1000 Livres auf den Inhaber vertheilt, zahlbar in verschiedenen guten Papieren, deren Schuldner der Staat war; ein Zehntel wurde bei der Zeichnung eingezahlt, die neun andern am 1. Jan. 1719; bei den Generalversammlungen, die im April die Dividende festzusetzen hatten, erlangte man für je 50 Actien eine Stimme. Am 16. Sept. 1718 bestätigte der Staatsrath diese Anordnungen. Waren diese «Actien des Gegensystems» bedeutend theurer, so besaßen sie auch weit größere Sicherheit als die der Compagnie d'Occident und wurden stark begehrt. Aber das Vertrauen und die Macht des Regenten halfen Law auch über diese gefährliche Concurrenz hinaus. Was Law seit lange erstrebte, geschah; durch eine am 27. d. M. im Rathe bestätigte Declaration vom 4. Dec. 1718 erstattete Ludwig XV. in Münze den Actionären der Bank die durch sie eingezahlten Fonds zurück, die Generalbank wurde, während Law Director blieb, zur Banque royale. Der König wurde Bankier, Law sein Commis. Um den Gebrauch der Bankscheine zu erleichtern, wurden Bankbureaux auch in Lyon, La Rochelle, Amiens, Tours und Orleans eröffnet. Noch war der Curs kein Zwangscurs, die Finanzbeamten mußten sie annehmen und mit den Fonds ihrer Kassen auszahlen, aber Privatleute konnten sie ablehnen. Bei der Umgestaltung der Bank zu einer königlichen stand man davon ab, die Scheine für einlösbar in baaren Bankthalern vom 2. Mai 1716 zu erklären, und verfügte ihre Einlösung in Livres Tournois. Nur noch solche einlösbare Scheine wurden seit December 1718 in Umlauf gebracht, selbst die vor dem 4. Dec. emittirten Scheine im Belaufe von 51 Millionen allmählich zurückgezogen und durch solche ersetzt. Am 22. April 1719 wurde noch verordnet, daß die Scheine in Livres Tournois nicht den Verringerungen unterworfen sein dürften, die dem gemünzten Gelde begegnen könnten. Es wurde verboten, Baargeld zwischen den Städten zu transportiren, in denen Bureaux der Bank waren; die Summen mußten in Scheinen transportirt werden; so wurde das Baargeld geradezu geächtet und die Scheine zum Zwangsgelde in allen Summen über 600 Frs. gemacht. In den Monaten Januar bis April 1719 stieg sehr rasch die Nachfrage und Ausgabe der Bankscheine, in nicht fünf Monaten wurden 59 Millionen ausgegeben, so daß im April 1719 110 Millionen vorhanden waren. Dabei suchte Law seine Compagnie immer mehr zu heben, gewann viele vornehme Leute zum Ankauf von Actien, und da im Mai 1719 die von 500 Livres nur 300 galten, so kaufte er selbst öffentlich 200 Stück mit der Verpflichtung, sie in sechs Monaten mit 100,000 Frs. zu bezahlen; derart sollten sie wenigstens 200 Livres jede gewinnen und am ganzen ein Benefice von 40,000 Livres ermöglicht werden; um diese Art Pari sicherer zu machen, verpflichtete er sich, die Differenz von 40,000 Livres im voraus zu zahlen, und willigte ein, sie zu verlieren, wenn er die abgemachte Acquisition nicht ermöglichen könnte. Diese Operation à prime, die erste in dem französischen Handel und Wandel, erregte großes Aufsehen und brachte die Actien empor, man drängte sich zum Kaufe und bald standen sie Pari. Als die Tabakspacht ablief, erbot sich Law namens der Compagnie d'Occident, sie für neun Jahre gegen jährlich 4,020,000 Livres zu übernehmen, und die Regierung übertrug sie ihm am 4. Sept. 1718; da sie der Compagnie eine Rente von 4 Millionen schuldete, so brauchte diese dem Staate nur ein jährliches Saldo von 20,000 Livres zu zahlen. Die Compagnie machte ein gutes Geschäft, erlangte das Monopol des Absatzes für den Tabak, den sie aus Louisiana zog, und da der Tabaksverkauf zunahm, kam sie leicht wieder zu der Summe, zu deren Bezahlung sie sich verpflichtete. Sie besaß am Senegal eine Marine und einen großen Waarenfonds. Schon im Mai 1719 war das öffentliche Vertrauen so gestiegen, daß die Compagnie d'Occident ein Incasso von über $3^1/_2$ Millionen, 750,000 Livres an Waaren in ihren Magazinen und 21 Fahrzeuge besaß; die Colonien trugen reichen Nutzen. Der Regent gewann immer mehr Geschmack an Law's Unternehmungen und ließ ihm im Mai 1719 neue Vortheile zukommen: die Compagnie d'Occident absorbirte die Privilegien der erloschenen Compagnies des Indes Orientales und de la Chine und nannte sich von nun an bis zu ihrem Untergange «Compagnie des Indes», während ihr Reglement dasselbe blieb wie bisher. Sie allein besaß jetzt das Handelsprivileg in allen Meeren, die sich über das Cap der Guten Hoffnung hinaus erstrecken, konnte allein die Inseln Madagaskar, Bourbon und France (Mauritius), die Küste von Sofala in Afrika, das Rothe Meer, Persien, die Mongolei, Siam, China und Japan besuchen, hatte das Privileg des französischen Handels in Afrika, Asien und Amerika. Sie durfte eine neue Reihe Actien ausgeben, um sich die nöthigen Fonds zu verschaffen, sowol um die Schulden der ihr vorangegangenen Gesellschaften zu zahlen, als um passende Etablissements

zu errichten. Sie gab 50,000 neue Actien von 500 Livres aus, was 25 Millionen Nominalkapital ergab. Die Compagnie erforderte, daß sie zu 550 Livres in Geld, also zu 27,250,000 Livres, gezahlt würden, und zwar 50 Livres sogleich baar, die übrigen 500 in zwanzig gleichen Zahlungen monatlich; falls die Zahlungen nicht vollzählig erledigt würden, sollten die vorausgezahlten 50 Livres für die Zeichner der Actie verloren gehen. Man konnte, wenn man 550 Livres ausgab, elf Actien statt einer bekommen und mit wenig Geld um große Summen speculiren. Um das Actienfieber noch zu steigern, veranstaltete Law den Erlaß vom 20. Juni 1719, wonach man vier alte Actien haben mußte, um eine neue zeichnen zu können.

Die alten wurden «mères», die neuen «filles» genannt. Im Juli 1719 absorbirte die Compagnie des Indes die Compagnie d'Afrique, sodaß außer ihr nur noch die Compagnie de Saint-Domingue bestand, die am 10. Sept. 1720 sich gleichfalls mit der Compagnie des Indes vereinigte; gleichzeitig wurde das Privileg des Negerhandels von Guinea letzterer Compagnie übertragen. Ende Juli 1719 standen die Actien derselben 1000 Livres. Alle Subscriptionen brachten eine zu starke Bewegung des Geldes in Betracht der Masse der damals in Frankreich circulirenden Werthe hervor, man vermehrte nun die Emissionen der Bankscheine, welche als Geld dienten, und das Publikum ging im Sturmschritte mit der Ausdehnung der Emissionen. Law kannte keine Grenzen mehr für seine fieberhafte Thätigkeit; er wollte das «Gegensystem» um jeden Preis vertilgen. Durch Edict vom 25. Juli 1719 ließ er der Compagnie des Indes auf neun Jahre Verwaltung und Fabrikation der Münzen übertragen, wofür die Compagnie 50 Millionen zahlte, die vom 1. Oct. 1719 an in 15 Monaten abzutragen waren. Damit sie aber diese Summe dem geldbedürftigen Regenten liefern konnte, mußte Law gestattet werden, neue 50,000 Actien zu 500 Livres zu machen; diese wurden, da sich das Publikum danach drängte, zu 1000 Livres ausgegeben, um so die nöthigen 50 Millionen zu erlangen, und hießen «petites-filles». Rasch waren sie gezeichnet, nachdem der Rath am 27. Juli seine Genehmigung gegeben; um eine petite-fille zu nehmen, mußte man fünf mères oder filles besitzen. Die Zahlung der 1000 Livres sollte in 20 Monatsabzahlungen à 50 erfolgen. Die Compagnie reizte zur Zeichnung noch besonders durch die Versprechung, sie würde jährlich zwei Dividenden zu je 6 Proc. vertheilen. Thiers weist nach, daß Law dies kühne Versprechen zu erfüllen im Stande gewesen wäre, da die Actien der drei Creirungen, jede à 500 Livres, ein nominelles Kapital von 150 Millionen repräsentirten und nur 18 Millionen erforderlich waren, um von diesem Kapital 12 Proc. jährlich zu liefern. In voller Generalversammlung machte sich Law am 26. Juli verbindlich, die Actien vom 1. Jan. 1720 ab 6 Proc. ihres Cursfes von 1000 tragen zu lassen. Im August bereits wurden die Actien weit über 1000 gehandelt; die ersten Aufkäufer, die sie zu 300 bekommen hatten, gewannen somit schon 200 Proc.; die Gläubiger des Schatzes, welche die ersten nur gekauft hatten, um ihre Staatsscheine zu verwerthen, verkauften ihre Actien, froh des hohen Gewinnes, während gewiegte Speculanten sie behielten und neue erwarben.

Michelet zeigt uns, wie die Feinde Law's in geschlossenen Reihen sich bemühten, ihn zu erdrücken, da sein «System» eine der gewaltigsten socialen Erschütterungen mit sich brachte, die Frankreich vor 1789 durchmachte; er erinnert an den leidenschaftlichen Kampf der londoner und pariser Börse, an die Angriffe des englischen Gesandten Stairs, Dubois' und des Parlaments gegen Law, hinter dem aber der Hof, der Regent und der Herzog von Bourbon standen, die er beständig bereicherte. Law fürchtete sogar im November 1719, Stairs wolle ihn ermorden lassen, während Leute wie Bourbon nie zu sättigen waren; Law gab Bourbon, seiner Großmutter, seiner Mutter und seinem Bruder Charolais (s. Karl, Graf von Charolais) große Summen, die Familie Conti hing sich ebenso an ihn wie der gierige Adel, und fast am dreistesten umbuhlten ihn die leichten Herzoginnen, Gräfinnen und Marquisen des unglaublich liederlichen Hofs; die schönen Agioteuses trugen freilich viel zum raschen Umsatze der Papiere Law's bei. Sobald Law Dubois' Liebe zu Madame de Tencin erkannt hatte, interessirte er sie und ihren Bruder, den Abbé de Tencin, für sein System. Während der schamlose Schwindel Law's das Reich zerrüttete, nahmen die Geschwister Tencin großartige Summen ein; Law gab ihnen massenhaft Actien und betheiligte sie an der Agiotage; ihre nahe Verbindung mit Dubois und d'Argenson lieferte ihnen die Geheimnisse der Börse; Law machte Tencin reich und ließ ihn im Golde wühlen. Der Geliebte der Madame de Tencin, der Rath de La Fresnaye, war ein eifriger Agioteur Law's. (S. Kleinschmidt, «Madame de Tencin» in «Unsere Zeit», 1881, Heft 7.) Michelet gibt eine ganze Reihe Charakterbilder aus der Schwindelperiode, von denen jedes lehrreich ist. Law selbst wurde von einer britischen Abenteurerin gegängelt, die ihm eine Tochter geschenkt hatte und für seine Frau galt; sie war sehr auf Geld erpicht und sah den Hof zu ihren Füßen. In der kleinen Bankgasse Quincampoix saßen seit lange Geldwechsler und Makler, jetzt führten sie ein paradiesisches Dasein in ihren Buden. Tag und Nacht handelte man in allen Kammern und Läden oder auf offener Straße, zahlte enorme Miethen für ein Zimmer und Schreibutensilien, ein Buckeliger erlöste mit seinem Höcker in einem Jahre 150,000 Livres. In der Quincampoix drängten und stießen sich Prinzen, Edelleute, Priester, Bankiers, Bürger, Soldaten, Bediente, Leute jedes Alters und Standes, Damen der höchsten Aristokratie und der Halle, tugendsame Frauen und Buhldirnen; alles lief durcheinander, schrie und erhitzte sich, mancher betrat eines Morgens arm die Straße und ging des Abends reich davon und umgekehrt; es ist vorgekommen, daß ein Herr alles dort verlor, sein Lakai aber ein Vermögen gewann und in der Karosse des Herrn heimfuhr, der nun hintenauf stand. Auch alle Fremden strömten nach der Gasse, wo Fortuna ihren Thron aufge-

schlagen hatte. Buvat hat uns im «Journal de la Régence» die competenteste Schilderung des unglaublichen Getriebes in dieser Gasse gegeben; der Herzog von Bourbon z. B. trug 20 Millionen, der Herzog von Antin 12, der Prinz von Conti $4\frac{1}{2}$ Millionen davon; auch die so brave Mutter des Regenten erhielt durch Law große Summen und nannte ihn den ersten anständigen Finanzminister Frankreichs. Law triumphirte über seine Widersacher, z. B. Leblanc und die Gebrüder Pâris, die ihm das «Gegensystem» in den Weg warfen. Er trachtete danach, seinem System die Krone aufzusetzen, indem er mit der Indischen Compagnie die Fermes générales verschmelze und die öffentliche Schuld abtrage. Durch Edict vom 27. Aug. wurde bekannt gemacht, den Gebrüdern Pâris seien die Fermes générales entzogen und der Indischen Compagnie in Generalpacht übertragen, die hierfür anstatt $48\frac{1}{2}$ jährlich 52 Millionen dem Staate zu zahlen gelobte; auch verhieß sie diesem ein dreiprocentiges Darlehen von 1500 Millionen zur Tilgung des größten Theils der Staatsschuld, der drückendsten Renten und zur Ablösung der lästigsten Kaufämter. Das «Gegensystem» war somit vernichtet, es blieb nur die schwierigste Aufgabe des «Systems», die Abtragung der 15—1600 Millionen betragenden öffentlichen Schuld. Law wollte, um sie zu bewältigen, die Indische Compagnie an die Stelle des Staates setzen und die ganze Staatsschuld in indische Actien umwandeln. Laut Verfügung des Staatsraths vom 12. Oct. wurden die Generaleinnehmerstellen unterdrückt, die Summen für dieselben vergütet und die Indische Compagnie mit der Erhebung der directen Steuer betraut. Die Renten und eine Anzahl erkaufter Aemter kamen in Wegfall, die bisherigen Inhaber wurden aufgefordert, ihre Scheine dem Schatzamte zu übergeben, welches ihnen dafür Zahlungsanweisungen an die Kasse der Indischen Compagnie zur Einlösung in Münze oder Scheinen ausfolgen würde. Law wünschte, daß der Staat der Compagnie das Darlehen von 1500 Millionen mit 3 Proc. verzinse, was jährlich 45 Millionen ergeben würde, während der Schatz 32 Millionen jährlich erspare. «Eine Rückzahlung der Staatsschuld im buchstäblichen Sinne des Worts war weder möglich noch beabsichtigt; beabsichtigt war eine Rentenumwandlung, bei der der Staat durch die Verminderung des Zinsfußes auf 3 Proc. im Jahre 15—20 Millionen gewann und die sich von den in neuerer Zeit üblichen Rentenconversionen dadurch unterschied, daß die Staatsgläubiger gezwungen wurden, ihr Kapital zurückzuziehen und in Actien der Indischen Compagnie anzulegen. Der Staat wurde dadurch seine Schuldverpflichtungen gegen die Privaten wirklich los; er hatte nur noch einen Gläubiger, die Indische Compagnie» (Oncken, «Das Zeitalter Friedrich's des Großen»). Indem Law in seinem Unternehmen Bank, Handel und Verwaltung vereinigte, schuf er die gewaltigste Finanzmacht, die je existirt hat; er mußte mit großer Besonnenheit operiren, wenn er nicht sein ganzes Werk von vornherein erschüttern wollte. Da die Actien des «Gegensystems» und die Staatsscheine zufolge der neuen Verfügungen aufhören mußten, so stiegen die indischen Actien enorm; von 1000 gelangten sie zu 2, 3 ja 4000 Livres, während der Nennwerth nur 500 Livres betrug. Am 13. Sept. emittirte Law zu den bereits vorhandenen 300,000 Actien mit 150 Millionen Nominalkapital weitere 100,000 zum Nennwerthe von 500, die zu 5000 verkauft wurden; dies repräsentirte 500 Millionen, also $\frac{1}{3}$ der Summe, die dem Staate von der Compagnie geliefert werden sollte; die Zahlung hatte in zehn gleichen Zielen von Monat zu Monat zu erfolgen, nur das erste mal in Baargeld. Diesmal brauchte man, um zu zeichnen, weder mère noch fille oder petite-fille zu haben; im Nu war die ganze Summe gezeichnet; wer disponibles Kapital hatte, Agioteur wie Staatsgläubiger, unterschrieb. Da letztere mit Law's Manöver nicht ganz zufrieden waren, erwirkte er das Edict vom 26. Sept., wonach die Zahlung der Actien nur in Staatsscheinen, die auf die 1500 Millionen zu remboursiren seien, geleistet werden dürfe; hierdurch konnten die Besitzer der Staatsscheine diese vortheilhaft anbringen. Am 28. Sept. gab Law wiederum 100,000 Actien zu denselben Bedingungen wie am 13. d. M. aus; sie wurden sofort untergebracht; das Hôtel de Nevers, wo gezeichnet ward, glich einer belagerten Burg; nur wer große Trinkgelder gab, wurde eingelassen; der ganze Adel eilte herbei. Die hier zu 5000 gezeichneten Actien wurden sofort in der Gasse Quincampoix zu 6, 7 und 8000 wieder verkauft und es begann eine wahre Börsenwuth. Schon am 2. Oct. wurde eine dritte Subscription auf 100,000 Actien zu denselben Bedingungen eröffnet, sodaß nun die 1500 Millionen zusammen waren, die von der Indischen Compagnie dem Staate zur Rückzahlung der Staatsschuld versprochen waren. Auch diesmal strömte alle Welt nach dem Hôtel de Nevers und in die Quincampoix-Gasse, wo nach einigem Schwanken die Actien anstatt zu 5 zu 7—8000 Livres gehandelt wurden; bei diesen Börsenmanövern gewannen die Agioteure riesige Summen. Auf privaten Befehl des Regenten, ohne Autorisirung des Staatsraths, emittirte die Compagnie am 4. Oct. noch 24,000 Actien zu denselben Bedingungen, sodaß nun 624,000 Actien emittirt waren; ihr Nominalkapital belief sich auf 312 Millionen, was aber bei dem Emissionspreise $1797\frac{1}{2}$ Millionen vorstellte. Das Gedränge in der Quincampoix-Gasse wuchs immerfort; vergebens warnten einige Anonymi in Spottgedichten und Schmähschriften vor dem Schwindel, der Frankreich an den Bettelstab bringen werde, und vor Law; im October stiegen seine Actien bereits über 10,000; man nannte die Bankgasse jetzt kurzweg den «Mississippi»; im November standen die Actien auf 15,000 Livres, also 30 mal über ihren Werth. In dem Actienrausche schienen die Leute vergessen zu haben, daß Papier nur so viel Werth hat, als es wirkliche Werthe repräsentirt; der Handel von ganz Indien konnte nie solche Gelder abwerfen. Aber man schien mit Law zu glauben, der ganze Reichthum liege im Papiere, welches Baargeld unnöthig machen könne, und vergötterte Law als den Großalmosenier Fortuna's. Er blieb ziemlich bescheiden, während in seinen Vorzimmern die Träger der stolzesten Namen auf Audienz harrten, sein Sohn mit dem Könige

tanzte und seine Tochter, die Gottschall als Papierprinzessin verewigt hat, trotz ihrer acht Jahre von Herzögen und Prinzen umworben wurde; «Madame Law» war desto hochmüthiger. Law kaufte für sich ganze Häuserreihen in Paris, sechs prächtige Schlösser und acht große Grundherrschaften in der Provinz. Dabei leistete er unbestreitbar Großes bei der Beseitigung der drückenden und gehässigen Steuerverwaltung. Sein Entwurf einer gleichen Steuer für alle war keineswegs aufgegeben; der Rath, der Klerus solle zum Verkaufe eines Theils seiner Güter genöthigt werden, gefiel dem Regenten sehr; die Indische Compagnie entfaltete große Rührigkeit, besaß im März 1720 42 Schiffe und ihr Bericht vom Juni d. J. nannte 300 Fahrzeuge in ihrem Besitze oder im Bau; sie gründete die Städte Lorient in Frankreich und Neu-Orleans in Louisiana, wo freilich die Colonisation wenig Erfolg hatte.

Ein Beschluß des Staatsraths vom 20. Oct. 1719 über die Einzahlung der Actien steigerte noch die Agiotagewuth, in deren Gefolge eine Vertheuerung aller Verbrauchsgegenstände, Mobilien und Immobilien, auftrat. Am 30. Dec. fand eine Generalversammlung der Actionäre unter dem Vorsitze des Regenten statt, Law legte das Budget eines Wirkungsjahres der Indischen Compagnie vor, stellte alle Zahlen zu hoch, was jedem entging, und rechnete ein Nettoeinkommen von 91 Millionen aus; am 1. Jan. 1720 sollte den Actionären eine Dividende von 200 Livres per Actie vertheilt werden. Am 6. Jan. 1720 standen die Actien 18,000 Livres, ihr höchster Stand.

Law war auf dem Gipfel angelangt, die Akademie der Wissenschaften nahm den Finanzkünstler im December 1719 in ihren Schoß auf, der Regent entzog d'Argenson die Finanzen, um sie in die Hand des Würdigsten zu legen. Law durfte, um dies Amt anzutreten, nicht Protestant bleiben; der Abbé de Tencin wurde mit der Komödie seiner Bekehrung betraut, Law nahm die katholische Religion an und wurde am 5. Jan. 1720 zum Generalcontroleur und am 15. März zum Oberintendanten der Finanzen ernannt; er verzichtete auf das Amt des Directors der Indischen Compagnie, blieb aber Director der Königlichen Bank; sein Vermögen war enorm, er ließ seinen unbedeutenden Bruder William kommen und machte auch ihn reich. Sein Todfeind war der britische Gesandte Stairs, der alles ansetzte, ihn zu stürzen; aber die britische Regierung rief ihn, um Law zu gefallen, ab. Noch immer bestand neben der Indischen Compagnie die Königliche Bank und man suchte ihre Scheine, da sie bequem für die Geschäfte in der Quincampoix-Gasse waren, deponirte starke Summen Goldes und Silbers, um sie zu erlangen; die Bank gab bis zu 640 Millionen aus. Da sie aber meist in Paris und weniger in der Provinz circulirten, erwirkte Law das Edict vom 1. Dec. 1719. Ihm zufolge wurde der in Paris verbotene Umtausch von Gold und Silber gegen Scheine nur noch in der Provinz genehmigt; die Steuer sollte in Scheinen erhoben werden und alle Staatsgläubiger ihre Zahlung unter dieser Gestalt fordern dürfen. So wurden die Scheine bis in die entferntesten Winkel Frankreichs verbreitet und, ohne ihnen Zwangscurs zu geben, ganz von selbst über das Baargeld emporgehoben. Im December 1719 gab es eine Milliarde an Bankscheinen. Aber die maßlose Schraubung der Werthe mußte ein Ende mit Schrecken nehmen, da alles in die Luft gebaut war; sobald die reichen «Mississippier» ihre Actien realisirten, brach alles zusammen. Daß eine Actie von 500 Livres nicht leicht noch höher als 18,000 steigen würde, konnten selbst blöde Augen erkennen; Law selbst realisirte nach Kräften seine Actien. Dies ahmten die klügeren Agioteurs nach, kauften für ihre Actien Häuser, Landgüter, Edelsteine und Baargeld, was die Preise aller Waaren ungemein vertheuerte; die Elle Tuch stieg von 15 auf 125 Livres. Ohne den Abgrund zu ahnen, an dem Frankreich stand, begann man stutzig zu werden, der Volkswitz fand neue Nahrung, die Zahl der réaliseurs wuchs sichtlich und die Actien sanken auf 15,000 herab. Der Drang zu realisiren wurde für «das System» sehr bedenklich, Law tröstete nur einigermaßen der gute Stand der Bankscheine, die gegen Gold und Silber und auf Depôt von Actien hin emittirt waren; aber man trug auch sie bereits nach der Bank, um sein Baargeld dagegen zu erhalten, und deren ungeheurer Reservefond an solchem schwand zusammen. Law mußte nun zu Zwangsmitteln greifen, um die Katastrophe zu verhüten. Ein Edict bestimmte, daß die Bankscheine immer 5 Proc. mehr als das Baargeld gelten sollten; hiermit kam das Verbot in Wegfall, wonach in Paris kein Gold und Silber gegen Scheine umgetauscht werden dürfte, und man konnte sich auf der Bank gegen hartes Geld Scheine verschaffen, wozu aber niemand mehr geneigt war. In Zukunft sollte — so verfügte dies Edict vom December 1719 weiter — Silber nur noch bei Zahlungen unter 100 und Gold bei solchen unter 300 Livres verwendet werden, das Papier erhielt also Zwangscurs für alle großen Zahlungen. Alles ging darauf aus, Metallwerth und Geld vom Markte zu vertreiben und sogar dem Privatbesitz zu entziehen. Während man aber die Scheine bei großen Zahlungen verwendete, raffte man heimlich Gold und Silber zusammen; die Staatsgläubiger begannen ängstlich zu werden. Es regte sich Mistrauen gegen Law, der selbst im Palais-Royal Bitterkeiten erfuhr, Dubois und viele Kleriker waren gegen ihn, soviel er ihnen auch in den Schos warf, denn sie fürchteten, er wolle einen Theil des Kirchengutes beseitigen. Law erschien hingegen, um sein Ansehen aufzufrischen, im Januar 1720 mit zahlreichem Hoffstaate in großem Aufzuge in der Quincampoix-Gasse und ließ durch seine Agenten ausposaunen, neue Edicte würden zu Gunsten seiner Compagnie erlassen u. s. w. Er ließ die Einnehmerstellen ablösen und übertrug der Compagnie die allgemeinen Einnahmen, sodaß ihr die Gesammtverwaltung der öffentlichen Einkünfte zustand; er behielt ihr das Vorrecht des Läuterns von Gold und Silber und befahl die Umschmelzung gewisser Münzen; er sprengte aus, ansehnliche Kapitalien sollten von der Compagnie zu Gunsten des Fischfangs und der Hebung der Manufacturen verwendet wer-

den, bewilligte den Unterzeichnern der Actien manche Erleichterung für die Zahlung und veranlaßte die Direction der Compagnie zu der lügnerischen Erklärung, sie könne eine Dividende von 40 Proc. auf das nominelle Kapital von 300 Millionen liefern, was eine Einnahme von jährlich 120 Millionen voraussetzte, während sie nicht über 80 Millionen betrug. Die Staatsgläubiger klagten über das Schwanken der Actien und über die enorme Steigerung der Immobilien, worauf Law ein Edict veranlaßte, wonach alle, die sich nicht einstellten, um das Kapital ihrer Einkünfte zu empfangen, eine Reduction desselben um 2 Proc. erleiden mußten. Auch arbeitete Law in der Presse und durch Ueberredung auf Hebung des Vertrauens hin, z. B. in der «Lettre à un Créancier», und wirklich stiegen die auf 12,000 gefallenen Actien wieder auf 15,000 Livres. Die Staatsgläubiger kamen wieder herbei, um ihre Auszahlungen zu empfangen, wollten aber ihre Kapitalien nicht in die Gasse Quincampoix tragen und tauschten ihre Empfangscheine gegen Bankscheine (billets) um, deren die Bank darum soviel machen mußte; derart blieb der Werth der ausstehenden Schulden in der Gestalt von Bankscheinen ein schwankender. Die Hausse war nur vorübergehend, jedermann wollte realisiren und die Baisse nahm mit der Theuerung zu; die Actien fielen wieder auf 12,000, die Bankscheine verloren an Baarwerth und wurden von den Kaufleuten nach ihrer Annahme in Zahlung sogleich auf die Bank getragen; die Kaufleute realisirten in Paris und sandten massenhaft Scheine nach auswärts, um sie in der Provinz, wo in den Kassen noch viel Baargeld lag, dagegen umzuwechseln. Law griff hingegen zu immer neuen Gewaltmaßregeln. Der Transport von Werthen aus einer Stadt in die andere, in der Bankbureaux existirten, wurde verboten. Am 28. Jan. 1720 wurde der bisher nur für Paris und die großen Städte mit Münzhötels verfügte Zwangscurs der Bankscheine auf ganz Frankreich ausgedehnt und am 29. denen, welche gewisse Abgaben in Bankscheinen zahlten, Vortheile bewilligt. Da Law im Baargelde, in Kostbarkeiten und allem, was schon an sich Werth hat, die natürlichen Widersacher seines Papierfanatismus sah, so griff er am 28. Jan. 1720 zu einer abermaligen Reduction des Münzwerthes, und erwirkte am 4. Febr. ein Verbot, Diamanten, Perlen und Edelsteine tragen zu dürfen, am 18. Febr. ein weiteres gegen den Verkauf und Besitz von Gold- und Silbergeräthe. Nachsuchungen nach dem alten, am 28. Jan. entwerthetten Gelde wurden bei Privaten und in Klöstern vorgenommen und was man fand, confiscirt. Trotzdem ließ sich das Mistrauen gegen die Actien und Bankscheine nicht beschwichtigen, erstere sanken auf 10,000 und die Staatsgläubiger standen rathlos vor der drohenden Katastrophe: sie hatten die Taschen voll Bankscheine, wagten nicht, Actien zu kaufen, und konnten keine Immobilien anschaffen; auch die Speculanten geriethen in Bestürzung. Die reich gewordenen Actionäre aus der Gasse Quincampoix entfalteten in ihren neuen Hôtels maßlosen Luxus oder waren schlau genug, ihr baares Geld ins Ausland zu senden; so schickte ein Cassier der Bank für seine Rechnung 20 Millionen Gulden nach Holland, viele Edelsteine und Kostbarkeiten passirten die Grenzen. Am 27. Febr. wurde verboten, mehr als 500 Livres in Baargeld im Hause zu besitzen; wer es doch thue, solle durch Confiscation des Geldes und eine Buße von 10,000 Livres bestraft werden; alle Zahlungen über 100 Livres sollten von nun an in Bankscheinen geleistet werden. Am 11. und 20. Febr. verbot Law die Prämienkäufe auf Actien der Indischen Compagnie, doch kümmerte sich niemand darum. Ebenso dauerten die Emissionen von Compagnie-Actien und Bankscheinen fort.

Law mußte sich zu einem entscheidenden Schritt bequemen: es galt entweder die Actien oder die Bank. Er entschloß sich, letztere zu retten, da ihre Preisgabe ein offener Diebstahl gewesen wäre; waren doch die Besitzer ihrer Scheine gesetzlich zur Annahme gezwungen worden, während die Actienkäufer hatten speculiren wollen. Aber er wollte möglichst wenig opfern, die Bankscheine durch Zwangsmittel unterstützen und ihnen die Actien coordiniren. Auf sein Betreiben bei dem Regenten und die Zustimmung der Actionäre hin vom 22. erfolgte am 24. Febr. 1720 durch Erlaß des Staatsraths die Uebergabe der Direction der Bank an die Indische Compagnie; beide Institute sollten dieselbe Dauer haben und die Indische Compagnie aller Rechte der Bank seit dem 4. Dec. 1718 theilhaft werden; Ludwig XV. trat der Compagnie 100,000 ihrer Actien zum Werthe von 9000 Livres, also 900 Millionen, ab (zahlbar $^1/_3$ baar, die $^2/_3$ in zehn Jahren und monatlich, 5 Millionen jeden Monat vom 1. Jan. 1721 an); die Compagnie durfte für ein Kapital von 500 Millionen zinstragende Actien zu 2 Proc., also 10 Millionen, ausgeben und die Bureaux für Kauf und Verkauf ihrer eigenen Actien schließen. Die zinstragenden Actien sollten nach Maßgabe ihrer Emission ihr Aequivalent in Actien der Indischen Compagnie finden. Law wurde zum Generalinspector der Indischen Compagnie und der Königlichen Bank ernannt, welch letztere er aber nicht mehr leitete. Er hatte nun den Uebergang zu dem Edicte vom 5. März gefunden, welches sein Hauptziel nahe rückte; dasselbe fixirte den künftigen Curs der Actien unwandelbar auf 9000 Livres und autorisirte die Compagnie, nach Wunsch Actien in Bankbillets und umgekehrt umzutauschen; Bankbillets und Actien sollten völlig gleichwerthiges Bankgeld sein; so sollten die Actien definitiv gesichert scheinen und die Compagnie dabei gewinnen. Aber alle diese Mittel sollten nicht verfangen, denn durch Zwang ließ sich der Werth der Billets nicht befestigen und der Curs der Actien nicht unabänderlich feststellen. Eine Masse Actien wurde in Bankscheine umgetauscht und diese fielen mit dem künftlichen Aufbau in der Gasse Quincampoix; 5—6 Milliarden an Actien gingen unrettbar auf 2 Milliarden, ja auf $1^1/_2$ zurück, sodaß die Besitzer der Bankscheine in den Sturz der Mississippier ohne eigene Schuld hineingerissen wurden. Das Aergste aber kam noch. Eine Verfügung vom 11. März ächtete alles Gold- und Silbergeld, unterdrückte seinen legalen Cours vom 1. Mai an, verbot, im Hause Gold- und Silbermünzen u. s. w. zu behalten, drohte

mit ihrer Confiscation und sprach die Hälfte des confiscirten Gutes dem Verräther zu. Längst waren die Anzeiger belohnt worden; als aber jetzt ein Sohn den Vater angab, wies der Regent ihn zurück. Alle Mittel hielten die Baisse nicht auf, zumal in England und Holland ganz ähnliche Schöpfungen Law's Systeme eine gefährliche Concurrenz machten und mancher Mississippier seine Werthe in Paris realisirte, um in London und Amsterdam von neuem zu speculiren. Das System gerieth in steigenden Miscredit; trotz aller Verbote vergruben die Meisten ihr Baargeld oder retteten es ins Ausland; im Lande blieb somit fast nur lügnerisches Papier und chimärische Kapitalien, und was diese werth waren, zeigten manche durch Law reich Gewordene, indem sie bei ihren Orgien ihre Scheine verbrannten und Law beschimpften. In der Gasse Quincampoix strichen Dirnen und Diebe umher, es kam zu den widrigsten Excessen, schließlich schritt die Polizei ein und stellte täglich an den Eingängen ein Peloton Soldaten auf; als ein Graf Horn einen Mississippier umgebracht hatte, um sein Portefeuille zu stehlen, wurde die Gasse am 22. März abgesperrt und Horn gerädert. Trotz neuer Verbote siedelten die Speculanten nach der Place des Victoires, im Juni nach der Place Louis-le-Grand, im August in den Garten des Hôtel Soissons über; die Polizei vertrieb sie immer wieder, aber keine Maßregel schreckte sie zurück.

Als Law das wachsende Mistrauen bemerkte, veröffentlichte er im «Mercure de France» am 11. März einen Brief an einen Staatsgläubiger über seine Operationen; als Mittel, den Credit des königlichen Schatzes unerschütterlich zu machen, nannte er: man solle alles Geld zum Könige tragen und zwar nicht als Darlehen, nicht als Abgabe, sondern als reines Unterpfand für die Bank, um es nur im Verhältnisse des Bedarfs zurückzuziehen. Seinem Wunsche gemäß sollte nur der König klingende Münze haben dürfen, da er der einzige Schuldner in Baargeld sei und die Privatleute einander nur Bankbillete schulden. Als geächtet erklärte er jeden, der an König, Staat und Nation den Hochverrath begehe, sein Baargeld nicht abzuliefern, und so den natürlichen Blutumlauf hemme. Welche Sophismen! Dieselben beruhigten thatsächlich niemand, am wenigsten die bei dem System reich gewordenen Mississippier, die jetzt ihre volle Wuth gegen Law kehrten. Seine vier Briefe im «Mercure» nützten nichts, umsonst waren seine weiteren Pläne, den Handel und Verkehr Frankreichs zu centralisiren, Uhrmacher aus England, Kleiderstoffe und Tuchhändler aus Flandern kommen zu lassen und den Metzgern Preise vorzuschreiben. Nachdem Law das Baargeld geächtet hatte, befahl er, die auf 80 Livres stehende Mark Silber solle am 1. Mai nur 65 stehen, und bis 1. Jan 1721 sollte alles Silbergeld außer Cours treten, mit einziger Ausnahme der im Tagsverkehre unentbehrlichen $^1/_6$ und $^1/_{12}$ Thalerstücke. Täglich wurde die Lage unhaltbarer; um die bei der Bank präsentirten Actien zu bezahlen, hatte man allmählich 2 Milliarden 696 Millionen 400,000 Frs. ausgegeben; die Entwerthung nahm in gleichem Maße zu und die mit einem Papiere, welches über 60 Proc. verlor, ausgezahlten Gläubiger beschwerten sich immer lauter über den legalisirten Diebstahl. Es blieb dem Fanatiker des Papiergeldes nichts übrig, als Actien und Bankscheine preiszugeben, ihren Nominalwerth schleunigst herabzusetzen; es fiel ihm ungemein schwer, seine Niederlage zu bekennen, aber der Einfluß seines Todfeindes, des Siegelbewahrers d'Argenson, auf den Regenten, die Unzufriedenheit des auf weitere Beute lauernden Herzogs von Bourbon, die Intriguen des mit den englischen Concurrenzunternehmungen verflochtenen Dubois trieben ihn in die Enge. D'Argenson bestimmte den Regenten zu dem von Law vergebens abgerathenen, dann aber zugegebenen berüchtigten Erlasse des Staatsraths vom 21. Mai. Derselbe setzte Actien und Bankscheine stufenweise im Werthe herab, «beraubte sie also mit einem Schlage ihres ganzen erschwindelten Werthes» (Oncken). Die Reduction sollte mit dem 21. Mai beginnen und in Terminen bis zum 1. Dec. fortdauern, sodaß die jetzt 8500 stehende Actie am 1. Dec. nur noch 5500 Livres, der Bankschein von 80 nur noch 50 Proc. gelten sollte. Das Edict hatte eine entsetzliche Wirkung: ein Schrei der Wuth entrang sich mit elementarer Kraft dem Herzen der Nation, die aus einem lüsternen Traume erwachte; das Edict galt als Bekenntniß des Bankrotts des Systems; man warf der Regierung vor, sie discreditire selbst die von ihr geschaffenen Werthe und vergreife sich am Vermögen der Unterthanen. Die Massen stürzten nach Law's Hôtel und wollten ihn zerreißen, am 25. kam es zu einer Emeute und Law's Fenster wurden zertrümmert. Die Straßenecken von Paris trugen Anschläge, worin zur Ermordung Law's und des Regenten aufgefordert ward, und im Parlamentshofe stand zu lesen, die Directoren der Bank seien des betrügerischen Bankrotts schuldig befunden und zum Tode durch Henkershand verurtheilt worden. Das Law feindliche Parlament ging mit der öffentlichen Meinung, erhob sich gegen ihn und die Reduction und war eben daran, den Widerruf des Erlasses vom 21. zu fordern, als der Regent mittheilen ließ, der König habe durch Edict vom 27. Mai den Erlaß zurückgenommen. Philipp von Orleans hatte sich einschüchtern lassen, der Widerruf vom 27. war eine Niederlage für ihn, denn der Staatsbankrott ließ sich nicht widerrufen, das Vertrauen nimmermehr herstellen. Der Regent warf durch das Edict vom 27. die Schuld an allem Uebel auf Law, nahm ihm die Administration der Finanzen, den Titel des Generalcontroleurs und die Inspektion der Indischen Compagnie. Dabei aber sah er ihn insgeheim, bald auch öffentlich, nahm ihn mit in seine Theaterloge und gab ihm eine Wache, sowol um sein Hôtel vor der Volkswuth zu schützen, als auch um sich seiner zu versichern. Der Regent schaffte die Verfügungen ab, welche den legalen Curs der Gold- und Silbermünzen unterdrückten, den Besitz von Baargeld beschränkten, den freien Verkehr und Umlauf von Baargeld, Kostbarkeiten, Geräthe u. s. w. hemmten, und eine Commission prüfte die Lage der Bank. Durchaus haltlos, wandte der Regent Law bald seine Gnade wieder zu,

stürzte den Siegelbewahrer d'Argenson und ersetzte ihn auf Law's Antrieb am 7. Juni durch d'Aguesseau; Law wurde Conseiller d'Etat d'épée, Generalintendant des Handels und Director der Bank, und die Ehrlichkeit d'Aguesseau's warf einen sehr vortheilhaften Abglanz auf ihn. Am 1. Juni wurde das Verbot beseitigt, wonach niemand über 500 Livres Baargeld im Hause behalten durfte. Von den 624,000 creirten Actien lagen an 300,000 in den Schränken der Compagnie und 100,000 in denen Ludwig's XV.; jetzt schlug Law dem Regenten eine Finanzcombination vor, die durch Erlasse vom 3.—20. Juni decretirt wurde. Der König opferte seine 100,000 Actien, die Compagnie die ihrigen, sodaß nur 200,000 an Compagnieactien übrig blieben; am 1. Sept. sollten alle alten gegen neue umgetauscht werden. Wer von den Actionären es wünsche, könne binnen 6 Monaten 3000 Livres für die Actie aufzahlen und die mit solchem Zusatz versehenen Actien sollten sich einer Dividende von 360 Livres erfreuen, die eine Versicherungsgesellschaft mit 240 Millionen Fonds garantire. Der König verzichtete auf 900 Millionen, die ihm die Compagnie bezahlen sollte (s. oben), schuf hingegen für 48 Millionen Renten zahlbar auf den Ertrag der Fermes, der bisher der Compagnie zuging (s. oben).

Die Compagnie machte bei diesen Neuerungen des Systems ein gutes Geschäft, dessen Kosten der Staat tragen mußte. Aber es war zu spät, dem Publikum lag nichts am erfinderischen Geiste des schottischen Abenteurers und alles an der directen, unmittelbaren Sicherheit seines Papiers. Sehr langsam ging die Subscription auf die neuen Renten vorwärts, die Kaufleute beeilten sich nicht, die am 13. Juli angelegten Contocurrentbücher zu benutzen, denn die Bank war in Miscredit. Law's Beispiel — er legte 5 Millionen in Renten und Contocurrent an — blieb unbefolgt und die erhofften 600 Millionen wurden nur zu $^1/_3$ gezeichnet. Hingegen ergänzten die Actionäre ihre Actien trotz der verheißenen Dividende nicht, die Actien fielen auf 5000; im Juni galt die Actie nur noch 2500. Von allen Seiten eilten die Inhaber von Bankscheinen an die Kassen, um ihr Geld zu bekommen. Nun aber stellte man die Auszahlung für die Scheine von 10,000 und 1000, bald auch die von 100 Livres ein; nur die von 10 fanden anstandslos Abnahme. Die arbeitende Klasse rottete sich zusammen und umlagerte die Schalter, die täglich später geöffnet und früher geschlossen wurden; die Bankscheine sanken um 30 bis 35 Proc. In der Nacht zum 17. Juli harrten über 15,000 Menschen in den Straßen Vivienne und Neuve-des-Petits-Champs des Moments, wo sich die Schalter öffnen würden, und als der Tag graute, waren 15 erstickt; erregt begab sich das Volk nach dem Palais-Royal, die Leichen mitführend. Inmitten des Tumults wagte Law, sein bedrohtes Haus zu verlassen; er trotzte den Drohungen, nannte die Menge Canaillen und fuhr zum Regenten, bei dem er zehn Tage blieb; sein Wagen wurde zertrümmert, sein Kutscher schwer verletzt. Die Bank blieb nun geschlossen und selbst die Scheine zu 10 Livres wurden nicht mehr ausgezahlt. An demselben 17. Juli hatte Law dem Parlamente ein Edict vorlegen lassen, welches der Compagnie den Genuß aller Handelsprivilegien auf ewig zusprach, wogegen sie 600 Millionen in Scheinen von Monat zu Monat zurückziehen sollte. Gestützt auf die Scenen draußen und die allgemeine Mißstimmung verweigerte das Parlament die Einregistrirung des Edicts, worauf der Regent es am 21. Juli nach Pontoise ins Exil verwies und durch Staatsrathsbefehl die Ausführung des Edicts erzwang. Rasch folgten sich die Maßnahmen, um das Papiergeld aus dem Umlaufe zu bringen; die Regierung verdoppelte den Nominalwerth des Baargeldes, brachte am 30. Juli die Mark Gold auf 1800, die Mark Silber auf 120 Livres, von wo sie allmählich wieder herabgehen sollte. Da das Publikum nicht geneigt schien, Renten zu zeichnen, so schuf man 50,000 Actien, um die 600 Millionen eingehen zu lassen, die das Edict vom 17. Juli von der Compagnie erwartete, und bald noch 20,000 zu gleichem Zwecke. Das Publikum aber blieb apathisch, während Law's System immer mehr ins Wanken gerieth; seine vom Staatsrathe am 29. Aug. vollzogene Ernennung zum Generaldirector der Indischen Compagnie und der Bank und zum Berichterstatter der Angelegenheiten der Compagnie an den Directionsrath konnte sein Gebäude nicht befestigen. Am 15. Aug. wurde als Termin für den Zwangscurs der Bankscheine im Privatverkehr der 1. Oct. 1720 für die von 10,000 und 1000, der 1. Mai 1721 für die von 100 und 10 Livres angesetzt und der Bank gestattet, die ersteren durch letztere zu ersetzen; vom 1. Oct. ab sollten die Bankscheine von 10,000 und 1000 Livres auf Verlangen Obligationen der Indischen Bank mit 2 Proc. Zins werden, für die der König einstehe. Alle Verfügungen trugen nun dazu bei, die Sachlage zu verwirren; die Baisse nahm stetig zu und der Erlaß vom 10. Oct. 1720 bestätigte den Staatsbankrott.

Derselbe stellte fest, die Emissionen der Bankscheine hätten 2 Milliarden 746,400,000 Livres erreicht, während es thatsächlich bereits 3,070,750,000 Livres waren; die wieder eingelaufenen und im Rathhause verbrannten Bankscheine beliefen sich auf 707,327,460 Livres; im Schatze lägen an wieder eingelaufenen für mehr als 530 Millionen, die in Contocurrent angelegten überstiegen 200 Millionen; für 90 Millionen lägen in den Kassen der Indischen Compagnie, der Bank und der Münzhötels: so kamen gegen 1,527,400,000 Livres zusammen und es blieben im Umlaufe nur 1,219,000,000. 400 Millionen an Bankscheinen sollten für das Kapital der 8 Millionen Renten, die im August auf die Generaleinnahmen creirt worden, wieder einlaufen, 100 Millionen für das Kapital der 4 Millionen lebenslänglicher Renten, die ebenfalls im August creirt worden, 400 Millionen gegen die Zehntel Actien, die am 25. Sept. ausgegeben worden, eingehen; der Saldo von 300—325 Millionen sollte zufolge der Verfügung vom 15. Aug. in zinsbringende Actien convertirt werden. Es ergab sich, daß die einzig noch umlaufenden Bankscheine von 100, 50 und 10 Livres in solchen Miscredit verfallen waren, daß sie keinen Werth mehr als Geld besaßen, daß die geringen Zahlungen, die

man noch damit machte, nur dazu dienten, die Circulation des Geldes zu hindern, den hohen Preis von Getreide und Waaren aufrecht zu erhalten. Demzufolge sollten die Bankscheine von 100, 50 und 10 Livres vom 15. Nov. an keinen Zwangscurs mehr haben, d. h. entwerthet sein; der Termin des 1. Mai 1721 wurde also preisgegeben. Mit diesem Erlasse vom 10. Oct. ward der Umlauf des baaren Geldes wieder gesetzlich eingeführt und Tags darauf verordnete ein weiterer, daß die Rückstände der Stadthausrenten nicht in Bankscheinen, sondern in Baargeld gezahlt werden müßten; vom 24. Oct. an nahmen die Münzhôtels keine Bankscheine überhaupt mehr an. So war die Königliche Bank todt. Um nun den Realisirern der Actien entgegenzuwirken, mußten alle Actionäre ihre Urkunden (titres) bei der Compagnie deponiren; die einen wurden dann zu Actionären de bona fide erklärt und erhielten ihre titres mit einem zweiten Siegel der Compagnie versehen am 15. Nov. wieder; die andern kamen auf eine Art Verdächtigenliste und erst nach drei Jahren wieder in den Besitz der titres, während sie deren Einkünfte unbehelligt beziehen durften. Die Zahl der Actien, die man besitzen durfte, wurde festgesetzt und am 2. Dec. alle nicht mit dem zweiten Siegel der Compagnie versehenen vom Staatsrathe für ungültig erklärt. Laut Verfügungen vom 27. Oct. und 17. Nov. entliehen die Directoren der Indischen Compagnie 15 Millionen und verpflichteten sich solidarisch; am 17. Nov. entliehen sie den Actionären 22,000,000 Frs. im Verhältniß von 150 Livres per Actie und nur die mit diesem Vorschusse versehenen Actien erlangten ein drittes Siegel der Compagnie; ohne dasselbe war fortan jede Actie null und nichtig. Ein allgemeines Visa wurde angekündigt und Law's Erzfeinde, die Brüder Pâris, damit betraut: es ergab sich, daß der Credit in ebenso schlechtem Zustande wie 1716 und eine Masse Gläubiger total ruinirt war. Am 5. Jan. 1721 wurden die Münzprivilegien und die Fermes der Indischen Compagnie entzogen, die vom ganzen Systeme Law's allein übrig blieb. Die Actien der Compagnie fielen bis auf 200 Frs. und schließlich konnte man sie für einen Louisdor haben. Frankreich war elender als je, das Geld aus dem Verkehre entschwunden, der Staat von werthlosen Zetteln überschwemmt, Tausenden von Familien nur der Bettelstab geblieben; eine Sturmflut von Satiren brauste gegen Law und den Regenten heran.

In Paris war Law seines Lebens nicht mehr sicher; seine Livrée konnte ohne Insulten nicht sichtbar werden, seine Tochter wurde bei einer Ausfahrt durch Steinwürfe verwundet; als er es wagte, am 12. Dec. in der Oper zu erscheinen, wurde er beschimpft. So verstand er sich endlich dazu, Paris und Frankreich zu verlassen, nahm vom Regenten unter Ertheilung neuer Finanzrathschläge Abschied und ging am 13. Dec. auf seine Besitzung nach Guermande; er nahm nichts mit sich als 5 Millionen in werthlosen Bankscheinen, zwei Ringe und 800 Louisdor. Der Herzog von Bourbon bot ihm Geld an, was er ausschlug, die Maitresse desselben, Marquise de Prie, ihren Wagen, den er annahm. Mit einem Passe des Regenten kam Law bis zur Grenze, in Valenciennes verhaftete ihn der Sohn d'Argenson's, Intendant in Maubeuge, und frug in Paris an, was er mit ihm thun solle; der Befehl lautete, ihn laufen zu lassen, ihm aber die Juwelen seiner Frau abzunehmen, und Law langte in Brüssel an, den einen seiner Ringe zum Dank der Prie sendend. In Frankreich wurden sofort seine Güter und Actien sequestrirt und vergebens harrten die Mississippier jahrelang auf seine Wiederkehr; ehrlicher als viele von ihnen, hatte er nichts ins Ausland geschickt. Von dem Antrage Peter's des Großen, Rußlands Finanzen zu übernehmen, wollte Law nichts wissen. Er reiste umher, in großer Dürftigkeit lebend, und reclamirte vergebens bei der französischen Regierung sein Vermögen; weder Orléans noch Bourbon verhalfen ihm dazu. Er erhielt sich hauptsächlich vom Spiele, verpfändete ab und zu seinen Ring, durchzog Belgien, Italien, Deutschland und England und starb verarmt in Venedig am 29. März 1729. Seine gesammelten Werke wurden 1790 in Frankreich zum ersten mal übersetzt, 1843 wieder abgedruckt. Der Marschall Lauriston ließ ihm in Venedig ein Denkmal setzen.

Vgl. Eugène Daire, «Economistes financiers du 18e siècle» (Paris 1851); Levasseur, «Recherches historiques sur le système de Law» (Paris 1857); J. E. Horn, «Jean Law» (Leipzig 1858); Adolphe Thiers, «Histoire de Law» (Leipzig 1858); J. Michelet, «Six Mois de la Régence» («Revue des Deux-Mondes», 33e Année, Seconde Période, t. 43, Paris 1863); derselbe, «Paris et la France sous Law» (ebenda, t. 44, Paris 1863); Alphonse Courtois, «Historique du Papier-Monnaie en France» («Journal des Economistes», 3e Série, 8e Année, t. 31 et 32, Paris 1873); Oncken, «Das Zeitalter Friedrich's des Großen» (Berlin 1881). *(Arthur Kleinschmidt.)*

LAWINEN oder Lavinen, auch Lauinen, in Tirol Lähne (franz. avalanches, ital. avalanga oder lavina, roman. lavina), heißen in den Alpen die von den Gebirgshängen sich ablösenden und zu Thal stürzenden oder gleitenden Schnee- und Eismassen. Je nach der Beschaffenheit des Materials, die hauptsächlich von der Temperatur abhängig ist, und nach der dadurch bedingten Form und Wirkung unterscheidet man drei Hauptarten von Lawinen: Staublawinen, Grundlawinen und Gletscherlawinen.

Staublawinen entstehen dann, wenn bei niedriger Temperatur gefallener, feinkörniger, trockener Schnee an steilen waldlosen Hängen des Gebirges in Bewegung geräth und die übrigen Schneemassen, die er auf seinem Wege antrifft, mit sich reißt. Die schwereren Schneetheile bewegen sich hierbei meist dem Boden nach, während die leichteren Schneenadeln als Wolke in die Luft hinausstieben. Solche Lawinen brechen gewöhnlich während des Schneefalls los und sind weniger durch ihre Masse gefährlich, als durch den orkanartigen Luftstrom, welcher der fallenden Schneewolke vorangeht. Die Gewalt dieses Windes ist so groß, daß oft auf weite Entfernungen an

den der Lawine gegenüberliegenden Thalseiten ganze Waldungen dadurch zerstört werden. Bei der Staublawine, die am 27. Jan. 1827 bei Süs (Unterengadin) fiel, trug der Windstoß einen mächtigen Lärchenstamm hoch durch die Luft über den Gefängnißthurm hinweg auf die andere Thalseite.[1])

Grundlawinen bilden sich bei wärmerer Witterung, zumeist im Frühjahr bei der Schneeschmelze, wenn der nasse schwere Schnee an steilen Berglehnen durch sein eigenes Gewicht ins Gleiten kommt und sich als compacter Schneestrom zu Thal wirft. Ob die Bewegung dabei eine rutschende oder eine rollende ist, hängt wesentlich von der Böschung und der sonstigen Beschaffenheit der Sturzbahn ab. Grundlawinen heißen diese Lawinen deshalb, weil sie gewöhnlich vom Grunde abrutschen, Stoß- oder Schlaglawinen, weil sie durch den Anprall ihrer Schneemassen wirken. Viele dieser Lawinen schlagen jedes Jahr dieselben Bahnen ein und ihr Eintreffen läßt sich mit ziemlicher Sicherheit aus den Witterungsverhältnissen berechnen; manche halten sich im Frühjahr fast unabänderlich binnen eines Zeitraumes von circa 14 Tagen. Feste, halb zu Eis gewordene Schneemassen, von mitgerissener Erde und Steinen, oft auch von geknickten Bäumen bedeckt, bezeichnen noch im Hochsommer ihre Bahnen, die Lawinenzüge, welche meist nach der Abbruchstelle benannt werden, und diese Schneemassen sind nicht selten so mächtig, daß zur Herstellung des Straßenverkehrs Tunnels durch dieselben gebrochen werden müssen, so 1876 bei dem Lawinenkegel von Raschitsch bei Zernez (Unterengadin und 1879 am Südabhang des Simplon. Weniger unberechenbar und infolge geringerer Geschwindigkeit in ihrer Wirkung räumlich beschränkter als die Staublawinen, sind die Grundlawinen trotz ihrer Massigkeit und der Wucht ihres Anpralls unmittelbar nicht so gefährlich wie jene; jedoch ist der Schaden, den sie anrichten, auf die Dauer um so größer. Beim Abrutschen reißen sie Steine, Rasen, Holz mit sich und schneiden tiefe Furchen in den Boden; sie überschütten Alpweiden und Culturland mit Schutt, Steinen und Schnee; ihre Lawinenkegel sind weit massiger und consistenter als diejenigen der Staublawinen, und sehr oft sind ihre Bahnen die Betten, durch welche später Schuttrunsen und Schlammströme zu Thal gleiten. Eine besondere Form sowol der Staub- wie der Grundlawine ist die Oberlawine, welche entsteht, wenn frischgefallener Schnee von der glatten, harten Firnkruste einer ältern Schneeschicht abschießt.

Gletscherlawinen entstehen, wenn sich beim Abschmelzen oder beim Vorrücken des Gletschers Eistrümmer vom Gletscherrande ablösen und über abschüssige Hänge hinabstürzen. Sind dabei die Eismassen und die Fallhöhe sehr groß, so zerstiebt das Eis in kleine Theilchen und die Erscheinung gleicht dann in Form und Wirkung einer Staublawine. Da diese Lawinen meist in unbewohnte Gegenden fallen, sind sie im ganzen weniger schädlich als Staub und Grundlawinen; doch fehlt es auch nicht an Beispielen, daß sie nicht nur einzelne Jäger, Strahler (Krystallsucher), Touristen, sondern ganze Dörfer und Thäler gefährden können, sei es durch den Sturz selbst, sei es infolge von Stauung der Gewässer durch die abgestürzten Eistrümmer. Namentlich dann werden die Gletscherlawinen gefährlich, wenn die fallenden Eismassen auf steile, schneebedeckte Berglehnen aufschlagen und den Schnee derselben als Staub-, Grund- oder Oberlawine mit sich reißen. In ähnlicher Weise wie Gletscherlawinen wirken auch einbrechende Schneeschilde[2]), wenn ihre Trümmer in schneegefüllte Lawinenzüge einschlagen.

Außer von der Böschung der Berglehnen, der Temperatur und den Schneeverhältnissen hängt die Bildung von Lawinen von verschiedenen Nebenbedingungen ab. Massige Gesteine sind bei gleicher Böschung der Entstehung von Lawinen weniger günstig als geschichtete, und bei diesen ist wieder compactes Gestein weniger günstig als leicht verwitterndes, schieferiges, die Seite der Schichtenköpfe weniger als die des Schichtenfalls. Auf einem gleichmäßig geböschten Abhang bilden sich eher Lawinen als auf einem unregelmäßigen, von Terrassen durchsetzten. Kahle oder nur von Rasen bedeckte Steilhänge lassen den Schnee leicht abrutschen, Buschwerk gibt etwas besseren, Hochwald den besten Halt. Einsickerndes Quell-, Regen- oder Schmelzwasser verursacht Grundlawinen. Fallende Steine, Eiszapfen, Schneeschilde, Erschütterungen des Bodens oder der Luft, sei es auch nur durch den Schritt eines Bergsteigers, den Fuß einer Gemse, einen Ruf, einen Glockenton können im trockenen, pulverigen Schnee Staublawinen hervorrufen. Die gewöhnlichen Jahreszeiten der Lawinen sind der Winter und das Frühjahr, die gewöhnliche Tageszeit bei windstillem Wetter und Sonnenschein die erste Hälfte des Nachmittags. Gletscherlawinen, bei föhnigem Wetter und bei frisch gefallenem Schnee auch Schneelawinen, sind an keine Jahres- oder Tageszeit gebunden.

Wie zu den großartigsten und gewaltigsten, gehören die Lawinen auch zu den gefährlichsten und verderblichsten Erscheinungen des Hochgebirges. Der Schaden, den sie anrichten, ergibt sich aus dem Vorhergehenden von selbst. Sie reißen den Boden auf, verursachen Schuttrunsen und Hochwasser, verwüsten Alpweiden und Waldungen, zerstören Gebäude und Straßen und gefährden Menschen und Thiere. Die Chroniken der meisten Alpenthäler sind reich an Berichten über Lawinenschaden und manche Dörfer liegen seit Jahrhunderten im beständigen Kampf ums Dasein mit der übermächtigen Naturerscheinung. Auf der andern Seite aber sind die Lawinen ein wesent-

1) Im Winter 1877/78 gingen im Forstbezirk Gußwerk in Steiermark zwei Staublawinen nieder, welche zusammen 44,340 Met. Waldfläche beschädigten und 155 Stück Wild tödteten.

2) Schneeschilde, Windschilde, Windschirme, Windbreter, Gwechten heißen die oft mehrere Meter weit über die Bergwände hinaus vorspringenden Schneedächer, die dadurch entstehen, daß der vom Winde herbeigeführte Schnee sich an der dem Wind abgekehrten Kante ansetzt und durch stets neue Zufuhr immer wieder auftürmender Schneetheilchen allmählich über den Abhang hinauswächst.

liches Moment zur Ausgleichung des Klimas der verschiedenen Höhenregionen und Jahreszeiten. Ohne die Lawinen wäre es oben noch kälter, unten im Sommer noch heißer und trockener. Ohne die Lawinen würde die Schneelinie im Gebirge tiefer stehen, die Gletscher sich vergrößern und das Klima rauher, die Gebirge viel weniger bewohnbar sein. Im ganzen ist ihr Nutzen unvergleichlich größer als ihr Schaden (Heim). In der Schweiz, welche, wie die vielen von Lawinen hergenommenen Berg- und Ortsnamen: Lauenen, Laubach, Rosenlaui, Lavin, Benzlauistock, Ablentschen (von avalanche) u. s. w. andeuten, sehr lawinenreich ist, sind aus zahllosen von den Chroniken und der Lawinenstatistik verzeichneten Lawinenverheerungen seit dem J. 1500 folgende als die größten und verderblichsten zu erwähnen: 1518 begrub eine Lawine das ganze Leukerbad (Oberwallis) bis auf die Kirche und tödtete 60 Menschen, 1719 und 1758 wiederholte sich die Katastrophe in nicht viel geringerem Umfang; 1595, 1795, 1818 stauten die Gletscherlawinen des Getrozzgletschers im Unterwallis die Dranse zum See auf, der, den Eiswall endlich durchbrechend, sich mit einem Mal entleerte und das ganze Bagnethal bis Martigny verwüstete; 1602 brach eine Lawine in Davos (Graubünden) 70 Häuser und begrub 13 Menschen; 1609 traf ein gleiches Unglück das benachbarte Davos-Dörfli, wo 26 Personen ums Leben kamen. Im J. 1636 zerstörte eine Lawine des Weißhorngletschers das Dorf Randa im Nicolaithal (Oberwallis) und 1819 fand durch dieselbe Ursache eine neue Verwüstung des Dorfes statt, 118 Firste wurden zertrümmert; 1689 tödteten im Prättigau (Graubünden) an einem Tage zwei Lawinen 73 Menschen; 1720 wurden in Obergesteln (Oberwallis) 120 Häuser, 84 Menschen und 400 Stück Vieh von einer Lawine begraben und in demselben Jahre tödtete eine Lawine in Fettan (Unterengadin) 36 Personen. Im Val Bedretto (Tessin) kosteten die Lawinen 1749: 13, 1863: 23 und 1879: 6 Menschenleben; 1749 fiel eine Lawine zu Rueras im Tavetsch (Bündner Oberland) und begrub 64 Menschen; 1808 kamen in demselben Thale zu Selva 17 Personen durch die Ruinatsch-Lawine um, und es ist überhaupt dieses Dorf von drei Lawinenzügen so stark bedroht, daß ernstlich davon die Rede war, dasselbe zu verlegen. In Oberwallis wurden 1827 in den Dörfern Biel und Selkingen 45, und 1849 zu Saas im Grund 19 Menschen von Lawinen getödtet. Besonders lawinengefährlich waren auch die Monate Februar und März 1888, in denen sowol die Arlbergbahn wie die Gotthardbahn der Lawinen wegen ihren Verkehr mehrmals unterbrechen mußten und einzig in der Schweiz (Saasthal, Binnenthal, Uri, Tavetsch, Val Marobbia u. s. w.) circa 40 Menschen verschüttet und getödtet wurden.

Den besten Schutz gegen Lawinen bietet, wie oben bemerkt, der geschlossene Hochwald, der deshalb an manchen Orten, wie Andermatt im Urserenthal (Uri), als Bannwald gehegt und geschützt wird. Wo der Wald nicht ausreicht, hat man die gefährdeten Dörfer durch Dämme und Mauern, einzelne Gebäude durch keilförmige, mit der Spitze bergwärts gewendete Lawinenbrecher (Spaltecke, Triangel, Pfeile) zu schützen gesucht, an bedrohten Straßen Schutzhäuser, Hospize, Galerien erbaut. Da aber alle diese Schutzbauten sich bei großen Lawinen als ungenügende Palliativmittel erweisen, so sucht man jetzt durch Verbauung der Lawinenzüge mittels Pfahlwerk, Flechtzäune, Schneebrücken, Mauerwerk unter gleichzeitiger Aufforstung der Berglehnen das Anbrechen der Lawinen an ihrem Ursprung zu verhindern. In der Schweiz, wo die Verbauung der Lawinen für manche Thäler und Dörfer, wie Val Bedretto (Tessin), Selva im Tavetsch (Graubünden), Leukerbad (Oberwallis) eine Lebensfrage ist, sind von 1867—80 34 Lawinen mit Erfolg verbaut; seit 1878 ist zur Ermittelung der Ausdehnung der Lawinengefahr und der besten Mittel zur Abhülfe eine genaue Lawinenstatistik angelegt worden, eine Einrichtung, welche 1879 auch das Königreich Italien eingeführt hat. Was die Verbreitung der Lawinen betrifft, so bilden sich solche überall, wo Gebirge mit steilen, waldlosen Hängen zeitweise von großen Schneemassen bedeckt sind. In Europa haben, ihrer Höhe und ihrem Schneereichthum entsprechend, die Alpen die meisten Lawinen; dann folgen die Pyrenäen und die Karpaten; im Kaukasus sollen die Lawinen verhältnißmäßig selten sein. Die skandinavische Halbinsel hat ihrer Bodengestaltung nach viele Lawinen auf der norwegischen, wenige auf der schwedischen Abdachung. Der Appennin weist nur die mildeste Form der Grundlawine, den Schneeschlipf, auf; im Ural, den Cevennen und dem Jura scheinen Lawinen zu fehlen, ebenso in den Vogesen, während im Schwarzwald solche vorkommen.

Vgl. Schlagintweit, «Untersuchungen über die physikal. Geographie der Alpen» (Leipzig 1850) und «Neue Untersuchungen über die physikal. Geographie und die Geologie der Alpen» (Leipzig 1854); J. Coaz, «Die Lawinen der Schweizeralpen» (Bern 1881); Alb. Heim, «Handbuch der Gletscherkunde» (Stuttgart 1885).
(A. Wäber.)

Lawra, s. unter Art. Klöster (Sect. II, Thl. 37, S. 152 und 161).

LAWRENCE, Hauptort des County Essex im nordamerikanischen Unionsstaate Massachusetts, zu beiden Seiten des Merrimac, wichtiger Eisenbahnknotenpunkt mit lebhafter Fabriktätigkeit, deren Betrieb durch eine 1845 erbaute Aufstauung des Merrimac wesentlich unterstützt wird. In Betrieb sind besonders Wollen-, Baumwollen- und Papierfabriken, auch bedeutende Getreidemühlen. Die Bevölkerung belief sich im J. 1880 auf 39,151. *(A. Schroot.)*

LAWRENCE, Hauptort des County Douglas im nordamerikanischen Unionsstaate Kansas, am Kansasflusse und an der Kansas-Pacificbahn, sowie mehreren anderen Eisenbahnlinien, mit bedeutender Gewerbthätigkeit, Maschinenwerkstätten der Kansas-Pacificbahn, lebhaftem Handelsverkehr, Staatsuniversität, drei höheren Lehranstalten. Die Stadt ist erst im J. 1854 angelegt und zählte 1880 8510 Einwohner. *(A. Schroot.)*

LAWRENCE (Sir Henry Montgomery), geboren am 28. Juni 1806 in Matura auf Ceylon, war der Sohn des Obersten Alexander Lawrence, der 25 Jahre lang mit Auszeichnung in Indien gedient hatte. Nach dem er in Irland und England die Schule besucht und einige militärische Ausbildung erlangt hatte, trat er schon 1822 als Secondelieutenant in die indische Artillerie, machte 1824 den Krieg gegen Birma mit, in dem er sich auszeichnete aber schwer erkrankte, sodaß er 1826 zur Erholung nach England gehen mußte. Doch konnte er 1829 wieder nach Indien zurückkehren; während seiner militärischen Thätigkeit in verschiedenen Abtheilungen und Stationen der indischen Artillerie hatte er eifrig indische Sprachen getrieben und bestand das zum Vorrücken im indischen Dienste wichtige Examen darin. Von 1833—38 war dann Lawrence bei der großen indischen Landesvermessung angestellt. Beim Ausbruch des afghanischen Krieges wieder in den activen Dienst gezogen, machte Lawrence, jetzt Hauptmann, zwar den Feldzug nicht mit, hatte aber die wichtige Aufgabe, von der Grenzstation Firuzpore und nach der Niederlage des Generals Elphinstone von Peschawer aus für die Verproviantirung des in Afghanistan stehenden Heeres und die regelmäßige Verbindung mit demselben zu sorgen, wobei er sich namentlich durch die richtige Behandlung und Leitung der unruhig gewordenen Sikhs auszeichnete. Im J. 1842 Major geworden, erhielt er 1843 die Stelle als Resident am Hofe von Nepal, wurde aber beim Ausbruch des Sikh-Krieges vom Generalgouverneur, Lord Hardinge, an seine Seite berufen und nach dem Frieden Resident in Lahore. Nach einem Aufenthalt in England rief ihn 1848 der zweite Sikh-Krieg zurück, und als 1849 das Pendschab von England annectirt war, wurde Lawrence Präsident des für die Administration des Landes eingesetzten Triumvirats, zu dem auch sein Bruder John (s. d.) gehörte. Da er mit diesem über die Behandlung des Sikh-Adels in Zwist gerieth, versetzte der Generalgouverneur Henry Lawrence als Vertreter Englands bei den Radschputanastaaten, wo er von 1853—56 blieb. Im J. 1857 wurde er beauftragt mit der Verwaltung des neu einverleibten Königreichs Audh und residirte in Lucknow, während er zugleich als Brigadegeneral den Oberbefehl über die dortigen englischen Truppen erhielt. Als der große indische Aufstand ausbrach, vor dem Lawrence öfter vergeblich gewarnt hatte, wurde er von den Sepoys in seiner Residenz angegriffen, durch eine in sein Zimmer eingeschlagene Bombe verwundet und starb am 4. Juli 1857. — Vgl. H. B. Edwards und H. Merivale, »Life of Sir Henry Lawrence« (2 Bde., London 1872). *(W. Bentheim.)*

LAWRENCE (Sir John Laird Mair), Vicekönig von Indien, Bruder des vorigen, geboren am 4. März 1811 in Richmond (Grafschaft York), erhielt seine Schulbildung in Bristol und Londonderry. Durch einen ihm verwandten Director in der Ostindischen Compagnie erhielt er Anwartschaft auf Anstellung im indischen Civildienst und bereitete sich im East India-College zu Haileybury auf diesen vor. Im J. 1829 nach Indien gegangen, bildete er sich zunächst im Fort-William-College weiter in den indischen Sprachen aus und wurde dann im Districte Delhi angestellt, erhielt 1834 die Administration des Districtes Paniput, die er mit großer Energie führte und wo er sich namentlich in der Aufspürung und Unterdrückung der zahlreichen Verbrechen hervorthat. Indeß mußte er wieder auf seinen Posten in Delhi zurückkehren, bis er 1838 auf Wunsch von Bird, dem Chef der Landesvermessung in den Nordwestprovinzen, als Collector und Beamter für die Abschätzung der Landtaxe in einem der dortigen Districte angestellt wurde. In diesen schwierigen Geschäften lernte er die Verhältnisse des Landes und Volkes gründlich kennen. Im J. 1840 kehrte er zur Wiederherstellung seiner Gesundheit mit dreijährigem Urlaub nach England zurück. Als er 1842 wieder in Indien eintraf, erhielt er bald die Administration des Districtes Karnal (Division Delhi) und wurde 1844 Collector der beiden Districte Delhi und Paniput. Im ersten Sikh-Kriege (1845) trug Lawrence wesentlich zur endlichen Erlangung des Sieges bei, indem er von Delhi aus das Heer rasch und ausreichend mit Proviant, Munition und Geldern versorgte. Der Lohn blieb nicht aus: 1846 wurde Lawrence Commissar der Division Jallandhar in der Vice-Gouverneurschaft Pendschab, wo er neben der Steuerreform namentlich die Abschaffung der barbarischen Gebräuche (Mädchenmord u. a.) betrieb. Im selben Jahre mußte er sich als Stellvertreter seines Bruders Henry, als dieser nach England ging, nach Lahore begeben. Als nach dem zweiten Sikh-Kriege im März 1848 die förmliche Einverleibung des Pendschab erfolgte, ernannte der Generalgouverneur, Marquis Dalhousie, zur Regierung des Pendschab ein Collegium von dreien, darunter neben Henry Lawrence als Präsidenten auch John Lawrence. Es gelang diesen, die Gesammtverwaltung zu ordnen und eins der kriegerischsten, den Engländern feindlichsten Völker Indiens ganz zu beruhigen und den Engländern anhänglich zu machen. John's besondere Obliegenheit war die Leitung der Finanzen; es machte sich aber zwischen den Brüdern eine starke Verschiedenheit der Ansichten geltend: Henry Lawrence war gegen seinen Bruder und den Generalgouverneur für die Errichtung einer England freundlichen, unabhängigen Macht zwischen Indien und Afghanistan gewesen und suchte auch nach geschehener Annexion die Rechte der Sikhs möglichst zu schonen. Henry mußte weichen und John erhielt die alleinige Verwaltung als Obercommissar des Pendschab. Während des Krimkriegs erstrebte Dalhousie ein Bündniß mit Afghanistan, Lawrence war dagegen, schloß indeß, als Dost-Mohammed das Verlangen nach einem Allianzvertrage kundgab, diesen als Vertreter Englands am 30. März 1855 ab. Bei Dalhousie's Weggang von Indien (1856) ernannte er noch Lawrence zum Lieutenant-Gouverneur des Pendschab. Der Erfolg seiner Verwaltung der Provinz zeigte sich glänzend in dem großen indischen (Sepoy-) Aufstande; er wurde der eigentliche Retter der englischen Herrschaft in Indien: das Pendschab blieb treu und Lawrence konnte von hier aus dem

englischen Heere vor Delhi Mannschaften (Pendschabi-Soldaten), Proviant und Geld zuführen.

Als Lawrence 1859 nach England zurückkehrte, wurde dem «Retter Indiens» der Dank des Parlaments ausgesprochen und eine Pension von 2000 Pfd. St. außer der schon ohnehin mit seinem Amte verbundenen von 1000 Pfd. St. zuerkannt. Im J. 1864 wurde er als Nachfolger des Lord Elgin Vicekönig von Indien und bekleidete dieses Amt 5 Jahre. Seine Verwaltung, geführt nach denselben Grundsätzen, die er im Pendschab mit Erfolg angewandt hatte, war ausgezeichnet durch geschickte Ordnung der Finanzen, Vorsorge für die Masse des Volkes, für die englischen Truppen und namentlich auch für die Erziehung.

Im J. 1869 kehrte Lawrence nach vierzigjährigem indischen Dienste nach England heim und wurde zur Peerswürde erhoben. Hier war er noch thätig namentlich als Präsident des londoner Schulraths. Er starb am 27. Juni 1879 und wurde in der Westminster-Abtei beigesetzt. — Vgl. Smith, «Life of Lord Lawrence» (2 Bde., London 1883). *(W. Bentheim.)*

LAWRENCE (Sir Thomas), engl. Portraitmaler, geboren zu Bristol am 13. April 1769. Das Kunsttalent des Kindes offenbarte sich bald; als er fünf Jahre zählte, zeichnete er die Bildnisse des Lord Kenyon und seiner Gemahlin, die sich zufällig auf einer Durchreise im Gasthause seines Vaters in Devizes aufhielten, und trotz der Unbehülflichkeit im Zeichnen sollen die Portraits sehr ähnlich gewesen sein. Mit zehn Jahren componirte er bereits biblische Scenen. In Bath endlich, wohin der Vater übersiedelte, genoß Thomas eine Zeit lang Unterricht bei dem Zeichner Hoare, unter dessen Leitung er mehrere weibliche Bildnisse mit dem Zeichenstift ausführte. Ein Gönner wollte ihn auf eigene Kosten nach Italien reisen lassen, aber der Vater gab es nicht zu, weil Thomas die Familie bereits wesentlich mit seinem Talent unterstützte. Im J. 1782 zeichnete er eine Copie von Rafael's Verklärung nach irgendeiner wohl sehr ungenügenden Nachbildung. Die Gesellschaft der Künste in Bath schenkte ihm bei der Ausstellung dieser Zeichnung eine silberne Palette und fünf Guineen. Er machte dann in Begleitung seines Vaters eine kleine Kunstreise in den nahen Städten, wo er viele Bildnisse zeichnete und Geld sowie reichen Beifall erntete. Nachdem ihm sein Plan, Schauspieler zu werden, ausgeredet worden, fing er mit 17 Jahren an, mit Oelfarben zu malen. Zu seinen frühesten Arbeiten dieser Art gehört sein Eigenbildniß, das er in Rembrandt's Manier ausführte. Zu Anfang des Jahres 1787 kam Lawrence nach London. Joshua Reynolds stand eben auf der Höhe seines Ruhmes. Der junge Lawrence fand Gelegenheit, ihm in seinem Atelier vorgestellt zu werden. Reynolds war von der Schönheit und dem anmuthigen Benehmen des Jünglings überrascht und brachte ihm Wohlwollen entgegen, das er ihm bis zu seinem Tode bewahrte. Lawrence besuchte nun die Akademie und machte erstaunliche Fortschritte. Im J. 1787 stellte er zum ersten male aus und zwar fünf weibliche Bildnisse, eine Pestalin und das Bild eines wahnsinnigen Mädchens. Seitdem fand man in den Ausstellungen stets mehrere Bildnisse seiner Hand, darunter das der Königin und der Prinzessin Amalie. Er wurde ein beliebter und stark in Anspruch genommener Maler der aristokratischen Damenwelt. Nach Reynolds' Tode wurde er von Georg III. zum ersten Hofmaler ernannt. Am 10. Febr. 1794 wurde er zum Mitglied der Akademie erwählt. Als er die Prinzessin von Wales gemalt hatte, brachte man dem Prinzen einen Verdacht gegen den Künstler bei; später indessen saß ihm der Prinz doch zum Portrait und war von seiner Arbeit wie von seinem Benehmen so entzückt, daß er fortan zu seinen Gönnern gehörte und ihn später (1815) adelte. Im J. 1818 sandte er Lawrence während des Congresses nach Aachen, um die Hauptpersonen desselben zu portraitiren. Von hier aus begab sich Lawrence noch nach Wien und Rom. Nach dem Tode von B. West (10. März 1820) wurde er sogleich zum Präsidenten der Akademie erwählt. Für die acht lebensgroßen Bildnisse, die er für Georg IV. von seiner Reise mitgebracht hatte, unter denen sich jene des Kaisers Franz I. und Pius VII., beide thronend, sowie des Herzogs von Reichstadt befanden, erhielt er vom König eine goldene Kette. Im J. 1825 reiste er nach Paris, um daselbst den König Karl X. zu portraitiren. Als ein Meisterwerk des Künstlers wird das Bildniß Georg's IV. im Carlton-Palast angesehen. Der König wünschte so gemalt zu sein, wie er wirklich sei, und Lawrence that es auch, aber er verband eine so feine Charakteristik mit der treuen Wiedergabe der Natur, daß er das Bild zu einem echten Kunstwerke stempelte.

Die Werke des Meisters sind sehr zahlreich, da er sehr rasch arbeitete und leider Nebensachen von Schülern ausführen ließ. Im Kopfe des Portraitirten concentrirte er seine ganze Kraft, das andere opferte er gleichsam auf. Im Buckingham-Palast befinden sich sämmtliche Portraits, die er für den König gemalt hatte. Lawrence verstand es, den Charakter der Portraitirten ebenso trefflich zu schildern, wie durch eine elegante Behandlung, besonders der Damenbildnisse, Werke zu schaffen, die auch neben dem Werth des Bildnisses den Werth des Kunstwerkes als solchen beanspruchen.

Lawrence starb in London am 7. Jan. 1830 und wurde in der St.-Paulskirche neben West bestattet.

Vgl. Williams, «Life and correspondence of Sir Thomas Lawrence» (London 1831).

(J. E. Wessely.)

LAWRENCE (Thomas), geboren am 25. Mai 1711 zu London, erwarb 1736 nach Vollendung seiner Studien zu Oxford und London die medicinische Doctorwürde, hielt dann in London und gleichzeitig auch in Oxford Vorträge über Anatomie, widmete sich aber von 1750 ab ausschließlich der medicinischen Praxis. Er erfreute sich einer sehr einflußreichen Stellung im College of Physicians zu London, zu dessen Präsidenten er von 1767 ab 5 Jahre hintereinander erwählt wurde, und starb hochgeachtet am 6. Juni 1783. Unter seinen Schriften ist neben einigen in classischem Latein ver-

faßten Abhandlungen über Hydrops, Krankheiten des Kopfes und die Natur der Muskeln (London 1756—59), namentlich aufzuführen die Biographie Harvey's, welche die Einleitung zu der von dem College of Physicians veranstalteten Gesammtausgabe von Harvey's Werken bildet. *(A. Winter.)*

LAWRENCE (William), geboren am 16. Juli 1783 zu Cirencester (Gloucestershire), begann seine medicinischen Studien 1799 in London unter Abernethy's Leitung, wurde 1802 zum Prosector, 1813 zum Chirurgen am St. Bartholomäus-Hospitale ernannt, erhielt 1814 die Stelle eines Chirurgen an der Eye infirmary, 1815 aber die des Chirurgen an den königlichen Hospitälern zu Bridewell und Bethlehem. In letzterem Jahre erfolgte auch seine Ernennung zum Professor der Anatomie und Chirurgie bei dem College of surgeons, dem er seit 1805 angehörte und in welchem er bis zu seinem Tode eine sehr hervorragende Stellung einnahm; seit Abernethy's Tode (1831) war er aber bis zwei Jahre vor seinem Ableben als Docent der Chirurgie am St. Bartholomäus-Hospital thätig. Lawrence's Vorträge, durch Inhalt und Form gleich ausgezeichnet, erfreuten sich des größten Beifalls, außerdem wurde ihm eine Anerkennung seines verdienstlichen Wirkens dadurch zutheil, daß er nach Erlaß der Medical Act von der Krone zum Mitglied des Council of medical education and registration ernannt wurde. Er starb, in den weitesten Kreisen geschätzt, am 5. Juli 1867. Unter Lawrence's äußerst zahlreichen Schriften, welche vorwiegend dem Gebiete der Chirurgie, aber auch dem der Anatomie und Physiologie (Uebersetzung von Blumenbach's vergleichender Anatomie, «Lectures on physiology, zoology and natural history of man») angehören und zum großen Theile in medicinischen Zeitschriften («London med. Gaz.»; «The Lancet»; «Transact. of the med.-chir. Soc.») veröffentlicht worden sind, verdienen folgende specielle Erwähnung: «Treatise on hernia» (London 1807), von der 2. Aufl. ab (1810) unter dem Titel «A Treatise on ruptures» erschienen (5. Aufl. 1838; ins Deutsche, Französische und Italienische übersetzt); «Anatomico-surgical views of the nose, mouth, larynx and fauces», verfaßt in Verbindung mit John Jam. Witt (London 1809, neue Ausgaben 1834 und 1838); «Lectures on surgery, medical and operative» (London 1832, deutsch von Behrend 1835); «Observations on tumours, with cases» («Med.-chir. Transactions», 1832); «A treatise on diseases of the eye» (London 1833; 2. Ausg. 1841). — Vgl. «Biogr. Lexikon hervorragender Aerzte», Bd. III, S. 631, 632. *(A. Winter.)*

LAWSONIA, Pflanzengattung der Lythraceen. Blüten vierzählig, mit gleich langen Griffeln. Kelch klein, sehr breit kreiselförmig, fast lederartig, stielrund, meist 16nervig, mit breit-eiförmig-dreieckigen, ungeschwänzten, abstehenden Zipfeln, welche länger als die Röhre sind. Blumenblätter ziemlich groß, kurz benagelt, nierenförmig, etwas fleischig, in der Knospenlage zerknittert, an der Einfügungsstelle mit einem kleinen Schüppchen versehen. Staubgefäße fast immer 8, paarweise vor den Kelchzipfeln einem kleinen, etwas schwieligen Ringe ein wenig unterhalb der Blumenblätter eingefügt, selten nur 4 und noch seltener 12, welche zu 3 vor den Kelchzipfeln stehen. Staubfäden ziemlich dick, pfriemlich, länger als die Kelchzipfel, Staubbeutel kreisförmig, an beiden Enden ausgerandet, mit sehr breitem Mittelbande. Fruchtknoten sitzend, fast kugelig, 2—4fächerig, Griffel dick, etwas länger als die Staubgefäße. Frucht sphäroidisch, ganz am Grunde vom Kelch gestützt, bisweilen purpurroth, meist geschlossen bleibend. Samen zahlreich in jedem Fache, dick, dreikantig-pyramidenförmig, Samenschale dick, über der Spitze des Keimlings sehr dick-schwammig. Keimblätter flach, herzförmig-rundlich; Würzelchen klein.

Linné unterschied zwei Arten, Lawsonia inermis und spinosa; da dies jedoch nur Formen oder vielmehr Zustände einer Species sind, so bezeichnet sie Lamarck als Lawsonia alba, welcher Name jetzt in der Regel vorangestellt wird. Die Pflanze wird in den Tropengegenden jetzt vielfach cultivirt, stammt aber ursprünglich wahrscheinlich aus Asien. Es ist ein ganz kahler, in der Jugend unbewehrter, im Alter infolge der Verholzung der Aeste dorniger Strauch mit gegenüberstehenden Blättern und endständigen, pyramidenförmigen Rispen. *(A. Garcke.)*

LAXENBURG oder Lachsenburg, früher Lachsendorf genannt, Marktflecken im Erzherzogthum Oesterreich unter der Enns, liegt im politischen Bezirke Baden und im Gerichtsbezirke Mödling einige Kilometer südlich von Wien in einer flachen Gegend, in einer Meereshöhe von 174 Met. Er zählt 1130 Einwohner und ist durch eine Zweigbahn mit der Wien-Triester Hauptlinie der Südbahn verbunden. Der kaiserliche Hof besitzt daselbst zwei Schlösser mit einem großen Park. Das alte Schloß stammt aus dem 14. Jahrhundert, das neue Schloß wurde von der Kaiserin Maria Theresia an der Stelle des Blauen Hofes, welchen sie vom Grafen Daun gekauft hatte, erbaut, weshalb es auch das Blaue Haus genannt wird. Dasselbe ist niedlich und gefällig, keineswegs aber prächtig gebaut und bildet mit seinen Nebengebäuden einen weiten, gegen den Park offenen Hofraum. Das Innere ist einfach, aber geschmackvoll eingerichtet. Es besitzt ein Theater für 1200 Zuschauer und eine Reitschule. In der Schloßkirche befindet sich ein Altarblatt von Van Dyck, das Bibliothekzimmer enthält sechs schöne Gemälde von Canaletto, das Billardzimmer Beyer's Statue Meleager. Der Park ist einer der schönsten englischen Gärten Europas. Er besteht aus 17 von der Schwechat gebildeten Inseln und enthält sehr viele künstlerische Sehenswürdigkeiten, darunter die «Franzensburg», eine unter Kaiser Franz I. im J. 1801 vollendete, im gothischen Stile erbaute Burg, welche bis in die kleinste Einzelheit einem Lieblingsschlosse Kaiser Maximilian's I. nachgebildet wurde.

Laxenburg ist seit dem 14. Jahrh. ein beliebter Wohnort und Sommeraufenthaltsort der Habsburger. Am 15. Juli 1682 wurde daselbst das Laxenburger

Bündniß zwischen dem Kaiser Leopold I. und mehreren deutschen und auswärtigen Fürsten gegen Ludwig XIV. und im J. 1725 der Friedens- und Handelstractat zwischen Spanien und Oesterreich abgeschlossen. Am 21. Aug. 1858 wurde in Laxenburg der gegenwärtige Kronprinz von Oesterreich-Ungarn Rudolf geboren. — Vgl. Schottky, «Lachsenburg», in Hormayr's «Taschenbuch», Jahrg. I, 1820, S. 23 fg.; Realis, «Laxenburg» (Wien 1846); Ilg, «Kunstgeschichtliche Bemerkungen über die Rittergruft in Laxenburg», in den «Berichten und Mittheilungen des Alterthumsvereins zu Wien», Bd. XIII, 1873, S. 43—46. *(F. Grassauer.)*

LAYAMON (oder Laweman, wie ihn die jüngere Handschrift seines Werkes nennt) ist der Name des englischen Dichters, welcher zuerst ein umfangreiches Werk aus dem Französischen für seine Landsleute übersetzt hat: den «Brut» des Wace. Darin liegt seine Bedeutung für die Literaturgeschichte. Ueber Layamon's Leben wissen wir nur, was der Dichter selbst uns in seinem Gedichte sagt, das uns in zwei Handschriften, eine aus dem Anfange, eine aus der Mitte des 13. Jahrh., erhalten ist. Er sagt darin: «Es war ein Leutepriester, Layamon war er geheißen, der war des Leovenaö Sohn (die jüngere Handschrift: «Laweman war er geheißen, der war des Leuca Sohn»): Gott sei ihm gnädig! Er wohnte zu Ernleye, dicht bei der Kirche am Severnufer, so gefiel es ihm, dicht bei Radestone.» In «Ernleye» haben wir das jetzige Arley Regis zu erblicken, Layamon gehörte also der Grafschaft Worcester an. Hier in Ernleye kam es, erzählt Layamon, ihm in den Sinn, die Geschichte Englands von den ältesten Zeiten, von den ältesten Bewohnern an, die bald nach der großen Flut das Land in Besitz nahmen, zu schreiben. Um sich die nöthigen Werke zu diesem Unternehmen zu verschaffen, machte er größere Reisen durch England. Er führt dann drei Bücher als seine Quellen an: «Ein englisches Buch (Englisca boc), das schrieb der heilige Beda, auch nahm er ein lateinisches her, das einstens schrieb Sanct Albin und auch der liebe Augustin, der England christlich machte. Ein drittes Buch nahm er noch her und legt' es in die Mitte, das ein Franzose hat gemacht, Wace ward er genennet.» Unter dem ersten Buche haben wir zweifellos Aelfred's Uebersetzung der Kirchengeschichte Beda's zu verstehen, unter dem zweiten Beda's eigenes Werk. Doch diese beiden Werke benutzte der Dichter wahrscheinlich gar nicht. Die einzige Erzählung, die daraus genommen sein kann, die, wie Gregor dazu kam, die Angelsachsen bekehren zu lassen, dürfte wol eher aus mündlicher Ueberlieferung stammen. Die wirkliche Grundlage für Layamon's Dichtung bleibt der «Brut» des Wace. Aber die Vorlage wurde nicht einfach übersetzt, sondern sie erhielt durch Layamon ein durchaus volksthümliches englisches Gepräge. Viele Sagen, die meist aus örtlicher Ueberlieferung stammen, fügte Layamon ein. Die Arthursage vor allem ist schon sehr bereichert, wol durch mündliche Ueberlieferungen, welche Layamon in dem Worcester benachbarten Wales gehört hatte. Er dichtet nicht mehr in der alten alliterirenden Langzeile, sondern in einem viermal gehobenen Verse, welcher zuweilen Stabreim, zuweilen Reim, öfters nur die Hebungen aufweist, eine Versart, die sich auch schon in angelsächsischer Zeit nachweisen läßt. Doch zu einem großen Gedichte verwendete sie zuerst Layamon. Zur Feststellung der Entstehungszeit des Gedichtes haben wir zwei Anhaltspunkte: Layamon erzählt von Wace, er habe sein Gedicht überreicht «der edeln Aelienor, die Heinrich's Gemahlin war, des hohen Königes». Damit man sich so ausdrücken könne, muß Heinrich oder Elienor bereits gestorben sein. Wären beide damals, als der Dichter schrieb, bereits todt gewesen, so wäre wol eine Bemerkung hinzugefügt worden.

Heinrich II. starb 1189, Elienor 1204. Ein anderer Anhalt ist, daß der Dichter bei Erwähnung der Einführung des Peterspfennigs durch Johann bemerkt: «Unser Herrgott weiß, wie lange dies Gesetz wird dauern!» Im J. 1205 lehnte man sich aber gegen den Peterspfennig auf und er wurde wieder abgeschafft. Also vor 1205 und nach 1189 muß das Werk verfaßt sein. Natürlich nahm ein so umfangreiches Gedicht eine lange Reihe von Jahren in Anspruch, wir dürfen also das Ende des 12. und den Anfang des 13. Jahrh. als Entstehungszeit für die Geschichte Britanniens von Layamon ansetzen. Wie seine Quelle, so bricht auch Layamon mit dem Untergang der Keltenherrschaft in England ab. Fortsetzungen, wie zu andern Chroniken, finden wir zu unserm Werke keine. Mit der Ansetzung der obigen Entstehungszeit stimmt auch überein, daß, trotzdem Layamon's Vorlage eine französische war, doch sich in den mehr als 32,000 Versen der ältern Fassung nur 50 romanische Wörter finden.

Das Gedicht ist überliefert in zwei Handschriften auf dem Britischen Museum: Cottoniana, Caligula A IX aus dem Anfange und Otho C XIII aus der Mitte des 13. Jahrh. Eine Ausgabe besitzen wir: «Layamon's Brut or Chronicle of Britain; a Poetical Semi-Saxon Paraphrase of the Brut of Wace. Edited by Sir Fred. Madden.» Published by the Society of Antiquaries of London (3 Thle., London 1847). — Schriften über unsern Dichter sind: K. Regel, «Die Alliteration im Layamon», in Bartsch's «German. Studien», S. 171—246. — R. Wülker, «Ueber die Quellen Layamon's», in Paul und Braune's «Beiträgen», Bd. III, S. 524—556. — C. Callenberg, «Layamon und Orm nach ihren Lautverhältnissen verglichen» (Jena 1876, Differt.). — K. Regel, «Spruch und Bild im Layamon», in der «Anglia», Bd. I, S. 197—252. — M. Trautmann, «Ueber Layamon's Vers», in der «Anglia», Bd. II, S. 153—177. — Krautwald, «Layamon's Brut verglichen mit Wace's Brut in Bezug auf die Culturverhältnisse Englands» (Breslau 1887, Differt.). *(R. Wülker.)*

Laynez (Jakob), s. Lainez.

Lazareth, s. Hospital.

LAZARISTEN heißen katholische Missionare innerhalb der Kirche, welche als Priester der Mission im J. 1625 aus einer von Ludwig dem Heiligen 1248

gestifteten, später aber verfallenen Anstalt für gute Kinder (le college des bons enfants) hervorgegangen sind. Diese Anstalt wurde vom Erzbischof von Paris, Cardinal Johann Franz von Gondy, im J. 1624 unter die Leitung des Vincenz de Paulo (Vincentius de Paula) gestellt, welcher, von Freunden unterstützt, bis dahin in den Umgebungen von Paris wie auch in entlegenern Provinzen Frankreichs unter dem verwahrlosten Landvolke durch Unterricht und Seelsorge den segensreichsten Einfluß zu gewinnen gewußt hat. Um dieses Liebeswerk zu fördern, sollte für ihn und seine Genossen gemeinschaftliche Wohnung und Unterhalt beschafft werden. Diesen Dienst leistete nun zunächst jene verfallene Anstalt. Bald aber verbreiteten sich die Missionspriester, ohne die Verbindung mit der Mutteranstalt zu lösen, über ganz Frankreich. Im J. 1627 wurden sie vom König Ludwig XIII. bestätigt. Die päpstliche Genehmigung, eine Priestercongregation mit Ordensregel zu bilden, erhielten sie von Papst Urban VIII. im J. 1631. Nachdem ihnen im J. 1632 die große Priorei St.-Lazarus mit ihren umfangreichen Besitzungen in Paris, eine freiwillige Schenkung, überwiesen worden war, nahmen sie ihren jetzt üblichen Namen Lazaristen an. In dem edeln frommen Sinn und Geist seines Stifters Vincentius, der auch die hingebende Thätigkeit seiner Schüler beseelte, liegt dieses Ordens hoher Werth. Zu um so größerer Bedeutung gelangte diese Congregation, nachdem sie auch frühere Stiftungen jenes bedeutenden Mannes mit sich vereinigt hatte und von nun an zugleich die Armenpflege in den Bereich ihrer Fürsorge zog. Es sollten aber von den Lazaristen in der Stiftung eines Seminars zum Zweck der Vorbildung von Priestern noch ganz besondere Wirkungen ausgehen. Auf Anordnung nämlich des Erzbischofs von Paris, im J. 1631, wurden im Hause von St.-Lazarus unter des Vincentius vortrefflicher Leitung die für jenen Zweck erforderlichen Prüfungen angestellt und entsprechende geistliche Exercitien eingeführt. Auch zu Priesterconferenzen, welche die Wissenschaft eifrig pflegten und für das Amt begeisterten und welche unter dem Namen der Dienstagsgesellschaft im J. 1633 die päpstliche Bestätigung erhielten, wurde dort der Grund gelegt. Nicht wenige Männer, die nachmals zu den höchsten geistlichen Würden gelangt sind, haben daran theilgenommen. Für das Heer wie an den Hof Ludwig's XIII. wurden Ordensbrüder aus dem Hause von St.-Lazarus zu geistlicher Berathung und Pflege berufen. Weit über die Grenzen von Frankreich hinaus verbreitete sich ihr Ruf. Schon im J. 1638 wurde auch in Rom ein Haus für diese Priester der Mission gegründet. Bald hatten sie Seminarien und Missionen auch in Spanien und Portugal. Eine Pest rief sie nach Polen zu Hülfe. In Konstantinopel fanden sie Aufnahme. In Kleinasien, in China, in Afrika, in Amerika und auf den australischen Inseln breiteten sie sich aus. Auch die Stürme der Revolution im eigenen Heimatslande haben sie überdauert; doch sind sie bis auf die Gegenwart herab manchen Wechselfällen unterworfen geblieben. In großer Anzahl von Paris ausgegangen, haben sie dort außer dem Mutterhause auch ihren Ordensgeneral. *(E. Grössel.)*

LAZARUS, verkürzt aus *Ἐλεάζαρος* (עזר bei den Rabbinen für אלעזר = Gotthilf), ist im Neuen Testament der Name zweier Personen.

1) Der Arme im Gleichniß Luc. 16, 19—31. Keine andere Person eines Gleichnisses trägt einen Eigennamen. Schon dies deutet darauf, daß das Gleichniß spätere Umbildungen erlitten hat. In der That sind V. 27—31 späterer Zusatz, durch den der Reiche zum Vertreter des jüdischen Volks wird, welches ungläubig bleibt trotz Moses und den Propheten und auch wenn einer (es wird auf Jesus angespielt) von den Todten auferstände. Der Arme ist somit Vertreter der Heiden geworden. Verwerfung der Juden, Beseligung der Heiden ist ein Hauptgedanke des Lucas-Evangeliums (vgl. z. B. 4, 24—30; 13, 28—30; 10, 30—37; 17, 11—19; 15, 11—32; 14, 15—24; 20, 9—19; 19, 14. 27). Dabei ist aber gänzlich ignorirt, daß nach der ausdrücklichen Erklärung von V. 25 der Arme nur wegen seiner Armuth selig, der Reiche nur wegen seines Reichthums verdammt wird. Der erste Theil des Gleichnisses stammt hiernach aus einer ebionitischen Quelle, deren Grundanschauungen auch 6, 20 fg.; 24 fg.; 11, 41; 6, 35; 16, 9 wiederkehren (vgl. den Artikel Kanon, S. 321). Er braucht aber von dieser nicht erfunden, sondern nur aus einem Gleichnisse Jesu selbst umgebildet zu sein, in welchem aber sicher der Reiche als gottlos, der Arme als fromm bezeichnet war, während dem Ebioniten dies natürlich so nebensächlich, ja zweckwidrig erschien, daß er es verwischte. Die Hunde sollten also bei Jesus zur Beschämung des Reichen, bei dem Ebioniten nur zur fesselndern Schilderung des Elends des Armen dienen; dem Urheber des Schlußzusatzes werden sie als unreine Thiere für ein Zeichen davon gegolten haben, daß Lazarus die Heiden bedeute (vgl. Matth. 15, 26). Und der Name Lazarus wird in der ebionitischen Ueberlieferung eingesetzt worden sein, um die Berechtigung der armen und bedrückten Christen, die sich in Lazarus wiedererkannten, zum Vertrauen auf Gottes Hülfe anzudeuten, während er dem letzten Redactor oder seinen Lesern als Hinweis darauf gelegen kam, daß mit der Rückkehr des Lazarus die Auferstehung Jesu gemeint sei; denn «Jesus» bedeutet ebenfalls: Hülfe Gottes.

2) Der Bruder der Maria und Martha in Bethanien und Freund Jesu, den dieser nach Joh. 11, 1—46 auferweckte. Diese Wiederbelebung vier Tage nach dem Tode (11, 17. 39) ist aber nicht blos deswegen zu bezweifeln, weil sie an sich im höchsten Grade unwahrscheinlich ist, sondern auch, weil Jesu geflissentliche Verzögerung der Hülfeleistung um zwei Tage (11, 6) und sein Ausspruch, daß er nur um des Volkes willen zu beten brauche (11, 42), so unnatürlich wie möglich sind, vor allem aber schon deshalb, weil die drei anderen Evangelien von diesem Wunder aller Wunder trotz der Anwesenheit sämmtlicher Apostel nichts wissen, ja das Hereinbrechen des Todesgeschickes über Jesus ganz anders als (wie hier 11, 47—53) durch dieses Ereigniß, nämlich durch die im Johannes-Evangelium (2, 13—22)

mindestens zwei Jahre früher angesetzte Tempelreinigung motiviren. Denn daß sie das Wunder an Lazarus über der Menge der andern Todtenerweckungen leicht vergessen konnten oder nicht begabt genug waren, um seine hervorragende Bedeutung für den Lebensgang Jesu zu erfassen, daß sie sich der zu seiner Wiedergabe nöthigen Zartheit und Lebendigkeit des Gefühls nicht fähig oder über die Details nicht genügend unterrichtet fühlten, daß sie aus Rücksicht auf die noch lebenden Verwandten des Lazarus schwiegen, daß es ihnen als vor dem Eintreffen der galiläischen Festpilger passirt oder als in Jerusalem schon zu bekannt nicht zu Ohren kam, daß ihr Plan, abgesehen von der Leidenswoche, nur galiläische Ereignisse aufzunehmen gestattete, oder daß sie sich gar mit Rücksicht auf ein später von einem Anderen (Johannes) zu schreibendes Evangelium auf diese beschränkten, sind doch gar zu klägliche Ausflüchte. — Ist aber einmal die Erweckung des Lazarus ungeschichtlich, dann auch seine ganze Person. Denn die Notizen über seine Familie, besonders auch 12, 1—3, entstammen nicht selbständiger Ueberlieferung, sondern nur einer Verschmelzung der Nachrichten in den drei ersten Evangelien über die Frau im Hause Simon's des Aussätzigen in Bethanien bei Jerusalem, die Jesu Haupt (Marc. 14, 3—9; Matth. 26, 6—13), und über die Sünderin im Hause des Pharisäers Simon in Galiläa, die Jesu Füße salbt (Luc. 7, 36—50), mit denen über Maria und Martha in einem Dorfe, das Jesus auf der Reise von Galiläa nach Judäa berührt (Luc. 10, 38—42). Die Anlehnung an die älteren Evangelien ist hier wie anderwärts bis ins Kleinste nachweisbar [1]).

Erwächst hiernach die Aufgabe, zu erklären, wie Lazarus ins vierte Evangelium gekommen ist, so wird es bei der Eigenheit des Verfassers, durch ein Leben Jesu tiefe religiöse Ideen zur Darstellung zu bringen und diesen seine Geschichtsbilder im Einzelnen dienstbar zu machen, wie sie im Artikel Katholische Briefe, S. 366 fg. kurz gezeichnet ist [2]), nicht zu kühn erscheinen, was seit Bruno Bauer [3]) die gesammte kritische Theologie behauptet hat, daß die Gestalt des Lazarus dem Gleichniß bei Lucas entlehnt ist. Man hat dabei nicht nöthig, direct absichtliche Umgestaltung durch den Schriftsteller allein anzunehmen; eine sinnende, Ideen in geschichtlichen Bildern ausdrückende Betrachtung innerhalb ganzer Kreise wird ihm vorgearbeitet haben. In der Gleichnißrede von der Wiederkehr des Lazarus erkannte man die Anspielung auf Jesu Auferstehung. Nun war aber doch Jesus auferstanden; die Worte Abraham's, daß des Lazarus Wiederkunft die Juden nicht zum Glauben bringen würde, hatten also doch noch eine thatsächliche Erfüllung gefunden. So entstand ein zunächst bildlich gemeintes Wort, das aber von Andern leicht auch im eigentlichen Sinne gefaßt werden konnte: Lazarus ist auferstanden. Dieser eigentliche Sinn wurde nun natürlich zu Grunde gelegt, wenn das Bild weiter ins Einzelne ausgemalt wurde, was zur Einprägung des darin liegenden geistigen Gehaltes nur naturg mäß ist. War nun Jesus jenes göttliche Wesen, als welches er durch den Ausdruck «Logos» schon Joh. 1, 1 gekennzeichnet ist (s. hierüber den Artikel Katholische Briefe, S. 367 fg.), war er die Auferstehung und das Leben (11, 25), so mußte Lazarus, sofern er eben eine von Jesu verschiedene Person war, durch ihn auferweckt sein, so gut wie die Tochter des Jairus und der Jüngling zu Nain; und da man von seiner Wundermacht unbedingt überzeugt war, so ist die Steigerung des Wunderhaften an der Erzählung nicht als Unwahrhaftigkeit zu betrachten. Wie viel Antheil an diesem Proceß die fortbildende Ueberlieferung, wie viel der Schriftsteller gehabt, und wie weit man auf jeder Stufe neben der Betonung des geistigen Gehaltes von der äußeren Thatsächlichkeit des Vorgangs überzeugt oder umgekehrt sich bewußt gewesen, nur ein Bild einer geistigen Wahrheit mit möglichst lebendigen Farben zu malen, wird sich nie ermitteln lassen. Zu beachten ist jedenfalls auch bei Annahme eines naiven Glaubens, daß die in V. 25 formulirte Centralidee über die Wiederbelebung eines Verstorbenen auf Erden zu nochmaligem Tode, ja über eine Auferstehung am jüngsten Tage hinausreicht und mit dem Gedanken von 5, 24 übereinkommt.

Der Einwand gegen diese ganze Auffassung, daß Lazarus nicht wie im Gleichniß als arm, aussätzig u. s. w. erscheine, ist richtig, aber gleichgültig; denn das Gleichniß bietet eben doch die einzige Figur, an welche die Erzählung von der Auferweckung eines bereits Begrabenen sich anschließen konnte, und Anschluß an die Ueberlieferung war, wenn es sich um ein Leben Jesu handelte, ebenso selbstverständlich wie unerläßlich. Daher auch die Combinationen über die Familie des Lazarus. Nach Joh. 11, 45 haben nun freilich entgegen der Vorhersagung Abraham's im Gleichniß viele Juden gerade an Jesus geglaubt. Allein ohne diesen Umstand hätte das Wunder gar nicht den Mordplan gegen Jesus herbeiführen können; das Volk als Ganzes blieb aber eben doch ungläubig. Somit liegt auch hierin keine Instanz gegen die obige Erklärung. *(Paul Wilh. Schmiedel.)*

LAZARUSORDEN, ehedem ein geistlicher Ritterorden, dessen ursprüngliche Heimat ebenso wenig als die Zeit seiner Stiftung bekannt ist. Aus dem Umstande, daß er, seit dem J. 1154 vom König Ludwig VII. mit seiner Rückkehr vom (zweiten) Kreuzzuge nach Frankreich verpflanzt, daselbst im Besitz bedeutender Güter war und sich besonders der Krankenpflege widmete, läßt sich der Schluß ziehen, daß die Stiftung dieses Ordens in die Zeit der ersten Kreuzzüge fällt und nach Kleinasien weist zu dem Zweck, kranke Pilger aus dem Abendlande zu pflegen. Möglich, daß zwischen ihm und der Priorei von St.-Lazarus in Paris (s. den Artikel Lazaristen) ein Zusammenhang stattgefunden hat. Berichtet wird, daß ihm in Frankreich die Aufsicht über die

1) Vgl. besonders Holtzmann, «Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie» (1869), 62—85; 155—178; 446—456; Thoma, «Genesis des Johannesevangeliums» (1882); Jacobsen, «Untersuchungen über das Johannesevangelium» (1884). 2) Uebrigens ist dort S. 367a, Zeile 21 der 13. Nisan statt des 14. zu setzen. 3) «Kritik der evangelischen Geschichte der Synoptiker» (und des Johannes), III (1842), 189.

Hospitäler und Krankenhäuser übertragen war, daß er sich über das ganze Abendland verbreitete, unter einem Oberhaupte, Großmeister des Ordens von St.-Lazarus benannt, mit dem Sitze zu Boigny bei Orleans. In Italien wurde er seiner Ausartung halber im J. 1490 vom Papst Innocenz VIII. aufgehoben, jedoch von Leo X. restituirt, von Gregor XIII. im J. 1572 mit dem Orden des heiligen Moritz vereinigt und der Herzog Emanuel von Savoyen zu dessen Großmeister ernannt. In Frankreich wurde der Lazarusorden von Heinrich IV. mit dem von ihm im J. 1607 gegründeten Orden «Unserer lieben Frau vom Berg Carmel» vereinigt, wodurch er zugleich in den Güterbesitz einiger gleichzeitig aufgehobenen ähnlichen Orden gelangte. Doch war dies nur von kurzer Dauer, 1672—1693. Von Ludwig XIV. zwar bestätigt, wurde er doch seit Eintritt der Revolutionsjahre 1788 nicht mehr verliehen. Das Jahr 1830 brachte ihm die gänzliche Aufhebung. Das Ordenszeichen war ein achtspitziges, goldenes, abwechselnd purpurroth und grünes Kreuz mit goldenen Lilien in den Winkeln, mit dem Bilde der Maria auf der Vorderseite, mit dem des aus dem Grabe steigenden Lazarus auf der Rückseite, das am grünen Bande um den Hals getragen ward.

Von diesem verschieden ist der Orden des heiligen Mauritius und Lazarus im Königreich Italien. Derselbe wurde im J. 1434 vom Herzog Amadeus VIII. von Savoyen gestiftet, vom König Victor Emanuel I. von Sardinien im J. 1816 erneuert und seitdem bis zum J. 1868 zu wiederholten malen bestätigt. Ordenszeichen: weißemaillirtes Kleeblattkreuz, dessen Winkel mit den Armen eines achtspitzigen grünen Kreuzes ausgefüllt sind, getragen am grünen Bande. *(E. Grössel.)*

Lazen, s. Lasen.

LAZULITH, Blauspat, Mineral in tafelartigen, säulenförmigen oder pyramidalen Krystallen des monoklinen Systems, selten vorkommend, meist nur derb und eingesprengt. Unvollkommen prismatisch spaltend, von unebenem und splitterigem Bruch; Härte 5, Gewicht 3; farblos, aber meist blau gefärbt, glasglänzend, an den Kanten durchscheinend. Es ist ein wasserhaltiges Thonerde-, Magnesia-, Eisenoxydul-Phosphat, mit 43—45 Proc. Phosphorsäure und 6 Proc. Wasser; von Säuren nur wenig angreifbar. Fundorte Steiermark, Wermland, Nordcarolina, Georgia. *(E. Geinitz.)*

Lazzari (Donato), ital. Architekt, s. Bramante (Lazzari).

LE oder LEH, Hauptstadt der tibetanischen Provinz Ladak, in Kaschmir, etwa 3 Kilom. nördlich vom Indus, unter 34° 10′ nördl. Br. und 77° 40′ östl. L. (Greenwich), in einer von meist schneebedeckten Gebirgen umrahmten Hochebene, 3297 Met. über dem Meere, ist von einer Mauer mit Thürmen umgeben, hat mehrere buddhistische Tempel, gut mit Handelswaaren versehene Bazars und etwa 10,000 Einwohner. Die Stadt ist der Durchgangspunkt des großen Karawanenhandels von Jarkand, Lhassa und weiter auch Rußland nach Kaschmir, Lahore und dem übrigen Hindostan; besonders ist zu Le der Hauptmarkt für die feine Shawlwolle aus der chinesischen Tatarei. *(A. Schroot.)*

LEA (Isaac), der Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns, James Lea, in Wilmington (Nordamerika), ward daselbst am 4. März 1792 geboren. Das Geburtsrecht auf die Mitgliedschaft der Gesellschaft der Quäker verlor er, als er im J. 1814 mit seinem Freunde, dem Naturforscher Vanuxem, einer Freiwilligenschar von Scharfschützen beitrat, die ihre Dienste gegen die Engländer anbot, aber nicht in Thätigkeit kam. Ursprünglich für den ärztlichen Beruf bestimmt, trat er doch 1807 in das kaufmännische Geschäft seines ältesten Bruders in Philadelphia. Im J. 1821 heirathete er die Tochter des bekannten Verlegers und Schriftstellers über Nationalökonomie Mathew Carey und wurde Theilhaber der Firma. Im J. 1852 zog er sich vom Geschäfte zurück und widmete sich nur wissenschaftlichen Arbeiten. Wegen dieser wurde er vielfach geehrt, erhielt von der Harvard-Universität in Cambridge, Mass., den Ehrengrad eines Doctors der Rechte, war von 1853 bis 1858 Präsident der Akademie der Naturwissenschaften in Philadelphia, war zweimal Präsident der amerikanischen Naturforscherversammlung und Mitglied vieler in- und ausländischen Akademien und Gesellschaften. Waren seine ersten und einige wenige seiner spätern Arbeiten, deren Reihe im ganzen gegen dreihundert beträgt und im J. 1818 begimnt, mineralogischen und geologischen Inhalts, so ist doch die größte Zahl derselben der Naturgeschichte der Süßwassermuscheln gewidmet. In der Kenntniß der Najaden, namentlich der Unionieden, war er eine der ersten Autoritäten. Der ungeahnte Reichthum Nordamerikas an hierher gehörigen Formen war für ihn Veranlassung, die ganze Gruppe in umfassender Weise zu bearbeiten. Seine zahlreichen hierauf bezüglichen Aufsätze sind in dreizehn Quartbänden mit vielen Tafeln vereinigt worden. Er war zweimal in Europa, wo er viele persönliche Freunde gefunden hatte. Er starb in seinem 94. Jahre am 6. Dec. 1886 in Philadelphia. — Vgl. N. P. Scudder, «Bibliographies of American Naturalists: II. The Published Writings of Isaac Lea, L. L. D.» (Washington 1885).

(J. Victor Carus.)

LEACH (William Elford), einer der hervorragendsten englischen Zoologen der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, welcher sich namentlich durch Anwendung des natürlichen Systems auf die beiden großen Gruppen der Gliederthiere und Mollusken große Verdienste erworben hat. Er ist um das Jahr 1790 geboren, studirte in Edinburgh Medicin, wurde dort am 9. März 1821 in die Werner'sche Gesellschaft aufgenommen, nachdem er schon vorher Mitglied der Linné'schen Gesellschaft in London geworden war, und kam etwa 1823 nach London, wo er Conservator am Britischen Museum wurde. Anfang der dreißiger Jahre wurde er gemüthskrank, ging nach Italien und starb am 25. August 1836 im Palazzo S.-Sebastiano in der Provinz Tortona (Angabe im Nekrolog des Präsidenten der königlichen Gesell-

schaft in London), nach der gewöhnlichen Angabe in Genua, an der Cholera. Seine erste Arbeit, beschreibender Art (über zwei Arten von Clythra), erschien 1809 in den Abhandlungen der londoner entomologischen Gesellschaft. Wichtiger sind die 1810 vor der Werner'schen Gesellschaft gelesenen Bemerkungen über die «rüsſellosen» Zweiflügler, die 1815 in den Abhandlungen der Linné'schen Gesellschaft erschienene Uebersicht über die von Linné als Insecta zusammengefaßten Thiere, sowie die über die stieläugigen Kruster Großbritanniens von 1817—21 erschienene Monographie. Vom J. 1814 bis 1817 gab er drei Bände eines Sammelwerkes unter dem Titel «The Zoological Miscellany» heraus (Fortsetzung des ältern Werkes von W. Shaw, «The Naturalist's Miscellany»). Der die Mollusken betreffende Theil dieser Bände wurde später als dritter Band in Chenu's «Bibliothèque conchyliologique» aufgenommen. Im J. 1816 gab er einen beschreibenden Katalog der im Britischen Museum enthaltenen Säugethiere und Vögel der britischen Fauna heraus. Er war betheiligt bei der Bearbeitung der wissenschaftlichen Ausbeute der Expeditionen Tuckey's nach dem Congo und des Schiffes «Isabella» nach dem Polargebiet. Seine im J. 1818 ausgearbeitete Klassification der britischen Mollusken wurde 1847 (in den «Annals of Natural History») und 1852 als selbständiges erweitertes Werk neugedruckt. Die Eintheilung der Tintenfische nach der Zahl der Mundarme in Dekapoden und Octopoden rührt von ihm her. Bei den Gliederthieren machte er die Tausendfüße zuerst zu einer besondern Klasse und berücksichtigte bei der Eintheilung der Insekten neben den Flügeln auch die Entwickelung.
(J. Victor Carus.)

LEADVILLE, Stadt im Lake-County des nordamerikanischen Unionsstaates Colorado, 100 engl. Meilen südwestlich von der Hauptstadt Denver, in über rauher Hochgebirgsgegend, wo ein neunmonatlicher Winter herrscht, in mehr als 3000 Met. Höhe. Die Stadt, 1878 gegründet, verdankt ihren Ursprung den reichen Silbererzgängen dieser Berge, deren Ausbeute schon im J. 1879 mehr als 10 Millionen Dollars betrug und reißend anwuchs. Die berühmteste Mine heißt Little-Pittsburg. Die Zahl der Bewohner belief sich im J. 1880 bereits auf 14,820. Für den lebhaften Geschäftsverkehr ist es bezeichnend, daß im J. 1880 schon 240 Miles Telephonleitungen vorhanden waren. Auch ist Leadville der Endpunkt eines Zweiges der Denver- und Rio-Grande-Bahn.
(A. Schroot.)

LEAKE (William Martin), berühmter englischer Archäolog, stammend aus einer angesehenen, zu Thorpe-Hall bei Colchester in der Grafschaft Essex ansässigen Familie, wurde geboren am 14. Jan. 1777. Erzogen in der Militärakademie zu Woolwich, diente er erst in Westindien als Offizier bei der Marineartillerie und wurde dann von der englischen Regierung nach Konstantinopel gesandt, um die Türken in der Marineartillerie zu unterweisen. Eine Reise durch Kleinasien nach Cypern, wo die englische Flotte lag, weckte in ihm die Neigung zur alten Topographie. Nach dem Abzug der Franzosen aus Aegypten bekam er den Auftrag, das Nilthal bis zu den Katarakten zu vermessen. Dann wurde er beauftragt, die Küste von Albanien und Morea aufzunehmen, um den Türken bezüglich etwaiger Angriffe der Franzosen von Italien aus behülflich zu sein, und er benutzte diese Expedition zur Erforschung aller Oertlichkeiten und zu einer werthvollen Sammlung von Inschriften. Im J. 1817 gerieth er zu Salonike in Gefangenschaft, wurde jedoch in demselben Jahre freigelassen, worauf er eine diplomatische Mission zu Ali Pascha erhielt, dessen volles Zutrauen er gewann und bei dem er ein Jahr lang als Repräsentant Englands verweilte. Im J. 1823 trat Leake als Oberster aus dem activen Dienst und widmete die übrigen Jahre seines Lebens topographischen und archäologischen Studien. Er starb am 6. Jan. 1860 zu Brighton. Seine Hauptschriften sind: «Topography of Athens» (London 1821, 2. Ausgabe, Cambridge 1841); «Journal of a Tour in Asia Minor» (London 1824); «Travels in the Morea» (London 1830); «Travels in Northern Greece» (London 1835); «Numismata Hellenica» (London 1854); «Peloponnesiaca» (London 1846); «On some disputed questions of ancient geography» (London 1857). Vgl. John Renard Marsden, «A brief memoir of the life and writings of Lieutenant Colonel William Martin Leake» (London 1864); E. Curtius in «Preußische Jahrbücher», 1876, Heft 9.
(W. Bentheim.)

LEAMINGTON, früher auch Leamington-Priors, gegenwärtig (seit 1850) gewöhnlich Royal-Leamington-Spaa genannt, Marktstadt und Badeort in der englischen Grafschaft Warwick, am Leam, unfern von dessen Mündung in den Avon, mit (1881) 22,976 Einwohnern. Badeanstalten wurden hier zuerst 1786 gegründet. Den Mineralquellen werden beträchtliche Heilkräfte zugeschrieben und der Ort bietet sonst noch mannichfache Annehmlichkeiten, hat eine öffentliche Bibliothek mit freiem Zutritt, ausgedehnte Jagdgründe, ein angesehenes Gymnasium (College) und eine Anzahl vorzüglicher Schulanstalten.
(W. Bentheim.)

Leander, s. unter Hero.

LEBA, Stadt in der preußischen Provinz Pommern, Regierungsbezirk Köslin, Kreis Lauenburg, rechts am Ausfluß der Leba, nahe der Küste zwischen dem Lebasee und dem Sarbskersee, hat ein Amtsgericht, evang. Pfarrkirche, Rettungsstation, Post- und Telegraphenamt und zählt (1885) 2033 meist evang. Einwohner, welche Ackerbau und Viehzucht, Fischerei und Handel mit Holz, Fischen und Fettwich betreiben. — Die Stadt, früher Lebsko oder Lebamünde genannt, ist 1322 durch den Deutschen Ritterorden gegründet, erhielt 1357 Stadtfreiheit und Lübisches Recht, wurde 1570 durch eine Sturmflut vernichtet und 1572 etwas landeinwärts neu erbaut.

Der Fluß Leba entspringt in 170 Met. Seehöhe auf dem Plateau von Carthaus nördlich des Radaunesees, durchfließt den Regierungsbezirk Danzig in nörd-

licher Richtung, fließt dann in Pommern an Lauenburg vorüber nach Westen und mündet schließlich mit nordwestlichem Lauf in den Lebasee, einen nur durch schmale Nehrung von der Ostsee getrennten Strandsee von 18 Kilom. Länge und 80 □Kilom. Flächeninhalt. Nach 135 Kilom. langem Laufe, wovon 31 Kilom. flößbar, verläßt der Fluß den See im Westen von Leba und mündet 25 Met. breit in die Ostsee. Fluß und See sind reich an Aalen, Neunaugen und Lachsen.

(E. Kaufmann.)

LEBADEIA *(Herod.* I, 46, VIII, 134; *Strabo* IX, p. 414. 423; *Pausan.* IX, 79; *Plutarch.* Lysand. 52; *Ptolem.* III, 15; *Plin.* IV, 7, 12) war eine sehr alte griechische Stadt, nicht sehr entfernt von der westlichen Grenze Böotiens gegen Phokis; südlich von Chäroneia und nördlich von Koroneia belegen, war die Stadt an dem östlichen Quellarm des (nachher ostwärts zum See Kopais strömenden) Flusses Probatia in einem tief eingesenkten Thalkessel erbaut, am Fuß eines Berges, der die Quelle des Baches Herkyna enthielt.*). Im Alterthum war Lebadeia nur als Orakelstadt von einiger Bedeutung. Westlich von ihr, durch die Herkyna von ihr getrennt, lag nämlich der heilige Bezirk (ἄλσος) des Trophonios (wo ein Tempel des letztern mit einem Standbilde von der Hand des Praxiteles sich befand), und oberhalb desselben (westlich) auf einem Berge die Orakelstätte: diese eine in Gestalt eines bienenkorbartigen Gewölbes nach Art der sogenannten Thesauren künstlich ausgebaute Höhle von vier Ellen Breite und acht Ellen Tiefe, deren obere Oeffnung ein auf einem Marmorsockel ruhendes eisernes Gitter umschloß (*Pausan.* a. a. O.; *Philostrat.* Vita Apollon. VIII, 19; Wieseler, «Das Orakel des Trophonios», Göttingen 1848; Göttling, «Gesammelte Abhandlungen», I, S. 161 fg.; Bursian, «Geographie von Griechenland», I, S. 206 fg.). Dieses Orakel wurde schon durch König Kroisos befragt und war noch im 2. Jahrhundert n. Chr. allein unter allen Orakeln Böotiens nicht verstummt (*Herod.* I, 46; *Plutarch.*, De defect. orar., 5; vgl. G. Wolff, «De novissima oraculorum aetate», p. 17; G. Hertzberg, «Griechenland unter den Römern», II, S. 486), blühte auch noch während des 3. Jahrh., überlebte jedoch dasselbe wol nicht mehr (*Tertullian.* de anim. c. 46; *Maxim. Tyr.* [ed. Davis] diss. 26, p. 264; Hertzberg, III, S. 125); vgl. auch den Artikel «Trophonios» von Preller in Bd. VI, 2, S. 2167 fg. der Pauly'schen «Realencyclopädie d. class. Alterthums». Ueberhaupt ist Lebadeia gerade unter den römischen Kaisern zu besonderer Blüte gediehen und war in der Zeit der Antonine eine der wohlhabendsten Städte von Achaja (*Pausan.* IX, 39 und 40). Lebadeia hat sich auch während des byzantinischen, fränkischen und türkischen Mittelalters als eine ganz ansehnliche Stadt erhalten. Als «Livadia» ein wichtiger Platz des französisch-spanisch-italienischen «Herzogthums Athen» (1205 bis 1460), war sie unter den Osmanen Sitz der Regierung für die «Livadien» genannte, die östliche Hälfte des mittlern Griechenlands umfassende Provinz, und ist in dem jetzigen griechischen Königreich die Hauptstadt einer Eparchie in der Nomarchie Attika-Böotien, mit (1879) 4524 Einwohnern.

(G. Hertzberg.)

*). Die Behauptung der Einwohner von Lebadeia, daß ihre Stadt früher Mideia geheißen und auf einer Anhöhe gelegen habe (*Pausan.*, a. a. O.), ist nach der Ansicht Bursian's, S. 209, nur eine aus dem Bestreben, sich eine Erwähnung in der homerischen Poesie zu sichern, hervorgegangene Erfindung.

LEBAS oder Le Bas (Philippe François Joseph). Als Sohn eines Notars 1765 zu Frévent in Artois geboren, studirte Lebas auf dem Collège Montaigu in Paris, wurde 1789 Advocat am Parlamente und functionirte als solcher in St.-Pol. Sofort schloß er sich der Revolution an, vertrat seine Mitbürger auf dem Föderationsfeste des 14. Juli 1790, wurde 1791 Administrator des Districts St.-Pol und im Dec. d. J. Verwaltungsmitglied des Pas-de-Calais, im Sept. 1792 aber Mitglied des Nationalconvents für Arras. Lebas ging mit der Bergpartei und schloß sich innig an Robespierre an; im Processe Ludwig's XVI. stimmte er für den Tod ohne Appellation und Aufschub. Robespierre unerschütterlich ergeben, war er zu sehr von der Reinheit seiner Absichten überzeugt, um nicht stets seinen Fußstapfen zu folgen; während er wenig Antheil an den Debatten nahm, arbeitete er voll Eifer in den Ausschüssen. Trotz seiner Verehrung für Robespierre sprach er sich am 31. Mai 1793 mit einer Art Widerstreben gegen die Girondisten aus. Mit Duquesnoy wurde Lebas zur Sambre- und Maas-Armee entsandt und nach seiner Rückkehr heirathete er 26. August Elisabeth Duplay, die Tochter von Robespierre's Hausherrn, wodurch er mit ersterem noch mehr zusammentraf. Am 14. Sept. trat er in den Ausschuß der allgemeinen Sicherheit und arbeitete nun dem Terrorismus in die Hände, begleitete St.-Just zur Rheinarmee und gab im Feldzuge Beweise von Tapferkeit; im Januar 1794 nach Paris zurückgekehrt, ging er im April mit St.-Just zur Sambre- und Maas-Armee und nach Erledigung dieser Mission wurde er Inspector der Marsschule zu Paris. Robespierre's glühender Bewunderer und treuester Freund, stand Lebas ihm in der Stunde der Noth am 27. Juli 1794 (9. Thermidor) zur Seite; man ließ ihn aber nicht zu Worte kommen, sondern verfluchte seinen Meister; als dessen Verhaftung beschlossen wurde, forderte Lebas, gleichfalls verhaftet zu werden, und wurde nach La Force abgeführt. Henriot verschaffte ihm rasch die Freiheit wieder, mit St.-Just und Couthon ging er nach dem Hôtel-de-Ville, nahm auf ewig Abschied von seiner Frau, die ihm jüngst einen Sohn geschenkt hatte, und suchte Robespierre zu kräftigen Maßregeln gegen die gemeinsamen Feinde aufzustacheln. Diese drangen nach dem Hôtel-de-Ville, Robespierre's Selbstmordversuch mißlang, Lebas aber glaubte ihn tödlich getroffen und erschoß sich früh am 28. Juli; er wurde auf dem Friedhof St.-Paul beerdigt.

(Arthur Kleinschmidt.)

LEBEAU (Jean Louis Joseph), belgischer Staatsmann, einer der Gründer der Unabhängigkeit Belgiens, ward geboren am 3. Jan. 1794 zu Huy in der Provinz

Lüttich. Ursprünglich für den geistlichen Stand bestimmt, widmete er sich jedoch dem Studium der Rechte und ließ sich als Advocat in Lüttich nieder, wo er bald in nähere Beziehungen zu Devaux und Rogier trat. Mit diesen gründete er das politische Journal «Matthieu Laensberg», das bald den Namen «La Politique» annahm, und in welchem nicht nur die damalige Regierung unter Wilhelm I. bekämpft, sondern auch das Bündniß zwischen Liberalen und Katholiken in Belgien angebahnt und populär gemacht wurde. Als im J. 1830 die Revolution ausgebrochen war, ernannte ihn die Provisorische Regierung zum Generaladvocaten am Gerichtshofe in Lüttich und zum Mitgliede der Commission, welche mit der Ausarbeitung eines Verfassungsentwurfs beauftragt worden war. Bald darauf sandte ihn seine Vaterstadt Huy als ihren Vertreter in den Nationalcongreß, an dessen Arbeiten er einen sehr regen Antheil nahm. Als es sich um die Wahl eines Staatsoberhauptes handelte, lenkte Lebeau die Aufmerksamkeit des Congresses zuerst auf den Herzog von Sachsen, alsdann auf den Prinzen von Leuchtenberg, wurde unter der Regentschaft Minister des Auswärtigen, in welcher Stellung ihm die schwierige Aufgabe oblag, den von Tag zu Tag gespannter und unfreundlicher werdenden Beziehungen zwischen Preußen und dem revolutionären Staat die gefährlichste Spitze abzubrechen. Zu der Wahl des Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg zum König der Belgier trug Lebeau in hervorragender Weise bei, wiewol er, als es sich um die Annahme der 18 Artikel, welche die Friedenspräliminarien festsetzten, handelte, eine Zeit lang der Zielpunkt der gehässigsten Angriffe und Verfolgungen war, sodaß sogar seine persönliche Sicherheit bedroht war. Durch eine glänzende Rede im Congreß (5. Juli) schlug er jedoch seine Gegner aus dem Felde, und die öffentliche Meinung, die kurz vorher seinen Tod verlangt hatte, stand ungetheilt auf seiner Seite. Die 18 Artikel wurden angenommen, Leopold nahm die ihm angebotene Krone an, Lebeau legte sein Amt nieder und wurde in Anerkennung seiner großen Verdienste zum Mitgliede der Commission ernannt, welche den Prinzen Leopold bei seinem Einzuge in sein Land begleiten sollte.

Obwol Lebeau dem König Leopold bei der Bildung seines ersten Ministeriums mit seinem Rath beigestanden, trat er doch nicht in dasselbe ein, schlug auch den ihm angebotenen Gesandtschaftsposten in London aus, zog sich vielmehr wieder in seine frühere Stellung als Generaladvocat am Gerichtshofe in Lüttich zurück. Als aber die Feindseligkeiten mit Holland aufs neue losbrachen, ging Lebeau wieder nach Brüssel, wo er vom König alsbald zum Mitgliede des Ministerrathes ernannt wurde. Nachdem Belgien infolge der französischen Intervention von den holländischen Truppen wieder geräumt worden war, trat Lebeau in seine vorige Stellung in Lüttich zurück und wurde bald darauf sowol von Brüssel, als auch von Huy zum Deputirten gewählt. Nachdem das unschlüssige und passive Ministerium de Muelenaere hatte weichen müssen, gelang es hauptsächlich den Vorstellungen Rothomb's, Lebeau zu überreden, in das Ministerium Goblet einzutreten, wo ihm das Portefeuille der Justiz übertragen wurde (October 1832).

Kaum hatte sich das Cabinet eingerichtet, so erhob die Opposition wieder kühner als je das Haupt, eine Zeit lang herrschte denn auch eine ziemlich acute Ministerkrise, die mit dem Verbleiben Goblet's und seiner Collegen endete, nachdem der König vergeblich den Versuch gemacht hatte, ein neues Ministerium zu bilden. Aber bald brach eine neue Krisis aus, am 23. April 1833 wurde die Kammer aufgelöst, Lebeau fiel in Huy durch, wurde aber in Brüssel gewählt. In der neuen Kammer war hauptsächlich Lebeau die Zielscheibe aller Angriffe der Opposition, die ihm unter anderm einen Vorwurf daraus machte, daß er fremde, nach Belgien geflohene Bankrottirer den Gerichten ihrer Heimat ausgeliefert hatte. Die Kammer verwarf zwar die von Gendebien gegen den Minister deshalb erhobene Anklage, aber bald brachen die Massenunruhen in Brüssel aus (April 1834); jedoch waren es nicht diese, sondern die im Schoße des Cabinets selbst ausgebrochenen Differenzen, welche letzteres zum Abtreten nöthigten; denn zwischen der Krone einerseits und Lebeau und Rogier andererseits war es zu einem Zwiespalt gekommen, da Lebeau auf die Entfernung des Kriegsministers Evain aus dem Cabinet drang, und weil Rogier seinen Collegen Lebeau nicht entbehren wollte, zog er es vor, ebenfalls um seine Entlassung zu bitten (Juli 1834).

Unter dem folgenden sogenannten unionistischen Cabinet wurde Lebeau zum Gouverneur der Provinz Namur ernannt, wo er ein vorzügliches Verwaltungstalent entwickeln konnte. Aber die Tagesereignisse riefen ihn wieder auf den Schauplatz der Politik zurück, denn als es sich darum handelte, die bekannten 24 Artikel zu genehmigen, durch welche das Verhältniß zwischen Holland und Belgien definitiv geregelt wurde, kam es in der Kammer zu sehr erregten Scenen. Den Ausführungen Gendebien's und seiner Anhänger gegenüber, welche Luxemburg und Limburg für Belgien beanspruchten, suchte Lebeau am 18. März 1839 in ruhiger Auseinandersetzung der wirklichen Verhältnisse darzulegen, daß an eine Abänderung des von den Schutzmächten schon genehmigten und auch von Holland angenommenen Vertrags nicht mehr zu denken sei, weshalb es am gerathensten sein würde, denselben anzunehmen. Lebeau wies dabei namentlich auf die Möglichkeit hin, daß sich später an der Stelle des augenblicklichen Hasses ein freundschaftliches Verhältniß zwischen Holland und Belgien entwickeln könne. Der Vertrag wurde angenommen, aber Lebeau hatte damals den Entschluß gefaßt, die Aufregungen des parlamentarischen Lebens mit der diplomatischen Laufbahn zu vertauschen, ein Entschluß, den seine politischen Freunde wieder theilweise rückgängig zu machen wußten, indem Lebeau sich eine temporäre Mission an den Deutschen Bund in Frankfurt und an die Höfe von Kassel, Darmstadt und Wiesbaden übertragen ließ. Als das klerikale Ministerium de Theux fiel, wurde Lebeau mit der Bildung eines neuen Ministeriums betraut (18. April 1840).

Während die meisten bisherigen Cabinete sogenannte gemischte gewesen, d. h. aus Katholiken und Liberalen zusammengesetzt waren, bildete Lebeau nunmehr ein ganz homogenes Ministerium, dessen Mitglieder durchaus der liberalen Partei angehörten, und es versteht sich von selbst, daß deshalb die Katholiken alsbald in die Opposition traten, wozu noch der weitere Beweggrund kam, daß Lebeau in der Unterrichtsfrage den Anmaßungen und Forderungen der Bischöfe stets energisch entgegengetreten war. Er übernahm in dem neuen Cabinet das Aeußere, und daß dieses Departement gerade in jener Zeit, wo Thiers seine drohende chauvinistische Sprache führte, eines tüchtigen Mannes bedurfte, bewiesen die bald darauf folgenden Verhandlungen mit Frankreich, das mit Belgien gern eine Zolleinigung geschlossen hätte. Lebeau hatte eine um so schwierigere Aufgabe, als man in Berlin, Wien und selbst in London der belgischen Neutralität nicht recht traute und den Staat einer offenkundigen Hinneigung zu Frankreich beschuldigte. Doch gelang es ihm, die europäischen Cabinete zu überzeugen, daß es Belgien mit der gewissenhaften Beobachtung der Neutralität voller und aufrichtiger Ernst sei. Da die Mehrheit der Zweiten Kammer entschieden liberal, also an eine erfolgreiche Bekämpfung des Ministeriums in diesem Staatskörper nicht zu denken war, so unterzog sich der überwiegend ultramontane Senat dieser Aufgabe und in einer Adresse an den König vom 17. März 1841 sprach derselbe das Verlangen nach einer Modification des Ministeriums aus. Die Minister verlangten als Antwort auf dieses Vorgehen die Auflösung des Senats, Lebeau überreichte dem König ein ausführliches Gutachten, in welchem die Nothwendigkeit dieser Maßregel dargelegt wurde, allein Leopold lehnte, hauptsächlich durch Nothomb dazu bestimmt, dieses Ansinnen ab, worauf Lebeau mit seinen Collegen abtrat (13. April 1841).

Nach dieser Zeit trat Lebeau wieder in das parlamentarische Leben zurück, um hier in Gemeinschaft mit seinem Freunde Rogier als die Häupter und Stimmführer der Liberalen gegen die mehr und mehr um sich greifende Herrschaft der Priester über die Gemüther bei jeder Gelegenheit zu streiten. Namentlich bekämpfte Lebeau die Einmischung des Klerus in weltliche und politische Fragen und seine bei solchen Veranlassungen gehaltenen Reden in der Zweiten Kammer gehören zu den ausgezeichnetsten parlamentarischen Leistungen überhaupt. Daß er die klerikalen Ministerien Nothomb und de Theux, welche von 1841—47 Belgien regierten, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln bekämpfte, ist natürlich, und mit um so aufrichtigerer Freude begrüßte er das Wiederauftreten der Liberalen und das von Rogier gebildete Ministerium. Aber die liberale Aera dauerte nicht allzu lange, die Stürme des J. 1848 gingen zwar ohne Gefahr an Belgien vorüber, allein die allgemeine Aufregung, die sich auch hier fast aller Kreise bemächtigte, sowie der Staatsstreich in Frankreich übten auch auf Belgien ihren Einfluß, eine Ministerkrise brach 1851 aus, eine solche wiederholte sich nach den Wahlen von 1852; Lebeau nahm die Einladung des Königs, ein Cabinet zu bilden, nicht an, und so trat das Ministerium Dedekker auf, unter welchem Lebeau wieder Gelegenheit hatte, gegen die Klerikalen bei der Berathung über das Wohlthätigkeitsgesetz mit dem ganzen Gewicht seines Einflusses aufzutreten. Als das klerikale Ministerium infolge der Communalwahlen im November 1857 zum Abtreten gezwungen worden war, trat Rogier wieder an die Spitze und ließ seinen Freund Lebeau vom König am 12. Nov. zum Staatsminister ernennen. Nachdem dieser noch eine Zeit lang in der Zweiten Kammer gewirkt hatte, nöthigte ihn seine angegriffene Gesundheit, einen längeren Urlaub zu nehmen, er kehrte zwar gestärkt, aber keineswegs geheilt auf seinen Posten zurück; als aber die Kammer, in der sich beide Theile mit nahe gleicher Stärke die Wage hielten, aufgelöst wurde, stellte er sich seinen Wählern nicht mehr zur Verfügung: ein Entschluß, der im liberalen Lager mit großem Bedauern aufgenommen wurde. Lebeau zog sich in seine Vaterstadt Huy zurück, wo er am 19. März 1865 starb. Im J. 1868 wurde ihm daselbst ein bronzenes Standbild (modellirt von W. Geefs) errichtet.

Vgl. Théodore Juste, «Les fondateurs de la Monarchie Belge: Joseph Lebeau» (Brüssel 1865), sowie die von Lebeau unter dem Titel «Souvenirs» geschriebenen Erinnerungen aus seiner politischen Laufbahn.

(Th. Wenzelburger.)

LEBECKIA, eine von Thunberg aufgestellte Pflanzengattung der Papilionaceen, Abtheilung der Genisteen, mit folgenden Merkmalen: Kelchzähne kurz, aber unter sich von fast gleicher Länge; Fahne fast kreisrund oder eiförmig, Flügel länglich oder verkehrt-eiförmig, Schiffchen stumpf oder spitz oder etwas geschnäbelt, länger als die Flügel und häufig auch länger als die Fahne. Staubgefäße sämmtlich in eine nach oben gespaltene Scheide verwachsen, Staubbeutel abwechselnd kürzer und beweglich oder länger und am Grunde angeheftet. Fruchtknoten sitzend oder gestielt, vieleiig, Griffel einwärts gekrümmt, kahl, Narbe endständig, Hülse linealisch, zusammengedrückt oder stielrund, zweiklappig, innen ununterbrochen oder zwischen den Samen mit Andeutungen von Scheidewänden. Samen ohne Nabelwülstchen und mit sehr kurzem Nabelstrang.

Zu dieser Gattung gehören theils wehrlose, theils sehr ästige, dornige, kahle oder seidenhaarige Sträucher oder Halbsträucher mit bald linealisch-fadenförmigen, einfachen, bald dreizähligen Blättern, sehr kleinen Nebenblättern, gelben, in endständigen, oft einseitswendigen Trauben stehenden Blüten und sehr kleinen, oft ganz unscheinbaren Deckblättern und Deckblättchen.

Die hieraus bekannten 24 Arten wachsen sämmtlich am Cap der Guten Hoffnung und lassen sich in 5 Sectionen bringen: 1) Stiza. Schiffchen länger als die Fahne; Hülse flach. Kleine, starre, sehr ästige, dornige Sträucher mit sehr wenigen, flachen, einfachen Blättern. In 3 Arten vertreten. 2) Phyllodiastrum. Schiffchen spitz oder ein wenig geschnäbelt, kürzer als die Fahne. Hülse flach. Kahle, dornenlose Halbsträucher oder ausdauernde Kräuter mit fadenförmigen Blättern. 4 Arten.

3) Eulebeckia. Schiffchen spitz oder ein wenig geschnäbelt, so lang oder länger als die Flügel und die Fahne. Hülse schmal, stielrund. Kahle, wehrlose Halbsträucher mit fadenförmigen Blättern. 4 Arten. 4) Calobota. Schiffchen stumpf, häufig länger als die Flügel, so lang oder länger als die Fahne. Hülse stielrund oder aufgeblasen. Wehrlose oder dornige, weichhaarige oder seidenhaarig-filzige Halbsträucher oder Sträucher mit einfachen oder dreizähligen Blättern. Mit 10 Arten, unter denen sich L. cytisoides *Thunberg* befindet, welche Linné Ebenus cytisoides nannte. 5) Viborgioides. Schiffchen ein wenig geschnäbelt, kaum länger als die Flügel. Hülse stielrund oder aufgeblasen. Starre, wehrlose Sträucher mit dreizähligen Blättern und sehr kurzen Blattstielen. 3 Arten. *(A. Garcke.)*

LEBEDIN, Kreisstadt im russischen Gouvernement Charkow, auf einer Ebene an den Flüßchen Olschana und Burawka oder Turdschanka gelegen, zählt mit den mit der Stadt verbundenen Sloboden (Vorstädten) Kobischtscha und Dowgelewka (1885) 15,675 Einwohner, die sich mit Ackerbau und Kleinhandel befassen. Die Stadt hat 10 Kirchen und 2 Schulen. Sie wurde um 1650 gegründet. Nach der Schlacht bei Poltawa hielt hier Menschikow Gericht in der Angelegenheit Mazeppa's, wobei gegen 900 Menschen hingerichtet wurden.

Der Kreis Lebedin im Nordosten des Gouvernements, zu beiden Seiten des Pßjol und durch den Sumskaer Eisenbahn (Merefa-Worosshba) durchschnitten, umfaßt 2713 □Kilom. mit 112,428 Einwohnern, meist Kleinrussen. Der Boden ist lehmige Schwarzerde, an einigen Stellen, besonders am linken Ufer des Pßjol, sandig. Die Hauptbeschäftigung der Einwohner ist Ackerbau und Viehzucht; dagegen ist der früher nicht unbedeutende Gartenbau und die Bienenzucht im Verfall begriffen. *(T. Pech.)*

LEBEDJAN, Kreisstadt im russischen Gouvernement Tambow unter 53° 1′ nördl. Breite und 56° 48′ östl. Länge, liegt malerisch ausgebreitet am rechten, steilen und hohen Ufer des Don, hat breite und lange Straßen, 7 Kirchen, 1 Mönchskloster, 6 Fabriken und (1884) 6248 Einwohner. Der Handel, für gewöhnlich nicht bedeutend, nimmt an den drei Jahrmärkten, von denen zwei (im Januar und October) je vier Wochen dauern, einen großen Umfang ein. Die hauptsächlichsten Umsatzartikel bilden dabei Felle, sibirische Pelze, Getreide, Pferde, Waldproducte, Galanteriewaaren. Lebedjan soll schon im 15. Jahrh. bestanden haben, im 17. Jahrh. wurde es zur Stadt erhoben. An die Stadt schließen sich 5 Vorstädte (Sloboden) mit zusammen gegen 4000 Einwohnern bäuerlicher Bevölkerung.

Der Kreis Lebedjan nimmt die Ausbuchtung ein, welche das Gouvernement Tambow an seiner Westgrenze bildet; er umfaßt 2784 □Kilom. mit ungefähr 150,000 Einwohnern, die vorwiegend Ackerbau treiben; er ist im Osten bis zum Don eben, westlich von letzterem hügelig. *(T. Pech.)*

LEBEDOS, griechische Stadt auf der Westküste Kleinasiens, eine ionische Gründung auf dem lydischen Gestade, südöstlich von Teos, 90 Stadien östlich von dem Vorgebirge Myonnesos, 120 Stadien westlich von Kolophon, nordwestlich von Ephesos, belegen. *Hecat.* fr. 219; *Herodot.* I, 142; *Thucyd.* VIII, 19; *Strabo.* XIV, p. 643; *Aelian.* V. H. VIII, 15; *Ptolem.* V, 2; *Pomp. Mel.* I, 17, 2; *Plin.* Nat. Hist. V. 29, 31. — Als (nach jetzt vorwaltender Annahme) die Jonier im 10. Jahrh. v. Chr. aus Europa hier einwanderten und in den fortan nach ihnen benannten Küsten- und Inselgebieten zwölf namhafte Städte gründeten, wurde die zu diesen zählende Stadt Lebedos nach Angabe Strabo's (p. 633, 636) durch Andropompos an der Stelle eines schon aus älterer Zeit auf demselben Punkte befindlichen Ortes (Artis oder Artes) als hellenische Gemeinde angelegt. Nach Pausanias (VII, 3, 2) hatte des Kodros Sohn Andrämon den Platz den karischen Ureinwohnern entrissen. Die Stadt Lebedos, in deren Nähe sich auch warme, noch jetzt bekannte Mineralquellen fanden (*Paus.* VII, 5), hat keine besonders reiche Geschichte. Wie die meisten ionischen Ansiedelungen längere Zeit durch Handel und Schiffahrt zu Wohlstand gelangt, hat diese Stadt im ganzen die Schicksale ihrer Nachbarn und nächsten Stammverwandten getheilt. Sie ist also nach langer Selbständigkeit als Glied des ionischen Städtebundes im 6. Jahrh. v. Chr. zuerst unter lydische, dann unter persische Oberhoheit gekommen, hat nur kurze Zeit bei dem durch Aristagoras veranlaßten Aufstande der Jonier gegen die Perser ausgehalten (vgl. M. Duncker, «Gesch. d. Alterth.», 5. Aufl., Bd. V, S. 184, Bd. VII, S. 51), stand im 5. Jahrh. unter Athens Hegemonie, und ist nach Ablauf des Zeitalters der Diadochen und der Herrschaft der Könige von Pergamon unter die Hoheit der Römer gekommen. Sehr nachtheilig für den Flor von Lebedos wirkte es, daß der thrakisch-kleinasiatische Diadochenkönig Lysimachos zu Anfang des 3. Jahrh. v. Chr. bei seinen Bemühungen zu neuer Hebung von Ephesos den größten Theil ihrer Einwohner nach letzterer Stadt verpflanzte; *Pausan.* I, 9, 8. Zur Zeit des Augustus — seit dem Ausgange des Reichs des Attalen eine Stadt der Provinz Asia — war Lebedos bereits tief gesunken und verödet, *Horat.* Epist. I, 11, 7. Um ihr in etwas aufzuhelfen, verpflanzten die Römer die berühmten, dem Dionysos geweihten Schauspielergruppen, die früher in Teos, seit den Zeiten der Attalen zu Myonnesos ihren Sitz gehabt hatte, nach Lebedos, wo nunmehr (*Strabo* p. 643) alljährlich feierliche Wettkämpfe zu Ehren des Dionysos stattfanden. Von der Stadt, die noch im 7. Jahrh. n. Chr. wenigstens existirte (*Hierocl.* p. 660) sind jetzt keine Reste mehr vorhanden, doch hat man bei jenen warmen Quellen Ruinen gefunden. *(G. Hertzberg.)*

LEBEN (Vita) ist der Inbegriff alles Seins, Wirkens und Schaffens in der Natur, wie solches vom Anbeginn der Schöpfung an ununterbrochen in allen Organismen, vom kleinsten und einfachsten (der Zelle, der Monade) bis zum höchstentwickelten (dem Menschen), thätig gewesen ist, noch heute thätig ist und ewig thätig bleiben wird. Ein Aufhören dieser Lebensthätigkeit, Ver-

nichtung, Tod gibt es nicht; denn wenn solche auch das Einzelwesen scheinbar trifft, so entwickelt sich doch aus den Ueberresten desselben sofort ein neuer Lebensproceß, dessen verschiedene Entwickelungsphasen schließlich in dem Producte eines neuen lebensfähigen und lebenden Wesens gipfeln. Leben und Ewigkeit sind daher nach dieser transfcendentalen Auffassung homogene Begriffe, und die christlich-religiöse Auffassung vom «ewigen Leben» erhält damit eine naturwissenschaftliche Unterlage.

Alles, was existirt, ist lebend; durch das Leben wird «Einheit in dem All» in der Natur bedingt, und es ist letztere daher als ein großes, lebendiges Ganzes aufzufassen, wenn sich auch in ihr das Leben in verschiedenen Formen erkennbar macht, zwischen deren einzelnen Gruppen und Modificationen aber immerhin eine gewisse Verwandtschaft miteinander zu constatiren ist. Die Hauptformen und Hauptmodificationen des allgemeinen Naturlebens sind: 1) Der Dynamismus, dessen Thätigkeit in dem Wirken der Imponderabilien — Wärme, Licht, Elektricität, Galvanismus und Magnetismus — gipfelt und sowol im anorganischen als auch im organischen Reiche waltet, in hervorragender Weise aber vor allem in jener frühesten Epoche unseres Erdenlebens die Natur beherrscht hat, wo lebende Organismen, wie wir diesen Begriff auffassen, noch nicht zur Entwickelung gekommen waren (antediluvianisches Zeitalter). 2) Der Mechanismus, dessen Naturthätigkeit hauptsächlich durch die Gesetze der Attraction, der Gravitation, der Elasticität und der Abstoßung vermittelt wird, und als «Bewegung» in die Erscheinung tritt. 3) Der Chemismus, mittels welchem die allgemeine Naturthätigkeit durch die Processe der Verwandtschaft und Wahlverwandtschaft aus den sie umgebenden Naturkörpern diejenigen Stoffe sich auswählt, welche für das Leben nothwendig oder förderlich, diejenigen dagegen abstößt (eliminirt), welche für dasselbe nachtheilig oder verderblich sind. Während diese drei ersten Hauptformen des allgemeinen Naturlebens, Dynamismus, Mechanismus und Chemismus, vorzugsweise beim anorganischen Leben in Frage kommen, so ist die vierte, der Organismus, als die höchste Potenz der Naturthätigkeit, als Lebenskraft im engern Sinne, zu bezeichnen, welche bei den verschiedenen organischen Wesen, besonders Pflanzen und Thieren und deren verschiedenen Individuen, Arten und Gattungen, eine hervorragende Rolle spielt, wenn sie auch der anderen, namentlich mechanischen und chemischen Lebensthätigkeit zur Erreichung ihres Endzweckes, des Lebens, nicht entbehren kann. Das organische Leben ist, soweit dasselbe durch äußerlich wahrnehmbare Merkmale in die Erscheinung tritt, im wesentlichen ein zweifaches, das latente, welches sich durch keinerlei äußerliche wahrnehmbare Functionsäußerungen bemerkbar macht, und das manifeste, wobei eine Reihe activer, dem betreffenden Individuum sowol als dessen Umgebung bemerkbarer Thätigkeitsäußerungen und organischer Processe in die Erscheinung treten. In dem Stadium des latenten Lebens befindet sich z. B. das Samenkorn, solange es noch nicht dem dasselbe befruchtenden Erdboden übergeben ist; latent ist das Leben des Vogeleies, solange es der brütenden Vogelmutter noch nicht untergelegt ist; ein latentes Dasein führt der Menschenkeim im Mutterschoße, bis ihm durch den Act der Begattung in dem männlichen Sperma der befruchtende Lebenssaft zugeführt und ihm so die Möglichkeit geboten wird, sich zum manifesten Leben zu entwickeln. Die Zeit, wie lange ein Samenkorn, ein Ei in diesem latenten Lebenszustande verbleiben kann, ohne seine Keimfähigkeit zu verlieren, ist eine nach sehr weiten Grenzen bemessene; so fand z. B. Willdenow die Samen der Cassia fistula noch nach 100, die von türkischem Weizen noch nach 300 Jahren keimfähig; Dwight hat ein Insekt gesehen, dessen Ei in einem Baumstamme 80 Jahre lang eingeschlossen gewesen war. Als eine Art latenten Lebens beim Menschen kann man tiefe Ohnmachten, namentlich aber den Scheintod bezeichnen. Auf seiner höchsten Entwickelungsstufe endlich manifestirt sich das organische Leben als geistiges, eine Combination darstellend zwischen dem sinnlich wahrnehmbaren Naturleben und einem höheren übersinnlichen Leben, dem Seelenleben.

Zu den Fundamentalerscheinungen des Lebens, welche in ihrem normalen Zusammenwirken und durch ihre gegenseitige Ergänzung den Proceß des Lebens vermitteln, gehört 1) die Imbibition, d. h. die Fähigkeit fester organischer oder anorganischer Stoffe, von Feuchtigkeit in der Weise durchdrungen zu werden, daß sie nicht naß, sondern nur weich werden; 2) die Endosmose und Exosmose, d. i. derjenige physiologische Vorgang, welcher beobachtet wird, sobald zwei in irgendwelcher Art verschiedene aber mischbare Flüssigkeiten, durch eine organische häutige Scheidewand getrennt, durch zwei entgegengesetzte Ströme, einen stärkeren, Endosmose, und einen schwächeren, Exosmose, sich ins Gleichgewicht zu setzen streben, bei welchem Proceß die Strömungen so lange dauern, bis beide Flüssigkeiten sich gegenseitig so durchdrungen haben, daß sie als einander gleich zu erachten sind; 3) die chemische Verwandtschaft der Stoffe zueinander; 4) eine eigene selbständige, von den äußern Umständen wenig abhängige Temperatur; wenn auch solche z. B. beim Menschen durch Alter, Geschlecht und Constitution gewissen leichten Schwankungen ausgesetzt ist, so kann man doch als normale Durchschnittstemperatur $35{,}_{79}$ C., $28{,}_{61}$ R., $96{,}_{33}$ F. annehmen. Ob 5) auch gewisse elektrische Erscheinungen hierbei mit in Frage kommen, ist theoretisch allerdings vorauszusetzen durch die bisjetzt darüber gemachten Erfahrungen — namentlich mit dem Bohnenberger'schen Elektrometer —, wissenschaftlich aber noch nicht festgestellt. Dagegen spielen 6) die Bewegungen, und zwar die Flimmerbewegung, die Bewegung aus mehr mechanischen Ursachen (elastische Expansion und Contraction), die Bewegung nach der Wirkung eines organischen Reizes ohne Einfluß des Willens, sowie solche nach Beeinflussung durch letzteren, und endlich 7) der Einfluß des Nervensystems eine hervorragende Rolle.

Sollen nun aber die eben geschilderten Fundamental-

erscheinungen und die aus ihnen sich zusammensetzenden Functionen wirklich ins Leben treten, so bedarf es dazu der Erfüllung gewisser Bedingungen, die theils im Organismus selbst liegen (innere Lebensbedingungen), theils in dem richtigen Verhalten der Außenwelt bestehen (äußere Lebensbedingungen). Die äußern sind nothwendige Einflüsse der Außenwelt, ohne welche die Erscheinungen des Lebens nicht möglich sind; als solche sind zu bezeichnen: Wärme, Licht, atmosphärische Luft, Wasser und Nahrung. Die inneren Lebensbedingungen gipfeln in der organischen Mischung und in der organischen Form; je harmonischer beide in dem lebenden Organismus ineinander greifen und sich gegenseitig bedingen und ergänzen, um so vollkommener wird sich letzterer entwickeln, um so länger, energischer und erfolgreicher während seines Lebens den mannichfachen, von der Außenwelt auf ihn einwirkenden Schädlichkeiten Widerstand zu leisten vermögen, dessen Lebensdauer also eine um so längere sein. Im allgemeinen ist letztere eine wesentlich längere bei vegetabilischen als bei Thier- und Menschenorganismen; während ein Baum unter Umständen ein Alter von über 1000 Jahren erreichen kann, bei einzelnen Thierspecies ein Alter von mehreren hundert Jahren nachgewiesen worden ist, bringt es der Mensch nur in Ausnahmefällen bis zu 100 Jahren, während er im allgemeinen ein höheres Alter als 60—70 Jahre nicht erreicht, um dann als Individuum in der Allgemeinheit des kosmischen Lebens unterzugehen. Im Gegensatz hierzu gibt es aber auch Organismen, deren Lebensdauer sich nur nach Minuten, Stunden und Tagen bemißt und deren Lebenszweck überhaupt nur in deren Verwendung für allgemeine kosmische Zwecke gipfelt.

Das Leben, sobald es aus dem Stadium der Latenz heraus und in den Verkehr mit der Außenwelt eintritt, ist und bleibt in einer steten Entwickelung begriffen, weshalb die Physiologie von jeher versucht hat, namentlich beim Menschen gewisse Lebensabschnitte, Lebensperioden abzugrenzen und die jeder einzelnen Periode eigenthümlichen Lebenserscheinungen genauer zu präcisiren. Die erste Periode des manifesten Lebens beginnt mit der Conception (Fötalperiode), die zweite mit der Geburt (Säuglingsperiode); die dritte umfaßt das Kindesalter, die vierte beginnt mit den ersten Regungen des Geschlechtstriebes (Jüngling, Jungfrau), die fünfte mit vollendeter Geschlechtsreife und vollendeter Ausbildung des individuellen Organismus überhaupt (Mannesalter), während in der sechsten die Natur haushälterisch mit Kräften und Säften umgeht, demgemäß also kein Ueberschuß mehr bereitet wird und die Thätigkeit für die Gattung zurücktritt, dagegen Geist und Charakter den Höhepunkt ihrer Entwickelung erreichen; in der siebenten Periode endlich, dem Urgreisenalter, nehmen die Kräfte immer mehr ab, die Vegetation sinkt, die Sinne werden stumpf, die Muskeln schlaff und kraftlos; sie bildet den normalen Uebergang zum Erlöschen des Lebens, dem Tode. Aug. Frdr. Günther faßt in seinem «Lehrbuche der Physiologie» diese sieben verschiedenen Lebensperioden sehr treffend und prägnant in folgendem Aphorismus zusammen: der Embryo lebt in der Mutter, der Säugling an der Mutter, das Kind in der Familie, der Jüngling an der Familie, der Mann in dem Staate, der Greis an dem Staate, während der Urgreis sich von allem ablöst und *allein* lebt.

Außer diesen durch die einzelnen Lebensperioden bedingten Unterschiede in den Lebenserscheinungen des einzelnen Menschen trägt aber jeder noch einen eigenen Charakter des Lebens an sich, welcher durch Temperament (cholerisches, phlegmatisches, sanguinisches, melancholisches), Constitution (robuste, schwächliche, floride, arterielle, venöse, lymphatische, nervöse, torpide) und Habitus (gedrungener, schlanker, apoplektischer, phthisischer, skrofulöser, arthritischer) bestimmt, und bezüglich der Lebens- und Widerstandsfähigkeit des Individuums in mehr oder weniger hervorragender Weise beeinflußt wird. *(Alfr. Krug.)*

Lebensbaum, Pflanzengattung, s. Thuja.

Lebensversicherung, s. Versicherungswesen.

LEBER (Hepar, auch Jecur) gehört nach ihrem anatomischen Bau zu den drüsigen Organen des Körpers, ihrer Function nach zu den Verdauungsorganen; sie hat die doppelte Aufgabe, theils das durch die Pfortader ihr aus dem übrigen Körper zugeführte dunkelrothe Blut zu reinigen, theils aus letzterem die zum Verdauungsproceß nothwendige Galle zu erzeugen, welche, in einem eigenen Reservoir — der Gallenblase — gesammelt, durch den Ductus choledochus dem in den Eingeweiden vorhandenen Speisebrei zugeführt wird. Die Leber liegt im rechten Hypochondrium und reicht nach unten bis zum Rand der falschen Rippen, während nach oben der fünfte Zwischenrippenraum ihre normale Grenze bildet. Sie zeigt eine nach oben, vorn und außen gerichtete gewölbte Fläche, welche unter dem Zwerchfell liegt, und eine nach unten, innen und hinten gekehrte Hohlfläche, welche den obern Theil der rechten Niere, den obern Horizontaltheil des Zwölffingerdarms, die Flexura dextra Coli und einen Theil des Magens bedeckt; hinten und rechts hat sie einen stumpfen, vorn und links einen scharfen Rand, welcher letztere rechterseits einen flachen, zur Aufnahme der Gallenblase bestimmten, links einen tiefern, für Aufnahme der Nabelvene bestimmten Einschnitt hat. Von letzterem läuft eine Vertiefung, die Fossa longitudinalis sinistra, gegen den hintern Leberrand hin, in welcher vorn die Vena umbilicalis, hinten der Ductus venosus liegt. Ziemlich parallel mit diesen Vertiefungen laufen rechts zwei andere Vertiefungen, Fossa longitudinalis dextra, vom vordern nach dem hintern Leberrande hin, deren vordere von der Gallenblase, die hintere von der untern Hohlvene ausgefüllt wird, während eine zwischen Fossa longitudinalis dextra und sinistra querverlaufende Vertiefung, Fossa transversa, den Eintritt der V. Portae, der A. hepatica, des Ductus hepaticus, sowie verschiedener Nervenzweige und Lymphgefäße in die Substanz der Leber vermittelt. An der Leber selbst unterscheidet man vier sogenannte Leberlappen, den rechten, welcher dick und breit, den linken, welcher dünner,

schmäler und kürzer, zwischen beiden vorn den Lobulus quadratus, welcher viereckig, hinten den Lobulus Spigelii, welcher rundlich, dick und klein ist. Ihre Befestigung an der Bauchwand und dem Zwerchfell erhält die Leber durch das Ligamentum suspensorium und coronarium dextrum und sinistrum, während außerdem beim Erwachsenen noch die zum Ligamentum teres verschrumpfte, zwischen beiden Platten des Ligamentum suspensorium vom Nabel bis zu der Incisura umbilicalis der Leber verlaufende Nabelvene diese Befestigung weiter vermittelt. Die glatte, das Leberparenchym umgebende Membran rührt vom Bauchfell her und ist durch eine Lage kurzen Zellgewebes mit jenem verwachsen, nur an einer kleinen Stelle des hinteren Leberrandes fehlt dieser Ueberzug.

Die Leber ist braunroth, ziemlich fest und zeigt in ihrer Substanz eine etwas hellere, gelbliche, körnige Masse eingesprengt; gewissermaßen das Gerüst derselben bilden die die Galle enthaltenden Ausführungsgänge, Ductus biliferi, welche, baum- oder wurzelförmig in kleinere Zweige getheilt, nicht miteinander communiciren, und deren Durchmesser während dieser Theilung nicht in dem Maße abnimmt, wie dies bei den Blutgefäßen der Fall ist, weshalb auch die blutführenden Haargefäßnetze sich auf ihnen noch ausbreiten können.

Die größte Blutmenge erhält die Leber behufs der Absonderung der Galle durch Zweige der Pfortader zugeführt, dasselbe ist dunkelroth und stammt von dem Magen, der Bauchspeicheldrüse, der Gallenblase, der Milz, den Gedärmen, vom Gekröse und Netz und deren Lymphdrüsen; das zur Ernährung der Leber dienende hellrothe Blut wird ihr durch die A. hepatica zugeführt, deren Gefäße sich auf den übrigen Gefäßen der Leber netzartig verbreiten und schließlich in ihren feinsten Verzweigungen miteinander communiciren.

Die mit der Lebersubstanz durch Zellgewebe an ihrer obern Fläche verwachsene, mit ihrer untern vom Bauchfell überzogenen, frei in die Bauchhöhle ragende Gallenblase stellt einen birnförmigen hohlen Appendix des Gallengangs dar; ihr weitester Theil, Fundus genannt, ragt am vordern Rande der Leber etwas hervor, während nach hinten das Collum derselben liegt, welches schließlich in den Ductus cysticus, einen cylindrischen, anfangs etwas geschlängelten Gang ausläuft. Letzterer vereinigt sich schließlich in der Nähe des Stammes der Pfortader mit dem Ductus hepaticus unter spitzem Winkel zu dem gemeinschaftlichen Gallengang, Ductus choledochus, der hinter dem obern Horizontaltheile des Zwölffingerdarms verläuft und in dessen absteigendem Theile am Diverticulum Vateri mündet.

Die Entwickelung der Leber findet von dem Darme aus sehr frühzeitig statt, sie besitzt während des Fötallebens eine im Verhältniß zur Größe des Körpers sehr ansehnliche Größe, steht mit den Nabelvenen und dem Ductus venosus in Verbindung, vermittelt den Blutlauf zwischen Mutterkuchen, Eihäuten und Embryo, mithin die Ernährung des letztern.

Die Function der Leber besteht hauptsächlich in der Absonderung der für die Verdauung so außerordentlich wichtigen Galle. Außerdem ist dieselbe von Einfluß auf die Mischung des Blutes und den Zerfall und die Neubildung von Blutkörperchen, sowie auch die Bildung von Zucker und Harnstoff in ihr stattfindet.

Die Krankheiten der Leber betreffen theils nur den serösen Ueberzug, theils das eigentliche Gewebe; außerdem wird dieselbe auch bei Erkrankungen der Gallenwege und der großen Venenstämme im Unterleibe (besonders der Pfortader) in Mitleidenschaft gezogen (s. Galle; Gelbsucht; Pfortader). Die Symptome sind nach den einzelnen Formen sehr verschieden; erwähnt sei nur, daß Gelbsucht, bedingt durch Verstopfung des gemeinsamen Gallengangs durch Schleimpfröpfe, Gallensteine oder Verschließung einzelner feiner Gallengänge (abhängig von dem primären Krankheitsprocesse) sehr häufig zur Beobachtung kommt. Der Verlauf der Leberkrankheiten ist in den gemäßigten Klimaten, mit Ausnahme einiger Entzündungsformen, ein chronischer. Als die hauptsächlichsten Leberkrankheiten sind folgende anzuführen:

I. Anschoppung, Hyperämie (Physconia, Infarctus hepatis). Dieselbe entsteht infolge von Störungen des Blutlaufs in den Verdauungsorganen, namentlich bei Personen, welche wenig Körperbewegung haben und dabei eine sehr nahrhafte Kost, sowie geistige Getränke in erheblicher Menge genießen, sowie auch unter dem Einflusse von Malariainfection und mancher Lungen- und Herzkrankheiten. Sie ist mit einer verschieden hochgradigen Schwellung des Organs, sowie mit dem Gefühle von Schwere und Druck in der Lebergegend, Stuhlträgheit, Hämorrhoiden verbunden und trägt zur Steigerung der primären Verdauungsstörungen wesentlich bei. Der Verlauf hängt von dem Verhalten des Grundleidens ab. Bei passendem diätetischen Verhalten (gehörige Körperbewegung, Vermeidung allzu nahrhafter, namentlich stickstoffhaltiger Kost, Mäßigkeit im Genusse geistiger Getränke), sowie unter Anwendung leicht abführender, auflösender Arzneimittel (Mittelsalze, Mineralwässer) wird erhebliche Besserung, bez. Heilung erzielt. Bei Fortdauer der ätiologischen Momente, ganz besonders bei anhaltendem übermäßigen Genusse geistiger Getränke, vor allem schwerer Biere, kann es jedoch zu gesteigerter Ablagerung von Fett in der Leber, der sog. Fettleber kommen. S. unten IV.

II. Atrophie. Eine Schrumpfung der Leber findet sich als sogen. rothe Atrophie bei hochbetagten Personen und nach erschöpfenden Krankheiten; sie erscheint dabei welk, braun, im übrigen aber von normalem Gewebe. Eine chronische Schrumpfung kommt ferner bei der fibrösen interstitiellen, sowie bei der syphilitischen Entzündung zur Beobachtung; acute gelbe Leberatrophie ist eine eigenthümliche Entzündungsform.

III. Entzündung: 1) Entzündung des serösen Ueberzugs, Perihepatitis, bildet eine Theilerscheinung von allgemeiner Bauchfellentzündung oder tritt infolge von traumatischer oder mechanischer Einwirkung (Stoß, Schlag, Druck) auf. Besonders häufig kommt dieselbe bei Frauen infolge des Druckes zu fest geknüpfter Unterrocksbänder

oder des Schnürleibes zur Beobachtung und führt nicht selten zu erheblicher Verdickung der Kapsel oder zur Bildung einer Querfurche an der obern Fläche der Leber (Schnürleber). Die durch diese Entzündungsform hervorgerufenen Symptome bestehen in Schmerzen, welche durch Druck, Schneuzen, Niesen, Husten, tiefe Athemzüge gesteigert werden, sowie in verschiedenen Verdauungsstörungen, selbst Erbrechen; Fieber ist gewöhnlich nur dann vorhanden, wenn die Erkrankung bei ausgedehnter Entzündung des Bauchfells auftritt. Die Behandlung ist in letzterm Falle die der zu Grunde liegenden Krankheit; in Fällen der erstgenannten Art sind kalte Umschläge und leichte Abführmittel zu empfehlen, besonders aber ist Ruhe und Entfernung aller beengenden Kleidungsstücke erforderlich. — 2) Parenchymatöse eiterige Entzündung (Hepatitis suppurativa), eine in gemäßigten Klimaten bei weitem seltener als in den heißen auftretende Erkrankung, mit vorwiegend acutem Verlaufe. Dieselbe beginnt stets mit hohem Fieber, Schüttelfrost, heftigen, von der Lebergegend nach der rechten Schulter ausstrahlenden Schmerzen, wozu sich eine anfänglich harte, später weiche Schwellung in der Lebergegend und häufig ausgeprägte Gelbsucht gesellt, und in den meisten Fällen erfolgt die Bildung von Abscessen, die eine verschiedene Größe darbieten (Leber-Abscess). Als Ursachen der fraglichen Entzündungsform sind zu betrachten: mechanische Einflüsse (Druck, Schlag) auf die Lebergegend, der Missbrauch geistiger Getränke, sowie stark gewürzter, übermäßig fetter Speisen; ferner schwere Verletzungen mit nachfolgender Venenentzündung und (namentlich in den Tropengegenden) bösartige Ruhr mit ausgedehnter Verschwärung der Darmschleimhaut, Zustände, bei denen von verjauchenden Stellen aus septische Stoffe vermittels des Blutstroms in die Leber gelangen. Der Ausgang ist in sehr vielen Fällen infolge von Erschöpfung oder Eitervergiftung des Blutes tödlich; günstiger ist die Vorhersage bei Durchbruch des Eiters durch die Haut nach außen oder nach innen in den Darmkanal, während der Durchbruch nach der Bauch- oder Brusthöhle viel weniger günstig ist; stets erfolgt aber in diesen Fällen die Genesung erst nach langem Siechthum. In Bezug auf die Behandlung sind, neben Berücksichtigung des etwa vorhandenen Grundleidens, kalte, später warme Ueberschläge, sowie leichte Abführmittel und ein entsprechendes diätetisches Verhalten zu empfehlen. Sobald aber eine Eiteransammlung sich deutlich fühlen läßt, ist die Entleerung derselben mittels eines operativen Eingriffs angezeigt. — 3) Chronische fibröse oder interstitielle Entzündung des Lebergewebes, Lebercirrhose (Hepatitis chron. diffusa interstitialis). Das Wesen dieser Form besteht darin, daß die Leberzellen infolge massenhafter Zunahme des Bindegewebes zum größten Theile zu Grunde gehen, wobei die Leber zusammenschrumpft und an ihrer Oberfläche mit höckerigen oder körnigen Hervorragungen besetzt ist (granulirte oder Schuhzweckenleber). Die fragliche Erkrankung, welche vorwiegend Personen im Alter zwischen 30 und 50 Jahren befällt und durch übermäßigen Genuß von geistigen Getränken (namentlich schlechtem Branntwein, daher die Benennung Säuferleber, gin drinkers liver) neben diffolutem Lebenswandel hervorgerufen wird, bedingt tiefe Ernährungsstörungen, Abmagerung, secundäre Affection der Milz und der Nieren, und führt schließlich zur Bauchwassersucht mit tödlichem Ausgange. Die Behandlung kann nur im Anfangsstadium unter völliger Aenderung der Lebensweise und Anwendung tonischer Mittel einen Erfolg haben. — 4) Die syphilitische Entzündung (Hepatitis syphilitica) kommt im tertiären Stadium der Syphilis, sowie bei der erblichen Syphilis zur Beobachtung und ist durch tiefe narbenartige Furchen an der Oberfläche und ein eigenthümliches gelapptes Aussehen der Leber gekennzeichnet. Daneben finden sich häufig zahlreiche erbsen- bis wallnußgroße, scharf umschriebene weißliche Knoten in der Substanz der Leber (Syphilome), welche verkäsen, schrumpfen und eine Narbe hinterlassen. In den meisten Fällen tritt unter den Erscheinungen der allgemeinen Kachexie und unter Bauchwassersucht der Tod ein. Die Behandlung kann nur gegen das Grundleiden gerichtet sein. — 5) Die acute gelbe Atrophie (Atrophia hepatis acuta flava), charakterisirt durch einen stürmischen Zerfall der Leberzellen, tritt mit heftigen Kopfschmerzen, Erbrechen, mäßiger Gelbsucht und Leberschmerzen auf, wozu sich bald große Unruhe, heftige Delirien, Krämpfe und tiefe Betäubung gesellen. Der Ausgang ist mit sehr seltenen Ausnahmen tödlich und bei der Section findet man die Leber um die Hälfte verkleinert, blutarm, gelbgrau, ihr Gewebe schlaff und aufgelockert. Die mikroskopische Untersuchung ergibt, daß die Leberzellen entweder ganz vernichtet oder von zahlreichen Fetttröpfchen erfüllt sind. Die Erkrankung kommt überwiegend häufig bei Frauen, ganz besonders in der Schwangerschaft, außerdem aber nach plötzlichen heftigen Gemüthsbewegungen, sowie bei acuter Phosphorvergiftung zur Beobachtung. Die Behandlung (drastische Abführmittel, Säuren) ist fast immer erfolglos.

IV. Fettentartung. Die Fettleber (Pimelosis s. Stearosis hepatis) entsteht durch reichlichere Anhäufung von Fett in den Leber- (Gallen-) Zellen und zeigt verschiedene Grade der Entwickelung bis zu fast gänzlicher Entartung des Organs. Bei leichtern Graden hat die Leber ein gesprenkeltes Aussehen, infolge von deutlicherer Scheidung der gelben und rothen Substanz (Muskatnußleber). Die Erkrankung verursacht im Beginn häufig keine deutlichen Beschwerden, bei höherer Entwickelung treten jedoch ein Gefühl von Vollsein in der Magengrube, sowie vielfache Verdauungsstörungen (Magensäure, Appetitlosigkeit, Erbrechen, Durchfall), namentlich infolge der ungenügenden Absonderung der Galle, ein. Als Ursachen sind zu erwähnen: übermäßiger Genuß von fetten sowie von stärkemehlhaltigen Substanzen (bei mit Brei überfütterten Kindern), von geistigen Getränken; sie findet sich besonders häufig bei Skrofel- und Tuberkelkrankheiten, bei allgemeiner Fettsucht, bei Bleichsucht, zuweilen auch bei Krebs. Die Vorhersage ist im allgemeinen nicht ungünstig, wenn nicht andere Dyskrasien

(namentlich Säuferkrafe) zu Grunde liegen und eine entsprechende Regelung der Lebensweise (Beschränkung des Genusses der oben erwähnten nachtheiligen Substanzen, fleißige Körperbewegung in freier Luft, laue Bäder) ausgeführt werden kann. Von therapeutischen Maßnahmen sind zu empfehlen: die Anwendung von leichten Abführmitteln, von auflösenden Mineralwässern, von Eisen- und leichten Bittermitteln; häufig hat auch die vorsichtige Ausführung der Massage eine gute Wirkung.

V. Krebs. Ablagerungen von den verschiedenen Formen des Krebses kommen entweder primär oder infolge von krebsiger Affection anderer Organe (Metastasen) vorwiegend bei erwachsenen und bejahrten Personen, bei beiden Geschlechtern ziemlich gleich häufig vor. Sie bilden mehrfache einzelnstehende, kugelrunde, häufig durch die Bauchdecken hindurch fühlbare Knoten von verschiedener (bis zu Faust-) Größe. Dieselben sind anfangs knorpelhart, werden aber später weich und bieten dann das Gefühl von Schwappung dar. Im Anfange kann noch längere Zeit ein blühendes Aussehen vorhanden sein, gewöhnlich findet sich aber bald der Ausdruck der Krebskachexie (erdfahles Aussehen, Abmagerung), und infolge der durch die sich entwickelnde Vergrößerung der Leber eintretenden Functionsstörungen (heftige Schmerzen, Verdauungsstörungen, Blutungen, Bauchwassersucht) tritt meist nach verhältnißmäßig kurzem Verlauf der Tod ein. Die Behandlung kann nur in Anwendung schmerzstillender und kräftigender Mittel bestehen.

VI. Unter den Parasiten, welche sich in der Leber finden, kommt die Entwickelung von Echinococcus-Blasen am häufigsten vor (Hydatiden-Leber). Dieselbe erfolgt vorzugsweise im rechten Lappen, verbindet sich oft mit Anschoppung, Infiltration, sowie Entzündung der Kapsel und bedingt sehr erhebliche Veränderungen der Form und Größe der Leber, welche wesentliche Störungen der Thätigkeit der Brust- und Baucheingeweide veranlassen. Liegt der Balg nahe unter den Hautdecken, so findet sich eine umschriebene halbkugelige, prall-elastische, später weiche Stelle, an welcher eine Schwappung, bisweilen auch ein eigenthümliches Zittern (Hydatiden-Schwirren) zu fühlen ist. Aussehen und Ernährung der Kranken bleiben oft lange Zeit hindurch gut; im weitern, stets chronischen Verlaufe treten jedoch häufig erhebliche Verdauungsstörungen, Gelbsucht, Bauchwassersucht auf. Die Erkrankung endet zuweilen durch eine Art Heilung mittels Verkalkung des Balges, öfter durch dessen Zerplatzen, wobei er sich mit günstigem oder unglücklichem Erfolge nach verschiedenen Organen eröffnen kann. Die Behandlung kann nur die hervorstechenden Symptome berücksichtigen; in manchen Fällen hat die operative Eröffnung günstigen Erfolg gehabt. — Andere in der Menschenleber vorkommende Parasiten sind: Cysticercus cellulosus und tenuicollis (im Gewebe); Distamum hepaticum und lanceolatum (in den Gallengängen); Pentastomum denticulatum (in kleinen Bläschen des Leberüberzugs).

VII. Die infiltrirte, sogenannte Speckleber ist durch eine allgemeine oder zerstreute, aber nicht scharf begrenzte Ablagerung eines durchscheinenden graulichen, eiweißartigen, auf dem Durchschnitte speckig aussehenden Stoffes in die Leberzellen bedingt, welche eine galleartige (colloide) Consistenz besitzt und gegen Jod ähnlich wie Stärkemehl reagirt (Amyloid-Substanz, Speckroth). Infolge der im weitern Verlaufe eintretenden Vergrößerung der Leber, welche eine harte, schmerzhafte, glatte, den Oberbauch ausfüllende Geschwulst bildet, treten schwere Störungen der Thätigkeit der Bauch- und Brustorgane auf, verbunden mit fahler Hautfarbe, selten mit Gelbsucht, oft aber mit Eiweißharn und Bauchwassersucht. Die fragliche Erkrankung findet sich nach hartnäckigen Wechselfieberm, bei alten Knochenkrankheiten (Vereiterungen), bei Rhachitis, eingewurzelter Skrofulose, alter Tuberkulose, schwerer Syphilis, nach Mißbrauch metallischer, namentlich mercurieller Arzneimittel. Die Vorhersage ist nur da nicht durchaus ungünstig, wo eine Bekämpfung des zu Grunde liegenden Allgemeinleidens mit Erfolg ausführbar ist.

VIII. Tuberkulose kommt nur selten, am häufigsten im Kindesalter, und stets als Theilerscheinung ausgebreiteter Tuberkulose in andern Organen vor. Das Nähere s. im Artikel über Tuberkulose.

IX. Lageveränderungen der Leber werden in der großen Mehrzahl der Fälle durch Erkrankungen von Organen in der Brust- und Bauchhöhle (Lungenemphysem, seröse oder eitrige Ergüsse, Geschwülste), sowie auch durch Verkrümmungen der Wirbelsäule herbeigeführt. In manchen Fällen tritt jedoch infolge von Erschlaffung der Leberbänder und des Zwerchfells ein Herabsinken der Leber, bisweilen mit gleichzeitiger Achsendrehung ein, wodurch Athembeschwerden und Verdauungsstörungen bedingt werden. Besonders wird diese Erkrankung, die sogenannte Wanderleber, bei Frauen beobachtet, welche viele Schwangerschaften überstanden haben. Enganliegende Bauchbinden, wo nöthig in Verbindung mit einem kräftigenden Verfahren, leisten oftmals gute Dienste. — Verletzungen der Leber durch Schuß oder Stich, Hieb, Quetschung (Zerreißung), bringen mit sehr seltenen Ausnahmen den Tod, namentlich wegen der mit ihnen verbundenen heftigen Blutungen. *(Alfr. Krug.)*

Leberblende, f. Zinkblende.

Leberblümchen, Leberkraut, f. Hepatica.

Leberegel, f. Distoma.

LEBERFLECK (Chloasma, Ephelis hepatica) nennt man gelbe Flecke der Haut, welche ihren Sitz im Malpighischen Schleimnetze, der innersten, weicheren Lage der Oberhaut, haben und von einer fehlerhaften Absonderung des Hautpigments herrühren. Diese Flecke sind den Sommersprossen ähnlich, jedoch größer als diese (oft handtellergroß), befallen mehr die bedeckten als die unbedeckten Theile, und zeigen sich am vordern Halstheile, auf Brust, Rücken, Unterleib, der Innenfläche der Arme und Oberschenkel, während sie im Gesicht fast nur bei schwangeren Frauen auftreten, dann aber oft große Stellen desselben bedecken. Sie sind meist die Folge von Stockungen im Unterleib, fehlerhafter Gallenabsonderung,

Magen- und Milzleiden; bei Frauen spielen Störungen der Menstruation, Schwangerschaft, Rückgang der Menstruation eine wesentliche ursächliche Rolle, zumal wenn solche hysterisch sind, viel an Magenbeschwerden oder an Chlorose leiden. Die Annahme, daß die Leberflecke in allen Fällen durch Störungen der Gallensecretion bedingt werden, ist nicht zutreffend. Dieselben scheinen vielmehr, namentlich bei Schwangern, als eine Art kritischer Ablagerung von im Blute angehäuften Stoffen zu sein.

Die Leberflecke haben unbestimmte Form und Größe, eine vom Gelben ins Grünliche, Braune und Schwärzliche übergehende Farbe, sind anfänglich klein und alleinstehend, nehmen allmählich an Zahl und Umfang zu und fließen endlich zu großen, unregelmäßigen Flecken mit einzelnen, die natürliche Hautfarbe bewahrenden Punkten zusammen. Wenn sie auch nicht über die Haut hervorragen, so fühlt sich die Oberfläche der letzteren doch nicht selten rauh an, indem sich deren Epidermis kleienartig abschuppt. Ihre Dauer ist eine je nach den veranlassenden Umständen sehr verschiedene, meist dauern sie längere Zeit oder bleiben auch stationär.

Zur Beseitigung der Leberflecken hat man die verschiedensten Mittel empfohlen, unter denen die Schwefelmittel — zu Waschungen und Bädern — eine Hauptrolle spielen; nächstdem haben sich namentlich Waschungen mit Chlorwasser, Lösung von Quecksilber-Sublimat, Salben mit weißem Quecksilber-Präcipitat, aus Senfmehl und Mandelöl mit Citronensaft, in einzelnen Fällen selbst Vesicatorien als hülfreich erwiesen. Besonders hervorgehoben sei jedoch, daß neben der örtlichen Anwendung von Arzneimitteln eine sorgfältige Berücksichtigung des etwa vorhandenen Allgemeinleidens erforderlich ist.

(Alfr. Krug.)

Leberkies, s. Markasit.

LEBERMOOSE (Hepaticae) machen zugleich mit den Laubmoosen unter den Kryptogamen oder Akotylen die Abtheilung der Bryophyten oder Muscineen aus. In einigen Merkmalen erinnern sie noch an die Lagerpflanzen, die Thallophyten, indem sich bei ihnen noch kein Unterschied zwischen Blatt und Stengel findet, die ganze Pflanze besteht vielmehr aus einem Lager (thallus), und zwar in der Weise, daß entweder ein vollständiger blattloser Thallus vorhanden ist, oder ein solcher, an dessen Unterseite blattartige Schuppen entspringen. Andere besitzen einen mit grünen Blättern reich besetzten Stengel. Die beiden ersten Arten werden als frondose, letztere als foliose bezeichnet. In beiden Fällen sind die Pflanzen der ersten, d. h. der die Geschlechtsorgane erzeugenden Generation fast immer dorsiventral. Die frondosen Arten liegen dem Substrate dicht an und besitzen dem entsprechend zwei voneinander verschiedene Seiten, eine chlorophyllreiche Oberseite, welche meist mit einer deutlichen Epidermis versehen ist, und eine chlorophyllarme Unterseite, welche nur Wurzelhaare erzeugt. Auch bei den foliosen findet man nicht selten einen Unterschied in Anordnung und Form der Blätter. Als männliche Geschlechtsorgane fungiren bei den Lebermoosen Antheridien mit Spermatozoiden, als weibliche Archegonien; aus der befruchteten Eizelle der letztern entsteht das Sporogonium, die sogenannte Moosfrucht, ein kapselartiger, meist gestielter Behälter, in welchem sich die Sporen bilden. Diese Kapsel ist bis zur Sporenreife von einer Hülle, der Calyptra, umgeben, welche dann zerreißt und am Grunde der erstern hängen bleibt. Als ein wesentlicher Unterschied der Lebermoose von den Laubmoosen ist das fast beständige Fehlen der Mittelsäule (columella) in der Kapsel bei den erstern zu nennen und ebenso das Vorhandensein gestreckter, schraubig verdickter Zellen (Schleuderer, Elateren) zwischen den Sporen (nur bei den Ricciеen fehlen diese Schleuderzellen), auch ist bei den Lebermoosen der Kapselstiel, wenn überhaupt vorhanden, gewöhnlich sehr zart. Die Kapsel springt meist in 4 (selten in 2 oder 8) Klappen auf, oder öffnet sich unregelmäßig oder bleibt in seltenen Fällen ganz geschlossen. Die Spore wächst nur selten unmittelbar zur neuen Pflanze aus, meist geschieht dies durch Vermittelung eines fadenförmigen Vorkeims (protonema). Die ungeschlechtliche Fortpflanzung geschieht am häufigsten durch Brutkörner.

Einige der größern Arten, besonders von den Marchantieen, wurden früher gegen Leberkrankheiten angewendet, daher der allgemeine Name Lebermoose. Es werden hiervon 4, oder wenn man Targionia als selbständige Abtheilung ansieht, 5 Gruppen unterschieden; in der Regel vereinigt man aber diese Gattung mit den Marchantieen: 1) Marchantieen. Vegetationskörper thallusartig, niederliegend, gabelig verzweigt, oberseits nackt, unterseits mit Blattrudimenten und Wurzelhaaren. Das Gewebe der Oberseite chlorophyllgrün, eine deutliche Epidermis mit Spaltöffnungen zeigend, das der Unterseite chlorophyllfrei. Geschlechtsorgane auf der Oberseite oder auf gestielten Receptakeln. Kapsel kurz gestielt, mit Zähnen oder Klappen, selten mit Deckel sich öffnend. — 2) Ricciеen. Von den vorigen hauptsächlich nur durch die dem Thallus eingesenkten Geschlechtsorgane und die nicht aus dem Archegonium hervortretende, frühzeitig zerfallende (nicht aufspringende) elaterenlose Kapsel unterschieden, weshalb diese Gruppe von einigen Botanikern nur als Section der vorigen angesehen wird. — 3) Jungermannieen. Vegetationskörper nur selten ein echter Thallus oder thallusartiger Stamm, meist ein fadenförmiger Stengel, an dessen Rückenseite größere und meist anders gestaltete Oberblätter in zwei Reihen, an dessen Unterseite sehr kleine Unterblätter (Amphigastrien oder auch Nebenblätter genannt) in einer Reihe stehen; letztere können auch ganz fehlen. Die Antheridien stehen bei den beblätterten Gattungen in der Regel blattwinkelständig, einzeln oder zu mehreren, selten frei am Stengel, die Archegonien dagegen gewöhnlich in Mehrzahl am Gipfel der Sprosse; bei den frondosen Formen bilden sich die Geschlechtsorgane zerstreut auf der Rückenseite des Thallus oder thallusähnlichen Stammes. Kapseln einzeln an der Spitze oder auf dem Rücken der Sprosse, vom Scheitel her in 4 Klappen oder Zähne aufspringend (nur bei Fossombronia unregelmäßig zerreißend), mit zartem

weißen Stiel. Schleuderzellen vorhanden. — 4) Anthoceroten. Die Pflanze ist ein unregelmäßig verzweigter, völlig blattloser Thallus, welchem die Geschlechtsorgane eingesenkt sind. Kapsel lang, schmal, schotenförmig, seitlich von der Spitze nach unten in zwei Klappen aufspringend, mit Elateren, sowie mit einem haarfeinen Mittelsäulchen (columella), welches die Spitze der Kapsel nicht erreicht. *(A. Garcke.)*

LEBERREIME, epigrammartige Verse, die ursprünglich beim Verzehren von Fischen gesprochen wurden, dann überhaupt bei fröhlichen Mahlzeiten, hatten ihre Blütezeit in Deutschland im 17. Jahrh. Der erste der vier Verse lautet immer: «Die Leber ist vom Hecht, und nicht von einem ....» Der Erste, welcher derartige Tischverse drucken ließ, soll Joh. Sommer aus Zwickau gewesen sein in einer nicht mehr bekannten Sammlung «Hepatologia hieroglyphica rhythmica», die am Anfang des 17. Jahrh. herauskam. Als literarischer Vertreter dieser Spielerei galt Schävius aus Kiel; auch der Dramatiker Georg Greflinger beschäftigte sich damit (W. von Oettingen, «Ueber Georg Greflinger», Straßburg 1882; «Quellen und Forschungen», XLIX). Im J. 1649 erschienen einige hundert geistliche und weltliche Lebereime im Drucke als «Jocoseria mensalia»; 1668 gab A. M., wie Gervinus («Geschichte der deutschen Dichtung», III[4], 313) vermuthet, Hauptmann Alfred Moller, zweihundert Lebereime heraus. Im 18. Jahrh. kamen die Lebereime in Vergessenheit und ihre Liebhaber galten als altfränkisch. Platen gebraucht den Ausdruck zur Bezeichnung schlechter, ungenießbarer Verse. Im 17. Jahrh. wurde dies eigenthümliche Tischvergnügen durch die allgemein herrschende Vorliebe für das Sinngedicht begünstigt. Uebrigens wäre auch die noch nicht gestellte Frage aufzuwerfen, ob sich unter den scherzhaften Lebereimen nicht ein uralter Aberglaube verbirgt, eine formelhafte Besprechung der Fischleber. Der Glaube an eine heil- oder zauberkräftige Wirkung der Fischgalle ist ja aus dem Buche Tobias bekannt genug.
(Max Koch.)

LEBERT (Hermann), ursprünglich Lewy geheißen, Mediciner, ward geboren am 9. Juni 1813. Er studirte in Berlin und Zürich Medicin und Naturwissenschaften, promovirte 1834 an letztgenannter Universität und ließ sich nach längerm Aufenthalte in Paris 1838 als praktischer Arzt in Bex (Canton Waadt) nieder. Von 1846 ab lebte er in Paris, ging 1853 als Professor der medicinischen Klinik nach Zürich, 1859 als solcher nach Breslau, zog sich aber 1874 nach Bex zurück, wo er am 1. Aug. 1878 verstorben ist. Als Zögling Schönlein's und der pariser Schule (namentlich von Dupuytren und Louis) war Lebert im Stande, die deutschen und französischen Anschauungen zu verbinden. Er gehörte zu den Ersten, welche das Mikroskop für pathologisch-anatomische Untersuchungen verwertheten, und hat, mit der vergleichenden Anatomie gründlich vertraut, wesentlich zur Ausbildung einer exacten naturwissenschaftlichen Behandlung der Pathologie und klinischen Medicin beigetragen. Ein Verzeichniß seiner Schriften hat er selbst (Breslau 1869) herausgegeben. Dieselben zerfallen in biologische (darunter die bemerkenswerthe Abhandlung über die Pilzkrankheit der Fliegen) und eigentlich medicinische. Unter letztern sind, neben einer sehr großen Anzahl (zum Theil nach 1869) in verschiedenen Zeitschriften veröffentlichten Abhandlungen über Gegenstände aus dem Gebiete der allgemeinen und speciellen Pathologie und Therapie, sowie über Klimacurorte, folgende als von hervorragender Bedeutung namhaft zu machen: «Physiologie pathologique» (Paris 1845); «Traité pratique des maladies scrofuleuses et tuberculeuses» (Paris 1849; deutsch von Hölder, 1857); «Traité pratique des maladies cancéreuses» (Paris 1851); «Traité d'anatomie pathologique générale et speciale» (Paris 1852—64, mit einem vorzüglichen Atlas); «Handbuch der praktischen Medicin» (Tübingen 1855—56); «Handbuch der allgemeinen Pathologie und Therapie» (ebendaf. 1865); «Grundzüge der ärztlichen Praxis» (ebendaf. 1866); «Ueber Milch- und Molkencuren und über ländliche Curorte für unbemittelte Brustkranke» (Berlin 1869); «Klinik der Brustkrankheiten» (Tübingen 1874); «Die Krankheiten des Magens» (ebendaf. 1878). Außerdem hat Lebert höchst werthvolle Abhandlungen in den Sammelwerken über specielle Pathologie und Therapie von Virchow und Ziemssen, sowie in dem Handbuche der Kinderkrankheiten von Gerhardt verfaßt. Vgl. «Biographisches Lexikon der hervorragenden Aerzte» Bd. III, S. 637. *(A. Winter.)*

LEBERTHRAN (Oleum jecoris aselli, Oleum Morrhuae s. Gadi) ist ein flüssiges Fett, welches aus der Leber mehrerer Gadusarten (namentlich Gadus Morrhua, Stockfisch, Kabliau, und Gadus callarias, Dorsch) an der Westküste Norwegens gewonnen und vorzüglich von der Stadt Bergen aus in den Handel gebracht wird. Die beste Sorte, der sogenannte Fabrik-Leberthran (Oleum jecoris album), welcher dadurch bereitet wird, daß man die gut gereinigten frischen Lebern in Kessel bringt und diese von außen der Einwirkung heißer Dämpfe aussetzt, ist von schwachgelblicher Farbe, klar, von dicklicher Consistenz, mildem Geschmack und ganz schwachem Fischgeruch. Die zweite Sorte (der sogenannte Bauernthran) wird aus in verspundeten Fässern mehrere Monate hindurch aufbewahrten Lebern erhalten. Der dabei freiwillig ausgeflossene Thran (Oleum jecoris flavum) ist klar und durchsichtig, von gelber bis orangegelber Farbe, besitzt aber deutlichen, etwas bittern Fischgeschmack und starken Fischgeruch. Durch Erhitzen des Rückstandes in offenen Töpfen erhält man eine dritte Sorte Thran, das Oleum jecoris fuscum clarum (orangeroth oder malagafarben, blank oder braunblank) und empyreumaticum s. nigrum (braun oder braunschwarz), von denen nur das erstere medicinische Verwendung findet.

Der Leberthran, ein Gemenge von Glyceriden verschiedener Fettsäuren mit Gallenbestandtheilen, besitzt im allgemeinen die Wirkung der Fette, unterscheidet sich aber von den übrigen Fetten dadurch, daß er leichter resorbirt wird und leichter oxydirbar ist, Eigenschaften, welche er

den beigemengten Gallenbestandtheilen verdankt und die es bewirken, daß er selbst in größeren Gaben längere Zeit hindurch gut vertragen wird. Der Gebrauch des Leberthrans ist von Nutzen (bei über ein Jahr alten Kindern und Erwachsenen) bei constitutionellen Leiden, in deren Verlauf die allgemeine Ernährung herabgesetzt ist, sobald kein Fieber und keine erhebliche Störung der Verdauung besteht. Hauptsächlich gehören hierher die Skrofulose und Rhachitis, einzelne Formen der Anämie, chronische Knochen- und Gelenkleiden, Lungenschwindsucht (chronische Pneumonie und Bronchitis), chronische Hautleiden. Dem äußerst geringen Gehalte an Jod, bez. Brom, ist ein Antheil an der Wirkung nicht zuzuschreiben. Die frühere Annahme, daß die dunkeln Sorten am wirksamsten seien, ist durch die Erfahrung widerlegt; dagegen verdienen die vielfach angepriesenen ganz farblosen Präparate (de Jongh u. s. w.) keinen Vorzug, ganz abgesehen von ihrem hohen Preise. Der Leberthran wird am besten ganz rein (auf Kaffee, Fleischbrühe, Wein) genommen; als Mittel zur Beseitigung des Nachgeschmacks sind gebrannte Kaffeebohnen, Pfefferminzplätzchen, trockenes Brot zu empfehlen. Die Verabreichung des Leberthrans in Gallertkapseln oder als mittels Zusatz von Walrath (1 : 6) solidificirten Leberthran in Oblaten, besitzt keine erheblichen Vortheile; die Verbindung des Leberthrans mit andern wirksamen Mitteln, namentlich Eisenpräparaten, ist nicht zu empfehlen. Aeußerlich angewendet, namentlich gegen Gichtknoten empfohlen, entfaltet der Leberthran keine bessere Wirkung als andere fette Oele. *(Alfr. Krug.)*

LEBÎD ist der Name eines der berühmtesten altarabischen Dichter. Abu Akîl, wie er mit Vornamen hieß, war der Sohn des Rabî'a Ibn Mâlik aus dem centralarabischen Stamme der Benu Amir Ibn Sa'sa'a (einem Zweige der Hawâsin), und der Tâmira, Tochter des Zinbâ' aus dem Stamme 'Abs. Seine Geburt fiel nach verschiedenen Ueberlieferungen um 550 oder 560 n. Chr. (noch andere Angaben, die ihn um 554 bereits erwachsen erscheinen ließen, verdienen keine Berücksichtigung); seine Jugend brachte er nach Art der beduinischen Ritterzeit in Krieg und Abenteuern zu, die ihn, wie manche gleichzeitige Dichterhelden, unter anderm an den Hof des Nomân von Hîra, arabischen Vasallenfürsten der persischen Könige, führten; hier machte er sich, wie gesagt wird, zuerst durch seine poetischen Leistungen bekannt. In die Heimat zurückgekehrt, soll er durch seinen Oheim Abu Barâ Amir, den Häuptling der Benu Amir, der um das Jahr 4 der Hedschra (625 n. Chr.) freundschaftliche Beziehungen zu dem Propheten Mohammed angeknüpft hatte[1]), in Berührung mit diesem gekommen sein, und nach einigen Nachrichten war er bei der Gesandtschaft, welche im J. 10 (631) dem Propheten den Uebertritt des Stammes zum Islam anzeigte. Jedenfalls gehörte er zu den ersten, welche unter den Benu Amir Empfänglichkeit für die neue Lehre zeigten; trotzdem hing er mit großer Liebe an seinem Stiefbruder Arbad, einem erbitterten Gegner Mohammed's, und beklagte dessen — wie die Ueberlieferung will, durch ein göttliches Strafgericht herbeigeführten — plötzlichen Tod in berühmten Trauerliedern. Nach seiner formellen Bekehrung zum Islam blieb er nach den meisten Berichten zunächst in Medina; später siedelte er nach der im J. 17 (638) erfolgten Gründung von Kufa (s. d.) in diese Hauptstadt der von den Arabern eroberten persischen Provinzen über; hier ist er, wie es heißt, zwischen 140 und 157 Jahre alt, in der Zeit des Khalifen Moâwija (reg. 41—60 = 661—680) gestorben. Wie die Vergleichung mit den oben angeführten Geburtsdaten zeigt, sind diese Angaben über seine Lebensdauer zweifellos stark übertrieben, indeß kann man als sicher annehmen, daß er ein ungewöhnlich hohes Alter erreicht hat, und wird nicht weit fehlgehen, wenn man seinen Tod um das Jahr 40 (661) ansetzt.

Was sonst von Begebenheiten aus seinem Leben erzählt wird (Kitâb al-Aghâni ed. Bulak, XIV, 93—102; XV, 137—144, zum Theil übersetzt bei de Sacy am unten anzuführenden Orte, S. 111 fg.), trägt das gewöhnliche anekdotische Gepräge und muß daher großentheils als sehr unsicher betrachtet werden. Geradezu falsch wird die tendenziöse Angabe sein, daß er nach seinem Uebertritte zum Islam nichts mehr gedichtet habe, weil er neben dem Koran alle anderen geistigen Erzeugnisse gering achtete. Die arabischen Literarhistoriker rechnen ihn jedenfalls zu den sog. Mischern (mohadramûna), d. h. den Dichtern, deren Leben aus dem Schlusse der Heidenzeit und den ersten Jahrzehnten des Islams gemischt ist, und unter seinen Gedichten finden sich manche, die ein unleugbar islamisches Gepräge tragen, obwol über mehrere von diesen die Frage nach der Echtheit noch nicht abgeschlossen ist. Auch den unter allen Umständen aus der Heidenzeit stammenden Gedichten des Lebîd eignet vielfach ein nachdenklicher Ton; er beschäftigt sich öfter noch, als sonst wol vorkommt, mit der Vergänglichkeit des menschlichen Lebens, ermangelt aber daneben nicht des kräftigen Ausdruckes der allen vorislamischen Dichtern eigenen Gesinnungen des Selbstbewußtseins und der Männlichkeit. Er selbst soll besonderen Werth auf seine Gewandtheit und Schärfe im poetischen Wortkampfe gelegt haben. Die Araber zählen ihn zu ihren allerersten Dichtern; es werden Urtheile namhafter Kenner angeführt, die ihn noch über Imruulkeis und Tarafa stellen, wenngleich er selbst, trotz der bei einem arabischen Dichter selbstverständlichen Ueberzeugung von der eigenen Größe, sich erst den dritten Platz hinter jenen beiden anwies. Seine berühmtesten Gedichte sind die bereits erwähnten Trauerlieder auf seinen Stiefbruder Arbad (Agâni XV, 139—141) und die Kaßide, welche unter die Zahl der Moallakât (s. d.) aufgenommen

1) Vgl. Sprenger, «Leben des Mohammed», III, 185; Krehl, «Leben des Mohammed», S. 244; Nöldeke, «Leben Mohammed's», S. 109; Müller, «Der Islam», I, 127. — Uebrigens soll Lebîd schon früher in Mekka den Propheten gesehen haben: vgl. Sprenger, I, 390.

2) Krehl, S. 362 fg.

ist. Die letztere war bis vor kurzem das einzige längere Gedicht des Lebîd, welches vollständig gedruckt vorlag außer in den Gesammtausgaben der Moallakât besonders mit dem Commentare des Zauzani herausgegeben von de Sacy, «Calila et Dimna ou Fables de Bidpai, en arabe ... suivies de la Moallaka de Lébid», Paris 1816, 4.; und von C. R. S. Peiper, «Lebidi Amiritae Kasidam Moallakam ... ed., vers. lat. et imitatione german. instr.», Breslau 1828, 4.); von den übrigen Gedichten kannte man nur die im Kitâb el-Agâni und an andern Orten angeführten Bruchstücke, welche W. J. M. Sloane («The poet Labid, his life, times and fragmentary writings», Leipzig 1877) zu sammeln versucht hat. Erst 1880 veröffentlichte ein orientalischer Gelehrter einen Theil des ganzen Diwans nach einer in seinem Besitze befindlichen Handschrift («Der Diwan des Labid. Nach einer Handschrift zum ersten male herausgegeben von Jusuf Dijâ-ad-din al-Châlidi», Wien 1880, 152 S. 8.), wenn auch in ziemlich mangelhafter Gestalt; nachgebessert wurde an dieser besonders von Fleischer (vgl. dessen Beiträge in Hommel's Aufsatz in den «Göttinger Gel. Anz.», 1881, S. 1537—1551) und von Kremer (in seiner auch sonst höchst wichtigen Abhandlung «Ueber die Gedichte des Labyd» in «Sitzungsberichte der Wiener Akad. d. Wiss., philos.-histor. Kl.», Bd. XCVIII, S. 555—603; auch besonders, Wien 1881, 51 S. 8.); und eine Ergänzung dazu nach den vollständigeren Handschriften von Leiden und Straßburg hat zu liefern begonnen A. Huber («Das Leben des Lebîd mit einem Theile seiner noch nicht veröffentlichten Gedichte». Habilitationsschrift [Leipzig], Leiden 1887, 27 und 17 S. 8.; die Fortsetzung scheint leider durch den frühen Tod des Verfassers abgeschnitten). Durch Huber's meisterhafte kritische Darstellung von Lebîd's Leben (S. 1—9 der genannten Schrift) sind die früheren Versuche in den bereits citirten Schriften, wie in der «Commentatio de vita Labidi, unius ex septem priscorum Arabum poëtis publico honore ornatis ed. J. Willmet» (1814 s. l.) und «De Moallaka Lebidi ... dissertationem ... scripsit Carolus Rudolphus Samuel Peiper» (Jordansmühle 1823), vollständig veraltet. *(A. Müller.)*

LEBKUCHEN oder Pfefferkuchen, ein gewürzhaftes, aus Sirup oder Honig bereitetes Backwerk. Die besten Lebkuchen sind die von Nürnberg, Basel, Braunschweig, Thorn, Danzig. Man unterscheidet weiße und braune. Der weiße Lebkuchen wird bereitet, indem man 1 Kilo abgezogene und abgetrocknete Mandeln viertelt und auf Papier in einer warmen Röhre trocknet; dann werden 16 Eier mit 1 Kilo klarem Zucker 1 Stunde gerührt, 16 Gr. Zimmt, ebenso viel Cardamomen und Muskat, Citronat oder eingemachte Pomeranzenschale, 430 Gr. Stärkemehl, 250 Gr. feines Weizenmehl und die Mandeln zugesetzt, gut durchgerührt, die Masse ½ Finger dick auf Oblaten gestrichen, auf Papier gelegt und auf einem Blech gebacken. Brauner Lebkuchen: Honig und Farinzucker zu gleichen Theilen läßt man auf gelindem Feuer unter Abschäumen zergehen, mischt geviertelte Mandeln, Gewürznelken, Muskatblumen, Cardamomen, Ingwer, Pfeffer, sowie länglich geschnittenen Citronat darunter, reibt die Masse gut durch und macht sie mit Weizenmehl zu einem dicken Teig. Derselbe wird ausgerollt, in Formen gedrückt, oder in viereckig-längliche Stücke geschnitten und gebacken; wenn die Lebkuchen aus dem Ofen kommen, werden sie mit dünnem Honigwasser bestrichen. Sie müssen lange liegen, damit sie hart werden. *(William Löbe.)*

LEBRECHT (Fürchtegott, hebr. Schemaja) gehört zu den jüdischen Gelehrten, welche unter dem Drucke und den Beschränkungen, welche innerlich und äußerlich auf ihren Glaubensgenossen bis 1848 lasteten, ohne Aussicht auf äußere Erfolge, an deutschen Universitäten studirten, ihre Bibel- und Talmudkenntniß unter die Gesichtspunkte anderer Wissenschaften zu bringen lernten und nach dem Muster von Zunz und Rapoport die jüdische Literatur- und Culturgeschichte in verschiedenen Einzelheiten förderten, durch Behandlung in deutscher Sprache auch christlichen Kreisen zuführten, denen sie persönlich näher traten.

Lebrecht, geboren zu Memmelbach in Baiern am 16. Nov. 1800, gestorben zu Berlin am 1. Sept. 1876, erwarb seine talmudische Kenntniß in der berühmten Schule (Jeschiba) des preßburger Rabbiners Moses Sofer, bezog 1827 die Universität zu Halle, trat später in Berlin in engeren persönlichen Verkehr mit Zunz, Lehman, Veit, den Professoren Benari und anderen in verschiedenen Kreisen maßgebenden Persönlichkeiten, wurde Lehrer an dem von Zunz geleiteten jüdischen Lehrerseminar bis zu dessen Auflösung durch die unter dem Einfluß des Predigers Dr. Michael Sachs aus Ruder gelangte orthodoxe Partei. Lebrecht war nun kaum im Stande, selbst den bescheidensten, allerdings durch leibliche Gebrechen gesteigerten Lebensbedürfnissen mittels schriftstellerischer Thätigkeit zu genügen. Im J. 1857 wurde die Veitel Heine Ephraim'sche Stiftung (Bet ha-Midrasch) vom Curatorium unter Leitung des Juristen Dr. Jul. Rubo zu einer wissenschaftlichen aconfessionellen Lehranstalt reorganisirt, Lebrecht zum «talmudischen Hauptlehrer», neben Haarbrücker als Lehrer für orientalische Sprachen, berufen. Hier wirkte er fast 20 Jahre mit Eifer; zu seinen Schülern gehören Lagarde, A. G. Hoffmann und andere berühmte Gelehrte. Auch der königlichen Bibliothek diente er in uneigennütziger Weise durch Auskunft und Rath.

Von seinen Schriften verdienen besondere Erwähnung: «Essay on the state of the Khalifate of Bagdad», in «Itinerary of Benjamin of Tudela» (London und Berlin 1841), vol. II, p. 318—392; «Handschriften und erste Ausgaben des babylon. Talmuds» (in «Wissenschaftliche Blätter aus der Veitel Heine Ephraim'schen Lehranstalt», Berlin 1862); «Kritische Lese verbesserter Lesarten und Erklärungen zum Talmud» (1864). Lebrecht hatte eine kritische Ausgabe des Talmudtextes auf seine Kosten begonnen; was aus dem gedruckten beträchtlichen Theile geworden ist, war nicht zu erfahren; er selbst hatte den Muth zur Ausführung verloren und wich jeder

Nachfrage und Aufmunterung aus; «Bethar, die fragliche Stadt im Hadrianischen Kriege» im «Magazin f. d. W. d. Jud.» (Berlin 1877). Für die treffliche Ausgabe von «Divid Kimchi's Wörterbuch» (s. Kimchi) (Berlin 1847) hat er die Hauptarbeit geleistet; vgl. «Catal. Bodl.», S. 1598, meinen Nekrolog im «Bollettino degli Studii Orient.», 1876, p. 153, Ritter's Artikel in der «Allgem. deutsch. Biogr.» XVIII, S. 97 (1883).

(M. Steinschneider.)

LEBRETON (R. P. François). Bei Rennes 1753 geboren, wurde Lebreton 1790 Procurator-Syndicus des Districts Fougères, kam 1791 für das Departement Ille-et-Vilaine in die legislative Nationalversammlung und im Sept. 1792 in den Nationalconvent. Bei der Abstimmung über das Urtheil Ludwig's XVI. stimmte er als Girondist für lebenslängliche Einsperrung, wobei er bemerkte, er stimme als Gesetzgeber und nicht als Richter. Am 3. Oct. 1793 wurde er als Girondist angeklagt, eingekerkert und kam erst nach Robespierre's Sturz im Juli 1794 wieder in den Convent. Hier trat er lebhaft dafür ein, es solle jeder Deputirte sein Vermögen genau angeben, die nicht angegebenen Güter aber seien zu confisciren. In den Rath der Alten gewählt, berichtete er in günstiger Weise über die Erhöhung des Tarifs auf Briefe und Journale, sprach gegen die Resolution wegen auf Kündbarkeit zu erwerbender Domänen, für die Abschaffung der Candidatenlisten zu den Wahlen und gegen die Erhaltung der Pferdepost auf Kosten der Republik. Als der Staatsstreich vom 18. Fructidor (4. Sept. 1797) erfolgte, war Lebreton Secretär des Rathes der Alten. Im J. 1798 trat er aus seinem Amte und von der politischen Bühne. Seine Schriften politischen und administrativen Inhalts sind heute interesselos. Lebreton starb 1826. — Vgl. «Nouvelle biographie générale», Bd. 30 (Paris 1859.)

(Arthur Kleinschmidt.)

LEBRUN (Charles), berühmter französischer Historienmaler, ward geboren 1619 und starb zu Paris am 12. Febr. 1690. Sein Vater war ein mittelmäßiger Bildhauer, er selbst besaß ein angeborenes, großes Talent, das sich sehr frühzeitig entwickelte. Der Kanzler Séguir protegirte den angehenden jungen Künstler, der, nachdem er bei Simon Vouet Unterricht genossen hatte, seine Studien in Fontainebleau fortsetzen konnte, wo man fast wie in Rom die alte Kunst zu studiren Gelegenheit fand. Darauf ging Lebrun 1642 nach Rom, gleichfalls von Séguir unterstützt; hier fand er an Nic. Poussin einen warmen Freund und Berather. Lebrun war in Rom sehr fleißig; nicht allein der classischen Kunst wendete er seine ganze Aufmerksamkeit zu, er studirte auch die Werke der Plastik, die Sitten und Gebräuche der Völker aller Zeiten, die Schauspiele, Schlachten und Triumphe der Alten und zeichnete alles Wissenswürdige genau ab. Er ahnte, daß ein Historienmaler dieses ganzen Apparates nicht entbehren kann und schuf so eine Sammlung, die ihm bei seinen historischen Compositionen gute Dienste leistete. Er blieb sechs Jahre in Rom und kehrte mit vollen Mappen in sein Vaterland zurück. Gleich nach seiner Rückkehr machte er von sich reden, indem er mehrere Bilder ausstellte, so den Tod des heiligen Andreas, der in die Kirche von Notre-Dame kam, einen Moses, der das Wasser aus dem Felsen schlägt u. a. m. Das erste, was er nun unternahm, war die Gründung einer Akademie, am 7. Mai 1667 begann er in derselben Unterricht zu ertheilen. Viele seiner Zeichnungen machte er derselben zum Geschenk. Im Hôtel des Präsidenten Lambert de Thorigny malte er die Geschichte des Hercules, im Schlosse Vaux-le-Vicomte für Fouquet Allegorien. Während der Arbeit wurde er dem Cardinal Mazarin vorgestellt, dem er seinen Carton zum Triumph des Konstantin zeigte, worauf ihn der Cardinal aufforderte, auch die Konstantinschlacht zu malen. Neben diesen Wandmalereien entstanden noch viele andere Werke, denn der Künstler war sehr productiv. Für die pariser Goldschmiedezunft malte er den Martertod des heiligen Stephan (gestochen von Gér. Audran), eine heilige Familie für St.-Paul, welche Edelinck unter dem Titel «Benedicite» vorzüglich gestochen hat, einen heiligen Jacobus Major für St.-Germain-l'Auxerrois, einen heiligen Johannes auf Patmos für die Klosterkirche in Beauvais. Im Auftrage der Königin malte er einen Christus bei Simon dem Pharisäer, dem Magdalene die Füße wäscht. Auch Colbert, Fouquet's Nachfolger, schätzte den Künstler sehr, auf seine Verwendung wurde dieser zum ersten Maler des Königs ernannt und 1662 in den Adel erhoben. Auch der König war für ihn sehr eingenommen; als er in Fontainebleau weilte, wurde Lebrun dorthin berufen, und während er hier an einem seiner Hauptwerke, der Familie des Darius, malte, pflegte der König täglich einige Zeit in seinem Atelier zuzubringen. Diese königliche Gunst wußte sich der Maler auch zu bewahren, indem er auf den Ton, der bei Hofe herrschte, einging und in seine Malereien Gedanken einwebte, die als dem Herrscher dargebrachte Schmeicheleien leicht erkannt und mit großen Auszeichnungen belohnt wurden. So erhielt Lebrun neben dem Jahresgehalt von 12,000 Livres den Orden vom heiligen Michael, ein mit Brillanten gefaßtes Bildniß des Königs, er wurde zum Vorstand aller Kunstsammlungen desselben und zum Director der Gobelinmanufactur ernannt. Das Bild des Darius hat ebenfalls Edelinck meisterhaft auf die Platte übertragen. Die besten Kupferstecher der Zeit wetteiferten, seine Compositionen zu stechen; so die Audrans, Poilly, Picart, Edelinck u. a. m. An Darius schließen sich noch mehrere stoffverwandte Compositionen an, so die Schlachten am Granicus, bei Arbela, die Niederlage des Porus am Hydaspes. Lebrun konnte bei diesen Bildern seine archäologischen Studien und Zeichnungen sehr gut verwenden. Die Bilder wurden im alten Saale des Staatsraths in Paris aufgestellt, G. Audran hat sie gestochen. — Die Zahl der von Lebrun geschaffenen Werke ist so groß, daß auch nur ihre annähernde Beschreibung und Aufzählung unmöglich ist. Die Kirche der Sorbonne, Notre-Dame, die Kirchen der Karmeliter, von St.-Paul, St.-Sulpiz, alle in Paris, und viele andere besitzen

Altarbilder von seiner Hand. Zu den Hauptwerken aber gehören die Deckenbilder in der Apollo Gallerie des alten Louvre, welche mythologische und allegorische Gegenstände darstellen. Für das eben erbaute Lustschloß Versailles war Lebrun auch thätig; er behielt für seine Kunst die Gesandtentreppe vor und malte hier die Geschichte des Königs in allegorischen Bildern. Neun große und achtzehn kleine Bilder, einzelne grau in grau ausgeführt, verherrlichen hier in schmeichelhaftester Weise den König. Ohne Lohn ging der Künstler dabei nicht aus, er stand nun auf dem Gipfel seines Ruhmes und wurde zum ersten Präsidenten der königl. Akademie erwählt. Die Nachwelt ist von der hohen Schätzung des Meisters einigermaßen zurückgekommen; sein angeborenes Talent wird nicht in Zweifel gezogen, das Große, Künstlerische in seinen Werken anerkannt und ihm nur Schuld gegeben, daß er die Kunst herabwürdigte, indem er sie zur Sklavin des Hofes und zum Dolmetsch des hier herrschenden hohlen Pathos machte. *(J. E. Wessely.)*

LEBRUN (Charles François, Herzog von Piacenza). Am 19. März 1739 zu Saint-Sauveur bei Coutances (Departement La Manche) geboren, besuchte Lebrun das Collège zu Coutances, dann das der Grassins in Paris und wurde Meister der lateinischen, griechischen, italienischen, englischen und spanischen Sprache, in denen er sich gleich leicht ausdrückte. Strebsamen Sinnes, las er sehr viel, sammelte reiche Kenntnisse, beschäftigte sich mit Vorliebe mit dem öffentlichen Rechte und fand besonderes Wohlgefallen an Montesquieu's «Esprit des lois». Zur Erweiterung seines Gesichtskreises trugen wesentlich die Reisen bei, die er nach Holland und England unternahm; die Einrichtungen in diesen Ländern fesselten ihn sehr, er lernte viel und kam bedeutend gereift 1762 nach Paris zurück. Gesonnen, Advocat zu werden, hörte er juristische Vorlesungen und wurde vom Professor Lorry dem ersten Parlamentspräsidenten Maupeou als geeignet empfohlen, die juristischen Studien seines ältesten Sohnes zu leiten. Rasch bildete sich ein engeres Verhältniß zwischen Lebrun und Maupeou. Dieser sann auf Reformen in der Administration des Justizwesens und berieth sich darüber mit Lebrun, dessen Kenntnisse und Talente ihn derart fesselten, daß er durch ihn seine Reden und Schriften redigiren ließ, ohne daß Lebrun je sein Secretär geworden wäre. Obwol Lebrun keine Neigung zu dem Amte hatte, verschaffte Maupeou dem vertrauten Berather 1766 das eines königlichen Censors, und Lebrun bewies als solcher stets Gerechtigkeit und Schonung. Als Maupeou Kanzler wurde, stieg Lebrun 1768 zum Rentmeister und bald zum Generalinspector der Kronedomänen empor; der That nach war er Maupeou's Kanzleidirector und Ludwig XV. rief einmal aus: «Was sollte Maupeou ohne Lebrun machen?» Lebrun war der Verfasser von Maupeou's berühmten Reden, nahm thätigen Antheil an seinen Gewaltacten gegen die Parlamente und darum traf auch ihn der Haß, der Maupeou im vollsten Maße zutheil ward. Ludwig XVI. stürzte Maupeou, und Lebrun trat mit ihm am 24. Aug. 1774 ab. Er hatte 1773 eine reiche Dame, de Lagoutte, geheirathet, und konnte unabhängig leben; einflußreiche Personen gewährten ihm Protection, er genoß große Achtung und brauchte vom Hofe keine Gnade. Auf dem neuerworbenen Gute Grillon bei Dourdan lebte er funfzehn Jahre seinen Studien. Ohne Namensnennung publicirte er 1774 in Paris eine französische Uebersetzung von Tasso's «Befreitem Jerusalem», die so sehr ansprach, daß man sie Rousseau zuschrieb, und 1776 die Uebersetzung der «Ilias»; beide Werke wurden wiederholt aufgelegt und 1809 folgte ihnen die Uebersetzung der «Odyssee». Mit seltener Meisterschaft hat Lebrun in diesen drei Uebersetzungen seine Muttersprache gehandhabt.

Die Revolution von 1789 rief Lebrun ins öffentliche Leben zurück; seine Schrift «La Voix du Citoyen» (1789 und 1804) lenkte die öffentliche Aufmerksamkeit auf ihn, bekundete sein reiches Wissen und hat prophetisch manches ausgesprochen, was mit den Jahren eintraf. Das Amt Dourdan deputirte Lebrun in die Reichsstände; hier erstrebte er aufrichtig die Reform der Misbräuche und ein Regiment, welches den modernen Anforderungen Rechnung zu tragen gewillt und befähigt sei; sein Ziel war eine kräftige, geregelte Regierung auf der Grundlage guter Gesetze. In der Constituirenden Nationalversammlung zählte er zu den Constitutionellen, aber er bestieg die Tribüne nur, wenn es sich um wirklich bedeutsame Fragen handelte; er sprach über die Güter der Geistlichkeit und widersetzte sich der Creirung von Papiergeld wie der Haltung von Lotterien; am meisten aber glänzte er bei den Discussionen der Ausschüsse, die ihn mit Vorliebe zum Organe wählten, und gerne unterzog er sich der gewaltigen Aufgabe, Berichterstatter und Abfasser fast aller Finanzgesetze zu sein; seine Reden galten für Muster von Klarheit und Scharfsinn. Wie Lebrun die britischen Institutionen seit seinen Reisen bewunderte, so trat er auch von Anfang an für die Einführung des Zweikammersystems im neuen Frankreich ein; es war ihm nicht verborgen, wohin Eine Kammer führen mußte. Nach der Auflösung der Constituante 1791 wurde er Präsident des Verwaltungsraths des Departements Seine-et-Oise und hier unterdrückte er 1792 durch energische Maßregeln gefährliche Unordnungen. Nach dem 10. Aug. entsagte er aller öffentlichen Thätigkeit und zog sich auf das Land zurück. Aber Ankläger verfolgten ihn dahin, er wurde im September 1793 verhaftet und in Versailles eingesperrt, auf Verwendung eines Volksrepräsentanten zwar freigelassen, aber nur unter Polizeiaufsicht seiner Familie zurückgegeben; am 16. Juli 1794 wieder ins Gefängniß nach Versailles geschleppt, entging er nur durch Robespierre's Sturz der Guillotine. Im Anfange des Jahres 1795 übernahm er wieder das Präsidium im Departement Seine-et-Oise, im October d. J. kam er in den Rath der Alten, wurde 1799 wieder in diesen gewählt und erwarb sich rasch die allgemeine Achtung. Er trat thatkräftig zu Gunsten der Verwandten der Emigranten ein, bekämpfte die Zwangsanleihen und machte fast alle Berichte über die Gesetze aus dem Bereiche der öffentlichen Oekonomie. Am 20. Febr. 1796 wurde er Präsident des Rathes der Alten, in welcher Würde ihm Portalis folgte. Während

man den ehemaligen Höfling für einen Royalisten hielt, erblickte Lebrun in Bonaparte den einzigen Retter Frankreichs und begeisterte sich für ihn, ohne an den Vorbereitungen zum 18. Brumaire irgendeinen Antheil zu haben.

Am 13. Dec. 1799 unterzeichnete Lebrun die neue Constitution, wurde als College Bonaparte's und Cambacérès' dritter Consul der Republik und bezog mit ihnen die Tuilerien. Der alte Kanzleidirector Maupeou's sollte gewissermaßen die Verwaltungstraditionen des ancien régime in der neuen Administration vertreten; neben einem Bonaparte konnte er nur ein Schattenbild sein. Anfangs trug er Bedenken, das Consulat anzunehmen, aber Bonaparte drang so lange in ihn, bis er sich fügte. Seine Geschäftskenntniß war für den ersten Consul sehr werthvoll und er verwendete Lebrun in erster Linie bei der Reorganisirung der Finanzen und in der innern Verwaltung. Der Kaiser Napoleon dachte ebenso, er beließ Lebrun die oberste Leitung der Finanzen und ernannte ihn im Mai 1804 zum Erzschatzmeister und Prinzen mit dem Prädicate »Hochfürstliche Durchlaucht«. Lebrun trug wesentlich zur Einführung des Rechnungshofs bei und nahm, obwol er im Rathe gegen die Creirung einer neuen Aristokratie gesprochen hatte, gern den Titel eines Herzogs von Piacenza an. Es lag in seinem Charakter, sich dem zu fügen, was beschlossene Sache war, und keine anhaltende Opposition zu machen. Im Juni 1805 wurde die Ligurische Republik mit Frankreich vereinigt, und Napoleon sandte Lebrun hin, um die Stimmung zu gewinnen und das Aufgehen des Staats im Kaiserreiche anzubahnen, spornte ihn zur Matrosenpresse u. s. w. an; Lebrun blieb ein Jahr als Generalgouverneur in Genua, leistete Napoleon werthvolle Dienste und die Genuesen sahen ihn 1806 ungern scheiden. Napoleon wollte das Tribunat, das ihm unbequem ward, abschaffen; Lebrun vertheidigte es als einen Theil der Constitution, ohne sich von Napoleon einschüchtern zu lassen, und fiel in Ungnade. Bis 1810 nahm er nur wenig Antheil an den Geschäften. Dann aber sandte ihn der Kaiser nach Holland, welches er im Juli d. J. mit Frankreich vereinigt hatte. Der Herzog ging dahin als Generallieutenant des Kaisers und dieser unterwies ihn, er solle sich nicht um den Unmuth der Holländer kümmern. Er aber gab sich die äußerste Mühe, sie zu versöhnen, hegte die besten Intentionen, war unermüdlich thätig und suchte die Härte der kaiserlichen Maßregeln, soweit es in seinen Kräften stand, zu mildern, Hollands Wohlstand zu heben, Handel und Schifffahrt neu zu beleben. Trotz alledem konnte der Herzog die Holländer nicht versöhnen. Eben hatte ihm der russische Feldzug seinen zweiten Sohn, den Obersten eines Lancierregiments, gekostet, jetzt drangen die Kosaken 1813 in Holland ein, die Nation erhob sich gegen Frankreich, eine Deputation bat den Herzog-Generalgouverneur, das Land zu verlassen, und er räumte Amsterdam am 18. Nov. Nach Paris zurückgekehrt, lebte er ruhig, dem Kaiser treu ergeben, und sprach im März 1814 gegen den Plan der Abreise der Kaiserin-Regentin von Paris. Er blieb der Senatsacte fern, die Napoleon's Absetzung aussprach, erklärte sich nach dessen Abdankung für die Restauration des Hauses Bourbon und wurde am 4. Juni vom Könige zum Pair von Frankreich ernannt. Als Napoleon zurückkehrte, nahm der Herzog 1815 das Amt des Großmeisters der Universität von ihm an, verwaltete es äußerst glücklich und erfolgreich, aber der heimgekehrte Ludwig XVIII. strich ihn 1815 aus der Liste der Pairs und Lebrun kam um alles Ansehen. Erst 1819 wurde der Greis wieder in die Pairskammer berufen, wo er bei der Einrichtung des Rathes für die Gefängnisse dem Herzoge von Angoulême in weisen Worten Winke ertheilte. Hauptsächlich aber widmete er sich ernsten Studien, von einer ungewöhnlichen Geistesfrische unterstützt; in ihrem Vollbesitze starb er auf seinem Sommeraufenthalte, seinem Schlosse Saint-Mesmes bei Dourdan, 86 Jahre alt, am 16. Juni 1824.

Sein Sohn Anne Charles gab «Opinions, rapports et choix d'écrits politiques de Lebrun» mit einer «Notice biographique» (Paris 1828) heraus.

(Arthur Kleinschmidt.)

LEBRUN (Anne Charles, Herzog von Piacenza). Als ältester Sohn des Vorigen am 28. Dec. 1775 in Paris geboren, trat Lebrun frühe in die französische Armee als Unterlieutenant im 5. Dragoner-Regimente, stand 1799—1800 in der Reservearmee des Innern, wurde Adjutant des Ersten Consuls, und in Lebrun's Armen starb General Desaix bei Marengo. Am 17. März 1801 wurde Lebrun Kapitän, am 31. Oct. d. J. Escadronschef, stand 1801—1802 bei dem Observationscorps der Gironde, 1803—1804 im Lager von Montreuil. Am 1. Febr. 1804 zum Obersten des 3. Husarenregiments ernannt, that er sich im Feldzuge von 1805 hervor und brachte die Kunde vom Siege bei Austerlitz nach Paris. Wieder zur Großen Armee stoßend, griff er bei Jena an der Spitze seines Regiments die Carrés der sächsischen Infanterie an, nahm mehrere Fahnen und überreichte sie Napoleon auf dem Schlachtfelde. Napoleon ernannte ihn am 1. März 1807 zum Brigadegeneral, am 6. Oct. d. J. zum Generalinspector der Cavalerie und zum Adjutanten, und Lebrun zeichnete sich bei Eylau und Wagram aus. Jetzt führte er den Titel «Herzog Karl von Piacenza». Zu Ende des Jahres 1809 organisirte er die Vertheidigung Antwerpens und versah mit Vorräthen Breda, Bergen op-Zoom, Cadzand und Walcheren. Seit dem 23. Febr. 1812 Divisionsgeneral und seit April 1813 Großkreuz des Reunions-Ordens, wurde er 1813 mit dem Commando der 1. und 3. Reservedivision der Großen Armee betraut und am 7. Oct. d. J. Gouverneur von Antwerpen. Napoleon befahl ihm, das feindliche Scheldegeschwader in den Bassins einzuschließen, Matrosen auf der französischen Flottille und an den Festungswerken zu verwenden, die Nachbardepôts in Antwerpen zu vereinigen u. s. w.; er aber genügte seiner Aufgabe nicht und wurde im Anfang 1814 durch den großen Carnot als Gouverneur ersetzt, um am 25. Jan. d. J. wieder Adjutant Napoleon's zu werden. Nach dessen Abdankung wurde er am 22. April Commissar Ludwig's XVIII. in der 14. Militärdivision und am 14. Juli erster Generalinspector der Husaren. Als

aber der Kaiser nach Paris zurückkam, schloß sich der Herzog ihm an, wurde abermals sein Adjutant und am 4. April 1815 provisorisch mit dem Commando des 3. Observationscorps betraut, trat auch für das Departement Seine-et-Marne in die Kammer. Daher beließ ihn der wieder restaurirte König ohne Amt. Erst am 30. Oct. 1818 erfolgte seine Wiedereinstellung in die Listen zur Disposition und am 16. Juni 1824 nach des Vaters Tode seine Aufnahme in die Pairskammer. Am 29. Oct. 1840 in die Reserveabtheilung verwiesen, wurde er von der provisorischen Regierung 1848 verabschiedet. Der Präsident Napoleon berief ihn am 26. Jan. 1852 in den Senat und stellte ihn am 1. Oct. d. J. wieder in der Reserve ein. Als Greis begrüßte der Herzog freudig das zweite Kaiserreich, wurde am 26. März 1853 Großkanzler der Ehrenlegion und starb am 20. Jan. 1859 im 84. Lebensjahre zu Paris. Sein Name steht auf dem Triumphbogen de l'Etoile. *(Arthur Kleinschmidt.)*

LEBRUN (Karl August). Schauspieler und dramatischer Dichter, wurde am 8. Oct. 1792 zu Halberstadt als Sohn eines Geistlichen geboren. Mit einer vortrefflichen Schulbildung ausgerüstet, ward er nach dem Tode seines Vaters von der Mutter für den Kaufmannsstand bestimmt. Der geistig geweckte junge Mann vermochte aber in diesem Lebensberuf eine rechte Befriedigung nicht zu finden. Nach vielfachen Kämpfen mit den Verhältnissen kam er, einer unwiderstehlichen Neigung folgend, zu dem Entschluß, Schauspieler zu werden und ging auch im J. 1809 zum Theater über. Durch emsige Studien, für die er jede freie Stunde benutzt hatte, soweit wie möglich dazu vorbereitet, debütirte er zuerst in Dessau, und es gelang ihm, gleich bei seinem ersten Erscheinen auf der Bühne das Publikum für sich zu interessiren. Fortwährend mit gründlichen Studien für seinen aus innerm Drang selbst erwählten Beruf beschäftigt, kam er durch feines Spiel, unterstützt durch ein angenehmes Aeußere, bald in Ruf und fand nacheinander zu Memel, Würzburg (1812—15), Mainz (1815—17) und seit 1817 zu Hamburg vortheilhafte Engagements. In Hamburg wurde er zunächst für das zu errichtende Apollotheater gewonnen. Aber schon nach Jahr und Tag ging er zum Stadttheater über. Zehn Jahre hindurch, 1827—37, führte er im Verein mit F. L. Schmidt die Direction dieses Theaters, das während der Zeit in besonderer Blüte stand. Nach dem J. 1837 trat er an verschiedenen Bühnen nur noch als Gast auf. Lebrun gehörte zu den tüchtigsten Darstellern aus der alten classischen Schule und leistete namentlich in feinen komischen Charakterrollen Ausgezeichnetes. Ebenso sind seine Bearbeitungen ausländischer Dramen wie seine eigenen Schauspiele, wenn auch ohne große dichterische Bedeutung, verdienstliche, vorzugsweise bühnengerechte Arbeiten. Von seinen eigenen Schauspielen hat er verschiedene Sammlungen («Kleine Schauspiele», Mainz 1816; «Neue kleine Schauspiele», 1818; «Neueste kleine Schauspiele», 1820; «Neue Bühnenspiele», 2 Bde., 1825—30; «Vor- und Nachspiele für die Bühne», 1833) erscheinen lassen. Lebrun starb am 25. Juli 1842 zu Hamburg. *(W. Cramer.)*

LEBRUN (Pierre-Antoine), zu Paris am 29. Nov. 1785 geboren, hatte durch frühreife poetische Versuche die Aufmerksamkeit des Ministers Franz von Neufchâteau auf sich gezogen und war von diesem erst auf das «französische Prytaneum» (früher Collège Louis le Grand), später nebst andern Zöglingen auf das vom Kaiser Napoleon neugegründete Prytaneum von Saint-Cyr gebracht worden. Bei einem Besuche Napoleon's in dieser Anstalt soll Lebrun auf die Frage, welchem Berufe er sich zu widmen gedächte, geantwortet haben: «Sire, Euren Ruhm zu singen!» Jedenfalls löste er sein Versprechen bald, als kaum Zwanzigjähriger, ein durch seine «Ode an die große Armee» (1805), die nach der Schlacht bei Austerlitz im «Moniteur» erschien und allgemein für ein Werk, und zwar für das «beste», wie einige meinten, des alten Lebrun-Pindare gehalten wurde. Auch der Kaiser, der die Ode in Schönbrunn zu lesen bekam, theilte diesen Irrthum und bestimmte dem Dichter ein Jahrgehalt von 6000 Frs. Nachdem das Mißverständniß berichtigt worden, wurde die Pension mit Rücksicht auf die Jugend des Dichters auf 1200 Frs. vermindert. Als der ältere Lebrun bald darauf starb (1807), widmete ihm der jüngere einen poetischen Nachruf im classischen Odenstile, in dem er die Aufnahme des französischen Pindar im Elysium schilderte. Seines Jahrgehalts erfreute Pierre-Antoine Lebrun sich bis zum Tode seines kaiserlichen Wohlthäters, dann entzog ihm das Ministerium Villèle dasselbe, weil er in einem «Poème lyrique sur la mort de Napoléon» (1822) den Fall und Tod des Kaisers betrauerte. An die Ode auf Austerlitz schließen sich einige Dichtungen ähnlichen Charakters und Inhalts an, wie «La Guerre de Prusse» (1806) und «La Colère d'Apollon». Im J. 1808 fragte der Kaiser zu Fontainebleau nach Lebrun und setzte hinzu: «On dit qu'il s'endort». Lebrun wurde dies berichtet und er dichtete nun über das Thema «Man sagt, daß er schlummert», seine Jugend und die Liebe als Entschuldigung seiner Unthätigkeit anführend und zugleich an eine unschuldige Lieutenantsliebe des Kaisers erinnernd (an Karoline B.); diese Dichtung, wie auch eine poetische Klage über den Tod des ältesten Sohnes der Königin Hortense durfte, um böswillige Auslegungen zu vermeiden, damals nicht gedruckt werden. Bald darauf erhielt Lebrun ein bequemes Amt in der Steuerverwaltung (als Receveur principal des droits réunis) zu Havre, ohne durch dessen Uebernahme gezwungen zu sein, den Aufenthalt in Paris dauernd aufzugeben. Der Sturz des Kaiserreichs und das Eindringen der Verbündeten in Frankreich wurden Veranlassung zu einer Ode an «Jeanne d'Arc» (1814), zu einer Nachdichtung des Psalms «Super Flumina» und einer Dichtung «An das Schiff England». In dieser Ode wurde unter dem Bilde eines Schiffs das Versinken Englands in baldige Aussicht gestellt. Im J. 1817 erhielt Lebrun den Preis der Akademie durch sein Gedicht «Sur le bonheur de l'étude» (gedruckt 1818). Alle diese Poesien gehören, mit Ausnahme des Liedes an Karoline B., der officiellen classischen Richtung an, sie schließen sich in Form und Inhalt den be-

rühmten Odendichtungen der beiden vergangenen Jahrhunderte an, verwenden mythologische Figuren, rednerische Verzierungen und Periphrasen zur Wahrung der Vornehmheit des Ausdrucks. Von einfachem natürlichen Vortrag und von unmittelbarer, nicht erst durch einen Anlauf gewonnener Empfindung ist dagegen das Gedicht «On dit qu'il s'endort» und eine andere, am Tage der Krönung Karl's X. (am 29. Mai 1825) geschriebene lyrische Betrachtung «La vallée de Champrosay», worin das horazische «Beatus ille» mit echtem Gefühl und liebenswürdiger Laune variirt wird. Inzwischen hatten die Ereignisse des J. 1815 für Lebrun den Verlust seiner Anstellung zur Folge und ihn voll seinen literarischen Beschäftigungen zurückgegeben. Er bleibt nicht ganz der im Bann akademischer Ueberlieferungen gefangene Schriftsteller, als «der jüngste der Dichter des Kaiserreichs» ist er nicht stehen geblieben, sondern ist durch seine «Marie Stuart» (1820) den Forderungen reicherer Lebensfülle und kräftigerer Färbung der bald darauf zur Herrschaft gelangenden Romantiker bescheiden entgegengekommen, so daß diese selbst Lebrun als einen der Ihrigen betrachten konnten. In «Pallas fils d'Evandre» hatte er in früheren Jahren (1806), wie Lemercier und Marie Joseph Chenier, an die französisch-griechische Bühnenüberlieferung wieder angeknüpft; auch «Ulysse» (Tragödie in fünf Acten, 1815), im J. 1814 aufgeführt, gehörte dieser Richtung an. In seiner «Marie Stuart» nun suchte der Dichter die Strenge des französischen Geschmacks und der Regeln «mit den für die moderne Tragödie unerläßlichen Formen und Farben» zu vereinen. Der Erfolg des Stücks, ein Parteisieg, wie die Gegner der Romantiker meinten, war ein außerordentlicher, aber ein Erfolg Schiller's, nicht ein «succès bien français», wie Sainte-Beuve («Portr. cont.», III, 171) gesagt hat. Die französische Trägödie verhält sich zur deutschen allerdings nur wie ein mittelmäßiger Stich zum farbenprächtigen Originalgemälde, jede rührende Situation, das ganze Pathos der Handlung, jede wirkungsvolle Einzelheit des poetischen Ausdrucks ist dem Eigenthum des Deutschen entlehnt; die Vereinfachung der innern Einrichtung des Stückes, die Streichung einzelner Episoden und Personen, die Eindämmung des vollen Stroms Schiller'scher Diction und Ueberleitung desselben in das seichtere Bett des classischen Redeflusses der französischen Tragödie, soviel darf der französische Dichter an seinem gefeiertsten Werke als sein Eigenthum beanspruchen. Lebrun's «Marie Stuart» ist im Grunde weiter nichts als eine in Rücksicht auf den damals die französische Bühne noch beherrschenden Geschmack ausgeführte Bearbeitung einer Uebersetzung des deutschen Originals. Bald nach der ersten Aufführung seiner Tragödie reiste Lebrun von Marseille aus nach Griechenland. Auf griechischem Boden entstanden verschiedene Dichtungen, wie «Le Parnasse», «La Vallée d'Olympie». Im J. 1821 nach Frankreich zurückgekehrt, veröffentlichte Lebrun seine letzte Ode auf Napoleon und setzte einige Jahre später (1. März 1825), nach vielen Schwierigkeiten mit der Censur, die Aufführung seines «Cid d'Andalousie» durch, ohne, trotz «kühner» Neuerungen, durchschlagenden Erfolg. Mehr Beifall fand die Dichtung «Voyage de Grèce» (1828), deren zeitgemäßer Gegenstand und zwischen dem alten und neuen Geschmack vermittelnder Stil ihm die Anerkennung selbst der jüngeren Generation verschaffte. Im J. 1828 wurde Lebrun Mitglied der Akademie, wozu man ihn schon nach dem großen Erfolge der «Marie Stuart» berechtigt glaubte; aber damals hatte der Einfluß Villèle's gegen seine Aufnahme gewirkt. Nach der Julirevolution wurde ihm die Leitung der königlichen Staatsdruckerei übertragen, die er bis zum J. 1848 behielt; seit 1838 war Lebrun auch Directeur des «Journal des Savants», seit 1839 Pair von Frankreich, in welcher Eigenschaft er Berichterstatter war über die «Zurückführung der Asche Napoleon's». Um dieselbe Zeit hatte er auch das Verdienst, seinen ganzen Einfluß für die Aufnahme Victor Hugo's in die Akademie einzusetzen (1841). Unter Napoleon III. war Lebrun Senator und rückte bis zu der Auszeichnung als Großoffizier der Ehrenlegion (1868) auf. Hochbetagt ist er am 27. Mai 1878 zu Paris gestorben.

Die literargeschichtliche Bedeutung Lebrun's besteht darin, daß er einer der Vermittler war von der classischen zu der romantischen Richtung; charakterstatter hierfür ist schon, daß er seine poetische Inspiration nicht allein von den Alten empfing, sondern auch aus Deutschland, aus Spanien und aus dem modernen Griechenland holte, denn eine gewisse Ausländerei ist stets eins der Kennzeichen eines echten Romantikers gewesen. Die Werke Lebrun's erschienen gesammelt in 5 Bänden (Paris 1844—63, neue Ausgabe 1864).

Literatur: «Biographie générale», Bd. 30; Magnin in der «Revue des Deux Mondes» (1843, Juni); Sainte-Beuve, «Portraits contemporains», Bd. 3. *(A. Birch-Hirschfeld.)*

LEBRUN (Ponce Denis Ecouchard), gewöhnlich Lebrun-Pindare genannt, ist als der Sohn eines Kammerdieners im Hôtel Conti zu Paris am 11. Aug. 1729 geboren. Da er seine Gymnasialbildung auf dem Collége Mazarin erhielt, schloß er Freundschaft mit einem Enkel Jean Racine's und wurde mit dem frommen Dichter Louis Racine bekannt, in dessen Hause er die Begeisterung für die Literatur des großen Jahrhunderts gleichsam als Familienüberlieferung kennen lernte. Aus der Beziehung zu diesem Hause entsprang eine seiner ersten Oden («A mon ami le jeune Racine»), und eine zweite, als der Freund bei dem großen Erdbeben des J. 1755 zu Cadix das Leben verloren hatte («Sur les causes physiques des tremblements de terre»). Diese Jugenddichtungen offenbaren schon die Richtung, welcher Lebrun als Dichter sein Leben hindurch treu geblieben ist. Verächter des Zeitgeschmacks, der an geistreicher Zierlichkeit und schwächlicher Empfindsamkeit sich ergötzte, fühlt er sich vom Erhabenen und Großartigen angezogen, von dem Schwung und der Begeisterung der «großen Poesie» des echten Genius, denn:

Flatté de plaire aux goûts volages
L'esprit est le dieu des instants,
Le genie est le dieu des âges
Lui seul embrasse tous les temps.
(Ode an Buffon.)

In dem Bewußtsein, diesen Genius, «den Gott aller Zeiten», zu besitzen[1]), weiht Lebrun den erhabenen Ideen der Freiheit und des Vaterlandes, der Natur und ihren Gewalten seine Muse und singt von Vulkanen, Erdbeben, Kometen «als Freund des unsterblichen Buffon Lucrez mit Newton vereinigend und auf den Schwingen Pindar's emporfliegend bis zum Tagesgestirn» («Exegi Monumentum»). Im J. 1760, als Geheimsecretär des Prinzen Conti, wurde Lebrun überall bekannt, wo man französische Verse las, durch seine Ode an Voltaire, worin er diesen beschwor, einer Mademoiselle Corneille sich anzunehmen, des «rejeton fidèle d'une tige immortelle». Der Erfolg der vorgetragenen Bitte und die Bekanntschaft Voltaire's gewährten dem jungen Dichter doppelten Ruhm, doch zugleich wurden die Feinde seines Gönners auch die seinigen und Fréron in der «Année littéraire» meinte bei der Besprechung von Lebrun's Ode: «Viele Oden sind mir schon durch die Hände gegangen, aber noch keine so schlechte wie die des Herrn Lebrun.» Der angegriffene Dichter erwiderte in drei Flugschriften («La Wasprie», «Ane littéraire», «La Renommée littéraire»), die Voltaire doch zu der Bemerkung veranlaßten, Lebrun hätte sich weniger gekränkt zeigen sollen, «denn die große Kunst eines derartigen Krieges bestehe darin, daß man niemals sein eigenes Gebiet zu vertheidigen scheine, sondern das des Feindes verwüste und ihn mit Munterkeit zu Boden werfe» («Voltaire an Lebrun», 1761). Ob Lebrun sich diese Mahnung zu Herzen nahm oder nicht, sicher hat er in späteren Jahren keine Streitschriften mehr verfaßt, häufig aber in Epigrammen wider Freund und Feind seinem Groll und Unmuth über Dinge und Personen Ausdruck gegeben. Man hat an 600 derartige Sinngedichte ihm zugeschrieben (vgl. die Sammlung von Fayolle: «Acanthologie ou recueil d'épigrammes», Paris 1817). Lebrun war weder als Mensch noch als Dichter liebenswürdig. Die Abhängigkeit seiner äußern Lage verletzte lange Zeit den ihm angeborenen Freiheitssinn seiner energischen Natur, verbitterte ihn und ließ ihn die Dienstbarkeit, der er sich nie ganz entziehen konnte, leidenschaftlich hassen. Als er aus dem Haushalte Conti's entlassen war, nahm sich der Graf von Vaudreuil seiner an und verschaffte ihm im Minister Calonne (1787) einen Gönner, später folgen Robespierre und Bonaparte als Beschützer des Dichters; doch blieb er, der er von Anfang an war, «mit Verachtung herabsehend auf die Gemeinheit des Zeitalters, den Blick auf die Zukunft gerichtet, unersättlich nach Ruhm, von seinem Genius überzeugt, eine niedrige Handlung durch eine schöne Ode wieder gutmachend, durch ein beißendes Epigramm für eine wider Willen gedichtete Ode sich entschädigend» (Sainte-Beuve). Lebrun's im J. 1759 mit Marie Anne de Surcourt eingegangene Ehe war keine glückliche, nach beinahe vierzehn Jahren suchte seine Gattin Schutz vor ihm bei der eigenen Mutter Lebrun's; eine vorläufige Trennung sprach das Chatelet aus, die später vom pariser Parlamentshof (1781) bestätigt wurde. In den Elegien, die hier und da auch Trübungen des Verhältnisses anzeigen, hatte der Dichter seine Gattin unter dem Namen Fanny gefeiert und in einer Elegie macht sich auch seine Entrüstung über den unglücklichen Ausgang des Processes Luft, denn da die eigene Mutter und Schwester wider ihn gezeugt, erinnert er sich aller Schandthaten, die im Alterthum von Verwandten gegen Verwandte begangen, und schließt mit der Klimax:

Mais d'aucun d'eux n'a vu, dans ses derniers abois,
Epouse, mère et sœur le frapper à la fois.
(Elegie VIII des 1. Buches.)

Lebrun befand sich zu dieser Zeit in recht unsicherer Lage. Der Jahrgehalt, den er vom Prinzen Conti nach Aufgabe seiner Stellung (1776) zu beanspruchen hatte, wurde unregelmäßig ausgezahlt und der Bankrott des Fürsten von Guemenée brachte ihn zugleich um sein in Leibrente angelegtes Vermögen von 18,000 Frs. Damals verschaffte ihm Calonne's Vermittelung vom König eine jährliche Unterstützung von 2000 Frs. und gab ihm Veranlassung, das Finanzgenie seines Gönners mit dem Sully's und Ludwig XVI. mit Heinrich IV. zu vergleichen. Nichtsdestoweniger scheute Lebrun sich später nicht, in seinen Versen Marie Antoinette zu verunglimpfen und zur Säuberung des Bodens der Freiheit von den Gebeinen der Despoten aufzufordern:

«Purgeons le sol des patriotes
Par les rois encore infecté;
La terre et la liberté
Rejette les os des despotes,
De ces monstres divinisés
Que tous les cercueils soient brisés!»

Während seines Alters fand Lebrun Unterkunft unter dem Dache des Palais-Royal; durch eine frühere Magd, die seine zweite Gattin geworden, oft in strenger Haft gehalten, beschäftigte er sich unermüdlich nachbessernd mit seinen Gedichten, obgleich mit den zunehmenden Jahren ihm fast gänzlich das Augenlicht hinschwand. Zu einer zusammenfassenden Ausgabe seiner Werke gelangte Lebrun nicht, aber sein Ansehen als Dichter stand bei den Zeitgenossen trotzdem fest. Auch war er bei der Neugestaltung des Institut de France eins der beiden Mitglieder, welche für die Section de Poésie in der Klasse der Literatur und schönen Künste vom Directorium berufen wurde. Die Malerin Lebrun-Vigée schildert in ihren Denkwürdigkeiten ein in ihrem Hause aus dem Stegreif veranstaltetes Mahl in «antikem Geschmack», bei dem Lebrun mit dem Lorbeer gekrönt und in einen

1) Comme un cèdre aux vastes ombrages
Mon nom, croissant avec les âges,
Règne sur la posterité.
Siècles! vous êtes ma conquête,
Et la palme qui ceint ma tête
Rayonne d'immortalité.
(Ode «Exegi monum.», 1787.)

Purpurmantel gehüllt als Pindar gefeiert wurde. Die eben angeführte Stelle aus einem Gedichte zeigt, wie Lebrun nach 1789 in die Strömung der Revolution gerieth, die Freundschaft zwischen ihm und André Chénier, dem begabtesten Dichter der Epoche, wurde gebrochen und Lebrun verfaßte republikanische Oden («Ode patriotique sur les événements de l'année 1792», «Odes républicaines au peuple français, l'an II, l'an III», 1795), verkündete das Lob Robespierre's, feierte den Cult der Vernunft («Ode là l'Etre suprème»), um einige Jahre später seine patriotische Muse in den Dienst Bonaparte's treten zu lassen («Les Routes de l'Olympe», «Ode nationale», 1803). Eine schon 1760 verfaßte Ode gegen England erhielt eine den Zeitverhältnissen angepaßte Umarbeitung und trug dem Dichter den Dank Napoleon's und eine Belohnung von 3000 Frs. ein, später ward ihm auch ein Jahrgehalt von 6000 Frs. (1800) zutheil, das Lebrun aber nicht lange genossen hat, da er am 2. Sept. 1807 in Paris gestorben ist. Außer seinen Oden (in sechs Büchern), Elegien (in vier Büchern), Episteln (in zwei Büchern) und Epigrammen hat Lebrun noch zwei größere unvollendete Gedichte hinterlassen: «La Nature», naturphilosophischen Inhalts (vier Gesänge) und «Les Veillées du Parnasse» (vier Gesänge). Die im Sinne des classischen Geschmacks sich aussprechende Kritik hat neben Malherbe und J. B. Rousseau Lebrun als einen der «drei großen Lyriker» Frankreichs anerkannt, indem sie in den Worten Jos. Chénier's an ihm rühmt «une étude approfondie de la langue poétique, une harmonie savante, et ce beau désordre essentiel au genre qu'il a spécialement cultivé». Die Ausstellungen derselben Kritik beziehen sich auf «Ueberfluß und Misbrauch von Figuren, übertriebene Kühnheit der Ausdrücke und seine zu sehr hervortretende Neigung, Wörter mit einander zu verbinden, die der Vereinigung widerstreben». Diese Beurtheilung, die Lob und Tadel nur auf eine Betrachtung des Stils und der Versformen gründet, ist durchaus sachgemäß, da die classische französische Ode wesentlich ein schulmäßiger Vortrag in Vers und Reim über ein gegebenes Thema ist und zwischen Malherbe, J. B. Rousseau und Lebrun Unterschiede eigentlich nur bezüglich des äußern poetischen Stiles vorhanden sind. Dieselben treten also hervor in Rücksicht auf die verschieden geartete Verwendung der traditionell zur Verfügung stehenden rednerischen Mittel. Die durch Wohlklang und glänzende Diction zu erzielende Wirkung wird mit größerer oder geringerer Vollkommenheit erreicht, je nachdem ein mehr oder weniger ausgebildeter ästhetischer Takt (sogenannter guter Geschmack) den Poeten die Uebertreibungen der Natürlichkeit (Trivialität) oder der Erhabenheit (Schwulst und Dunkelheit) vermeiden heißt und ihn zwingt, stets der wahren Noblesse und Sublimité treu zu bleiben. Lebrun hat weniger sichere Führte als seine beiden Vorgänger, er hält weniger Maß und in seinem Streben nach Großartigkeit und in seinem Abscheu vor Niedrigkeit und Gemeinheit übernimmt er sich in kraftvollen und ungewöhnlichen Beiworten, schwelgt in tönenden Umschreibungen und Figuren und nutzt die Gemeinplätze des mythologischen Vorraths in einer Weise aus, die selbst dem classischen guten Geschmack übertrieben erscheint. Lebrun ist nicht der correcteste, aber der energischste Dichter in der Ausbildung und Ausnutzung des einmal überlieferten Odenstils; er ist vorzugsweise Wort- und Verskünstler und, ungeachtet naturphilosophischer Anläufe, gedankenarm; voll großen Schaffenstriebes, ohne schöpferische Kraft. Wie bei seinen Vorgängern fehlt auch seiner Dichtung der Boden der Wirklichkeit, oder vielmehr, wenn er auf demselben steht, hat er nichts Eiligeres zu thun, als sich denselben unter den Füßen fortzuziehen (vgl. die Oden an den jungen Racine und an Buffon), um jeder Beziehung zu gewöhnlichen Erfahrungen und unmittelbaren Empfindungen zu entfliehen mittels der Verkleidung seiner Gedanken in ein fremdartiges Gewand mythologischer Bilder und Umschreibungen, naturgeschichtlicher Vergleiche und anderer rhetorischer Kunstmittel. Der Erfolg dieser Bemühungen ist in der Regel eine allerdings für das französische Gemüth reizvolle Berauschung durch Worte. Nirgends gelingt es Lebrun, durch poetische Verwirklichung den philosophischen Gedankeninhalt der Empfindung nahe zu bringen, sondern der Gedanke wird nur in der einseitig übertriebenen Weise rhetorischer Schulübung annehmbar gemacht, und dieser rednerische Prunk verhält sich zum Inhalt, wie etwa der Aufputz von Gips und Cement, der an der Façade eines unkünstlerischen Bauwerks angebracht ist. Die Oden Lebrun's sind von einheitlichem Ton, denn die einmal angeschlagene Höhe wird ausgehalten ohne Rücksicht auf den Gedanken, dem die Sprache nicht folgt, sondern den sie beherrscht, der Vornehmheit des Ausdrucks zu Liebe.[2]) Lebrun meint allerdings, in Selbsttäuschung befangen, er folge der Natur wie Pindar, der nicht sein Vorbild, sondern sein Führer sei; aber in Wahrheit dichtet er durchaus im Geiste Mal-

2) Eine alltägliche Sache kann mit dem rechten Namen nicht in der «großen Poesie» genannt werden, sie muß ihrer «bassesse» wegen, ehe sie Aufnahme finden darf, umschrieben werden; die Wachskerze: «cette pure clarté que l'on doit à l'abeille»; Kaminfeuer: «Vulcain d'un feu plus doux pétillait à nos yeux — —»; die Uhr schlägt zwölf: «cette heure fugitive frappant douze fois dans l'or qui la captive» (Elegie). Am beliebtesten sind mythologische Umschreibungen für derartige alltägliche Begriffe, wie z. B. für Norden, Windmühlen, Korn, Ziegen- und Kuhmilch, Käse, Porzellan, die in der Ode «Le triomphe de nos paysages» nacheinander wie folgt umschrieben werden:

«La colline qui vers le pôle
Borne nos fertiles marais;
Occupe les enfants d'Eole
A broyer les dons de Cérès.
Vanvres que chérit Galatée
Sait du lait d'Io, d'Amalthée
Epaissir les flots écumeux;
Et Sèvres, d'une pure argile
Composer l'albâtre fragile
Où Moka nous verse ses feux.»

Ein schlagendes Beispiel, bis zu welcher Lächerlichkeit die Pflege des vornehmen Ausdrucks führte. Dennoch wurde diese Strophe von Andrieux und Ginguené, den ersten Kritikern der Zeit (1790), sehr bewundert.

herbe's und Rousseau's und sucht wie diese durch Flucht aus Gegenwart und Wirklichkeit mit einer auf dem Umwege durchs Alterthum aufgelesenen Hülle Zugang zum Poetischen zu erlangen. Wenn er an Naturereignisse anknüpft, wird er dadurch nicht natürlicher, denn Lebrun begibt sich sogleich in das Allgemeine und in die Abstraction; aus der berühmten Ode an Buffon ist nicht zu entnehmen, daß dieser ein hervorragender Naturforscher ist, und selbst große geschichtliche Ereignisse können Lebrun's Oden nicht mit wirklichem Inhalt erfüllen. Am leichtesten gelingt ihm das Epigramm, selbst innerhalb der Oden im knappen zugespitzten Ausdruck widerstreitender oder entgegengesetzter Gedanken.

Die Elegien sind ohne tiefe und warme Empfindung nach den Mustern von Properz und Callimachus gedichtet, aber trotz der classischen Vorbilder nicht frei von der Fadheit der galanten Poesie des 18. Jahrh. — Seine Werke gab Guingené heraus (4 Bde., Paris 1811); «Oeuvres choisies» (2 Bde., Paris 1821, 1828).

Literatur: Sainte-Beuve, «Causeries du Lundi», tom. V; «Portraits littéraires», vol. I; «Biographe universelle», Bd. 23; B. Jullien, «Histoire de la Poésie française à l'époque impériale» (1. Bd., Paris 1844). *(A. Birch-Hirschfeld.)*

LEBUS, Stadt in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt, Kreis Lebus, 11 Kilom. nördlich von Frankfurt a. O., links an der Oder und an der Strecke Frankfurt-Küstrin der Preußischen Staatsbahn, hat evang. Pfarrkirche, Post- und Telegraphenamt und (1885) 2715 meist protestantische Einwohner, welche Ackerbau und Fischerei treiben, auch befinden sich im Orte eine Zucker- und Stärkefabrik, Mühlen und Kalkbrennereien.

Der Ort war schon im 10. Jahrh. vorhanden und Hauptstadt eines von den Slawen gegründeten Bisthums, 1325—73 auch Residenz der Bischöfe (früher in Göritz, welche aber später nach Fürstenwalde und dann nach Frankfurt a. O. verlegt wurde). Die Bischöfe waren als Reichsstand anerkannt, freilich unter dem Widerspruch der Markgrafen von Brandenburg, und noch 1548 in der Matrikel des Reichstages zu Augsburg aufgeführt; 1598 wurde das Bisthum säcularisirt. Das Land Lebus, welches den größten Theil des jetzigen Kreises umfaßte, gehörte den schlesischen Herzögen, wurde 1250 durch den Herzog von Liegnitz an die Markgrafen Johann I. und Otto III. von Brandenburg verkauft und bildete seitdem einen Theil der Neumark.

Der Kreis Lebus, mit dem Amtssitz Seelow, umfaßt 1572,87 □Kilom. mit (1885) 93,032 Einwohner in 6 Städten und 192 Landgemeinden. Die Oder bildet im Osten, die Spree im Süden die Grenze, beide durch den Friedrich-Wilhelms-Kanal verbunden; die Buckow'schen Berge im Nordwesten bilden die höchste Erhebung, das Oderbruch im Osten die niedrigste Bodenschwelle des fruchtbaren Kreises mit zahlreichen Seen, unter welchen der Scharmützelsee bei Buckow der bedeutendste ist. *(E. Kaufmann.)*

LECANIUM *Illiger*, eine Gattung der Scharlach- oder Schildläuse, durch die Verschiedenheit der beiden Geschlechter und die Lebensgeschichte merkwürdig. Während die Männchen sich aus der von einer wachsartigen Ausscheidung geschützten Larve zu zweiflügeligen Thieren mit deutlichen Füßen und verkümmertem Rüssel entwickeln, bleiben die Weibchen flügellos, saugen sich mit ihrem dreigliedrigen Rüssel an Pflanzen fest, schwellen zu ungegliederten unförmlichen schildartigen Körpern an und legen unter denselben die Eier (bis über 2000) ab, welche, ohne befruchtet zu werden, parthenogenetisch sich entwickeln. Von den Arten lebt eine, L. quercus, auf der Eiche, eine andere, L. vitis, an alten Weinreben. Die bekannteste Art ist die Kermesschildlaus, L. (oder Kermes [nicht Chermes]) ilicis, welche im Süden Europas auf der Kermeseiche lebend schon von den Alten gekannt wurde und mit ihren eingetrockneten Körpern (♀) die Kermeskörner (Alkermes) oder Kermesbeeren darstellt. Dieselben geben mit Essig behandelt die bekannte karmesinrothe Farbe. *(J. Victor Carus.)*

LECANORA (Schüsselflechte), eine von Acharius aufgestellte Flechtengattung, welche nach neuerer Eintheilung der Flechten zu den nacktfrüchtigen Krustenflechten (Cryoblasti Gymnocarpi) gehört und von verschiedenen Lichenologen in verschiedenem Sinne aufgefaßt wird. Die Mitglieder dieser Gattung sind durch den gleichförmig krustenartigen, fast knorpeligen, ausgebreiteten Thallus und die schüsselförmigen, dicken, sitzenden, der Gonidienschicht aufliegenden Apothecien mit ziemlich flacher Scheibe charakterisirt. Nach der Größe und Farbe der Sporen unterscheidet man jetzt gewöhnlich zwei Gattungen, deren Arten früher sämmtlich zu Lecanora gerechnet wurden, nämlich Lecanora im engern Sinne mit kleinen, eiförmigen, farblosen Sporen und Ochrolechia von Massalongo mit sehr großen, gelblich oder grünlich gefärbten, durch dickes, farbloses Epiſporium breit gefäumten Sporen. Zur ersten Gattung gehören einige 20 über die ganze Erde verbreitete Arten, wie L. varia, badia, atra, subfusca, Hageni, außerdem wird aber auch die sogenannte Mannaflechte, L. esculenta *Eversmann* (Lichen esculentus *Pallas*, Sphaerothallia esculenta *Nees*, Chlorangium esculentum *Link*, Chl. Jussuffii *Müller*), welche von Pallas in den Kirgisensteppen entdeckt wurde, aber auch in den Steppengebieten Centralasiens, Kleinasiens, der Krim, in der Wüste von Damaskus, in der Sahara vorkommt, ungeachtet des etwas abweichenden Habitus hierher gerechnet. Der Thallus ist knollenartig, auf der Oberfläche uneben, warzig bis korallenartig ausgewachsen, weißlich, grau oder grünlich grau, mit zahlreichen Rissen; Apothecien krugförmig vertieft, dem Thallus eingesenkt. Ursprünglich auf der Erde festgewachsen, wird sie durch Stürme und Regen leicht losgerissen und vom Winde oft in großer Menge weit fortgeführt, wo dann die massenhafte Ansammlung an manchen Stellen Veranlassung zur Sage vom Mannaregen Veranlassung gegeben hat. Obwol sie eßbar ist und von den Kirgisen als «Erdbrot» gesammelt und zu Brot verbacken wird, kann sie doch nicht als Manna der

Bibel gedeutet werden, wie dies häufig geschehen, da ihre Eigenschaften mit den Angaben der Bibel im grellsten Widerspruch stehen.

Zur zweiten Gattung, Ochrolechia, sind die schwedische Lackmusflechte und die Parellesflechte zu rechnen, welche man früher mit Lecanora vereinigte. Die erstere, O. tartarea *Körber* (Lecanora tartarea *Acharius*), auch Weinsteinflechte genannt, mit körnig-warzigem, weinsteinartig-krustigem, auf der Oberfläche oft rissigem, weißem oder grauweißem Thallus und zerstreuten Apothecien mit flacher, brauner Scheibe und dickem, zuletzt aufwärts gebogenem Rande, findet sich an Steinen und Felsen, aber auch auf der Erde im nördlichen Europa und wird von Schweden aus in ganzen Schiffsladungen nach Holland und England zur Bereitung des Lackmus und des Persio oder Cudbear gesandt. Die Parelleflechte, O. pallescens *Körber* (O. parella *Mussalongo*, Lecanora parella *Acharius*), mit schorfig-warzigem, rissigem, gefeldertem, weißlichem oder grünlich-grauem Thallus und gedrängten Apothecien mit blaß fleischfarbener, weißlich bereifter Scheibe und dickem wulstigem Rande, wächst an Baumstämmen, aber auch auf der Erde und an Steinen in ganz Europa, besonders in Gebirgsgegenden häufig, und wird in Frankreich zur Bereitung eines rothen Farbstoffes, der Erdorseille, Parelle oder Orseille von Auvergne gebraucht.

(A. Garcke.)

LECAT oder **le Cat** (Claude Nicolas), Anatom und Physiolog, wurde am 6. Sept. 1700 zu Bérancourt in der Picardie geboren. Schon in frühester Jugend von großem Wissenstrieb beseelt, der sich auf die verschiedenartigsten Gegenstände erstreckte, entschloß er sich, Geistlicher zu werden und trug zehn Jahre lang das Priestergewand. Diesen Beruf verließ er aber und wurde aus Vorliebe für Mathematik Militär-Ingenieur, blieb aber auch dabei nicht, sondern wurde Chirurg. Sein Vater, der selbst Chirurg war, hatte ihn in den ersten Elementen dieser Kunst unterrichtet. Er begab sich dann nach Paris und erhielt im Concurs im J. 1731 die Stelle eines Oberwundarztes am Hôtel-Dieu in Rouen. Er bewarb sich jetzt um die Preise verschiedener gelehrter Gesellschaften. Von 1732—38 erhielt er sämmtliche Preise der chirurgischen Akademie. Die Akademie hat ihn zuletzt, nicht mehr concurriren zu wollen. Dieser Triumph konnte ihn dennoch nicht abhalten, 1755 noch einmal unter einem fremden Namen als Bewerber aufzutreten und abermals den Preis davon zu tragen. Die Leopoldinische Akademie nahm ihn unter dem Namen Pleistonicus (d. h. einer, der viele Siege davon getragen hat) unter ihre Mitglieder auf. Im J. 1733 ließ Lecat sich zu Rouen nieder, lehrte mit großem Erfolg Anatomie und Chirurgie, erbaute größtentheils auf seine eigenen Kosten ein Amphitheater, in dem er mit vielem Beifall Vorlesungen hielt, und stiftete die Akademie der Wissenschaften. Von den meisten gelehrten Gesellschaften Europas wurde er zum Mitgliede erwählt, ebenso von der Akademie der Chirurgie in Paris. Im J. 1764 wurde er geadelt und ihm eine jährliche Pension von 2000 Frs. ausgesetzt. Das Glück, welches in ungewöhnlichem Maße ihn begünstigt hatte, verließ ihn in den letzten Jahren seines Lebens. Ein Brand zerstörte einen Theil seiner Bibliothek und das Manuscript eines Werks, an dem er viele Jahre gearbeitet hatte. Seine Gesundheit hatte durch seine übermäßigen literarischen Arbeiten gelitten, er fing an zu kränkeln und starb am 20. Aug. 1768. Wenn seine Leistungen für die damaligen Zeiten recht gut waren, so waren sie doch in keiner Weise bahnbrechend. Am meisten leistete er in der Chirurgie und zwar als Steinschneider. In seinen chirurgischen Schriften finden sich hie und da einzelne Perlen. Schlagend und treffend hat ihn Albrecht von Haller in seiner «Bibliotheca anatomica» (II, 363) gezeichnet. Er nennt ihn dort «einen geistreichen Mann von großem Selbstvertrauen, zu neuen Hypothesen hinneigend, in der Anatomie durch Entdeckungen das eine Mal berühmt, das andere Mal ungenau, übrigens einen scharfen Gegner», und in seiner «Bibliotheca chirurgica» (II, 175) urtheilt er so: «Vorzugsweise Steinschneider und Operateur, ein schneidiger Mann, voll Selbstvertrauen und von seinen eigenen Verdiensten sehr eingenommen, Hypothesen ergeben und an seine eigenen glaubend.» Daselbst findet sich auch ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften.

(Heinrich Rohlfs.)

LECCE, Hauptstadt der italienischen Provinz und des Districts Lecce, liegt am Ostfuß einer niedrigen Hügelreihe, 9 Kilom. vom Adriatischen Meer entfernt, an der Strecke Brindisi-Otranto der Adriatischen Eisenbahn, ist Sitz des Präfecten, eines Gerichtstribunals erster Instanz mit Handelskammer, eines Bischofs, eines Consuls von Peru, hat bischöfliches Seminar, Gymnasium, Lyceum, technische Schule, Post- und Telegraphenamt und zählt (1881) 21,742 (als Gemeinde 25,934) Einwohner. Die Kathedrale des heiligen Orontius, des Stadtheiligen, dessen Bildsäule auf dem großen Platze steht; der hohe, zugleich als Leuchtthurm dienende Glockenthurm; die Kirche San Nicola e Cataldo, eines der vorzüglichsten Bauwerke Süditaliens; die ehemalige Cölestinerkirche, in welcher sich jetzt die Präfectur befindet; das alte Dominicanerkloster, welches zur königlichen Tabacksfabrik umgewandelt ist; ferner das Hospital, das Waisenhaus, Theater, die Bibliothek und ein für Karl V. errichteter Triumphbogen sind die vorzüglichsten Bauwerke der Stadt, deren alte Befestigungswerke bis auf wenige Thore verschwunden sind. Die reiche fruchtbare Umgegend liefert für den bedeutenden Handel, welcher über die Häfen von Otranto, San Cataldo und Brindisi vermittelt wird, Getreide, Seide, Baumwolle, Flachs, Wein, Olivenöl, Taback, Obst, Gemüse, Wolle, Wachs und Honig; die reich entwickelte Industrie liefert Spitzen, Leinwand, Woll-, Baumwoll- und Seidenwaaren, der Schnupftaback der königlichen Fabrik ist durch ganz Italien berühmt.

Der Ursprung der Stadt wird auf den Kreter Idomeneus zurückgeführt, den Erbauer von Lupia, und zahlreiche Funde von etruskischen Vasen zeugen für das hohe Alter des nachmals Lycea genannten Ortes,

Später waren die Normannen Herren der Stadt, denen die Orsini folgten (bis 1483); durch Ferdinand von Aragonien wurde sie zur Hauptstadt erhoben. Der berühmte Historiker Scipio Ammirato und der Anatom Baglivi sind hier geboren.

Die zum Compartimento Puglia gehörige Provinz Lecce umfaßt die Halbinsel Apulien mit 7891 □Kilom. und 553,586 Einwohnern (1881) und zerfällt in die 4 Districte Brindisi, Lecce, Gallipoli und Taranto. Sie ist nur von niedrigen Hügelreihen durchzogen, meist flach und von wenigen kurzen Flüßchen bewässert, das Klima heiß, aber gesund, bis auf wenige Küstenstriche, deren Strandseen im Sommer zu Sümpfen austrocknen. Der durchweg fruchtbare Boden liefert die oben genannten Producte und begünstigt die Industrie, besonders Webereien in Seide, Wolle, Baumwolle und Flachs; auch werden Seifen, Parfümerien, künstliche Blumen, Strohhüte, Byssuswaaren u. s. w. gefertigt. Der Handel wird gefördert durch die Adriatische Eisenbahn und die zahlreichen Häfen, besonders Brindisi und Otranto am Adriatischen Meer, Taranto und Gallipoli am Golf von Tarent. *(E. Kaufmann.)*

LECCO, Stadt in der italienischen Provinz Como, am östlichen, See von Lecco genannten Arm des Comersees, beim Abfluß der von hier an schiffbaren Adda, über welche eine große steinerne Brücke führt, ist Station der Linie Bergamo-Lecco der Oberitalienischen Eisenbahn und zählt (1881) 8285 Einwohner. Die Stadt hat eine technische Schule, ein hübsches Theater, große Eisenwerke, bedeutende Seidenindustrie, Baumwollspinnerei und Oelfabrikation. Auf dem Hauptplatze daselbst wurde am 16. Nov. 1884 ein Denkmal Garibaldi's errichtet.
(W. Cramer.)

LECH, Nebenfluß der Donau, entspringt im Vorarlbergischen aus einem kleinen See, östlich von der Rothwand auf der Alpe Formanin, zwischen dem Kloster- und Walserthale. Nach einem nordwestlichen Laufe von wenigen Stunden tritt er in Tirol ein; von hier aus nimmt er mehr und mehr die nördliche Richtung an, die er von seinem Einströmen in Baiern oberhalb Füssen bis zu seiner Mündung in die Donau, nördlich von Niederschönenfeld und gegenüber Lechsgemünd und Marxheim wesentlich beibehält.

Nicht nur in seinem alpinen Laufe, sondern auch in der bairischen Ebene und bis zu seiner Mündung bewahrt der Lech ganz den Charakter eines Alpenstroms. Trotz zahlreicher Dammbauten, die besonders oberhalb der Stadt Reutte in Tirol sehr kunstvoll sind, benagt und zerreißt sein Gefälle fortwährend die Ufer und setzt im Flachlande große, stets wechselnde Geröllbänke an. Dadurch erklärt sich auch der erstaunliche Unterschied in der Breite seines Bettes, welches im Durchschnitt auf 75 Schritt gerechnet wird. Abgesehen von seinem obern Laufe, ist das Bett des Lech am Magnustritt bei Füssen und bei Lechbruck ungewöhnlich eingeengt; unweit Rain an der Brücke beträgt es 100 Schritt; bei Augsburg ohne Inseln 128, mit diesen 256 Schritt, und an der Wertachmündung sogar 1000 Schritt. Das ganze Gebiet des Lechflusses mißt 120 geographische □Meilen.

Wie die Breite, so ändert sich auch der Wasserstand äußerst oft und rasch. Bald bietet der Lech das Bild eines großen Baches, bald eines reißenden Stromes dar; er ist schwer zu überbrücken und nur der Floßfahrt dienlich. Diese unbändige Natur, die Wandelbarkeit seines Bettes, die vielen, oft schwer zu überschreitenden Inseln und Geröllbänke, sowie der häufig steilabfallende Uferrain haben den Lech von jeher zu einer natürlichen Grenzlinie gestempelt, und er bildet daher auch auf weite Strecken hin die Grenze zwischen dem Regierungsbezirk Oberbaiern und dem bairischen Schwaben.

Das oberbairische (rechte) Lechufer ist äußerst arm an Nebenflüssen, wie der Fluß überhaupt, mit Ausnahme der Wertach auf dem linken Ufer, nur wenige namhafte Seitengewässer besitzt. Die bedeutendsten Zuflüsse sind links: 1) die aus dem Vilsalpersee kommende, östlich von Vils einmündende Vils, mit Quelle und Mündung in Tirol. Nur ein Theil ihres spiralförmigen Laufes gehört Baiern an; 2) die hinter dem Dorfe Unterjoch aus vielen Bächen entstehende Wertach, welche unterhalb Augsburg mündet. — Rechte Nebenflüsse sind: 1) der Halblech, im Schongau aus verschiedenen kleinen Gewässern entstehend; er mündet oberhalb Prem, nordwestlich von Trauchgau; 2) die Illach, im Schongau am Fuße des Trauchberges entspringend, mündet bei Illach, nördlich von Urspring. — Von großer Eigenthümlichkeit sind die kleinen Parallelbäche des untern Lechlaufs. Die Paar und die Schmutter z. B. laufen in geringer Entfernung dem Lech eine geraume Strecke zur Seite, um sich dann wieder abzuwenden und selbständig zur Donau zu strömen, ein verkleinertes Bild des ganzen Parallelsystems der bairischen Süddonaugewässer. Selbst die Amper fließt dem Lech bei Rottenbuch in directer Linie bis auf eine Meile entgegen, um sich dann wieder östlich gegen die Donau zu wenden.

Von dem Hochgebirgslaufe des Lech gehört nur die nördlichste Ausgangspforte zu Baiern. Hier, bei Füssen, bricht er sich durch die engschluchtige Felsenschwelle des Magnustrittes den Weg in seinen obersten breiten Thalkessel, um durch den Gürtel der Vorberge und Hügel seine Bahn zu suchen, dann von Landsberg an die öde Hochfläche des Lechfeldes am Ostrande abzugrenzen und endlich in einem immer flacheren und breiteren Becken zur Donau zu strömen.

Mehrere kleine Seen senden ihre Abwasser zum Lech und zwar links: der Weißensee zwischen Pfronten und Füssen, und der Hopfensee, nördlich vom Weißensee. Beim Austritt aus dem Hochgebirge liegen ihm auf bairischem Gebiet rechts drei Seen zur Seite: der südwestlich vom Dorfe Schwangau liegende Schwansee, der Alpsee und der Bannwald- (Mühlberger-) See. Die beiden erstern kleinen Seen liegen zu beiden Seiten des Felsenrückens, dessen nordöstliche Spitze die Burg Hohenschwangau trägt.

Das zwischen dem Lech und der Wertach gelegene Lechfeld hat wegen der dort stattgefundenen Kämpfe

und Schlachten weltgeschichtliche Bedeutung. Abgesehen von der Vernichtung der Vicarier im Kampfe um Bindelicien und der Besiegung der Alemannen unter Aurelian und Constantius Chlorus, sowie von der Aufstellung des Frankenheeres unter Pipin und Karlmann gegen den Herzog Odilo von Baiern und dem Vorrücken Karl's des Großen gegen den unglücklichen Herzog Thassilo II. von Baiern 787, hat namentlich der große Sieg Otto's des Großen über die Ungarn am 14. Aug. 955 das Lechfeld berühmt gemacht. *(F. Moesch.)*

Lechen, Gesammtname der poln.-slawischen Stämme, s. Polen.

LECHENICH, Flecken im preußischen Regierungsbezirk Köln, Kreis und Amtsgericht Euskirchen, mit Post- und Telegraphenamt, höherer Schule und (1880) 1851 Einwohnern. Hauptverdienstzweig ist Landwirthschaft, die Industrie beschränkt sich auf einige Gerbereien und Mühlen. — Lechenich erhielt im J. 1330 vom Erzbischof Heinrich von Virneburg Stadtrechte und wurde mit einem festen Schloß versehen, das im J. 1642, nachdem die Stadt durch Beschießung in einen Schutthaufen verwandelt worden, durch ein Corps hessischer und weimarischer Truppen 6 Wochen lang, vom 17. April bis 27. Mai, vergeblich belagert wurde, im J. 1672 aber den Kaiserlichen und Holländern in die Hände fiel. Zwischen Lechenich und Zülpich erfocht Graf Wilhelm V. von Jülich 1267 einen denkwürdigen Sieg über den Erzbischof von Köln, Engelbert von Falkenburg, der dabei in Gefangenschaft fiel. *(A. Schroot.)*

LECHEVALIER (Jean Baptiste), französischer Alterthumsforscher, wurde am 1. Juli 1752 zu Trelly im Departement Manche geboren. Seine Studien machte er zu Paris und nach deren Beendigung lehrte er an verschiedenen Colleges daselbst. Infolge der Richtung seiner wissenschaftlichen Bestrebungen war er mit dem auch als Archäolog bekannten französischen Diplomaten Choiseul-Gouffier in Verkehr gekommen. Als nun letzterer im J. 1784 zum französischen Gesandten in Konstantinopel ernannt worden war, schloß sich Lechevalier unter Aufgeben seines Lehramts angeblich als dessen Secretär an, hauptsächlich aber aus dem Grunde, um archäologische und geographische Untersuchungen betreiben zu können. Er bereiste dann weiter Italien und hierauf die Nordwestküste von Kleinasien, wo er seine Aufmerksamkeit vorzugsweise der Erforschung der Ebene von Troja zuwendete, in der er die Gräber des Ajax, Achilles und Protesilaus gefunden zu haben vorgab. In den folgenden Jahren bereiste er die Propontis und den Pontus Euxinus. Nach Ausbruch der Revolution nach Frankreich zurückgekehrt, ward ihm der Aufenthalt daselbst verleidet. Er wandte sich 1790 nach England, bereiste in den folgenden Jahren Deutschland, Holland, Dänemark, Schweden und Rußland, von wo aus er sich 1795 nach England zurückbegab. Drei Jahre später besuchte er noch Spanien und Portugal und kehrte dann über Sicilien nach Frankreich zurück, bereichert mit vielen literarischen Schätzen, die er auf seinen Reisen gefunden. Im J. 1806 fand er eine ihm entsprechende Anstellung bei der Bibliothek Ste.-Geneviève zu Paris, als deren erster Conservator er am 2. Juni 1836 starb. Außer in Journalen zerstreuten Abhandlungen veröffentlichte er: «Voyage de la Troade, ou table de la plaine de Troie dans son état actuel» (3. Aufl., 3 Bde., Paris 1802, mit Atlas), welche nicht nur eine Geschichte des Schauplatzes der «Iliade» enthält, sondern sich auch über alle in der «Odyssee» genannten Ortschaften verbreitet; ferner: «Voyage de la Propontide et du Pont-Euxin» (2 Bde., Paris 1800), und «Ulysse-Homer, or a discovery of the true author of the Iliad and Odyssea» (London 1829; französisch, Paris 1829, mit 5 Karten und 15 Kupfern), welche letztere Schrift er unter dem Namen Konstantin Koliades herausgab und worin er dem Homer die Autorschaft der ihm zugeschriebenen Gedichte abspricht und vielmehr den Odysseus als den Verfasser der Homerischen Gedichte hinstellt. *(W. Cramer.)*

LECLERC D'OSTIN (Charles Victor Emanuel), französischer General. Am 17. März 1772 zu Pontoise als Sohn eines reichen Mehlhändlers geboren, wurde Leclerc Kaufmann, ergriff aber die Ideen der Revolution mit solchem Feuer, daß er sich 1791 als Freiwilliger im 2. Bataillon von Seine-et-Oise anwerben ließ und Lieutenant einer Compagnie wurde. Bald trat er in ein Cavalerieregiment. Vor Toulon versah er Adjutantendienste, wurde Kapitän und trotz seiner Jugend Stabschef des linken Flügels der Belagerungsarmee; an der Spitze einer Colonne erstürmte er 1793 das wichtige Fort Farni von Toulon und wurde hierfür Generaladjutant. Bonaparte, der auf ihn aufmerksam geworden war, ließ durch ihn die Kunde der Einnahme Toulons nach Paris bringen. Leclerc diente nun in der Ardennen-Armee, kämpfte bei Fleurus, wurde Bataillonschef und 1794 zur Alpenarmee versetzt. Als Commandant der Avantgarde nahm er den Mont-Cenis und hielt ihn während des Winters auf 1795, seinen Soldaten strenge Disciplin einflößend. Im Herbst 1795 wurde er Chef des Generalstabes der Division in Marseille, wo er sich leidenschaftlich in Pauline Bonaparte verliebte, ging 1796 als Adjutant und Unterstabschef mit ihrem Bruder nach Italien, that sich in den Schlachten am Mincio, bei Salo, Borghetto, San-Giorgio, Roveredo, Rivoli u. s. w. hervor, wurde am 15. Sept. bei Mantua verwundet und besorgte während des Feldzugs unter Berthier's Leitung die politische Correspondenz. Er brachte der Rheinarmee Kunde vom Waffenstillstande in Leoben, reiste zum Directorium nach Paris und kehrte am 21. März 1797 als Brigadegeneral zur italienischen Armee zurück. Im J. 1797 heirathete er in Montebello die schöne Pauline. Nach Abschluß des Friedens zu Campo Formio wurde Leclerc Stabschef Berthier's in der italienischen Armee, machte die römische Expedition unter ihm und Brune mit, ging dann als Stabschef des Generals Kilmaine zur Westarmee, um zur Pacification des Westens beizutragen, und 1798 als Obercommandant nach Lyon. Als sein großer Schwager aus Aegypten kam, rief er Leclerc zu sich, weihte ihn in seine ehrsüchtigen Pläne

ein und Leclerc schloß sich ihm eng an. Er unterstützte ihn mit voller Kraft in den Brumairetagen von 1799, zog mit Grenadieren gegen die Räthe in Saint-Cloud und zersprengte sie. Bonaparte machte ihn am 3. Dec. zum Divisionsgeneral und sandte ihn als Commandanten der 2. Centrumsdivision zu Moreau's Rheinheer, in dem er sich 1800 bei Landshut und Hohenlinden rühmlichst bewährte. Wiederholt mit dem Befehle von größeren Massen betraut, operirte Leclerc 1801 sehr glücklich mit einem Heere in Portugal, wo Frankreich nun die Oberhand erhielt. Dann aber rief ihn sein Schwager, der Erste Consul, ab, um durch ihn San-Domingo wieder unterwerfen zu lassen, welches sich unter Toussaint-Louverture frei gemacht hatte. Zum Generalkapitän ernannt, schiffte sich Leclerc mit seinem Heere im December 1801 in Brest ein; ihm folgten Pauline und sein Knäbchen Napoleon (geboren 1798). Die Flotte langte am 1. Febr. 1802 vor San-Domingo an, doch währte es lange, bis die Ausschiffung erfolgen konnte. In wenigen Monaten unterwarf Leclerc die Insel und sandte Toussaint nach Frankreich. Bald aber begann das Gelbe Fieber seine mörderische Thätigkeit, die Schwarzen machten einen allgemeinen Aufstand und den 7—8000 Franzosen blieben nur kleine Theile der Insel. Pauline weigerte sich, Leclerc zu verlassen und nach Frankreich heimzukehren, wie er wünschte. Da ergriff ihn das Gelbe Fieber, er zog sich mit Pauline nach der Insel de las Tortugas zurück und starb in ihrer treuen Pflege am 2. Nov. 1802, nachdem er das Commando dem General Rochambeau übergeben hatte. Pauline bestattete ihn 1803 auf seinem Gute Montgobert bei Soissons; der Erste Consul, der ihn sehr hoch geschätzt hatte, ließ eine zehntägige Trauer für ihn anlegen und ihm 1806 eine Marmorstatue errichten. Sein Sohn starb schon 1804 in Paris, Pauline aber hatte schon am 28. Aug. 1803 den Fürsten Camillo Borghese geheirathet. — Vgl. Kleinschmidt, «Die Aeltern und Geschwister Napoleon's I.» (2. Aufl., Berlin 1886). *(Arthur Kleinschmidt.)*

Lecluse (Charles de), Arzt und Botaniker, s. Clusius (Karl).

LECONTE (John Eatton), geboren am 22. Febr. 1784 in Shrewsbury, N. J., gestorben am 21. Nov. 1860 in Philadelphia, trat 1818 in das Ingenieurcorps, in welchem er den Titel und Rang eines Majors erhielt. Schon früh naturgeschichtlichen, namentlich botanischen Beschäftigungen zugethan, widmete er sich beschreibend zoologischen, besonders auch faunistischen Arbeiten; die Wissenschaft verdankt ihm mehrere derartige Arbeiten über einzelne Insektenabtheilungen, über Batrachier und Fledermäuse Nordamerikas. Er gehörte mit Männern, wie Audubon, Barton, Harlan, Holbrook, Lea, Mitchill u. A. zu der älteren Generation von Naturforschern, welche als Gründer der Naturgeschichte Nordamerikas zu betrachten sind. *(J. Victor Carus.)*

LECONTE (John Lawrence), ausgezeichneter amerikanischer Entomolog, Sohn des Vorigen, am 13. Mai 1825 in Neuyork geboren. Zuerst in St. Mary's College in Maryland erzogen, trat er 1842 in das College of Physicians and Surgeons in Neuyork ein und wurde 1846 dort zum Doctor der Medicin promovirt. Im Jahre 1852 zog er mit seinem Vater nach Philadelphia, heirathete nach dessen Tode 1861 die Tochter des Richters Rob. C. Grieg und starb am 15. Nov. 1883 nach kurzer Krankheit in Philadelphia. Den amerikanischen Continent hat er von 1849 an vielfach zu naturwissenschaftlichen Zwecken bereist; er begleitete unter anderm im Sommer 1867 den General W. W. Wright auf einer der bekannten Eisenbahn-Tracirungsexpeditionen als Geolog. Während des Secessionskrieges diente er als Inspector des Medicinalwesens in der Armee der Vereinigten Staaten. Seit 1853 Mitglied der American Philosophical Society, war er zuletzt deren Vicepräsident; er war einer der Gründer der amerikanischen entomologischen Gesellschaft und ein ebenso thätiges Mitglied der Academy of Natural Sciences in Philadelphia. Im J. 1874 war er Präsident der amerikanischen Naturforscherversammlung. Seit 1878 war er im Vorstande der Staatsmünze in Philadelphia beschäftigt. Er war vorzugsweise Entomolog und hat als Coleopterolog Vorzügliches geleistet; doch sind auch seine geologischen und paläontologischen Arbeiten von Werth. Literarhistorisch hat er sich durch Sammlung der Arbeiten Thomas Say's und Bestimmung der von diesem beschriebenen, nach Zerstörung der Say'schen Sammlung aber sonst unbestimmbar bleibenden Formen verdient gemacht. Er war unter andern Ehrenmitglied der entomologischen Gesellschaften von London, Paris, Berlin, Brüssel und Stettin. Die Zahl seiner Arbeiten, deren erste 1844 erschien, ist sehr groß. Besonders seien erwähnt die Arbeiten über Pselaphiden, Longicornier, Carabiden, Elateriden, Melolonthiden und namentlich über Rhynchophoren. Seine werthvolle Sammlung hat er dem Museum für vergleichende Zoologie in Cambridge, Mass., hinterlassen. Er war seiner Charakter- und Herzenseigenschaften wegen allgemein außerordentlich beliebt und geehrt.

(J. Victor Carus.)

LECOUVREUR (Adrienne). Diese erste französische Schauspielerin, welche zugleich auf der Bühne Auffehen zu machen und in der Gesellschaft Achtung zu erlangen verstand, ist zu Damery bei Epernay (nicht zu Fismes) am 5. April 1692 als Tochter eines Hutmachers geboren; ihr Vater siedelte mit ihr 1702 nach Paris über und etablirte sich nahe der Comédie française. Diese Nachbarschaft wurde für Adrienne von Bedeutung, ihre Neigung zum Theater erwachte und das Kind recitirte mit wachsender Vorliebe Verse, bisweilen von Nachbarn ins Haus gerufen, um sie zu hören. Mit funfzehn Jahren spielte Adrienne mit Gleichgesinnten auf einem Liebhabertheater der Rue Férou, dann der Rue Garancière, gab im Temple unter der Protection des Großpriors von Vendôme einige Vorstellungen und nahm Unterricht bei dem großen Komiker M. A. Legrand, der auf ihr Talent aufmerksam geworden war. Sie betrat 1715 in Straßburg zum ersten mal die öffentliche Bühne, wirkte vorübergehend an elsässischen und lothringischen Theatern und debutirte in Paris am 14. Mai 1717 an der Comédie

française in der Rolle der Monime mit hinreißender Wirkung; nachdem sie Elektra und Berenice gegeben, wurde sie im Juni d. J. engagirt. War ihre Begabung für die Komödie groß, so errang sie doch ihre eigentlichen Triumphe in der Tragödie, ihre Domaine war das Pathetische; sie wußte sich mit ihrem Gegenstande so einzuleben, daß sie durch seine natürliche Wiedergabe alle Welt hinriß und alle Gefühle von der Freude, Zärtlichkeit und Milde bis zur Trauer, Verzweiflung, Haß, Schrecken und Verachtung souverän beherrschte; niemand spielte mit solcher Ungezwungenheit und unwillkürlichen Hoheit Königinnen, wie sie überhaupt durch Einfachheit, Wahrheit und Würde ihr Spiel zu einem unübertroffenen zu gestalten wußte. Zu ihren Hauptrollen zählten Jocaste, Pauline, Athalia, Zenobia, Phädra und Roxane. Charles Collé schreibt von ihr 1750: «Mademoiselle Le Couvreur ... handhabte zur Vollkommenheit alle Details einer Rolle und ließ die Schauspielerin vergessen. Man sah nur die Person, die sie vorstellte; sie glänzte an den Stellen, wo es der Feinheit bedurfte, mehr an denen, wo die Kraft erforderlich war. Man hat niemals gleich ihr den ersten Act der Phädra und die Rolle der Monime gegeben ... Sie stattete ihre Rollen mit Geist, Intelligenz und Adel aus.» Die Stimme Adrienne's war keine der ausgiebigsten und sonorsten, besaß wenig Tonmittel, aber sie wußte mit letztern derart hauszuhalten und sie so abzuwechseln, daß sie enorm wirkten; Steigerungen, Uebergänge und dergleichen zündeten. Ihre Gestalt trug den Ausdruck ihrer jeweiligen Stimmung, war ganz Action. Adrienne arbeitete unermüdlich an ihrer Verbesserung, von Leidenschaft für die Bühnenkunst beseelt, und wurde so die erste Tragödin der Zeit; gerne nahm sie gute Rathschläge für ihre Ausbildung an, wie sie z. B. der Philosoph Du Marsais ihr ertheilte. Die bedeutendsten Zeitgenossen huldigten ihr, die Dichter besangen sie, voran Voltaire, den die Liebe lange mit ihr verband; sie hatte verschiedene Liebesabenteuer. Aus ihrem Zusammenleben mit dem straßburger ersten Magistrate von Klinglin und mit dem lothringischen Offiziere Le Roy stammten je eine Tochter, von denen letztere 1730 den Opernmusiker Francoeur heirathete; diese Töchter wurden ihre Erben und d'Argental von ihr zum Testamentsexecutor bestimmt. Der Parlamentsrath de Ferriol d'Argental, ihr Freund, verfolgte Adrienne vergebens mit seiner leidenschaftlichen Liebe; sie gab sich alle Mühe, ihn zur Vernunft zu bringen, und bestürmte sogar seine kalte Mutter, ihr dabei zu helfen. Ihr Herz gehörte seit 1723 dem Marschall Moritz von Sachsen, so oft er ihr auch untreu wurde; als er Geld bedurfte, um das Herzogthum Kurland in Besitz zu nehmen, opferte sie hochsinnig ihre Pretiosen, um ihm als Erlös 40,000 Livres zu senden; ohne sie zu lieben, ehrte sie Moritz bis zu ihrem Tode.

Durch ihre seltene Liebenswürdigkeit und ihren Geist hob sich Adrienne weit über die Sphäre, die damals den Schauspielern angewiesen war; ihr kleines Haus in der Rue des Marais-Saint-Germain wurde ein Rendezvous bedeutender Geister und vornehmer Leute; hier lebte sie voll Comfort von den Zinsen ihres über 300,000 Frs. betragenden Vermögens; selbst Herzoginnen gingen zu ihr; am liebsten empfing sie Fontenelle, du Marsais, Voltaire, d'Argental, Graf Caylus, Abbé d'Anfreville, Moritz und seine Freunde. Im J. 1729 erlebte sie eine mysteriöse Vergiftungsgeschichte und als dieselbe noch nicht aufgeklärt war, starb sie plötzlich nach kurzem Unwohlsein an einer Entzündung der Eingeweide; noch am 15. März 1730 hatte sie Jocaste im «Oedipus» und Hortense im «Florentiner» gespielt, am 20. d. M. war sie verschieden. Sofort sprach man von Vergiftung, bezeichnete die Herzogin von Bouillon, geborene Sobieska, als Veranstalterin, was aber Voltaire, in dessen Armen Adrienne gestorben war, widerlegte, da er bei der Oeffnung der Leiche zugegen gewesen. Der Pfarrer von St.-Sulpice, Languet, verweigerte die Bestattung in geweihter Erde; bei Nacht schaffte man die Leiche in einen Fiaker und vergrub sie in einem Winkel der Rue de Bourgogne. Voltaire griff erbittert über diese Haltung des Klerus zur Feder und herbe klangen seine Worte, was ihm eine Verfolgung zuzog. Das beste Bild Adrienne's ist das als Cornelia von Coypel. Scribe und Legouvé verherrlichten sie im Drama «Adrienne Lecouvreur» 1849. — Vgl. Barbier, «Journal historique et anecdotique du règne de Louis XV», Bd. 1 (Paris 1847); Sainte-Beuve, «Causeries du Lundi», 3. Auflage, Bd. 1 (Paris 1851); «Journal et Mémoires de Mathieu Marais», Bd. 4 (Paris 1868); Journal et Mémoires de Charles Collé sur les hommes de lettres, les ouvrages dramatiques et les événemets les plus mémorables du règne de Louis XV» (1748—1772), neue Auflage, Bd. 1 (Paris 1868); «Nouvelle biographie générale», Bd. 30 (Paris 1859). *(Arthur Kleinschmidt.)*

LECTIONARIUM, Lectionen (Lectiones, *ἀναγνώσεις*). Schon die Synagoge hatte die Sitte, in den Gottesdienst bestimmte Schriftlectionen historischen und prophetischen Inhalts (Paraschen und Hephtharen) einzufügen, an welche sich dann der erklärende oder erbauliche Vortrag anschloß. Die alte Kirche hat diesen Brauch fortgeführt, und auch darin entsprachen ihre Lectionen anfangs den synagogalen, daß sie dem Alten Testamente, das als Ganzes kanonisch abgeschlossen vorlag, entnommen waren. In dem Maße aber, als das neutestamentliche Schriftthum entstand, wurden Stücke aus diesem an jene angeschlossen. Bereits Justin der Märtyrer (um 150) kennt diesen Thatbestand. Auch in der Richtung überschritt die Kirche den Umfang synagogaler Lectionen, daß sie neben neutestamentlichen Abschnitten auch solche Schriften der gottesdienstlichen Vorlesung für würdig erachtete, welche, wie der erste Clemensbrief und der Barnabasbrief, eine gewisse Auctorität in der Gemeinde genossen, ohne indeß dabei das deutliche Bewußtsein eines Graduntersch iedes zwischen kanonischen und akanonischen Schriften zu verlieren. Man bezeichnete diese im Unterschiede von den kanonischen Schriften als libri ecclesiastici, *βιβλία ἀναγινωσκόμενα*. Doch macht sich gegen diesen Brauch im 4. Jahrh. eine Reaction geltend, und Synoden unter-

sagen geradezu die Verlesung außerkanonischer Schriften (Concil. Laod. c. 59; Concil. Hippon. c. 36). Indeß blieben von diesem Verbote unbetroffen die Acta Martyrum, die in den einzelnen Kirchen bei Gelegenheit der Namensfeier der Märtyrer verlesen zu werden pflegten.

Wie in der Synagoge, so war auch in der Kirche anfangs die Lesung eine fortlaufende (lectio continua); aber schon Tertullian («Apol.» c. 39) scheint zu bezeugen, daß gelegentlich davon abgewichen und die Stücke der Zeitlage gemäß gewählt wurden. Selbstverständlich ist ferner, daß bestimmte Feste und Festzeiten in oder neben der lectio continua Berücksichtigung fanden. Doch herrschte in der Auswahl des Stoffes keine Einheitlichkeit in den Kirchen. In der syrischen Kirche pflegte in der Pfingstzeit die Apostelgeschichte gelesen zu werden; die spanische fügte noch die Apokalypse hinzu. Die nordafrikanische Kirche las zur Zeit Augustin's am ersten Ostertage die Leidensgeschichte Christi nach Matthäus, am zweiten nach Marcus, am dritten nach Lucas, am vierten nach Johannes. Doch begegnet uns schon im 5. Jahrh. ein festes Perikopensystem an Stelle der lectio continua; so setzt Augustinus einen ordo lectionum voraus. Bei der Schöpfung desselben sind die einzelnen Kirchen ihren eigenen Weg gegangen; daraus erklärt sich die Verschiedenheit der Perikopen. Die griechische und die römische setzten je zwei Perikopen (Evangelium und Epistel) fest, die gallische und die spanische hatten, so lange ihre eigene Liturgie dauerte, deren drei (Altes Testament, Evangelium, Epistel). Die römische Sitte haben die lutherische und die anglikanische Kirche fortgeführt. Für die Verzeichnisse derselben war der Name lectionarium sc. volumen oder lectionarius sc. liber (Agobard von Lyon: «liber lectionum ex divinis libris congrua ratione collecta») gebräuchlich; ist das Verzeichniß blos ein summarisches, so tritt dafür ein die Bezeichnung capitularium. Auch hat man wol weiterhin nach der Gattung der Lectionen unterschieden zwischen evangelistaria und epistolaria.

Das älteste uns erhaltene Lectionarium ist das sog. «Lectionarium gallicanum», von Mabillon im Kloster Luxeuil aufgefunden und zum ersten male herausgegeben («De liturgia gallic.», S. 106 fg.). Es beginnt gegenwärtig mit den Vigilien des Weihnachtsfestes; der eigentliche Anfang fehlt, wie denn auch jener Abschnitt mit VII numerirt ist. Mabillon vermuthet, wol nicht mit Unrecht, daß das festum S. Martini der Ausgangspunkt gewesen. Dazu kommen die Lectionsverzeichnisse in dem «Calendarium Romanum», ein alamannisches Lectionar (Gerbert, «Monum. veterea liturgiae Alam.», 1777), verschiedene morgenländische u. a., die zum größten Theil nur eine begrenzte Gültigkeit gehabt haben. Eigenthümlicher Art ist der früher, aber mit Unrecht, auf Hieronymus zurückgeführte «Comes» («Hieronymi op. ed. Vallarsi» XI, S. 526 fg.), oder wie der genauere Titel heißt: «Liber Comitis sive Lectionarius per circulum anni, auctus a Theotincho Presbytero» (Theotinchus oder Theuting lebte im 9. Jahrh. in Frankreich). Abweichend von der altgallischen Liturgie und mit Anschluß an die römische beginnt der «Comes» mit der Vigilie des Weihnachtsfestes. Dann folgen die Sonntage und Festtage nach der feststehenden Ordnung. Der Schluß fällt ad IX Kal. Januarii. Als Anhang figuriren Lectionen für besondere Umstände (in die belli, de natali Papae u. s. w.). Vgl. Brill, «De lectionariis orient. et occid. ecclesiae» (1703); Augusti, «Denkwürdigkeiten», Bd. 6; E. Ranke, «Das kirchliche Perikopensystem aus den ältesten Urkunden der römischen Liturgie vorgelegt und erläutert» (1847); derselbe, «Kritische Zusammenstellung der neuen Perikopenkreise» (1850); Theodos. Harnack im 3. Bande des «Handbuchs der theologischen Wissenschaften» herausgegeben von Zöckler (1883).

Als Ort der Schriftvorlesung diente anfangs ein niedriges Katheder (ἄμβων, ambo, cathedra, lectorium) mit Doppeltreppen. Im Mittelalter indeß wurde die Evangelium- und Epistelvorlesung an der einen und der andern Seite des Altars (cornu evangelii, cornu epistolae) vorgenommen und das Pult diente nur den sonstigen Lesungen. Vereinzelt ging es auch in den sog. Lettner (lectorium) auf, einen schrankenartigen Aufbau zwischen dem Chor und dem Querhaus. Es war Sitte, die Schriftlection durch eine feierliche Formel, wie «pax vobis», «pax vobiscum» anzukündigen oder durch mehrmals wiederholtes προσεχῶμεν (attendamus) einzuleiten. Zu dem Texte selbst ging dann der Vorleser über mit den Worten τάδε λέγει ὁ κύριος. Aehnliche Formeln haben sich bis heute erhalten. *(Victor Schultze.)*

LECTISTERNIUM («Kissenbreitung», von lectos sternere), bei den Römern eine feierliche Opfermahlzeit, an der man auch bestimmte Götter theilnehmen ließ, indem man ihre Bilder oder auch ihre Attribute auf ausgebreitete Polster (lecti, pulvinaria) legte und ihnen Speise vom Opfer vorsetzte. Das erste Lectisternium fand zu Rom im J. 399 v. Chr. statt. Als damals auf einen schlimmen Winter ein schwerer Sommer mit pestartigen Seuchen folgte, wurde nach *Liv.* 5, 13 auf Anordnung der sibyllinischen Bücher ein Lectisternium veranstaltet; «acht Tage lang wurden Apollo, Latona und Diana, Hercules, Mercur und Neptun auf drei prächtig gebreiteten Kissen bedient. Auch für sich begingen die Bürger in ihren Häusern diesen Gottesdienst. Durch die ganze Stadt hin waren die Thüren geöffnet, jeder stellte seine Vorräthe im Freien auf und lud Bekannte und Unbekannte, Fremde und Einheimische ohne Unterschied zu Gast, selbst mit seinen Feinden sprach man freundlich und liebreich und vermied jeden Zank und Streit. Auch den Gefangenen wurden für diese Tage die Fesseln abgenommen, und man hielt es danach für irreligiös, solchen, welchen die Götter diese Wohlthat erwiesen, aufs neue zu fesseln.» In der Folge kam diese religiöse Feier, bei der griechischer Einfluß sichtbar ist, immer mehr in Aufnahme. Man unterschied regelmäßig wiederkehrende und außerordentliche Lectisternien. Die ausgezeichnetsten der ersten Art waren die Lectisternien, welche an einem Tage der dem Jupiter im September gefeierten ludi

Romani und im November an den nach dem Vorbilde der ludi Romani eingerichteten ludi Plebeji auf dem Capitol veranstaltet wurden. Das Opfermahl wurde dem Jupiter nebst Juno und Minerva, welche mit ihm im capitolinischen Tempel verehrt wurden, hergerichtet, indem Jupiter auf einem Polster lag und zu beiden Seiten von ihm seine Gemahlin und seine Tochter auf Stühlen saßen (*Val. Max.* 2, 1, 2); denn nach römischer Sitte saßen die Frauen beim Mahle auf Stühlen. Dieses epulum Jovis war zugleich ein Liebes- und Verbrüderungsmahl für die Senatoren und sämmtliche höheren Staatsbeamten, wie denn der ältere Scipio Africanus bei einer solchen Gelegenheit sich mit dem Vater der Gracchen, mit welchem er in steter Feindschaft gelebt, aussöhnte und ihm seine Tochter verlobte, *Liv.* 38, 57; *Gell.* N. A. 12, 8. Die Zurüstung des großen Mahles lag ursprünglich den Pontifices ob, bis ihnen im J. 196 v. Chr. das priesterliche Collegium der Epulones zur Erleichterung beigegeben wurde. In mehreren Tempeln wurden Lectisternien mit Opfer und Gebet den größten Theil des Jahres, fast täglich, gehalten (lectisternia diurna, *Liv.* 42, 30). — Außerordentliche Lectisternien wurden bei außergewöhnlichen glücklichen oder unglücklichen Ereignissen angeordnet und immer einer größeren Zahl von Göttern, deren je zwei auf einem Polster lagen, drei, acht und mehr Tage lang, verbunden mit Dank- und Bittfesten und allgemeinen Gastereien, wie sie Livius (5, 13) beschreibt (convivium publicum), durch die ganze Stadt gefeiert. Die Anordnung des Tempelmahles war bestimmten Genossenschaften übertragen. Ein Lectisternium für weibliche Gottheiten hieß sellisternium, weil die Göttinnen auf Stühlen (sellae) saßen, *Serv.* Aen. 8, 176; *Tac.* Ann. 15, 44; *Fest.* s. v. sella. (*H. W. Stoll.*)

LECTOR (lector, *ἀναγνώστης*), in der alten Kirche Bezeichnung für den mit der Vorlesung der gottesdienstlichen Schriftabschnitte betrauten Kleriker. Während anfangs diese Verrichtung allgemein von dem Vortragenden vollzogen wurde, bildete sich gegen Ende des 2. Jahrh., wie es scheint, der Lectorat als gesondertes Kirchenamt aus, das indeß nur in größern Gemeinden zur praktischen Verwirklichung gelangte, während die kleinern Gemeinden dem Presbyter oder dem Diakonen diese Aufgabe weiterhin beließen. Der Lector zählte zu den ordines minores und wurde gelegentlich auch zu andern als unmittelbar aus seinem Amte sich ergebenden Diensten verwendet. Eigene Schulen (scholae lectorum), in denen die Lectoren ausgebildet wurden, gab es nur vereinzelt im Abendlande; der Vorsteher hieß primicerius lectorum. In der nachkonstantinischen Zeit kam verschiedentlich die Unsitte auf, auch halbwüchsige Knaben zu Lectoren zu weihen (lectores infantuli). Dem gegenüber bestimmte Justinian (Novell. 123, §. 13) als kanonisches Alter das 18. Lebensjahr. Doch haben Uebertretungsfälle auch in der nachfolgenden Zeit nicht gefehlt. Die Ordination des Lectors wurde unter Handauflegung vollzogen. Die sog. «Statuta ecclesiae antiqua», c. VIII, haben darüber die Vorschrift: «Lector, cum ordinatur, faciat de illo verbum episcopus ad plebem, judicans ejus fidem, vitam et ingenium. Posthaec spectante plebe tradat ei codicem, de quo lecturus est, dicens: accipe et esto lector verbi Dei, habiturus, si fideliter et utiliter impleveris officium, partem cum eis, qui verbum Dei ministraverunt» (zu vgl. auch «Constit. Apost.», VIII, 22).

Zu irgendwelcher Bedeutung ist dieser Ordo in der Kirche nicht gelangt; im Gegentheil läßt sich schon im 4. Jahrh. das Streben beobachten, ihn herabzudrücken und in seinen Befugnissen zu schmälern. Im Abendlande wurde den Lectoren schließlich das Amt, nach dem sie ihren Namen führen, ganz entzogen, sodaß der Ordo hier heute nur noch nominell besteht. Die griechische Kirche hat ihnen wenigstens die Epistelvorlesung vorbehalten. Die protestantische Kirche hat das Amt nicht. — Vgl. J. A. Schmid, «De primitivae ecclesiae lectoribus illustribus» (1696); P. Paulsen, «De lectoribus veteris ecclesiae judaicae et christianae»; Bingham, «Origines eccl.», II, 29 fg. — Im Mittelalter wird lector auch Bezeichnung für kirchliche Lehrer und gewisse kirchliche oder klösterliche Beamte, welche irgendwie an der Regelung und Beaufsichtigung der kirchlichen Lectionen betheiligt waren (lectores dignitarii) oder als Vorleser (lectores mensae) fungirten. (*Victor Schultze.*)

LECYTHIS, eine von Linné aufgestellte Pflanzengattung der Myrtaceen mit folgenden Merkmalen: Kelch mit kreiselförmiger Röhre und 6, selten 4 gleichen oder ungleichen, dachziegelig sich deckenden Zipfeln. Die staubfadentragende Scheibe ist bisweilen in eine große blumenblattartige mützenförmige Zunge verlängert, welche am Grunde und an der Spitze mit unfruchtbaren Staubgefäßen besetzt ist. Die sehr zahlreichen, der Scheibe am Grunde eingefügten fruchtbaren Staubgefäße haben kurze, fadenförmige oder nach oben etwas verbreiterte Fäden und bewegliche Beutel mit parallelen, der Länge nach aufspringenden Fächern. Der Fruchtknoten ist unterständig oder halboberständig, zwei- bis sechsfächerig, der Griffel kurz, kegelförmig mit kleiner Narbe; in den Fächern finden sich zahlreiche Samenknospen. Die der bedeutend vergrößerten Kelchröhre angewachsene Frucht ist lederartig oder holzig, kugelig oder napfförmig und springt am Scheitel mit einem Deckel auf. Durch Fehlschlagen vieler Samenknospen entwickeln sich nur wenige, häufig aber große, eiförmige oder längliche, oft kantige Samen mit meist fleischiger Samenhaut.

Hierher gehören meist große Bäume mit stets wechselständigen, lederartigen, ganzrandigen oder gezähnten, nicht durchscheinend punktirten Blättern, ziemlich großen, in einfachen oder rispigen achsel- und endständigen Trauben stehenden Blüten und oft großen, fast topfartigen Früchten, welche von den Eingeborenen Brasiliens zu Trinkgefäßen und andern Geschirren benutzt werden, weshalb man diese Bäume gewöhnlich als Topfbäume bezeichnet. Im ganzen sind 64, im tropischen Amerika, insbesondere in Brasilien und Guiana einheimische Arten beschrieben, von denen jedoch eine größere Anzahl nicht

als selbständige Species betrachtet werden können. Die Samen einiger Arten sind sehr wohlschmeckend und werden vielfach genossen. Die bekannteste Art ist L. Ollaria *L.* in Columbien und Brasilien, vorzugsweise als Topfbaum bekannt.

Mit dieser Gattung muß auch die von Martius aufgestellte Gattung Eschweilera mit etwas kleinerer Frucht, innen concavem Deckel, wenigen Samen und knorpeliger, nicht fleischiger Samenhaut vereinigt werden.

(*A. Garcke.*)

LEDA (*Λήδα*), Tochter des Thestios, der gewöhnlich König von Aetolien heißt, Gemahlin des Tyndareos, Königs in Lakedämon, Mutter der Timandra (der Gattin des Echemos), Philonoe (von Artemis unsterblich gemacht), Klytaimnestra, Helena, des Kastor und Polydeukes. Die drei ersten waren Töchter des Tyndareos, *Apollod.* 3, 10, 6; Od. 24, 199. Bei Homer sind auch Kastor und Polydeukes von Tyndareos gezeugt (Od. 11, 298), aber Helena heißt Tochter des Zeus (Il. 3, 426; Od. 4, 184). Später kam für Kastor und Polydeukes der Name Dioskuren (Zeussöhne) auf und die Vorstellung, daß beide Söhne des Zeus seien. Danach unterschied man beide so, daß Polydeukes als unsterblicher Sohn des Zeus, Kastor als der sterbliche Sohn des Tyndareos galt, zuerst in den Kyprien des Stasinos, im Anfang des 8. Jahrh. v. Chr. (*Clem. Alex.* Protr. p. 26 P.), *Pind.* Nem. 10, 80. Die Kyprien nannten zuerst nicht Leda die Mutter der Helena, sondern Nemesis. Mit dieser sollte Zeus in Gestalt eines Schwans ein Ei erzeugt haben, das von Leda gefunden und aufbewahrt wurde, bis Helena daraus hervorging (*Sapph.* fr. 56 Bergk; *Apollod.* 3, 10, 7). Später setzte die Sage Leda an die Stelle der Nemesis und ließ sie, von Zeus in Schwanengestalt befruchtet, das Ei gebären, aus welchem Helena entsprang, *Eurip.* Hel. 17—21 und öfter; *Ov.* Her. 16 (17), 55. Zuletzt nahm man an, daß auch die Dioskuren aus einem Ei der Leda entstanden seien, *Horat.* Sat. 2, 1, 26; vgl. *Tzetz.* Lyc. 88. Zu Sparta hing in dem Heiligthume der Leukippiden ein Ei, das Leda geboren, an Tänien von der Decke herab, *Paus.* 3, 16, 1. Der Name der Leda wird gewöhnlich mit Leto zusammengestellt und als die Nacht, die Mutter von Lichtgöttern, erklärt; andere legen ein in lykischen Inschriften wiederholt vorkommendes Wort lada zu Grunde, d. i. Frau oder Herrin, ein Wort karisch lelegischen Sprachstamms.

(*H. W. Stoll.*)

LEDEBUR (Ledebour), ein altes Geschlecht aus der Grafschaft Ravensburg und dem Hochstifte Osnabrück, von dem zuerst der ravensburgische Ritter Eberhard Ledebur 1173 und die Gebrüder Wigbert (1160—1204) und Thidhard Ledebur (1186) als osnabrückische Ministerialen genannt werden, mit denen auch die ununterbrochene Stammreihe beginnt. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. stifteten zwei Brüder zwei Linien, und zwar der jüngere, Johann, die gegen Ende des 16. Jahrh. erloschene Warburger Linie, und Gerhard, Erbjägermeister von Osnabrück und Erbmarschall von Herford (letzteres Erbamt wurde bei der Huldigung am 15. Oct. 1840 erneuert) mit seinen drei Söhnen drei Linien: a) Wilhelm die 1636 erloschene Mühlenburg'sche und die in Westfalen und Böhmen noch blühende Wicheln'sche Linie; b) Heinrich die zu Anfang des 18. Jahrh. ausgestorbene Bruchmühlen'sche Linie, und c) Gerhard die 1657 erloschene Langenbrucker und die noch blühende neue Mühlenburg'sche Linie, welche in ihren Abzweigungen zu Crollage im Ravensburgischen, zu Arnshorst im Osnabrückschen, zu Breitenfelde in Westpreußen und zu Ober-Girbigsdorf in der Oberlausitz begütert ist. Sonst war auch das Geschlecht im Königreich Sachsen, in Schweden, Livland, Kurland und Russisch-Litauen begütert. Aus der Wicheln'schen Linie gingen dreimal Abzweigungen nach Böhmen aus, nämlich 1) mit Johann Dietrich Herrn zu Irnigau (Jenikau) und Klurch (Klurg), am 19. Juni 1669 in den böhmischen Freiherrnstand erhoben, aber erloschen; 2) mit Kaspar Friedrich zu Perutz, dessen Sohn Alexander Johann am 7. Dec. 1719 in den böhmischen Freiherrnstand erhoben wurde, ebenfalls erloschen; und 3) August Clemens Engelbert, Herr der Herrschaften Kostenblatt, Krzemusch, Prieśnitz und Schöberitz, der am 16. Aug. 1807 in den Grafenstand erhoben wurde und dessen Nachkommenschaft noch in Böhmen blüht. Ein älterer Bruder von ihm war Friedrich Clemens Joseph Egon Maria Antonius, gestorben am 30. Aug. 1841 als Bischof von Paderborn und apostolischer Generalvicar des Nordens. — Von der zahlreichen Nachkommenschaft des Gerhard Ledebur zu Mühlenburg in der Grafschaft Ravensburg und zu Langenbrück in der Grafschaft Tecklenburg verdienen Erwähnung: Heinrich (sein Sohn), gestorben 1577 als Johanniterordensprior von Dänemark, Norwegen und Schweden; Gerhard Johann, der auf den Universitäten Rostock und Straßburg studirt hatte, danach Frankreich und Italien bereiste, vom Großen Kurfürsten an die Höfe mehrerer deutscher Fürsten gesandt wurde und am 5. Nov. 1679 als kurbrandenburgischer Geheimer Rath, Kämmerer, Landdrost des Fürstenthums Minden, Drost zu Petershagen, Johanniterordensritter, Erbherr zu Dinklage und Crollage, starb. Er baute den noch der Familie gehörigen stattlichen Rittersitz Crollage am Fuße des Limbergs aus (vgl. »Gerhard Johann von Ledebur, eine biographische Skizze«, Berlin 1840); Christian Heinrich Ernst, der am 10. Jan. 1794 verstorbene, um die Grafschaft Mark hochverdiente Kammerpräsident, Drost zu Altena und Iserlohn, Domherr in Minden. Seine zahlreiche Nachkommenschaft erhielt am 11. März 1848 vom Könige von Preußen die Anerkennung des Freiherrenstandes.

Das Stammwappen der Ledebur zeigt im rothen Schilde einen eingebogenen silbernen Sparren; auf dem Helm zwei mit dem silbernen Sparren belegte rothe Ohren oder Federn. Helmdecken rothsilbern.

Von hervorragenden Personen des Geschlechts sind zu nennen:

1) Karl Friedrich von Ledebour, kaiserlich russischer Staatsrath, Botaniker, geboren zu Stralsund am 8. Juli 1785 (oder 1786), studirte in Greifswald, wurde 1805 Director des botanischen Gartens daselbst, 1811 Pro-

fessor der Naturgeschichte in Dorpat und unternahm 1826 eine Reise nach dem Altai. Seit 1836 emeritirt, lebte er nacheinander in Odessa, Heidelberg und München, wo er am 4. Juli 1847 starb. Er veröffentlichte: «Reise durch das Altaigebirge» (2 Theile, Berlin 1829—30); «Flora altaica» (4 Theile, Berlin 1829—33); «Icones plantarum novarum floram Rossicam illustrantes» (5 Theile, Dorpat 1829—34); «Flora Rossica» (14 Hefte, Stuttgart 1841—53).

2) Philipp Johann August Ludwig Freiherr von Ledebur, geboren zu Hamm am 18. Sept. 1776. Erzogen im Stifte Schildesche, war er zuerst für die Civillaufbahn bestimmt, folgte dann aber seinem Drange, in die Armee einzutreten. Er trat in das 7. Kürassierregiment ein und hatte das Glück, in der Schlacht bei Pirmasens am 14. Sept. 1793, in der sein Regiment 13 feindliche Geschütze eroberte, selbst zwei zu nehmen. Wegen der dabei erhaltenen Verwundungen nahm er nach dem Baseler Frieden ein Jahr Urlaub, um während des Jahres 1800 in Göttingen zu studiren, worauf er in seine Garnison zurückkehrte. Im J. 1806 wurde er bei Auerstädt gefangen, entkam aber glücklich und erwarb bei dem von ihm selbst geleiteten Ueberfalle bei Bialokowo den Orden pour le mérite. Im J. 1811 zum Major befördert, fand er im Feldzuge von 1813 keine Gelegenheit zu neuer Auszeichnung und wurde vor Paris zum Commandeur des neu zu errichtenden Elb-National-Husaren-Regimentes (jetzt Magdeburgisches Husaren-Regiment Nr. 10) ernannt, das er führte, bis er 1830 als Generalmajor zum Commandanten von Kolberg ernannt wurde. Nachdem er 1840 zum Generallieutenant befördert worden war, erhielt er am 1. Dec. 1848 den erbetenen Abschied und wurde bald darauf zum General der Cavalerie ernannt. Ledebur hatte sich sehr um das Garnisonschulwesen verdient gemacht. Er starb in Schwedt a. d. O., wohin er sich zurückgezogen hatte, am 26. April 1852. Aus seinen hinterlassenen Papieren erschien: «Erlebnisse aus den Kriegsjahren 1806 und 1807» (Berlin 1855).

3) Leopold Karl Wilhelm August Freiherr von Ledebur, verdienter Geschichtsforscher, geboren in Berlin am 2. Juli 1799, wo er seit 1814 blieb, nachdem er seine Jugendjahre in Westfalen verlebt hatte. Er trat 1816 in das 2. Garderegiment zu Fuß ein, aus dem er am 15. Dec. 1828 mit dem Charakter als Hauptmann schied, um bei Errichtung des neuen Kunstmuseums verwendet zu werden. Nachdem er schon am 16. Jan. 1829 vom Minister von Altenstein die Berufung zum Director der Abtheilung für vaterländische Merkwürdigkeiten erhalten, wurde ihm durch Cabinetsordre vom 9. Mai 1830 die Direction über die königliche Kunstkammer und die völkerkundliche Abtheilung, sowie bei Errichtung des königlichen Heroldsamtes eine Rathsstelle in diesem Collegium übertragen, aus welcher Stelle er 1874 mit dem Titel Geheimer Regierungsrath ausschied; er verblieb aber in dem königlichen Heroldsamte, in dem er bei dessen Errichtung eine Rathsstelle in diesem Collegium erhalten hatte. Ledebur starb am 17. Nov. 1877 in Potsdam. Seine Publicationen lassen sich in 4 Gruppen theilen: A. Geographie des Mittelalters: «Das Land und Volk der Brukterer» (Berlin 1827); «Blicke auf die Literatur des letzten Jahrzehnts zur Kenntniß Germaniens zwischen Rhein und Weser in besonderer Rücksicht auf das Land und Volk der Brukterer» (Berlin 1837); «Kritische Beleuchtung einiger Punkte in den Feldzügen Karl's des Großen gegen die Sachsen und Slawen» (Berlin 1829); «Nordthüringen und die Hermondurer oder Thüringer» (Berlin 1842 und 1852); «Die fünf münsterschen Gaue und die sieben Seelande Frieslands» (Berlin 1836); «Der Maiengau oder das Mayenfeld» (Berlin 1842); «Der Rangau» (1853). — B. Geschichte: Zahlreiche Einzelarbeiten in «Allgemeines» und «Neues Allgemeines Archiv für die Geschichtskunde des Preußischen Staates» (Berlin 1830—36); «Diplomatische Geschichte der Stadt und Herrschaft Blotho» (1829); «Geschichte der vormaligen Burg und Vestung Sparenberg» (1842); «Geschichte der Altmark bis zum Erlöschen der Markgrafen aus ballenstädtischem Hause» (aus S. W. Wohlbrück's Nachlasse mit Zusätzen edirt 1853). — C. Abhandlungen aus der Alterthumsforschung und über Kunstgeschichte: «Das königliche Museum vaterländischer Alterthümer im Schlosse Monbijou in Berlin» (1838); «Ueber die in den baltischen Ländern gefundenen Zeugnisse eines Handelsverkehrs mit dem Orient zur Zeit der arabischen Weltherrschaft» (1840); «Die heidnischen Alterthümer des Regierungsbezirks Potsdam» (1852); «Das jüngste Gericht in der Marienkirche zu Danzig» (Berlin 1859). — D. Genealogie u. s. w.: «Adelslexikon der Preußischen Monarchie» (3 Bände, 1854—57); «Streifzüge durch die Felder des königlich preußischen Wappens» (Berlin 1842); «Der Adel der Mark Brandenburg nach Wappenbildern gruppirt und auf Stammesgemeinschaft zurückgeführt» (im 3. und 4. Bande der «Märkischen Forschungen»); «Die Grafen von Falkenstein am Harze und ihre Stammesgenossen» (Berlin 1847); «Dynastische Forschungen» (Berlin 1852, 1855); «Archiv für deutsche Adelsgeschichte, Genealogie, Heraldik und Sphragistik» (2 Bde., Berlin 1863—65).

(J. Kindler von Knobloch.)

Leder, s. unter dem Art. Gerben thierischer Häute.

Lederkrapp, Pflanzengattung, s. Erithalis.

Lederstrauch, s. Coriaria.

LEDREBORG[1]), adeliges Gut und Schloß auf Seeland, im Kirchspiele Allesley belegen, ursprünglich Lejregaard geheißen, ein Hof, welcher 1663 vom königlichen Rentmeister Heinrich Müller an der Stelle des Dorfes Ublejre, das abgerissen ward, erbaut wurde. Im J. 1739 wurde Lejregaard von dem späteren Geheimrath Joh. Ludw. Holstein angekauft, der das jetzige Schloß erbaute. Durch königliches Patent vom 25. März 1746 wurde Lejregaard mit mehreren Gütern Holstein's zur Grafschaft Ledreborg erhoben, und diese befindet sich noch im Besitz der Familie. Der Graf Joh. Ludw. Holstein

1) F. Richardt und T. A. Becker, «Prospecter af danske Herregaarde», 1. Bd.

hatte von seinem Vater eine bedeutende Bibliothek geerbt, welche er, selbst ein kenntnißreicher und wissenschaftlich gebildeter Mann, durch Ankäufe verschiedener Bücher-sammlungen beträchtlich vergrößerte. Kurz nach dem Tode des Grafen Holstein (1763) bestand die Bibliothek aus 20,000 Bänden außer einer Sammlung von 10,000 Dissertationen, den größten ihrer Zeit. Der zweite Graf Holstein, Christian Friedrich, nahm sich noch der Bibliothek an; nach seinem Tode (1799) wurde sie jedoch im J. 1812 versteigert. Außer in gedruckten Büchern bestand die Bibliothek des Grafen Joh. Ludw. Holstein noch aus circa 600 Manuscripten, welche lange Zeit als verloren angesehen wurden[2]), obgleich man wußte, daß sie nicht mit den Büchern verkauft waren. Im J. 1844 wurden sie jedoch von T. A. Becker auf Ledreborg wieder aufgefunden. Er verfaßte über sie einen Katalog, der im «Historisk Museum» (Kopenhagen), 1. Bd., 1. Heft, S. 4—101 gedruckt wurde. Die Sammlung ist sehr werthvoll und für die Geschichte der Hansestädte sehr reichhaltig. Mehrere der Handschriften sind für die große Ausgabe der Hanserecesse verwerthet worden.

(V. A. Secher.)

LEDRU-ROLLIN (Alexandre Auguste), französischer Staatsmann. Als Sohn eines Arztes am 2. Febr. 1808 in Paris geboren, studirte Ledru die Rechte und nahm, 1830 als Advocat vereidigt, zur Unterscheidung von einem Advocaten Charles Ledru, den Namen seiner Urgroßmutter Rollin hinzu. Rasch gelangte er zu bedeutender Kundschaft und das von ihm 1832 nach dem Juniaufstande erlassene Gutachten gegen die Verhängung des Belagerungszustandes über Paris machte weitere Kreise auf ihn aufmerksam; auch sein «Mémoire sur les événements de la rue Transnonain» (Paris 1834) erregte Aufsehen. Ledru-Rollin stellte seine Talente allen von dem Julikönigthume verfolgten Republikanern zur Verfügung, vertheidigte eine Reihe von demselben Angeklagter, z. B. Caussidière, Lavaud und Dupoty, und sprach für angegriffene Zeitungen; 1837 wurde er Mitglied des Ordnungsraths. Er beschäftigte sich dabei mit Specialstudien juristischer Natur, leitete seit 1837 das «Journal du Palais», dessen Jahrgänge 1791 bis 1847 er in 44 Bänden neu herausgab, veranstaltete die achtbändige Publication «Jurisprudence française ou Répertoire général du Journal du Palais» (Paris 1843—1848) und redigirte selbst ihre Einleitung; 1844—1846 veröffentlichte er in neun Bänden in Paris «La Jurisprudence administrative en matière contentieuse de 1789 à 1831»; dabei war er Chefredacteur des Journals «Le Droit» und kaufte 1838 eine Stelle am Cassationshofe für 330,000 Frs.

Sehr populär bei den Demokraten, bewarb sich Ledru-Rollin 1839 unter der Protection Odilon-Barrot's in Saint-Valery-sur-Somme um ein Mandat für die Deputirtenkammer, aber sein politisches Glaubensbekenntniß erschien gar zu antimonarchisch und er scheiterte, indem ihm elf Stimmen fehlten. Zum Nachfolger Garnier-Pages' als Führer der äußersten Linken erkoren, hielt er am 23. Juli 1841 vor den Wählern des zweiten Wahlcollegs von Le-Mans eine fulminante Rede, ignorirte darin die Kammer als gesetzgebende und regierende Gewalt und bezeichnete sie nur als einen Freihof, in dem man ungestraft und weithin hörbar Propaganda für den Umsturz des Bestehenden machen könne; zugleich erklärte er, er werde es nie auf Erzielung einer Mehrheit innerhalb des Hauses absehen, sondern stets seinen Stützpunkt draußen im Volke und zwar in diesem allein suchen. Tags darauf wurde er mit allen gegen drei Stimmen in die Kammer gewählt und seine Rede erschien wie seine «Profession de foi» im Drucke. Sie wurde verfolgt, die berühmtesten Advocaten, Odilon-Barrot, Berryer, Marie und Arago, verfochten ihn vor den Assisen von Angers, aber weder ihre noch seine Beredsamkeit konnten verhüten, daß er am 23. November zu viermonatlichem Gefängnisse und einer Buße von 3000 Frs. verurtheilt wurde, worüber die Opposition ebenso empört wie die Regierung beglückt war. Der Cassationshof aber stieß das Urtheil um und verwies Ledru-Rollin vor den Assisenhof von Mayenne, der ihn freisprach. In den J. 1842 und 1846 in Le-Mans wiedergewählt, hatte Ledru-Rollin in der Kammer, in der er als Lobredner republikanischer Zustände völlig isolirt stand, alle Parteien gegen sich, war fast ohne Einfluß. Als Führer der äußersten Linken ließ er keine Gelegenheit vorübergehen, die sich zu Angriffen auf die Regierung und ihr System bot; in socialen Fragen warf er sich zum erklärten Vertheidiger der arbeitenden Klassen auf und gar manchmal verblüffte seine jakobinische Sprechweise die widerwillige Kammer. Auch die Presse brachte ihm keine Sympathien entgegen; gleich den Regierungsblättern griffen ihn häufig die Journale Thiers' und Odilon-Barrot's an, der «National» untergrub fortgesetzt seine Autorität und widersprach seiner Begünstigung des Proletariats, indessen ihn die dynastische Linke als einen General ohne Soldaten verhöhnte. Ledru-Rollin suchte nun einen Anhalt außerhalb der bisherigen Parteien und gründete, reich von Haus aus und durch Heirath, ein eigenes Organ: «La Réforme». Flocon leitete, Ledru-Rollin aber unterstützte es mit seiner Feder und seiner Börse und vertheidigte es vor der Jury; in diesem Blatte entwickelte er offen seine politischen Ansichten, seine socialen Tendenzen, die ihn immer mehr links führten, sodaß bald Louis Blanc direct hinter ihm stand. Hillebrand sagt, die «Réforme» habe die Stelle eingenommen, die einst der «Tribune» gehört, und nicht nur die Geister, sondern auch die Dinge für die kommende Revolution vorbereitet, die sie lenken wollte; durch Lagrange, Caussidière und Genossen stand sie in Verbindung mit der Gasse. Bei dem Schlusse der Session von 1845 betonte Ledru-Rollin in der «Réforme»: anstatt der früheren Sklaven und Leibeigenen seien aus den Arbeitern Gelohnte geworden, in Zukunft aber würden sie Gemeinschafter; der Staat schulde dem kräftigen Bürger Arbeit, dem armen und greisen Hülfe. Mit solchen Gesinnungen wurde Ledru-Rollin, dem sein Reichthum der Regierung um so gefähr-

2) So noch Werlauff, «Histor. Efterr. om det store kongel. Bibliothek i Kjöbenhavn (Kopenhagen 1844), S. 265.

licher machte, der Mann der Proletarier und ihr Evangelium. Er verkaufte 1846 seine Stelle als Advocat am Cassationshofe mit 110,000 Frs. Verlust, was ihm seitens der conservativen Presse viel Spott zuzog, während die Beschäftigung mit der Politik sein Vermögen sehr wesentlich beeinträchtigte. Er nahm an allen Manifestationen der Republikaner theil, erschien bei dem Banket zu Ehren O'Connell's wie am Grabe Godefroi Cavaignac's; denselben Geist athmeten seine Plaidoyers und die Berichte an seine Wähler, und im Wahlmanifeste von 1846, welches in seinem Blatt als «Appel aux travailleurs» erschien, schilderte er mit den übertriebensten Farben das Elend der arbeitenden Klassen, ihnen als Heilung das allgemeine Stimmrecht verheißend. Im J. 1847 erschien «Du Paupérisme dans les campagnes et des Réformes que nécessite l'extinction de la mendicité». Als der Feldzug der Reformbankete begann, trennte sich Ledru-Rollin in schroffster Weise von der dynastischen Linken, und da er vom üblichen Toaste auf den Monarchen nichts hören wollte, blieb er dem Banket im Château-Rouge fern. Als aber der Moment gekommen schien, die Bewegung aus den monarchischen Gleisen in revolutionäre hinüberzulenken, trat er ins Vordertreffen, erschien am 7. Nov. 1847 auf dem großen Reformbankete in Lille, toastete auf die Besserstellung der arbeitenden Klassen und forderte Freiheit für alle, Freiheit des Gewissens, der Gedanken und der Association; niemand widersprach seinen radicalen Darlegungen. Auf dem Banket in Dijon proclamirte er Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit und nannte die Reformen, voran das directe allgemeine Stimmrecht, unerläßlich; ja im December wagte er es in Châlon-sur-Saône geradezu die Thaten des Nationalconvents zu verherrlichen. Seine Reden waren ein Programm für die nahende Revolution.

Der Sturz des Julikönigthums führte Ledru-Rollin zur längst erbuhlten Macht. Seit der Einnahme des Hôtel-de-Ville (am 24. Febr. 1848) beschlossen er und Caussidière die Invasion der Kammer und thaten alles, um die Monarchie durch die Republik zu verdrängen. Ledru-Rollin's Name war unter den Candidaten der provisorischen Regierung, die unter dem Vorsitze von Sarrans construirt wurde; er eilte nach der Kammer und seine herkulische Erscheinung bewirkte, daß er endlich zu Wort kam, um die Regentschaft der Herzogin von Orléans zu verhindern; er forderte eine provisorische Regierung, die nicht die Kammer, sondern das Volk zu ernennen habe, und die augenblickliche Berufung eines Nationalconvents. Das Volk überflutete den Saal, er aber hielt sich auf der Tribüne und verlas die von den Republikanern vereinbarten Namen der provisorischen Regierung, darunter den seinen. Dann zog er mit einer Schar seiner Anhänger nach dem Hôtel-de-Ville, übernahm das ihm zugefallene Ministerium des Innern, was ihm die thatsächliche Leitung der Politik verschaffte, und war, obgleich in der neuen Regierung der einzige von der äußersten Linken, doch mächtiger als seine zehn Collegen zusammen; im ersten Manifeste wurde auf seinen Wunsch der Ausdruck Lamartine's «die republikanische Form» durch den entschiedenern «die Republik» ersetzt und die Fassung des Manifestes war ein Sieg Ledru-Rollin's und Blanc's.

Odilon-Barrot schildert Ledru-Rollin: «Er war vom Schlage der Danton, voll Kühnheit und Selbstvertrauen; aber sinnlich und ein Freund des Vergnügens, vereinigte er in seiner Person durch seinen Charakter und die Natur seines Talents die Bedingungen zu einem Tribunen, nicht zum Apostel; daher stammen seine Schwankungen und Haltlosigkeiten; es liegt in ihm mehr Ehrgeiz als Fanatismus. Er konnte die Gesellschaft bedrohen und gründlich verwirren, sich alle Waghalsigkeiten des Gedankens, alle revolutionären Thorheiten in Worten und Projecten erlauben, allen Agenten der Unordnung die Hand reichen, mit ihnen zwanzig Verschwörungen unternehmen und vereiteln; wir glauben nicht, daß er zu einem blutigen Schreckensregimente geschritten wäre: man muß sehr überzeugt sein, um grausam zu sein» («Mémoires posthumes», Bd. 2, Paris 1875). Ledru-Rollin war unter den Haupturhebern der Revolution und von ihm erwarteten nun die arbeitenden Klassen die Durchführung sämmtlicher socialen Bestrebungen. Seine Stellung wurde sehr schwierig, denn er mußte gegen diejenigen ankämpfen, die, nachdem die Republik eingeführt worden, weitere Aenderungen an den Formen der Gesellschaft für unnöthig hielten, und mußte die zurückhalten, welche durch Schreien und Toben die Vernichtung der Beziehungen der Arbeit zum Kapital ertrotzen wollten; erstere schwuren auf Lamartine, letztere naturgemäß auf Ledru-Rollin, der jedoch als Minister gezwungen war, Maß zu halten. So verfiel Ledru-Rollin oft in Schwankungen, in Widersprüche zwischen Wort und That, und rasch verflüchtigte sich bei den Massen die gewaltige Popularität des Mannes, der nach wie vor ein Popanz für die Bourgeoisie blieb. Im Interesse der Erhaltung des öffentlichen Friedens verstand er sich zu mancher Concession an seine Collegen im Ministerium, übernahm auch die volle Mitverantwortlichkeit für ihre Acte, sogar für solche, die er lebhaft tadelte, und wies ehrlich die Dictatur zurück, die ihm von den Massen angetragen wurde. Er hatte seinen vollen Antheil an allen Maßregeln der provisorischen Regierung, war besonders thätig bei der Organisation des allgemeinen Stimmrechts, dessen Entstehung mit ihm untrennbar verknüpft ist und dessen bedenkliche Resultate man ihm zu verdanken hat. Am 16. April half er thatkräftig, die Insurrection in Paris zu unterdrücken, und schützte selbst Girardin's Pressen vor der Zertrümmerung; auch trat er entschieden für die Rückkehr der Truppen nach Paris ein. Aber manche seiner ministeriellen Maßregeln waren doch sehr gewaltthätig. So sandte er — und er war bei ihrer Wahl oft recht unglücklich — Commissare mit unumschränkten Vollmachten in die Provinzen, wo sie einen bedenklichen Unterschied zwischen den Siegern und den Besiegten vom Februar machten und sich anschickten, die nachträglich Republikaner Gewordenen von Wahl und Amt auszuschließen, und erließ an sie Rundschreiben in demselben Geiste. Er schuf eine administrative Anarchie und veranlaßte im Lande große Aufregung, die seine gut besoldeten Geheimagenten und Clubs nährten, gegen die Lamartine ver-

söhnend einschritt. Dabei entsprachen freilich die Thaten gar nicht den drohenden Worten Ledru-Rollin's; er ließ sich von keinen Gefühlen der Rache und keiner persönlichen Gegnerschaft leiten, und es kam zu sehr wenigen Amtsentsetzungen. Gelegentlich der Wahlmanöver erschienen vom 1. März bis zum 6. Mai jeden zweiten Tag „Bulletins de la République", die George Sand redigirt oder wenigstens mitbearbeitet hatte, einige derselben waren noch radicaler als die von Ledru-Rollin's Unterstaatssecretär Jules Favre verfaßten Rundschreiben an die Commissare, und ihre Haltung schadete dem Minister wesentlich. Indem er die Hinausschiebung der Wahlen veranlaßte, schwächte er unklug die Macht der eifrigen Republikaner, während die große Majorität sehr lau in ihrer Neigung zur Republik war; die Presse griff ihn erbittert an, täglich schwand sein Ansehen mehr und er trat hinter Lamartine zurück. Sein Ideal, das allgemeine Stimmrecht, bestrafte ihn selbst, er wurde in dem Sarthedepartement, das er seit 1841 vertreten hatte, nicht gewählt und in Paris kam er von allen Mitgliedern der Regierung mit den wenigsten Stimmen, 132,000, durch, der 24. auf der Liste; aber auch Algerien und Saône-et-Loire wählten ihn neben Lamartine, dem Helden des Tages. Als er in der Constituante gleich seinen Ministercollegen Rechenschaft von seiner Amtung ablegte, fanden jene enthusiastischen Applaus, er hingegen eine eisige Aufnahme. Nur Lamartine hatte er es zu verdanken, daß er am 4. Mai in die Executivcommission gewählt wurde, freilich als letztes der fünf Mitglieder und mit nur 458 von etwa 800 Stimmen. Noch mehr sank seine Popularität am 15. Mai: er bemühte sich nach Kräften, um die Insurrection zu bändigen, und ritt mit Lamartine nach dem Hôtel-de-Ville, um Maßregeln dagegen zu treffen und die legale Regierung zu repräsentieren. Seitdem stand er unter dem Drucke des Mistrauens der Majorität und trat wenig hervor; nur vertheidigte er Blanc und Caussidière wegen des 15. Mai und hielt eine heftige Rede gegen den Eintritt Ludwig Napoleon Bonaparte's in die Nationalversammlung, auf die napoleonischen Intriguen hinweisend, die sich manifestirten. In den Junitagen war er betreffs der Niederwerfung der Insurrection anderer Meinung als General Cavaignac, in dessen Hände die Executivcommission am 24. Juni abdankte. Wieder einfacher Deputirter, vertheidigte Ledru-Rollin seitdem sich und seine Leute gegen die Anklagen, die nicht aufhören wollten, leugnete keck alle Betheiligung an Conspirationen und ehrsüchtigen Umtrieben, griff hingegen selbst seine Widersacher an, warf Garnier-Pagès vor, daß er nicht acht Milliarden Papiergeld ausgegeben habe, und tadelte bitter Cavaignac und Odilon-Barrot. Er erlangte neues Ansehen; selbst die, welche ihn für den schwächsten Actions- und Staatsmann gehalten, ehrten ihn als feurigen Redner der Opposition. Er sprach gegen die Erneuerung der Journalbürgschaft und den Belagerungszustand, forderte in leidenschaftlicher Tirade das Recht auf Arbeit von der neuen Verfassung, interpellirte die Regierung wegen des Eintritts von Vivien und Dufaure ins Ministerium, gab in der Discussion vom 25. Nov. gegen Cavaignac Erläuterungen zu den Junitagen und protestirte am 30. Nov. gegen Frankreichs Intervention in Rom.

Ledru-Rollin war unter den Candidaten zur Präsidentschaft der Republik. Auf dem Schulbankete versuchte er es, sich den socialistischen Führern wieder zu nähern, aber das Mistrauen und der Haß gegen ihn waren zu groß; es kam zu heftigen Streitigkeiten und die Socialisten stellten ihm Raspail als Candidaten entgegen. So war er auf die Bergpartei allein angewiesen und erhielt im December bei der Präsidentenwahl nur 370,119 Stimmen. Bonaparte wurde Präsident; Ledru-Rollin aber bekämpfte voll Feuer die Politik der Majorität der Constituante, sprach wiederholt gegen die dem General Changarnier ertheilten Vollmachten, griff die auswärtige Politik der Regierung an, wies die rückwirkende Kraft der Jurisdiction des Hohen Justizhofs auf die Acte des 15. Mai zurück, hielt die Freiheit der Association aufrecht und vertheidigte die Solidarité républicaine als durchaus legal. Leidenschaftlich stürmte er auf den Ministerpräsidenten Odilon-Barrot ein und hielt nochmals gegen ihn die Rede, die er am 22. Sept. auf dem Bankete des Châlet gegen ihn geschleudert hatte. Am 11. und 12. April 1849 rechtfertigte er, vom Deputirten Denjoy angegriffen, sein Betragen als Mitglied der Regierung, und es kam zum Duelle. Während er in der Römischen Frage mehrmals zum Worte griff, trug er gelegentlich der Wahlen die Aufregung in die Departements, hielt zündende Banketreden in Le-Mans, Châteauroux und Moulins und versetzte die Arbeiter in Enthusiasmus; dabei entging er in Moulins, wo Hunderte von Nationalgardisten seinen Wagen beschossen, wie durch ein Wunder dem Tode und erstattete am 2. Mai der Versammlung hierüber Bericht. Die öffentliche Meinung war Ledru-Rollin wieder günstiger; dies bewies seine Wahl in die Legislative in den fünf Departements Saône-et-Loire, Seine, Var, Allier und Hérault, aber wieder nicht in Sarthe; als die Legislative ihren Präsidenten wählte, fiel er gegen Dupin den Aeltern durch und fand nur 182 Stimmen. Nach einem lebhaften Ausfalle gegen Changarnier interpellirte er am 7. Juni die Regierung wegen Roms und legte einen Protest im Namen der Verfassung nieder, die verletzt worden sei; er drohte, sie selbst mit den Waffen zu vertheidigen, verlangte, der Präsident der Republik und die Minister sollten in Anklagezustand versetzt werden, unterlag aber. Nun redigirte die Bergpartei eine Proclamation an die Franzosen, welche den Präsidenten, die Minister und ihre Mitschuldigen in der Versammlung für außer der Verfassung erklärte, die Nationalgarde aufrief, zur Schließung der Ateliers aufforderte und das Volk zum Aufstande ermahnte. Von Hitzköpfen verführt, eilte Ledru-Rollin am 13. Juni durch die Straßen, aber nur wenig Deputirte, über hundert Artilleristen der Nationalgarde unter Guinard und ein Haufe Volks folgten ihm nach dem Conservatorium der Künste und Handwerke, in dem er eine Art Nationalconvent einrichten wollte. Die Truppen der Regierung cernirten ihn und die Seinen bald, drängten sie von einem Hofe zum andern und es blieb ihnen nur die Flucht übrig. Ledru-Rollin versteckte sich in

Paris, dann in dessen Weichbild 23 Tage, floh durch Belgien nach England und protestirte hier gegen die Vorladung vor den Hohen Gerichtshof in Versailles, der ihn am 15. Nov. in contumaciam zur lebenslänglichen Deportation verurtheilte. Er hatte seine große Rolle ausgespielt, sich als gutmüthig, aber charakterschwach erwiesen, als ein echter Volkstribun, den gerade seine Schwäche leicht gefährlich machen konnte.

Nun lebte er in London vom Reste seines Vermögens und dem Ertrage seiner Feder; er publicirte «Le 13 juin 1849», war einer der Hauptredacteure von «La Voix du proscrit» und ließ in Paris 1850 das gegen England feindselige Buch «De la décadence de l'Angleterre» (2 Bände; deutsch von Vogel, Leipzig), und «La Loi anglaise» (2 Bände) erscheinen. Er trat in engste Verbindung mit den Häuptern und Mitgliedern der sich in London sammelnden Emigration, bildete mit Mazzini, Kossuth, Ruge u. a. einen Revolutionsausschuß zur Centralisirung der Bestrebungen der europäischen Demokratie und war der Führer der französischen Emigration. Als Felix Pyat und Louis Blanc nach England kamen, nahm Ledru-Rollin's Ansehen ab, denn die französischen Emigranten scharten sich nun um deren socialistisches Programm und es kam zu den bittersten persönlichen Streitigkeiten zwischen den einzelnen Schattirungen. Im J. 1851 ließ Ledru-Rollin in Paris die Broschüre «Du Gouvernement direct du peuple» erscheinen, in der er zwar die Trennung der executiven und der legislativen Gewalt beibehielt, aber erstere der letztern und diese dem ganzen Volke unbedingt unterordnete. Mit Mazzini 1857 in Tibaldi's Complot auf Napoleon III. verwickelt, wurde der Volkstribun von dem Assisenhofe der Seine verfolgt und trotz seiner Proteste in der englischen Presse im September d. J. zum zweiten mal in contumaciam zu lebenslänglicher Deportation verurtheilt, aber die britische Regierung weigerte sich, ihn auszuliefern. Nach wie vor schriftstellernd, wurde er von den Generalamnestien von 1860 und August 1869 ausgeschlossen, protestirte bei letzterm Anlasse und verlangte, provisorisch frei in Frankreich leben zu dürfen, bis er sich wegen seines frühern Ausbleibens vor Gericht entschuldigt habe. Als im November 1869 die Partialwahlen in den Gesetzgebenden Körper erfolgten, dachten die Unversöhnlichen vielfach daran, ihn aufzustellen und so gegen die Formalität des Eides zu protestiren; er aber lehnte nach längeren Erörterungen ab, da er keine verfassungswidrigen Unternehmungen mit seinem Namen decken lassen wollte. Erst Ollivier erlaubte ihm, von Napoleon dazu befugt, am 10. Jan. 1870 die Heimkehr nach Frankreich; er traf am 26. März ein und blieb in seiner Zurückgezogenheit auf seinem Landhause Fontenay-aux-Roses bei Paris in indirecter Beziehung zur dortigen politischen Welt. Während der Belagerung von Paris machte er einigemal von sich reden und im Jakobinerclub der Reine Blanche stellte er den Antrag, man solle die Regierung antreiben, daß sie mehr Nachdruck in die Vertheidigung bringe und daß sie die Commune einsetze; wahrscheinlich ohne sein Vorwissen erschien bei Flourens' Meuterei vom 31. Oct. sein Name auf der Liste des projectirten Wohlfahrtsausschusses. Die Departements Seine, Bouches-du-Rhône und Var wählten Ledru-Rollin am 8. Febr. 1871 in die Nationalversammlung zu Bordeaux, aber infolge der Annahme des Friedenstractats trat er aus; mehrfach lehnte er Candidaturen ab, schließlich aber stimmten ihn die alten Freunde um, und er kam für Vaucluse 1874 in die Versailler Nationalversammlung, starb aber schon am 31. Dec. d. J. zu Fontenay-aux-Roses. Als unter großen Feierlichkeiten am 24. Febr. 1885 in Paris sein Denkmal enthüllt wurde, priesen Floquet und andere Redner Ledru-Rollin als den Vater des allgemeinen Stimmrechts. *(Arthur Kleinschmidt.)*

LEDUM, eine von Tournefort aufgestellte, von Linné angenommene Ericaceengattung, welche von Adanson Dulia genannt wurde. Die Mitglieder dieser Gattung haben einen kleinen, fünfzähnigen, stehenbleibenden Kelch und 5 verkehrt-eiförmige, stumpfe, abstehende, dachziegelig sich deckende Blumenblätter. Die 5 oder 10, selten 6—7 Staubgefäße ragen in der Regel aus der Blumenkrone hervor, ihre Fäden sind dünn, ihre Beutel klein, am Grunde des Rückens angeheftet, fast kugeliggedoppelt und springen an der Spitze mit Löchern auf. Der Diskus ist kurz, ringförmig, acht- bis zehnlappig. Der Fruchtknoten ist eiförmig, mit Schülfern bedeckt, fünffächerig, der Griffel fadenförmig, die Narbe stumpf fünflappig, die zahlreichen Samenknospen sind dem innern Winkel jedes Faches in mehreren Reihen eingefügt. Die Kapsel ist länglich, fünffächerig, vom Grunde aufwärts scheidewandspaltig-fünfklappig, vielsamig. Same sehr klein, mit lockerer Schale und fleischigem Eiweiß; Keimling cylindrisch, Keimblätter sehr klein. Hierher gehören niedrige, aufrechte, ästige, oft nach Harz duftende Sträucher, deren Knospen mit Schuppen bedeckt sind. Ihre Blätter sind wechselständig, lederartig, kurz gestielt, linealisch oder länglich, ganzrandig, aber mit umgebogenem Rande, unterseits rostfarbig. Die mäßig großen, weißen Blüten stehen in endständigen Dolden. — Von den fünf beschriebenen Arten dieser Gattung sind die bekanntesten: 1) L. palustre *Linné*, mit linealisch-lanzettlichen Blättern und 10 Staubgefäßen, welche länger als die Blumenkrone sind. In Torfsümpfen in Europa, namentlich im nördlichen Theile einheimisch, ebenso in Nordasien und Nordamerika. Der Stengel ist gewöhnlich aufrecht, etwa 2—3 Fuß hoch, die Blätter sind 3—4 Linien breit. Die Pflanze ändert aber ab: L. decumbens *Aiton* mit niederliegendem, spannenhohem Stengel und sehr schmalen Blättern, so in Nordamerika. 2) L. latifolium *Aiton* mit elliptisch-länglichen Blättern und 5 Staubgefäßen, welche kaum länger sind als die Blumenkrone. Hierher gehört auch L. groenlandicum *Retzius*. Diese Art findet sich in verschiedenen Ländern von Nordamerika. *(A. Garcke.)*

LEE (Harriet), englische Dichterin, geboren zu London 1756, gestorben zu Clifton bei Bristol am 1. Aug. 1851, Schwester der Sophia Lee (s. d.). Sie begann ihre Laufbahn als Schriftstellerin mit dem Roman «The Errors of Innocence» (London 1786) und gab sodann

die Serie von Erzählungen «The Canterbury Tales» heraus, deren erster Band im J. 1797 erschien. Diese erlangten große Popularität. Eine besonders interessante Erzählung ist «Kruitzner or the German's Tale», welcher Byron seine Tragödie «Werner» entnahm. Sie schrieb auch zwei Dramen: «The New Peerage» und «The Strangers». (*W. Bentheim.*)

LEE (Robert Edmond), der bedeutendste südstaatliche General im amerikanischen Bürgerkriege, ist als dritter Sohn Henry Lee's, eines Gouverneurs von Virginien, am 19. Jan. 1807 zu Stratford in der Grafschaft Westmoreland geboren. Der Familientradition zufolge stammt das seit zwei Jahrhunderten in Virginien ansässige Geschlecht der Lee von den englischen Grafen von Lichfield ab, von welchen ein Abkömmling unter der Regierung Karl's I. als Colonialsecretär nach Nordamerika gesandt, in kurzer Zeit daselbst zu Reichthum und Ansehen gelangte. Unter seinen Nachkommen zeichnete sich Thomas Lee als Gouverneur von Virginien aus. Die Söhne des letztern spielten im Unabhängigkeitskriege eine hervorragende Rolle, während ihr naher Verwandter, der Vater des südstaatlichen Generals, besonders durch sein Freundschaftsverhältniß zu Washington und durch seine Memoiren bekannt geworden ist. Die Aeltern Lee's siedelten 1811 von Stratford nach Alexandria bei Washington über, wo Lee seinen ersten Unterricht empfing. Im J. 1825 bezog er die Militärschule in West-Point; 1829 als Ingenieurlieutenant entlassen, zeichnete er sich 1847 als Kapitän in dem Kriege gegen Mexico bei Vera-Cruz, Cerro-Gordo und Chapultepec aus. Verwundet und zum Oberstlieutenant befördert, wurde er 1852 als Oberintendant der Militärschule in West-Point angestellt, rückte aber schon 1855 an der Spitze eines Cavallerieregiments nach Texas, um die Grenze gegen die Ueberfälle der Indianer zu schützen. Im November 1859 unterdrückte er den von John Brown angestiftеten Sklavenaufstand in Harpers-Ferry und wurde bald darauf zum Chef des Stabes beim Oberbefehlshaber der Unionsarmee, General Scott, befördert. Aus dieser Stellung schied Lee beim Ausbruch des Bürgerkrieges, betheiligte sich hierauf bei der Organisation der Armee von Virginien und wurde im Mai 1861, als sein Heimatland auch formell der Conföderation des Südens beitrat, mit dem Commando einer Division betraut. Im Juli 1861 übernahm Lee den Befehl an der Ostgrenze, brachte sein Corps auf 15,000 Mann und operirte ohne sonderlichen Erfolg bis zum Eintritt des Winters gegen Rosecrans. Am 13. März 1862 zur Oberleitung der Kriegsoperationen nach Richmond berufen, veranlaßte er die Befestigung von Charlestown und trat nach Johnston's Verwundung Ende Mai an die Spitze der Armee von Nordvirginien, welche zu jener Zeit 70,000 Mann zählte. In einer Reihe von Gefechten, welche unter dem Namen der «sieben Tage von Richmond» bekannt sind, drängte Lee seinen Gegner MacClellan Ende Juni vom Chickahoming an den James River zurück, wandte sich hierauf gegen Pope, welcher die Verbindung der südstaatlichen Armee bedrohte, schlug denselben am 29. und 30. Aug. am Bull Run und nöthigte ihn, sich in die Linien von Washington zurückzuziehen. Am 4. Sept. überschritt Lee den Potomac bei Williamsport und drang in Maryland ein. Nach der unentschiedenen Schlacht (16. Sept.) am Antietam-Creek, einem Nebenflusse des Potomac, ging Lee nach Virginien, wies den ihn verfolgenden Porter zurück, retablirte seine durch Verluste und Strapazen erschöpfte Armee und schlug am 13. Dec. 1862 die überlegene Armee der Nordstaaten unter Burnside bei Fredericksburg. Ebenso glücklich war Lee gegen Hooker, welchen er durch die Siege vom 2. und 3. Mai bei Chancellorsville zum Rückzug über den Rappahannock zwang. Am 22. und 23. Juni überschritt Lee den Potomac und stieß am 1. Juli bei Gettysburg in Pennsylvanien auf die Unionsarmee unter Mead. Obgleich Lee nach dreitägigem Kampfe (1.—3. Juli) unter schweren Verlusten das Feld räumte und nach dem Potomac zurückging, so war die Haltung seiner Armee doch eine so imponirende, daß der zur Verfolgung nachgesandte Sedgwick die Stellung Lee's bei Hagerstown nicht anzugreifen wagte. Lee überschritt in der Nacht vom 13. zum 14. Juli bei Williamsport und Falling-Waters den Potomac, warf die ihn verfolgende Cavalerie bei Kearneysville zurück und gelangte am 1. Aug. in die sichere Stellung am Rappahannock, welche er nach Meade's Rückzug mit der am Rapidan vertauschte. — In dem Feldzuge von 1864 griff Lee am 6. Mai in einer einsamen abgelegenen Gegend, von ihrer Beschaffenheit «Wilderness» genannt, die Unionstruppen unter Grant an, welcher zwei Tage vorher den Rapidan überschritten hatte. Der Kampf blieb hier ebenso unentschieden wie am folgenden Tage, wo er bei Spottsylvania von neuem entbrannte und mit kurzen Unterbrechungen bis zum 20. Mai fortgeführt wurde. Obgleich Lee sich auch am 23. Mai in seiner Stellung am Northhanna behauptete und sogar am 3. Juni in der sogenannten zweiten Schlacht von Cold-Harbour einige Vortheile über Grant erlangte, mußte er sich, nachdem auch eine kühne Diversion, welche Washington, Baltimore und Philadelphia bedrohte, ihren Zweck verfehlt hatte, auf Petersburg zurückziehen. — Die Vertheidigung der zwischen diesem Orte und Richmond angelegten Befestigungen bildet den Glanzpunkt in Lee's militärischer Laufbahn. Er widerstand an der Spitze einer Armee von kaum 30,000 Mann den fünfmal stärkeren Unionstruppen unter Grant bis zum Frühjahr 1865. Als im März 1865 auch der letzte Schienenweg (South-side Railroad), auf welchem die Versorgung der Armee mit Lebensmitteln noch möglich war, von den Truppen Grant's besetzt wurde, räumte Lee seine Stellung, überschritt in der Nacht vom 2. zum 3. April den Appomatox und versuchte sich nach Nordcarolina durchzuschlagen. Auf allen Seiten von überlegenen feindlichen Kräften eingeschlossen und durch den Mangel an Lebensmitteln in seinen Bewegungen gehemmt, capitulirte Lee mit den Trümmern seiner nur noch 7500 Mann zählenden Armee am 9. April 1865 bei Appomatox-Court-House. Die übrigen Armeen der Südstaaten folgten dem gegebenen Beispiel und der Bürgerkrieg erreichte bald darauf sein Ende.

Nach Richmond in den Kreis seiner Familie zurück-

gekehrt, war Lee einer der ersten, welcher die Amnestie nachsuchte und erhielt. Im October 1865 zum Präsidenten (Oberdirector) des Washington-College in Lexington gewählt, wirkte er bis zu seinem am 12. Oct. 1870 erfolgten Tode an dieser Militärschule. Gleich ausgezeichnet als Mensch wie als Feldherr, erfreute sich Lee der Liebe und Verehrung seiner Mitbürger und Untergebenen im höchsten Grade; selbst in den Tagen des Unglücks ist das Vertrauen seiner Soldaten zu ihm keinen Augenblick erschüttert worden. Unermüdlich in der Fürsorge für die Armee, hielt er mit der größten Strenge die Disciplin aufrecht und bemühte sich, die Schrecken des Krieges auch in Feindesland möglichst zu lindern. Mit tiefer Religiosität und ritterlicher Gesinnung vereinigte Lee große Liebenswürdigkeit im persönlichen Verkehr und er ist unstreitig eine der edelsten Erscheinungen unter den Feldherren des amerikanischen Secessionskrieges. Die Nachwelt ehrte sein Andenken im Frühjahr 1884 durch Errichtung eines Standbildes in New-Orleans.

Vgl. Edward Lee Child, «Lee, général, sa vie et ses campagnes» (Paris 1874); Cook, «Life of Lee» (New-York 1871). *(E. L. Ulbrich.)*

LEE (Sophia), englische Dichterin, geboren zu London im Mai 1750, Schwester von Harriet Lee (s. d.). Sie veröffentlichte 1780 das Lustspiel «The chapter of accidents», welches auf dem Haymarket-Theater in London mit Beifall gegeben wurde. Im folgenden Jahre zog sie mit ihrer Schwester nach Bath und verwandte den Ertrag ihres Stücks zur Gründung einer Mädchenschule, welcher sie eine Reihe von Jahren vorstand. Im J. 1785 gab sie heraus «The Recess», ein historischer Roman von düsterer Tendenz, welcher eine beträchtliche Verbreitung erlangte. Darauf schrieb sie das Trauerspiel «Almeyda», das gleichfalls Erfolg hatte. Dann folgte «The life of a Lover», ein Roman in sechs Bänden; ferner verfaßte sie die Erzählungen «The young Lady's Tale», und «The Clergyman's Tale», welche von vielen für ihre besten Leistungen gehalten werden, für die «Canterbury Tales», die von ihrer Schwester Harriet herausgegebene Serie. Im J. 1803 gab sie die Schule auf, verlebte die übrigen Jahre in Zurückgezogenheit und starb am 13. März 1824 zu Clifton.
(W. Bentheim.)

LEEA, eine von Linné nach James Lee benannte Gattung der Ampelideen mit fünfzähnigem Kelche und 5 am Grunde unter sich und mit der Staubfadenröhre verwachsenen, zurückgekrümmten Blumenblättern. Die Staubfadenröhre ist kegelig, krugförmig oder annähernd kugelig, fast ganzrandig oder fünflappig oder auch fünftheilig, mit nacktem oder durch eine ringförmige Haut halbgeschlossenem Schlunde, einwärts gebogenen, zwischen den Lappen der Röhre eingefügten Fäden und hervortretenden oder in der Röhre eingeschlossenen Beuteln. Der drei- bis sechsfächerige Fruchtknoten ist der Scheibe eingefügt, Griffel kurz, Narbe verdickt, Eichen in den Fächern einzeln. Beere drei- bis sechsfächerig. Samen aufrecht mit harter Schale und zernagtem, knorpeligem Eiweiß; Samenkeim klein, gerade oder schwach gekrümmt, Keimblätter eiförmig oder fast blattartig, Würzelchen kegelförmig. Hierher gehören kleine Bäume oder Sträucher mit häufig gestreiften oder gefurchten, sehr selten stacheligen Aesten, wechselständigen, einfach oder zwei- bis dreifach gefiederten Blättern, ganzrandigen oder gesägten Blättchen, am Grunde verdickten, scheidenartigen Blattstielen, den Blättern gegenüberstehenden, niemals Ranken tragenden, trugdoldig zusammengesetzten Blütenstielen und kleinen oder größeren, rothen, gelben oder grünen Blüten. Die zahlreichen Arten sind im tropischen Asien, Afrika und auf den Mascarenen einheimisch, nur wenige kommen auch in Australien vor.
(A. Garcke.)

LEEB (Johann), Bildhauer, geboren zu Memmingen am 1. Sept. 1790, gestorben zu München am 5. Juli 1863. Aus einem einfachen Steinmetzen hat er sich durch Talent und Fleiß zu einem Künstler herausgebildet. In den Jahren 1812 und 1813 arbeitete er in Paris an der schönen Treppe im Louvre und im Pantheon. Der Kronprinz Ludwig von Baiern entdeckte ihn daselbst und schickte ihn 1816 mit der damals angekauften Gemäldesammlung Albani nach München. Hier nahm sich Klenze seiner an und ließ durch ihn unter seiner Leitung und nach seinen Entwürfen Modelle und Ornamente für die Glyptothek ausführen. In den Jahren 1817—1819 hielt er sich in Rom auf, wohin ihn der König auf seine Kosten schickte. In Rom entstanden die beiden Basreliefs: eine Bacchantin, und Horen, die den Pegasus pflegen. Im J. 1820 besuchte er Neapel und schuf für den Herzog von Alba die lebensgroße Marmorgruppe des Hylas und der Nymphe Ephydatia. Nach Rom zurückgekehrt, fand er bei Thorwaldsen Beschäftigung. Der Kronprinz von Baiern bestellte mehrere Brustbilder für die Walhalla. Für die Grabkapelle der Königin von Würtemberg führte er in Marmor den heiligen Matthäus aus. Als weitere Arbeiten während seines römischen Aufenthalts werden noch genannt: ein schlafender Amor für den Grafen Schönborn, ein Mädchen, das im Schoße ein Nest mit drei Amorinen hält. Für das Odeon machte er die Brustbilder berühmter Tonkünstler, wie Mozart, Haydn, Gluck, Weber, Vogler u. a. Außerdem entstanden noch Bildnisse von Privaten, Grabmäler und Entwürfe für öffentliche Denkmäler. Erst im J. 1826 kam er nach München zurück. Hier entstand ein reitender Niobide, der in dem Augenblicke aufgefaßt ist, wo er vom tödlichen Pfeile Apollo's getroffen wird. Von den sechs Statuen, welche die Nischen der Glyptothek zieren, sind zwei, die des Perikles und des Hadrian, sein Werk. Im J. 1862 schenkte er seiner Vaterstadt die lebensgroße Statue des 1396 ebenda geborenen Historikers Burkhard Zingg. *(J. E. Wessely.)*

LEECH (John), humoristischer Zeichner, geboren am 29. Aug. 1817 zu London, erhielt seine Schulbildung in der Charterhouse-Schule in London, wo Thackeray sein Mitschüler war. Im Alter von 16 Jahren trat Leech, um Medicin zu studiren, in das St.-Bartholomäus-Hospital zu London, wo die Genauigkeit und Schönheit seiner anatomischen Zeichnungen sehr gelobt wurde. Im

Alter von 18 Jahren veröffentlichte er «Etchings and Sketchings». Der Erfolg, den diese und andere Zeichnungen hatten, bestimmte ihn, die künstlerische Laufbahn einzuschlagen. Im J. 1840 begann er seine Zeichnungen für die londoner Monatsschriften mit einer Reihe von Radirungen in «Bentley's Miscellany». In Gemeinschaft mit Cruikshank lieferte Leech Radirungen zu verschiedenen Werken. Seine Bilder sind, wenn auch geistvoll, in technischer Hinsicht noch unvollkommen, auch ist die Abhängigkeit von Cruikshank und Browne noch zu bemerklich. Eine gesteigerte Kraft zeigte sich in den anmuthigen Zeichnungen zu Dickens' «Christmas Carol» für 1844. Im J. 1847 und 1848 gab er die meisterhaften Radirungen zur «Comic History of England», 1852 die vielleicht noch meisterhafteren zur «Comic History of Rome» heraus. Im J. 1841 begann Leech's Verbindung mit dem humoristischen Wochenblatte «Punch», welche bis zu seinem Tode währte. Im «Punch» erschienen seine bekanntesten und am meisten bewunderten Holzschnitte. Bereits 1845 begann im «Punch» jene lange Reihe von Bildern aus dem englischen häuslichen Leben, von der der ausgezeichnete Kunstkritiker Ruskin sagt: «Anerkanntermaßen die feinste Beschreibung und Naturgeschichte unserer Gesellschaftsklassen, die freundlichste und schärfste Darlegung ihrer Schwächen, die zarteste Schmeichelei ihrer hübschen und wohlgezogenen Seiten, welche noch erschienen ist.» Neben diesen wöchentlichen Beiträgen für den «Punch» lieferte Leech die Holzschnittzeichnungen für «Punch's Almanac and Pocket book», für die Wochenschrift «Once a Week» und von 1853 bis 1862 für die «Illustrated London News», wo die meisten seiner beliebten «Sporting Scenes» erschienen. Er lieferte ferner Illustrationen zu einer Menge von Romanen und andern Schriften. Leech starb in London am 29. Oct. 1864. — Vgl. John Brown, «John Leech, an essay on his life and works» (2. Aufl., Edinburgh 1881). *(W. Bentheim.)*

LEEDS, große Fabrikstadt im West-Riding der englischen Grafschaft York, 298 Kilom. von London, 360 Kilom. von Edinburgh, liegt an beiden Ufern des Aire, welchen zwei Ketten-, drei Stein- und zwei Eisenbrücken überspannen, und ist durch den großartigen Leeds-Liverpool-Kanal (1770—1816 erbaut), sowie durch zahlreiche Eisenbahnen mit den vornehmsten Plätzen Großbritanniens verbunden. Leeds, aus der eigentlichen Stadt und mehreren Vorstädten bestehend, hat im älteren Theile enge und finstere Straßen, dagegen im neueren breite, freundliche Straßen mit schönen Plätzen und Gebäuden und wird durch große Wasserwerke mit Wasser, vom Arthington hergeleitet, versorgt. Die Stadt hat ein im griechischen Stile erbautes Stadthaus, vor dem die Bildsäulen R. Peel's und E. Baines' stehen, einen Gerichtshof, eine Börse, eine Getreidebörse, drei ungeheuere Tuchhallen (aber außer Gebrauch gekommen), schöne Markthallen, über 100 Kirchen, darunter die älteste die von St.-John, von 1634, zwei Synagogen, ein großes Krankenhaus, eine Versorgungsanstalt, eine 1555 gestiftete Lateinschule, das 1875 errichtete Yorkshire-College für technisch wichtige Wissenschaften (mit 19 Professoren) und zahlreiche andere öffentliche und Privatschulen. Auch besteht eine Kunstindustrie- und eine Arzneischule, eine öffentliche Bibliothek von 83,000 Bänden, die von dem unitarischen Prediger Priestley gestiftete alte Bibliothek von 75,000 Bänden, ein Literarisch-philosophisches Institut mit Museum und Bibliothek, ein Handwerkerinstitut mit großer Bibliothek und Unterrichtssälen, zwei Theater, eine Musikhalle und ein Concertsaal.

Leeds, mit (1885) 333,139 Einwohnern in 65,143 bewohnten Häusern, ist die Metropole der englischen Tuchfabrikation und des Tuchhandels. In dem Districte, dessen Centrum es ist, werden mehr Tuchstoffe bester Qualität verfertigt, als in irgend einem andern Fabrikdistrict Europas, während der Handel mit diesen Stoffen über die ganze Erde betrieben wird. Die ganze Umgegend von Leeds ist eine große Tuchmanufactur mit zahlreichen Fabriken und Tausenden von kleinen selbständigen Hauswebern. Andere Industriezweige sind: Flachsmaschinenspinnerei, Bearbeitung von Eisen, Anfertigung von Kleidungsstücken, Gerbereien; ferner bestehen viele Oel- und Papiermühlen, Fabriken für irdene Waaren, Glas, Chemikalien u. s. w. — Leeds war schon unter Wilhelm dem Eroberer vorhanden. Karl I. gab der Stadt verschiedene Privilegien und Karl II. eine Charte, die noch jetzt Gültigkeit hat. Im 17. Jahrh. bereits war sie Hauptsitz der englischen Wollindustrie. Die wachsende Bedeutung der Stadt wurde von neuem in der Reformbill von 1867 anerkannt, indem sie den sogenannten dreieckigen Parlamentsdistricten zugezählt wurde, d. h. einen dritten Vertreter im Parlament erhielt.
(W. Bentheim.)

LEEK, Marktflecken in der englischen Grafschaft Stafford, in schöner Lage auf einer Anhöhe am Flusse Churnet, mit (1881) 12,865 Einwohnern und ziemlich bedeutender Industrie, namentlich in der Anfertigung von Seidenwaaren. Die Pfarrkirche, ein Muster des altenglischen Baustils, 1180 erbaut, Eduard dem Bekenner gewidmet, wurde 1867 und 1875 restaurirt. In der Nähe liegen die Ruinen der Cistercienser-Abtei de la Croix, gewöhnlich Dieulacres genannt, von Ranuth de Blondeville, Graf von Chester, 1214 erbaut. Der Ort hat ein hohes Alterthum; britische und römische Ueberreste sind häufig in der Nähe der Stadt gefunden worden. Während mehrerer Jahrhunderte nach der normannischen Eroberung war die Stadt Eigenthum der Grafen Chester, welche dieselbe jedoch später den Mönchen der Abtei de la Croix verliehen. Im J. 1745 wurde Leek von den Truppen des englischen Prätendenten besetzt.
(W. Bentheim.)

LEER, Kreisstadt im Regierungsbezirk Aurich der preußischen Provinz Hannover, liegt rechts an der Leda 1 Kilom. von der Mündung in die Ems entfernt, an den Bahnen Bremen-Oldenburg-Neuschanz (Oldenburger Staatsbahn) und Soest-Emden (Preußische Staatsbahn) und zählt (1885) 10,339 meist protestantische Einwohner. Die Stadt ist Sitz der Kreisbehörden, eines Hauptzollamtes, Amtsgerichts, der Ostfriesischen Bank, einer Genossen-

schaftsbank und einer Agentur der Hannöverschen Bank, einer Handelskammer, der Consuln von Belgien, Dänemark und Oesterreich-Ungarn, sowie mehrerer Viceconsuln, hat reformirte, lutherische, katholische und mennonitische Kirche, jüdische Synagoge, Gymnasium und Realgymnasium, Navigationsschule, höhere Töchterschule, Post- und Telegraphenamt und unterhält Dampferverbindung mit Emden und Borkum. Unter den gewerblichen Anlagen sind hervorzuheben Maschinenfabriken, Eisengießereien, Papierfabriken, Fabriken für Leinen- und Wollwaaren, Taback, Cigarren, Töpferwaaren, Seife, ferner Geneverbrennereien, Bierbrauereien, Gerbereien, Mühlen und mehrere Schiffswerften. Der bedeutende Handel exportirt Rindvieh, Pferde, landwirthschaftliche Producte, Stahlwaaren, Papier, Ruhrkohle und Torf. Im J. 1880 kamen an 348 Schiffe (40,959 Registertons), ausgelaufen waren 407 Schiffe (38,130 Registertons).

Leer ist eine alte Stadt und vielleicht die älteste christliche Gemeinde in Ostfriesland; aus der heidnischen Zeit stammt wol noch der 22 Met. hohe künstliche Plitenberg, eine alte Gerichts- und Opferstätte. Es war der Hauptort des alten Moornerlandes und Residenz der Familie Focko-Ukena, deren Burg 1431 erobert und zerstört wurde; seitdem gehörte es dem Hause Cirksena. Erst 1823 wurde Leer zur Stadt erhoben.

Der Kreis Leer, im Osten des Dollart, von der Ems und Leda durchflossen und von den obengenannten Bahnen durchschnitten, enthält außer der Kreisstadt noch den Flecken Weener und 101 Landgemeinden, zusammen 979,81 □Kilom. mit (1885) 47,183 Einwohnern.

(E. Kaufmann.)

LEERSIA, eine von Swartz zu Ehren von Johann Daniel Leers, dem Verfasser der Flora von Herborn, aufgestellte Pflanzengattung der Gramineen, mit welcher Homalocenchrus *Mieg*, Ehrharta *Weber*, Asprella *Schreber* und Blepharochloa *Endlicher* zusammenfallen. Die Aehrchen sind einblütig, an den dünnen Aesten der Rispe sitzend oder kurzgestielt, eingeschlossen von zwei spelzenartigen Hochblättern, von denen das untere breitere, kielartig zusammengefaltete, stets grannenlose, aber am Kiel und an den Rändern oft gewimperte als Deckblatt, das obere schmälere, von ersterm theilweise umfaßte als Vorblatt zu betrachten ist. Staubgefäße sind 6, 3 oder weniger vorhanden; Griffel kurz und dünn, Narben federig; Früchtchen eiförmig oder schmal-länglich, von den Spelzen locker eingeschlossen.

Die Gattung Leersia wird von Oryza gewöhnlich in der Weise unterschieden, daß letzterer 4, ersterer nur 2 Hüllblätter zugeschrieben werden. In Wirklichkeit besitzen aber nicht nur beide Gattungen je 4 Hüllblätter (glumae), sondern sogar sämmtliche Oryzeen, zu denen auch Ehrharta, Tetrarrhena und Microlaena zu rechnen sind, während Coleanthus, vielfach auch zu dieser Abtheilung gezogen, davon zu trennen ist. In der Regel stehen diese Hüllblätter, bei den einzelnen Arten allerdings sehr verschieden ausgebildet, bisweilen sogar nur als Schuppen vorhanden, dicht beisammen, seltener erscheint das unterste oder beide untere abgerückt. Die beiden oberen sind gewöhnlich an Länge wenig verschieden, indem das dritte nur etwas kleiner als das oberste ist, bisweilen tritt es aber auch schuppenförmig auf, ganz so wie die beiden untersten. Das Deckblatt (palea inferior) ist von den Hüllblättern durch ein sehr kurzes, fast kugelig angeschwollenes Internodium getrennt. Zwischen den zwei unteren und den zwei oberen Hüllblättern ist eine Gliederung vorhanden, durch welche das Abfallen des Aehrchens zur Zeit der Reife bedingt ist und wodurch sich die Hülle in eine äußere und eine innere, eine stehenbleibende und eine abfallende trennt. In dieser Weise ist sowol Leersia als Oryza gebaut und daher die Vereinigung beider geboten, da auf den constanten Mangel einer Granne bei ersterer kein Gewicht zu legen ist, ebenso wenig wie auf die Zahl der Staubgefäße, welche bei Leersia gewöhnlich 3 beträgt, aber auch auf 1 oder 2 sinkt und auf 6 steigt, während andererseits auch echte Arten der Gattung Oryza nur 3 Staubgefäße zeigen, obgleich sonst gewöhnlich 6 vorhanden sind.

Linné rechnete die bekannteste Art (L. oryzoides) zur Gattung Phalaris, durch die kielartig zusammengedrückten Spelzen verleitet, welche er nach der damals herrschenden Betrachtungsweise für einen Kelch hielt. Später wurde zwar die Verschiedenheit dieses Grases von Phalaris erkannt, aber zu andern Gattungen gestellt, wie die oben angeführten Synonyme beweisen. Erst A. Braun hat die Zurückführung der Gattung Leersia zu Oryza in überzeugender Weise klar gelegt, und es ist zu verwundern, daß in dem bedeutendsten neuesten systematischen Werke über Pflanzengattungen von Bentham und Hooker, in dem beide wieder getrennt erscheinen, darauf keine Rücksicht genommen ist, obwol die Arbeit von Döll in Martius' «Flora brasiliensis», welcher Leersia als eine Section von Oryza betrachtet, citirt wird.

Die 5 beschriebenen Arten der Gattung Leersia sind sämmtlich in Amerika einheimisch, obgleich eine davon, L. oryzoides *Swartz* oder nach der jetzigen Bezeichnung Oryza clandestina *A. Braun*, auch in Europa und der gemäßigten Zone Asiens häufig vorkommt und Leersia hexandra *Swartz* gleichfalls in den tropischen Gegenden der alten Welt weit verbreitet ist. Von den früher schon zu Oryza gestellten Arten sind ungefähr 20 beschrieben, doch werden einige wol richtiger mit der an vielen Orten cultivirten O. sativa *Linné* (dem Reis) vereinigt werden müssen; alle haben Ostindien zu ihrer Heimat.

(A. Garcke.)

LEEUWARDEN, die Hauptstadt der niederländischen Provinz Friesland, liegt an der Niederländischen Staatsbahn, durch welche sie mit Harlingen, Sneek und Zutphen verbunden ist, und steht vermittels mehrerer Kanäle, von welchen sie durchschnitten ist, in Gemeinschaft mit allen bedeutendern Plätzen der Provinz, sowie mit der Zuidersee. Die gut gebaute und an der Stelle der früheren Festungswälle von schönen Anlagen umgebene Stadt, heute Sitz der Provinzialregierung, wie sie zur Zeit der Republik, wo Friesland seinen eigenen

Statthalter hatte, die Residenz des letztern gewesen, auch Sitz der 1828 gegründeten Friesischen Gesellschaft für Geschichte, Alterthums und Sprachwissenschaft, hat (1886) eine Bevölkerung von 29,329 Seelen, von denen weitaus die größte Mehrheit der reformirten Kirche angehört. Leeuwarden zeichnet sich aus durch verschiedene alterthümliche Gebäude. Unter den zwölf Kirchen ragt die reformirte oder Jakobinerkirche hervor, ein großer Bau mit ausgezeichneter Orgel und mit dem Monument des friesischen Pädagogen H. Nieuwold, sowie mit den Grabmälern der friesischen Statthalter. Der jetzt königliche Palast, Prinsenhof genannt, einst Residenzschloß der Statthalter, ist ein altes, unansehnliches Gebäude; bedeutend dagegen das große schöne Rathhaus aus alter Zeit, mit der Stadtbibliothek und wichtigen Archiven, das neue Justizgebäude mit Säulenhof (Provinzialgerichtshof), die Gothische Kanzlei oder frühererer Gerichtshof von Friesland, jetzt Haftgebäude. Außerdem ist noch hervorzuheben der Oldehoof, ein alter Thurm von 45 Met. Höhe, der neue Jakobsthurm mit Glockenspiel, das Schauspielhaus, der Concertsaal. An Bildungsanstalten besitzt die Stadt ein Gymnasium, eine höhere Bürgerschule für Knaben, eine solche für Mädchen, eine Musikschule. Leeuwarden ist ein Hauptplatz für den sehr bedeutenden Getreide-, Vieh-, Butter- und Käsehandel der Provinz Friesland, aber als Industriestadt von untergeordneter Stellung.

Die Entstehung der Stadt fällt ans Ende des 12. Jahrh. Nach der Unterwerfung der Friesen durch den Grafen von Holland (Albrecht von Baiern) wurde Gerold von Camminga mit Leeuwarden belehnt. Während des 15. Jahrh. war die Stadt wie alle andern friesischen Städte in die innern Parteikämpfe des Landes (Schieringers und Vetkoopers) verwickelt und wurde 1487 von den Schieringers geplündert. Als Herzog Albrecht von Sachsen-Meißen vom Kaiser Maximilian I. zum Erbpotestaten von Friesland ernannt war, mußte er 1498, wie Herzog Heinrich 1500, die Stadt mit Gewalt unterwerfen. Nachdem 1515 der Geldrische Krieg ausgebrochen war und der Herzog von Sachsen Friesland, das er nicht halten konnte, an Karl von Oesterreich abgetreten hatte, nahm in dessen Auftrage Floris von Egmont auch Leeuwarden in Besitz, das nach dem Frieden mit Geldern 1524 unter Karl V. längere Jahre der Ruhe und des Gedeihens genoß. Inzwischen hatte die Reformation Eingang gefunden und die Stadtobrigkeit schaffte 1566 den katholischen Gottesdienst förmlich ab und führte die reformirte Predigt ein. Die Anrückung eines statthalterischen Heeres nöthigte jedoch die Stadt zur Wiedereinführung des katholischen Ritus und als unter Alba's Schreckensherrschaft 1570 der neue katholische Bischof einzog, schien die Herrschaft des Katholicismus gesichert. Indeß gelang es den Bürgern, als die Verhältnisse sich zu Ungunsten Spaniens wendeten, im J. 1580 die Besatzung und die katholische Geistlichkeit zu vertreiben, und die Stadt wurde nun ganz protestantisch. In den folgenden religiösen Streitigkeiten zwischen Remonstranten und Contraremonstranten, sowie in den politischen Kämpfen zwischen der Provinz und den Generalstaaten bildete Leeuwarden in der Regel den Mittelpunkt und es kam hier mehrmals zu förmlichem Aufruhr, so 1625 und 1672. — Als die Provinz Friesland von der Französischen Revolution mit erfaßt ward, bildete sich in der Stadt der Club der «Fraternität», unter dessen Einfluß der Stadtmagistrat wie die Provinzialstaaten abgesetzt wurden und ein Revolutionscomité die Regierung übernahm.

(Th. Wenzelburger.)

LEEUWENHOEK (Antony van), berühmter niederländischer Naturforscher, ward geboren am 21. Oct. 1632 in Delft. Bis zum 22. Jahre in einem kaufmännischen Geschäft zu Amsterdam, kehrte er dann in seine Vaterstadt zurück, wo er sich, wie es scheint, ohne jegliche gelehrte Vorbildung, auch ohne jede andere Hülfe physikalischen, vorzugsweise mikroskopischen Studien widmete, und wo er auch am 27. Aug. 1723 gestorben ist. Zuerst legte er sich auf die Construction von Mikroskopen, die er, wie auch seine übrigen Instrumente, allein verfertigte. In Genauigkeit der von ihm geschliffenen Linsen übertraf er alle seine Zeitgenossen. Die Beobachtungen und Entdeckungen, die er mit diesen Instrumenten machte, scheint er anfangs nur seinen Freunden in Delft mitgetheilt zu haben. Sie wurden erst in weiteren Kreisen bekannt, nachdem sein Freund, der berühmte Anatom Regnier de Graaf, einige seiner Entdeckungen im J. 1673 zur Begutachtung der Royal Society zu London übersandt hatte. Von dieser Zeit an datirt auch sein Ruhm, der sich bald über England, Deutschland, Frankreich, Belgien und Italien verbreitete. Denn diese Arbeiten wurden von der Royal Society anerkennend aufgenommen, alsbald in den «Transactions» der Gesellschaft veröffentlicht, und Leeuwenhoek blieb bis zu seinem Tode ein hochgeschätzter Mitarbeiter dieser «Transactions»; die Royal Society nahm ihn auch bereits 1680 in der ehrenvollsten Weise unter ihre Mitglieder auf. Im September 1675 entdeckte Leeuwenhoek die Infusorien im Wasser. «In diesem Monat», erzählt er, «entdeckte ich im Regenwasser, das einige Tage in einer Tonne gestanden hatte, kleine Thierchen, welche unendlich kleiner waren, als die von Dr. Swammerdam mit dem Namen Wasserfloh bezeichneten Thierchen.» Leeuwenhoek beobachtete damals verschiedene, heutzutage allgemein bekannte Formen dieser Infusorien, später entdeckte er, daß reines Regenwasser keine Infusorien enthalte, daß sich dieselben aber alsbald zu zeigen beginnen, nachdem das Wasser einige Zeit an der offenen Luft gestanden. Genaue Beschreibungen der von ihm beobachteten Infusorien finden wir indessen bei ihm ebenso wenig, als Mittheilungen über die Lebenserscheinungen dieser Thierchen, seine Mühe concentrirte er darauf, die Anzahl derselben in einem Tropfen Wasser zu bestimmen, was ihm auch in sehr überraschender Weise gelang. Ebenso bedeutend und wichtig sind die Untersuchungen Leeuwenhoek's über das Blut und den Blutumlauf. Swammerdam war zweifellos der erste, der die Blutkörperchen beobachtet hat, aber seine 1658 gemachten Beobachtungen wurden erst beinahe ein Jahrhundert später veröffentlicht. Leeuwen-

hoek entdeckte dieselben 1661 im Blute des Menschen, beschrieb und maß sie, soweit ihm letzteres möglich war; er gelangte zum Resultat, daß ihr Durchschnitt hundertmal kleiner sei als der eines Sandkorns, und auch die Thatsache, daß die Blutkörperchen bei Fischen oval statt rund sind, bemerkte er zuerst. Im J. 1619 hatte Harvey seine Entdeckungen über den Blutumlauf gemacht, aber seine Theorie war keineswegs vollständig; er hatte zwar die Rolle richtig begriffen, welche das Herz beim Blutumlauf spielt, aber er wußte noch nicht, wie die Schlagadern in die Venen übergingen und nahm an, daß dieser Uebergang unmittelbar stattfinde oder daß derselbe aus dem Princip der Porosität erklärt werden könne. Der Geduld und dem erfinderischen Geiste von Leeuwenhoek kommt das Verdienst zu, die Beobachtungen und Entdeckungen Harvey's ergänzt und vervollständigt zu haben. Er entdeckte den Blutumlauf in den capillaren Gefäßen und machte nicht nur sehr richtige und genaue Beschreibungen und Zeichnungen des Uebergangs der Arterien in Venen, sondern zeigte dieses Phänomen unter dem Mikroskop so deutlich, daß auch die verstocktesten Widersacher der Harvey'schen Theorie sich für geschlagen erklärten. Die durchsichtigen Schwimmhäute eines Laubfroschfußes, die Ohren eines Kaninchens, die Schwänze von Froschlarven und sehr jungen Aalen, Flossen von kleinen Butten, die Flughaut einer Fledermaus wurden dabei von ihm gebraucht. Seine Beobachtung charakterisirt er folgendermaßen: «Wenn ich die zahllose Menge der Blutkörperchen in schnellem Laufe fortgeführt sehe, dann glaube ich vor einem Fenster zu stehen, vor dem die Schneeflocken von einem heftigen Sturme vorbeigejagt werden.» Wie weit es Leeuwenhoek in der Genauigkeit gebracht hatte, geht daraus hervor, daß er wußte, daß alle Gefäße, so klein sie auch sein möchten, eigene Wände haben, ja er sah die an diesen Wänden befindlichen Muskeln. Die um jene Zeit in Leiden entdeckten Spermatozoën veranlaßten Leeuwenhoek zu eingehenden Untersuchungen, wiewol seine darauf gegründete Theorie über die Entwickelung des thierischen Magnetismus, die damals großes Aufsehen erregte, sich als unrichtig erwiesen hat. Ein großes Verdienst erwarb er sich aber dadurch, daß er der damals vielfach verbreiteten Annahme einer spontanen Generation (der Entstehung lebender Wesen ohne Eier, Keime oder Samen) durch seine Entdeckungen mit Nachdruck und Erfolg entgegentreten konnte. Bei seinen Untersuchungen über Insekten und andere kleine Thiere stellte er interessante Versuche mit den Eiern und den sich daraus entwickelnden Larven an und viele in jener Zeit noch unbekannte Einzelheiten über den Körperbau und die Lebensweise dieser Thiere wurden dabei von ihm zu Tage gefördert. Auch auf dem Gebiete der Pflanzenanatomie hat Leeuwenhoek hochbedeutende Beiträge geliefert. — Seine Untersuchungen machte Leeuwenhoek ohne jede Methode und jedes System; wie die Gegenstände durch den Zufall ihm in die Hand kamen, machte er alsbald seine Studien. — Im September 1875 wurde in seinem Geburtsorte Delft das zweihundertjährige Erinnerungsfest an die Entdeckung der Infusorien gefeiert, und an seinem Geburtshause eine Gedenktafel angebracht, während eine Straße der Stadt seinen Namen trägt. Seine Werke erschienen zu Leiden 1685—1718 unter dem Titel: «Send-brieven, ontledingen en ontkelkingen, ondervindingen en beschouwingen», und lateinisch zu Delft 1715—22 als «Opera omnia s. Arcana naturae ope exactissimorum microscopiorum detecta».

Vgl. Haaxman, «Antony van Leeuwenhoek» (Leiden 1875). *(Th. Wenzelburger.)*

LEFÈBRE, auch Lefebvre (Taneguy), als Schriftsteller meist unter dem Namen Tanaquil Faber bekannt, französischer Humanist, wurde im J. 1615 zu Caen geboren. Seine erste Bildung genoß er zu La-Flèche und machte hierauf seine Studien in Paris. Nach deren Beendigung ward er bald durch Richelieu, dessen Gönnerschaft er sich erworben hatte, als Inspector der Druckerei im Louvre angestellt. Nach Richelieu's Tode gab er diese ihn wenig befriedigende Stellung auf und siedelte nach Langres über. Nachdem er sich hier mit der Lehre der Reformirten bekannt gemacht hatte und zu Preuilly in Touraine zur Kirche derselben übergetreten war, wurde ihm bald darauf eine theologische Professur bei der Akademie der Reformirten zu Saumur übertragen, die er mit bestem Erfolge bekleidete. Er kam aber mit dem ihm vorgesetzten Consistorium wegen zu milden Urtheils über die Dichterin Sappho in einen solchen Conflict, daß er seine Stelle niederzulegen sich entschloß und auch bereits eine von dem Kurfürsten von der Pfalz ihm angebotene ehrenvolle Anstellung an der Universität zu Heidelberg angenommen hatte, als ihn am 12. Sept. 1672 der Tod ereilte.

Seine von ihm selbst unterrichtete Tochter war die durch ihre Gelehrsamkeit berühmte Anna Dacier (s. diesen Artikel). Lefèbre, ein Mann von hoher Bildung und gründlichen Kenntnissen, veranstaltete verschiedene Ausgaben des Longin, Lucian, mit lateinischen Uebersetzungen, ferner der Sappho, des Aelian, Terenz, Eutrop, Virgil, Horaz, Justin, Phädrus, Lucretius, Anakreon und Apollodor. Von seinen eigenen Schriften sind hervorzuheben: «Les vies des poëtes grecs» (Saumur 1665); «Méthode pour commencer les humanités grecques et latines» (Saumur 1672; Paris 1731); «Epistolae criticae» (2 Bde., Saumur 1659 und öfter).

Vgl. François Graverol, «Mémoires pour servir à la vie de Taneguy Lefèbre» (Paris 1686). *(W. Cramer.)*

LEFÈBVRE (François Joseph, Herzog von Danzig), französischer Marschall, wurde am 25. Oct. 1755 als Sohn eines Müllers, der früher Husar gewesen, zu Ruffach im Elsaß geboren. Verwaist, ließ er sich am 10. Sept. 1773 bei den französischen Garden anwerben, bei denen er am 9. April 1788 erster Sergeant wurde, und rettete am 12. Juli 1789 bei einer Emeute mehreren Offizieren das Leben. Als die Garden entlassen worden waren, trat er mit seiner halben Compagnie in ein Bataillon der Nationalgarde über; mit einer

Abtheilung desselben deckte er die Rückkehr der königlichen Familie in die Tuilerien am 18. April 1791, als man sie nicht nach Saint-Cloud ließ, und dann die Abreise von Mesdames de France; 1792 schützte er die Discontokasse vor Plünderung. In letzterm Jahre avancirte er zum Kapitän im 13. leichten Infanterieregimente, am 3. Sept. 1793 zum Generaladjutanten und schon am 2. Dec. d. J. zum Brigadegeneral. In der Moselarmee diente er unter Hoche, seinem frühern Schüler, dem er am 10. Jan. 1794 die Beförderung zum Divisionsgeneral verdankte. Lefebvre führte nun fast immer den Vortrab, erst in der Vogesen-Armee, dann in den Armeen der Saar, der Mosel, des Rheins und der Mosel, der Sambre und Maas, endlich der Donau. Er nahm den Kaiserlichen das Fort Vaubau wieder ab, drang in die Pfalz ein und blockirte den Brückenkopf bei Mannheim, schlug den Feind in verschiedenen Gefechten, stand bei der Reservearmee vor Charleroi und führte in der Schlacht von Fleurus am 26. Juni 1794 den rechten Flügel, leistete hier bedeutende Dienste und verlor ein Pferd unter dem Leibe; auch an den Gefechten von Marmont, Nivelles, Florival und Frimont nahm er theil. Im J. 1795 stritt seine Division bei Epte und Ochtrup, an der Roer, überschritt am 6. Sept. den Rhein bei Eitelskamp, nahm Spick und Angerobach und warf die Kaiserlichen bei Honnef; im November zog Lefebvre nach der Sieg, kämpfte bei Nidda und Oberdiefenbach, bis der Waffenstillstand ihm die Waffen aus der Hand nahm. Im J. 1796 griff er Siegburg an, hielt die Kaiserlichen in Schach und verfolgte sie bis Altenkirchen, wo er unter Kleber als Führer des Centrums wesentlich zum Siege beitrug (Juni). Er kämpfte bei Friedberg, Bamberg und Salzbach und nahm Königshofen. Hoche starb und Lefebvre erhielt provisorisch statt seiner 1798 den Oberbefehl der Sambre- und Maasarmee, sollte die Expedition gegen Hannover commandiren, die aber unterblieb, und wurde 1799 in der Donauarmee Jourdan unterstellt; unter ihm führte er am 20. März 8000 Mann voll Bravour bei Stockach gegen 36,000 Kaiserliche, unterlag und wurde am Arme so schwer verwundet, daß er zu seiner Heilung nach Paris gehen mußte. Hier beschenkte ihn das Directorium mit einer Ehrenrüstung und am 11. Mai schlug ihn der Rath der Fünfhundert an Treilhard's Stelle zum Director vor, was der Rath der Alten nicht gutheiß. Hingegen erhielt er am 13. Aug. das wichtige Commando der Directorialgarde und schloß sich alsbald Bonaparte an, dem er am 18. und 19. Brumaire bei der Zersprengung des Raths der Fünfhundert glänzende Dienste leistete. Der Erste Consul übertrug ihm den Oberbefehl der 17. Militärdivision (Paris) und er trug zur Beruhigung der Departements Eure, Manche, Calvados und Orne bei. Auf Antrag des Ersten Consuls trat er am 1. April 1800 in den Senat, dem er bis zur ersten Restauration als Prätor angehörte. Lefebvre zählte am 19. Mai 1804 zu den ersten Marschällen von Frankreich, die der Kaiser creirte, wurde Chef der 5. Cohorte, dann Großoffizier, endlich Großkreuz der Ehrenlegion. Er galt für einen der bedeutenderen Generale Napoleon's, der seiner ungewöhnlichen Verwegenheit, seinem Talente, die Soldaten zu elektrisiren, sie zum Sieg zu führen und in strengster Zucht zu halten, und seinem klaren Blicke volle Gerechtigkeit widerfahren ließ. Um keinen Preis war der Marschall dazu zu bewegen, die gewöhnliche Frau, die er als Sergeant geheirathet hatte, zu verstoßen, so wenig sie auch ihren neuen Rang repräsentirte; sie gebar ihm zwölf Söhne, die alle vor ihm starben, die beiden letzten im Felde, und zwei Töchter.

Bei dem Beginne des Kriegs mit Oesterreich erhielt Lefebvre das Generalcommando der Cohorten der Nationalgarden der Roer, des Rheins, der Mosel und des Donnersberges, und 1806 zog er mit einem Heere von 20,000 Mann gegen Preußen ins Feld; vom Würzburgischen her näherte er sich im October der sächsischen Grenze und betheiligte in der Schlacht bei Jena am 14. Oct. die Garde zu Fuß. Er deckte den Rücken der Großen Armee bei Thorn und nach der Schlacht bei Eylau begann er die Belagerung von Danzig. «In der Belagerungskunst ein Fremdling, überhaupt ein oft drolliger Naturalist in dieser Art Kriegführung, aber tapfer, thätig und unermüdlich wie einer» (Häuffer, «Deutsche Geschichte», Bd. 3), commandirte der Marschall einige 20,000 Franzosen, Polen, Sachsen und Badenser, zu denen im Mai etwa dieselbe Zahl von Soldaten Lannes' und Mortier's hinzukam. Er begann mit der Einschließung Danzigs am 12. März 1807 und setzte sich durch einen glücklichen Ueberfall am 20. in Besitz der wichtigen Nehrung; im April eröffnete er die erste und zweite Parallele gegen den Hagelsberg und den Bischofsberg und am 25. April das Bombardement. Die Belagerten unter Graf Kalckreuth setzten die muthigste Gegenwehr entgegen. Gern hätte der rasche Lefebvre einen Sturm gewagt, aber zu seinem Leidwesen untersagte ihn der Kaiser. Durch einen Ueberfall nahm er nun die feste Weichselinsel, den Holm, und war seit dem 7. Mai Herr auf beiden Weichselufern. Die Verbindung Danzigs mit dem Meere war gefährdet. Mitte Mai scheiterte ein russisch-preußischer Versuch des Generals Grafen Kamenski und des Obersten von Bülow, Danzig zu entsetzen; aufgefangene Depeschen verriethen den Belagerern die hoffnungslose Lage in der Festung, während die Russen es unterließen, an deren Rettung alles zu wagen, und es blieb Kalckreuth nichts übrig, als mit Lefebvre in Unterhandlungen zu treten. Er capitulirte am 25. Mai und übergab nach Kamenski's Abzuge am 26. den Franzosen einen Theil der Festung, um am 27. mit dem Reste der Besatzung abzuziehen. Napoleon erhob den Marschall für die große Waffenthat am 28. Mai zum Herzoge von Danzig.

Im J. 1808 zog der Marschall mit Napoleon nach Spanien und übernahm den Oberbefehl des 5. Armeecorps. Er besiegte Blake und La Romana am 31. Oct. bei Durango, nahm im November Bilbao und Santander, überwand Blake am 7. d. M. bei Guenes und, mit Marschall Victor vereinigt, Blake und La Romana völlig 10.—11. d. M. bei Espinosa de los Monteros; am 3. Dec. nahm er Segovia und am 24. d. M. siegte er bei Almaraz über Galuzo; aber zu Anfang 1809 mußte er sich unter Verlusten aus Estremadura zurückziehen und Napoleon

rief ihn ab, um ihm den Oberbefehl über die Baiern zu übertragen. Berthier sandte ihn im April nach der Isar, Lefèbvre stritt bei Abensberg und Schneidhart, Landshut und Eggmühl, zog mit den Baiern auf Wien zu und sandte Wrede gegen den Strubpaß, um die tiroler Insurrection zu besiegen. Er selbst eilte zu ihm, drang mit ihm ins untere Innthal vor, siegte mit ihm bei Wörgl über die Kaiserlichen unter Chasteler, zeigte sich aber ebenso wenig wie Wrede diesem Kriege in Tirol gewachsen. Als er am 19. Mai in Innsbruck eingezogen war, traf er Anordnungen, wie wenn Tirol unterworfen wäre; aber Hofer belehrte ihn bald eines andern. Innsbruck mußte geräumt werden und Lefèbvre zog nach dem Salzburgischen. Tapfer focht er bei Wagram und rückte dann mit den Baiern von Salzburg aus am 27. Juli in Nordtirol ein, fand kaum Widerstand und war schon am 29. vor Innsbruck. Hier zog er am 30. ein; anfangs zeigte er Mäßigung, die aber wich, als der Aufstand mit aller Macht emporloderte. Nach den Ereignissen im Eisackthale brach er mit der Division Kronprinz nach dem Brenner auf, ließ Ried anzünden, konnte aber im August die Eisackstraße nicht freimachen und stand rathlos bei Sterzing. Nur Niederlagen wurden ihm gemeldet, alle Hoffnungen verflüchtigten sich, er mußte Sterzing verlassen und einen jämmerlichen Rückzug nach Innsbruck am 11. Aug. antreten, was die Baiern dem sie hochmüthig verachtenden Manne herzlich gönnten. Er war entschlossen, Tirol zu räumen, und in der dritten Woche des August stand wirklich kein feindlicher Soldat mehr dort. Erzürnt rief Napoleon den Herzog von Danzig ab; es nützte demselben nichts, daß er mit verstärkter Macht vom 3.—5. Oct. die Baiern aus ihren Stellungen drängte, er mußte das Commando Drouet d'Erlon abgeben. Im J. 1812 führte er den Oberbefehl der kaiserlichen Garde, an deren Spitze er bei dem Rückzuge marschirte, und 1814 den linken Flügel des Heeres, mit dem er bei Montmirail, Arcis-sur-Aube und Champeaubert, wo er ein Pferd unter dem Leibe verlor, ritterlich focht. Nach der Capitulation von Paris pflichtete er den Acten des Senats bei und schloß sich nach Napoleon's Abdankung sofort den Bourbons an. Ludwig XVIII. ernannte ihn am 4. Juni zum Pair von Frankreich. Doch blieb der Herzog in Beziehungen zur kaiserlichen Partei, schloß sich Napoleon nach seiner Rückkehr wieder an und trat in seine Pairskammer. Ludwig setzte ihn darum, als er nach Paris heimkehrte, 1815 ab; aber 1816 bestätigte er ihn wieder als Marschall und berief ihn am 5. März 1819 wieder in die Pairskammer, in der er sich 1820 für die Beibehaltung des Wahlgesetzes vom 5. Febr. 1817 aussprach. Er starb an Brustwassersucht am 14. Sept. 1820 in Paris und wurde auf seinen Wunsch auf dem Père-Lachaise neben Masséna bestattet.

(Arthur Kleinschmidt.)

LEFÈBVRE-DESNOUETTES (Charles, Graf), französischer General. Als Sohn eines Tuchhändlers am 14. Sept. 1773 in Paris geboren, entwich Lefèbvre-Desnouettes vom Collège des Grassins, um sich in einem Linienregiment anwerben zu lassen. Dreimal kauften seine Aeltern ihn los, bis er in der Revolution seiner Neigung folgen konnte und in die Allobrogische Legion trat. Seit 1793 Unterlieutenant bei den Dragonern, war er schon bei Marengo Adjutant Bonaparte's und Kapitän, wurde 1804 Oberst eines Dragonerregiments und that sich bei Austerlitz hervor. Am 19. Sept. 1806 zum Brigadegeneral avancirt, diente er einige Zeit dem Könige von Westfalen, trat aber wieder in das kaiserliche Heer zurück, stieg am 28. Aug. 1808 zum Divisionsgeneral auf und stritt nun in Spanien. Bei seiner tollkühnen Verfolgung der britischen Truppen wurde er bei Benavente im Januar 1809 von überlegenen Streitkräften angegriffen, verwundet und von einem hannoverischen Dragoner gefangen genommen. Man brachte den General nach England, wo er auf Ehrenwort internirt wurde; er aber brach es und entfloh zu Napoleon, der ihm 1809 das Commando der kaiserlichen Gardejäger zu Pferd übertrug, als er Oesterreich bekriegte. Im J. 1812 zog er mit dem Kaiser nach Rußland, wich auf dem Rückzuge nicht von seiner Seite und war einer der vier Begleiter, mit denen Napoleon am 5. Dec. in Smorgoni den Schlitten bestieg, um durch Polen heimzueilen. Ein tüchtiger Reiterführer, diente er 1813 im sächsischen Feldzuge; er stritt wacker bei Bautzen, nahm am 19. Aug. die Höhen von Georgenthal, wurde aber am 28. Sept. bei Altenburg von den Russen unter dem Kosakenhetman Grafen Platow und dem sächsischen Generale Thielmann geschlagen; anstatt die Streitscharen Thielmann's, Mensdorff's und Platow's zu vernichten, erlitt er große Verluste und mußte einen verworrenen Rückzug nach Weißenfels hin antreten. Am 30. Oct. errang er Vortheile über russische Cavalerie, 1814 kämpfte er in Frankreich und that sich besonders bei Brienne hervor, wo er mehrere Lanzen- und Bajonnetstiche erhielt. Napoleon dankte ab und Lefèbvre-Desnouettes, den er zum Grafen gemacht hatte, escortirte den nach Elba Verbannten bis Beaune. Er wurde Oberst der königlichen Gardejäger zu Pferd, schloß sich aber Napoleon an, sobald er von seiner Landung im Golfe Juan gehört hatte. Er war mit den Generalen Lallemand und Graf Drouet d'Erlon übereingekommen und Fouché war der eigentliche Vater der Verschwörung: mit den Garnisonen der Festungen des französischen Flandern wollte man auf Paris ziehen und die Bourbons stürzen. Lallemand eilte nach Lille, wo Lefèbvre-Desnouettes und Erlon waren, und ersterer ging mit ihm am 8. März 1815 nach Cambrai, wo sein Regiment lag. Sofort ließ er dasselbe aufsitzen und rückte auf La-Fère los. Als aber er und die Gebrüder Lallemand Besitz vom dortigen Arsenal nehmen wollten, setzte ihnen der General d'Aboville den entschiedensten Widerstand entgegen, auf den sie nicht gefaßt waren. Bestürzt wagten sie keinen Angriff und zogen nach Noyon zu, um, wie sie sagten, von Drouet d'Erlon eine Unterstützung von 12—15,000 Mann zu erhalten; doch fanden sie niemand und eilten nach Compiègne, um das hier stationirte Jägerregiment aufzurühren. Dasselbe blieb aber dem König treu, während Lefèbvre-

Desnouettes die ungünstigsten Nachrichten von Drouet erfuhr. Auf sich allein angewiesen, wagte Lefebvre-Desnouettes kein weiteres Vorgehen, übergab den Befehl seines Regiments seinem Oberstlieutenant und entfloh mit beiden Lallemand am 11. März nach Lyon zu. Letztere wurden verhaftet; Lefebvre-Desnouettes entrann den Verfolgungen der Polizei und hielt sich bei General Rigaud im Marne-Departement versteckt, während sein Regiment mit verdoppelter Loyalität ihn verwünschte und der Kriegsminister Clarke ihn in der Kammer als infam bezeichnete. Als Napoleon wieder in Paris residirte, ging Lefebvre-Desnouettes zu ihm und wurde Mitglied seiner Pairskammer. Am 12. Juni reiste er mit ihm von Paris ab und stritt heldenhaft bei Fleurus und Waterloo. Der restaurirte König ächtete den Abtrünnigen durch Ordonnanz vom 24. Juli, wiederum entrann er der Verfolgung; das zweite permanente Kriegsgericht der ersten Militärdivision verurtheilte ihn in contumaciam am 11. Mai 1816 zum Tode. Er lebte ruhig in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, von Napoleon im Testamente mit 150,000 Frs. bedacht. Doch drängte es ihn schließlich zur Heimkehr ins Vaterland; er schiffte sich an Bord des Albion ein, verlor aber bei dessen Scheitern an Irlands Küste bei Kinsale am 22. April 1822 das Leben. *(Arthur Kleinschmidt.)*

LEFKOSIA, nach neugriechischer Aussprache Lefkosia, ist der Name der befestigten Binnenstadt von Cypern, welche seit der türkischen Eroberung der Insel dieser als Centralstelle der Verwaltung und Sitz der höchsten Behörden gedient hat. Der Ort liegt ungefähr in der Mitte der zwischen den beiden parallelen Gebirgszügen der Insel, der Karpaskette ihres Nordrandes und dem Troodos mit seinen Ausläufern (Olymp und Ida), im Süden sich mit fast unmerklicher Wasserscheide von der Morfubai im Westen nach der Famagustabai im Osten erstreckenden Ebene an einem südlichen Zufluß der wichtigsten Wasserader des Landes, d. i. des Pediosflusses, in hügeliger Gegend inmitten einer wohlbewässerten Gartenlandschaft und gewährt mit seinen Palmen, seinen dunkeln Orangenhainen, dem Zinnenschmuck seiner Thürme und Mauern, seinen Minarets und Moscheenkuppeln, sowie der aus eigenthümlich bemalten Häusern hervorragenden alten venetianischen Kathedrale St.-Sophia einen auch in dem an malerischen Städtelagen reichen Orient durch reizende Mannichfaltigkeit sich auszeichnenden Anblick. Die Bevölkerung belief sich im J. 1879 auf 11,197 Seelen, darunter 5628 Mohammedaner, 5251 Griechen, 166 Armenier, 121 Katholiken, 28 Engländer und 3 Juden. Die Industrie ist nicht unbedeutend; sie beschäftigt sich hauptsächlich mit Gerberei, Seidenspinnerei, Verfertigung von Lederwaaren, namentlich Maulthiergeschirr, Packkätteln u. dgl., sowie Wirkerei von groben Teppichen, Reisesäcken u. dgl. m. aus Ziegenhaar. Nicht minder wird von Lefkosia aus ein erheblicher Garten-, Oliven- und Feldbau betrieben, dessen Producte wichtige Ausfuhrartikel bilden. Der Import von Colonialwaaren, Tuchen, Baumwollstoffen und Luxusartikeln ist verhältnißmäßig gering. In Lefkosia residirt auch der höchste griechische Prälat der Insel, ein Erzbischof, dessen Diöcese sich über die gesammte Messaria, d. i. die Salaminische Ebene des Alterthums, ferner über Famagusta und den Karpasdistrict erstreckt, und welchem die drei cyprischen Bisthümer von Citium (Larnaka), Kyrenia und Paphos (Baffo) untergeordnet sind.

Leukosia, von λευκός, weiß, wahrscheinlich nach dem durch starke Gipsbeimischung weiß schimmernden Erdboden der Umgegend benannt, ist unfehlbar eine alte Stadt, wenn sie auch, solange die jetzt von ihr aus zu großem Theil bewirthschaftete Messariaebene von der Seestadt Salamis beherrscht wurde, nicht zur Geltung kommen konnte. Die berühmten Geographen des Alterthums wissen deshalb noch nichts von ihr, und ihre früheste Erwähnung ist bei kirchlichen Schriftstellern aus einer Zeit, wo sie schon Bischöfe zu den Concilien aussandte. Wir erfahren dabei, daß sie als Bischofssitz noch einen zweiten Namen, Kallinikeia, führte, über dessen Ursprung wir, da uns das Alterthum keine Nachricht von einem etwa in ihrer Nähe erfochtenen Siege hinterlassen hat, völlig im Dunkeln sind. Zur Zeit der Kreuzzüge dürfte dieser Name noch unvergessen gewesen sein, da die sich der Insel bemächtigende fränkische Ritterschaft, wie es scheint, durch Zusammenwerfen des Nikeia mit dem Hauptnamen die mittelalterliche Ortsbenennung Nikosia gebildet hat, welche für das Ausland die allein geltende wurde, während die Griechen der Insel an dem alten Namen Lefkosia festhielten. Aus diesem letzteren bildeten auch die Türken ihr Lefkoscha.

Schon Constantin d. Gr. soll die Stadt mit Befestigungen umgeben haben, als aber Richard Löwenherz im J. 1191, den von ihm besiegten tyrannischen Beherrscher der Insel Isaak Komnenus verfolgend, vor ihr erschien, ergab sie sich ohne Widerstand. Die centrale Lage zusammen mit der Sicherheit gegen Flottenangriffe, sowie der Productenreichthum der damals sorgfältig angebauten Messaria, empfahlen sie den fränkischen Königen Cyperns als Residenz, wie denn auch in ihr diese Herrscher bestattet wurden. Als im J. 1486 die Venetianer in den Besitz Cyperns gelangt waren, schien ihnen den Eroberungsgelüsten der Türken gegenüber die alte Befestigung ungenügend, weshalb sie dieselbe zerstörten, um eine neue, auf Angriffe mit Feuerwaffen Rücksicht nehmende, aufzuführen, welche noch jetzt vorhanden ist. Dieselbe, allerdings hie und da in Trümmer gefallen und schon wegen der sie überragenden Höhen der Umgegend nicht mehr vertheidigungsfähig, imponirt durch die Großartigkeit ihrer Anlage; sie bildet nach allen Seiten eine glatte Mauerfront, welche von 11 Bastionen flankirt und von drei Thoren, dem von Baffo im Westen, dem von Kyrenia im Norden und dem von Famagosta im Osten durchbrochen wird. Die Türken eroberten Lefkosia nach einer Belagerung von 45 Tagen im J. 1570 und beließen es, als sie im folgenden Jahre die Provinzialverwaltung der Insel organisirten, in seiner Stellung als Hauptstadt, indem sie den Sitz des Gouverneurs und des Molla (Oberrichters) dahin verlegten. Nachdem durch Bestimmung des Friedens von Berlin (1878) die

Administration der Insel in die Hände Englands übergegangen, hat auch der britische Obercommissar daselbst seine Wohnung genommen. *(G. Rosen.)*

LEFORT (Franz Jakob), Günstling Peter's des Großen von Rußland, wurde am 2. Jan. 1656 zu Genf als Sohn eines hochangesehenen Handelsherrn geboren. Zum Kaufmann bestimmt, genoß er den Unterricht auf dem in calvinistischem Geiste geleiteten Collegium, lernte tüchtig und ging 1670 nach Marseille, um in den Handel einzutreten, fand aber so wenig Geschmack daran, daß er sich heimlich als Cadet in die Compagnie der Garnison der Citadelle anwerben ließ. Aber sein Vater befahl ihm 1671, nach Genf zurückzukehren und sich unter seinen Augen zum Kaufmann auszubilden; Lefort war zu leichtlebig, um nicht mit gleichgesinnten Vettern und Freunden toll und voll zu hausen und schloß sich enge an den in Genf studirenden Prinzen Karl Jakob von Kurland an, der seine Neigung zum Kriegsdienste bestärkte. Hiermit stieß er auf den heftigsten Widerstand im Aelternhause, er besiegte ihn und ging, elastischen Geistes, voll Willenskraft, fröhlichen Temperaments und empfänglichen Gemüthe, ein Freund des Wohllebens, im Juni 1674 nach Holland. Er trat als Volontair in das Regiment des Prinzen Friedrich Kasimir von Kurland, der ihn sehr auszeichnete, nahm an der Belagerung von Oudenarde theil und kämpfte vor Grave mit, bis diese Festung capitulirte. Lefort wurde verwundet und beschloß, als sein Vater verstarb, Secretär Friedrich Kasimir's zu werden. Doch zerschlug sich diese Aussicht, er verließ den Prinzen 1675 und ließ sich von einem russischen Werbeoffizier, Oberst von Frosten, als Kapitän anwerben; im Juli d. J. segelte er nach Archangel ab, wo er am 4. Sept. eintraf und in sehr bedrängter Lage war, bis ihn endlich Zar Alexei nach Moskau kommen ließ. Hier langte er am 26. Febr. 1676 an, fand Protection durch Oberst Menefes und lernte Patrick Gordon (s. den Art. Gordon, Familie) kennen. Anstatt in russische Dienste trat er bei dem dänischen Residenten Givé als Secretär ein, verließ ihn aber bald, heirathete 1678 Elisabeth Souhay, Tochter eines Obersten, und wurde so Gordon's Vetter. Endlich nahm ihn Feodor III. im August 1678 als Kapitän in sein Heer auf. Lefort wurde unter Gordon Kapitän einer Compagnie zu Fuß im Corps des Fürsten Wassilij Wassiljewitsch Galitzin, der ihn alsbald liebgewann, rückte von Kiew gegen die Türken und Tataren ins Feld und kehrte nach Abschluß des Friedens 1681 nach Moskau zurück, um nun die Seinen in Genf zu besuchen. Trotz aller Bitten und Anträge verließ er sie schon im Mai 1682 und war am 19. Sept. d. J. wieder in Moskau, wo mittlerweile der Thronwechsel erfolgt war. Er ging zu Galitzin, der ihn zum Geleite des dänischen Gesandten ernannte, dann wieder nach Moskau, wo er sich der Gunst eines andern Galitzin, des Erziehers des Zaren Peter, erfreute. Am 29. Juni 1683 wurde er Major und schon am 29. Aug. Oberstlieutenant. Er besaß ein Haus in der Sloboda und war hier eine der beliebtesten Personen; sein leichtlebiges Wesen, sein offener und uneigennütziger Charakter, seine großen geselligen Talente und seine ungewöhnliche Kraft zu genießen erwarben ihm Sympathien, ausländische Diplomaten verkehrten freundschaftlich mit ihm und die Bojaren zeichneten ihn aus; es fehlte ihm keineswegs an glücklichen geistigen Anlagen, aber er war wissenschaftlichen Anregungen ziemlich unzugänglich und steht an Werth bedeutend hinter Gordon. Großen Kummer bereitete ihm das Ableben fast aller Kinder.

Im J. 1686 verwandte die Regierung Lefort gegen die Tataren, Kasaken und Türken, mit denen er in den Ebenen von Kisilew manches Gefecht bestand, bis er zurückgerufen wurde, und 1687 zog er gegen die Krim in der großen Armee des Generalissimus Galitzin, welche keinerlei Erfolge erzielte. Nach der Rückkehr avancirte Lefort im August d. J. zum Obersten und 1689 kämpfte er unter Galitzin wieder gegen die Tataren, welche Expedition kläglich ausfiel. Im September d. J. trat er auf die Seite des Zaren Peter gegen Sophia und avancirte am 18. Febr. 1690 zum Generalmajor, im September 1691 zum Generallieutenant. Peter zeichnete ihn seit 1691 hervorragend aus, besuchte ihn immer häufiger und eröffnete bei ihm seine Gelage; er ließ ihm einen Palast mit großem Saale bauen, der als ständiges Vergnügungslocal diente und in dem es gar toll herging. Sein warmes Gemüth, seine Opferfreudigkeit und Selbstlosigkeit, sein beständig heiterer Sinn und seine allen Ausschweifungen trotzende Gesundheit machten ihn zum Genossen Peter's besonders geeignet; freilich fehlte es ihm mehr als Gordon an Selbstgefühl und mannhafter Unabhängigkeit, er bedurfte der Anlehnung an einen Mann wie Peter. Er lebte dem Genusse des Moments, dem er sich rückhaltlos hingab, wie es nur seine und Peter's Nerven gestatteten. Rasch hatte er sich in die russischen Sitten eingelebt und sah in Rußland den Boden, der ihm zum Steigen günstig sei. Der Politik gegenüber war er ebenso gleichgültig wie dem confessionellen Wesen mit seinem Hader; ihn interessirte nur das Glück Peter's, an dem er mit schwärmerischer Freundschaft und grenzenloser Treue hing; Peter vergalt diese Neigung innig und Lefort war ihm der treueste Freund, der ihm ganz gehörte und nie an seinen eigenen Vortheil dachte. Trotz aller Geschenke wurde Lefort nie reich. Niemand wirkte auf Peter so erheiternd wie der Günstling, dem es auch gelang, ihn in Aufwallungen des Zorns zu beschwichtigen; freilich bestärkte er auch den sinnlichen Hang Peter's und begünstigte z. B. den Liebeshandel mit Anna Mons.

Im J. 1693 wurde Lefort General, nachdem er 1692 das 1. Garderegiment erhalten. Er besorgte zahlreiche Aufträge Peter's nach dem Auslande, um von da tüchtige Leute nach Rußland kommen zu lassen, und verbreitete günstigere Ansichten daselbst über Rußland und seine Regierung. In den Jahren unmittelbar vor den Unternehmungen gegen Asow überwog Lefort's Einfluß bei Peter; man hielt ihn in Rußland für den Urheber der Feldzüge von 1695 und 1696 und schrieb ihm im Auslande den Gedanken der europäischen Reise Peter's von 1697 zu. Lefort nahm eifrig theil an den militärischen Uebungen, die Peter veranstaltete, so an den großen Manövern von 1691 und 1694, bei welch letztern

Lefort schwer verwundet ward. Mit Golowin und Gordon führte Lefort 1695 den Oberbefehl über das Heer gegen Asow, gerieth aber in Zwist mit Gordon, der sich zurückgesetzt fühlte, indem Peter weniger auf ihn als auf Lefort hörte; der Feldzug mißglückte. Eifrigst nahm Lefort an der Rüstung einer Flotte theil, an deren Spitze er als Admiral trat, ohne jedoch eine bedeutende Rolle bei den Kriegsoperationen von 1696 zu spielen, die mit Asows Fall abschlossen. Als Triumphator zog Lefort, weit mehr Ehren als Peter genießend, am 30. Sept. 1696 in Moskau ein. Peter beschenkte ihn mit Kostbarkeiten, der Statthalterschaft von Groß-Nowgorod, einigen Dörfern bei Moskau mit 200 Bauern und einem Hause. Mit großer Liebe arbeitete er an der Ausbildung der Seekräfte des Reichs, bis ihn Peter im December 1696 an die Spitze der Gesandtschaft stellte, mit der er 1697 das Ausland bereisen wollte; dieselbe verließ mit Peter am 10. März 1697 Moskau und kehrte am 19. Juli 1698 dahin heim; überall wurde Lefort an den Höfen ehrerbietigst behandelt. Am 25. Aug. kam er mit dem Zaren in Moskau an und nahm an der Niederwerfung des Strelitzenaufstandes theil, rettete der Zarin Jewdokia und Sophia das Leben, das dem Henker verfallen schien, starb aber schon am 2. März 1699 in Moskau. Peter betrauerte ihn aufrichtig und rief an der Leiche aus: «Auf wen kann ich mich jetzt verlassen? Er war der Einzige, der mir treu gewesen.» Mit großem Pompe ließ er Lefort bestatten, dessen einzigen Sohn Heinrich er bis zu seinem Tode (am 28. April 1703) auszeichnete. Lefort's Witwe starb 1726.

Vgl. M. Posselt, «Der General und Admiral Franz Lefort» (2 Bde., Frankfurt a. M. 1866); K. L. Blum, «Franz Lefort, Peter's des Großen berühmter Günstling» (Heidelberg 1867); Brückner, «Peter der Große» (Berlin 1879). *(Arthur Kleinschmidt.)*

LEFRANC (Jean Jacques), später nach einer Besitzung im heutigen Departement Tarn-et-Garonne sich Marquis de Pompignan nennend, war als Sohn eines Parlamentsrathes am 1. Aug. 1709 zu Montauban geboren. Sein Name kam vorzüglich auf die Nachwelt, weil er eines der Opfer Voltaire's war. Lefranc war der Familienüberlieferung gemäß Jurist geworden, erst Generaladvocat am Steuerhof (Cour des aides) zu Montauban, später, nach seines Vaters Tode (seit 1745) erster Präsident am Parlament von Toulouse. Als Dichter wurde er zuerst außerhalb seiner heimatlichen Provinz bekannt durch die Tragödie «Didon», in welcher er den seit Racine's «Bérénice» beliebten rührenden Vorwurf der auf dem Altar der Staatsraison geopferten Liebe erneuerte und (1734) einen unzweifelhaften Erfolg hatte. Das Stück hielt sich und findet sich gegenwärtig noch in den Sammlungen «tragischer Meisterwerke» der französischen Bühne. Im folgenden Jahre (1735) brachte Lefranc eine satirische Komödie «Les Adieux de Mars» vor die Oeffentlichkeit. Doch sein eigentliches Gebiet war die religiöse und moralische Poesie und daneben die weltliche Ode. Als eines der Meisterwerke letzterer Gattung galt bei zuständigen Kritikern (vgl. Laharpe, «Cours de Littérature», Bd. 19) seine Ode auf den Tod J. B. Rousseau's, der auch Voltaire seine Anerkennung nicht versagen konnte. Die «Poésies sacrées» von Lefranc erschienen zuerst 1751 (dann 1754, 1761, 1825). Es sind Uebertragungen einzelner Psalmen, Loblieder (Cantica) und Weissagungen, achtungswerthe Leistungen im französischen Stil classischer Periphrase, über die die boshafte Bemerkung Voltaire's: «Sacrés ils sont, personne n'y touche», sachlich nicht berechtigt war. Zum Unglück hatte der Dichter an einem Freunde, dem älteren Mirabeau, einen Bewunderer, welcher einen 200 Seiten langen Panegyricus auf die «heiligen Dichtungen» veröffentlichte, der in der Ausgabe vom J. 1761 Aufnahme gefunden hatte. Wie der ökonomische Schriftsteller Mirabeau, war Lefranc überzeugt von der Reformbedürftigkeit des französischen Staatswesens, und er schrieb sogar über die Mißbräuche in der Steuerverwaltung einen scharfen Aufsatz, der mit einer vorübergehenden Verbannung bestraft wurde (1756). Dagegen hegte Lefranc bittern Groll gegen die «Philosophen» und ihre schonungslosen, leichtfertigen und oft böswilligen Angriffe auf die in Kirche, Staat und Gesellschaft bestehenden Einrichtungen. Durch einstimmige Wahl in der Akademie Nachfolger von Maupertuis geworden, sprach Lefranc in seiner Antrittsrede am 10. März 1760 sich offen aus gegen «cette philosophie altière qui sape également le trône et l'autel», gegen «cette suite immense de libelles scandaleux, de vers insolents, d'écrits frivoles et licencieux». Waren auch keine Namen genannt, so mußten sich doch zum Theil die nunmehrigen Collegen Lefranc's, Männer wie Duclos, d'Alembert, Buffon, Voltaire, getroffen fühlen. Diese Denunciation, denn als solche wurde sie von gegnerischer Seite aufgefaßt, erregte grimmen Zorn im Lager der Philosophen, die schon erregt waren durch die vor kurzem wieder aufgenommenen Angriffe gegen die Encyklopädie. Voltaire erschien zuerst als Rächer mit den «Quand» («Notes utiles sur un discours»): ihm folgte Morellet mit den «Si» und den «Pourquoi», und dann regnete es, theils in Prosa, theils in Versen die «Qui», «Quoi», «Oui», «Non» Voltaire's bis zu den «Car» und «Ah! Ah!» im October 1761. Am vernichtendsten waren aber die beiden Satiren, die ebenfalls aus Ferney kamen: "«La Vanité» und «Le pauvre Diable». Selbstverständlich handelte es sich nicht darum, Lefranc zu widerlegen, sondern es wurden seine Beweggründe verdächtigt, indem man behauptete, er habe, um des Dauphins Gunst zu erwerben und um Erzieher der königlichen Prinzen zu werden, die Philosophen angegriffen; man stellte ihn als Heuchler dar, der selber das deistische «Universal Prayer» Pope's (1738) übersetzt und deshalb seinerzeit eine Verwarnung vom Kanzler d'Aguesseau erhalten hatte, als Mann von aufrührerischer Gesinnung wegen seines Pamphlets über die Steuerverwaltung, als aufgeblasenen Schelm und eitlen Bourgeois-Gentilhomme. Lefranc war kein Heuchler, sondern ein aufrichtig frommer Mann, wegen seiner Uebersetzung des Pope'schen Gebetes hatte er sich schon 1741 (September) im «Journal des Savants»

verantwortet. Aber eitel und ungeschickt war Lefranc, und es war ein arger Verstoß gegen den Anstand gewesen, daß er in seiner Aufnahmerede nichts Besseres thun konnte, als einen Theil der Mitglieder einer Gesellschaft, in welche er einstimmig gewählt worden war, als Sittenverderber, Feinde der Religion und des Staatswesens öffentlich anzuklagen. Seine Eitelkeit und Selbstüberhebung machte es den Gegnern leicht, ihn durch Lächerlichkeit zu erdrücken. Selbst der fromme Gönner Lefranc's, der Dauphin, citirte nicht ohne Lächeln den Schlußvers der Voltaire'schen Satire («Vanité»): «Et l'ami Pompignan pense être quelque chose». Zu seiner Rechtfertigung schrieb Lefranc noch eine Denkschrift («Mémoire présenté au roi», Paris 1760), dann zog er sich in seine Provinz und in sein Amt zurück, als Haupt der gelehrten und schöngeistigen Gesellschaft von Montauban vielfach noch literarisch sich beschäftigend, als Verfasser von moralischen und geistlichen Abhandlungen und Gedichten, Uebersetzungen aus dem Griechischen (Aeschylos, 1770), Lateinischen (Virgil's «Georgica», 1784) dem Italienischen und Englischen unermüdlich thätig («Mélanges de traductions», Paris 1779), bis er am 1. Nov. 1784 zu Pompignan gestorben ist. — «Oeuvres» (Choix, 2 Bde., Paris 1753; 3 Bde., Paris 1763); «Oeuvres complètes» (4 Bde., Paris 1784); «Oeuvres choisies» (Paris 1800, 1813, 1822). — Vgl. B. Barère, «Eloge de Lefranc de P.» (Paris 1785); Laharpe, «Cours de Littérature», Bd. 15 und 19; Desnoiresterres, «Voltaire,» Bd. 5; L. Brunel, «Les Philosophes et l'Académie française» (Paris 1884). *(A. Birch-Hirschfeld.)*

LEGAT oder Vermächtniß (legatum) nennt man im Civil-, beziehentlich Erbrecht diejenige letztwillige Verfügung, vermöge deren der Erblasser seinem Erben aufträgt, einen Bestandtheil des Nachlasses einem Dritten (Legatar), ohne diesen zum eigentlichen Erben zu machen, zu verabfolgen. Dies kann geschehen sowol in einem Testament neben der Einsetzung eines Erben, als in einem Codicill (s. Art. Codicille), oder, nach römischem Recht, auch durch eine blos mündlich dem Erben gegebene Anweisung. Gegenstand eines Legats kann alles sein, worüber überhaupt eine Verfügung möglich ist, also Sachen, Geld, Rechte u. s. w.; eine Schuld kann erlassen (legatum liberationis) und eine Forderung zugestanden (legatum debiti), auch eine Forderung des Testators an einen Dritten (legatum nominis) vermacht werden. Der Erbe hat aber, um vor der Ueberlastung mit Legaten geschützt zu sein, den Legataren gegenüber stets den gesetzlichen Anspruch auf den vierten Theil (die sogenannte Falcidische Quart, s. Art. Falcidia lex) der nach Zahlung der Schulden verbleibenden Erbmasse und kann daher, wenn die angeordneten Vermächtnisse mehr als drei Viertel dieser Masse betragen, verhältnißmäßig den Legataren so viel abziehen, daß ihm ein Viertel verbleibt. Vgl. übrigens auch den Artikel Fideicommiss. *(W. Cramer.)*

LEGATEN der römischen Curie, legati missi, sind Abgeordnete des Papstes, welche ihn außerhalb seiner Residenz bei wichtigen diplomatischen Angelegenheiten vertreten und darum von Fall zu Fall mit päpstlicher Instruction und Vollmacht versehen sind. Gehören sie dem Cardinalscollegium an, so heißen sie legati a latere, als von der Seite des Papstes berufene Gesandte. Verschieden von diesen sind die legati nati, als geistliche Würdenträger mit besondern Vorrechten ausgestattete Titularlegaten, wie die Erzbischöfe von Pisa, Lyon, Reims, Bordeaux, Toledo, Köln, Posen, Salzburg, Prag. Nicht zu verwechseln mit ihnen sind die Nuntien, Prälaten, die nicht Cardinäle sind, aber einen regelmäßigen Sitz aufzuschlagen pflegen mit dem Ansehen päpstlicher Gesandten (s. den Artikel Nuntien).

Legaten der römischen Curie treten schon im 9. Jahrh. auf. Papst Nikolaus I., welcher die pseudoisidorische Idee, daß der Papst episcopus universalis der Kirche sei, zuerst realisirte, ließ zwei Bischöfe an einer Synode zu Metz 863 als seine Legaten theilnehmen, doch mit dem Vorbehalte, die Synodalverhandlungen erst auf Grund der von jenen zu erstattenden Berichte zu bestätigen. Wie wenig die Päpste schon des 10. und 11. Jahrh. Bedenken trugen, in die Verwaltung aller Diöcesen einzugreifen, beweist der Vergleich ihrer Legaten mit altrömischen Proconsuln. Zu einer außerordentlichen Bedeutung und Ausdehnung gelangte dieses päpstliche Institut seit dem Ende des 11. Jahrh. mit der Vollendung des Papstthums selbst durch Papst Gregor VII. Der Papst als unumschränktes Oberhaupt der Kirche, dem alle Concilien unterstellt waren, dem die Ernennung zu allen geistlichen Stellen zustand, der als Appellationsinstanz in allen Processen, auch vor weltlichen Gerichten, angerufen werden konnte, der ferner ein allgemeines Absolutions- und Dispensationsrecht, ein ausschließliches Kanonisationsrecht, endlich auch ein Recht, über alle Beneficien zu verfügen und die Kirchen zu besteuern, in Anspruch nahm, sendete seine Legaten zu Geltendmachung aller dieser Rechte und Gewalten in die Länder aus. Kaiser Heinrich III. gab die nächste Veranlassung dazu, indem er auf Mittel sann, der Zerrüttung des Kirchenwesens in verschiedenen Ländern kräftig Einhalt zu thun. Papst Gregor VII., der sich seiner Legaten bediente, um seine Aufsicht über alle Kirchen auszudehnen und seine Richtergewalt überall ausüben zu können, stellte deren Amtsführung unter strenge Controle und forderte genaue Rechenschaftsablegung von allen ihren Handlungen. Dagegen verlangte er auch für sie als für seine Repräsentanten den pünktlichsten Gehorsam aller Bischöfe, sowie deren vollen Beistand in ihren Sprengeln.

Von ihrem oft ebenso entschiedenen wie klugen Auftreten und maßgebenden Einfluß legen die Verhandlungen auf Synoden, Concilien und Reichstagen ebenso wol als ihr Erscheinen an fürstlichen Höfen beredtes Zeugniß ab. Bei Friedensabschlüssen wie bei Interdicten und Excommunicationen finden wir sie thätig. Und zwar erstreckt sich diese ihre Thätigkeit im Mittelalter bereits über die mächtigsten Staaten Europas. Auf dem Concil zu Autun 1094 sprach der Erzbischof Hugo von Lyon als päpst-

licher Legat über den König Philipp I. von Frankreich den Bann aus. Papst Innocenz III. läßt 1201 den Herzog Otto von Sachsen durch seinen Legaten als römischen König anerkennen und über alle Gegner desselben die Excommunication verhängen. Daß man aber auch dieser Thätigkeit Grenzen zu setzen wußte, um der ausländischen Einmischung in kirchliche wie weltliche Dinge sich ein für allemal zu entziehen, bewies England im 12. Jahrh., indem es den Erzbischof von Canterbury zum ständigen Legaten vom Papste ernennen ließ.

Ihrer Wirksamkeit werden immer weitere Grenzen gesteckt. Im J. 1224 sandte der Papst Honorius III. dem Wunsche des Bischofs von Riga gemäß einen Legaten, den päpstlichen Kanzler Bischof Wilhelm von Modena, nach Livland mit Ermahnungen an die Deutschen zu milder Behandlung der Neubekehrten und zum Eifer in Ausbreitung der heiligen Wahrheiten. Zu Anfang des 14. Jahrh. erlangt der Franciscaner Johannes de Monte Corvino als päpstlicher Legat Zutritt am kaiserlichen Hofe zu Peking. Von dem folgenschweren Einfluß der päpstlichen Legaten auch auf die innere Entwickelung der Kirche geben Lehrstreitigkeiten den Beweis, sowie die kirchliche Gesetzgebung. So soll Cardinal Guido, den Papst Innocenz III. als Legaten nach Köln abordnete, den in Italien wol schon früher üblichen Gebrauch des Niederkniens vor der nach der Consecration emporgehobenen und vor der zu Kranken getragenen Hostie zuerst in jenen Gegenden Deutschlands eingeführt haben, und Papst Honorius III. machte dies durch eine 1217 erlassene Constitution zum Gesetz für die ganze Kirche. Zu Konstantinopel läßt Gregor IX. im J. 1233 durch einen Legaten dogmatische Fragen verhandeln über das Ausgehen des heiligen Geistes vom Vater und dem Sohne (filioque), sowie über den Gebrauch von ungesäuertem Brote beim Abendmahl. Von besonderer Wichtigkeit wurden die Legationen im 16. Jahrh. Ihr hervorragender Antheil am Gange der Reichstagsverhandlungen in Deutschland zur Vertretung der römischen Interessen gegenüber den Forderungen der Kirchenreformation ist hinreichend bekannt, nicht minder ihre Handreichung bei Einführung der Inquisition, wie ihre Pflege des Jesuitismus.

Mehr und mehr aber tritt das Institut der Legaten hinter das der Nuntiaturen zurück, wie solches in der von dem Fortschreiten der Reformation geschaffenen Lage der römischen Curie begründet war. Bereits 1598 präsidirten den Friedensunterhandlungen zu Vervins ein Legat und ein Nuntius des Papstes Clemens VIII. Die Legaten verlieren zu Gunsten der Nuntien an intensiver Bedeutung wie an extensiver Verwendung.

Von den Legaten verschieden sind die Officialen, Stellvertreter der Bischöfe in der Verwaltung ihrer Zwangsgerichtsbarkeit, sowie die Vicarien, welche in der Seelsorge und in der eigentlichen geistlichen Gerichtsbarkeit die Stelle des Bischofs vertreten. *(E. Grossel.)*

LEGATI, bei den Römern. In republikanischer Zeit führten diesen Namen sowol die vom Senat oder einem Feldherrn an auswärtige Staaten abgeordneten Gesandten, als auch diejenigen Personen, die den Feldherrn als Berather bei diplomatischen Unterhandlungen oder zur Unterstützung bei der Kriegführung beigegeben wurden.

Der Ursprung der erstgenannten Kategorie reicht wol nicht über den Anfang der Republik hinaus, da in der Königszeit die Unterhandlungen mit auswärtigen Staaten dem Priestercollegium der Fetialen zustanden. Nachdem aber mit der Einführung der Republik die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten an den Senat übergegangen war, traten an die Stelle jener vom König selbst entsandten Boten die vom Senat abgeordneten Legaten, die meist auch aus den Senatoren gewählt wurden. Naturgemäß beschränkte sich die Competenz dieser Boten darauf, den Auftrag des Senats auszurichten und über die empfangene Antwort Bericht zu erstatten. Die Sitte, den Feldherren für ihre kriegerische und administrative Thätigkeit ständige Abgeordnete beizugeben, scheint erst kurz vor der Zeit des Polybius aufgekommen zu sein. Indem dem Legaten ein Commando übertragen werden konnte, concurrirte derselbe mit den Kriegstribunen, die von Haus aus diese Function zu versehen hatten, in der späteren Zeit jedoch, in der nur selten noch Senatoren den Kriegstribunat übernahmen, gegen die Legaten zurücktraten.

In der Kaiserzeit änderte sich die Stellung der Legaten insofern, als sie einen verfassungsmäßig bestimmten Wirkungskreis erhielten und hierdurch zu Magistraten wurden, was sie bisher nicht gewesen waren. Wir finden sie einmal als ständige Befehlshaber der Legionen, indem seit Augustus jede Legion von einem Legaten befehligt wurde (legati legionis), sodann als Statthalter der kaiserlichen Provinzen (legati pro praetore), denen mitunter zur Vertretung in der Ausübung der Gerichtsbarkeit besondere legati juridici beigegeben waren, und endlich als Hülfsbeamte der Proconsuln in den senatorischen Provinzen (legati proconsulis pro praetore).

Da die Legaten Anspruch auf freie Beförderung und Reiseausstattung hatten, so führte dies zu dem Mißbrauch, daß Senatoren sich das Gesandtenrecht übertragen ließen, um in den Provinzen Privatgeschäfte zu erledigen. Eine derartige Gesandtschaft hieß legatio libera. *(L. Holzapfel.)*

LEGENDE (lat. Legenda) bezeichnet zunächst und ursprünglich die im Gottesdienste «vorzulesenden» Erzählungen aus dem Leben bestimmter Heiligen und Märtyrer, wurde aber schon frühzeitig daneben Gesammtname für die christliche und kirchliche Sage überhaupt und was damit in näherer oder weiterer Verwandtschaft steht, mochte die Form dichterisch oder prosaisch sein. Außerdem ist Legende (fem. sing.) Bezeichnung für einen einzelnen Erzählungsstoff geworden.

Die Geschichte der Legende steht in engem Zusammenhange mit der Geschichte der Heiligenverehrung und des Märtyrercultus. Es ist begreiflich, daß die ältesten Christengemeinden die Namen und letzten Lebensschicksale derjenigen ihrer Glieder, die im Kampfe der Staatsgewalt

gegen die neue Religion als Opfer gefallen waren, in treuem Gedächtniß bewahrten als Stücke ihrer eigenen Geschichte und daher die Gedenktage der Martyrien feiernd begingen. Es war nicht eine religiöse Verehrung der Märtyrer, sondern ein pietätvolles Sicherinnern an ihren Glaubensmuth zur Tröstung und Stärkung in den schwierigen Verhältnissen der Gegenwart. In kurzen Aufzeichnungen, für welche die Bezeichnung «Acta Martyrum» üblich ist, wurde der Verlauf der Martyrien fixirt, in dieser Form in der Gemeinde aufbewahrt und auch andern Kirchen Mittheilung davon gemacht. An den Gedächtnißtagen der betreffenden Märtyrer kamen diese Stücke im Gottesdienst zur Verlesung. Sie bildeten die älteste Legendenliteratur. Dahin gehören z. B. der Bericht der Gemeinde zu Smyrna über das Martyrium des Bischofs Polykarp i. J. 156 (*Euseb.* Hist. eccl. IV, 15 und in den neuen Ausgaben der Apostolischen Väter); die Acten der heiligen Perpetua und Felicitas aus dem Anfange des 3. Jahrh.; die «Acta quatuor coronatorum» aus der Diocletianischen Verfolgung (vgl. Ruinart, «Acta primorum martyrum sincera», 2. Aufl., 1713; Le Blant, «Les actes des Martyres» [in den «Mém. de l'Institut de France; Académie des Inscript. et bell. lettres, 1883, S. 57 fg.]). Die Glaubwürdigkeit dieser zum Theil allerdings sehr ungleichartigen Quellen, die von der apokryphen Literatur der alten Kirche (Leben Jesu, der Apostel, der Maria u. s. w.) wohl zu unterscheiden sind, wurde in früherer Zeit sehr niedrig taxirt; neuerdings ist man ihnen gerechter geworden und hat mit Erfolg angefangen, spätere Zusätze von dem ursprünglichen Kern zu sondern und überhaupt zwischen gleichzeitigen und nachträglichen Aufzeichnungen zu unterscheiden (vgl. besonders die angeführte Arbeit von Le Blant.)

Mit dem Aufhören der Verfolgungen wuchs das Interesse der Kirche an diesen Erzählungen aus einer für sie ruhmvoll verlaufenen und ruhmvoll abgeschlossenen Vergangenheit. Daher entstanden bald Sammlungen derselben. Der erste Geschichtschreiber der Kirche, Eusebius von Cäsarea (gest. 340) stellte eine solche her (*Euseb.* Hist. eccl. IV, 15; V, 21), die aber verloren gegangen ist. Je ferner diese Sammelwerke und die einzelnen Erzählungen den darin berichteten Ereignissen lagen, desto mehr verschaffte sich naturgemäß die Phantasie Einfluß darin. Das historische Interesse verlor sich; an seine Stelle trat das Bedürfniß religiöser Erbauung. Dazu kam, daß die Bewunderung der Zeit für den Heroismus des Asketenthums und des Mönchthums eine bald üppig wuchernde romanhafte Literatur hervortrieb (*Palladius*, «Historia lausiaca» um 420; Rufinus(?), «Historia monachorum» u. a.), die sich zum Theil mit den alten Stoffen mischte und auf ihre Erweiterung und Umbildung in das Phantastische und Ungeheuerliche hinwirkte. Die große Beliebtheit dieser Literatur wird, auch abgesehen von ihrem erbaulichen Charakter, dadurch erklärlich, daß sie als willkommenen Ersatz für den von der Kirche zurückgewiesenen antiken Roman sich darbot. Auch in den Klöstern fanden diese aus alten und neuen Stücken zusammengesetzten Sammlungen eifrige Leser und gewannen oder behaupteten eine Stelle im Gottesdienst, obwol der römische Bischof Gelasius sich einmal scharf dagegen aussprach («Decretum de libris recipiendis et non recip.»). Bezeichnend für diese Schriftstellerei sind die hagiographischen Werke Gregor's von Tours (vgl. Ebert, «Geschichte der christlich-lateinischen Literatur», I, 544). Doch wollen die Verfasser ihre Erzeugnisse keineswegs als Dichtung angesehen haben. Der Anspruch auf Geschichtlichkeit wird von ihnen noch durchaus festgehalten, bis zu einem gewissen Grade allerdings mit Recht. In den Stoffen, die sie bearbeiteten oder bereits bearbeitet überkamen, fanden sich Wahrheit und Dichtung. Rasch gewinnt aber am Eingange des Mittelalters letztere den Sieg über erstere. Das stellte sich in vollendeter Weise dar in den Heiligengeschichten des wahrscheinlich im 10. Jahrh. lebenden byzantinischen Schriftstellers Simeon Metaphrastes, die als eine «wüste, durch Hunderte von späteren Zuthaten unendlich angewachsene Stoffmasse» erscheinen (vgl. Allatius, «De Simeonum scriptis», 1664).

Noch mehr mußte sich der Trieb ins Phantastische steigern im Abendlande, wo die Heiligenverehrung einen viel größeren Umfang angenommen hatte. Immer mehr wuchsen hier in rascher Steigerung die Gestalten der Heiligen in das kirchliche und religiöse Leben der Christenheit hinein; ihre Feste wurden Volksfeste. Indem jede Gemeinde, jede Kirche ihren Schutzheiligen hatte, den sie an Würde und Bedeutung möglichst zu heben suchte, entstand eine Concurrenz des Interesses, welche die Legende üppig emporschießen ließ. Die Wallfahrten, die feierlichen Depositionen und Translationen der Heiligenleiber, die ganze Art der mittelalterlichen Frömmigkeit, welche in den Heiligen die Mittler zwischen der himmlischen und der irdischen Welt sah, mußten nothwendig dazu drängen, neue Stoffe zu erfinden oder bereits vorhandene nach Umfang und Inhalt zu erweitern. Daher kann man wohl sagen, daß kein Buch des Mittelalters so sehr einem allgemeinen Bedürfnisse entgegenkam als die sogenannte «Goldene Legende» («Legenda aurea», «Legenda sanctorum», auch «Historia Longobardica»), welche der italienische Dominikanermönch Jacobus de Voragine (aus Viraggio im Genuesischen), gestorben 1298 als Erzbischof von Genua, herausgab. Das Buch ist eine ziemlich formlose Compilation aus schriftlichen und mündlichen Quellen und gewährt wie kein anderes einen Einblick in die buntscheckige, aus den disparatesten Stücken zusammengesetzte Legendenliteratur des 13. Jahrh., in welcher Geschichte, Poesie und die abgeschmacktesten Fabeln sich mischen. Aber dieser in schriftstellerische Form gebrachte Besitzstand entsprach so sehr den Wünschen und den Stimmungen der abendländischen Christenheit, daß das unbeholfene Werk bald in die verschiedensten europäischen Sprachen übertragen wurde. Daher hat auch sofort die neuerfundene Buchdruckerkunst sich der «Goldenen Legende» bemächtigt. Bis zum Jahre 1500 zählte man nicht weniger als 71 Ausgaben (neueste Ausgabe von Gräße, Leipzig und Dresden 1843).

Im 15. Jahrh. begann endlich die Wissenschaft

das riesige Material in ihren Bereich zu ziehen und den ersten Versuch zu machen, den Stoff zu sichten. Hauptsächlich ist hier Mombritius («Sanctuarium», Venedig 1474) zu nennen. Doch was er und Andere erstrebten, fand seine Vollendung und Krönung erst in den «Acta Sanctorum», welche eine Anzahl Jesuiten in Antwerpen im J. 1643 herauszugeben begann und fortsetzte, darunter als die hervorragendsten Joh. Bolland (gest. 1665), Gottfr. Henschen (gest. 1681) und Daniel Papebroch (1714). Das Werk ist noch nicht zum Abschluß gekommen. Bis jetzt liegen 60 Bände Folio davon vor. Die Arbeit der Bollandisten kann mit keiner der frühern Sammlungen von Heiligenleben verglichen werden, indem sie keinen andern Standpunkt kennen als den historisch-kritischen und eine Vollständigkeit des Materials, einen Reichthum an Handschriften entwickeln, der nur durch die unermeßlichen Hülfsmittel der Gesellschaft Jesu begreiflich wird. Damit ist ein fester Boden für die Einzelforschung über die Legende gewonnen und eine Reihe neuerer Untersuchungen basirt auf dem in den «Acta Sanctorum» niedergelegten Material. Aber auch abgesehen von diesem ist die Legendenliteratur neuerdings öfters Gegenstand kritischer Betrachtung geworden. Erwähnt seien nur die Arbeiten von Büdinger und de Rossi über die «Acta quatuor coronatorum», von Usener über die Legende der heiligen Pelagia, von Aubé über die Acten der scillitanischen Märtyrer und die oben angeführte Schrift von Le Blant.

Neben dieser gelehrten oder gelehrt sein wollenden Behandlung der Legende geht die volksthümliche Form derselben in der Nationalliteratur, die noch mit einem kurzen Worte zu erwähnen ist. In der deutschen Literatur beginnt schon im 9. Jahrh. die geistliche Legendendichtung (Christus und die Samariterin; Gedicht auf den heiligen Georg; Leich vom Leben des heiligen Gallus, in der deutschen Ursprache nicht mehr erhalten), im 12. Jahrh. bezeugen zahlreiche Bruchstücke bereits das Vorhandensein eines Legendars in niederfränkischer Mundart (vgl. Rödiger im «Anzeiger für deutsches Alterthum», VI, 221 fg.). Daneben erstehen zahlreiche Einzellegenden (Koberstein, «Gesch. der deutschen Nationallit.», 6. Aufl. von K. Bartsch, Leipzig 1884, S. 154 fg; dazu W. Wackernagel, «Gesch. der deutschen Lit.», 2. Aufl., I, Basel 1879). Dichter angesehenen Namens befassen sich damit. So dichtete Heinrich von Veldeke nach einer lateinischen Vita seinen «Servatius», Hartmann von Aue den «Gregorius», Rudolf von Ems «Barlaam und Josaphat». Im 14. und 15. Jahrh. setzt sich diese Dichtung fort, ein Zeichen ihrer Beliebtheit. Mit der Poesie wetteifert die Prosa. Besonders seit dem 14. Jahrh. treten die prosaischen Legendenstücke hervor. Ihre Hauptquelle bildet die «Goldene Legende». Aber auch sonstiher wußte man den Stoff zu beziehen. Das Hauptbuch dieser Art, des Hermann von Fritzlar «Buch von der Heiligen Leben» (um 1345) bezeugt von sich: «diz buch ist zu sammene gelesen üzze vile anderen bucheren und üzze vile predigâten und uzze vile lereren». (Ausgabe von Pfeiffer, «Deutsche Mystiker», Bd. 1).

In der altenglischen Literatur bieten Aelfric's «Passiones Martyrum» (um 990) das erste Sammelwerk. Aber auf der Höhe des Mittelalters treffen wir bereits «große Legendenmassen» an, die einen breiten Raum einnehmen. «Die altenglische Literatur ist vorwiegend eine religiöskirchliche; die Legende bildet den Hauptzweig dieser Dichtung» (Horstmann, «Altenglische Legenden», 1875—78, 3 Bde.). Besonders die normannische Eroberung förderte mächtig diese Literatur, die Schranken, welche die angelsächsische Kirche um sich gezogen, fielen, und zahlreiche altirische und wallisische Heiligen kamen aus der Dunkelheit und Abgeschiedenheit in die Oeffentlichkeit und zu allgemeiner Kenntniß und Anerkennung. — Zu der altfranzösischen Legendenliteratur vgl. Suchier, «Denkmäler provenzal. Literatur und Sprache» (1 Bd., 1883) und die werthvollen Publicationen der «Société des anciens textes français». Eine allgemeine Geschichte der Legende fehlt noch. Die Schrift von K. G. Vogel, «Versuch einer Geschichte und Würdigung der Legende» (in Illgen's «Historisch-theol. Abhandlungen», Leipzig 1824), ist nur ein dürftiger Anfang dazu. Vor allem ist die Stellung der Legende im Gottesdienst noch nicht klar gestellt. *(Victor Schultze.)*

Legende, in der Münzkunde, s. Numismatik.

LEGENDRE (Adrien Marie), ausgezeichneter französischer Mathematiker, geboren am 18. Sept. 1752 zu Toulouse, besuchte das Collége Mazarin und zeigte schon frühzeitig große Vorliebe für die mathematischen Wissenschaften. Unmittelbar nach seiner Entlassung aus dem Collége betheiligte er sich an der Bearbeitung des von seinem Lehrer, dem Abbé Marie, herausgegebenen «Traité de Mécanique». Manche der von ihm in dem Werk behandelten Fragen lenkten die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf ihn; namentlich war es d'Alembert, der sich seiner annahm und bewirkte, daß er an der pariser Militärschule einen Lehrstuhl für Mathematik erhielt. Bereits 1783 wurde er Mitglied der Akademie, dann des Längenbureau, 1815 Ehrenmitglied der Commission für öffentlichen Unterricht, 1816 Examinator an der Polytechnischen Schule und lebenslänglicher Vorsteher der Universität. Später, im J. 1824, widersetzte er sich jedoch bei Besetzung einer akademischen Stelle der Wahl des ministeriellen Candidaten und büßte daher seine Pension ein, sodaß er in ziemlich dürftigen Verhältnissen am 10. Jan. 1833 starb. Uebrigens ist über seine privaten Lebensumstände so gut wie nichts bekannt geworden, über seine erste Jugend hat er selbst tiefstes Schweigen bewahrt, und ausdrücklich den Wunsch ausgesprochen, daß man sich bei eventueller Abfassung einer Lebensbeschreibung nur mit seinen Arbeiten beschäftigen möge. Seine Schriften beziehen sich vorzugsweise auf Fragen der höheren Mathematik, auf elliptische Functionen, Zahlentheorie, zum Theil greifen sie aber auch in die Astronomie über und behandeln directe Aufgaben derselben, so z. B. die Methode der kleinsten Quadrate, welche Legendre eigentlich begründete, wenn auch Gauß ohne Zweifel für die Weiterentwickelung, für ihre Anwendung bei der Berechnung das größte Verdienst bleibt. Legendre verfaßte folgende Werke und Abhandlungen,

letztere größtentheils in den Schriften der Pariser Akademie publicirt: «Éléments de géométrie» (Paris 1794, 15. Aufl. 1864; deutsch von Crelle, 5. Aufl., Berlin 1858); «Exercices de calcul intégral» (Paris 1807; neue Ausg. 1819, 3 Thle.); «Traité des fonctions elliptiques et des intégrales Eulériennes» (3 Bde., Paris 1827—32); «Essai sur la théorie des nombres» (2 Bde., Paris 1798; 3. Aufl. 1830); «Sur les Intégrales doubles» (1788); «L'Altération des ellipses homogènes» (1810); «Sur les Intégrations par arcs d'ellipse» (1786); «Recherches d'analyse indéterminée» (1784); «Sur l'Intégration de quelques équations aux différences partielles» (1787); «Sur les Intégrales partielles des équations différentielles» (1790); «Recherches sur le théorème de Fermat» (1785); «Nouvelle théorie des Parallèles» (Paris 1803). Hierzu tritt dann zunächst das Werk: «Exposé des opérations, faites en France en 1787 pour la jonction des observatoires de Paris et de Greenwich par Cassini, Mechain et Legendre» (Paris 1791), welches durch die ihm übertragene Gradmessungsarbeit veranlaßt wurde, und wenn er auch selbst an den Vermessungsarbeiten nur in beschränkter Weise sich betheiligte, so hat er sich doch in diesem Zweig der Astronomie durch die strenge und sorgfältige Berechnung das größte Verdienst erworben. Hierher gehören ferner noch die Abhandlungen: «Sur les opérations trigonométriques, dont le résultat dépend de la figure de la terre, et suite du calcul du triangles, qui servent à déterminer la différence des longitudes entre l'observatoire de Paris et celui de Greenwich» (1787); «Analyse des triangles tracés sur la surface d'un sphéroïde» (1806); «Mémoire sur la détermination d'un arc de méridien» (1799). Durch obige Arbeiten wurde die Methode der kleinsten Quadrate hervorgerufen, welche er in «Méthode des moindres carrés pour trouver le milieu le plus probable entre les résultats de diverses observations» (1805) auseinandersetzte. Aus der Theorie der Astronomie sind zu nennen: «Recherches sur la figure des planètes» (1784—79), in denen er beweist, daß eine flüssige rotierende Masse nach dem Gravitationsgesetz die sphäroidische Gestalt annehmen müsse; «Recherches sur l'alteration des sphéroides homogènes» (1785); «Nouvelle formule pour réduire en distances vraies les distances apparentes de la Lune au Soleil ou à une étoile»; «Nouvelle méthode pour la détermination des orbites des Comètes» (1806), und endlich «Notice sur la Comète de 1819» (Paris 1827). *(W. Valentiner.)*

Leges agrariae, s. Agrariae leges.

LEGION (von legere, auswählen, daher dilectus, «Aushebung») hieß im alten Rom von Haus aus nicht eine einzelne Heeresabtheilung, sondern die ganze Masse der aufgebotenen Streitkräfte, in welchem Sinne bei Livius (I, 11, 1) Romana legio steht. Das älteste Heer soll gebildet worden sein, daß die drei Stammtribus der Ramnes, Tities und Luceres je 1000 Mann Fußvolk und je 100 Mann Reiterei stellten. Jede der drei Abtheilungen des Fußvolks wurde befehligt von einem tribunus militum und jede der drei Reiterabtheilungen von einem tribunus celerum. Die letztern zerfielen wiederum in Unterabtheilungen von je 10 Mann, an deren Spitze Decurionen standen. Durch Tarquinius Priscus, der die drei alten Tribus durch die Aufnahme von Neubürgern verstärkte, soll die Reiterei verdoppelt worden sein, sodaß sie nunmehr 600 Mann betrug. Zu diesen sechs Centurien, die lediglich aus Patriciern gebildet wurden, fügte Servius Tullius zwölf neue hinzu, zu welchen auch Plebejer Zutritt hatten. Indem ferner zum Kriegsdienst alle diejenigen, welche Grundbesitz hatten, herangezogen wurden, vermehrten sich die Centurien des Fußvolks auf 170. Dieselben wurden nach den Abstufungen des jährlichen Einkommens in fünf verschiedene Klassen eingetheilt. Diejenigen Bürger, deren Einkommen 100,000 As oder mehr betrug, stellten 80 Centurien, die zweite (75,000—100,000 As), dritte (50,000—75,000 As) und vierte (25,000—50,000 As) Klasse je 20 und die fünfte mit einem Einkommen von 11,000—25,000 As 30 Centurien. Die Centurien einer jeden Klasse zerfielen zur Hälfte in seniores (47—60 Jahre) und juniores (17—46 Jahre). Hierzu kamen noch zwei Centurien Hornisten und Flötenbläser, ferner zwei Centurien von Schmieden und Zimmerleuten und eine Centurie accensi (d. h. solche, die den Minimalcensus von 11,000 As nicht erreichten und noch mit aufgenommen wurden), die dem Heere als Ersatzmannschaft diente. Die Gesammtstärke des Heeres betrug hiernach mit der Reiterei 193 Centurien = 19,300 Mann. Da in späterer Zeit die Normalstärke des auf eine Legion kommenden Fußvolks 4200 Mann war, so liegt die Annahme nahe, daß die 17,000 Fußsoldaten der serviani-schen Centurien in vier Legionen von 4200 oder 4300 Mann zerfielen.

Die Bewaffnung bestand bei den Bürgern der ersten Klasse in einem Helm, einem Panzer, einem runden ehernen Schilde (clipeus) und Beinschienen. Die der zweiten Klasse waren ebenso ausgerüstet, doch fehlte der Panzer und trat an die Stelle des runden Schildes ein langer viereckiger (scutum), der den ganzen Mann hinreichend deckte. Bei den Bürgern der dritten Klasse kamen die Beinschienen in Wegfall. Als Angriffswaffe diente diesen allen die zum Stoß bestimmte schwere Lanze (hasta). Die Bürger der vierten Klasse hatten keine Schutzwaffen, aber außer der Lanze noch einen Wurfspieß (verutum). Die fünfte Klasse endlich war nur mit Schleudern bewaffnet (*Liv.* I, 43).

Das römische Heer war ursprünglich ebenso wie die makedonische Phalanx in langen, geschlossenen Reihen aufgestellt (*Liv.* VIII, 8). Die Tiefe der Schlachtordnung ist uns unbekannt. Nicht zur Phalanx gehörten die Bürger der vierten und fünften Klasse, welche die Aufgabe hatten, mit ihren leichten Waffen den Kampf zu eröffnen und wegen ihrer plänkelnden Kampfweise rorarii genannt wurden. Die Reiterei, über deren Bewaffnung wir nicht genügend unterrichtet sind, stand in der ältesten Zeit im ersten Treffen, später jedoch, nachdem die Taktik des Fußvolks sich mehr entwickelt hatte, auf den Flügeln.

Jeder Legion wurden 300 Reiter zugetheilt. Die Aufnahme in die Reitercenturien war an einen besondern Census geknüpft, der in der spätern Zeit der Republik 1,000,000 As (= 400,000 Sesterzien) betrug. Für den Ankauf des Pferdes, welches Staatseigenthum blieb (equus publicus), und dessen Unterhaltung erhielt der Reiter eine bestimmte Geldsumme (aes equestre und aes hordearium). Neben diesen equites equo publico, deren Zahl stets auf 1800 beschränkt blieb, meldeten sich zum freiwilligen Dienst auch andere durch ihren Census hierzu qualificirte Leute, die für ihren Aufwand Sold erhielten (*Liv.* V, 7, 5).

Die Heeresordnung, welche während der Blütezeit der Republik bestand, unterscheidet sich von der servianischen in wesentlichen Stücken. Die hauptsächlichste Neuerung war die Einführung der Manipulartaktik (*Liv.* VIII, 8, 3), welche mit Wahrscheinlichkeit in die Zeit des Camillus gesetzt wird. Während die Hauptmasse der Legion bisher geschlossene Reihen gebildet hatte, wurde dieselbe nunmehr in 30 manipuli eingetheilt. Der Manipel, dessen normale Stärke 100 Mann betrug, soll seinen Namen daher erhalten haben, daß in der ältesten Zeit das ihm vorangetragene Feldzeichen aus einem Bündel Heu (manipulus) bestand. Diese ursprünglich von einem Centurionen befehligte Abtheilung wurde später der leichteren Bewegung halber in zwei Centurien getheilt und unter das Commando von zwei Centurionen gestellt. Von diesen hieß der eine, der den rechten Flügel und zugleich die ganze Abtheilung befehligte, centurio prior, der andere, der den linken Flügel führte, centurio posterior (*Polyb.* VI, 24). Die Bewaffnung bestand in einem ehernen Helm mit hohem Federbusch, einem scutum, Beinschienen und einem Lederpanzer (lorica), der in der Herzgegend mit einem $^3/_4$ Fuß langen und breiten Eisenblech versehen war. Als Angriffswaffe dienten ein sowol zum Hieb als zum Stich geeignetes Schwert, ein Dolch und ein Spieß.

Die dreißig Manipeln waren geordnet in drei verschiedenen Gliedern von je zehn Manipeln. Das erste Treffen bildeten die aus jüngeren Kriegern bestehenden hastati, welche wegen ihrer Stellung vor den im hintersten Gliede befindlichen Fahnen auch antesignani hießen, das zweite die in den besten Jahren befindlichen principes, und das dritte die Veteranen, welche den Namen triarii führten. Die Manipeln der hastati und principes waren 120, die der Triarier 60 Mann stark. Die hastati und principes führten einen Wurfspieß (pilum) mit einer langen, eisernen Spitze, die Triarier dagegen eine Lanze (hasta). Da die Namen hastati und principes für die uns bekannte Heeresordnung nicht zutreffen, so müssen dieselben aus einer frühern Periode der Manipulartaktik stammen, in der die hastati mit einer hasta bewaffnet waren und im zweiten Gliede standen, während die principes das erste Treffen bildeten. Die Stellung der Manipeln war eine schachbrettförmige, der Art, daß die im zweiten Gliede befindlichen principes in die zwischen den Manipeln der hastati gelassenen Lücken einrücken oder die letztern sich in die Reihe der principes zurückziehen konnten, während die Triarier in analoger Weise hinter den in dem Treffen der principes befindlichen Intervallen postirt waren. Der erste Angriff fiel den Hastaten zu. Scheiterte derselbe, so zogen sie sich in die Intervalle der principes zurück. Die Triarier verharrten unterdessen in ihrer Stellung, indem sie niederknieten und sich mit den Schilden deckten. Waren auch die principes zurückgeschlagen, so kam an sie die Reihe zum Vorrücken. Sie bildeten hierbei, indem sie die principes und die hastati in die Intervalle ihrer Manipeln aufnahmen, eine geschlossene Linie (*Liv.* VIII, 8, 9 fg.). Diese Taktik bewährte sich namentlich gegenüber der makedonischen Phalanx, welche durch die bei ungleichem Vorrücken entstehenden Lücken den Manipeln Gelegenheit zum Eindringen bot (*Plut.* Aemil. Paul. 20), nicht minder aber auch gegen die Elefanten der Karthager, deren Stoß bei Zama dadurch unwirksam gemacht wurde, daß die Manipeln der drei Schlachtreihen in gerader Linie hintereinander Stellung nahmen und so den Elefanten einen Durchgang verstatteten (*Polyb.* XV, 9, 7).

Die Manipeln der hastati und principes waren geordnet in sechs Gliedern von 20 Mann, die der Triarier in drei Gliedern von ebenfalls 20 Mann. Sämmtliche Manipeln erhielten aber noch eine Verstärkung durch 40 Leichtbewaffnete (velites), die sich hinter ihnen in zwei Gliedern von 20 Mann postirten. Die Gesammtstärke des Manipels betrug daher bei den principes und hastati 160, bei den Triariern aber 100 Mann, und das ganze Fußvolk der Legion demnach 4200 Mann. Indessen finden sich auch stärkere Legionen von 5000—6200 Mann. Die velites, welche nunmehr an die Stelle der rorarii traten, waren ausgerüstet mit einem runden Schild von drei Fuß Durchmesser (parma), einer ledernen Kopfbedeckung, einigen leichten Wurfspießen (hastae velitares) und einem spanischen Schwert. Sie wurden in der Weise verwendet, daß sie bei Beginn der Schlacht als Tirailleure ausschwärmten.

Die bei jeder Legion befindlichen 300 Reiter zerfielen in zehn turmae zu 30 Mann. Die turma hatte drei decuriones, von denen einer die ganze Abtheilung befehligte. Zur Zeit des Polybius trug die Reiterei schwere Rüstungen nach hellenischer Art (VI, 25). Nöthigenfalls wurde sie verstärkt durch Leichtbewaffnete, die hinter den Reitern aufsaßen, im geeigneten Moment aber absprangen und durch ihr überraschendes Erscheinen den Feind in Verwirrung brachten. Nach Livius (XXVI, 4) wurde diese Taktik zum ersten mal im J. 211 v. Chr. vor Capua gegen die überlegene campanische Reiterei angewandt, bei welcher Gelegenheit die Truppe der velites überhaupt erst organisirt worden sein soll.

Die Führung der Legion stand sechs Kriegstribunen (tribuni militum) zu, von welchen je zwei zusammen zwei Monate lang das Commando führten, indem sie Tag für Tag im Oberbefehl abwechselten (*Polyb.* VI, 34). Für die vier alljährlich auszuhebenden Legionen waren also 24 Kriegstribunen erforderlich. Ihre Ernennung erfolgte ursprünglich durch die Consuln, doch wurden seit

311 v. Chr. 16 und seit 207 alle Stellen durch eine in Tributcomitien vorgenommene Volkswahl besetzt. Die Tribunen der übrigen Legionen wurden dagegen nach wie vor von den Consuln ernannt. Sie führten, weil ihre Rechtsstellung auf den Antrag eines Rutilius Rufus gesetzlich geregelt war, den Namen rufuli, während im Gegensatz zu ihnen die vom Volk gewählten Kriegstribunen, die zu den Magistraten gehörten, gewöhnlich tribuni militum a populo, in der officiellen Sprache jedoch tribuni militum legionibus quattuor primis aliqua earum heißen. In der späteren Zeit wurden diese Offiziere nicht etwa, wie es ursprünglich der Fall gewesen sein wird, aus Soldaten gewählt, die schon eine Reihe von Dienstjahren hinter sich hatten, sondern es gelangten zu dieser Stellung meist junge Leute aus dem Senatoren- oder Ritterstande, welche, ohne überhaupt als gemeine Soldaten gedient zu haben, mit diesem Amte ihre politische Laufbahn begannen. Unter den Centurionen, die von den Kriegstribunen ernannt wurden, gingen die der Triarier denen der principes und diese denen der hastati im Range vor. Der den ersten Manipel der Triarier befehligende Centurion (primus pilus) hatte insofern eine bevorzugte Stellung, als er mit den Tribunen zum Kriegsrath zugezogen wurde (*Polyb.* VI, 24, 2).

Die Zahl der Legionen hat sich mit der Ausdehnung des Reiches und der Vermehrung der Bürgerschaft im Laufe der Zeit sehr vergrößert. Während des zweiten Punischen Krieges waren gleichzeitig 18, 20, 21 und 23 Legionen in Thätigkeit. Der zum Eintritt in das Heer erforderliche Minimalcensus von 11,000 As war zur Zeit des Polybius schon auf 4000 As (= 400 Drachmen) herabgesetzt (*Polyb.* VI, 19, 2). In der Blütezeit der Republik wurden zwei römische Legionen, die zusammen 8400 Fußsoldaten und 600 Reiter enthielten, durch ein bundesgenössisches Contigent von 10,000 Fußsoldaten und 1800 Reitern verstärkt. Die Fußsoldaten theilten sich wiederum in 8400 ordinarii und 1600 extraordinarii. Die ersteren bildeten zwei Abtheilungen (alae) von je 4200 Mann, von denen die eine auf dem rechten und die andere auf dem linken Flügel postirt war, während die beiden Legionen das Centrum einnahmen. Jede ala zerfiel ihrerseits in 10 Cohorten von je 420 Mann und jede Cohorte wiederum in drei Manipeln. Das Commando über die ala führten drei aus Römern gewählte praefecti. Die 1600 extraordinarii bildeten 4 Cohorten zu 400 Mann, die von je einem praefectus cohortis befehligt wurden. Die Reiterei theilte sich in 6 Schwadronen zu 300 Mann, welche ebenfalls alae genannt wurden und wiederum in je 5 Doppelturmen zu 60 Mann zerfielen. Zwei von diesen Schwadronen waren extraordinariae, während die Reiter der vier übrigen Schwadronen equites alares hießen. Diese letztern befanden sich auf dem linken, die Reiterei der Legionen dagegen auf dem rechten Flügel. Die extraordinarii sowol des Fußvolks wie der Reiterei bildeten ein Elitecorps, welchem im römischen Heere eine aus jungen Leuten ritterlichen Standes gebildete Cavalerieabtheilung (cohors praetoria) entsprach. Eine weitere Verstärkung konnte das Heer noch erhalten durch ausgediente Soldaten, die sich auf Aufforderung des Feldherrn von neuem freiwillig zum Dienst verpflichteten (evocati), sowie durch außeritalische Hülfstruppen, die im Gegensatz zu den italischen Bundesgenossen (socii) auxilia genannt wurden. Ueber die Art und Weise, wie zwei Legionen mit den bundesgenössischen Contingenten in Einem Lager vereinigt wurden, gibt Polybius (VI, 27—32) einen ausführlichen Bericht, ebenso wird von ihm (VI, 40) die Marschordnung des combinirten Heeres beschrieben.

In der Zeit des Marius verwandelte sich, indem die Wehrpflicht wohl gesetzlich noch weiter bestand, thatsächlich aber die Legionen meist aus Proletariern (capite censi) conscribirt wurden, das Bürgerheer in ein solches von Söldnern. In dem Bürgerkriege zwischen Pompejus und Cäsar schritt man dazu, sogar Legionen aus den Provinzen auszuheben, deren Soldaten jedoch das Bürgerrecht erhielten. In technischer Hinsicht bestand die einschneidendste Aenderung darin, daß die Legion von Marius nicht mehr in Manipeln, sondern ebenso, wie es schon bisher mit den Truppen der Bundesgenossen der Fall war, in zehn Cohorten eingetheilt wurde. Die Gesammtzahl wurde auf 6000 Mann gebracht, sodaß auf die Cohorte 600 kamen. Die Veranlassung dieser Neuerung war die Kriegsweise der Cimbern, die womöglich im ersten Angriff mit Ungestüm die römische Linie zu durchbrechen suchten, wobei ihnen die Lücken der Manipularstellung zu statten kamen. Marius formirte daher sämmtliche Cohorten in einem Treffen und stellte die besten Truppen in die vordersten Reihen. Die bei der Manipulartaktik gebräuchliche Anordnung in drei Treffen mit Intervallen ist indessen später auch bei der Cohortenstellung zur Anwendung gekommen. Die velites fielen nunmehr gänzlich weg; ebenso hörte, indem die Legionssoldaten durchgängig mit dem pilum bewaffnet wurden, die Scheidung in hastati, principes und triarii auf. Jede Cohorte zerfiel wiederum in drei Manipeln und sechs Centurien, die von Centurionen befehligt wurden. Wahrscheinlich erhielt einer der Centurionen die Führung der ganzen Cohorte und dürften mit diesen Centurionen die mehrfach genannten primi ordines, die zum Kriegsrath zugezogen wurden, zu identificiren sein. Während die Legion bisher noch kein gemeinsames Feldzeichen gehabt hatte, erhielt sie als solches jetzt einen silbernen Adler. Die römische und italische Reiterei, mit der man seit dem zweiten Punischen Kriege schlechte Erfahrungen gemacht, wurde durch Cavalerie aus den Provinzen ersetzt, die im Verhältniß zum Fußvolk eine ansehnliche Stärke erhielt.

Mit der Begründung der Monarchie verwandelte sich die römische Armee aus einer Söldnertruppe in ein stehendes Heer. Die Gesammtzahl der von Augustus hinterlassenen Legionen betrug 25. Claudius vermehrte sie auf 27, Galba auf 30 und Septimius Severus auf 33. Größere Veränderungen traten erst wieder seit Diocletian ein, nach dessen Regierung die Gesammtzahl sich allmählich auf ca. 175 hob. Die Stärke der Legion schwankte zwischen 5000 und 6000 Mann. Bei jeder Legion befanden sich 120 Reiter. Während das Com-

mando früher von den Kriegstribunen abwechselnd geführt worden war, erhielten die Legionen schon unter Cäsar mitunter feste Befehlshaber in den ihn begleitenden Legaten und Quästoren. Augustus traf sodann die Einrichtung, daß jede Legion von einem Legaten (legatus legionis, s. d. Artikel Legati) befehligt wurde. Dieses Commando wurde gewöhnlich nur von solchen übernommen, die schon die Prätur bekleidet hatten. Außer der Legion stand unter der Führung des Legaten eine ebenso starke Abtheilung von Hülfstruppen. Für die festen Standquartiere, in denen sich jetzt die Legionen aufzuhalten pflegten, wurden besondere praefecti castrorum ernannt. Aus der den republikanischen Heeren beigegebenen cohors praetoria entwickelte sich nunmehr, nachdem die Feldherrnwürde ein dauerndes Attribut des in Rom residirenden Kaisers geworden war, die kaiserliche Prätorianergarde. Dieselbe bestand anfänglich aus neun Cohorten von je 1000 Mann, von denen sich drei in Rom selbst, die übrigen aber in verschiedenen Gegenden Italiens befanden, und erhielt sich bis auf Constantin. Den Befehl führte bis zum Jahre 1 v. Chr. der Kaiser selbst, nachher die praefecti praetorio, deren Zahl in der Regel zwei betrug. — Eingehend ist die Geschichte der Legion behandelt in der Darstellung des römischen Militärwesens bei Marquardt, «Röm. Staatsverwalt.», Bd. II², S. 319—495. *(L. Holzapfel.)*

LEGIRUNG nennt man die Verbindung oder Vermischung eines Metalls mit einem oder mehreren anderen durch Zusammenschmelzen, gleichsam die Auflösung eines Metalls in einem andern. Die Legirungen des Quecksilbers mit anderen Metallen führen den Namen Amalgame (s. d. Art. Amalgam und Amalgamation).

Die Legirungen und Amalgame sind von vollkommen metallischem Aussehen. Im Gegensatze zu den Verbindungen der Metalle mit Sauerstoff, Chlor, Schwefel u. s. w. sind in ihnen alle Eigenschaften der sie zusammensetzenden Metalle, als: Glanz, Leitungsvermögen für Wärme und Elektricität u. a., wenn auch nicht immer vollkommen beibehalten, so doch in so geringem Grade modificirt, daß sie leicht wiedererkannt werden können. Ob nun die Legirungen chemische Verbindungen repräsentiren, ist mit Bestimmtheit noch nicht entschieden. Daß ihre Bestandtheile in einem gewissen atomistischen Verhältnisse zueinander stehen müssen, hat man aus verschiedenen Beobachtungen geschlossen, so z. B. daraus, daß mehrere Legirungen in bestimmten Krystallen erhalten werden können (z. B. Zink und Antimon, Zinn und Platin), daß beim Legiren von Metallen sehr bedeutende Temperaturerhöhung, selbst Erglühen, beobachtet wird, daß endlich die physikalischen Eigenschaften der Metalle unter solchen Umständen meist eine ganz auffallende Veränderung erfahren. Rothes Kupfer gibt beispielsweise mit weißem Zink goldgelbes Messing, Kupfer, Zink und Nickel weißes Neusilber; das flüssige Quecksilber wird durch Zugabe einer kleinen Menge von Natrium starr; eine Legirung von gewissen Mengen Blei, Zinn, Wismuth und Cadmium, also von Metallen, deren Schmelzpunkte sämmtlich über 230° C. liegen, schmilzt schon bei 70° C. Jedenfalls aber darf aus der Krystallisationsfähigkeit vieler Legirungen nicht ein Vorhandensein chemischer Verbindungen gefolgert werden, denn Cooke zeigte, daß Legirungen von Zink und Antimon, welche 43—64 Proc. Zink enthalten, alle in derselben Form krystallisiren, während solche, in denen mehr oder weniger dieses Metalls vorkommt, andere Krystallformen haben.

In physikalischer Beziehung ist Folgendes über die Legirungen im allgemeinen zu sagen. Werden zwei oder mehrere Metalle zu einer Legirung zusammengeschmolzen, so tritt in einigen Fällen eine Entwickelung von Wärme ein, manchmal dagegen Temperaturerniedrigung, so bei der Auflösung von Zinn in Quecksilber, während die Vereinigung der Alkalimetalle mit Quecksilber zu Amalgamen unter Feuererscheinung erfolgt.

Beim Erkalten geschmolzener Legirungen erfolgt die Abnahme der Temperatur nicht regelmäßig, vielmehr tritt bei aus zwei Metallen zusammengesetzten Legirungen einmal ein Stillstand des Thermometers ein, und bei Legirungen aus drei Metallen ist dieses sogar zweimal der Fall. Jeder dieser stationären Punkte entspricht der Erstarrung einer besondern Verbindung, welche sich während der Erstarrung im krystallinischen Zustande ausscheidet und hierbei durch die latente Schmelzwärme den Verlust an Wärme, welcher durch Ausstrahlung oder Ableitung stattfindet, compensirt.

Was den Aggregatzustand der Legirungen anbetrifft, so sind alle bei gewöhnlicher Temperatur starr, mit Ausnahme der aus einem Theil Kalium und drei Theilen Natrium bestehenden flüssigen Verbindung und den meisten an Quecksilber reichen Amalgamen. Durch Druck kann aus letzteren überflüssiges Quecksilber entfernt werden und es hinterbleiben dann starre Amalgame. Joule hat gefunden, daß es möglich ist, durch sehr hohen Druck sogar alles Quecksilber den Amalgamen zu entziehen.

Die Farbe der Legirungen ist nicht immer das mittlere Resultat aus der Farbe der Bestandtheile: eine geringe Menge Silber macht Gold weiß; Zinnkupferlegirungen, die zwischen 80 und 50 Proc. Kupfer enthalten, verrathen dies in keiner Weise durch die Farbe, sie sind weiß, während eine Kupferzinklegirung mit etwa 60 Proc. Kupfer wegen ihres goldähnlichen Aussehens zu Schmuckgegenständen Verwendung findet.

Die Härte der Legirungen ist meistens größer als die der einzelnen Metalle. Gold wird durch Zusatz von Silber oder Kupfer härter, ebenso Silber durch Beimengung von Kupfer. Hierdurch werden beide Metalle geeigneter für Münzen, Schmuck- und Gebrauchsgegenstände. Durch Legiren mit Zinn erhält das weiche Kupfer eine Härte, wie sie für die Herstellung von Geschützen und Glocken nothwendig ist. Dem sehr weichen Blei kann durch Zusammenschmelzen mit Antimon eine Härte gegeben werden, die es befähigt, als Lettermetall zu dienen. Mit Antimon legirtes Zinn, vielfach unter dem Namen Britanniametall verarbeitet, ist dünnflüssiger und härter als Zinn, und so läßt sich eine Menge von

Beispielen anführen, wo ein Metall durch Legirung mit einem oder mehreren anderen Metallen, sei es bezüglich der Härte, sei es hinsichtlich anderer physikalischer Eigenschaften, Vorzüge erlangt, welche die verschiedenartigen Verwendungen der Legirungen in Künsten und Gewerben rechtfertigen.

Der Schmelzpunkt der Legirungen ist niedriger, als man nach den Schmelzpunkten der einzelnen Gemengtheile erwarten sollte, oft liegt er sogar niedriger als der niedrigste der Gemengtheile. Die Eigenschaft des Schnellloths, welches aus Blei und Zinn besteht, leichter zu schmelzen als eins dieser Metalle, war schon zu Plinius' Zeiten bekannt, denn derselbe gibt an, Zinn könne nicht ohne Blei und letzteres nicht ohne Zinn gelöthet werden. Allgemein bekannt ist die sogenannte Rose'sche Legirung, bestehend aus 1 Theil Zinn, 1 Theil Blei und 2 Theilen Wismuth, welche schon im kochenden Wasser schmilzt (95°—98° C). Durch Zusatz von Cadmium, welches besonders das Vermögen hat, den Schmelzpunkt von Legirungen zu erniedrigen, läßt sich sogar ein Metallgemisch herstellen, welches sich schon bei 65° C. verflüssigt. Diese, unter dem Namen Wood's Metall bekannte Legirung besteht aus 8 Theilen Blei, 15 Theilen Wismuth, 4 Theilen Zinn und 3 Theilen Cadmium, und der niedrige Schmelzpunkt derselben ist um so bemerkenswerther, als die dasselbe zusammensetzenden Metalle sämmtlich erst über 200°, zur Hälfte sogar erst über 300° C. schmelzen.

Das specifische Gewicht der Legirungen dagegen ist gewöhnlich größer als das berechnete Mittel aus den specifischen Gewichten der Bestandtheile, das Leitungsvermögen für Elektricität und Wärme geringer als das der einzelnen Metalle.

Auffallend ist das Verhalten einiger Legirungen gegen Auflösungsmittel. Während Platin für sich in Salpetersäure vollkommen unauflöslich ist, wird es, mit Silber legirt, von der kochenden Säure aufgenommen. Umgekehrt zeigt sich Silber, nachdem es mit viel Gold zusammengeschmolzen ist, gegen Salpetersäure, die es sonst leicht auflöst, vollständig unangreifbar. Erst dann kann aus einer Silber-Goldlegirung alles Silber ausgezogen werden, wenn sein Gewicht wenigstens um das Doppelte das des Goldes übersteigt.

Was die Darstellung der Legirungen anbetrifft, so lassen sich die zu beobachtenden Regeln kurz dahin zusammenfassen, daß man, wenn Metalle von sehr verschiedenen Schmelzpunkten vereinigt werden sollen, zuerst das strengflüssigere Metall schmilzt und dann das leichterflüssigere in kleinen Antheilen unter Umrühren einträgt. Da, wie bemerkt, der Schmelzpunkt der entstehenden Legirung immer unter dem berechneten Schmelzpunkte liegt, thut man wohl, um Verluste durch Verdampfung oder Oxydation des leichter schmelzbaren Metalls zu vermeiden, die Legirung bei einem Temperaturgrad entstehen zu lassen, welcher den Schmelzpunkt des schwerer schmelzbaren Metalls nur wenig übersteigt. Soll eine kleine Menge strengflüssigen Metalls mit einer großen Menge eines leichterflüssigen vereinigt werden, so schmilzt man erst jenes mit einem Theile des letztern zusammen und verfährt im umgekehrten Falle in gleicher Weise. Die Oxydation der Metalle beim Legiren verhindert man durch Aufstreuen von Kohlenpulver.

Die ungemein vielfache Anwendung der Legirungen, die zum Theil sogar eine größere ist als die der reinen Metalle (z. B. beim Kupfer, Silber, Gold), ist allgemein bekannt. Verschiedene Amalgame finden technische Anwendung; Zinnamalgam dient zum Spiegelbelag, Gold- und Silberamalgam zur Vergoldung und Versilberung auf trockenem Wege, ein Cadmiumamalgam als Plombe für hohle Zähne, ein Zinn und Zink enthaltendes Amalgam endlich als Ueberzug für das Reibkissen an den Elektrisirmaschinen. *(Paul Bässler.)*

Legis actio, s. u. den Artikeln Formula u. Actus.

LEGITIMATION ist die Ehelichmachung eines unehelichen Kindes, d. h. diejenige Rechtshandlung, wodurch ein uneheliches Kind zu seinem Vater in das Verhältniß eines ehelichen gebracht wird. Der römischen Anschauung gemäß, wonach die Vaterschaft außer der Ehe etwas völlig Ungewisses ist, konnte von einer Legitimation des spurius keine Rede sein; für Concubinenkinder (liberi naturales) wurde sie zugelassen, jedoch erst in spätester Zeit. Heutzutage ist sie für alle Unehelichen überhaupt zulässig.

1) Die Legitimation findet statt: a) per subsequens matrimonium, dadurch, daß der uneheliche Vater die uneheliche Mutter heirathet, vorausgesetzt natürlich, daß die Vaterschaft durch Anerkennung von seiten des Vaters feststeht. b) Durch Verfügung des Regenten, per rescriptum principis, wodurch dem unehelichen Kinde die Eigenschaft eines ehelichen gegeben wird. Ein Recht auf eine solche Verfügung kann der Vater nur dann beanspruchen, wenn die Ehe mit der Mutter nicht möglich ist und er nicht bereits eheliche Kinder hat. Diese Voraussetzungen sind im Gesuche anzugeben und eventuell zu beweisen. Sonst ist die Legitimation Gnadensache; erforderlich ist stets Einwilligung des zu legitimirenden Kindes. — Eine Unterart der Legitimation per rescriptum ist die uneigentlich sogenannte Legitimation per testamentum, welche stattfindet, wenn der Vater sein uneheliches Kind im Testamente zum Erben eingesetzt und dabei den Willen erklärt hat, daß es legitim sein solle. Die Voraussetzungen der Legitimation per rescriptum müssen auch hier vorhanden sein. Der Vater muß aus irgendeinem Grunde versäumt haben, das Rescript nachzusuchen; nun mag sich das Kind darum bewerben, nachdem es die Erbschaft angetreten hat. c) Eine dritte spätrömische Form, die Legitimation per oblationem curiae, welche mit dem damaligen Zustande der Städteverfassung und der Curialen zusammenhing, ist heutzutage nicht mehr praktisch.

2) Das legitimirte Kind steht dem ehelich geborenen vollständig gleich; es wird einfach fingirt, daß dasselbe in der Ehe geboren sei.

3) In der Neuzeit hat sich unter deutschem Einflusse eine den Römern gänzlich fremde Unterscheidung gebildet, nämlich die zwischen Legitimatio plena und Legitimatio minus plena, s. ad honores. Erstere ist die vorher bei

sprochene, letztere dagegen soll darin bestehen, daß nur der Makel der unehelichen Geburt durch Verfügung des Regenten aufgehoben wird. Ein solcher unverdienter Makel war aber in der sittlichen Anschauung der Römer gar nicht vorhanden, und heutzutage ist er, wenn nicht ganz verschwunden, so doch im Verschwinden begriffen. Die verschiedenen Unfähigkeiten, welche darauf beruhten, sind von keiner Bedeutung mehr.

Nach preußischem Rechte werden uneheliche Kinder legitimirt durch richterlichen Ausspruch, durch Heirath mit der Mutter, durch gerichtliche Erklärung des Vaters und durch obrigkeitliche Declaration, die beim Justizminister nachzusuchen ist; nach französischem Rechte nur durch subsequens matrimonium.

(Albrecht Just.)

LEGITIMITÄT, LEGITIMITÄTSPRINCIP.

Das Wort legitim (gesetzlich, rechtmäßig) wird in der deutschen Sprache fast ausschließlich auf Verhältnisse angewandt, welche mit der Erbfolge in Verbindung stehen. So werden insbesondere Kinder aus einer in Uebereinstimmung mit den Gesetzen geschlossenen, also von Seiten des Staats anerkannten Ehe als «legitime» bezeichnet; ebenso eine staatlich anerkannte eheliche Verbindung. Im engen Zusammenhang damit steht es, wenn der nach den Gesetzen des Landes zum Throne berufene Herrscher als der «legitime» Thronfolger bezeichnet wird: ist ja doch nach dem Rechte der meisten Staaten der Nachfolger in die Herrschergewalt als dieselbe von seinem Vorgänger erbend anzusehen. Es ist aber willkürlich, bei Herrschern das Wort auf Familienbeziehungen zu beschränken. Denn da legitim in der deutschen so gut wie in den romanischen Sprachen «gesetzmäßig, rechtmäßig» heißt, so ist auch ein legitimer Herrscher nicht nur ein durch Erbgang, sondern jeder nach dem Recht zur Nachfolge in die Herrschaft Berufene. Legitimität ist danach das rechtliche Berufensein zur Herrschaft, also das (subjective) Recht auf die Herrschaft.

Ob diese Herrschergewalt eine ihrem Umfang nach beschränkte oder eine unbeschränkte, ob sie eine der Zeit nach begrenzte oder eine unbefristete, ist für den Begriff an sich irrelevant: der in gesetzlicher Form auf kurze Zeit gewählte Präsident ist im eigentlichen Wortsinne so gut ein legitimer Herrscher, wie der durch Erstgeburtsrecht berufene absolute Monarch. Das einzige Kriterium der Legitimität ist die Rechtmäßigkeit der Berufung. Diese Berufung geschieht in Wahlreichen (Monarchien wie Republiken) in jedem einzelnen Falle der Herrschaftserledigung durch einen neuen Act der wahlberechtigten Körperschaften; es ist um deswillen ein auf ungesetzliche Weise zum Herrschaftsbesitz Gelangter zwar für seine Person illegitim, sein ordnungsgemäß erwählter Nachfolger erlangt aber durch die gesetzmäßige Wahl wiederum Legitimität, sodaß hier die Heilung der Illegitimität bei jedem Wechsel des Herrschers sich ohne weiteres vollziehen kann. Auch wird im Fall einer ungesetzlichen Wahl dem durch sie erkorenen illegitimen Herrscher ein wirklich legitimes Staatshaupt in dem Wahlreich selten gegenüberstehen.

Ganz anders in der Erbmonarchie. Hier stützt sich die Legitimität auf ein der Herrscherfamilie zustehendes Recht, das, von dem Wechsel der Generationen unabhängig, fortbesteht, solange überhaupt ein rechtlich von der Herrschaft nicht ausgeschlossenes Mitglied der Familie am Leben ist. Solange daher diese Familie besteht, ist nur der aus ihr hervorgegangene, durch das Recht berufene Thronfolger wirklich legitimer Herrscher: es sei denn, daß ein Umstand eintrete, welcher das Anrecht dieser ursprünglich legitimen Familie auf den Thron vernichte. Als ein solcher Umstand erscheint aber — neben dem Aussterben — nur der Verzicht, und zwar derjenige Verzicht, der rechtlich als ein Verzicht der gesammten Familie gilt, also im allgemeinen, soweit Hausgesetze nicht anderes bestimmen, der weder dolo noch metu abgerungene Verzicht seitens sämmtlicher lebenden Agnaten, nicht derjenigen des in erster Linie zur Herrschaft Berufenen allein. Ein solcher Verzicht darf aber nach allgemeinen Rechtsgrundsätzen aus einem bloßen Nichtverfolgen verletzter Rechte der legitimen Dynastie nicht ohne weiteres präsumirt werden: er muß klar ausgesprochen oder aus concludenten Handlungen erkennbar sein.

Neben diesem allgemein anerkannten Endigungsgrund der Legitimität einer landesherrlichen Familie sind von verschiedenen Theoretikern wie praktischen Politikern noch eine Reihe anderer Endigungsgründe behauptet, die sich aber näherer Untersuchung gegenüber als solche nicht oder doch nur in sehr beschränktem Umfang aufrecht erhalten lassen. Dahin gehört zunächst die Aenderung der Thronfolgeordnung im Wege eines verfassungsmäßigen Gesetzes. Diese ist rechtlich zulässig nur da, wo wirklich die Herrscherfamilie lediglich auf Grund der Verfassung zur Herrschaft berufen ist und einen selbständigen Rechtstitel auf die Landesherrlichkeit nicht besitzt; ein Zustand, der sich in Deutschland so wenig findet, wie in den meisten außerdeutschen Staaten Europas. Denn durchaus willkürlich und falsch ist die Annahme, als sei durch die Auflösung des alten Deutschen Reichs mit der als ihre Folge sich ergebenden Umwandlung der frühern Landeshoheit zu voller Souveränetät eine Abhängigkeit der Thronfolgeordnung von der verfassungsmäßigen Gesetzgebung herbeigeführt worden. So wenig ein Recht überhaupt dadurch beseitigt werden kann, daß eine Einschränkung, die ihm bisher entgegenstand, wegfällt, so wenig konnte das Recht der legitimen Familien dadurch beeinträchtigt werden, daß es durch den Fortfall des kaiserlichen Staatshauptes zu einem Recht auf die höchste Staatsgewalt wurde. Ebenso wenig aber hat die Einführung der constitutionellen Monarchie die Möglichkeit, durch Gesetz die Thronfolge zu ändern, geschaffen. Die den gesetzgebenden Körperschaften eingeräumte Befugniß der Mitwirkung bei Feststellung der Thronfolgeordnung gewährt ihnen nur und kann ihnen nur gewähren ein Recht der Zustimmung zur Abänderung der Thronfolgeordnung neben den bisher zu einer solchen Abänderung Berechtigten, nicht aber hebt sie das Recht der letztgenannten auf. Denn das Recht der Dynastien auf den Thron ist ein selbständiges Recht, fundamental für die Ordnung des Staats

und durch die Staatsgewalt unserer heutigen Staaten so wenig abschaffbar, wie es durch sie geschaffen ist.

Als ein anderer Endigungsgrund der Legitimität ist dann von manchen Seiten die Extinctiv-Verjährung angeführt worden. Danach soll entweder durch Nichtausübung der Herrschergewalt während einer von verschiedenen Theoretikern verschieden bestimmten Frist oder durch Erlöschen des Bewußtseins von der Legitimität der deposſedirten Regentenfamilie im Volk die Legitimität verjähren. Eine derartige Verjährung, dem Staatsrecht fremd und nur nach Analogie des Privatrechts construirt, entbehrt zunächst schon derjenigen Bestimmtheit, die man von einem wirklichen Rechtsinstitut schlechterdings fordern muß. Denn soll die Verjährung durch Zeitablauf erfolgen — wie lange ist dann die Frist zu bemessen? Auf 80 Jahre, entsprechend derjenigen der privatrechtlichen Immemorialverjährung, deren wichtigste Voraussetzung fehlt, da die «unrechtmäßige Entstehung» der illegitimen Herrschaft und «deren fortgehender, ununterbrochener Zusammenhang mit dem spätern Zustande» (vgl. Windscheid, «Pand.», §. 113) stets nachweisbar sein wird — oder auf 30 Jahre, entsprechend der gewöhnlichen Verjährungsfrist der Ansprüche? Und soll die Verjährung vom Volksbewußtsein abhängig sein, so fragt sich, was heißt Volksbewußtsein? Die große Masse entbehrt des Urtheils über das Recht der Dynastien überhaupt, die mit den neuen Verhältnissen Zufriedenen mögen die Rechte der Entthronten schnell vergessen, — die Anhänger des legitimen Herrschergeschlechts werden das Bewußtsein des Rechts derselben stets bewahren. Aber neben dieser Unbestimmtheit der Verjährungsfrist sprechen noch weitere triftige Gründe dagegen, hier eine Rechtsverjährung anzuerkennen; es gibt kein Gericht, das über den Anspruch der legitimen Familie befinden könnte, es gibt weder eine Klage, noch ein anderes Rechtsmittel zur Durchführung des legitimen Anspruchs (wenn man nicht den Bürgerkrieg hierher zählen will, dessen Vermeidung man — von allem andern abgesehen — einem legitimen Herrscher doch nicht so schwer anrechnen kann, daß man um deswillen ihn seines Rechts für verlustig erklärt).

Es fehlen also thatsächlich die privatrechtlichen Voraussetzungen der Verjährung — und so würde selbst die unzutreffende Analogie des Privatrechts nur die Unverjährbarkeit der Legitimität ergeben. Auf die römisch-rechtliche Unverjährbarkeit fiskalischer Steuerforderungen, die eventuell auch noch bei dem Beweis durch Analogie zu berücksichtigen wäre, braucht man nicht einmal einzugehen, um zu diesem Resultat zu gelangen.

Endlich hat man Erwerb der Legitimität durch ein neues Regentenhaus als Grund der Endigung der Legitimität der entthronten Dynastie aufgeführt, nach Analogie des Rechtssatzes, daß der seitherige Eigenthümer das Eigenthum einer Sache dadurch verliert, daß es seitens eines andern erworben wird. Dieser Endigungsgrund ist aber rechtlich so wenig möglich, wie der vorhin besprochene der Extinctiv-Verjährung; denn eine usurpatorische Regierung kann Legitimität während Bestehens einer legitimen Herrscherfamilie nur durch Uebertragung seitens dieser letztern erwerben. Für das Eigenthum hat die Rechtsordnung durch positive Normen nicht nur Heilung des mangelhaften Erwerbs durch Zeitablauf statuirt, sondern unter Umständen sogar den Erwerb einer in fremdem Eigenthum stehenden Sache von einem dritten zu einem sofort vollwirksamen Eigenthumserwerbstitel gemacht; für die Legitimität gibt es derartige Rechtssätze nicht. Freilich hat man auch sie aufstellen zu dürfen geglaubt; aber die künstlichen Gebäude zum Beweise einer von selbst eingetretenen Legitimität ursprünglich illegitimer Dynastien ruhen auf schwachem Fundament.

Daß die bloße Analogie des Eigenthumserwerbs nicht ausreicht, versteht sich nach dem bei der Extinctiv-Verjährung Gesagten von selbst; und doch ist die Acquisitiv-Verjährung, auf die man hingewiesen hat, nicht besser zu begründen, als durch sie. Bei dem stets vorhandenen Mangel der bona fides, zu dem sich auch regelmäßig noch der Mangel eines Rechtstitels gesellen wird, kann von einer Ersitzung der Legitimität niemals die Rede sein.

Daher hat man denn auch meistens geglaubt, seine Zuflucht zu einem andern Grunde nehmen zu müssen, auf den man vermeint, die Legitimität stützen zu können. Es sind neugeschaffene Rechtstitel, durch welche illegitime Herrscher trotz aller mala fides Legitimität erwerben sollen. Als solcher Titel wird von den einen die nachträgliche Gutheißung der Usurpation durch das Volk, von den andern die Anerkennung seitens anderer Staaten betrachtet. Beides mit Unrecht. Denn wenn, wie oben ausgeführt, die Legitimität selbst durch ein Staatsgesetz nicht geändert zu werden vermag, so kann auch der Wille einzelner gesetzgebender Factoren oder gar der des unorganisirten Volks — mag er durch ein Plebiscit ausgesprochen werden oder sich im Laufe der Zeit auch unausgesprochen erkennbar herausbilden — so wenig an ihr verändern, wie die Anschauungen fremder Staaten, denen jedes Recht der Einwirkung auf die Gestaltung der Verfassung einer andern souveränen Gesammtheit fehlt.

Sonach ergibt sich, daß der Verlust der Legitimität außer durch Aussterben der berechtigten Familie nur durch Verzicht derselben herbeigeführt werden kann, und daß ohne das Aufhören einer bestehenden Legitimität in einer dieser beiden Arten Erwerb der Legitimität durch die neue Regierung eines Staats, der bereits einen legitimen Herrscher hatte, unmöglich ist.

Aber auch durch das Aussterben der legitimen Herrscher wird eine bestehende illegitime Dynastie nicht ohne weiteres zu einer legitimen. Denn da es zur Begründung des Rechts auf Herrschaft, der Legitimität, einer besondern Verleihung von seiten der hierfür staatsrechtlich competenten Organe bedarf, diese Organe aber in einem selbständigen Staat nicht einmal zu einer Eventualverleihung der Legitimität ohne Zustimmung des legitimen Herrschers bei dessen Lebzeiten befugt sind, so kann die frühere Wahl, resp. Anerkennung des illegitimen Herrschers durch diese Organe ihm die Legitimität nicht geben. Es ist ein neuer Act der Anerkennung nach Aussterben der bisher legitimen Dynastie erforderlich. Daher ist es irrthümlich anzunehmen, daß die Dynastie Braunschweig durch

das Aussterben der Stuarts 1806 ohne weiteres zur legitimen Dynastie Englands, die Nachkommen Bernadotte's durch den Tod des Prinzen von Wasa zu derjenigen Schwedens geworden seien.

Da die legitime Dynastie, wenn sie der Herrschaft beraubt ist, kein Rechtsmittel gegen die Usurpatoren anzuwenden vermag, so ist sie, falls ihr nicht Waffengewalt zu Gebote steht, lediglich auf die Treue und das Rechtsbewußtsein ihrer Unterthanen angewiesen, dem illegitimen, vom Volk anerkannten Regenten gegenüber sonach in der Regel machtlos. Es zeigt sich hier in seiner vollen Schärfe der gewaltige Unterschied, der zwischen dem Verhältniß des Rechts zum Besitz auf dem Gebiete des öffentlichen und dem des Privatrechts besteht. Während auf dem Gebiete des Privatrechts der Eigenthümer einerseits vollen Rechtsschutz gegenüber dem Besitzer genießt, dafür aber andererseits auch alle Ansprüche gegen ihn verlieren kann, wenn er nicht rechtzeitig sie geltend macht, genießt der legitime Dynast keinerlei Rechtsschutz gegen den illegitimen, geht dafür aber auch seines Rechts ohne seinen Willen niemals verlustig.

Allerdings hat man den Versuch gemacht, einen Rechtsschutz, analog demjenigen, den der Eigenthümer genießt, den legitimen Herrschern zu gewähren, und zwar durch eine Verbindung aller derer, die sich als legitime Dynasten betrachten. Es war Talleyrand, der auf dem Wiener Congreß dieses *Legitimitätsprincip* in Geltung brachte, das viele Jahre in der europäischen Politik eine hervorragende Rolle spielte. Aber freilich — wie sein Urheber weit davon entfernt war, seine Durchführung ehrlich anzustreben, es vielmehr nur zur Erreichung einzelner praktischer Resultate im Interesse des französischen Hofes aufstellte, so ist es nie um seiner selbst willen aus idealen Gesichtspunkten angewandt, sondern nur als Deckmantel ganz anderer Pläne mißbraucht worden.

Nach Talleyrand's Idee sollte das Legitimitätsprincip die Grundlage für die Neuordnung der europäischen Verhältnisse werden, welche den Mächten nach der Niederwerfung der Napoleonischen Herrschaft oblag. Es sollten, soweit thunlich, die Staatsgebilde Europas so wiederhergestellt werden, wie sie vor 1789 gewesen, die Folgen der Revolution gründlich beseitigt, die frühern Herrscher, die, ohne Rücksicht auf ihren etwaigen usurpatorischen Ursprung, gegenüber den in der Revolutionsepoche geschaffenen, schlechthin als die «legitimen» bezeichnet wurden, wieder in den Besitz ihrer Lande gesetzt werden. So verlangte das Talleyrand'sche Legitimitätsprincip Wiederherstellung und Aufrechterhaltung der vorrevolutionären Herrschaften. Es sollten die Folgen dieser ungeheuern, die Fundamente der Staaten und die ganze Ordnung Europas erschütternden Umwälzung womöglich spurlos vertilgt werden. Neben den Gebilden dieser Eruption erschienen alle frühern Herrschaften als ehrwürdige, berechtigte; selbst wo sie ihren Ursprung auf einen Rechtsbruch zurückführten, mußte dieser als unbedeutend erscheinen gegenüber der revolutionären Gewalt, der die Napoleonischen Dynasten ihre Lande verdankten.

Sogar die völkerrechtliche Neuerung, daß die in offenem Kriege als Verbündete des allgemeinen Feindes ihres Landes beraubten «legitimen» Herrscher principiell nicht entsetzt werden dürften, verstanden die Verfechter des Legitimitätsprincips durchzusetzen; sie erreichten damit die Wiederherstellung Sachsens, also die Verhinderung einer gerechten Entschädigung Preußens für den Verlust von Polen.

Während so auf der einen Seite aus dem Legitimitätsprincip Consequenzen gezogen wurden, die ihm eigentlich fern lagen, wurden auf der andern Seite nothwendige Folgen desselben Princips, die den Machthabern unbequem waren, nicht beachtet. Gleich den zweifellos «legitimen» Republiken Venedig und Genua wurden sämmtliche geistliche deutsche Fürsten, dazu manche kleine weltliche Herren und fast alle Freien Städte nicht wieder in den Besitz der Selbständigkeit gesetzt, sondern zu Arrondirungen und Entschädigungen für größere Staaten verwendet.

Es offenbart sich hierin schon eine eigenthümliche, an die oben berührte engere Bedeutung des Wortes «legitim» gemahnende Modification des Legitimitätsprincips, die bald genug schärfer hervortritt; das Legitimitätsprincip wird zu einem Princip der Herrschaft legitimer Dynastenfamilien. Gerade diejenigen Staaten wurden auf dem Wiener Congreß geopfert, denen eine Dynastenfamilie fehlte: Republiken und geistliche Lande.

Aber noch weiter von seinem ersten Ausgangspunkt wurde das Legitimitätsprincip geführt. Diente es zunächst zur Vertheidigung der «legitimen» Dynastien gegenüber andern, insbesondere usurpatorischen Staatshäuptern, so wurde es bald benutzt, das Recht der Monarchen auf Alleinherrschaft im Innern, die Unzulässigkeit der Theilnahme einer Volksvertretung an der Regierung des Staats zu beweisen. In dem dritten Decennium unsers Jahrhunderts hat das Legitimitätsprincip in diesem Sinne seine Triumphe gefeiert; dann hat es sich äußerlich wie innerlich als unhaltbar erwiesen.

Auch Stahl's Versuch einer Neubelebung des schon überwundenen Legitimitätsprincips durch Berufung auf den göttlichen Willen als die Quelle der legitimen Herrschaft mußte scheitern an der Wahrheit, daß wie die legitime so auch die illegitime Herrschaft gleich allem andern Seienden ihren letzten Ursprung in Gott hat.

(H. Lehmann.)

LEGNAGO, Festung und Hauptort eines Districts der italienischen Provinz Verona, als Gemeinde mit (1881) 14,351 Einwohnern, liegt inmitten der sumpfigen Valli Veronesi zu beiden Seiten der Etsch und des Naviglio di Legnago, an der Strecke Verona-Adria der Adriatischen Eisenbahn. Unter den Gebäuden des Ortes zeichnen sich aus der Municipalpalast, die Kirche und die von Sanmicheli errichtete Porta Ferrara. Die Bewohner treiben viel Gerberei und bauen in den ungesunden, aber sehr fruchtbaren Valli Veronesi viel Reis, Getreide, Flachs und Hanf; der 17 Kilom. lange *Naviglio di Legnago* führt durch die Sümpfe hindurch bis Ostiglia und verbindet die Etsch mit dem Po; durch ihn wird der lebhafte Handel des Ortes vermittelt.

Legnago ist erst in der letzten Zeit der longobar-

dischen Herrscher erbaut, seit 1499 durch die Venetianer befestigt, durch die Arbeit Sanmicheli's fortgeführt und später vollendet. Als Festung gehört es zu dem berühmten «Festungsviereck» Legnago, Verona, Mantua, Peschiera und ist besonders durch die umgebenden Sümpfe und Flüsse geschützt, doch soll es nicht geeignet sein, die Operationen eines starken Heeres zu hindern. Am 13. Sept. 1796 wurde es von den Franzosen erobert, aber am 26. und 30. März 1799 wurden dieselben unter Scherer durch den österreichischen General Kray geschlagen und zur Rückkehr gezwungen; 1801 wurde die Festung wieder von den Franzosen genommen und die Werke zerstört, seitdem erneuert und bedeutend erweitert. Ein Hauptmangel für die Sicherung der Position liegt darin, daß eine directe Eisenbahnverbindung mit Mantua und Venedig fehlt. *(E. Kaufmann.)*

LEGNANO, Flecken im District Gallarata der italienischen Provinz Mailand, rechts an der Olona und an der Bahn Arona-Mailand (Italienische Mittelmeerbahn), als Gemeinde mit (1881) 7135 Einwohnern, hat bedeutende Baumwollspinnereien und -Webereien, Seidenhaspel, Färbereien, Lederfabriken und ansehnlichen Handel. — Der Ort, früher Limanum, Lunianum, dann Legnanum geheißen, entstand erst im Mittelalter, besaß frühe ein festes Castell und gehörte seit dem 11. Jahrh. den Erzbischöfen von Mailand. Berühmt ist es durch die Schlacht vom 29. Mai 1176, in welcher die Mailänder und verbündeten lombardischen Städte den Kaiser Friedrich Barbarossa besiegten, der infolge davon am 1. Aug. 1177 den Frieden zu Venedig schließen mußte, kraft dessen die Freiheiten der lombardischen Städte gesichert wurden. Zum Andenken an diese Schlacht wurde 1877 zur siebenhundertjährigen Jubelfeier auf dem Schlachtfelde ein Denkmal errichtet. *(E. Kaufmann.)*

LEGOUVÉ (Gabriel Marie Jean Baptiste), franz. Dichter, geboren am 23. Juni 1763 zu Paris, erzogen auf dem Collège Lisieux, kam durch frühen Tod seines Vaters in Besitz eines nicht unbeträchtlichen Vermögens und konnte sich ungehindert seinen literarischen Neigungen widmen. Als Salondichter des Directoriums und des Kaiserreichs huldigte er zugleich dem Classicismus und der Empfindsamkeit und Naturschwärmerei der vorhergegangenen Periode. Dem Schweizer Geßner verdankte er den Stoff seiner ersten Tragödie «La Mort d'Abel» (1792), worin er die «rührende Einfachheit der ursprünglichen Natur und die Gegenstände, welche die Kindheit der Welt umgeben», zu schildern suchte. Auf diese bekannten bukolischen Unwirklichkeiten erschien eine Tragödie, in der Legouvé die Tagespolitik berücksichtigte: «Epicharis ou la Mort de Néron» (1793), die eine Verschwörung wider einen Tyrannen zum Gegenstande hatte und sehr erfolgreich war wegen der darin bemerkten Beziehungen auf Robespierre. Andere Tragödien folgten: «Quintus Fabius» (1794), «Laurence» (1798), «Etéocle et Polynice» (1799), ein unglücklicher Versuch, den alten Vorwurf der Thebais zu erneuern, und endlich «La Mort de Henri IV» (1806), worin Marie de' Medici als Mitschuldige erscheint. Größeren Beifall als mit seinen Tragödien fand Legouvé bei den Zeitgenossen als Lehrdichter. Schon in seiner «Epître aux femmes» (1795) war er als Vertheidiger der Frauen gegen Juvenal's und Boileau's Satiren aufgetreten, in seiner Dichtung «Le mérite des femmes» (1801) schildert er nun die Vorzüge des weiblichen Geschlechts in allen Lebenslagen und schließt mit den viel gelobten und bewunderten Versen:

Et si la voix du sang n'est pas une chimère
Tombe aux pieds d'un sexe à qui tu dois ta mère»,

ohne daß man damals an der seltsamen Aufforderung, einem «Geschlecht zu Füßen zu fallen», Anstoß nahm. Die gute Gesinnung, von der das Gedicht sich beseelt zeigt, verschaffte demselben aber zahlreiche Leser; in kurzer Zeit erschienen funfzig Auflagen. Eine andere Betrachtung in Versen, «Souvenirs» betitelt, handelt von dem Nutzen eines guten Gedächtnisses, und eine dritte Dichtung, «La Mélancolie», preist die Vortheile dieser Gemüthsstimmung. Legouvé war seit 1798 Mitglied des Instituts, vertrat einige Jahre Delille am Collège de France als Professor der lateinischen Poesie und war in den Jahren 1807—10 Redacteur des «Mercure de France». Während der glänzenden Zeit des Kaiserreichs bildete das Haus Legouvé's einen Mittelpunkt für das literarische Gesellschaftsleben in Paris, doch zeigten sich bei ihm seit 1810 Symptome geistiger Störung und bald darauf erfolgte sein Tod am 30. Aug. 1812, beschleunigt durch einen unglücklichen Sturz. — Sammlungen seiner Werke: «Oeuvres» (3 Bde., Paris 1826); «Oeuvres choisies» (Paris 1854).
(A. Birch-Hirschfeld.)

Leguane, große südamerikanische Baumeidechsen, s. Iguana.

LEGUMIN, ein in den Hülsenfrüchten vorkommender Proteinkörper, das sogenannte Pflanzencasein. Das Legumin ist ein im Wasser leicht löslicher, von den Eiweißstoffen der Cerealien auch hinsichtlich des chemischen Verhaltens wesentlich abweichender Körper; man erhält es mit leichter Mühe in flüssiger Form, und es ist dann ein besseres und bedeutend billigeres Mittel zur Kräftigung blutarmer und wieder genesender Personen, als Fleischspeisen. Die Geheimmittelindustrie hat sich die Bedeutung des Legumin als stickstoffreichen Nahrungsmittels längst zu Nutze gemacht, indem sie Präparate von Leguminosen und Weizenmehl unter dem Namen Revalenta arabica, Leguminosa zu theuern Preisen in den Handel bringt. Das Legumin selbst ist leicht verdaulich, nicht aber das mit ihm verbundene Stärkemehl. *(William Löbe.)*

LEGUMINOSAE, eine Klasse der Pflanzen mit Schmetterlingsblüten und Früchten, welche in Hülsen sitzen, daher auch Hülsenfrüchte. Eine Familie der Leguminosae sind die Papilionaceae (s. d.). Repräsentirt werden die Leguminosae durch Kräuter (Kleearten, Erbse, Bohne, Linse, Kicher, Lupine u. s. w.), Sträucher und Bäume mit abwechselnden, zusammengesetzten Blättern, regelmäßigen oder unregelmäßigen Blumen, freiem Kelch, in der Knospe dachziegelförmig,

selten klappig. Die Blumenkrone ist dem Fruchtboden oder Kelch eingefügt; die Zahl der Kelchlappen ist der der Blumenkronblätter gleich und nur dann eine geringere, wenn ein Theil derselben verkümmert ist; selten fehlen sie ganz; sie sind ungleich dachziegelförmig oder gleichklappig. Staubgefäße sind entweder doppelt so viel vorhanden als Blumenblätter, oder ihre Zahl ist unbestimmt. Der Fruchtknoten ist einfach, einfächerig; die Frucht eine Hülse oder Gliederhülse; der Keimling gerade oder gekrümmt. Die eßbaren Samen der Leguminosae zeichnen sich von denen der Cerealien dadurch aus, daß sie in reicher Menge Pflanzencaseïn oder Vegumin (s. d.) enthalten und deshalb zur Volksernährung sehr wichtig sind. *(William Löbe.)*

LEHE, eine Ortschaft im holsteinischen Kreise Süderdithmarschen, hat seinen Namen in der Landesgeschichte hauptsächlich durch das Haus, welches einer der letzten Regenten der Bauernrepublik, der sogenannten Achtunddvierziger, Marcus Swyn, bewohnte, der als Landvogt im Norderdtheil Dithmarschens 1585 starb. Dasselbe war bis vor kurzem noch ganz so erhalten, wie er es gebaut, und eins der merkwürdigsten Denkmäler des ganzen Nordens. Es zeigte den sächsischen Grundriß, war einstöckig, mit Strohdach, und ein Ziegelbau. Hinter der Diele lag nur der Pesel (eigentlich pensale = Arbeitsraum der Frauen, dann Staatszimmer), der außen als schmalerer Ausbau aus Fachwerk unter dem durchlaufenden Dache erschien. Die Vorderseite war mit abwechselnden rothen und schwarzen Steinen, der Giebel durch drei Gesimse belebt. Denselben Zierrath zeigte auch der Hintergiebel, der sich auf der Giebelschwelle erhebt und mit Rundbogenfenstern geziert ist. In dem berühmten bunten Pesel steht ein großer Kamin, in der Fensterecke ein Eckschrank, links der Thür das eine Bett, an der fensterlosen Außenwand ein Schrank und das andere Bett. Den Boden bedecken braunglasierte, viereckige Fliesen. Die Decke hat eichene Täfelungen. Auch die Wände sind reich getäfelt, besonders geziert die Langwände, welche Fenster enthalten, und vorzüglich die Säulen und Gewände der Fenster geschnitzt. Der große Kamin zeigt auf hohen verzierten Postamenten zwei korinthische Sandsteinhalbsäulen; die beiden Betten sind die Krone der Ausstattung; an Kopf- und Rückwand finden sich treffliche Reliefs in Schnitzarbeit, Scenen aus der biblischen Geschichte darstellend. Auf der Oberkante sitzen Löwen; auch sonst noch eine Menge Thiergestalten, Reliefs, Tugenden darstellend, zeigen die damalige Höhe der Holzschnitzkunst in Dithmarschen. An einer Säule steht die Jahreszahl 1568. Der große geschnitzte Schrank zeigt fast die gleiche Vortrefflichkeit der Arbeit, wenn er auch etwas überladen ist durch die Häufung der Motive. — Fast alles Holzwerk der Ausstattung war früher durch eine farbige Bemalung sehr entstellt. Um das Haus vor Vernichtung zu erhalten, erwarb der Kreis es 1879 nebst allem, was unbeweglich war; das Bild Swyn's und seiner Frau kam ins meldorfer Museum. Am 13. Juni 1884 brach im Hause Feuer aus, das jedoch nur einen Theil, vom Pesel nur die Thür verzehrte. Seit 1885 befindet sich nun der Pesel, sorgsam in alter Weise wieder hergestellt, im meldorfer Landesmuseum, wo dafür ein eigener Anbau errichtet worden ist. Vgl. «Historische Zeitschrift für Schleswig-Holstein», 1, 26; 2, 99; 9,185; Lübke, «Renec.», 2, 300—302; Haupt, «Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Schleswig-Holstein», I, 139. *(A. Sach.)*

LEHESTEN, Stadt im Kreise Saalfeld des Herzogthums Sachsen-Meiningen, 631 Met. über dem Meer, mit Post- und Telegraphenstation, von der Eisenbahnstation Eichicht 21 Kilom. entfernt, hatte im J. 1885 2078 Einwohner. Lehesten ist weltbekannt als Mittelpunkt und wichtigstes Glied in der thüringischen Schieferindustrie, die hier und in der Umgegend über 3000 Menschen beschäftigt. Die südlich der Stadt gelegenen herrschaftlichen Brüche sind die großartigsten in Deutschland, sie beschäftigen 500 Arbeiter. Im Nordosten der Stadt liegt eine Anzahl Privatbrüche, unter denen der Oertel'sche am bedeutendsten ist. Die Production von Lehesten und Umgegend einschließlich Gräfenthals beläuft sich auf jährlich über 1 Million Centner Dach- und Tafelschiefer (6 Millionen Schiefertafeln) nebst 20 Millionen Stück Schreibgriffeln, im Gesammtwerth von mindestens 2 Millionen Mark. Berühmt ist die hiesige Schieferdeckerinnung, deren Ueberlieferungen auf ein hohes Alter hinweisen.

Der Ort, ursprünglich zum Reichsgut Saalfeld gehörig, kommt 1071 unter die Dotalgüter des Saalfelder Stifts und wird später dem Amt Probstzella zugetheilt. Schon in frühen Zeiten besaß Lehesten seine eigenen, doch mehrfach beschränkten Gerichte, auch hatte es sich durch seine Schieferindustrie, die schon im 13. Jahrh. blühte, so sehr gehoben, daß Herzog Friedrich Wilhelm II. zu Altenburg dem Orte Stadt- und Marktrechte verlieh. In der Nähe liegt der 816 Met. hohe Wetzstein, der südlichste Hochpunkt des Thüringer Waldes. *(A. Schroot.)*

LEHM, Lehmboden. Unter Lehm versteht man thonige Ackererde, welche zwischen 30—50 Proc. abschwemmbaren Thon, nicht über 5 Proc. Kalk und nicht über 50 Proc. Humus enthält. Der Lehmboden hält zwar die nöthige Feuchtigkeit an sich, aber nicht so lange und nicht in so großer Menge wie der Klaiboden, weshalb die angebauten Pflanzen auch weniger von der Nässe gefährdet sind. Sowol im trockenen als feuchten Zustande läßt er sich leichter und besser bearbeiten als der Thonboden, wird nicht staubig, macht nicht so große Schollen, bildet beim Austrocknen keine so starke Kruste, erwärmt sich leichter und befördert die Zersetzung des Humus rascher als der Klaiboden. Der Lehmboden kommt nicht häufig vor, denn was man gewöhnlich für Lehmboden hält, ist theils sandiger Lehm-, theils lehmiger Sandboden. Der eigentliche Lehmboden kommt bald in den Niederungen, bald auf der Höhe vor. Er gehört zu den glücklichen Mischungen der Bestandtheile des Bodens und eignet sich für den Anbau der meisten Feldfrüchte. Durch Beimischung von Kalk und Humus wird er sehr verbessert. Der beste Lehmboden ist bei einer angemessenen Menge Humus der kalkhaltige. Selbst

wenn dieser Boden in der Niederung gelegen ist und an Säuren leidet, werden diese durch den Kalk abgestumpft. Eine mäßige Beimengung von Kalk befördert ferner ein Zerfallen an der Luft bei mäßiger Befeuchtung, und solcher Boden läßt sich deshalb besser bearbeiten als der Lehmboden ohne Kalkgehalt. Vorzüglich gedeihen in dem eigentlichen Lehmboden große Gerste, Klee, Esparsette, Hülsenfrüchte und Weizen. In feuchten Jahren leidet dieser Boden zuweilen an zu viel Feuchtigkeit, und dann ist es besonders Equisetum arvense, welches auf ihm wuchert. *(William Löbe.)*

LEHMANN (Alexander), Naturforscher und Reisender, geboren zu Dorpat am 18./30. Mai 1814, besuchte das Gymnasium, dann die Universität daselbst, wo er seit 1833 Naturwissenschaft studirte. Während der Ferien machte er kleine Reisen nach Finland und auf die Insel Hochland, um seine Naturaliensammlung zu vervollständigen. Von seinen Lehrern Parrot und M. von Engelhardt dem Akademiker K. E. von Baer empfohlen, begleitete er diesen 1837 auf seiner naturwissenschaftlichen Reise nach Nowaja-Semlja. Im unwirthlichen Klima, unter Entbehrungen aller Art, gelang es seiner unermüdlichen Thätigkeit, der Wissenschaft gute Dienste zu leisten, namentlich erregte die botanische Ausbeute, welche er auf dieser arktischen Insel machte, Aufsehen. Seine Entdeckungen legte er im «Bulletin scientifique de l'Académie de St.-Pétersbourg» nieder. Nach Dorpat zurückgekehrt, erhielt er von dem General-Gouverneur von Orenburg, Perowsky, die Aufforderung, unter vortheilhaften Bedingungen den südlichen Ural zu untersuchen. Im Frühjahr 1839 trat Lehmann seine Reise nach Orenburg an und durchforschte im Sommer die Steppen am Ural, sowie den südlichen Theil des Uralgebirges, hauptsächlich in zoologischer und botanischer Hinsicht. Hierauf schloß er sich der Expedition nach Chiwa an, trennte sich aber im Frühjahr 1840 von derselben und begab sich an die Oststküste des Kaspischen Meeres, wo die an eigenthümlichen Formen überreiche Thier- und Pflanzenwelt ihm große Ausbeute darbot, mit deren Ordnen er den Winter in Orenburg zubrachte. Hier wirkte Perowsky für Lehmann die Erlaubniß in St.-Petersburg aus, sich der russischen Gesandtschaft anschließen zu dürfen, welche die Regierung im Mai 1841 an den Emir von Bukhara schickte. Diese an Beschwerden, aber auch an Entdeckungen reiche Reise nach den sorgfältig bewässerten Fruchtgärten Bukharas und dem herrlichen Samarkand bot eine Menge der interessantesten, bisher unbekannten Naturproducte. In Buchara bestieg er die Alpenhöhen des Karatau, erforschte die botanischen, zoologischen und geognostischen Erscheinungen des Khanats und legte die Resultate in seinem Werke nieder: «Reise nach Bukhara und Samarkand» (St.-Petersburg 1852), herausgegeben nach Lehmann's Tode von G. von Helmersen und J. F. Brandt im Bd. XVII der «Beiträge zur Kenntniß Rußlands und der angrenzenden Länder Asiens». Auf seiner Rückreise nach Orenburg im April 1842 füllte er seine Mappen mit den seltensten Pflanzen der Steppe, welche er in seinem Werke beschrieb: «Beitrag zur Kenntniß der Flora Rußlands und der Steppen Central-Asiens» (St.-Petersburg 1852, in «Mém. de savants étrangers», t. VII). Von einer lebhaften Sehnsucht ergriffen, seine Heimat wieder zu sehen, verließ Lehmann mit seinen reichen Sammlungen und gehaltvollen Tagebüchern im Juli 1842 Orenburg, doch ohne sein Ziel zu erreichen; er erlag einem Nervenfieber am 30. Aug. (11. Sept.) 1842 in Simbirsk. Aus seinem werthvollen naturwissenschaftlichen Nachlaß bearbeitete Ménetries Lehmann's reiche Insektensammlung (Bd. VI der «Mém. de sc. nat.», St.-Petersburg 1847). *(P. Th. Falck.)*

LEHMANN (Peter Martin Orla), einer der Gründer und hervorragendsten Führer der eiderdänischen Partei, aus einer holsteinischen Familie stammend, wurde am 19. Mai 1810 in Kopenhagen geboren. Schon seit 1827, wo er die Universität ebendaselbst bezog, um Jurisprudenz zu studiren, war er ein rühriges Mitglied des Studentenvereins und bethätigte schon damals vielfach seine demokratische Gesinnung. Im J. 1833 bereiste er Norddeutschland, studirte 1833—34 in Berlin und nahm dann in der Heimat seine politische Thätigkeit wieder auf. Neben der Forderung der Preßfreiheit war es die schleswigsche Sprachfrage, die er durch einen Vortrag am 4. Nov. 1836 zuerst in Fluß brachte und seitdem mit erstaunlicher Consequenz betrieb. Mit dem Jahre 1840 Bürgerrepräsentant in Kopenhagen und Deputirter, wurde er wegen einer Rede auf Falster suspendirt und zu drei Monaten Gefängniß verurtheilt, ohne doch dadurch in seiner Thätigkeit als Ständemitglied zu Roeskilde gehindert zu sein. Er setzte seinen Kampf gegen den Absolutismus ebenso eifrig fort, wie er die Propaganda des Dänenthums in Nordschleswig förderte, um «Schleswig von dem Joche Holsteins zu befreien». Dann begab er sich wieder ins Ausland, verbrachte einen Winter in Paris, durchreiste 1843 Italien, die Schweiz und Deutschland und legte nach seiner Rückkehr sein Examen als Advocat ab. Noch ehe die staatsrechtliche Seite der schleswig-holsteinischen Frage, d. h. seit 1844 und durch den Offenen Brief Christian's VIII. (1846), in den Vordergrund trat, hatte Lehmann eine ganz erstaunliche schriftstellerische Thätigkeit entwickelt, um mittels der nordschleswigschen Sprachfrage das Landesrecht der Herzogthümer zu sprengen, und sich vorbereitet, in dem beginnenden Kampfe eine Führerrolle zu übernehmen. Er war Mitarbeiter an der «Kjöbenhavnsposten», Mitherausgeber von «Fädrelandet» und zeitweilig Redacteur desselben, lieferte zahlreiche Beiträge für die «Monatsschrift für Literatur», für «Dansk Folkebladet» und die «Literaturtidende», und war so neben Tscherning und Monrad die Seele der demokratischen Agitation und der Kern der dänischen Nationalpartei schon während der Regierung Christian's VIII. Der Tod desselben (Januar 1848) und die Thronbesteigung Friedrich's VII. war für ihn das Signal einer revolutionären Erhebung. Die bewegten Tage des März 1848 brachten ihn an die Spitze der Bewegung. Mit ungemeiner Geschicklichkeit und Beredsamkeit verfocht er in der Casino-

versammlung die Einverleibung Schleswigs, und am 22. März trat er in das sogenannte Casinoministerium als Minister ohne Portefeuille. Als solcher war er es auch, der den Abgesandten der schleswig-holsteinischen Stände, die sich auf den Dampfer Hekla geflüchtet hatten, jene beleidigende, gänzlich ablehnende Antwort des Ministeriums auf ihre Wünsche überbrachte und offen die Einverleibung Schleswigs ankündigte, entschlossen, wie er schon 1842 gesagt, «den hochverrätherischen Schleswig-Holsteinern den blutigen Beweis auf ihren Rücken zu schreiben». Vom Ministerium erhielt er beim Beginn des Krieges den Auftrag, das berliner und londoner Cabinet für die eiderdänischen Pläne zu gewinnen. Indeß war seine Mission in Berlin damals ohne Erfolg, nur in London gelang es ihm, theilweise seinen Zweck zu erreichen. Erst als gegen Ende des Jahres die kriegerischen und diplomatischen Verhältnisse der Durchführung der eiderdänischen Pläne nicht günstig wurden und in der dänischen Politik ein Umschwung erfolgte, nahm er seine Entlassung (15. Nov. 1848) und wurde zum Kreisamtmann zu Veile in Jütland ernannt. Als dann im April 1849 die Schlacht bei Kolding geschlagen ward, wurde er beschuldigt, die Bürger zur Theilnahme am Kampfe aufgereizt zu haben und als Gefangener nach Schloß Gottorp bei Schleswig gebracht. Hier, wo nach seinen Worten «Gras auf den Straßen wachsen sollte», soll er zeitweilig zur Erkenntniß gekommen sein, daß sein Fanatismus vor allem es gewesen, der Verderben über Dänemark und Schleswig-Holstein gebracht habe. Nach seiner Freilassung nahm er, besonders nach Beendigung des Krieges, wieder lebhaft an der politischen Bewegung theil. Zum Mitglied einer Commission des constituirenden Reichstags berufen, welche ein neues Grundgesetz berathen sollte, ward er einer der Haupturheber der Gesetze, die Dänemark durch ein demokratisches Grund- und Wahlgesetz in einen constitutionellen Staat umwandelten. Im J. 1851 für das Volksthing im Amte Veile gewählt, 1854 für das Landsthing, versocht er mit jugendlichem Eifer sein altes Programm «Dänemark bis zur Eider», welches durch den Friedensschluß 1851 noch nicht zur völligen Durchführung gelangt war. Wie hoch sein Einfluß ging, zeigte sich 1855, wo er Mitglied des außerordentlichen Staatsgerichtshofes ward, vor dem die im Dec. 1854 abgetretenen Minister angeklagt werden sollten. Im Reichsrath, dem er seit 1856 angehörte, hatte er reiche Gelegenheit, seine seltene parlamentarische Begabung zu entwickeln, und wie er in früherer Zeit einer der wärmsten und talentvollsten Vorkämpfer der Freiheit unter der absoluten Regierung gewesen war, so trat er jetzt mit großer Schärfe im Reichsrath wie in der Presse gegen die sogenannten «Bauernfreunde» auf. Als ein Kopenhagener von Geburt und Verfechter der außerordentlichen Stellung der Hauptstadt und ihrer Bevölkerung, mußte er von vorn herein allen Bestrebungen entgegentreten, die auf eine Schwächung jenes seit 1848 besonders hervortretenden Einflusses der Hauptstadt hinausliefen. Als mit dem Beginn der sechziger Jahre die schleswig-holsteinische Frage sich wieder verschärfte, trat er noch einmal (14. Sept. 1861) als Minister des Innern in das Ministerium Hall ein, welches die politische Frage auf die Spitze trieb und bis zur eigentlichen Entscheidung im Amte blieb. Auch Lehmann hielt die politische Lage für günstig, das eiderdänische Programm jetzt endlich ganz durchzuführen; man beschloß die Aussonderung Holsteins und eine gemeinsame Verfassung Dänemarks und Schleswigs, d. h. mit anderen Worten die Einverleibung des letztern, im vollen Widerspruch mit den 1851 geschlossenen Verträgen. Die Verfassung ward am 18. Nov. angenommen, aber der König Friedrich zögerte, seine Unterschrift zu ertheilen; er starb dahin, ohne sie vollzogen zu haben. Lehmann war es, der neben Hall und Monrad den neuen König Christian IX. unter der drohenden Bewegung der kopenhagener Bevölkerung zwang, die Verfassung zu unterzeichnen. Er führte sein Amt noch bis Ende des Jahres (24. December), wo das ganze Ministerium Hall seine Entlassung nahm, hauptsächlich infolge der drohenden Bundesexecution und des Druckes, den die Großmächte wegen der Verfassung vom 18. November auf den König übten. Lehmann und Hall überließen Monrad die weitere Durchführung der eiderdänischen Pläne, für die sie besonders verantwortlich waren. Seit jener Zeit hat Lehmann sich wenig mehr am politischen Leben betheiligt; der Verlauf des Krieges und der Friede, worin die Herzogthümer verloren gingen, zertrümmerten alle dänischen Hoffnungen, vernichteten mit Einem Schlage das ganze mühsam aufgebaute Werk der dänischen Propaganda in Schleswig, wofür er sein ganzes Leben hindurch mit der äußersten Kraft gearbeitet hatte. Er starb als Privatmann am 13. Sept. 1870 in Kopenhagen. — Vgl. Erslev, «Forfatterlexicon»; «Die Herzogthümer Schleswig-Holstein und das Königreich Dänemark. Actenmäßige Geschichte der dänischen Politik seit 1806» (Hamburg 1850). *(A. Sach.)*

LEHMANN (Theodor Heinrich Wilhelm), ein Vetter des Vorigen und im schneidenden Gegensatze zu dem Führer der Eiderdänen der Begründer der nationalen Partei in Schleswig-Holstein, ward am 22. Nov. 1824 in Rendsburg geboren, wo sein Vater Apotheker war. Nachdem er die Gymnasien zu Rendsburg und Hamburg besucht, die Rechte in Tübingen, Heidelberg und Kiel studirt hatte, trat er beim Beginn der schleswig-holsteinischen Erhebung März 1848 in das Rantzau'sche Corps ein, um später dem 4. Infanteriebataillon zugetheilt zu werden, worin er zum Offizier aufrückte. Mitten im Kriege bestand er sein Examen und wurde Auditeur; doch kämpfte er bei Idstedt als Offizier mit. Nach Beendigung des Krieges ließ er sich als Advocat in Kiel nieder und gewann sich hier im Lauf der Jahre eine einflußreiche Stellung. Im J. 1857 deputirter Bürger, später zum Bürgerworthalter gewählt, wurde er am 6. Jan. 1859 Abgeordneter der holsteinischen Stände für Kiel und im September desselben Jahres zum Ausschußmitglied des Deutschen Nationalvereins gewählt. Damit trat er offen an die Spitze einer deutschnationalen Bewegung in Schleswig-Holstein, auf dessen Befreiung

von dänischer Herrschaft sein ganzes Sinnen und Trachten gerichtet war. Zur Stärkung des vaterländischen Gefühls und zur Wiederaufrichtung der Gemüther nach der schmerzlichen Niederlage war er daneben auch eifrig literarisch thätig und redigirte insbesondere neben Handelmann die «Jahrbücher für die Landeskunde» vom Jahre 1858 an, die zahlreiche Beiträge aus seiner Feder enthalten. Als politischer Schriftsteller hervorragend der Landessache dienend, veröffentlichte er 1859 «Die holsteinische Ständeversammlung», worin er die Aufgaben derselben in dem Kampfe mit der dänischen Regierung darlegte; auch lieferte er zahlreiche Beiträge für die damals in Hamburg erscheinende, im nationalen Sinne gehaltene politische Wochenschrift, die «Norddeutschen Grenzboten». Sein Auftreten im Ständesaal zu Itzehoe machte einen bedeutenden Eindruck im Lande; er war es auch, der den Ausschußbericht vom 16. März 1861 über die Verfassungsfrage verfaßte. Als Ausschußmitglied des Nationalvereins berief er die holsteinischen Mitglieder desselben zu einer Versammlung nach Kiel, wo die von ihm verfaßte Resolution, «auf die Wiederherstellung der alten Verbindung Schleswigs mit Holstein und den engsten Anschluß an das unter Preußens Führung centralisirte Deutschland mit allen gesetzlichen Mitteln hinzuwirken», am 13. Jan. 1862 einstimmig angenommen ward. Vom Minister für Holstein als Advocat suspendirt und wegen Versuchs zum Hochverrath und Eidbruchs angeklagt, vertheidigte er sich am 12. Febr. 1862 glänzend vor dem Obergericht in Glückstadt, worauf er am 20. Februar ein freisprechendes Erkenntniß und Aufhebung der Suspension erlangte. Das Oberappellationsgericht in Kiel wies am 14. Juni 1862 den Recurs des Obersachwalters zurück. Es war ein letzter Erfolg, den Lehmann erringen sollte. Eben von einer langwierigen Krankheit genesen und entschlossen zu einem längeren Aufenthalt auf Madeira, befiel ihn plötzlich eine Unterleibsentzündung, die ihn schon am 29. Juli 1862 hinwegraffte. Die allgemeinste Theilnahme sprach sich aus, als er am 1. August begraben ward, und das ganze Land empfand tief den unersetzlichen Verlust seines patriotischen Führers im Kampfe mit Dänemark. — Vgl. Alberti, «Schriftstellerlexikon» (Kiel 1867 und 1887); «Jahrbücher für die Landeskunde der Herzogthümer», Bd. 5, Heft 3, S. 385 (Kiel 1862). *(A. Sach.)*

LEHNIN, Marktflecken und Amt in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Zauch-Belzig, mit (1885) 2200 Einwohnern. Die Wohn und Wirthschaftsräume des Amtes sind die theils erhaltenen, theils ausgebauten Gebäude des ehemaligen Klosters Lehnin. Markgraf Otto I., so wird über die Veranlassung zur Stiftung des Klosters berichtet, war eines Mittags nach der Jagd im Walde eingeschlafen und träumte, wie er von einer Hirschkuh belästigt wurde, die er schließlich erlegte. Als er seinen Jagdgefährten den Traum erzählte, meinten die einen, er solle hier ein Kloster, die andern, er solle eine Festung bauen. «Eine Festung», versetzte Otto, «will ich an dieser Stätte erbauen, von der aus die höllischen Feinde durch die Stimmen heiliger Männer in die Flucht getrieben werden sollen, und in der ich in Sicherheit den Jüngsten Tag erwarten werde.» Er wandte sich an das Cistercienserkloster Sittichenbach bei Eisleben, welches die nöthigen Mönche entsandte. Im April 1180 wurde das Kloster gegründet, am 5. April 1183 bezogen vom Abt Sibold mit 12 Mönchen und 12 Laienbrüdern; Kaiser Heinrich VI. bestätigte es 1195 durch Urkunde von Gelnhausen. Es erhielt den Namen Conventus S. Mariae virginis in Lehnin. Der Ausbau der Kirche wurde in den einfachen Formen des romanischen Stils fortgesetzt und um die Mitte des folgenden Jahrhunderts durch Meister Konrad beendet, welcher in die romanischen Formen den Spitzbogen aufnahm. Der fertige Bau wurde am 4. Juni 1262 unter Abt Johannes I. geweiht. Von den Klostergebäuden ist der östliche Theil mit den Räumen der Bibliothek und dem Kapitelsaal erhalten, desgleichen das nordwestlich der Kirche gelegene Abthaus; an dieses schlossen sich das Thorhaus und verschiedene Wirthschaftsgebäude. In der Kirche wurden beigesetzt aus dem askanischen Fürstenhaus: Otto I. (1184), Albrecht II. (1220) und seine Gemahlin Mechthild (1255), Otto der Prager (1268), Otto V. der Lange (1298) und dessen Kinder Otto, Albert, Mechthild, sein Bruder Ottokо (1303), dessen Grabstein noch erhalten ist, Albrecht III. (später nach Himmelpfort überführt), Hermann der Lange (1308), dessen Sohn Johann V. (1317); aus dem sächsisch-askanischen Hause: Albrecht, ein Enkel Albrecht's des Bären; aus dem hohenzollernschen Hause: Friedrich der Jüngere (der Fette) (1463), Johann Cicero (1499) und Joachim I. (1535). Joachim I. beschloß, die Kirche zur Familiengruft zu machen, und stellte das von Peter Vischer begonnene, von dessen Sohn Johannes vollendete, heute im berliner Dom befindliche Grabmal seines Vaters Johann Cicero auf. Joachim II. bestimmte den (heute nicht mehr vorhandenen) Dom in Kölln zur Familiengruft und ließ die Gebeine Joachim's I. dorthin überführen.[1]) Die Besitzungen des Klosters waren ziemlich umfangreich; sie lagen größtentheils in der Zauche, dann in Nieder-Barnim, Teltow, westlich der Zauche im Gebiet des Erzstifts Magdeburg, vereinzelte auch auf dem linken Elbufer; dazu kamen Fischereigerechtigkeiten in den Seen und in der Havel. Im Rechnungsjahr 1549/50 wurden die Einnahmen des Amtes Lehnin, welches die ehemaligen Klostergüter in der Zauche umfaßte, auf 1490 Schock Groschen (17,880 Mark) veranschlagt. Das Kloster legte anfangs seine Gelder in Grundbesitz an und verwandte sie zum Gewerbebetriebe; im 15. Jahrh. lieh es sie aus. Ein Verzeichniß der in der Bibliothek vorhanden gewesenen Bücher besitzt die Universitätsbibliothek in Jena.

1) Wahrscheinlich sind die Gebeine Johann Cicero's in Lehnin verblieben und nur das Denkmal ist nach dem Dom in Kölln geschafft worden. Aus dem Vorhandensein des Denkmals im Dom hat man dann später geschlossen, daß auch der Kurfürst daselbst ruhen müsse. Als 1880 bei der Kanalisation Berlins die Fundamente des Doms aufgefunden wurden, die noch mehrere Särge umschlossen, wurde auch nach dem Sarge Johann Cicero's gesucht, jedoch ohne Erfolg.

Den Abt wählten die Mönche aus ihrer Mitte; die Reihe der Aebte ist von Heinrich V. an seit 1372 bekannt. Der erste war Sibold, der von den Wenden erschlagen wurde.[2]) Die Mönche gingen meist aus dem Bürger- und Bauernstand hervor, Angehörige märkischer Adelsgeschlechter sind mit Bestimmtheit nicht nachzuweisen. Einer, Dietrich von Portiz (Dietrich Kagelwit), hat es bis zum Erzbischof von Magdeburg gebracht; im übrigen sind aus Lehnin bedeutende Männer nicht hervorgegangen. Am Hofe der Kurfürsten galten die Aebte viel. Einer der hervorragendsten war Heinrich VI. Stich (1400—32), der bei Friedrich I. in hohem Ansehen stand. Der letzte Abt war Valentin, gewählt 1509, der unter Joachim I. eine wichtige Rolle spielte. Er verhandelte im Auftrage des brandenburger Bischofs Hieronymus Scultetus 1517 persönlich mit Luther und wohnte auch 1519 der Leipziger Disputation bei. Als 1541 die Visitatoren ins Kloster kamen, fanden sie eine bodenlose Unwissenheit bei den Mönchen vor. Man ging gegen den alten Abt mit großer Schonung und Rücksicht vor; er ist jedenfalls im Sommer 1542 gestorben.

Lehnin hatte drei Tochterklöster. Auf Veranlassung des polnischen Grafen Branisius wurde in dem Dorfe Gostichowo das Kloster Paradis gegründet, Paradisus S. Mariae. Am 2. Sept. 1258 schenkten die Markgrafen Johann I. und Otto III. dem Kloster mehrere Dörfer und Seen, darunter die von Chorin und Parstein; auf einer Insel des letzteren wurde das Kloster Stagnum S. Mariae angelegt, später aber nach einer Insel des Choriner Sees verlegt und Chorin genannt. Das letzte Tochterkloster, Himmelpfort, wurde 1299 gegründet.

Nach dem Tode des Abtes Valentin, berichtet Hafftiz, «sind am Elisabethtage (19. Nov.) die Mönche aus dem Kloster Lehnin, darin sie an 362 Jahre gehauset haben, gestöbert und haben das ite in orbem universum anstimmen und singen müssen». Ein Theil der Mönche blieb noch; als aber Joachim II. am 4. Dec. die Neuwahl eines Abtes verbot, erklärten sie ihren Austritt und baten den Kurfürsten, nachdem sie eine Aussteuer erhalten, um die Erlaubniß, in die Welt zurückkehren zu dürfen. Die dem Kloster gehörenden Ortschaften leisteten noch im December 1542 dem Kurfürsten den Huldigungseid, und Lehnin wurde nun ein kurfürstliches Amt. Es erhielt keinen eigenen Geistlichen, sondern wurde Filiale von Rädel.

Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, hielt sich gerne in den Wäldern und an den Seen Lehnins auf. Er ließ die Gebäude angemessen umbauen und die Kirche ausbessern. Im Anfang der neunziger Jahre des 17. Jahrh. wurden Schweizercolonisten im Amt angesiedelt, denen als Reformirten ein Theil der Kirche, der östliche, angewiesen wurde, der von dem westlichen durch eine Mauer getrennt wurde. Auch König Friedrich I. kümmerte sich noch um Lehnin, nach ihm kam es in Verfall. Friedrich Wilhelm III. faßte den Plan, die Kirche in ihrem «ursprünglichen Glanze» wiederherzustellen; aber erst 1869 wurden die Pläne zum Neubau ausgearbeitet und ihre Ausführung durch Erlaß des Cultusministers vom 13. April 1871 verfügt, nachdem Kaiser Wilhelm am 18. Jan. 1871 von Versailles aus den Befehl dazu gegeben haben soll. Im Frühjahr 1871 wurde mit dem Bau begonnen, am 24. Juni 1877 die Kirche in Gegenwart des Kronprinzen Friedrich Wilhelm eingeweiht.

Literatur: F. L. Schönemann, «Historische und diplomatische Geschichtsbeschreibung des Klosters Lehnin» (Berlin 1787); Riedel, «Klöster und Klosterruinen in der Kurmark Brandenburg» («Märkische Forschungen», I, 178 fg., Berlin 1841); Heffter, «Die Geschichte des Klosters Lehnin» (Brandenburg 1851); derselbe, «Berichtigungen und Ergänzungen zu seiner Geschichte des Klosters Lehnin» (Berlin 1857); Sello, «Beiträge zur Geschichte von Kloster und Amt Lehnin» (Berlin 1881); Jettmar, «Lehnin und seine Fürstengräber. Nebst der Weissagung» (Regensburg 1885). *(P. Schwartz.)*

LEHNINSCHE WEISSAGUNG. Der Text des so benannten lateinischen Gedichtes in leoninischen Versen lautet:

Vaticinium Lehninense.

1. Nunc tibi cum cura, Lehnin, cano fata futura,
   Quae mihi monstravit Dominus, qui cuncta creavit.
   Nam licet insigni sicut sol splendeas igni
   Et vitam totam nunc degas summe devotam,
5. Abundentque rite tranquillae commoda vitae:
   Tempus erit tandem, quod te non cernet eandem,
   Imo vix ullam, sed, si bene dixero, nullam.
   Quae te fundavit gens, haec te semper amavit.
   Hac pereunte peris, nec mater amabilis eris.
10. Et nunc absque mora propinquat flebilis hora,
    Qua stirps Ottonis nostrae decus regionis,
    Magno ruit fato, nullo superstite nato.
    Tunceque cadis primum, sed nondum venis ad imum.
    Interea diris angetur Marchia miris:
15. Nam domus Ottonum fiet spelunca Leonum
    Ac erit extrusus vero de sanguine fusus,
    Quando peregrini venient ad claustra Chorini.
    Cerbereos fastus mox tollet Caesaris astus,
    Sed parum tuto gaudebit Marchia scuto.
20. Regalis rursum Leo tendet ad altera cursum.
    Nec dominos veros haec terra videbit et heros.
    Omnia turbabunt rectores damnaque dabunt.
    Nobilitas dives vexabit undique cives,
    Raptabit clerum, nullo discrimine rerum,
25. Et facient isti, quod factum tempore Christi:
    Corpora multorum vendentur contra decorum.
    Ne penitus desit, tibi qui, mea Marchia, praesit,
    Ex humili surgis, binis nunc inclyte burgis,
    Accendisque facem, iactando nomine pacem,
30. Dumque lupos necas, ovibus praecordia secas.
    Dico tibi verum: tua stirps longaeva dierum
    Imperiis parvis patriis dominabitur arvis,
    Donec prostrati fuerint, qui tunc honorati
    Urbes vastabant, dominos regnare vetabant.
35. Succedit patri tollens privilegia fratri,
    Nec faciet bustum, non iustum credere iustum.
    Defesso bellis variis sortisque procellis
    Mox frater fortis succedit tempore mortis,
    Fortis et ille quidem, sed vir vanissimus idem:
40. Dum cogitat montem, vix potest scandere pontem.

2) Zwei alte Gemälde sind noch in Lehnin vorhanden, welche die Ermordung des Abtes darstellen.

En! acuit enses, miseri vos a Lehninenses
Quid curet fratres, qui vult exscindere patres?
Alter ab hoc Martem scit ludificare per artem.
Auspicium natis hic praebet felicitatis,
Quod dum servatur, ingens fortuna paratur,
Huius erunt nati conformi sorte beati.
Inferet at tristem patriae tunc femina pestem,
Femina serpentis tabe contacta recentis.
Hoc et ad undenum durabit stemma venenum.
Et nunc is prodit, qui te, Lehnin, nimis odit,
Dividit ut culter, atheus, scortator, adulter,
Ecclesiam vastat, bona religiosa subhastat.
Ite, meus populus! protector est tibi nullus,
Hora donec veniet, nova qua restitutio fiet.
Filius amentis probat instituta parentis;
Insipiens totus, hinc audit vulgo devotus;
Nec sat severus, hinc dicitur optimus herus.
Huic datur ex genere quinos qualis ipse videre.
Anno funesto vitam loco linquit honesto.
Postulat hinc turbae praeponi natus in urbe.
Spe ceteri sobolem, fovet hic formidine prolem.
Quod timet obscurum, certo tamen ecce futurum.
Forma rerum nova mox fit patiente Jehova.
Mille scatet naevis, cuius duratio brevis,
Multa per edictum, sed turbans plura per ictum.
Quae tamen in peius mutantur iussibus eius,
In melius fato converti posse putato.
Post patrem natus est princeps Marchionatus.
Ingenio multos non vivere sinit inultos.
Dum nimium credit, miserum pecus lupus edit,
Et sequitur servus Domini momox fata protervus.
Tonc venient quibus a burgis nomina tribus,
Et crescit latus sub magno principe status.
Securitas gentis est fortitudo regentis.
Sed nil iuvabit, prudentia quando cubabit.
Qui successor erit, patris haud vestigia terit.
Orate fratres, lacrymis non parcite, matres!
Fallit in hoc nomen, laeti reginimis omen.
Nil superest boni, veteres migrate coloni!
Et iacet exstinctus foris quassatus et intus.
Mox iuvenis fremit, dum magna puerpera gemit.
Sed quis turbatum poterit refingere statum?
Vexilla tanget, sed fata crudelia planget;
Flantibus hic austris vult vitam credere claustris.
Qui sequitur pravos imitatur pessimos avos.
Non robur menti, non adsunt numina genti.
Cuius opem petit, contrarius hic sibi stetit,
Et perit in undis, dum miscet summa profundis.
Natus florebit, quod non sperasset habebit;
Sed populus tristis flebit temporibus istis.
Nam sortis mirae videntur fata venire,
Et princeps nescit, quod nova potentia crescit.
Tandem sceptra gerit, qui stemmatis ultimus erit.
Israel infandum scelus audet morte piandum,
Et pastor gregem recipit, Germania regem.
Marchia cunctorum penitus oblita malorum
Ipsa suos audet fovere, nec advena gaudet,
Priscaque Lehnini surgunt et tecta Chorini.
Et veteri more clerus splendescit honore
Nec lupus nobili pius insidiatur ovili.

Das Gedicht ist, wie die Kritik ergeben hat, in den letzten Regierungsjahren des Großen Kurfürsten oder in den ersten Friedrich's III. entstanden. Es zerfällt in zwei Theile. In dem ersten, der die prophetias ex eventu umfaßt, kleidet der Verfasser die ihm bekannten geschichtlichen Thatsachen in die Form der Weissagung; er wird gewöhnlich bis zum 74. Verse gerechnet, mit welchem die Regierung des Großen Kurfürsten abschließt. Allein die auf Friedrich III. und der erste der auf Friedrich Wilhelm I. gehenden Verse (81) lassen vermuthen, daß der Dichter noch die ersten Regierungsjahre Friedrich's III. durchlebt hat, ehe er sein Gedicht geschrieben hat. Die Regierung dieses Kurfürsten begann mit Krieg; und da dieser Regent in seinem ganzen Wesen durchaus nichts hatte, was auf einen künftigen Kriegshelden schließen ließ, so muß der Dichter den Anfang seiner Regierung erlebt haben, um von ihm die Worte des 78. Verses sagen zu können. Dieser Hinweis auf den Krieg ist das einzige Zutreffende für Friedrich's Regierung; von dem so wichtigen Ereigniß der Erhebung Preußens zum Königreich findet sich nicht die leiseste Andeutung; da die dahin zielenden Verhandlungen mit dem wiener Hofe wahrscheinlich schon 1693 angeknüpft wurden und der Verfasser jedenfalls eine Person war, die mit den damaligen politischen Verhältnissen vertraut war, so kann man wohl annehmen, daß die Entstehung des Gedichts in die Zeit von 1688—1693 fällt. Der Termin wird noch näher nach 1693 gerückt, wenn wir zum ersten Theil noch Vers 81 rechnen, der von den auf Friedrich Wilhelm I. bezüglichen das einzige Zutreffende enthält. Der Verfasser wird den König (geb. 1688) noch als Knaben gesehen haben, auf den der Ausdruck «fremere» trefflich paßt, da er schon in frühester Jugend zum Entsetzen der feingebildeten Mutter («dum magna puerpera gemit»?) eine Leidenschaftlichkeit und Wildheit zeigte, daß man wohl in ihm einen künftigen Kriegsfürsten erwarten durfte. Für diesen ersten Theil hat der Verfasser nachweislich ein Buch benutzt, das erst 1682 erschienen ist: «Brandenburgischer Ceder-Hain, worin des Hauses Brandenburg Aufwachs, Abstammung, auch Heldengeschichten und Großthaten dargestellt» [von Rentsch] (Baireuth 1682). Der zweite enthält Phantasien in Form von Weissagungen, die, da sie sich nicht wie die des ersten Theils an geschichtliche Thatsachen anschließen, nichts als allgemeine politische Andeutungen und Redensarten sind; nur mit Gewalt, die man ihnen angethan hat, ist es möglich gewesen, sie auf geschichtliche Ereignisse zu beziehen.

Als Verfasser wird genannt der Mönch, nach andern sogar der Abt Hermann von Lehnin. Die Zeit, wann er gelebt haben soll, wird durch Vers 10 bestimmt. Danach würde er kurz vor dem Aussterben des Anhaltinischen Hauses, also vor 1320, die prophetischen Eingebungen gehabt haben. Von einem Abt Hermann, der um diese Zeit gelebt hätte, ist jedoch nichts bekannt, ebenso wenig von einem Mönche. Wenn ein solches prophetisches Klosterlicht in Lehnin vorhanden gewesen wäre, so würden die Mönche es sicher nicht unter den Scheffel gestellt haben, und man würde in Chroniken und bei Geschichtschreibern doch irgend eine Notiz über den lehniner Seher finden müssen. Auch in den Urkunden Lehnins findet sich nicht die geringste Andeutung. Daß der Pseudoprophet sich hinter der Maske eines Mönches von Lehnin barg, war ihm nahe gelegt durch die Gerüchte, die über Lehnin im Umlauf waren. Im Jahre 1617 waren in einem Mauerloch des Klosters 82 Bücher aus der alten Klosterbibliothek und einige Kirchengewänder entdeckt worden.

Seitdem hieß es im Volk — ein Glaube, der noch bis in die Neuzeit hinein lebendig geblieben ist — daß im Kloster Schätze verborgen lägen. So fand das mit der Weissagung in Umlauf gesetzte Gerücht: «sie seye entweder in den letzten Jahren dieses Kurfürsten (des Großen Kurfürsten) oder in den ersten Jahren der Regierung seines Herrn Sohnes, welche dann und wann nach Lehnin, allwo der erstere aus dem verfallenen Closter ein Schloß erbauet, gekommen sind, und sich mit der Raygerbeize belustigt haben, in einer alten Mauer oder Camin in sogenannter Mönchenschrift verfasset gefunden worden», willigen Glauben. Das Gedicht cursirte zuerst in Berlin in Gelehrten- und Hofkreisen; durch Abschriften wurde es verbreitet. Ueber den Verfasser sind verschiedene Vermuthungen aufgestellt, sicher läßt sich jedoch keiner nachweisen. Als muthmaßliche Verfasser werden genannt: 1) Martin Friedrich von Seidel, Kammergerichtsrath in Berlin, gestorben am 16. März 1693. Es steht fest, daß von seinem Hause aus das Gedicht verbreitet wurde. Am Rande einer Handschrift in der königlichen Bibliothek zu Berlin steht von seiner Hand die Bemerkung zu Vers 95: «Papa Romanus. Nisi me mea vehementer opinio fallit, intra 50 annos nullus Reformatus et intra 100 annos nullus Lutheranus in Marchia erit. Sed Papatui omnes subiecti erunt. Nostri enim homines nec calidi sunt nec frigidi, ideo evomet Deus.» — 2) Der Licentiat Andreas Fromm, geboren 1615 zu Ruppin, 1654 Propst an der Petrikirche in Berlin, erbitterter Gegner der Reformirten, floh 1666 nach einem heftigen Angriff gegen den Kurfürsten aus Berlin, trat 1668 in Prag zum Katholicismus über und starb 1685 als Kanonikus in Leitmeritz. — 3) Nikolaus von Zitzewitz, aus einer lutherischen Adelsfamilie Pommerns, geboren 1634, wurde 1656 Benedictinermönch und starb 1704 als Abt der Klöster Huysfeld und Minden. — 4) Christoph Heinrich von Oelven, geboren etwa 1665 in Berlin, widmete sich dem Militär, nahm als Rittmeister 1704 seinen Abschied, seit 1710 ist er verschollen. — 5) Der durch seinen Einfluß auf Kaiser Leopold bekannte Jesuitenpater Friedrich Wolf (von Ludwigshausen), geboren 1643 zu Dünaburg in Livland, war 1685 bis zum Frühjahr 1686 Prediger bei der kaiserlichen Gesandtschaft in Berlin, gestorben 1708 zu Breslau als Kanzler der Universität.

Das Gedicht hat eine hohenzollernfeindliche Tendenz, und der Verfasser ist im ultramontan-habsburgischen Lager zu suchen. Die religiösen Verhältnisse der Mark waren infolge der Erbitterung zwischen Reformirten und Lutherischen höchst unerquickliche, für die Sache des Protestantismus bedrohliche. Eine Arbeit, die dahin zielte, unter Benutzung der Uneinigkeit der beiden protestantischen Glaubensgemeinschaften dem Katholicismus zum Siege zu verhelfen, durfte durchaus nicht fruchtlos erscheinen. Daß ein derartiges Ereigniß nicht zu den Unmöglichkeiten gerechnet wurde, zeigt die Randbemerkung Seidel's, eines gut lutherischen Mannes. Das Gedicht gehört sicher denselben Kreisen an, aus denen ein Testament hervorging, welches der Große Kurfürst am 20. März 1688 aufgesetzt haben sollte; in demselben nennt beispielsweise der Kurfürst sich einen sonderlichen Freund des großen römischen Herrn, des Papstes, und wünscht, daß im Fall des Erlöschens des hohenzollernschen Kurhauses das ehemalige Ordensland Preußen an Oesterreich fallen sollte. Was die Partei, der der Verfasser angehörte, wünschte, geht aus Vers 95 hervor: die Rückkehr der Protestanten zum Katholicismus und die Unterwerfung oder Vernichtung der Reichsstände, sodaß Deutschland wieder einen wahren, durch die Reichsstände nicht beschränkten König, natürlich einen Habsburger, haben wird. Die Hohenzollern in Brandenburg waren die mächtigsten protestantischen Reichsfürsten, ihre Vernichtung bedeutete den Sturz des Protestantismus und der Fürstenmacht. Nach Vers 49 sollen nach Joachim I. noch elf Fürsten aus dem Hause Hohenzollern regieren. Der letzte würde danach Friedrich Wilhelm III. sein. Das Jahr 1840 strafte die Weissagung Lügen und hätte sie, die bis dahin viele Gläubige gefunden, als das müssen erscheinen lassen, als was sie durch eine Bemerkung auf einer der Handschriften im Geheimen Staatsarchiv zu Berlin richtig gekennzeichnet wird, nämlich als «alte Saalbaderey»; aber von ultramontaner Seite zeigte man großes Interesse an ihr und ließ sie nicht zur Ruhe kommen. Es ist denn auch in der That gelungen, als letzten Hohenzoller in der Mark Wilhelm I. herauszurechnen.

Die Weissagung hat wiederholt das öffentliche Interesse in Anspruch genommen, so 1740 (beim Regierungsantritt Friedrich's II.), 1807 (bei dem unglücklichen Kriege mit Frankreich), 1840 (beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's IV.), 1848 (bei der Revolution), in neuerer Zeit bei Gelegenheit des sogenannten Culturkampfes.

Handschriften sind vorhanden in Berlin (Geheimes Staatsarchiv und königliche Bibliothek, Breslau (königliche und Universitätsbibliothek), Dresden (Hauptstaatsarchiv und königliche Bibliothek), Göttingen (Universitätsbibliothek), Greifswald (Universitätsbibliothek), Hannover (königliche öffentliche Bibliothek), Münster (Staatsarchiv), Wolfenbüttel (herzogliche Bibliothek), Würzburg (Bibliothek des Historischen Vereins für fränkische Geschichte), Dillenburg (herzogliches Filialarchiv).

Literatur: «Vaticinium B. Fratris Hermanni Monachi in Lehnin» (in G. P. Schultz, «Gelehrtes Preußen», II. 1722), erster Abdruck; «Der preußische Wahrsager. Das ist: Bruder Hermann's von Lehnin Wundersahme Prophezeyungen» ... mitgetheilt von Zoroaster [G. D. Seyler] (1741); Der «neuvermehrte preußische Wahrsager» ... von Zoroaster [G. D. Seyler] (Engelland 1742); «Europäischer Staats-Wahrsager» (Bremen 1741; 3. Auflage 1758); (Henkel), «Frater Hermannus Leninensis redivivus» (Frankfurt und Leipzig 1745); (Weiße), «Vaticinium metricum D. F. Hermanni ... durch Einen Erforscher der Wahrheit» (Berlin 1746); G. G. Küsterus, «Vaticinii Leninensis auctor detectus» (Berlin 1759); «Frater Hermann von den Schicksalen der Mark Brandenburg» (Leipzig 1807); «Hermann von Lehnin, der Prophet des Hauses Brandenburg.

Bearbeitet durch einen Geschichtsfreund» (Frankfurt und Leipzig 1806—8); B. H. Schmidt, «Die Weissagung des Mönchs Hermann von Lehnin» (Berlin 1820); «Prophétie du frère Hermann» (Paris 1827); Louis de Bouverot (ein belgischer Jesuit), «Extrait d'un manuscrit relatif à la Prophétie du frère Hermann» (Brüssel 1846); Giesebrecht, «Die Weissagung von Lehnin und Christoph von Oelven» («Allgemeine Zeitschrift für Geschichte», herausgegeben von W. A. Schmidt, Bd. VI, Berlin 1846); W. von Schütz, «Weissagung des Bruder Hermann» (Würzburg 1847); Arnold Rennew (Wenner), «Frater Hermann» (Münster 1847); «Wunderbare Weissagungen des Bruder Hermann. Nach dem Französischen des Louis de Bouverot» (Paderborn 1847); Joh. Ad. Boost, «Die Weissagungen des Mönchs H..... und des Benedictiners David Speer» (Augsburg 1848); (St. M. A. Franke), «Die Lehninische Weissagung, kein Zeugniß gegen, sondern für Seine Majestät Friedrich Wilhelm IV.» (Berlin 1849; 2. Aufl. 1851); «Soll Glück und Wohlstand in Deutschland wiederhergestellt werden, so müssen die Protestanten zur katholischen Kirche zurückkehren, aus den Prophezeiungen des Frater Hermann nachgewiesen von Louis von Bouverot» (Düsseldorf 1849); Gieseler, «Die Lehninsche Weissagung.. als ein Gedicht des Nikolaus von Zitzwitz nachgewiesen» (Erfurt 1849); Meinhold, «Das Vat. Lehn. gegen alle, auch die neuesten Einwürfe gerettet» (Leipzig 1849; 2. Aufl. 1853); Guhrauer, «Die Weissagung von Lehnin» (Breslau 1850); Otto Wolff, «Die berühmte Lehninsche Weissagung» (Grünberg 1850); Firnstein, «Des Hermann von Lehnin Weissagung» (Regensburg 1873—76); Hilgenfeld, «Die Lehninsche Weissagung» (Leipzig 1875); Sabell, «Literatur der sogenannten Lehninschen Weissagung» (Heilbronn 1879); Sello, «Beiträge zur Geschichte von Kloster und Amt Lehnin (Berlin 1881); «Das Vat. Lehn. metrisch übersetzt und erläutert», von F. R. (Regensburg 1882). *(P. Schwartz.)*

LEHNSWESEN. Das Lehnswesen ist die mittelalterliche Form des Söldnerthums. Die kapitalsarme Zeit bis zum Schluß des Mittelalters vermochte weltliche wie kirchliche Beamte nur im Wege der Naturalwirthschaft durch Einräumung der Nutznießung an bestimmten, dem Beamten zu diesem Zwecke übergebenen Gütern zu besolden. Während die späteren Landsknechte ihren Sold in Gelde bezogen, erhielten die Ritter denselben in Gestalt ihrer Lehen. Das Lehnswesen beruht auf der Verbindung dieses dinglichen Besoldungsverhältnisses, des Benefizialwesens, mit dem durch Lehnseid begründeten persönlichen Treu- und ritterlichen Dienstverhältniß zwischen Herrn und Mann.

Das Treuverhältniß war von jeher gegenseitig, dem unter Verwandten bestehenden Treuverhältnisse nachgebildet. Das Dienstverhältniß war dagegen einseitig, nur der Mann (vassus, vassallus, homo, fidelis) war dem Herrn (dominus, senior) zu Diensten verpflichtet, und zwar ausschließlich zu ritterlichen Diensten, in erster Reihe zum Reiterdienst. Dafür empfing er seinen Sold in Gestalt des Lehns. So hängt das persönliche Element der Vasallität auf das engste mit dem dinglichen des Beneficialwesens zusammen, beides darf man nicht voneinander trennen, wenn man das Lehnswesen richtig verstehen will. Die kirchlichen Leiheverhältnisse haben nichts damit zu thun: die rein kirchlichen Beneficien waren von jeher Besoldungen für die kirchliche Amtsverwaltung, die an Laien gegebenen Kirchengüter (Precarien oder Beneficien, beides gleichbedeutend) waren zu bäuerlichem Recht gegen bäuerliche Abgaben und Dienste verliehen; bei beiden fehlt das dem Lehnswesen eigenthümliche Element der Vasallität. Dasselbe gilt von den Leihegütern der weltlichen Grundherren und von manchen dem eigentlichen Lehnsverhältnisse nachgebildeten Leiheverhältnissen. Oft genug hat man alle diese Verhältnisse mit dem Lehnswesen als régime féodal zusammengefaßt. Wirthschaftlich war das gerechtfertigt, wissenschaftlich aber muß man trennen. Ein rechtes Lehen (feudum proprium) war immer nur dasjenige, von dem Ritterdienste geleistet wurden. Alle Lehen, die nicht Ritterslehen waren, beruhten auf späterer Nachbildung und galten als unregelmäßige Lehen (feuda impropria, irregularia).

Die Entstehung des Lehnswesens ist vielfach Gegenstand eingehender Untersuchungen gewesen, namentlich haben die Arbeiten von Waitz und Paul Roth unsere Erkenntniß außerordentlich gefördert, obgleich die Ansichten beider Forscher sehr auseinander gingen und jeder von ihnen in wichtigen Punkten fehlging. In überzeugendster Weise sind die historischen Ausgangspunkte nunmehr durch verschiedene Arbeiten von Heinrich Brunner festgestellt worden. Waitz suchte die Anfänge des Lehnswesens schon in der merowingischen Zeit: das Vorbild der karolingischen Beneficien fand er in der eigenthümlichen Natur der merowingischen Landschenkungen, die kein volles, sondern nur ein vielfach beschränktes Eigenthum auf Lebenszeit übertrugen; die Vasallität führte er auf die noch aus der altgallischen Clientel herrührenden, im einzelnen überaus mannichfach gestalteten privaten Abhängigkeitsverhältnisse der vassi oder gasindi (auch clientes, amici) zurück. Dagegen sah Roth in der Vasallität eine Fortbildung des altgermanischen Gefolgschaftsverhältnisses (s. Art. Gefolgschaften), das sich in der königlichen Trustis bis zu den Karolingern erhalten hatte; er führte diese Fortbildung auf eine von Karl Martell vorgenommene Veränderung der Heeresorganisation (Einführung des Seniorats) zurück und brachte sie mit einer von demselben Fürsten verfügten großartigen Säcularisation geistlicher Güter, die der Krone zur Ausstattung der Senioren mit Beneficien habe dienen müssen, in Verbindung. Eine vermittelnde Stellung nahm Ehrenberg ein, der die königliche Vasallität mit Waitz an die alte Privatvasallität anknüpfte, in dem öffentlich-rechtlichen Momente der Einführung des Lehnseides aber die Einwirkung der Trustis, des königlichen Antrustionenverhältnisses, erkannte.

Nach Brunner hat zweifellos das Bedürfniß der fränkischen Heeresverwaltung, die Schlagfertigkeit des

Heeres durch Einführung größerer Reitermassen zu erhöhen, den entscheidenden Anstoß gegeben. Schon bei den Germanen der Urzeit lag der Schwerpunkt durchaus im Fußgefecht, immerhin aber hatten sie nicht unbedeutende, auch von den Römern wiederholt anerkannte Uebung im Reiterdienst; einzelne Völkerschaften waren sogar als Reitervölker berühmt. Im Laufe der Völkerwanderung hatte sich aber der Kriegsdienst zu Roß fast gänzlich verloren, die merowingischen Heere bestanden, von der wenig zahlreichen königlichen Trustis abgesehen, fast ausschließlich aus Fußvolk. War man mit den bisherigen Feinden trotzdem fertig geworden, so erwies sich dies den maurischen Reiterheeren gegenüber auf die Dauer als eine Unmöglichkeit. Brunner macht es höchst wahrscheinlich, daß gerade die siegreiche Schlacht von Poitiers Karl Martell zu dem Entschluß gebracht habe, dem fränkischen Heere eine jederzeit bereitstehende Reiterei zu verschaffen. Zu dem Zweck machte er eine «Zwangsanleihe» bei der Kirche, indem er einen großen Theil der Kirchengüter an sich nahm, um unbeschadet des kirchlichen Obereigenthums zu Gunsten seiner Reiterei darüber zu verfügen. Nach dem Vorbilde der kirchlichen Precarien oder Beneficien rüstete er alle diejenigen, die sich zur Gestellung von Reitern erboten, mit königlichen Beneficien an Kirchengütern aus, um sie auf diese Weise zur Anwerbung und Unterhaltung der von ihnen übernommenen Reiter in Stand zu setzen und zugleich für ihre Dienste zu belohnen. Die alte Privatvasallität diente für das Verhältniß der Angeworbenen zu ihren Werbern und dieser zum König als Vorbild, der Name Vassus oder Vassallus wurde nunmehr für die königlichen Beneficienbesitzer technisch. Die am Königshofe lebenden Antrustionen, deren Lohn bis dahin in dem Unterhalte am Königstische bestanden hatte (sie waren «convivae regis», des Königs «Tafelrunde»), waren Reiter von Beruf; man darf annehmen, daß sie in erster Reihe mit Beneficien bedacht wurden. Die königliche Trustis löste sich infolge dessen auf, aber der Eid, den die Antrustionen bei ihrer Aufnahme in die Hand des Königs hatten leisten müssen, wurde jetzt in das Vasallenverhältniß übertragen, die vasallitische Commendation mit dem Antrustioneneide verbunden.

Die den Mauren zunächst wohnenden Aquitanier, Südfranzosen und Longobarden haben den Reiterdienst und mit ihm das Lehnswesen zuerst zu hoher Blüte gebracht. Die Verlegung der Frühjahrsheerschau (des alten Märzfeldes) vom März in den Mai, zuerst 755 unter Pippin bezeugt, läßt erkennen, daß die Reiterei damals schon eine große Bedeutung im fränkischen Heere erlangt hatte. Die Verlegung ist, wie Brunner richtig bemerkt, auf das Futterbedürfniß der Reiterei zurückzuführen. Durch die Einfälle der rossekundigen Normannen wurden auch die Lothringer und Brabanter im Laufe des 9. Jahrh. zum Reiterdienst erzogen, während die Heeresordnung im innern Deutschland erst seit den Kreuzzügen ausschließlich auf der Reiterei beruhte.

Das Lehnswesen ist ein Erzeugniß des Fränkischen Reiches gewesen. Dem entsprechend hat es sich auch später im wesentlichen auf Frankreich, Italien und Deutschland beschränkt, ist aber durch die Rückeroberung Spaniens auch in diesem Lande und in England durch die normannische Eroberung heimisch geworden, während es den Slawen und im wesentlichen auch den skandinavischen Ländern fremd geblieben ist. Die Gestaltung des Lehnswesens war überall, wo es zur Herrschaft gelangte, eine mehr oder weniger gleichartige. Im Folgenden wird blos die Gestaltung in Deutschland näher berücksichtigt.

Bis zum 12. Jahrh. erhielt sich in Deutschland und Italien die Bezeichnung «beneficium» für Lehen, seitdem kam das in Südfrankreich schon seit dem 9. Jahrh. verbreitete, aus germanischer Wurzel entstandene «feudum» (d. i. Lohn) mehr und mehr in Gebrauch, um den älteren Ausdruck schließlich ganz zu verdrängen. Der Zusammenhang mit dem Reichskriegsdienst blieb gewahrt: ein wahres Lehn konnte nur wieder an Lehn begründet werden (als Afterlehn), der König war der oberste Lehnsherr. Nur Ritter konnten Lehen empfangen, weil sie allein die für das Reichsheer erforderliche Waffenfähigkeit, den «Heerschild», besaßen. Die unfreien Ritter aus dem Stande der Dienstmannen oder Ministerialen konnten bis um die Mitte des 12. Jahrh. nur Dienstlehen von ihren Herren, nicht aber rechte Lehen, d. h. Reichslehen, von anderen Herren empfangen. Seit dem 13. Jahrh. stand die allgemeine Lehnsfähigkeit auch für die Dienstmannen, d. h. den niederen Adel, außer Frage. Wer den Heerschild nicht besaß (Geistliche, Bürger, Bauern, Frauen, Corporationen), konnte nur solche Lehen, die vom Reichskriegsdienste frei waren (wie Burglehen, Kirchenlehen, Schulzenlehen, Bauerlehen), aber kein rechtes Lehn empfangen. Eine Ausnahme bestand nur für die geistlichen Fürsten mit Einschluß der Reichsäbtissinnen. Innerhalb des Kreises der lehnsfähigen bildete sich eine bestimmte Lehnshierarchie, die Heerschildsordnung; es gab nicht nur eine Grenze, über die hinaus ein Mann von Rittersart ein Lehnsverhältniß überhaupt nicht mehr eingehen konnte, sondern auch unter den Lehnsfähigen selbst bestanden Klassenunterschiede, die den Einzelnen verhinderten, von seinen Standesgenossen oder gar von Untergenossen ein Lehn zu nehmen. Die Hauptklassen waren: 1) der König, 2) die Fürsten, 3) die freien Herren (der nicht gefürstete hohe Adel), 4) die Dienstmannen (der niedere Adel).

Lehn konnte alles sein, was eine dauernde Nutzung ermöglichte: Grundbesitz, Zehnten, Renten, Zölle und andere öffentlich rechtliche Gefälle, Kirchen und Klöster, namentlich auch Aemter. Der Grundbesitz war in Deutschland nicht in dem Maße wie in Frankreich feudalisirt, wo der Satz «Nulle terre sans seigneur» galt; in Deutschland fehlte es das ganze Mittelalter hindurch nicht an bedeutendem allodialen, d. h. lehnsfreien Grundbesitz, auch gab es unter dem hohen Adel immer noch einzelne Geschlechter, die sich in lehnsfreier Stellung erhalten hatten. Aber der Aemterverband hatte durchaus feudalen Charakter angenommen, die Amtserträge wurden als Lehnsnutzung, die Amtswaltung mehr oder we-

niger als Lehnsdienst behandelt. Seit Friedrich I. wurde auch die bis dahin eigenthümlich gestaltete Lage der geistlichen Fürsten zum Reiche mit Consequenz nach dem Lehnrecht geregelt.

Der Act der Belehnung bestand aus der Huldе (d. h. Handreichung oder «Mannschaft» und Lehnseid) des Mannes und der Investitur desselben mit dem Lehn durch den Herrn, der ihm als Investitursymbol eine Waffe (Schwert oder Speer, bei weltlichen Fürstenthümern eine Fahne, bei geistlichen ein Scepter) überreichte. Auch andere Symbole kamen vor. Die Belehnung mußte im Kreise der Mitvasallen, d. h. im Lehnsgericht, vorgenommen werden. Der Belehnung bedurfte es auch bei jedem Wechsel in der Person des Herrn («Herrnfall», «Thronfall») oder des Mannes («Mannsfall», «Lehnfall»). Man sprach in solchen Fällen von Lehnserneuerung. Dieselbe mußte binnen bestimmter Frist seitens des Mannes beim Herrn nachgesucht (gemuthet) werden. Der Lehnserneuerung stand die Errichtung eines neuen Lehns, d. h. die Belehnung auf Grund eines Lehnsvertrages, gegenüber. Eine besondere Art des Lehnsvertrages war der Lehnsauftrag (oblatio feudi), die Auflassung eines Gutes gegen Rückgabe desselben an den Veräußerer zu Lehnrecht.

Die gemeinschaftliche Belehnung mehrerer mit demselben Lehen erfolgte in den Formen der Belehnung zur gesammten Hand, bei der Besitz und Genuß den sämmtlichen Belehnten zu ungetheiltem Recht zufiel. Verfügungen über das Lehn konnten in solchem Falle nur gemeinsam (mit gesammter Hand) getroffen werden. Starb einer der Belehnten, so ging sein Anrecht auf seine lehnsfähigen Descendenten über; waren solche nicht vorhanden, so fand Accrescenz zu Gunsten der übrigen Gemeiner statt. Für die Lehnsdienste mußten die Gemeiner dem Herrn einen aus ihrer Mitte, an den er sich allein zu halten hatte, bestellen. Eine besondere Art der Belehnung zur gesammten Hand war einzig dazu bestimmt, einer lehnsunfähigen Person durch Mitbelehnung einer lehnsfähigen als Lehnsträger die Möglichkeit gesicherten Lehnsgenusses zu verschaffen; namentlich Frauen pflegte in dieser Weise ein Lehnsträger zur Seite gesetzt zu werden. Gegen Ende des Mittelalters kamen auch Mitbelehnungen mehrerer zu ideellen Antheilen an einem ungetheilten Lehn, nach Art der italienischen coinvestitura, in Gebrauch.

Unter den bedingten oder beschränkten Belehnungen (lên mit gedinge) war das «benannte Gedinge» und das «unbenannte Gedinge» oder die «Anwartung» von besonderer Bedeutung. Bei beiden handelte es sich um die Belehnung mit einem zur Zeit noch in fremdem Lehnsbesitz befindlichen Gute, unter der Bedingung, daß der gegenwärtige Besitzer noch bei Lebzeiten des Lehnsherrn und des Gedingsmannes ohne Lehnserben versterben würde. Das benannte Gedinge bezog sich auf ein bestimmtes Lehn, das unbenannte ganz allgemein auf dasjenige, das von allen Lehen desselben Herrn zuerst ledig werden würde. Gegen Ende des Mittelalters verlor das benannte Gedinge seinen streng persönlichen Charakter und wurde zur Belehnung eines Hauses für den Fall des Aussterbens des jetzt im Besitz befindlichen Hauses; trat dieser Fall ein, so wurde die bedingte Belehnung zur unbedingten. Auf diese Weise begründete die sogenannte Eventualbelehnung vorzüglich unter den Häusern des hohen Adels vielfach gegenseitige Successionsrechte, die für die deutsche Territorialgeschichte von großer Bedeutung geworden sind. Das unbenannte Gedinge verlor dagegen den Charakter einer bedingten Belehnung, indem es zu der Lehnsanwartschaft, dem bloßen Versprechen zukünftiger Belehnung für den Fall einer Vacanz, abgeschwächt wurde. Eine Belehnung unter auflösender Bedingung war die «auf Treue»; mit Eintritt der Bedingung war der Beliehene zur Rückgabe verpflichtet, unterließ er dieselbe, so trat Privation wegen Treubruches ein. Ein Hauptfall eines solchen Lehns zu treuer Hand war die Belehnung eines Lehnsträgers in Vertretung einer lehnsunfähigen Person. Einen zweiten, besonders durch den Uebergang der Mark Brandenburg auf das Haus der Hohenzollern zu weltgeschichtlicher Bedeutung gelangten Anwendungsfall bot das Pfandlehn, bei dem sich der Lehnsherr die Lösung gegen Rückzahlung eines bestimmten Kapitals vorbehielt.

Zwischen Herrn und Mann bestand eine gegenseitige Treuepflicht. Wer dem andern die Treue brach oder ihn in Nothlage ohne seinen Beistand ließ, verwirkte seine lehnrechtlichen Ansprüche. Außer der Treuepflicht hatte der Mann die Verpflichtung zur Ehrerbietung gegen den Herrn und zum Lehnsdienst. Der letztere umfaßte Hoffahrt, Heerfahrt und Gerichtsdienst. Der Herr konnte den Mann nach Belieben zu seiner Berathung, oder zu Hoffestlichkeiten oder gerichtlichen Zwecken an den Hof entbieten. Der Heerfahrtdienst bedeutete Ritterdienst im Reichsheer. Nur wo es besonders ausbedungen war, konnte der Herr seinen Mann auch in seinen Privatfehden (nur nicht gegen Kaiser und Reich oder gegen einen andern Lehnsherrn des Mannes) aufbieten; ein solcher Mann hieß «Ledigmann» oder «homo ligius». Als die regelmäßige Voraussetzung des Aufgebotes der Lehnsmannen aber galt, daß der Herr direct oder indirect (wenn er selbst nur Reichsaftervasall war) selbst zur Reichsheerfahrt entboten war. Die Zahl der dem einzelnen Vasallen zur Gestellung obliegenden Mannschaft richtete sich nach dem Lehnsvertrage oder dem Herkommen. Den Einheitssatz bildete ein «Ritterpferd» oder eine «Gleve» (d. h. Lanze, Speer), worunter man einen schwer gepanzerten Reiter nebst einem Marsch- und einem Streitroß, zwei oder drei leichter bewaffneten Reitern (Knappen, servientes) und einem Buben zu verstehen pflegte. Wer nur ein Ritterpferd zu stellen hatte, war ein «einschildiger» Rittersmann. Bei den Burglehen trat der Festungsdienst an die Stelle des Reiterdienstes im offenen Felde. Einen Vertreter zu stellen oder den gebotenen Dienst durch eine Heersteuer (adoha, hostenditium) abzulösen, war dem Manne nur mit Zustimmung des Herrn oder bei persönlicher Verhinderung gestattet. Die Gerichtspflicht des Mannes bestand in der Verpflichtung, sich mit den Mitvasallen bei der Urtheils-

findung im Lehnsgericht des Herrn zu betheiligen, den Ladungen vor das Lehnsgericht Folge zu leisten, in allen Streitigkeiten um Lehen von diesem Herrn sich seiner Gerichtsbarkeit zu unterwerfen.

Durch die Investitur erlangte der Mann ein dingliches Recht am Lehn, kraft dessen er nicht blos vom Herrn die Einweisung in den Besitz verlangen, sondern auch, wenn diese verweigert wurde, sich selbst in den Besitz setzen oder gegen den Besitzer auf Herausgabe klagen konnte. Unterlag er diesem gegenüber, weil der Herr ihn zu Unrecht belehnt hatte, so hatte er den Regreß gegen den Herrn auf Schadenersatz. Für die Dauer der Besitzzeit konnte der Herr über das Lehn nur verfügen, soweit dies ohne Nachtheil des Mannes möglich war, er konnte dritten Personen Eventualbelehnungen oder Anwartschaften ertheilen, nach deutschem, aber nicht nach italienischem Lehnrecht, selbst seine lehnsherrlichen Rechte auf andere übertragen, wenn die Lage des Mannes dadurch nicht verschlechtert wurde. Die Uebertragung der Lehnsherrlichkeit auf lehnsunfähige Personen oder solche, die keinen höheren Heerschild als der Mann besaßen, brauchte der letztere sich nicht gefallen zu lassen; auch konnte er, wegen Erschwerung der Lehnsdienste, verlangen, nicht mehrere Herren statt Eines Herrn zu erhalten. Dieselben Befugnisse standen dem Manne beim Tode des Herrn gegenüber den Erben zu.

Das Verfügungsrecht des Mannes über das Lehn beschränkte sich auf die Früchte desselben für die Dauer seiner Besitzzeit. Ueber diese hinaus (z. B. durch Miethoder Pachtverträge) oder gar über die Substanz des Lehns konnte er nur mit Genehmigung des Herrn verfügen. Das Verfahren bei Veräußerungen war daher regelmäßig so, daß der Mann dem Herrn das Lehn auftrug, worauf dieser dem Dritten die Investitur ertheilte. Die einzige dem Manne erlaubte Verfügung, die über seine Besitzzeit hinausreichte, war die Afterverleihung, weil dem Herrn hier für den Fall des unbeerbten Todes seines Mannes immer noch die Lehnsdienste des Aftervasallen blieben. Nach dem lombardischen Lehnrecht hatte der Mann ursprünglich sehr viel weitergehende Rechte, indem er unbeschadet des Heimfallsrechtes des Herrn und unter Fortdauer seiner persönlichen Lehnspflichten gegen diesen, über die Hälfte des Lehns, nach manchen Lehnsgebräuchen Italiens selbst über das ganze verfügen konnte. Dem Herrn blieb nur der Lehnsretract, d. h. die Befugniß, den Erwerber auszukaufen. Durch Gesetze Lothar's III. und Friedrich's I. wurde dies Verfügungsrecht des Vasallen aber aufgehoben und der strengere Grundsatz des deutschen Lehnrechts auch in Italien eingeführt. In einer andern Richtung war das lombardische Lehnrecht erheblich strenger als das deutsche. Das letztere kannte ein gesetzliches Lehnsfolgerecht nur für die Descendenten des Mannes, nicht aber für die Seitenverwandten (Agnaten). Daraus ergab sich, daß der Mann bei seinen Verfügungen außer dem Herrn nur die Descendenten, nicht aber die Agnaten zu berücksichtigen hatte. Den Descendenten aber war er nur schuldig, sich aller solcher Verfügungen zu enthalten, die nur seinen Lehnsfolger trafen; gegen Verfügungen, die schon während seiner Besitzzeit ins Leben traten, durften sie nichts einwenden. Die Agnaten hatten ein Einspruchsrecht nur im Falle einer sie mitumfassenden Belehnung zur gesammten Hand. Das lombardische Lehnrecht behandelte die Descendenten ähnlich wie das deutsche Recht, aber die Agnaten, soweit sie von dem ersten Erwerber des Lehns abstammten und somit successionsberechtigt waren, brauchten sich keine Verfügung zu ihrem Nachtheil gefallen zu lassen. Ihr Successionsrecht bestand ungeachtet der Veräußerung des Lehns fort; nach dem Tode des Veräußerers oder nach dem Abgange seiner Descendenz, die an seine Verfügung gebunden war, konnte daher jeder zur Succession gelangende Agnat das Lehn von dem Erwerber ohne jede Entschädigung zurückfordern (actio revocatoria). Außer diesem allgemeinen Revocationsrechte der Agnaten hatte der nächste Agnat noch das Recht des Lehnsretracts, das er aber binnen Jahresfrist, nachdem er von der Veräußerung Kenntniß erhalten hatte, geltend machen mußte. Wollte der Lehnsmann seine Verfügungen gegen die Anfechtung der Agnaten schützen, so mußte er die Zustimmung derselben auswirken. Zur Abwendung des Lehnsretracts genügte die Zustimmung des nächsten Agnaten, da nur dieser retractberechtigt war. Dagegen bedurfte es zur Abwendung des Revocationsrechts der Zustimmung aller successionsberechtigten Agnaten, aber immer nur der Häupter der einzelnen agnatischen Linien, da jeder Agnat, der seine Zustimmung ertheilte, das Revocationsrecht nicht blos für sich, sondern zugleich für seine Descendenten aufgab; die Descendenten eines Agnaten waren eben in derselben Weise wie die Descendenten des Lehnsmannes an die Verfügungen ihres Ascendenten gebunden.

Wenn der Lehnsherr starb, so hatte der Mann das Recht der Folge an den neuen Herrn, bei dem er binnen Jahresfrist um die Lehnserneuerung muthen mußte. Ließ er diese Frist ohne Entschuldigung verstreichen, so verwirkte er das Lehn. Für die Lehnserneuerung war in der Regel eine besondere Abgabe (Lehnwaare, relevium) an den Herrn zu entrichten. Die Folge des Mannes richtete sich aber nur gegen den Lehnserben des Herrn; hatte der Herr einen solchen nicht hinterlassen, so hatte der Mann, wenn keine Eventualbelehnung vorlag, die unmittelbare Folge an den Oberlehnsherrn, der den Afterlehnsmann nach seiner Wahl zum unmittelbaren Vasallen annehmen oder an einen neuen von ihm belehnten Unterlehnsherrn weisen konnte. Das Recht der Folge ging dem Manne ab, wenn er lehnsunfähig war, nach dem ältern Lehnrecht auch, wenn er sich nicht im Besitz befand, also ein bloßes Gedinge am Lehn hatte; Lehnsunfähigen konnte aber das Recht der Folge dadurch gewahrt werden, daß ein Lehnsfähiger als Lehnsträger mit ihnen oder zu treuer Hand für sie belehnt wurde.

Die Erblichkeit der Lehen hat sich rein gewohnheitsrechtlich entwickelt. Im allgemeinen stand dieselbe schon im 11. Jahrh. fest, und es scheint, als ob in dieser Beziehung die Politik Konrad's II. von besonderem Einfluß gewesen wäre. Wir wissen, daß dieser eifrig

bestrebt war, im Interesse der Krone die Stellung des Herrenstandes gegenüber den Fürsten möglichst zu befestigen. Da er in diesem Bestreben in einem für Italien erlassenen Gesetze die Erblichkeit der nichtfürstlichen Lehen ausdrücklich sanctionirte, so darf man vermuthen, daß er in Deutschland in der gleichen Richtung thätig gewesen ist. Bei den Fürstenthümern (es konnten nur die weltlichen Fürstenthümer oder «Fahnlehen» in Betracht kommen) hat der schwankende Zustand etwa ein Jahrhundert länger gedauert; noch bis in den Anfang des 12. Jahrh. trat bald der feudale Charakter, der die Ansprüche der Erben begünstigte, bald der ursprüngliche Charakter des Reichsamtes, mit dem die Vererblichkeit unvereinbar war, in den Vordergrund. Immerhin gab es noch im 13. Jahrh. rechte Lehen, bei denen die Vererbung ausgeschlossen war, man pflegte sie als Leibzuchtslehen zu bezeichnen.

Zur Lehnssuccession waren nur solche Personen berufen, die den Heerschild besaßen; auch an sich Lehnsfähige blieben ausgeschlossen, wenn sie wegen Körpergebrechens außer Stande waren, Ritterdienste zu leisten. In Italien erstreckte sich das Successionsrecht auf die gesammte Descendenz des ersten Erwerbers, während die Seitenverwandten des letzteren ausgeschlossen blieben. Die Lehnsfolge bewegte sich ausschließlich im Mannsstamme, und zwar nach den Grundsätzen der Lineal-Gradual-Ordnung. Nach deutschem Lehnrecht fand eine Vererbung nur auf die Descendenten des verstorbenen Lehnsmannes, nicht auf die Seitenverwandten statt. Waren mehrere Erben vorhanden, so brauchte der Herr nur einen derselben zu belehnen und die Geschwister waren damit definitiv von dem Lehn geschieden, wenn der Herr sich nicht zu einer Gesammtbelehnung herbeiließ. Seit dem 14. Jahrh. wurde es für den Fall, daß mehrere Erben vorhanden waren, allgemein üblich, diesen die Belehnung zur gesammten Hand zu ertheilen und einen von ihnen als Lehnsträger zu bezeichnen. Die Geschwister erhielten dadurch für sich und ihre Nachkommen ein das Lehnsfolgerecht ersetzendes gegenseitiges Accrescenzrecht, das schließlich selbst im Falle einer Theilung des Lehns unter die Gemeiner aufrecht erhalten wurde. In manchen Gegenden wurde gegen Ende des Mittelalters auch die Gesammtbelehnung nicht mehr für nothwendig erachtet, man behandelte die sämmtlichen Nachkommen des ersten Erwerbers so, als hätte in jedem einzelnen Successionsfalle eine Belehnung der Miterben zur gesammten Hand stattgefunden. Auf diesem Wege gelangte das deutsche Lehnrecht im wesentlichen schon geraume Zeit vor der Reception des lombardischen Lehnrechts zu den von diesem seit dem 11. Jahrh. entwickelten Grundsätzen. Das Verfügungsrecht des Lehnsmannes über das Lehn wurde infolge dessen in ähnlicher Weise wie in Italien (s. oben) durch die Rechte der Agnaten beschränkt. In absteigender Linie beruhte die Lehnssuccession durchweg auf Erbgang, sie war reine successio mortis causa: die Descendenten des letzten Besitzers erhielten das Lehn nur, wenn und soweit sie überhaupt seine Erben wurden, als einen allerdings den Söhnen vor den Töchtern vorbehaltenen Theil des Nachlasses; hatte der Erblasser das Lehn veräußert oder durch Felonie verwirkt, so hatten seine Söhne keinen Anspruch auf dasselbe. Dagegen bestand für die Seitenlinien, sofern sie von dem ersten Erwerber des Lehns abstammten, in der Person jedes der Linienhäupter ein selbständiges Recht, das durch das Aussterben der besitzenden Linie für die nächste Seitenlinie zur Succession kraft Accrescenzrechtes führte, ohne Rücksicht darauf, ob der Lehnsfolger auch Allodialerbe war oder nicht. Hatte die ausgestorbene Linie das Lehn durch Veräußerung oder Felonie verloren, so blieb dies ohne Einfluß auf das Recht der Seitenlinie, die das Lehn von dem dritten Erwerber oder von dem Herrn, der es wegen Felonie an sich genommen hatte, zurückzufordern berechtigt war. Man hat deshalb das Lehnsfolgerecht der Agnaten wol als successio ex pacto et providentia maiorum bezeichnet und mit der Succession des Fideicommißnachfolgers gleichgestellt; man darf aber nicht übersehen, daß innerhalb der einzelnen Seitenlinien zunächst immer nur die Linienhäupter, und zwar kraft des von ihrem Stammvater durch successio mortis causa auf sie vererbten Anspruchs, berechtigt waren, während ihre Nachkommen einen solchen Anspruch erst von ihrem Haupte erbten, falls er nicht vorher durch den Berechtigten aufgegeben war.

Abweichungen von den allgemeinen Grundsätzen des Lehnerbrechts infolge besonderer Vereinbarung waren schon im Mittelalter nicht selten. Namentlich wurde, während die Lehen im Zweifel stets Mannlehen waren und sich ausschließlich im Mannsstamme vererbten, vielfach der subsidiäre Uebergang auf die weiblichen Linien ausbedungen. Zu den ältesten Weiberlehen dieser Art gehörten Oesterreich und das Herzogthum Braunschweig.

Der Lehnserbe hatte innerhalb der schon erwähnten Jahresfrist die Muthung um Lehnserneuerung bei dem Herrn einzulegen. Auch hier war häufig eine besondere Abgabe oder Lehnwaare zu entrichten. In manchen Gegenden hatte der Lehnsherr insbesondere einen Anspruch auf die Waffenrüstung (das Heergewäte) des verstorbenen Mannes, eine uralte Reminiscenz aus der Zeit, wo die Gefolgsmannen und später die Vasallen ihre kriegerische Ausrüstung für die Dauer ihres Dienstes aus der Hand des Herrn empfingen.

Bei Unmündigkeit des Lehnserben trat nach deutschem Lehnrecht das sogenannte Angefällerecht des Lehnsherrn ein, kraft dessen dieser die Nutzungen des Lehns und die Lehnsvormundschaft für die Dauer der Unmündigkeit des Erben nach Wahl selbst ausüben, oder dem Allodialvormunde, falls dieser sein Vasall war, übertragen konnte, während die Lehnserneuerung und die Lehnsdienste suspendirt blieben. Eine weitere Entwickelung führte dann dahin, daß der Herr dem Allodialvormunde, wenn dieser zugleich sein Vasall war, die Lehnsvormundschaft (und zwar als tutela usufructuaria) übertragen mußte, wofür der Vormund verpflichtet war, die Lehnserneuerung zu seinen Handen zu bewirken und die Lehnsdienste zu leisten; stand der Allodialvormund nicht im

Lehnsbande, so konnte der Herr die Lehnsvormundschaft selbst behalten oder einem seiner Mannen übertragen. Mit Eintritt der Mündigkeit nahm die Lehnsvormundschaft von selbst ihr Ende, doch pflegte der junge Lehnsmann bis zum Eintritt der Volljährigkeit für seine Vertretung im Lehnsgericht einen seiner Mitvasallen als Treuhänder zu bestellen. Als im Laufe des Mittelalters die nießbräuchliche Vormundschaft außer Uebung kam und der Vormund allgemein auf die Vermögensverwaltung und gerichtliche Vertretung beschränkt wurde, machte sich diese Umbildung auch bei der Lehnsvormundschaft geltend. Dieselbe wurde seitdem regelmäßig bis zur Volljährigkeit des Vasallen fortgesetzt und fast immer mit der Allodialvormundschaft verbunden, nur daß der Vormund, wenn er nicht ebenfalls Vasall war, einer besonderen Belehnung zu treuer Hand als Lehnsträger bedurfte. Dem lombardischen Lehnrecht war eine besondere Lehnsvormundschaft von Anfang an unbekannt.

Nach dem Vorbilde des Angefällerechts nahm die Krone, nachdem unter den Einwirkungen des Wormser Concordats von 1122 auch die geistlichen Fürsten unter das Reichslehnrecht gestellt waren, die sämmtlichen Einkünfte der geistlichen Fürstenthümer oder Scepterlehen während der Sedisvacanz für sich in Anspruch. Von der Kirche lebhaft bekämpft, wurde dies sogenannte Regalienrecht, das zuerst unter Friedrich I. zu voller Geltung gekommen war, seit Friedrich II. auf die Erträge aus den eigentlichen Hoheitsrechten (Münze, Zoll, Gerichtsbarkeit u. dgl. m.), im Gegensatze zu den Einkünften aus den Kirchengütern, beschränkt, während zugleich die Ausdehnung auf das Mobiliarvermögen der verstorbenen Fürsten, das sogenannte Spolienrecht, von Friedrich II. ganz aufgegeben wurde.

Mit dem unbeerbten Tode des Lehnsmannes, wenn weder ein Gedinge noch eine Afterleihe vorhanden war, trat der Heimfall des Lehns an den Herrn ein, das Lehn »wurde dem Herrn ledig«. Gänzlicher Verzicht des Mannes auf den Heerschild durch Eintritt in den geistlichen Stand galt dem Tode gleich. Ein Kündigungsrecht des Herrn gegenüber dem Manne bestand nicht. Dagegen konnte der Mann dem Herrn jederzeit kündigen, entweder durch Rückgabe des Lehns (refutatio), wodurch das Treuverhältniß und die Dienstpflicht von selbst aufgehoben wurden, oder durch Auffagung der Treue, wodurch für den Mann bei Strafe des Treubruchs die Verpflichtung zur Rückgabe des Lehns entstand. Hatte der Mann sich einer schweren Treulosigkeit gegen den Herrn schuldig gemacht, so konnte dieser ihm durch Privationsklage vor dem Lehnsgerichte wegen Felonie das Lehn abfordern. Als Beispiele der Felonie führen die lombardischen Lehnrechtsquellen besonders die Enterbungsgründe und die Widerrufsgründe bei Schenkungen nach dem römischen Rechte an. Verweigerung der Lehnsdienste, bösliche Veräußerung des Lehns hinter dem Rücken des Herrn und böswliche Unterlassung der Muthung im Herrn- oder Mannsfall stand der Felonie gleich. Durch die Privation wegen Felonie verlor der Vasall sammt seiner Descendenz das Lehn an den Herrn, der dasselbe erst wieder herauszugeben hatte, wenn der Successionsfall für die nächste Seitenlinie eintrat. Hatte sich der Lehnsmann nicht unmittelbar gegen den Herrn vergangen, aber durch eine sonstige Handlung ehrlos und seines Lehns unwürdig gemacht, so konnte ihm und seinen Descendenten das Lehn wegen Quasi-Felonie ebenfalls abgesprochen werden. Während das deutsche Lehnrecht diesen Fall ebenso wie den der Felonie behandelte, ließ das lombardische Lehnrecht bei bloßer Quasi-Felonie das Lehn nicht an den Herrn zurückkehren, sondern sofort auf die nächste Seitenlinie übergehen. Schon gegen Ende des 13. Jahrh. machte sich aber bei Felonie wie Quasi-Felonie allgemein eine mildere Praxis geltend, die das Lehn überhaupt nur dem Schuldigen entzog und die Sache den Descendenten gegenüber so behandelte, als wenn jener gestorben wäre.

Wenn der Lehnsherr sich einer groben Pflichtverletzung gegen den Mann schuldig machte, indem er diesem unberechtigterweise das Lehn entzog oder kündigte oder einen Treubruch oder eine Rechtsverweigerung gegen ihn beging, so konnte der Mann, falls kein Oberlehnsherr vorhanden war, das Lehn ohne jede weitere Verpflichtung gegen den Herrn behalten und auf seine Lehnsfolger vererben, dem Herrn blieb aber das Recht auf den Heimfall gewahrt. War ein Oberlehnsherr vorhanden, so schied der schuldige Unterlehnsherr völlig aus und sein bisheriger Vasall trat unmittelbar mit dem Oberlehnsherrn in Verbindung, falls dieser es nicht vorzog, einem neuen Unterlehnsherrn die Investitur zu ertheilen. Hatte der Lehnsmann bei Herrn- oder Mannsfall rechtzeitig die Muthung um Lehnserneuerung eingereicht, die Belehnung aber nicht erhalten, so blieb er ohne Belehnung und ohne Lehnspflicht im Besitze des Lehns, bis der Herr das Versäumte nachholte.

Durch die Reception des lombardischen Lehnrechts (der Libri Feudorum) im Laufe des 16. Jahrh. wurde das deutsche Lehnswesen nicht unerheblich verändert, indem die Bestimmungen des lombardischen Lehnrechts gegenüber den vielfach sehr lückenhaften einheimischen Lehnrechtsquellen und Lehnsgebräuchen zu subsidiärer Geltung gelangten. Von erheblich größerer Bedeutung für das Lehnswesen war aber die Veränderung der Heeresverfassung, die mehr und mehr zunehmende Lockerung des Reichsverbandes und die Entwickelung des Staatsgedankens in den deutschen Territorien.

Auf dem Gebiete der Heeresverfassung trat seit dem 15. Jahrh. eine radicale Aenderung ein. Die Niederlagen der burgundischen und habsburgischen Ritter gegen die Landesmilizen der Eidgenossenschaft, die Siege der englischen Bogenschützen und vlämischen Bürgerheere über die Blüte des französischen Adels, endlich die Katastrophe, die den Deutschen Orden ereilte, alle diese Thatsachen hoben das Vertrauen auf die Feudalmiliz, auf die Unbesiegbarkeit der Ritterheere, vollständig auf, sodaß es in Deutschland nicht erst der furchtbaren Schläge der Hussitenkriege bedurfte, um dem Reiche zum Bewußtsein zu bringen, daß das Reichsheer nothwendig auf neue Grundlagen gestellt werden mußte. Unmittelbare Vasallendienste kamen seitdem, zumal unter dem Einflusse,

den die Einführung der Feuerwaffe übte, kaum noch vor. An die Stelle der ritterlichen Heeresfolge trat eine den Vasallen nach Verhältniß ihrer Leistungspflicht von ihren Herren auferlegte Kriegssteuer in Gestalt der Ritterpferdsgelder. Das Reichsheer des 15. Jahrh. war aus einer Feudalmiliz zu einem Söldnerheere geworden, an die Stelle der Naturalbesoldung durch ein Lehn war, der jetzt zur Herrschaft gelangten Kapitalswirthschaft entsprechend, die Besoldung in Gelde getreten, an die Stelle der Feudalritter traten die «Soldaten». So lange man sich auf die Anwerbung der erforderlichen Truppen für den Kriegsfall beschränkte, konnten die Ritterpferdsgelder der Vasallen in zweckentsprechender Weise verwendet werden; seit man aber in einzelnen Staaten zu der Bildung stehender Heere überging, konnten solche nur für den Kriegsfall berechneten außerordentlichen Abgaben nicht mehr genügen. In Preußen wurde es seit Friedrich Wilhelm I. dem Adel als solchem, ganz unabhängig von seinem Lehnsbesitz, zur unbedingten Standespflicht gemacht, sich dem Dienste im Offiziercorps nicht ohne die zwingendsten Gründe zu entziehen. Die lehnsherrlichen Rechte des Königs aber wurden im ganzen preußischen Staate (mit Ausnahme von Vorpommern) durch einen von den Rittergütern übernommenen festen Grundzins endgültig abgelöst. Die Successionsrechte der Agnaten blieben dabei unberührt.

Die Ausbildung der Landeshoheit in den einzelnen Territorien hatte dem Lehnswesen sehr viel von seiner ursprünglichen Bedeutung für das öffentliche Recht des Reiches entzogen. Dies zeigte sich schon im 14. Jahrh. in dem Verfall der Heerschildsordnung. Man sah nur noch auf den materiellen Gewinn, den das Lehn brachte, und weniger auf die damit verbundene vasallitische Unterordnung, man trug kein Bedenken mehr, von Standesgenossen und selbst von Untergenossen ein Lehn anzunehmen. In den letzten Jahrhunderten des Reiches hatte der Reichslehnsverband nur noch eine formelle Bedeutung, was besonders charakteristisch in dem Umstande hervortritt, daß die Fürsten fast nie mehr persönlich, sondern nur noch durch Bevollmächtigte ihre Belehnung empfingen und dem Kaiser den Lehnseid leisteten. Innerhalb der Territorien aber erstarkte das landesherrliche Regiment mehr und mehr zu einer wahren Staatsgewalt. Die nothwendige Consequenz davon war die Verdrängung der Feudalverfassung durch die Ausbildung einer den modernen Begriffen entsprechenden Beamtenverfassung. Das öffentliche Beamtenthum war ebenso wenig wie das Söldnerheer mit dem Lehnswesen vereinbar, und so hörte das letztere mehr und mehr auf, die Grundlage des Staatswesens zu bilden. Aus einem Institut des öffentlichen Rechts war es zu einem privatrechtlichen Verhältniß herabgesunken, dessen Bedeutung für das öffentliche Recht sich schließlich auf das Privatfürstenrecht beschränkte.

In Frankreich war es eins der ersten Ergebnisse der großen Revolution, daß die Nationalversammlung die Aufhebung des gesammten Régime féodal decretirte. Soweit die französische Gesetzgebung in Deutschland zur Geltung gelangte, kam damit auch hier das ganze Lehnswesen in Abgang. Dazu kam die Rheinbundsacte, durch die alle lehnsherrlichen Rechte der einzelnen Rheinbundsfürsten in den Ländern der übrigen aufgehoben wurden; die sogenannten feuda extra curtem (Außenlehen) wurden damit innerhalb des Rheinbundes beseitigt. Durch die Auflösung des Deutschen Reiches wurden die Fürsten, soweit sie nicht mediatisirt waren, aus Vasallen des Reiches zu unabhängigen Trägern der vollen Staatsgewalt. Die den Mediatisirten verbliebenen Standesherrschaften wurden theils allodial, theils blieben sie als lehnbare Standesherrschaften oder «Thronlehen» im territorialen Lehnsverbande. Für diese und andere Thronlehen, die den regierenden Fürsten zur Verleihung als Dotationslehen zur Verfügung geblieben sind, besteht das Lehnsband noch heute allgemein in alter Weise zu Recht. Im übrigen hat die deutsche Landesgesetzgebung im Laufe unseres Jahrhunderts mit dem Lehnswesen fast allgemein aufgeräumt, wenn auch nicht in der gewaltsamen Weise Frankreichs. Zunächst begnügte man sich meistens damit, die lehnsherrlichen Rechte gesetzlich aufzuheben und die bisherigen Vasallen für Eigenthümer zu erklären, die Successionsordnung und die sogenannten «agnatischen Rechte» aber unberührt zu lassen. Dies war namentlich der Weg, den die preußische Gesetzgebung von 1850 einschlug; erst in den beiden letzten Jahrzehnten ist innerhalb der einzelnen preußischen Provinzen die völlige Allodificirung der Lehen in der Weise angebahnt worden, daß die noch im agnatischen Verbande stehenden Lehen entweder in Familienfideicommisse umgewandelt oder durch Ablösung der Agnaten völlig allodificirt werden.

Der gegenwärtige Zustand des Lehnswesens in Deutschland ist demnach folgender. In einzelnen wenigen Ländern, wie in Mecklenburg, ist dasselbe noch intact geblieben, in den übrigen besteht es unverändert nur noch für die Thronlehen und andere landesherrliche Dotations- oder Gnadenlehen, auch die Kronämter werden vielfach noch zu Lehnrecht verliehen. Alle andern Lehen sind entweder völlig allodificirt oder doch von der Lehnsherrlichkeit befreit, sodaß sie nur noch den agnatischen Rechten unterliegen. Für das öffentliche Recht hat das Lehnrecht eine praktische Bedeutung nur noch bei Thronfolgefragen, die, soweit nicht besondere hausgesetzliche Normen vorliegen, nach dem alten Reichslehnsrecht beurtheilt werden müssen. *(R. Schröder.)*

LEHRBERG (August, eigentl. Aron Christian), russischer Historiker, wurde am 7./18. Aug. 1770 in Dorpat geboren, besuchte das Gymnasium daselbst, studirte in Jena zuerst Theologie, dann, durch Schiller's Vorträge begeistert, Geschichte, begab sich darauf nach Göttingen, dann nach England und kehrte 1794 in die Heimat zurück. Im Jan. 1807 reichte er der Petersburger Akademie seine Schrift ein: «Ueber die geographische Lage der chasarischen Festung Sarkel und der in den russischen Jahrbüchern genannten Bjelaweshe.» Die Arbeit erhielt den Beifall der Akademie und er wurde im März 1807 zum Adjuncten ernannt. In dieser Abhandlung hatte Lehrberg genau den Wohnsitz der seit

der Völkerwanderung bekannten «Chasaren» bestimmt. Unter den Akademikern schloß Lehrberg sich besonders Ph. Krug und F. G. Parrot an und verdankte der Fürsorge des Reichskanzlers Grafen Rumänzoff, daß diese wie die folgenden Arbeiten über die ältere Geschichte des Zarenreichs auch den Russen durch Uebersetzungen bekannt wurden. Zu diesen Arbeiten gehören unter anderm die Abhandlungen: über «Die Fürsten Wolodimir Andrejewitsch und Wolodimir Mstißlawitsch; ein kritischer Beitrag zur Verbesserung unserer Jahrbücher» (im März 1808 der Akademie eingeliefert); «Beschreibung des untern Dnjeprs und seiner Wasserfälle, zur Erläuterung der ältesten Nachrichten von denselben» (im November 1808 eingereicht). Infolge seiner Forschung «Ueber die geographische Lage und die Geschichte des im Russisch-Kaiserlichen Titel genannten Jugrischen Landes» wurde er am 7. Febr. 1810 außerordentlicher Akademiker und Hofrath. Seit der Gründung der Philanthropischen Gesellschaft in St.-Petersburg (1803) war Lehrberg eins der thätigsten Mitglieder der gelehrten Section derselben zu einer besseren Organisation des Armenwesens. Er lieferte ihr einige vortreffliche Arbeiten, die vorzüglich die englischen Hülfsanstalten kritisch beleuchteten, obgleich er bereits seit 1800 an der Gicht litt, welche von Jahr zu Jahr trotz aller ärztlichen Hülfe immer mehr zunahm. Nachdem seine Arbeit: «Ueber den Crive oder den nordischen Papst» in den «Sammlungen der Kurl. Gesellsch. f. Literatur und Kunst» (Bd. I, S. 137—55) erschienen war, machte er sich, trotz seiner zunehmenden Gicht, an sein werthvollstes Werk: «Ueber die Wohnsitze der Jemen; ein Beitrag zur Geschichte Neu Finlands». Dieser interessanten Forschung folgte im März 1813 seine letzte Arbeit: «Ueber eine alte Nowgorodisch-Gotländische Urkunde, und den, in derselben genannten Borchramus». Der Reichskanzler Graf Rumänzoff interessirte sich für Lehrberg besonders deshalb, weil er selbst auf demselben Gebiete der älteren Geschichte Rußlands forschte. Als Lehrberg am 24. Juli (6. Aug.) 1813 in St.-Petersburg seinen Gichtleiden erlag, kaufte Rumänzoff nicht nur die Bibliothek der Witwe ab, sondern es gingen auch Lehrberg's unvollendete Arbeiten in seinen Besitz über. Vgl. J. G. Parrot's biographische Notizen über Lehrberg in seinen gesammelten «Untersuchungen zur Erläuterung der älteren Geschichte Rußlands», herausgegeben von Ph. Krug (St.-Petersburg 1816). *(P. Th. Falck.)*

Lehrgedicht, s. Didaktische Poesie.

LEHRTE, Kirchdorf im Kreise Celle, Regierungsbezirk Lüneburg der preußischen Provinz Hannover, mit (1881) 2854 Einwohnern, hat Zucker-, Thonwaaren-, Kunstdünger- und Schwefelsäurefabriken, Wollspinnerei und Ziegeleien. Wichtig ist der Ort als Knotenpunkt der Preußischen Staatsbahn, indem hier die Linien Berlin-Lehrte, Hamburg-Lehrte-Hannover, Lehrte-Braunschweig und Lehrte-Hildesheim-Nordstemmen zusammentreffen und ein schnelles Aufblühen der Industrie in der fruchtbaren Landschaft der «Großen Freie» befördern.
(E. Kaufmann.)

Ende des zweiundvierzigsten Theiles der zweiten Section.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Allgemeine

Encyklopädie

der

Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Zweite Section.

H—N.

Herausgegeben von

August Leskien.

Dreiundvierzigster Theil.

LEIBEIGENSCHAFT—LIGATUR.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1889.

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Zweite Section.

H—N.

Dreiundvierzigster Theil.

LEIBEIGENSCHAFT — LIGATUR.

LEIBEIGENSCHAFT.

LEIBEIGENSCHAFT oder Leibeigenthum, Grundhörigkeit, ist die Bezeichnung für einen dem frühern germanischen und slawischen Rechtsleben eigenthümlichen Zustand geminderter Freiheit. Im allgemeinen charakterisirt sich die Leibeigenschaft als ein Standesverhältniß mit der Eigenthümlichkeit, daß die Standesgenossen als die Zubehörungen gewisser ländlicher Grundbesitzungen erscheinen und somit zu der Gutsherrschaft in einem Abhängigkeits- und Unterthänigkeitsverhältnisse stehen. Auf der andern Seite involvirt die Leibeigenschaft keine totale Unfreiheit des Leibeigenen, wie bei der eigentlichen Sklaverei, und eben hierin liegt der Unterschied zwischen dem Sklaven, der als bloße Sache, und dem Leibeigenen, der nur als im Zustande geminderter Rechtsfähigkeit befindlich erscheint.

Die historische Entwickelung dieses Rechtsinstituts, welches erst in diesem Jahrhundert gänzlich beseitigt wurde, und dessen Spuren noch bis in die Gegenwart verfolgbar sind, ist in Deutschland im wesentlichen folgende gewesen. Schon in den ältesten Zeiten finden wir bei den germanischen Völkerschaften den Unterschied zwischen Freien und Unfreien ausgeprägt. Bereits Tacitus berichtet in seiner »Germania« von den letztern, welche er servi (Sklaven) nennt und die nach seiner Darstellung allerdings völlig rechtlos waren, deren Behandlung aber immerhin in der Regel eine humane gewesen zu sein scheint. Die hauptsächlichsten Entstehungsgründe dieser Unfreiheit waren jedenfalls Kriegsgefangenschaft und Unterjochung und daneben, wie Tacitus erzählt, freiwillige Ergebung infolge des Spiels. Wie sich aber später in der Fränkischen Monarchie unter den Freien verschiedene Stände entwickelten, so finden wir auch schon zur Zeit der Merovinger unter den Unfreien verschiedene Abstufungen vor. Freilich sind hier die Grenzlinien nicht mit voller Schärfe gezogen, denn die Volksrechte der verschiedenen Stämme zeigen in dieser Hinsicht keine völlig gleichförmige Entwickelung, und selbst der Sprachgebrauch erscheint in Beziehung auf die verschiedenen Arten der Unfreiheit keineswegs als feststehend. Gleichwol lassen sich im allgemeinen drei Klassen der Unfreien unterscheiden, nämlich die eigentlichen Unfreien, dann die zins- und dienstpflichtigen Leute und endlich die sogenannten Ministerialen. Die vollständige Unfreiheit, welche nach den Volksrechten durch die Abstammung von unfreien Aeltern, durch Verheirathung mit einer Unfreien und durch die gerichtliche Ueberweisung insolventer Schuldner oder Verbrecher an die Gläubiger oder an die Verletzten, endlich aber auch durch freiwillige Unterwerfung unter die Schutzgewalt eines Gutsherrn, um in dessen Hofverband einzutreten, begründet wurde, ließ die zu dieser Klasse Gehörigen (mancipia, servi, ancillae) zunächst zwar als völlig rechtlos und lediglich als Sache erscheinen. Unter dem Einflusse des Christenthums verbesserte sich jedoch die Lage derselben; man gestand ihnen nach und nach gewisse Rechte zu, durch welche sie namentlich gegen Willkürlichkeiten des Gutsherrn geschützt wurden, verbot ihren Verkauf über die Grenzen des Reichs hinaus und bestrafte die willkürliche Tödtung derselben, und so verschmolz denn allmählich diese unterste Klasse der Unfreien mit der höher stehenden der zins- und dienstpflichtigen oder hörigen Leute (homines pertinentes). Letztere wurden bei den Alemannen, Franken, Friesen und Sachsen Leti, Liti, Lidi, bei den Sachsen auch Lassi, Lazzi, Lati, und bei den Longobarden Aldier (Aldiones) genannt. Die günstigere Stellung dieser Klasse, deren Entstehung vermuthlich auf die Unterwerfung der einheimischen Landbevölkerung durch die fremden einwandernden Stämme zurückzuführen ist, zeigt sich deutlich in dem höheren Wergelde des Liten, welches bei den Franken die Hälfte des Wergeldes eines Freien betrug, während das Wergeld des Unfreien höchstens den Betrag des halben Wergeldes des Liten erreichte. Die Zahl der Angehörigen dieses Standes, welche zuweilen wol sogar der untersten Klasse der Freien beigezählt wurden, war in der Fränkischen Monarchie eine sehr bedeutende, namentlich infolge der erhöhten Machtstellung der geistlichen und weltlichen Grotzen, unter deren Schutz sich zudem viele freiwillig begaben, um auf diese Weise auf den Gütern derselben seßhaft zu werden. Das Verhältniß dieser Grundherren zu ihren Hörigen war nämlich kein Eigenthumsverhältniß, sondern das einer Schutzgewalt (mundium) und legte den Gutsunterthanen außer

der Verpflichtung zu gewissen Dienstleistungen besonders bestimmte Naturalabgaben an die Gutsherrschaft auf, welch letztere wiederum den Liten zu schützen und namentlich vor Gericht zu vertreten hatte. Zu diesen beiden Klassen der Unfreien, welche nach und nach zu einer einzigen verschmolzen, kam nun noch ein drittes Verhältniß der Abhängigkeit und Freiheitsbeschränkung, nämlich die sogenannte Ministerialität hinzu. Ministerialen oder Dienstmannen hießen ursprünglich die zur persönlichen Dienstleistung bei den geistlichen und weltlichen Großen berufenen Personen. Auch die Freiheit dieser war anfänglich eine geminderte; doch stieg mit ihrer Verwendung zu Kriegs- und Hofdiensten auch ihr Ansehen, sodaß sie bald den eigentlichen Lehnsmannen oder Vasallen der Großen gleichgeachtet wurden. Mit der Zeit trat für sie ein besonderes Recht der ritterlichen Dienstleute (ius ministeriale) ins Leben, und so entwickelte sich aus ihnen der Ritterstand. Schon zu Anfang des 13. Jahrh. aber war das Bewußtsein von der ursprünglichen Unfreiheit dieser Standesgenossen so sehr geschwunden, daß man bereits anfing, die Ministerialen dem niedern Adel beizuzählen. Und so findet sich denn seit dem 13. Jahrh., namentlich in den sogenannten mittelalterlichen Rechtsbüchern, nur noch eine Klasse von Unfreien, welche eigene Leute (Dienstleute, Hörige, scaramanni, scararii, Kurmedige, Wachszinsige, Köter, Kossäten, Sonnenkinder, auch wol Lassen, Laten, Erbuntertha̋nige) genannt wurden. Der Zustand dieser Unfreiheit hieß Eigenschaft, wofür dann später der Ausdruck Leibeigenschaft aufkam, obgleich sich dieses Verhältniß wesentlich als eine Gutshörigkeit charakterisirte. Die Leibeigenen erscheinen nämlich als die Hintersassen ihres Gutsherrn, werden auch als solche bezeichnet und standen wie das Gut selbst, zu welchem sie gehörten, in der Gewere (d. i. im Besitze) des Gutsherrn, welcher den ihm eigenen Mann mittels gerichtlicher Klage (sogenanntes Besatzungsrecht) in Anspruch nehmen konnte. Das Abhängigkeitsverhältniß der Hörigen zeigte sich aber auch namentlich darin, daß der Herr, wenn schon nicht, wie ehemals, den ganzen Nachlaß des Leibeigenen, so doch einen gewissen Theil desselben, namentlich die besten Viehstücke u. dgl. (Besthaupt, Mortuarium, Sterbfall, Buttheil), für sich beanspruchen konnte. Ferner mußten unfreie Frauenspersonen bei ihrer Verheirathung eine gewisse Abgabe (Bumede, Bauzins, Nagelgeld, Schürzenzins, maritagium) entrichten, und der Leibeigene bedurfte zu seiner Verheirathung der Erlaubniß des Gutsherrn. Außerdem war es aber eine ganze Reihe von Zinsen und Abgaben, welche die Leibeigenen von den Höfen, die ihnen der Gutsherr regelmäßig in eine Art Erbpacht gegeben hatte, entrichten mußten. Namentlich waren Zehnten, Gülten und Grundzinsen abzugeben, außerdem Herdgelder, Gartenhühner, Rauchhühner, Osterei, Pfingstlämmer, Martinsgänse und Fastnachtshühner zu präsiren, auch Zinskorn, Wachszins und Honigzins zu liefern. Hierzu kamen aber noch zahlreiche persönliche Dienstleistungen, die sogenannten Frohn- und Herrendienste, sodaß das Los der Leibeigenen in der That ein sehr hartes war. (S. Artikel Bauer, historisch und rechtlich). Erst zu Ende des vorigen und zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts gewann die fortschreitende Humanität so viel Einfluß auf die Gesetzgebung, daß die Aufhebung der Leibeigenschaft, welche zugleich im Interesse des Volkswohlstandes, der Entwickelung der Steuer- und Wehrkraft des Landes und der Zunahme der Bevölkerung als dringend geboten erschien, in Deutschland allenthalben durchgeführt wurde. Zwar hatten sich schon zu Anfang des 18. Jahrh. einzelne Versuche zur Aufhebung der Leibeigenschaft gezeigt, z. B. in der preußischen Dorfordnung von 1702 für die königlichen Domänen; aber erst Kaiser Joseph II. von Oesterreich war es, welcher die Leibeigenschaft vollständig aufhob, und zwar 1781 für Böhmen und Mähren, 1782 für die deutschen Erblande. Auch das preußische Landrecht von 1794 bezeichnete die Leibeigenschaft als unzulässig; aber erst durch Gesetz vom 9. Oct. 1809 erfolgte die gänzliche Aufhebung derselben für die preußische Monarchie, ebenso in Würtemberg durch Gesetz vom 18. Nov. 1817, und für Baiern durch die Verfassungsurkunde vom 26. Mai 1818, sodaß dann auch die übrigen deutschen Staaten, in denen das Institut der Leibeigenschaft noch bestand, nicht mehr zurückbleiben konnten. Außerdem wurde aber die Lage der ehemals Leibeigenen durch die von der modernen Gesetzgebung proclamirte Ablösbarkeit der Grundlasten sowie dadurch wesentlich erleichtert, daß die ehemaligen bäuerlichen Nutzungsrechte nach und nach in volles Eigenthum umgewandelt wurden, sodaß heutzutage nur noch wenige Ueberbleibsel der alten Feudallasten als letzte Spuren der vormaligen Leibeigenschaft vorhanden sind. Vgl. übrigens auch den Art. Hörige. — Ueber die Leibeigenschaft in Rußland s. Russland (Geschichte).

Vgl. Kindlinger, «Die Geschichte der Hörigkeit, insbesondere der sogenannten Leibeigenschaft» (Berlin 1819); Sugenheim, «Geschichte der Aufhebung der Leibeigenschaft und der Hörigkeit in Europa bis um die Mitte des 19. Jahrh.» (Petersburg 1861).

(Albrecht Just.)

Leibgedinge, s. Leibzuchtvertrag.

LEIBNIZ (Gottfried Wilhelm, Freiherr von), deutscher Philosoph und vielseitiger Gelehrter, wurde am 21. Juni (1. Juli) 1646 in Leipzig als Sohn des Professors Friedrich Leibniz (der frühere Familienname war Lubeniez) geboren, welcher, ursprünglich Jurist, seit 1640 auch den Lehrstuhl der Moralphilosophie an der Universität inne hatte, aber bereits 1652 starb.[1]) Mit großer

1) Hauptquellen für die Biographie von Leibniz sind außer seinen eigenen Schriften: J. G. v. Eckard «Leibniz' Secretär», «Lebenslauf des Herrn von Leibniz» in Murr's «Journal zur Kunstgeschichte und allgem. Literatur», Bd. 7 (Nürnberg 1779), eine Darstellung, welche, vorher handschriftlich bekannt, den meisten bald nach Leibniz' Tode erschienenen Nekrologen zu Grunde lag, so dem von Chr. Wolff in den «Acta Eruditorum» 1717 und dem in der pariser Akademie gelesenen Elege von Fontenelle; K. G. Ludovici, «Ausführlicher Entwurf einer vollständigen Historie der Leibniz'schen Philosophie» (Leipzig 1737); ferner: G. E. Guhrauer, «G. W. Freiherr von Leibniz» (2 Bde., Breslau 1842);

Lernbegier und Findigkeit arbeitete Gottfried Wilhelm Leibniz sich früh in die mannichfachsten wissenschaftlichen Gegenstände, besonders aber in die großen Systeme der Philosophie ein[2]), sodaß er schon in seinem 15. Jahre über den Gegensatz teleologischer und mechanistischer Weltanschauung grübelte.[3]) Auf der Universität, an die er um dieselbe Zeit (1661) von der Nikolaischule aus überging, wählte er die Jurisprudenz als Fachwissenschaft, ohne jedoch seiner Neigung für die philosophischen Studien zu entsagen, in denen er namentlich an Jakob Thomasius (dem Vater des bekannten Christian Thomasius) einen kenntnißreichen Förderer fand, während ihn Adam Scherzer in die Scholastik einführte. Nach Absolvirung des philosophischen Cursus erwarb Leibniz das Baccalaureat im Frühjahr 1663 mit der Abhandlung «De principio individui».[4]) Darauf führte ihn sein Wunsch, sich in der Mathematik weiter zu vervollkommnen, als es in Leipzig möglich war, für das Sommersemester 1663 an die Universität Jena, wo Erhard Weigel[5]) lehrte, ein bedeutender Mathematiker, der sich auch um die Einführung der mathematischen Methode in die Philosophie (nach cartesianischem Grundgedanken) und besonders in die Rechtsphilosophie verdient gemacht und in dieser Hinsicht stark auf Leibniz eingewirkt hat. Nach Leipzig zurückgekehrt, wo er bald darauf den Tod seiner Mutter zu beklagen hatte, vertiefte Leibniz sich wieder mehr in die juristischen Specialstudien; ihnen entnahm er auch das Thema für die Abhandlung, auf die er zu Ende 1664 Magister der Philosophie wurde: «Specimen difficultatis in jure, seu Quaestionis philosophicae amoeniores ex jure collectae». Obwol er dann in den nächsten Jahren nicht nur in der philosophischen Facultät pro loco eine «Disputatio arithmetica de complexionibus»[6]), sondern auch in der Juristenfacultät unter dem Vorsitze des Professor Schwerdendorffer zwei Abhandlungen «De conditionibus» vertheidigt hatte, wurde seine Bewerbung um die juristische Doctorwürde, angeblich wegen seines zu jugendlichen Alters, zurückgewiesen. Leibniz verließ darauf seine Vaterstadt, in die er nie dauernd zurückgekehrt ist und begab sich auf die nürnbergische Universität Altdorf, wo er noch im November 1666 mit einer Schrift «De casibus perplexis in jure»[7]) promovirte. Um dieselbe Zeit entstand seine «Methodus nova docendae discendaeque jurisprudentiae», welche er zu Ende 1667 zu Frankfurt a. M. anonym mit einer Widmung an den Kurfürsten von Mainz herausgab.

In Altdorf blieb Leibniz, obwol er die Anträge auf Eintritt in ein dortiges Lehramt ablehnte, noch einige Zeit und befriedigte seine Neugierde durch Eintritt in die nürnbergische Gesellschaft der Rosenkreuzer, die ihn sogleich zu ihrem Secretär machte. Dann aber lernte er in Nürnberg den Freiherrn Joh. Christ. von Boyneburg kennen, den ehemaligen Minister des bedeutenden mainzer Kurfürsten Joh. Philipp von Schönborn. Der vielseitig gebildete, feinsinnige und urtheilsvolle Staatsmann veranlaßte den jungen Gelehrten, zu ihm (1667) nach Frankfurt zu übersiedeln und vermittelte bald seinen Eintritt in den kurmainzischen Dienst, in welchem Leibniz 1670 Rath im Oberrevisionscollegium, dem höchsten Tribunale des Kurfürstenthums, wurde. Seine vielgeschäftige Thätigkeit stand dabei zum großen Theil mit im persönlichen Dienste Boyneburg's, dem er z. B. auch seine Bibliothek ordnete und katalogisirte und dessen politische Thätigkeit er mit seiner Feder unterstützte. So schrieb er bei Gelegenheit der Gesandtschaftsreise, welche Boyneburg 1669 nach Warschau zu machen hatte, um die Wahl des Pfalzgrafen Philipp Wilhelm von Neuburg zum polnischen König zu betreiben, sein «Specimen demonstrationum politicarum pro rege Polonorum eligendo» unter dem Pseudonym Georg Ulicovius Lithuanus (Wilna 1669). In der schwierigen und verwickelten politischen Situation dieser Jahre[8]) verfolgte Leibniz, wie sein Gönner Boyneburg, in erster Linie den Gedanken, den Gleichgewichtszustand Europas, wie er durch den Westfälischen Frieden hergestellt war, aufrecht zu erhalten, damit Deutschland nicht noch einmal der Schauplatz eines verheerenden Weltkriegs werde; das Reich müsse jeder Gefahr eines Kriegs vorbeugen, da es derselben nicht gewachsen sei. Zu dem Heldenmuthe, mit welchem der Große Kurfürst von Brandenburg für deutsches Recht gegen den Erbfeind schon damals auftrat, vermochte sich diese Cabinetspolitik des geistlichen Kurfürsten nicht aufzuschwingen; aber im Hintergrunde dieser nächsten Politik steht auch hier das Ideal einer festeren Vereinigung und politischen Erstarkung des Deutschen Reiches und die Hoffnung, durch eine engere Verknüpfung der deutschen Staaten, die nur zunächst aus Klugheitsrücksichten nicht gegen Frankreich gerichtet scheinen müsse, der räuberischen Politik des Nachbars, Ludwig's XIV., die sich 1670 durch die Annexion von Lothringen demaskirte, energisch entgegentreten zu können. Diese Gedanken legte Leibniz nieder in seinem 1670 in zwei Theilen im August und im November geschriebenen «Bedenken, welchergestalt securitas publica interna et externa und status praesens jetzigen Umständen nach im Reiche

---

Kuno Fischer, «Geschichte der neueren Philosophie», Bd. 2 (2. Aufl., Heidelberg 1867); Artikel Leibniz von K. Prantl in der «Allgemeinen deutschen Biographie». — Uebersicht über die Literatur bei Gubrauer und besonders auch bei Ueberweg-Heintze, «Grundriß der Geschichte der Philosophie», Bd. 3 (7. Aufl., Berlin 1888), S. 143. Vgl. auch E. Pfleiderer, «Leibniz als Patriot, Staatsmann und Bildungsträger» (Leipzig 1870).

2) Die Geschichte seines autodidaktischen Lesens und Lernens hat Leibniz selbst theils in seiner «Vita a se ipso breviter delineata», theils in der Skizze «In specimina Pacidii introductio historica» geschildert; über seine Beschäftigung mit der Logik vgl. auch das Schreiben an Gabr. Wagner über den Nutzen der Vernunftkunst. 3) Vgl. Brief an Remond de Montmort (Erdmann'sche Ausgabe, 702a). 4) Neu herausgegeben mit kritischer Einleitung von G. E. Gubrauer (Berlin 1837). 5) Vgl. F. Bartholomäi in der «Zeitschrift für exacte Philosophie», IX (1871), S. 250 fg. 6) In erweiterter Form unter dem Titel «De arte combinatoria» (Leipzig 1666) herausgegeben.

7) Aufgenommen unter die «Specimina juris» (1672). 8) Vgl. darüber besonders noch G. E. Gubrauer, «Kurmainz in der Epoche von 1672» (2 Bde., Berlin 1839).

auf festen Fuß zu stellen»[9]), einer Denkschrift von weit vorgreifender politischer Intelligenz und ein Denkmal edeln und einsichtigen Patriotismus.

Auch auf die kirchenpolitischen Interessen Boyneburg's ging Leibniz ein. Das Ideal der Reichseinheit führte beide Männer auf den Gedanken einer Ausgleichung des confessionellen Gegensatzes, der die politische Erbkrankheit der neueren deutschen Geschichte bildet. Boyneburg, der von der lutherischen zur römischen Confession übergetreten war, mußte ein solches Bestreben besonders nahe liegen: gegenüber der naturalistischen Philosophie und der Ausbreitung eines so radicalen Rationalismus, wie ihn die Socinianer vertraten, schien es Aufgabe der Kirchen, sich gegen die gemeinsamen Feinde zu einem einheitlichen Christenthum zusammenzuschließen. In diesem Sinne verfaßte Leibniz die «Confessio naturae contra atheistas»[10]) (1668) und die «Defensio trinitatis per nova reperta logica contra epistolam Ariani» (1669).[11]) Zugleich regte Boyneburg seinen jungen Freund auch zu philosophischen Studien an: er veranlaßte ihn, die vergessene Schrift des Marius Nizolius (erschienen Parma 1553) «Antibarbarus seu de veris principiis et vera ratione philosophandi contra pseudophilosophos» herauszugeben und mit einer höchst interessanten Abhandlung «De stilo philosophico Nizolii» einzuleiten (Frankfurt 1670).

Im Frühjahr 1672 begab sich Leibniz im Auftrage des Kurfürsten und Boyneburg's nach Paris; für den letztern hatte er nicht nur einige geschäftliche Aufträge, sondern auch die Leitung der wissenschaftlichen Ausbildung seines damals sechzehnjährigen Sohnes, Philipp Wilhelm von Boyneburg, des späteren Statthalters von Erfurt, übernommen. Zugleich aber hatte er eine geheime politische Aufgabe zu erfüllen. Die kurmainzische Politik, welche die Sicherung des Reichsfriedens in der Ausgleichung der habsburgischen und der französischen Interessen suchte, war darauf bedacht, beide Mächte in eine gemeinsame Orientpolitik hineinzuziehen, und ein günstiger Anlaß dazu schien sich zu bieten, als Ende 1671 der Krieg zwischen Ludwig XIV. und Holland ausbrach. Damals schrieb Leibniz einen Entwurf, der auf den Plan hinauslief, Frankreich solle die Macht Hollands dadurch brechen, daß es Aegypten erobere und sich dadurch zum Herrn des Orienthandels mache; es werde dadurch zugleich die für Europa gefährliche Macht der Türken bezwingen und für sich selbst die erstrebte Schiedsrichterrolle in Europa (monarchia) erwerben.[12]) Diesen Gedanken sollte Leibniz in Paris weiter zur Geltung bringen. Er gab ihm während seiner dortigen Anwesenheit neue Gestalt, einerseits in dem «Consilium Aegyptiacum», das für Boyneburg bestimmt war, aber nicht mehr an denselben gelangte, da dieser kurz vor Ende 1672 starb, andererseits in einer größeren, für den König bestimmten, aber diesem nicht mehr überreichten Denkschrift: «De expeditione Aegyptiaca regi Franciae proponenda justa dissertatio».[13]) Doch gingen die Ereignisse über seinen Plan hinweg. Der Krieg war inzwischen in Holland und am Rhein geführt worden, und Leibniz erhielt im Januar 1673 den Auftrag, sich einer kurmainzischen Gesandtschaft anzuschließen, welche von Paris nach London ging, um Modalitäten der Friedensverhandlungen festzustellen; indessen kehrte diese Gesandtschaft gleich nach dem schon im Februar erfolgten Tode des Kurfürsten nach Paris zurück.

Inzwischen hatte Leibniz diese Zeit für seine wissenschaftlichen Zwecke mit rastloser Thätigkeit auszunutzen gewußt und setzte dies in den folgenden Jahren fort, die er mit allmählicher Lockerung seines Verhältnisses zu dem kurmainzischen Hofe in Paris zubrachte. Mit dem Hauptvertreter des Cartesianismus, Arnauld, mit dem deutschen Philosophen Walter von Tschirnhausen, mit Spinoza's Freunde Oldenburg, dem holländischen Gesandten in London, mit Mathematikern und Physikern, wie Collins, Boyle, Huyghens, trat er in fruchtbare persönliche Berührung, die sich meist in interessanten Briefwechseln fortgesetzt hat. Er erweiterte dabei während dieser Zeit seine Studien namentlich nach der mathematisch-naturwissenschaftlichen Seite[14]) und zeigte sich sogleich auch hier fruchtbar. Er erfand eine verbesserte Rechenmaschine und stellte dieselbe der londoner Akademie vor, welche ihn darauf zu ihrem Mitgliede ernannte. Diese Studien und die Anregungen, welche er zum Theil durch briefliche Mittheilungen über Newton's neue Art der Problemlösungen erhalten hatte, führten ihn im J. 1676 zur Erfindung der Differentialrechnung, durch die er sich in der Geschichte der Mathematik neben Newton ein bleibendes Denkmal gesetzt hat. Beide sind, der eine mehr von der arithmetischen, der andere mehr von der geometrischen

9) Abgedruckt in Guhrauer's Ausgabe von Leibniz' deutschen Schriften. 10) Durch Boyneburg an Spener, mit dem übrigens Leibniz während dieser Jahre sich auch persönlich bekannte, und von diesem an Gottlieb Spitzel mitgetheilt, wurde der Aufsatz als Anhang zu des letztern «Epistola ad Ant. Reiserum de eradicando atheismo» (Augsburg 1669) veröffentlicht. 11) Dieser Aufsatz ist Boyneburg für die warschauer Gesandtschaftsreise gewidmet, und bekämpft die Kritik der Dreieinigkeitslehre von Andreas Wissowatius. Vgl. die Abhandlung über denselben Gegenstand von Lessing, in den «Sämmtlichen Schriften» (Lachmann), IX, 7 fg. 12) «Specimen demonstrationis politicae, de eo quod Franciae intersit

impraesentiarum seu de optimo consilio quod potentissimo regi dari potest. Concluditur expositio in *Hollandiam Orientis* seu Aegyptum». (In Onno Klopp's Ausgabe, 1. Reihe, II. 100 fg.)

13) Beide Documente sind vollständig erst bei O. Klopp, a. a. O., veröffentlicht. Vorher waren bei Gelegenheit der Napoleonischen Expedition, welche den Leibniz'schen Gedanken gegen England ausführte, unvollständige Abschriften, hinsichtlich des Consilium durch die französische, hinsichtlich der Dissertation durch die englische Regierung in die Oeffentlichkeit gedrungen. — Vgl. O. Klopp, «Leibniz' Vorschlag einer französischen Expedition nach Aegypten» (Hannover 1864); K. G. Blumstengel, «Leibniz' ägyptischer Plan» (Leipzig 1869); F. W. Dafert, «Leibniz als Deutscher» (Wien 1883). 14) Schon in Mainz hatte er dies Interesse durch eine «Hypothesis physica nova seu theoria motus concreti et theoria motus abstracti» (Mainz 1671) bethätigt, worin er den Aether als das Princip der Bewegung statuirte. In Paris fing er nach Anregung von Huet eine Herausgabe von Marcianus Capella an, welche jedoch in den ersten Anfängen stecken geblieben ist.

Seite her, auf dieselbe Methode gekommen, welche seitdem die Grundlage aller höheren Mathematik und mathematischen Naturwissenschaft geworden ist: Newton zuerst und Leibniz nach ihm, aufmerksam gemacht vielleicht durch dunkle Andeutungen, aber in der Hauptsache ebenfalls selbständig und in einer für die spätere Entwickelung brauchbareren Form. Um so mehr ist es zu bedauern, daß sich an dies Verhältniß später ein (bis in die neueste Zeit fortgeführter) Prioritätsstreit geknüpft hat, der dem Philosophen Jahre seines spätern Lebens verbittert hat, und noch mehr zu beklagen, daß Leibniz selbst von der Schuld nicht frei zu sprechen ist, daß er Anlaß zu dem Streit gegeben und in demselben nicht immer mit offenen und rechten Waffen gekämpft hat. Er veröffentlichte seine «Methodus nova pro maximis et minimis» in den «Acta Eruditorum», 1684, ohne Newton zu nennen; der letztere theilte seine Fluxionsrechnung erst in den «Principia philosophiae naturalis mathematica» (1687) mit, indem er nur von obenher Leibniz erwähnte. Dieser verfuhr in einem Berichte in den «Acta Eruditorum» 1697 ähnlich gegen Newton, und wurde sodann von dessen Schüler Fatio des Plagiats beschuldigt. Hier auf antwortete er in einer anonymen Recension, welche die «Acta Eruditorum» 1706 über Newton's Optik brachten, mit der umgekehrten Beschuldigung, worauf denn die Behauptung Fatio's 1708 von einem oxforder Schüler Newton's officiell in den Verhandlungen der Londoner Akademie aufrecht erhalten wurde. Hierauf verlangte Leibniz von der Akademie eine Untersuchung, und die dafür eingesetzte Commission entschied im J. 1712 gegen Leibniz. Die großen Mathematiker der Folgezeit, Männer wie Euler, Lagrange, Laplace, Poisson, Biot, haben das parteiische Urtheil corrigirt und beide Männer in ihre Rechte eingesetzt.[15])

Während Leibniz schon den Plan einer dauernden Niederlassung in Paris erwog, traf ihn die Wiederholung einer schon früher an ihn herangetretenen und damals abgelehnten Berufung von seiten des Herzogs Johann Friedrich von Braunschweig-Lüneburg und Hannover: diesmal folgte er derselben und reiste über London und Amsterdam an seinen neuen Bestimmungsort. Auf der Fahrt durch Holland besuchte er im Haag Spinoza, mit dem er schon durch briefliche Beziehungen bekannt war und dem er nun in mehrfachen Unterredungen näher trat.[16]) Die officielle Stellung, welche Leibniz in Hannover bekleidete, war diejenige des herzoglichen Bibliothekars und seit 1685 eines braunschweig-lüneburgischen Hofhistoriographen; vom J. 1690 an verband er damit auch die ihm vom Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel übertragene Verwaltung der Bibliothek von Wolfenbüttel, und im J. 1696 wurde er zum Geheimen Justizrath ernannt; die gleiche Würde ertheilten ihm später der Kurfürst von Brandenburg und 1712 der russische Zar. Dabei aber war Leibniz sowol bei Johann Friedrich, als auch besonders bei seinem ihm 1679 in der Regierung folgenden Bruder Ernst August und dessen Gemahlin Sophie (einer pfälzischen Prinzessin, Schwester des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz, der Spinoza hatte nach Heidelberg ziehen wollen, und der Prinzessin Elisabeth, die Descartes' Freundin war) in persönlicher und politischer Vertrauensstellung, und er hat infolge dessen eine unglaublich umfangreiche und vielseitige Thätigkeit entwickelt. Selbst um die Details der Volkswirthschaft in Hannover kümmerte er sich und trug viel zur Hebung des Bergbaues wie zur Verbesserung des Münzwesens bei; als wissenschaftlicher Ertrag dieser Interessen ist die erst nach seinem Tode veröffentlichte Schrift «Protagaea», eine Entwickelungsgeschichte der Erde, anzuziehen, von der die «Acta Eruditorum» 1691 einen Auszug brachten; auch trieb er im Zusammenhang damit chemische Studien und beschäftigte sich hauptsächlich mit der Darstellung des Phosphors.

Bedeutsamer war es, daß Leibniz seine Feder in den Dienst der hannoverschen Politik stellte und dabei mehr und mehr als ein ausgesprochener Gegner Ludwig's XIV. für Kaiser und Reich hervortrat.[17]) Den ersten Anlaß bot ihm eine Formstreitigkeit bei dem Frieden zu Nimwegen: hier trat er 1677 unter dem Pseudonym Cäsarinus Fürstenarius mit einem «Tractatus de jure suprematus ac legationis principium Germaniae» hervor, welcher für alle deutschen Fürsten, nicht nur für die Kurfürsten, dasselbe Recht wie für die kleinen ausländischen Potentaten in Anspruch nahm.[18]) Nach dem Raube Straßburgs aber erschien Leibniz auf dem literarischen Streitfelde mit einer schneidigen Satire auf die französische Politik in seinem «Mars christianissimus autore Germano Gallo-Graeco ou apologie des armes du roi très-chrétien contre les chrétiens» (Köln 1684). Bei seiner Anwesenheit in Wien 1688 schrieb er beim Beginn des neuen Reichskrieges gegen das französische Manifest seine «Remarques sur un manifeste français» und verfaßte das Gegenmanifest des deutschen Kaisers: «Responsio Leopoldi Imperatoris».[19]) Aehnliche Gedanken äußerte er in dem Memoire «Status Europae incipiente novo saeculo»,[20]) und in den Schriften, welche er in Bezug auf den Spanischen Erbfolgekrieg im Interesse Oesterreichs theils officiell, theils privatim herausgegeben

15) Vgl. Brewster, «Leben Newton's» (deutsch Leipzig 1833), S. 333 fg.; C. J. Gerhardt, «Die Entdeckung der Differentialrechnung» (Halle 1848); H. Siemann, «Leibniz' Anspruch auf die Erfindung der Differentialrechnung» (Leipzig 1857); auch Guhrauer «Leibniz' Leben», I. 170 fg., 286 fg. 16) Ueber diesen auch für die philosophische Entwickelung von Leibniz gewiß nicht unwichtigen Besuch, dem früher nur der Charakter oberflächlicher Berührung zuerkannt wurde, hat neuerdings Licht verbreitet L. Stein, «Leibniz in seinem Verhältniß zu Spinoza auf Grundlage unedirten Materials entwickelungsgeschichtlich dargestellt» («Sitzungsberichte der Berliner Akademie», 1888, S. 615 fg.).

17) Vgl. auch E. Pfleiderer, «Leibniz als Verfasser von zwölf anonymen, meist deutsch-politischen Flugschriften nachgewiesen» (Leipzig 1870). 18) Denselben Gedanken vertrat Leibniz in einem Gespräch «Entretiens de Philarete et d'Eugène touchant la souveraineté des électeurs et princes de l'empire» (Duisburg 1677). 19) Beide abgedruckt bei Foucher de Careil, «Oeuvres de Leibniz», tom. III. 20) Ebendaf.

hat.[21]) Nicht minder lebhaft trat Leibniz für die hannoversche Hauspolitik ein. An der Einführung der Primogenitur durch den Herzog Ernst August, wobei zahlreiche Schwierigkeiten außerhalb und innerhalb des welfischen Hauses zu überwinden waren, an der Erhebung Hannovers zum Kurfürstenthum (1692), später noch an der Succession der Welfen in England (1714) hatte er wirksamen Antheil; insbesondere aber wurde er Geschichtschreiber des Welfenhauses. Er unternahm in den Jahren 1687—90 zu diesem Zwecke eine archivarische Reise, welche ihn über Marburg, Frankfurt, München nach Wien, von da nach Italien (Venedig, Modena, Rom und Neapel) und wieder über Wien zurückführte. Der Ertrag dieser auch später noch unausgesetzt betriebenen historischen Arbeiten führte weit über ihren ersten Anlaß hinaus: Leibniz gab nicht nur die «Scriptores rerum Brunsvicensium» (1707—11, mit der Einleitung «Accessiones historicae» (1698) heraus und brachte seine (von Pertz, Hannover 1843—45 herausgegebenen) «Annales imperii occidentis Brunsvicensis» beinahe zum Abschluß, sondern er veranstaltete auch die Sammlung eines «Codex juris gentium diplomaticus» (1693) mit einer «Mantissa» (1700).[21a])

Mit den Wünschen des hannoverschen Hofes hingen auch die Bestrebungen nach kirchlicher Einigung zusammen, denen sich Leibniz mit großer Hingabe, wenn auch ohne Erfolg gewidmet hat.[22]) Gedanken, welche er schon während seiner mainzer Zeit ins Auge gefaßt hatte, fanden neue Nahrung, als Royes de Spinola, der unermüdliche Agitator für eine Reunion aller christlichen Kirchen, 1683 in Hannover erschien und dann in den Verhandlungen mit Molanus und den helmstädter Theologen die beiderseits gewünschte Sache so weit förderte, wie sie nur je gediehen ist. In dieser Zeit correspondirte Leibniz über diese Frage mit dem Landgrafen Ernst von Hessen-Rheinfels, dessen Versuche, ihn zur Conversion zu bestimmen, er den festesten Widerstand entgegensetzte; zugleich aber entwarf er als Grundlage für eine Verständigung sein «Systema theologicum».[23]) Nach der Rückkehr von seiner längeren Reise nahm er den Gegenstand in ausführlicher Correspondenz mit Pelisson und Bossuet wieder auf; aber nach dem Tode Spinola's (1695) zerschlugen sich die Verhandlungen sehr bald, hauptsächlich an politischen Gegensätzen. An ihre Stelle traten für Leibniz die Discussionen über die engere Frage einer Union zwischen der lutherischen und der reformirten Kirche, welche zwischen den Höfen von Hannover und Brandenburg geführt wurden.[24]) Der Gedanke einer kirchlichen Einigung dieser beiden protestantischen Vormächte Deutschlands fand namentlich bei den beiden Kurfürstinnen begeisterten Anklang; die Kurfürstin später erste Königin Preußens) Sophie Charlotte von Brandenburg war die Tochter der Kurfürstin Sophie von Hannover und Leibniz' bewunderungsvolle Schülerin. Aber die Verhandlungen, welche auf der hannoverschen Conferenz 1698 zwischen Molanus und Leibniz einerseits und dem berliner Hofprediger Jablonski andererseits geführt wurden, hatten schließlich kein praktisches Resultat.

Indessen hatte Leibniz durch diese Verhandlungen ein intimes Verhältniß zum berliner Hofe gewonnen, das er um so mehr pflegte, als sich nach dem Tode Ernst August's von Hannover (1698) seine Beziehungen zu dessen Sohn und Nachfolger Georg Ludwig immer kühler gestalteten. Dagegen hatte er in Berlin nicht nur die huldvolle Freundschaft der geistvollen Kurfürstin, sondern auch eine officielle Anknüpfung gefunden, seitdem er mit dem Plane der Gründung einer wissenschaftlichen Societät daselbst betraut worden war. Dieser Plan wurde im J. 1700 realisirt, und Leibniz war der erste Präsident der neuen Akademie.[25]) Als dieselbe im J. 1710 ihren ersten Bericht herausgab, war darin Leibniz mit Beiträgen aus fast allen Gebieten der Wissenschaft vertreten. In den ersten Jahren des 18. Jahrh. lebte Leibniz vorwiegend in Berlin oder Charlottenburg am Hofe der Königin Sophie Charlotte; hier begegnete er auch dem englischen Freidenker John Toland und fand überhaupt reiche geistige Anregung. Auch machte er sich nach manchen Richtungen nützlich: er beförderte die Einführung des Seidenbaues, er beschäftigte sich mit den Fragen der Schulreform[26]), und er trat publicistisch für die Interessen Preußens bei der oranischen Erbschaft (1702) und auch noch später bei der Occupation von Neuchatel (1707) ein. Mit dem Tode der Königin aber (1705) lockerte sich auch dies Verhältniß, und Leibniz kam bei der Spannung, welche zwischen den Höfen von Berlin und Hannover eintrat, in eine unerquickliche Zwischenstellung, in der er von beiden Seiten angefeindet und verdächtigt wurde. Im J. 1711 war er zum letzten mal in Berlin.[26a])

---

21) Zusammengestellt bei Kuno Fischer, a. a. O., S. 198 fg. 21a) An die historischen Forschungen schlossen sich etymologische, deren Resultate Leibniz in den «Collectanea etymologica» (Hannover 1717) niederlegte; vgl. L. Neff, «Leibniz als Sprachforscher und Etymologe» (Tübingen 1871). 22) Herina, «Geschichte der Unionsbestrebungen». Vgl. auch Kirchner, «Leibniz' Stellung zur katholischen Kirche» (Leipzig 1874). Vgl. C. Klopp, «Das Verhältniß Leibniz' zu den kirchlichen Reunionsversuchen in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh.» (Hannover 1869). 23) Veröffentlicht zuerst Paris 1819; es war gewissermaßen die Antwort auf die von den katholischen Unterhändlern zu Grunde gelegte «Exposition de la foi» von Bossuet (1676).

24) Vgl. Brandes, «Geschichte der kirchlichen Politik des Hauses Brandenburg», Bd. 1 (Gotha 1872). 25) Vgl. Ch. Barthelmeß, «Histoire philosophique de l'academie de Prusse», tom. I (Paris 1850), 1. Buch, Kap. 2—4; A. Trendelenburg, «Leibniz und die philosophische Thätigkeit der Akademie im vorigen Jahrh.» («Hister. Beiträge zur Philosophie», Bd. 2); D. Klopp, «Leibniz als Stifter gelehrter Gesellschaften» («Hannover. Philol. Vers.», 1864). — Mit dem Gedanken der Stiftung der Berliner Akademie und ihrer deutsch-nationalen Bestimmung pflegt das in der hannoverschen Bibliothek aufgefundene Manuscript: «Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache», in Zusammenhang gebracht zu werden. Vgl. jedoch A. Schmarsow, «Leibniz und Schottelius. Die unvorgreiflichen Gedanken untersucht und herausgegeben» (Straßburg 1877). Dagegen aber L. Neff (Programm, Durlach 1880). 26) Vgl. Hillen, «Leibniz als Pädagoge» (Charlottenburg 1874); Le Breun, «Leibniz' Beziehungen zur Pädagogik» (Leipzig 1882). 26a) Vgl. noch Foucher de Careil, «Leibniz et les deux Sophies» (Paris 1876).

In demselben Jahre gab ihm die Heirath einer wolfenbütteler Prinzessin mit einem russischen Großfürsten Gelegenheit, dem Zar Peter dem Großen näher zu treten[26b]), welchen er für die später erfolgte Gründung einer Akademie in Petersburg gewann. Im folgenden Jahre sah er denselben in Karlsbad und Dresden, im J. 1716 noch einmal in Pyrmont wieder. Inzwischen hatte er die Jahre 1712—14 in Wien zugebracht, wo er ebenfalls ohne sofortigen Erfolg für die Gründung einer Akademie thätig war und zugleich ein politisches und persönliches Verhältniß zu dem Prinzen Eugen von Savoyen gewann. Er erhielt hier die höchste einem Protestanten zugängliche Würde eines Reichshofraths. Als er aber im Herbst 1714 nach Hannover zurückkehrte, gelang es ihm nicht, an den neuen welfischen Hof nach London gezogen zu werden, und er blieb vereinsamt und verbittert in Hannover. Ein gichtisches Leiden begann ihn zu peinigen und machte seinem Leben am 14. Nov. 1716 ein Ende.

Ueberblickt man dies reichbewegte, in die Wandlungen der großen Welt verflochtene, von politischen Interessen und zahllosen Beschäftigungen und Aufgaben der praktischen Wirklichkeit erfüllte Leben, so erscheint es kaum glaublich, daß derselbe Mann, der all dies leistete, was das Leben mehr als Eines gewöhnlichen Menschen hätte ausfüllen können, daneben noch der Schöpfer eines originellen Systems der Philosophie, eines der ausgeprägtesten und bedeutsamsten in der Geschichte dieser Wissenschaft, war, daß er der Begründer der deutschen Philosophie und der beherrschende Geist der deutschen Aufklärung ist. In der That war es nur einer unglaublichen Arbeitskraft und einer beispiellosen Vielseitigkeit möglich, auf so vielen Gebieten zugleich fruchtbar thätig zu sein und mit einer praktischen Geschäftigkeit, welche sich in die heterogensten Fragen leicht einzuarbeiten wußte, auch die stille Vertiefung in philosophische Contemplation zu vereinigen. Freilich hat andererseits jene Zersplitterung in die Mannichfaltigkeit politischer, kirchenpolitischer, historischer, archivarischer, mathematischer, naturwissenschaftlicher und so vieler praktischer Interessen den Philosophen zwar nicht an der Energie des systematischen Nachdenkens geschwächt, wohl aber ihm die Muße zur schriftstellerischen Darstellung seiner Gedanken in empfindlichster Weise beeinträchtigt. Der literarische Besund seiner Philosophie zeigt eine ähnliche Verstreutheit wie seine gesammte Lebensthätigkeit. Außer den erwähnten Dissertationen gab Leibniz später eine große Menge von Abhandlungen, darunter auch philosophische, theils in dem «Journal des savants», theils in den «Acta Eruditorum» heraus[27]) von größeren Arbeiten in Bezug auf die Philosophie hat er nur seine «Essais de Théodicée, sur la bonté de Dieu, la liberté de l'homme et l'origine du mal» (Amsterdam 1710) veröffentlicht, eine Schrift, zu der der Philosoph durch seine Unterredungen mit der preußischen Königin über Bayle's Einwürfe gegen den Optimismus angeregt worden war. Gleich nach seinem Tode erschien (1718) in der «Europe savante» der für den Prinzen von Savoyen (1714) geschriebene Abriß «Principes de la nature et de la grace fondés en raison», und zwei Jahre darauf eine deutsche Uebersetzung seiner «Monadologie», herausgegeben von J. H. Köhler (Frankfurt 1720).[28]) Sehr spät endlich ist die werthvollste Arbeit von Leibniz ans Licht getreten. Seine «Nouveaux essais sur l'entendement humain», welche Schritt für Schritt dem Locke'schen Essay folgen und an dasselbe in (sehr schematisch behandelter) dialogischer Form Leibniz' Kritik und die Grundzüge seiner eigenen Erkenntnißlehre knüpfen, waren schon 1704 beendet; aber der Verfasser fürchtete, sein ohnehin gespanntes Verhältniß zu der gelehrten Welt in England durch die Veröffentlichung dieser Kritik nur noch mehr zu verschärfen und verzichtete darauf. Erst 1765 ist sie in der Sammlung von Raspe (s. unten) erschienen.[29]) Erweisen sich so selbst die Hauptwerke des Philosophen als Kinder der Gelegenheit, so trägt die große Masse von Quellen, auf welche wir für die Kenntniß seiner Lehre angewiesen sind, noch weit mehr den Charakter gelegentlicher Aeußerungen: es sind theils Entwürfe zu Aufsätzen, welche aus seinem auf der Bibliothek zu Hannover befindlichen Nachlaß erst nach und nach, großentheils erst in unserm Jahrhundert herausgegeben wurden, theils jene fast zahllosen Briefe, in denen er (besonders seit dem Erscheinen seines «Nouveau système») mit Gelehrten und Freunden einzelne Punkte seiner Philosophie besprochen hat; besonders wichtig sind die Briefe an Arnauld, Bayle, des Bosses, Clarke, Coste, Foucher, Hoffmann, Wagner u. a. Die Veröffentlichung aller dieser Documente hat früh begonnen und zieht sich, noch immer nicht ganz abgeschlossen, bis in die unmittelbare Gegenwart herein.[30])

26b) W. Guerrier, «Leibniz in seinen Beziehungen zu Rußland und Peter dem Großen» (Leipzig 1873); Foucher de Careil, «Leibniz et Pierre I. G.» (Paris 1873). 27) Besonders hervorzuheben «Meditationes de cognitione, veritate et ideis» («Acta Erud.» 1684); «Système nouveau de la nature et de la communication des substances» (J. d. s. 1695) mit den drei im nächsten Jahre ebenda folgenden «Eclaircissements»; ferner «De ipsa natura» (A. E. 1698). Manches von Leibniz erschien auch in der «Histoire des Ouvrages des Savants» und in den «Mémoires de Trévoux».

28) Schon im folgenden Jahre in lateinischer Version in den «Acta Erud.». Das französische Original ist erst von Erdmann, neuerdings besonders von Boutroux und Nolen (beide Paris 1881) herausgegeben worden. 29) Sie hat sofort großes Aufsehen gemacht und eine große Wirksamkeit ausgeübt; Lessing begann sie zu übersetzen, und Kant wurde durch sie auf die bedeutsame Wendung seines Philosophirens geführt, welche in seiner Inauguraldissertation «De mundi sensibilis atque intelligibilis forma et principiis» (1770) fixirt ist. Vgl. W. Windelband in «Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie» (1876), S. 234 fg. 30) Die Correspondenz mit Sam. Clarke erschien schon ein Jahr nach dem Tode Leibniz': «A Collection of papers etc.» (London 1717; in französischer Uebersetzung, vielfach vermehrt im Jahre darauf herausgegeben von des Maizeaux, Amsterdam 1718; deutsch von J. H. Köhler, mit Vorrede von Chr. Wolff, Frankfurt a. M. 1720). — Schon vorher hatte J. F. Feller das «Leibnitii otium Hannoveranum» (Leipzig

Die Philosophie von Leibniz beruht auf einer ausgebreiteten Gelehrsamkeit; er war mit dem zeitgenössischen Zustande der Philosophie ebenso vertraut, wie mit demjenigen der meisten übrigen Wissenszweige.[31]) Mit den Lehren von Bruno und Bacon, von Descartes und Hobbes, von Spinoza und Locke finden wir ihn genau bekannt; die Tagesliteratur der verschiedenen Schulen, insbesondere in der cartesianischen diejenigen der Occasionalisten, verfolgt er mit lebhaftestem Interesse. Aber darüber hinaus reicht seine eingehende Kenntniß in die philosophische Literatur der Renaissance und besonders auch diejenige der Scholastik hinein, und in der antiken Philosophie, besonders in der aristotelischen Lehre, ist er mehr, als es zu seiner Zeit sonst irgend üblich war, zu Hause. Aus so reichem Material hat sich seine eigene Lehre entwickelt[32]), und zwar so, daß anfangs wol bald diese bald jene Motive im Vordergrunde seines Nachdenkens gestanden haben, andererseits aber nicht anzunehmen ist, daß er jemals völlig im Banne einer bestimmten Schulmeinung gewesen wäre.[33]) Vielmehr tritt schon sehr früh der conciliatorische Grundzug seines Wesens hervor, mit dem er sich bestrebt zeigt, die großen Gegensätze der philosophischen Weltauffassung, Empirismus und Rationalismus, Mechanismus und Teleologie, Naturalismus und Theismus auszugleichen und dabei auch zugleich zwischen den Ansprüchen des Wissens und denjenigen des Glaubens zu vermitteln. Kaum irgend einen Philosophen gibt es in der ganzen Geschichte dieser Wissenschaft, der, ohne Eklektiker zu sein, in solchem Maße den verschiedenen Standpunkten gerecht zu werden suchte, wie Leibniz. Von seinem eigenen scharf und sicher bestimmten Grundgedanken aus hebt er aus seiner reichen Kenntniß früherer Lehren weit mehr die Uebereinstimmung als den Gegensatz hervor, und selbst ein Werk von so überlegener Kritik, wie seine «Nouveaux essais» Locke gegenüber sind, kleidet sich weit mehr in das Gewand der Anerkennung als dasjenige der Polemik.

Aufgewachsen in der teleologischen Weltauffassung des Aristoteles und in derjenigen Form des Peripateticismus, welche auf den protestantischen Universitäten Deutschlands im 17. Jahrh. herrschte, wurde Leibniz auf das lebhafteste von den Bewegungen der neuern Philosophie ergriffen, die in ihren bedeutendsten Vertretern — Bacon und Descartes — auf die mechanistische Naturerklärung hindrängten. Und zwar war es bei ihm wesentlich der mathematische Sinn, welcher ihn auf diese Seite führte. Descartes' kühner Gedanke einer Universalmathematik schlug auch bei ihm tiefe Wurzeln, und wie gleichzeitig sein Freund Tschirnhausen[34]) und andererseits Spinoza, so ging auch Leibniz auf die Darstellung einer geometrischen Methode der Philosophie aus.[35]) Er tritt damit in die allgemeine methodologische Grundströmung der neueren Philosophie ein und wandelt zunächst ganz in den Bahnen der rationalistischen Richtung, wenn er nicht nur der Gesammtphilosophie und ihren einzelnen Zweigen (z. B. der Rechtsphilosophie in der Art wie auch Pufendorf vorging) die «euklidische» Methode vor-

1718) herausgegeben, das durch die «Monumenta varia inedita» (Leipzig 1724) vermehrt wurde. Ferner kamen heraus: «Leibnitii epistolae ad diversos», herausgegeben von Chr. Kortholt (Leipzig 1734—42); «Commercium epistolicum Leibnitianum», herausgegeben von J. D. Gruber (Hannover und Göttingen 1745), fortgesetzt durch Feder (Hannover 1805). Den Briefwechsel mit Chr. Wolff gab C. J. Gerhardt (Halle 1860) heraus; den mit Huygbens und Papin E. Gerland (Berlin 1881). Ueber den neuesten Fund auf der Bibliothek in Halle berichtete L. Stein in dem «Archiv für Geschichte der Philos.», Bd. 1 (Berlin 1887). — Gesammtausgaben der Leibniz'schen Werke, insbesondere der philosophischen, sind in geringerem oder größerem Umfange besorgt, bezw. begonnen worden: von R. E. Raspe, «Oeuvres philosophiques latines et françaises de feu M^r. L.» (Amsterdam und Leipzig 1765); ins Deutsche übersetzt von Ulrich (Halle 1778); L. Dutens, «G. G. Leibnitii opera» (6 Bde., Genf 1768); G. E. Guhrauer, «Leibniz' deutsche Schriften» (2 Bde., Berlin 1838—40); J. E. Erdmann, «G. G. Leibnitii opera philosophica quae exstant latina, gallica, germanica» (Berlin 1840) — eine höchst verdienstliche Veröffentlichung vieler Inedita und chronologische Zusammenstellung; M. A. Jacques (2 Bde., Paris 1842); G. H. Pertz, «Leibniz' hinterl. Schriften» (4 Bde., Hannover 1843 fg., philosophische, Bd. 1, Hannover 1846, besorgt von Grotefend; mathematische, 7 Bde., Berlin und Halle 1849 fg., besorgt von C. J. Gerhardt); A. Foucher de Careil, «Lettres et opuscules inédits de Leibniz» (Paris 1854 fg.) und «Oeuvres de Leibniz» (2. Aufl., Paris 1867 fg.); O. Klopp, «Historisch-politische und staatswissenschaftliche Schriften» (13 Bde., Hannover 1864 fg.); P. Janet, «Oeuvres philosophiques de Leibnitz» (2 Bde., Paris 1866); C. J. Gerhardt, «Leibniz' philosophische Schriften» (6 Bde., Berlin 1875—1888) — die vollständigste Sammlung der philosophischen Schriften. Weitere Uebersicht über die Literatur bei Ueberweg, III, 141 fg.

31) Für die Leibniz'sche Philosophie sind im allgemeinen außer den Compendien u. s. w. zu vergleichen die Geschichten der neueren Philosophie von J. E. Erdmann («Versuch einer wissenschaftlichen Darstellung der Geschichte der neueren Philos.», II, b, Leipzig 1847), Kuno Fischer («Geschichte der neueren Philosophie,» Heidelberg 1867, II, 301—716); E. Zeller, «Geschichte der deutschen Philos.» (München 1877), S. 84—194; W. Windelband («Geschichte der neueren Philosophie», Leipzig 1878, I, 443—485). Ferner L. Feuerbach, «Darstellung, Entwickelung und Kritik der Leibniz'schen Philosophie» (2. Aufl., Ansbach 1844); Nourrisson, «La philosophie de Leibniz» (Paris 1860); Maine de Biran, «Exposition de la doctrine philos. de Leibniz» (Paris 1819); Em. Saisset, «Discours sur la philosophie de Leibniz» (Paris 1857); L. Grote, «Leibniz und seine Zeit» (Hannover 1863); S. Calvari, «Leibniz' Philosophie» (Leipzig 1870); Fr. Kirchner, «G. W. Leibniz, sein Leben und Denken» (Köthen 1877); J. Th. Merz, Leibniz» (London 1884; deutsch Heidelberg 1886). 32) Vgl. J. Auerbach «Zur Entwickelungsgeschichte der Leibniz'schen Monadenlehre» (Berlin 1884); T. Seiver, «Der Entwickelungsgang der Leibniz'schen Monadenlehre bis 1695» (Leipzig 1885); E. Wendt, «Die Entwickelung der Leibniz'schen Monadenlehre bis 1695» (Berlin 1886).

33) Ueber seine Beziehungen zu Descartes und Spinoza vgl. A. Foucher de Careil, «Leibniz, Descartes et Spinoza» (Paris 1863; cf. die von demselben Paris 1854 herausgegebene «Refutation inédite de Spinoza par Leibniz») und Th. H. Weber, «Spinozae atque Leibnitii philosophia» (Bonn 1858); über diejenigen zu Hobbes: F. Tönnies (in den «Philos. Monatsh.», 1887, S. 557 fg.), zu Geulinx: E. Pfleiderer, «Arnold Geulinx» (Tübingen 1882); derf., «Leibniz und Geulinx, mit besonderer Beziehung auf ihr beiderseitiges Uebereinkommen» (Tübingen 1884), und «Noch einmal Leibniz und Geulinx» (in «Philos. Monatsh.», 1885, S. 20 fg.); zur antiken Philosophie, insbesondere Aristoteles: Dav. Jacoby, «De L. studiis Aristotelis» (Berlin 1867); D. Nolen, «Quid Leibnitius Aristotelis debuerit» (Paris 1875). 34) Vgl. dessen «Medicina mentis» (Amsterdam 1687). 35) Vgl. Adam, «De methodo apud Cartesium, Spinozam et Leibnitium» (Paris 1885).

schrieb, sondern sogar einzelne praktische Fragen ganz in dieser Weise behandelte.[36]) Im Zusammenhange damit steht auch ein Bestreben, welches Leibniz durch sein ganzes Leben in immer erneuten Entwürfen verfolgt hat, dasjenige nach der sogenannten Characteristica universalis.[37]) Wenn es, wie die geometrische Methode vorausgesetzt, möglich sein soll, die gesammte philosophische Erkenntniß von einfachsten und allgemeinsten Grundsätzen her lediglich durch logische Operationen zu entwickeln, so muß einerseits ein allgemeines combinatorisches Schema zur Auffindung neuer Wahrheiten durch systematische Verknüpfung der Prämissen untereinander und mit allen geeigneten Folgesätzen (eine Ars inveniendi) aufgestellt werden können, andererseits aber eine graphische Darstellung möglich sein, welche ohne sprachlichen Ausdruck in der Art der mathematischen Formeln durch feste Bezeichnung theils der Grundbegriffe, theils der möglichen Formen logischer Verknüpfung jede abgeleitete Wahrheit wiederzugeben vermag. So berühren sich die zahlreichen Entwürfe, die sich hierüber in Leibniz' Nachlaß fanden, einerseits mit Bestrebungen des spätern Mittelalters, wie der sogenannten Ars magna des Raimundus Lullus, andererseits mit den zu seiner Zeit vielfach auftauchenden Vorschlägen einer «Weltsprache» (Becher, Dalgarn, Ath. Kircher), endlich auch mit den theoretischen Ansichten von Hobbes, der das Denken als ein Rechnen mit Begriffen und Begriffszeichen aufgefaßt wissen wollte.

Indeß war Leibniz mit viel zu offenem Blick in den einzelnen Wissenschaften und auch im praktischen Leben thätig, als daß ihm die Einseitigkeit und Unzulänglichkeit dieses Rationalismus hätte entgehen können, und so findet man ihn schon früh bemüht, auch dem empiristischen Motive Rechnung zu tragen und neben jenen nach geometrischer Methode zu entwickelnden Wahrheiten der Vernunft auch diejenigen der Erfahrung oder der Thatsachen anzuerkennen. So stellt er die vérités éternelles (auch die geometrischen oder metaphysischen genannt) den vérités de fait gegenüber: die Erkenntniß der erstern geschieht a priori durch die Vernunft, die der letztern a posteriori durch die Sinnlichkeit. Das oberste Princip ist für die einen der Satz des Widerspruchs, für die andern derjenige des zureichenden Grundes.[38])

Aehnlich aber wie Platon statuirt Leibniz für diese beiden verschiedenen Erkenntnißweisen auch zwei verschiedene Bereiche ihrer Geltung und ihrer Gegenstände. Den Vernunftwahrheiten wohnt eine absolute Nothwendigkeit bei, wonach ihr Gegentheil völlig undenkbar ist, den thatsächlichen Wahrheiten dagegen nur eine relative, hypothetische und zufällige Nothwendigkeit, indem ihr Gegentheil denkbar wäre und ihre Thatsächlichkeit nur in jedem einzelnen Falle durch einen gleichfalls nicht absolut, sondern selbst wieder nur relativ nothwendigen Grund bedingt ist: in etwas verschobenem Sinne fällt damit der Gegensatz der intelligiblen Welt der Substanzen und der sinnlichen Welt der Erscheinungen zusammen. Eine Ausgleichung dieses methodologischen Gegensatzes gewährt nun zunächst der Grundbegriff der Leibniz'schen Metaphysik, derjenige der Monade.[39]) Denn Leibniz geht von dem Princip aus, daß die Substanzen so gedacht werden müssen, daß aus ihrem Wesen ihre Erscheinung erklärt wird, daß daher das wesentliche Merkmal der Substanz die Kraft ist. Gegenüber dem Bestreben des Naturalismus, alle qualitativen Unterschiede auf quantitative zurückzuführen, macht er wieder den aristotelischen Begriff der Entelechie geltend und erklärt die räumlichen Eigenschaften und Verhältnisse der Dinge für ein phaenomenon bene fundatum, für eine sinnliche Erscheinung, welche in dem immateriellen Wesen der Substanz begründet sei. Die Substanz selbst ist deshalb immaterielle Kraft, ihre Thätigkeit besteht in der Vorstellung (représentation) und in der Tendenz, von einer Vorstellung zur andern fortzuschreiten. Diese vorstellenden Wesen nennt Leibniz mit einem theils bei Nikolaus Cusanus, theils bei Giordano Bruno bedeutsam verwendeten Terminus «Monaden».

Droht bei diesem Pluralismus der Substanzen die Welt in lauter voneinander unabhängige Einzeldinge um so mehr zu verfallen, als Leibniz den Begriff der Substanz so scharf faßt, daß er keine Einwirkung derselben auf einander zugestehen kann und das Geschehen als einen in jeder einzelnen Monade unabhängig von allen andern immanent in ihr allein sich abspielenden Proceß auffaßt, so hat er die Einheit der Welt durch den Gedanken zu wahren gesucht, daß der Vorstellungsinhalt aller dieser Monaden derselbe ist — nämlich das Universum selbst. Jede Monade ist Mikrokosmus: sie «repräsentirt» in sich in ihrer Weise das ganze Universum. Da nun alles Geschehen in dem Entwickelungsproceß der Vorstellungen besteht und da der Gegenstand der Vorstellungen aller Monaden derselbe, nämlich die Welt selbst ist, so erklärt sich aus der stetigen Correspondenz, in der sich danach die Zustände der Monaden fortwährend untereinander befinden müssen, der Schein einer gegenseitigen Einwirkung derselben, wie ihn die sinnliche Erfahrung darbietet. Dies Verhältniß bezeichnet Leibniz mit dem Namen der prästabilirten Harmonie[40]), und er verwendet dasselbe in erster Linie, um das in der cartesianischen Schule viel umstrittene Problem

36) Vgl. das oben in Bezug auf Boyneburg erwähnte «Specimen demonstrationum». 37) Vgl. hauptsächlich A. Trendelenburg im 3. Bande der «Historischen Beiträge zur Philosophie», S. 1 fg. 38) Vgl. F. B. Kvet, «Leibniz' Logik» (Prag 1857).

39) Vgl. R. Zimmermann, «Leibniz' Monadologie» (Wien 1847); derselbe, «Leibniz und Herbart» (Wien 1849); O. Svabn, «Ueber die Monadenlehre» (Lund 1863); ferner die Dissertationen von A. Reinhardt (Jena 1873), B. Penzler (Jena 1878), H. Ritter (Leiden 1882). 40) G. B. Bilfinger, «De harmonia animi et corporis humani praestabilita» (Frankfurt 1723); H. C. W. Sigwart, «Die Leibniz'sche Lehre von der prästabil. Harmonie in ihrem Zusammenhange mit früheren Philosophemen» (Tübingen 1842); G. E. Guhrauer, «Leibnitii doctrina de unione animae et corporis» (Berlin 1837); H. Sommer, «De doctrina, quam de harm. praest. L. proposuit» (Göttingen 1846).

des Zusammenhanges von Leib und Seele zu lösen. Das System der prästabilirten Harmonie setzt aber zunächst einen einheitlichen Grund für die Gemeinsamkeit des Vorstellungsinhalts sämmtlicher Monaden voraus und findet denselben in der göttlichen Weltschöpfung: Gott ist es, der, indem er die Welt hervorrief, allen den sie zusammensetzenden Monaden den gleichen Inhalt, denjenigen seines eigenen Wesens mittheilte. Daß aber diese Harmonie sich erhält, setzt zweitens voraus, daß der Ablauf der Vorstellungen in allen Monaden von dem gleichen Anfangszustande her sich in derselben von Moment zu Moment durch den jeweilig vorhergehenden Zustand genau bestimmten und in ganzer Ausdehnung bedingten Weise vollzieht. Alles Geschehen in den Monaden kann nur deterministisch aufgefaßt werden: es verläuft mit mechanischer Nothwendigkeit. Aber indem es in diesem mechanischen Verlaufe zu den zweckmäßigen und harmonischen Gestaltungen führt, die die Erfahrung lehrt, ist eben dieser Mechanismus selbst der beste Beweis für seinen eigenen teleologischen Ursprung aus dem göttlichen Schöpfergedanken. Die deterministisch-mechanische Auffassung des Geschehens ordnet sich von selbst dem teleologischen Grundgedanken der Leibniz'schen Metaphysik unter: die prästabilirte Harmonie realisirt sich nur vermöge des durchaus determinirten Charakters, der allem Geschehen beiwohnt.

Ihrem Vorstellungsinhalt nach gleich, unterscheiden sich die Monaden untereinander nur durch den verschiedenen Grad von Vorstellungsintensität, d. h. nach Leibniz durch die verschiedene Klarheit und Deutlichkeit, mit der sie die Welt vorstellen. In der Urmonade und Centralmonade, der Gottheit, wird das ganze Universum stetig mit vollkommener Klarheit und Deutlichkeit vorgestellt; in den niedersten Monaden, welche das metaphysische Wesen derjenigen Erscheinungen ausmachen, die wir als Materie[41]) bezeichnen, in den substantiellen Bestandtheilen der Körperwelt, wird dasselbe Universum nur unklar und verworren, d. h. mit dem niedrigsten, dem «unendlich kleinen» Grade von Bewußtseinsintensität oder unbewußt vorgestellt.[42]) In den zwischen diesen beiden Gegensätzen befindlichen Monaden, zu denen auch die menschliche gehört, zeigt sich eine Stufenleiter der Vollkommenheit je nach dem Umfange und dem Grade, in welchem bei den einzelnen Arten der Monaden die Welt eine klare und deutliche Repräsentation findet, und die Leibniz'sche Lehre enfaltet sich so nach dem Muster der großen Systeme des Alterthums als ein Entwickelungssystem, welches jedem einzelnen Typus der Wirklichkeit seine Stelle in einem sinnvoll bestimmten Ganzen anweist. Hinsichtlich der Naturphilosophie hat Leibniz vor seinen unmittelbaren Vorgängern, insbesondere vor Descartes, dies voraus, daß er vermöge seiner Monadenlehre die metaphysische Substanz des Körpers von ihrer räumlichen Erscheinung, mit andern Worten den physischen von dem geometrischen Körper genau unterscheidet. Hieraus ergaben sich für ihn[43]) theils eine Aenderung in dem von Descartes formulirten Princip von der Erhaltung der Bewegung, bez. der Kraft[44]), theils sein Widerspruch gegen Newton's Lehre von der Anziehung in die Ferne: seiner Voraussetzung nach konnte Leibniz den Raum nicht als ein reales Substrat der Körperwelt, sondern nur als ein aus der ursprünglichen Kraftwirkung der Monaden hervorgehendes Phänomen ansehen. Größere Schwierigkeiten bereiteten ihm die organischen Wesen, indem das System der Monadologie eine Leitung oder Beeinflussung der den Leib constituirenden Substanzen durch die Seele als Centralmonade im eigentlichen Sinne nicht zuließ.[45]) Von den werthvollsten Folgen aber erwies sich die Monadologie auf dem Gebiete der Psychologie[46]) und für die damit zusammenhangenden Fragen der Erkenntnißtheorie und Ethik. Die Mittelstellung der menschlichen Monade führte Leibniz dazu, die Entwickelung des seelischen Lebens als eine allmähliche Umsetzung der unklaren und verworrenen Vorstellungen in klare und deutliche zu betrachten und dabei das aristoteliche Grundverhältniß von Anlage und Verwirklichung (δύναμις und ἐνέργεια) in der glücklichsten Weise zu verwenden. Infolge dessen setzte er Sinnlichkeit und Vernunft in ein entwickelungsgeschichtliches Verhältniß der graduellen Differenz von Klarheit und Deutlichkeit. Die sinnliche Vorstellungswelt, mit der das Leben der menschlichen Monade beginnt und auf allen Punkten beginnen muß, enthält in unklarer und verworrener, deshalb zum Theil noch unbewußter Form denselben Inhalt, den die Vernunfterkenntniß in einen klaren und deutlichen Besitz der Seele erhoben hat. Diese Aneignung eines anfangs dunkeln Inhalts durch das helle Bewußtsein, diese Verwandlung des nur keimartig Vorhandenen in volle seelische Wirklichkeit bezeichnete er als Apperception. Erst durch die Anwendung dieses Princips auf den Erkenntnißproceß gelang Leibniz die volle Harmonisierung der dualistischen Elemente seiner Methodologie, in der er der rationalistischen und der empiristischen Theorie gleich gerecht werden wollte. Die durch die Sinneswahrnehmung gegebenen vérités de fait enthalten bereits in unklarer und verworrener Form eben dieselbe Wahrheit, welche der Verstand als vérités éternelles aus ihnen heraus sich zum gesonderten Bewußtsein bringen kann: und die vérités éternelles sind deshalb nicht als fertig

41) Diese Vorstellungen von unendlich kleiner Bewußtseinsintensität nennt Leibniz petites perceptions. Ihre Wichtigkeit für das ganze Lehrgebäude des Philosophen hat besonders einsichtig K. Fischer hervorgehoben. Vgl. hauptsächlich «Geschichte der neuern Philosophie», II². 555 fg. 42) Vgl. G. Hartenstein, «De materiae apud L. notione et ad monades relatione» (Leipzig 1846).

43) Ueber Leibniz' Naturphilosophie vgl. insbesondere die betreffenden Abschnitte bei J. Schaller («Geschichte der Naturphilosophie seit Bacon», Leipzig 1841) und E. Tilbring («Kritische Geschichte der allgemeinen Principien der Mechanik», Berlin 1873), auch bei J. Baumann («Die Lehre von Raum, Zeit und Mathematik in der neuern Philosophie», Berlin 1868). 44) Vgl. J. Kant, «Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte» (Königsberg 1747; außerdem P. Harzer, «Bierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie», 1882, S. 265 fg. 45) Vgl. K. M. Kahle, «L. vinculum substantiale» Berlin 1839. 46) Vgl. Fr. Kirchner, «Leibniz' Psychologie» (Köthen 1876).

eingeborene Ideen und Besitzthümer der Seele zu betrachten, sondern es kommt ihnen nur das virtuelle Angeborensein zu, daß sie als Entwickelungsgesetze der seelischen Thätigkeit unbewußt schon in jeder sinnlichen Entfaltung derselben enthalten sind und nur nach dieser ihrer empirischen Anwendung durch die Reflexion appercipirt und damit in das klare und deutliche gesonderte Bewußtsein emporgehoben werden. Mit dieser genialen Theorie der «Nouveaux essais»[47]) schlichtete Leibniz den Streit über die sog. ideae innatae, den Locke gegen die Platoniker seiner Zeit[48]) geführt hatte[49]): er schuf dadurch die Möglichkeit, die später Kant realisirt hat[50]), daß die Erkenntnißtheorie bei aller Anerkennung der sinnlichen Grundlagen, welche die psychologische Entwickelung des Wissens voraussetzt, den apriorischen Inhalt desselben um so ungehinderter erforschen konnte. Die harmonische Vollkommenheit der sinnlichen Vorstellung ist Schönheit[51]): aber darüber hinaus ist die Bestimmung des menschlichen Geistes auf die «Aufklärung» gerichtet, die seine ursprünglich sinnlichen Vorstellungen in Vernunftbegriffe verwandelt und ihn dadurch zur Wahrheit und damit auch zur Güte führt. Denn getreu im Sinne des intellectualistischen Determinismus der antiken Ethik betrachtet Leibniz Wille und Handlung als eine Folgeerscheinung der Erkenntniß; aus den verworrenen und dunkeln Vorstellungen der Sinnlichkeit folgen die falschen Triebe, aus der klaren und deutlichen Vernunfterkenntniß folgt das sittliche Handeln, in welchem sich das Streben nach Vollkommenheit so erfüllt, daß dadurch die wahre Glückseligkeit, die mit der Vollkommenheit eins ist, gewonnen wird.[52]) Freiheit ist daher für Leibniz keine psychologische Kategorie — als solche würde sie dem Determinismus der Monadenlehre widersprechen —, sondern eine ethische Werthbestimmung: frei ist der Mensch, insofern er der Vernunft, d. h. der klaren und deutlichen Erkenntniß gehorcht.[53]) Auch die gelegentlichen Bemerkungen über die Principien der Rechtsphilosophie[54]) — hauptsächlich im Eingange des Codex juris gentium diplomaticus — zeigen einen Anschluß an die antike Auffassung, indem sie diese Disciplin in den allgemeinen Rahmen der Ethik als praktischer Philosophie hineinziehen, und ebenso gehen Leibniz' Definitionen der Gerechtigkeit und ihrer Arten im wesentlichen auf Aristoteles zurück.

In der Lehre von der höchsten Monade, der Gottheit, auf welche Leibniz seine Auffassung von den Functionsverhältnissen der menschlichen Seele via eminentiae überträgt, vollzieht sich die letzte und bedeutsamste Synthese der Leibniz'schen Philosophie. Neben der auf der Offenbarung als einer vérité de fait beruhenden positiven Theologie verlangt er eine natürliche Religion als philosophische Gotteserkenntniß, die mit jener nicht in Streit, sondern in voller Uebereinstimmung sei. Aus diesem Gedanken ist in seiner Schule der theologische Rationalismus des 18. Jahrh. hervorgegangen, und unter den vielen conciliatorischen Bestrebungen des Philosophen hat ihm diese vielleicht am meisten am Herzen gelegen.[55]) Der wichtigste Theil seiner natürlichen Religion ist die «Theodicee».[56]) Da die Welt aus der Weisheit, Güte und Allmacht Gottes hervorgegangen ist, so folgt daraus von selbst, daß sie unter allen möglichen die beste ist, und Leibniz ist der erste, der den philosophischen Optimismus in aller Ausführlichkeit zu begründen versucht hat.[57]) Einerseits führte er die Gedanken der älteren Theodiceen aus, die nach ontologischen Principien nur das Gute und Vollkommene als wahrhaft seiend, das Böse dagegen und Unvollkommene nur als Negation des Seins, als nicht wahrhaft seiend darstellen. Andererseits aber vertieft er diese Untersuchung in die höchsten Principien seiner Metaphysik und Erkenntnißlehre. Die Welt ist thatsächliche Wahrheit, sie könnte auch anders gedacht werden, sie ist eine unter zahllosen Möglichkeiten, und der zureichende Grund, weshalb sie allein unter diesen verwirklicht worden ist, besteht in dem göttlichen Willen, der vermöge seiner Güte die beste auserwählt hat, bei dieser Wahl aber an die Möglichkeiten gebunden war, welche ihm seine Weisheit, der göttliche Verstand, darbot. In den ewigen Wahrheiten desselben muß deshalb der Grund

47) Leibniz gab dieser Lehre einen prägnanten Ausdruck, indem er dem von Locke acceptirten scholastischen Satze Nihil est in intellectu quod non fuerit in sensu hinzufügte: nisi intellectus ipse. 48) Nicht, wie man gewöhnlich meint, gegen die Cartesianer: vgl. G. Geil, «Ueber die Abhängigkeit Locke's von Descartes» (Straßburg 1887), S. 42 fg. 49) Vgl. R. Zimmermann, «Ueber Leibniz' Conceptualismus» (Wien 1854); G. Hartenstein, «Locke's Lehre von der menschlichen Erkenntniß in Vergleichung mit Leibniz' Kritik derselben» (Leipzig 1861, aus den «Abhandlungen der Königl. Sächs. Gesellschaft der Wissensch.»); ferner S. Turbiglio, «Analisi storica delle filosofie di Locke et di L.» (Turin 1867). 50) Schon in der Inauguraldissertation (vgl. oben), noch mehr in der «Kritik der reinen Vernunft». 51) Aus diesem von Leibniz nur gelegentlich angedeuteten Gedanken hat sich in der Wolff'schen Schule die Aesthetik als besondere philosophische Disciplin bei A. Baumgarten und seinem Schüler G. F. Meier entwickelt. Vgl. H. G. Meyer, «Leibniz und Baumgarten als Begründer der deutschen Aesthetik» (Halle 1874); J. Schmidt, «Leibniz und Baumgarten, ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Aesthetik» (Halle 1875), besonders aber H. Lotze, «Geschichte der Aesthetik in Deutschland» (München 1868), S. 4 fg. 52) Vgl. K. R. Geizer, «Ueber die ersten Vorausſetzungen der praktischen Philosophie nach Leibniz' Metaphysik» (Upsala 1876, schwedisch). 53) L. Bräutigam, «Leibniz und Herbart über die Freiheit des menschlichen Willens» (Heidelberg 1882).

54) Vgl. R. Zimmermann, «Das Rechtsprincip bei Leibniz» (Wien 1852); A. Trendelenburg in den «Histor. Beiträgen zur Philosophie», Bd. 2. Vgl. auch G. Monet, «Rechtsphilosophisches aus Leibniz' ungedruckten Schriften» (Leipzig 1885). 55) A. Pichler, «Die Theologie des Leibniz» (München 1869 fg.) und den betreffenden Abschnitt bei B. Pünjer, «Geschichte der christlichen Religionsphilosophie seit der Reformation», Bd. 1 (Braunschweig 1880) und bei O. Pfleiderer, «Religionsphilosophie auf geschichtlicher Grundlage», Bd. 1 (2. Aufl., Berlin 1884). 56) Vgl. K. Buffenius, «Ueber die Theodicee des Leibniz» (Rostock 1876) und die Literatur in der folgenden Anmerkung. 57) Vgl. J. Ch. Baumeister, «Historia doctrinae de optimo mundo» (Görlitz 1741); G. Jellinek, «Die Weltanschauungen Leibniz' und Schopenhauer's, Studie über Optimismus und Pessimismus» (Wien 1872); O. Engler, «Darstellung und Kritik des Leibniz'schen Optimismus» (Jena 1883); G. M. Mayer, «Der Optimismus des Leibniz» (Jena 1886). — Gegen Leibniz und seinen Optimismus schrieb Voltaire seinen satirischen Roman «Candide».

dafür zu suchen sein, daß die Welt, obwol sie die beste unter den möglichen ist, dennoch mit allen jenen Unvollkommenheiten behaftet ist, die der Skepticismus (Bayle) gegen den Optimismus ins Feld führt. Leibniz findet diesen Grund im Begriffe der Endlichkeit. Eine Welt muß aus geschaffenen, d. h. endlichen Wesen bestehen: die endlichen Wesen aber sind unvollkommen, sie sündigen und müssen dafür leiden. So folgt aus dem metaphysischen Uebel das moralische und aus diesem das physische.

Mit Leibniz beginnt die beherrschende Stellung der deutschen Philosophie: seine Lehre inaugurirt jene große Bewegung, welche gegen die Mitte des 19. Jahrh. mit Hegel, Herbart, Schopenhauer und Lotze einen gewissen Abschluß gewonnen hat. Zunächst wurde Leibniz' Philosophie durch Christian Wolff in ein schulmäßiges System gebracht, in Lehrbüchern ausgearbeitet und katheder fähig gemacht; sie war in dieser Form die herrschende Philosophie auf Deutschlands protestantischen Universitäten, bis sie in dieser Stellung durch die Kant'sche abgelöst wurde. Aber auch die deutsche Popularphilosophie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. schöpfte ihre Gedanken wesentlich aus Leibniz, und seine Lehre von der Individualität kam nicht nur in der Gefühlsphilosophie eines Hamann und Jacobi zur Geltung, sondern machte auch im weiteren Sinne des Worts zu seinen Schülern die reformatorischen Begründer unserer Literatur, einen Lessing und Herder. Die wahre Fortsetzung und Vertiefung jedoch der Leibniz'schen Philosophie ist die Lehre Kant's, wie dieser es selbst anerkannte, wenn er eben die «Kritik der reinen Vernunft», in der er das Schulsystem der Wolff'schen Metaphysik über den Haufen geworfen hatte, später[58]) als die «wahre Apologie» von Leibniz gegen dessen Schüler bezeichnete. Auch im Auslande ist die Leibniz'sche Lehre zu verschiedenen Zeiten von großem Einflusse gewesen: in Frankreich wirkte sie besonders stark auf Robinet[59]), später auf Maine de Biran und die ganze spiritualistische Schule; in Italien stand ihr besonders Mamiani, in Schweden Boström nahe. *(W. Windelband.)*

LEIBZUCHTSVERTRAG, Leibgedinge, Leibrentenvertrag. Die Absicht, sich oder dritten Personen eine lebenslängliche Versorgung durch Leistungen Anderer zu verschaffen, kann durch sehr verschiedene Rechtsgeschäfte ausgeführt werden. Dahin gehört namentlich die auf Grund eines Vertrags oder Gesetzes geschehene Bestellung eines Witthums zum Unterhalte der überlebenden Ehefrau, und die Hingabe eines Werthobjectes an Dritte gegen die Verpflichtung zur Zahlung von lebenslänglichen Renten, oder zur leiblichen Verpflegung mit Darreichung von Alimentationsmitteln, Gestattung der Wohnung und Ueberlassung des Nießbrauchs an einzelnen Grundstücken. Dieses letztere Geschäft bezeichnet man im allgemeinen als Leibzuchtsvertrag, Leibgedinge, contractus vitalitius, bei Gutsabtretungen als Altentheil und Auszug; seine juristische Bedeutung kann aber nach der Mannichfaltigkeit der Verhältnisse sehr verschieden sein. Es kann zunächst ein reines Kaufgeschäft mit der Modification sein, daß ein Theil des Kaufpreises in der Verpflichtung zu Leistungen der genannten Art bestehe; es kann aber auch den Charakter einer donatio submodo annehmen. (L. 1. C. de donatt., quae sub modo, 8. 55). Die Leibzuchtsbestellung bei der Uebertragung von Bauergütern insbesondere kann abgesehen von diesen Möglichkeiten unter besondern Umständen eine Gegenverpflichtung für den Vortheil einer verfrühten Erbnahme (successio anticipata) sein, bisweilen (und zwar namentlich wenn das Gut an Fremde gegen die Leibzuchtsverbindlichkeit abgetreten wird) auch auf einem dem römischen Rechte unbekannten Pfründenvertrage ohne die Wirkungen der sogenannten anticipirten Erbfolge beruhen. Die auf diese Weise bestellten Verbindlichkeiten sind an sich nicht nothwendig Reallasten; sie können aber deren Natur erlangen, wenn sie nach den Grundsätzen über die Entstehung derselben constituirt werden. Der Leibzuchtsvertrag kann endlich einen besondern Charakter dadurch erhalten, daß bei seiner Eingehung lediglich ein Gewinn durch eine Speculation beabsichtigt wurde, welche auf der muthmaßlichen Berechnung der Lebensdauer des Rentenempfängers beruht; dies ist der Leibrentenvertrag, d. h. ein Vertrag, vermöge dessen sich jemand verpflichtet, gegen Empfang einer Summe oder eines nach seinem Geldwerthe bestimmten Gegenstandes dem Geber oder einem Dritten eine lebenslängliche Jahresrente zu zahlen. Da die unsichere Berechnung der Lebensdauer des Rentenempfängers den Maßstab für die Größe des zu leistenden Werthes gewähren muß, und die Rente das gewöhnliche Zinsmaß übersteigt, so ist das Geschäft ein gewagtes, bei dem also von einer laesio enormis und ihren Wirkungen nicht die Rede sein kann. Das Kapital ist mit der Perfection des Vertrags verfallen, und der Rentenberechtigte ist nur noch Gläubiger auf den Betrag der Rente («Leibgut schwindet Hauptgut»), deren Forderung übrigens im Concurse keinen Vorzug genießt. Vorausgesetzt für jene Wirkung, daß der Rentenschuldner die Verpflichtung zur Zahlung der Leibrente nicht durch eine vorsätzliche Handlung (z. B. Tödtung des Rentengläubigers u. s. w.) aufhebe. Wird das Geschäft durch Eintreten einer hinzugefügten Resolutivbedingung aufgelöst, so wird das Hauptkapital gegen Erstattung des die gewöhnlichen Zinsen übersteigenden Mehrbetrages der empfangenen Renten zurückgezahlt. Die vorstehenden Grundsätze kommen jedoch nicht immer in dieser einfachen Gestalt zur Anwendung; sie sind oft in complicirtere factische Voraussetzungen verflochten. Dies ist zunächst der Fall bei der sogenannten Tontine, d. h. dem Geschäfte, bei welchem mehrere sich in der Weise eine Leibrente bestellen, daß der Antheil der Verstorbenen den Ueberlebenden anwächst. Ferner bei den sogenannten Leibrentenanstalten, welche bei der großen Zahl der sich betheiligenden Leibrentenkäufer auf einer der Einwirkung individueller Zufälligkeiten weniger ausgesetzten Basis beruhen: endlich bei den

58. Am Schlusse der Streitschrift gegen Eberhardt, «Ueber eine Entdeckung, nach der alle neue Kritik der Vernunft durch eine ältere entbehrlich gemacht werden soll» (1790). 59) Vgl. K. Rosenkranz, Studien zur Literaturgeschichte» (Leipzig 1875), S. 207 fg., und desselben Werk über Diderot (Leipzig 1866).

Witwenversorgungsanstalten. Dies sind Anstalten (Gesellschaften oder Corporationen), welche sich ihren zu bestimmten jährlichen Beiträgen verpflichteten Theilnehmern (den Ehemännern) gegenüber verbindlich machen, an die etwaigen Witwen derselben bestimmte jährliche Leibrenten zu zahlen. Mit dem Tode des betheiligten Ehemannes tritt die Witwe mit selbständigem Klagerechte der Witwenkasse gegenüber in das gewöhnliche Verhältniß des Gläubigers zum Schuldner. Denn es besteht dafür ein allgemeines deutsches Gewohnheitsrecht, daß bei allen solchen Rentenanstalten der Dritte, zu dessen Gunsten die Rente bestellt wird, auch ohne Beitritt zu dem Vertrage ein unmittelbares Klagerecht gegen den Rentenschuldner erwirbt. *(Albrecht Just.)*

LEICESTER, eine Binnengrafschaft von England, im Norden an die Grafschaft Nottingham, im Osten an Lincoln und Rutland, im Südosten an Northampton, im Südwesten an Warwick und im Nordwesten an Derby grenzend, umfaßt ein Areal von 2071 □Kilom. mit (1881) 321,018 Einwohnern. Die Grafschaft gehört zum Gebiete des Trent, welcher Fluß einen Theil der Grenze gegen die Grafschaft Derby bildet; in der Mitte wird sie vom Soar, einem Zuflusse des Trent, an der Südgrenze vom Welland und vom Avon bewässert, und vom Unions-, Leicester-, Ashy und andern Kanälen, sowie von der großen englischen Nordbahn (London-York-Hull) durchschnitten, an welche sich hier ein System von Zweigbahnen anschließt. Die Oberfläche, wellenförmig, nur hier und da von Höhen durchzogen, die jedoch selbst in den rauhen Charnwood-Hügeln im Nordwesten nur 275 Met. aufsteigen, ist für den Ackerbau, hauptsächlich aber durch die ausgedehnten Hutungen und vorzüglichen Wiesen für die Vieh- und Schafzucht geeignet; der Norden und Westen ist reich an Steinkohlen (es bestehen an die 30 Steinkohlenwerke), auch findet sich guter Kalk, Gips, Schiefer u. s. w. Das langgehörnte Leicesterrind liefert die Milch zu dem ausgezeichneten und in großer Menge ausgeführten Leicesterkäse, das Leicesterschaf treffliche Langwolle. Außerdem ist Leicester der Hauptsitz der Wollstrumpfmanufactur (besonders in den Städten Leicester, Hinckley und Longborough) und unterhält mit deren sowie mit den Erzeugnissen der Viehzucht einen bedeutenden Handel. *(W. Bentheim.)*

LEICESTER, die Hauptstadt der gleichnamigen englischen Grafschaft, liegt im Mittelpunkte derselben am schiffbaren, vielfach überbrückten Soar und an der Vereinigung des Grand-Junction- und Grand-Unionskanals, wodurch die Stadt mit allen Theilen Englands verbunden ist; auch ist sie der Knotenpunkt von sechs Eisenbahnen. Leicester, eine der ältesten Städte Englands, enthält im südöstlichen Theile öffentliche Gärten und hat mehrere große, prächtige Kirchen im früh englischen oder normannischen Stil (darunter die St.-Martinskirche, St.-Marykirche aus dem 12. Jahrh., die St.-Margarethen-, St.-Nicholaskirche), sowie zahlreiche Kapellen, eine Assisenhalle im alten Schloß, ein Rathhaus, eine Irrenanstalt, ein Waisen- und ein Versorgungshaus, eine Lateinschule, eine Kunstschule. Auch besteht ein Handwerkerinstitut, eine Philosophische Gesellschaft, ein Museum mit werthvollen römischen Alterthümern, eine Bibliothek und eine öffentliche Badeanstalt. Eine Zierde ist der Glockenthurm, im J. 1868 zum Gedächtniß des Simon von Montfort, Grafen von Leicester, errichtet. In der 1413 gestifteten, jetzt etwas verfallenen Abtei befindet sich das Grab des Cardinals Thomas Wolsey. Die Stadt, mit (1881) 122,851 Einwohnern, ist der Hauptsitz der Weberei von wollenen Strumpfwaaren, Hosenzeugen, Mützen, Handschuhen und Hemden, welche zahlreiche Arbeiter in den Fabriken und zu Hause, außerdem aber noch in der Umgegend beschäftigt. Auch Spitzenklöppelei, Wollkämmen und Maschinenbau wird betrieben.

Das heutige Leicester war die altbritische Stadt Ratä oder Ratiscorium, eine wichtige römische Station im Lande der Coritanen, das Leagacester der Angelsachsen, dann einer der fünf dänischen Burgflecken jener Zeit. Im J. 680 ward es Bisthum, 914 mit Mauern umgeben, später Sitz der mächtigen Grafen von Leicester, darauf der Herzoge von Lancaster. In den Jahren 1414, 1426 und 1450 wurden daselbst Parlamente gehalten. *(W. Bentheim.)*

LEICESTER (Robert Dudley, Graf von), Baron Denbigh. Als jüngerer Sohn John Dudley's, des nachmaligen Herzogs von Northumberland, am 7. Sept. 1533 geboren, heirathete Dudley schon am 4. Juni 1550 Amy, Tochter des Sir John Robsart, doch war die Ehe unglücklich; Amy zog sich auf ein Gut zurück und Dudley hielt sich ihr ganz fern. Im J. 1553 betheiligte er sich an der Erhebung zu Gunsten seiner Schwägerin Jane Grey; als aber diese scheiterte und Maria Tudor, die er in Hundsdon hatte gefangen nehmen wollen, den Sieg errang, eilte er zu ihr nach Framlingham, um ihr zu huldigen; Maria ließ ihn nicht vor, er wurde am 25. Juli 1553 in den Tower gesperrt, 1554 aber als unschuldig freigegeben. Nun lernte er die Prinzessin Elisabeth kennen, die für den schönen Mann eine leidenschaftliche Liebe faßte, wurde ihr Geliebter und strebte nach ihrer Hand; um diese zu erreichen, glaubte er, bedürfe es nur des Todes seiner Gattin. Dieser trat 1560 unter so merkwürdigen Verhältnissen ein, daß man Dudley oder wenigstens gefällige Creaturen für Urheber hielt; er wie Elisabeth hüteten sich, den geheimnißvollen Schleier zu lüften. Welchen Geschmack konnte die männliche Elisabeth an einem so weibischen Charakter finden! War doch Dudley ohne Muth, ohne Talente wie ohne Tugenden, ein glatter und seichter Höfling, ein werthloser Mignon! Herzlos und intriguant, sann er nur auf eigenen Vortheil. Elisabeth bestieg den Thron, um Dudley fortan mit Ehren und Auszeichnungen zu überschütten; in rascher Folge wurde er ihr Oberstallmeister, Mitglied des Geheimen Raths, Feldzeugmeister, Herr von Kenilworth und Chirk; Elisabeth dachte stets an sein Glück, lebte mit ihm auf dem intimsten Fuße und liebte seine Zärtlichkeit, ohne sich ihm je zu ergeben: Arthur Dudley, der 1587 am spanischen Hofe als Sohn der Beiden auftauchte, war ein Betrüger. Dudley vor allen verhin-

derte es, daß die Königin eine fürstliche Ehe einging, wie ihr Volk wollte, denn er hoffte immer noch auf ihren Besitz. Sprach er sich auch für die Ehe Elisabeth's mit dem Erzherzoge Karl aus, so entsagte er doch nicht der heimlichen Hoffnung, demselben vorgezogen zu werden, und verrieth diese sehr deutlich, indem er im November 1559 im Staatsrathe dem Herzoge von Norfolk entgegenrief: wer der Monarchin zur Ehe mit einem Fremden rathe, sei kein guter Engländer. Elisabeth gab ihm 1560 das sehr einträgliche Monopol auf abgabenfreien Export wollener Zeuge, obwol ihr großer Minister Cecil, der nachmalige Lord Burleigh, dies misbilligte. Dudley intriguirte und wühlte lebenslang gegen Cecil, ohne daß die Königin darauf Werth legte; sie wußte, welche Kraft sie in Cecil besaß, und aller Haß Dudley's prallte an dieser Erkenntniß ab. Der größte Theil des Adels haßte den erbärmlichen Günstling, der sich auf den Puritaner aufspielte, und war entschieden seiner Heirath mit der Königin entgegen; Dudley aber kokettirte einerseits mit den Hugenotten und bot ihnen Hülfe an, wenn sie seine Heirathsabsichten fördern wollten, andererseits liebäugelte er mit Spanien und versprach die Beschickung des Tridentiner Concils durch England, worauf Philipp II. sich stellte, als begünstige er Dudley's Absichten auf Elisabeth; Dudley trug nun seine Zuversicht unverhüllt zur Schau und sein Anhang bestürmte Elisabeth, freilich dank Cecil und andern vergeblich, ihm die Hand zu reichen. Als die Königin 1562 schwer erkrankte, bestimmte sie, falls sie sterbe, solle Dudley, den sie seit lange innig aber in Ehren liebe, Lord-Protector werden.

Seit März 1563 dachte sie daran, ihren Seelenfreund mit Königin Maria Stuart von Schottland zu vermählen und schlug ihn dieser mit Cecil's Billigung vor. Maria verwarf ihn, da es ihr schlecht anstehe, einen englischen Unterthanen zu heirathen, und ließ sich durch die Befürwortung ihrer Großen nicht umstimmen, die durch diese Verbindung Maria's Erbrecht an England sichergestellt zu sehen hofften. Dudley selbst schien keine Neigung zur Ehe mit Maria zu haben und ließ ihr vorstellen, das Project rühre von seinen Feinden, voran Cecil, her. Vergebens machte man englischerseits Maria alle möglichen Verheißungen, wie würdig Dudley ausgestattet werden solle: Maria blieb bei ihrer Weigerung. Bereits besaß Dudley den Hosenbandorden, jetzt erhob ihn Elisabeth in Gegenwart des schottischen Gesandten Melvil am 26. Sept. 1564 zum Grafen von Leicester und Baron Denbigh, aber alle Schritte aus England wie aus Schottland vermochten nicht, Darnley aus Maria's Herzen zu verdrängen. Trat er mit Spanien in solche Beziehung, daß man dort auf eine Rekatholisirung Englands hoffte, so unterstützte Leicester 1569 das Project, den Herzog von Norfolk mit Maria Stuart zu verheirathen, und sandte ihr Geschenke und Präservative gegen Gift in den Kerker; als ihm der Bischof von Roß vorschlug, er möge sie selbst heirathen, lehnte er dies «aus vielen Gründen» ab. Nach Norfolk's Hinrichtung billigte er warm Elisabeth's Absicht, Maria aus dem Wege räumen zu lassen, und in Maria's Proceß spielte der elende Höfling eine gehässige Rolle.

Allgemein fiel Leicester's intime Vertraulichkeit mit Elisabeth auf, die Gesandten berichteten darüber an ihre Höfe und hielten die Möglichkeit einer Heirath beider noch immer offen. Er aber spielte seit 1567 den eifrigsten Puritaner, natürlich völlig überzeugungslos, gab sich den Schein der Opferwilligkeit und begünstigte Elisabeth's Heirathsproject mit dem Herzoge von Anjou. Er huldigte unermüdlich der maßlosen Eitelkeit der alternden Kokette, die für die gröbsten Schmeicheleien empfänglich blieb, und sein Ritterdienst war ihr ein Bedürfniß; doch wußte sie genug Königin zu bleiben, um von ihm keine Eigenmächtigkeit zu dulden, die ihre Autorität gefährdete, und wies ihn einmal, als er sich eine solche gestattete, streng zurück. Leicester heirathete 1572 heimlich Lady Douglas Howard, verwitwete Lady Sheffield, eine Tochter Lord William Howard's, schied sich aber schon 1574 von ihr, um weder die Ehe noch den ihr 1573 entstammten Sohn je anzuerkennen, und nahm 1577 eine Cousine der Königin, Lettice Knolles, heimlich zur Ehe, eine Tochter des Sir Francis Knolles und Witwe seines Todfeindes Walter Devereux, ersten Grafen von Essex, von dessen Vergiftung durch Lettice und Leicester gemunkelt wurde. Elisabeth war außer sich, als sie hörte, wie «Sweet Robin» sie hintergangen hatte, und rächte sich an seiner Untreue, indem sie dem Herzoge von Alençon Hoffnung auf ihre Hand machte; bald aber schenkte sie dem Grafen wieder die alte Gunst und er rieth ihr von der Wahl Alençon's ab. Da ihm der Thron entging, so sann er darauf, ihn wenigstens in Zukunft an das Haus Dudley zu bringen, was ja schon der Traum seines ehrsüchtigen Vaters gewesen war, führte seinen Stiefsohn, den zweiten Grafen Essex, bei Hofe ein, verschaffte ihm die Gunst Elisabeth's, wünschte ihn mit Arabella Stuart und eine seiner Stieftöchter mit König Jakob VI. von Schottland zu vermählen; Elisabeth aber mochte hiervon nichts hören.

Im J. 1577 ausersehen, ein Heer nach den Niederlanden zu führen, war Leicester sehr unzufrieden, daß Elisabeth mit dem Feldzuge zögerte, in dem er Don Juan d'Austria zu überflügeln gehofft hatte, und trug in diesem Jahre aus eigenen Mitteln zur Ausrüstung der Expedition von Francis Drake nach den spanischen Colonien bei. Im J. 1582 begleitete er den Herzog von Alençon in die Niederlande, wohnte dessen Installirung zum Herzoge von Brabant bei und kehrte alsbald heim. Obwol ohne alle Befähigung, erschien er 1585 Elisabeth doch als der gegebene Feldherr, als es galt den Niederlanden wirklich zu helfen. Schon im September erhielt er den Oberbefehl der englischen Truppen; einen Augenblick schien es zwar fraglich, ob Elisabeth nicht doch einen Andern senden würde, dann aber bestätigte sie ihn im November und er traf im December in Vlissingen als Oberbefehlshaber von 6000 Mann ein. Die Holländer nahmen ihn wie einen Erlöser jubelnd auf und boten ihm an, er solle sie regieren. Er schrieb Elisabeth, sie werde in einem Jahre einen ehrenvollen Frieden schließen können; sie aber ließ es

den Truppen bald an allem fehlen und lähmte selbst seine Operationen, denn sie war erbost, daß er 1586 in ihrem Namen die absolute Leitung der Vereinigten Provinzen als Oberstatthalter annahm, ohne ihre Erlaubnis einzuholen, und daß er gegen ihr Verbot den Staaten einen Eid ablegte; lauter Spione umgaben ihn, während er ein Willkürregiment einrichtete. Voll Unwillen über seine Dreistigkeit, tadelte Elisabeth ihn schonungslos und verlangte, obwol Burleigh ihn vertheidigte, er solle die usurpirte Würde des Oberstatthalters sofort ablegen; ihr Grimm wuchs noch, als die Gräfin mit großem Pompe bei dem Gemahle anlangte. Dann wurde die Königin ruhiger und erließ dem Favoriten die Schmach directer Absetzung, bestand aber darauf, daß er nur in ihrem Namen die Regierung der Provinzen führen dürfe, und hemmte nach wie vor seine Operationen, unterhandelte sogar hinter seinem Rücken mit dem ihm gegenüberstehenden spanischen Gouverneur Alexander Farnese. Diesem großen Feldherrn war Leicester in keiner Weise gewachsen, er bewies eine totale Unfähigkeit als Heerführer und rasch verflüchtigte sich nicht nur der Enthusiasmus der Holländer, die sich ihm nicht länger unterordnen wollten, sondern machte auch entschiedenem Mistrauen Platz. Während die Generalstaaten mit dem Grafen in Fehde lagen, drang Farnese siegreich vor, Leicester's Zug nach Geldern, um Zütphen wieder zu nehmen, mißglückte und Elisabeth rief ihn zurück. Seiner zweideutigen Stellung müde, überließ er die Regierung dem Staatenrathe und das Heer blieb ohne Oberfeldherrn, als er im November 1586 nach London abfuhr. Als die Lage der Generalstaaten immer verzweifelter wurde, baten sie den Grafen 1587, er möge kommen und ihnen zur Eroberung von Deventer helfen; Leicester erschien im Juli d. J., von Elisabeth mit einer Art Dictatur ausgestattet, welche Befugnisse geheim gehalten werden sollten, aber Oldenbarneveldt, dem Pensionär von Rotterdam, zu Gesicht kamen. Oldenbarneveldt griff sofort Leicester heftig an und wollte von der englischen Allianz nichts mehr wissen; Leicester gerieth mit den Generalstaaten in Zwist, ließ die Zeit ungenützt verstreichen und verhinderte nicht den Fall von Sluys. Hingegen versuchte er, eine Anzahl Städte in seine eigene Abhängigkeit zu bringen, z. B. Leiden; doch wurde dies entdeckt; Leicester mußte dem allgemeinen Unwillen weichen und schon im December nach England heimkehren. Trotz seiner Niederlage übertrug ihm Elisabeth, als 1588 die spanische Armada ihr Reich bedrohte, den Oberbefehl; auf seinen Ruf sammelte sich das Landheer bei London und er ritt mit der Gebieterin zur Heerschau bei Tilbury. Elisabeth schrieb ihm trotz seiner Verdienstlosigkeit den Sieg ihrer Sache über Spanien zu und besuchte ihn in Tilbury, wie sie es manchmal auf seinen Gütern gethan; sie wollte ihn eben zum Generalstatthalter von England und Irland ernennen, wogegen Burleigh und der Großsiegelbewahrer Hatton Einrede erhoben, als Leicester auf dem Wege nach Kenilworth am 4. Sept. 1588 zu Cornbury Park in Oxfordshire einem Fieber erlag. Seine Witwe heirathete Christopher Blount.

Vgl. Froude, «History of England from the fall of Wolsey to the death of Elizabeth», Bd. 7—12 (London 1863—70); von Ranke, «Englische Geschichte vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert» (Band 1, 4. Auflage, Berlin 1877); M. Philippson, «Westeuropa im Zeitalter von Philipp II., Elisabeth und Heinrich IV.» (Berlin 1882). *(Arthur Kleinschmidt.)*

LEICH, eine Kunstform der mittelalterlichen Lyrik, in der verschiedene Strophenformen miteinander verbunden werden. Ueber Ursprung und Wesen des Leichs, den Scherer das «Paradestück des Minnesangs» nennt, gehen die Ansichten auseinander. K. Lachmann schrieb 1829 im dritten Bande des «Rheinischen Museums» eine Abhandlung «Ueber die Leiche der deutschen Dichter des 12. und 13. Jahrhunderts» (in den «Kleineren Schriften», herausgegeben von K. Müllenhoff, Berlin 1876, I, 325—340). Er rühmt den münchener Bibliothekar Docen als den ersten, welcher «die Regel der Leiche gelehrt hatte». Wesentlich verschieden von Lachmann's Auffassung hat W. Wackernagel über den Leich gesprochen in seiner «Geschichte der deutschen Literatur» (2. Aufl. von E. Martin, Basel 1879) und in den «Altfranzösischen Liedern und Leichen» (Basel 1846). Hierzu ist noch zu vergleichen Jak. Grimm «Ueber den altdeutschen Meistergesang» (Göttingen 1811), S. 69—72; K. Müllenhoff, «De antiquissima Germanorum poesia chorica» (Kiel 1847); K. Müllenhoff und W. Scherer, «Denkmäler deutscher Poesie und Prosa» (2. Aufl., Berlin 1873); Ferd. Wolf, «Ueber die Lais, Sequenzen und Leiche» (Heidelberg 1841); K. Bartsch, «Der Strophenbau in der deutschen Lyrik» (1857 in der «Germania», II, 257—298) und «Die lateinischen Sequenzen des Mittelalters in musikalischer und rhythmischer Beziehung» (Rostock 1868). Die Bezeichnung Leich (laiks) findet sich bereits im Gothischen, wo laikan «hüpfen, frohlocken» bedeutet. Läc ist im Angelsächsischen der Tanz, das feierliche Schreiten zum Opfer und das Opfer selbst. Leih heißt im Althochdeutschen Spiel und Tanz, und in der Bedeutung von Spiel (Kegelleich), Possen haben die Dialekte auch in der Gegenwart das Wort bewahrt. In ältester Zeit ist der «Leich» der vom Gesang begleitete Tanz Mehrerer, dem das vom Einzelnen vorgetragene Lied gegenübersteht (Wackernagel). Der Unterschied von Lied und Leich wird in der Folgezeit stets strenge festgehalten. Während das mittelalterliche Lied die durchgängige dreitheilige Gliederung in die beiden Stollen und den Abgesang festhielt, sind die einzelnen Theile des Leichs verschieden, zwar nicht völlig regellos, da in vielen Fällen sich zwei gleiche Systeme folgen, doch meistens in der Zahl der Zeilen, in Reimen und Silben der Willkür des Dichters überlassen. Passend hat man die Leiche mit unserer modernen Cantatendichtung verglichen; doch geht es zu weit, wenn Wackernagel sagt, im Gegensatze zum Lied ordne sich hier der Text der musikalischen Gestaltung unter. Wo Ton und Wort zugleich von einem erfunden wird, ist dieser Uebelstand der modernen Kunst nicht vorhanden. Daß die Melodie innerhalb des Leichs wechseln konnte, ist höchst wahrscheinlich. Ursprünglich wol für den bloßen Gesang, wird der Leich dann auch von

Instrumenten, der Fiedel, gelegentlich auch der Trommel oder Pfeife begleitet. Der Inhalt der Leiche kann sich auf alles erstrecken. Während Wackernagel annimmt, daß die alte volksthümliche Dichtart der Leiche erst im Anfang des 12. Jahrh. von den Geistlichen nach dem Vorbilde der in der Kirche altherkömmlichen Sequenzen allmählich umgestaltet worden sei und also verändert in die Kunstdichtung überging, vertritt Lachmann die Ansicht, der Leich sei überhaupt erst aus den kirchlichen Sequenzen und Prosen hervorgegangen, die im Anfang des 10. Jahrh. Notker Labeo in St.-Gallen in den Kirchengesang einführte (K. S. Meister und W. Bäumker, «Das katholische deutsche Kirchenlied in seinen Singweisen von den frühesten Zeiten bis gegen Ende des 17. Jahrh.», Freiburg 1862 und 1883). Notker (gest. 912) ist der erste, welcher in seinem «Marcianus Capella» des Gegensatzes von Lied und Leich gedenkt: «daz zesingene getân ist, also lied unde leicha». Die ältesten Leiche sind, was für Lachmann's Ansicht spricht, religiösen Inhalts, erst aus späterer Zeit sind uns Tanzleiche, Reihen erhalten. Der älteste erhaltene Leich ist aus einer Handschrift aus dem Kloster Muri zuerst von Hoffmann von Fallersleben in den «Fundgruben» (I, 259), dann wieder von Lachmann mitgetheilt worden. Von den höfischen Dichtern hat zuerst Friedrich von Hausen Leiche gedichtet. Berühmt ist der große Leich Walther's: «Got, diner Trinitâte». Viel gesungen wurde ein Minneleich Ulrich's von Lichtenstein. Eine ganze Reihe anderer Dichter hat ebenfalls Leiche gedichtet, unter ihnen auch der Tanhäuser. Heinrich Frauenlob, der erste Meistersinger (gest. 1318), ist der letzte, welcher Leiche gedichtet hat (Marienleich, Kreuzleich, Minneleich). Im 18. Jahrh. könnten manche von Klopstock's Gedichten in freien Rhythmen an die im 14. Jahrh. ausgestorbene Dichtungsart erinnern. Zu beklagen ist ihr frühes Erlöschen nicht, denn «die freiere Form verführte», wie Lachmann hervorhebt, «zur gedehnten Reflexion oder zum unbeschränkten Erguß eines nicht immer tiefen oder wahren Gefühls, und die Leiche sind keineswegs die erfreulichste Seite der Kunstpoesie des 13. Jahrhunderts». *(Max Koch.)*

LEICHDORN (Clavus), auch Hühnerauge, nennt man eine schwielenartige Verdickung der obersten Hautschicht (Epidermis, Hornhaut), welche, durch übereinander geschichtete Hornzellen gebildet, nach unten einen central stehenden Zapfen bildend, mittels dieses letzteren sich in die Schleimschicht und die in die Tiefe gedrängte Haut einbohrt. Da der Leichdorn seine Entstehung zumeist dem Druck verdankt, welchen unpassendes Schuhwerk auf die Füße ausübt, so findet man ihn gewöhnlich über den Knöcheln, an den Seitenflächen der Zehen und an andern Vorsprüngen der Fußknochen; durch den andauernden Druck des eingekeilten Zapfens wird allmählich eine Atrophisirung (Schwund) des unterliegenden Cutis und ihrer Papillen herbeigeführt, während die unmittelbar angrenzende, den Zapfen umgebende Haut nebst Papillen entzündlich infiltrirt, hypertrophisch und von schwieliger Oberhaut bedeckt erscheint. Zur Vermeidung der Leichdorne ist vor allem auf gutes, genau den Formen des Fußes angepaßtes, aus gutem Stoff bereitetes Schuhwerk zu sehen, und scheint für diesen Zweck die in neuester Zeit empfohlene Methode, von jedem Fuße einen Gipsabguß zu nehmen und danach ein der Fußform genau entsprechendes Fußmodell (Leisten) durch Guß herzustellen, die geeignetste zu sein. Sind aber einmal Leichdorne vorhanden, so ist das beste und sicherste Mittel zu deren Beseitigung das Messer unter Beihülfe eines Schabeisens oder Schablöffels, mittels dessen man den Hornzapfen am leichtesten und vollständigsten aus seinem Grunde herausheben kann. Alle üblichen Erweichungsmittel, Hühneraugenpflaster und -Salben, Bestreichen mit Collodium unter Zusatz von Hanfextract, ebenso das Aetzen mit Kalilösung, Essigsäure, Citronensäure u. s. w. haben nur insofern einen Werth, als sie die operative Entfernung erleichtern.

Zur Verhütung der weitern Entwickelung in der Bildung begriffener Hühneraugen, sowie behufs Milderung der äußerst heftigen Schmerzen, welche die Hühneraugen zu begleiten pflegen, ist eine Vorrichtung zu empfehlen, welche die betreffende Stelle vor dem Drucke der Nachbartheile schützt. Man erreicht diesen Zweck am besten durch Application eines passenden Stückes Blutschwamm, welches mit einem dem Sitze des Hühnerauges entsprechenden Loche versehen ist und durch Heftpflaster befestigt wird. In vielen Fällen leisten auch die gleichfalls mit einem passenden Loche versehenen sogenannten Hühneraugen-(Filz-) Ringe gute Dienste.

(Alfr. Krug.)

LEICHE ist die volksthümliche Bezeichnung für den abgestorbenen Menschenleib, während man todte Thierleiber mit den Worten Aas, Cadaver u. s. w. zu benennen pflegt. Die charakteristischen, äußerlich sichtbaren Merkmale dafür, daß wir es im Einzelfalle mit einer Leiche zu thun haben, sind die Leichenflecke, die Leichenkälte, die Leichenstarre, wenn auch dieselben allein nicht ausreichend sind, um den wirklich erfolgten Tod zu constatiren, vielmehr eine sachverständige Leichenschau, selbst die Leichenöffnung dazu noch erforderlich ist.

Sobald das Leben erloschen ist, hört in der Leiche der Stoffumsatz zwar nicht auf, nimmt aber, da er dem Einflusse der Blutbewegung und Athmung entzogen ist, eine andere Richtung an: das Blut fließt, dem Gesetze der Schwere folgend, zum Theil nach den tiefer gelegenen Stellen ab und färbt die erblaßten Körpertheile sowie die dieselben bedeckende Oberhaut bläulich roth, zum Theil gerinnt es in den blutführenden Gefäßen und in den Herzkammern, hier mehr oder weniger feste Gerinnsel (Coagula) bildend, während dessen flüssige Bestandtheile (Serum), das Zellgewebe durchsickernd, die oberste Hautschicht (Epidermis) allmählich in Blasenform abheben und endlich in einen Zustand der Verjauchung übertreten, der sich ebenso wol durch den eigenthümlichen, mehr oder weniger widerlichen Fäulnißgeruch bemerkbar macht, als er auch einen, seiner Natur nach noch nicht bekannten, aber in seiner Wirkung auf lebende Gewebe gefährlichen Stoff, das Leichengift entwickelt, welches, durch offene Wunden, z. B. gelegentlich der Section des Leichnams, in den

Blutkreislauf und die Säftemasse des Lebenden übergeführt, zur Blutvergiftung (Pyämie) desselben und dadurch bedingten ernsten, ja oft tödlichen Erkrankungen Anlaß geben kann. Aehnlich, wie das Blut gerinnt, erstarrt nach eingetretenem Tode auch die Muskelsubstanz, wodurch ein Zustand der Steifheit, Unbeweglichkeit derselben hervorgerufen wird, welcher unter der Bezeichnung Leichenstarre als ein zweites, wenn auch nicht untrügliches Kennzeichen des eingetretenen Todes anzusehen ist, dann aber um so sicherer als ein solches gelten kann, wenn es in Begleitung oder im Gefolge anderer, wie z. B. der Leichenkälte und der Leichenflecken, sich bemerkbar macht. Die Zeit des Eintritts dieses Leichensymptoms ist eine sehr verschiedene, und hängt hauptsächlich von der Art der dem Tode vorausgegangenen Erkrankung ab: war letztere eine acute, namentlich auf entzündlichen Processen beruhende, und traf sie einen vorher vielleicht ganz gesund und noch jung gewesenen Menschen, so tritt die Leichenstarre meist sehr bald, oft unmittelbar nach erfolgtem Tode ein, sodaß der Körper in der Stellung, welche er im Moment des Verscheidens zufällig einnahm, verharrt, und die dabei etwa in gebeugter Stellung verbliebenen Gliedmaßen nur mit Mühe und unter einer gewissen Kraftanstrengung gerade gestreckt werden können. War das Leiden dagegen ein chronisches, war das Individuum schon ein bejahrtes oder durch sein langes Leiden in seiner Ernährung und Kräftemaß sehr zurückgekommenes, so fehlt nicht selten die Leichenstarre entweder ganz oder tritt doch nur in so mäßigem Grade auf, daß sie als Starrheit gar nicht bezeichnet werden kann; der Grund hiervon ist nur darin zu suchen, daß bei solchen Kranken schon während des Lebens die Muskulatur durch mangelhafte Ernährung den größten Theil jenes Stoffes eingebüßt hat, durch dessen Gerinnung deren Erstarrung überhaupt erst möglich wird. Um so schneller und in um so höherem Grade treten aber bei solchen Leichen die Fäulnißsymptome auf, ja sie machen sich oft schon in den letzten Lebensstunden bemerkbar, zumal dann, wenn die Ursache des chronischen Leidens auf eine sogenannte specifische Erkrankung (Syphilis, Krebs, Tuberkulose) zurückzuführen war.

Wenn nun auch in der Mehrzahl der Fälle darüber, daß man es mit einer Leiche zu thun hat, kein Zweifel sein kann, so gibt es doch auch eine große Anzahl Fälle, wo die Sache nicht so klar und einfach vorliegt, und wo eine sachverständige Prüfung des Einzelfalles durch Leichenschau, eventuell Leichenöffnung geboten erscheint. Ob aber die Leichenschau eine obligatorische und als solche von Staats wegen einzuführen sei, ist eine Frage, worüber die Ansichten der Wissenschaft sowol als auch der Regierungen noch ziemlich weit auseinander gehen. Der Zweck der Leichenschau gipfelt in folgenden Aufgaben derselben: 1) sie hat zunächst den wirklich erfolgten Tod sowie die Identität des Verstorbenen festzustellen; 2) sie hat zu constatiren, ob letzterer eines natürlichen Todes und an welcher Krankheit er gestorben, oder ob er durch Zufall, Verunglückung, eigene Schuld (Selbstmord), verbrecherische Handlung eines Dritten (Mord, Curpfuscherei) den Tod erlitten hat; 3) soll sie die möglichst schnelle Kenntnißnahme vom Auftreten und der Verbreitung von Epidemien vermitteln; 4) endlich soll sie das Material für die Mortalitätsstatistik schaffen. So segensreich die Leichenschau nach diesen vier Richtungen hin sowol für die Wissenschaft als für die allgemeinen hygieinischen und sanitären Verhältnisse des Staates, der Gemeinden und der Individuen wirken kann, und da, wo sie obligatorisch eingeführt ist, auch gewirkt hat, so wird doch gerade der letztere Punkt, deren obligatorische Einführung, vorläufig wol noch so lange unerledigt bleiben, bis der allein stichhaltige Grund, der dagegen geltend gemacht werden kann, »daß es an vielen Orten an den geeigneten Persönlichkeiten für deren stricte Durchführung fehle«, noch nicht hinfällig geworden ist.

Mit der Leichenschau wird aber, wenn sie die oben angedeuteten Zwecke erfüllen soll, in vielen Fällen eine kunstgerecht ausgeführte Leichenöffnung (Obduction, Section) zu verbinden sein, welche entweder vom behandelnden Arzte, oder bei Vermuthung von Verunglückungen oder Verbrechen von einer gerichtlich verpflichteten Medicinalperson entweder an Ort und Stelle, oder in den für solche Zwecke mit einem besonderen Secirraum ausgestattenden Leichenhäusern oder Todtenhallen vorzunehmen sind. Diese letzteren bieten neben andern, später zu besprechenden Vortheilen, dem Obducirenden die relativ größte Garantie gegen Gesundheitsschädigungen, welche er sich sonst bei Ausübung seiner Berufsthätigkeit entweder durch directe Infection mit dem Leichengift (s. o.) oder durch allmähliche Acquisition der unter dem Namen Leichentuberkel (Lupus anatomicus) bekannten Gesundheitsschädigung — eine warzenartige Bildung der Haut über den Fingergelenken, wobei es sich theils um sehr schmerzhafte einfache Verdickung der Haut mit Hypertrophie der Papillen, theils um nässende Formen mit intrapapillären Abcessen handelt — zuziehen könnte. Außer diesen mehr individuellen Vortheilen bieten aber die Todtenhallen, welche gegenwärtig wol auf den meisten Friedhöfen größerer Städte und Ortschaften zu finden sind, die in sanitärer und hygieinischer Beziehung nicht hoch genug anzuschlagende Möglichkeit, die Leichen möglichst bald aus dem Bereich des Sterbehauses und der Ueberlebenden zu schaffen, und so, namentlich bei Epidemien, eine Weiterverbreitung und damit wachsende Intensität einer Krankheit zu beschränken. Außerdem sind dieselben auch die passendste Localität zur Aufstellung der für die Fälle zweifelhaften Todes (Scheintod) geeigneten Vorrichtungen und Apparate, welche mit der Leiche in directe Verbindung gebracht werden, und durch welche auch das geringste Zeichen wieder erwachenden Lebens dem Wächter sofort signalisirt werden kann. *(Alfr. Krug.)*

LEICHENBESTATTUNG. Die Leichenbestattung ist ein Act theils der Pietät gegen die Verstorbenen, theils der Fürsorge für die Lebenden; während im ersteren Falle religiöse, ethische und humanitäre Motive die Hauptrolle spielen, sind es im andern Falle hauptsächlich hygieinische und sanitäre Gründe, welche dabei in Frage kommen. Man kann wohl sagen, daß die Leichen-

bestattung, wenn auch in ihren primitivsten Formen, ein Gebrauch ist, solange wie das Menschengeschlecht selbst existirt, wenigstens reichen die uns bekannt gewordenen ersten Spuren desselben bis auf mehrere Jahrtausende vor Christus zurück. Bei den vorchristlichen Völkern war aber das religiöse Motiv das allein vorwiegende, und auch gegenwärtig ist dasselbe unter vielen von der Cultur und Civilisation der Neuzeit noch nicht ergriffenen Völkerstämmen bei den verschiedenen gelegentlich der Leichenbestattung dort üblichen Gebräuchen vorherrschend, wenn auch dabei, obschon unbewußt, den sanitären Verhältnissen in mehr oder weniger ausreichender Weise Rechnung getragen wurde.

Die Form, unter welcher die Leichenbestattung in der vorchristlichen wie nachchristlichen Periode vollzogen wurde, kann im wesentlichen als eine dreifache bezeichnet werden: 1) als Beisetzung, 2) als Bestattung im engern Sinne (Begraben), 3) als Vernichtung des Leichnams (durch Wasser, Feuer, Chemikalien u. a.).

Die Beisetzung der Leichen kann unter diesen drei Formen wohl als die älteste, aber auch als diejenige bezeichnet werden, welche den ethischen Zwecken der Leichenbestattung insofern am meisten entspricht, als sie ein möglichst langes, sicht- und greifbares Band des Verkehrs zwischen den Abgeschiedenen und den Ueberlebenden vermittelte, zu welchem Zwecke noch überdies die verschiedenartigsten, eine möglichst lange Conservirung des Leichnams bezweckenden Manipulationen (Einbalsamiren u. s. w.) in Anwendung kamen.

Die Beisetzung erfolgte in der frühesten Zeit in Höhlen, später in Pyramiden, Katakomben, Krypten, Grabkapellen, Erbbegräbnissen, Kirchen u. s. w., und wurden die Leichen in diesen Räumen entweder offen oder in Särgen verschlossen beigesetzt. Die Pyramiden (s. diesen Art.), die ältesten historischen Denkmäler der Leichenbestattung, waren von einer quadratischen Grundfläche vierseitig aufgebaute, spitz zulaufende Grabgebäude der altägyptischen Könige. Später wurde die Pyramidenform für Grabmäler in Aethiopien auch für den Allgemeingebrauch, nicht blos für Königsgräber, Sitte, namentlich auf der Insel Meroë und auf den großen Todtenfeldern in der Nähe vom Berge Barkal. Die Katakomben (s. diesen Art.), ausgedehnte unterirdische Anlagen, dienten den ältesten Christen, besonders in der Zeit der Verfolgungen, zu gemeinsamen Begräbnißstätten. Krypten (s. Crypta) nannte man ursprünglich den das Grab eines Märtyrers enthaltenden Raum unter dem Altar, jedoch dienten dieselben später auch zum Begräbniß anderer ausgezeichneter Personen. Sie sind als die Vorläufer zu betrachten für die in der spätern christlichen Zeit sich einbürgernde Sitte, die Todten in Räumen unter den Kirchen beizusetzen, bis man später auf den die letzteren umschließenden Kirchhöfen sogenannte Erbbegräbnisse, Grabkapellen und Grüfte errichtete, welche angesehenen Familien gegen Pacht oder Kauf zur Beisetzung ihrer verstorbenen Angehörigen überlassen wurden.

Da aber naturgemäß im Laufe der Jahrhunderte alle diese und ähnliche Beisetzungsräume für den steigenden Bedarf nicht ausreichten, so hat sich allmählich die zweite, von verschiedenen Völkern gleichfalls schon seit langer Zeit übliche Bestattungsweise, das Begraben, eingebürgert, d. h. die Einsenkung der Leichen in Särgen in Gruben von verschiedener Tiefe, welche auf einem eigens dazu bestimmten Platze — Friedhof, Todtenacker, Kirchhof — angelegt werden. Diese Bestattungsweise ist seit Jahrhunderten, trotz zahlreicher gegen dieselbe erhobener ernstlicher Bedenken, unter den civilisirten Nationen aller Länder die fast ausnahmslos geübte und wohl auch den menschlichen Gefühlen am meisten sympathische.

Allein trotz aller Vorsicht und trotz der anerkennenswerthen Bestrebungen und Fortschritte der neuern Volkshygieine bleibt doch bei den ersten beiden Bestattungsweisen, der Beisetzung und Beerdigung der Leichen, die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit nicht ausgeschlossen, daß durch den Verwesungsproceß einer auf einem geschlossenen Raume in ununterbrochener Aufeinanderfolge bestatteten Masse von Leichen Boden, Wasser und Luft nicht nur dieses Raumes, sondern auch seiner näheren und entfernteren Umgebung verunreinigt, verpestet, und dadurch für die Ueberlebenden verhängnißvoll werden könne. Man ist daher in neuester Zeit in Fachkreisen der Frage näher getreten, ob nicht doch die dritte Bestattungsform, die Vernichtung des Leichnams, schließlich die correcteste und alle jene sanitären Bedenken am sichersten ausschließende sei. Auch von dieser Bestattungsform gibt es ein Vorbild bereits im Alterthum und selbst bei einigen Völkern der Gegenwart: denn wenn z. B. die Perser früher ihre Leichen den Thieren zum Fraß überließen, wenn heute noch in Indien dieselben in den Ganges geworfen werden, und ebenso die Seefahrer aller Nationen, wenn während einer Seereise auf dem Schiffe Todesfälle eintreten, ihre Leichen auf den Grund des Meeres versenken müssen, so wird mit solchen Manipulationen doch auch ein gewisser Vernichtungsact geübt. Allein die am meisten bei vorchristlichen und nicht christlichen Völkern der Vergangenheit und Gegenwart verbreitete und in der verschiedensten Weise geübte Vernichtungsweise der Leichen war und ist heute noch die mittels des Feuers.

Die Leichenverbrennung ist in vorchristlichen Zeiten von den verschiedensten Völkern, namentlich von Griechen, Kleinasiaten, Römern, Etruskern, Germanen, Juden, als ein ihren religiösen Ansichten über Tod und das Fortleben der Seelen ihrer Abgeschiedenen entsprechender Brauch ziemlich allgemein geübt worden, wenn auch bei Massentod — nach Schlachten, Seuchen u. s. w. — schon wegen mangelnden Brennmaterials das Verscharren der uneingesargten Leichen in große Gruben nothwendig wurde; gegenwärtig ist die Leichenverbrennung nur noch bei einzelnen indischen Stämmen, den Hindus, Sikhs und einigen kleinern Gebirgsstämmen am Himalaya und an der Grenze von Birma, den Khassia, namentlich so weit sie Anhänger des Wischnu sind, gebräuchlich. Zweck und Aufgabe der Verbrennung ist, sämmtliche organische Körperbestandtheile unter dem Einfluß eines hohen Hitzegrades möglichst schnell und vollständig in

ihre einfachsten flüchtigen Verbindungen, d. i. Kohlensäure, Wasser, freien Stickstoff nebst geringen Mengen von schwefliger Säure und Ammoniak überzuführen. Während man früher zu den Leichenverbrennungen sich des Scheiterhaufens bediente, einer Gepflogenheit, wie solche noch jetzt bei einzelnen der eben erwähnten Völker, geübt wird, ist dieser Gebrauch theils um des enormen Materialverbrauchs, namentlich aber um deswillen, weil dadurch keine vollständige Verbrennung erzielt, aber auch den Anforderungen der Pietät nicht entsprochen, auch keine vollständige Trennung der Aschenreste von den Leichenresten — behufs Sammlung und Aufbewahrung letzterer — erzielt werden kann, schon längst außer Gebrauch gekommen. Statt dessen versuchte man zunächst die Verbrennung in offenen Oefen, wobei der Leichnam mit dem Brennmaterial in Contact blieb, also ebenfalls ein Sammeln der Leichenasche nicht möglich war, weshalb man neuerdings auch diese Methode verlassen und statt derselben die Verbrennung in Flammöfen empfohlen hat, wobei der Leichnam nur mit der Flamme, nicht aber mit dem Brennmaterial selbst in Berührung kommt. Auf diesem Princip beruhen die Verbrennungsapparate von Polli und Brunetti, namentlich aber der Siemens'sche Ofen, mittels welchem neuerdings auch in Deutschland schon zahlreiche Verbrennungsversuche stattgefunden haben, deren Resultate allen den Anforderungen zu entsprechen scheinen, welche sowol Pietät als auch allgemeine sanitäre Rücksichten an derartige Procedueren zu stellen berechtigt sind.

Bei der großen Wichtigkeit und dem allgemeinen Interesse, welche die Leichenverbrennung nach Siemens'scher Methode bei Laien wie bei Männern der Wissenschaft seit deren Bekanntwerden erregt hat, dürfte es angemessen sein, hier eine eingehendere Beschreibung des Siemens'schen Ofens zu geben und benutzt Referent hierzu einen von Soyka (Eulenburg's »Realencyklopädie der gesammten Heilkunde«, VIII, 208) verfaßten Artikel:

»Der Apparat besteht aus drei voneinander getrennten Theilen: 1) einem Gaserzeuger außerhalb des Hauses, 2) dem eigentlichen Ofen mit dem Regenerator und Verbrennungsraum innerhalb des Gebäudes und 3) dem Schornstein zur Abführung der Verbrennungsproducte. Der Gaserzeuger wird derart in Betrieb erhalten, daß durch die Füllvorrichtung in Intervallen von einigen Stunden eine Wiederauffüllung des consumirten Brennmaterials an Stein-, Braunkohle, Torf oder Holz stattfindet. Das gebildete Gas wird durch einen mit einer Regulirklappe versehenen Kanal unter ein großes, vertical gebautes Backsteingitter, den sogenannten Vorwärmer, geleitet, mit einem gleichfalls regulirbaren Luftstrom gemischt, angezündet, sodaß nach und nach die Backsteine bis zum starken Rothglühen erhitzt werden. Die immer heißer werdenden Verbrennungsgase gelangen vom Vorwärmer durch einen kurzen horizontalen Kanal in den eigentlichen gewölbeartigen Verbrennungs- oder Calcinirraum, aus dem die Flamme durch einen Kanal in die Esse entweicht. Der Verbrennungsraum liegt direct über dem Aschenraum und ist von letzterem durch ein feuerfestes, durchbrochenes Backsteingewölbe getrennt. Die Oeffnungen in letzterem bilden solchergestalt einen Rost, auf welchen der Leichnam zu liegen kommt. Sobald der Ofen sich in dem beschriebenen Zustande der Erhitzung befindet, wird der Verschlußdeckel, eine eiserne, eventuell mit Thon oder Backsteinen gefütterte Thür, die sich gegenüber dem kurzen, vom Vorwärmer kommenden Kanal befindet, geöffnet, der zu verbrennende Körper in den Verbrennungsraum eingeführt und nach Schließung der Thüre zuerst der Einwirkung der Rothgluth ausgesetzt. Es wird hierbei der größte Theil seines Gehalts an Flüssigkeiten verflüchtigt. Nachdem dies geschehen (nach circa $^1/_4$ Stunde), schließt man die Gasklappe. Infolge dessen gelangt nunmehr nur Luft durch den Regenerator in den Verbrennungsraum. Diese wärmt sich im Regenerator bis nahe zur Weißgluthitze, in welchem Zustande dieselbe auf den vorgewärmten und zum großen Theil ausgetrockneten Körper trifft, was eine schnelle Verzehrung aller seiner brennbaren Theile zur Folge hat. Die nicht verbrennbaren Theile erleiden durch die Hitze gleichfalls chemische Zersetzungen; es entweicht Kohlensäure und der Rest bleibt als Pulver zurück, das durch den Rost in den Aschenraum fällt und sich leicht sammeln und durch eine an letzterm angebrachte Thüre herausnehmen läßt. In letztern mündet ebenfalls der Kanal, durch welchen die Gase in den Schornstein abgehen. Der Siemens'sche Ofen braucht circa 5 Stunden, um auf die gehörige Temperatur, 600—800°, erhitzt zu werden, dann sind aber Vorwärmer, die Wände und der Rost des Verbrennungsraumes rothglühend. Der Verbrennungsproceß selbst läuft in $1—1^1/_2—2$ Stunden ab.«

Als eine vierte Art der Leichenverbrennung erwähnen wir noch die in sogenannten Muffelöfen vorzunehmende. Unter Muffeln versteht man dünnwandige, cylindrische, ovale oder quadratförmige, meist aus feuerfestem Thon gefertigte lange Röhren, welche vom Feuer umspült zur Rothglühhitze gebracht werden. Dieselben sind hinten durch eine Wand permanent geschlossen, und wenn man atmosphärische Luft in die Muffeln einläßt, so erfolgt eine rasche Verbrennung und Einäscherung um so schneller, wenn schon stark erhitzte Luft in die Muffeln eintreten kann, was man durch die den Feuergasen noch anhaftende Wärme durch eine zweite Gasretorte erzielt.

Als Gründe für die Leichenverbrennung sind zu bezeichnen: die Furcht vor dem Lebendigbegrabenwerden, die Besorgniß der Luft-, Boden- und Wasserverunreinigung durch das Begraben der Leichen, der mit den verschiedenen Arten des Begrabens der Leichen verbundene Verlust großer, in anderer Weise zu verwerthender Bodenstrecken, sowie das Gefühl der Pietät, indem man in der in Urnen aufbewahrten Leichenasche ein greifbareres Andenken an die Verstorbenen zu erhalten glaubt als durch den einfachen Grabhügel. Außerdem kann aber die Leichenverbrennung unter gewissen Umständen geradezu nothwendig und unvermeidlich werden, namentlich in Zeiten von Krieg und Seuchen, wo es sich um

schnelle gefahrlose Beseitigung einer großen Anzahl von Leichen handelt. Andererseits hat aber die Leichenverbrennung, namentlich vom gerichtlichen Standpunkte der Todtenschau und der wegen muthmaßlicher Verbrechen für nothwendig gehaltenen Wiederausgrabung (Exhumation) eines Leichnams und nachträglichen Section desselben ihre Bedenken, da mit dem Acte der Verbrennung jede Möglichkeit einer solchen Untersuchung ausgeschlossen ist. Um derartige Uebelstände zu verhüten, würden bestimmte gesetzliche Vorschriften zu erlassen sein, daß in jedem Falle von Leichenverbrennung sowol eine ausführliche Krankengeschichte seitens des behandelnden Arztes, sowie ein Sectionsprotokoll an die Behörde abzugeben ist; in Fällen aber, wo solches wegen nicht stattgehabter ärztlicher Behandlung unthunlich, oder wo Verdachtsmomente eines stattgehabten Verbrechens vorliegen, letzterer die Ermächtigung haben muß, die Verbrennung des Leichnams zu inhibiren, bis die gerichtliche Section stattgefunden hat.

Ueberhaupt wird sicher noch lange Zeit vergehen, bis sich die Leichenverbrennung bei dem größern Publikum als Bestattungsmodus eingebürgert haben wird. Noch weniger aber ist anzunehmen, daß von seiten des Staates dieselbe obligatorisch an Stelle der Beerdigung werde eingeführt werden. Es ist allerdings anzunehmen, daß sich früher oder später die Nothwendigkeit herausstellen werde, in größeren Ortschaften Leichenverbrennungsöfen zu facultativer Benutzung für die Fälle zu errichten, in denen die Verbrennung nach testamentarischer Verfügung des Verstorbenen oder auf Wunsch der Angehörigen desselben erfolgen soll. Allein ein Grund, die Beerdigung und die mit derselben verbundene Errichtung von Friedhöfen gänzlich außer Gebrauch zu setzen, liegt nicht vor, da der Staat, unterstützt durch die Fortschritte der Wissenschaft, immer mehr im Stande sein wird, die nicht ganz abzulengnenden Nachtheile des fraglichen Bestattungsmodus zu beseitigen, beziehentlich zu verhüten. Als zur Erreichung dieses Zweckes geeignete Maßnahmen sind hauptsächlich folgende zu bezeichnen: Einführung der obligatorischen Leichenschau; Errichtung von Leichenhallen; Anlegung der Friedhöfe an von den menschlichen Wohnungen thunlichst entfernt und nicht in der herrschenden Windrichtung gelegenen Plätzen mit einer geeigneten Beschaffenheit des Bodens, gehörige Kanalisirung und Bepflanzung derselben mit Laubholz; gehörige Tiefe der Gräber und entsprechende Abkürzung des Zeitraums, nach welchem die Grabstellen von neuem zur Beerdigung benutzt werden dürfen. Vom hygieinischen Standpunkte aus erscheint die Sitte mancher religiöser Genossenschaften (Herrnhuter), die Leichen, mit Ausschluß sogenannter Erbbegräbnisse, streng nach der Reihenfolge des Sterbens ohne Unterschied des Standes beerdigen zu lassen, der Beachtung sehr werth. Bei der hohen Wichtigkeit der Frage über die Leichenbestattung möge noch auf die Abhandlung von Dr. R. Müller: «Schädigen die Kirchhöfe die Gesundheit der Lebenden» (Dresden 1885) hingewiesen werden.

(*Alfr. Krug.*)

LEICHENFETT, Leichenwachs, Fettwachs, Adipocire, ist eine aus Fettsäuren oder deren Verseifung sich bildende Substanz, welche bei der Zersetzung von Leichen, die in sehr feuchtem Boden oder unter Wasser gelegen haben, infolge des unter solchen Umständen mangelhaften Zutritts der atmosphärischen Luft entsteht. Die ersten Beobachtungen über diesen eigenthümlichen Verfettungsproceß der Leichen stammen aus den Jahren 1786 und 1787, wo auf dem Kirchhofe des Innocents in Paris Massengräber von 30 Fuß Tiefe und 20 Fuß Breite und Länge geöffnet wurden, in denen innerhalb 3 Jahren 1000—1500 Todte in unmittelbar übereinander gestellten Särgen bestattet, und ohne bedeckende Erdschicht stehen gelassen worden waren. Die darin befindlichen Leichname waren bis auf Knochen und Haare in diese Fettart verwandelt, namentlich waren Haut, Brüste, Muskeln und Gehirn völlig in Fett übergegangen, während Lungen, Leber, Gedärme, Milz, Nieren und Gebärmutter zusammengeschrumpft erschienen. Seitdem hat man diesem Vorkommen weitere Aufmerksamkeit gewidmet und auf den verschiedensten Kirchhöfen bei Exhumirungen das Gleiche gefunden. Nach diesen neuern Beobachtungen vollzieht sich die Umwandlung der Leichentheile in Fett in folgender Reihenfolge: Zuerst wird die Haut verseift; anfangs besteht deren fibröses Gewebe noch, während das darunter liegende Fettpolster schon weiß ausfieht; auch ist letzteres, während es in den neuen Zustand übergeht, theilweise noch gelb gefärbt. Ist Haut und Fettpolster bereits umgewandelt, so zeigen die Muskeln noch einige Zeit ihr normales Colorit, und auch die Eingeweide sind noch ziemlich lange in ihren Höhlen zu erkennen und erscheinen anfangs nur zusammengefallen, später vertrocknet und im Volumen vermindert. Bald verwandeln auch sie sich, es zeigen sich Spuren von Leichenfett, dessen Menge allmählich zunimmt. Nachdem alle Fleischpartien diese Umwandlung erfahren, besteht doch in dem neuen Stoffe noch immer fibröse Bildung; erst wenn letztere bis auf die letzte Spur verschwunden, ist die Verseifung als vollkommen zu bezeichnen (Thouret). Die chemischen Untersuchungen des Leichenfettes berechtigen zu dem Schlusse, daß dasselbe entweder ein Gemenge derselben Fettsäuren ist, welche in den Neutralfetten des thierischen Organismus vorkommen, oder daß es ein Gemenge der Ammoniak-, resp. Kalkseifen dieser Fettsäuren repräsentirt; Ebert will außerdem in demselben auch Margarin- und Oxymargarinsäure gefunden haben. Die mikroskopische Untersuchung ließ nach Kratzer an Haut, Fettgewebe, Knochen und Muskeln noch unzweifelhafte Reste der ursprünglichen Textur in ziemlich unveränderter Form erkennen, wenn auch andererseits die Fettsubstanz selbst noch häufig in groben Zügen die Formen jener Texturelemente nachahmt, aus denen sie hervorgegangen ist. Versuche, welche man zur künstlichen Erzeugung des Adipocire durch Einlegen von Leichentheilen in Macerirtröge gemacht hat (Virchow, Kratter u. a.), um den Vorgang der Leichenfettbildung zu studiren, haben annähernd gleiche Resultate ergeben. Nach diesen Unter-

suchungen ist das Adipocire außen meist dunkelbraun gefärbt durch ihm anhängende humusartige Stoffe, innen dagegen weiß, resp. gelblich-weiß, ziemlich hart und bröckelig, fühlt sich fettig an und erweicht bei mäßiger Wärme; bei gesteigerter schmilzt es vollständig, wenn es nur aus freien Fettsäuren besteht, in welchem Falle es auch in Aether und heißem Weingeist löslich ist; letzteres ist auch bei den Ammoniakseifen der Fall, während die Kalkseifen ungelöst bleiben. Besteht daher eine Adipociremasse aus einem Gemenge freier Fettsäuren und Kalkseife, so gehen erstere bei Behandlung mit Alkohol oder Aether in Lösung über, während die Kalkseifen zurückbleiben; behandelt man letztere mit verdünnter Salzsäure in der Wärme, so zersetzen sie sich, die Fettsäuren scheiden sich frei ab, und können nun auch durch Alkohol oder Aether gelöst werden. Ueber die Frage, aus welchem Material und durch welche chemischen Processe das Adipocire entsteht, sind die Meinungen noch getheilt; während die Einen behaupten, daß es nur aus dem in den Organen vorgebildeten Fette entstehe und also nur ein Umwandlungsproduct desselben darstelle, nehmen die Anderen an, daß infolge eines chemischen Vorganges aus den Eiweißkörpern der Organe höhere Fettsäuren — Palmitinsäure, Stearinsäure, Oelsäure — sich bilden.

Das Leichenfett wird nebenbei auch zu technischen und industriellen Zwecken benutzt und bildet für die Todtengräber eine ziemlich ergiebige Erwerbsquelle, indem es unter dem Namen Spermaceti zu Lichterzen, Brennöl, Schmieröl, zu Stiefelwichse u. a. verarbeitet wird; ja selbst als Heilmittel findet es heute noch in den Gebirgsgegenden von Schlesien Verwendung, indem dasselbe, in Wein suspendirt, den Patienten als ein Schweißtreibungsmittel von Curpfuschern verabreicht wird.

(Mfr. Krug.)

LEICHHARDT (Friedrich Wilhelm Ludwig), deutscher Naturforscher und Entdeckungsreisender, wurde geboren am 23. Oct. 1813 zu Trebatsch bei Beeskow (Brandenburg) als Sohn eines Torfinspectors, auf dem Gymnasium zu Kottbus vorgebildet und studirte seit dem Herbst 1833 zu Göttingen anfänglich Philologie, widmete sich aber bald den Naturwissenschaften und besonders der Geologie, welche er seit 1834 in Berlin neben dem Studium der Medicin pflegte. Dem frühzeitig rege gewordenen Drange, als Naturforscher zu reisen, konnte er durch die Unterstützung des ihm befreundeten Engländers William Nicholson genügen, mit welchem er nach Beendigung seiner Studien Frankreich, Italien und England durchwanderte. Allmählich reifte in ihm der Entschluß, Australien zum Ziel seiner Bestrebungen zu machen. Von seinem englischen Freunde unterstützt, schiffte er sich am 1. Oct. 1841 von London nach Sydney ein und begann alsbald nach seiner Landung im folgenden Frühjahr die Vorbereitungen für seine leider nur kurze, aber ruhmreiche Laufbahn als Entdecker. Kleinere Fahrten von Sydney aus, deren Ergebnisse er in den «Beiträgen zur Geologie von Australien» (herausgegeben von Girard, Halle 1855) niederlegte, führten ihn von Newcastle (Kingston) an der Mündung des Hunterflusses bis Brisbane durch das östliche Gebirgsland im Innern der Colonie Neu-Südwales und machten ihn mit der eigenartigen Natur des Landes und den Anforderungen an größere Unternehmen bekannt. Sodann beschäftigte ihn das Studium der wenigen Schriften über Australien und die Reisen seiner Vorgänger in Sydney, wo er mit Männern bekannt wurde, welche sich für die Erforschung des Landes begeisterten und die Kenntnisse des rastlos thätigen Mannes zu würdigen wußten.

Nach dreijähriger Vorbereitungszeit, welche ihn mit allen Verhältnissen bekannt gemacht hatte, die das Gelingen einer größeren Forschungsreise bedingten, beschloß er im Sommer 1844 die Ausführung einer großen Reise von der Ostküste nach der Nordküste Australiens. Von allen Seiten freudig unterstützt, konnte er schon Ende August 1844 mit acht Begleitern von Brisbane an der Moretonbai (Queensland) aufbrechen. Er war, nach seinen eigenen Worten, sich der zahlreichen und großen Schwierigkeiten wohl bewußt, aber überzeugt, daß er bei vorsichtigem Vorgehen seine Gesellschaft durch eine grasreiche und wohl bewässerte Gegend würde führen und sein Reiseziel, Port Essington (Nordaustralien), sicher erreichen können. Nach einer Wanderung von 16 Monaten durch das Innere von Queensland bis an den Mitchell-Fluß auf der Halbinsel York, wo er den einzigen Verlust an Menschenleben (Tod des Ornithologen Gilbert durch einen feindlichen Ueberfall von Eingeborenen) zu beklagen hatte, darauf an der Küste des Carpentaria-Golfs entlang durch Arnhemland, erreichte er Victoria am Port Essington auf der Halbinsel Coburg (150° östl. Länge von Ferro), mit Vorräthen noch reichlich versehen, und schiffte sich daselbst zur Rückreise nach Sydney ein (Ankunft 29. März 1846). Mit hoher Begeisterung wurde er hier begrüßt und der Werth seiner Leistung durch Verleihung einer Summe von 600 Pfd. Sterl. aus Staatsmitteln und 854 Pfd. Sterl. aus einer öffentlichen Sammlung anerkannt, während die Londoner Geographische Gesellschaft 1846 und die Pariser 1847 ihm ihre großen goldenen Denkmünzen verliehen.

Das Resultat seiner Reise hat Leichhardt in einem einzigen bescheidenen Satze seines Tagebuchs, geschrieben am 5. Juli 1845 im Angesicht des Carpentaria-Golfs, niedergelegt: «Wir hatten», schreibt er daselbst, «einen Verbindungslandweg zwischen der Ostküste Australiens und dem Golf von Carpentaria — mit Umgehung der für die Schiffahrt so gefährlichen Torresstraße — entdeckt, hatten nie ohne, sondern größtentheils sogar an fließenden Gewässern unsere Reise zurückgelegt, durch eine ausgezeichnete Gegend, welche fast in ihrer ganzen Ausdehnung für Viehzucht geeignet ist». Leider war ihm offenbar geworden, daß er weniger unter den Mühsalen der Reise als durch den Charakter seiner Reisegefährten zu leiden hatte, deren Absicht nur auf das Ende des Unternehmens, nicht auf die Wichtigkeit seines Ergebnisses gerichtet war und welche sich wiederholt murrend äußerten, daß sie unter seiner Führung nur mit Mühsal zu kämpfen hätten. Leichhardt's Werk über diese Reise, «Jour-

nal of an Overland Expedition in Australia from Moreton Bay to Port Essington» (London 1847; «Tagebuch einer Landreise in Australien» von L. Leichhardt; aus dem Englischen von A. Zuchold, Halle 1851), in kurzer Zeit und in schmuckloserer Form niedergeschrieben, ist voll der reichsten Belehrung und eins der werthvollsten Werke für die Kenntniß des Erdtheils.

Die nächste, noch im Jahre 1845 aus seinen eigenen Mitteln ausgerüstete Expedition brach im December vom Condaminefluß auf, um den Erdtheil nach Westen hin bis zum Schwanenfluß zu durchspüren, die Ausdehnung von Sturt's Wüste festzustellen, die Natur der West- und Nordwestküste, den Wechsel und die geographische Verbreitung der Pflanzen- und Thierformen von einer Küste zur andern festzustellen. Allein schon nach wenigen Monaten endete das Unternehmen, zum Theil infolge Ausbruchs einer Reihe von Krankheiten unter der Reisegesellschaft, ferner des Verlustes der meisten Thiere, meistens aber wol wegen Unzufriedenheit und geringer Ausdauer der Gefährten: am Mackenziefluß angelangt, mußte Leichhardt zurückkehren. Alsbald aber rüstete er ein neues Unternehmen aus, bestehend aus nur sieben Begleitern, unter denen sein Schwager August Classen, mit 7 Pferden und 20 Maulthieren, welches in höchstens drei Jahren das Ziel der vorigen Reise erreichen sollte. Nachdem schon ein Weg von 300 engl. Meilen zurückgelegt war, kehrte er, erfaßt von der Ahnung, daß er nicht mehr zurückkehren werde, wieder um, die letzte Nachricht von sich zu erstatten, die am 3. April 1848 in Sydney eintraf; seitdem war er verschollen. Als die Frist von drei Jahren abgelaufen war, wurde zuerst 1852 unter Hely eine Expedition zur Aufsuchung Leichhardt's abgesendet, welche indeß ohne Erfolg blieb, ebenso wie die Unternehmungen in den Jahren 1855 und 1856, 1858 unter A. C. Gregory, 1865 unter McIntyre und Stuart. Im Anfang der achtziger Jahre verbreiteten Stuthorpe und Hume das lügenhafte Gerücht von der Auffindung der Tagebücher Leichhardt's und Classen's, von denen letzterer bei den Eingeborenen am Mullivan River gelebt haben sollte; doch fand dies Gerücht wenig Glauben. Besser verbürgt ist die neueste Nachricht von dem endlichen Auffinden der Expedition im Jahre 1886. Der Afghane Billoch Night, 1865 als Kameltreiber bei McIntyre's Expedition beschäftigt, benachrichtigte am 5. Jan. 1886 vom Kupferminenort Cloncurry aus im nördlichen Queensland (20 40′ südl. Breite, 140 35′ östl. Länge von Greenwich) den Baron Dr. Ferd. von Müller in Melbourne von der Auffindung der Ueberbleibsel der Leichhardt'schen Expedition, und eine sofort abgesendete zuverlässige Person bestätigte diese Nachricht. Die Expedition von Wills und Burke 1861 und von Mac Kinley 1862 hatten fast denselben Ort schon berührt; bestimmt ist jedenfalls, daß Leichhardt nicht bis zur Linie der Ueberlandreise von Mac Stuart 1858—62 (135° östl. Länge von Greenwich) vorgedrungen ist.

Leichhardt war, wie wenige, zum Forschungsreisenden befähigt durch Fachbildung und treffende Beobachtungsgabe, dabei ein edler und unbeugsamer Charakter, von hoher Idealität und tief religiöser Gesinnung; indem er aber oft zu begeistert vorging und die Mittel, besonders die Kraft seiner Untergebenen nicht immer genügend berechnete, setzte er wol besonders das Gelingen seines letzten großen Planes in Frage.

Literatur: E. A. Zuchold, «Dr. L. Leichhardt» (Leipzig 1856); G. Neumeyer und O. Leichhardt, «Dr. L. Leichhardt's Briefe an seine Angehörigen». Mit Anhang: «Dr. L. Leichhardt als Naturforscher und Entdeckungsreisender» (Hamburg 1881). *(E. Kaufmann.)*

Leichhuhn, s. unter Strix (Eule).

LEIDEN, auch Leyden (das römische Lugdunum Batavorum), Stadt in der niederländischen Provinz Südholland, eine der ältesten Städte Hollands, durchströmt von einem Arme des Alten Rheins, der nicht weit von der Stadt durch einen Kanal in die Nordsee fließt, ist Station der Eisenbahnlinien Amsterdam-Rotterdam und Leiden-Woerden, hat geräumige Straßen, darunter besonders die Breite Straße, welche fast die ganze Stadt von Osten nach Westen durchläuft, viele Kanäle und (1883) 42,965 Einwohner. Einen wesentlichen Nahrungszweig der Bevölkerung bildeten ehemals die Buchdruckereien sowie Tuchfabriken, und noch gegenwärtig ist Leiden der Hauptmarkt Hollands für Wolle und wollene Waaren. Unter den 17 Kirchen sind vorzugsweise zu nennen: die Peterskirche (eine 1315 erbaute Kreuzkirche mit 5 Schiffen), mit den Grabmälern Boerhaave's, Peter Camper's, Scaliger's, Spanheim's, S. J. Brugman's, J. H. van der Palm's und Meermann's, und die Hooglandsche oder St.-Pancraskirche (eine Kreuzkirche mit 3 Schiffen aus dem 14. Jahrh.), mit dem Grabmal des aus der spanischen Belagerung von 1574 berühmten Bürgermeisters Adrian van der Werff und F. van Pestel's. Die Alte Burg, eine geschichtlich berühmte Feste mitten in der Stadt auf einem Hügel, gewährt einen vorzüglichen Ueberblick über Stadt und Land bis zu den Dünen. In architektonischer Hinsicht zeichnet sich das Rathhaus aus. Eine Hauptzierde der Stadt ist die am 8. Febr. 1575 von dem Prinzen Wilhelm von Oranien gestiftete Universität, einst von europäischem Ruf, an der die größten Männer ihrer Zeit lehrten und wirkten, auch gegenwärtig noch von großer Bedeutung. Dieselbe ist im Besitz einer kostbaren Bibliothek mit seltenen Handschriften, einer reichen Naturaliensammlung, eines trefflichen Anatomischen Cabinets, eines Anatomischen Theaters, einer Sternwarte, eines Krankenhauses und eines Botanischen Gartens. Höchst interessant ist das Niederländische Museum für Archäologie und das besonders an japanischen Gegenständen reiche Ethnographische Museum. Das städtische Museum zeigt schöne Gemälde von Lukas van Leiden, Engelbrechtsen u. a. Außer der Universität ist unter den verschiedenen Lehranstalten Leidens besonders das Gymnasium, die höhere Bürgerschule, die Schule für Seefahrt zu erwähnen. Auch ist die Stadt Sitz mehrerer gelehrten Gesellschaften, darunter der Gesellschaft für niederländische Literatur. Mehrere der berühmtesten holländischen Maler haben hier gelebt oder sind hier geboren, z. B. Rembrandt, Douw,

Lukas van Leiden; auch ist Leiden Geburtsort des Schwärmers Bockelson oder Bockolt (s. Art. Johann van Leyden). Ein Denkmal des berühmten Arztes Boerhaave steht vor dem neuen Krankenhause; ein Denkmal des Vertheidigers der Stadt gegen die Spanier, Adrian's van der Werff, wurde am 3. Oct. 1884 enthüllt.

Leiden gehört zu den ältesten Städten Hollands, obwol die gebräuchliche Identificirung mit dem Lugdunum Batavorum der Römer unsicher ist. Im Mittelalter bildete es bis 1420 eine eigene Burggrafschaft, die in diesem Jahre mit der Grafschaft Holland vereinigt wurde. Während der Reformationszeit mislang ein Versuch der münsterschen Wiedertäufer, die Stadt, der ihr König Johann van Leiden entstammte, für sich zu gewinnen (1535). Mit dem Beginne des Unabhängigkeitskampfes gegen Spanien tritt die Stadt mehr als bisher hervor, sie trat 1572 zu Oranien über; die Wichtigkeit ihrer Lage aber bestimmte die Spanier zu angestrengten Versuchen, wieder in ihren Besitz zu kommen. Sie begannen 1573 die Belagerung, mußten sie zwar wegen der Bedrohung durch Ludwig von Nassau im März 1574 aufheben, schlossen aber die Stadt, die man inzwischen nicht wieder verproviantirt hatte, von neuem ein. Es trat eine furchtbare Noth ein, Oranien konnte zunächst nicht helfen, und trotz des tapfern Widerstandes, der namentlich von dem Bürgermeister Adrian van der Werff geleitet wurde, wäre die Stadt verloren gewesen, wenn nicht Oranien die Deiche von Schieland, Rheinland und Delfland hätte durchstechen lassen und so den Zugang zu Wasser eröffnet hätte. Die Flotte unter dem Admiral Boisot konnte so im October 1574 die Stadt entsetzen, nachdem von der 140—150,000 Einwohner zählenden Bevölkerung zwei Fünftel umgekommen waren. Bei den Streitigkeiten zwischen Remonstranten und Contraremonstranten stand Leiden auf Seiten der erstern und Oldenbarnevelt's; nach dessen Gefangennahme und Niederlage der Partei blieb die Universität die eifersüchtige Hüterin der Dordrechter Beschlüsse. Hier wurde auch von sechs Theologen die Bibel übersetzt. — Beim Eindringen der Französischen Revolution in die Niederlande war Leiden eine der ersten Städte, die sich ihr anschlossen (1795); die Stadt hatte aber unter französischer Herrschaft viel zu leiden, die Continentalsperre vernichtete die seit alter Zeit blühende Tuchfabrikation; ein schweres Unglück traf sie am 12. Jan. 1807, wo ein mitten in der Stadt liegendes, mit 30,000 Pfund Pulver beladenes Schiff in die Luft sprang, wodurch viele Häuser vernichtet und Hunderte von Menschen getödtet wurden. Nach der Schlacht von Leipzig war Leiden dann eine der ersten Städte, welche von Frankreich abfielen. Am 21. Dec. 1813 hielt der Prinz von Oranien seinen Einzug in die Stadt.

(Th. Wenzelburger.)

Leidener Flasche, s. Kleist'sche Flasche.

Leierschwanz, Gattung austral. Vögel, s. Menura.

LEIM ist der Name einer in heißem Wasser leicht löslichen, beim Erkalten gelatinirenden, stark klebenden Substanz, welche sich in der Natur nicht fertig gebildet vorfindet, sondern aus Bestandtheilen der Sehnen, Knorpel, Knochen des thierischen Körpers durch Kochen mit Wasser gewonnen wird. Ueber die verschiedenen Leimarten, welche infolge ihrer bindenden Kraft in der Technik vielfache Anwendung finden, als Knorpel-, Knochen-, Fischleim u. s. w., s. in dieser Encyklopädie die Artikel Gallerte (I. Sect., Th. 53, S. 43), Glutin (I. Sect., Th. 70, S. 340 fg.) und Hausenblase (II. Sect., Th. 3, S. 176 fg.). *(R.)*

Lein, Pflanzengattung, s. Linum.

Leinakanal, s. Leine.

Leindotter, Pflanzengattung, s. Camelina.

LEINE ist der Name zweier Flüsse. 1) Die Leine, linker Nebenfluß der zur Weser gehenden Aller in Hannover, entspringt im Dorfe Leinefelde auf dem Eichsfeld, fließt bei Heiligenstadt vorüber nach Westen und wendet sich bei ihrem Eintritt in die Provinz Hannover nach Norden, welche Richtung sie im ganzen bis zu ihrer Mündung beibehält. Westlich von Northeim empfängt sie rechts die Ruhme mit der vom Brockenfelde kommenden Oder und, nachdem sie zwischen dem Hildesheimer Wald im Osten und dem Osterwald im Westen in die norddeutsche Ebene getreten, bei Sarstedt die vom Oberharz kommende Innerste mit der Nette; ihre bedeutendsten linken Nebenflüsse sind die nahe bei Salzderhelden mündende Ilme und die bei Hannover mündende Ihme. Bei Hannover wird sie schiffbar und erreicht südlich von Hudemühlen im Großen Moor (Leinemoor) die Aller nach einem Gesammtlaufe von 211 Kilom., wovon 56 Kilom. schiffbar sind.

2) Von geringerer Bedeutung ist das Flüßchen Leine, welches im Thüringer Wald bei Finsterbergen südlich von Friedrichroda entspringt, bei Schönau westlich von Friedrichroda vorüberfließt und vom Dorfe Leina ab den Namen Hörsel annimmt. Aus dieser Leine zweigt sich bei Schönau ein 1369 angelegter Kanal (Leinakanal) ab, welcher bei Emleben südlich von Gotha einen aus der Apfelstedt bei Georgenthal abgeleiteten Kanal, das Georgenthaler Floßwasser, empfängt, bis Gotha in nordöstlicher Richtung und von dort ab als Leina in nordwestlicher Richtung bei Goldbach den Hauptnebenfluß der Hörsel, die Nesse, erreicht. Diese Leina und der Georgenthaler Floßgraben aus der Apfelstedt stellen somit eine Verbindung der Stromgebiete der Weser und Elbe dar. *(E. Kaufmann.)*

LEININGEN (franz. Linange), eine Grafschaft im Speiergau, zwischen der Pfalz und dem Bisthum Speier, die gegen Ende des 15. Jahrhunderts etwa 40 Städte, Flecken und Dörfer in sich begriff. Das Schloß Alt-Leiningen, drei Meilen von Worms, wurde 1689 von den Franzosen verbrannt; Neu-Leiningen, ist eine neuere Stadt mit Schloß, in der Grafschaft Leiningen bei Dürckheim in der Pfalz; beide Schlösser wurden 1525 von den aufrührerischen Bauern zerstört. Die Grafen von Leiningen waren eins der ältesten deutschen Dynastengeschlechter, zu dem wol schon jener Amicho zu rechnen ist, der 783 der Abtei Lorch einen Wald in der Leininger Mark im Wormsgau schenkte. Der erste namentlich genannte Graf von Leiningen war Emicho I.,

Gaugraf im Wormsgau, der 1117 in einem Treffen bei Mainz gegen Herzog Friedrich von Schwaben fiel. Sein Sohn Emich II., Erbauer der Burg Alt-Leiningen, stiftete das Augustinerkloster Höningen. Mit seines Sohnes Emich III. Sohne Friedrich I., der 1190 an dem Kreuzzuge des Landgrafen Ludwig I. von Thüringen theil genommen hatte und vom Könige Philipp von Schwaben zum Landvogt des Speiergaus ernannt worden war, erlosch der Mannsstamm der alten Grafen von Leiningen 1220. Er ist wol der als Minnesinger genannte Graf Friedrich von Leiningen, von dem nur ein Lied bekannt, worin von einer Fahrt nach Apulien die Rede ist. Seine Schwester Lukardis, in erster Ehe vermählt an Simon II., Grafen von Saarbrücken, übertrug ihrem dritten Sohne, Friedrich II., Grafen von Saarbrücken, die Grafschaft Leiningen, der nunmehr Namen und Wappen der alten Leininger annahm und der Stammvater des zweiten Grafenhauses Leiningen aus saarbrückischem Stamme wurde. Er starb 1227. Von ihm stammen in directer Linie die jetzigen Fürsten von Leiningen. Friedrich's II. Sohn, Simon, erhielt durch seine Gemahlin Gertrud, Erbtochter des Grafen Albrecht II. von Metz und Dachsburg, den größten Theil der Grafschaft Dachsburg am Westabhange der Vogesen, nach der er sich fortan Graf von Dachsburg nannte und mit der er von dem Lehnsherrn, dem Bischof von Straßburg, belehnt wurde. Ihm succedirte in der Grafschaft Dachsburg sein jüngerer Bruder Friedrich III., gestorben 1287, der Stifter der Alt-Leininger Linie. Er theilte mit seinem Bruder Emich IV., dem Stifter der Landecker Linie, die aber mit seinem Sohne Emich 1289 erlosch, die väterlichen Besitzungen, wobei er das Landgericht im Wormsgau nebst der eigentlichen Grafschaft Leiningen und die Burgen Hartenburg und Grevenstein erhielt. Er selbst baute die Burgen Neu-Leiningen und Battenberg. König Rudolf I. machte ihn 1275 zum Landvogt und später zum königlichen Landrichter des Speiergaues und des Westrichs, 1280 zum Burggrafen in Hagenau und schenkte ihm die Reichsburg Lindelbol. Sein Sohn Friedrich IV., gestorben 1316, Landvogt im Speiergau, hinterließ zwei Söhne, Friedrich V. auf Alt- und Neu-Leiningen, gestorben 1327, und Jofried, Stifter der Linie Leiningen-Hartenburg. Friedrich's V. Urenkel, Friedrich VIII., vom König Wenzel zum Landvogt in Hagenau ernannt, hinterließ Hesso, der am 8. März 1467 ohne Nachkommen starb, und Margarethe, vermählt an Reinhard III., Herrn zu Westerburg, welche einen großen Theil des brüderlichen Erbes an sich brachte und ihrem Enkel Reinhard IV. von Westerburg vererbte, der sich seit 1475 mit kaiserlicher Genehmigung Graf zu Leiningen-Westerburg nannte und ein neues Grafenhaus dieses Namens stiftete. — Friedrich (Fritzmann), der Sohn Jofried's (Gottfried), Grafen zu Leiningen, Landvogts im untern Elsaß, heirathete Johanna, Erbtochter des letzten Grafen von Rixingen, und stiftete die Linie Leiningen-Rixingen, deren Mannsstamm 1506 (oder 1507) mit Hannemann II. erlosch. Emich V., ein anderer Sohn Jofried's, erbte und erwarb den größten Theil des väterlichen Nachlasses. Sein Enkel Emich VII., gestorben am 30. März 1495, heirathete in erster Ehe Anna d'Autel (Elteren), Erbin der Herrschaft Aspermont und nannte sich, wie auch seine Nachkommen, «Graf zu Leiningen und zu Dachsburg, Herr zu Aspermont.» Sein Sohn Emich VIII., gestorben am 18. Febr. 1535, der die Emichsburg in Kleinbockenheim erbaute, gerieth wegen eines Bündnisses mit Ludwig XII. von Frankreich in die Reichsacht. Sein Sohn Emich IX., gestorben am 10. Jan. 1541, hatte zwei Söhne, welche die beiden noch blühenden Linien des Hauses Leiningen begründeten:

A. Johann Philipp I., geboren am 25. Dec. 1539, gestorben am 8. Sept. 1562, erhielt bei der Erbtheilung die Hartenburg nebst Zubehör und stiftete die Hauptlinie Leiningen-Dachsburg-Hartenburg. Von seiner weitverzweigten Nachkommenschaft stifteten seines Urenkels Johann Friedrich's Söhne, Friedrich Magnus und Karl Ludwig, Speciallinien, und zwar letzterer, gestorben am 20. März 1747, die Speciallinie Emichsburg oder Bockenheim, in der er die Primogeniturordnung einführte; da aber seine beiden Söhne vor ihm starben, fielen die Besitzungen der Linie Leiningen-Hartenburg zu, die Friedrich Magnus begründet hatte. Dessen Sohn, Karl Friedrich Wilhelm, geboren am 14. Aug. 1724, kurpfälzischer Wirklicher Geheimer Rath und Generallieutenant, wurde am 3. Juli 1779 von Kaiser Joseph II. mit Beziehung auf die von Kaiser Friedrich III. 1444 dem Landgrafen Hesso von Leiningen ertheilte fürstliche Würde nebst allen seinen männlichen und weiblichen Nachkommen in den Reichsfürstenstand erhoben. Nach dem Ableben des Grafen Friedrich Theodor Ludwig zu Leiningen-Guntersblum (30. Sept. 1774) nahm er die sämmtlichen Besitzungen der Falkenburger Hauptlinie in Besitz, gab aber später infolge eines Vergleichs vom 17. Jan. 1787 die Aemter Guntersblum und Heidesheim mit den von 1774—87 daran gefallenen Nutzungen an die erstere Linie wieder heraus. In dem Kriege des Deutschen Reiches gegen die Französische Republik verlor der Fürst alle seine Besitzungen auf der linken Rheinseite, wurde aber durch den Reichsdeputations-Hauptschluß vom 25. Febr. 1803 (§. 20) mit einigen mainzischen, würzburgischen und kurpfälzischen Aemtern und den Abteien Amorbach und Gerlachsheim entschädigt und erhielt eine Virilstimme im Reichsfürstenrath statt seiner bisherigen Curiatstimme im wetterauischen Grafencollegium. Nach der Besitzergreifung der neuen Lande nahm er den Titel an: «Reichsfürst zu Leiningen, Pfalzgraf zu Mosbach, Graf zu Düren, Herr zu Miltenberg, Amorbach, Bischofsheim, Boxberg, Schüpf und Lauda.» Durch die Rheinbundsacte vom 12. Juli 1806 wurde der Fürst mediatisirt und das neugebildete Fürstenthum Leiningen der Souveränetät des Großherzogs von Baden standesherrlich untergeordnet. Im J. 1810 kamen die Aemter Miltenberg und Amorbach unter königlich bairische Souveränetät. Der fürstlichen Linie, welche der evangelischen Confession angehört, steht nach Beschluß der Deutschen Bundesversammlung vom 18. Aug. 1825 das Prädicat «Durchlaucht» zu.

B. Emich X., Graf zu Leiningen-Dachsburg, geboren

1540, Begründer der Hauptlinie Leiningen-Dachsburg-Falkenburg, erbte in Gemeinschaft mit seinem Neffen Emich XI. aus der Hartenburger Linie die Grafschaft Dachsburg und die Herrschaft Lindelbol. Er führte in seinen Landen die Reformation ein und starb 1593. Von seinen Söhnen stiftete der jüngere, Philipp Georg, die Linie Leiningen-Dachsburg-Falkenburg in Dachsburg, die aber schon mit dessen Sohne Johann Kasimir am 15. April 1688 wieder ausstarb; der ältere, Johann Ludwig, die Linie Leiningen-Dachsburg-Falkenstein in Heidesheim, die sich in seines Sohnes Emich XII. drei Söhnen in drei Speciallinien theilte: a) Georg Wilhelm, geboren am 8. März 1636, gestorben am 19. Juli 1672, Stifter der Speciallinie Leiningen-Dachsburg-Falkenburg in Heidesheim, als deren letzter sein Enkel Graf Christian Karl Reinhard am 17. Nov. 1766 starb, worauf die Besitzungen an die Guntersblumer Linie fielen. b) Emich Christian, geboren am 29. März 1642, gestorben am 27. April 1702, begründete die Speciallinie Leiningen-Dachsburg-Falkenburg in Dachsburg, deren Mannesstamm sein Sohn Karl Friedrich (gest. 15. Jan. 1709) beschloß, worauf die Besitzungen ebenfalls an die Linie Guntersblum fielen. c) Johann Ludwig, geboren am 26. Febr. 1643, gestorben am 2. März 1687, stiftete die noch blühende Linie Leiningen-Dachsburg-Falkenburg in Guntersblum. Die Söhne seines Enkels Johann Franz, Wilhelm Karl und Wenzel Joseph, processirten mit dem Fürsten Karl Friedrich Wilhelm zu Leiningen-Hartenburg vor dem Reichshofrathe um das Recht der Erbfolge in die Besitzungen der Falkenburger Hauptlinie des Hauses Leiningen, wovon ihr Vater und Großvater wegen beanstandeter Legitimität ihrer Abstammung ausgeschlossen worden waren, und welche der Fürst nach dem Ableben des Grafen Friedrich Theodor Ludwig von Leiningen-Falkenburg in Guntersblum (gest. 30. Sept. 1774), Enkel von Johann Ludwig dem Aeltern, als seiner Linie angefallen, in Besitz genommen hatte. Durch reichshofräthliches Erkenntniß vom 19. Aug. 1784 wurden die Grafen für rechtmäßige Nachkommen ihres Urgroßvaters, des Grafen Johann Ludwig, anerkannt und ihnen das Recht der Nachfolge separatim auszuführen vorbehalten, und es erhielten dieselben hierauf durch Vergleich mit dem Fürsten vom 17. Jan. 1787 die Aemter Guntersblum und Heidesheim mit den von 1774—1787 daran gefallenen Nutzungen, während die falkenburgische Hälfte der Grafschaft Dachsburg und das ganze Amt Falkenburg der Hartenburgischen Linie blieben. Die Grafen bekamen auch Sitz und Stimme im Wetterauischen Grafencollegium und Kreisständschaft im Oberrheinischen Kreise. α) Wilhelm Karl, geboren am 5. Juli 1737, gestorben am 26. Jan. 1809, Stifter der neuen Linie Guntersblum (später Leiningen-Billigheim), verlor die Besitzungen auf dem linken Rheinufer an die Französische Republik, wurde aber durch den Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Febr. 1803 mit der vormals mainzischen Kellerei Billigheim und einer Rente von 3000 Gulden entschädigt, durch die Rheinbundsacte vom 12. Juli 1806 indeß mediatisirt und seine reichsständische Besitzung Billigheim der Souveränetät des Großherzogs von Baden standesherrlich untergeordnet. β) Wenzel Joseph, geboren 27. Sept. 1738, gestorben 15. Jan. 1825, erhielt in Theilung mit seinem Bruder Wilhelm Karl das Amt Heidesheim und wurde Stifter der neuen Linie Leiningen-Heidesheim, später Leiningen-Neidenau, verlor ebenfalls seine Besitzungen auf der linken Rheinseite, wurde 1803 durch die vormals mainzische Kellerei Neidenau und eine Rente von 3000 Gulden entschädigt, 1806 mediatisirt und seine reichsständische Besitzung Neidenau der Souveränetät des Großherzogs von Baden standesherrlich untergeordnet. Die gräflichen Linien Leiningen-Billigheim und Leiningen-Neidenau bekennen sich zur katholischen Religion.

Die Stammtafel des standesherrlich gräflichen Hauses Leiningen-Westerburg beginnt 878 mit dem Dynastengeschlecht «des Heiligen Römischen Reiches semperfreyen Herren zu Westerburg», gleichen Stammes mit den Herren von Runckel, deren gleichnamige Stammburg an der Lahn lag. Auch die Burg und Herrschaft Westerburg war im Lahngau gelegen und verdankte wol ihren Namen dem nahe dabei gelegenen Westerwalde. Siegfried I., Herr von Runckel, der vor 1100 starb, stiftete das Kloster Seligenstadt. Von seinen Enkeln begründete Dietrich das nunmehrige Geschlecht der Herren von Runckel, Siegfried IV. das der Herren von Westerburg. Von dessen vier Söhnen waren drei in geistlichem Stande, der vierte, Heinrich II. (gest. 1288), setzte das Geschlecht fort. Durch seine Gemahlin Agnes, Tochter Gerhard's, Herrn von Limburg, erhielt er die Herrschaft Schaumburg und den sechsten Theil der Herrschaft Cleeberg. Sein Ur-ur-urenkel Reinhold IV. (gest. 1449) war mit Margaretha, einer Tochter des Grafen Friedrich VIII. von Leiningen, vermählt. Dadurch, daß alle ihre Geschwister ohne Erben dahinstarben, wurde Margaretha die einzige Erbin ihres Geschlechts und erlangte auch später als Witwe mit Hülfe des Kurfürsten Friedrich des Siegreichen von der Pfalz einen großen Theil des Nachlasses. Sie selbst vererbte, da ihr Sohn Kuno schon 1459 gestorben war, die Herrschaften ihrem Enkel Reinhard IV. (gest. 1522), der sich seit 1475 mit kaiserlicher Genehmigung «Graf von Leiningen-Westerburg» nannte und der Ahnherr des noch blühenden Grafengeschlechts dieses Namens wurde. Sein Sohn Kuno III. (gest. 1547) hinterließ drei Söhne, welche drei Linien des Geschlechts begründeten.

A. Leiningen. Philipp II. (gest. 1597) vermählte sich mit Amalie Gräfin von Zweibrücken, die ihm die Herrschaften Rixingen, Oberbronn und Ochsenstein (letztere verkauft 1543) zubrachte. Sein 1622 verstorbener Sohn Ludwig, der 1602 Forbach zurückerhalten hatte, hinterließ drei Söhne, welche drei Speciallinien stifteten, nämlich: a) Leiningen-Westerburg-Leiningen: Johann Kasimir starb 1635 ohne männliche Erben. b) Leiningen-Westerburg-Rixingen: Philipp II., gestorben 1668. Sein Sohn Ludwig Eberhard verkaufte 1669 Rixingen, starb 1688 und mit seinem Sohne Philipp Ludwig erlosch 1705 auch dieser Zweig. c) Leiningen-Westerburg-Oberbronn: Ludwig Emich, gestorben 1635. Sein

Sohn Johann Ludwig, gestorben 1665, hinterließ nur eine Tochter Sophie Sibylle, vermählt mit Friedrich Landgrafen von Hessen-Homburg, welche 1717 Forbach verkaufte und als letzte der ganzen Hauptlinie starb.

B. Westerburg. Reinhard VI. (gest. 1587) hatte drei Söhne, von denen Albrecht Philipp und Johann Ludwig im J. 1597 auch diese Hauptlinie beschlossen.

C. Schaumburg. Georg (gest. 1585) begründete die allein noch blühende Hauptlinie. Von seinen Söhnen hinterließ Reinhard (gest. 1655) nur eine Tochter Marie Juliane, welche Schaumburg an den Grafen von Holzapfel verkaufte, während Christoph, gestorben 1632, das Geschlecht fortsetzte. Sein Sohn Georg Wilhelm, gestorben 1695, hatte sechs Söhne, von denen Georg Hermann, gestorben 1751, seine Linie fortsetzte; dessen Urenkel Karl August ist durch sein tragisches Ende bekannt geworden. Derselbe, zu Ilbenstadt im Großherzogthum Hessen am 11. April 1819 geboren, stand beim Ausbruch der ungarischen Revolution als Hauptmann im Regiment seines Oheims, des Grafen August Georg Gustav. Während des Ausbruchs der Bewegung auf Urlaub in Ungarn, trat er zur Revolutionspartei über, in der er schnell avancirte und schließlich General und Corpscommandant wurde. Nach dem Waffenstillstande von Világos wurde er nebst zwölf andern Generalen und Stabsoffizieren vom Kriegsgericht zum Tode verurtheilt und erlitt zu Arad am 6. Oct. 1849 den Tod durch den Strang. — Ein anderer Sohn Georg Wilhelm's, Georg II., hatte vier Söhne, von denen Georg Karl August Ludwig, gestorben 1787, die nassauische, Georg Ernst Ludwig, gestorben 1765, die bairische Linie begründete. Des erstern Enkel war Christian Seraph Vincenz, Graf von Neu-Leiningen-Westerburg, geboren in Graz am 10. Febr. 1812; er hatte nach dem frühen Tode seines Vaters, seinem Oheim, dem k. k. Feldmarschallleutenant Grafen August Georg Gustav, seine sorgfältige Erziehung und Ausbildung zu verdanken. Seit 1830 widmete er sich dem Militärstande und führte schon 1848 als Oberst das Infanterieregiment Nr. 31 nach Temesvár, wo er bald darauf Generalmajor und Brigadier wurde. Er vertheidigte Temesvár mit großer Bravour und erhielt dafür das Commandeurkreuz des Leopoldsordens; 1851 zum Feldmarschallleutenant ernannt, ging er in außerordentlicher Mission als Bundescommissar nach Frankfurt a. M. Im J. 1853 bei Beginn des türkisch-montenegrinischen Conflicts vertrat er in Konstantinopel die Forderungen, welche Oesterreich der Türkei gestellt hatte. Im J. 1855 zum Commandanten des 2. Infaneriecorps in Krakau ernannt, starb er daselbst noch kurzem Krankenlager, schon am 1. Oct. 1856.

Georg Ernst Ludwig Graf von Neu-Leiningen-Westerburg (gest. 1765), der Begründer der bairischen Specialinie seines Geschlechts, hatte drei Söhne, von denen der mittlere, Karl Joseph Philipp Ludwig Ernst, gestorben 1797, das Geschlecht fortsetzte. Die beiden Linien des gräflichen Hauses Leiningen-Westerburg gehören der evangelischen, bez. lutherischen Confession an.

Den Häuptern der gräflichen Häuser ist nach Beschluß der deutschen Bundesversammlung vom 13. Febr. 1829 das Prädicat «Erlaucht» zugestanden worden.

Ueber das Leiningensche Geschlecht existirt eine reichhaltige Literatur, von der hier besonders hervorgehoben werden sollen: J. G. Lehmann, «Urkundliche Geschichte des gräflichen Hauses Leiningen-Hartenburg und Westerburg im ehemaligen Wormsgau» (Kaiserslautern 1860—61); derselbe, «Geschichte und Genealogie der Dynasten von Westerburg» (Wiesbaden 1866); «Geschichtliche Gemälde aus dem Rheinkreis: das Leininger Thal» (Heidelberg 1832), «Das Dürckheimer Thal» (1834); D. de Beaulieu, «Recherches archéologiques et historiques sur le comté de Dachsbourg, aujourd'hui Dabo» (Paris 1836; 2. Aufl. 1858); Ph. J. Rühl, «Recherches historiques et généalogiques sur la maison de Linange-Dabo» (Straßburg 1789); C. F. Trachsel, «Monographie des monuments numismatiques des comtes et du prince de Linange» (Lausanne und Brüssel 1880); Paul Joseph, «Die Münzen des gräflichen und fürstlichen Hauses Leiningen» (Wien 1884); «Verein deutscher Standesherren» (1885). *(J. Kindler v. Knobloch.)*

Leinkraut, Pflanzengattung, s. Linaria.

LEINSTER, eine der vier Provinzen Irlands, dessen südöstlichen Theil umfassend, mit der Hauptstadt Dublin, grenzt im Norden an Ulster, im Osten an die Irische See, im Südosten an den St.-Georgskanal, im Süden an den Atlantischen Ocean, im Südwesten an Munster, im Westen an Munster und Connaught. Der Flächeninhalt beträgt 17,735 □Kilom., wovon 17 Proc. Ackerland, 13 Wiesen, 53 Weideland, 2 Proc. Wald sind, und die Einwohnerzahl (1881) 1,757,492. Der Boden ist im Ganzen ergiebiger, als in den andern drei Provinzen, und die Küste nicht so tief eingebuchtet, wie in den übrigen Theilen der Insel. Die wichtigsten Baien sind die von Dundalk und Dublin, die Hafenbaien von Wexford und Waterford. Der Osten, besonders in der Grafschaft Wicklow, bietet Berglandschaften, in deren Berggruppen der Lugnoquilla 926 Met. hoch aufsteigt, ebenso der Westen, wo an der Grenze von Munster die Slieve-Bloom-, die Knockmeledown-Mountains und die Galtees eine langgestreckte Bergkette bilden, wie auch der Süden, wo die Berge von Kilkenny, die Blackstairberge 734 Met. und der Mount-Leinster 795 Met. hoch sich erheben. Dagegen breiten sich in der ganzen Nordhälfte der Provinz unabsehbare Ebenen aus, die theils mit fruchtbarem Acker- und Weideland, theils aber auch mit ausgedehnten, erst in neuerer Zeit theilweise trocken gelegten Sümpfen und Moorgründen bedeckt sind. Die bedeutendsten Flüsse sind: der Shannon an der Grenze gegen Connaught, im Süden der Slaney und der Barrow, im Osten der Ovoca, der Liffey bei Dublin, der Bayne in East-Meath. Dazu kommt eine größere Anzahl von Seen, namentlich im Nordwesten; zu ihnen gehört der vom Shannon durchflossene Ree.

Neben den Hauptnahrungszweigen Ackerbau und Viehzucht beschäftigt die Bevölkerung Leinen-, Woll- und Baumwollfabrikation, Brauerei, Brennerei, Handel mit Leinwand, Schlachtvieh, Fleisch, Mehl und Butter. Hin-

sichtlich des Verkehrs hat Leinster den Vortheil unmittelbarerer Verbindung mit Wales und England als die andern Provinzen, denn die Dampfschiffahrt Dublin-Liverpool ist eine der wichtigsten in Großbritannien. Der innere Verkehr wird außer durch die schiffbaren Flüsse gefördert durch den Königs- und den Großen Kanal, welche, die Mitte der Provinz durchschneidend, den Shannon mit Dublin verbinden, sowie durch ein vollständiges Eisenbahnnetz, von welchem die Linien Dublin-Kingstown, Dublin-Galway, Dublin-Cork, Dublin-Kilkenny und Dublin-Drogheda die Hauptlinien sind. Leinster zerfällt in 12 Grafschaften (5 östliche oder maritime, 3 westliche vom Shannon begrenzte und 4 Binnenland-Grafschaften): Louth, East Meath, Dublin, Wicklow, Wexford, Longford, West-Meath, King's County, Kildare, Queen's County, Carlow, Kilkenny. *(W. Bentheim.)*

LEIODES *Fabricius* (der Name von Erichson in Liodes berichtigt), eine Käfergattung aus der Gruppe der Anisotomiden in der Familie der Silphales (Agathidiidae *Westwood*). Die Anisotomiden stimmen mit den echten Silphiden in den zusammenstoßenden Hinterhüften überein und weichen von ihnen durch die einfachen, nicht vorspringenden, in den Achsen der Schenkel liegenden Trochantern der Hinterbeine ab. Es sind kleine Insekten von meist ovaler Gestalt, welche nicht wie die meisten Silphiden in Aas, sondern vorwiegend in Pilzen und vegetabilischem Trum leben. Bei Liodes ist die Zahl der Tarsenglieder in den beiden Geschlechtern verschieden; während beim Männchen die Vorder- und Mittelbeine fünfgliederige, die Hinterbeine viergliederige Tarsen haben, besitzen die Weibchen an den beiden hintern Beinpaaren, zuweilen an allen drei Beinpaaren viergliederige Tarsen. Die Fühlerkeule besteht aus fünf Gliedern, von denen das zweite sehr klein ist. Die Arten leben in Europa und Nordamerika. *(J. Viet. Carus.)*

LEIOPHYLLUM, eine von Persoon aufgestellte Pflanzengattung der Ericaceen mit folgenden Merkmalen: Kelch stehenbleibend, fünftheilig mit starren, länglich-lanzettlichen, spitzen Abschnitten. Blumenblätter 5, sitzend, länglich, stumpf, dachziegelig sich deckend. Staubgefäße 10, unterständig, aus der Blumenkrone hervorragend mit fadenförmigen, kahlen Fäden und kleinen, am Rücken angehefteten, fast kugeligen, in Spalten aufspringenden Beuteln. Diskus dick, zehnlappig. Fruchtknoten eiförmig oder fast kugelig, zwei- bis fünflappig, zwei- bis fünffächerig; Griffel cylindrisch mit einfacher, abgestutzter Narbe, Eichen in den Fächern zahlreich, den der Achse angewachsenen Placenten in mehreren Reihen eingefügt, horizontal. Kapsel klein, krustig, fast kugelig, zwei bis fünffächerig, von der Spitze aus scheidewandspaltig zwei- bis fünfklappig. Same sehr klein, verkehrt-eiförmig mit grubiger Schale. Hierher gehören kahle niedrige Sträucher mit kleinen, wechselständigen, sehr kurz gestielten, länglichen, ganzrandigen, dick-lederartigen, glänzenden, überwinternden, einnervigen Blättern, kleinen, rosenrothen oder weißen, in endständigen Doldentrauben stehenden Blüten und aufrechten, weichhaarigen, am Grunde mit Deckblättern versehenen Blütenstielen.

Aus dieser Gattung sind nur zwei in den östlichen Staaten von Nordamerika einheimische Arten bekannt: 1) L. buxifolium *Elliott* mit aufrechtem Stengel, ovalen oder verkehrt-eiförmigen, fast sitzenden Blättern und kahler Kapsel. Hierzu gehören als Synonyma Ledum buxifolium *Bergius*, L. thymifolium *Lamarck*, Dendrium buxifolium *Desvaux*, Ammyrsine buxifolia *Pursh* und Fischera buxifolia *Swartz*. 2) L. serpyllifolium *De Candolle* mit aufrechtem Stengel, länglichen, gestielten Blättern, langgestielten Blüten, spärlich behaarten Kapseln. Hierher gehört Ledum serpyllifolium *L'Héritier*. *(A. Garcke.)*

LEIPHEIM, Stadt im bairischen Regierungsbezirk Schwaben und Neuburg, am rechten Ufer der Donau und an der Eisenbahnlinie Ulm-Augsburg-München, mit (1885) 1711 Einwohnern, hatte schon 1126 und 1179 einen eigenen Adel (Adalbero de Liphain). Im J. 1272 saßen dort die Güssen von Güssenberg als Lehnsmannen des Bischofs Hartmann von Augsburg. Den am Fuße der Burg gelegenen Ort erhob 1327 Kaiser Ludwig der Baier zum Markte und ertheilte ihm den Blutbann und die Rechte und Freiheiten der Stadt Ulm. Das bis dahin dem Kloster Elchingen zustehende Patronatsrecht ging 1329 an die Güssen kaufweise über, welche dann 1343 den Herzogen Albrecht, Friedrich und Leopold von Oesterreich, den damaligen Inhabern der Markgrafschaft Burgau, das Oeffnungsrecht (Besatzungsrecht) der Burg und Stadt Leipheim bewilligten; 1368 stifteten die Güssen zu Leipheim, Bruno der Aeltere und der Jüngere, Hamann und Gerwich, das noch bestehende Spital; 1374 kam Leipheim durch Kauf an den Grafen Eberhard von Würtemberg und 1453 gelangten Stadt und Burg mit allen Gerechtsamen vom Grafen Ulrich von Würtemberg durch Kauf (um 23,200 Gulden) an die Reichsstadt Ulm, bei der sie bis 1803 verblieben, wo sie an Baiern fielen. *(F. Moesch.)*

LEIPNIK (czechisch Lipnik), Stadt in Mähren, Bezirk Weißkirchen, an der Betschwa, Station der Linie Wien-Krakau der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn, Sitz eines Bezirksgerichts, mit (1880) 5429 Einwohnern, Tuch-, Flanellweberei, lebhaftem Handel mit Getreide, Obst, Flachs, Leinwand. Die hervorragendsten Gebäude der noch theilweise mit Mauern umgebenen Stadt sind das Schloß der Gräfin Gabriele von Hatzfeld-Wildenburg und die Pfarrkirche, ein moderner Bau aus dem vorigen Jahrhundert, welcher an der Stelle und aus den Resten eines alten gothischen Gotteshauses entstand. Leipnik erscheint bereits im J. 1378 als Stadt und die Pfarre gehört zu den ältesten des Landes Mähren. Im 15. und 16. Jahrh. bekannte sich fast die ganze Bevölkerung zur neuen Lehre und von 1480 an hatten die Mährischen Brüder in Leipnik eigene Prediger. Nach der Schlacht am Weißen Berge bei Prag 1620 mußte die Stadt wieder die katholische Lehre annehmen und erhielt ihre verlorenen Privilegien vom Cardinal Franz von Dietrichstein zurück. Im weiteren Verlaufe des Dreißigjährigen Krieges wurde Leipnik durch Eroberung, Plünderung, Feuer und Hungersnoth schwer heimgesucht und der Wohlstand der Stadt ganz vernichtet. *(F. Grassauer.)*

LEIPZIG. Hauptstadt der gleichnamigen Kreis- und Amtshauptmannschaft, nach Einwohnerzahl die zweitgrößte, nach der volkswirthschaftlichen Bedeutung die erste Stadt des Königreichs Sachsen, im nordwestlichsten Theile des Landes, liegt unter 51° 20′ 6″ nördl. Breite, 12° 23′ 28″ östl. Länge von Greenwich (Sternwarte) in 106 – 125 Meter Seehöhe, am Zusammenflusse der Elster, Pleiße und Parthe, nur 8 bis 10 Kilom. von der preußischen Grenze entfernt, in einer weiten und fruchtbaren Ebene, durch anmuthigen Wechsel von Feldern und Wäldern, wie durch eine Menge freundlicher, meist starkbevölkerter und wohlhabender Dörfer auf Meilen hinaus ungewöhnlich belebt. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt 8,6° Celsius, der mittlere Luftdruck 751,4 Millim., die Höhe der atmosphärischen Niederschläge 529,1 Millim. Das Klima ist gesund und dem entsprechend sind die Gesundheitsverhältnisse Leipzigs überaus günstig. Von der Lage der Stadt urtheilt der Nationalökonom W. Roscher («Betrachtungen über die geographische Lage der größern Städte», Leipzig 1871, S. 18): «Die ursprüngliche Gunst der Lage von Leipzig liegt insbesondere darin, daß in dieser Gegend die norddeutsche Tiefebene am weitesten nach Süden hinabreicht, und zwar ziemlich genau im Mittelpunkte des vormaligen Deutschen Reichs- und Bundesgebiets.» Fünf große Heerstraßen trafen hier zusammen: aus Polen, aus Italien, vom Rhein, von Nürnberg und von Hamburg her. An die Stelle dieser alten Heerstraßen ist in der Neuzeit ein noch dichteres Netz von Schienenwegen getreten, welche Leipzig mit allen Himmelsgegenden verbinden. Es sind: die Linien Leipzig-Riesa-Dresden, Leipzig-Döbeln-Dresden, Leipzig-Geithain, Leipzig Borna-Chemnitz, Leipzig-Altenburg-Hof und Leipzig-Meuselwitz der Sächsischen Staatsbahn; dann die Linien Leipzig-Zeitz-Gera, Leipzig-Großheringen, Leipzig-Halle-Magdeburg, Leipzig-Berlin und Leipzig-Eilenburg-Guben der Preußischen Staatsbahn; erstere vermitteln den Verkehr nach O. und S., letztere nach N. und W. Für den Verkehr in der Stadt dienen gegen 450 Droschken, und die Verbindung mit den Vororten wird seit 1872 hergestellt durch sechs meist doppelspurige Linien der Leipziger Pferdeeisenbahn von zusammen 31 Kilom. Länge. In neuerer Zeit ist auch der Plan entworfen, Leipzig durch einen Kanal mit der Saale oder Elbe zu verbinden; ein Theil davon ist durch Dr. Heine (gest. 25. Aug. 1888) ausgeführt, der schon die Elster bis Plagwitz kanalisirt hat. Von der Oberpostdirection ressortiren 9 städtische und 2 Bahnpoststämter, 9 Telegraphenämter sowie eine Fernsprechvermittelungsanstalt, welche 915 Fernsprechstellen mit 1154 Kilom. Länge bedient; in den Vororten Lindenau, Connewitz, Eutritzsch, Gohlis, Möckern, Reuschönefeld, Thonberg, Stötteritz und Schönefeld kommen dazu noch 9 Postanstalten, welche postalisch ebenfalls zu Leipzig gezählt werden.

Von dem 16,11 QKilom. umfassenden Stadtgebiet fallen nur 90 Hektar auf die innere Altstadt, der Rest auf die innern Vorstädte nebst dem engern Weichbilde, an welches sich dann unmittelbar 22 äußere Vorstadt- und Außendörfer anschließen. Nach der frühern administrativen Eintheilung der Stadt in 4 Viertel unterscheidet man im O. die Grimmaische (Dresdener), im N. die Hallesche, im W. die Ranstädter (Frankfurter) und im S. die Peters- (Zeitzer) Vorstadt, zu welchen dann zunächst im SO. die Johannis-, im O. die Friedrichs- und Marien-, im S. die Süd-, im SW. die Südwest-, im W. die West-, im NW. die äußere Frankfurter und im N. die Nordvorstadt kamen. Diese Vorstädte haben sich derart erweitert, daß die östlichen Vororte schon lange Zeit mit der Stadt zusammenhängen, während im W. Plagwitz und Lindenau, im N. Gohlis und Eutritzsch die Verbindung nahezu erreichen, und deshalb eine Verschmelzung der meist schon stadtartig eingerichteten Vororte mit Leipzig angebahnt und für den 1. Jan. 1890 beschlossen ist.

Die innere Altstadt, der Hauptsitz des Meßverkehrs und des Großhandels, ist meist eng und düster. Eine hervorstechende Eigenthümlichkeit bilden die zahlreichen, von einer Straße zur andern durchführenden Höfe mit ihren bedeutenden Waarenniederlagen. In älterer Zeit konnten sie nach außen verrammelt und gegen Feinde vertheidigt werden, in neuerer Zeit sind sie zum Theil als Durchgänge aufgehoben, zum Theil in glasbedeckte Gänge mit reichen Kaufhallen umgewandelt worden. Nur ein größerer Platz, der von stattlichen Gebäuden eingeschlossene Markt, diente für den Marktverkehr; der Ritterplatz, Naschmarkt, Nikolai-, Thomas- und Neukirchhof sind unbedeutend. Von W. nach O. führen 2 Hauptstraßen, die Grimmaische Straße und der Brühl, alle übrigen sind nur enge und winkelige Gäßchen; von N. nach S. dagegen sind die Straßen breit, so die Peters-, Hain-, Katharinen-, Nikolai-, Reichs-, Ritterstraße und der Neumarkt, an der Promenade auch die Schiller-, Goethe- und Parkstraße mit nur Einer Häuserreihe.

Diese Altstadt umfaßt natürlich alle historisch merkwürdigen und einen großen Theil der öffentlichen Gebäude, deren Baustil mit wenigen Ausnahmen dem Kunstgeschmack der alten Leipziger ein nur dürftiges Zeugniß ausstellt. Die auf das Nützliche und den Erwerb gerichtete Thätigkeit ließ den Sinn für die Schönheit der bildenden Künste wenig zur Entfaltung gelangen, und erst der neuesten Zeit gebührt die Errungenschaft, durch ein würdiges Aeußere der Bauwerte deren innere Bedeutung zur Erscheinung zu bringen. Das Rathhaus am Markt ist 1556 durch Hieronymus Lotter gebaut. Der Rathssaal enthält prächtige Kamine im Renaissancestil, die Rathsstube die Porträts der sächsischen Landesfürsten. Am Naschmarkt erhebt sich die 1678 erbaute alte Börse, ehemals als Meisterwerk der Kunst gepriesen und besonders von August dem Starken zu Hoffesten benutzt. Die Pleißenburg, 1549 ebenfalls von H. Lotter erbaut, seit 1818 umgebaut und erweitert, diente bis zum Siebenjährigen Kriege als Festung, seitdem zu verschiedenen Zwecken, besonders aber als Kaserne. Noch in der alten Burg fand 1519 das Leipziger Colloquium zwischen Luther und Eck statt; 1632 starb hier Pappenheim; im Siebenjährigen Kriege war hier die Münzstätte des Juden Ephraim; der Schloßthurm diente 1787—1862

als Sternwarte, der Rest als Kaserne; auch wurde hier die Zeichen- und spätere Kunstakademie eingerichtet und es wohnten hier deren Directoren Adam Frd. Oeser (1763—99) und Veit Hans Schnorr von Carolsfeld (1816—41). Von den Universitätsgebäuden haben nur das Augusteum und Paulinum Interesse. Ersteres, 1836 nach Schinkel's Plan von Geutebrück erbaut und durch Rietschel mit plastischem Giebelschmuck verziert, enthält die mit Statuen, Büsten und Reliefs reichgezierte Aula, das Archäologische Museum und eine Reihe von Hörsälen. Das 1240 als Kloster erbaute Paulinum, seit 1539 der Universität überwiesen, enthält außer der Münzsammlung noch die Universitätsbibliothek mit 4600 Handschriften und 350,000 Bänden; erwähnenswerth sind hier die 16 enkaustischen Wandgemälde im Kreuzgang des Mittelbaues, welche vom 13. bis zum 15. Jahrh. durch die Dominikaner entstanden, später übertüncht und erst 1866 wieder entdeckt wurden; die 1869—72 vorgenommene Restauration hat dieselben nicht vor dem Untergange retten können, da sie jetzt fast gänzlich erblichen sind. In der Ritterstraße liegt die 1834 auf dem Areal des alten Fürstencollegs erbaute alte Buchhändlerbörse, welche seit 1888 einen Theil des Museums für Völkerkunde birgt. Das Fürstenhaus in der Grimmaischen Straße, 1575 im Renaissancestil erbaut, war 1712 Aufenthalt Peter's des Großen. Das Gewandhaus in der Universitätsstraße, 1481 gegründet und 1740 neu erbaut, diente als Zeughaus und Verkaufshalle von Tuch; von 1781 bis 1884 wurden in dem großen, seiner vollendeten Akustik wegen gerühmten Saale die weltbekannten Gewandhausconcerte abgehalten, in einem zweiten großen Saale die Stadtbibliothek und die Pölitz'sche Bibliothek mit gegen 1500 Handschriften und 100,000 Bänden untergebracht, und eine dritte Abtheilung im Hofe war dem königlichen Conservatorium überwiesen. Von Leipzigs Kirchen war die Nikolaikirche schon um 1170 gegründet, wurde 1512—25 neu erbaut (seit 1785 umgebaut), der große Mittelthurm aber erst 1555 durch Lotter hinzugefügt. Der Kirche gegenüber liegt das 1885 durch Licht im Renaissancestil erbaute Pfarrhaus und die alte Nikolaischule, 1581—1680 erbaut, an welcher Reiske, Forbiger, Lipsius u. a. als Rectoren gewirkt haben. Von der Thomaskirche stammt der älteste Theil, der Kreuzbau, aus dem J. 1222, das hohe Thor wurde 1355, das Schiff 1482—96, der Thurm 1538—1702 erbaut; seit 1887 wird dieselbe durchweg restaurirt und die vielfachen Zuthaten aus verschiedenen Zeiten werden entfernt. Luther hielt in der Kirche am Pfingsttage 1539 die Reformationspredigt. Gegenüber befindet sich die alte Thomasschule aus den Jahren 1583—1732, an welcher Ernesti, Gesner, Rost, Stallbaum, Eckstein als Rectoren, Bach, Doles, Hiller, Hauptmann, Richter u. a. als Cantoren des berühmten Thomanerchors gewirkt haben. Die Matthäikirche, bis 1880 Neukirche genannt, ist 1454—1501 erbaut, diente später als Magazin, seit 1699 wieder als Kirche und wurde 1880 restaurirt und zur Parochialkirche erhoben. Die an das Augusteum anstoßende Pauliner- oder Universitätskirche wurde 1240 erbaut, 1545 restaurirt und durch eine Predigt Luther's für den protestantischen Gottesdienst eingeweiht; sie enthält zahlreiche Epitaphien und einen trefflichen geschnitzten Altar aus dem 16. Jahrhundert. An Stelle der alten Peterskirche erhebt sich an der Schillerstraße der stattliche Renaissancebau der Reichsbank, 1884—88 nach Hasak's Plänen errichtet.

Von den zahlreichen Privatgebäuden, welche mancherlei historische Erinnerungen bieten, mögen nur einige erwähnt werden. Das vom Kaufmann U. Welsch erbaute Königshaus am Markt diente 1693—1827 den sächsischen Fürsten als Absteigequartier; hier wohnten auch Peter der Große 1698, König Karl XII. von Schweden 1707 nach dem Altranstädter Frieden, Friedrich der Große 1760 (Gespräch mit Gellert), Napoleon verabschiedete sich hier am 19. Oct. 1813 von König Friedrich August I., der dann von hier als Gefangener nach Berlin ging. Auerbach's Hof in der Grimmaischen Straße, seit 1520 von Heinrich Stromer aus Auerbach erbaut, mit zahlreichen Gewölben, verdankt seinen Ruf dem auf zwei Bildern dargestellten Faßritt des Schwarzkünstlers Dr. Faust aus dem Weinkeller und der Verherrlichung dieser Scene in Goethe's «Faust». Unter den übrigen Häusern ist eine große Anzahl bekannt als Geburtsstätte berühmter Leipziger (Leibniz, Thomasius, Richard Wagner) oder als Wohnungen von hervorragenden Größen der deutschen Literatur und Kunst (Gellert, Karoline Neuberin, Lessing, Klopstock, Goethe, Schiller, Jean Paul, Rob. Schumann u. a.). An neueren Gebäuden mögen nur genannt sein die Loge Minerva (1888) und das Kaufmännische Vereinshaus in der Schulstraße, die Georgenhalle als vorläufiger Sitz des Reichsgerichts, das königliche Palais und die Creditanstalt an der Goethestraße.

An Denkmälern zählt die innere Stadt nur die Bronzestatue von Leibniz auf dem Thomaskirchhof (1883 von Hähnel); das Siegesdenkmal auf dem Marktplatz nach dem Entwurf von Siemering, zur Erinnerung an den Deutsch-Französischen Krieg, wurde am 18. Aug. 1888 enthüllt.

Die nach den Plänen des Gartenbaudirectors Lenné seit 1859 umgewandelten Promenaden umschließen im O. den Augustusplatz, einen der größten und schönsten Plätze Deutschlands, im S. den Roßplatz und Obstmarkt, im W. den Fleischer- und Töpferplatz, im N. den Blücherplatz; ferner zahlreiche Denkmäler, endlich das Neue Theater, das Museum und die Erste Bürgerschule. Das Neue Theater an der Nordseite des Augustusplatzes ist 1864—67 nach Plänen von Langhans im Renaissancestil auf dem Platze des frühern Schneckenberges erbaut, eins der schönsten und größten Stadttheater des Reichs. Gegenüber liegt das nach Lange's Entwürfen 1858 erbaute Museum, hervorgegangen aus der Gemäldesammlung des Leipziger Kunstvereins und H. Schletter's (gest. 1853), 1886 durch Licht umgebaut und erweitert. Die Gemäldesammlung umfaßt außer ältern deutschen und niederländischen Gemälden zum großen Theil die Werke neuerer Meister, darunter die Cartons von Preller's Odysseelandschaften und Delaroche's berühmtes Werk: Napoleon in

Fontainebleau, Lenbach's Kaiser Wilhelm I.; dazu kommen eine bedeutende Kupferstichsammlung, Gipsabgüsse und Originalwerke von Thorwaldsen, Hähnel, Schilling und andern neueren Bildhauern. Unter den zahlreichen Denkmälern auf der Promenade ist das hervorragendste der Mendebrunnen vor dem Museum, nach Entwürfen von Gnauth, durch Ungerer modellirt, durch F. von Miller in Erz ausgeführt und 1887 enthüllt. Nahe der Ersten Bürgerschule stehen das Standbild des Landwirths A. Thaer (1850 von Rietschel modellirt) und das Denkmal des Componisten Rob. Schumann; im N. befinden sich die Marmorbüste G. Harkort's, des Hauptbegründers der Leipzig-Dresdener Eisenbahn, der Obelisk zur Erinnerung an die Eröffnung dieser Bahn und das Denkmal des Kriegeraths Müller, des Begründers der Promenaden; endlich im W. die Denkmäler des Homöopathen Hahnemann und der Musiker J. S. Bach und J. A. Hiller.

Die Vorstädte sind meist gut gebaut und von breiten geraden Straßen durchzogen, besonders die Süd- und die Westvorstadt in der neuesten Zeit mit palastähnlichen öffentlichen und privaten Gebäuden geschmückt, während im O. das Buchgewerbe seinen Hauptsitz aufgeschlagen hat und der südöstliche Theil mit den zahlreichen Anstalten der medicinischen Facultät längs der Liebigstraße das akademische Viertel bildet. An der Nordseite befinden sich der Dresdener, Magdeburgische, Thüringer und Berliner Bahnhof, im O. der Eilenburger, im S. der Bairische Bahnhof. In der nördlichen Vorstadt ist unter den öffentlichen Gebäuden (königl. Gymnasium, Realschule, Jakobshospital, Hauptzollamt) die am Blücherplatz gelegene Neue Börse, 1884—86 nach Entwürfen von H. Enger und C. Weichardt ausgeführt, ein schöner Monumentalbau. In der Ostvorstadt sind zu erwähnen: die Johanniskirche auf dem Johannisplatz (1582—84, vor welcher das Denkmal der Reformatoren Luther und Melanchthon von Schilling (1883) steht; das Hauptpostamt am Augustusplatz, 1836—39 von Geutebrück erbaut, 1882—83 umgebaut und erweitert; in der Hospitalstraße das Johannishospital (1872 von Lipsius erbaut), das Packetpostamt und die neue Buchhändlerbörse (Deutsches Buchhändlerhaus), ein Rohbau in reichem niederländischen Stil nach den Entwürfen von Keyßer und Großheim 1886—88 erbaut und am 29. April 1888 zur Cantatemesse ihrer Bestimmung übergeben; dieselbe birgt außer den Geschäftsräumen des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler und einem prächtigen Hauptsaal noch Ausstellungsräume und das Buchgewerbemuseum. Auch das größte Vergnügungslocal Leipzigs, der Krystallpalast (früher Schützenhaus), nebst festem Circus, der Alberthalle, liegt in diesem Viertel. Im SO. liegen die verschiedenen Universitätsinstitute, Sternwarte, neue Nikolaischule (1872), Irrenklinik, Siechenhaus (1888), Taubstummen- und Landwirthschaftliches Institut. Im S. liegen die neue Peterskirche auf dem Schletterplatz, 1882—85 von Lipsius und Härtel erbaut, der neue gut eingerichtete Schlachtviehhof, das Panoramagebäude auf dem Roßplatz und das 1875 erbaute Justizgebäude am Petersteinweg. Das östlich der Pleiße zwischen Johannapark und Scheibenholz gelegene, in der neuesten Zeit in den Bebauungsplan eingezogene Terrain enthält das neue Concerthaus, 1882—84 durch Gropius und Schmieden erbaut, am 11. Dec. 1884 eingeweiht, mit prächtigem Saal für 1520 Zuhörer und Raum für 350 Musiker und einem kleinen Saal für Kammermusik, welcher 700 Personen faßt. Daselbst liegen auch das schöne Conservatorium (1885—87 von Licht erbaut), das noch im Bau begriffene Reichsgericht und die Gebäude für die Universitätsbibliothek und die königl. Kunstakademie; hier soll auch das Grassi-Museum zur Aufnahme der Sammlungen des Museums für Völkerkunde und für die des Kunstgewerbe-Museums seine Stelle finden. In der Westvorstadt endlich liegen die neue Thomasschule, 1877 von Viehweger erbaut, die 1845—47 in gothischem Stil von Heidelоff ausgeführte katholische Kirche, im Johannapark die 1885 nach Mothes' Entwürfen in englisch-gothischem Stil errichtete Anglikanische Kirche; ebenda die Lutherkirche, 1884—86 von Zeissig in frühgothischem Stil erbaut, aber leider schon am 1. März 1888 durch Brand beschädigt; ferner die jüdische Synagoge in der Centralstraße, 1855 von Simonson in maurischem Stil ausgeführt, und in der Nähe die Centralhalle, ein großes Vergnügungslocal mit prächtigen Sälen (1850). An Denkmälern sind zu nennen: im Rosenthal die von Zöllner und Gellert, längs der Elster das von Poniatowski und der Stein zur Erinnerung an die Sprengung der Elsterbrücke, auf dem Königsplatz das König Friedrich August's I. von Oefer, im Johannisthal die des Königs Anton und des Taubstummenlehrers Sam. Heinicke, im O. das Friccius- und Kugeldenkmal, endlich außerhalb der Stadt die zahlreichen Denksteine zur Erinnerung an die Schlacht bei Leipzig, von denen nur der Napoleonstein, Monarchenhügel und das Schwarzenbergdenkmal im SO. genannt sein mögen.

Eine besondere Erwähnung verdient noch das Rosenthal mit seinen von guten Wegen durchzogenen Wald- und Wiesenpartien zwischen Gohlis und der Stadt, in dessen Nähe auf dem Grunde des früheren Pfaffendorf sich der Zoologische Garten befindet; daran schließen sich im SW. der Johannapark, das Scheiben- und Nonnenholz mit der Rennbahn. Die großen Gärten der Vorstädte, wie der Bose'sche, Reichel'sche, Reichenbach'sche, Keil'sche (früher Löhr'sche) u. a., von denen manche als Wunder des Gartenbaus gerühmt und wiederholt beschrieben wurden, sind in neuerer Zeit sämmtlich bebaut worden.

Die Stadt zählt (1885) 4126 Häuser und 170,340 Einwohner, wovon 155,236 Lutheraner, 3990 Reformirte, 5756 Römisch-Katholische, 3664 Juden. Hierzu kommen 22 Vorstadtdörfer: im O. Schönefeld (4338 Einwohner), Neustadt (7656 Einwohner), Neuschönefeld (6131 Einwohner), Neusellerhausen (1798 Einwohner), Sellerhausen (4884 Einwohner), Volkmarsdorf (12,896 Einwohner), Reudnitz (18,824 Einwohner), Anger-Crottendorf (4608 Einwohner), Neureudnitz (1737 Einwohner), Thonberg (3740 Einwohner), Stötteritz (4980 Einwohner); im S. Connewitz (7756 Einwohner), Lößnig (497 Einwohner), Dölitz (1705 Einwohner), Schleußig

(865 Einwohner), Kleinzschocher (4398 Einwohner), Großzschocher (2453 Einwohner); im W. Plagwitz (9170 Einwohner), Lindenau (15,342 Einwohner); im N. Gohlis (12,996 Einwohner), Möckern (5385 Einwohner) und Eutritzsch (7612 Einwohner). Die Bewohnerzahl Leipzigs einschließlich der Vordörfer beträgt also 310,111 (wovon 290,204 Lutheraner, 5320 Reformirte, 8147 Römisch-Katholische, 3784 Juden) und hat sich seit 1880 um 74,110 Seelen, mithin um 31,4 Proc. vermehrt, während die Zunahme der eigentlichen Stadt 14,26 Proc. beträgt.

Unter den zahlreichen Behörden stehen an erster Stelle die des Reichs, und zwar das Reichsgericht mit dem Disciplinarhof, Ehrengerichtshof, der Anwalts- und Disciplinarkammer; dann die Oberpostdirection mit 20 Post-, 15 Telegraphen- und 2 Fernsprechanstalten; die Reichsbankhauptstelle und 9 Schiedsgerichte für Berufsgenossenschaften. Königlich sächsische Behörden sind: die Kreis- und Amtshauptmannschaft, zwei Superintendenturen, die Schulinspection, das Landgericht nebst der Staatsanwaltschaft, das Amtsgericht und die Gefangenanstalt, zwei Betriebsoberinspectionen der Sächsischen Staatsbahn, das Hauptzoll- und Kreissteueramt, die sächsische Landeslotterie und Lotteriedarlehnskasse, eine Agentur der sächsischen Altersrentenbank, die Landesbrandversicherungsanstalt, das Landbauamt, die Straßen- und Wasserbauinspection, Gewerbeinspection, das Institut der geologischen Landesuntersuchung. Institute für Wissenschaften und Künste sind: die königliche Akademie der bildenden Künste, die Königlich Sächsische Gesellschaft der Wissenschaften, die Universität mit 65 ordentlichen, 13 ordentlichen Honorar- und 37 außerordentlichen Professoren, 62 Privatdocenten und einem Lector publicus. Zur Universität gehören zahlreiche wissenschaftliche Seminare, Institute und Sammlungen; die Frequenz im Sommer 1888 betrug 3273 Hörer, davon 1522 Sachsen, 1686 Angehörige des übrigen Deutschen Reichs, 175 der europäischen Staaten, 52 Amerikaner und Japaner. Das Gesammtvermögen der Universität wurde 1884 auf 18½ Millionen Mark berechnet. Die übrigen königlichen Schulen sind die Kunst- und Baugewerbeschule, das Conservatorium der Musik, das königliche Gymnasium. In militärischen Angelegenheiten ist Leipzig der Sitz der 24. (2. königlich sächsischen) Division, der 47. und 48. (3. und 4. königlich sächsischen) Infanterie-Brigade, der 24. (2. königlich sächsischen) Kavalerie-Brigade, des Garnisoncommandos (8. Infanterie-Regiment Prinz Johann Georg Nr. 107 in der Pleißenburg, 7. Infanterie-Regiment Prinz Georg Nr. 106 in Möckern, 10. Infanterie-Regiment Nr. 134 in Gohlis), der Prüfungscommission für Einjährig-Freiwillige, der Ersatzcommission und des Landwehrbezirkscommandos des Landwehr-Regiments Nr. 106.

An der Spitze der Stadt stehen ein Oberbürgermeister, ein Bürgermeister und ein Polizeidirector, neben ihnen das Magistratscollegium von 9 besoldeten und 15 unbesoldeten Stadträthen und das Stadtverordnetencollegium von 60 Mitgliedern. Das städtische Vermögen belief sich 1886 nach Abzug der Passiva auf 17,681,968 Mark. Kirchlich zerfällt die Stadt in 4 Parochien mit 6 Kirchen; dazu kommen die Kirchen der reformirten, englischen, römisch-katholischen und der apostolischen Gemeinde, die Betsäle der amerikanischen, deutsch-katholischen und hellenisch-griechischen Gemeinde, sodann die jüdische Synagoge. An Schulen zählt die Stadt außer dem oben erwähnten königlichen Gymnasium 2 städtische Gymnasien (Thomas- und Nikolaischule), Realgymnasium, Realschule, Gewerbeschule, höhere Schule für Mädchen, zwei städtische Fortbildungsschulen für Knaben und eine für Mädchen, 9 evangelische und eine katholische Bürgerschule, die israelitische Religionsschule, Vereinigte Freischule und 8 Bezirksschulen; dazu kommen an Privatinstituten die öffentliche Handelslehranstalt, Buchhändlerlehranstalt, Sonntagsschule der Loge Balduin, Sonntagsgewerbeschule, kaufmännische Fortbildungsanstalt, Bildungsanstalt für Kindergärtnerinnen, ein Lyceum für Damen und 20 Privatschulen. Als Wohlthätigkeitsinstitute sind zu nennen: 3 Blindenanstalten, das Taubstummeninstitut, 3 Kleinkinderbewahranstalten, Waisenhaus, Pestalozzistiftung, Jakobs- und Johannishospital, Irrenhaus, städtische und Universitätspoliklinik, Siechenhaus, Augenheilanstalt, Armenamt, die Ortskrankenkasse, 2 städtische Speiseanstalten, Leihhaus und Sparkasse, Feuerlöschanstalt, 2 Gasanstalten, 2 städtische Wasserwerke, 2 Turnhallen; als wissenschaftliche und Kunstanstalten die Stadtbibliothek, 4 Volksbibliotheken, Baugewerbe- und Kunstgewerbemuseum, Museum nebst dem städtischen Archiv, Museum für Völkerkunde und des Vereins für die Geschichte Leipzigs, zwei Stadttheater.

Von auswärtigen Staaten sind in Leipzig Belgien, Dänemark, Frankreich, Großbritannien, Hessen, Oesterreich-Ungarn, Serbien und die Türkei durch Generalconsuln, die Argentinische Republik, Baden, Baiern, Brasilien, Bremen, Chile, Costarica, Griechenland, Italien, Mexico, die Niederlande, die Vereinigten Staaten von Amerika, Peru, Portugal, Rumänien, Rußland, Schweden-Norwegen, die Schweiz, Spanien und Venezuela durch Consuln vertreten.

Das Vereinsleben ist auf allen Gebieten in Leipzig sehr lebendig entwickelt. Zur Pflege der Wissenschaften bestehen die Astronomische, Chemische, Medicinische, Naturforschende Gesellschaft, die Deutsche Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Alterthümer, die Deutsche Morgenländische Gesellschaft, der Verein für die Geschichte Leipzigs mit Museum, die fürstlich Jablonowskische Gesellschaft der Wissenschaften, die Vereine für Erdkunde und für Handelsgeographie; literarische Vereine sind der Literarische Centralverein, die Deutsche Genossenschaft dramatischer Autoren und Componisten, der Schillerverein und Allgemeine Deutsche Schriftstellerverein; für religiöse und erzieherische Zwecke wirken die Leipziger Bibelgesellschaft, der Evangelische Verein der Gustav-Adolf-Stiftung, Verein für innere Mission, Evangelischer Missionsverein, die Deutsche Lutherstiftung, Leipziger Fröbelverein, Deutscher Schulverein, Leipziger Lehrerverein, Pädagogische Gesellschaft, Comenius-Verein und die Leipziger Schülerwerkstatt; Kunstbestrebungen verfolgen der

Verein der Kunstfreunde, Leipziger Künstler- und Leipziger Kunstverein, die Theaterschule, das Große Concert und zahlreiche Gesang- und Musikvereine; der Technik und den Gewerben sind gewidmet der Architektenverein, die Polytechnische Gesellschaft, der Bezirksverein des Vereins deutscher Ingenieure, der Landwirthschaftliche Kreisverein, die Oekonomische Societät, die Gartenbaugesellschaft, der Gärtnerverein, die Gewerbekammer; dem Handel dienen der Börsenverein der Deutschen Buchhändler, die Börsenhalle, die Börse, die Handelskammer, der Kaufmännische Verein; endlich speciell leipziger Zwecke verfolgen der Albertverein, Verein für Volkswohl zu Leipzig und der Verein zur Feier des 19. October. Hieran schließen sich die öffentlichen Bankinstitute: die Reichsbankhauptstelle, Communalbank des Königreichs Sachsen, Leipziger Bank, Leipziger Creditbank, Leipziger Kassenverein, Leipziger Sparverein, Spar- und Gewerbebank zu Leipzig, Leipziger Baubank, Credit- und Sparbankverein, Allgemeine deutsche Creditanstalt, Darlehnsanstalt für Gewerbtreibende, der Erb- und Ritterschaftliche Creditverein, die Leipziger Hypothekenbank, Leipziger Immobiliengesellschaft; dann die Versicherungsgesellschaften: Leipziger Lebensversicherungsgesellschaft, Lebensversicherungsgesellschaft Atropos, Renten-, Kapital- und Lebensversicherungsbank Teutonia, Leipziger Kranken-, Lebens- und Invalidenversicherungsgesellschaft Gegenseitigkeit, die Allgemeine Unfallversicherungsgesellschaft, Leipziger Feuerversicherungsanstalt und Sächsische Fluß Versicherungsgesellschaft.

Der durch die Gunst der Lage, die Rührigkeit der Bürger, die Fürsorge der Behörden und der Landesregierung stets unterstützte und eifrig betriebene Handel bildet, trotzdem die Messen infolge der Ausbreitung von Musterlagern sich mehr oder weniger überlebt haben, noch immer die hauptsächlichste Nahrungsquelle der Bewohner: 3421 Haupt- und 208 Nebenbetriebe in 265 verschiedenen Zweigen beschäftigen (1886) 11,662 Personen, besonders im Manufactur- und Schnittwaaren-, Agentur-, Material- und Colonialwaaren- und landwirthschaftlichen Productengeschäft. Leipzig behauptet im Welthandel die erste Stelle im Buch- und Musikalienhandel und im Rauchwaaren- und Bettfederhandel, die zweite Stelle im Handel mit Häuten (nach Hamburg), mit Leder, Spiritus und Manufacturwaaren (nach Berlin). Der Großhandel versorgt zunächst die inländische Industrie mit in- und ausländischen Rohproducten und Halbfabrikaten, so zunächst den Meßhandel mit Pelzen, Häuten, Bettfedern, Woll- und Baumwollgarnen, Rohtabak, Farbhölzern, Papier, Getreide, Spiritus. Das Rauchwaarengeschäft umfaßt die ganze Welt und vermittelt den Austausch der Rohproducte gegen die hier fertig gestellte Waare. Ein zweiter Handelszweig vermittelt den Absatz inländischer Fabrikate und erhebt Leipzig zum Stapel- und Exportplatz der gesammten sächsischen Textilindustrie, der Spielwaaren, Lederwaaren, der Musikinstrumente, ätherischer Oele, Apothekerwaaren u. a. Ein dritter Zweig vermittelt den Import ausländischer Fabrikate für das In- und Ausland (Agenturgeschäft), besonders englischer Manufacte und Maschinen, französischer und schweizerischer Seidenwaaren, französischer und englischer Kurzwaaren, von Glas und Porzellan, sodann den Großhandel mit Colonialwaaren, als Kaffee, Thee, Reis, Gewürze, Südfrüchte, Droguen, Farbwaaren und Wein. Die gesammte Zollabfertigung für ein- und ausgehende Waaren auf dem städtischen Lagerhofe erstreckte sich 1886 auf 60,064,500 Kilogramm.

Die Bedeutung des leipziger Buchhandels durch Zahl und Betrieb der Buchhandlungen sowie durch die Organisation des deutschen Buchhandels, welcher seinen Mittelpunkt in Leipzig findet, ist allgemein bekannt. Leipzig ist Sitz des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler, der Deutschen Buchdrucker-Berufsgenossenschaft, des Deutschen Buchdruckervereins und des Centralvereins für das gesammte Buchgewerbe. Im J. 1888 bestanden zu Leipzig 598 buchhändlerische Firmen (einschließlich Antiquar-, Musikalien- und Kunsthandlungen), darunter gegen 140 Commissionshandlungen (Commissionäre), welche, da das ganze Speditionsgeschäft in Leipzig vereinigt ist, über 6000 auswärtige Buchhandlungen (Committenten) vertreten. Mehrere der 244 leipziger Verlagsgeschäfte gehören zu den bedeutendsten Deutschlands. Einige derselben sind zugleich im Besitz größerer, meist auch für fremde Auftraggeber arbeitender Buchdruckereien. Am 2. Juni 1888 fand in Leipzig und seinen Vororten eine Zählung der Buchdruckgewerbe statt. Danach befanden sich in Leipzig 78, in Reudnitz 14, in Plagwitz und Volksmarsdorf je 2 Buchdruckereien, in Schönefeld, Eutritzsch, Gohlis, Lindenau, Neuschönefeld, Neuschleußig und Neustadt je 1 = zusammen 103. Im Betriebe waren 566 Schnellpressen, einschließlich 10 Rotationsschnellpressen, 143 Hand- und 73 Tretpressen. Hieran reihen sich außer mehreren größeren Papiergeschäften in entsprechender Anzahl Schriftgießereien, Notendruckereien, Etablissements für Notenstich, Kupferstich und Lithographie, für Kupferdruck und Steindruck, sowie umfangreiche xylographische Institute, Luxuspapierfabriken und großartig eingerichtete Buchbindereien.

Neben dem Handel hat sich die Industrie Leipzigs, bei Anschluß Sachsens an den Zollverein (1833) noch von geringer Bedeutung, nach und nach und namentlich seit neuester Zeit immer mehr zur Großindustrie entwickelt. Während vor ungefähr 40 Jahren in Leipzig und seinem Landkreise nur einige hundert Arbeiter in Fabrikanlagen beschäftigt und circa 25 Dampfkessel nebst 18 Dampfmaschinen aufgestellt waren, wurden 1886 in der Stadt und dem Landkreise, d. h. überwiegend in den Vorbörfern Leipzigs (namentlich Reudnitz, Neuschönefeld, Lindenau, Plagwitz, Gohlis und Eutritzsch), in 908 industriellen Betrieben 34,172 Arbeiter beschäftigt, und waren 623 Dampfkessel (22,817 □Met. Heizfläche) nebst 521 Dampfmaschinen (9135 Pferdekräfte) in Benutzung, ungerechnet die Wasser- und Winderäder, Gaskraft- und Heißluftmaschinen. Unter diesen Betrieben finden sich über 30, welche 200—1200 Arbeiter beschäftigen. Als hervorragende Specialitäten

aus den Hauptzweigen der Fabrikindustrie mögen genannt sein: Taback und Cigarren (neben einigen altberühmten Tabacksfabriken in einer großen Anzahl von Cigarrenfabriken), Pianofortes (einige Firmen genießen Weltruf) und andere musikalische Instrumente, Wachstuch, kleine und größere Maschinen (die Gruppe der Maschinen, Werkzeuge und Apparate gehört zu den bedeutendsten in Leipzig) für die verschiedensten Gewerbe, Feuerspritzen, feuerfeste Geldschränke, mathematische und physikalische Instrumente, ferner ätherische Oele, Essenzen, Chemikalien, Lack und Firnis, Sprit, Chokolade, Wäsche und Weißwaaren, Stickereien, Gold- und Silberwaaren, künstliche Blumen, Handschuhe, Hüte, Eisengußwaaren, Seife, Korbwaaren, fertige Kleider und Confectionen, Luxusartikel der verschiedensten Art, Gummiwaaren, künstliche Mineralwässer; große Bedeutung haben in neuester Zeit erlangt die Bearbeitung von Menschenhaaren, sowie die Wollkämmerei und Kammgarnspinnerei. Auch bestehen Sägewerke, Fournierschneideereien, Raspelwerke für Farbehölzer, zahlreiche Nüschen- und mechanische Spitzenfabriken; das Zurichten und die Färberei der Rauchwaaren, zum Theil in größeren Etablissements betrieben, beschäftigt viele Hände. Die Bierbrauerei wird in Stadt und Umgegend ebenfalls stark betrieben. In den Vorstädten und Außendörfern finden sich zahlreiche Kunst- und Handelsgärtnereien. Als Specialität ist noch die Papierwäschefabrikation anzuführen.

Die Kreishauptmannschaft Leipzig, im Norden und Westen von der preußischen Provinz Sachsen, im Süd-Westen von Sachsen-Altenburg, im Süden und Osten von den sächsischen Kreishauptmannschaften Zwickau und Dresden begrenzt, umfaßt den nordwestlichen Theil des Königreichs Sachsen mit einem Flächenraum von 3567,$_{36}$ □Kilom. und (1885) 774,036 Einwohnern (gegen 707,826 im J. 1880), also nahezu 217 Seelen auf einen □Kilom., darunter 749,035 Lutheraner, 6010 Reformirte, 12,262 römische Katholiken. Sie zerfällt in das selbständige Stadtgebiet und die sechs Amtshauptmannschaften: Leipzig (432,$_{24}$ □Kilom. mit 195,540 Einwohnern, enthaltend 3 Städte: Markranstädt, Zwenkau, Taucha, und 4 größere Landgemeinden, nämlich Reudnitz, Lindenau, Gohlis und Volkmarsdorf), Borna, Grimma, Oschatz, Döbeln und Rochlitz, mit zusammen 37 Städten, darunter Döbeln und Wurzen. Das im Halle-Leipziger Braunkohlenbecken gelegene Land ist zum größten Theil eben und erhebt sich durchschnittlich wenig über 100 Met.; nur im Süden dringen die Ausläufer des Erzgebirges in das Gebiet der beiden Mulden vor, doch steigt die größte Erhebung in den vielbesuchten Rochlitzer Bergen auch nur auf 340 Met., während aus der nördlichen Ebene sich der Colmberg bei Oschatz auf 312, die Hohburger Berge nördlich von Wurzen auf 283 Met. erheben. Drei parallele Flußläufe, die Weiße Elster mit der durch die Parthe verstärkten Pleiße, die aus der Zwickauer und Freiberger Mulde (mit der Zschopau) entstandene Mulde und die Elbe (mit der Döllnitz) durchfließen das Land. Der meist schwere und gute Boden, besonders in den Pflegen von Pegau, Leisnig und Döbeln, sowie in der Umgebung von Leipzig eignet sich vorzüglich zum Ackerbau, neben welchem der Gartenbau mit guten Erträgen schwungvoll betrieben wird, wogegen der frühere Tabacksbau (bei Stötteritz) und Hopfenbau aufgegeben sind. Die Ausbeute an Mineralien ist gering; außer Ziegelthon für Ziegeleien, Bau- und Pflastersteinen in verschiedenen Brüchen werden nur Braunkohlen in wenig ergiebigen Lagen ausgebeutet bei Colditz, Rochlitz, Borna, neuerdings auch bei Markranstädt. Der Maschinenbau, die Fabrikation von Musikwerken, Papier, Woll- und Baumwollwaaren, Leder- und Filzwaaren, künstlichen Blumen, Biscuits, Chokoladen, Taback und Cigarren, Bierbrauerei und Kleingewerbe beschäftigen zahlreiche Hände, und der blühende Handel wird durch ein umfassendes Netz von Eisenbahnen unterstützt, deren Mittelpunkt Leipzig ist. — Der Kreis Leipzig wurde schon im 16. Jahrh. durch Kurfürst Moritz von Sachsen gebildet aus Theilen des Oster- und Pleißnerlandes (bis zur Mulde) nebst der ehemaligen Mark Landsberg, dem Collegiatstift Wurzen (1581 säcularisirt), der Burggrafschaft Leisnig, den Grafschaften Rochlitz und Groitzsch, sowie den Herrschaften Colditz und Eilenburg. Im J. 1815 wurden durch den Wiener Vertrag die Aemter Delitzsch, Zörbig, Eilenburg und Düben an Preußen abgetreten, dagegen die bisher zum Bisthum Merseburg (1565 säcularisirt und zu Sachsen geschlagen) gehörigen Enclaven, wie Breitenfeld, Lützschena, Böhlitz-Ehrenberg, Leutzsch, Lindenau, Plagwitz, Klein- und Großzschocher, Markranstädt u. s. w. mit dem Kreise vereinigt. Im J. 1835 erhielt dann der Kreis durch Hinzulegung von Theilen des ehemaligen Meißner Kreises im Osten (Oschatz u. s. w.) und des Erzgebirgischen Kreises im Süden (Roßwein, Waldheim, Hainichen, Mittweida) seine jetzige Ausdehnung.

Geschichte. Der Name der Stadt Leipzig, vom slawischen Worte lip, lipa (Linde) hergeleitet, lautet beim Bischof Dietmar von Merseburg, der in seinem «Chronikon» (1015) zum ersten mal den Ort erwähnt, Lipzi, im 12. und 13. Jahrh. in den Urkunden des Stadtbuchs und den päpstlichen Breven, durch welche die Stiftung des Thomasklosters bestätigt wird, Lipz, später Lipzk, Lipczk, Lybzek, Lipzic, latinisirt Lipsia, endlich in den Urkunden Kaiser Friedrich's III. Leypczik, woraus dann allmählich die heutige Namensform entstanden ist. Dem slawischen Stammwort angemessen bedeutet der Name einen mit Linden bestandenen Ort, Lindenbusch, Lindicht (nicht Lindenstadt), nach dem früher hier wol vorwiegenden Waldbaum, der Linde. Sorbenwenden waren die Begründer des Fischerdörfchens Lipzi am Zusammenfluß der Elster und Pleiße außerhalb der spätern deutschen Ansiedelung im Osten. Das Alter dieser slawischen Niederlassung läßt sich mit Sicherheit nicht bestimmen. Der nürnberger Astrolog Goldmeyer behauptet in einem Tractat von 1644, daß Leipzig 551 gegründet sei, während J. J. Vogel sein Leipzigisches Geschichtsbuch mit dem Jahre 661 beginnt. Jedenfalls ist es im 8. Jahrh. schon vorhanden gewesen. Denn wenn auch die Gründung einer christlichen Kirche durch Bonifacius 724 unerwiesen ist, das Christenthum vielmehr wahrscheinlich erst unter Karl

dem Großen, also im Anfange des 9. Jahrh. durch britische Missionäre, welche die Kapelle zu St.-Jakob begründeten unter Abhängigkeit von dem Schottenkloster zu Erfurt, bis hierher vordrang, und mit dem Christenthum zugleich deutsche Ansiedler, so muß die Gemeinde doch schon vorher ziemlich zahlreich gewesen sein. Nachdem diese germanisch-christliche Ansiedelung von den Sorbenwenden abgeschüttelt war, erbaute der deutsche König Heinrich I. 922 zum Schutze gegen letztere eine Burgwart und setzte daselbst einen Vogt ein zum Schutz der Deutschen und zur Unterwerfung des slawischen Nachbardorfs, welches nun dem Gau Chutizi einverleibt wurde. Die slawische Gemeinde behielt ihre eigene Kirche und Gerichtsbarkeit, war aber im übrigen dem Burgvogt unterworfen. Im weiteren Verlaufe des 10. Jahrh. finden wir das Christenthum unter dem Gaugrafen Günther von Pleissen und dessen Sohn Eiko durchweg in Geltung, und durch Kaiser Friedrich II. wird 1017 die Kirche dem Sprengel des Bischofs von Merseburg zugetheilt, welcher 1032 angeblich auch die weltliche Herrschaft über den Ort erlangt haben soll. Nachdem 1082 der Ort, d. h. wol die um die Burg im Osten angesiedelte deutsche Colonie, durch den Böhmenherzog Wratislaw zerstört worden, erlangten die Grafen von Eilenburg als Grafen der Ostmark die Lehnshoheit über Leipzig, bis 1134 Konrad von Wettin den Besitz an die Markgrafschaft Meißen brachte. Diese Nachricht verdanken wir dem Zeitregister des Klosters Pegau, wo es heißt: «Lipzk, pagus in Orientali terra, a. D. 1134 a Marchione Conrado, cognominato Praecellenti, in formam urbis redactus et aggere munitus.» Die Nachricht ist allerdings nicht genau. Freilich mag Konrad den Ort stärker befestigt und dadurch dem schon älteren Handel der Slawencolonie mit Salz und Producten des Landbaues größere Sicherheit gewährt haben, aber eine Stadt war er nicht, wenn er auch schon gegen 4000 Einwohner gezählt haben mag. Die Erhebung zur Stadt erfolgte vielmehr erst durch Markgraf Otto den Reichen (1156—89) zwischen 1170 und 1174, welcher Leipzig mit Mauer und Wallgraben umgab, die Nikolaikirche erbaute, dem nun 5000—6000 Einwohner zählenden Orte ein Weichbild, Stadtwappen, Wald- und Fischereirecht verlieh und endlich zwischen 1170 und 1182 die beiden ersten Messen (Jubilate und Michaelis) gewährte.

Neben dem durch diese Privilegien erblühenden Handel muß auch das Gewerbe um diese Zeit schon ziemlich hoch entwickelt gewesen sein und zum Wohlstande der Stadt beigetragen haben; denn schon 1190 hielten unter Markgraf Albrecht dem Stolzen (1189—95) die Mitglieder des Wettiner Hauses nebst den Bischöfen von Merseburg, Naumburg und Meißen hier einen Familientag, zu welchem zahlreiches Gefolge erschien. Auch galt es als der wichtigste feste Punkt des alten Oster- und Pleißnerlandes zwischen Saale und Mulde, dessen wehrhafter Bürgerschaft in festen Mauern der Markgraf wiederholt bei schwerer Bedrängniß seine Sicherheit anvertraute. Der Friede zwischen der Stadt und dem Landesherrn wurde nach Albrecht's Tode unter Dietrich dem Bedrängten (1197—1221) gestört. Die Stadt verband sich sogar mit Dietrich's Feinden, worauf sie von demselben im Bunde mit Kaiser Otto IV. erobert und die Festungswerke vernichtet wurden. Nun gründete Dietrich das Thomaskloster als Stift der Augustiner Chorherren (1212), welchem alle Kirchen Leipzigs unterworfen sein sollten. Dagegen empörte sich die Bürgerschaft von neuem und zwang Dietrich zu einem Vergleich (1216), in welchem der Stadt alle ihre frühern Privilegien und Rechte bestätigt wurden. Doch schon 1217 fiel die Stadt durch Verrath, die Festungswerke wurden vernichtet, die Privilegien wieder aufgehoben und 3 Zwingburgen erbaut, am Grimmaischen Thor, am Barfußpförtchen und die kleine Pleißenburg; das mit einer Klosterschule verbundene Thomaskloster, 1221 vollendet, behielt das Patronat über die Kirchen. Nachdem Dietrich ebenso wie sein Vorgänger an Gift gestorben, erhoben sich die Bürger gegen seine Gemahlin Jutta als Vormünderin ihres Sohnes, Heinrich's des Erlauchten (1221—63), erstürmten die Zwingburg am Grimmaischen Thor und überwiesen den Platz den Dominicanermönchen, welche hier 1229—40 die Paulinerkirche und ihr Kloster errichteten, während die zweite Burg den Barfüßermönchen überlassen wurde; nur die Pleißenburg blieb als Festung bestehen. Die alte, bisher dreieckige Stadt (der südöstliche Theil der innern Stadt) erhielt durch Erweiterung im Norden (Brühl, Ritter-, Reichs-, Katharinen- und Nikolaistraße und Westen (Hain- und Petersstraße) eine viereckige Gestalt und wurde von neuem durch Wall und Graben befestigt (seit 1237). Innerhalb der erweiterten Stadt lagen freilich noch die umfangreichen Höfe der Klöster, sowie große Wirthschaftshöfe von edeln Geschlechtern; aber doch waren schon viele fremde Kaufleute sogar aus Italien (Lombarden) hierher gekommen, und nach einer Urkunde von 1248 wetteiferten viele Juden in ihrem besondern Viertel, der Judenburg auf dem Fleischerplatze, mit den Christen im Handel. Auch genossen Einkäufer aus fremden Landen schon des Schutzes des Landesherrn für ihre Waaren. Ihre Waarenzüge bewegten sich auf der Reichsstraße, deren Endpunkt jetzt in das Gebiet der Stadt einbezogen war, 1284 unter Rudolf von Habsburg aber noch als zum Reiche gehörig beansprucht wurde. Für die Hebung des Ansehens und Wohlstandes in dieser Zeit spricht der Umstand, daß hier wiederholt (1233, 1253, 1254, 1259) die allgemeinen Landtage abgehalten wurden.

Infolge der durch Heinrich den Erlauchten vorgenommenen Erbtheilung kam Leipzig mit dem Osterlande an den Markgrafen Dietrich den Weisen von Landsberg (1263—83), welcher 1263 der Stadt das Recht der Gerichtsbarkeit über ihre Bürger und das jetzige Stadtwappen, 1268 den nach Leipzig reisenden Kaufleuten einen Schutzbrief zur Sicherung ihrer Person und ihrer Handelsgüter («Urkundenbuch», I, Nr. 6), und 1273 der Stadt das Münzrecht ertheilte; 1278 bestand auch schon die (1887 aufgelöste) Krämerinnung, deren Vorsteher, die Krämermeister, durch den Landesherrn ernannt wurden.

In den folgenden Kämpfen Albrecht's des Entarteten mit seinen Söhnen Friedrich dem Gebissenen und Diezmann, denen er wiederholt ihr Erbe entreißen wollte,

standen die Leipziger fest auf Seiten der letztern. Eine Verpfändung an den Bischof von Merseburg wurde 1292 durch die Schlacht bei Torgau abgewehrt, ebenso die Freiheit gegen Adolf von Nassau, der sich 1296 schon in den Besitz von Leipzig gesetzt hatte, und durch die Schlacht bei Lucka 1307 auch gegen Albrecht I. von Oesterreich behauptet. Nach Dieczmann's Ermordung in der Thomaskirche (1307) und Friedrich's des Gebissenen Tod (1324) fiel Leipzig an Friedrich den Ernsthaften (1324—49), unter welchem der Gebrauch der wendischen Sprache bei Gerichtsverhandlungen 1327 abgeschafft wurde, und nach dessen Tode durch Erbvertrag nebst dem Osterland an Friedrich den Strengen (1349—81), unter welchem zuerst die Wirksamkeit des angeblich schon 1290 bestehenden Schöppenstuhls zu Leipzig erwähnt wird, der indeß erst 1423 durch Friedrich den Sanftmüthigen als Spruchcollegium privilegirt wurde. Nachdem 1363 die Stadt den Marktzoll, 1381 Eutritzsch angekauft hatte, tritt die Macht der Stadtbehörde schon jetzt als bedeutend hervor, indem sie der Geistlichkeit die Erwerbung neuer Grundstücke im Weichbilde der Stadt versagte, um das Wachsthum ihres Territorialbesitzes nicht schmälern zu lassen. Diese Macht wurde noch gesteigert unter Friedrich dem Streitbaren (1381—1428) durch Verbindung Leipzigs mit Augsburg und Nürnberg seit 1388, wodurch Leipzig unmittelbar an dem Welthandel theilnahm. Die Bürgerschaft gründete jetzt eine eigene Stadtschule (Nikolaischule 1395), erkaufte 1415 das Dorf Leutzsch, erlangte auch 1423 gegen Zahlung von 1500 rhein. Goldgulden auf Widerruf die obere und niedere Gerichtsbarkeit («Urkundenbuch», I, Nr. 135), welche früher durch einen Vogt verwaltet wurde, und ernannte nun einen eigenen Stadtrichter. Dieser Verkauf wurde 1435 durch Friedrich den Sanftmüthigen gegen Zahlung von 3000 Goldgulden wiederholt und 1558 definitiv das Stadtgericht zu Leipzig anerkannt.

Das wichtigste Ereigniß aber, von welchem ab die zweite Periode der Stadtgeschichte datirt, war die 1409 erfolgte Gründung der Universität. Infolge der Streitigkeiten zwischen der böhmischen und deutschen Nation auf der prager Universität wanderten am 11. Mai 1409 unter Führung der Professoren H. Boldenhagen, J. Hofmann und Otto von Münsterberg 2000 Studenten nebst 46 Lehrern nach Leipzig aus, wo sie freudig aufgenommen wurden. Der Kurfürst Friedrich der Streitbare und sein Bruder Wilhelm erlangten vom Papst Alexander V. am 9. Sept. 1409 die Bestätigung der Stiftung, und am 2. Dec. 1409 stellten sie der neuen Universität den Stiftungsbrief aus, welcher an demselben Tage in Gegenwart vieler Bischöfe und Gelehrten im Refectorium der regulirten Chorherren zu St.-Thomas verlesen wurde; zum beständigen Kanzler wurde der Bischof von Merseburg, zum ersten Rector Otto von Münsterberg ernannt. Die mit den Rechten der Universitäten von Paris und Pisa ausgestattete Universität zerfiel in vier Nationen, die sächsische, meißnische, bairische und polnische, welche zusammen das Collegium nationale magnum bildeten, erhielt zum Wohnsitz das Große und Kleine Fürstencollegium mit zusammen 20 Collegiaturen nebst Freiheit von Abgaben und fremder Gerichtsbarkeit. Anfänglich bestanden nur die theologische und philosophische Facultät, zu welcher 1415 die medicinische und erst 1504 die juristische Facultät hinzukamen. Zum Unterhalt wurde der Universität das Paulinerkloster nebst dessen Besitzungen überwiesen.

Der große Brand im Jahre 1420, welcher gegen 400 Häuser zerstörte, schadete der Stadt wenig, denn es entstanden nun größere, steinerne Häuser mit geräumigen Höfen und guten Lagerräumen; auch die ringsumher wüthenden Hussitenkriege wurden durch die Burg und die festen Stadtmauern abgewehrt und nützten dem Handel mehr als sie ihm schadeten, indem sie denselben aus der Umgegend auf das sichere Leipzig vereinigten. Indeß überdauerte die Stadt diese Stürme ebenso wie die Pest 1437 und 1439, welche zahlreiche Bürger fortraffte. Im Laufe des 15. Jahrh. vereinigten sich die meisten Gewerbetreibenden zu festen Innungen; zu den schon vorhandenen der Fischer und Schuhmacher kamen die Gerber, Schmiede, Tuchmacher, Schneider, Bäcker, Goldschmiede u. s. w., und aus allen Innungen traten die wehrhaften Männer zur Schützengesellschaft zusammen, welche 1443 als christliche Bruderschaft sich constituirte. Vorzüglich wußte die Kaufmannschaft ihre Interessen zu wahren. Wiederholt hatten größere und kleinere Städte, so besonders Halle, Erfurt, Naumburg, Magdeburg, dann aber auch Pegau, Eisleben, Borna, Döbeln, Wurzen, Eilenburg u. a. versucht, das Meßrecht der Stadt Leipzig zu schmälern. Indeß wurden alle diese Versuche erfolgreich zurückgewiesen, nachdem 1458 durch Kurfürst Friedrich II. der Stadt das erste Meßprivilegium verliehen («Urkundenbuch», I, 351) und zugleich die Neujahrsmesse begründet war. Die erste Bestätigung des Meßprivilegs erfolgte 1466 durch Kaiser Friedrich III. («Urkundenbuch», I, 398) und wurde von den folgenden Kaisern stets wiederholt, zuerst durch Maximilian I. 1497 und 1507, worauf der leipziger Rath nicht zögerte, diesen landesfürstlichen und kaiserlichen Rechten durch Bestätigung des Papstes Leo X. 1514 die höchste Weihe zu geben. Nun war der Handel Leipzigs gesichert, zumal kaiserliche und landesherrliche Geleitsbriefe die Sicherheit des Waarenverkehrs auf den öffentlichen Heerstraßen verbürgten und anerkannt werden muß, daß selbst in den schwersten Kriegszeiten das Geleit nicht gebrochen werden durfte. Neuen Aufschwung erhielt der Handel nach Entdeckung des Seewegs um das Cap der Guten Hoffnung, wodurch Venedigs, Nürnbergs und Erfurts Handel zerstört und Leipzig zum Mittelpunkte des Transithandels für Deutschland und Osteuropa erhoben wurde.

Zu den älteren Stadtrechten kam 1459 die Gerechtsame des Bierzwanges innerhalb des Weichbildes, 1464 die Erwerbung des Wagegeldes, 1483 die Begründung des Oberhofgerichts für die sächsischen Lande zu Leipzig, 1501 das Recht der hohen und niederen Jagd. Die Industrie erhielt neuen Zuwachs durch die Erfindung der Buchdruckerkunst, indem der Professor der Theologie und Universitätsrector Andr. Friesner, welcher früher Corrector

bei Sensenschmidt in Nürnberg gewesen war, um 1480 die erste Buchdruckerei einrichtete und bei seinem Tode 1504 an das Dominicanerkloster abtrat. Neben ihm wirkten u. a. M. Lotter (1502), welcher den ersten Antiquadruck, und Val. Schumann (1514), welcher den ersten griechischen und orientalischen Druck in Leipzig veröffentlichte; die Buchhändler E. Vögelin und J. Herrgott waren dagegen nur unbedeutend.

Der Magistrat hielt die Mittel der Stadt weise zusammen und erweiterte das Stadtvermögen durch Ankauf von Raschwitz (1457), des Rosenthals (1458), der Angermühle (1499), der Barfußmühle (1503), Neutzsch (1515), Dösen (1524), der Kohlgärten mit Reudnitz (1525), eines Theils von Gohlis (1535), Lindenau (1527), Leutzsch und Barneck (1537); 1481 wurde auch das Gewandhaus und Zeughaus erbaut. Die Bevölkerung war in dieser Zeit bis über 8000 Seelen gewachsen und erfreute sich eines guten Wohlstandes. Jedes Jahrzehnt wurde hier ein Landtag gehalten und zahlreiche Fürsten und Fremde fanden sich wiederholt mit reichem Gefolge innerhalb der sichern Stadtmauern ein zur Besorgung von Einkäufen, um Geschäfte abzuwickeln oder an Festlichkeiten sich zu ergötzen.

Das neue Jahrhundert brachte der Stadt zwar manchen Kampf im Innern, aber auch neuen Zuwachs ihres Glanzes. Wenige Tage nach dem Tode des Ablaßpredigers Joh. Tezel im Paulinum zogen Luther und Karlstadt am 27. Juni 1519 in Leipzig ein, um auf der alten Pleißenburg gegen Eck zu disputiren (Leipziger Colloquium). Die Bewohner der Stadt verhielten sich anfangs gleichgültig gegen die neue Lehre, die Universität und Herzog Georg traten derselben feindlich entgegen; und als dennoch ein Theil der Bürgerschaft sich Luther zuwandte, wurde 1630—34 die Reformation verfolgt und viele lutherisch Gesinnte aus der Stadt vertrieben, einige sogar enthauptet. Erst nach Georg's Tode führte Herzog Heinrich am 25. Mai 1539 in Gegenwart von Luther, Jonas, Melanchthon, Myconius, Cruciger und Pfeffinger die Reformation ein und letzterer wurde zum ersten lutherischen Superintendenten in Leipzig ernannt, alsbald auch die Thomasschule in eine städtische Schule umgewandelt, die vier Klöster säcularisirt und an die Stadt verkauft (1543 mit dem Besitz von Pfaffendorf, Baalsdorf, Connewitz, Cleuden und Anger); das Thomaskloster aber mit seinen reichen Besitzungen (Holzhausen, Zuckelhausen, Kleinpösna, Wolfshain, Zwenfurt; ältere Besitzungen waren Hohenheida, Gottscheuna und Merkwitz) durch Herzog Moritz der nun auch zur Reformation übergetretenen Universität geschenkt. Die Stadt erhielt nunmehr auch das Patronat über ihre Kirchen und Schulen.

Die neunzehntägige Belagerung im Schmalkaldischen Kriege, bis zum 27. Jan. 1547, wobei die Vororte zerstört und die Stadt selbst arg verwüstet wurde, war bald vergessen: der Baumeister Hier. Lotter stellte die Befestigungen wieder her und erbaute 1547—57 die Pleißenburg, 1556 auch das Rathhaus. Auch die folgende Zeit war Leipzigs Entwickelung segensreich. Im J. 1550 wurde das Consistorium von Merseburg hierher verlegt, der Schöppenstuhl 1574 in ein landesherrliches Spruchcollegium umgewandelt, 1580 der Floßgraben angelegt zur bequemeren Versorgung der Stadt mit Holz, 1590 die erste Post errichtet und die Gewerbthätigkeit gehoben durch Zuzug niederländischer Tuchfabrikanten und Goldarbeiter; das städtische Vermögen erweiterte sich durch Erwerbung von Taucha und Zubehör (1570), Grasdorf und Portitz (1575), Crottendorf und Großmiltitz (1580). Nur vorübergehend wurde die Ruhe gestört durch Erregung von calvinistischen Streitigkeiten unter Führung des kurfürstlichen Leibarztes Peucer und des Geheimraths Cracow, welche 1594 sogar zu einem gefährlichen Aufruhr in der Stadt ausarteten, infolge dessen mehrere Aufrührer enthauptet, die übrigen vertrieben wurden.

Das 17. Jahrh. brachte über Leipzig mancherlei ernstliche Noth, Gewerbe und Handel stockten durch den Dreißigjährigen Krieg, welcher der Stadt große Summen kostete. Siebenmal wurde sie belagert, sechsmal erobert. Kaum war Tilly 1631 nach kurzem Bombardement in Leipzig eingezogen, als er, bei Breitenfeld geschlagen, den Schweden weichen mußte, welche nach der Schlacht bei Lützen 1632 wieder den kaiserlichen Truppen Platz machten, deren Anführer Pappenheim in Leipzig starb; darauf erschien 1633 der berüchtigte Holck. Nachdem dann 1637 der schwedische General Baner vergeblich die Stadt belagert, fiel dieselbe 1642 durch verrätherische Capitulation den Schweden zu und wurde von ihnen bis 1650 behauptet. Die Contributionen, welche die Stadt in diesem Kriege zu zahlen hatte, werden auf $1^1/_2$ Mill. Thaler berechnet, abgesehen von den Verwüstungen an öffentlichem und privatem Besitz, und von den 17,312 Einwohnern im J. 1623 zählte die Stadt 1633 nur noch 12,360 Einwohner. Aber trotz des durch Verkehrstockung und Geldentwerthung in der Zeit der Kipper und Wipper darniederliegenden Handels und Gewerbes konnte der Rath, der 1607 Cunnersdorf und Panitzsch erworben, seinen Besitz 1663 durch das Rosenthal erweitern; verstärkte die Befestigungswerke, erbaute 1677 die Stadtbibliothek, 1678—83 die Börse auf dem Naschmarkt. Im Interesse des Handels war schon 1615 der Wollmarkt und 1625 der Roßmarkt begründet; nun wurde 1682 ein eigenes Handelsgericht eingesetzt, auch das Postwesen umgestaltet und die Gewerbe durch Zuzug von französischen und niederländischen reformirten Gewerbetreibenden (1694) belebt. Zu bemerken ist noch 1690 die Münzconferenz, durch welche die Einführung des Leipziger Münzfußes (eine Mark zu 12 Thaler) erfolgte, 1697 die Begründung der Lotterie, das Vorrecht des Directoriums unter den Städten auf den sächsischen Landtagen und die Bedeutung Leipzigs als Legestadt des Reichs für die Reichssteuern (schon seit Einführung der Türkensteuer unter Moritz). Noch besonders ist hervorzuheben die Uebertragung des deutschen Buchhandels von Frankfurt a. M. nach Leipzig seit 1667, infolge der Ausübung einer zu strengen Censur. Schon 1600 war das erste Meßbücherverzeichniß erschienen, Gleditsch und Fritsch waren rege Buchhandlungen, 1670 wurde die erste Bücherauction abgehalten. Seit 1682 erschienen hier die «Acta Eruditorum» durch O. Mencke

und eine gelehrte Zeitung durch J. Burchard, während politische Nachrichten schon im Dreißigjährigen Kriege von hier verbreitet wurden, aus denen seit 1660 die «Neu einlaufenden Nachrichten von Kriegs- und Welthändeln», seit 1695 die «Leipziger Post- und Ordinärzeitungen» hervorgingen, die dann seit 1810 in die «Leipziger Zeitung» umgewandelt wurden. Die Bevölkerung war bis zum Ende des 3ahrhunderts schon auf 21,700 Seelen gewachsen.

Im 18. 3ahrh. spiegelt das Schwanken der Bewohnerzahl Leipzigs sehr deutlich die politische Lage ganz Deutschlands wieder. Bis 1753 war die Bevölkerung auf 32,384 gestiegen, sank dann bis 1779 auf 26,656 und betrug 1801 wieder nur 30,993. Die Verwickelung Sachsens in den Nordischen Krieg brachte Leipzig 1706 in die Hände der Schweden und kostete der Stadt 70,000 Thaler, wofür aber auch das Privateigenthum gesichert blieb. Schlimmer ging es der Stadt in den Schlesischen und dem Siebenjährigen Kriege, welche nicht minder als 15 Mill. Thaler kosteten, ungerechnet die Verluste durch Einquartierung, Handelssperre, Geldentwerthung und Vernichtung des Privateigenthums. Die Besetzung durch den alten Dessauer (1745), durch den Herzog von Braunschweig (1756), durch Friedrich den Großen brachten schwere Zeiten. Als Friedrich schonungslos übermäßige Contributionen auflegte und sogar die Rathsherren als Geißeln in die Gefängnisse der Pleißenburg abführen ließ, rettete schließlich der berliner Kaufmann Gotzkowski durch wiederholte Vorstellungen beim König die Stadt vor noch härteren Heimsuchungen. Diese schweren Kriegslasten, durch welche viele Bürger gänzlich verarmten; die Verschlechterung des Geldes durch die Juden Ephraim, Itzig und Comp., welche die leipziger Münze in der Pleißenburg von Friedrich dem Großen gegen eine hohe Summe (zuletzt 7 Mill. Thaler) gepachtet hatten und deren werthlose Acht- und Viergroschenstücke, die Ephraimiten, noch bis ins 19. Jahrh. im Curse waren; die preußische und österreichische Handelssperre nach dem Kriege seit 1765; endlich der seit 1767 auf die Waaren gelegte hohe Impost drohten den Handel Leipzigs gänzlich zu vernichten.

Indessen bewahrheitete sich bald der Trost, welchen der alte Dessauer bei seinem unliebsamen Besuche den Leipzigern gegeben hatte, daß, wenn dem Könige gefiele, das Straßenpflaster sogar aufzureißen und fortzuführen, die Stadt doch in kurzer Zeit allen Schaden wieder gut gemacht haben würde. Als 1769 der Stadt die Handelsfreiheit in ihrem früheren Umfange wiedergegeben wurde und Friedrich der Große seit 1772 alle zu Frankfurt a. d. O. eingehenden Waaren mit 30, die ausgehenden mit 8% Steuer belegte, verödete plötzlich dieser Handelsplatz, und die russischen, polnischen und griechischen Kaufleute wendeten sich nach Leipzig. Mit dem Schluß des Siebenjährigen Krieges wurde Leipzig als Festung aufgegeben, die Mauern fielen, die Gräben wurden verschüttet und bis 1784 durch den Kriegsrath und Bürgermeister K. W. Müller in Promenaden umgewandelt, sodaß der bisher eingeengten Stadt nunmehr Raum zur Erweiterung gegönnt ward.

In den Friedensjahren des 18. Jahrh. erwachte auch das gesellige und Kunstleben neben dem wissenschaftlichen Treiben zu neuer Blüte. Das Theater wurde 1727 durch die Neuberin eingeführt und 1766 ein eigenes Theater eröffnet, aus welchem das spätere Stadttheater hervorging. Daran schloß sich 1743 die Begründung eines Concerts durch Vermittelung kunstliebender Kaufleute, seit Verlegung in das Gewandhaus (1781) als Gewandhausconcerte unter Leitung von Hiller, Schicht, Polenz, Mendelsohn-Bartholdy u. s. w. weltbekannt. Seit 1764 kam dazu die unter Oeser auf der Pleißenburg begründete Zeichen-, Malerei- und Architekturakademie und seit 1768 die durch den Fürsten Jos. Alex. Jablonowski begründete und nach ihm benannte Gesellschaft für Geschichte, Mathematik, Physik und Oekonomie. Neben Begründung der Handelsschule (1772), des Taubstummeninstituts durch Sam. Heinicke (1778), der Rathsfreischule (1792) sind dann noch zu erwähnen die wissenschaftlichen Gesellschaften, die Linné'sche (1789), die philologische (1784) und die Begründung der Sternwarte auf der Pleißenburg (1787—90). Das gleichzeitige Aufleben des gesellschaftlichen Lebens zeigte sich in der Begründung zahlreicher Vereine, so der ersten Freimaurerloge Apollo (1741), 1742 umgewandelt in die Loge Minerva zu den drei Palmen, der Loge Balduin zur Linde (1783) und Apollo; der Gesellschaften Harmonie (1775), Ressource (1790), Concordia, Erholung u. s. w. Eines besonderen Hinweises bedarf die Erweiterung des leipziger Buchhandels und Bücherdrucks. Im 3. 1705 bestanden 17 Druckereien und ebenso viele Buchhandlungen; 1755 war die Zahl der letztern um 6 gestiegen und am Ende des 18. Jahrh. bestanden 12 Buchdruckereien und 20 Buchhandlungen. Als 1765 durch Ph. E. Reich in Leipzig der deutsche Buchhändlerverein gegründet wurde, hörte endlich die bisherige Büchermesse zu Frankfurt a. M. ganz auf und Leipzig wurde zum alleinigen Meßplatz erhoben. Von den Druckereien ist hervorzuheben die von Breitkopf (gest. 1795), welcher 1755 den Notendruck mit beweglichen Typen, desgleichen 1776 den Landkarten- und Bilderdruck mit Typen und die Notenstecherei ins Leben rief.

Die Kriegsstürme des 19. Jahrh. schienen Leipzigs Wohlfahrt gänzlich vernichten zu sollen: war doch die Stadt selber in Gefahr, von den gewaltigen Völkerwogen zertreten zu werden. Nach den Schlachten von Saalfeld und Jena 1806 von den fliehenden Preußen und Sachsen überfüllt, wurde sie am 8. Oct. vom französischen Marschall Davoust besetzt, mit Contribution und Beschlagnahme der englischen Waaren belegt, welche für 7 Mill. Francs zurückgekauft werden mußten, später aber doch zum Theil auf Napoleon's Befehl verbrannt wurden. Als dann Sachsen mit Frankreich sich verbündete und der Hof nach Leipzig übersiedelte, wurde es 1809 durch den Herzog von Braunschweig gebrandschatzt. Im 3. 1812 folgte den Durchmärschen der französischen Armee nach Rußland und ihrem Rückzuge durch Leipzig am 31. März 1813 die Besetzung durch die Russen, darauf durch den französischen Herzog von Padua, die Errichtung einer Bürgergarde von 8000

Mann zum Schutz der Stadt, der Belagerungszustand vom 21. Juni bis 17. Juli und endlich die Vorbereitung Napoleon's zur entscheidenden Völkerschlacht (s. den folgenden Artikel.

Der Schaden Leipzigs durch die Schlacht wird auf 3 Mill. Thaler berechnet und die Bürgerschaft hatte an der durch den Krieg verursachten Schuldenlast noch bis 1858 zu zahlen. Infolge der vielen Todten und Verwundeten entstand noch der Typhus, welcher viele Tausende hinwegraffte, und schließlich kam dazu die drückende Besetzung durch die Russen, welche den Oberst Prendel zum Commandanten der Stadt ernannten. Als Sachsen endlich durch den Wiener Congreß die Hälfte seines Landes verloren hatte, war Leipzig in die unmittelbare Nachbarschaft Preußens gerückt. Die veränderten Verhältnisse machten bald Zugeständnisse in der bisher fast nur von den Patriciern geübten Verwaltung nöthig, und 1817 zunächst wurde eine Communalrepräsentation eingeführt. Da indeß die Unzufriedenheit mit den städtischen Einrichtungen nicht nachließ und die Verwaltung des Rathes bemängelt wurde, brach am 4. Sept. 1830 ein offener Tumult aus, welcher die Bildung der Communalgarde (bis 1867), Reorganisation der Polizei und des Magistrats veranlaßte, aber erst nach erneutem Aufstand am 30. Aug. 1831 seinen Abschluß erreichte durch Einführung einer neuen Städteordnung, Bildung des Stadtverordnetencollegs und Verlegung von Militär in die Pleißenburg. Nachdem 1829 und 1830 auch die Universität umgewandelt war (Abschaffung der vier Nationen, Einführung des Senats und Universitätsgerichts), wurde die staatliche Neuordnung abgeschlossen (1835) durch Aufhebung des leipziger Schöppenstuhls, des Oberhofgerichts und Consistoriums, dafür aber ein Appellationsgericht und die Kreisdirection (mit 3 Aemtern) eingerichtet. Der Handel erhielt durch Anschluß an den Deutschen Zollverein (1834), die Gründung der Leipziger Bank (1838) und die Eröffnung der seit 1835 durch List angeregten und von Harkort geförderten Leipzig-Dresdener Eisenbahn (1. April 1839) neuen Aufschwung, der Buchhandel insbesondere wurde durch Gründung des Buchhändler-Börsenvereins (1825) und der Buchhändlerbörse (1834) gefördert. Die Begründung der Augenheilanstalt (1820), des Leihhauses (1826), des Gustav Adolf-Vereins durch Großmann (1832), der Kleinkinderbewahranstalt (1834) fällt in diese Zeit, welche 1839 mit dem dreihundertjährigen Jubelfeste der Reformation und 1840 dem vierhundertjährigen Jubiläum der Erfindung der Buchdruckerkunst abschließt.

Der revolutionäre Geist des Jahrhunderts kam in Leipzig zu neuem Ausbruch am 12. Aug. 1845 bei Anwesenheit des Prinzen Johann, wobei durch das Eingreifen des Militärs 5 unschuldige Personen fielen. Das J. 1847 vereinigte darauf in Leipzig die Abgeordneten der deutschen Bundesstaaten zur Aufstellung eines allgemeinen deutschen Wechselrechts. Die Bewegung der J. 1848 und 1849 fand lebhaften Widerhall in der Begründung von zahlreichen politischen Vereinen, der agitatorischen Thätigkeit Robert Blum's und dem Barrikadenkampf am 7. Mai 1849 zwischen Tumultuanten und Communalgarde, wobei sich der Rath bis zum Austrag des Streits zwischen Volk und Regierung unter den Schutz der deutschen Reichsgewalt stellte. Während der nun eintretenden Ruhezeit erfolgte 1850 die erste große Ausstellung deutscher Industrieerzeugnisse in der Centralhalle, 1859 die Feier des Schillerfestes, 1863 das dritte deutsche Turnfest und die fünfzigjährige Jubelfeier der Schlacht bei Leipzig. Die Störung der friedlichen Thätigkeit im Deutschen Kriege von 1866 führte die Besetzung Leipzigs durch Preußen (19. Juni 1866 bis 29. Dec. 1867) und den Ausbruch der Cholera herbei, hatte aber auch nach der Neubegründung des Reichs 1868 die Verlegung des Reichsoberhandelsgerichts nach Leipzig zur Folge, an dessen Stelle seit dem 1. Oct. 1879 das Reichsgericht seine Thätigkeit eröffnete. An öffentlichen Einrichtungen entstanden in dieser Zeit 1865 die Organisation des Feuerlöschwesens, 1866—72 die Wasserleitung (1885 zweite Anlage), 1868 Einführung des Saatenmarkts, welcher dann in den internationalen Productenmarkt umgewandelt wurde und dem 1877 ein Markt landwirthschaftlicher Maschinen beigefügt wurde, 1885 die Anlage der zweiten Gasanstalt (erste Anstalt 1839), 1888 die Eröffnung des neuen Schlacht und Viehhofs. Seit 1869 werden auch zahlreiche und besuchte Ausstellungen meist im Krystallpalast veranstaltet. Die begeisterte Aufnahme des Kaisers Wilhelm I. bei dem großen Kaisermanöver am 5.—7. Sept. 1876 in Leipzig, endlich die glänzende Feier des 8. deutschen Bundesschießens 1884 bekunden das lebhafte Nationalgefühl der Stadt. — Den ernsten Bestrebungen des Handels und Gewerbes entsprechend ist die Bevölkerungssumme gestiegen. Die 1800 erst 32,140 Einwohner zählende Stadt hatte 1840 schon 51,715, 1871 dagegen 106,925 und 1885 gar 170,340 Einwohner, hat sich also in den letzten 85 Jahren mehr als verdreifacht.

Ist Leipzig durch seine Messen und seinen Welthandel, durch die in mächtigem Aufschwung begriffene und für den Weltverkehr berechnete Industrie, durch seine Bestrebungen auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst, seine ernste nationale Gesinnung und Bethätigung in allen Erdtheilen bekannt, so verdient der erhebende Bürgersinn der Leipziger zu aller Zeit nicht minder rühmender Erwähnung: zahlreiche Stipendien und 197 zum Theil mehr als großartige Stiftungen für allerlei Zwecke legen dafür Zeugniß ab.

Literatur: Posern-Klett, «Urkundenbuch der Stadt Leipzig» (2 Bde., Leipzig 1868—84); «Mittheilungen des Statistischen Büreaus der Stadt Leipzig» (Heft 1—18, Leipzig 1868—87); Dr. Peifer, «Lipsia, seu Orginum Lipsiensium libri VI» (Leipzig 1689); J. J. Vogel, «Leipzigisches Geschichtsbuch oder Annales von 661—1714» (Leipzig 1714); C. Gretschel, «Beiträge zur Geschichte von Leipzig» (Leipzig 1836); K. Große, «Geschichte der Stadt Leipzig» (Leipzig 1839—42); H. Wuttke, «Geschichte Leipzigs und seiner Umgegend bis zum Ende des 13. Jahrh.» (Bd. 1 der «Schriften des Vereins für die Geschichte Leipzigs», Leipzig 1873); O. Moser, «Chronik der

Stadt Leipzig und ihrer Umgebung» (Leipzig 1877); G. Wustmann, «Aus Leipzigs Vergangenheit» (Leipzig 1885); E. Hasse, «Geschichte der Leipziger Messen» (Leipzig 1885); E. Hasse, «Die Finanzen der Stadt Leipzig 1865—75» (Leipzig 1876); J. G. Kreußler, «Geschichte der Universität Leipzig» (Dessau 1810); C. Gretschel, «Die Universität Leipzig in Vergangenheit und Gegenwart» (Dresden 1830); F. Zarncke, «Die urkundlichen Quellen zur Geschichte der Universität Leipzig» (Leipzig 1857); D. von Hase, «Die Entwickelung des Buchgewerbes in Leipzig» (Leipzig 1887); Dörffel, «Geschichte der Gewandhausconcerte zu Leipzig vom 25. Nov. 1781 bis zum 25. Nov. 1881» (Leipzig 1884); E. Hasse, «Die Stadt Leipzig und ihre Umgebung geographisch und statistisch beschrieben. Mit 2 Städteplänen» (Leipzig 1875); H. Credner, «Geologische Profile durch den Boden der Stadt Leipzig und deren nächste Umgebung. Zwei Chromolithographien mit Text: Der Boden der Stadt Leipzig» (Leipzig 1883).

(E. Kaufmann.)

LEIPZIG (Schlachten bei). Lage und Bedeutung der Stadt Leipzig haben bewirkt, daß sie und ihre Umgebung wiederholt der Schauplatz kriegerischer Ereignisse geworden sind. Im Schmalkaldischen Kriege wurde Leipzig 1547 vom Kurfürsten Johann Friedrich belagert, während des Dreißigjährigen Krieges 1631 von Tilly, 1632 und 1633 von den Kaiserlichen, 1642 von den Schweden unter Torstenson erobert, im Siebenjährigen Kriege von den Preußen hart mitgenommen, 1809 von den Oesterreichern, dann von den Braunschweigern, im Juni 1866 von den Preußen besetzt und von ihnen erst im December 1867 wieder geräumt. Drei wichtige Schlachten wurden in der Umgegend Leipzigs geschlagen, von denen zwei, die beiden Schlachten von Breitenfeld am 7./17. Sept. 1631 und am 23. Oct. (2. Nov.) 1642, dem Dreißigjährigen Kriege angehören, die dritte aber dem Feldzuge des Deutschen Befreiungskrieges 1813 zugehört.

1) **Die Schlacht bei Breitenfeld am 7./17. Sept. 1631** bildet durch ihre Folgen den wichtigsten Sieg, den Gustav Adolf auf deutschem Boden erfochten hat, denn dieser Sieg brach die Kraft des bairisch-ligistischen Heeres und öffnete dem König den Weg nach Süddeutschland.

Tilly war nach der Eroberung Magdeburgs nach Hessen gezogen; da sich aber der kaiserliche Hof bemühte, den Kurfürsten Johann Georg von Sachsen, der sich auf schwedische Seite zu neigen begann, in das Interesse der katholischen Partei zu ziehen, glaubte er den Forderungen des Kaisers durch Einrücken in Sachsen größeren Nachdruck geben zu können und marschirte daher über Eisleben und Halle gegen Leipzig vor. Ihm ging der Schrecken, den das Schicksal Magdeburgs verbreitet hatte, voraus und bewog die Leipziger, die bereits getroffenen Anstalten zum Widerstande aufzugeben, sodaß die Stadt nach einer kurzen Beschießung am 5./15. Sept. 1631 in Tilly's Gewalt gerieth und er ein Lager zwischen Eutritzsch und Möckern, Leipzig im Rücken, bezog. Der Einfall Tilly's in Sachsen brachte bei dem Kurfürsten die entgegengesetzte als die erhoffte Wirkung hervor. Die Verheerungen der ligistischen Armee, die gegen 200 Dörfer ausplünderte und den Flammen übergab, bewirkten, daß der Kurfürst am 1./11. Sept. zu Coswig ein Bündniß mit Gustav Adolf schloß, der sich sofort in Marsch setzte, bei Wittenberg die Elbe passirte und sich am 5./15. bei Düben mit den Sachsen vereinigte. Tilly beabsichtigte zuerst, zwischen dem durch waldiges und sumpfiges Terrain fließenden Flüssen Luppe und Elster, den rechten Flügel an Leipzig gelehnt, eine feste Stellung einzunehmen, um die Ankunft der unter Aldringer von Erfurt heranrückenden Verstärkung abzuwarten, ließ sich aber durch den Ungestüm Pappenheim's bewegen, dem Feinde entgegenzugehen, that dies aber nur halb, indem er auf einer Erhöhung zwischen Breitenfeld und Seehausen eine Stellung einnahm, um den Angriff des Königs stehenden Fußes zu erwarten. Seine Armee bestand aus 18 Regimentern, zusammen 21,000 Mann Infanterie, die in 13 Terzien, d. h. in großen gevierten Haufen, im Centrum zusammengepreßt standen. Die Cavalerie, 11,000 Mann stark, war auf den Flügeln vertheilt; 7 Regimenter unter Pappenheim bildeten den linken, 6 unter Fürstenberg den rechten Flügel, vor dem noch 5 Regimenter Kroaten unter Isolani aufgestellt waren. Das Centrum befehligte Tilly selbst. Die gesammte Armee war in einer Linie aufmarschirt, die sich vorwärts Breitenfeld bis vorwärts Seehausen, das hinter dem rechten Flügel lag, erstreckte. Hinter dem Centrum der Front lag ein kleiner Wald, der Linkel-Wald, das Gelände war, geringfügige Erhöhungen abgerechnet, eben. Vor der Mitte der Infanterie befanden sich, nach einer Erzählung, 20 Feldstücke und auf einer Anhöhe, die den rechten Flügel der Infanterie von der Cavalerie Fürstenberg's trennte, 16 Vierundzwanzig-Pfünder; nach anderer Angabe bestand die Artillerie der kaiserlichen und ligistischen Armee nur aus 26 Geschützen, nämlich 13 schweren Kanonen und 13 Feldstücken. Das Heer Gustav Adolf's belief sich auf 7000 Mann zu Pferde und 8000 Mann zu Fuß, das des Kurfürsten auf 11,000 Mann zu Fuß und 4000 Reiter. Mit diesen Truppen überschritt der König am 6./16. Sept. die Mulde bei Düben und marschirte an diesem Tage über Lindenhain bis Volk. Am folgenden Tage, Mittwoch 7./17., setzte er die Armee in zwei Colonnen, die Schweden rechts, die Sachsen links, in Marsch und nahm seine Richtung über Zschelkau nach Podelwitz, welches eine Viertelmeile vor dem Centrum der Tilly'schen Armee lag. Pappenheim war von Tilly zur Beobachtung der Schweden vorgesendet worden, ließ sich mit den feindlichen Vortruppen in ein Gefecht ein, wurde geschlagen, zerstreut, zündete zur Deckung seines Rückzugs das Dorf Podelwitz an und wäre fast gänzlich aufgerieben worden, wenn ihm Tilly nicht 2000 Reiter zu Hülfe gesendet hätte. Etwa 3000 Schritt von Tilly's Aufstellung und parallel zu derselben floß in sumpfigem Terrain der Loberbach; diesen passirte das schwedisch-sächsische Heer ober- und unterhalb Zschelkau und stellte sich jenseits desselben, den rechten Flügel an das brennende Podelwitz gelehnt, in Schlachtordnung. Des Königs Heer stand in zwei Treffen in Brigadeordnung. In den Zwischenräumen der Cavalerie waren Fußvolkhaufen, theils von

180 Mann, theils von doppelter Stärke placirt. Gebildet wurde der rechte Flügel durch fünf Haufen Reiter in erster Linie unter dem König und vier Reiterhaufen in zweiter Linie unter Banér; das Centrum durch vier Brigaden in erster Linie unter Teufel und in zweiter Linie unter Heyburne; der linke Flügel durch fünf Haufen Reiter in erster Linie unter Horn, drei in zweiter Linie unter Oberst Hall. Zehn Schwadronen Dragoner, 1000 Pferde stark, standen in zwei Abtheilungen hinter dem 2. Treffen im Centrum als Reserve; eine andere Reserve, aus Infanterie und Cavalerie bestehend, stand zwischen den beiden Treffen im Centrum. Vor jeder Brigade wurden fünf Lederkanonen aufgestellt, im Ganzen hatte Gustav Adolf gegen 100 Geschütze. Die Sachsen bildeten den linken Flügel der Schweden und standen nach alter Weise in Terzien; zwar hatte Gustav Adolf einige Aenderungen in dieser Stellung verlangt, aber Feldmarschall Arnheim, der unter Wallenstein die Kriegskunst erlernt hatte, bestand auf seiner alten Weise; er commandirte das Centrum, der Kurfürst den rechten und Bindauf den linken Flügel.

Als Gustav Adolf seine Schlachtordnung geregelt, ritt er, wie die Geschichtschreiber erzählen, nach damaliger Sitte vor die Front, rief einen Trompeter, zog ein Billet aus der Tasche und befahl dasselbe Tilly zu überbringen. Diese Aufforderung zur Schlacht beantwortete Tilly dahin, »daß er jederzeit bereit sei, des Königs Befehle zu vollziehen«. Drei Kanonenschüsse, auf die schwedischen Linien abgefeuert, folgten dieser Erklärung, die von schwedischer Seite mit einer gleichen Anzahl erwidert wurden. Darauf begann die Schlacht mit Geschützfeuer, zu dessen Verstärkung Gustav Adolf die Geschütze der zweiten Linie vor das erste Treffen bringen ließ, was ihrer Leichtigkeit wegen schnell geschah. Das Artilleriefeuer dauerte von 12 bis 2 Uhr. Ein starker Südwestwind trieb den Schweden Staub und Pulverdampf in die Augen. Zur Beseitigung dieses Uebelstandes ließ der König seine gesammte Armee eine Linksschwenkung ausführen, die zwar einen glänzenden Beweis von der Beweglichkeit und Manövrirfähigkeit der schwedischen Armee ablegte, aber nicht ganz vollendet werden konnte, weil sonst der rechte Flügel der Schweden von den Kaiserlichen vollständig umfaßt worden wäre. Während der Ausführung der Schwenkung trabte Pappenheim vor, um die schwedische Cavalerie in die Flanke zu nehmen; der König ließ sofort halten, in demselben Augenblicke eilte aber Banér an der Spitze der zwischen beiden Treffen stehenden Reserve-Infanterie herbei und formirte mit derselben auf der rechten Flanke des Königs einen Haken, dadurch den Nachtheil der Ueberflügelung aufhebend. Pappenheim warf sich dennoch mit Ungestüm auf die schwedische Reiterei in der Hoffnung, sie mit seinen tiefen Reiterhaufen leicht zu bewältigen. Aber die zwischen der Cavalerie aufgestellten Musketiere empfingen ihn mit heftigem Feuer, sodaß die Pferde seiner Reiter scheu wurden und abprallten. Er sammelte sie wieder und führte sie von neuem vor, dabei sich immer mehr links ziehend, um den rechten Flügel der Schweden zu gewinnen, sodaß diese sich genöthigt sahen, denselben durch Truppen aus dem zweiten Treffen zu verlängern. So führte er seine braven Reiter siebenmal zum Angriff vor und siebenmal wurden sie zurückgewiesen. Das Feuer der Musketiere und das Kartätschfeuer der ledernen Kanonen rissen starke Lücken in die Pappenheim'schen Reitergeschwader. Während der Angriffe Pappenheim's ging Tilly von seinen Anhöhen herunter und griff die Schweden in ihrem Centrum und linken Flügel an. Dabei litten seine Truppen nicht nur von dem Feuer der schwedischen Artillerie, sondern maskirten auch ihre eigenen Geschütze. Infolge hiervon nahm Tilly seine Terzien auf ihren ursprünglichen Platz zurück und eilte persönlich auf seinen rechten Flügel, wo er mit den Sachsen ein leichtes Spiel zu haben hoffte. Hier fand er die Kroaten bereits im Gefecht; er ließ die Angriffe verdoppeln, bis die sächsische, viel Landmiliz enthaltende Reiterei zu wanken anfing. Ein schneller Angriff Tilly's entschied, die Reiter flohen, bald folgte ihnen das Fußvolk. Der Kurfürst von Sachsen eilte, in der Besorgniß gefangen zu werden, unter Bedeckung einer Compagnie Garden, nach dem 5 Stunden entfernten Eilenburg. Nur einige Regimenter hielt Arnheim zusammen, übergab den Befehl an General Horn und folgte seinem Heere nach. Kroaten und Sachsen plünderten gemeinschaftlich ihre eigene und die schwedische Bagage. Horn, dessen linke Flanke durch die Flucht der Sachsen gefährdet, stellte seine Cavalerie in Haken, den morastigen Graben an der Landstraße als Deckung benutzend. Gleichzeitig schickte ihm der König ein Cavalerieregiment von dem rechten Flügel, das durch einen Theil der Reserve ersetzt wurde, zu Hülfe; ferner mußte Heyburne ihm 3 Regimenter der Reserve zuführen, während außerdem 2 Infanteriebrigaden aus der zweiten Linie hinter Horn's Cavalerie aufmarschiren mußten. Die in die Flucht nicht verwickelten Sachsen wurden hinter Heyburne's Truppen gestellt.

Inzwischen hatte Pappenheim seine Angriffe auf den schwedischen rechten Flügel fortgesetzt, war aber durch das Bestreben der Flankirung schließlich von dem Centrum seines Heeres völlig getrennt worden. Tilly hatte die Sachsen zu heftig verfolgen lassen, sodaß Horn Zeit gewann, sich zur Abwehr zu ordnen, als später ein Angriff von 16 Regimentern, in vier Terzien formirt, gegen ihn erfolgte. Fast gleichzeitig richtete die Cavalerie von Tilly's rechtem Flügel ihre Angriffe gegen Heyburne's Reiter. Letztere öffneten ihre Reihen und die dahinter stehenden Musketiere empfingen die anreitenden kaiserlichen Kürassiere mit einem Gewehrfeuer, welches dieselben in Unordnung bringt. Heyburne benutzt dies, greift sie an und treibt sie zurück. Dasselbe Schicksal haben Pappenheim's Kürassiere, auch sie müssen weichen, werden von Tilly abgeschnitten, sodaß dieser schließlich nur noch mit vier Terzien auf dem Schlachtfelde bleibt. Gegen ihn wendeten sich nun die vereinten Kräfte des gesammten schwedischen Heeres. Gustav Adolf fiel ihm mit der Cavalerie des rechten Flügels in die Flanke, nahm ihm seine Artillerie und ließ sie auf seine eigenen Truppen richten. Hierbei erhielt Tilly zwei Schüsse,

einen durch die Kleider, einen Prellschuß am Arme und gerieth für seine Person so sehr ins Gedränge, daß er nur durch die Hülfe des Herzogs Rudolf Maximilian von Sachsen-Lauenburg vor Gefangenschaft oder Tod bewahrt blieb. Schwer verletzt wurde er unter schwacher Escorte nach Halle gebracht. Inzwischen war die kaiserliche Infanterie in Unordnung und theilweise zum Weichen gebracht. Nur die 5 Regimenter Wallonen: Chiesa, Goes, Blankart, Dietrichstein und Balderon hielten noch Stand, vertheidigten jeden Fußbreit Boden und zogen sich fechtend nach dem Linkelwald. In diesem kämpften sie bis spät in die Nacht hinein, die schließlich den Rückzug der bis auf 600 Mann zusammengeschmolzenen tapfern Wallonen begünstigte. Die Schlacht verminderte Tilly's Heer um die Hälfte, schmälerte seinen Ruhm und erhöhte den Muth der protestantischen Partei. Die Sachsen hatten 2000 Mann, die Schweden 1000 Mann verloren. Am folgenden Tage kam der Kurfürst von Sachsen zurück, Gustav Adolf ritt ihm entgegen und erwiderte seine Entschuldigungen wegen seiner Flucht mit dem Aussprüche, sie hätten sich beide über einen Sieg zu freuen, den sie zum Theil der Standhaftigkeit zu verdanken hätten, mit der der Kurfürst in dem Kriegsrathe zu Düben für eine Hauptschlacht gestimmt.

2) Die Schlacht bei Breitenfeld am 23. Oct. (2. Nov.) 1642 fand fast auf demselben Gelände statt, welches vor 11 Jahren durch den Sieg Gustav Adolf's berühmt geworden war. Hier stießen am genannten Tage die schwedische Armee unter Feldmarschall Torstenson und ein kaiserliches Heer unter Erzherzog Leopold von Oesterreich und General Piccolomini aufeinander. Torstenson, dem die schwedische Regierung nach Baner's Tode den Oberbefehl über die in Deutschland stehende Armee anvertraut hatte, war nach Schlesien aufgebrochen, um diese Provinz von neuem zu erobern und sich durch Mähren einen Weg nach den österreichischen Erblanden zu bahnen. Trotzdem er heftig am Podagra litt, gelang ihm die Ausführung seines Planes zuerst in glückverheißender Weise. Nachdem Niederschlesien besetzt worden, blieb der kaiserliche Feldherr Herzog Franz Albert von Sachsen-Lauenburg mit 3000 der Seinigen am 21./31. Mai 1642 auf dem Schlachtfelde zu Schweidnitz. Neisse wurde am 30. Mai (8. Juni) durch Sturm erobert, Olmütz ergab sich nach dreitägigem Widerstande, sodaß es schien, die schwedischen Fahnen würden vor Wien erscheinen können. Da stellte sich General Piccolomini bei Brünn mit überlegenen Kräften dem Weitermarsch entgegen. Torstenson mußte nach Schlesien zurück und, da ihm Piccolomini folgte, die ganze Provinz aufgeben, um zunächst eine feste Stellung bei Guben zum Abwarten von aus Schweden heranrückenden Verstärkungen zu beziehen. Als diese eingetroffen waren, gelangen Torstenson zwar einige Unternehmungen, aber nicht gelingen wollte es ihm, die Oesterreicher, die eine feste Stellung unweit Zittau bezogen hatten, in die Ebene zu locken und zur Annahme einer Schlacht zu bewegen. Dadurch hingehalten zwang ihn endlich der Mangel an Lebensmitteln zum Rückzug gegen die Elbe, um den Kriegsschauplatz nach Sachsen zu verlegen und seine Armee durch Eroberung von Leipzig schadlos zu halten. Am 10./20. Oct. überschritt er bei Torgau die Elbe, seine Avantgarde langte am 14./24., seine Hauptmacht am 17./27. Oct. vor Leipzig an. Die Stadt wurde eingeschlossen, vor dem Grimmaischen Thore wurden Batterien errichtet, deren Feuer zwar eine Bresche erzeugte, die sich aber bei dem am 20./30. versuchten Sturme als impracticabel erwies. Als die Angriffsarbeiten fortgesetzt werden sollten, wurde das Herannahen feindlicher Truppen gemeldet. Torstenson rückte denselben am 22. Oct. (1. Nov.) mit seiner Cavalerie entgegen, hob, als er erkannt hatte, er habe es mit der gesammten Armee des Erzherzogs Leopold und Piccolomini zu thun, die Belagerung Leipzigs auf und zog sich, um die Gegner glauben zu machen, er wolle einer Schlacht ausweichen, nordwärts auf die Ebene von Breitenfeld zurück. Erzherzog Leopold und Piccolomini waren von Zittau aus den Schweden gefolgt und nach Dresden marschirt, von wo aus sie, durch sächsische Regimenter verstärkt, auf die Nachricht von der Gefahr Leipzigs zum Entsatze heranrückten und darauf dem ausweichenden Torstenson eine Schlacht anzubieten strebten. Letzterer bildete am 23. Oct. (2. Nov.) morgens seine Schlachtlinie. Der rechte Flügel unter General Wittenberg bestand aus 10 Reiterregimentern und 300 Musketieren und hatte eine Reserve unter Torsten Stalhanske von 8 Schwadronen hinter sich. Das Centrum bestand aus 11 Infanterieregimentern und 8 Schwadronen und war in drei Treffen gegliedert, deren erstes Liljehök, deren zweites Mortaine und deren drittes Wrangel befehligte. Der linke Flügel bestand aus 12 Cavalerieregimentern, wurde vom General Erich Slange commandirt und durch General Königsmark unterstützt. Der Artilleriegeneral Liljehöt hatte sämmtliche Geschütze vor der Front auffahren lassen und war zum Nachfolger Torstenson's im Oberbefehl bestimmt, falls dieser verwundet oder getödtet würde, ihn sollte nöthigenfalls Stalhanske im Commando ersetzen. Sämmtliche schwedische Generale hatten gelobt, zu siegen oder zu sterben. Bei der ursprünglichen Aufstellung hatten die Schweden die Front gegen Leipzig gerichtet, das Dorf Breitenfeld im Rücken; als aber die Kaiserlichen sich um den linken Flügel dieser Aufstellung herumzogen, ließ Torstenson das gesammte Heer eine Linksschwenkung ausführen, sodaß sein rechter Flügel hinter das Dorf Wiederitzsch, der linke vor Breitenfeld zu stehen kam. Der rechte Flügel der formirten Schlachtlinie der Kaiserlichen, 15 Reiterregimenter und 6 Schwadronen Kroaten, standen unter den Befehlen der Generale Hannibal Gonzaga und Graf Bruay, das Centrum 11 Infanterieregimenter, unter dem General Suys, der linke Flügel, 14 Reiterregimenter und 8 Schwadronen Kroaten, unter den Generalen Buchaim und Borneval. Die Artillerie commandirte Baron de Suys, in die Leitung des Ganzen theilten sich Erzherzog Leopold und Piccolomini. Beide Heere bildeten zwei Treffen und hatten das Geschütz vor der Front. Die schwedische Artillerie eröffnete gegen Mittag die Schlacht durch ein lebhaftes Feuer, das von den kaiser-

lichen Geschützen bald erwidert wurde. Die auf den äussersten Flügeln befindlichen Kroaten ergriffen sehr schnell die Flucht. Während des Geschützfeuers rückte das schwedische Heer allmählich vor und suchten die Kaiserlichen ihre Schlachtlinie zu vervollständigen. Namentlich der linke Flügel der letztern war noch nicht geordnet, als General Wittenberg, gefolgt von Stalhanske mit der Reserve, das Defilée von Wiederitzsch ohne Widerstand passirte und sich mit Schnelligkeit auf die österreichische Reiterei stürzte. Diese begegneten anfangs dem Angriff entschlossen, bald aber ergriff das Regiment Madlo die Flucht, ihm folgten andere Schwadronen, sodaß die gesammte Reiterei des kaiserlichen linken Flügels in Unordnung gerieth und bis auf das Regiment Nicolai das Weite suchte. Vergeblich eilte Erzherzog Leopold auf den linken Flügel, um die allgemeine Flucht zu hemmen, es gelang ihm nicht, sie abzuwenden. Piccolomini sendete zwar dem Regiment Nicolai einige hinter dem Fußvolke als Reserve haltende Schwadronen zu Hülfe, doch wurden dieselben mit in die Flucht verwickelt, sodaß, als Oberst Nicolai gefallen war, auch sein Regiment sich auflöste. Der linke Flügel des kaiserlichen Fußvolks war durch die Vertreibung der Reiterei den Flankenangriffen der schwedischen Cavalerie ausgesetzt und gerieth dadurch in Unordnung, doch gelang es Piccolomini, durch Heranziehung der erzherzoglichen Leibgarde die Ordnung wieder herzustellen.

Während der rechte schwedische Flügel siegreich war, mußte der linke dem Angriffe der Kaiserlichen weichen. Nach einem heftigen Geschützkampfe, in welchem die kaiserliche Artillerie große Wirksamkeit entfaltete, die schwedische aber zu weit feuerte, griffen der Herzog von Gonzaga und Graf Bruay mit der Reiterei und dem Fußvolk des rechten Flügels der Kaiserlichen die Schweden unter General Slange an; dieser fiel, seine Regimenter wichen. Nur schwer gelang es den Generalen Königsmark, Derfflinger und dem Pfalzgrafen Karl Gustav, nachmaligem König von Schweden, eine allgemeine Flucht abzuwenden und den linken Flügel wieder zu ordnen, sodaß die herangezogenen schwedischen Reserven das Gefecht wieder herzustellen vermochten. Der linke Flügel des kaiserlichen Fußvolks hatte sich nach der Flucht der Cavalerie auf eine waldige Anhöhe, den Linkel-Wald, zurückgezogen, wo ihn General Vitzthöf mit einigen schwedischen Schwadronen zu umgehen suchte. Dieser wurde zwar, als er den Seinigen vorausſprengte, tödlich verwundet, aber der Pfalzgraf Karl Gustav setzte den Angriff mit gutem Erfolge fort und rieb die betreffenden Theile des feindlichen Fußvolks auf. General Wittenberg fiel nunmehr dem rechten kaiserlichen Flügel mit seiner ganzen Macht in Flanke und Rücken. Auch hier verlor die kaiserliche Reiterei die Haltung und löste sich auf; nur wenige Schwadronen der erzherzoglichen Leibgarde und das Leibregiment Piccolomini's blieben zur Unterstützung der Fußregimenter auf dem Schlachtfelde. Erzherzog Leopold sammelte einen Theil der flüchtigen Reiter und führte ihn gegen den Feind; Piccolomini attakirte mit seinem Regimente sechsmal, wurde aber stets von den Schweden zurückgeschlagen, sodaß er sich mit vielen Offizieren mit dem Degen in der Faust durchschlagen mußte. Erzherzog Leopold verließ das Schlachtfeld erst, als er der allgemeinen Flucht nicht zu steuern vermochte. Der jetzt vollständig verlassene und von allen Seiten umringte Rest der kaiserlichen Infanterie kämpfte aussichtslos fast auf demselben Platze, auf dem in der ersten Breitenfelder Schlacht die Wallonen sich tapfer gewehrt hatten, mußte sich aber nach dreistündigem Gefecht, 5000 Streitbare stark, den Schweden ergeben. Fast ebenso viele Mannschaften waren getödtet oder verwundet worden, außerdem verloren die Kaiserlichen 46 Kanonen, 121 Fahnen, 69 Standarten und das gesammte Gepäck; ihre Reiterei floh in Unordnung nach Böhmen; Generalwachtmeister Soye war geblieben, Suys und Fernemont waren gefangen. Die Schweden hatten etwa 2000 Todte, darunter Lilsehök und Slange, und fast ebenso viele Schwerverwundete, darunter die Generale Steenbock und Stalhanske. Die große Ermüdung der schwedischen Truppen bewirkte, daß die Kaiserlichen nur drei Stunden weit verfolgt wurden. Die Kriegskasse Torstenson's war so leer, daß den Eroberern der feindlichen Fahnen die übliche Belohnung nicht gezahlt werden konnte; dieser Geldmangel war der Grund, daß die Belagerung Leipzigs wieder aufgenommen wurde in der Hoffnung, in der reichen Stadt alle Bedürfnisse der Armee befriedigen zu können. Freilich verlor Torstenson dadurch vier Wochen Zeit und die Früchte seines Sieges.

Erzherzog Leopold ließ in Rakonitz in Böhmen über das Regiment Madlo, das zuerst geflohen war, strenges Gericht halten. Es wurde aufgelöst, seine Standarten wurden zerbrochen, Offiziere und Soldaten für ehrlos erklärt, mehrere der ersteren, von den letztern der zehnte Mann, nach dem Loſe, hingerichtet. Oberst Madlo wurde nach kriegsrechtlichem Urtheil am 10. Mai 1643 vor dem Rathhause zu Prag enthauptet.

3) Die Schlachten um Leipzig vom 14. bis 19. October 1813. Wenn auch den beiden Breitenfelder Schlachten ein Einfluß auf die Geschicke des Dreißigjährigen Kriegs nicht abgesprochen werden kann, so werden sie doch nach allen Richtungen überragt durch die Octoberschlacht des J. 1813 auf den Gefilden von Leipzig. Die ersteren fanden auf einem verhältnißmäßig beschränkten Raume in wenig Stunden statt, an ihnen nahmen nur Heere von mäßiger Stärke theil, ihr Ausgang vermochte die Gesammtentscheidung des Kriegs weder herbeizuführen, noch selbst zu nähern. Anders die Leipziger Schlacht während der Befreiungskriege. Sie war keine einfache Schlacht, sondern bestand aus einer Reihe von Schlachten, die auf einem weiten Umzuge um Leipzig mit Einschluß des Reitergefechts von Liebertwolkwitz innerhalb eines Zeitraums von sechs Tagen geschlagen wurden. Sie hat den Namen der Völkerschlacht erhalten, da an ihr alle Völker Europas, die Türken ausgenommen, mit größeren oder geringeren Heerestheilen theilnahmen; die Heeresmassen, die sich gegenüberstanden, erreichten nahezu die Zahl von 500,000 Streitern; in ihr waren

gegenwärtig drei Kaiser (Oesterreich, Rußland, Frankreich), drei Könige (Preußen, Sachsen, Neapel), zwei Kronprinzen (Schweden, Preußen) und mehrere Prinzen, die später zur Regierung gelangten. Sie brach die gewaltige Macht Napoleon's I., die nach dem russischen Winter wieder erstarkt war, in so entschiedener Weise, daß der Zusammenbruch seiner Schöpfungen nur noch eine Frage der Zeit blieb.

Nach Ablauf des am 4. Juni 1813 zu Pläswitz abgeschlossenen und später bis zum 16. Aug. verlängerten Waffenstillstandes standen die durch den Anschluß Oesterreichs verstärkten Verbündeten Napoleon in drei Armeen gegenüber. Zwar gelang es letzterm noch, die Böhmische Armee unter Fürst Schwarzenberg am 26. und 27. Aug. bei Dresden zu schlagen, doch die Siege bei Groß-Beeren am 23. Aug., an der Katzbach am 26. Aug., bei Kulm am 29. und 30. Aug., bei Dennewitz am 6. Sept. und bei Wartenburg am 3. Oct. ermöglichten die geplante Vereinigung der drei verbündeten Armeen auf den Ebenen von Leipzig im Rücken Napoleon's. Die Schlesische und die Nordarmee standen nach der Schlacht von Wartenburg miteinander in Verbindung, ihre Vereinigung mit der Böhmischen Armee erfolgte an den Schlachttagen von Leipzig. Die Böhmische Armee unter Fürst Schwarzenberg, Ende September durch die 57,000 Mann starke russische Reservearmee unter Bennigsen verstärkt, befand sich im langsamen Vormarsch von Böhmen gegen Leipzig, während Napoleon mit seinen Hauptkräften bei Dresden stand. Der Kaiser wollte, um die Vereinigung der drei verbündeten Heere zu verhindern, sich auf die ihm zunächst befindliche Schlesische Armee werfen; als ihm jedoch Blücher geschickt auswich, dirigirte er seine Truppen, um die Böhmische Armee vor ihrer Vereinigung mit den andern Heeren zu treffen, auf das bereits von Murat besetzte Leipzig, sodaß er am 15. Oct. daselbst über 170,000 Mann verfügen konnte.

Inzwischen hatte Fürst Schwarzenberg am 14. Oct. dem General Wittgenstein aufgetragen, mit seinem eigenen Corps, mit den Corps von Kleist und Klenau und der zahlreichen Cavalerie der Vortruppen, zusammen etwa 60,000 Mann, eine Recognoscirung gegen Leipzig auszuführen, um den Feind zur Entwickelung seiner Kräfte zu verleiten, ohne aber selbst einen ernstlichen Angriff zu unternehmen. Diese Recognoscirung führte zu dem Reitergefecht von Liebertwolkwitz; Wittgenstein ging auf dem rechten Ufer der Pleiße gegen Leipzig vor; General Kleist zunächst der Pleiße auf der Straße von Borna, rechts von ihm Wittgenstein und noch weiter rechts Klenau auf der Straße von Grimma. Die Infanterie kam jedoch wenig ins Gefecht, das fast ausschließlich durch die Cavalerie der Vortruppen unter General Graf Pahlen III. geführt wurde. Murat hatte mit den Corps von Poniatowski, Lauriston und Victor 1 Meile südöstlich von Leipzig eine Stellung zwischen Markkleeberg an der Pleiße, Wachau und Liebertwolkwitz bezogen und das 2. und 5. Cavalleriecorps bis nach Magdeborn, Störmthal und Thräna vorgeschoben. Die Cavalerie zog sich beim Anrücken der alliirten Reiterei zurück und massirte sich vorwärts Wachau und Liebertwolkwitz. Dem etwa 7000 Pferde starken Gegner konnte Graf Pahlen III. zunächst nur ungefähr 4000 Pferde (18 russische, 10 preußische Escadrons, 1 Kosakenpulk, 20 Geschütze) entgegenstellen, er erbat sich deshalb die Reservecavalerie des Corps von Kleist unter General von Röder (16 Escadrons, 1 reitende Batterie = 2000 Pferde) zur Unterstützung, die aber erst eintraf, nachdem einzelne ernste Zusammenstöße stattgefunden hatten. Graf Pahlen III. sammelte seine Escadrons und Batterien in der Nähe der Schäferei Auenhain, entsandte ein Kosakenregiment gegen Poniatowski bei Markkleeberg und ließ denselben noch das Grodnosche Husarenregiment und schlesische Landwehr-Cavalerie folgen. Mit der übrigen Cavalerie wandte er sich gegen Liebertwolkwitz. Mehrere Attaken wurden von der französischen Cavalerie abgewiesen, namentlich auch weil das Geschützfeuer von Wachau her die linke Flanke der Attakirenden in empfindlicher Weise traf. Den Attaken mußte daher eine andere Richtung gegeben werden, indem man sie südöstlich von Liebertwolkwitz gegen die linke Flanke des Gegners dirigirte. Die in diesem Sinne ausgeführten Angriffe wurden den Franzosen besonders nachtheilig, als die Avantgarde Klenau's auf der Straße von Groß-Pößna her anlangte und dessen Cavalerie sich der von Pahlen anschloß. Nunmehr vermochte die französische Cavalerie sich vorwärts Liebertwolkwitz nicht mehr zu halten und zog sich zurück. Zwar nahm noch die Infanterie Klenau's Liebertwolkwitz, doch wurde es von den Franzosen zurückerobert. Das Gefecht endete erst am späten Abend, nachdem die Colonnen der Alliirten auf dem Kampfplatze angelangt waren, Geschütz vorgezogen und aus demselben ein heftiges Feuer eröffnet hatten, auf Befehl Schwarzenberg's, der demselben eine weitere Ausdehnung nicht geben wollte. Die gegen Poniatowski entsendete Cavalerie hatte gegenüber der polnischen Cavalerie einen schweren Stand; erst als sich die Erfolge der Alliirten bei Liebertwolkwitz fühlbar machten und die Infanterie Wittgenstein's auf dem Schlachtfelde eingetroffen war, zog sich die Reiterei Uminski's hinter Markkleeberg zurück.

Einer Episode während der Reitergefechte bei Liebertwolkwitz möge hier Erwähnung geschehen. Während einer Pause derselben hatte Lieutenant von Lippe vom neumärkischen Dragonerregimente Murat an seinem theatralischen Anzuge erkannt; in der Absicht, ihn gefangen zu nehmen oder niederzuhauen, sprengte er mit einigen Mann sofort auf ihn zu, das Gefolge Murat's jagte in vollkommener Ueberraschung auseinander, nur der Stallmeister blieb bei ihm, und fast hätte von Lippe seine Absicht erreicht, wenn er nicht seinen Dragonern zu weit voraus dem Fliehenden zu ungestüm gefolgt wäre, sodaß er von dem Begleiter Murat's niedergestochen werden konnte.

Im Laufe des 14. Oct. rückten die französischen Heeresmassen in die Umgegend von Leipzig. Napoleon selbst kam gegen Mittag von Düben her in der Stadt an, verließ dieselbe aber bald wieder durch das äußere

Grimmaische Thor, um auf freiem Felde die Pläne des Schlachtfeldes zu studiren. Während dieses Studiums langte der König von Sachsen, von Wurzen kommend, an; Napoleon begrüßte ihn, kehrte dann aber, während der erstere sich in die Stadt begab, zu seinem Studium zurück. Dem von Liebertwolkwitz herüberschallenden Kanonendonner legte er keine Bedeutung bei, da er das daselbst stattfindende Gefecht von nur localem Charakter erachtete, dagegen ritt er anlangenden Truppen entgegen, um ihnen Befehle zu ertheilen und begab sich dann nach Reudnitz, wo er sein Hauptquartier nahm. Die Truppenmärsche dauerten am Abend des 14. und in der Nacht zum 15. Oct. fort. Am 15. blieb es ruhig, da beide Gegner ihre Anordnungen für die Schlacht trafen.

Die Umgegend Leipzigs bildet eine weite offene Ebene, die von mehreren flach eingeschnittenen Flüssen, zahlreichen Flußarmen, Kanälen, Gräben und Dämmen durchzogen ist, die den Bewegungen der Truppen vielfache Hindernisse entgegensetzen. Die westlich Leipzigs von Süden nach Norden fließende Elster und Pleiße und die von Nordosten nach Südwesten fließende und unterhalb Leipzigs in die Pleiße mündende Parthe theilen die Gesammtumgebung in drei Hauptabschnitte, auf denen am 16. Oct. gesonderte Kämpfe stattfanden. Die vielen vorhandenen Dörfer sind stark gebaut und daher der Vertheidigung günstig. Nachtheilig für Napoleon war es in hohem Grade, daß ihm bei einem unglücklichen Ausgange der Schlacht für sein gesammtes Heer nur eine einzige Rückzugslinie nach Westen über einen meilenlangen Damm über Lindenau zur Verfügung stand. Er lebte aber der Hoffnung, es werde ihm gelingen, die Böhmische Armee vor ihrer Vereinigung mit der Schlesischen und der Nordarmee zu schlagen und demnächst sich der letztern zu erwehren. In dieser Hoffnung hielt er das etwa 10,000 Mann starke Corps von Bertrand zur Sicherung des Passes von Lindenau ausreichend. Zur Beobachtung der Schlesischen Armee wurde das Corps von Marmont nördlich Leipzigs nach Lindenthal und Radefeld entsendet, zu dem am 15. die Divisionen Souham, Dombrowski und Delmas des Corps von Ney stießen, während das Cavaleriecorps des Herzogs von Padua bei Lindenthal und bei Mockau und Plösen längs der Parthe vertheilt war. Den Oberbefehl über diese Truppen sollte, einschließlich des noch von Eilenburg und Düben erwarteten Corps von Reynier, Marschall Ney führen. Der größte Theil der französischen Armee, nämlich die Corps von Poniatowski, Augereau, Oudinot, Macdonald, Victor und Lauriston, sowie die Cavaleriecorps von Kellermann, Latour-Maubourg, Pajol, Nansouty, Sebastiani und Friant waren gegen die Böhmische Armee bestimmt, hatten ihren rechten Flügel bei Markkleeberg an die Pleiße gelehnt, und dehnten sich über Wachau, Liebertwolkwitz nach Seifertshain aus. Hier stand Napoleon am Morgen des 16. Oct. mit 108,000 Mann in der Entfernung von höchstens 1 Meile südlich und südöstlich von Leipzig und östlich der Pleiße, nördlich von Leipzig befehligte Ney 57,000 Mann; einschließlich des Corps von Bertrand und der Besatzung von Leipzig zählten die Franzosen 170,000 Mann, darunter 24,000 Reiter und etwa 700 Geschütze. Dem gegenüber war die Böhmische Armee 140,000 Mann und 580 Geschütze, die Schlesische Armee 60,000 Mann und 310 Geschütze stark, während die Nordarmee am 16. Oct. noch zu entfernt war, um in den Kampf eingreifen zu können. Napoleon glaubte selbst die Schlesische Armee noch weiter zurück, als sie es in der That war und befahl daher, daß das Corps von Marmont und die Division Souham am 16. nach Wachau marschiren sollten, um gegen die Böhmische Armee Verwendung zu finden. Dieser Befehl kam nicht zur Ausführung. Marmont wurde von Blücher angegriffen und bei Möckern festgehalten; Souham aber, der bereits sich auf dem Marsche in südlicher Richtung befand, kehrte um, als Marmont vom Gegner stark bedrängt wurde, kam zur Hülfe jedoch zu spät, sodaß seine Truppen am 16. Oct. in den Kampf überhaupt nicht eingreifen konnten. Napoleon hatte, um sein Heer größer erscheinen zu lassen als es war, befohlen, daß die gesammte Infanterie statt in drei in zwei Gliedern rangirt werden sollte, wodurch sie in allen ihren Theilen eine um ein Drittel größere Front als bei der bisherigen Rangirung erhielt. Fürst Schwarzenberg erachtete es nothwendig, daß außer dem Hauptangriffe gegen die französische Stellung zwischen Markkleeberg, Wachau und Liebertwolkwitz auch ein Angriff gegen den Paß von Lindenau und ein weiterer gegen den rechten Flügel der feindlichen Stellung geführt werde. Zu dem Angriff auf den Paß von Lindenau wurden 20,000 Mann unter Feldzeugmeister Graf Gyulai bestimmt, die von Markranstädt her gegen den Rücken der französischen Armee wirken sollten. Zum Angriff auf den rechten Flügel des Napoleonischen Heeres wurde Graf Merveldt mit seinem Corps und dem österreichischen Reservecorps in den Raum zwischen Elster und Pleiße mit dem Auftrage entsendet, bei Connewitz den Uebergang über die Pleiße zu erzwingen, den rechten französischen Flügel aufzurollen und auf dem nächsten Wege nach Leipzig zu rücken. Fürst Schwarzenberg legte auf diesen Angriff einen so hohen Werth, daß er zu demselben nicht nur 30,000 Mann bestimmte, sondern auch für seine Person sich zu demselben begab. Für den Angriff der französischen Hauptstellung auf dem rechten Pleißeufer blieben die Corps von Kleist, Wittgenstein, Klenau, sowie die russisch-preußischen Garden, zusammen 90,000 Mann, verfügbar, die, da der Oberbefehlshaber der Böhmischen Armee gegen Connewitz sich gewendet, unter dem Oberbefehle Barklay's standen, während ihnen sich Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm angeschlossen hatten.

Durch die vorstehende Disposition und da Elster und Pleiße sehr entschiedene Abschnitte bildeten, hatte die Böhmische Armee drei gesonderte Gefechte zu führen: die Schlacht bei Wachau auf dem rechten Ufer der Pleiße, das Gefecht bei Connewitz zwischen Elster und Pleiße und das Gefecht bei Lindenau auf dem linken Elsterufer.

Die Schlacht bei Wachau am 16. Oct. 1813. Zu dem Angriffe der Hauptstellung Napoleon's wurden

vier Colonnen gebildet, wozu das Corps von Wittgenstein in 3, das Corps von Kleist in 4 Theile zerlegt wurden, sodaß sich von letzterem bei jeder Colonne eine Brigade befand. Die linke Flügelcolonne befehligte Kleist, zu ihr gehörten die preußische Brigade Prinz August, die russische Division Helfreich, die russische Kürassierbrigade Lewaschew und ein russisches Husarenregiment; sie richtete ihren Marsch von Cröbern über Crostewitz auf Markkleeberg. Die zweite Colonne stand unter dem Befehl des Prinzen Eugen von Würtemberg, war aus den beiden Divisionen des Prinzen und der preußischen Brigade Klüx gebildet und richtete ihren Marsch westlich von Güldengossa auf Wachau. Die dritte Colonne unter Fürst Gortschakow enthielt die russische Division Mesenzow und die preußische Brigade Pirch und nahm von Störmthal aus westlich vom Universitätsholze ihre Richtung auf Liebertwolkwitz. Die rechte Flügelcolonne unter Graf Klenau bestand aus seinem eigenen Corps, der preußischen Brigade Zieten, der preußischen Reservecavalerie und dem Kosakendetachement Platow; sie hatte von Groß-Pößna aus ihre Richtung gegen den Kolmberg und Holzhausen, die Kosaken auf dem äußersten rechten Flügel gegen Seifertshain und Klein-Pößna entsendet. — Hinter den beiden mittlern Colonnen bildete General Rajewski mit dem russischen Grenadiercorps und einer russischen Kürassierdivision bei Sestewitz und Göhren die nächste Reserve, während Großfürst Konstantin mit den russischen und preußischen Garden und der russischen Reservecartillerie bei Magdeborn eine weitere Reserve formirte.

Der Morgen des 16. Oct. war trübe, nebelig und regnerisch. Die Truppen der Alliirten begannen bereits früh ihren Vormarsch, der durch den herrschenden Nebel längere Zeit dem Blicke der französischen Truppen entzogen blieb; als ihre Vortruppen sich den französischen näherten, zogen sich letztere auf ihre Hauptkräfte nach kurzem Kampfe zurück. Napoleon, der von Reudnitz nach Liebertwolkwitz gefahren war, suchte sich von hier aus über den Anmarsch des Gegners zu orientiren und ritt dann nach Wachau, wo er den Hauptpunkt für den beginnenden Kampf erkannt zu haben glaubte. Es war inzwischen 9 Uhr geworden; bald darauf begann eine lebhafte Kanonade, die fast fünf Stunden lang von beiden Seiten unterhalten wurde. Die linke Flügelcolonne Kleist war bis Markkleeberg, ohne ernstlichen Widerstand zu finden, vorgerückt. Die Brigade Prinz August nahm das Dorf und drängte den Feind zurück. Die Division Helfreich, die östlich des Dorfes vorgegangen war, wurde heftig angegriffen und in ihrer rechten Flanke gefährdet, da die Colonne des Prinzen Eugen von Würtemberg zu entfernt war, um ihr Flankenschutz gewähren zu können. Kleist entsandte mehrere preußische Bataillone und eine zwölfpfündige Batterie Helfreich zu Hülfe, dem es nunmehr gelang, sich erneuerter Angriffe zu erwehren, während sogar ein preußisches Bataillon den Versuch wagen konnte, im Wachau einzudringen. Poniatowski ließ die aus Markkleeberg vorgedrungenen Preußen ins Dorf zurückdrängen und, nachdem dies gelungen, auch das Dorf angreifen. Viermal mußten die Preußen das Dorf aufgeben, nahmen es aber jedesmal wieder in Besitz. Als aber Marschall Augereau Truppen seines Corps Poniatowski zu Hülfe sendete, mußten die Truppen der Colonne Kleist zurückweichen, deren Niederlage durch feindliche Cavalerie seitens des zur Colonne gehörigen russischen Husarenregiments und der Kürassierbrigade Lewaschew abgewendet wurde. Nur mit großer Schwierigkeit vermochte sich Kleist in und neben Markkleeberg zu halten. Die Colonne des Prinzen Eugen von Würtemberg war westlich von Güldengossa gegen Wachau vorgerückt und fand anfangs keinen bedeutenden Widerstand, sodaß, nachdem 24 russische Geschütze den Kampf eröffnet hatten, die an der Tête befindlichen 3 russischen Bataillone der Division Pischnitzky und 2 preußische Bataillone der Brigade Klüx das Dorf und die zu beiden Seiten desselben gelegenen Gehölze besetzen konnten. Aber bald ging der Feind mit starken Kräften gegen die 5 Bataillone vor, die sich nur unter großen Verlusten zu halten vermochten, obgleich zu ihrer Unterstützung westlich von Wachau die Brigade Klüx und östlich des Dorfes die Division Pischnitzky aufmarschirt und zuletzt 52 Geschütze ins Feuer gebracht worden waren. Napoleon ließ nach und nach den Kampf durch die Truppen des Corps Victor aufnehmen, beorderte 2 Divisionen der Jungen Garde zum Gefecht und hatte zuletzt gegen 150 Geschütze im Feuer. Diesen gewaltigen Anstrengungen waren die Truppen des Prinzen Eugen nicht gewachsen, Wachau ging verloren, alle Versuche, es wieder in Besitz zu erlangen, waren vergeblich, auch die Gehölze zu beiden Seiten des Dorfes mußten aufgegeben werden. Da sämmtliche Truppen der Colonne ins Gefecht gekommen waren und bedeutende Verluste erlitten hatten, auch ein großer Theil der Geschütze kampfunfähig gemacht war, mußte der Prinz von Würtemberg den weiteren Kampf aufgeben und sich gegen Güldengossa zurückziehen.

Die Colonne des Fürsten Gortschakow langte vor Liebertwolkwitz erst an, nachdem die Colonne Kleist und Prinz Eugen von Würtemberg schon längere Zeit sich im Gefecht befanden; sie wurde mit heftigem Artilleriefeuer empfangen. Da die rechte Flügelcolonne Klenau's noch nicht nahe genug war, um ins Gefecht eingreifen zu können, und da man den Anmarsch des Corps Macdonald über Holzhausen erkannte, glaubte Fürst Gortschakow einen ernstlichen Angriff auf Liebertwolkwitz nicht wagen zu dürfen, doch ließ er seine Batterien vorrücken und ins Feuergefecht eintreten. Als die Colonne des Prinzen Eugen gegen Güldengossa zurückgewichen war, hielt Fürst Gortschakoff auch seine Colonne gefährdet und befahl den Rückzug derselben. Der Feind folgte unmittelbar, sodaß die Division Mesenzow und die Brigade Pirch wiederholt genöthigt waren, Front zu machen, um das Nachdrängen des Gegners zu mäßigen. Pirch besetzte schließlich den östlichen Eingang von Güldengossa mit 3 Bataillonen, während die Division Mesenzow in gleicher Höhe und mit dem rechten Flügel am Universitätsholze halten blieb und Front gegen den Feind machte.

Die rechte Flügelcolonne Klenau konnte ihren An-

griff erst zwei Stunden später beginnen, da sie um so viel hinter dem Alignement zurückgelassen worden war. Sie marschirte zwischen Groß-Pößna und Fuchshain auf, entsandte ihre Avantgarde auf den vom Feinde unbesetzten Kolmberg, von dem aus die Franzosen in Liebertwolkwitz günstig in der Flanke beschossen werden konnten. Mit Unterstützung dieses Flankenfeuers gelang es dem Infanterieregiment Erzherzog Karl, um den Krähenwald herum gegen Liebertwolkwitz vorzudringen und diesen Marktflecken nach heftigem Widerstande der Franzosen bis auf den Kirchhof zu erstürmen. Inzwischen war die österreichische Cavalerie Mohr's der Uebermacht des Cavaleriecorps Sebastiani's unterlegen und von Macdonald die Division Charpentier von Holzhausen aus gegen den Kolmberg und eine zweite Division gegen Liebertwolkwitz dem Corps Lauriston zur Unterstützung gesandt worden. Die Division Charpentier nahm den Kolmberg mit Sturm; Lauriston, noch durch 2 Divisionen der Jungen Garde verstärkt, eroberte Liebertwolkwitz zurück; Sebastiani umging mit seinem Cavaleriecorps den rechten Flügel Klenau's und fiel den Oesterreichern in den Rücken. Durch die ihm aus der Reservecavalerie des Corps Kleist gesandte Unterstützung gelang es Klenau, den Rückzug seiner Armee, wenn auch mit manchen Verlusten, nach Groß-Pößna und Fuchshain auszuführen.

So waren alle Angriffe des Böhmischen Heeres östlich der Pleiße von den Franzosen auf dem weiten Raume zwischen Markkleeberg über Wachau, Liebertwolkwitz und dem Kolmberge abgeschlagen worden. Auch der Angriff gegen den rechten französischen Flügel von dem westlichen Ufer der Pleiße aus, von dem sich Fürst Schwarzenberg einen bedeutenden Erfolg versprochen hatte, war auf unüberwindliche Hindernisse gestoßen. Graf Merveldt hatte den Befehl, gegen Connewitz vorzugehen, während das österreichische Reservecorps von Hessen-Homburg ihm bis Gautzsch folgen sollte. Die Truppen Merveldt's geriethen bei ihrem Vormarsche sehr bald in einen sumpfigen, mit dichtem Gestrüpp durchsetzten Wald, der das Vorrücken nur auf dem Wege gestattete und das Aufstellen von Batterien zur Unmöglichkeit machte. Die Pleiße war durch länger andauerndes Regenwetter stark angeschwollen, die Brücken waren sämmtlich abgebrochen. Das östliche, feindliche Ufer der Pleiße überragte das westliche bedeutend und war mit zahlreichen Geschützen und dichten Tirailleurlinien besetzt. Unter diesen Umständen mußte Merveldt den Versuch eines Angriffs auf das am östlichen hohen Ufer gelegene Connewitz aufgeben. Auch weiter südlich bei Lößnig stieß man auf dieselben einem Angriffe und Uebergange ungünstigen Verhältnisse, sodaß man noch weiter südlich, bei Dölitz, den Uebergang zu forciren gedachte. Dies Dorf liegt auf beiden Ufern, das gleichnamige Schloß nur auf dem linken Ufer der Pleiße. Letzteres war bereits früh morgens von den Oesterreichern besetzt worden, doch gelang es denselben trotz aller aufgewendeten Energie und Bravour nicht, den Uebergang zu gewinnen. Fürst Schwarzenberg konnte sich demnoch nicht entschließen, seinen Plan ganz aufzugeben, er befahl daher dem Grafen Merveldt, bei Connewitz nur weiter zu demonstriren, dagegen bei Dölitz den Uebergang, wenn irgend möglich, zu erstreiten. Inzwischen begann der Kampf auf dem rechten Pleißeufer sich für die Alliirten ungünstig zu gestalten und langten Meldungen darüber sowie Bitten um Unterstützung an den Fürsten Schwarzenberg, denen dieser, da auch vom Thurme in Gautzsch der Stand der Schlacht zu übersehen war, nachgab, indem er das Reservecorps von Hessen-Homburg von Gautzsch in Marsch setzte, um bei Gaschwitz und Deuben die Pleiße zu überschreiten und über Cröbern den Kämpfenden Hülfe zu bringen, und sich zu den verbündeten Monarchen südlich Güldengossa begab.

Napoleon hatte von dem Galgenberge nordöstlich Wachau den Anmarsch der vier durch weite Intervallen voneinander getrennten Armeen des Böhmischen Heeres beobachtet und in der Erkenntniß, daß der Schwerpunkt bei Wachau liege, unter dem Artilleriegeneral Drouot mehr als 150 Geschütze gegen die Colonne des Prinzen Eugen von Würtemberg vereinigt. Als diese Colonne vor dem übermächtigen Feuer gegen Güldengossa zurückweichen mußte, glaubte der Kaiser den Zeitpunkt gekommen, durch einen mächtigen Cavalerieangriff das Centrum der Alliirten durchbrechen und die sich entgegenstellenden Truppen vollständig niederrennen lassen zu können. Er befahl daher Murat, mit den Cavaleriemassen, die er vereinigen könnte, die Colonne des Prinzen von Würtemberg zu überfallen und auseinander zu sprengen. Murat zog die Cavaleriecorps von Latour-Maubourg, Pajol und Nansouty zusammen, ordnete sie hinter dem Harth-Gehölz östlich Wachau und stürmte dann mit ihnen gegen Güldengossa vor. Inzwischen hatten das russische Grenadiercorps unter Rajewski und die russischen und preußischen Garden unter Großfürst Konstantin Befehl zum Vormarsch erhalten. Dadurch gelang es, eine russische Garde-Reservebatterie von 12 Geschützen herbeizuführen, deren wirksames Feuer den Chok der französischen Cavaleriemasse einigermaßen schwächte und durch schwere Verwundung des Generals Latour-Maubourg eine Stockung in demselben hervorrief. Diese Stockung benutzend wurde die sich Güldengossa nähernde russische leichte Gardecavalerie-Brigade Schewitsch der französischen Cavalerie entgegengeworfen, dieselbe konnte aber keinen Erfolg erringen und mußte zurückweichen, auch das Leib-Kosakenregiment, das Graf Orlow-Denisow vorführte, war nicht glücklicher. Dagegen wirkten zwei russische Gardebatterien, die Kaiser Alexander westlich von Güldengossa an dem dort befindlichen Teiche aufstellen ließ, vortrefflich; westlich dieser Batterie erschien jetzt bei dem Vorwerk Auenhain das russische Grenadiercorps Rajewski, auch Graf Pahlen sandte in diesem Augenblicke 2 preußische Cavalerieregimenter zur Unterstützung des Prinzen von Würtemberg. Letztere warfen sich sofort in die linke Flanke der französischen Cavalerie, die nunmehr, auf allen Seiten bedroht, auf Wachau zurückweichen mußte. Es war 4 Uhr nachmittags geworden. Schon um 2 Uhr war die Tête des österreichischen Reservecorps unter Hessen-Homburg infolge des Befehls von Schwarzenberg bei Cröbern angelangt. Die voranmarschirende Cavalerie des Feldmarschalllieutenants

Grafen Nostitz warf polnische Cavalerie und französische Gardedragoner zurück und nöthigte durch wiederholte Attaken auch französische Gardeinfanterie zum Rückzuge. Die Infanterie des Reservecorps rückte von Eröbern gegen Markkleeberg vor und löste die erschöpften Truppen Kleist's ab, um die Vertheidigung des Dorfes auch gegen neue Angriffe der Alten Garde fortzuführen.

Napoleon hatte nach dem geringen Erfolge der Cavalerie Murat's befohlen, daß die Infanterie des Corps Victor und der Division Dubinot der Jungen Garde gegen Auenhain, und das Corps Lauriston, auf dessen beide Flügel Drouot seine bisher auf dem Galgenberge placirte Artillerie setzte, von Liebertwolkwitz gegen Güldengossa zum Angriff vorgehen sollten. Die Schäferei Auenhain kam vorübergehend in den Besitz des Corps Victor, wurde aber von den russischen Grenadierdivisionen und der preußischen Brigade Klüx wiederum erobert. Vor dem heftigen Feuer der Artillerie Drouot's mußten die russischen Divisionen Schachowskoi und Pischnitzki hinter Güldengossa zurückweichen. Die jetzt von der Colonne Gortschakow zur Unterstützung anlangenden 6 Bataillone der Brigade Pirch wurden zwar anfangs auch durch Lauriston's übergelegene Massen hinter Güldengossa zurückgetrieben, doch gelang es ihnen im Verein mit mehreren russischen Bataillonen das Dorf zu nehmen und dergestalt zu behaupten, daß Lauriston unter dem Schutze von Drouot's Batterien zurückweichen mußte. Auch Fürst Gortschakow vermochte sich in und westlich des Universitätsholzes zu behaupten und Graf Kleinau konnte trotz der wiederholten Angriffe Macdonald's und Sebastiani's die Stellung von Groß-Pößna und Fuchshain halten; das auf dem rechten Flügel gelegene Dorf Seifertshain, das verloren gegangen war, konnte sogar nach heftigem Kampfe wieder besetzt werden. General Merveldt hatte vergeblich versucht, die Pleiße zu überschreiten. Auf einen erneuten Befehl Schwarzenberg's, den Uebergang um jeden Preis zu erzwingen, durchwatete der General zwischen Dölitz und Markkleeberg eine Furt und suchte demnächst mit einem Bataillon durch ein Gehölz auf das freie Feld vorzudringen. Von einer Salve empfangen, wurde das Bataillon von den Truppen der Alten Garde Curial umzingelt; nur einem Theile der Mannschaft gelang es sich zu retten, der übrige Theil, und mit ihm der verwundete und vom Pferde gesunkene commandirende General, wurde gefangen.

Somit war in der neunstündigen Schlacht des 16. Oct. der Hauptangriff, den die Böhmische Armee führen sollte, abgeschlagen worden, aber auch der Gegenangriff Napoleon's war fast erfolglos geblieben, denn die erhoffte Zertrümmerung des Centrums der Alliirten war nicht eingetreten, nur hatten die Franzosen gegen Auenhain und Güldengossa etwas Terrain gewonnen. Als die Dunkelheit ein Erlöschen des Kampfes bedingte, hatten beide Theile bedeutende Verluste an Todten und Verwundeten zu beklagen, die Colonnen Kleist und Eugen von Würtemberg hatten namentlich stark gelitten, einzelne Truppentheile hatten zwei Drittel, drei Viertel ihrer Mannschaft und noch mehr verloren. Der Gesammtverlust der Alliirten ist auf 20,000 Mann geschätzt worden, der französische dürfte ein ähnlicher gewesen sein.

Das sogenannte Gefecht bei Connewitz, das Graf Merveldt zu führen hatte, ist wegen seiner Beziehungen zur Schlacht bei Wachau im Vorstehenden bereits berücksichtigt worden, dagegen bedarf das auf dem linken Elsterufer isolirt verlaufende Gefecht bei Lindenau hier noch der Erwähnung. Wie bereits angegeben, hatte Napoleon zur Sicherung und Festhaltung der einzigen ihm nach Westen offenstehenden Straße das Corps Bertrand nach Lindenau, westlich Leipzig, entsendet. Der General stellte seine Truppen westlich Lindenau dergestalt auf, daß beide Flügel sich an die ungangbare Niederung anlehnten. Ein dichter Wald an einem Arme der Elster, der Luppe, nördlich Lindenaus bot der Infanterie Schutz, während das ebene Terrain der Umgebung der Artillerie freies Schußfeld gewährte. Vor Lindenau wurden vier Schanzen erbaut, deren jede mit 10—12 Geschützen besetzt wurde. Die nach Markranstädt und Lützen hin gelegenen Dörfer Plagwitz, Schönau und Leutzsch waren mit Truppen belegt. Feldzeugmeister Graf Gyulai hatte vom Fürsten Schwarzenberg die Aufgabe erhalten, mit 20,000 Mann gegen Lindenau vorzugehen, sich des Straßentheils, der über die Flußniederung von Pleiße, Elster und Luppe führt, zu bemächtigen, dessen zahlreiche Brücken zu zerstören und die Verbindung mit der Schlesischen Armee herzustellen. Gelang diese Aufgabe, dann mußte sich Napoleon, der einzigen Rückzugslinie beraubt, ergeben oder sich durchschlagen. Graf Gyulai rückte am 16. Oct. in 3 Colonnen gegen Lindenau vor. Die linke Flügelcolonne unter Fürst Moritz Liechtenstein hatte den Auftrag, die Verbindung mit der Schlesischen Armee zu gewinnen. Zur Erfüllung dieses Auftrags mußte die Wald- und Sumpfgegend der Elster und Pleiße durchschritten werden, die so viel Hindernisse in den Weg stellten, daß es nur einigen kleineren Jägerabtheilungen gelang, sich zu York durchzuwinden. Die übrigen Theile der Colonne schlossen sich der zweiten Colonne an, die unter dem Prinzen von Hessen-Homburg auf der Straße von Markranstädt vorrückte und sich des Dorfes Schönau und im Vereine mit Theilen der linken Flügelcolonne auch des Dorfes Leutzsch bemächtigte. Die rechte Flügelcolonne unter Generalmajor Csollich sollte über Klein-Zschocher sich zum Angriff auf Plagwitz wenden. Da ein Frontalangriff auf Lindenau zu schwierig erschien, ließ Gyulai den Angriff von der Nordseite her versuchen und denselben durch ein lebhaftes Geschützfeuer in der Front unterstützen. Infolge hiervon entwickelte sich von Mittag ab auch auf der Nordseite des Dorfes ein heftiger Geschützkampf, der von mehrern Stürmen gegen das Dorf unterbrochen wurde, die keinen Erfolg hatten, da selbst nach einem zweimaligen Eindringen in einen Dortheil derselbe in kürzester Frist wieder aufgegeben werden mußte, weil einige französische Batterien hinter dem Kuhburger Wasser, welche die linke Flanke der Oesterreicher bestrichen, eine verheerende Wirkung äußerten. Generalmajor Csollich griff zwar Plagwitz an, fand aber so kräftigen Wiederstand, daß er festge-

halten wurde und gegen Lindenau nicht mitwirken konnte. So wogte hier der Kampf stundenlang; Lindenau gerieth zwar in Brand, konnte aber trotz wiederholter Stürme nicht in Besitz genommen werden. Bis zum Abend dauerten Schützengefechte fort, die in der Niederung theilweise in der Absicht geführt wurden, die französische Stellung zu umgehen und ihr in den Rücken zu kommen, ohne daß dies gelingen wollte. Dann trat Gyulai den Rückmarsch gegen Markranstädt an, behielt aber Klein-Zschocher, Schönau und Leutzsch über Nacht besetzt; sein erfolgloser Kampf hatte ihn mehr als 2000 Todte und Verwundete gekostet.

Die Kämpfe der Böhmischen Armee am 16. Oct. hatten somit sowol in der Schlacht bei Wachau als auch in den Gefechten bei Connewitz und Lindenau zu einem Erfolge nicht geführt. Ein günstigeres Loos war der Schlesischen Armee beschieden, die im Norden Leipzigs in der Schlacht bei Möckern einen Sieg erfocht und schon durch ihr Eintreffen allein die hier dislocirten französischen Truppen band, sodaß sie, der Absicht Napoleon's gemäß, nicht Verwendung gegen die Böhmische Armee finden konnten. Blücher hatte nach dem Elbübergange der Schlesischen Armee bei Wartenburg sehr bald die Absicht Napoleon's erkannt, die Nord- und Schlesische Armee entfernt zu halten und der Böhmischen Armee im Einzelkampfe entgegenzutreten; er strebte daher die Verbindung mit der letztern an. Am 15. Oct. bezog er an der Spitze des Corps von Sacken das Hauptquartier in Groß Kugel, während die Corps von York und Langeron über Schkeuditz vorrückten und General St. Priest den Auftrag hatte, mit 12,000 Mann von Merseburg nach Güntersdorf zu marschiren und die Ankunft der gesammten Schlesischen Armee anzukündigen. Am 16. Oct. früh 8 Uhr langte die Avantgarde der Schlesischen Armee vor Lützschena an. Die von Blücher befohlene Recognoscirung ergab, daß Lindenthal und Radefeld stark besetzt seien; infolge davon erhielt das Corps des Grafen Langeron den Auftrag, von Schkeuditz über Freiroda, Radefeld und Breitenfeld auf Groß Wiederitzsch zu marschiren; das Corps von York sollte sich auf der großen Straße von Halle nach Lindenthal und Möckern dirigiren, St. Priest bei Schkeuditz die Elster passiren und sich dem Corps von Langeron anschließen, das Corps von Sacken die Reserve bilden und bei Radefeld zunächst haltend die Dübener Straße, auf der der Strom der französischen Heeresmasse nach Leipzig flutete, beobachten.

Marmont, der seit dem 14. den Auftrag hatte, mit seinem Corps und der Cavalerie Arrighi's im Norden von Leipzig die Stadt gegen die Schlesische Armee zu schützen, hatte hierzu eine Stellung zwischen Lindenthal und Wahren (an der Elster) gewählt und sie durch einige leichte Feldwerke verstärkt; für den Fall eines überlegenen Angriffs waren ihm noch die Divisionen Souham und Dombrowski zur Verfügung gestellt. Als am 16. früh morgens der Kanonendonner von Wachau herübertönte und die Heftigkeit des Kampfes erkennen ließ, und sich in der Richtung von Halle noch kein Feind zeigen wollte, beschloß Marschall Ney, dem der Oberbefehl im Norden übertragen war, dem französischen Hauptheere mit zwei Divisionen in der Richtung auf Dölitz zur Unterstützung zu eilen, während die Cavalerie Arrighi's folgen sollte. Bald darauf gebot ein ausdrücklicher Befehl Napoleon's dem Marschall Marmont, mit seinen disponibeln Kräften zum Hauptheere zu stoßen. Als infolge dessen der Marschall seine Truppen aus der Stellung Lindenthal-Wahren zurückzunehmen begonnen hatte, zeigten sich in der Ferne die Colonnen des Schlesischen Heeres. Marmont beschloß nunmehr, obgleich auf die Kräfte seines eigenen Corps beschränkt, doch auf die Rückkehr und Mitwirkung der unter Ney nach Süden abmarschirten Divisionen rechnend, die Schlacht in einer neuen Stellung zwischen Möckern und Eutritzsch anzunehmen. Bei dem Rückzuge aus der ersten Stellung in die neue kam es mit den Vortruppen York's bei Lindenthal, Stahmeln und Wahren zum Gefecht, während das Gros des preußischen Corps auf der Ebene zwischen Lützschena und Lindenthal im feindlichen Feuer in eine Schlachtordnung aufmarschirte, bei der die Brigaden Horn und Hünerbein im ersten, die Brigaden Steinmetz und Karl von Mecklenburg im zweiten, die gesammte Cavalerie im dritten Treffen standen. Bei weiterem Vorrücken wurde der linke Flügel vorgenommen, sodaß die Truppen die Front in der Richtung Wahren — Groß-Wiederitzsch erhielten. Da Marmont aus den gegnerischen Anordnungen zu erkennen glaubte, der Hauptangriff werde gegen seinen linken Flügel erfolgen, ließ er eine Achtelschwenkung links mit Brigaden ausführen, sodaß sein rechter Flügel die Richtung auf Groß-Wiederitzsch erhielt, während der linke Flügel in und bei Möckern verblieb. Letzteren bildete die Division Legrange, rechts davon standen zuerst die Division Compans, dann die Friedrich's, dahinter die Cavaleriebrigaden Normann und Lorge; die zahlreiche Artillerie war vor der Front der Stellung placirt.

Den Kampf eröffnete eine heftige Kanonade. Während derselben ging Major von Hiller mit einigen Bataillonen der Avantgarde, denen sich die österreichischen Jäger des Fürsten Moritz Liechtenstein, welche die Verbindung mit der Schlesischen Armee gefunden hatten, anschlossen, zum Angriff auf Möckern vor. Zweimal drangen die Truppen in das Dorf ein, wurden aber von der französischen Besatzung jedesmal zurückgeworfen. Möckern gerieth in Brand. Frische Bataillone drangen von neuem mit gefälltem Bajonnet in das Dorf und verfolgten die geworfenen Truppen bis über dasselbe hinaus; der ihnen entgegentretende heftige Widerstand und ein wirksames Kartätschenfeuer nöthigten sie, die erkämpften Vortheile wieder aufzugeben. Einem nochmaligen Angriffe sämmtlicher Bataillone gelang es, sich in einem Theile des brennenden Dorfes zu behaupten; von hier aus wurden die braven Vertheidiger weiter zurückgetrieben gerade in dem Augenblicke, in welchem die Brigade des Herzogs Karl von Mecklenburg zur Unterstützung der Avantgarde auf den Höhen von Möckern erschien und Marmont an der Spitze einiger Bataillonscolonnen gegen das Dorf vorrückte. Da der Herzog das Dorf im Besitz der Avantgarde fand, warf er sich den

Bataillonen Marmont's entgegen, wurde aber blessirt; seine Brigade wurde von der französischen Artillerie hart mitgenommen und hatte einen schweren Kampf zu bestehen, bis ihr die Brigade Steinmetz zu Hülfe eilte und die preußische Artillerie das Gleichgewicht herzustellen vermochte. Trotzdem wollte es nicht gelingen, Möckern dauernd zu behaupten, im Gegentheil konnten die Franzosen zu einer theilweise glücklichen Offensive schreiten; den vorstürmenden Massen wirft sich Major von Sohr mit 3 Schwadronen entschlossen entgegen und bricht ihren Ungestüm, gleichzeitig entsteht durch das Explodiren einiger Munitionswagen eine Verwirrung, infolge deren die französischen Bataillone geworfen werden. Als darauf die übrige Infanterie York's in den Kampf eintrat, weicht der verwundete Marmont mit seinen Truppen hinter die Rietschke nach den Dörfern Gohlis und Eutritzsch zurück.

Inzwischen war General Graf Langeron über Breitenfeld gegen die Dörfer Klein- und Groß-Wiederitzsch zum Angriff vorgerückt, die von der Division Dombrowski mit Zähigkeit vertheidigt wurden. Erst nach wiederholten Angriffen wichen die Polen zurück, nahmen die Dörfer aber wieder in Besitz, als die Division Delmas zu ihrer Unterstützung bereit war. Ein auf Langeron's rechten Flügel gerichteter Angriff wurde von St.-Priest, der in die Lücke zwischen den Corps York und Langeron gerückt war, abgewiesen. Ein erneuter Angriff auf die Dörfer Wiederitzsch, bei dem sich Langeron an die Spitze des Regiments Schlüsselburg stellte, vertrieb die Vertheidiger derselben endgültig, die darauf durch Wassiltschikow mit der Cavalerie Sacken's bis nach Eutritzsch verfolgt wurden. Die Schlesische Armee hatte einen Sieg zu verzeichnen, der ihr 1 Adler, 2 Fahnen, 64 Geschütze und 2000 Gefangene einbrachte, aber freilich auch theuer erkauft war. Das vor der Schlacht 21,429 Mann starke Corps York zählte nach derselben nur noch etwa 13,000 Mann, die Russen verloren 1500 Mann. Das Corps von York biwakirte auf dem Schlachtfelde und stimmte das Lied «Nun danket alle Gott!» an; das Corps von Langeron blieb in und bei den eroberten Dörfern, das Corps von Sacken hinter York. Die Franzosen rückten nahe an Leipzig heran und behielten Gohlis und Eutritzsch nur schwach besetzt.

Napoleon's Lage war am 16. Oct. abends eine wenig günstige. Zwar hatte er den Angriffen des Böhmischen Heeres gegenüber seine Stellung behauptet, aber die Verbindung der Böhmischen mit der Schlesischen Armee war eingetreten, letztere hatte über Marmont einen Sieg erfochten, die Nordarmee war nur noch wenig von Leipzig entfernt, sodaß ihre Verbindung mit der Böhmischen Armee in kürzester Frist zu erwarten stand; dann waren die Alliirten der französischen Armee so bedeutend überlegen, daß letztere auf einen Sieg nicht mehr zu rechnen vermochte, während sie von allen Seiten dergestalt umstellt war, daß ihr nur der Rückzug durch Leipzig und längs des Defilé von Lindenau offen blieb. Unter diesen Umständen wäre es für Napoleon gerathen gewesen, mit dem Antritt des Rückzugs nicht zu zögern, statt dessen suchte er Unterhandlungen mit den Verbündeten anzuknüpfen und wählte den gefangenen Grafen Merveldt, mit dem er seit dem Waffenstillstand von Leoben und dem Frieden von Campo-Formio in persönlichen Beziehungen gestanden, zum Vermittler. Er schlug einen Waffenstillstand vor, während dessen die Franzosen sich hinter der Saale aufstellen, die Russen und Preußen hinter die Elbe, die Oesterreicher nach Böhmen gehen sollten. Merveldt wurde gegen das Versprechen, in diesem Kriege nicht weiter wider Frankreich zu dienen, entlassen und erhielt ein eigenhändiges Schreiben Napoleon's an Kaiser Franz mit. Selbstverständlich konnten die Alliirten in dem Augenblicke, in welchem ihnen die Frucht eines mühevollen Feldzugs zufallen mußte, auf den Vorschlag eines Waffenstillstandes nicht eingehen, Napoleon aber hatte Zeit verloren; konnte er die Scheu vor einem Rückzuge nicht überwinden, dann hätte er mit Daransetzung aller Kräfte am 17. Oct. den Kampf wieder aufnehmen müssen, um zu versuchen, ob ihm nicht vor dem Heranahen der von den Alliirten erwarteten Verstärkungen ein Schlag gegen dieselben glückte. Im Hauptquartiere der Böhmischen Armee rechnete man darauf, am 17. von Napoleon angegriffen zu werden, war aber nicht geneigt, selbst die Initiative zum Angriff zu ergreifen, ehe das Nordheer und das Heer von Bennigsen, zusammen mehr als 100,000 Mann, in der Umgegend von Leipzig eintrafen. Napoleon's Heer verhielt sich ruhig; die Monarchen kamen daher bei einer am Nachmittag bei Güldengossa stattfindenden Zusammenkunft überein, da nunmehr der Kronprinz von Schweden in Breitenfeld angekommen und somit die Nordarmee am 18. in den Kampf eingreifen könne, da ferner dann alle Abtheilungen Bennigsen's zur Verfügung stehen würden, die Fortsetzung des Kampfes auf den 18. Oct. zu vertagen. Nur Blücher, der die Ansichten des Hauptquartiers nicht kannte, sah einer Erneuerung des Kampfes entgegen. Er hatte das Corps von York, das so stark gelitten, daß meist aus 2 Bataillonen 1 Bataillon und aus den 4 Brigaden nur 2 Divisionen unter Hünerbein und Horn gebildet werden mußten, in vorderster Linie bei Möckern durch das Corps von Sacken ersetzt und beschloß, die französischen Truppen vom rechten Ufer der Parthe zu verjagen. Zu diesem Zwecke ließ er durch Langeron Eutritzsch angreifen, das bald vom Feinde verlassen wurde, der sich zwischen Schönefeld und Gohlis, die Cavalerie von Arrighi auf dem rechten Flügel sammelte. Auf diese Cavalerie warf sich Wassiltschikow mit der seinigen mit solcher Energie, daß sie davonjagte und daß es ihm gelang, zahlreiche Gefangene und 5 Geschütze zu erbeuten. Gleichzeitig mit dem Angriff Langeron's rückte Sacken auf dem rechten Flügel vor; die Division Dombrowski setzte sich kräftig zur Wehr, mußte aber der Uebermacht weichen und sich dicht an Leipzig, nach dem Rosenthale und nach Pfaffendorf zurückziehen. Als Blücher darauf Vorbereitung zum Uebergange über die Parthe und zum Angriff auf Leipzig traf, erhielt er aus dem großen Hauptquartier den Befehl, daß die Hauptschlacht auf den 18. Oct. vertagt worden sei. Napoleon verharrte in Unthätigkeit und befahl erst am Abend, daß die Stellungen seiner Truppen näher an

Leipzig zu verlegen seien, theilweise wol, um den Rückzug überhaupt zu erleichtern, theilweise wol auch, weil die Ueberlegenheit der Alliirten ihn zwang, den Umkreis seiner Stellung gegen den 16. zu ermäßigen. Am 18. morgens befahl er ferner den Marsch des Corps von Bertrand nach Weißenfels zur Sicherung des Saaleübergangs und gleichzeitig den Ersatz desselben bei Lindenau durch zwei Divisionen der Jungen Garde unter Mortier.

Die Schlacht am 18. Oct. 1813. Die Stellung des Napoleonischen Heeres befand sich etwa eine halbe Meile näher an Leipzig als am Schlachttage des 16. Der rechte Flügel lehnte sich bei Connewitz, Lößnig, Dölitz an die Pleiße; hier befehligte Poniatowski, dem am 16. abends der Marschallstab verliehen worden war. Von der Pleiße bis Probstheida standen die Corps von Augereau und Victor, dahinter und vor Stötteritz stand das Corps von Lauriston, bei Holzhausen das Corps von Macdonald. Die genannten Corps waren dem Oberbefehle des Königs von Neapel unterstellt. Mölkau, Stünz, Paunsdorf, Schönefeld bildeten den weiteren Rayon der Stellung, für dessen Besetzung zunächst nur das Corps Reynier bestimmt war, das wie die Corps von Ney und Marmont, welche die Parthe bis zur Mündung zu vertheidigen hatten, unter dem Oberbefehle Ney's stand. Die Reserven waren beim Thonberge und bei Stötteritz placirt, da Napoleon sich gegen das Böhmische Heer am meisten glaubte wappnen zu müssen. Gegen dies Heer waren auch sämmtliche Cavaleriecorps mit Ausnahme des von Arrighi bestimmt. Napoleon persönlich nahm während der Schlacht seinen Standpunkt bei der Tabacksmühle, einer Windmühle auf einer Anhöhe zwischen Connewitz und Stötteritz. Die Streitkräfte der Alliirten, die an der Entscheidungsschlacht des 18. theilnehmen konnten, bestanden aus 276,000 Mann, denen Napoleon unter Berücksichtigung der Verluste vom 16. und des nach Weißenfels entsendeten Corps Bertrand von 12,000 Mann, etwa 150,000 Mann entgegenstellen konnte, davon 140,000 Mann auf dem Hauptgefechtsfelde östlich der Pleiße, die übrigen bei Lindenau zur Sicherung der Rückzugslinie.

Fürst Schwarzenberg hatte infolge der Erfahrung, daß von dem Raume zwischen Elster und Pleiße aus eine Wirkung gegen den rechten französischen Flügel nicht zu ermöglichen sei, die am 16. hier disponirten Truppen bis auf eine Division zurückgezogen. Diese Division sollte vom linken Pleißeufer aus den auf dem andern Ufer gegen Markkleeberg und Connewitz gerichteten Angriff auf den französischen rechten Flügel unterstützen. Für diesen war die Colonne des Erbprinzen von Hessen-Homburg mit 40,000 Mann Oesterreichern bestimmt. Eine zweite Colonne unter Barklay, aus den Corps von Wittgenstein, Kleist und den russisch preußischen Garden und Grenadieren, 60,000 Mann, bestehend, sollte Probstheida angreifen. Für die dritte Colonne unter Bennigsen, aus dem polnischen Corps, dem Corps Klenau, der Division Bubna, der Brigade Zieten und dem Kosakencorps Platow, 50,000 Mann stark, bestehend, waren als Operationsziele Holzhausen und Stötteritz bezeichnet. Sämmtliche Colonnen sollten um 8 Uhr antreten.

Die Colonne des Erbprinzen von Hessen-Homburg drang über Markkleeberg vor und erreichte um 9 Uhr das besetzte Dölitz. Trotz tapferer Vertheidigung mußten die Polen sich nach Lößnig zurückziehen, wohin ihnen die Oesterreicher folgten. Auch hier vermochten sich die bis auf 7000 Mann zusammengeschmolzenen Polen gegen die Uebermacht der Oesterreicher nicht zu halten, bis ihnen Napoleon eine Division der Jungen Garde unter Oudinot und eine Division der Alten Garde unter Curial zu Hülfe sandte. Darauf ergriffen Polen und Franzosen die Offensive und warfen den rechten Flügel der Oesterreicher bis über Dösen zurück. Der Erbprinz von Hessen-Homburg wurde schwer verwundet; dem Grafen Colloredo, dem Nachfolger im Commando der 1. Colonne, gelang es nur schwer, Dösen wieder zu erobern, vergeblich war aber das Bemühen, weiter gegen Lößnig vorzudringen, trotzdem Fürst Schwarzenberg die Brigade Csollich von den Truppen Gyulai's bis Gautzsch vorrücken und auch aus der Reserve eine russische Gardedivision und eine russische Kürassierdivision zur Unterstützung marschiren ließ. Erst gegen Abend zogen sich Polen und Franzosen hinter das von Lößnig gegen Probstheida laufende Defilé zurück, hinter welchem der größte Theil ihrer Artillerie placirt war, sodaß sie also ihre Stellung gegen die Uebermacht der Oesterreicher glücklich behauptet hatten.

Die zweite Colonne unter General Graf Barklay de Tolly rückte von Güldengossa gegen Probstheida vor, links das Corps von Kleist über Wachau, rechts die Infanteriecorps von Wittgenstein über den Galgenberg und die Cavalerie des Grafen Pahlen über Liebertwolkwitz. Die preußischen und russischen Garden, denen sich die alliirten Monarchen und Fürst Schwarzenberg angeschlossen, folgten dem Corps von Kleist. Letzteres besetzte das verlassene Wachau, eine Brigade desselben griff die Besatzung der Schäferei Meusdorf an und vertrieb dieselbe; die Infanteriecorps des Prinzen Eugen von Würtemberg und des Fürsten Gortschakow verdrängten die Franzosen von der Höhe neben der alten Ziegelscheune und schlossen sich links an das Corps von Kleist an. Pahlen griff nach dem Passiren von Liebertwolkwitz den sich zurückziehenden Feind an und trieb ihn bis Probstheida zurück. Kleist ließ, als sein Corps im Geschützbereich von Probstheida angekommen war, dasselbe halten und seine 50 Geschütze vorziehen. Nach mehrstündigem Geschützkampfe schritten die Brigaden Prinz August und Pirch zum Angriff des mit Lehmmauern umgebenen und zahlreiche massive Häuser enthaltenden Dorfes, das Victor stark besetzt hatte. Die Brigaden drangen durch die westliche Seite des Dorfes auf der nach Leipzig führenden Straße vor, wurden hier aber durch ein heftiges Kartätschenfeuer blutig zurückgewiesen. Die Brigade Prinz August mußte den Angriff erneuern, zwar gelang es ihr wiederum, einen Theil des Dorfes zu erobern, aber die den Franzosen zugeführten Verstärkungen zwangen sie, die erkämpften Vortheile wieder aufzugeben. Auch ein vom Prinzen Eugen von Würtemberg mit seinem Infanteriecorps

unternommener Angriff drang zwar in das blutgetränkte Dorf, wurde aber dann ebenfalls blutig zurückgewiesen. Nach diesen Mißerfolgen beschränkte sich die Colonne Barklay's, mit ihrer Artillerie Probstheida zu beschießen; die Stürme auf das Dorf wurden um so weniger erneuert, als man von den Höhen bei der Schäferei deutlich den Abmarsch des Corps von Bertrand von Lindenau nach Lützen erkennen konnte und daher einen baldigen allgemeinen Rückzug des Feindes erwarten zu können glaubte. Dem Corps Victor war es demnach gelungen, den seiner Vertheidigung anvertrauten wichtigen Punkt bis zum Einbruch der Nacht zu behaupten.

Die dritte Colonne unter Bennigsen rückte von Groß-Pößna und Seifertshain in vier Abtheilungen gegen den verlassenen Kolmberg vor. Die links befindliche Brigade Zieten wandte sich gegen Zuckelhausen, griff es an und eroberte es nach heftiger Gegenwehr. Der Versuch, gegen Stötteritz vorzudringen, scheiterte an den vor dem Dorfe placirten Batterien und an der Mitwirkung einiger hierher schlagenden Geschütze des Vertheidigers von Probstheida. Rechts von Zieten rückte Klenau mit seinem Corps und der russischen Infanteriedivision Iwanow gegen Holzhausen vor. Er fand zwei Divisionen des Corps Macdonald mit ihrer Artillerie vor dem Dorfe aufgestellt, bedeutende Cavaleriemassen dahinter. Der sich entspinnende Geschützkampf nöthigte die französischen Divisionen zwar, sich hinter das Dorf zurückzuziehen, aber sie behielten es stark besetzt und vertheidigten es gegen die wiederholten Angriffe Klenau's so erfolgreich, daß dieser noch zwei von den nach Baalsdorf gerichteten Divisionen heranzog. Der dadurch gewonnenen Uebermacht mußten die Franzosen weichen, Holzhausen wurde genommen und besetzt, die zur Unterstützung herbeigezogenen Divisionen rückten gegen den Steinberg vor und wurden von einer französischen Cavaleriebrigade zurückgeworfen, die ihrerseits von der herbeieilenden Reiterei des Grafen Pahlen in die Flanke genommen und nach Zweinaundorf zurückgetrieben, aber nicht weiter verfolgt wurde, da der Führer verwundet stürzte. Rechts von Klenau dirigirte sich Bennigsen mit dem Corps Dochtorow und den Cavaleriedivisionen Tschaplitz und Stroganow auf Baalsdorf, das nach tapferem Widerstande genommen wurde. Beim weiteren Vorrücken der Cavalerie kam es mit zwei französischen Cavaleriebrigaden zum Reitergefecht, durch welches letztere bis hinter Zweinaundorf zurückgeworfen wurden. Das Dorf selbst konnte Bennigsen erst nach 4 Uhr nachmittags behaupten, da er das Herannahen der Nordarmee und die Wegnahme von Paunsdorf erwartete. Auf dem äußersten rechten Flügel der dritten Colonne wendete sich Graf Bubna mit einer Division auf weitem Umwege über Hirschfeld, Althen und Sommerfeld gegen Paunsdorf und griff es an. Das Dorf wurde nach wiederholten Angriffen erobert, konnte aber nicht behauptet werden. Gleichzeitig mit Bubna war Platow mit seinem Kosakencorps von Seifertshain über Hirschfeld und Althen vorgegangen und hatte rechts die Verbindung mit der Nordarmee gesucht und gefunden. Hierbei war er der gegen Taucha vorgeschobenen Cavaleriebrigade Normann in den Rücken gelangt, worauf die dieselbe bildenden Würtemberger zu den Alliirten übergingen.

Der Kronprinz von Schweden war am 17. Oct. morgens mit der Nordarmee in Breitenfeld und Mülkau eingetroffen. Obgleich er anfangs zwischen Pleiße und Parthe zur Beobachtung der vor dem Halleschen Thore befindlichen französischen Divisionen verbleiben wollte, erklärte er sich nach langem Widerstreben schließlich bereit, mit seiner Armee die Parthe zu überschreiten, wenn ihm Blücher 30,000 Mann, die Corps von Langeron und St.-Priest, zur Verfügung stelle. Da dies geschehen war, setzte sich die Nordarmee am 18. früh gegen die Parthe in Bewegung. Langeron und St.-Priest nahmen die Richtung auf Mockau und ließen unter dem Schutze des Feuers von 36 Geschützen, das eine starke feindliche Batterie auf dem Hügel der St.-Thekla-Kirche bei Neutzsch und Plösen zum Abzuge zwang, eine Brücke zwischen Mockau und Abtnaundorf schlagen, um die Artillerie über die Parthe zu bringen. Die Infanterie und Cavalerie durchwatete den Fluß. Die Division Souham wich von Neutzsch nach Abtnaundorf zurück, wohin die Russen folgten. Die 26. französische leichte Cavaleriebrigade Gablentz, aus zwei sächsischen Cavalerieregimentern bestehend, warf sich der russischen Cavalerie entgegen, wurde aber in der Richtung auf Sellerhausen zurückgetrieben und ging bald darauf mit dem leichten Infanteriebataillon Sahr zu den Alliirten über. Donische Kosaken unter Grekow III. hatten inzwischen die Verbindung mit Platow erreicht. St.-Priest rückte gegen Abtnaundorf vor und vertrieb Souham aus dem Dorfe; Langeron wendete sich gegen Schönefeld, seine wiederholten Angriffe wurden von Marmont abgewiesen. Bülow ging mit seinem Armeecorps bei Taucha über die Parthe. Die vor demselben befindliche Cavalerie von Graf Pahlen III. ereilte ein von Taucha zurückweichendes sächsisches Bataillon und machte es zu Gefangenen. Bülow rückte gegen Paunsdorf vor und nahm es. Reynier ließ darauf die sächsische Brigade Ryssel, welche sich zwischen Paunsdorf und Mölkau behauptet hatte, hinter die vor Sellerhausen aufgestellte sächsische Brigade Brause zurückgehen. Bülow verfolgte seine Vortheile, seine Truppen rückten gegen Sellerhausen vor; anfänglich wurden sie von den sächsischen Batterien beschossen, dann aber gingen sämmtliche 38 Geschütze zu den Verbündeten über, deren Beispiel bald darauf die Brigaden Brause und Ryssel folgten.

Inzwischen hatten sowol das russische Corps Winzingerode bei Graßdorf und Seegeritz als auch die schwedische Armee unter Stedingk bei Plaußig die Parthe überschritten; letztere formirte sich auf dem Krätzberge und rückte in der Richtung auf Schönefeld und Vorwerk Heiterer Blick vor. Reynier hatte sein Corps, zu dem die sächsischen Truppen gehörten, nachdem durch die Uebergänge der Parthe seitens der Nordarmee sein rechter Flügel bedroht war, in die Linie Stünz—Sellerhausen—Schönefeld, in der sich die Corps von Marmont und Souham ordneten, zurückgenommen. Marschall Ney ließ durch die

Division Durutte Paunsdorf wieder besetzen, von wo sie durch Bülow erneuert nach Sellerhausen zurückgedrängt wurde. Marmont wurde in Schönefeld, nachdem er zwei Angriffe von Langeron und St.-Priest abgewiesen, hart bedrängt, sodaß er, als die Munition zu mangeln begann, nach Reudnitz zurückweichen mußte. Vergeblich befahl Ney die Wiedernahme von Schönefeld durch Souham, der nach wiederholten Anstrengungen das mit Leichen gefüllte Dorf den Russen überlassen mußte, nachdem es diesen 3000 Todte gekostet hatte.

Dem durch die Nordarmee hart bedrängten Ney sandte Napoleon, als Barklay die Angriffe gegen Probstheida aufgegeben und durch eine Kanonade ersetzt hatte, Hülfe durch eine Division der Alten und eine der Jungen Garde und durch die Gardecavalerie Nansouty's. Marmont ging wieder von Reudnitz mit seinem Corps und der Division Delmas vor und trieb den in der linken Flanke von Volkmarsdorf aus durch Kürassiere angefallenen Langeron zurück. Gleichzeitig ging Ney über Sellerhausen gegen Bülow vor und drängte ihn bis Paunsdorf, das preußischerseits gehalten wurde, zurück; die Cavalerie des Corps von Winzingerode hemmte die weiteren Fortschritte Ney's. Nachdem die Franzosen wieder bis gegen die Linie Paunsdorf—Schönefeld vorgerückt waren, ließ Napoleon die Garde-, 2. und 5. Cavaleriedivision über Mölkau vorgehen, um sich zwischen die Armee von Bennigsen und des Kronprinzen von Schweden zu werfen und gegen die linke Flanke des Corps von Bülow zu wirken. Dieser Reitermasse warf sich Graf Bubna mit einer österreichischen leichten Division entgegen, während Graf Stroganow ihr mit russischer Cavalerie in Rücken und rechte Flanke fiel und eine Brigade des Corps von Bülow Bubna zu Hülfe eilte; die Reitermasse mußte, als auch Bülow von neuem von Paunsdorf gegen Sellerhausen vordrang, nach Mölkau zurück, letzteres Dorf wurde von Bubna und Stroganow genommen, während Bülow nach blutigem Kampfe Sellerhausen eroberte. Nach und nach bildete sich darauf zwischen Schönefeld und Stünz eine starke Artillerielinie, in die auch General von Cardell mit schwedischen Batterien einrückte, deren Feuer die Franzosen zum Rückzuge nach Volkmarsdorf nöthigte. Von der Schlesischen Armee, die die Corps von Langeron und St.-Priest an die Nordarmee abgegeben, blieb das York'sche Corps, das am 16. stark gelitten, am 18. als Reserve zwischen Möckern und Wiederitzsch, wogegen das Sacken'sche Corps Gohlis und das Rosenthal angriff, bei dem hartnäckigen Widerstande der Polen Dombrowski's aber erst, nachdem es durch einige preußische Bataillone verstärkt worden war, gegen die Hallesche Vorstadt vorrücken konnte. — Als Blücher den Abmarsch Bertrand's von Lindenau nach Weißenfels erfuhr, entsendete er das Corps York's nach Halle, um durch einen Nachtmarsch dem Feinde an den Saale-Défiles zuvorzukommen. Bertrand erreichte jedoch in der Nacht zum 19. ungehindert Merseburg, während eine Division bis zum 19. mittags in Lützen blieb.

Das gegen die Rückzugslinie der Franzosen auf dem linken Ufer der Elster bestimmte Corps Gyulai's hatte infolge von Befehl und Gegenbefehl Schwarzenberg's am 17. ermüdende Hin- und Hermärsche ausführen müssen und war am Abend noch nicht wieder vereinigt, als es sein altes Lager bei Markranstädt von neuem bezog. Als die Téten des von Leipzig nach Weißenfels und Merseburg marschirenden Corps Bertrand auf die österreichischen Vortruppen trafen, stellte Gyulai, dem zwei Divisionen seines Corps fehlten, seine Truppen so auf, daß sich der rechte Flügel an Klein-Zschocher lehnte, der linke auf den Höhen von Schönau stand. Bertrand sandte, während seine Hauptcolonnen ihren Marsch auf den Straßen nach Weißenfels und Merseburg fortsetzten, eine Colonne gegen die Oesterreicher. Cavalerie attakirte den linken Flügel, Infanterie erstürmte Klein-Zschocher und nahm die Besatzung größtentheils gefangen, die Mannschaften eines zu Hülfe eilenden Bataillons wurden gleichfalls gefangen, dagegen wurde das Debouchiren der Franzosen aus Klein Zschocher durch weitere Hülfe vereitelt. Ein in Leutzsch stehendes Jägerbataillon wurde durch die Marschcolonnen Bertrand's abgeschnitten und suchte sich über Luppe und Elster zur Schlesischen Armee durchzuschlagen. Als Gyulai den Befehl erhielt, auf dem rechten Ufer der Pleiße zur Hauptarmee zu stoßen, ließ er seine Truppen vom linken Flügel rückwärts abmarschiren; nachdem Elster und Elster-Floßgraben passirt waren, erfolgte der neue Befehl, bei Gautzsch halten zu bleiben, dann der weitere, auf das linke Elsterufer zurückzukehren, den Rückzug des Feindes zu beobachten und die nach Zeitz und Pegau führenden Straßen zu decken. Abends folgte schließlich der Befehl, dem wahrscheinlich nach Naumburg rückenden Feinde zuvorzukommen und die Stellung bei Kösen zu besetzen. Ein Theil der Truppen mußte sogleich nach Naumburg, ein anderer nach Pegau aufbrechen, wohin am 19. morgens die noch im Lager bei Knauthain und Gautzsch befindlichen Truppen folgten.

Napoleon erkannte am Abend des 18., daß seine Stellung, deren linker Flügel nahe an Leipzig herangedrängt war, für den 19. völlig unhaltbar geworden und daß es höchste Zeit sei, den Rückzug anzutreten, der bereits durch das Sacken'sche Corps in Gohlis stark bedroht war, und der, da das Schlagen von Brücken zwischen Connewitz und Leipzig verabsäumt worden, nur durch die Stadt und das Défilé von Lindenau ausgeführt werden konnte. Latour-Maubourg mußte zuerst durch Lindenau gehen, ihm folgten die übrigen Cavaleriecorps, dann die gesammten Garden, das 9. und 2. Corps, welche sämmtlich, mit Ausnahme der zunächst bei Lindenau verbleibenden Alten Garden, nach Lützen marschirten. Zur Deckung des Rückzugs mußte Macdonald mit seinem und Lauriston's Corps und den Resten des Corps von Poniatowski und Reynier noch in Leipzig verbleiben. Während die französische Armee in der Nacht vom 18. zum 19. Oct. ihren Rückzug bewerkstelligte, bivuakirten die alliirten Armeen in dem Halbkreise Dölitz-Zuckelhausen-Zweinaundorf-Mölkau-Stünz-Sellerhausen-Schönefeld-Gohlis. Zwar hatten Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm, als am 18. nachmittags der

Abmarsch des Corps Bertrand von Lindenau festgestellt war, beabsichtigt, sofort die russischen und preußischen Reserven nach Pegau zu senden, doch wurde die Ausführung nach der Ansicht des Fürsten Schwarzenberg auf den 19. verschoben und erhielt nur Gyulai abends die oben angegebene Ordre.

Der Schlachttag des 19. October. Am Morgen gingen die Verbündeten concentrisch gegen Leipzig vor. Um 7 Uhr rückte Bülow gegen die östlich gelegene Grimmaische Vorstadt an, zu seiner Linken wendete sich Bennigsen gegen die südlich gelegene Petersvorstadt, von Norden her nahmen die Corps von Sacken und Langeron die Richtung auf die Hallesche Vorstadt. Etwa um 1 Uhr hatten die Truppen von Bülow die Grimmaische Vorstadt erobert und konnten den nach verlustreichen Kämpfen in die Hallesche Vorstadt gedrungenen Truppen von Sacken und Langeron die Hand reichen. Die Petersvorstadt befand sich gegen Mittag in dem Besitze der Truppen von Bennigsen. Napoleon hatte die steinerne Brücke, die beim äußern Ranstädter Thore bei der Funkenburg über die Elster führte, unterminiren lassen, damit sie nach dem Uebergange seiner Truppen in die Luft gesprengt werde. Die Sprengung erfolgte irrthümlich zu früh, sodaß einem großen Theile der zur Deckung des Rückzugs der Armee zurückgelassenen Truppen der einzige Weg zur Rettung verloren war. Die Abgeschnittenen versuchten, sich durch die hochangeschwollenen Gewässer zu retten, von den verfolgenden alliirten Truppen hart gedrängt. Dem Marschall Macdonald gelang es, das andere Ufer zu gewinnen, aber Tausende ertranken, unter ihnen auch der Chef des Generalstabes des Marschalls Dumoustier und der bereits tödlich verwundete Fürst Poniatowski, der sich auf einem scheuen Pferde in den Fluß stürzte und nicht wieder zum Vorschein kam. Die Reste ganzer Brigaden und Divisionen wurden gefangen.

Kurz nach 1 Uhr zogen Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm durch das äußere und innere Grimmaische Thor an der Spitze ihrer Garden und umgeben von den Führern ihrer Heere in Leipzig ein; am Nachmittage kam auch Kaiser Franz mit einem Theile seiner bei Connewitz gestandenen Truppen in die Stadt. Die Völkerschlacht war beendigt. Sie hatte den Alliirten zwar 300 Geschütze und 900 Munitions- und andere Wagen als Trophäen verschafft, aber auch 1760 Offiziere und 46,000 Mann an Todten und Verwundeten gekostet, da sie meist angriffsweise verfahren mußten, daher erheblich größeren Verlusten ausgesetzt waren als die Franzosen, die vorzugsweise gedeckte Stellungen vertheidigten. Bei letztern bezifferte sich der Verlust auf über 30,000 Mann an Todten und Verwundeten, auf 15,000 Gefangene; außerdem waren 8000 Sachsen und Würtemberger zu den Alliirten übergegangen und befanden sich etwa 23,000 Mann Kranke und Verwundete in den Lazarethen Leipzigs, die in Gefangenschaft geriethen.

Literatur: Odeleben, «Napoleon's Feldzug in Sachsen im J. 1813» (Dresden 1816); Jani, «Denkwürdigkeiten der großen Völker- und Befreiungsschlacht bei Leipzig» (Leipzig 1845); Aster, «Die Gefechte und Schlachten bei Leipzig im October 1813» (2 Bde., Dresden 1852—53); Berneck, «Die Schlachten bei Leipzig» (1855); Wuttke, «Die Völkerschlacht bei Leipzig» (Leipzig 1863); Apel, «Führer auf die Schlachtfelder Leipzigs» (Leipzig 1863); Königer, «Die Völkerschlacht bei Leipzig (Leipzig 1865); Moser, «Leipzigs Schlachtfelder 1813» (Leipzig 1873). *(H. v. Löbell.)*

LEIRIA, Stadt und Hauptort des Districts Leiria (3463 □Kilom. mit 199,645 Einw.) der portugiesischen Provinz Estremadura, am Zusammenfluß des Liz und der Lena, unweit des Oceans, mit (1878) 3600 Einwohnern. Früh schon im Besitz der Mauren, wurde die Stadt von Alphons Henriquez 1147 erobert, fiel aber bald wieder in die Gewalt der Mauren und blieb erst seit Anfang des 13. Jahrh., unter der Regierung Sancho's I., in dauerndem Besitz der Christen. Seit 1545 ist sie Bischofssitz. Leiria war im Mittelalter eine große, blühende Stadt und eine Zeit lang die Residenz der Könige. Vom Palaste des Königs Diniz (Dionysius) sind noch Reste vorhanden. *(A. Schroot.)*

LEISEWITZ (Johann Anton), dramatischer Dichter, wurde geboren zu Hannover den 9. Mai 1752. Als Gymnasiast zu Hannover schloß er einen das ganze Leben dauernden Freundschaftsbund mit Christian Ph. Iffland, dem Bruder des großen Schauspielers. Am 16. Oct. 1770 wurde er als Student der Rechte in Göttingen eingeschrieben. Außer seinem Fachstudium beschäftigte ihn hauptsächlich Philosophie und Geschichte. Er faßte schon damals den Plan zu einem großen Geschichtswerke über den Dreißigjährigen Krieg. Das Studium für dasselbe und die Ausarbeitung einzelner Abschnitte blieb bis zu seinem Tode eine seiner wichtigsten Beschäftigungen. In Freundeskreisen wurden schon frühe die größten Hoffnungen auf dieses Werk gesetzt, von dem aber nie etwas zum Druck gelangte. Unter den Professoren, die anregend auf den jungen Studenten wirkten, waren es besonders Schlözer, Pütter, Lichtenberg und Feder, denen er sich näher anschloß. Mit dem gleichalterigen Albrecht Thaer, dem Begründer der rationellen Landwirthschaft in Deutschland, verknüpfte Leisewitz innige anhaltende Freundschaft. Dem Dichterbunde, welcher durch die Stolberg, Voß und andere junge Klopstockianer 1772 unter dem Namen «Der Hainbund» in Göttingen gegründet worden, trat Leisewitz am 2. Juli 1774 bei. Von den dichterischen Versuchen, zu denen er in diesem Kreise angeregt wurde, sind uns nur die zwei Gespräche: «Die Pfändung» und «Der Besuch um Mitternacht» als sicher von Leisewitz herrührend bekannt. Beide erschienen unter der Chiffre W. im «Göttingischen Musenalmanach» für 1775 und brachten Leisewitz eine schmeichelhafte Anerkennung Herder's ein. Beide Gespräche sind in so hohem Grade dramatisch, daß sie von Zeitgenossen geradezu als Dramen bezeichnet wurden. Das erste ist gegen die Verschwendung der Fürsten gerichtet; das zweite berührt sich mit dem Thema der «Emilia Galotti», mit Schärfe die Unsittlichkeit der Regenten geißelnd. Hermann's Geist erscheint und prophezeiht: «Despotismus ist der Vater der Freiheit.» In dem Traume Franz Moor's und in «Kabale und Liebe» sind

Motive aus diesen beiden Dichtungen verwerthet. Leisewitz' dramatische Begabung aber empfing wahrscheinlich neue Anregung in dem von Bürger gestifteten Shakespeare Club. Als er im October 1774 Göttingen verließ, nahm er das Manuscript des Trauerspiels «Julius von Tarent» fertig mit sich. Nachdem er in Celle sein Examen bestanden hatte, ließ er sich im Herbste 1774 noch in Hannover als Advocat nieder, ohne Geschmack an seiner Amtsthätigkeit zu finden. Er arbeitete lieber an neuen dramatischen Plänen. Im «Deutschen Museum» erschienen 1776 eine Scene aus dem Trauerspiele «Konradin» und eine aus dem Trauerspiele «Alexander Hephästion» (Juliheft). In den Jahren 1779 und 1780 arbeitete er an einem Lustspiele: «Der Sylvesterabend», das ebenso wenig wie die beiden Tragödien je zur Vollendung gedieh. Nachdem er schon früher mit Klopstock zusammengekommen war, lernte er nun auf verschiedenen Reisen 1776 Lessing in Braunschweig, Mendelssohn, Nicolai, Engel in Berlin, Schröder in Hamburg kennen. Im J. 1780 wurde er in Weimar von Goethe ehrenvoll aufgenommen, ebenso von Herder und Wieland, der ihm aber, wie Briefe und Tagebuch bezeugen, einen unangenehmen Eindruck machte. In Hamburg hatte er 1777 Sophie Marie Katharina Seyler, die Tochter des Theaterunternehmers Abel Seyler, kennen gelernt. Vier Jahre lang führte er in einem geheim gehaltenen Brautstande mit ihr einen Briefwechsel, der nicht nur die glühende Leidenschaft, sondern auch den trefflichen Charakter von Leisewitz in anziehendster Weise darstellt. Erst 1781 konnte er die Geliebte als Gattin nach Braunschweig führen. Seine Hoffnungen, einen akademischen Lehrstuhl für Geschichte zu erhalten, hatten sich nicht erfüllt. Da seine Vermögensumstände sich verschlechterten, übersetzte er des Erwerbes wegen auf Schlözer's Wunsch und Empfehlung aus dem Englischen G. Glas' «Geschichte der Entdeckung und Eroberung der Canarischen Inseln» (1777). Zu Anfang des J. 1778 erhielt er in Braunschweig die Stelle eines Landschaftssecretärs; 1786 wurde ihm die Erziehung des Erbprinzen Karl Georg August übertragen; 1790 ward er zum Secretär in der geheimen Kanzlei, 1791 zum Kanonikus am St.-Blasiusdome ernannt, 1801 zum Geheimen Justizrath befördert. Während er seine historischen Studien mit ungeschwächtem Eifer fortsetzte, wandte er seine praktische Thätigkeit dem Armenwesen zu. Nachdem er bereits 1779 für Hannover einen Organisationsentwurf ausgearbeitet und mit Goethe, der lebhafte Theilnahme dafür zeigte, den Plan berathen hatte, gelang es ihm nach manchen Mühen am 13. Febr. das braunschweigische Armeninstitut zu gründen, das gegenwärtig alljährlich am Stiftungstage Leisewitz als seinen Gründer dankend ehrt. Er starb in Braunschweig am 10. Sept. 1806.

In der Geschichte der deutschen Literatur wird Leisewitz' Namen und Ruhm nur durch ein einziges Werk, aber ehrenvoll vertreten, durch seinen «Julius von Tarent». Am 28. Febr. 1775 erließen Sophie Charlotte Ackermann und Fr. L. Schröder den Aufruf zu einer Preisconcurrenz für das hamburger Theater. Ohne zu große Kosten aufführbar und in Prosa — doch sollten Stücke in Versen nicht völlig ausgeschlossen werden —, so lautete die an die Dichter gestellte Forderung (E. Sierke, «Die Hamburger Preisconcurrenz vom J. 1775» in den «Kritischen Streifzügen», Braunschweig 1875; E. Wolff in der «Zeitschrift für deutsche Philologie», 1888, XXI, 39). Goethe's Jugendfreunde, Maximilian Klinger, wurde für seine «Zwillinge» der erste Preis zuerkannt. Als zweitbestes Stück wurde der «Julius von Tarent» bezeichnet. «Handlungsvoll», so lautete das Urtheil der Preisrichter über das Stück, «schön dialogisirt, voll Nerv und Geist; alles entdeckt den Kenner der Leidenschaften, den denkenden Kopf, den Sprecher des menschlichen Herzens und kurz den Dichter von Talenten.» Im Publikum hielt man das Stück vielfach für eine Arbeit Goethe's; Lessing und viele mit ihm waren über das zu Gunsten Klinger's gefällte Urtheil entrüstet. Klinger's Stück aber repräsentirte eine fortgeschrittenere Richtung der Literatur. Es ist in jeder Hinsicht ein Werk der Sturm- und Drangperiode, wie sie Goethe's «Götz» im Drama eröffnet hatte. Leisewitz dagegen steht wie Gerstenberg auf der Uebergangsstufe von Lessing's dramatischer Richtung zu jener der jüngeren Generation. Einheit von Zeit und Handlung ist bei Leisewitz noch streng, die Einheit des Ortes wenigstens annähernd gewahrt. Lessing's Sprache und dramatische Technik ist als Vorbild festgehalten, aber ein neuer revolutionärer Geist dieser Form eingegossen. Einerseits der Einfluß Rousseau's, Leisewitz' Lieblingsschriftsteller, in Julius und Aspermonte, andererseits das fieberhafte Streben nach Thaten im Leben und Verachtung der trockenen Buchweisheit in Guido. Die beschauliche Sentimentalität Werther's und die überschäumende Kraft Berlichingen's, die großen Richtungen der Zeit treffen sich hier innerhalb des Rahmens eines Stückes. Lessing's berechnende Kunst und die Leidenschaft der jüngeren Dichterschule wirken im «Julius» zusammen. Die Tragödie wurde zuerst in Berlin 1776 gegeben und im selben Jahre zu Leipzig gedruckt; französische und dänische Uebersetzungen erschienen und noch in dem dritten Jahrzehnt des 19. Jahrh. war der «Julius» auf mehreren deutschen Bühnen heimisch. Der junge Schiller wußte das Stück auswendig, als er den Bruderzwist in den «Räubern» darstellte, und hat die Fabel mit Beibehaltung mancher Motive benutzt, als er in der «Braut von Messina» die feindlichen Brüder darstellte. So ist Leisewitz mit seinem einzigen vollendeten Drama ein wichtiger Vermittler nicht nur zwischen Lessing's Tragödie und dem Drama der Sturm- und Drangperiode, sondern auch zwischen dieser selbst und unserm classischen Theater geworden. Er selbst betrachtete Lessing als sein Vorbild und sprach in der satirischen «Rede eines Gelehrten an eine Gesellschaft Gelehrter» («Deutsches Museum», Decemberheft 1776) sich in dessen Sinne gegen die tumultuarischen «Genies» aus. — Eine Gesammtausgabe der Schriften von J. A. Leisewitz mit Biographie besorgte Schweiger (Braunschweig 1838; neue Ausg., Berlin 1870). Vgl. G. W. Schiller, «Braunschweigs schöne Literatur» (Wolfenbüttel 1845); Kutschera von Aichbergen, «Joh. A. Leisewitz»

Wien 1876): H. Uhde, «Zur Erinnerung an J. A. Leisewitz»; A. Sauer, «Klinger und Leisewitz. 1. Theil der Stürmer und Dränger» (Bd. 79 von Kürschner's «Deutscher Nationalliteratur», Stuttgart 1883). Leisewitz' Tagebücher und handschriftlicher Nachlaß sind in Braunschweig aufbewahrt; Auszüge finden sich bei Heinemann, «Zur Erinnerung an G. E. Lessing» (Leipzig 1870).

(Max Koch.)

LEISNIG, Stadt in der sächsischen Kreishauptmannschaft Leipzig, Amtshauptmannschaft Döbeln, liegt in 157 Met. Seehöhe links an der Freiberger Mulde und an der Linie Leipzig-Döbeln Dresden der Sächsischen Staatsbahn, hat zwei lutherische Kirchen, Amtsgericht, Post- und Telegraphenamt, Realschule, Fachschule für Drechsler und Bildschnitzer und die in neuerer Zeit in Aufnahme gekommene Badeanstalt Bad Mildenstein mit irisch-römischem und Kiefernadelbad; im J. 1885 zählte es 7512 Einwohner. Unter den umfangreichen Gewerben sind hervorzuheben die Stuhlbauerei, Lohgerberei, Schuhmacherei; von Fabrikbetrieben Tuchweberei und Kratzenfabrikation, Maschinenfabrik, Eisengießerei, Cigarren- und Tabaksfabrikation, ferner Brauerei, Handelsgärtnerei und Handelsmühlen.

Leisnig (Lizuik, Lyssnik) ist ein alter sorbischer Ort, der 1085 von Kaiser Heinrich IV. dem Grafen Wiprecht von Groitzsch für seine Dienste in Italien verliehen, 1158 aber als Reichslehen an Kaiser Friedrich Barbarossa verkauft wurde, der daselbst Burggrafen einsetzte. Diese Burggrafen waren zugleich Herren von Strehla und Penig und auch in Böhmen begütert. Im J. 1225 wird der Ort als Marktflecken genannt, und 1329 gab Kaiser Ludwig der Baier die Burggrafschaft als Lehen an Friedrich den Ernsthaften von Meißen. Als 1538 die Burggrafen ausstarben, zog der Markgraf den Besitz als eröffnetes Lehen ein, welches später mit Meißen an Kursachsen fiel. Im Dreißigjährigen Kriege wurde die Stadt 1634 geplündert und 1637 verbrannt; das gleiche Schicksal betraf sie im J. 1700. Auf dem Berge nördlich der Stadt liegt das ehemals befestigte Schloß Mildenstein, einst Sitz der Burggrafen von Leisnig. Schon in alter Zeit war der Ort sehr gewerbreich, voran die Weber und Kamm- oder Krämpelsetzergilde, welche seit Anfang des 17. Jahrh. bestand.

(E. Kaufmann.)

LEISTE (Inguen) oder Leistengegend (Regio inguinalis) nennt man diejenige Partie des menschlichen (und thierischen) Körpers, welche die Verbindungsstellen zwischen Oberkörper (Truncus) und den untern Gliedmaßen (Extremitates inferiores, Femur) an der vordern Körperfläche bilden, und als zwei zwischen der Wölbung des Bauches und den obersten Fleischlagen der Oberschenkel verlaufende Rinnen sich darstellen. Innerhalb dieser letztern verläuft beiderseitig der circa $3^1/_2$ Ctm. lange Leistenkanal Canalis inguinalis), durch welchen beim männlichen Geschlechte der Samenstrang (Funiculus spermaticus) aus der Bauchhöhle zum Hodensacke, beim weiblichen das breite Mutterband (Ligamentum uteri rotundum) zum Schambeine (Os pubis) geht. Die hintere, äußere Oeffnung desselben, durch welche der Samenstrang aus der Bauchhöhle in den Kanal eintritt, liegt circa 5 Ctm. von der Spina ant. sup. ossis ilium entfernt, die vordere, innere Oeffnung, durch welche der Samenstrang aus dem Inguinalkanal austritt, liegt nahe der Befestigung des Schenkelbogens an der Spina ossis pubis und bildet eine dreieckige Spalte in der Flechse des Muskels. Diese Spalte wird nach unten und außen von dem Ende des Schenkelbogens (crus ext. des Bauchrings) nach oben und innen von denjenigen Sehnenfasern der Flechse begrenzt, die zum Schambein der entgegengesetzten Seite (crus int. des Bauchrings) hinübergehen. Der Leistenkanal steigt schief von außen nach vorn und innen herab, ist oben eng und erweitert sich nach unten. Ist derselbe oben abnorm erweitert, was sowol ein angeborener Bildungsfehler, als auch durch Druckverhältnisse, falsche Lagerung, abnorme Größenverhältnisse u. s. w. der Eingeweide bedingt sein kann, so wird dadurch die Gelegenheit zum Ein- und Durchtritt von Darmschlingen (eventuell auch größerer Darmpartien) geboten, und es bildet sich ein Leistenbruch (Hernia inguinalis), welcher in Einzelfällen auch angeboren sein kann, meist aber durch die eben angedeuteten Lageveränderungen der Eingeweide bedingt wird. Ein Leistenbruch tritt meist einseitig, bisweilen aber auch doppelseitig auf und man unterscheidet, je nachdem die innere Bauchdeckenschlagader (Art. epigastrica) an seiner innern oder äußern Seite verläuft, einen innern und äußern Leistenbruch.

Die Leisten sind aber auch der Sitz zahlreicher Lymphdrüsen (Leistendrüsen, Glandulae inguinales), welche in der oben bezeichneten Leistenrinne zwischen Haut und Fettpolster eingelagert sind. Dieselben haben im normalen Zustande die Function der Lymphdrüsen im allgemeinen, werden aber bei einer großen Zahl von Krankheiten in Mitleidenschaft gezogen. Als solche Krankheiten sind namentlich zu erwähnen die Pest und die Syphilis, rheumatische Affectionen (Durchnässung besonders der Füße), sowie traumatische Affectionen der benachbarten Theile, vor allen der untern Extremitäten (Venenentzündung). Man pflegt die meist rundliche Anschwellung der Leistendrüsen mit dem Namen Bubo zu bezeichnen, und unterscheidet namentlich einen rheumatischen und venerischen, bez. syphilitischen Bubo.

Erwähnt sei noch, daß in der Anatomie manche linienförmige Knochenvorsprünge mit dem Namen Leiste (Crista) belegt werden.

(Alfr. Krug.)

LEISTUS *Fröhlich* (Pogonophorus *Latreille*), eine Käfergattung aus der Familie der Laufkäfer (Carabiden), Unterfamilie der Carabici. Sie steht der Gattung Nebria nahe. Es sind kleine, bis unter mittelgroße Käfer von flacher Körperform, welche unter Steinen, Baumrinden, Moos u. dgl. leben. Sie haben einen sehr kurzen, großen, zweispitzigen Zahn im Kinnausschnitt, große dreispitzige Ligula, das letzte Palpenglied etwas verbreitert, vorn abgerundete Oberlippe, die ersten drei Glieder der Vordertarsen beim Männchen

mäßig erweitert, unten stark fitzig. Man kennt gegen zwanzig Arten von eleganter Erscheinung, welche fast alle polararktisch sind. *(J. Victor Carus.)*

LEITETON heißt in der Musik der siebente Ton der diatonischen Tonleiter, welcher eine kleine Secunde unter der Octave des Grundtones liegt. Dieser Leiteton drängt die aufsteigende melodische Tonfolge der Scala in die Octave des Grundtones, welche wiederum zum Grundtone der nächst höheren Tonleiter werden kann, und bringt so jede dieser Tonreihen zu einem befriedigenden Abschluß; daher ist die siebente Stufe der aufsteigenden Scala in Moll auch stets erhöht. Harmonisch genommen stellt sich der Leiteton als die Terz des Oberdominantaccordes dar, welcher aus dem oben angeführten Grunde in beiden Tongeschlechtern (Dur wie Moll) stets ein Dur-, d. h. ein Dreiklang mit großer Terz (d. i. mit fünftem Halbton) sein muß. In der höheren Contrapunktik wird auch die sich abwärts auflösende dissonante kleine Dominant-Septime als Leiteton nach unten aufgefaßt, und es beruht die Entwerfung eines Themas, welches auch in der Gegenbewegung (al contrario) ausführbar sein soll, zur Hauptsache auf der Vertauschung dieser beiden Leitetöne. *(A. Tottmann.)*

LEITH, Stadt in der schottischen Grafschaft Mid-Lothian, der Hauptseehafen der Ostküste Schottlands, 2,8 Kilom. von der Stadt Edinburgh, mit der sie durch Eisenbahn und eine ununterbrochene Häuserreihe verbunden ist, liegt an der Mündung des Leith-Water in den Fortbusen und wird durch den mehrfach überbrückten Fluß in zwei Theile zerlegt, in Nord- und Süd-Leith. Unter den öffentlichen Gebäuden der fast ganz modernen Stadt sind bemerkenswerth: das Stadthaus, Zollhaus, Trinityhaus (Versorgungsanstalt für Seeleute), die Börsen, Markthallen, die Post, J. Watt's Hospital, die Hochschule (Gymnasium), unter den zahlreichen Kirchen besonders die gothische St.-Johannis-Freikirche. Die Stadt zählte 1861 33,628 und im J. 1881 59,485 Einwohner. Die Industrie ist namentlich vertreten durch Schiffbau, große Seilerbahnen und Segeltuchfabriken, Ankerschmieden und Maschinenbauanstalten, berühmte Glashütten und Seifenfabriken, Zuckersiedereien, Brennereien und Brauereien. Der Handel ist sehr bedeutend nach Australien, Ost- und Westindien, China, dem Mittelmeer, Canada und den Vereinigten Staaten, hauptsächlich aber nach den Niederlanden und Nordeuropa. Der Hafen, ursprünglich nur eine schmale Einfahrt an der Mündung des Water of Leith, ist seit dem vorigen Jahrhundert durch großartige Dockbauten und Erweiterungen fortwährend vergrößert worden; es verkehren gegen 200 Seeschiffe daselbst. *(W. Bentheim.)*

LEITHA, rechter Nebenfluß der Donau, entsteht in Niederösterreich aus dem Zusammenflusse der vom Wienerwalde kommenden Schwarza und der am Wechselberge an der steiermärkischen Grenze entspringenden Pitten. Sie fließt von der Vereinigung dieser zwei Flüsse bei Haderswört und Erlach nordöstlich theils nahe an, theils auf der ungarischen Grenze, einen Kilom. östlich von Wiener Neustadt vorüber, weiter an Ebenfurt, Pottendorf, Wimpassing, Trautmannsdorf, Bruck vorbei, wendet sich von Rohrau an südöstlich und ergießt sich nach einem 125 Kilom. langen Laufe bei Ungarisch-Altenburg in den Wieselburger Donauarm, rechts begleitet vom Leithagebirge, den 700 Met. hohen Ausläufern der nördlichen Kalkalpen. Von den Nebenflüssen der Leitha ist links der bedeutendste die Warme oder Kleine Fischa mit dem Kehrbache. Rechts fließen ihr der Valpersbach, der Offenbach und einige andere kleine Bäche zu. Die Leitha dient der Industrie theils unmittelbar, theils durch Kanäle. Zuweilen schwillt sie so an, daß sie über ihre Ufer austritt und die Wasserscheide zur Fischa übersteigt. Da dieselbe eine Strecke lang die Grenze zwischen Oesterreich und Ungarn bildet, so pflegt man seit dem Ausgleich von 1867 und der Trennung der Oesterreichisch-Ungarischen Monarchie in deren beide Haupttheile, die deutschen Erbländer und Ungarn, dieselben als Cisleithanien und Transleithanien zu bezeichnen.
(F. Grassauer.)

LEITMERITZ (czech. Litoměřice), Stadt im nördlichen Böhmen, am rechten Ufer der Elbe, über welche eine 550 Met. lange Brücke führt, und an der Oesterreichischen Nordwestbahn (Elbthalbahn), ist Sitz eines Bisthums, des Kreisgerichts, der Bezirkshauptmannschaft, einer Finanzbezirksdirection u. s. w. und zählte im J. 1880 an Einwohnern 9263 Deutsche und 1417 Czechen. In Leitmeritz findet sich ein hochentwickeltes, wirthschaftliches, sociales, wissenschaftliches und politisches Vereinsleben. Ein reger Verkehr entwickelt sich von da stromabwärts auf der Elbe. Hier beginnt die regelmäßige Personen-Dampfschiffahrt nach Dresden, sowie der Lastenverkehr mittels großer Zillen und der Kettenschleppschiffe. Vom Leitmeritzer Elbehafen aus werden insbesondere verfrachtet: Ziegel, Kalk, Obst, Getreide, Bier, Wein, Mehl und Eier. Für den Umsatz der landwirthschaftlichen Producte der weiteren Umgebung haben die leitmeritzer Wochenmärkte eine große Bedeutung. Die Industrie ist besonders vertreten durch Kalk- und Ziegelbrennerei wie durch Bierbrauerei. Die ehemals bei Leitmeritz mit großem Erfolg betriebene Elbefischerei hat gegenwärtig fast ganz aufgehört. Ein besonderes Ansehen genießt Leitmeritz wegen seiner vortrefflichen Unterrichtsanstalten. Es hat an höheren und fachlichen Schulen: eine theologische Lehranstalt mit Seminar, ein Staatsobergymnasium, eine Communaloberrealschule, eine Lehrerbildungsanstalt, ein Taubstummeninstitut mit Schule, eine gewerbliche Fortbildungsschule und eine Obst- und Weinbauschule, dazu 5 Volksschulen, worunter eine czechische.

Den großen Ringplatz umsäumen mehrere historisch und architektonisch interessante Gebäude: das alte Rathhaus (gegenwärtig Kreisgericht), in seiner jetzigen Gestalt aus dem 16. Jahrh., weist noch Bestandtheile eines älteren gothischen Baues aus dem 14. Jahrh. auf. Der an der Außenseite des Rathhauses angebrachte Roland ist in der Figur uralt und trägt den Charakter der romanischen Kunstperiode. Im gegenwärtigen Gemeinde- oder Rathhause, einem älteren Bauwerke aus dem

16. Jahrh., an der Stelle der ehemaligen Königsburg, wird das berühmte «Leitmeritzer Cantionale» aufbewahrt, ein kolossaler Pergamentcodex mit den schönsten Miniaturen aus dem Beginne des 16. Jahrh. Von Bauwerken sind sonst nennenswerth die Dekanalkirche (schon 1235 vorhanden), die Domkirche (aus dem 17. Jahrh.), die bischöfliche Residenz, darin das reichhaltige Archiv. Im J. 1884 wurde ein schönes Kaiser Joseph-Denkmal errichtet.

Die wechselvolle Geschichte der Stadt Leitmeritz nimmt ihren Ausgangspunkt von einer Gauburg des slawischen Stammes der Lutomerici, welche im 10. Jahrh. als Castrum Lutomericy zum ersten mal genannt wird. Um das Jahr 1057 gründete Herzog Spythiniew bei der Burg die Collegiatkirche des heiligen Stephan mit einem Domherrnstift und schenkte demselben reiche Ländereien. In der ersten Hälfte des 13. Jahrh. entwickelte sich am Fuße der Burg, wo sich deutsche Einwanderer angesiedelt hatten, ein städtisches, von der Gerichtsbarkeit des Gaugrafen unabhängiges Gemeinwesen. Die böhmischen Könige hoben die Stadt durch viele Privilegien: Wenzel I. verlieh ihr das Magdeburger Recht, das Stapel- und Meilenrecht, Karl IV. ertheilte neue Handelsbefugnisse, ordnete das Heimfall- und Erbrecht, bewilligte einen Jahrmarkt und anderes. Von der größten Bedeutung für den Wohlstand der Stadt war ferner die Förderung des Weinbaues im Elbthal seitens Karl's, wodurch Leitmeritz zum Mittelpunkt der Weinproduction und des Weinhandels in Böhmen erhoben wurde. In den Zeiten der Hussitenkriege verlor die Stadt ihren deutschen Charakter, aber auch ihre freiheitlichen Einrichtungen und ihren Wohlstand. Im J. 1421 unterwarf sie sich den Pragern, welche sie 1424 dem Prinzen Sigmund Korybut auslieferten. Später mußte sie sich der Partei der extremen Taboriten anschließen. Die alten deutschen Familien hatten die Stadt verlassen und am Ende der Hussitenkriege finden wir diese vollständig czechisirt. Erst in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. erlangte Leitmeritz seinen alten deutschen Charakter wieder. Inzwischen wieder gewonnene Privilegien, sowie die städtischen Güter gingen im J. 1547 verloren, da sich Leitmeritz dem Aufstande gegen Ferdinand I. angeschlossen hatte. Seit dieser Zeit hörte auch die Function des Leitmeritzer Schöppenstuhls als zweiter Instanz für die nach Magdeburger Recht lebenden Orte auf. Die Bürger hatten inzwischen den Utraquismus mit dem Protestantismus vertauscht, doch wurde letzterer durch die Gegenreformation vernichtet. 500 Einwohner wanderten infolge dessen im J. 1627 aus; die im J. 1629 eingeführten Jesuiten vollendeten die Rekatholisirung der Stadt. Die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges kostete Leitmeritz fastfam aus. Insbesondere litt es 1631 durch die Sachsen, 1639—48 wiederholt durch die Brandschatzungen der Schweden. Nach dieser Zeit begann durch Zuwanderung aus der Nachbarschaft, sowie aus dem Auslande die Rückgermanisirung der Stadt, die sich wieder einen der ersten Plätze unter den deutschen Städten Böhmens erobert hat.

Vgl.: V. Berthold, «Leitmeritz in der Vorzeit und Gegenwart» (1854); J. E. Födisch, «Leitmeritz, ein historisch-topographisch-statistischer Führer» (1871); A. Frind, «Kirchengeschichte Böhmens im allgemeinen und in ihrer besonderen Beziehung auf die jetzige Leitmeritzer Diöcese» (4 Bde., 1864—78); J. Lippert, «Geschichte der Stadt Leitmeritz» (1871); A. Frind, «Kurze Geschichte der Bischöfe von Leitmeritz», herausgegeben von A. Jarisch (1867). *(L. Schlesinger.)*

LEITMOTIV ist eine namentlich durch Richard Wagner in der neueren Musik zu höherer Bedeutung gelangte Bezeichnung für einen in der Oper mit besonderer rhythmischer oder melodischer Schärfe, oft auch in ganz besonderer harmonischer und instrumentaler Färbung auftretenden, öfter wiederkehrenden musikalischen Gedanken, welcher den Zweck hat, bestimmte Personen, Situationen oder wesentliche Stimmungen in dem Musikdrama ganz besonders zu charakterisiren. Richard Wagner machte von dem Leitmotiv den ausgedehntesten Gebrauch, während frühere Tonsetzer (Mozart, Weber u. a.) sich desselben mehr nur vorübergehend und andeutungsweise bedienen. Ersterer versteht oft mehrere Leitmotive in kunstvoller Weise miteinander, sodaß es dem nicht sehr geübten Hörer oft schwer wird, die einzelnen Leitmotive sogleich herauszufinden und ihrem Gange zu folgen. Aus diesem Grunde sind die Arbeiten H. von Wolzogen's (vgl. dessen «Führer durch den Ring des Nibelungen» u. a. sehr verdienstlich, indem sie dem Nichteingeweihten das Verständniß der Wagner'schen Musikdramen wesentlich erleichtern und den Genuß somit erhöhen.

(A. Tottmann.)

LEITOMISCHL (czech. Litomyšl), Hauptstadt einer Bezirkshauptmannschaft im östlichen Böhmen, an der Lautschna und der Linie Chotzen-Leitomischl der Oesterreichisch-Ungarischen Staatsbahnen, Sitz der Bezirksbehörden, hat ein im Renaissancestil gebautes Schloß, eine Staatsmittelschule, eine Mädchenbürgerschule, eine gewerbliche Fortbildungsschule und (1880) 5288 meist czechische Einwohner, welche Leinweberei, Tuch- und Schuhfabrikation, Ackerbau und Getreidehandel treiben. Das Piaristencollegium, gegründet 1640 (seit 1874 vom Staate übernommen), ist das älteste in Böhmen, die dabei befindliche Kirche ein prächtiger Bau. Die Dechantei kirche wurde 1360 errichtet. Das ansehnlichste Gebäude der Stadt ist das herrschaftliche Schloß, ein Werk des italienischen Architekten Battista aus dem J. 1573.

Leitomischl ist der Mittelpunkt der gegenwärtig den Fürsten Thurn und Taxis gehörigen Allodialherrschaft. Der ursprüngliche Kronbesitz kam im J. 1098 an ein Benedictinerstift und von diesem 1145 an die Prämonstratenser, die sich durch Einführung deutscher Colonisten um die Cultivirung der Gegend große Verdienste erwarben. Der reiche Besitzstand des Klosters wurde im J. 1344 zur Dotirung des in diesem Jahre errichteten Bisthums Leitomischl verwendet. Unter dem ersten Bischof Johann I. (gest. 1353) wurde Leitomischl, welches schon von Ottokar II. städtische Privilegien erhalten hatte, durch Mauern befestigt. Der zweite Bischof, Johann

von Neumarkt (1353—64), war der durch seine Gelehrsamkeit und diplomatische Gewandtheit bekannte Reichskanzler und vertraute Rathgeber Kaiser Karl's IV. Er gründete in Leitomischl ein Augustinerkloster (1350). Den Besitz des leitomischler Bisthums vergrößerte er durch Ankauf der Landskroner Herrschaft seitens des königsaaler Klosters (1358). Sein Nachfolger im leitomischler Bisthum war der prager Dompropst Nikolaus (1363—64). Es folgte Albert von Sternberg (1364—68, 1372—80), der früher Bischof von Schwerin und in der Zwischenzeit von 1368—72 Erzbischof von Magdeburg war. In dieser Zwischenzeit hatte Peter Gelyto, bisher Bischof von Chur, den bischöflichen Stuhl von Leitomischl inne, den er 1372 mit dem erzbischöflichen von Magdeburg und 1380 mit dem von Olmütz vertauschte. Er starb in Landskron 1387. Von 1380 bis 1387 herrschte als Bischof der Neffe Karl's IV., Johann Sobieslaw von Luxemburg, der nachher Patriarch von Aquileja wurde und als solcher 1394 durch Meuchelmord seinen Tod fand. Es folgten als Bischöfe der königliche Notar Johann (1387—91), ferner Johann der Eiserne (1391—1420) und Albert (1420—25). Johann der Eiserne ragte als Diplomat, eifriger Theolog und als Kriegsmann hervor. Er war der heftigste Bekämpfer der hussitischen Lehre, besonders auch auf dem Concile von Konstanz, wurde 1421 Administrator des prager Erzbisthums, 1426 Cardinal und starb 1430 im Gefolge des Königs Sigmund zu Gran. Unter Bischof Albert ging das leitomischler Bisthum zu Grunde. Hussitische Heerestührer hatten sich der Stadt und der Bisthumsgüter bemächtigt, und einer derselben, Wilhelm Kostka von Postupitz, vererbte dieselben auf seine Nachkommen. Vom Jahre 1547, in welchem die Güter des Bohusch von Postupitz confiscirt wurden, bis 1645 hatten die Freiherren von Pernstein die Herrschaft inne. Nach deren Aussterben trat von 1645—49 Fürst Wenzel von Lobkowitz, der Gemahl der letzten Pernstein Frebonia Helena Eusebia, in den Besitz. Derselbe gelangte vertragsweise von 1649—1753 an die Grafen von Trauttmansdorff und von diesen im Wege der Vererbung an die Grafen Waldstein. Im J. 1845 verkaufte Graf G. Waldstein die Herrschaft an die Fürsten Thurn und Taxis.

Nach der Hussitenzeit war Leitomischl ein Hauptsitz der Böhmischen Brüder, die hier eine Schule und eine Druckerei besaßen. Im J. 1643 litt Leitomischl durch die Schweden und 1742 durch die Preußen, die eine Zeit lang in der Stadt ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatten. *(L. Schlesinger.)*

LEITRIM, Grafschaft der irländischen Provinz Connaught, nördlich von der Donegalbai, westlich von Sligo, südlich von Roscommon und Longford, östlich von Cavan und Fermanagh begrenzt, umfaßt 1588 □Kilom. mit 1881 89,795 Einwohnern. Der in der Mitte der Grafschaft liegende Lough Allen trennt sie in zwei Hälften. Das Land ist, besonders im Norden, gebirgig, hat gute Bergweiden, aber nur wenig Waldungen, in den Thälern und Ebenen meist fruchtbaren, aber ohne Sorgfalt bebauten Boden, und reichliche Bewässerung durch den Shannon, der hier aus dem See Clean entsteht und den See Allen durchströmt, sowie durch eine große Anzahl kleinerer Flußläufe und Seen. Der Ackerbau, dem das feucht-kalte Klima nicht förderlich ist, umfaßt nur reichlich 20 Proc. der Oberfläche; Kartoffeln, Hafer, Flachs bilden die Haupternten; 56 Proc. des Bodens werden als Weideplätze benutzt, namentlich für Rindvieh; der übrige Theil liegt wüst. Die Industrie ist auf die Erzeugung grober Leinwand und Töpferwaaren beschränkt. Hauptort ist Carrick on Shannon, ein unbedeutender Flecken mit 1500 Einwohnern, am Shannon.

(W. Bentheim.)

LEJEAN (Guillaume), französischer Geograph und Forschungsreisender, wurde im J. 1828 zu Plouegat-Guerand im Departement Finistère als Sohn eines Gutsbesitzers geboren. Gebildet im geistlichen Seminar zu St.-Pol-de-Léon, trat er bereits in seinem 17. Jahre im «Journal de Morlaix» mit einer Arbeit über die «Origines bretonnes» in die Oeffentlichkeit. Nachdem er eine Zeit lang Präfecturbeamter zu Morlaix gewesen, ging er zu seiner weitern wissenschaftlichen Ausbildung nach Paris, wo er, wie vorher während seiner Amtsstellung zu Morlaix, die historischen Studien über seine heimatliche Provinz fortsetzte. Als Früchte derselben ließ er damals «Histoire politique et municipale de la ville et de la communauté de Morlaix» (Morlaix 1847) und «La Bretagne, son histoire et ses historiens» (Paris 1850) erscheinen. Hierauf aber wandte er sich vorzugsweise dem Studium der Geographie zu. Seit dem Jahre 1856, wo er Mitglied der Pariser Geographischen Gesellschaft geworden war, veröffentlichte er in deren «Bulletin», sowie in Petermann's «Mittheilungen» und andern Journalen verschiedene geographische Arbeiten. Der Plan zu einer Reise ins Innere von Australien, mit dem er sich schon 1848 getragen, war unausgeführt geblieben, und so eröffnete er seine Laufbahn als Forschungsreisender 1857 auf demselben Gebiete, dem er auch später seine meiste Zeit gewidmet, der europäischen Türkei. Durch Protection war er von der französischen Regierung mit dem Auftrag betraut worden, auf der Balkan-Halbinsel topographische, historische und ethnographische Forschungen vorzunehmen. Auf sechsjährigen Reisen, 1857, 1858, und wieder 1867—70, war er bemüht, diese Aufgabe zu erfüllen, namentlich das Material zu einem großen Kartenwerke zu sammeln, zu dem er auch 20 Blätter vollendet hinterlassen hat. Abgesehen von einigen kleineren Arbeiten ist aber von diesen seinen türkischen Forschungen aus dem Grunde, weil sie durch mehrere ausgedehnte Reisen nach Afrika und Asien unterbrochen wurden, nur die «Ethnographie der europäischen Türkei» (in Petermann's «Mittheilungen», Ergänzungsheft Nr. 4, 1861) zur Veröffentlichung gekommen. Um einen längst gehegten Wunsch zu befriedigen, trat Lejean im J. 1860 eine Reise nach den obern Nilländern an, kam über Suakim nach Chartum, besuchte Kordofan, befuhr den Weißen Nil bis Gondokoro und den Bahr-el-Ghasal, von dem er die erste bessere Karte zeichnete. Mit

reichen, für die Kenntniß der Nilländer wichtigen Sammlungen kam Lejean im J. 1861 nach Paris zurück. Ueber diese wie über die folgenden Reisen berichtete er meist im «Bulletin» der Pariser Geographischen Gesellschaft und in andern Journalen. Im J. 1862 zum französischen Consul für Massaua und Abessinien ernannt, wurde er hier in den Conflict des Königs Theodorus mit den Europäern verwickelt, gerieth in Gefangenschaft und wurde nach monatelanger Internirung zu Haffat im September 1863 des Landes verwiesen. Nachdem er hierauf noch Kassala und die Bogosländer im Norden von Abessinien besucht hatte, kam er 1864 nach Paris zurück, wo er seine «Voyage aux deux Nils» (mit Atlas) und «Théodore II, le nouvel empire d'Abessinie et les intérêts français dans le sud de la mer rouge» schrieb. Gegen Ende des J. 1865 trat er eine Reise durch Kleinasien, Mesopotamien, den Persischen Golf und die Indusländer an, welche ihn bis Kaschmir führte, mußte aber den Plan, von dort nach Bokhara vorzudringen, aufgeben, und nahm seit 1867 seine Forschungen in der europäischen Türkei wieder auf, deren Abschluß durch seinen am 1. Febr. 1871 in seinem Geburtsort erfolgten Tod leider verhindert worden ist. Vgl. Cortambert, «Guillaume Lejean et ses voyages» (Paris 1872). *(W. Cramer.)*

LEJRE, kleines Dorf auf Seeland, südwestlich von Roskilde, am Isfjefjord im Kirchspiel Allesleo belegen. Der Name heißt altnordisch Hleiðr, altdänisch Lethre, neudänisch Lejre. Lejre ist aus der Sagenzeit als alter Königssitz in Dänemark berühmt; als solcher wird es in einem Gedicht der ältern Edda (grottasǫngr) genannt, und die schöne Sage vom Lejrekönig Rolf Krage und seinen Helden wird den Namen des Ortes für immer der Nachwelt bewahren. Schon im Anfang der historischen Zeit wird jedoch der Königssitz von Lejre nach Roskilde verlegt, wahrscheinlich vom König Harald Blauzahn im 10. Jahrh.,[1]) vielleicht weil der Hafen von Lejre versandete, und Lejre sinkt jetzt zu einem unansehnlichen Dorfe herab. «Lethra famosissima regis curia nunc, Roskildensi vicina civitati, inter abjectissima ferme vix colitur oppida», schreibt Sven Aagesen im 12. Jahrh.[2])

Man hat es in neuerer Zeit als unwahrscheinlich dargestellt, daß Lejre in der Heidenzeit das Centrum des Reiches gewesen, und hat als solches die Stadt Ringsted in Seeland, von der die Quellen schweigen, ansehen wollen, jedoch nur auf sehr schwache Gründe gestützt.[3])

Auf Grund einer Erzählung des Thietmar von Merseburg,[4]) daß in «Lederun» in der Landschaft «Selon» jedes neunte Jahr große Opfer von Menschen, Pferden, Hunden und Hähnen stattfinden, hat man angenommen, daß Lejre seinerzeit das Centrum eines besonderen Göttercultus gewesen. Es läßt sich jedoch kaum bezweifeln, daß der Bericht Thietmar's als historische Quelle werthlos ist, und daß sie auf ein Verwechseln mit den aus der Erzählung des Adam von Bremen bekannten großen Opfern in Upsala in Schweden beruht.[5])

(V. A. Secher.)

LEKAIN (Henri Louis), einer der berühmtesten tragischen Schauspieler Frankreichs, ward am 14. April 1728 zu Paris als der Sohn eines Goldschmieds geboren. Ursprünglich für den Beruf seines Vaters bestimmt, erhielt er eine diesem Zwecke entsprechende Erziehung. Dabei aber genoß er den Unterricht im Collège Mazarin, wo die Schüler am Schlusse des Schuljahres ein Schauspiel aufzuführen pflegten. Lekain, der die dafür erforderlichen Kosten nicht zu bestreiten vermochte, konnte sich dabei nur insoweit betheiligen, daß er das Geschäft des Soufflirens übernahm. Dabei brauchte er im Nothfalle kaum das Buch, so ganz prägten sich die Schauspiele seinem Gedächtnisse ein, wenn er sie einige male gelesen oder gehört hatte. Diese Aufführungen, sowie der häufigere Besuch des Theaters, worin er regelmäßig Sonntags seinen höchsten Genuß fand, brachte ihm frühzeitig eine außerordentliche Neigung für die Schauspielkunst bei, und diese erweckte bald den Trieb, selbst Schauspieler zu werden. Als nach dem Frieden zu Aachen 1748 die gesellige Unterhaltung in Paris neues Leben erhielt, bildeten sich mehrere Privattheater; auch Lekain verband sich mit einigen jungen Leuten zur Gründung eines solchen in der Straße St.-Merry, das sich bald über die andern erhob und in Ruf kam. Bei einer dieser Privatvorstellungen gelang es dem jungen Lekain, vor den Augen eines Kenners ein so seltenes Genie zu entwickeln, daß dieser, in Erstaunen gesetzt, Voltaire auf dies aufblühende Talent aufmerksam machte. Voltaire, sonst kein Freund von Liebhabertheatern, ließ sich bestimmen, eine jener Vorstellungen, in welcher Lekain spielte, zu besuchen. Ueberrascht, als er selbst bestätigt fand, was ihm von dem Talente dieses jungen Mannes gesagt worden war, lud er nach der Vorstellung denselben zu sich ein. Der junge Schauspieler erschien blöde vor dem berühmten Manne, der ihm aber entgegenkam mit den Worten: «Dem Himmel sei Dank, ich habe zum ersten mal jemand gefunden, der mich bewegt und gerührt hat, selbst als er schlechte Verse sprach.» Von da an hatte Lekain sich der Leitung und des Schutzes Voltaire's zu erfreuen. Derselbe nahm ihn endlich ganz zu sich ins Haus, ließ ihn nebst dessen Freunden auf seinem Privattheater spielen und unterzog sich mit Eifer der weitern Ausbildung desselben. Hier nun bildete Lekain unter Voltaire's Augen ein Talent aus, welches einst ganz Frankreich in Verwunderung setzen sollte. Während der 6 Monate, die er in Voltaire's Nähe ver-

1) A. D. Jörgensen, «Den nord. Kirkes Grundlæggelse» (Kopenhagen 1874—76), S. 246—277. 2) Scr. rer. Dan., I, 45. 3) S. Petersen, «Om Nordboernes Gudedyrkelse og Gudetro i Hedenold» (Kopenhagen 1876), S. 8—13. 4) «Monum. Germ. hist.», III, 739: «est unus in his partibus locus, caput istius regni, Lederum nomine in pago, qui Selon dicitur, ubi» etc.

5) A. D. Jörgensen, l. c.: P. G. Thorsen, «Kort Fremstilling af, hvad der med Sikkerhed kan vides om det gamle Lejre, in «Trap: Stat.-topogr. Beskriv. af Danmark», 1. Ausg., allgem. Theil, S. 153—159.

lebte, machte seine Kunstfertigkeit die größten Fortschritte und er selbst sagt in seinen von seinem Sohne herausgegebenen «Mémoires» (Paris 1801; neue Ausg. 1847), er habe in jener Zeit die Geheimnisse seiner Kunst ergründet. Vor seiner Abreise nach Berlin (im Juli 1750) erlangte Voltaire für seinen Schützling die Erlaubniß, als Titus im «Brutus» auf dem Théâtre Français aufzutreten. Lekain erwarb sich dabei großen Beifall, lernte aber bald die Schwierigkeiten kennen, die jeder ausgezeichnete Mensch auf seiner Laufbahn findet; diesen gegenüber gelang es ihm erst nach anderthalb Jahr seit seinem ersten Auftreten am 24. Febr. 1752 Mitglied dieser Bühne zu werden, und er entwickelte von dieser Zeit an ein so großes Studium seiner Kunst, daß ihm, nach Voltaire's Ausspruch, der Ruf des einzigen, wahrhaft tragischen aller französischen Schauspieler zutheil geworden ist. Er ward die Seele der Bühne, sobald er auftrat; seine gemessene Declamation, wie sein Geberdenspiel, worin er meisterhaft war, gab den Mitspielenden den Ton an. Außer dem Enthusiasmus, welchen sein unermüdliches Streben auch auf seine Collegen übertrug, und den außerordentlichen Wirkungen, die sein Spiel hervorgebracht, bewirkte Lekain aber auch eine mechanische Reform der französischen Bühne, worin ihn die Clairon treulich unterstützte. Eine seiner glänzendsten Darstellungen war Mahomet in Voltaire's gleichnamigem Stücke. Seine letzte Leistung: Pendôme in Voltaire's «Abélaïde» aber bewunderte man mehr als alles, und die Anstrengung, die er dabei gemacht, war die nächste Ursache seines Todes. Er ging bei rauhem Wetter sehr erhitzt aus dem Schauspielhause, und diese Unvorsichtigkeit zog ihm ein hitziges Fieber zu, das ihn in wenigen Tagen, am 8. Febr. 1778, ins Grab stürzte. — Vgl. Talma, «Réflexions sur Lekain et sur l'art théâtral» (Paris 1825; neue Ausg. 1874).

(W. Cramer.)

LELEGER. Mit diesem Namen wird ein Theil der Urbevölkerung bezeichnet, welche in der ältesten Zeit, vor dem Auftreten der sogenannten Achäer, auf verschiedenen Punkten des Insel- und Küstengebietes gefunden wird, auf denen später das historische Leben des griechischen Volkes sich abgespielt hat. Volle Klarheit über diesen Theil ihrer Vorgänger und wol auch Vorfahren hatten später auch die hellenischen Forscher nicht. Abgesehen von der unbrauchbaren Angabe bei Pausanias (I, 39, 6; 44, 3), daß ihr Stammvater Lelex aus Aegypten eingewandert sei, so wollte die Mythologie nach der herkömmlichen Weise ihren Namen natürlich von einem Könige Lelex ableiten, der bald nach Leukadien (*Strabo* VII, p. 322), bald nach Megara (*Pausan.* VII, 2, 4), bald nach Lakedämon (*Pausan.* III, 1, 1, IV, 1, 1; *Apollodor.* III, 10, 3) versetzt wird, und den Pausanias (I, 44, 4, III, 12, 5) zu einem Sohn des Poseidon und der Libya macht. Auf Grund eines andern Mythus, in einem Fragment des Hesiodos, demzufolge die Leleger aus den von Deukalion ausgestreuten Steinen entsprossen seien, hat nachmals Strabo (VII, p. 322) eine andere Etymologie versucht, nämlich von λέγειν, sodaß «Leleges» so viel wäre, als συλλεγέντες, ein Sammel- und Mischvolk.

Früher wurde vielfach das Verhältniß der Leleger zu den Pelasgern erörtert. Es ist das aber kaum mehr nöthig, wenn man, wie wir, unter den sogenannten Pelasgern kein bestimmtes, abgeschlossenes Volk versteht, sondern einen erst später aufgekommenen Gesammtnamen für die sämmtlichen Stämme, die in der uralten Zeit vor der Achäerherrschaft das spätere hellenische Land- und Seegebiet bewohnten. Der angebliche feindliche Gegensatz zwischen Lelegern und Pelasgern löst sich dann auf in den natürlichen Gegensatz zwischen einem noch wesentlich räuberischen, seefahrenden Stamme und bereits festhaft gewordenen, zum Ackerbau übergegangenen Völkern. Die Forscher der Gegenwart suchen hauptsächlich die ursprünglichen Sitze und die wirkliche Verbreitung der Leleger zu bestimmen. Früher (so unter anderm Forbiger in Pauly's «Real-Encyklopädie der classischen Alterthumswissenschaft», Bd. 4, S. 908) suchte man ihre ältesten Sitze auf der Küste von Akarnanien und Aetolien und auf Leukadia (bei Strabo erscheint auch p. 322 Teleboas als ein Enkel des auf Leukadia gebietenden Lelex, vgl. p. 461); sie galten als die Stammväter der Teleboer und Taphier, und aus jenen alten Sitzen, so wurde angenommen, hätten sich ihre Scharen auch nach vielen andern Theilen Griechenlands verbreitet.

Gegenwärtig wird die Sache wesentlich anders angesehen. Es scheint doch, daß die Ansicht zur Zeit das Uebergewicht behauptet, nach welcher die Leleger ursprünglich im Süden Kleinasiens wohnten und sich von hier aus zunächst weiter nach Westen ausbreiteten; so namentlich nach Deimling («Die Leleger», Leipzig 1862). Ihre eigentliche Heimat scheint Karien gewesen zu sein (vgl. G. Busolt, «Griechische Geschichte», Bd. 1, S. 32 fg., Gotha 1885). Sehr häufig mit und neben den historischen Karern genannt, sozusagen, wie Curtius es ausdrückte, «Doppelgänger der Karer» — im Alterthum durch Herodot mit den Karern geradezu für identisch gehalten, I, 171 —, bildeten sie wahrscheinlich die ältere, die Karer dagegen die jüngere Bevölkerung von Karien. Richtig unterscheidet voneinander die Leleger und die Karer Soldan («Die Karer und die Leleger», im «Rheinischen Museum», III, 89 fg., 1835). In historischer Zeit sind in Karien die Leleger vermuthlich dann durch die Karer unterworfen und ein beherrschter Stamm gewesen. Die Leleger sind aber auch weiter nordwärts über die westliche Küste von Kleinasien verbreitet gewesen. In der «Ilias» werden sie als Bundesgenossen der Troer genannt. Achilleus zerstörte ihre Stadt Pedasos am Satnioeis (Il. X, 429; XXI, 87; VI, 34; XX, 92, 96). Altäos nennt Antandros eine Lelegerstadt (*Strabo* XIII, 606). Auch Gargara war einst lelegisch (nach Nymphis von Herakleia, Fragm. 10, bei C. Müller, «Fr. Hist. Graec.», III, 14; vgl. auch E. Meyer, «Geschichte der Troas», Leipzig 1877, S. 3 fg.). Nach Pherekydes hätten vor der ionischen Kolonisation nordwärts von Ephesos bis nach Phokäa und auf den Inseln Samos und Chios Leleger gesessen (Fragm. 111; *Strabo* XIV,

632; vgl. *Asios*, Fr. 7; *Ephoros*, Fr. 32; *Menodotos*, Fr. 1; Müller, III, 103).

Dagegen lehnt die neuere Forschung es jetzt überwiegend ab, eine wirkliche sesshafte Ansiedelung der Leleger auch in dem europäischen Griechenland anzuerkennen, sodaß auch aus ihnen Theile der spätern historischen Stämme dieses Landes erwachsen wären. Allerdings werden Leleger auch noch außer der nordwestlichen Ecke des mittlern Griechenland noch auf vielen Punkten theils von Mittelgriechenland, theils des Peloponnes erwähnt. Schon im Hesiodeischen Katalog führt Lokros die Leleger (Fr. 136, Kinkel); man hielt sie für Altwordern im besondern auch der Lokrer (Aristoteles bei *Strabo*. VII, 322; *Ps. Skymnos*, 591; *Steph. Byz.* s. v. *Φύσκος*). Nach Aristoteles sollten Leleger außer in Akarnanien auch in Böotien gewohnt haben (vgl. *Strab.* IX, p. 401). Wir treffen Leleger in Thessalien (*Suidas*, Fr. 7; *Steph. Byz.* s. v. *Ἄμυρος*; Müller, «Fr. Hist. Gr.» II, 465; *Didymos* bei Schol. Il. XX, 96), in Euböa (*Ps. Skymnos*, 572), in Megara (*Pausan.* I, 44, 3), in Lakonien (*Ps. Apoll. Bibl.* III, 10, 3; *Pausan.* III, 1, 1, IV, 1, 2, *Steph. Byz.* s. v. *Δακεδαιμων*), in Messenien (*Pausan.* IV, 36, 1; vgl. Curtius, «Peloponnesos», II, 11), in Elis, wo Pylos für einen alten Wohnsitz der megarischen Leleger galt (*Pausan.* IV, 36, 1), und auch die Epeer als Verwandte der Leleger angesehen wurden (*Strabo* VIII, p. 340). Zu allen diesen Angaben und zu den Hauptstellen bei *Strabo* VII, p. 321, 322 (*Arist.* fr. 127 bei *Strabo* 321), *Pausanias* IV, 36, 1, und IV, 1, 1, f. auch noch von neueren Werken namentlich Hermann, «Lehrbuch der griech. Staatsalterthümer» (5. Auflage, 2. Ausgabe, Tübingen 1884), S. 33 fg., Deimling, «Die Leleger», S. 117 fg. und Ad. Holm, «Griechische Geschichte», Bd. 1, S. 79 fg. und 90 fg. — Hatte nun unter den etwas ältern Forschern namentlich Bursian in seiner «Geographie von Griechenland» die Leleger noch als ein thatsächlich auch über das europäische Griechenland sehr weit verbreitetes Urvolk anerkannt, so will speciell die neueste Forschung davon nichts mehr wissen. Duncker («Geschichte des Alterthums», Bd. 5, 5. Auflage 1881, S. 10 fg.) erkennt sie nur für Asien, für die Kykladen und allenfalls für einige Striche am Isthmus von Korinth und Argolis an, will aber durchaus nichts von einer Zusammenstellung der Leleger mit den *λεκτοί* des Deukalion wissen. Noch weiter gehen andere, die sie nur für Asien und einige Inseln anerkennen. Hatte nun Deimling das Motiv der von den Alten angenommenen weitern Verbreitung der Leleger in Thatsachen des Cultus gesucht (er hält den Cultus der Artemis, speciell den von Ephesos —, die Sitte, bei Tempeln Scharen von Priesterinnen niederen Ranges zu halten, die sogenannten Hierodulen —, ferner in Lakonien den Dienst des Apollo Karneios und das Fest der Hyakinthien für specifisch lelegisch), so wird, mit Ausnahme der ephesischen Artemis der Leleger, die Richtigkeit dieser Annahme sehr entschieden durch Holm (S. 80 fg.) bestritten. Nach Holm (S. 90 fg.) beruht die angebliche große Verbreitung der Leleger nur auf Combinationen, die man im Alterthum willkürlich aus ihren beglaubigten Wohnsitzen und ihrem Namen gemacht habe. Als Küstenbewohner in Kleinasien und Seefahrer wie die Karer seien sie wahrscheinlich gleich diesen an viele Orte gekommen. Im Sinne ferner der alten Deutung ihres Namens als *λεκτοί* oder *συλλεκτοί* hätte man sie überall zu finden geglaubt, namentlich da, wo auch seetüchtige Völker wohnten, oder wo die Etymologie, wie nachmals der Klang mancher Namen es zu erlauben schien, an Leleger anzuknüpfen; ähnlich urtheilt auch Busolt S. 34.

Nicht minder problematisch erscheint die ethnographische Stellung der Leleger, über welche im allgemeinen noch zu vergleichen ist: Heinecke, «De Lelegibus et Lyciis» (Wernigerode 1863). Kiepert («Ueber den Volksstamm der Leleger», in «Monatsber. der Berliner Akademie», 1861, S. 114 fg., und «Lehrbuch der alten Geographie», Heft 2, 1877, S. 240) hält sie, soweit sie in Europa sich finden, für ein Urvolk, und zwar für ein Glied des illyrischen Stammes, also für Verwandte der spätern Albanesen. Unger («Hellas in Thessalien», im «Philologus», Supplementband II, 722 fg.) erklärt die Leleger für Phöniker, also für Semiten; dieser Forscher leitet auch den Namen der Leleger S. 724 von *λελάζειν* ab, sodaß Leleger etwa mit «Wälsche» gleichbedeutend wäre. Wer die Karer für Semiten hält, und ihnen die Leleger durchaus identisch setzt (was auch Duncker a. a. O., S. 10 fg. thut), wird also auch die Leleger für Semiten ansehen. Dagegen gelten Karer und Leleger als Glieder der indogermanischen Völkergruppe Kleinasiens bei Busolt, S. 33, und Bursian, a. a. O., Bd. 1, S. 106, hält sie für dem ionischen Stamme der Griechen nahe verwandt. *(G. Hertzberg.)*

LELEWEL (Joachim), einer der größten polnischen Gelehrten der Neuzeit, wurde am 22. März 1786 in Warschau geboren, wo sein Vater Beamter war. Den ersten Unterricht genoß er in dem Collegium der Piaristen zu Warschau. Schon als Knabe zeigte Lelewel eine besondere Vorliebe für Geschichte. Seit dem J. 1804 besuchte er die neueröffnete Universität Wilna, wo er ernsten Studien mit Eifer oblag, das «geographische System Homer's» zusammenstellte, die «Edda» herausgab (1807) und eine Abhandlung über die «Heruler» schrieb (1808), in welcher er die Ansichten Schlözer's bekämpfte. Dies lenkte auf ihn die Aufmerksamkeit des auch als Historiker verdienten Starosten Thaddäus Czacki, der eben ein Lyceum zu Krzemieniec in Volhynien gegründet hatte. Hierher berief er den jungen Lelewel als Professor der Geschichte, allein dieser kam zu spät und fand den ihm angebotenen Lehrstuhl von einem Andern besetzt. Daher bewarb er sich, nachdem er in Krzemieniec eine Zeit lang (1809) die Geschichte der alten Geographie vorgetragen hatte, um ein Amt in Warschau. Es erging ihm aber ebenso wie in Krzemieniec. Seine Studien, die er in der reichhaltigen Bibliothek Czacki's in Porycf vornahm, hielten ihn zu lange auf, sodaß inzwischen das ihm versprochene Amt an einen Andern vergeben wurde, weshalb sich Lelewel bei seiner Ankunft in Warschau mit einer untergeordneten Stellung begnügen mußte.

Die vom Bureaudienst freien Stunden widmete Lelewel gründlichen Forschungen, deren Frucht eine gelehrte «Abhandlung über den Chronisten Matteusz» (Wilna 1811 war, in welcher er nachzuweisen suchte, daß die ersten drei Bücher der «Cronica Polonorum» des Kadlubek von einem Matteusz geschrieben seien und daß Kadlubek nur das vierte Buch der Chronik verfaßt habe.*) Nicht lange darauf ließ Lelewel seine «Kleineren Schriften historisch-geographischen Inhalts» (deutsch von Karl Neu, Leipzig 1836) auf eigene Kosten drucken. Es waren Bruchstücke eines größeren Werkes über die alte Geographie, für welches sich kein Verleger fand. Die Veröffentlichung der «Kleineren Schriften» hatte für Lelewel die Folge, daß er in demselben Jahre zum Vertreter des Professors der Geschichte an der Universität Wilna ernannt wurde, deren Curator Fürst Adam Czartoryski war. Dort wirkte er mit großem Erfolge vom Jahre 1814—18, indem er durch seine anziehenden und gründlichen Vorlesungen den Eifer und die Wißbegierde der studirenden Jugend in hohem Grade anregte und in der «Wilnaer Wochenschrift», die ihm ihre Entstehung verdankte, die Resultate seiner Forschungen veröffentlichte. Im J. 1815 gab er die «Historik oder historische Propädeutik» heraus, deren Ergänzung die Schrift «Ueber Geschichte und die mit ihr zusammenhängenden Wissenschaften» ist (Warschau 1816). In beiden legte er die Grundsätze und die Methode der kritischen Forschung dar. Seine historischen Vorlesungen veröffentlichte er in Wilna 1818 unter dem Titel «Alte Geschichte».

In Wilna arbeitete Lelewel auch eins seiner gediegensten und gründlichsten Werke aus: «Forschungen des Alterthums in Bezug auf Geographie» («Badania starożytności we względzie geografii», Wilna 1818), ein Werk, von dem er selbst an seinen Vater am 8. Dec. 1816 schrieb: «Jetzt fange ich an, Werke drucken zu lassen, wie sie in Polen noch nicht dagewesen sind.» Hier nicht mit erschienene Theile des ursprünglich anders angelegten Werkes veröffentlichte Lelewel bei andern Gelegenheiten. So fügte er seiner im J. 1819 in Warschau erschienenen «Alten Geschichte Indiens» eine «Indische Geographie aus den heiligen Büchern» mit drei Karten hinzu. Zwei Jahre darauf veröffentlichte er in den «Jahrbüchern der Warschauer Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften» die «Entdeckungen der Karthager und Griechen auf dem Atlantischen Ocean» (deutsch von Neu, mit Vorwort von K. Ritter, 1831), und derselben Quelle entsprang auch die in jeder Hinsicht treffliche Abhandlung «Pytheas de Marseille et la géographie de son temps» (Paris 1836; deutsch von Hoffmann, Leipzig 1838). Der Werth der «Forschungen des Alterthums» wurde bedeutend erhöht durch einen Atlas, in welchem Lelewel auf 19 Tafeln 51 geographische Systeme der alten Dichter, Logographen, Herodot's, Pytheas' und anderer bis auf Marinus von Tyrus und Ptolemäus darstellte. Des letztern Vorstellungen wurden auf acht Karten veranschaulicht. Es ist dies ein Werk von unschätzbarem Werth für jeden, der sich mit dem Studium der Geographie abgibt, und um so mehr muß man Lelewel's unvergleichlichen Fleiß bewundern, als er selbst jene Karten nicht blos zeichnete, sondern auch gravirte. Seit dieser Zeit ruhten die geographischen Studien Lelewel's. Er widmete sich fortan 18 Jahre lang ausschließlich historischen, bibliographischen und numismatischen Forschungen. Dies stand mit seinen Lebensverhältnissen in Verbindung. Im J. 1818 nämlich erhielt Lelewel einen Ruf nach Warschau als Bibliograph und Bibliothekar der Universität unter Bogumil Linde's Direction. In dieser Stellung sammelte er eifrig Nachrichten über seltene polnische Werke. Großes Aufsehen erregte seine «Geschichte Polens unter Stanislaus August» (1818), welche er auf Grund noch unbekannter, in seiner Familie aufbewahrter Erinnerungen verfaßte.

Zum zweiten mal nach Wilna auf den Lehrstuhl der allgemeinen Geschichte berufen, wurde er dort von der Jugend und dem ganzen Publikum mit Begeisterung aufgenommen. Sein Einzug in Wilna glich einem Triumphe: Mickiewicz's Gedicht «An Lelewel» drückte die hohe Achtung aus, welcher sich der junge Gelehrte bei der studirenden Jugend erfreute; der große Hörsaal konnte, als er seine erste Vorlesung hielt, die Zahl der Zuhörer nicht fassen. Während seines Aufenthalts in Wilna (1821—24) war Lelewel weniger literarisch thätig (von größerer Bedeutung aus dieser Zeit sind «Zwei Bücher Bibliographie», 2 Theile, Warschau 1823 und 1826, und eine Herausgabe der polnischen und masovischen Gesetzbücher in alter polnischer Uebersetzung: «Ksiegi ustaw polskich i mazowieckich», 1824), dagegen übte er durch seine Vorlesungen einen mächtigen Einfluß auf die Jugend aus, mit der er gern verkehrte. Doch wurde seinem Wirken in Wilna ein unerwartet jähes Ende bereitet, da die gegen die patriotische Studentenverbindung der «Philareten» eingesetzte Commision auch Lelewel seines Amtes entsetzte mit andern Professoren.

Nach diesen traurigen Erlebnissen begab sich Lelewel nach Warschau, wo er sich bis zum Jahre 1831 aufhielt. Hier gab er sich ganz seinen Studien hin, sammelte alte Bücher, Münzen, geographische Karten, Siegel, Wappen und Götzenbilder. Der größte Theil dieser kostbaren Sammlungen ging im Jahre 1831 verloren, als Lelewel sein Vaterland zu verlassen genöthigt wurde. Das merkwürdigste Buch aus dieser Periode seines Lebens ist die «Geschichte Polens in volksthümlicher Erzählung» (Warschau 1829). Er nahm darin eine neue, nach ihm beibehaltene Eintheilung der polnischen Geschichte vor und berücksichtigte ganz besonders die innere Entwickelung. Die letzte Epoche erschien 1836 in Brüssel unter dem Titel: «Polens Wiedergeburt». Im November 1830 brach der Aufstand in Warschau aus. Lelewel, dessen Popularität unter der Jugend sehr groß war, wurde zum Vorsitzenden der «Patriotischen Gesellschaft» und zum Mitgliede der Nationalregierung

*) Diese Hypothese wurde im J. 1862 von A. Przezdziecki in der Vorrede zu der von ihm neu herausgegebenen «Chronik» des Kadlubek widerlegt.

ernannt. Allein in dieser Stellung zeigte er bei seiner geringen Menschenkenntniß und bei seinem abstracten Doctrinarismus wenig Lebensklugheit und politischen Sinn. Nach dem Falle Warschaus ging er nach Paris. Da er aber unermüdlich auf eine baldige Wiederherstellung Polens hinarbeitete und an allen Angelegenheiten der Emigration lebhaften Antheil nahm, so mußte er auf Veranlassung des russischen Botschafters Paris im J. 1833 verlassen. Er begab sich nach Brüssel, wo er die letzten 29 Jahre seines Lebens in mühevoller Arbeit und Armuth zubrachte. Hier gab er, rastlos thätig, eine große Anzahl sehr werthvoller historischer, geographischer, heraldischer, numismatischer und archäologischer Werke theils in polnischer, theils in französischer Sprache heraus und zeichnete und radirte selbst die erläuternden Karten und Münztableaux. Die bedeutendsten derselben sind: «Numismatique du moyen âge» (3 Bde., Brüssel 1835); «Géographie du moyen âge» (4 Bde., Brüssel 1850—52); in polnischer Sprache erschienen: «Vitauische und russische Geschichte bis zur Union von Lublin» (1858—44); «Die Völker in den slawischen Ländern»; «Darlegung der allgemeinen Geschichte» (4 Bde., Breslau 1850, Warschau 1853); «Polen im Mittelalter» (4 Bde., Posen 1846—51), zum Theil eine Sammlung schon früher publicirter Abhandlungen.

Wenige Monate vor seinem Tode ließ sich der erkrankte fünfundsiebzigjährige Forscher von seinen Freunden bereden, nach Paris überzusiedeln, wo er den 29. Mai 1861 sein arbeitsames Leben beschloß. In Brüssel hatte er in großer Zurückgezogenheit und beispielloser Dürftigkeit gelebt und in seinem demokratischen Stolz jede Unterstützung seiner Landsleute abgewiesen. Die polnische Historiographie verdankt Lelewel ihren Aufschwung im laufenden Jahrhundert. Zu seinen Vorgängern hatte er Felix Lojko (1717—79), der im J. 1773 in seiner «Erwiderung auf die Ansprüche Preußens» zuerst den Weg der kritischen geschichtlichen Forschung betrat, und Adam Naruszewicz, Bischof von Smolensk (1733—96), der die von Lojko eingeschlagene Methode in seiner «Geschichte des polnischen Volkes» (Warschau 1780—86) in großem Maßstabe entwickelte und so der erste kritische Geschichtschreiber Polens wurde. Doch ist dem letztern Dlugosz, der vorzüglichste Chronist des 15. Jahrh., noch Hauptquelle für die piastische Periode, während gleichzeitige Documente und die piastischen Chroniken Gallus, Kadlubek u. a. blos zur Berichtigung des Dlugosz von ihm benutzt werden. Auch sucht er durch spannende Darstellung der großen Ereignisse der Vorzeit in seinem Volke das Nationalgefühl zu beleben und es im Unglück zu stärken und zu erheben. Dieses didaktische Moment in Naruszewicz's Geschichtschreibung trat in der historischen Schule, die er gebildet, immer greller hervor zum Schaden und Nachtheil der historischen Wahrheit. Ein Verdienst Lelewel's ist es nun, daß er die polnische Geschichtschreibung in neue Bahnen lenkte. Fern von allem Moralisiren, vernachlässigte er fast gänzlich die Außenseite der Geschichtschreibung, indem sein nüchterner Geist auf eine schöne, malerische Darstellung der Ereignisse kein Gewicht legte. Dagegen einzig und allein darauf bedacht, die sociale und politische Entwickelung der polnischen Nation nach ihren Ursachen und Wirkungen zu ergründen und Wahrheit von Dichtung zu unterscheiden, schöpfte er aus erster Hand, suchte Quellen hervor, bearbeitete sie kritisch, verglich sie sorgfältig mit einander, beurtheilte sie nach ihrem wahren Werthe und bediente sich bei seinen Forschungen der historischen Hülfswissenschaften, die in Polen fast alle ihm ihren Ursprung verdanken. Alle seine Specialforschungen in Bezug auf polnische Geschichte, zusammengefaßt in der Zupański'schen Ausgabe: «Polen, seine Geschichte und Dinge» (22 Bände, Posen 1854—66), finden ihren letzten Ausdruck in zwei einander ergänzenden Werken: «Geschichte Polens in volksthümlicher Erzählung» (zuerst Warschau 1829) und «Betrachtungen über die Geschichte Polens und seines Volkes» (zuerst französisch, Paris und Lille 1844, sodann deutsch mit Bemerkungen des Verfassers, Brüssel und Leipzig 1845, zuletzt polnisch im dritten Bande der Gesammtausgabe, Posen 1855).

Das politische Ideal Lelewel's war eine demokratische Republik. Je mehr sich nun Polen, seiner Ansicht nach, diesem Ideal näherte, desto mächtiger wurde es, je weiter es sich aber von demselben entfernte, desto tiefer sank es. Er faßt also das alte Polen als eine demokratische Adelsrepublik in modernem Sinne des Wortes auf, welche nach dem Sturze der Herrschaft der Aristokratie durch den niedern Adel ihre Blütezeit im 15. und 16. Jahrh. erreicht, die aber im 17. Jahrh. verfällt, weil der Adel dem Landvolke die Theilnahme an der socialen und politischen Freiheit vorenthalten und die Republik nicht streng durchgeführt hat. Daher der Schluß, daß nur durch das Landvolk und durch die Republik Polen wiedergeboren werden könne. Diese irrige Anschauung Lelewel's, der die Thatsachen widersprechen, ließ ihn die Bemühungen verkennen, welche dahin zielten, die «goldene Freiheit», die Quelle der Anarchie zu beseitigen und die monarchische Gewalt zu heben; sie ließ ihn den Zustand Polens, welches ein auf patrimonialem Rechte erbautes Reich war, in der ersten Zeit seiner politischen Existenz in einem falschen Lichte erscheinen, sie verführte ihn in der Meinung, daß die Lage des Landvolks im 13. Jahrh. sich verschlimmert und daß der niedere Adel schon im 14. und 15. Jahrh. auf Reichstagen geschaltet hätte. Der Grund, daß Lelewel in solche Irrthümer verfiel, liegt theils darin, daß sein Sinn, der auf Einzelheiten gerichtet war, sich nicht auf einen höheren allgemeineren Standpunkt erheben konnte, theils auch darin, daß ihm viele heutzutage bekannte Quellen verborgen blieben. Immerhin hat Lelewel — und das ist sein Hauptverdienst — den Anstoß gegeben, die Vergangenheit Polens nach allen Richtungen hin im Einzelnen kritisch zu ergründen. Seinem Beispiele folgend, begann man Monographien zu schreiben, historische Materialien kritisch zu prüfen, Gesetzsammlungen, Documente, Chroniken, Memoiren, Briefe und andere historische Quellen herauszugeben.

Als Geograph steckte sich Lelewel das Ziel, die Vorstellungen des Alterthums und des Mittelalters über die Gestalt der Erde und der einzelnen Länder festzustellen.

Sein bedeutendstes geographisches Werk, die Forschungen des Alterthums in Bezug auf Geographie, besonders das zweite und dritte Buch, ist ein vollendetes, abgerundetes Ganzes, das uns eine genetische Geschichte der alten Geographie gibt, und das dem besten neueren Werke dieser Art, der «Histoire de la géographie» (Paris 1873) von Vivien de St. Martin nur an Umfang und nicht an innerm Werth nachsteht. Außer vielem andern verdankt die Wissenschaft Lelewel besonders die gründliche Kritik des Ptolemäischen Werkes; er hat es zuerst gewagt auszusprechen, daß der Gedanke des Ptolemäus, alle Ortschaften nach geographischer Länge und Breite zu bestimmen, genial, die Ausführung selbst aber äußerst mangelhaft gewesen sei. Seinen geographischen Werken vom J. 1832—1852 fehlt dagegen die nöthige Abrundung. Die Ursache davon war die kümmerliche Existenz Lelewel's. Dies nimmt man besonders in der «Géographie du moyen âge» wahr, die er mit der größten Anstrengung herausgab. Da er arm war und keine Reisen unternehmen konnte, so mußte er zur Gefälligkeit fremder Menschen seine Zuflucht nehmen, um sich Copien alter Karten aus verschiedenen Bibliotheken zu verschaffen. Trotz dieser Schwierigkeiten sammelte er binnen acht Jahren mehrere tausend Karten. Lelewel's Ansicht ist es, daß die Araber, gestützt auf ihre astronomischen Beobachtungen, dann die romanischen Völker vermittels der Magnetnadel eine große Genauigkeit in der Kartographie erlangt hätten, was die Tafeln der geographischen Länge und Breite und die ausgezeichneten nautischen Karten der italienischen und catalonischen Kosmographen beweisen, daß aber Ptolemäus, den man im 15. Jahrh. kennen lernte, diese Entwickelung der Kartographie durch sein verworrenes System gehemmt hätte. Die Schuld davon mißt Lelewel den deutschen Gelehrten, wie Behaim, Schedel, Ruysch, Schöner, Münster und Apian bei, die dem Ptolemäus zum Siege verholfen hätten: eine Ansicht, die einerseits Zustimmung, andererseits aber auch Zurückweisung erfahren hat. Eine Wiederholung einiger Abschnitte der «Géographie» mit Angabe kurzer Nachrichten über verschiedene Karten des alten Polen ist die Schrift Lelewel's: «Das Verdienst des Kopernikus, sowie anderer polnischen Astronomen auf dem Gebiete der Geographie» (Posen 1862). Lelewel hat zuerst die Geographie des Mittelalters in ihrer ganzen Ausdehnung dargestellt, und wenn er sich fast allein auf die Geschichte der Kartographie beschränkt hat, so that er es deshalb, weil er der Ansicht war, daß die geographischen Karten das genaueste Bild von dem geographischen Wissen zu jeder Zeit geben. Es ist nur zu bedauern, daß er die mathematische Geographie vernachlässigt und den Fortschritt der Kartographie im Mittelalter allein dem Einflusse der Araber zugeschrieben hat, während auch die westlichen Nationen durch selbständige Arbeit die Blüte der Kartographie im 14. Jahrh. vorbereitet haben. Im zweiten Bande der «Géographie» gibt Lelewel die Geschichte der Kartographie von Mercator bis auf d'Anville und im Epilog oder dem fünften Bande kehrt er noch einmal zu demselben Gegenstande zurück; aber auch hier berührt er nicht den großen Fortschritt der mathematischen Geographie im 16. und 17. Jahrh., welcher die Entwickelung der Kartographie herbeigeführt hat. Obwol also das Werk nicht frei von Vorurtheilen und die Form sehr mangelhaft ist, da es aus lauter nur sehr lose miteinander verbundenen Episoden besteht, bleibt es immerhin ein Werk von hoher Bedeutung als Sammlung wichtiger und zahlreicher Materialien zur Geschichte der mittelalterlichen Geographie (vgl. Warnka, «Joachim Lelewel's Verdienste auf dem Gebiete der Geographie», Posen 1878).

Aufschlüsse über Lelewel's Leben und literarische Thätigkeit gibt seine eigene Schrift: «Erlebnisse bei Auffindung und Erforschung polnischer Dinge» (Posen 1858) und seine Correspondenz: «Die Briefe Lelewel's» (Posen 1879). *(Dr. von Karwowski.)*

LELY (Peter), so genannt nach dem Beinamen seines Vaters, Maler, s. Faes (Peter van der).

LEMAIRESTRASSE, Meerenge, welche die zur Feuerlandgruppe gehörenden Inseln König Karl's-Südland und Staten-Island (Südspitze von Südamerika) trennt. In der Nähe liegt das Vorgebirge San-Diego. *(A. Schroot.)*

LEMANEA, eine von Borv aufgestellte Algengattung der Florideen oder (wie man diese Abtheilung jetzt gewöhnlich nennt) der Rothtange (Rhodophyceae) mit folgenden Merkmalen: Thallus fadenförmig, knotig gegliedert, hohl, aus wenigen Zellenschichten gebildet, von einer centralen Zellenreihe durchzogen, die durch kreuzweis stehende Stützzellen mit der Wand der Röhre verbunden ist; Cystokarpien der Innenwand der Glieder des Thallus als runde Fadenbüschel mit kettenförmig gereihten Carposporen aufsitzend; Tetrasporen fehlen.

Zu dieser Gattung gehören dunkel olivengrüne, borstenförmige, in büscheligen Rasen in schnell fließenden Bächen und Flüssen, insbesondere in Gebirgsbächen wachsende Süßwasseralgen Europas und Nordamerikas mit 10 Arten, von denen 8 in Deutschland vorkommen. Die bekanntesten sind Lemanea fluviatilis, annulata, torulosa, nodosa und catenata. *(A. Garcke.)*

Lemanischer See, Lemansee, soviel wie Genfersee, s. unter Genf (Canton).

LEMBEK, eine der angesehensten und einflußreichsten adeligen Familien Schleswig-Holsteins seit dem zweiten Drittheile des 14. Jahrh. Der Ursprung und die Herkunft derselben liegen im Dunkeln; ihr erstes Auftreten fällt in eine Zeit, in der so manche adelige Familien von Süden her in das Schleswigsche übersiedelten und im Gefolge der erobernden Schauenburgischen Grafen von Holstein sich hier immer mehr ausbreiteten. Auch die Lembeks waren zunächst im südlichen Schleswig angesessen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Familienname, gleich so manchen andern, von einem einheimischen Dorfe, Lembek in der Nähe von Rendsburg, hergenommen ist. Bald erwarben sie auch im nördlichen Theile des Herzogthums Grundeigenthum, und mit dem Grafen Gerhard kamen sie auch nach Jütland, wo er ein Mitglied zum Statthalter bestellte, wo mehrere von

ihnen sich schon bald als angesessen fanden und wo, nachdem gegen die Mitte des 15. Jahrh. die Familie im Herzogthum Schleswig verschwindet, ein Zweig derselben noch ungefähr ein Jahrhundert angesessen blieb und dann völlig ausstarb. Bei den Streitigkeiten und Kriegen des Königs Waldemar Atterdag, sowie der Königin Margarethe und Erich's von Pommern mit den holsteinischen Grafen und den schleswigschen Herzogen finden wir sie theils auf der einen, theils auf der andern Seite, nicht selten aber auch nach den Umständen wechselnd und dem veränderlichen Glücke folgend.

Die ältesten urkundlichen Nachrichten, die von Mitgliedern dieser Familie vorkommen, zeigen sie uns angesessen in Angeln, wo sie, wie andere Adelige, in den Besitz von frühern Krongütern oder königlichen Patrimonialgütern gelangt sein werden. Die älteste über sie vorhandene Urkunde vom J. 1335 nennt acht Söhne des damals bereits verstorbenen Ritters Gottschalk von Lembek, nämlich den Ritter Johann und die Knappen Nikolaus, Luder, Gottschalk, Emeke, Marquard, Otto und Timmo, denen Herzog Waldemar eine Wohnstätte in der Stadt Schleswig schenkte. Ihren Vater Gottschalk haben wir als den Stammvater des einen Zweiges der Familie zu betrachten. Ein anderer Zweig tritt urkundlich in dem Drost Claus Lembek hervor, der ausdrücklich vor jenen acht Brüdern in der Urkunde genannt wird. Dieser war ohne Zweifel ein älterer, wahrscheinlich ein Vaters-bruder der genannten Söhne. Im Folgenden geben wir zunächst die Geschichte des ersteren Zweiges. Einer der Söhne Gottschalk's, Emeke, besaß den Hof Mohrkirchen in Angeln um das J. 1391; häufig wird Hartwich Lembek erwähnt, der besonders seit dem J. 1394 unter den Räthen der Königin Margarethe und in deren Gefolge, namentlich auch bei den Friedensverhandlungen mit dem König Albrecht von Schweden und den Hansestädten erscheint. Aus einem Erkenntniß des Königs Erich ersieht man, daß er auf Fünen angesessen war. Alle aber treten zurück vor dem ältesten Sohn Gottschalks, Johann, der sich bedeutende Höfe und größere zusammenhängende Landstrecken mit ausgedehnten Rechten im nördlichen Schleswig erwarb, wie sie damals wol kein anderer Adeliger besaß. Im J. 1344 verpfändete ihm Herzog Waldemar für 500 Mark Silber und 265 Mark lübischer Pfennige die ganze Lundtoftharde, mit allen Rechten, Diensten und Einkünften, wodurch der Grund zu dem großen Gute Seegaard gelegt ward. Bald kam er auch in Besitz der Insel Römö und der Troiburg und eines großen Theiles der Lohharde. Bei den stets sich wiederholenden Fehden zwischen König Waldemar und den holsteinischen Grafen stand er auf Seiten der letztern. Bemerkenswerth ist, daß die Grafen Heinrich und Claus im J. 1351 eine Quittung an ihn über die für die Erben des Niels Ebbesen bezahlte Mannbuße wegen des von diesem erschlagenen Grafen Gerhard des Großen ausstellen. Höchst wahrscheinlich waren die Lembeks mit den Ebbesens verwandt. In dem Besitze von Seegaard und Zubehör folgte ihm sein Bruder Luder Lembek, der in den damaligen Thronstreitigkeiten ebenfalls stets auf Seiten der Grafen erscheint (gestorben 1379). Neben diesem tritt ein anderer Zweig der Familie mit dem Drost Claus Lembek und seinem Sohne Henneke hervor, die in einer langen Reihe von Jahren einen bedeutenden Einfluß auf die politischen Verhältnisse jener Zeit hatten. Schon 1337 erscheint Claus Lembek in Jütland als Statthalter des Grafen Gerhard, dann als Pfandbesitzer des Schlosses Sonderburg und einer größeren Vogtei, 1343 ist er im Dienste des Königs als Marschall und Drost. Durch Heirath mit einer vornehmen und reichen Dame in Jütland war er in den Besitz der Burg Törning in der Gramharde gelangt, wo er in der Folge seinen Wohnsitz nahm. Wegen seines wachsenden Einflusses und Reichthums soll der König ihm nach dem Leben getrachtet, er selbst dem Könige geradezu Untreue gelobt haben. Indeß wurde ihm am 26. Juli 1353 wie vielen andern Rittern, die zur Partei der Grafen gehört, der ruhige Besitz seiner Güter zugesichert. Fortan gehört er wieder der königlichen Partei an; er erscheint auf allen jütischen Reichstagen, 1360 war er bei dem Vergleiche zwischen König und Grafen in Ripen einer der Schiedsrichter, nahm Theil an den Friedensverhandlungen zwischen König Waldemar und dem König Magnus von Schweden, folgte dem König auf seinem Zuge nach Gothland; überall erscheint er unter den ersten Rittern des Königs in den Vergleichen mit den Hansestädten, in den Verhandlungen zu Wordingborg, in dem Vertrage des Königs mit dem Grafen Adolf von Femarn, und (7. Juli 1365) mit den Grafen Heinrich und Claus zu Kolding. Als sich 1368 von allen Seiten der Sturm gegen den König erhob, soll Claus Lembek ihn durch eine geheime Warnung listigerweise zur Flucht ins Ausland bewogen haben. Damals erscheint er auch als Inhaber von Schloß und Stadt Ripen. In den Frieden zwischen dem König und den Grafen (24. Jan. 1373) ward er ausdrücklich mit einbegriffen und zugleich zum letzten mal erwähnt. Sein Sohn Henneke, der sich mit dem Vater dem Bündnisse gegen den König angeschlossen, hatte eine schwere Belagerung seiner Burg Törning auszuhalten, doch wurde auch ihm 1373 eine »stede Sone« zugesichert, auch blieb er im Besitz von Ripen. Er war, wie sein Vater, ein sehr vermögender und einflußreicher Mann, den wir nicht selten auch bei Geldangelegenheiten und andern derartigen Rechtsgeschäften, namentlich auch im Verkehr mit der Königin Margarethe finden. Quittungen für 9000 M., 4000 M., 2000 M. und wieder 8000 M. werden für Verpfändungen von ihm ausgestellt. Von bedeutenden Folgen war es auch, daß Herzog Gerhard 1394 ihm für 1135 Mark die Gramharde als nutzbares Pfand mit allen Einkünften und Rechten verschrieb mit der Bedingung, daß während seiner Lebenszeit die Einlösung nicht geschehen dürfe. Dadurch kam die ganze Harde in Verbindung mit der Burg Törning und verblieb gerade 100 Jahre in Privatbesitz, zuerst der Lembek und dann der Familie Ahlefeld. Häufig in den Hansarecessen wegen Seefehden und Strandraub und der Verbindung mit

den Vitaliern erwähnt, treffen wir Henneke noch auf dem Landesthing zu Urnehoved, wo die Herzogin Elisabeth, Tochter des Grafen Claus, ihre Ansprüche an das Herzogthum Schleswig dem Herzog Gerhard übertrug. Mit diesem und vielen Edelleuten fiel er in der am Oswaldusabend (4. Aug. 1404 an der Hamme den Ditmarsen gelieferten Schlacht und ward in Meldorf begraben. Auffallend erscheint, daß Henneke Lembek nie zur Ritterwürde gelangt ist, sondern ebenso wie sein Sohn Claus immer nur als Knappe bezeichnet wird. Dieser blieb nach seines Vaters Tode Besitzer der Burg Törning und Pfandinhaber der Gramharde, sowie des Schlosses Troiburg nebst der Lohharde. Letztere beiden verkaufte er jedoch an die Königin (1407). Bei den Fehden der folgenden Jahre tritt er mehrfach hervor; 1413 klagt der König, daß Claus Lembek, sein Vasall, von herzoglichen Rittern gefangen gehalten werde; es wird ihm vorgeworfen, Gewaltthätigkeiten gegen herzogliche Unterthanen begangen zu haben. Trotzdem fiel er 1420 von dem König zu den Herzögen ab, die ihm außer der Gramharde auch die Hvidding-, Frøs- und Carlslund-Harde gegen 2500 Mark verpfändeten. Darauf ließ ihn der König vor den dänischen Reichsrath fordern; aber Lembek leistete dem Befehle keine Folge. Ein königliches Heer belagerte seine Burg 1422, die jedoch von Herzog Heinrich entsetzt ward. Später scheint sie in die Hände des Königs gelangt zu sein, wie sich aus einem Vergleiche vom 1. Jan. 1423 schließen läßt. In den folgenden Kriegsjahren ist von Claus Lembek nicht weiter die Rede, auch sein Todesjahr ist nicht bekannt. Er hinterließ keine männlichen Erben, und so kam durch Heirath die Burg Törning nebst den mit derselben in Verbindung stehenden vier Harden in den Besitz von Heinrich von Ahlefeld, dem 1428 von den Herzögen ein neuer Pfandbrief ertheilt ward. Ebenso ging nach dem Tode des letzten Besitzers von Seegaard, des oben erwähnten Luder Lembek, dieses Gut in den Besitz der Ahlefelds über, von denen ein Mitglied mit einer Enkelin Johann Lembek's verheirathet war. In dessen Nachkommenschaft vererbte sich Seegaard Jahrhunderte lang. Törning blieb im Besitze der Ahlefelds bis zum J. 1494, wo es durch Tausch an die Landesherrschaft gelangte. Die so bedeutenden Besitzungen der einst mächtigen Familie Lembek: Troiburg nebst der Lohharde, Seegaard mit der Lundtoftharde, Törning mit vier ganzen Harden, und viele zerstreute Grundstücke, welche zusammen ein Fürstenthum darstellten und vor allem den Königen bedrohlich erschienen, waren in andere Hände gekommen, und die Familie selbst, der schon der König Waldemar Atterdag sowie dessen Tochter, die Königin Margarethe, den Untergang gewünscht hatten, in Nordschleswig so gut wie verschwunden. Nur wundersame Sagen, die von den Chronisten mit großer Vorliebe erzählt und immer mehr ausgeschmückt wurden, hielten noch Jahrhunderte lang das Andenken des mächtigen Geschlechts im Gedächtniß der Leute. Von allen acht Söhnen des Stammvaters des Geschlechts ist nur ein einziger zu nennen, dessen Nachkommenschaft noch ins 16. Jahrh. hineinreicht. Es ist dies Emeke, dessen Nachkommen in Jütland ansässig waren; sein Sohn Hartwich, sein Urenkel gleichen Namens und sein Ururenkel Claus werden mehrfach urkundlich erwähnt. Im besondern waren sie im Besitze von Nebbe, hatten sonst Grundbesitz im Stifte Viborg, wo 1490 ein Grenzstreit zwischen ihnen entschieden ward. Unter den Erben von Hartwich ward 1546 ein Erbvergleich errichtet, doch fanden noch später Streitigkeiten unter den Familienangehörigen statt. Nebbe verkaufte sein Sohn Claus an Erich Krummendek; die Familie aber soll mit ihm im J. 1562 ausgestorben sein. In der schleswig-holsteinischen Geschichte hat diese Linie niemals eine Rolle gespielt; durch ihren jahrhundertlangen Wohnsitz in Jütland waren sie, wie es scheint, völlig zu dänischen Landedelleuten geworden, ohne je eine Verbindung mit ihrer südlichen Heimat wieder zu suchen. Zum Schluß erwähnen wir noch eine historisch-antiquarische Streitsache, die sich an den Namen der Lembeks knüpft. Sowol auf Sylt als auf Westerlandföhr werden noch die Burgwälle gezeigt, worin einst die Lembeks gehaust haben sollen. Es sind dies die antiquarisch berühmten Burgen bei Thimmun und Burgjum. Bei keiner ist über die Zeit und die Veranlassung ihrer Errichtung urkundlich etwas Bestimmtes bekannt. Es ist daher auch völlig unsicher, ob dieselben mit jener Befehlshaberschaft über Ripen in Verbindung stehen und etwa der Zeit angehören, wo die Lembeks mit dem König zerfallen waren. Die neuere Forschung neigt sich vielmehr der Meinung zu, daß die Lembeksburgen ursprünglich nichts weiter darstellen als sogenannte Bauernburgen, die zur Aufnahme von Vieh und dergleichen bei drohenden Ueberschwemmungen dienen sollten. Daß sie später von Rittern befestigt waren, steht allerdings nach den Untersuchungen von Michelsen («Urkundenbuch, 97 fg.) fest.

Vgl. «Aktstykker til opl. af Danm. indre forhold», p. 18—22; Becker in «Orion, histor. geogr. Maanedst.», 1; Michelsen, «Nordfriesland im Mittelalter»; Stemann, «Beiträge zur Adelsgeschichte» in «Jahrbücher für Landeskunde der Herzogthümer» (Kiel 1867); «Hanfarecesse 1256—1430»; «Presbyter Bremensis» in der Quellensammlung der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Gesellschaft. *(A. Sach.)*

LEMBERG (polnisch Lwów, ruthenisch Lwiw, lateinisch Leopolis), Hauptstadt des österreichischen Königreichs Galizien, liegt an dem zum Westlichen Bug gehenden Bache Peltew, in einem schönen Thalkessel. Im J. 1880 zählte sie mit ihren vier Vorstädten (der Haliczer, Krakauer, Lyczakower, Zolkiewer Vorstadt) 109,746 Einwohner; davon bekannten sich zur römisch-katholischen Religion 58,602, zur evangelischen 1863, zur israelitischen 30,961, zur griechisch-katholischen 17,496, zur armenisch-katholischen 185 Einwohner; der Rest gehörte anderen Bekenntnissen an. Der Umgangssprache nach entfallen 91,870 Personen auf die polnische, 8911 auf die deutsche, 6277 auf die ruthenische, 453 auf die böhmisch-mährisch-slowakische, 212 auf die rumänische Sprache. Die Stadt, besonders die Vorstädte sind größtentheils neu und gut gebaut und machen mit ihren breiten Straßen und ge-

räumigen Plätzen einen angenehmen Eindruck. Lemberg besitzt viele öffentliche Gebäude und ist insbesondere reich an Gotteshäusern. Man zählt 33 römisch-griechische und armenisch-katholische Kirchen, 16 Klöster, darunter 8 für Nonnen, 8 Kapellen, eine griechisch nichtunirte Kapelle, eine evangelische Kirche, 2 israelitische Tempel und 11 israelitische Bethäuser. Unter den Baudenkmalen ragt die römisch katholische Kathedrale hervor, zu welcher Kasimir der Große den Grundstein gelegt hat und welche von Kasimir IV., dem Jagellonen, im gothischen Stile im J. 1480 ausgebaut wurde. Sie wurde in der Mitte des vorigen Jahrhunderts restaurirt und erweitert. Von großem kunstgeschichtlichen Interesse ist die neben der genannten Kathedralkirche stehende, von Boim im J. 1609 gegründete, im Renaissancestile erbaute, innen und außen mit prachtvoller Bildhauerarbeit ausgestattete Kapelle. Die griechisch-katholische Stadtpfarrkirche, gewöhnlich «die welsche» genannt, aus dem 17. Jahrh., im byzantinischen Stile, besitzt einen alten Thurm und eine schöne im gleichen Stile angebaute kleine Kapelle; die Dominikanerkirche, nach dem Vorbilde der Peterskirche in Rom im J. 1749 aufgeführt, besitzt schöne Denkmäler, von welchen besonders das Marmordenkmal der Gräfin Dunin-Borkowska von Thorwaldsen sehenswürdig ist; die griechisch-katholische St.-Georgs-Kathedrale steht auf einer die ganze Stadt beherrschenden Anhöhe; sie wurde gegründet von dem Metropoliten von Kiew Athanasius im J. 1740 und ausgebaut im byzantinischen Stile, sie besitzt eines der ältesten ruthenischen Meisterwerke in ihrer birnförmig gegossenen Glocke aus dem Jahre 1341. Zu den ältesten kirchlichen Baudenkmälern Lembergs gehören die griechisch-katholische St.-Nikolaikirche und die römisch-katholische Maria-Schneekirche, welche von den ersten in der Stadt angesiedelten Deutschen 1340 aufgeführt und im J. 1879 restaurirt wurde. Von andern Gebäuden sind noch besonders zu erwähnen: das von 1828 bis 1837 erbaute Rathhaus mit einem 80 Met. hohen Thurme, welches sich auf dem «Ring», dem Hauptplatze der Stadt, erhebt; das gräflich Skarbek'sche Theater, in welchem polnische Darstellungen stattfinden; das Palais des römisch-katholischen Erzbischofs, das Invalidenhotel, das allgemeine Krankenhaus, die Bahnhöfe, das Landtagsgebäude, Statthalterei, Technische Hochschule, die Landesirrenanstalt, der Justizpalast u. s. w. Die Stadt ist größtentheils und besonders die Trottoirs gut gepflastert und an der Stelle der abgetragenen Ringmauern mit schönen Baumanlagen umgürtet. Von öffentlichen Gärten ist der Franz-Josephsberg mit seiner großartigen Parkanlage und seiner schönen Aussicht, sowie der Stadtpark (der sogenannte Jesuitengarten) zu erwähnen.

Lemberg ist der Sitz des galizischen Landtags, der Statthalterei, des Landesschulrathes, Landessanitätsrathes, einer Polizeidirection, des Oberlandesgerichts für Ostgalizien und Bukowina und eines Landesgerichts, einer Finanz-Landesdirection, des Generalcommandos und Landwehrcommandos, der Post- und Telegraphendirection für Galizien und Krakau, der Berghauptmannschaft für Galizien und Krakau, der Forst- und Domänendirection für Galizien und anderer Behörden und Aemter, sowie dreier (eines römisch-katholischen, griechisch-katholischen und armenisch-katholischen) Erzbischöfe mit deren Consistorien und Domkapiteln, eines evangelischen Superintendenten und eines Oberlandesrabbiners. An der Spitze der Bildungsanstalten steht die 1784 gestiftete und 1817 erneuerte Franzens-Universität mit einer theologischen, einer rechts- und staatswissenschaftlichen und einer philosophischen Facultät. Die Universitätsbibliothek besteht aus 90,000 Bänden, 400 Handschriften und über 10,000 Münzen und Medaillen. Ein römisch-katholisches und ein griechisch-katholisches Seminar sorgen für die Heranbildung des Klerus. Ferner bestehen zu Lemberg: eine mit reichen wissenschaftlichen Sammlungen ausgestattete technische Hochschule, vier Gymnasien, eine Oberrealschule, eine Lehrer- und eine Lehrerinnen-Bildungsanstalt, eine kunstgewerbliche Fachschule, eine Thierarznei- und Hufbeschlagschule, Forst- und Handelsschule, Taubstummen-, Blindeninstitut und andere Unterrichtsanstalten. Das vom Grafen Ossolinski gegründete Nationalinstitut besitzt eine besonders für die polnische Literatur wichtige Bibliothek mit 81,000 Werken, 3000 Handschriften und über 9000 Stichen und ein Museum alterthümlicher Gegenstände. Diesem großartigen Institute steht das Dzieduszyckische Museum mit seiner reichhaltigen Sammlung von Objecten, welche sich auf die Naturkunde und Ethnographie Galiziens beziehen, zur Seite. Für Kunst und Gewerbe besteht ein städtisches Museum.

Lemberg besitzt eine nicht unbeträchtliche Anzahl von industriellen Etablissements und eine entsprechende Anzahl von Geldinstituten, von welchen die Galizische Actien-Hypothekenbank, die Galizische Creditbank, der Galizische Boden-Creditverein, die Galizische Rustical-Creditanstalt, das Versatzamt, die Sparkasse als besondere Förderungsmittel der Handels- und gewerblichen Interessen hervorragen. Die bedeutende «Dreikönigsmesse» beginnt am Montag nach dem Dreikönigstage und dauert vier Wochen. An die Stelle des blühenden Handels, dessen sich Lemberg infolge seiner günstigen geographischen Lage zwischen dem Schwarzen und dem Baltischen Meere im Mittelalter und noch bis zum vorigen Jahrhunderte erfreute, hat die Stadt in neuester Zeit einen theilweisen Ersatz durch den Eisenbahn-Commissions- und Speditionshandel erhalten, in dem Lemberg gegenwärtig den Knotenpunkt des östlichen Eisenbahnnetzes Galiziens bildet, von welchem fünf Bahnlinien radial auslaufen. Der Handel befindet sich fast gänzlich in jüdischen Händen.

Das altrussinische Lwow, welches nordöstlich von dem heutigen Lemberg stand, war ein unbedeutender Ort, welcher wahrscheinlich von den Mongolen in der Mitte des 13. Jahrh. zerstört worden ist. Südwestlich davon entstand in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. das neue russinische Lwow, indem Fürst Leo seine Residenz hierher verlegte und am Gipfel des südwestlich vom alten Lwow liegenden Berges eine Burg und an dessen südlichem Abhange ein zweites ebenfalls befestigtes Schloß erbaute. Bereits im folgenden Jahrhunderte kam Lemberg unter polnische Herrschaft, indem es im J. 1340 vom Könige

Kasimir von Polen eingenommen wurde. Dieser errichtete, um seine Herrschaft zu behaupten, eine Fremdenlegion aus Deutschen, welche mit den bereits in Lamburg bei Lwow angesessenen Deutschen eine staatsbürgerliche Vereinigung bildeten, welcher der König im J. 1356 das Magdeburger Recht verlieh. Der Name Lamburg wurde von den Deutschen auch auf Lwow übertragen, während der Name Lwow auch Lamburg mit begreift. Lemberg wurde mit demselben Privilegium zur Stadt erhoben. Vom J. 1415 an erscheint in Urkunden der Name Leopolis anstatt des in allen älteren Urkunden vorkommenden Lamburga und wird der Name Leopolis sowol auf den Fürsten Leo als auch auf den im Stadtwappen befindlichen Löwen bezogen. In demselben Jahre erhielt Lemberg vom Könige Wladislaw Jagello bedeutende Gebietsverleihungen, insbesondere die Obszary-gründe, um die Mittel zur Befestigung der Stadt aufzubringen. Das Befestigungswerk derselben aber blieb unvollständig, indem die hierzu entworfenen Pläne nie ganz ausgeführt wurden, und es wurde, nachdem es sich im J. 1704 bei der Belagerung und Einnahme der Stadt durch Karl XII. nicht bewährt hatte, und nachdem Lemberg österreichisch geworden war, gänzlich aufgelassen, indem die österreichische Regierung im J. 1777 die Abtragung der baufällig gewordenen Stadtthore und deren Thürme, sowie die allmähliche Beseitigung und Planirung der Wälle, Basteien und Mauern anordnete. Das untere Schloß wurde vom Kaiser Joseph II. den Landständen überlassen, die dasselbe an die Stadt verkauften, welche es abtrug und den Grund dem Grafen Skarbek zum Bau des neuen Theaters überließ. Das obere Schloß wurde sammt dem Schloßberge von Joseph II. 1786 der Stadt geschenkt, worauf dasselbe als baufällig größtentheils abgetragen wurde. Die in den Jahren 1849 und 1850 hergestellte Neubefestigung der Stadt wurde nach wenigen Jahren wieder aufgehoben.

Lemberg, welches schon vor und zur Zeit Kasimir's des Großen, nachdem die russinischen Fürsten ihre Residenz hierher verlegt hatten, als die Hauptstadt des Landes galt, blühte bald infolge seiner günstigen Lage und der damaligen Handelsverhältnisse als Handelsstation für den Transito empor. Die Stadt sorgte für gute Justizpflege, sodaß das Stadtgericht zum Gerichtshofe der ganzen Provinz bestimmt wurde; sie errichtete bereits 1382 eine öffentliche Schule und ein Kranken- und Siechenspital. Im J. 1411 wurde der Sitz des römischen Erzbischofs von Halicz nach Lemberg verlegt. König Ludwig gewährte im J. 1372 der Stadt freien Handel in Ungarn und Polen und verordnete später, daß die nach der Tatarei reisenden und von dort zurückkehrenden Kaufleute ihren Weg über Lemberg zu nehmen haben und hier ihre Waaren während vierzehn Tage zum Verkaufe ausstellen sollen. Später wurde die weitere Verordnung erlassen, daß die reisenden Kaufleute, welche Lemberg umgehen oder ausweichen wollen, verhaftet und bestraft werden sollen. Im J. 1472 wurde der Stadt das Recht zur Abhaltung zweier Jahrmärkte verliehen. Für die Errichtung von Kirchen, Klöstern und religiösen Stiftungen haben sich besonders der Adel und die Magnaten von der Mitte des 16. bis über die Mitte des 18. Jahrh. hervorgethan.

Lemberg war von den ersten Jahren seiner Gründung bis zur Gegenwart vielen feindlichen Angriffen ausgesetzt, von welchen hier nur der Ueberfälle von seiten der Litauer im J. 1350, ihrer Vertheidigung gegen die Moldauer 1498, gegen die Tataren 1514, Tataren und Kosaken 1648, ihrer Einnahme von den Schweden 1704 in Kürze Erwähnung gethan sein soll. Durch die erste Theilung Polens 1772 fiel die Stadt an Oesterreich. Vgl. Bredetzky, «Lemberg», in den «Vaterländischen Blättern», Jahrgang 1809, S. 363; ferner Skizze von Lemberg ebendaselbst Jahrgang 1812, S. 544—551 und Jahrgang 1813, S. 579—584; Chodnicki, «Historya miasta Lwowa» (Lwow 1829); Zimorowicz, «Historya miasta Lwowa» (Lwow 1835); Rasp, «Beiträge zur Geschichte der Stadt Lemberg», im «Archiv für österreichische Geschichte», Bd. 43, 1870, S. 373—504). *(F. Grassauer).*

Lemchen (Simon), s. Lemnius.

LEMGO, Stadt im Fürstenthume Lippe, an der Bega, 115 Meter über dem Meere, 11 Kilom. nördlich von der Landeshauptstadt Detmold, Centralpunkt des lippeschen Straßennetzes, Sitz eines Amtsgerichts, mit (1885) 6446 meist protestantischen Einwohnern. Unter den öffentlichen Gebäuden sind erwähnenswerth: die St.-Nikolaikirche (mit 2 Thürmen) und die St.-Marienkirche, frühgothische Hallenkirchen, beide aus dem 13. Jahrh.; das stattliche Rathhaus mit gothischem Mittelgiebel, die Flügel in reicher Renaissance; zwei fürstliche Schlösser; der Annenhof (Sitz der Aebtissin des Jungfrauenstiftes) und der Lippehof (Gymnasium), außerdem zahlreiche Giebelhäuser im Renaissancestil (aus dem 16. und 17. Jahrh.). Es befinden sich hier: Jungfrauenstift seit 1306 mit einer Aebtissin (Prinzessin aus dem regierenden Hause) an der Spitze; Gymnasium (seit 1583) mit Realklassen, höhere Töchterschule, Anstalt für blödsinnige Kinder, Kloster zur Aufnahme für alte Frauen, Beguinenhaus. Lemgo ist die gewerbsamste Stadt des Fürstenthums. Man betreibt Fabrikation von Pfeifenköpfen und Cigarrenspitzen aus Meerschaum, Leinen- und Wollenweberei, Wagenbau, Cigarrenfabrikation, Holzschneiderei, Gerberei, Bierbrauerei. Außerhalb der Stadt (im Amtssitz Brake) ist die Landes-Irrenheilanstalt mit Privatinstitut für Gemüthskranke. Dem berühmten Reisenden Engelbrecht Kämpfer, der hier geboren und als Leibarzt des Grafen zur Lippe gestorben, ist in den Promenaden (ehemaligen Festungswällen) ein Denkmal errichtet.

Lemgo ist eine der ältesten Städte in Norddeutschland. Es erhielt schon im 12. Jahrh. Stadtrechte, die durch Stadtprivileg vom 8. Jan. 1245 durch den Grafen Bernhard III. von Lippe bestätigt wurden. Rasch emporblühend, erhob sich Lemgo zum stimmberechtigten Mitglied der Hansa. Insbesondere blühte die Tuchmacherei. Im Anfang des 13. Jahrh. bestand hier eine Münzstätte. Auch in geistiger Hinsicht stand die Stadt hoch. Vor

1560 war hier eine Druckerei im Gange. Der Dreißigjährige Krieg zerstörte diese Blüte so, daß von der Stadt kaum mehr als der Name übrig blieb. Dazu erlangte es später, als der Aufbau wieder begann, eine traurige Berühmtheit durch seine Hexenprocesse.

(A. Schroot.)

Lemming, nordische Wühlmäuse, s. Myodes.

LEMNACEEN, eine von Link aufgestellte Pflanzenfamilie der Monokotyledonen, welche von einigen Systematikern mit den Araceen vereinigt, von andern mit Pistia, einer in der Tracht etwas abweichenden Aracee, dieser Familie gegenübergestellt wird. Unter den Monokotylen und somit unter den Phanerogamen überhaupt nimmt sie wegen ihrer einfachsten Organisation unstreitig die niedrigste Stufe ein, und dürfte mit den Najaden und Potameen, insbesondere mit Zostera am nächsten verwandt sein. Ihre Charakteristik läßt sich folgendermaßen zusammenfassen: Blüten einhäufig, ohne Blütenhüllen, Blütensprosse verkürzt, eine weibliche, aus einem Pistill bestehende Gipfelblüte und 1—2 männliche aus je einem Staubfaden bestehende Seitenblüten tragend. Staubbeutelfächer kugelig, in Querspalten aufspringend. Fruchtknoten sitzend, einfächerig, in einen breittrichterförmigen Griffel verschmälert, Narbe einfach. Eichen 1—7, dem Grunde des Fruchtknotens eingefügt, aufrecht oder horizontal, gegenläufig, halbgegenläufig oder geradläufig, mit 2 Integumenten. Frucht ein zarthäutiger, nicht aufspringender, 1—7samiger Schlauch. Samen mit dicker, fleischiger, äußerer und zarter innerer Samenhaut; der Scheitelheil der letztern dicker, bei der Keimung als Samendeckel durch einen queren Riß sich ablösend. Keimling mittels eines kurzen Trägers an der Innenfläche des Samendeckels hängend, sonst allseitig von einem sparsamen stärkemehlhaltigen Endosperm umgeben und mit rückwärts gerichtetem Knöspchen.

Hierher gehören kleine, bisweilen sogar äußerst winzige, aber heerdenweise in stehenden oder langsam fließenden Gewässern schwimmende, fast über die ganze Erde verbreitete, ausdauernde, bei uns unter dem Namen «Wasserlinsen, Entenflott oder Entengrün» bekannte Gewächse, welche entweder ganz blattlos oder mit sehr rudimentären Blättern versehen sind, aber blattartig ausgebreitete Stengel besitzen, die sich in zwei oder mehrere blattartige Theile verzweigen.

Linné kannte aus dieser Familie nur die 5 in Deutschland vorkommenden Arten, Lemna minor, trisulca, gibba, polyrrhiza und arrhiza, welche letztere zu der jetzt ziemlich allgemein angenommenen, durch den Mangel einer Wurzel bemerkenswerthen Gattung Wolffia gerechnet wird. Schleiden trennte hiervon noch zwei andere Gattungen ab, nämlich Spirodela, wozu er Lemna polyrrhiza zog, und Telmatophace mit Lemna gibba. Letztere verdient am wenigsten als besondere Gattung anerkannt zu werden, während erstere auch in der ausgezeichneten Monographie dieser Familie von Hegelmaier, welcher wir hier im wesentlichen folgen, als solche angenommen ist.

Die Gattung Lemna wird von Hegelmaier in folgender Weise charakterisirt: Sproß einwurzelig. Blätter unentwickelt. Die zwei nach oben gekehrten Wirtelblattachseln fruchtbar. Antherenhälften mit zwei übereinander gestellten Fächern, mit Querritzen aufspringend. Im Fruchtknoten 1—6 anatrope, hemianatrope oder fast atrope Samenknospen. Samen eiförmig, gerippt oder facettirt. Endosperm 1—3schichtig. In den verschiedensten vegetativen und generativen Theilen nadelkrystallführende Zellen. Sproß mit einem Mittelnerven, ohne oder mit 1—2 jederseits vom Knoten abgehenden Seitennerven, Wurzel gefäßlos. Sprossstiel immer mit dem zugehörigen Sproß verbunden. Ueberwinterung durch lufthöhlenhaltige, nicht niedersinkende Sprosse. — Die Gattung zerfällt in die beiden Untergattungen Hydrophace und Telmatophace. Zu ersterer gehören Lemna trisulca *L.*, L. valdiviana *Philippi*, L. perpusilla *Torrey*, L. paucicostata *Hegelmaier*, L. angolensis *Welwitsch* und L. minor *L.*, zu letzterer nur L. gibba *L.*

Die Gattung Spirodela erhält dagegen folgende Charakteristik: Vorblatt des Sprosses und ein Wirtelblatt niederblattartig entwickelt, am Grund miteinander zusammenhängend, beide unfruchtbar, die zwei andern Wirtelblattachseln fruchtbar. Wurzeln mehrere. Im Fruchtknoten zwei umgewendete Samenknospen. Frucht zwei- bis mehrsamig. Im Sproß mehrere Seitennerven; in diesen und im Mittelnerven Gefäßzellen. In verschiedenen Theilen nadelkrystallführende Zellen, neben ihnen in der Achse und zum Theil im Blatt krystalldrusenführende Zellen. In den Wurzeln ein Gefäß. Hierzu werden 1) Lemna oligorrhiza *Kurz* (mit Einschluß von L. melanorrhiza *Ferd. Müller*, L. pleiorrhiza *Ferd. Müller* und L. javanica *Bauer*) und 2) Lemna polyrrhiza *L.* (mit Einschluß von L. bannatica *Waldstein* und *Kitaibel*, L. orbicularis *Kitaibel*, L. orbiculata *Roxburgh* und L. major *Griffith*).

Aus der Gattung Wolffia, deren Mitglieder keine Wurzeln, nur einen anfangs sehr kurzen, erst nach dem Verblühen gestreckten Staubfaden und eine aufrechte, geradläufige Samenknospe besitzen, sind 12 in Europa, in Ostindien, im tropischen Afrika und Amerika einheimische Arten bekannt. *(A. Garcke.)*

LEMNIUS (Simon), als hervorragender Humanist und erster lateinischer Uebersetzer der Odyssee, wie durch seine Streitigkeiten mit Luther berühmt, ward am Anfange des 16. Jahrh. im graubündnerischen Münsterthal im Gericht oberhalb der Calven geboren. Den Gelehrtennamen Lemnius, von Freunden zu Lemichen oder Lemichen umgewandelt, scheint er von seinem mütterlichen Großvater (Lemm) angenommen zu haben. Sonst legt er sich auch andere Namen bei, wie Monasteriensis, Pisäus, Dengadinus, Rheticanus, Rhetus Canus. Ursprünglich hieß er Simon Margadant Emporicus, auch lateinisirend Mercatorius, Mercator. Nach dem frühen Tode seiner Aeltern entriß der Mann seiner Schwester ihm sein Besitzthum; des armen Knaben nahm sich vielleicht der Bischof von Chur, Paul Ziegler, an. In den Jahren 1532 und 1533 treffen wir den armen Schüler in München und Ingolstadt studirend; ein Freund nennt ihn «die

Zierde des Etschgaues», nachdem er 1531 seine erste lateinische Dichtung, dem Markgrafen Joachim von Brandenburg gewidmet, herausgegeben hatte: «Episodia de Joachimo Marchione Brandenburgensi et ejus conjuge». Im J. 1534 ist er in Wittenberg, mit Georg Sabinus, dem späteren Schwiegersohne Melanchthon's, eng verbunden, von Melanchthon selbst beschützt und geschätzt. Dieser verschaffte dem gelehrten Romanen unentgeltlich die Magisterwürde und dachte wol daran, ihm eine Professur in Wittenberg zukommen zu lassen. Lemnius wollte sich noch andere Gönner erwerben und ließ 1538 durch Sabinus zwei Bücher Sinngedichte veröffentlichen. Die Widmung an den Erzbischof und Kurfürst Albrecht von Mainz zog Lemnius aber die gefährliche Feindschaft Luther's zu, der am Treiben der fröhlichen humanistischen Poeten ohnehin manches auszusetzen hatte. Melanchthon, der wahrscheinlich die Epigramme in der Handschrift gelobt hatte, fand nun mit Luther plötzlich Anstößiges in den harmlosen Versen, ließ als Rector das Büchlein confisciren, und bald wurde die Sache so ernst, daß Lemnius für gerathen fand, durch Flucht sich der weiteren Untersuchung zu entziehen. Luther predigte, daß der Schandpoetaster und ehrlose Bube von Rechts wegen seinen Kopf verlieren sollte (Luther's Werke, herausg. von Walch, 14. Band). Nachdem der poetische Uebelthäter in aller Form zweimal vorgeladen und nicht erschienen war, wurde er relegirt. Da Lemnius ohne sein Verschulden in diese Lage gerathen war, suchte er nunmehr seine Strafe nachträglich auch zu verdienen. In Halle, wo Kurfürst Albrecht sich des unschuldig Verfolgten annahm, gab Lemnius seine Epigramme neu heraus, nun um ein Buch vermehrt, in dem er Luther's Feindseligkeit erwiderte. Zugleich ließ er erscheinen: «Apologia Simonis Lemnii Poetae Vitebergensis, contra decretum, quod imperio et tyrannide M. Lutheri et Justi Jonae Viteberg. Universitas coacta iniquissime et mendacissime evulgavit» (wieder abgedruckt bei Hausen, «Pragmatische Geschichte der Protestanten in Deutschland»). Ueber die erlaubte Abwehr ging Lemnius hinaus, indem er seine genaue Kenntniß der Personen und Verhältnisse zu einer über alle Maßen schmutzigen Schmähschrift verwerthete; er ließ mit einer Widmung an Luther «totius Saxoniae Primatem, per Germaniam Prophetam», erscheinen «Lucii Pisaei Juvenalis Monachopornomachia» (wieder abgedruckt in W. Murr's «Neuem Journal zur Literatur und Kunstgeschichte», 1799). «Der Mönchshurenkrieg» ist in dramatischer Form und keineswegs witzlos. An Angriffen auf Lemnius fehlte es infolge dessen nicht, und als ein Pasquillant der schlimmsten Sorte stand er in übelm Rufe, bis 1753 Lessing in seinen «Kritischen Briefen» (1—8; in der Hempel'schen Ausgabe im 8. Bande) siegreich seine Rettung durchführte und Luther's nicht gerechtfertigtes Verfahren beleuchtete.

Lemnius entging glücklicherweise weiterer Polemik, indem er noch 1538 einem Rufe nach Chur Folge leistete. Mit 50 Goldgulden Gehalt ward er an der von Bullinger gegründeten Schule des Predigerklosters St.-Nikolaus angestellt. Hier wirkte er zehn Jahre lang als Lehrer und erwarb sich zahlreiche Freunde, doch wissen wir von seiner Lehrthätigkeit nichts, als daß er einmal auch den Cäsar mit seinen Schülern las. Schriftstellerisch war er ungemein fleißig. «Sein Genie», so rühmt Lessing, «trieb ihn zur römischen Dichtkunst, und mit einer ziemlich beträchtlichen Stärke darin verband er eine gute Kenntniß der griechischen Sprache, was damals noch etwas Seltenes war.» Zunächst gab er heraus eine «Elegia in commendationem Homeri de bello Trojano» (1539), das erste bedeutende Zeugniß seiner Homerstudien. Als reife herrliche Frucht derselben ging 1549 aus den baseler Pressen hervor «Odysseae Homeri Libri XXIV nupera Simone Lemnio Emporico Raeto Curiensi Heroico Latina carmine facti et a mendis quibusdam priorum translationum repurgati. Accessit et Batrachomachia Homeri, ab eodem secundum Graecum Hexametra Latinitate donata.» Gewidmet ist die Arbeit dem französischen König Heinrich II., und eine zweite Auflage erschien auch zu Paris 1581. Es scheint ihm für diese bedeutende Leistung weder in der Heimat, noch in Frankreich und Italien an Anerkennung gefehlt zu haben. Außer der Odyssee übertrug er auch noch die «Periegesis» des Dionysius und die «Carmina aurea» des Pythagoras ins Lateinische. Zweifelhaft erscheint, ob ein Gedicht auf Joannes Frisius, eine Schrift «Academia Gallica» und «Ethica, sive de virtutibus moralibus libri IV» auch wirklich von ihm herrühren. Den Dichterlorbeer, den ihm die Akademie von Bologna weihte, hat er durch seine eigenen Dichtungen wohl verdient. Im J. 1542 ließ er erscheinen «Simonis Lemnii Poetae Amorum Libri IV»; ferner «Bucolicorum Aeglogae quinque»; ein Stück der Bucolica ist die selbständig abgedruckte «Iter Helveticum» («Anzeige für schweizerische Geschichte», 1862). Sein poetisches Hauptwerk dagegen hat er nur handschriftlich hinterlassen: «Libri IX de bello Suevico ab Helvetiis et Rhaetiis adversus Maximilianum Caesarem 1499 gesto rhytmis». Ueber das Handschriftenverhältniß und italienische Uebersetzung im «Anzeiger für schweizerische Geschichte», 1860, 1862 und 1863. Erst 1792 und 1797 wurde ein höchst erbärmlicher, theilweiser Uebersetzungsversuch gedruckt. Der lateinische Text der «Rhaeteis» wurde erst 1874 von Placidus Plattner auf Veranstaltung der historisch-antiquarischen Gesellschaft Graubündens gedruckt; Plattner, der seiner Ausgabe eine Biographie des Dichters voranschickte, hat auch eine deutsche Uebersetzung des Epos herausgegeben (Chur 1882). Eine neue Ausgabe des lateinischen und italienischen Textes bereitet Herm. Hagen vor. Historisch getreu verfährt Lemnius in seinem vaterländischen Heldengedichte nicht («Jahrbuch für schweizerische Geschichte», 1883, «Benedikt Fontana, eine schweizerische Heldenlegende»), obwol schweizerische Historiker ihn als Quelle benutzten. Lemnius' Vater selbst hatte in diesem Kriege mitgefochten, und, wie das Gedicht aus patriotischer Gesinnung entstanden, so wirkte es, in Handschriften verbreitet, wieder mächtig auf des Dichters Landsleute ein. Die Hexa-

meter sind tadellos, wie Lemnius als Versküustler überhaupt eine hohe Stellung einnimmt. Eigentlich dichterische schöpferische Kraft kann man ihm trotz seines poetischen Schwunges nicht nachrühmen. Er selbst wurde 1550 bereits von der Pest hinweggerafft, vor der er schon früher einmal sich nach Basel geflüchtet hatte. In seinem selbstverfaßten Epitaphium nennt er sich «praeclarus carmine vates». Sein Bildniß ist der Biographie in Pantaleon's «Prosopographie», III, beigegeben. Am ausführlichsten hat über ihn gehandelt Gg. Th. Strobel, «Leben und Schriften Simonis Lemnii» in den «Neuen Beiträgen zur Literatur besonders des 16. Jahrhunderts» (Nürnberg 1792), III, 1, 3—156).

(Max Koch.)

LEMNOS, türkische Insel, im nördlichen Theile des Aegäischen Meeres, südlich von der thrakischen Küste, ostsüdöstlich von dem Vorgebirge Athos, dessen Schatten bis auf den Markt der Stadt Myrina fallen sollte, südöstlich von Imbros gelegen (ἡ Λῆμνος, vgl. Ilias I, 593, II, 722, V, 128; *Hekat.* fr. 102; *Scyl.* p. 27; *Herodot.* IV, 145; *Strabo*, II, p. 124, VII, p. 330; *Pausan.* VIII, 33; *Ptolem.* III, 13; *Mela*, II, 7, 8; *Plin.* IV, 23, 12, XXXVI, 13), die von den Alten gewöhnlich noch mit zu Thrakien gerechnet wurde, ist von Westen nach Osten etwa 30 Kilom. lang, von Norden nach Süden 15 Kilom. breit, und hat 506 □Kilom. Flächeninhalt. Lemnos ist fast durchaus Bergiusel und in der Gegenwart arm an Baumwuchs; aber sie ist dabei für Getreide und besonders für Weinbau trefflich geeignet. Die Insel gilt als wesentlich vulkanischen Ursprungs, wie sie denn auch bei den Alten dem Hephästos geweiht war, und in ältester Zeit den Namen Aithalia führte (*Polyb.* bei *Steph. Byz.* und Etym. magnum s. v. Αἰθάλη). In letzterer Hinsicht ist wiederholt die Vermuthung aufgestellt worden, daß in vorhistorischer Zeit der östliche Theil der Insel mit dem berühmten feuerspeienden Berge Moschylos durch einen gewaltigen vulkanischen Ausbruch vernichtet und in die Tiefe des Meeres versunken sei. Sonst wird gewöhnlich der Hügel Moschylos im Nordosten der Insel bei der Stadt Hephästia für einen seit uralter Zeit erloschenen Vulkan gehalten. Nach neuerer Ansicht ist dabei jedoch nur an ein sogenanntes «Erdfeuer» zu denken. Namentlich dieser Berg und seine Nachbarschaft liefert in Masse das Hauptproduct der Insel, die berühmte lemnische, röthliche Siegelerde (μίλτος, terra Lemnia oder sigillata), die theils als Farbstoff dient, theils von den Aerzten als Heilmittel für veraltete Wunden und Schlangenbisse benutzt wurde und von den Griechen und Türken noch heute dazu verwendet wird (*Galenus*, De simpl. Med. fac. IX, 1; *Plin.* N. H. XXXV, 13, 6. 14, 6). Galenus meldet als Augenzeuge aus der zweiten Hälfte des 2. Jahrh. n. Chr., daß eine bestimmte Quantität dieser Erde alljährlich (wie noch gegenwärtig allemal am 8. August) in feierlicher Procession von den Priestern abgeholt wurde, die dann die einzelnen Portionen mit dem Bilde der Artemis bezeichneten und an jedermann verkauften. Vgl. Forbiger s. v. in Pauly's «Realencyklopädie der classischen Alterthumswissenschaft», Bd. 4, S. 910 fg.; Neumann und Partsch, «Physikalische Geographie von Griechenland» (Breslau 1885), S. 314—318, 338, 339.

Als die ältesten Bewohner dieser Insel galten den Griechen wilde thrakische Barbaren, die sogen. Sintier (vgl. Ilias I, 594; Od. VIII, 294; *Strabo*, X, p. 457, XII, p. 549); auf den thrakischen Namen der «Großen Göttin», der Mutter Erde, führte man auch (nach *Hekat.* fr. 102 bei *Steph. Byz.* l. l.) den später gewöhnlichen der Insel, nämlich Lemnos, zurück (Forbiger, S. 911). Griechisch wurde die Insel, wie auch das benachbarte Imbros — die in ältester Zeit auch den Phönikern als Stationen gedient hatten — infolge der durch die thessalisch-dorische Wanderung veranlaßten Erschütterung auf dem griechischen Festland, durch welche gegen Ende des 11. Jahrh. v. Chr. Minyer von Orchomenos und Pelasger aus dem Flußgebiet des Peneios nach diesen Inseln zu wandern bestimmt wurden (vgl. *Herod.*, 4, 145 fg. 5, 26, 6, 138; *Thucyd.* 4, 109; M. Duncker, «Geschichte des Alterthums», 5. Aufl., Bd. 5, S. 180 fg. u. 355). Später als die meisten übrigen Inseln in den östlichen Strichen des Aegäischen Meeres, nämlich erst 512 v. Chr., wurde Lemnos mit seinen Städten Hephästia auf der nördlichen und Myrina auf der südwestlichen Seite durch den persischen Fürsten Otanes dem Großkönig Dareios I. unterworfen (*Herodot.* V, 26). Als nachher der ionische Aufstand gegen Ende des J. 500 v. Chr. die Herrschaft der Perser im Aegäischen Meere erschütterte, eroberte der auf dem thrakischen Chersonnes damals gebietende Fürst Miltiades Lemnos und Imbros für Athen, und behauptete sie zunächst bis 494 v. Chr. (Duncker a. a. O., Bd. 4, S. 529, 558; Bd. 6, S. 537; Bd. 7, S. 64 fg.). Nach der Niederlage der Perser bei Mykale tritt Lemnos mit Imbros wieder zu der griechischen Sache über, und erscheint bestimmt seit 476 unter der Hoheit der an der Spitze des Delischen Bundes stehenden Athener (Duncker, «Geschichte des Alterthums», Bd. 7, S. 366 und Neue Folge, Bd. 1, S. 56). Seit 448 v. Chr. gründete ferner Perikles auf dieser durch ihre reiche Fruchtbarkeit wie durch ihre geographische Lage so wichtigen Insel eine der stärksten Kleruchien des attischen Volks (vgl. Duncker, Bd. 7, S. 65, und Neue Folge, Bd. 2, S. 105 und 229 fg.). Die hier ausgehobenen Truppen gehörten zu Athens besten Streitkräften. Ueberhaupt verwuchs Lemnos, wie Imbros und Skyros so eng mit dem attischen Staate, daß es (eine kurze Zeit nach der Katastrophe bei Aegos-Potamos ausgenommen) demselben dauernd zugehört hat, doch wahrscheinlich bis zum Jahre 262, wo der jämmerliche Ausgang des Chremonideischen Krieges Athens alte Macht für immer vernichtete. Fortan makedonischer Besitz, wurde Lemnos den Athenern durch die Römer 166 v. Chr. nach der völligen Zertrümmerung des Makedonischen Reiches wieder zugesprochen; so blieb es auch noch während der römischen Kaiserzeit (vgl. A. Schäfer, «Demosthenes und seine Zeit», 2. Ausg., 1887, Bd. 3, S. 389; G. Hertzberg, «Griechenland unter den Römern»

Thl. 1, S. 84, 136, 219, 312, 502). Geographisch aber wurde die lemnische Inselgruppe fortan, jedenfalls im 2. Jahrh. n. Chr., zu der makedonisch-thessalischen Provinz des Römischen Reiches gezählt (vgl. Hertzberg a. a. O., Bd. 2, S. 299).

Die Insel Lemnos, die in einer Zeit, wo Athen immer mehr aufhörte, auch nur noch eine Art schattenhafter Autonomie innerhalb des Römischen Reiches zu bewahren, im J. 267 n. Chr., wie noch viele andere Inseln und Seestädte, durch Gothen und Herulen schwer heimgesucht wurde (Hertzberg, Bd. 3, S. 169 und 277) schon in Konstantin's des Großen Zeit Sitz eines christlichen Bischofs war, ist nach ihrem spätern Uebergange an das Oströmische Reich — seit der Zeit, wo die byzantinische Themen-Verfassung zur Ausbildung gelangt war, jedenfalls seit dem ersten Drittel des 8. Jahrh., ein Glied des «Αἰγαίου πέλαγος» genannten Themas, während die Insel seit der Zeit der Konstantiner zu Achaja gehört hatte (vgl. Bursian, «Geographie von Griechenland», Thl. 2, S. 353). Allmählich zum Erzbisthum erhoben, im J. 900 schwer heimgesucht durch den gefürchteten moslemitischen Korsaren Leo von Tripolis, der jedoch im J. 924 bei Lemnos durch den byzantinischen Admiral Johannes Radinos aufs Haupt geschlagen wurde, gerieth die Insel nach der Zertrümmerung des Byzantinischen Reiches durch den lateinischen Kreuzzug, 1207, in die Hände des Venetianers Filocalo Navigajoso, und wurde erst durch die Paläologen 1269 wieder für das neu erstandene griechische Reich zurückgewonnen. Als Lohn für seine tapfere Hülfe gegen die Osmanen bei ihrer entscheidenden Belagerung Konstantinopels durch Kaiser Konstantin XI. 1452 dem Genueser Guglielmo Longo Giustiniani zugesagt (vgl. G. Hertzberg, «Geschichte Griechenlands seit dem Absterben des antiken Lebens», Bd. 2, S. 536 und 538) wechselte nach dem Falle der alten Weltstadt der Besitz von Lemnos wiederholt zwischen Italienern und Osmanen, bis endlich die letzteren seit 1479 dauernd hier ihre Herrschaft begründen konnten (Hertzberg a. a. O., Bd. 3, S. 8). Die Russen, welche unter Alexei Orlow im Kriege des Jahres 1770 die heutige Hauptfestung der Insel nach langer Belagerung am 6. Oct. zur Ergebung zwangen, verloren sie schon nach drei Tagen wieder an den damaligen Kapudan-Pascha Hassan-Ghasi-Dschesairli (S. 238). Gegenwärtig bildet die Insel, welche bald Limno oder Limni, bald Stalimene (d. i. εἰς τὸν Ἄθω ν) genannt wird, ein Liva des Vilajets Dschesairi-Bahri-Sefid; Hauptort ist jetzt Limno (oder Kastro), welches die Stelle des alten Myrina einnimmt, Sitz eines Bischofs ist und 2000 Einwohner zählt. Reich an Getreide, Oel, Seide, Reben, Feigen, Honig und Wachs, hat die ganze Insel gegenwärtig etwa 15,000 meist griechische Einwohner. — Vgl. E. Rhode, «Res Lemniacae» (Breslau 1829), und A. Conze, «Reise auf den Inseln des Thrazischen Meeres» (Hannover 1860). *(G. Hertzberg.)*

LEMURES, gleichbedeutend mit den Larvae, waren wahrscheinlich in den ältesten römischen Zeiten die Geister der Verstorbenen überhaupt (*Ovid.* fast. 5, 483; *Serv.* Aen. 3, 63; *Apulej.* de D. Socr. p. 152); später jedoch wurden Lemures und Larvae für die als Gespenster in der Nacht umgehenden bösen, quälenden Geister angesehen (*Augustin.* de C. D, 9, 11), die man an den Lemurien zu sühnen pflegte, s. Art. Larvae. Das Sühnfest Lemuria soll nach *Ovid.* fast. 5, 445 fg. zur Beruhigung des erschlagenen Remus, dem bei der Bestattung sein volles Recht nicht widerfahren war, von Romulus gestiftet und zuerst Remuria genannt worden sein. An diesen Tagen waren alle Tempel geschlossen und man vermied alle Heirathen. *(H. W. Stoll.)*

LENA, der bedeutendste Fluß Ostsibiriens, entwässert die weitausgedehnten, von Plateauerhebungen, Berg- und Gebirgsketten vielfach durchzogenen Landschaften zwischen dem Jablonoi- und Stanowoi-Gebirge, sowie den Werchojanischen und Charaulach-Bergen einerseits und den wasserscheidenden Höhen gegen Jenissei und Olonek andererseits. Das so umgrenzte Stromgebiet umfaßt nach A. E. Nordenskiöld's Berechnung ein Areal von 2,395,000 □Kilom. oder 43,500 □Meilen. Es steht somit demjenigen des benachbarten Jenissei (2,712,000, resp. 49,250) nur wenig, beträchtlich dagegen demjenigen des Ob (3,445,000, resp. 62,560) an Größe nach. Im Gegensatz zu den beiden letztgenannten westsibirischen Riesenströmen, welche mit ihren Quellflüssen tief in das Innere des centralasiatischen Hochlandes hineingreifen, ist das Stromsystem der Lena ausschließlich auf die Nordabdachung jener centralen Massenerhebung beschränkt. Die Lena sowol als auch der Witim, der zweite Quellfluß, entspringen auf der Nordseite der Gebirgsumwallung Centralasiens: die Lena auf der Nordwestabdachung des Baikalgebirges, nur 30 Werst von dem gleichnamigen See entfernt, der Witim auf dem diesen See östlich umrandenden Witim-Plateau. Beide an Stromlänge und Wasserführung ziemlich gleichwerthigen Flüsse durchströmen in ihrem Oberlaufe bis zu ihrer Vereinigung ein mannichfaltig gestaltetes Berg- und Gebirgsland. Ihr Lauf ist dem entsprechend hier rasch und wild, und vielfach von Strudeln, Stromschnellen und Felsinseln unterbrochen. An zahlreichen Stellen treten die zunächst aus Schiefern und Sandsteinen, weiter abwärts aus Kalksteinen bestehenden Felsmassen in malerischen Formen unmittelbar bis an die Flußufer heran; so namentlich da, wo der Witim in engen Querthälern die sich seinem nordwestlich gerichteten Laufe entgegenstellenden Gebirgsketten durchbricht, sowie an der Lena 250 Werst unterhalb Kirensk, wo die sogenannten «Backen», etwa 30 Met. hohe senkrechte Kalkfelswände, den Fluß einengen. Trotzdem ist die Lena, wenn auch nur für kleinere Fahrzeuge, bis auf 150 Werst unterhalb der Quelle, bis zu dem Dorfe Katschuga schiffbar, während der Witim nur bis zu der großen Stromschnelle Diljunuran, etwa 575 Kilom. oberhalb seiner Vereinigung mit der Lena, befahrbar ist. Die Lena besitzt bei Katschuga eine Breite von etwa 30 Faden bei einer Tiefe des Fahrwassers von 2 Met.

Unterhalb des Zusammenflusses von Lena und Witim bei Witimsk beginnt der Mittellauf des Stromes, welcher die etwa 1420 Werst lange Strecke bis zur

Einmündung des Aldan und Wilui unterhalb Jakutsk umfaßt. Der Gebirgscharakter der Landschaft tritt mehr und mehr zurück, die Flußufer werden flacher und nur noch selten stellen sich felsige Steilufer ein. Ein solches findet sich namentlich zwischen Witimsk und Olekminsk, wo auf eine weite Strecke hin mächtige horizontal geschichtete Kalkbänke, vielfach säulen- und ruinenförmig zerrissen, die «Colonnaden der Lena», den Fluß begleiten. Bei Olekminsk hat der Strom bereits eine Breite von 1 Werst erreicht; zahlreiche flache Inseln liegen namentlich gegen Jakutsk hin in dem Flußbette verstreut.

Bedeutendere Zuflüsse auf dieser Strecke des Mittellaufs sind: die Olekma und der Aldan auf der rechten, der Wilui auf der linken Seite. Der erstere, ein reißender Fluß, ähnlich wie der benachbarte Witim, aber fast doppelt soweit aufwärts befahrbar, entspringt nahe der dem Amur tributären Nertscha auf der Nordabdachung des Jablonoigebirges. Demselben Gebirge entströmt weiter im Nordosten der wasserreiche Aldan. An der Mündung der von dem Stanowoigebirge herabkommenden Maja bereits 300 Faden breit, erreicht derselbe die Lena in der stattlichen Breite von $1^1/_2$ Werst. Die schiffbare Strecke des nur in seinem obern Laufe reißenden, durch die Schmelzwasser des Frühlings bis über 10 Met. anschwellenden Flusses beläuft sich auf 1500 Kilom., diejenige seiner Nebenflüsse, der Maja und der Amga, 500 resp. 550 Kilom. Der Wilui endlich entspringt dem See Tsingei und ergießt sich nach einem Laufe von etwa 2000 Werst von Westen her kurz unterhalb der Aldan-Mündung in die Lena. Er durchströmt eine westöstlich verlaufende breite Senke Ostsibiriens, welche sich nach Osten zu in dem Aldan-Thale bis zum Stanowoigebirge fortsetzt und den Wanderzügen der Eingeborenen sowol wie den Handelswegen der eingewanderten Russen ihre Richtung zum Ochotskischen Meere anweist, welches beim Hafenplatz Ajan nur 29 Meilen von dem Endpunkt der Schiffbarkeit des Aldan und der Maja entfernt liegt. Der Wilui ist in seinem untern, oft über 1 Werst breiten, inselreichen Laufe etwa 1000 Kilom. aufwärts bis zu der großen Stromschnelle Ulochan schiffbar. Wie der Aldan ist auch er im Frühjahr von starken Schwellen und Ueberschwemmungen heimgesucht.

Unterhalb der Wilui-Mündung beginnt der Unterlauf der Lena, in welchem der Strom nur noch unbedeutende und schwächliche Zuflüsse empfängt. Das Gefälle ist ein äußerst geringfügiges: bereits bei Jakutsk, also nach nahezu 200 geographischen Meilen oberhalb der Mündung, liegt der Flußspiegel nur 160 Met. hoch. Die bis dahin die Ufer begleitenden Urwälder lichten sich mehr und mehr, unter 66° nördlicher Breite überschreitet der Strom die Waldgrenze. Jenseits 72° beginnt das weit in das flache sibirische Eismeer vorgebaute, ein Areal von etwa 22,000 □Kilom. umfassende Delta der Lena.[1] Der Absatz der Flußsinkstoffe vollzieht sich gegenwärtig hauptsächlich auf der Nordost- und Ostseite. Hier verändert sich infolge dessen die Gestalt des Alluvialgebietes am raschesten, zeigen deshalb die Karten die beträchtlichsten Abweichungen. In diesem Delta theilt sich die Lena in zahlreiche kleinere und 7 größere Mündungsarme, den Anataatysch, Bjelkoi, Tumansky, Kichistach, Trofimowsky, Kischlach und Bykowskoi. Letzterer ist der weitaus breiteste und tiefste Arm, dessen Wassermasse in Gestalt eines mächtigen Süßwasserstromes bis gegen die nordöstlich vorgelagerten neusibirischen Inseln verläuft. Er gewährt daher die beste Einfahrtsstraße in den Fluß, wenn auch in ihm ebenso wie in den andern Mündungsarmen Barren von Sinkstoffen und Treibholz der Schiffahrt vielfach Hindernisse bereiten.

Die Lena bildet infolge ihres Wasserreichthums, ihrer weiten Verzweigungen, ihrer Befahrbarkeit bis tief in das Herz des Landes hinein ein wichtiges Glied des großartigen Communicationssystems der sibirischen Wasserstraßen. 4830 Kilom. der Lena selbst und 5320 Kilom. ihrer Zuflüsse sind schiffbar. Dazu kommt, daß sich die Quell- und Nebenflüsse an zahlreichen Stellen mit denjenigen des Jenissei förmlich die Hand reichen, sodaß in manchen Fällen durch nur unbedeutende Kanalanlagen eine Verbindung beider Stromsysteme herbeigeführt werden könnte. Wie Ob und Jenissei, so leidet aber auch die Lena, bei ihrer Lage inmitten des Gebietes strengster Winterkälte (Jakutsk unter 62° 1′ hat eine mittlere Januar-Temperatur von —42,8° C. aufzuweisen, als absolutes Minimum sind — 62° beobachtet), unter dem Verhängniß, des größten Theil des Jahres durch Eisbedeckung für die Schiffahrt verschlossen zu sein. Durchschnittlich nur 4—5 Monate, vom Juni bis October, ist der Fluß eisfrei. In dieser kurzen Zeit entwickelt sich aber bereits jetzt, trotz der spärlichen Bevölkerung des Landes — die Zahl der Bewohner des ganzen Lenagebietes beziffert sich einschließlich der neben den Russen dort ansässigen Jakuten und Tungusen auf wenig über 300,000 Seelen — ein ziemlich lebhafter Handelsverkehr nicht nur mit Hunderten von kleineren Fahrzeugen, sondern auch mit mehreren Dampfern. Eine ihrer Ausdehnung entsprechende Bedeutung als Wasserstraße würde die Lena aber erst dann gewinnen, wenn es gelänge, dieselbe durch Einleitung eines regelmäßigen Dampferverkehrs durch das sibirische Eismeer mit den Bahnen des Weltverkehrs in Verbindung zu bringen. Einer solchen aber stellen sich in noch höherem Grade als beim Ob und Jenissei in den wechselvollen und schwierigen Eisverhältnissen jenes Meeres bisher noch unüberwindliche Hindernisse entgegen.[2]

Die Lena ist außerordentlich reich an zum Theil ungewöhnlich großen und werthvollen Fischen, wie Sterlet, Stör, Njelma, Aesche u. a., deren Fang in vorläufig allerdings noch wenig rationeller Weise hauptsächlich am mittlern und untern Laufe des Flusses betrieben wird.

1) Vgl. Tafel 2 in Petermann's «Geogr. Mittheilungen», Jahrg. 1879.

2) Ueber die Fahrt des ersten von Europa nach der Lena gelangten Schiffes, des Dampfers «Lena», Kapitän Johannesen, im September 1878, vgl. Nordenskiöld, «Die Vega-Expedition», Bd. 1.

Die den größten Theil des Lenagebietes bedeckenden Urwälder liefern außer Nutzhölzern in ihren Pelzthierbewohnern reiche Jagderträgnisse. Ackerbau wird, wenigstens in den fruchtbaren Ebenen des Südens, mit gutem Erfolg betrieben, während die höher gelegenen Plateaulandschaften reiche Weiden bieten. Mineralische Bodenschätze sind an zahlreichen Stellen an den Ufern der Lena nachgewiesen. So hat man Steinkohlenlager vom Dorfe Butiak an auf einer Strecke von 1600 Werst angetroffen, Eisenerze unterhalb Schiginsk, Silbererze im Kreise Kirensk, Kupfererze an der Einmündung des Flüßchens Big in die Lena. Ertragsreiche Goldwäschereien werden namentlich am Witim und an der Olekma betrieben, Soolquellen werden beim Dorfe Ustkutsk in ausgedehnten Salzsiedereien ausgebeutet.

Hauptansiedelungen und Hafenplätze an der Lena sind folgende: das Kirchdorf Katschuga mit Jahrmarkt, Werchoiensk (Bezirksstadt mit 1000 Einwohnern), Ustkutsk (160 Einwohner), Kirensk (Bezirksstadt mit 1000 Einwohnern) mit großer Messe, Witimsk (400 Einwohner), der Jakutenmarkt Kyllach auf der gleichnamigen Insel, Olekminsk (Bezirksstadt mit 400 Einwohnern), Jakutsk mit 4000 Einwohnern, der einzige Ort mit mehr als 1000 Einwohnern im Umkreise von 150—200 Meilen, Provinzialhauptstadt mit ansehnlichem, namentlich für Pelzwaaren bestehendem Jahrmarkt, Witiuisk (400 Einwohner), Bulun, nördlichster Hafenplatz mit ca. 100 Einwohnern.

Vgl. N. Latkin, «Die Lena und ihr Flußgebiet» in Petermann's «Geogr. Mitth.», 1879, S. 91 fg.; Nordenskiöld, «Die Vega-Expedition», Bd. I; E. Reclus, «Nouv. Géogr. universelle», tom. VI (1882).

(R. Credner.)

Lenau (Nikol.), Pseudonym für Nimbsch von Strehlenau (s. diesen Artikel).

LENCLOS (Anne, genannt Ninon de), am 15. Mai 1616 in Paris geboren, war die Tochter eines Edelmanns der Touraine, der sehr musikalisch, aber ein Erzraufbold und Sinnenmensch war, und seiner vortrefflichen Frau, die sich vergebens abmühte, dem Kinde ihre frommen und moralisch strengen Ansichten beizubringen. Anne lauschte den epikureischen Lehren des Vaters, der sie mehrere Sprachen erlernen ließ, wurde frühe Weltdame, Meisterin im Tanz und erbte sein musikalisches Talent. Sie besaß einen scharfen Verstand, ungewöhnliche Grazie und hervorragende Schönheit, die ihr bis ins Greisenalter treu blieb. Mit funfzehn Jahren vaterlos, wollte sie ihr Leben unbeengt genießen, wie die Hetären des alten Hellas, begann ein Verhältniß mit dem jugendlichen Gaspard de Coligny, Grafen, dann Herzog von Châtillon, welches frühe endete, und ergab sich nun viele Decennien der freien Liebe, unter dem Namen Ninon als eine der ersten Courtisanen verherrlicht und berühmt. Am längsten währte ihre Liaison mit dem Marquis de Villarceaux, mit ihm lebte sie drei Jahre; Madame Scarron, die nachmalige Frau von Maintenon, machte ihn ihr abspenstig, wie La Fare berichtet, sie aber trug es ihr nicht nach, lebte mit ihr in bester Freundschaft und theilte Monate lang ihr Lager. Auch der Marschall d'Albret und der Herzog von Enghien (Condé) zählten zu ihren zahlreichen Geliebten; sie bekam zwei Söhne, um die sie sich gar nicht bekümmerte; der eine, zu dessen Vater sich der Marquis d'Estrées bekannte, wuchs als Chevalier de La Boissière auf, ging zur Marine und zeichnete sich in ihr aus; der andere, der von seinem Vater, dem Marquis de Gersay, den Namen de Villiers erhielt, verliebte sich unrettbar in seine Mutter und erschoß sich, als sie ihm entdeckte, er sei ihr Sohn. War sie die schlechteste Mutter, wie Frau von Tencin, so besaß sie hingegen die bei ihrem Berufe äußerst seltene Tugend der Uneigennützigkeit; ihr höchster Wunsch war, einst 12—15,000 Frs. Rente zu haben, aber sie brachte es nur auf 8—9000. Sie galt für durchaus ehrlich und respectabel in Hinsicht des Geldes. Als ihre Liebeshändel gar zu eclatant wurden, bestürmten einige Räthe die Regentin Anna, Ninon in ein Kloster zu sperren. Diese ließ ihr die Wahl, und Ninon wählte das Mönchskloster der Cordeliers; als Anna ihr das Kloster der «reuigen Mädchen» vorschlug, erwiderte sie, sie sei weder reuig noch Mädchen, und blieb bei ihrem gewohnten Schlaraffenleben. Nur nach dem Tode ihrer Mutter, die sie sorgsam gepflegt hatte, ohne aber ihrem Flehen Gehör zu schenken und dem Laster zu entsagen, lebte sie vorübergehend in einem Kloster der Feuillantines in Paris, dem sie ihre Freunde bald entzogen. Als die Maintenon auf der Höhe ihres Einflusses sie bestürmte, ihre Lebensweise zu ändern, und ihr alle möglichen Vortheile in Aussicht stellte, lehnte Ninon entschieden ab; sie wünschte ihr abwechselndes Dasein nicht mit einem zu vertauschen, das ihr nur Ekel und Langeweile böte. Trotzdem blieb sie im besten Einvernehmen mit der alten Freundin und wechselte mit ihr Briefe. Im J. 1656 besuchte die extravagante Königin Christine von Schweden die Courtisane und zeichnete sie allein unter allen Französinnen aus. Um Ninon scharte sich eine auserlesene Gesellschaft, die hauptsächlich aus Männern bestand; Frauen, die auf ihren Ruf hielten, wagten sich selten dahin, und sie selbst wünschte die oder jene Neuvermählte nur einmal bei sich zu sehen, da ihr Haus keine Stätte für Keuschheit und Tugend sei. Im Marais hielt sie ihren Hof, von dem Saint-Simon sagt: «Alles ging bei ihr mit einem Respect und einer äußerlichen Decenz zu, wie sie selten die erlauchtesten Fürstinnen mit Schwächen aufrecht erhalten. Sie hatte derart alles zu Freunden, was es bei Hofe Auserlesenstes und Bedeutendstes gab, daß es zur Mode ward, bei ihr empfangen zu werden, und man wegen der Beziehungen, die sich dort bildeten, Grund hatte, es zu wünschen. Niemals fand man Spiel, lautes Gelächter, Streitigkeiten, Gespräche über Religion oder über Regierung, hingegen viel reichen Geist, alte und moderne Kenntnisse, Neues in der Galanterie und doch keine Médisance; alles war hier zart, leicht, maßvoll und gestattete sich zu Conversationen, die sie durch ihren Geist wie durch alle Kenntnisse, die sie sich erworben, im Fluße zu halten verstand. Sie kannte alle Intriguen des ehemaligen und des jetzigen Hofes, und der Verkehr

mit ihr war reizvoll, uninteressirt, treu, verschwiegen und im eminenten Maße sicher; trotz ihrer Schwäche war sie tugendhaft und von der delicatesten Gewissenhaftigkeit.» Wer selbst an Ninon's Schönheit vorüberging, wurde durch ihren Geist gefesselt, der weit reizender als ihre körperlichen Vorzüge war. Sie galt für das Modell der Höflichkeit, die Libertins lernten in ihrem Salon Anstand. Aber in ihren alten Tagen suchten auch die vornehmen Damen denselben auf und huldigten der Scepterträgerin des Esprit; am Abende ihres Lebens führte man den kleinen Voltaire in den Salon der Verehrerin Montaigne's und Charron's ein und seine Weise gefiel ihr so, daß sie ihn im Testamente mit 2000 Frs. für Bücher bedachte. Bei ihr verkehrten Scarron, Moliere, Fontenelle, La Rochefoucauld und vor allen der große Kritiker Saint-Evremond. Alle ihr zugeschriebenen Briefe sind unecht, außer den wenigen an Saint-Evremond gerichteten; auch soll sie «La coquette vengée» geschrieben haben, welches Buch noch bei ihren Lebzeiten herauskam. Sie wurde von vielen Dichtern besungen, von andern, wie Chapelle, bitter verhöhnt. Bis ins hohe Alter galant, war sie nur drei Tage krank, beichtete, nahm das Abendmahl und starb, noch frisch an Geist und auf der Höhe der Achtung der großen Welt, am 17. Oct. 1705 in Paris, eine der merkwürdigsten Erscheinungen der Zeit. Mirecourt gab «Mémoires de Ninon de l'Enclos» 1854 in Paris (2. Auflage, 1875) heraus, A. Bret ihre «Lettres» (2. Auflage, Paris 1870).

Vgl. «Nouvelle biographie générale» (Bd. 30, Paris 1859); Sainte-Beuve, «Causeries du Lundi» (3. Auflage, Bd. 4: «Saint-Evremond et Ninon», Paris); «Journal du Marquis de Dangeau, publié en entier pour la première fois», Bd. 10 (Paris 1857); «Mémoires complets et authentiques du Duc de Saint-Simon sur le siècle de Louis XIV et la régence», Bd. 5 (Paris 1856); «Mémoires de Madame de Motteville sur Anne d'Autriche et sa cour», neue Ausgabe, Bd. 4 (Paris 1855); «Mémoires du Duc de Luynes sur la cour de Louis XV», Bd. 6 (Paris 1861); «Mémoires et réflexions, du Marquis de La Fare sur les principaux événements du règne de Louis XIV» (Paris 1884). *(Arthur Kleinschmidt.)*

LENGEFELD, Lengefeld im Gebirge, Stadt in der sächsischen Kreishauptmannschaft Zwickau, Amtshauptmannschaft Marienberg, nahe der Flöha in 482 Met. Seehöhe am Fuße des Adlersteins, hat Pfarrkirche, Amtsgericht, Oberförsterei, Post- und Telegraphenamt, Webschule und (1885) 3609 Einwohner. Der seit alter Zeit sehr gewerbreiche Ort wurde durch Kurfürst August den Starken mit Stadt- und Berggerechtigkeit ausgestattet und fertigt in bedeutenden Fabriken halbseidene, wollene, halbwollene und halbleinene Stoffe, Spielwaaren, treibt Färberei, Bleicherei und Kalkbrennerei. Zu erwähnen ist die Ruine Rauenstein nördlich bei der Stadt.

(E. Kaufmann.)

LENGEFELD (Charlotte Luise Antoinette von), Schiller's würdige, durch Gemüth und Geist gleich ausgezeichnete Gattin, ward als die zweite Tochter des fürstlich-schwarzburgischen Jägermeisters Johann Karl Christoph von Lengefeld von seiner Gattin Eleonore Juliane, geborene von Wurmb, am 22. Nov. 1766 zu Rudolstadt geboren und zwei Tage nachher getauft («Erinnerungen aus den Kinderjahren» hat Charlotte selbst aufgezeichnet, bei Urlichs, I, 31). Der Vater, welcher als tüchtiger Forstmann die Aufmerksamkeit Friedrich's des Großen erregt hatte, der nach einer Audienz in Leipzig ihn gerne in preußische Dienste genommen hätte, unterrichtete seine Kinder selbst, starb aber schon in Lotte's zehntem Jahre. Durch die dem Lengefeld'schen Hause verwandte Frau von Stein lernte Goethe Charlotte und ihre Schwester Karoline kennen, denen er dann lebenslang eine treue Freundschaft bewies. Während Karoline schon frühe Herrn von Beulwitz, mit dem sie dann eine nicht lange währende Convenienzheirath einging, bestimmt wurde, war für Lotte eine Hofdamenstelle bei der Herzogin Luise von Weimar in Aussicht genommen. Um sie im Französischsprechen hierfür weiter auszubilden, reiste die Familie 1783 in die Schweiz (das «Fragment eines Tagebuchs» von Lotte's Hand bei Urlichs, I, 37). Der gefangene Dichter Schubart auf Hohenasperg und auf der Solitude Schiller's Aeltern wurden besucht; der Hauptaufenthalt erfolgte zu Bevay; im Mai 1784 kamen die Reisenden nach Zürich zu Lavater, der an Frau von Lengefeld und ihren Töchtern von da an treue Verehrerinnen hatte. Ein Zusammentreffen mit Schiller in Mannheim dagegen ging auf beiden Seiten eindruckslos vorüber. Zunächst kehrte Lotte nach Rudolstadt zurück, brachte aber den Winter 1784—85 zu Weimar im Gesellschaftsleben zu. Eine innige Freundschaft verband sie hier mit dem von Goethe erzogenen Fritz von Stein (Ebers und Kahlert, «Briefe von Goethe und dessen Mutter an Friedrich Freiherrn von Stein. Nebst einigen Beilagen», Leipzig 1846), in Erfurt mit Karoline von Dacheröden, der späteren Gemahlin W. von Humboldt's. Deutsche und französische, vor allem aber englische Literatur, Ossian und die empfindsamen Romane, Pope und Thomson zogen das stille schwärmerische Mädchen lebhaft an. Sie glaubte sich selbst zur Dichterin bestimmt, bis diese Ideen nach und nach verschwanden, «mit manchen andern Thorheiten, und ich fand, daß ich gar keine Anlage habe und fühle nun, wie viel dazu gehört, um etwas Gutes hervorbringen zu können». Der nach der Schweizerreise entworfene Roman blieb unvollendet; die prosaischen Uebersetzungen aus Ossian fanden Schiller's freilich nicht unparteiischen Beifall, wie in spätern Jahren Knebel noch Lotte's Uebersetzungen aus Byron's «Manfred» und «Werner» lobenswerth fand. Die Vorliebe für englische Literatur ging auch auf die Landsleute der gefeierten Dichter über; ein junger in Weimar weilender englischer Offizier Heron wußte Lotte's Herz zu rühren. Als dieser sie verlassen mußte, suchte Knebel sich dem jungen Mädchen zu nähern und scheint ernstlich an eine Verbindung mit ihr gedacht zu haben. Nach Schiller's Tode trat Knebel mit Frau und Schwester ihr sehr nahe und zeigte ihr eine treu ausharrende, uneigennützige Freundschaft (H. Düntzer, «Briefe von Schiller's Gattin an einen

vertrauten Freund», Leipzig 1856; «Aus K. L. von Knebel's Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette», Jena 1858). Das Fehlschlagen der ersten Liebeshoffnungen hatte Lotte ernster gemacht; zur Lektüre der Dichter kam jetzt die philosophischer und historischer Werke; Reisebeschreibungen wurden ihr durch Heron's Aufenthalt in fremden Ländern von Interesse. Am 6. Dec. 1787 empfing sie in Rudolstadt den Besuch Schiller's. Im folgenden Carneval kam Lotte wieder nach Weimar, wo Schiller sie öfters sah. Den Sommer 1788 verbrachte Schiller theils auf dem Lande in der Nähe von Rudolstadt, theils in Rudolstadt selbst, in immer innigerem Verkehr mit den Lengefeld'schen Schwestern. Anfänglich ward Schiller mehr von der lebhaften geistreichen Karoline angezogen, dann malte er sich höchst romantisch eine Art Doppelehe mit beiden Schwestern aus und Karoline kam ihm mit ihrer Leidenschaft viel offener als die schüchterne Lotte entgegen. Schiller wie Lotte hätten sich nie in einem an Bürger's unselige Verbindung erinnernden Verhältnisse wohlgefühlt, aber längere Zeit glaubte Schiller doch an die Möglichkeit einer Ehe zu dreien. Als Emilie von Gleichen-Rußwurm den Briefwechsel ihrer Aeltern 1856 herausgab, suchte sie durch Aenderungen dies eigenthümliche Verhältniß zu verbergen. W. Fielitz hat durch mehrere im «Archiv für Literaturgeschichte» veröffentlichte Untersuchungen die Sache aufgeklärt, ehe er in der neuen Ausgabe des Briefwechsels «Schiller und Lotte» (3 Bde., Stuttgart 1879) den ganzen unveränderten Briefwechsel — nur die Briefe an Karoline waren inzwischen vernichtet worden — veröffentlichte. Lotte selbst litt oft während ihrer Brautzeit schwer unter diesem Verhältnisse und dachte sogar daran, zu Gunsten ihrer Schwester ganz zurückzutreten. Ihre Verbindung mit Hofrath Schiller, der anfangs auch finanzielle Bedenken im Wege standen, war bei der noch immer starren Sonderung der Stände eine Auffehen erregende Mesalliance, wie sie aber auch Goethe im «Wilhelm Meister» mit Vorliebe empfahl. Am 22. Febr. 1790 wurden Lotte und Schiller zu Wenigenjena getraut; am 14. Sept. 1793 wurde zu Ludwigsburg Lotte's erstes Kind, Karl, geboren, dem am 11. Juli 1796 sein Bruder Ernst folgte. Die Geburt der ersten Tochter, Karoline, am 11. Oct. 1799 hatte eine schwere Krankheit Lotte's im Gefolge. Am 25. Juli 1804 kam das jüngste Kind, Emilie, zur Welt. Schiller's stets leidender Zustand und in den ersten Jahren der Ehe die gedrückte ökonomische Lage bereiteten Lotte manche schwere Stunden; ihre Ehe selbst aber war überaus glücklich. Lotte sah mit stets wachsender Begeisterung zu dem sie innig liebenden Gatten empor, und nach Schiller's Tode konnten Körners an Lotte schreiben: «Die völlige Freiheit, das Streben seines Geistes wurde nicht von Dir gehemmt und gedrückt. Keine Weiblichkeit von Deiner Seite zog den Flug seiner Phantasie zur Wirklichkeit nieder. Dies preisen Deine Freunde an Dir.» Lotte brachte Schiller in Verbindung mit dem Coadjutor von Dalberg und W. von Humboldt. Von Anfang an war es ihr unabläßiges Streben, eine Annäherung und Freundschaft mit Goethe herbeizuführen, der seinerseits Lotte pries als jemand, «der seine Sprache verstehe» und ihm nie fremd werden könnte. Lotte ließ sich auch nach Schiller's Tode trotz aller Anfechtungen nicht vom großen «Meister» abwendig machen, den sie im Bunde mit ihrer Freundin, der Prinzessin Karoline von Weimar, gegen jeden vertheidigte und mit wahrhaft Schiller'schem Geiste seinem Wesen und Wirken gerecht zu werden verstand. Ohne ihren Einfluß wäre der herrliche Freundschaftsbund wol nicht so zu Stande gekommen, und dieser Umstand allein schon sichert ihr für immer einen rühmlichen Platz in der Geistesgeschichte Deutschlands. Unsere Literaturgeschichte ehrt sie und Meta Klopstock als die liebenswürdigsten Dichtergattinnen. Ihr weibliches Feingefühl machte sie aber auch zur entschiedenen Feindin der Dame Lucifer, Karoline Schlegel, und auf Schiller's unverdient hartes Verfahren gegen die Brüder Schlegel ist sie gewiß von Einfluß gewesen. Schiller hörte auch in literarischen Dingen gern den Rath der «kleinen Maus». So hat sie ihn zur Einführung Parricida's im Tell veranlaßt, überhaupt zuerst sein Interesse für den ihm anfangs unsympathischen Stoff erweckt. Das eigene Dichten gab sie nie ganz auf. Die von Hoffmeister in die Nachlese von Schiller's Werken aufgenommenen Gedichte aus dem letzten Horenhefte sind allerdings nicht, wie irrthümlich angenommen ward, von Lotte, sondern von Luise Brachmann, aber Kotzebue's vereitelte Intrigue gegen Goethe verspottete die Loloa mit dem Schwanke «Der verunglückte fünfte März» (1802; Urlichs, I, 23).

Schiller's Andenken hat Lotte aufs würdigste gefeiert, fortlebend im Geiste des literarischen goldenen Zeitalters und ganz der Erziehung ihrer Kinder gewidmet. Was sie an der sonst von ihr bewunderten Staël tadelnd vermißte, hat sie selbst bewährt; Liebe sei, einen Mann in der ganzen Größe und Reinheit seines Wesens ohne eigene Leidenschaft im Herzen aufzufassen. Die Poesie rühmt sie als das Glück ihres Lebens. Das habe sie von Schiller und Goethe gelernt, die wahre Heimat da nur zu fühlen, «wo man weiß, daß das Höchste der Weltansicht mit dem reinen poetischen Sinn über allen Irrthum und Niedrigkeit der Gegenwart uns zu erheben vermag». In spätern Jahren macht sich eine tiefe, aber keineswegs engherzige Religiosität mehr und mehr bemerkbar. Vaterlandsgefühl und Stolz tritt schon bei dem Mädchen in auffallender Weise hervor. Die Fremdherrschaft, welche der Schlacht bei Jena folgte, empfand sie aufs bitterste und zögerte keinen Augenblick, ihren ältesten Sohn 1813 ins Heer eintreten zu lassen, denn vor allem gelte es, «das Gefühl unser selbst wieder zu erlangen». Dem Wartburgfest brachte sie wie ihr Freund Knebel die lebhafteste Sympathie entgegen. Die trübe folgende Zeit hat sie als einen politischen und literarischen Niedergang Deutschlands beklagt, und sich nur des Glückes ihrer Kinder und des immer wachsenden Ruhmes Schiller's gefreut. An der ersten von Körner bearbeiteten Gesammtausgabe nahm sie verständigen Antheil und ihr ist die sorgfältige Aufbewahrung des literarischen Nachlasses zu danken, welcher die große kritisch historische Schiller-Ausgabe in unsern Tagen möglich machte. Ihre

Aufzeichnungen über Schiller (Urlichs, I, 77) haben Karoline von Wolzogen und Körner für ihre Schiller-Biographien (1830) verwerthet. Lotte starb nach einer Augenoperation zu Bonn am 9. Juni 1826.

Literatur: Das Buch von K. Fulda, «Leben Charlottens von Schiller, geborene von Lengefeld» (Berlin 1878) ist eine werthlose compilatorische Zusammenstellung; W. Toischer, «Lotte Schiller» (Wien 1881); Sauer, «Frauenbilder» (Leipzig 1885). Eine allseitige Anschauung von Lotte's Wesen gibt der von L. Urlichs herausgegebene Nachlaß und Briefwechsel «Charlotte von Schiller und ihre Freunde» (3 Bde., Stuttgart 1860—65); Ergänzungen hierzu bietet noch Urlichs in «Briefe an Schiller» (Stuttgart 1877) und die 2 Bände «Literarischer Nachlaß von Frau Karoline von Wolzogen» (Leipzig 1848—49), sowie Vollmer im «Briefwechsel Schiller-Cotta's und Schiller-Goethe's» (4. Aufl.) und «Goethejahrbuch» IV. und VIII. Bd. — Vgl. auch J. H. Hennes, «Andenken an Bartholomäus Fischenich. Meist aus Briefen Friedrich's von Schiller und Charlottens von Schiller» (Stuttgart 1841). *(Max Koch.)*

Lengefeld (Karoline von), s. unter Wolzogen.

LENGENFELD im Vogtland, Stadt in der sächsischen Kreishauptmannschaft Zwickau, Amtshauptmannschaft Auerbach, liegt in 415 Met. Seehöhe links an der Göltzsch und an der Linie Oelsnitz-Zwickau der Sächsischen Staatsbahn, hat evangelische Pfarrkirche, Amtsgericht, Post- und Telegraphenamt und (1885) 5309 evangelische Einwohner. Die Stadt gehörte im 13. Jahrh. zur Vogtei Plauen, kam Anfang des 15. Jahrh. an die Mark Meißen und mit derselben an das sächsische Kurhaus. Die alte Industrie hat sich in erweitertem Maße bis auf die heutige Zeit erhalten. Es werden hauptsächlich Manufacturwaaren gefertigt; namentlich bestehen eine große Streichgarnspinnerei, Tuch- und Filztuchfabriken, Flanellweberei, Appreturanstalten, Färbereien; auch Weißstickerei wird stark betrieben.

(E. Kaufmann.)

LENGERICH, Stadt im Kreise Tecklenburg des preußischen Regierungsbezirks Münster, Provinz Westfalen, am südlichen Fuße des Teutoburger Waldes, Station der Linie Wanne-Bremen der Preußischen Staatsbahnen, mit (1885) 2032 Einwohnern, die Kalkbrennereien, Cichorien-, Seifen-, Pumpernickel-, Leinwand-, Taback-, Papier- und Drahtseilfabrikation, Bierbrauerei betreiben. In der Kirche fanden 1648 Versammlungen über den Frieden zu Osnabrück und Münster statt. *(A. Schroot.)*

LENGERKE (Alexander von), landwirthschaftlicher Schriftsteller, ward am 30. März 1802 zu Hamburg geboren. Ursprünglich für den Seedienst bestimmt, unternahm er eine Reise nach Nordamerika und Westindien. Von diesem Beruf indeß nicht angezogen, widmete er sich darauf mehrere Jahre der Erlernung der Landwirthschaft in Schlesien. Nachdem er demnächst zwei Jahre eine Verwalterstelle in Holstein bekleidet, dann eine Reise durch Deutschland gemacht hatte, kaufte er das Gut Wiesch in Mecklenburg, das er bald in einen trefflichen Culturzustand versetzte. Um jedoch einen weitern Wirkungskreis zu erlangen, übernahm er später eine größere Pachtung in Holstein, nach deren Ablauf er sich in Lübeck häuslich niederließ. Als Früchte seiner abermaligen Durchwanderung Deutschlands erschienen die «Reise durch Deutschland in besonderer Beziehung auf Ackerbau und Industrie» (Prag 1839) und die «Landwirthschaftliche Statistik der Deutschen Bundesstaaten» (2 Bde., Braunschweig 1840). Vorher schon durch mehrere Schriften («Darstellung der schleswig-holsteinischen Landwirthschaft», 2 Bde., Berlin 1826; das «Landwirthschaftliche Conversations-Lexikon», 4 Bde., Prag 1835—38, Supplementband, Braunschweig 1842; «Anleitung zum praktischen Wiesenbau», 2. Aufl. 1844, u. s. w.) vortheilhaft bekannt geworden, wurde Lengerke 1841 nach Braunschweig als Professor der Landwirthschaftswissenschaft am Collegium Carolinum berufen, von wo er aber schon 1842 als Landesökonomierath, ordentliches Mitglied und Generalsecretär des Landes-Oekonomiecollegiums zu Berlin in den preußischen Staatsdienst überging. In dieser Stellung redigirte er die vom Präsidium des Collegiums herausgegebenen «Annalen der Landwirthschaft in den preußischen Staaten» bis zu seinem Tode, während er die Ergebnisse seiner amtlichen Reisen in «Beiträge zur Kenntniß der Landwirthschaft in den preußischen Staaten» (4 Bde., Berlin 1846—52) niederlegte. Die durch jene Behörde hervorgerufenen Berichte über die Zustände und Verhältnisse der ländlichen Arbeiter stellte er in «Die ländliche Arbeiterfrage» (Berlin 1849) zusammen. Lengerke war ein sehr fruchtbarer Schriftsteller. Außer den schon genannten Schriften hat er noch eine größere Anzahl landwirthschaftlicher Werke («Anleitung zum Anbau des Mais», 2. Aufl. 1851; «Die Pflege der lebenden Hecken», 3. Aufl. 1860; «Der Kardenbau im preußischen Staat», 1852, u. s. w.) veröffentlicht und sich namentlich einen dauernden Namen erworben durch einen in Gemeinschaft mit Mentzel herausgegebenen «Landwirthschaftlichen Kalender», welcher noch heute erscheint — das verbreitetste und erschöpfendste Taschenbuch dieser Art. Lengerke starb am 23. Dec. 1853 zu Berlin. *(Wilhelm Löbe.)*

LENGERKE (Cäsar von), Bruder des Vorigen, Exeget und Orientalist, wurde am 30. März 1803 zu Hamburg geboren. Auf dem Johanneum seiner Vaterstadt vorgebildet, bezog er zu Ostern 1824 die Universität Breslau, um Theologie zu studiren. Er fand sich insbesondere vom Alten Testamente angezogen, und so war es natürlich, daß er Michaelis 1825 sich nach Halle begab, unter der Leitung des berühmtesten Hebraisten der Zeit, Gesenius, zu selbständigem Forschen weiter zu schreiten; auch der wenig ältere Rödiger scheint dort anregend auf ihn gewirkt zu haben: beiden zusammen widmete er seine Erstlingsschrift, mit welcher er im Sommer 1828 promovirte. Nachdem er dann in Breslau sich den Grad eines Licenciaten der Theologie erworben, habilitirte er sich 1829 als Docent bei der theologischen Facultät der Universität Königsberg, wo er im Wintersemester 1829/30 seine ersten Vorlesungen gehalten hat. Wenngleich er die förmliche Befugniß zum

Lesen erst im Spätsommer 1831 durch die übliche Disputation zu bewerben sich bequemte, scheint er doch von Anfang an äußerst anregend auf die Studentenschaft gewirkt und als Lehrer großen Erfolg gehabt zu haben; so wurde er bereits am 16. Jan. 1832*) zum außerordentlichen, am 30. Juni 1835 zum ordentlichen Professor der Theologie ernannt, und hat als solcher bis in die ersten vierziger Jahre an der Universität wie in der Gesellschaft eine höchst angesehene Stellung eingenommen. In wissenschaftlicher Beziehung trat er durch die Veröffentlichung seines bis heute weder entbehrlichen noch übertroffenen Commentars zum Buche Daniel in die erste Reihe der zeitgenössischen Gelehrten; während gleichzeitig seine Vorlesungen an der Universität nur immer steigender Theilnahme der Zuhörer begegneten, wirkte er, weit über seine nächsten Kreise hinaus, durch seine genial angelegte Persönlichkeit. Eine ebenso feinsinnig empfängliche, wie poetisch begabte Natur erschien bei ihm durch gründliche Bildung und gesellige Talente gesteigert und zu allgemeiner Anerkennung gebracht: leider nicht, ohne daß solches Licht durch einen Schatten begrenzt wurde, der, aus wenig merklichen Anfängen herauswachsend, nur zu bald sich immer dunkler ausbreiten sollte. Man würde ihm unrecht thun, wenn man ihn zu der Heerde gewöhnlicher Genußmenschen zählen wollte: bis in die letzte Zeit seines Lebens, als ihm die strenge Göttin der Wissenschaft längst zürnend den Rücken gewandt, blieb ihm die Muse treu, die er nie durch den Ausdruck unreiner Leidenschaft gekränkt hat. Man gewinnt aus der Lesung seiner zahlreichen Gedichte den Eindruck einer im Grunde ideal angelegten und niemals mit Bewußtsein dem Idealen abgekehrten Persönlichkeit, deren theils, und zwar nicht ohne Tiefe, nachdenklich-wehmüthige, theils irdischen, wie höheren Glückes bedürftige und nach beiden ringende Natur derjenigen Festigkeit ermangelte, die allein sie in dem Widerstreit der äußeren und inneren Lebensbedingungen hätte aufrecht erhalten können. Für eine solche Natur war das zu jener Zeit noch als Handelsstadt blühende Königsberg mit seinem reich, nur zu reich entwickelten materiellen Leben der ungünstigste Boden, den sie finden konnte. Der arbeits- und genußfrohe Mann gewöhnte sich rasch an rücksichtsloses Verausgaben, wie seiner überquellenden geistigen, so auch seiner leichter zu erschöpfenden äußeren Mittel, verlernte es, auch bei einfacher Bewirthung seinen Geist sprühen zu lassen. Es fanden sich Freunde, welche über eintretende Schwierigkeiten hinweghalfen; er selbst ließ es nicht an Versuchen fehlen, männliche Selbstbeherrschung zu üben. Wovon aber sie wie er das Beste hoffen mochten, seine im J. 1835, nach Erlangung der ordentlichen Professur, geschlossene Ehe mit der längst von ihm geliebten Tochter einer angesehenen hamburger Familie schlug vielmehr zum Unsegen aus. Die strengeren Anschauungen seiner in jeder Weise achtungswerthen Gattin wollten mit seiner Art nicht zusammenstimmen; unsichwer glaubt man, daß ihm die Hauptschuld an dem Mißverhältnisse zufällt, das später zur thatsächlichen Trennung der Ehe führte: und doch beklagt man den Unglücklichen, dem auch das höchste irdische Glück — als solches hat er es empfunden — sich zum Unglück wandte. So war er schon innerlich gebrochen, als die Zeit kam, wo der poetische Gelehrte sich als Mann bewähren sollte. Königsberg war im Anfang der vierziger Jahre mehr noch als heute der Sitz des ausgesprochensten Freisinns, und die Universität damals im großen und ganzen auch in dieser Beziehung mit der Bürgerschaft eins. So war es kein Wunder, daß Jacoby's berühmten «Vier Fragen» (1841) Lengerke's poetische Zustimmung zutheil wurde; sie vermuthlich (Genaueres würde sich wol nur bei einer von mir nicht erbetenen Einsicht in die Acten des Universitäts-Curatoriums herausstellen) gab der Regierung, welcher diese private Kundgebung denuncirt worden sein soll, eine bestimmtere Veranlassung, dem Wirken des einflußreichen, längst allzu wenig rechtgläubig erscheinenden Universitätslehrers entgegenzuarbeiten. Sie berief zu dem Zwecke den rostocker Professor Hävernick, einen ehrenwerthen Vertreter der starren Orthodoxie, nach Königsberg, um neben Lengerke dessen Fach in entgegengesetztem Sinne zu lehren. Noch war Lengerke's Stellung unangetastet: die Studenten, empört über die ihrem Lehrer angethane Kränkung, empfingen den Neuling mit offener Nichtachtung, ja Widersetzlichkeit; sein Hörsaal blieb lange Zeit leer, bis seine persönliche Ehrenhaftigkeit weniger als seines Gegner erzwungene Fahnenflucht sie zu füllen begann. Denn zu mannhafter Behauptung seines Platzes fehlte Lengerke je länger je mehr die moralische Stärke, die eine nicht geradezu unbedenkliche Natur doch nur aus dem Einklang der eigenen Verhältnisse schöpft; er konnte seiner Versetzung in die philosophische Facultät auf die Dauer nicht widerstreben, und seit diese unter dem 11. Juli 1843 von der Behörde angeordnet war, hatte seine eigentliche Wirksamkeit ihr Ende erreicht. Das Bewußtsein, unter dem Drucke keineswegs unverschuldeter Verhältnisse einen wissenschaftlichen Posten aufgegeben zu haben, den gerade in jener Zeit zu behaupten zweifellos seine innerste Ueber-

*) Die Daten seiner verschiedenen Ernennungen, bezw. seiner schließlichen Entlassung sind von mir aus den Acten der königsberger Universität ausgezogen worden, müssen daher andern Angaben gegenüber als authentisch gelten. Im übrigen liegen meiner Darstellung zu Grunde Schröder's «Lexikon der Hamburger Schriftsteller», Bd. 4, und der Aufsatz eines Anonymus (vielleicht A. Hagen; in den «Neuen Preußischen Provinzialblättern», Zweite Folge, Bd. 10 (56), S. 118—124; beider Nachweisung verdanke ich der Güte des Herrn Bibliothekars Dr. Reicke in Königsberg. Der erstere ist in seinen Angaben bis auf ein paar Kleinigkeiten genau, der letztere, was die positiven Daten anlangt, weniger (ihm der Name wird durchgehends falsch Lengercke geschrieben), doch haben mich mündliche Mittheilungen zuverlässiger Männer, die Lengerke noch persönlich gekannt haben, überzeugt, daß in der allgemeinen Richtung wie in der Beurtheilung der Personen und Verhältnisse der Artikel des Anonymus als durchaus wahrheitsgetreu gelten muß. Lediglich die wissenschaftlichen Leistungen Lengerke's betreffen die Ausführungen Siegfried's in der «Allgem. Deutschen Biographie»; an sich scheinen sie mir aber so erschöpfend und dabei gerecht, daß ich, die von mir versuchte Würdigung der ganzen Persönlichkeit zu ergänzen, besonders auf sie verweisen möchte.

zeugung forderte, wird mit den immer mislicher werdenden äußeren Umständen zusammengewirkt haben, ihm die Selbstgewißheit zu rauben, die er am wenigsten entbehren konnte. Der im J. 1844 erschienene erste und einzige Theil seines Werkes «Kenaan, Volks- und Religionsgeschichte Israels», zeigt, auf langjährigen Studien beruhend, noch alle Vorzüge einer tiefgehenden, wenngleich hier nicht mehr zu vollem Abschlusse gelangten wissenschaftlichen Forschung; aber die Auslegung der Psalmen vom J. 1847 hat den bösen Makel rücksichtsloser Ausnutzung der Arbeit eines wissenschaftlichen Gegners an seinen Namen geheftet, und es ist nichts weiter aus seiner Studirstube hervorgegangen, was eine solche Niederlage mit einem ehrenvollen Rückzuge hätte decken können. Vermuthlich war die Niederlage mit verschuldet durch die immer bösartiger werdenden Verwickelungen, welche den schlechten Haushalter umstrickten; es kam so weit, daß er seine Entlassung aus dem Staatsdienste erbitten mußte, die ihm unter dem 9. Sept. 1851 mit einem für jene Zeit ansehnlichen Ruhegehalte bewilligt wurde. Ein befreundeter Gutsbesitzer der Nachbarschaft nahm sich seiner an, ließ ihn bei sich wohnen und leitete die Ordnung seiner Verhältnisse, welche durch eine bald darauf ihm zugefallene Erbschaft unterstützt wurde. Diese ermöglichte ihm auch, eine längere Reise durch Deutschland zu unternehmen; nach der Rückkehr von derselben siedelte er nach Elbing über und ist dort in verhältnißmäßig leidlichen Umständen am 3. Febr. 1855 gestorben. Wer noch seine letzten zu Königsberg 1851 und 1852 erschienenen Gedichtsammlungen durchblättert, wird trotz der Ungleichheit ihres Inhalts durch den traurigen Widerspruch zwischen der immer ideal gebliebenen Empfindung des hochbegabten Menschen und den nicht wegzuleugnenden schweren Misgriffen in seiner Lebensführung sich mehr von Theilnahme als von Unwillen berührt fühlen und der Mahnung des Dichters (im «Epilog» der «Weltgeheimnisse»): «O richtet eure Todten nicht», Folge zu leisten sich nicht weigern. — Ich schließe mit dem Verzeichniß seiner Schriften (nach Schröder a. a. O., mit wenigen Verbesserungen): «Commentatio de Ephraemo Syro S. S. interprete» (Halle 1828); «De Ephraemi Syri arte hermeneutica liber» (Königsberg 1831; davon erschien der erste Theil als Dissertation «ut scholas publice habendi potestatem consequeretur» unter dem Titel «Commentatio de Ephraemi Syri ratione hermeneutica» am 16. Aug. 1831 besonders); «Commentatio critica de duplici Psalmi XVIII exemplo» (Königsberg 1833); «Gedichte» (Königsberg 1834; 2. Aufl. 1838); «Das Buch Daniel. Verdeutscht und ausgelegt» (Königsberg 1834); «De studio litterarum syriacarum theologis quammaxime commendando commentatio» (I. II., Königsberg 1836); «Gregorii Barhebraei aliorumque carmina syriaca e codice ms. Parisino nunc primum edita» (P. 1—4, Königsberg 1836—1838, Universitätsprogramme); «Lieder» (Königsberg 1840); «Observationes criticae ad Vetus Testamentum» (Königsberg 1841, Universitätsprogramm); Gesammtausgabe der Gedichte (Danzig 1843); «Bilder und Sprüche» (Königsberg 1844); «Eine Vision im Jubeljahr der Albertina» (Königsberg 1844); «Kenaan. Volks- und Religionsgeschichte Israels», Thl. 1: «Kenaan, Volks- und Religionsgeschichte bis zum Tode des Josua» (Königsberg 1844); «Herder. Ein Gedächtnißwort bei Herder's Säcularfeier in der Königl. Deutschen Gesellschaft zu Königsberg am 25. Aug. 1844 gesprochen» (Königsberg 1845); «Die fünf Bücher der Psalmen. Verdeutscht und ausgelegt» (2 Bde., Königsberg 1847); «Fliegende Blätter» (Königsberg 1847); «Ein Bauernwort» (Königsberg 1848); «Weltgeheimnisse» (Königsberg 1851); «Lebensbilder» (Königsberg 1851); «Lebensbilderbuch» (Königsberg 1852). Außerdem redigirte er 1832/33 die zu Königsberg erscheinenden «Ostseeblätter» im Verein mit den Professoren Schubert und Simson, und lieferte Aufsätze in den «Preußischen Provinzialblättern», Jahrg. 1830—36, und andern Zeitschriften. *(A. Müller.)*

LENK, Kirchgemeinde, Dorf und Curort im Bezirk Ober-Simmenthal des schweizerischen Cantons Bern. Das Pfarrdorf Lenk, auch die Lenk oder An der Lenk genannt, ein sauberer, stattlicher Ort, 1878 theilweise abgebrannt und seitdem regelmäßig mit breiten, geraden Straßen wieder erbaut, liegt 1070 Met. über dem Meere, 37 Kilom. südwestlich von Thun, zu beiden Seiten der Simme und ist der Mittelpunkt der ausgedehnten Kirchgemeinde gleichen Namens, welche die oberste Stufe des Simmenthals umfaßt und (1880) 2186 hauptsächlich mit Alpenlandwirthschaft beschäftigte Einwohner reformirter Confession zählt. Das Bad Lenk, 1105 Met. über dem Meere, $^1/_2$ Kilom. südwestlich vom Dorfe an der linken Berglehne gelegen, besitzt drei kalte gipshaltige Heilquellen: die Balmquelle, die stärkste Schwefelquelle Europas; die Hohliebequelle, ein mildes natron- und magnesiahaltiges Schwefelwasser, und die Eisenquelle. Auch als Luftcurorte werden Dorf und Bad Lenk wegen ihres verhältnißmäßig milden Höhenklimas und ihrer schönen geschützten Lage häufig besucht. Der ebene Thalgrund des oberen Simmenthals, in dessen Mitte Lenk liegt, öffnet sich gegen NNW. und wird westlich und östlich von 2000—2800 Met. hohen Voralpenketten eingefaßt, aus deren üppigen Alpweiden und dunkeln Nadelwaldungen die höchsten Spitzen, rechts das Albristhorn (2764 Met.) und die Spielgerten (2479 Met.), links das Wistätthorn (2360 Met.) u. s. w. als scharfe Hörner, Nadeln und Felsgräte aufsteigen. Den Thalhintergrund bildet der mächtige Felswall, der die Gletschermassive des Wildstrubels (3253 Met.) und des Wildhorns (3264 Met.) verbindet und über welchen der Rätzligletscher gegen das Thal herabhängt. Mit Thun ist Lenk durch eine 54 Kilom. lange Poststraße, mit Sitten (Wallis) durch den Saumweg über den Rawyl (2415 Met.), mit dem Adelbodenthal durch den Paß über das Hahnenmoos (1954 Met.) verbunden. — Im Mittelalter gehörte Lenk nacheinander den Freiherren von Siebenthal, den Edeln von Raron, den Grafen von Greyerz und den Edeln von Tübingen und kam 1386 durch Eroberung an Bern.

Vgl. Imobersteg, «Das Simmenthal in alter und neuer Zeit» (Bern 1872); Treichler und Buß, «Bad- und Curort Lenk» (Bern 1877); von Mülinen, «Beiträge zur Heimatskunde des Cantons Bern», 1. Heft (Bern 1879). *(A. Wäber.)*

LENKORAN, Kreisstadt im Gouvernement Baku in Russisch-Transkaukasien, liegt unter 38° 45′ nördl. Br. und 66° 31′ östl. L. unweit der persischen Grenze an der Mündung der Lenkoranka, welche die Stadt von drei Seiten umgibt, ins Kaspische Meer. Die Stadt ist unregelmäßig gebaut, und zählt (1884) 5540 Einwohner, zumeist Mohammedaner, die sich vorwiegend mit Ackerbau beschäftigen. Neben 3 Moscheen finden sich daselbst 1 russische und 2 armenisch-gregorianische Kirchen. Der 3 Kilom. von der Stadt entfernte Hafen ist sehr den Winden ausgesetzt und daher wenig günstig für den Handel. In der Nähe der Stadt befinden sich warme Quellen.

Die Zeit der Gründung Lenkorans ist unbekannt; der Name kommt erst im 17. Jahrh. vor. Im 18. Jahrh. war es die Hauptstadt des Khanats Talysch, das zu Persien gehörte. Später war die Stadt bald in dem Besitze der Perser, bald der Russen, welchen letzteren sie seit 1813 definitiv angehört. Bis 1865 war sie zugleich Festung.

Der Kreis Lenkoran grenzt südlich und westlich an Persien und östlich ans Kaspische Meer. Er umfaßt 12,800 □Kilom. mit circa 100,000 Einwohnern, meist Talyschinen (ein Volk iranischen Stammes), welche zur mohammedanischen Sekte der Schiiten gehören. Der südwestliche Theil des Kreises ist gebirgig, der südöstliche eben, der nördliche bildet Steppenland (die Muganskische Steppe). Die Berge sind mit dichten Wäldern bedeckt, und enthalten wilde Thiere, wie Wölfe, Hyänen, Tiger, Panther. Das Klima des Landes gleicht dem Italiens, nur ist es in den Bergen weit kälter und es fehlt dort überhaupt an einem regelmäßigen Verhältniß zwischen Wärme und Kälte. Trotz fruchtbaren Bodens ist die Landwirthschaft nicht sehr entwickelt; wichtiger ist die Bienenzucht, überhaupt die Gewinnung von Producten aus dem Thierreich, besonders die Fischerei. Obstzucht und Seidenbau könnten einen guten Ertrag liefern; selbst der Anbau von Zuckerrohr hat sich als möglich erwiesen. *(T. Pech.)*

LENNE, Nebenfluß der Ruhr in der preußischen Provinz Westfalen, im Regierungsbezirk Arnsberg, 131 Kilom. lang, entspringt 819 Met. über dem Meere am Kahlen-Astenberg und mündet links Hohensyburg gegenüber. Das Thal ist schmal und reich an Naturschönheiten, dabei durch einen Zweig der Staatsbahn erschlossen und sehr betriebsam, insbesondere am Unterlauf des Flusses, wo Altena und Lethmate die Mittelpunkte einer bedeutenden metallurgischen Industrie bilden. Das den Fluß begleitende Lennegebirge ist ein Theil der Sauerländischen Gebirge und erreicht im Homert 660 Met. Höhe. Zuflüsse sind rechts: Elspe, Nette, Grünebach; links: Bigge, Else, Verse, Rahmede und Volme (mit der Ennepe). *(A. Schroot.)*

LENNÉ (Peter Jos.), berühmter Landschaftsgärtner, Begründer des deutschen Gartenstils, ward geboren am 29. Sept. 1789 zu Bonn, wo er nach dem Besuch des dortigen Gymnasiums bei seinem Vater, dem kurfürstlichen Hofgärtner Joseph Lenné, die üblichen Lehrjahre in der praktischen Gärtnerei durchmachte. Zu seiner weitern, besonders naturwissenschaftlichen Ausbildung ging er 1811 nach Paris und 1812 machte er eine Studienreise durch Deutschland, die Schweiz und Oesterreich. In Wien, wo er sich eifrig mit Botanik beschäftigte, erhielt er, 1814 zum kaiserlichen Garteningenieur ernannt, den Auftrag, den Plan zur Vergrößerung und Verschönerung des Gartens zu Laxenburg zu entwerfen. Im J. 1815 kehrte er nach Bonn zurück. Von hier aus entwarf er die Pläne zur Umwandelung der Festungswerke in Koblenz in Promenadenanlagen. Ferner legte er 1816 den Lustgarten für den Fürsten von Hardenberg in Klein-Glienicke an. In demselben Jahre siedelte er, vom König berufen, nach Potsdam über, wo er zunächst die königlichen Lustgärten zu Potsdam und Sanssouci, sowie die Pfaueninsel verschönerte; auch führte er die Anlagen im königlichen Schloßgarten zu Charlottenburg und in Schönhausen aus. Im J. 1826 erweiterte er Sanssouci durch große Anlagen, gestaltete den berliner Thiergarten zu einem Volksgarten um, besorgte auch die Anlagen im Zoologischen Garten in Berlin. Für den damaligen Prinzen von Preußen leitete er 1833 die Gartenanlagen am Schlosse Babelsberg. Später, seit 1840, verschönerte er die Umgebung von Potsdam. Noch vorher (1832) wurde auf seinen Vorschlag die Landesbaumschule und Gärtnerlehranstalt zu Berlin gegründet. Erstere stand unter seiner speciellen Leitung. Außer den großartigen Schöpfungen zu Berlin und Potsdam hat Lenné auch die Entwürfe zu vielen andern Park- und Gartenanlagen geliefert. Sein letztes größeres Werk war die Neuanlage der Promenade zwischen der Petersbrücke und der Ersten Bürgerschule zu Leipzig. In allen seinen Werken zeigt sich Lenné als Landschaftsgärtner im eigentlichen Sinne des Worts. Er starb als Generaldirector der königlichen Gärten zu Potsdam am 23. Jan. 1866. Eine Büste Lenné's ist seit 1844 inmitten der Gärten von Sanssouci aufgestellt. *(William Löbe.)*

LENNEP, Kreisstadt im Regierungsbezirk Düsseldorf der preußischen Rheinprovinz, an der Lennep, Station der Bergisch-Märkischen Eisenbahn, mit (1885) 8844 meist protestantischen Einwohnern, Post- und Telegraphenamt, Steueramt, Amtsgericht, Handelskammer, Realprogymnasium, höherer Töchterschule, großem Krankenhaus. Lennep ist der Mittelpunkt einer großartigen Textilindustrie, deren Etablissements zum Theil in der Umgebung, im Wupperthal, liegen.

Der Ursprung von Lennep reicht weit ins Mittelalter hinauf. Es war der Sitz eines alten Schöffenstuhles und 1226—1300 die Residenz der Grafen von Berg. Im J. 1276 erhielt es städtische Rechte. Seine Industrie führt sich auf das Jahr 1374 zurück, in welchem ein Theil der aus Köln vertriebenen, gegen die Patricier aufständischen Weber sich hier niederließ.

Die Fabrikation feiner Tücher wurde um 1700 eingeführt. Die Reformation fand im J. 1540 ihren Eingang.
(A. Schroot.)

LENNEP (David Jakob van), holländischer Philolog, ward am 15. Juli 1774 zu Amsterdam geboren. Er studirte an dem dortigen Athenäum, später in Leiden erst die Rechte, später Philologie und wurde 1799 Professor am Athenäum seiner Vaterstadt. Auch unterrichtete er eine Zeit lang den König Ludwig Napoleon in der niederländischen Sprache. An den politischen Ereignissen seines Vaterlandes nahm er nur in untergeordneter Weise theil, war aber desto mehr mit literarischen Studien und Arbeiten beschäftigt. Das ihm 1841 angebotene Amt eines Bürgermeisters von Amsterdam schlug er aus und starb in seiner Geburtsstadt am 11. Febr. 1853. Schon in früher Jugend war er literarisch thätig gewesen und gab mit einigen gleichgesinnten Freunden ein literarisches Wochenblatt «Die Arche Noah's» heraus, das aber keine lange Existenz hatte, obgleich, häufig mit beißendem Spott und in geistreicher Weise, darin die Schwächen und Gebrechen der Zeit gegeißelt wurden. In der «Bibliothek der alten Literatur» veröffentlichte er eine «Vertheidigung des Charakters von Hannibal», eine «Abhandlung über die Ehescheidung bei den Römern als Hauptursache ihrer Sittenverderbniß», ferner ein lyrisch-episches Gedicht, «Der Hirte auf dem Schlachtfelde von Cannä». In der Zeitschrift «Euterpe» veröffentlichte er: «Beschreibung der verschiedenen Perioden, durch welche die Literatur eines jeden Volks ihren natürlichen und gewöhnlichen Lauf nimmt und Erforschung der allgemeinen und Hauptursachen ihrer Blüte und ihres Verfalls» (1811). Außerdem ließ er in den Werken des von Ludwig Napoleon gegründeten «Instituts» zahlreiche Abhandlungen, meist philologischen Inhalts, erscheinen und im «Magazin» von van Kampen «Untersuchungen über die frühere Geschichte der Niederlande». Die Ausgabe vieler Autoren wurde von ihm besorgt und 1834 erschien von ihm eine rhythmische Uebersetzung von Hesiod's Ἔργα καὶ Ἡμέραι. Auch schrieb er verdienstvolle lateinische und holländische Gedichte. Eine Biographie lieferte sein Sohn Jakob van Lennep (4. Aufl., Amsterdam 1862). *(Th. Wenzelburger.)*

LENNEP (Jakob van), der Sohn des Vorigen, ungleich bedeutender als sein Vater und einer der namhaftesten neueren niederländischen Schriftsteller und Dichter überhaupt, wurde geboren am 24. März 1802 in Amsterdam. Schon als Knabe durch frühreife Bildung und ungemeines Wissen ausgezeichnet, studirte er in Leiden die Rechte, ließ sich dann in Amsterdam als Advocat nieder, widmete sich aber fast ausschließlich der Dichtkunst. Von 1854 bis 1856 war er Mitglied der Zweiten Kammer, wo er zur conservativen Partei gehörte, ohne jedoch eine besonders günstige Erinnerung an seine parlamentarische Thätigkeit zurückgelassen zu haben. Van Lennep ist einer der fruchtbarsten Schriftsteller überhaupt, in den Lebensberichten der «Maatschappij der Nederlandsche Letterkunde in Leiden» (Jahrgang 1869) ist S. 73—122 ein genaues Verzeichniß alles dessen, was er während seines Lebens geschrieben, zu finden. Seine hauptsächlichste Wirksamkeit fällt in den Anfang der dreißiger Jahre, also in eine Zeit, wo der alte französische Classicismus längst überwunden war und Walter Scott die literarische Bewegung beherrschte. Außer zahlreichen Trauer- und Lustspielen, von denen sich erstere häufig auf dem Boden der Geschichte bewegen («Marino Falieri»; «Fiesco»; «Die Frau von Waardenburg»; «Ein amsterdamer Junge oder der Pulververrath von 1622»; «Die Stiftung von Batavia»; «Der Seekapitän oder das Geburtsrecht»; ferner «Lästige Leute»; «Die Hochzeit von Kloris en Roosje»; «Ein Dichter an der Leihanstalt» (Lustspiel über eine Scene aus dem Leben des Dichters Joost van den Vondel), hat er sich hauptsächlich auf dem Gebiete des geschichtlichen Romans bewegt, wo ihn selbstverständlich die reiche Vergangenheit seines eigenen Landes in erster Linie anzog; zu nennen sind hier: «Elizabeth Musch» (3 Theile); «Erinnerungen aus dem Kampfe mit Spanien» (1853); «Geschichte des Vaterlandes in Skizzen und Abbildungen» (1856); «Erzählungen und Bilder aus früherer und späterer Zeit» (1856). Ferner historische Arbeiten: «Niederländische Legenden» (8 Theile); «Der Ruhm von 20 Jahrhunderten»; «Haarlems Errettung»; sowie «Geschichte von Nordniederland» (4 Thle.); «Geschichte des Vaterlandes für Elementarschulen» und «Die hauptsächlichsten Geschichten von Nordniederland seinen Kindern erzählt» (4 Thle.); «Unser Reich in früheren Zeitperioden»; mit ter Gouw gab er heraus «Die Aushängezeichen in Verband mit Geschichte und Volksleben» und «Das Buch der Inschriften», und mit Hofdyk: «Merkwürdige Schlösser in Niederland» (3 Serien in je 2 Theilen). Von seinen Romanen sind zu nennen: «Der Pflegesohn» (2 Thle., 1833); «Die Rose von Dekama» (2 Thle., 1836); «Schicksale von Ferdinand Huyck» (2 Thle., 1840); «Die Schicksale von Klaasje Zevenster» (5 Thle., 1865). Besonderes Verdienst erwarb sich van Lennep durch die Herausgabe der Werke des Dichters Joost van den Vondel in 12 Theilen (1850—68), und er hat diesen beinahe vergessenen Dichter bei seinem Volke wieder zu Ehren gebracht. Von 1851 bis 1865 betheiligte er sich mit andern Mitgliedern der königlichen Akademie an der «Beschreibung und Erklärung niederländischer Denkmünzen». Auch auf humoristischem Gebiet hat sich van Lennep nicht ohne Erfolg versucht: «Bilder aus der Geschichte des Vaterlandes, zu Nutz von Groß und Klein ergötzlich dargestellt» (3 Lieferungen); «Die 40 Regeln des Whistspiels, in zweizeiligen Versen verfaßt und mit Erklärungen versehen»; «Die lustige Grammatik» (vermakkelijke spraakkunst); «Die lustige lateinische Grammatik»; «Das Podagra und das Manifest von Bürgerpflicht» (eines politischen Vereins), besonders aber die von Geist und Witz sprühenden «Gedichten van den Schoolmeester», welche von G. van der Linde verfaßt, aber von van Lennep herausgegeben wurden. Van Lennep, welcher an fast allen belletristischen niederländischen Zeitschriften mitarbeitete und außerdem noch eine nicht unbedeutende journalistische Thätigkeit entwickelte, war mit Titeln und Ehrenbezeigungen aller Art beladen

und die zahlreichen und gelehrten Gesellschaften des Landes waren stolz, ihn zu ihrem Mitgliede zu zählen. Er starb am 25. Aug. 1868 zu Osterbeek bei Arnheim. Seine «Romantische Werken» sind als Gesammtausgabe in Rotterdam 1856—65 in 19 und seine «Poetische Werken» von 1859—67 in 12 Theilen erschienen; in den Jahren 1868—69 erfolgte eine zweite Auflage der erstern in 4 Theilen (Haag, Leiden und Arnheim), der letztern ebendaselbst in 2 Theilen. *(Th. Wenzelburger.)*

LENORMAND (Marie Anne Adélaïde), Kartenschlägerin und Wahrsagerin zu Paris. Einer Kaufmannsfamilie in Alençon am 27. Mai 1772 entsprossen, wurde Marie Anne bei den dortigen Benedictinerinnen erzogen, lernte Sprachen, übte sich im Dichten, Malen und Musiciren, verlor frühe ihren Vater und fand an ihrer Mutter, die wieder heirathete, wenig Halt. Um leben zu können, arbeitete sie bei einer Näherin, ging mit einundzwanzig Jahren nach Paris und trat in ein Weißwaarenlager. Schon frühe mit Vorliebe dem Wahrsagen und ähnlichen Künsten nachhängend, errichtete sie 1794 in Paris mit einer Kartenschlägerin und einem Bäckerburschen ein gemeinsames Wahrsagebureau und beutete gründlich den Aberglauben ihrer Mitmenschen aus. Wiederholt kam sie infolge ihrer Prophezeiungen ins Gefängniß, ließ sich aber nicht abschrecken und ihr Ruf wuchs mit ihrer Verfolgung. Ihr von der Straße Honoré Chevalier nach der Straße Tournon übertragenes Cabinet wurde weltberühmt; die kleinen Leute strömten ebenso dahin wie die große Welt, in der besonders Kaiserin Josephine eine eifrige und gläubige Verehrerin ihrer Kunst war. Im J. 1809 wurde die Lenormand wegen politischer Umtriebe aus Frankreich verwiesen und ging nach Brüssel, wo sie die «Souvenirs prophétiques d'une Sybille sur les causes de son arrestation le 11 Décembre 1809» schrieb und in ihnen den Sturz Napoleon's prophezeite (Paris 1815). Nach der Restauration kam sie nach Paris zurück, ging 1818 auf den Aachener Congreß und wurde von dem mystisch angehauchten Kaiser Alexander sehr aufmerksam behandelt. Unter der Restauration nach wie vor umringt, verlor sie seit der Herrschaft des nüchternen Julikönigthums ihre Geltung, machte vergebliche Versuche, ihr altes Prestige wieder zu erlangen, und das von ihr 1825 angekündigte fünfbändige «Album de Mˡˡᵉ Lenormand» ist nie erschienen. Sie schrieb hingegen «Anniversaire de la mort de l'impératrice Josephine» (Paris 1815), «La Sibylle au tombeau de Louis XVI» (Paris 1816), «Les Oracles sibyllins» (Paris 1817), «La sibylle au congrès d'Aix-la-Chapelle» (Paris 1819), «Souvenirs de la Belgique» (Paris 1822), «L'Ombre immortelle de Catherine II au tombeau d'Alexandre Iᵉʳ» (Paris 1826), «L'Ange protecteur de la France au tombeau de Louis XVI», «Mémoires historiques et secrets de l'impératrice Josephine» (2 Bde., 2. Aufl., Paris 1828), «L'Ombre d'Henri IV au palais d'Orléans» (Paris 1830), «Le Petit Homme rouge au palais des Tuileries» (Paris 1830), «Manifeste des dieux sur les affaires de France» (Paris 1832), «Arrêt suprême des dieux en faveur de Madame la Duchesse de Berry» und «Révélations» (Paris 1833). Sie starb am 25. Juni 1843. *(Arthur Kleinschmidt.)*

LENORMANT (Charles), französischer Alterthumsforscher, geboren am 1. Juni 1802 zu Paris, war auf dem Gebiete der Archäologie, der Numismatik und der alten Geschichte thätig. Anfangs Jurist, ging er nach einer Reise in Italien zur Alterthumswissenschaft über, machte 1828 mit dem jüngeren Champollion eine längere Reise durch Aegypten, ward 1830 Conservator an der Arsenalbibliothek, 1832 Hülfsconservator am Antikencabinet der königlichen Bibliothek. Seine Lehrthätigkeit an der Sorbonne, die 1835 begonnen hatte, gab er 1846 infolge von Tumulten, die durch seine starke Betonung eines streng katholischen Standpunktes unter den Zuhörern entstanden, durch Niederlegung seiner Stelle auf, wurde aber 1848 Professor der ägyptischen Archäologie am Collége de France. Seit 1839 war er Mitglied der Académie des Inscriptions et belles lettres. Lenormant starb an einer Erkrankung, die er sich auf einer Reise in Griechenland zugezogen, den 24. Nov. 1859 in Athen. Hauptarbeiten von ihm sind: «Trésor de Numismatique et Glyptique» (5 Bde., Paris 1839—50); «Introduction à l'histoire orientale» (Paris 1838); «Musée des antiquités égyptiennes» (Paris 1842); «Élite des monuments céramographiques» (3 Thle., Paris 1844—57), zusammen mit de Witte bearbeitet; «Questions historiques» (2 Thle., Paris 1845). Zahlreiche Aufsätze sind in verschiedenen gelehrten Zeitschriften zerstreut; viele Artikel von ihm enthält namentlich die von ihm bis 1855 geleitete Revue «Le Correspondant». Außerdem gibt es von ihm ein kunstgeschichtliches Werk «Des Artistes contemporains» (2 Thle., Paris 1833). *(R.)*

LENORMANT (François), der Sohn des Vorigen, ward geboren in Paris am 17. Jan. 1837. Früh entwickeltes großes Talent, außerordentliches Gedächtniß und unermüdlicher Fleiß brachten ihn schon in jungen Jahren in den Besitz großer encyklopädischer Gelehrsamkeit und machten ihn zu einem der fruchtbarsten gelehrten Schriftsteller des 19. Jahrh. Seine Thätigkeit erstreckte sich auf Archäologie, Numismatik und Epigraphik des classischen und orientalischen Alterthums, auf Assyriologie und auf die Geschichte des alten Orients, umfaßte aber noch manche andere mit diesen Studien enger oder loser verbundene Gebiete, unter andern Aegyptologie. Aus Lenormant's archäologischer Schriftstellerei, die er schon im 14. Jahre mit der Abhandlung «Tablettes grecques trouvées à Memphis» («Revue archéologique», 1851) begonnen hatte, sind als Hauptwerke zu nennen: «Recherches archéologiques à Eleusis» (1862), Resultate einer von 1859 an unternommenen Reise in Griechenland; «Monographie de la voie sacrée éleusinienne»; dazu kommen zwischen den Jahren 1864 und 1883 zahlreiche Aufsätze in der «Revue archéologique» und andern Zeitschriften, mythologische Artikel in dem von Daremberg und Saglio herausgegebenen

«Dictionnaire des Antiquités grecques et romaines», sowie ein großer Theil des Textes der von ihm 1875 mitgegründeten «Gazette archéologique». Ferner sind hierher zu rechnen die aus seinen Reisen in Unteritalien (1879, 1881 und 1882) hervorgegangenen Werke: «La grande Grèce, paysages et histoire» (3 Thle., 1881—84) und «A travers l'Apulie et Lucanie» (3 Thle., 1883). — Auf dem Gebiete der Numismatik hatte Lenormant 1857 mit dem von der Akademie preisgekrönten «Essai sur la classification des monnaies des Lagides» begonnen; zusammengefaßt ist seine Arbeit, die in zahlreichen Einzeluntersuchungen, namentlich in der «Revue numismatique», zu Tage getreten war, in dem Werke «La monnaie dans l'Antiquité» (3 Bde., 1878—79, doch unvollendet); erst nach seinem Tode erschien das populäre Buch: «Monnaies et médailles» (1883). — Der antiken Schriftkunde und Epigraphik sind außer dem Werke «De l'origine et de la propagation de l'alphabet phénicien de l'ancien monde» (unvollendet in 2 Theilen und dem Anfang des 3. Theiles, 2. Aufl., 1872) viele Publicationen und Besprechungen von Inschriften in der «Revue archéologique» und andern Zeitschriften gewidmet. — Seit den sechziger Jahren hatte Lenormant sich eingehender mit Assyriologie und altorientalischer Geschichte beschäftigt, schon 1868 erschien sein bekanntestes und von ihm selbst als eine seiner Hauptarbeiten angesehenes Werk: «Manuel d'histoire ancienne de l'Orient» (3 Bde., 1868—69, 9. Aufl., 1881; nach Lenormant's Tode fortgesetzt von Babelon, 4. Bd., 1885; deutsch von M. Busch, 2. Aufl., Leipzig 1871). Seine assyriologischen Studien wurden in größerem Maßstabe zusammengefaßt in den «Lettres assyriologiques et épigraphiques sur l'histoire et les antiquités de l'Asie antérieure» (5 Bde., 1871—80), deren erste Serie aus einzelnen Abhandlungen verschiedenen Inhalts besteht, während die zweite die akkadischen (sumerischen) Forschungen Lenormant's enthält. In diese Reihe gehören ferner: «Les principes de comparaison de l'accadien et des langues touraniennes» (1875) und «La langue primitive de la Chaldée et les idiomes touraniens» (1879), worin er die Zugehörigkeit des Akkadischen zum sogenannten uralaltaischen Sprachstamme zu erweisen suchte, was bei der von ihm eingeschlagenen Methode nicht gelingen konnte; ferner «Étude sur quelques parties des syllabaires cunéiformes» (1877), sowie größere Abhandlungen namentlich im «Journal asiatique». Als Resultate assyriologischer und altorientalischer Forschungen sind endlich zu betrachten: «Le déluge et l'épopée babylonienne» (1873); «Les sciences occultes de l'Asie» (2 Bde., 1874—75; in etwas veränderter Form deutsch unter dem Titel: «Die Magie und die Wahrsagekunst», Jena 1878); «Les premières civilisations» (2 Bde., 2. Aufl., 1874; deutsch Jena 1875); «Les origines de l'histoire d'après la Bible et les traditions des peuples orientaux» (3 Bde., 1880—84). — Lenormant war 1862 Unterbibliothekar des Instituts geworden, erhielt 1874 den Lehrstuhl der Archäologie an der Nationalbibliothek als Nachfolger Beulé's, wurde 1881 Mitglied der Académie des Inscriptions et Belles-Lettres und starb am 9. Dec. 1883 in Paris.

(R.)

LE NÔTRE (André), französischer Gartenbaumeister, ward geboren 1613 zu Paris, wo sein Vater Oberaufseher des Gartens der Tuilerien war. Bald zog auch ihn die Gartenkunst an, und er gilt als der Wiederhersteller des abhängigen (architektonischen) Gartenstils in seiner ursprünglichen Reinheit. Zunächst führte er diesen Stil im Garten des dem Finanzminister Fouquet gehörigen Schlosses Vaux durch, am glänzendsten und genialsten aber, hierauf von Ludwig XIV. zum Generaldirector seiner Gärten ernannt, hatte er Gelegenheit sein Talent in der Anlegung der Gärten zu Versailles zu zeigen. Nach Vollendung der Anlagen zu Versailles wurden die Gärten zu Chantilly, St.-Cloud, Meudon, Sceaux, in den Tuilerien, zu Fontainebleau u. s. w. theils verschönert, theils geschaffen. Im J. 1675 von Ludwig XIV. in den Adelstand erhoben, starb Le Nôtre 1700 in Paris. *(William Löbe.)*

Lenticuliten, s. Nummuliten.

LENTINI, Stadt in der italienischen Provinz und dem District Siracusa auf Sicilien, an der Linie Messina-Siracusa der Sicilianischen Eisenbahnen, am Porcari und nahe dem See Biviері, dem größten auf Sicilien, welcher im Sommer bis auf einen Sumpf verdunstet und die Umgegend verpestet, liegt mitten in der äußerst fruchtbaren Piana di Catania, den Campi Leontini des Alterthums, mit reicher Production von Getreide, Oel und Wein, und zählt als Gemeinde (1881) 11,444 Einwohner, welche Ackerbau, Fischerei, Töpferei und starken Handel mit den Producten ihres Bodens treiben. Die Stadt wurde 729 v. Chr. Geburt durch Theokles von Naxos und Ansiedler von Chalkidike begründet unter dem Namen Leontion (s. d.).

(E. Kaufmann.)

LENTULUS, patricische Familie des römischen Geschlechts der Cornelier. Besondere Erwähnung verdienen:

1) Lucius Cornelius Lentulus, Consul 327 v. Chr. Bei der caudinischen Katastrophe (321 v. Chr.) soll er als Legat dazu gerathen haben, das Heer, statt es durch nutzlose Durchbruchsversuche zu opfern, durch Eingehen einer Capitulation zu retten.

2) Publius Cornelius Lentulus. Derselbe wurde 171 v. Chr. nebst andern vornehmen jungen Römern dem gegen Perseus gesandten Consul P. Licinius als Kriegstribun beigegeben (*Liv.* XLII, 49). Im J. 169 bekleidete er die curulische Aedilität und gab mit seinem Collegen P. Cornelius Scipio Nasica glänzende Circusspiele. Im folgenden Jahre wurde er, als Perseus nach der Schlacht bei Pydna Unterhandlungen anzuknüpfen wünschte, mit zwei andern Gesandten zu ihm geschickt; doch kam kein Vergleich zu Stande. Als im J. 162 die für dasselbe gewählten Consuln wegen eines bei der Wahl vorgekommenen Fehlers zurücktreten mußten, wurde er mit Cn. Domitius Ahenobarbus consul suffectus. Nach Cicero (de orat. I, 48) zeichnete er sich aus durch

staatsmännische Einsicht. Im J. 131 wurde er, obwol er die Censur nicht bekleidet hatte, princeps senatus. Zehn Jahre später betheiligte er sich trotz seines hohen Alters am Kampf gegen die Anhänger des C. Gracchus und wurde hierbei schwer verwundet.

3) Cn. Cornelius Lentulus Clodianus. Wie der Beiname Clodianus zeigt, gelangte er durch Adoption aus dem Claudischen Geschlecht in das Cornelische. Im J. 72 wurde er Consul mit L. Gellius. Durch ein Gesetz, welches er mit seinem Collegen gemeinsam einbrachte, wurden die von Pompejus in Spanien ertheilten Bürgerrechtsverleihungen bestätigt. Im Kriege mit Spartacus, dessen Führung er mit Gellius zusammen übernahm, erlitt er eine Niederlage. Im J. 70 bekleidete er wiederum mit Gellius die Censur. Bei der Aufstellung der Senatsliste verfuhren beide Censoren mit ungewöhnlicher Strenge, indem sie nicht weniger als 64 Senatoren wegen unsittlichen Lebenswandels ausstießen (*Liv.* epit. XCVIII).

4) Publius Cornelius Lentulus Sura. Derselbe bekleidete unter Sulla im J. 81 die Quästur. Als er wegen Veruntreuungen in diesem Amte zur Rechenschaft gezogen wurde, soll er seine Freisprechung durch einen Scherz bewirkt haben, indem er den Richtern, wie ein Knabe, der beim Spiel einen Fehler begangen, seine Wade zur Züchtigung darbot (*Plut.* Cic. 17). Sein Beiname Sura wird hierauf zurückgeführt. Im J. 75 gelangte er zur Prätur und 71 zum Consulat. Im folgenden Jahre wurde er jedoch von den Censoren L. Gellius und Cn. Cornelius Lentulus Clodianus wegen unsittlichen Lebens mit 63 andern aus dem Senat gestoßen. Für das Jahr 63 bewarb er sich aufs neue um die Prätur, um in diesem Amte für Catilina wirken zu können, und wurde gewählt. Nach der Angabe Cicero's (Cat. IV, 1, 2) und Sallust's (Cat. 47) hielt er sich für den dritten Cornelier, der den sibyllinischen Büchern zufolge nach Cinna und Sulla über Rom herrschen sollte. Während Catilina nach seiner Abreise von Rom (8. Nov. 63) sich an die Spitze eines schon vorher in Etrurien gesammelten Heeres stellte und mit demselben die Hauptstadt bedrohte, fiel dem Lentulus die Leitung der in Rom zurückgebliebenen Verschworenen zu. Ihr Plan ging dahin, in der Nacht der Saturnalien (17./18. Dec.) den Consul Cicero und die Optimaten zu ermorden und die Stadt an zwölf Stellen anzuzünden. Sie wurden indessen durch damals in Rom anwesende Gesandte der Allobroger, die sie unvorsichtigerweise ins Vertrauen gezogen hatten, verrathen und, nachdem sie in einer am 3. Dec. gehaltenen Senatssitzung überführt worden waren, Lentulus mit vier Genossen am 5. Dec. hingerichtet.

5) Publius Cornelius Lentulus Spinther. Den letzteren Beinamen soll er wegen seiner Aehnlichkeit mit dem Schauspieler Spinther erhalten haben (*Plin.* n. h. VII, 54). Als curulischer Aedil gab er im J. 63 v. Chr. großartige Spiele, die durch ihre Pracht alle bisherigen übertrafen. Im J. 60 gelangte er zur Prätur und übernahm im folgenden Jahre als Proprätor das diesseitige Spanien. Für das J. 57 wurde er mit Q. Cäcilius Metellus Nepos zum Consul gewählt. Wie aus einer Angabe Cicero's (de har. resp. 6, 12) ersichtlich ist, war er damals auch Pontifex. Für die Zurückberufung des im Jahre zuvor verbannten Cicero verwandte er sich, wie derselbe bei vielen Gelegenheiten hervorhebt, mit ganz besonderem Eifer. Als der von seinen Unterthanen vertriebene ägyptische König Ptolemäus Auletes im nämlichen Jahre nach Rom flüchtete, beschloß der Senat, daß Lentulus, dem Cilicien als Provinz zugefallen war, ihn zurückführen solle. Die Anhänger des Pompejus suchten dies jedoch zu hintertreiben. Da zugleich auffallende Wunderzeichen gemeldet wurden und ein Spruch der deshalb aufgeschlagenen sibyllinischen Bücher von einer bewaffneten Intervention in Aegypten abmahnte, kam es vom 12.—15. Jan. 56 zu neuen Senatsverhandlungen, die indessen zu keinem Resultat führten (*Cic.* fam. I, 1, 2, 4). Nachdem die Sache längere Zeit geruht hatte, führte schließlich im nächsten Jahre (55) A. Gabinius, der seit 57 als Proconsul Syrien verwaltete, auf den Wunsch des Pompejus den König eigenmächtig zurück. Die Unternehmungen des Lentulus in Cilicien, wohin er sich nach Ablauf seines Consulats begeben hatte, beschränkten sich auf einen Streifzug gegen die Bewohner des Amanusgebirges, wofür ihm ein Triumph bewilligt wurde. In dem zu Anfang 49 ausgebrochenen Bürgerkriege schlug er sich auf die Seite des Pompejus, gerieth jedoch um den 20. Febr. 49 in Corfinium mit L. Domitius Ahenobarbus, dessen Heer er sich angeschlossen, in Cäsar's Gefangenschaft. Nachdem derselbe ihn entlassen, verweilte er einige Zeit auf seinem Landgute bei Puteoli und begab sich von hier nach Griechenland zu Pompejus. In der Schlacht bei Pharsalus rettete er sich durch die Flucht, kam aber noch während des Krieges ums Leben.

6) Lucius Cornelius Lentulus Crus. Derselbe begegnet zum ersten Male 61 v. Chr., indem er in dem gegen P. Clodius wegen Incests angestrengten Processe als Hauptkläger auftrat. Zehn Jahre später bewarb er sich vergeblich um eine Stelle im Collegium der Quindecimvirn, doch wurde er für das Jahr 49 auf Betreiben der Optimatenpartei mit C. Claudius Marcellus zum Consul gewählt. Er war entschieden für den Krieg mit Cäsar in der Hoffnung, hierdurch von seinen Schulden befreit zu werden und zu Reichthum und Ansehen zu gelangen; doch zeigte er sich als Heerführer gänzlich unfähig. Nach der Schlacht bei Pharsalus flüchtete er nach Aegypten, wo er einen Tag nach der Ermordung des Pompejus anlangte und alsbald festgenommen und hingerichtet wurde. *(L. Holzapfel.)*

LENTZE (Karl), geboren zu Soest am 12. Juli 1801, widmete sich dem Bauwesen. Im J. 1823 trat er als Feldmesser in den preußischen Staatsdienst und legte 1829 die Prüfung als Baumeister ab. Seine Thätigkeit war sodann vorzugsweise den Wasserbauten zugewendet und von 1833 bis 1845 fungirte er als Wasserbauinspector in Düsseldorf. Darnach erhielt er den

Auftrag, Pläne für die Ueberführung der Ostbahn über die Weichsel zu entwerfen. Da der geplante Bau von Brücken über die Weichsel und die Nogat aus politischen Gründen sistirt wurde, so trat Lentze 1847 zuerst commissarisch, seit 1848 als ordentliches Mitglied mit dem Charakter als Oberbaurath in die königliche Oberbaudeputation ein. Im J. 1850 wurden die Brückenbauten wieder aufgenommen; bei den zu diesem Behufe in Dirschau tagenden Commissionen führte Lentze den Vorsitz. Diese beschäftigten sich nicht allein mit den Brückenbauten, sondern auch mit den dabei nöthigen Strom- und Deichregulirungen der Weichsel und Nogat. Man hatte bisher die Möglichkeit einer Ueberbrückung dieser Ströme bezweifelt. Lentze hat durch die vollendete Thatsache diese Möglichkeit bewiesen. Nach Abschluß dieser Arbeiten trat er im J. 1858 als vortragender Rath in das Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten ein, wurde 1859 Geheimer Oberbaurath und nahm als solcher an den unter seiner Leitung stehenden Vorarbeiten für den Nord-Ostsee-Kanal den thätigsten Antheil, wie er sich auch an den Vorarbeiten für den Bau der stehenden Rheinbrücke in Köln betheiligte und wesentlich zu deren Gelingen beitrug. Auch gehörte er der internationalen Commission für den Bau des Suez-Kanals an. Im J. 1866 in den Ruhestand getreten, starb er in Berlin am 23. Juli 1883. *(J. E. Wessely.)*

LENZ (Christian Wilhelm von), bekannt als Beethoven-Kenner und geistreicher Feuilletonist, wurde am 1./13. Juni 1809 in Riga geboren. Nach absolvirtem Gymnasialcursus daselbst ging Lenz nach Genf, um die neueren Sprachen zu erlernen. Auf der Reise dorthin machte er in Frankfurt a. M. die Bekanntschaft von Ferd. Ries, dem Schüler und ersten Biographen Beethoven's, der den musikalisch gebildeten Lenz für den großen Meister begeisterte. Zu Genf in der Musiktheorie gefördert, begab sich Lenz im Herbst 1828 nach Paris, wo er Franz Liszt's Unterricht genoß. Im Frühjahr 1829 reiste er nach London, wo er mit Felix Mendelssohn-Bartholdy zusammentraf, und kehrte im Herbst über Holland zur Heimat zurück, um auf des Vaters Wunsch in Dorpat Jurisprudenz zu studiren; seine freie Zeit widmete er aber der Musik. Im J. 1831 verließ Lenz als Rechtscandidat Dorpat und begab sich nach Moskau, um sich in der russischen Sprache und im russischen Rechte zu vervollkommnen. Eine zufällige Bekanntschaft brachte ihn in die höheren Kreise der russischen Aristokratie und im Hause des Generals von Witte im Winter 1831—32 lernte er den «Liszt auf der Harfe», Parish-Alvars, kennen, mit dem er im Mai 1832 die Reise nach Konstantinopel unternahm. Von dieser Reise und seinem Aufenthalte am Goldenen Horn hat sich eine farbenreiche Schilderung in seinem «Tagebuch eines Livländers» (Wien 1850) erhalten. Mit den erfolgreichsten Empfehlungen kam Lenz nach Wien, wo er den Winter 1832—33 blieb, um seine Quellenstudien in der Geburtsstätte fast aller Meisterwerke Beethoven's in Angriff zu nehmen, mußte aber im Frühjahr 1833 bereits nach Petersburg zurückkehren, wo ihm seine hochgestellten Freunde eine vortheilhafte Stellung als Beamter für besondere Aufträge im Justizministerium verschafft hatten. In Petersburg verkehrte Lenz während seines langen Aufenthalts mit allen musikalischen Größen, die dorthin kamen, und bildete sich an ihnen. In seinen geistreichen Feuilletonartikeln: «Schicksale eines Livländers in St.-Petersburg, 1839—77» (in der deutschen «St.-Petersburger Zeitung», 1878, Nr. 23—107) hat er das musikalische Leben der Residenz auf treffliche Weise zur Anschauung gebracht. Sie bilden mit seinen Essays in der «Neuen Berliner Musikzeitung», 1870—75, einen vorzüglichen Beitrag zur Geschichte der Musik in Rußland. Im J. 1842 besuchte Lenz Wien und andere Städte seiner Beethoven-Forschungen wegen, schließlich wiederum Paris, wo er fünf Monate verblieb und Chopin's Unterricht genoß, welcher neben Beethoven auf sein Compositionstalent den größten Einfluß ausübte. In seinem Werke: «Die großen Pianoforte-Virtuosen: Liszt, Chopin, Taussig und Henselt aus persönlicher Bekanntschaft» (Berlin 1872) hat er besonders seinem Lehrer Chopin ein schönes Denkmal gesetzt. Nach Petersburg zurückgekehrt, machte er sich an die Bearbeitung seines angehäuften Beethoven-Materials. An der Vollendung des Werkes durch Krankheit verhindert, verließ er im Sommer 1845 Petersburg und begab sich zum dritten mal nach Paris, wo er die Bekanntschaft von Hector Berlioz machte und auch dessen Musikunterricht genoß. Von Paris ging er nach Spanien, von welchem Lande er im zweiten Theile seines «Tagebuchs» eine treue Schilderung entwarf; namentlich sind seine Bemerkungen über Velasquez de Silva, dem Rafael Spaniens, von kunsthistorischem Werthe. Von Gibraltar kehrte Lenz über Rom nach Petersburg zurück, wo er geistig erfrischt sich an sein Beethoven-Werk machte, welches endlich erschien: «Beethoven et ses trois styles. Analyses des sonates de piano suivis de l'essai d'un catalogue critique, chronologique et anecdotique de l'œuvre de Beethoven» (2 Thle., Petersburg 1852). Indeß bezeichnet Lenz selbst dieses Werk «als sein unreifes, aber wohlgemeintes erstes Buch über Beethoven», dagegen sah er mit Stolz auf sein deutsches Werk: «Beethoven. Eine Kunststudie» (5 Bde., Kassel 1851—55; 2. Aufl., Hamburg 1860), besonders auf den einzig dastehenden «Kritischen Katalog sämmtlicher Werke Ludwig van Beethoven's mit Analyse derselben», der allein vier starke Bände umfaßt und großes Aufsehen erregte. Weniger gut gelang ihm die im ersten Theile enthaltene Biographie Beethoven's, welche indeß 4 Auflagen erlebte. Seit 1868 nach fünfunddreißigjährigem russischen Staatsdienst als Wirkl. Staatsrath verabschiedet, bethätigte er sich als gewandter Journalist in Petersburg bis zum März 1879, wo er immer leidender wurde und sich ganz aus dem öffentlichen Leben zurückzog. Er starb am 19./31. Jan. 1883 in Petersburg. Vgl. über ihn E. G. v. Brücker, im «Dorpater Inland», 1854, S. 49 fg., und P. von Kügelgen in der deutschen «St.-Petersburger Zeitung», 1883, Nr. 36. *(P. Th. Falck.)*

LENZ (Harald Otmar), Naturhistoriker, wurde am 27. Febr. 1798 in Schnepfenthal geboren, wo sein Vater,

Ludwig Lenz, damals als Lehrer beschäftigt war (seit 1802 Gymnasialdirector zu Nordhausen, seit 1806 in gleicher Eigenschaft in Weimar, 1821 nach Schnepfenthal zurückgekehrt, gestorben daselbst am 11. Mai 1833). Seine Mutter, Magdalena Salzmann, war die älteste Tochter von Christian Gotthilf Salzmann, dem Gründer der Erziehungsanstalt Schnepfenthal. Frühzeitig wurde Harald unter die Zöglinge daselbst aufgenommen, besuchte dann das Gymnasium zu Weimar und bezog die Universität Göttingen, um sich vorzugsweise philologischen Studien zu widmen. Nebenbei aber hörte er auch naturwissenschaftliche Vorlesungen, unter andern die seines Landsmanns Blumenbach. Seine Studien setzte er 1818 in Leipzig fort, machte 1820 das Oberlehrerexamen in Berlin, promovirte in Halle, übernahm sodann eine Lehrerstelle an dem Gymnasium zu Thorn und wurde 1823 an das Gymnasium zu Marienwerder versetzt, mußte aber seiner Gesundheit wegen diese Stellung aufgeben und nach Schnepfenthal zurückkehren. Hier konnte er seiner Lieblingsneigung zur Naturgeschichte folgen und namentlich fortgesetzte Beobachtungen über die einheimische Thierwelt anstellen. Auf mehreren Reisen in den J. 1837 und 1839 besuchte er einen großen Theil der Schweiz, Oberitaliens, Ungarns, Galiziens und Böhmens, später auch Ostende, Paris, Straßburg. Seit Mitte der fünfziger Jahre übergab Lenz den Unterricht in den alten Sprachen jüngeren Kräften, um sich mehr seinen naturwissenschaftlichen Studien und seiner schriftstellerischen Thätigkeit widmen zu können. Bei Gelegenheit der Feier des fünfundsiebzigjährigen Bestehens der Anstalt (1859) zum Professor ernannt, versah er sein Lehr- und Erzieheramt mit ungeschwächten Kräften bis wenige Wochen vor seinem Tode, am 13. Jan. 1870.

Unter der stattlichen Anzahl von Lehrern und Erziehern, welche in Schnepfenthal thätig gewesen sind, nimmt H. O. Lenz eine der ersten Stellen ein. Er verstand es vortrefflich, den Unterricht interessant und fesselnd zu machen und wußte sich die Achtung und Liebe seiner Schüler in hohem Maße zu erwerben. Als Naturforscher hat Lenz die Wissenschaft durch zahlreiche, mit großer Sorgfalt und Ausdauer angestellte Beobachtungen, namentlich über die Lebensweise der einheimischen Thiere, sowie über die Verbreitung der Pilze, bereichert. Als Schriftsteller zeichnet sich Lenz durch Lebendigkeit der Schilderungen und Anschaulichkeit der Darstellungsweise aus; die Beschreibungen der von ihm veranstalteten Thierkämpfe, die Erzählungen über seine Hunde, Katzen u. s. w. gehören zu dem Besten auf diesem Gebiete. In seinen Schriften tritt überall das praktische Interesse in den Vordergrund. Sein erstes Werk war die «Naturgeschichte der Säugethiere, nach Cuvier's System bearbeitet» (Gotha 1831): eine systematische Aufzählung fast aller damals bekannten Säugethiere, deren einheimische Formen unter Mittheilung zahlreicher eigener Beobachtungen und Erfahrungen eingehender behandelt werden. Um den Folgen einer Hungersnoth, welche die Bewohner des Thüringerwaldes 1828—29 bedrohte, zu begegnen, empfahl Lenz in seinem Werke: «Die nützlichen und schädlichen Schwämme» (Gotha 1831; 6. Aufl., bearbeitet von O. Wünsche, Gotha 1879) seinen Landsleuten die eßbaren Pilze. In seiner «Schlangenkunde» (Gotha 1832; 2. Aufl. unter dem Titel «Schlangen und Schlangenfeinde», Gotha 1870) gab Lenz eine staunenswerthe Fülle eigener Beobachtungen und Versuche über die Lebensweise unserer einheimischen Schlangen, sowie zahlreiche mit großem Fleiß zusammengebrachte Mittheilungen über die wichtigeren ausländischen Formen. Das bekannteste Werk Lenz' ist seine «Gemeinnützige Naturgeschichte» (5 Bde., Gotha 1835—39; 5. Aufl., Bd. 1—4 bearbeitet von O. Burbach, Gotha 1873—81; Bd. 5 bearbeitet von O. Wünsche, ebenda 1887), welches Werk wegen der Lebendigkeit seiner Schilderungen, der Anmuth seiner Erzählungen, der steten Rücksichtnahme auf die Bedürfnisse des praktischen Lebens weite Verbreitung gefunden hat. Eine Frucht seiner gediegenen philologischen Bildung ist seine «Zoologie, Botanik und Mineralogie der alten Griechen und Römer» (3 Bde., Gotha 1856—61). — Vgl. «Festschrift zur hundertjährigen Jubelfeier der Erziehungsanstalt Schnepfenthal» (daf. 1884). *(O. Burbach.)*

LENZ (Heinrich Friedrich Emil), verdienter Physiker, wurde am 12./24. Febr. 1804 in Dorpat geboren. Nachdem er das Gymnasium daselbst besucht hatte, studirte er in seiner Vaterstadt anfangs Theologie, später aber Naturwissenschaften, insbesondere Physik, und ging am 20. Juni 1823 zur Marine-Expedition nach Kronstadt, um als Physiker Otto von Kotzebue auf seiner zweiten Reise um die Welt (1823—26) zu begleiten. Seine diese Reise betreffenden Arbeiten vereinigte er nach Jahren zu größeren Werken unter dem Titel: «Physikalische Beobachtung, angestellt auf einer Reise um die Welt» (in «Mémoires de l'Acad. de sc. de St.-Pétersbourg» 1831, I. Sect. VI) und «Ueber das Wasser des Weltmeeres in verschiedenen Tiefen in Rücksicht auf die Temperatur und den Salzgehalt» (im «Bulletin de l'Acad. de sc. de St.-Pétersbourg» 1847, V). Nach seiner Reise setzte Lenz seine Studien in Deutschland fort und promovirte 1827 in Heidelberg. Eine Zeit lang wirkte er als Lehrer der Mathematik an der Kirchenschule zu St.-Petri in Petersburg und wurde 1828 Adjunct an der Akademie der Wissenschaften. Ueber seine Reise nach dem Kaukasus im J. 1829 veröffentlichte er die Schriften: «Ueber die Veränderung der Höhe, welche die Oberfläche des Kaspischen Meeres bis zum April 1830 erlitten hat» («Mémoires», 1838, II), «Ueber das optische Verhalten des weißen Naphtha von Baku» (daf. 1838, III) und «Barometrische Höhenmessungen im Kaukasus» (bearbeitet mit Meyer in «Bulletins», 1836, I). Bereits 1830 zum außerordentlichen Akademiker und 1831 zum Professor der Physik an der Michailow'schen Artillerieschule, am See-Cadettencorps, wie an dem pädagogischen Hauptinstitute und an der Universität zu Petersburg ernannt, ward er bald darauf zum Lehrer der mathematisch-physikalischen Fächer für die kaiserlichen Kinder: die Großfürsten Konstantin, Nikolai und Michael Nikolajewitsch wie die Großfürstinnen Olga und Alexandra Ni-

kosajewna bestimmt, und fand noch Zeit, seine gelehrte Abhandlung «Ueber die Bewegungen des Balkens einer Drehwage, wenn ihm Körper von verschiedener Temperatur genähert werden» (in Poggendorff's «Annalen», Bd. 25) zu schreiben. In den darauf folgenden Jahren entwickelte Lenz eine noch größere Thätigkeit, indem er sich seinem eigentlichen Gebiete, dem Elktromagnetismus zuwandte. Hierher gehören seine Studien: «Ueber die Leitungsfähigkeit der Metalle für Elektricität bei verschiedenen Temperaturen» («Mémoires», 1833, II), «Ueber die Bestimmung der Richtung der durch elektrodynamische Vertheilung erregten galvanischen Ströme» (Poggendorff's «Annalen», Bd. 31) und «Ueber die Gesetze, nach welchen der Magnet auf eine Spirale wirkt, wenn er ihr plötzlich genähert oder von ihr entfernt wird» (daselbst, Bd. 34, 1835); ferner «Ueber einige Punkte aus der Lehre des Galvanismus» («Bull.», I, 1836), «Ueber das Verhalten der Kupfervitriollösung in der galvanischen Kette» (daf., II, 1837), «Ueber einige Versuche im Gebiete des Galvanismus» (daf., III, 1838) und «Ueber die Gesetze der Elektricitätsleitung in Drähten verschiedener Länge und Dicke» («Mémoires», III, 1838). Während dieser Zeit war Lenz zum ordentlichen Akademiker und Director des physikalischen Cabinets der Akademie, wie 1835 zum ordentlichen Professor der Physik und physikalischen Geographie an der Universität ernannt und 1837 mit Heß und Göbel bestimmt, die Steppen Südrußlands zu untersuchen. Ihre Resultate legten sie nieder in dem Werke: «Reisen in die Steppen des südlichen Rußland» (2 Bde., Petersburg 1838). Indessen blieb Lenz seiner Specialität treu und veröffentlichte mit Jacobi zusammen in den folgenden Jahren seine Studien: «Ueber die Gesetze und Anziehung der Elektromagnete» («Bull. phys.», II, 1844). Ferner sind hier Lenz' Arbeiten zu erwähnen: «Ueber eine Erscheinung, beobachtet an einer Volta'schen Batterie» (daselbst, V), «Ueber die Eigenschaft der magnetisch-elektrischen Ströme» (daselbst, VI, 1840), «Beitrag zur Theorie der magnetischen Maschinen» (daselbst, IX, 1842), «Ueber den Leistungswiderstand des menschlichen Körpers gegen die galvanischen Ströme» (Poggendorff's «Annalen», Bd. 56, 1842), besonders aber das seinen Ruhm begründende Werk: «Ueber die Gesetze der Wärmeentwickelung durch den galvanischen Strom» («Bull. phys.», I, 1843 und II, 1844), seit welcher Zeit man von dem Joule-Lenz'schen Gesetze spricht. Damit hatte Lenz seine Specialuntersuchungen nicht erschöpft und veröffentlichte noch die Forschungen: «Ueber die Stärke in einem Systeme neben einander verbundener galvanischer Ketten» (Bull. phys.», III, 1845), und mit Saweljew: «Ueber die galvanische Polarisation und elektromagnetische Kraft in Hydroketten» (daselbst, V, 1847), ferner die Arbeiten: «Ueber den Einfluß der Geschwindigkeit des Drehens auf den durch magneto-elektrische Maschinen erzeugten Inductionsstrom» (daselbst, VII, 1849, XII, 1854, XVI, 1858), «Ueber die Leitung des galvanischen Stromes der Flüssigkeiten, wenn der Querschnitt verschieden ist von dem der Elektroden» (daselbst X, 1852) und seinen Aufsehen erregenden «Bericht über die magnetische Expedition in der Umgegend der Insel Jussary» («Bull., N. F., 1860, II). Während dessen war er seit 1856 Curator des petersburger Lehrbezirks, seit 1857 und 1858 Rector magnificus der Universität daselbst und machte sich durch seine in russischer Sprache erschienenen Hand- und Lehrbücher der Physik und physikalischen Geographie für Gymnasien und Militärlehranstalten in den Kreisen der russischen Jugend sehr bekannt. Eine so angestrengte Thätigkeit erschütterte indeß seine Gesundheit. Er begab sich zur Cur 1864 ins Ausland, starb aber am 10. Febr. 1865 in Rom. *(P. Th. Falck.)*

LENZ (Jakob Michael Reinhold), genialer deutscher Dichter aus der Sturm- und Drangperiode, wurde zu Seßwegen (nicht Seßwigen) in Livland am 12./23. Januar 1751 (nicht 50) als der Sohn des Pfarrers daselbst geboren. Jakob (nicht Reinhold war sein Rufname) besuchte die lateinische Schule in Dorpat von 1759—68 und dichtete in dieser Zeit nach dem Muster Klopstock's seine Epen: «Der Versöhnungstod Jesu» und «Das Begräbniß Christi», wie «Die Landplagen», ferner ein Schauspiel: «Der verwundete Bräutigam» im Lessing'schen Stile, welche sich alle erhalten haben (vgl. über diese Jugendperiode Falck's Monographie: «Lenz in Livland», Winterthur 1878). Im September 1768 bezog er die Universität Königsberg, wo er bis Anfang 1771 weniger Theologie — das ihm vom Vater bestimmte Studienfach — als Poesie und Philosophie studirte. Hier gab er seine «Landplagen» (Königsberg 1769) mit einer «Ode auf die Kaiserin Katharina II.» heraus und ließ seine «Ode auf Immanuel Kant», als derselbe die Professur erlangte (Königsberg 1770), drucken. Auch übersetzte er jetzt viel aus dem Englischen, namentlich Shakspeare, dessen Geist ihn bereits in Livland wunderbar erfaßt hatte. Hier entstanden auch — seit seiner Bekanntschaft mit Hamann, dem Philosophen der Sturm- und Drangperiode — seine Ideen zu einer Shakspeare-Dramaturgie, und hier vollendete er auch die Uebersetzung von Shakspeare's «Love's labour's lost» und dichtete im Shakspeare'schen Sinne sein Schauspiel «Der Hofmeister» (Leipzig 1774). Mit diesen Manuscripten begab sich Lenz als Gesellschafter und Dolmetscher (nicht Mentor oder Hofmeister) seiner Studiengenossen Friedrich und Ernst von Kleist aus Kurland über Berlin (wo er Ramler und Nicolai) und Leipzig (wo er Gellert und Weiße kennen lernte) nach Straßburg. Hier langten sie Ende März 1771 an und wurde Lenz als Mittagsgast der Jungfrau Lauth durch Ott mit Goethe, Salzmann, Jung-Stilling und den übrigen Mitgliedern der straßburger Societät bekannt, welche sich freuten, einen Dichter, dessen Werke zum Theil bereits gedruckt waren, in ihrer Mitte aufnehmen zu können. Vor diesem Auditorium hielt Lenz nun im April 1771 seine «Vier Vorträge gegen die Trinitätslehre Aristoteles», als Beiträge zur Dramaturgie Shakspeare's», welche leider total verstümmelt als «Anmerkungen übers Theater» (Leipzig 1774) im Druck erschienen. Durch diese Vorträge war er plötzlich ein berühmter Mann, denn er hatte

eine neue Welt – eine Shakspeare-Dramaturgie — entdeckt, welche den alten Codex des Aristoteles, an dem Lessing noch festhielt, über den Haufen warf. Nach dieser revolutionären, aber zugleich reformatorischen That redete man erst von den Kraftgenies Straßburgs, ward erst die Sturm- und Drangperiode der deutschen Literatur geboren und erwartete man «Wunderdinge» von Lenz, wie Nicolai berichtet (vgl. «Archiv der Zeit und ihres Geschmacks», 1796, S. 270). Doch noch vor Goethe's Abgange aus Straßburg verließ Lenz die Stadt, um als Dolmetscher dem jüngeren Kleist, der eine Offizierstelle in einem französischen Regimente erhalten hatte, zur Garnison nach Fort Louis, einer Rheinfestung, zu begleiten. Von hier aus machte Lenz zufällig um Ostern 1772 die Bekanntschaft des Pfarrers Brion zu Sesenheim, und leider wurde für den Dichter der Verkehr mit Friederike, des Pfarrers Tochter, verhängniß voll. Sie hoffte durch Lenz ihren treulosen Geliebten Goethe wieder zu gewinnen, was mislang. Aus diesem Fehlversuch Friederikens entwickelte sich unglücklicherweise Lenzens Liebe zu derselben, die erwidert, aber von der Mutter nicht gebilligt wurde, weil sie an Einer Dichter schwärmerei genug hatte. Doch stammen aus dieser Zeit viele Liebesgedichte Lenzens, wie z. B. das Lied «Wo bist du itzt, mein unvergeßlich Mädchen», welches mit manchem andern irrthümlich Goethe zugeschrieben wurde, und vor allem die ergreifend schöne Legende «Die Liebe auf dem Lande» (vgl. über diese Periode Falck's Biographie: «Friederike Brion», Berlin 1884, S. 43—70). Von Fort Louis begab sich Lenz mit Kleist im September 1772 nach Landau, wo er seine Bearbeitung der «Lustspiele des Plautus» und sein Trauerspiel: «Zum Weinen» vollendete. Im December 1772 von dem älteren Kleist nach Straßburg gezogen, wurde Lenz 1773 und 1774 in die Liebesangelegenheit dieses und des aus Königsberg herübergezogenen jüngsten Bruders Christoph von Kleist arg verwickelt. In seinem «Tagebuch an Goethe» hat Lenz dieses hirnverbrannte Liebesverhältniß der beiden Brüder und sein Verhältniß zu Arminta (Cleophe Fibich) in erschreckend wahren Farben gezeichnet, welches Lebensdrama mit einem Mordversuch auf Lenz, ausgeführt von Christoph von Kleist im September 1774, abschloß (vgl. über diesen Lebensabschnitt Joh. Froitzheim's «Lenz, Goethe und Cleophe Fibich», Straßburg 1888). Merkwürdig ist es, daß in dieser Zeit von 1773 und 1774, wo die Freundschaft Lenzens zu Goethe am intimsten war, nur Lenzens «Neuer Menoza» (Leipzig 1774), «Briefe über die Moralität des jungen Werther's», «Ossian fürs Frauenzimmer» (Jacobi's «Iris», 1775), «Meynungen eines Layen den Geistlichen zugeeignet» nebst den «Stimmen des Layen auf dem letzten theologischen Reichstage im Jahre 1771» (Leipzig 1775) und die «Philosophischen Vorlesungen für empfindsame Seelen» (Frankfurt a. M. 1780) entstanden, die alle, bei nur einigen werthvollen Gedanken, wenig Klarheit des Geistes verrathen und zu seinen schwächsten Werken gehoren. Darnach zu schließen, muß der Einfluß Goethe's und der drei Gebrüder Kleist auf Lenz kein guter gewesen sein. Nach dem Bruche mit Kleist auf sich selbst angewiesen, ließ sich Lenz in Straßburg immatriculiren und wirkte daselbst als gesuchter Sprachlehrer, denn er gebot über zehn Sprachen. Als Lehrer lernte er Fräulein Luise König, die Tochter eines straßburger Consulenten, kennen, welche Lenz brieflich mit Herder's Frau, ihrer Freundin, und Herder in Bückeburg, wie mit Mad. Heß in Darmstadt bekannt machte. Hier bei Luise König sah Lenz auch 1775 zum ersten mal Fräulein Henriette von Waldner, für die er in unglücklicher Liebe entbrannte, da er keine Ahnung hatte, daß sie die stillverlobte Braut des Baron Siegfried Oberkirch war. So sehr diese Entdeckung das Nervensystem des Dichters zerrüttete, so war doch diese Liebe wegen ihrer Reinheit von so hoher poetischer Bedeutung, daß wir ihr die edelsten Blüten seiner Muse verdanken. Lenz hatte sich seit dem September 1774 wiedergefunden, und die seit 1774 angeknüpfte Bekanntschaft mit Lavater, Merck und Herder machte den Dichter wieder zum kraftgenialen Stürmer, welcher den Titanenkampf gegen den verderblichen französischen Einfluß auf den deutschen Geschmack und vor allem gegen Wieland in Scene setzte. Zunächst ließ Lenz auf eigene Kosten in Kehl mit Goethe's Zustimmung dessen «Götter, Helden und Wieland» (1774) drucken und bedauerte in seinen Briefen an Herder und Lavater, daß sie nicht den Muth hatten, weder sein «Pandaemonium germanicum» (Nürnberg 1819) noch seine «Wolken» (Lemgo 1776) drucken zu lassen. Letztere hob Lenz durch seine überaus merkwürdige «Vertheidigung Wieland's gegen die Wolken, vom Verfasser der Wolken» (Lemgo 1776) wieder auf, während sein «Menalk und Mopsus» (d. h. Wieland und Kamm) in Frankfurt 1775 und «Eloge de feu Monsieur (Wiela)nd» in Hanau 1775, wie auch seine beachtenswerthe Recension: «Ueber das Gespräch des Herrn Wieland mit dem Pfarrer zu *** in dem neuesten Stück des Merkurs» (Frankf. gel. Anz. 1775) bereits erschienen. Fast fieberhaft ist seine schriftstellerische Thätigkeit in dieser Zeit zu nennen, denn außer diesen Satiren entstanden noch zwei andere: «Matz Höcker» (Zürich 1776) und «Nielk» (d. h. Klein); sodann die Dramen: «Die Soldaten» (Leipzig 1776), «Die Freunde» (Lemgo 1776), «Der Engländer» (Leipzig 1777), Die beiden Alten» (Zürich 1776), «Der tugendhafte Taugenichts», «Lukretia», «Die Algier» (Captivi nach Plautus), «Coriolan» (nach Shakspeare) und «Die alte Jungfer». Ferner schrieb er in dieser Zeit seine Novelle: «Zerbin» («Deutsches Museum» 1776); seine «Recension des neuen Menoza» und die Kritik: «Ueber Herder's Philosophie der Geschichte» (Frankf. gel. Anz. 1776). In dieser Zeit hielt er auch seine Vorträge in der straßburger Societät: «Ueber die Natur des Geistes», «Ueber das erste Principium der Moral», «Ueber das Studium der Theologie» u. s. w. und gründete eine neue Vereinigung unter dem Namen: «Deutsche Gesellschaft» im Oct. 1775, in der er seine berühmten Vorträge: «Ueber die Vorzüge der deutschen Sprache», «Ueber die Bearbeitung der deutschen Sprache im Elsaß», und vor allem seinen Vortrag: «Ueber die Veränderung des Theaters im Shakspeare» hielt.

(Vgl. über diese Zeit Joh. Froitzheim's «Zur Sturm- und Drangperiode Straßburgs», Straßburg 1888.) Fast unglaublich erscheint diese Thatsache, aber sie erschöpft seine literarische Thätigkeit vom September 1774 bis März 1776 noch lange nicht. Als Lenz im März 1776 Straßburg verließ, war für sein überarbeitetes Hirn und seine zerrütteten Nerven Ruhe und Erholung die einzige Möglichkeit, um seinen Geist vor dem sicheren Untergange zu retten, statt dessen ging er gewaltigen Aufregungen entgegen. In Mannheim im Antikencabinet mit seinem Freunde Maler Müller schwärmend, welcher ihn wie einen Mann aus einer andern Welt ansah, begab er sich nach Darmstadt, wo ihn sein Freund Merck mit Freuden aufnahm und es sich nicht nehmen ließ, ihn nach Frankfurt a. M. zu begleiten. Vor der Stadt, von Klinger und Schleiermacher in der Werther-Uniform hoch zu Rosse eingeholt, zog Lenz im Triumph in Frankfurt ein und stieg in Goethe's Aelternhause ab. Von dieser Station schickte er den letzten Theil seiner merkwürdigen humoristischen Studie: «Unsere Ehe» (Othello-Goethe und Desdemona-Lenz) nach Weimar. Hoch gefeiert, auf der Höhe seines Glückes stehend, verließ er die alte Reichsstadt und erhielt «einige Stunden hinter Frankfurt» die Nachricht, welche ihn zermalmte: Henriette von Waldner's Verlobung mit Oberkirch, was ihm unmöglich schien. Er eilte verzweifelt nach Dessau, wo man sich die größte Mühe gab, ihn als Lehrer für das Philanthropin zu gewinnen, aber vergebens, darauf über Gotha nach Weimar, wo er am 1. April 1776 eintraf. Hier versöhnte er sich noch an demselben Tage mit Wieland, wurde von Goethe am 4. dem Herzog, am 5. der Frau von Stein vorgestellt, überall mit Freuden aufgenommen und verwöhnt, hatte aber wieder das Unglück, die Liebe seines Freundes Goethe — ohne es zu wollen — zu kreuzen. Frau von Stein in Kochberg, bei der Lenz längere Zeit (September und October 1776) wohnte, misbrauchte den armen Dichter, um die Eifersucht Goethe's zu wecken, was ihr, noch bevor sie Lenz gesehen hatte, gelang, indem ihr Goethe am 5. April 1776 verletzt schreiben konnte: «Sie sollen was Sie wollen und wollen was Sie werden», nämlich Lenz kennen lernen. Von Tag zu Tag stieg die Eifersucht zwischen Lenz und Goethe und es kam am 28. Nov. nach der sogenannten «Efeleі» vom 26. zum unheilbaren Bruch. Aus dieser Weimar Berka-Kochberger-Zeit stammt Lenzens merkwürdiger Roman «Der Waldbruder», welcher mit der Forderung Rothe's (Goethe) an Herz (Lenz) endet, wobei der letztere fällt; dann das Schauspiel «Die Laube», das Trauerspiel «Katharina von Siena», das Dramolet «Tantalus», vorzügliche Gedichte auf Frau von Stein, weniger gute auf die Herzogin-Mutter Anna Amalia, auf die Herzogin Luise, auf den Tod ihrer Schwester der Großfürstin Natalia Alexiewna, auf Wieland, und das verhängnißvolle Pasquill auf die weimarer Wirthschaft. Gebrochen an Leib und Seele mußte Lenz am 1. Dec. 1776 Weimar verlassen und kam wie ein aus allen Himmeln Verstoßener Weihnachten in Emmendingen an, wo es Frau Cornelia Schlosser, Goethe's Schwester, gelang, Lenz schließlich wieder aufzurichten. Allein mit dieser Katastrophe (am 28. Nov. 1776) in Weimar geht nicht nur durch Lenzens, sondern auch durch Goethe's Leben ein tiefer Riß; beginnt für beide Dichter, die hier aufhören Rivalen zu sein, ein ganz neues Leben, fast ohne Vermittelung, ein Leben, welches Lenz auf der Stufenleiter des Ruhmes rapid abwärts, Goethe dagegen allmählich, aber stetig aufwärts brachte. Das Merkwürdigste dabei ist aber, daß Lenz Goethe den Sieg von Herzen gönnte und für sich nur den Tod wünschte, der ihm leider nicht so bald werden sollte. Das tolle Leben «der Götter Weimars» hatte Lenz schlagend im sog. «Pasquill» getroffen; seine Verstoßung war nur ihre Selbsterhaltung, denn mit seiner Entfernung zieht man den Kreis enger, wird diplomatischer, schweigsamer nach außen, wie uns Goethe selbst das beste Beispiel für diesen Umschwung der Dinge darbietet, da er seit dieser Zeit selbst in seiner Schreibweise ein ganz anderer wird. Aber auch Lenz ist kaum noch erkennbar. Es beginnt nun für ihn eine Zeit, wo das Leben ihm zur Qual wird. In Emmendingen schrieb Lenz seinen Roman «Der Landprediger» (Leipzig 1777), worin er seinem Freunde Schlosser ein schönes Denkmal setzte; doch nicht lange duldete es ihn hier. Magisch zum Elsaß hingezogen, begab er sich nach Colmar zu Pfeffel und Lerse, wo er seine ergreifende Ballade «Geschichte auf der Aar» dichtete und seine Satire «Nielk» (d. h. Klein) an Lerse verschenkte. Von Colmar reiste er nach Münster zum Pfarrer Luce, bei dem er 14 Tage blieb, dann aber über Basel zurück nach Emmendingen, wo er sich in die Lektüre des «Königs Lear» vertiefte, und in den Ruinen des hochburger Schlosses seine «Phantasien über Shakspeare» entstanden. Von seinem unruhvollen Geist aufgescheucht, verließ Lenz im April wieder Emmendingen und kam über das Höllenthal zum Rheinfall bei Schaffhausen. Hier beim Anblick der sich überstürzenden Wassermassen entstanden seine aus grandioser Phantasie zusammengesetzten, jedoch schon an Wahnsinn streifenden Dichtungen: «Der Traum Gottes vor Erschaffung der Welt» und «Shakspeare's Weltgang durch das All». Obgleich er bei der Madame Im-Thurm in Schaffhausen freundliche Aufnahme fand, verlangte sein kranker Zustand Veränderung, Zerstreuung, und er verabschiedete sich am 4. Mai, um der Aufforderung seines Freundes Lavater nach Zürich zu folgen. Dieser beredete ihn, Mitte Mai mit ihm nach Schinznach zur poetischen Tafelrunde zu wandern. Dort trafen sie mit Pfeffel, Lerse, Salis-Marschlin u. a. zusammen und es entstand das gemeinsame Gelegenheitswerk: «Jupiter und Schinznach» (Impromptus von Lenz, Lavater u. a.), welches als solches beurtheilt sein will. Von Schinznach wandert Lenz Ende Mai mit Lavater nach Zürich, von dort Anfang Juni mit dem Componisten der Geniezeit Ph. Kayser in die Urcantone, erstieg den St.-Gotthard und kehrte krank nach Zürich wieder zurück. Kaum angelangt, empfing er die traurige Mittheilung, daß sein «Schutzgeist», Cornelia Schlosser, am 7. Juni 1777 verschieden sei, welche Nachricht ihn so ergriff, daß man für sein Leben zu fürchten anfing. Anfang Juli,

kaum wieder hergestellt, begab er sich nach Emmendingen, wo ihm an ihrem Grabe viele gemüthstiefe Lieder entströmten, welche sich zum Theil erhalten haben. Jetzt fing auch Schlosser für Lenzens Geist zu fürchten an und überredete ihn, den Vorschlag Baron Hohenthal's anzunehmen und denselben als Gesellschafter und Dolmetscher nach Italien zu begleiten, was er that, und am 28. Juli traten sie ihre Reise über Genf an, wo Lenz in Fernay die Bekanntschaft Voltaire's machte. Von hier gingen sie nach Sitten, wo sie in der Nähe des Simplon die Reise bereits Anfang August aufgeben mußten, weil ein Fußleiden Hohenthal's eine Weiterreise unmöglich machte; sich trennend, wählte Lenz den Weg über Bern nach Zürich. Als aber der zartfühlende Lenz merkte, daß er seinem Freunde Lavater lästig werde, erfaßte ihn wieder die Unruhe und er begab sich im October 1777 zu seinem Freunde Salis nach Marschlin, von da über Zürich nach Winterthur, wo er Mitte November 1777 eintraf. Hier brachte der «Kraftapostel» Kaufmann den armen Lenz vollends um den Verstand, indem er intriguirend alte Erinnerungen auffrischte und in religiöser Schwärmerei und Prophetie Lenz einzulullen suchte. Vollständig haltlos verließ Lenz Winterthur Mitte December und kam am Weihnachtsabend 1777 auf unbekannten Wegen als Wahnsinniger in Seesenheim an. Hier mußte er in Ketten gelegt und nach Straßburg gebracht werden; indessen verstand er sich der liebevollen Pflege seines Freundes Röderer zu entwinden und entfloh dürftig gekleidet in die Vogesen. Durch Wasser und Schnee tage- und nächtelang in den Wäldern und Bergen irrend, sprach er unbekannterweise in Waldbach Mitte Januar 1778 beim Pfarrer Oberlin vor, der den Kranken bis Anfang Februar behielt, worauf er ihn über Colmar nach Straßburg schaffte, von wo ihn Röderer zu Schlosser nach Emmendingen begleitete. Nach vielen Raserenanfällen und Selbstmordversuchen wurde Lenz endlich im Juni 1778 durch mechanische Beschäftigungen bei dem Schuhmacher Süß in Emmendingen so weit hergestellt, daß man wieder an seine Gesundheit zu glauben anfing und zu seiner völligen Genesung ihn in der reizenden Försterei Wiswyl bei Emmendingen unterbrachte, wo er vom August 1778, außer einem kurzen Aufenthalte im October bei Sarasin in Basel, bis zum Februar blieb. Da sich leider vom November 1778 an Rückfälle zeigten, wurde der Förster Lydin beauftragt, Lenz Anfang Februar 1779 einem Chirurgen in Hertingen bei Basel zu übergeben, während die Kosten seit dem Januar 1779 der Herzog Karl August von Weimar ganz allein für Lenz bezahlte. Von hier holte ihn im Juni 1779 sein jüngerer Bruder Karl Lenz, welcher in Jena die Rechte studirt hatte, ab, nachdem er von Goethe in Weimar Instructionen und von der Herzogin Anna Amalia Geld zu des kranken Dichters Beförderung in die Heimat erhalten hatte. Von Hertingen reisten die beiden Brüder nach Lübeck. Hier beim Anblick des Meeres in Travemünde schien der kranke Dichter sich als gesunder Mensch wiedergefunden zu haben. Er legte in fröhlicher Gesellschaft auf dem Schiffe «Hoffnung» seine Reise zur Heimat zurück und langte Ende Juli 1779 in Riga an. Leider war nicht sein Dichterruhm, sondern die Nachricht von seinem Wahnsinn ihm vorangegangen und er von allen Stellen, um die er sich bewarb, zurückgewiesen. Es half ihm nichts, daß Hartknoch sich seinetwegen an Herder wandte, um die Rigenser umzustimmen, noch daß Lenzens Vater seit dem September 1779 als Generalsuperintendent von Livland in Riga wohnte und der Generalgouverneur von Liv- und Estland, Feldmarschall Graf Browne, für den Dichter eintrat, die Vorurtheile waren zu mächtig, Lenz erhielt weder die Rectorstelle am Lyceum noch einen andern Posten in Riga. Nach Deutschland sich zurücksehnend, setzte er auch sein aufreibend nervöses Wanderleben in Rußland fort. Von der Unruhe geplagt, man könnte auch in Petersburg, wo ihm durch den Grafen Browne eine Anstellung als Lehrer am Cadettencorps in Aussicht gestellt war, Vorurtheile wie in Riga gefaßt haben, eilte er bereits Mitte Januar 1780 nach Petersburg, verdarb sich aber durch diese Voreiligkeit gerade die Carrière. Indessen von den Akademikern Pallas, Güldenstuhe, Georgi, wie vom Bibliothekar und Dichter von Nicolay auf das liebenswürdigste aufgenommen, lernte er durch sie eine Menge einflußreicher Herren kennen und ließ sich mit Hoffnungen trösten. So finden wir ihn im Mai 1780 in Kronstadt, um als Lehrer beim Seecorps anzukommen, was ihm ebenfalls mißglückte. Jetzt verlor Lenz den Muth und kehrte im Juni über Petersburg nach Dorpat zurück, doch hatte der feine gesellschaftliche Umgang in Petersburg wohlthätig auf seinen Geist gewirkt. Viele seiner Dramen und andere Werke hatte er in dieser Zeit einer Revision unterworfen, vieles gestrichen und vieles für seine «Gesammelten Werke» umgedichtet, die bei Hartknoch in Riga erscheinen sollten. In Dorpat sah sich Lenz genöthigt, eine Hauslehrerstelle bei Lipharb zu Aya anzunehmen, gab dieselbe aber bereits im September 1780 auf, weil er als Hauslehrer keine Hoffnung sah, seine Jugendgeliebte Julie von Albedyll heimzuführen. Ueber Tarwast, Dorpat, Rüggen wanderte Lenz durch die «Livländische Schweiz» nach Riga, wo er seinem Freunde Hartknoch einen Theil seiner überarbeiteten Werke übergab und mit dem Buchhändler Steffenhagen einen Contract wegen einiger Arbeiten abschloß, welche in dessen mitauer Journal «Für Leser und Leserinnen» erscheinen sollten. In rascher Aufeinanderfolge wurden darin von Lenz folgende Arbeiten abgedruckt: «Entwurf einiger Grundsätze für die Erziehung überhaupt, besonders aber für die Erziehung des Adels» (December 1780); ferner: «Der Arme kommt zuletzt doch ebenso weit», ein Dialog nach dem Lucian (Februar 1781); «Der Tod der Dido», ein Melodrama mit Chören und Tänzen (April 1781); «Der äußerliche Schein» (Mai 1781); «Fragment über die Mode» (August 1781); «Merkur und Mistrik Modisch», ein Gespräch; «Elysium» und «Die Akademie der Thiere», eine Fabel (November 1781); sodann: «Uxorem nunquam irritamini, sed monete. Empfindsamster aller Romane oder lehrreiche und angenehme Lectüre für Frauenzimmer» in acht Kapiteln (Juni 1781);

darauf «Sangrado. Eine Schutzschrift wider Irrthümer und Augenschwächen an die beyden verkannten großen Männer unserer Zeit» (Richelieu und Fleury), wie «Etwas über Philota's Charakter» (das heißt von Bietinghoff). Ein Veilchen auf sein Grab», in sieben Briefen und einem Nachwort. — Nachdem sich Lenz seit November 1780 bis zum Februar 1781 in Riga und Ohlershof, wo er bei seinem Freunde Engelhardt wohnte, mit Bearbeitung seiner Werke beschäftigt hatte, erhielt er durch Vermittelung des Grafen Browne die Stellung eines Privatsekretärs beim General Bauer in Petersburg. Er theilte darauf diese freudige Nachricht an Goethe, Frau von Stein und Wieland mit und begab sich nach Petersburg, wo er erst am 1. April 1781 seine neue Stellung antreten konnte. Trotz seines nachsichtsvollen Prinzipals gab Lenz aus noch unbekannten Gründen die Stellung im August 1781 wieder auf, worauf Kotzebue, der Dichter von «Menschenhaß und Reue», sein unmittelbarer Nachfolger wurde, und reiste Ende August nach Moskau, um eine Stelle als Lehrer bei der Exterschen Pensionsanstalt anzunehmen, welche ihm aber erst im October 1782 zutheil wurde. Hier verkehrte Lenz in den höchsten Kreisen der Gesellschaft, der Fürsten Gagarin, Wäsemski, Scheremetjeff, der Grafen von Forisch und von Anhalt; lernte den berühmten russischen Geschichtschreiber Karamsin und den Reichsarchivar und Historiker G. F. Müller kennen und vor allen den Pfarrer Dr. J. M. Jerzembsky, dem wir unter anderm die Erhaltung der Lenz'schen «Bekenntnisse einer armen Seele» verdanken. In dieser Zeit hatte Lenz für Hartknoch an seinen «Opera omnia» weiter gearbeitet und dem Buchhändler Steffenhagen nach Mitau für das «Livländische Magazin der Lektüre» von 1782 sein Schauspiel «Die Sicilianische Vesper» eingesandt. Bei seinem Jugendlehrer, dem Rector Lau aus Dorpat, lernte Lenz den Pastor Brunner und dessen Amtsbruder Kaufmann kennen, dem er 1785 sein didaktisches Gedicht: «Was ist Satire?» widmete. Aus dieser seiner letzten Lebenszeit stammt auch seine Satire gegen Stritter und Tschulgin, ferner «Die neue Schätzung», ein Divertissement zum Nachspiel: «Die Christen in Abyssinien», wie seine Studie: «Ueber die Delicatesse der Empfindungen», in welcher sich einige Perlen finden, z. B. Gulliver's «Betrachtung über eine Fliege» und «Caromandel's Predigt über die Ehe». Mit dem Jahre 1786 aber begannen seine Kräfte sichtbar abzunehmen, er wurde «schwachsinnig». Wohl hatte er von Zeit zu Zeit noch einige lichte Augenblicke, in denen er z. B. sein Lied: «Ach wäre die Moskwa doch der Rhein mit seinen Ufern voller Wein» dichtete und Pleschtschejeffs Werk: «Uebersicht des russischen Reiches» (Moskau und Leipzig 1787; 2. Ausgabe 1790) übersetzen konnte, doch wurden diese Sonnenblicke seines Geistes von Jahr zu Jahr geringer. Seine letzte Arbeit war die Uebertragung der «Russiade» von Cherakow in fünf Gesängen, welches Epos er seinem Freunde Boie fürs «Deutsche Museum» einschicken wollte; da wurde es plötzlich Nacht in ihm und er redete irre: dennoch ließ man ihn frei umhergehen, denn er that keinem Menschen etwas zu Leide. Mit Güte konnte man ihn leicht lenken, und Hunger und Durst, wie viele seiner Biographen behaupten, hat Lenz in Moskau nie gelitten, denn er lebte in dieser letzten Zeit abwechselnd im Hause des Fürsten Scheremetjeff und des Pfarrers Dr. Jerzembsky, welcher von Lenz berichtete: «Er lebte von Almosen, aber er nahm nicht von jedem Wohlthäter an — und wurde beleidigt, wenn man ihm unaufgefordert Geld oder Unterstützung anbot.» In einer Nacht, es war in der letzten Stunde des 23. Mai (5. Juni) 1792, traf ihn auf dem Heimwege von Jerzembsky zu Scheremetjeff auf offener Straße der Schlag. Er ward auf Kosten seines Wohlthäters Scheremetjeff in aller Stille auf dessen Gute Marina Roschtschа bei Moskau beerdigt. Seine Werke wurden zuerst von Goethe 1798 in Schiller's «Horen», «Musenalmanach» und andern Zeitschriften wieder ans Licht gezogen, und Goethe selbst wollte noch 1813 Lenzens Biographie schreiben, wie er in seiner Autobiographie berichtet, wo er ihm ein ewiges Denkmal setzte.

Lenz' «Gesammelte Schriften» gab L. Tieck heraus (3 Bde., Berlin 1828). Ergänzungen zu dieser lückenhaften Ausgabe: «Der verwundete Bräutigam», herausgeg. von K. Blum (Berlin 1845); «Der dramatische Nachlaß», herausgeg. von K. Weinhold (Frankfurt a. M. 1884); Dorer-Egloff, «Lenz und seine Schriften» (Baden 1857); die Lenz-Briefe und Aufsätze aus Salzmann's und Röderer's Nachlaß in den drei Werken von A. Stöber: «Der Dichter Lenz» (Basel 1842), «Actuar Salzmann» (Frankfurt a. M. 1855), und «Röderer» (2. Aufl., Colmar 1874) u. s. w. Ueber Lenz' Leben und Werke vgl. D. Gruppe, «Reinh. Lenz, Leben und Werke» (Berlin 1861); J. Bayer, «J. M. R. Lenz», in seinem Werke: «Gottsched bis Schiller» (Prag 1869), II, 1—120; Erich Schmidt, «Lenz und Klinger» (Berlin 1878); Aug. Sauer, «Lenz und Wagner» (Berlin 1883). *(P. Th. Falck.)*

LENZ (Johann Reinhold von), genannt Lenz-Kühne, Neffe des Dichters Jakob Michael Reinhold Lenz, Schauspieler und Poet, wurde am 14./25. Nov. 1778 in Pernau (Livland) geboren. Er besuchte das Lyceum zu Riga und das Collegium Fridericianum zu Königsberg in Preußen. Nachdem er kurze Zeit seit 1794 als Offizier im russischen Heere gedient hatte, trat er aus Neigung unter dem Namen «Kühne» im September 1801 in Petersburg zur Bühne über. Hier widmete er sich dem Heldenfache und fand vielen Beifall. Im J. 1803 verließ er Petersburg und wollte zu seiner weiteren Ausbildung zu Iffland nach Berlin; in Königsberg aber, wo er im Januar 1804 gastirte, machte ihm die Liebe einen Strich durch die Rechnung, Lenz heirathete daselbst 1805 seine gefeierte Collegin Fräulein Luise Cassini. Nach dem Brande des königsberger Theaters 1808 lernte er in Berlin Iffland kennen, der ihn, wie er gehofft hatte, indeß nicht engagiren konnte. In Lübeck, Braunschweig und andern Städten mit großem Erfolg gastirend, wurde Lenz mit seiner berühmten Frau 1809 nach erfolgreichem Auftreten für Hamburg gewonnen. Die wankende Gesundheit seiner Gattin indessen veran-

faßte ihn zum großen Leidwesen Schröder's 1811 Hamburg zu verlassen. Erst in Breslau schloß Lenz 1812 einen Contract auf 3 Jahre ab. Auch hier zeichnete er sich aus, erwarb sich im hohen Grade die Gunst des Publikums, kehrte aber einem an Schröder gegebenen Versprechen gemäß nach vielen erfolgreichen Gastspielen in Leipzig, Mannheim, Karlsruhe und andern Städten 1814 nach Hamburg zurück. Als im Jahre darauf seine Frau starb, schloß sich Lenz intimer an Schröder an, der ihn seinen besten Schüler nannte, denn nach Schröder's Ansicht gehörte zum Schauspieler auch der Dichter, um Vollendetes leisten zu können. Schröder billigte daher Lenz' poetische Beschäftigung, die zunächst in Uebersetzungen und Bearbeitungen, später aber auch in einer Reihe von selbständigen Schau- und Lustspielen bestand. Nach Schröder's Tode (1816) war Lenz der gefeiertste Liebling der hamburger Bühne bis zu seinem Abgange 1844; war er doch in Rollen, die Repräsentation erforderten, nach Schröder's Urtheil «unnachahmlich». Besonders seine Lustspiele sind meist glückliche Arbeiten und wurden zu seiner Zeit häufig mit vielem Beifall aufgeführt. V. Tieck, der Lenz in der letzten Periode seiner Wirksamkeit kennen lernte, erklärte, daß Letzterer die Darstellungsart jener echten deutschen Schule Schröder's noch vollkommen besitze. Lenz' Vielseitigkeit bestand aber darin, daß er komische Rollen ebenso vortrefflich darstellte, wie tragische. Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß Lenz während seiner 35jährigen Thätigkeit an der hamburger Bühne nicht auch von Zeit zu Zeit Kunstreisen durch Deutschland machte, sogar häufig in Riga und Petersburg gastirte und überall als Schauspieler ersten Ranges gefeiert wurde. Im April 1844 nahm Lenz in der Rolle des Zimmermanns Klarenbach in Iffland's «Die Advocaten» von der Bühne in Hamburg auf immer Abschied. Ein Augenübel war die Ursache seines Rücktrittes. Auf Lebenszeit pensionirt, begab sich Lenz zu seinen Geschwistern nach Riga, wo er mit Conradin Kreutzer und J. J. Schrameck ein Triumvirat bildete, um welches sich das geistige Leben der Stadt gruppirte. Lenz starb daselbst am 7./19. Febr. 1854. Vgl. H. Meyer, «Johann Reinhold Lenz. Eine biographische Skizze» (Berlin 1846); «Lenz Rühne» im «Deutschen Bühnen-Almanach» von 1855; C. G. von Brocker, Joh. Reinh. von Lenz genannt Kühne» («Dorpater Inland», 1850, Nr. 2); Fr. von Nickhoff, «Joh. Reinh. von Lenz» («Rigasche Zeitung», 1854, Nr. 39 und 51).

(P. Th. Falck.)

LENZ (Robert), Sprachforscher, Bruder von Heinr. Friedr. Emil Lenz, wurde am 23. Jan. (4. Febr.) 1808 in Dorpat geboren, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte anfangs dort Theologie, verließ als graduirter Student 1828 die Universität und übernahm im Sommer dieses Jahres die Stelle eines Pensions-Inspectors und Lehrers an der Ritter- und Domschule in Reval, gab sie jedoch um Ostern 1830 wieder auf und bezog im Frühling 1831 die Universität in Berlin. Hier ging er seiner vorherrschenden Neigung für Sanskrit-Studien unter Bopp's Leitung nach und promovirte 1832. Darauf veröffentlichte er «Bericht über eine im Asiatischen Museum der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Petersburg deponirten Sammlung Sanskrit-Manuscripte» (Leipzig und Petersburg 1833) und begab sich zur weiteren Ausbildung seiner Sanskrit-Studien 1833 nach London. Nach einjährigem Studium kehrte Lenz nach Petersburg zurück, wo er seinen «Bericht über den Zustand der Sanskrit-Literatur in England» dem Präsidenten der Akademie überreichte und Kalidasa's «Urvaśi» ins Lateinische übersetzte (Berlin 1833), der sich anschließt «Apparatus criticus ad Urvasini fabulam Calidasi» (Berlin 1834). Diese Arbeit begründete seinen Ruf, welchen er vermehrte durch seine «Analyse du Lalikvistava pourona, l'un des principaux ouvrages sacrés des Boudhistes» («Bulletin scientifique», St.-Petersbourg 1836). Leider setzte ein frühzeitiger Tod seinen weit ausgedehnten wissenschaftlichen Bestrebungen am 30. Juli (11. Aug.) 1836 ein unerwartetes Ziel. Sein literarischer Nachlaß ging an die Bibliothek des Asiatischen Museums über.

(P. Th. Falck.)

LENZBURG, Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks (98 □Kilom. mit 18,695 Einwohnern) im schweizerischen Canton Aargau, liegt 404 Met. über dem Meere, 10 Kilom. östlich von Aarau auf dem rechten Ufer der Hallwyler Aa am Kreuzungspunkt der Bahnlinien Aarau-Rothkreuz, Aarau-Wettingen und Lenzburg-Emmenbrücke (Seethalbahn). Im J. 1880 zählte die Stadt 2731 meist reformirte Einwohner, deren Haupterwerbsquellen neben Kleingewerbe und Handel Baumwollen- und Seidenindustrie, Strohwaaren und Cartonnagefabrikation und Weinhandel sind. Das Schloß, das östlich über der Stadt auf dem steilen, von Weingärten umgebenen Schloßberg (512 Met.) gelegen, nimmt die Stelle eines römischen Castells und der alten Grafenburg Lenzburg ein und ist in seiner jetzigen Gestalt ein Bau des 16. Jahrh. Die Grafen von Lenzburg, die urkundlich schon um 890 erwähnt werden, waren vom 10.—12. Jahrh. eins der mächtigsten Dynastengeschlechter der Schweiz, Stifter des Klosters Beromünster, Schirmvögte der Waldstätte, in den Kämpfen zwischen dem Papstthum und dem deutschen Kaiserthum unentwegte Anhänger des letzteren. Als das Geschlecht 1172 mit Ulrich IX., dem Freunde und Waffengefährten Friedrich Barbarossa's, ausstarb, fielen seine Besitzungen an das Reich und kamen später an Kyburg und Habsburg. Im J. 1415 wurde Lenzburg von den Bernern eingenommen, deren Landvögte bis 1798 auf dem Schlosse residirten. Vgl. von Mülinen, «Urkundliche Geschichte der Grafen von Lenzburg» (Bern 1821); Müller, «Die Stadt Lenzburg» (Lenzburg 1867); «Der Aargau» (2 Bde., Zürich 1870—72).

(A. Weber.)

LENZEN, Stadt im preußischen Kreis Westprignitz des Regierungsbezirks Potsdam, Provinz Brandenburg, liegt unfern der Elbe in der fruchtbaren Lenzer Wische (Wiese) an der zum Lenzer See erweiterten Löckenitz und an der Linie Wittenberge-Buchholz der Preußischen Staatsbahnen, hat evangelische Kirche, Amtsgericht, Post-

und Telegraphenamt und (1885) 2838 protestantische Einwohner, welche meist von Ackerbau und Viehzucht leben. — Der schon im 9. Jahrh. bestehende Ort ist besonders bekannt durch die Schlacht vom 3. 929, in welcher König Heinrich I. die Redarier besiegte; 20,000 sollen hier ihren Tod gefunden haben. Im J. 1066 wurde der Ort von den Wenden zurückerobert und der zum Christenthum bekehrte Obotritenfürst Gottschalk in der Kirche erschlagen. *(E. Kaufmann.)*

LENZER-HEIDE (romanisch Planura), Hochthal im Bezirk Albula des schweizer Cantons Graubünden, erstreckt sich 8 Kilom. lang, 1—2 Kilom. breit in südlicher Richtung von der Wasserscheide Acla alva (1551 Met.) zwischen der Rabiosa und der Albula bis zu dem Dorfe Lenz (roman. Lansch, 1320 Met.), von welchem die Hochfläche steil zur Albula abfällt. Oestlich von der felsigen Kette des Lenzerhorns (2971 Met.), des Aroser-Rothhorns (2984 Met.) und des Parpaner Rothhorns, westlich von dem berasten Kamme des Stützerhorns (2576 Met.) eingeschlossen, ist die Heide in ihrem obern Thal eine spärlich besiedelte, steinige Weidefläche, parkartig mit Tannenwäldchen und Legföhrengebüschen übersäet, mit mehreren kleinen Seen geschmückt, deren größter, der Heid- oder Batzersee (1483 Met.), seinen Abfluß, den Heidbach, der Albula zusendet. Der untere Theil gegen Lenz hin ist bewaldet. Die über die Lenzer-Heide führende Poststraße, von Chur bis Alvenen im Thal der Albula 32 Kilom. lang, steigt von Chur südlich durch das Thal der Rabiosa über Churwalden (1270 Met.) und Parpan (1505 Met.) nach Acla alva hinauf und senkt sich von dieser Wasserscheide, die zugleich die Sprachscheide zwischen Deutschen und Romanen bildet, über die Heide nach Lenz, wo sie sich theilt, um einerseits bei Tiefenkastel (889 Met.) die Julier- und die Schynstraße, andererseits bei dem Bade Alvenen (965 Met.) die Albula- und die Landwasserstraße (nach Davos) zu erreichen. Obwol die Lenzer-Heide einer der niedrigsten Alpenübergänge Graubündens ist, ist sie doch im Winter ihrer Schneestürme wegen nicht immer leicht passirbar. Das Dorf Lenz, nach dem die Heide benannt ist, zählt (1880) 334 Einwohner katholischer Confession und romanischer Zunge und ist kriegsgeschichtlich merkwürdig durch die Kämpfe von 1635 und 1799 zwischen den Franzosen und den Oesterreichern. Auf dem 2 Kilom. südöstlich des Dorfes, 1134 Met. über dem Meere am Abhang des Albulathales gelegenen Hofe Bazerols soll der Ueberlieferung nach 1471 die Vereinigung der drei rhätischen Bünde beschworen sein. *(A. Weber.)*

LEO ist ein Name, den verschiedene Kaiser des Oströmischen oder Byzantinischen Reichs geführt haben.

Derselbe begegnet uns zum ersten mal in der zweiten Hälfte des 5. Jahrh. n. Chr. Als der ausgezeichnete Kaiser Marcianus zu Anfang Februar d. J. 457 n. Chr. starb, lenkte einer der damals im Reiche einflußreichsten Männer, der Patricius Aspar, seiner Zeit ein namhafter Heerführer, die neue Wahl auf einen seiner Günstlinge. Aspar konnte als Ausländer von Geburt und als Arianer es nicht wagen, selbst nach der Krone zu greifen; er hoffte aber die entscheidende Gewalt zu gewinnen, indem er einen geborenen Thrakier, der den Rang eines Tribunen (Obersten) erlangt hatte und auf den Gütern des mächtigen Patricius Haushofmeister gewesen war, als

Leo I. auf den Thron erhob, 7. Febr. 457, der dann durch den Patriarchen Anatolius gekrönt wurde. Die Hoffnungen Aspar's gingen nicht in Erfüllung; denn Leo empfand sein Uebergewicht als lästig und suchte daher andere Stützpunkte. Auf der einen Seite war er bemüht, gegenüber den durch Aspar geförderten fremden Truppen die einheimischen Streitkräfte mehr in den Vordergrund zu stellen, unter denen seit dieser Zeit die Isaurier bedeutsam hervortreten. Ein vornehmer Mann dieses Volks, Traskalissäos oder Tarasikodissas, trat dabei dem Kaiser besonders nahe und wurde später zu großen Dingen ausersehen. Auf der andern Seite schloß Leo I., ohne gerade in die dogmatischen Streitigkeiten der Zeit sich tiefer einzulassen, sich enger an die orthodoxe Kirche an. In diesem Sinne erließ er nicht allein ein strenges Sonntagsfeiergesetz, sondern drückte auch in dem intoleranten Geiste jenes Zeitalters auf die Arianer, erneuerte (467) die strengen Gesetze des ersten Theodosius gegen Opfer und heidnische Culte, und wurde ferner der Urheber des ersten Gesetzes, welches bekehrte Christen, die wieder zum Heidenthum zurückfielen, zum Tode verurtheilte. Für seine Person trug er indessen kein Bedenken, einen ausgezeichneten jüdischen Arzt, den Hydropathen Jakob, bei schwerer Lebensgefahr im J. 462 aus Athen nach Konstantinopel zu berufen und denselben, als dieser ihn gerettet hatte, zum Leibarzt, zum Geheimrath und zum Oberarzt in der Residenz zu ernennen. Nach außen war Leo I. wenig glücklich. Allerdings sah er sich im Stande, zu Anfang des Jahres 467 dem seiner Auflösung entgegentreibenden Weströmischen Reiche in der Person des Anthemius (Marcian's Schwiegersohn) einen neuen Herrscher zu geben. Als er nun aber von dem vandalischen König Geiserich in drohender Sprache die Einstellung der afrikanischen Kaperzüge gegen die weströmischen Küsten forderte, da zog er dadurch nur die Angriffe der Vandalen auf die griechischen Uferländer seines eigenen Reiches herbei. Die großartig angelegte Expedition, die Leo im J. 468 gegen die Vandalen in See gehen ließ, scheiterte gänzlich durch die Thorheit seines Oberfeldherrn, seines eigenen Schwagers Basiliskos. Bei der Rückkehr suchte der letztere in der Sophienkirche ein Asyl und erhielt durch die Fürbitte seiner Schwester, der Kaiserin Verina, allerdings Gnade. Dagegen fiel des Kaisers ganzer Groll auf Aspar, mit dem er längst gebrochen hatte, und den er in Verdacht hatte, in verrätherischer Weise die Misgriffe des Basiliskos veranlaßt zu haben. Jetzt wurde jener isaurische Traskalissäos unter dem Namen Zeno mit des Kaisers Tochter Ariadne (468) vermählt, erhielt den Rang als Patricius, das Consulat im J. 469, die Führung der Leibwache und den Oberbefehl über die in Asien stehenden Truppen. Als nun Aspar und seine Söhne, so heißt es, nicht aufhörten, gegen den Kaiser und den neuen Günstling gefährliche Intriguen in Scene zu setzen,

da ließ Leo I. im J. 470 oder 471 den alten General und zwei seiner Söhne auf Zeno's Rath im Palast selbst durch seine Eunuchen niederhauen. Die darüber erbitterten gothischen Söldner wurden allerdings durch Zeno und Basiliskos aus Konstantinopel verdrängt; dagegen gelang es nur sehr unvollkommen, im J. 472 sich mit Aspar's gothischem Bluträcher Theoderich (Triarius' Sohn) in Thrakien zu vergleichen.

Nichtsdestoweniger haben die Byzantiner nachmals Leo I. den Großen genannt. Es ist wahrscheinlich deshalb geschehen, weil dieser Kaiser, der übrigens in der innern Verwaltung sehr Tüchtiges leistete und eifrig bemüht war, die Lasten des Volkes zu erleichtern, im Gegensatze zu seinen Vorgängern zuerst das nationalgriechische Element zur Geltung brachte, wie er eben auch Scepter und Krone aus den Händen des einheimischen Senats und des Patriarchen entgegennahm und sich zu der griechisch orthodoxen Partei hielt. Als Leo I. sein Ende nahen fühlte, hat er im J. 472 seinen Enkel

Leo II. gekrönt, und ehe er selbst im Januar 474 starb, zum Nachfolger ernannt. Nun wurde Zeno thatsächlich Regent. Im Februar 474 ließ sich derselbe unter Zustimmung des Senats durch sein Kind zum Mitregenten krönen. Als nachher der Knabe im November 474 ebenfalls starb, blieb Zeno Alleinherrscher.

Eine Reihe von Menschenaltern trennt diesen Kaiser von der imposanten Feldherrn- und Herrschergestalt des großen Mannes, der zuerst wieder diesen Namen trug und unter gänzlich veränderten Verhältnissen der Gründer einer berühmten Dynastie auf dem byzantinischen Thron, zugleich aber der Urheber einer der großen kirchlichen Bewegungen geworden ist, welche während des 8. und 9. Jahrhunderts die weittragendsten Folgen für Kirche und Staat nach sich gezogen haben. Leo, der Feldherr, der hier in Rede steht, war um das Jahr 675 n. Chr. zu Germanikeia (Maraśch) auf der Grenze von Syrien, Kappadocien und Armenien geboren. Als Isaurier ist er später wol nur deshalb bezeichnet worden, weil (so scheint es) dieses Land die Heimat seiner Aeltern war. Als in den unruhigen Zeiten gegen Ende des 7. Jahrh. sein Geburtsort in die Hände der Araber fiel, war er mit seinen Aeltern nach dem thrakischen Mesembria übergesiedelt und etwa 705 in die kaiserliche Armee eingetreten. Bei sehr bedeutender militärischer Befähigung rasch emporgekommen, hatte er im Laufe der dynastischen Erschütterungen, die (seit 711) dem Untergange des blutigen Justinian II. folgten, durch den seit Sommer 713 regierenden Kaiser Anastasius II. ein hohes Commando in Kleinasien erhalten, um den Arabern Widerstand zu leisten, die damals, und zwar ganz besonders seit 715, zu Wasser und zu Lande mit aller Kraft rüsteten, um jetzt womöglich das Oströmische Reich zu überwältigen. Die arabische Noth hinderte den General Leo, seinen Gönner in der innern Krisis wirksam zu unterstützen, die seit dem Herbst des J. 715 auch dessen Herrschaft bedrohte. Als aber Anastasius II. zu Anfang März 716 zu Gunsten des Theodosius III. hatte abdanken müssen, säumte Leo nicht, in voller Erkenntniß wie der schrecklichen Lage des Reiches, so seines persönlichen Herrscherberufes, gegen den neuen Imperator als Gegenkaiser aufzutreten. Als er nach der Entsetzung der durch die Araber des Khalifats der Omejjaden von Damascus schwer bedrängten, wichtigen phrygischen Festung Amorion durch die Bewohner dieser Stadt und durch seine Truppen (im Frühling 716) als Kaiser sich hatte begrüßen lassen, gewann er durch listige Diplomaten dem arabischen Oberfeldherrn Maslama, dem Bruder des seit dem 23. Febr. 715 regierenden Khalifen Suleiman, im Spätsommer 716 einen Waffenstillstand ab, der es ihm möglich machte, einen Feldzug nach Konstantinopel anzutreten, den Theodosius III. zum Rücktritt zu nöthigen und am 25. März 717 als Kaiser

Leo III. («der Isaurier») den byzantinischen Thron zu besteigen. Die wahre «Herrscherweihe» erwarb er sich dann durch den großen Kampf mit den Arabern, bei welchem es sich geradezu um die Existenz des Reiches handelte. Der Prinz Maslama, der schnell erkannte, daß vor allen andern Byzantinern dieser Zeit gerade Leo III. der kraftvollste Widersacher ihres Vordringens sein würde, wollte ihm keine Zeit lassen, sich erst recht zu befestigen, hatte bereits vor Leo's vollständigem Siege im Innern den Kampf erneuert und überschritt im Frühling 717 mit seiner Landmacht den Hellespont bei Abydos. Seit dem 15. Aug. desselben Jahres war Konstantinopel von einer gewaltigen arabischen Macht zu Wasser und zu Lande rings umschlossen. Nun aber wußte Kaiser Leo III. die Vertheidigung mit so meisterhafter Geschicklichkeit zu leiten und Volk und Soldaten dermaßen zu begeistern, daß die Araber durchaus nichts auszurichten vermochten. Endlich, auch durch Mangel und Seuchen entsetzlich zugerichtet, gaben die Araber am 15. August 718 die aussichtslose Belagerung auf, erlitten aber auf dem Rückzuge sowohl zu Wasser wie zu Lande noch schwere Verluste. Ihre Flotte war so gut wie ganz verloren und von den 180,000 Menschen der Expedition sollen nur 40,000 die Heimat wiedergesehen haben. Es war die großartigste Niederlage, die der Islam seit seiner Entstehung erlitten hatte. In dieser Weise leitete Leo III., den neuere Historiker wegen dieses Sieges mit Karl Martell in Parallele stellen, seine Herrschaft ein, und nach mehreren Seiten entsprach deren Fortgang ihrem Beginne. Sicher ist, daß dieser Kaiser als einer der durchgreifendsten Reformer auftrat, welche das Reich der Byzantiner jemals gesehen hat, und daß durch seine Thätigkeit die materielle Kraft desselben in erstaunlicher Weise gesteigert worden ist. Es ist ihm vor allem gelungen, den schlimmen Folgen der schlechten Regierung Justinian's II. und der seinem Sturze folgenden dynastischen Revolutionen zu begegnen. Die Armee wurde ausgezeichnet neugestaltet, die Wehrkraft des Reiches derart gesteigert, daß sie nun wieder während mehrerer Jahrzehnte sehr wohl im Stande gewesen ist, den Gefahren dieser Zeit, namentlich von seiten der Araber und der Bulgaren, mit Erfolg die Spitze zu bieten. Zugleich (so scheint es) wurde unter dieser Regierung die schon seit längerer Zeit auf mehreren Punkten des Reiches eingeleitete neue Gliederung und wesentlich militärische

Organisation desselben in zahlreiche, durch Strategen zugleich geschützte und verwaltete kleinere Provinzen oder «Themen» systematisch durchgeführt und vollendet. Für die innere Sicherheit wurde so kraftvoll gesorgt, daß selbst der alte Gönner des Kaisers, Anastasius II., mit dem Tode büßen mußte, weil er 719 aus sehr unzeitigem Ehrgeiz mit den Bulgaren gegen Leo sich in hochverrätherische Verbindungen einließ. Die feste Verbindung zwischen den Provinzen und der Centralgewalt wurde wieder hergestellt, die für dieses Reich vorzugsweise wichtige und bedeutungsvolle Finanzwirthschaft wurde in vortreffliche Ordnung gebracht. Erregten allerdings nach dieser Seite verschiedene fiscalische Neuerungen, namentlich die Uebertragung aller finanziellen Geschäfte in den Provinzen von den städtischen Behörden auf kaiserliche Beamte, vielfache Unzufriedenheit gegen Leo, so wurde ihm dafür sein Eifer für die Blüte des Handels und für die Herstellung einer guten und soliden Rechtspflege hoch angerechnet. In letzterer Beziehung veranlaßte dieser Kaiser die Veröffentlichung der sogenannten Ekloge, eines kurz zusammengefaßten Civilgesetzbuchs in griechischer Sprache. Das Werk aber seines Lebens krönte Leo III. durch einen neuen gewaltigen Sieg über die Araber. Die seit 725 angestellten Versuche dieser tapfern Feinde, die schwere Niederlage des J. 718 zu rächen, hatten keinen Erfolg gehabt, waren allmählich erlahmt. Als aber nach längerer Pause des Grenzkrieges der gefeierte Held Sid-al-Battal-el-Ghazi ein gewaltiges Heer nach dem innern Kleinasien führte, wurde dasselbe durch Leo und seinen Sohn Konstantin im J. 740 bei dem phrygischen Akroinon (neun Stunden entfernt von Doryläon) bis zur Vernichtung geschlagen.

Trotz seiner großen Verdienste ist Leo III. von den spätern Byzantinern und nach deren Vorbilde von vielen neuern Beurtheilern mit Abneigung und Geringschätzung angesehen worden. Das liegt daran, daß Leo III. eine kirchliche Reform versucht hat, die nach Ablauf der an sie geknüpften gewaltigen Bewegung im Reiche, gegen Mitte des 9. Jahrh., schließlich vollständig scheiterte. Wie umfassend diese Reform eigentlich gemeint und geplant war, ist mit Sicherheit jetzt nicht mehr zu erkennen. Uns ist hauptsächlich noch Folgendes bekannt. Seit dem Erlöschen der großen dogmatischen Parteikämpfe im Oströmischen Reiche war in immer weiteren Kreisen eine Art der Frömmigkeit zur Geltung gelangt, die vielfach ein superstitiöses, theilweise selbst heidnisches Gepräge zeigte. Die Mirakelsucht, der Reliquiencultus, die Hingabe an die Heiligenverehrung und namentlich der Dienst der kirchlichen Bilder aller Art traten höchst charakteristisch hervor. Vorzugsweise in Sachen dieser Bilder war die fromme Verehrung allmählich in derbsten Aberglauben verschiedenster Art übergegangen. Dem persönlich durchaus überzeugten, frommen Christen Leo III. und einem großen Theile der intelligenteren Byzantiner entging die Gefahr durchaus nicht, die diese Richtung sowol für das christliche Leben, wie für die politische Kraft ihres Volkes nach sich zu ziehen drohte. Schwerlich die armseligen Motive, die später seine Gegner dem Kaiser zugeschrieben haben — höchstens in secundärer Weise die Hoffnung, durch Abstellung des Bilderdienstes die Araber der Bekehrung zum Christenthum zugänglicher zu machen —, sicherlich die Ueberzeugung von der Verderblichkeit jener Richtung, veranlaßte nun Leo III., zu einer höchst gewagten Reform vorzuschreiten. Wahrscheinlich erinnerte er sich an die bedeutenden Erfolge, welche das persönliche Eingreifen Konstantin's des Großen und Theodosius' I. in die kirchlichen Verhältnisse nach sich gezogen hatte, und dabei hielt er wol die Aufgabe für leichter als sie war —, dieses um deswillen, weil sie ja mit der Dogmatik durchaus nichts gemein hatte. Leo III. eröffnete im J. 726 seinen Kampf gegen den superstitiösen Bilderdienst im Einverständniß mit mehreren der namhaftesten Kirchenfürsten des Reiches und mit dem Senat oder Reichsrath, indem ein durch letztern sanctionirtes Decret die Anbetung der Bilder principiell als eine Art Götzendienst verurtheilte. Materiell wurde zuerst nur verfügt, daß die Bilder in den Kirchen höher gehängt werden sollten, um sie der unmittelbaren Berührung zu entziehen. Auf der Stelle sollte der Kaiser der Schwierigkeiten inne werden, die ihm bei Durchführung seiner Reformen entgegentreten würden. In Volk und Kirche schieden sich sofort die Elemente zu einer neuen Parteibildung. Die Armenier sympathisirten offen mit Leo; in Asien und in der Hauptstadt hielten die Zustimmung und der dumpfe Groll einander die Wage; in den durch die römische Curie bestimmten Provinzen, also in Italien und damals noch in Griechenland und Macedonien, wo man auch über die finanziellen Maßregeln des Kaisers zürnte, erreichte die Erbitterung schon jetzt eine gefährliche Höhe. Es dauerte nicht lange, so benutzten die Longobarden die Verstimmung der Italiener zu eroberndem Ausdehnung auf der Halbinsel der Apenninen, und in Griechenland, wo — ein seltenes Beispiel, da sonst die Armee mit zäher Ausdauer und Treue zu den verschiedenen «bilderstürmenden» Kaisern gehalten hat — sogar die Besatzungstruppen der Stimmung des Volkes folgten, brach endlich ein gefährlicher Aufstand aus. Als der Angriff der Flotte der Hellenen auf Konstantinopel (18. April 727) gänzlich gescheitert und ihr Gegenkaiser Kosmas enthauptet war, ging Leo III. in der Bilderfrage rücksichtsloser vor. Mit Zustimmung des Senats und der höchsten Würdenträger in Staat und Kirche wurde im Sinne der nun durchdringenden radicalen Reformer im J. 728 verfügt, daß nunmehr überall die Bildnisse Christi, der Panagia (Madonna), der Heiligen und Märtyrer aus den Kirchen und den heiligen Orten entfernt, Wandgemälde unter Umständen mit Farbe überstrichen werden sollten.

Damit erhielt der Kampf seinen furchtbar erbitterten Charakter, und die neuen Gegensätze der Ikonoklasten (Bilderstürmer) und Ikonodulen (Bilderfreunde) vertieften sich allmählich derart, daß alle möglichen materiellen, persönlichen und principiellen, religiösen und politischen Gegensätze, Sympathien und Antipathien, für mehrere Jahrzehnte damit sich verschlangen. Standen auf Seiten des Kaisers die Armee, die Mehrheit der

gebildeten Laien in Asien, die meisten höheren Beamten und viele höhere Geistliche: so hielt zur ikonodulen Opposition die Masse des Volkes, die an dem Bilderdienst ebenso zäh hing, wie die Mehrheit der (als Maler dabei auch persönlich interessirten) Mönche, und wie fast ohne Ausnahme die Frauen in allen Ständen bis in die kaiserliche Familie hinein. Wurde der Kaiser trotzdem durch die Erinnerung an seine großartigen Verdienste andauernd moralisch gestützt, so erhielt die Opposition moralische Unterstützung einerseits durch die päpstlichen Hirtenbriefe, andererseits durch die glühenden Reden und Briefe eines der größten Theologen dieser Zeit, des unter dem Schutze des Khalifats im Kloster Saba bei Jerusalem schreibenden syrischen Mönches Johannes Chrysorrhoas aus Damascus. Politisch bedeutsam wurde vor allem der Bruch mit der Curie von Rom. Die Aufregung in Italien ging allmählich so weit, daß Papst Gregor III. im November 732 das Anathema gegen die Feinde der Bilder schleuderte. Dafür hat dann Leo III. unverzüglich alle Länder der Balkanhalbinsel sammt Kreta, die zu dem Metropolitansystem von Thessalonike gehörten, für immer von der uralten Verbindung mit Rom losgerissen und unter die Oberherrschaft des Patriarchen von Konstantinopel gestellt. — Gegenüber der bis auf die Gegenwart üblichen Unterschätzung Leo's III., der etwa 66 Jahre alt am 18. Juni 741 starb, sind in unserer Zeit als seine Vertheidiger aufgetreten namentlich Finlay («History of the byzantine and greek empires», vol. I, p. 15) und der Grieche Paparrhigopulos («Histoire de la civilisation hellenique», p. 194).

Keiner der spätern byzantinischen Kaiser, die denselben Namen trugen, hat die Bedeutung des großen «Isauriers» erreicht. Es sind dieses:

Leo IV., der Enkel des Siegers von Akroinon, der Sohn Konstantin's V. (Kopronymos) und einer chazarischen Fürstentochter, der mit 25 Jahren am 23. Sept. 775 zur Herrschaft gelangte, aber bei steter Kränklichkeit schon am 8. Sept. 780 starb, und zum Unheil des Reichs die Regentschaft seiner Witwe, der berühmten Athenerin Irene hinterließ. — Ebenfalls zu der Reihe der bilderstürmenden Kaiser zählte

Leo V., der aber kein Verwandter der Isaurier war. Die elende Haltung des Kaisers Michael I. Rhangabé in dem Kriege gegen den bulgarischen Khan Krum erbitterte die Truppen derart, daß sie ihren besten Feldherrn, den Armenier Leo, als Gegenkaiser ausriefen, der am 11. Juli 813 den Michael zur Abdankung nöthigte. Leo V. hatte das Glück, nach Krum's Tode (814) dessen Nachfolger Mortagon bei Mesembria aufs Haupt zu schlagen und zu einem dreißigjährigen Frieden zu nöthigen. Eifriger Gegner des Bilderdienstes, war Leo V. energisch und maßvoll genug, um die neu auflodernde Wuth der Parteien doch möglichst in Schranken zu halten. Ein Regent von seltener Tüchtigkeit, erlag er zuletzt der Frivolität einer Anzahl frivoler Streber und factiöser Unzufriedener, die die Erhebung eines treulosen Freundes des Kaisers, des Generals Michael aus Amorion, unterstützten. Der Aufschub der Hinrichtung dieses im Palast in Konstantinopel gefangen gehaltenen Mannes machte es jenen möglich, Leo V. bei der Frühmette am ersten Weihnachtsfeiertage 820 zu ermorden.

Unter gänzlich andern Verhältnissen regierte der zweite Kaiser der sogenannten makedonischen Dynastie, nämlich

Leo VI. Als Sohn und Nachfolger des kraftvollen Basilios I., hat er die Herrschaft am 29. Aug. 886 angetreten. Für die Byzantiner ist er hauptsächlich deshalb bedeutungsvoll, weil unter seiner Regierung die durch seinen Vater seit 870 begonnene Revision, Ergänzung, Umarbeitung und Uebersetzung des seit Justinian I. und auf Grund seines Corpus juris theils gültigen, theils neu entwickelten Rechts zu Ende geführt worden ist. Das im J. 884 ausgegebene Hauptwerk, der griechische Codex, die «Basilika», ließ Leo VI. noch einmal durch eine Commission bearbeiten (887—893) und dann als das ausschließlich gültige weltliche Gesetzbuch in 60 Büchern publiciren, neben welchem das Justinianeische Recht nur noch als wissenschaftliches Hülfsmittel fortbestand. Mit diesen Arbeiten hing aber auch zusammen die Vollendung der byzantinischen Centralisation und eine erhebliche Steigerung des kaiserlichen Absolutismus, derart, daß namentlich der Senat sehr schädlicher Weise das Recht verlor, in entscheidender Weise bei der Gesetzgebung mitzuwirken.

Im übrigen war die Regierung dieses Theoretikers des Absolutismus weder ruhmreich, noch für das Reich wohlthätig. Leo VI. wurde freilich als ein gelehrter Schüler des berühmten Photios sowol wegen seiner Kenntnisse und seines Eifers für die Wissenschaften, wie wegen der ihm zugeschriebenen Erfahrung in der Astrologie von dem Volke der «Weise» oder der Philosoph genannt. Aber dieser gelehrte Herr war auch ein rücksichtsloser und verschwenderischer Despot und dabei ein Sklave der Sinnlichkeit, der unter anderm kein Bedenken trug, seine eigenen und die Gesetze der Kirche zu durchbrechen, um nacheinander vier Ehen zu schließen. Dabei war er an Herrscherkraft, an Regierungstalent, an Sorgsamkeit für die Interessen des Landes mit seinem Vorgänger keineswegs zu vergleichen. Seine politischen Missgriffe waren es, die (889 oder 893) den Ausbruch eines sehr gefährlichen Krieges mit den Bulgaren veranlaßten, welcher nur dadurch zum Stehen gebracht werden konnte, daß der Kaiser die bedenkliche Hülfe der Magyaren zu gewinnen wußte. Dabei zeigte sich Leo VI. gänzlich außer Stande, auf der Südfronte des Reichs dem Vordringen der Araber mit Erfolg zu begegnen. Auf der Insel Sicilien gingen 902 mit Taormina die Reste der griechischen Besitzungen an die afrikanischen Aglabiten verloren. Und die Korsaren von Kreta und deren Verbündete, wiederholt griechische Renegaten, suchten die griechischen Inseln und Hafenstädte grausam heim. So namentlich der Damianos aus Tyros, der 896 Demetrias plünderte, und Leo von Tripolis, der 889 Samos eroberte, 900 Lemnos plünderte und 904 sogar

die große Stadt Thessalonike eroberte und ausraubte. Als Leo VI. am 11. Mai 912 starb, führte für seinen und der schönen Zoë Karbopsina Sohn, den siebenjährigen Konstantin VII. Porphyrogennetos, die Regentschaft zunächst des Kaisers Bruder Alexander. *(G. Hertzberg.)*

LEO ist der Name auch einer Reihe zum Theil bedeutsamer römischer Päpste.

1) Leo I. oder der Große, Papst und Kirchenlehrer, wurde in dem letzten Decennium des 4. Jahrh., nach den einen in Rom, nach dem «Liber pontificalis» in Toscana geboren. Ueber Leo's Kindheit und Jugend und selbst über die ersten Anfänge seines Wirkens liegen keine Nachrichten vor. Es ist nicht erwiesen, daß eben er der Akolyth Leo gewesen sei, der im J. 418 von Papst Zosimus nach Karthago mit einem Schreiben an den Bischof Aurelius geschickt wurde. Allein schon die Päpste Cölestin (423—432) und Sixtus III. (432—440) wußten die Tüchtigkeit und den umsichtigen Eifer des jungen Mannes und dessen Verdienste um die Kirche zu würdigen und beehrten ihn mit ihrem Vertrauen. Wie sehr er damals schon in der Kirche in hohem Ansehen stand, ersieht man daraus, daß Cassianus auf seinen Rath hin das gegen Nestorius gerichtete Buch über die Menschwerdung Christi schrieb und es ihm widmete; daß Cyrillus, der Patriarch von Alexandrien, in seinem Streit mit Juvenalis, dem Bischof von Jerusalem, durch ihn die Unterstützung des römischen Bischofs sich zu erwirken suchte; daß Sixtus III. durch ihn sich bestimmen ließ, den Pelagianismus zu bekämpfen und auch ihm die Untersuchung des in Gallien um sich greifenden Semipelagianismus übertrug; und endlich daß er den Auftrag erhielt, den Streit zu schlichten, der im J. 439 zwischen dem in Gallien stehenden Feldherrn Aetius und dem Senator Albinus ausgebrochen war. In dieser Angelegenheit verweilte er noch in Gallien, als ihn die Nachricht von dem Tode des Papstes Sixtus III. (gest. den 11. Aug. 440) und von seiner Wahl zu dessen Nachfolger erreichte. Leo I. war die geeignete, die providentielle Persönlichkeit, um wieder Ordnung zu bringen in die verworrenen und zerrütteten Verhältnisse der Kirche, welch sich damals, wie das Römische Reich selbst, in bedenklicher Lage befand.[1]) Mit Energie und zielbewußter Consequenz hat er sofort reformirend und organisirend eingegriffen in die Geschicke der Kirche. In kurzer Zeit ist es ihm gelungen, die locker gewordenen Bande der Kirchengemeinschaft wieder fester zusammenzuziehen, meist dadurch, daß er die Autorität des römischen Bischofsstuhles im Abendland und bis auf einen gewissen Grad selbst im Orient zur Geltung zu bringen wußte. Als echtes Vorbild des werdenden Papstthums, dessen eigentliche Gründung keinem anderen als ihm selbst zuzuschreiben ist, steht er Achtung gebietend an der Schwelle der mittelalterlichen Kirche. Nicht mit Unrecht wird er in der Geschichte «der Große» genannt.

Als Oberhaupt der römischen Kirche entwickelte Leo in unermüdlichem Eifer eine vielseitige Wirksamkeit. Sein nächstes Bestreben richtete er auf die Reinigung der Kirche. Er säuberte dieselbe einerseits durch Verbesserung der kirchlichen Ordnung und durch eine bald mit Strenge, bald mit Nachsicht gehandhabte Kirchenzucht von allen unthätigen und unwürdigen Geistlichen, und andererseits von allen Irrlehren und Sekten, gegen welche er meist schonungslos vorging. Nachdem er alle pelagianisch gesinnten Lehrer beseitigt und die letzten Auswüchse des Semipelagianismus ausgemerzt hatte, ergriff er energische Maßregeln gegen den Manichäismus, der in der Verborgenheit damals noch fortwucherte und in Rom noch viele Anhänger hatte unter Leuten, die äußerlich der Kirche anzugehören schienen. Die gegen die römischen Manichäer eingeleitete Untersuchung soll zu der Entdeckung gotteslästerlicher Mysterien und abscheulicher Wollustpflege geführt haben.[2]) Diejenigen, die sich nicht bekehren wollten, ließ er aus der Stadt vertreiben, und zugleich wurde in einem Schreiben vom J. 444 sämmtlichen Bischöfen Italiens die Pflicht der Wachsamkeit und der Strenge gegen diese Ketzer eingeschärft, und im folgenden Jahr erließ Kaiser Valentinian III. eine von Leo erwirkte Verordnung, welche, die alten Gesetze gegen die Manichäer aufs neue einschärfend, denselben das weitere Verbleiben in der christlichen Kirchengemeinschaft unmöglich machen sollte.[3]) Mit größerer Härte noch ging er gegen die Priscillianisten in Spanien vor. In einem Briefe an Turribius, Bischof von Asturica oder Astorga, glaubte er zur Bekämpfung der Feinde des Glaubens selbst die Todesstrafe in Anwendung bringen zu sollen, «damit die Furcht vor der körperlichen Strafe um so wirksamer auf das geistige Heilsmittel zurückwirke».[4]) Endlich betheiligte er sich auch an der Bekämpfung der eutychianischen Irrlehre. Durch kluge Benutzung des eutychianischen Lehrstreites hat er es versucht, die Autorität Roms selbst im Orient zur Anerkennung zu bringen, wie er dies im Abendland bereits durchgesetzt hatte. Damals schon hatte er in der That alle christlichen Länder des Occidents dem Stuhle Petri factisch erobert. Für Italien war das gleichsam selbstverständlich; aber selbst in dem proconsularischen Afrika gelang es ihm, die Wirrsale, die dort seit der Vandalenherrschaft entstanden waren, auszubeuten und daselbst seine Anschauung vom Universalepiskopat zur Geltung zu bringen. Seine Oberaufsicht erstreckte sich sogar über Illyrien gleichsam bis vor die Thore Konstantinopels; durch den Bischof von Thessalonich, als seinen apostolischen Vicar, wußte er die Bande, welche schon seit längerer Zeit die illyrische Kirche mit Rom verknüpften, straffer anzuziehen. In Gallien stieß er auf den hartnäckigsten Widerstand; aber auch hier trug er den Sieg davon. Als Hilarius, der Bischof von Arles, die Rechte eines Primas von Gallien an sich reißend, auf einer Synode, auf welcher er den Vorsitz führte, einen Bischof Celidonius vom Amte entsetzt hatte, nahm Leo letzteren in Schutz, ließ auf einer römischen Synode das Absetzungsurtheil des Metropoliten umstoßen, dem-

1) Vgl. Arendt, «Leo der Große», S. 202 fg.

2) S. Leo's «Sermones», XVI und LII. 3) S. Leo's «Epistolae», VII, VIII. 4) S. Leo's «Epistolae», XV.

selben alle Metropolitanrechte entziehen, und bewirkte von Valentinian III. ein Edict vom J. 445, das nicht nur den Uebergriff des römischen Bischofs bestätigte, sondern auch verordnete, daß es weder den gallischen Bischöfen, noch denjenigen einer andern Provinz erlaubt sei, den Vorschriften des Papstes sich zu widersetzen.[5])

Kein römischer Bischof vor Leo I. hat das Papstideal so in sich getragen wie er. Er sah es als seine Lebensaufgabe an, seinen Bischofssitz zum weltbeherrschenden Universalepiskopat zu erheben, und die Idee des römischen Primats begründete er dogmatisch durch das Verhältniß Petri zu Christo und den übrigen Aposteln. Gleichwie unter den Aposteln Petrus, der Empfänger der Schlüssel, vor allen andern durch seine Macht sich auszeichnete, so stehe auch der Stuhl seines Nachfolgers in Rom, auf welchen die heiligen Vorrechte des Apostelfürsten übergegangen seien, hoch über allen Bischofssitzen der Erde.[6]) Mit Recht gilt Leo als der eigentliche Begründer der geistlichen Weltherrschaft Roms. Im Morgenlande jedoch ist es ihm nicht gelungen, seine Idee des römischen Primats zur Anerkennung zu bringen. Auf dem Concil von Chalcedon (451), wo Leo's Dogmatik den glänzendsten Sieg feierte und die christologischen Bestimmungen seiner berühmten Epistel an Flavian als rechtgläubige Kirchenlehre festgesetzt wurden, mußten die eifrigen Bemühungen seiner Legaten, die Verhandlung über die Rangverhältnisse zu hintertreiben, an dem zähen Widerspruch der morgenländischen Kirchenfürsten scheitern; vergeblich legten die Stellvertreter Leo's Protest ein gegen den 28. Kanon, welcher den Patriarchen der östlichen Kaiserstadt dem Bischof des alten Rom völlig gleichstellte; vergeblich beriefen sie sich auf die römische Deutung oder vielmehr Fälschung des 6. Nicänischen Kanons, der mit den Worten begann: «Ecclesia romana semper habuit primatum»; vergeblich verweigerte Leo die Bestätigung des von ihm angefochtenen Kanons, den er selbst im J. 454 durch den Kaiser cassiren ließ; vergeblich hat Anatolius, der Patriarch von Konstantinopel, unter dem Einfluß des kaiserlichen Druckes, in einem Schreiben an Leo die Verwerfung des betreffenden Kanons demüthig anerkannt: die Morgenländische Kirche hat sich factisch nicht gebeugt unter den Primat des römischen Papstes. Schon der nächste Nachfolger des Patriarchen Anatolius sah den vielumstrittenen 28. Kanon wieder als giltig an.[7])

Rühmlich soll des Papstes Auftreten gegen Attila gewesen sein, der, nach seiner Niederlage auf den Catalaunischen Gefilden, im Frühling 452, in das nördliche Italien eingefallen war, Aquileja und die umliegende Gegend verheerte und Rom mit seinen Hunnen bedrohte. Leo's priesterliche Gestalt sei zwischen den Aposteln Petrus und Paulus dem Barbaren als ein Bote Gottes entgegengetreten, habe durch christliche Milde und durch die Majestät seiner Beredsamkeit das Herz des gewaltigen Hunnen erweicht und ihn bewogen, über die Donau zurückzuweichen. Dieser Legende, welche Rafael durch seine unvergleichlichen Darstellungen auf einer Wand der vaticanischen Säle verherrlicht[8]), liegt als Thatsächliches zu Grunde, daß der Hof von Ravenna und der Senat von Rom durch eine Gesandtschaft, bei welcher Leo und zwei weltliche Beamte sich befanden, den Attila zum Frieden zu bewegen suchten. Nach andern Traditionen hätten Hunger und Seuche und die heranrückenden Truppen des oströmischen Kaisers Marcian den Rückzug der Hunnen veranlaßt.[9]) «Im allgemeinen», sagt Ranke, «darf man annehmen, daß der religiöse Widerstand, der sich einem Eindringen des Heidenthums entgegensetzte, nicht wenig dazu beitrug, Attila zurückzuwerfen. In Gallien wie in Italien erlangte das Ansehen des römischen Bischofs, der jetzt mit der Aristokratie von Rom verbündet war, ein allgemeines Uebergewicht.»[10]) Einige Jahre später trat Leo auch dem Vandalenkönig Genserich entgegen, als dieser, von Afrika in Italien eingebrochen, Rom völlig zu zerstören drohte (455). Seine priesterliche Fürbitte bewirkte jedoch nur, daß die arianischen Vandalen, mit Raub und Plünderung sich begnügend, die Stadt und die Kirchen mit Brand und Mord verschonten. Nach dem Abzug der Barbaren bethätigte der hochherzige Kirchenfürst um so kräftiger die Tüchtigkeit seines Wirkens im Wohlthun und Ordnen unter der unsäglichen Noth und Verwirrung. Große Verdienste erwarb er sich durch Wiederherstellung und Ausstattung der verwüsteten und beraubten Kirchen.

Leo starb am 10. Nov. 461. Seine Gebeine wurden in der Peterskirche beigesetzt. Die Kirche feiert seinen Gedächtnißtag am 11. April. Er hinterließ 96 Sermones und 173 Briefe. Die erhaltenen Predigten sind nur solche, die er als Papst gehalten, meist Festpredigten, sich auszeichnend durch ihre Kürze, durch die Klarheit der Disposition und im allgemeinen durch einen einfachen, durchsichtigen Stil, der zwar rhetorische Schulung verräth, aber doch nicht als classisch kann bezeichnet werden. In diesen religiösen Vorträgen, welche der Folgezeit nicht mit Unrecht als Musterpredigten dienten, dringt er beinahe stets auf reinen Glauben und auf sittlichen Ernst im Lebenswandel. Leo's Briefe, welche das getreueste Bild seines päpstlichen Wirkens und zugleich ein Bild der kirchlichen Zustände seiner Zeit geben, und darum höchstwichtige Documente für die Kirchengeschichte jener Epoche sind, erstrecken sich fast über die ganze Zeit seines Episkopates (442—460). Er tritt uns in denselben entgegen als scharfer Denker, aber auch als gewiegter Geschäftsmann und Diplomat. Das Ziel, das er sich vorgesteckt, verliert er nie aus dem Auge; um es zu

5) S. E. Perthel, «Leo's Streit mit dem Bischofe von Arles» in Zeitschrift für histor. Theologie», Bd. 43, Heft 3. 6) S. Leo's «Epistolae», X, c. I; XIV, c. II; das Nähere bei Perthel a. a. O., S. 226—241. 7) S. Am. Thierry, «Nestorius et Eutyches» (Paris 1878; Hefele, «Conciliengeschichte», 2. Aufl. (1875), II; G. Amelli, «S. Leone e l'Oriente» (Rom 1882).

8) S. Gregorovius, «Geschichte der Stadt Rom», 3. Aufl. (1875), S. 187. 9) Idatius, «Chronicon», p. 91. 10) Ranke, «Weltgeschichte» (Leipzig 1883), Bd. 4, Abth. 1, S. 302; A. Thierry, «Histoire d'Attila» (5. Aufl., Paris 1874), Bd. 2.

erreichen, ist er sehr erfinderisch in den Wegen. Einheit der Kirche, Reinheit der von ihm festgesetzten Lehre und die von ihm für den Stuhl Petri in Anspruch genommenen Vorrechte, das sind die Hauptgedanken, um welche fast sämmtliche Episteln sich herumdrehen. Viele derselben sind eher von ihm inspirirt, als eigentlich verfaßt. Die berühmteste ist unstreitig die an Flavian, den Patriarchen von Konstantinopel, vom 13. Juni 449, in welcher er als epochemachender Dogmatiker sich über das Verhältniß der in Jesu geeinigten Gottheit und Menschheit ausspricht. Die in diesem dogmatischen Briefe mit ausgezeichneter Schärfe und Klarheit entwickelte Lehre über die zwei Naturen in Christo bildete die Grundlage der Beschlüsse auf der Synode von Chalcedon (451) und erhielt allmählich symbolischen Charakter. [11]) Der Brief ist zugleich gegen Nestorius und gegen Eutyches gerichtet; zwischen deren auseinander gehenden Richtungen sucht er für die Kirchenlehre einen in der Mitte liegenden Weg, und stellt eine Formel auf, in welcher er ebenso wol den Unterschied der zwei Naturen als die persönliche Einheit betont, jedem Moment sein Recht gibt, sodaß beide einander das Gleichgewicht halten. [12]) Durch päpstliche Bulle wurde Leo später zu dem Range eines Vaters und Lehrers der Kirche erhoben. Mit Unrecht wurden ihm folgende Schriften zugeschrieben: «Capitula seu paeteritorum sedis apostolicae episcoporum auctoritates»; «De vocatione omnium gentium»; «Epistola ad Demetrianum seu de humilitate tractatus»; «Sacramentarium oder Codex sacramentorum romanae ecclesiae»; «Breviarium adversus haereticos».

Die Werke Leo's wurden herausgegeben von den Brüdern Ballerini (Venedig 1733, 3 Bde.); von Quesnel (Paris 1675 und Lyon 1700, 2 Bde.), und von Cacciaci. Die bedeutendsten Biographien sind: «P. Canisii Vita Leonis»; Maimbourg, «Histoire du Pontificat de Léon» (Paris 1687); Arendt, «Papst Leo der Große und seine Zeit» (Mainz 1835); C. Perthel, «Papst Leo's des Großen Leben und Lehre» (Jena 1843); Saint-Chéron, «Histoire du Pontificat de St.-Léon le Grand et de son siècle» (2 Bde., Paris 1846); Fr. Böhringer, «Die Kirche Christi» (Zürich 1846), Bd. 1, Abthl. 4. Vgl. noch: Bähr, «Geschichte der römischen Literatur», Supplementband II (Karlsruhe 1837), S. 354—357; Teuffel, «Geschichte der römischen Literatur» (Leipzig 1870), S. 952—953; A. Ebert, «Geschichte der christlichen lateinischen Literatur» (Leipzig 1874), Bd. 1, S. 447—449. — Ueber die Chronologie der Regierung Leo's siehe Jaffé, «Regesta pontificum».

2) Leo II., ein Sicilianer, zum Papst erwählt kurz nach dem Tode Agatho's (gest. 10. Jan. 682), wurde erst am 17. Aug. 682 ordinirt. Nach dem «Liber pontificalis» (ed. Vignoli I, 291) war er ein geschulter, sprachkundiger Gelehrter (scholasticus), ein frommer, mildthätiger Kirchenfürst, der sich ebenso sehr durch seine Beredsamkeit als durch seine Kenntnisse in Musik und Kirchengesang auszeichnete. Die Politik seines Vorgängers in Bezug auf die monotheletische Streitigkeit befolgend, bestätigte er die Beschlüsse der 6. ökumenischen Synode von Konstantinopel; und, um dieselben in der Abendländischen Kirche zur Anerkennung zu bringen, übersetzte er sie aus der griechischen in die lateinische Sprache. In einem Briefe an Kaiser Constantin Pogonatus anathemathisirte er alle des Dyotheletismus angeschuldigten Irrlehrer, unter andern auch den Papst Honorius (625—638), «qui hanc apostolicam ecclesiam non apostolicae traditionis doctrina lustravit, sed profana proditione immaculatam fidem subvertere conatus est.» Die Verschuldung des Honorius präcisirt er noch genauer in seinen Briefen an die Kirchen Spaniens und an König Ervig. [1]) Baronius, um die Ehre eines der Ketzerei verdächtigen Papstes zu retten, hat die Authentie dieser Briefe angefochten. [2]) Nach nicht ganz einjähriger Regierung starb Leo den 3. Juli 683. Er hinterläßt fünf Briefe, welche bei Jaffé, «Regesta pontificum», No. 1630 fg.; Mansi, «Conc.», XI; Labbe und Cossard, «Coll. des conciles», VI, 1245 fg. abgedruckt sind. Biographien: im Papstbuch; bei Platina, «Historia delle vite dei Sommi Ponteficii», und bei Ciaconius, «Vitae et res gestae Pontificum Romanorum» (Rom 1677), I, 478 fg. Vgl. Hefele, «Conciliengeschichte» (Freiburg 1877) III, 288—294; Rud. Baxmann, «Die Politik der Päpste» (Elberfeld 1868), I, 185—187.

3) Leo III., Römer von Geburt, wurde als Cardinalpresbyter der Kirche St.-Susanna durch einstimmige [1]) Wahl der Römer als Nachfolger des am Weihnachtsfeste 795 verstorbenen Papstes Hadrian I. auf den Stuhl Petri erhoben und bereits am 27. Dec. geweiht. Gleich nach seiner Erhebung schickte er an Karl den Großen, als an den Patricius Roms, die Schlüssel zum Grabe Petri und die Fahne der Stadt [2]), und in einem beigefügten Schreiben bat er ihn durch einen Abgesandten, dem römischen Volke den Huldigungseid abzunehmen. [3]) In einem Briefe, welchen Angilbert, der Abt von St.-

11) Als am 10. Oct. (2. Sitzung) Leo's Brief in griechischer Uebersetzung verlesen worden war, soll die Versammlung ausgerufen haben: «Das ist der Glaube der Väter; durch den Mund Leo's hat Petrus gesprochen!» (Mansi, «Conc.», VI, 971). Die Synode, welche bei den positiven Bestimmungen dieses Brief zu Grunde legte, hat als rechtgläubige Lehre festgesetzt, daß Christus wahrer Gott und wahrer Mensch, nach der Gottheit von Ewigkeit her gezeugt und dem Vater in allem gleich, nach der Menschheit von Maria der Jungfrau und Gottgebärerin in der Zeit geboren und uns Menschen in allem gleich, nur ohne Sünde, sei, und daß nach seiner Menschwerdung die Einheit der Person in zwei Naturen bestehe, welche unvermischt (ἀσυγχύτως) und unverändert (ἀτρέπτως), aber auch ungetheilt (ἀδιαιρέτως) und ungetrennt (ἀχωρίστως) vereinigt seien. 12) Vgl. Dorner, «Die Person Christi», II, 1 fg.; Böhringer, «Die Kirche Christi» (Zürich 1846), Bd. 1, Abth. 4, S. 260—261.

1) Der Brief an Ervig wird auch dem folgenden Papste Benedict II. zugeschrieben. 2) Gegen Baronius hat Pagi (ad annum 683) die Echtheit der Briefe vertheidigt.

1) Wenn man dem «Liber pontificalis» Glauben schenken darf. 2) Annal. Laurissens. ad annum 796. 3) Einhardi Ann. ad annum 796.

Richar, dem neuerwählten Papste überbrachte, bestimmte der Frankenkönig mit charakteristischer Genauigkeit die Grenzen der königlichen Gewalt und der oberbischöflichen Wirksamkeit. Für die weltliche Entfaltung des Papsthumes läßt Karl nur wenig Raum übrig: in seinen Augen ist der römische Kirchenstaat sein Vasallengebiet, in welchem dem Papst blos die Rolle eines fürbittenden Hohepriesters zuerkannt wird.[4]) Trotz der einstimmigen Wahl suchten schon im Jahre 799 römische Adelige, an deren Spitze Campulus und Paschalis, Anverwandte Hadrian's, standen, den Papst zu stürzen. Am Feste St.-Marcus, mitten in der Procession mit gezückten Schwertern überfallen und mishandelt, mußte Leo sich nach Spoleto und von dort an das Hoflager Karl's nach Paderborn flüchten, allwo bereits von seiten der Attentäter Anklagen gegen ihn wegen Meineids und Ehebruchs eingelaufen waren. Nichtsdestoweniger empfing ihn der König unter hohen Ehren, zeigte sich geneigt, ihn zu unterstützen, erklärte aber, daß er den Papst und dessen römische Gegner vor sein richterliches Tribunal berufen würde. Von den fränkischen Großen und Bischöfen, welche Leo nach Rom zurückbegleitet hatten, wurde in dem von Letzterem neuerbauten Triclinium[5]) eine Voruntersuchung eingeleitet, welche die Verhaftung der Empörer zur Folge hatte. Die endgültige Entscheidung wurde jedoch dem Könige vorbehalten, der erst ein Jahr nachher nach Rom kam, um als Schutzherr und Patricius der Römer die gestörte Ordnung der Kirche wieder herzustellen, die an ihrem Oberhaupte begangenen Frevel zu bestrafen und zwischen den Römern als Kläger und dem Papste als dem Beschuldigten Gericht zu halten. Das Papstbuch behauptet, daß die vom König versammelten Prälaten sich geweigert hätten, über den Papst zu Gericht zu sitzen. «Wir wagen es nicht», hätten sie gesagt, «den apostolischen Stuhl, welcher das Haupt aller Kirchen ist, zu richten, da wir selbst von ihm gerichtet werden»; worauf dann der angeklagte Papst erwidert hätte, daß er bereit wäre, sich von der falschen Anklage zu reinigen. Aus den Berichten der fränkischen Annalen geht aber hervor, daß Karl ein förmliches Proceßverfahren gegen den Papst angestellt hat; daß derselbe dem vom Könige präsidirten Tribunal sich unterworfen hat und daß, als sich keine beweisenen Thatsachen gegen Leo ergaben, es ihm freigestellt wurde, ob er noch den Reinigungseid leisten wolle.[6]) Er leistete diesen Eid unter großer Feierlichkeit am 23. Dec. 800. Die zum Tode verurtheilten Attentäter Campulus und Paschalis wurden auf die Fürbitte des Papstes nach Frankreich verbannt.

Kurz nachher, am Weihnachtstage 800, nachdem Karl in St.-Peter seine Andacht verrichtet hatte, setzte ihm Leo, als wäre er von göttlicher Eingebung ergriffen, eine goldene Krone auf das Haupt. Dreimal rief das anwesende Volk: «Leben und Sieg dem von Gott gekrönten Augustus Karl, dem großen und friedebringenden Kaiser der Römer», während der Papst den neuen Imperator und dessen Sohn Pipin salbte und hierauf sich auf die Knie warf, um dem römischen Kaiser des Abendlandes seine Huldigungen darzubringen (adorare). Obgleich nach Einhard's Versicherung[7]) Karl sich geäußert hätte, daß, wenn er des Papstes Absicht vorher gekannt hätte, er trotz des hohen Festes an jenem Tage nicht in die Kirche gegangen wäre, so war doch die Uebertragung der Kaiserwürde und die ganze damit verbundene Inscenirung nicht blos etwas zufällig Improvisirtes, sondern das Wert längst eingeleiteter Pläne. Es ist möglich, daß an jenem Tage der König wirklich überrascht worden ist und daß er dem Gedanken, der seine Umgebung beschäftigte, seine Zustimmung noch nicht gegeben hatte.[8]) Gfrörer[9]) behauptet sogar, daß schon der Aufstand des Campulus und Paschalis durch den fränkischen Hof angezettelt worden wäre, um Leo in die Nothwendigkeit hineinzutreiben, entweder auf Petri Stuhl zu verzichten oder die Kaiserkrönung vorzunehmen. Wie dem auch sei, durch diese für die Weltgeschichte so folgenreiche Handlung ist der letzte Schatten von Oberherrschaft der griechischen Kaiser über Rom auf immer vernichtet worden: fortan schied eine tiefe Kluft Morgenland und Abendland. Leo indessen dachte nicht an die Folgerungen, welche das spätere Papstthum aus der von ihm vorgenommenen Kaiserkrönung ziehen sollte; er ahnte nicht, daß sie der Anfangspunkt einer neuen Epoche sein würde und daß er den ersten Anstoß gegeben zu dem langen Conflict zwischen Papstthum und Kaiserthum, der das ganze Mittelalter bewegen sollte. Er hat eben nicht als Papst gehandelt, auch nicht auf Gottes Antrieb (Deo auctore), sondern als Römer, im Einverständniß mit andern vornehmen Römern und im Namen des römischen Volkes.[10]) Einen reellen Zuwachs an Macht hat er selbst dadurch nicht gewonnen; denn später muß er oft klagen über die Eingriffe in die päpstlichen Machtbefugnisse von seiten der kaiserlichen Legaten, welche im Kirchenstaat die höchste Rechtsgewalt repräsentirten, in des Kaisers Namen den Vorsitz in den Gerichten führten, die päpstlichen Beamten beaufsichtigten, Appellationen von ihnen annahmen und über sie an den Kaiser berichteten, und daß Karl selbst die Krönung nicht anders aufgefaßt wissen wollte, das beweist die Folgezeit und insonderheit die Krönung seines Sohnes Ludwig, die zu Aachen im J. 813 von ihm selbst und nicht vom Papste vorgenommen wurde.

Im J. 804 unternahm Leo plötzlich eine Reise nach dem Frankenreich; er verbrachte bei Karl zu Curasiacum (Quierch) das Weihnachtsfest. Die eigentliche Veranlassung zu dieser Fahrt kennt man nicht; vielleicht hatte er sich zu beklagen über das gebieterische Benehmen der

4) Ep. ad Leonem Papam, apud Alcuin. ed. Froben. II, pars 2, app. 559. 5) Ueber dieses von Leo III. in den Jahren 796—799 erbaute Triclinium majus und dessen berühmten Mosaiken s. Gregorovius, «Geschichte der Stadt Rom», II, 446—450. 6) Vgl. Döllinger, «Das Kaiserthum Karl's des Großen» im «Münchener histor. Jahrbuch» (1865), S. 332.

7) Vita Caroli, c. 28. 8) Vgl. Waitz, «Deutsche Verfassungsgeschichte», III, 175. 9) «Kirchengeschichte», V, I, 99. 10) Jaffé, «Reg. Pont.», Nr. 1913; vgl. Döllinger, S. 349.

kaiserlichen Boten; möglicherweise handelte es sich auch um Schenkungen und Schenkungsverheißungen. Zweimal hat Leo sich in dogmatische Streitigkeiten eingelassen: auf Wunsch Karl's des Großen ließ er im J. 809 auf einer Synode zu Rom die Irrlehre des Adoptianismus, welche schon unter Hadrian I. unterdrückt zu sein schien, verdammen und über Felix, den Bischof von Urgel, das Anathem aussprechen; dann, auf der Synode von Rom von 810, gab er der Lehre vom Ausgange des heiligen Geistes seine volle Zustimmung, billigte aber nicht die Aufnahme des Wortes Filioque in das Symbolum sowie in den Kirchengesang. Er gab den Rath, die Hofkapelle, in welcher schon seit längerer Zeit dieser Zusatz in der Messe gesungen wurde, möge das Wort fallen lassen; ihrem Beispiele folgend würden dann die übrigen fränkischen Kirchen das vielen anstößig gewordene Filioque allmählich aus Symbolum und Liturgie ausmerzen. Dieser Rath jedoch blieb unbeachtet. Kurz nach Karl's d. Gr. Tode brach in Rom eine neue Verschwörung der Feinde Leo's aus. Der Papst, der dieselben hinrichten ließ, wurde von Kaiser Ludwig dem Frommen miebilligt.[11]) Eine strenge Untersuchung sollte eingeleitet werden, als Leo in tiefem Kummer am 11. Juni 816 starb. Das Papstbuch schreibt ihm viele Bauten und Stiftungen zu; sein Hauptdenkmal ist das schon erwähnte Triclinium im Lateran.[12]) Mit Unrecht wurde er angesehen als der Verfasser des «Enchiridion Leonis papae», welches die sieben Bußpsalmen und verschiedene «Orationes» enthält. «Leo III.», sagt Gregorovius[13]), «war ein kräftiger Geist, klug berechnend und kühner Anschauung fähig; jener eine Augenblick, da er den neuen Kaiser des Abendlandes im St.-Peter krönte, machte ihn zum Werkzeug der Weltgeschichte, und sicherte ihm einen unsterblichen Namen.» Die Kirche sprach ihn heilig; sie sammelte seine Asche zu der Leo's I., II. und IV. Ihre Reste liegen in einem altchristlichen Sarkophag in der Kapelle der Madonna della colonna unter dem Altar Leo's I.

Quellen über Leo's III. Leben und Wirken: seine Briefe, zuerst herausgegeben in Helmstedt 1647 unter dem Titel: «Epistolae ad Carolum Magnum imp. ex editione et cum notis Hermanni Conringii»; später abgedruckt bei Labbe, «Conciles», VII, 1111—1127; bei Jaffé, «Regesta Pontif.» und in «Biblioth. rer. Germanic.», IV, 307—334; Leo's Leben in dem «Liber pontificalis» (ed. Vignoli II, 236—316); Einhard's «Vita Caroli magni» und verschiedene fränkische Annalen in Pertz, «Mon. Germ.», I—IV.

Literatur: Pagi, «Breviarium historico-chronologico-criticum illustrior. pontif.», II, 1; Faber, «Dissertatio de Leone III. papa Romano» (Tübingen 1748); Baxmann, «Politik der Päpste», I, 304—328; Gregorovius, «Geschichte der Stadt Rom», II, III; Döllinger, «Das Kaiserthum Karl's des Großen» in «Münchener hist. Jahrb.», 1865, 299—383; Hefele, «Conciliengeschichte», II, 673—754; Simson, «Jahrbücher des Fränkischen Reichs unter Ludwig d. Fr.» (1874), I; Bétault, «Charlemagne» (Paris 1876).

4) Leo IV. Unmittelbar nach dem am 27. Jan. 847 erfolgten Tode des Papstes Sergius II., dem die Plünderung und Verwüstung der Basilika St.-Peter's durch die Sarazenen das Herz gebrochen hatte, wurde der Römer Leo, ein früherer Mönch, den Gregor IV. zum Subdiakonat geweiht und dem Sergius II. die Presbyterwürde für die quatuor coronati verliehen hatte, auf den Stuhl Petri erhoben. Die kaiserliche Bestätigung dieser Wahl wurde nicht eingeholt, das Papstbuch sagt, weil Furcht vor den Sarazenen die Gemüther erfüllte; wenn man aber bedenkt, daß der neuerwählte Papst erst am 10. April geweiht wurde, so liegt die Vermuthung nahe, daß somit vielmehr das Recht der kaiserlichen Zustimmung sollte bestritten werden. Nachträglich entschuldigte sich Leo IV. in einem Schreiben an Kaiser Lothar und an dessen Sohn Ludwig und betheuerte, daß er die dem Kaiser nächst Gott gebührende Treue und Ehre mit nichten hätte verletzen wollen. Eine furchtbare Feuersbrunst[1]), welche einen großen Theil der Stadt verheerte und welcher durch die Gebete des Papstes Einhalt gethan wurde, sowie der Verfall der alten Mauern bewogen den baulustigen Leo, Rom neu zu befestigen und durch eine Vorstadt zu erweitern. Im J. 849 war man noch mit diesen Befestigungswerken beschäftigt, als bei Sardinien sich eine Sarazenenflotte sammelte, die der Tibermündung sich nahte in der Absicht, Rom aufs neue zu plündern. Der Papst schloß einen Bund mit den Städten Neapel, Gaëta und Amalfi, segnete bei Ostia die Schiffe der Verbündeten und erflehte kniend den Sieg über die Seeräuber. Kaum hatte der Seekampf begonnen, da erhob sich ein gewaltiger Sturm und zerstreute oder versenkte die feindlichen Schiffe; die aus Ufer sich rettenden Mauren wurden entweder getödtet oder zum Frondienst beim Bau der Stadt verwendet.[2]) Nach dieser wunderbaren Befreiung konnte Papst Leo, aufgemuntert und mit Geldmitteln unterstützt durch Kaiser Lothar, den im J. 848 begonnenen Bau fortsetzen und vollenden. Das neue mit vierzig Fuß hohen Mauern befestigte Stadtviertel weihte er feierlich am 27. Juni 852 ein und nannte es Civitas Leonina.[3]) Gegen die Gefahr der Sarazenen richtete sodann Leo Portus, die einst berühmte Hafenstadt Roms, wieder auf und, um die in Trümmern liegende Stadt Centumcellä zu ersetzen, baute er zur Ansiedelung für deren Bewohner zwölf Meilen weit landwärts eine neue Stadt, die er Leopolis nannte, die aber bald nachher wieder verschwinden sollte: die Einwohner verließen die neue Leostadt und kehrten wieder nach dem alten Centumcellä zurück, woraus nachher Civitavecchia wurde. Zwei andere Städte, Horta und Ameria,

11) Annal. Fuld. a. 815; Einh. Annal. a. 815. 12) Ueber die Bauten Leo's III. s. Gregorovius, III, 26—33. 13) III, 25.

1) Ein Freskogemälde Rafael's in der Sala dell'incendio des Vaticans stellt diesen Brand dar. 2) Diese Seeschlacht bei Ostia hat Rafael's Pinsel ebenfalls in der Sala dell'incendio verherrlicht. 3) S. hierüber Gregorovius, «Geschichte der Stadt Rom» (1876, 3. Aufl.), III, 98—103.

versah er mit Mauern und Thoren, und endlich bestrebte er sich, die durch den Brand zerstörten und durch die moslemischen Raubzüge verwüsteten Heiligthümer Roms wieder neu aufzubauen oder neu einzurichten und mit prachtvollen Kirchengeräthen auszustatten.

Im J. 850 krönte und salbte er Ludwig II. zum Kaiser, den sein Vater Lothar bereits vorher gekrönt hatte. Bald darauf vollzog er auch die Krönung und Salbung des Britenfürsten Ethelwolf und dessen Sohnes, des nachmaligen Königs Alfred des Großen. Durch Appellationen abgesetzter Kleriker veranlaßt, suchte er die Vorrechte des apostolischen Stuhles zur Geltung zu bringen in jenen berühmten Streitigkeiten, welche damals im Fränkischen Reiche um die Person Hinkmar's, des Erzbischofs von Rheims, sich concentrirt hatten, welche aber erst später zum Abschluß gelangen konnten. Im J. 853 berief Leo ein Concil, um Anastasius, den Cardinalpriester von St.-Marcellus, der fünf Jahre seine Kirche verlassen und der päpstlichen Vorladung sich nicht gestellt hatte, seines Amtes zu entsetzen und der Priesterwürde verlustig zu erklären. Wie sehr damals noch das Papstthum vom Kaiser abhängig war, das bewies der Streit, der das Lebensende Leo's verbitterte. Kaiser Ludwig II., bei welchem Leo verleumdet worden war, als hätte er sich verrätherischer Verbindungen mit Byzanz schuldig gemacht, ohne sein Kommen anzuzeigen, «von unermeßlichem Zorn entflammt», erschien plötzlich in Rom, um den Papst zur Rechenschaft zu ziehen. Leo empfing ihn mit allen Ehren und sah ruhig dem Proceß entgegen, in welchem sein Ankläger der frechsten Lüge überführt wurde, während er selbst gerechtfertigt hervorging. Wenige Tage nach diesem Proceß starb Leo IV. am 17. Juli 855. Später wurde er von der Kirche heilig gesprochen. Zwischen ihm und Benedict III. soll die berüchtigte Päpstin Johanna ihre abenteuerliche Rolle gespielt haben. Von Leo's Schriften haben sich nur einige wenig bedeutende Briefe erhalten, die bei Sirmond, «Concil. Gall.», III, 71 fg., am vollständigsten bei Mansi, «Collect. Concil.», XIV, 881 fg. und bei Jaffé, «Reg. Pontif.» abgedruckt sind; ferner ist noch von ihm eine Homilie, «Sermo de cura pastorali», vorhanden, welche bestimmt war, bei den Zusammenkünften der Geistlichen vorgelesen zu werden, worin über deren Verpflichtungen, Lebensweise und dgl. die nöthigen Vorschriften ertheilt werden. Sie wurde herausgegeben von Baronius, X, 136 und von Mansi, XIV, 889. In seiner «Historia delle vite dei Sommi Pontefici» behauptet Platina, daß die leoninischen Verse unserem Papste ihren Namen verdanken. Leo's Biographie gibt der «Liber pontificalis» (ed. Vignoli), III, 65 fg.

Literatur. Ciaconius, «Vitae et res gestae Pontif. Roman.» (Rom 1677), I, 614 fg.; Baxmann, «Politik der Päpste», I, 342—355; Gregorovius, «Geschichte der Stadt Rom», III, 93—116; Reumont, «Geschichte der Stadt Rom», II, 198—202.

5) Leo V., aus Priapi bei Ardea gebürtig, wurde als frommer Benedictinermönch im Jahre 903 der Nachfolger Benedict's IV. Schon einen Monat[1]) nach seiner Erhebung wurde er von seinem Cardinalpresbyter Christophorus gestürzt, zur Abdankung gezwungen und in das Gefängniß geworfen, in welchem er kurz nachher starb.[2]) Ueber die unsichere Chronologie der Päpste im Anfang des 10. Jahrh. siehe das Werk Jaffe's und Joseph Duret, «Geschichtsblätter der Schweiz», II, 1856.

6) Leo VI., der Sohn des Primicerius Christoph, aus der römischen Familie Gemina, vermuthlich eine Creatur der damals mächtigen Marozia, regierte etwa von Juli 928 bis Februar 929, während Johann X., sein gewaltsam abgesetzter Vorgänger, noch im Kerker schmachtete. Erhalten von ihm ist ein Brief, den Fabricius in seiner «Bibliotheca med. et inf. Lat.», IV, p. 259 abgedruckt hat.

7) Leo VII., ein Römer, regierte nach Johann XI. vom 9. Jan. 936 bis zum 18. Juli 939, zur Zeit als Alberich II., ein Sohn der Marozia, als weltlicher Fürst über Rom herrschte. Leo, ein ehemaliger Benedictinermönch, verzichtete als oberster Lenker der Kirche auf jegliche weltliche Macht; als willenloses Werkzeug in den Händen des Stadttyrannen mußte er dessen untergeordneten Absichten dienen. Flodoard, am Schlusse seiner «Chronica roman. Pontif.» rühmt ihn, in lateinischen Versen, welche keinen Anspruch auf Classicität erheben, als einen nur dem Göttlichen nachstrebenden Frommen, der das Weltliche verachtete. Gemeinsam mit Alberich und dem Abte Odo von Cluny, den er nach Rom berufen und zum Archimandriten aller Klöster im römischen Gebiete bestellt hatte, bemühte er sich, die zerfallene Klosterzucht wieder herzustellen. Es werden ihm drei Briefe zugeschrieben, welche bei Mansi, «Collect. Concil.», XVIII, 375 abgedruckt sind.

8) Leo VIII., ein ehrenwerther, strebsamer Mann, einer angesehenen römischen Familie entstammend, der, wie sein Vater einst, die Stellung eines Protoscriniarius am päpstlichen Hofe bekleidete, wurde, nach dem Wunsche des Volks, an Stelle des als Verbrecher und Hochverräther abgesetzten Papstes Johann XII., am 4. Dec. 963 durch Kaiser Otto I. auf den Stuhl Petri erhoben. Obwol der Protoscriniarius zu den Klerikern gezählt wurde, war Leo vor seiner Wahl noch ein Laie im eigentlichen Sinne des Worts. Im Widerspruch mit dem Kirchengesetz erhielt er am Sonntag den 6. Dec. aus der Hand des Bischofs Sico von Ostia alle Weihen von der niedrigsten bis zur höchsten. Als der vertriebene Papst vernommen, daß der Kaiser einen großen Theil seiner Truppen hatte abziehen lassen und nur mit wenig Mannen in Rom zurückgeblieben war, schickte er heimlich Boten in die Stadt und veranlaßte die Römer, denen er die Schätze St.-Peters und anderer Kirchen ver-

1) Flodoard sagt: «Ante suum quam luna bis impleat orbem» (Migne, «Patrol. lat.», t. 135, p. 830); Watterich, «Pontificum Roman. Vitae» (Leipzig 1862), I, 669. 2) Diesen Ehrfordert hatte Leo mit Wohlthaten überhäuft, darum sagt Platina: «Enutrito lupos qui te comedant» vgl. Theokrit, Idyll 5, V. 38.

sprach, sich gegen Otto und Leo zu verschwören. Am 3. Jan. 964 wurden plötzlich die Sturmglocken gezogen; die Bürger stürzten nach dem Vatican; allein ihre Absicht mislang; der Kaiser sammelte schnell seine Streitkräfte und scheuchte die aufrührerischen Römer auseinander «wie Habichte das Gevögel».[1] Die Ueberwundenen mußten aufs neue dem Kaiser und dem Papste Treue schwören und 100 Geiseln stellen. Am 11. Jan. verließ Otto die Stadt, einige Tage nachher mußte schon Leo sich zu ihm flüchten vor seinem Gegner, Johann XII., der durch seine Verbindung mit vornehmen Frauen in der Stadt wieder einen Anhang sich zu gewinnen wußte und, zurückgekehrt, den päpstlichen Stuhl wieder bestieg. Auf einer Synode ließ er alle Beschlüsse Otto's für ungültig erklären, Leo absetzen und den Bischof von Ostia seiner Priesterwürde entkleiden. Ehe noch der Kaiser sich anschickte, seinen Papst zurückzuführen, erfuhr er, daß Johann XII. am 14. Mai gestorben wäre und daß die Römer an dessen Stelle bereits Benedict V. erwählt hätten. «Solange ich mein Schwert führe», soll er bei dieser Nachricht ausgerufen haben, «werde ich nicht dulden, daß Leo des Stuhles Petri beraubt werde.» Er drang sofort gegen Rom vor, schnitt alle Zufuhr ab, und zwang die durch Hungersnoth schrecklich heimgesuchte Stadt zur Uebergabe; am 23. Juni zog er zum zweiten male als siegreicher Eroberer in Rom ein. Der vom Volke selbst ausgelieferte Papst Benedict wurde abgesetzt und in die Verbannung nach Hamburg geschickt. Mit ihm verließ auch Otto die Stadt. Nach seinem Abzuge lenkte Leo unter schwierigen Umständen die Geschicke der Kirche ungestört bis zu seinem Tode, der ihn im Frühling 965 erreichte. Man hat ihm zwei verfälschte Urkunden zugeschrieben, welche vermuthlich in der Zeit des Investiturstreites entstanden sind und nach welchem er an den Kaiser und dessen Nachfolger alle Schenkungen von Pipin und Karl dem Großen, sowie die Gewalt, Papst, König, Patricius und Bischöfe zu wählen, abgetreten hätte. Diese Documente, deren Echtheit schon von Baronius, Leibniz und Pagi angefochten wurde, sind abgedruckt bei Pertz, «Mon. Germ.», II, 167—170, bei Jaffé, «Reg. Pont.», n. 769, und bei Watterich, «Pontif. Roman. Vitae», I, 679—83.[2]

9) Leo IX., Papst von 1049—1054, vorher Bruno, Bischof von Toul, aus einem reichen alemannischen Grafengeschlechte des Elsasses, wurde am 21. oder 22. Juni 1002, wie Wibert sich ausdrückt, «in finibus dulcis Elizatiae» geboren, nach den einen zu Dagsburg, wo das älterliche Stammschloß seiner Mutter, der Gräfin Heliwigdis war, nach den andern in der Burg von Egisheim, der Residenz seines Vaters, des Grafen Hugo von Egisheim-Dagsburg.[1] Schon im fünften Jahre wurde Bruno von seinen frommen Aeltern der damals blühenden und von den Söhnen des lothringischen Adels besuchten Schule von Toul zur Pflege und Erziehung übergeben, wo er auf den geistlichen Stand vorbereitet wurde. Nachdem er als Jüngling einige Zeit am Hofe des ihm verwandten Königs Konrad II. verweilt hatte, wurde er schon am 19. Mai 1026 zum Bischof von Toul ernannt. In seinem Amte begünstigte er die Reformbestrebungen des Cluniacenserthums; obwol er selbst die Kutte nicht nahm, führte er doch ein sittlich-strenges, mönchisch-asketisches Leben nach der Regel des heiligen Benedict. Die Zeitgenossen rühmen einstimmig seine apostolische Tugend, seine herzgewinnende Güte — schon am Hofe Konrad's nannte man ihn «den guten Bruno» —, seine bedeutende Gelehrsamkeit, sowie seine imponirende, männlich schöne Gestalt.[2] Mit zielbewußter Charakterfestigkeit entsetzte er die unwürdigen und unfähigen Priester ihres Amtes und bestrebte sich, die locker gewordene Zucht in den Klöstern wieder herzustellen. Auch in weltlichen Angelegenheiten spielte er eine nicht unbedeutende Rolle: mehrfach ist es ihm gelungen, die Anschläge des Grafen Odo von der Champagne zurückzuweisen und im Interesse der deutschen Kaiser hat er verschiedene male höchst geschickt mit dem französischen Hofe verhandelt; wichtige Dienste leistete er sodann bei der Einverleibung Burgunds sowie später bei den Kämpfen Heinrich's III. gegen Herzog Gottfried von Lothringen. Seine seltene Geistesübergegenheit, verbunden mit tiefer Frömmigkeit und willensstarker Sittenstrenge, bezeichnete ihn dem Kaiser Heinrich III. als die geeignete Persönlichkeit, um den am 9. Aug. 1048 verstorbenen Papst Damasus II. auf dem Stuhle Petri zu ersetzen. Doch erst in Worms, wo er im Anfang December Hof hielt, gelang es dem Kaiser, das ebenso energische wie aufrichtige Widerstreben Bruno's zu brechen und denselben zu bestimmen, die gefährliche Würde anzunehmen. Die Annahme jedoch wurde an die Bedingung geknüpft, daß sie durch eine nachträgliche Wahl der Römer in kanonischer Form bestätigt werde. Barfuß, mit dem Pilgerstab in der Hand und begleitet von dem jungen Cluniacenser Hildebrand, dem spätern Papste Gregor VII., trat er gleich nach Weihnachten die Reise nach Rom an. Im Februar 1049 gab er vor dem versammelten Volke die Erklärung ab, daß er nur nach lebhaftem Sträuben sich entschlossen hätte, aus der Hand des Kaisers die Papstwürde anzunehmen, daß er aber bereit sei, in das Bisthum Toul, das er beibehalten, heimzukehren, wenn das Volk und der Klerus nicht geneigt wären, die Wahl zu bestätigen. Bei diesen Worten,

1) Liutprand, «Historia Ottonis», c. 16. 2) Siehe hierüber: Waitz in «Histor. Zeitschrift», I, 225; «Göttinger Gel. Anz.» (1859), 649—651; «Verfassungsgeschichte», V, 98; Giesebrecht, «Geschichte der deutschen Kaiserzeit» (Leipzig 1881), I, 837—838; Hefele, «Concilien Geschichte», IV, 620 fg. Ueber die Regierungszeit Leo's VIII. s. außerdem: Gregorovius, «Geschichte der Stadt Rom», III, 344—353; Baxmann, «Politik der Päpste», II, 118 fg.; Dümmler, «Jahrbücher des Deutschen Reichs unter Otto I.», S. 364 fg.

1) S. Dagobert Fischer, «Recherches sur le lieu de naissance du pape S. Leon IX» (Nanzig 1877); Derex, «Où est né le pape Léon IX?» (Straßburg 1884); J. Gyß, «Papst Leo IX. und die Grafen von Egisheim-Dagsburg» (Straßburg 1886). 2) Cestui Lion estoit moult bel estoit roux et estoit de stature seignoriable (Aimé, «L'ystoire de li Normant», III, 15).

welche das kaiserliche Ansehen etwas erschütterten, bekamen die Römer wieder das Gefühl, die eigentlichen Herren der Lage zu sein. Die Wahl erfolgte einstimmig; am 12. Febr. wurde der Erwählte in der Peterskirche geweiht und empfing den Namen Leo IX.[3])

Ganz in den Wegen wandelnd, welche seit einem Jahrhundert Cluny der Kirche vorgezeichnet hatte, sah Leo in der Neubelebung des religiösen und kirchlichen Lebens im Volke die Hauptaufgabe seiner oberhirtlichen Bestrebungen; andererseits aber war er von päpstlichem Hochmuth erfüllt, und mit echt römischer Anmaßung vernachlässigte er nichts, um der Kirche, der er vorstand, den äußern Glanz und die weltliche Macht wieder zurückzugeben, welche sie einst besessen hatte oder doch besessen zu haben glaubte. Um dieses sein Programm durchzuführen, umgab er sich gleichsam mit einem Staatsrath, zusammengesetzt aus den von allen Seiten herbeigezogenen Häuptern der Reformpartei, denen er meist den Cardinalstitel gab. Durch diese Männer unterstützt und berathen, wandte er alle Energie seiner Seele an, um die so tief eingewurzelte Simonie auszurotten und andererseits, um gegen die Ehe und das Concubinat der Priester, welche als eins und dasselbe mit dem dafür neugebrauchten Namen der Nikolaitischen Ketzerei bezeichnet wurde, mit der größten Rücksichtslosigkeit in mönchischem Eifer vorzugehen. Sittliche Hebung der Kirche und Befestigung der päpstlichen Macht, dieses doppelte Ziel zu erreichen, entfaltete er gleich nach seinem Amtsantritt eine Thätigkeit und Rührigkeit, wie vielleicht kein Papst vor oder nach ihm. Er verweilte nie längere Zeit in Rom; er war fortwährend unterwegs; er reiste von einer Synode zur andern. Dadurch aber, daß er überall selbst die Synoden leitete, nicht nur in Rom, wo sie regelmäßig um Ostern abgehalten wurden, sondern auch in den verschiedenen Ländern, hat er den Provinzialsynoden die selbständige Gesetzgebung und Ausübung des Rechts aus den Händen gewunden, um sie in den seinigen zu vereinigen. Bei diesen Bestrebungen blieb er im besten Einvernehmen mit dem Kaiser, der ja ebenfalls die nationalen Einzelexistenzen überall zu brechen suchte.

Bei seiner Ankunft fand Leo die päpstlichen Kassen leer. Seine Begleiter wollten schon ihre Gewänder verkaufen und in die Heimat zurückeilen, als ein reiches Geschenk von den Edeln Benevents aus der Noth half. Da die von ihm geträumte Herrschaft nicht ohne bedeutende Geldmittel behauptet werden konnte, unterstellte er die Finanzverwaltung der geschickten Oberleitung Hildebrand's, den er zum Subdiakonus der römischen Kirche erhoben hatte. Mit kräftiger Hand griff er sogleich das Werk der Kirchenverbesserung an. Nach einer Pilgerfahrt nach Monte Gargano und Monte Cassino, die er unmittelbar nach seiner Weihe angetreten hatte, berief er schon im April 1049 eine Synode nach Rom, auf welcher er nicht nur gegen die Simonisten selbst, sondern auch gegen diejenigen vorgehen wollte, welche die Weihen von einem simonistischen Bischofe empfangen hatten. Mehrere Bischöfe wurden abgesetzt; einer derselben, Kilian von Sutri, wurde während der Verhandlungen vom Schlag getroffen und in dem plötzlichen Tod sah man ein Gottesgericht; aber nichtsdestoweniger mußte der Papst seinen Antrag, auch die von Simonisten Ordinirten abzusetzen, zurücknehmen; denn wäre diese Maßregel mit Strenge durchgeführt worden, alle Kirchen Roms wären ohne Priester geblieben. Man begnügte sich, die milderen Verordnungen von Papst Clemens II. zu erneuern. Die Synode faßte dann Beschlüsse gegen die in Umgang mit Weibern lebenden Priester. Die Concubinen der römischen Kleriker wurden dem lateranischen Palaste als Mägde überwiesen. Die nämlichen Fragen behandelte kurz nachher auch die Synode von Pavia. Dann begab sich der unermüdliche Papst zum Kaiser nach Sachsen, folgte ihm nach Köln, wo er den dortigen Erzbischof Hermann zum päpstlichen Kanzler ernannte und vermittelte in Aachen die Versöhnung zwischen Kaiser Heinrich III. und dem Herzog Gottfried von Lothringen. Ueber Mainz kam er nach Toul, wo er eine Synode nach Rheims ausschrieb. Der französische Episkopat, der eine gewisse Selbständigkeit sich zu erhalten gewußt, sich aber auch vor der strengen Durchführung der Kirchengesetze fürchtete, glaubte, es müsse dem Papst untersagt werden, den französischen Boden zu betreten. König Heinrich ließ ihn bitten, ein ander mal zu kommen und entbot seine Bischöfe zu einer Heerfahrt. Leo aber ließ sich nicht abhalten; er antwortete, daß dennoch die Synode würde gehalten werden und daß er gewiß daselbst Männer finden würde, die Christum lieb haben. Er erschien, empfangen von einer gewaltigen Volksmenge, nahm am 1. Oct. die feierliche Erhebung der Gebeine des heiligen Remigius vor, am 2. die Einweihung der neuen Kirche und am 3. eröffnete er die Synode, auf welcher wieder die Simonie das Hauptthema bildete. Viele Disciplinarmaßregeln mußten getroffen werden: nicht wenige Bischöfe wurden als simonistisch abgesetzt und über die nicht erschienenen der Bann der Kirche verhängt. Verschiedene alte, in Vergessenheit gerathene Kirchengesetze wurden erneuert und zwölf Kanones sollten die Freiheit der Bischofswahlen wiederherstellen und gewissen im Lande eingerissenen Uebeln steuern, zuerst der Simonie, dann den incestuösen Ehen, der Ehescheidung, der Bigamie, der Sodomie, den Bedrückungen der Armen und dem Unfug, daß Laien Kirchenämter in Besitz haben, daß Mönche und Kleriker ihren Stand verlassen und ihre Kleidung ablegen und daß Geistliche Kriegsdienst thun. So trat Leo der französischen Kirche gegenüber mit Entschiedenheit als Herr auf.[4])

Von Rheims begab sich der Papst über Verdun, Metz und Trier nach Mainz, wo er mit dem Kaiser wieder zusammentraf und ein großes deutsches Nationalconcil am 19. Oct. sich versammeln sollte. Auch hier sollten die Simonie und die Nikolaitische Ketzerei von

3) Vgl. R. Zoepffel, Die Papstwahlen (Göttingen 1872), 82—85.

1) Ueber Leo's Aufenthalt in Frankreich siehe des Rheimser Mönchs Anselm Itinerarium Leonis IX.; Mabillon, Annales Ord. S. Bened. IV; Mansi, Sacr. Conc. Nova et Amplissima Collectio XIX; Martel, Metrop. Rem. Hist., II; Watterich, I, 113—127.

seiten des Papstes das Verdammungsurtheil empfangen. Nach dem Schluß der Synode durchzog er das Elsaß. In Andlau weihte er die neuerbaute Kirche der Aebtissin Mathilde und erhob die Gebeine der heiligen Kaiserin Richardis; in Altorf betete er auf dem Grabe seiner Aeltern, beschenkte die Kirche des heiligen Cyriakus mit Reliquien und Kirchengewändern und bestätigte in einer Bulle vom 28. Nov. 1049[5]) die dem Kloster gemachten Schenkungen. Eine andere Urkunde vom 17. Nov. 1049 bezieht sich auf das von seinen Aeltern gestiftete und ihm durch Erbschaft zugefallene Kloster des Heiligen Kreuz bei Wolfenheim.[6]) Kurz nachher treffen wir den reiselustigen Papst bei seinem Neffen, dem Grafen Adalbert von Calw, in dem württembergischen Schwarzwald; in Hirsau ließ er das verfallene Kloster zum Heiligen Aurelius wiederherstellen und übergab es den Benedictinern. Am 23. Nov. feierte er das Fest des heiligen Clemens in Reichenau und kehrte dann nach einem flüchtigen Abstecher nach Donauwörth und Augsburg, wo er Heiligthümer einzuweihen hatte, über den Brenner nach Italien zurück, verbrachte das Weihnachtsfest in Verona und traf bald darauf in Rom ein. Doch ruhelos, wie er war, ging er schon in der Fastenzeit 1050 nach dem Süden Italiens, besuchte den Monte-Gargano und Benevent[7]) und um Ostern versammelte er in Rom die große Synode, welche die Abendmahlslehre des Berengar von Tours zum ersten male verurtheilte. Einige Monate später wurde dieses Urtheil auf der Synode von Vercelli bestätigt.[8]) Ehe Leo nach Vercelli sich begab, hatte er im Süden Italiens eine Synode gegen die Simonisten abgehalten.

Noch im September 1050 reiste er abermals nach Deutschland, kam am 19. Oct. in Toul an, wo er die Gebeine des jüngst kanonisirten Bischofs Gerhard erhob und die mit dessen Namen bezeichnete Stiftskirche einweihte. Ueber Hessе, bei Sarburg, wo er die Privilegien des Klosters bestätigte[9]), und über Straßburg, wo er die Pläne des durch Bischof Wernher begonnenen Münsterbaues billigte, traf er Mitte Januar 1051 in Trier ein zu einer Begegnung mit dem Kaiser. Nach Augsburg, wohin er Heinrich III. begleitete, hatte er den Erzbischof Humfried von Ravenna beschieden, der angeklagt war, Anschläge gegen des Papstes Leben gemacht zu haben. Zum Schein leistete derselbe Genugthuung; sein kurz nachher erfolgter unerwarteter Tod galt als Strafe für Unbußfertigkeit. Nach Rom zurückgekehrt, legte Leo der Ostersynode den Streit zwischen dem Bischof von Sabina und dem Kloster Farfa zur Entscheidung vor. Gleich darauf begab er sich nach Süditalien. Die longobardischen Fürsten von Benevent hatten fast ihr ganzes Gebiet an die Normannen verloren. Die Stadt, welche Schutz gegen die Angriffe der Normannen begehrte, stellte sich unter päpstliche Hoheit. Leo nahm die Unterwerfung an und fand sich später mit dem Kaiser ab, indem er Bamberg und das Kloster Fulda, welche dem päpstlichen Stuhle unterstellt waren, an das Deutsche Reich abtrat. Kaum hatte er das Land verlassen, so bemächtigten sich die Normannen der Stadt. Der entrüstete Papst that sie in den Bann und rüstete sich zum Krieg gegen sie. Ehe er aber seinen Plan gegen sie ausführen konnte, eilte er in das kaiserliche Lager vor Preßburg, versuchte vergeblich zwischen Heinrich III. und König Andreas von Ungarn zu vermitteln und Frieden zu stiften. Der Kaiser hob die Belagerung von Preßburg auf; der Papst, der ihn nach Regensburg begleitete, kanonisirte daselbst den heiligen Wolfgang und weihte das neuerbaute Kloster St.-Emmeran. In Worms, wo sie miteinander das Weihnachtsfest begingen, geschah dann der erwähnte Tausch der Stadt Benevent gegen Bamberg und Fulda. Dort versprach auch der Kaiser Hülfe gegen die Normannen. Zahlreiche Truppenmassen waren schon im Anzuge nach Italien, als Bischof Gebhard von Eichstädt den kaiserlichen Befehl wieder rückgängig machte. Es ist das ein Zeichen, wie auch im deutschen Lande des Papstes Anmaßungen auf Widerstand stießen. Mächtiger ist die feindselige Gesinnung gegen Leo in Italien. Im Februar 1053 leitete er zu Mantua eine Synode, auf welcher sich die lombardische Geistlichkeit aufs hartnäckigste den Reformbestrebungen widersetzte. Ein blutiger Streit zwischen der Dienerschaft der Geistlichen und dem Gefolge des Papstes zwangen letztern, die Versammlung aufzulösen und verhinderte ihn, die beabsichtigte Strenge durchzuführen.

Nachdem er auf der Ostersynode zu Rom den Patriarchen von Grado zum Metropoliten über Venetien und Istrien ernannt und dem Bischof von Aquileja nur das Gebiet der Lombardei zuertheilt hatte, unternahm er den längst geplanten Feldzug gegen die Normannen. An der Spitze unzuverlässiger Truppen aus Italien, zu denen eine kleine Schar von Schwaben sich gesellt hatte, zog er südwärts und erlitt am 18. Juni eine Niederlage bei Astagnum. Er selbst fiel in die Gewalt des Siegers. Ehrfurchtsvoll knieten die Normannen vor dem heiligen Gefangenen nieder und boten ihm ihren Schutz an. Nachdem er sie von dem Banne gelöst, gaben sie ihm das Geleit nach Benevent. Müde und gebrochen, von Feinden umgeben, halb in Gefangenschaft, verweilte er daselbst vom 23. Juni 1053 bis zum 12. März 1054. Von hier aus ließ er sich mit dem Patriarchen von Kon-

5) Schöpflin, «Alsatia diplomatica», I, 164—165. 6) Schöpflin, «Als. diplom.», I, 163—164; Grandidier, «Histoire d'Alsace I, pièces justificatives», No. 406. In dieser Urkunde schenkt der Papst das Kloster dem päpstlichen Stuhle, gibt ihm freie Aebtissinnenwahl und andere Rechte, verpflichtet es aber, alljährlich zu Anfang der Fasten eine goldene Rose nach Rom zu schicken. Später entstand der Gebrauch, daß der Papst die Rose vom heiligen Kreuz einem Fürsten oder einer Fürstin als Zeichen der Hochachtung übersenden ließ. — Diese Reise sowie die folgenden waren für das religiöse Leben und die kirchliche Bauthätigkeit des Elsasses von höchster Bedeutung. Siehe hierüber: Schulte, «Papst Leo IX. und die elsässischen Kirchen» («Straßburger Studien», 1884, II). 7) Diese Reise verlegt Wibert vor die Ostersynode, Hermannus Contractus nach derselben; Annalus gibt keine genaue Zeitbestimmung. Vgl. Hefele, «Conciliengeschichte», 2. Aufl., IV, 739. 8) Ueber die Rolle Leo's in dieser Lehrstreitigkeit s. unter andern Lessing, «Berengarius Turonensis». 9) S. Duhamel, «Le pape Léon IX et les monastères de Lorraine» (Epinal 1869).

stantinopel in einen Streit ein, welcher die Trennung der beiden Kirchen herbeiführen sollte.

Das Unglück hatte ihn nicht gedemüthigt; das Banner der weltbeherrschenden Papstmacht hochhaltend, trat er dem Patriarchen gegenüber als der Herr der ganzen Kirche auf. In einem Schreiben an ihn und in einem andern an den griechischen Kaiser Konstantin Monomachus widerlegte er den von morgenländischen Prälaten der Römischen Kirche gemachten Vorwurf, daß sie der Ketzerei sich schuldig mache, indem sie mit ungesäuertem Brot das Heilige Abendmahl begehe, setzte sich über andere dogmatische Meinungsverschiedenheiten mit ihnen auseinander und protestirte energisch gegen die Anmaßungen des Patriarchen Michael Cärularius von Konstantinopel, der sich erdreiftet, den Namen eines allgemeinen Bischofs sich beizulegen. Zu gleicher Zeit sprach er den griechischen Kaiser um Hülfe gegen die Normannen an und forderte ihn schließlich auf, der Römischen Kirche alles herauszugeben, was Konstantin der Große und seine Nachfolger ihr geschenkt hatten. Gleichzeitig mit diesem Sendschreiben oder doch nicht viel später ging eine Gesandtschaft des Papstes nach Konstantinopel. Noch rücksichtsloser und anmaßender als der Papst selbst in seinen Schreiben traten die Legaten den Griechen gegenüber auf. Am 16. Juli 1054 legten sie auf dem Altar der Sophienkirche eine Urkunde nieder, die nicht blos die Absetzung des Patriarchen Michael aussprach, sondern auch die Ketzereien der Morgenländischen Kirche verdammte und alle Kirchengemeinschaft zwischen Abend und Morgenland aufhob.[10])

Leo indessen, den Tod in den Gliedern fühlend, konnte beim Herannahen der Osterzeit es nicht mehr länger in Benevent aushalten; bedenklich krank, kam er in Rom an; am 13. April ließ er sich nach der Peterskirche und von dort in den bischöflichen Palast neben der Kirche tragen. Nachdem er das Abendmahl und die Letzte Oelung empfangen und laut in deutscher Sprache (teutonica lingua) gebetet hatte, starb er am 19. April 1054. Im Augenblicke, wo er den letzten Athem aushauchte, soll die Glocke von St.-Peter von selbst angeschlagen haben und auch später sollen an seinem Grabe viele Wunder geschehen sein.[11]) Die Kirche nahm ihn auf unter die Zahl ihrer Heiligen und stellte sein Andenken höher als das irgend eines andern deutschen Mannes; «und sie that Recht», sagt Giesebrecht, «denn er war es, der die erstorbenen Kräfte des Papstthums zu neuem Leben erweckte, der zuerst der Welt wieder die volle Bedeutung der Römischen Kirche vor Augen stellte. Mit der ganzen Macht seines Geistes und allen Mitteln einer überaus günstigen Stellung begann er den Kampf gegen die verweltlichte Kirche und blieb in ihm Sieger; als er dann die weltlichen Waffen gegen die Feinde Roms ergriff, verließ ihn das Glück; aber auch im Fall war er noch verehrungswürdig.»[12])

Ueber die Familienverhältnisse Leo's belehren die bereits erwähnten Bullen vom 18. und 28. Nov. 1049. Die älteste und bei weitem die beste Biographie verfaßte ein Zeitgenosse, Wibert, Archidiakonus von Toul, gedruckt bei Muratori, «Scriptores rerum Italic.», III, 282—299 und zuletzt bei Watterich, «Vitae pontific. Roman.», I, 127—170. Ein anderes Leben verfaßte um das Jahr 1092 der Bischof Bruno von Segni, der bereits eine kleine dem Subdiakon Libuin aus Rom zugeschriebene Schrift «De obitu Leonis» benutzt (Muratori, III, 346—355; Watterich, I, 95—100). Eine legendenhafte, für die Geschichte unbrauchbare Biographie von einem unbekannten Schriftsteller aus Benevent verfaßt, hat Borgia abgedruckt in seinen «Memorie istoriche di Benevento», II, 229—349. Briefe Leo's und seine Synodalbeschlüsse geben Mansi («Concil.», XIX) und Jaffé («Reg. Pontif.», 521—551). Die Verhältnisse des Papstes zu Benevent und zu den Normannen erhellen aus den «Annales Beneventani» («Mon. Germ.», III, 173—185), aus dem «Chronicon Hermanni Contracti» («Mon. Germ.», V, 74—133), aber ganz besonders aus der Geschichte der normannischen Eroberung in Unteritalien von Amatus, die man nur noch in einer französischen, von Champollion-Figeac 1835 herausgegebenen Uebersetzung kennt, die den Titel trägt: «L'Ystoire de li Normant par Aimé, moine de Mont-Cassin». Ungenaue Nachrichten geben die im 12. Jahrh. verfaßten «Annales Romani» («Mon. Germ.», V, 468—480). Unter den neueren Behandlungen mögen außer den schon angeführten noch folgende erwähnt werden: Höfler, «Deutsche Päpste» (Regensburg 1839), II, 3—214; L. Spach, «Un pape alsacien» (in «Biographies alsaciennes», Paris Straßburg 1866, I, 1—35); Huntler, «Leo IX. und seine Zeit» (Mainz 1851); Delarc, «Léon IX» (Paris 1876); Winterer, «Der heilige Leo IX.» (Rixheim 1886); Gregorovius, «Geschichte der Stadt Rom», IV, 72—88; Hefele, «Conciliengeschichte», IV, 716—777; Baxmann, «Politik der Päpste», II, 212—250; Giesebrecht, «Geschichte der deutschen Kaiserzeit», II, passim.; Will, «Die Anfänge der Restauration der Kirche» (Marburg 1859), I, 20—140; Wattenbach, «Geschichte des römischen Papstthums» (Berlin 1876), S. 111—119.

10) Documente über diesen folgenreichen Streit bei Mansi, XIX, 635—679; Will, «Acta et scripta quae de controversiis ecclesiae graecae et latinae seculo undecimo composita exstant» (Leipzig 1861, S. 85 fg.; Jaffé, Nr. 3286—3288. — Das Ausführliche bei Will, «Anfänge der Restauration der Kirche im 11. Jahrh.» (Marburg 1859), I, 106—140; Baxmann, «Die Politik der Päpste», 235—250; Hefele, «Conciliengeschichte», 2. Aufl., IV, 767—777. 11) Ueber die letzten Tage und den Tod Leo's berichtet ein glaubwürdigsten Wibert. Der Bericht, bekannt unter dem Titel «De obitu Leonis IX» (Watterich, I, 170—176), ebgleich von einem Augenzeugen herrührend, schmückt sehr willkürlich aus.

12) «Geschichte der deutschen Kaiserzeit», 5. Aufl. (1885), II, 508.

10) Leo X., Papst von 1513—21, war der zweite Sohn Lorenzo's des Prächtigen, wurde am 11. Dec. 1475 in Florenz geboren und hieß Johann von Medici. Frühe zum geistlichen Stand bestimmt, erhielt er bereits

in seinem siebenten Jahre die Tonsur und dann rasch nacheinander eine Menge reicher Pfründen sowie die höchsten kirchlichen Würden. Der König Ludwig XI. von Frankreich, nachdem er ihm schon die Abtei Fonte dolce übertragen hatte, wollte sogar den achtjährigen Knaben zum Erzbischof von Aix ernennen. Der Papst Sixtus IV., der diese Ernennung nicht glaubte bestätigen zu sollen, verlieh ihm dafür das reich dotirte Stift von Passignano. Seinem Vater Lorenzo, um die künftige Größe des mediceischen Hauses zu sichern, gelang es, ihn schon am 9. März 1489 zum Cardinal ernennen zu lassen. Diese Ernennung mußte zwar vorläufig geheim gehalten werden; erst drei Jahre später erhielt der blutjunge Cardinal das Recht, die Abzeichen seiner Würde zu tragen und seinen Sitz im heiligen Collegium einzunehmen. Nichtsdestoweniger war die glänzende Erziehung, welche der Knabe genoß, eher eine humanistische als eine geistliche. Angelus Politianus, Demetrius Chalkondylas und andere bedeutende Humanisten waren seine Lehrer, und fast täglich hatte er Gelegenheit, mit Männern zu verkehren wie Marsilius Ficinus, Pico von Mirandula und andern Mitgliedern der Platonischen Akademie von Florenz. Seine Studien vollendete er auf der Universität Pisa. Nach dem Tode seines Vaters (8. April 1492) hielt er sich wieder in Florenz auf. Von dort wurde er aber vertrieben mit seiner Familie, welcher auch der Einfall Karl's VIII. der Italien im J. 1492 für lange Zeit zerrüttete, verhängnißvoll wurde. Nach einem kurzen Aufenthalte in Castello, wo er bei der Familie der Vitelli eine Zufluchtsstätte gefunden hatte, unternahm er größere Reisen durch Deutschland, Flandern und Frankreich. Als er nach Rom zurückkehrte, fand er auf dem päpstlichen Stuhle Julius II., aus der Familie der Rovere, welche mit der seinigen in Feindschaft lebte. Er söhnte sich mit dem Papste aus, der ihn 1506 zum Statthalter von Perugia ernannte und während des zwischen der Heiligen Liga und Frankreich ausgebrochenen Krieges ihm die Legation von Bologna mit dem Commando der päpstlichen Truppen übertrug. Nach der Schlacht von Ravenna (11. April 1512) wurde er als Gefangener abgeführt, entwich aber in Mailand, wo unter den Augen der Prälaten, welche dem daselbst tagenden antipäpstlichen Reformconcil beiwohnten, die Einwohner der Stadt und selbst französische Soldaten, aus heiliger Angst vor dem Schisma, die Absolution von ihm erflehten, und kam nach Florenz, wo er bei seinem Bruder Julian, der der Herrschaft sich wieder bemächtigt hatte (September 1512), bis zu dem am 21. Febr. 1513 erfolgten Tode des Papstes verblieb. An unheilbarem Uebel leidend, ließ er sich in einer Sänfte nach Rom in das Conclave tragen, wo am 11. März die Partei «der Jüngeren» seine Wahl durchsetzte. Nachdem er die Priester- und Bischofsweihe empfangen hatte, hielt er, unter dem Namen Leo X., mit theatralischer Entfaltung von Pracht und Glanz, am 11. April seinen Festzug nach dem Lateran.

Leo war damals erst 37 Jahre alt, also seit undenklicher Zeit der jüngste Papst. Wenn sein Name in der Geschichte in unvergleichlichem Glanze strahlt, so ist es nicht, weil er sich durch die Tugenden eines Stellvertreters Christi ausgezeichnet hat, sondern weil er vielmehr ein eifriger Apostel des Humanismus, der Repräsentant der heidnischen Richtung seiner Zeit war, und weil diese Zeit, welche seinen Namen führt, die herrlichsten Blüten italienischer Kunst und Literatur getrieben hat. Kunst und schöne Literatur, Vergnügen und Politik nahmen den ganzen Menschen und alle seine Lebenskräfte in Anspruch; und in seiner geistigen Schwelgerei hatte der skeptische Epikuräer, dem christliche Gesinnung und Ueberzeugung und sittlicher Ernst ganz abgingen, nicht die leiseste Ahnung weder von der ernsten Bedeutung seines heiligen Hirtenamtes, noch von den großen das Papstthum bedrohenden Gefahren der kirchlichen Krisis, welche zur Reformation hindrängte.

Gleich nach seiner Wahl bewährte er sich als ein Meister in der Kunst der Diplomatie. Schon am 5. April schloß er mit Kaiser Maximilian, König Heinrich VIII. von England und Spanien den Bund von Mecheln, um Ludwig XII., König von Frankreich, der, mit Venedig verbündet, Mailand wieder zu erobern beabsichtigte, von Italien fern zu halten. Die eingefallenen Franzosen wurden am 6. Juni mit Hülfe der Schweizer bei Novara geschlagen und Mailand ging für sie verloren. Der Papst, dem es darum zu thun war, das kirchliche Schisma sobald wie möglich zu beseitigen, suchte sofort dem König von Frankreich sich zu nähern. Bereits am 27. April 1513 hatte er die römische Lateransynode eröffnet, welche, um den Frieden der Kirche wieder herzustellen, allen schismatischen Geistlichen Verzeihung in Aussicht stellte, wenn sie sich bis zum 30. Nov. unterwürfen. Der von den Engländern und den Schweizern bedrängte König Ludwig bot gern die Hand zur Versöhnung und löste das schismatische Concil auf, das zuerst in Pisa, dann in Mailand und zuletzt in Lyon versammelt war. Die gallikanische Geistlichkeit schwur am 17. Dec. 1513 feierlich das Schisma ab. Diese Verbindung mit Frankreich glaubte er auch noch zu Gunsten seiner Nepoten und der Kirche ausbeuten zu können: seinem Neffen Lorenzo wurde Toscana mit Ferrara und Urbino, seinem Bruder Lorenzo der Thron Neapels zugedacht und Parma und Piacenza sollten dem Kirchenstaat einverleibt werden. Der größte Theil Italiens sollte auf diese Weise unter das dreifache Scepter der Mediceer vereinigt werden. In derselben Zeit aber, wo er in diesem Sinne mit Frankreich unterhandelte, bemühte er sich um ein Bündniß wider dasselbe. Eine geheime Allianz zwischen Maximilian, Spanien, den Eidgenossen und Toscana sollten das Herzogthum Mailand gegen französische Anschläge schützen. Diesem Bündniß trat er offen bei, erst nach langem Hin- und Herschwanken und nach wiederholten Unterhandlungen mit Franz I., dem Nachfolger Ludwig's XII. In ritterlichem Jugendmuthe überschritt der König von Frankreich die Alpen, trug am 14. Sept. 1515 den Sieg von Marignano über die Schweizer davon und sicherte somit den Franzosen das Uebergewicht in Italien. Im ersten Augenblicke des Schreckens glaubte sich der Papst verloren. «Quid

erit de nobis?» soll er ausgerufen haben. Bald war er wieder gefaßt; zu dem venetianischen Botschafter sprach er: «Wir müssen uns nun dem König in die Arme werfen und Misericordia rufen.» Schon am 13. Oct. unterzeichnete er einen Vertrag, wodurch er den Besitz Mailands dem König zusicherte und letzterer sich verpflichtete, die Medici zu schützen [1], und zwei Monate später fand die berühmte Zusammenkunft Leo's mit Franz I. in Bologna statt. Jener trat Parma und Piacenza an Frankreich ab und versprach Reggio und Modena dem Herzog von Ferrara zurückzugeben; der König seinerseits überließ das Herzogthum Urbino den Medici und verpflichtete sich, den Kirchenstaat und die Familie des Papstes in seinen Schutz zu nehmen. Nachdem sie so über einen großen Theil Italiens verfügt hatten, theilten sie auch unter sich die Rechte der Gallikanischen Kirche, beseitigten die Pragmatische Sanction und ersetzten dieselbe durch ein Concordat, wodurch dem König das Recht zugestanden ward, für alle kirchlichen Streitigkeiten die letzte Instanz zu bilden, sowie das Recht, die Bischöfe, Aebte und Prioren zu ernennen, während bei jedem Amtswechsel die Einkünfte des ersten Jahres an den Papst sollten entrichtet werden; endlich wurden die Bestimmungen der Kirchenversammlungen von Kostnitz und Basel, nach welchen das Oberhaupt der Kirche periodischen allgemeinen Concilien unterstellt ist, zu Gunsten des Papstthums aufgehoben. [2] Es handelte sich für Leo zunächst darum, den Herzog Francesco Maria della Rovere aus Urbino zu vertreiben und dessen Land seinem Neffen Lorenzo Medici zu geben, auf welchen, seit dem am 17. März 1516 erfolgten Tode Julian's, die ganze Liebe des Papstes schien übergegangen zu sein. Unterstützt von französischen Hülfstruppen gelang es ihm, Francesco zu verjagen. Derselbe zog sich nach Mantua zurück und fing bald nachher den Krieg wieder an; erst nach einem achtmonatlichen blutigen Kampfe, der die Finanzen und das Ansehen des Papstes zu Grunde richtete, konnte Lorenzo zum Herzoge von Urbino ernannt werden. Während dieses Krieges um Urbino ist in Rom eine Verschwörung gegen Leo unter den Cardinälen ausgebrochen, welche meist die Beförderer seiner Wahl waren und denen er am strengsten seine Gewalt hatte fühlen lassen. An der Spitze stand Alfonso Petrucci, welcher einige male mit einem Dolch bewaffnet, in der Absicht ihn zu ermorden, in dem Collegium erschien und schließlich daran dachte, mit Gift seinen Racheplan auszuführen. Er wurde verrathen, am 19. Mai 1517 im Vaticau verhaftet, zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Von den andern compromittirten Cardinälen mußten die einen mit schwerem Geld ihr Leben loskaufen, die andern aus dem Collegium ausscheiden. Um die erledigten Stellen wieder zu besetzen, um eine Majorität unter den Cardinälen sich zu sichern, mit welcher er ohne Widerstand herrschen konnte und auch um seine Finanzen aufzubessern, ernannte der Papst am 26. Juni 1517 31 Cardinäle auf einmal, welche ebenfalls ihre Hüte mit theurem Gelde bezahlen mußten. Die Verschwörung hatte sich zu einer glücklichen Finanzspeculation zugespitzt. Papst Leo war beständig in Geldesnöthen; seine Verschwendung war eine grenzenlose; trotz aller erdenklichen Finanzkünste waren stets die Kassen leer; immer aufs neue mußte er außerordentliche Einkünfte von der Kirche zu ziehen suchen. Unmittelbar vor seinem Schluß (15. März 1517) hatte das Lateranische Concil ihm einen Zehnten von den Kirchengütern in der gesammten Christenheit bewilligt, der angeblich zu einem Türkenkriege sollte verwendet werden. Endlich, unter dem Vorwande der Beisteuer zum Bau St.-Peters, ward ein allgemeiner Sündenablaß feilgeboten. Bekanntlich war das der Tropfen Wassers, der das überfüllte Gefäß überlaufen machte. Das Wort Luther's zündete und das Gewitter brach aus. In Rom selbst hatte man wenig Verständniß für die reformatorische Bewegung. Anfänglich hielt sie Leo für weiter nichts als ein neidisches Mönchsgezänk. Erst später erkannte er die Gefahr und hielt es für angemessen, mit aller Energie vorzugehen.

Wie das Umsichgreifen der Reformation, so versetzte auch die bevorstehende deutsche Kaiserwahl den Papst in eine nicht geringe Verlegenheit. In den letzten Jahren seiner Regierung ging Kaiser Maximilian stets mit dem Gedanken um, bei Leo die römische Königswahl seines Enkels Karl durchzusetzen. Diese Bemühungen wurden immer vereitelt durch Franz I. von Frankreich, der selbst um die Kaiserkrone sich zu bewerben gedachte. Der Papst fürchtete den einen ebenso sehr als den andern; am liebsten hätte er die vielumworbene Krone auf dem Haupte irgendeines kleinen Fürsten Deutschlands gesehen. Doch da im Falle eines Kriegs mit den Türken, welche, seit der Eroberung Aegyptens durch Selim, Italien von Afrika her bedrohten, er von dem Könige von Frankreich eine nachhaltigere Hülfe als von Karl sich versprechen konnte und weil er auch fürchtete, daß für den Kirchenstaat eine Gefahr aus einer Vereinigung von Neapel mit dem Kaiserthum hervorgehen möchte, gab er sich den Schein, als ob er die Wahl des Königs von Frankreich unterstützte. Später suchte er letztern zu bestimmen, seine Candidatur zu Gunsten Friedrich's von Sachsen aufzugeben. Endlich als er einsah, daß Karl's Wahl gesichert war, ließ er am 24. Juni 1519 seine Einwilligung zu derselben den Kurfürsten ankündigen. Leo scheint in der That den Grundsatz befolgt zu haben: wenn man mit der einen Partei ein Bündniß macht, dürfe man nicht aufhören mit der Gegenpartei zu unterhandeln. Diese Zweideutigkeit in der Diplomatie kommt immer wieder zum Vorschein, aber ganz besonders in seinem Hin- und Herschwanken zwischen Karl V. und Franz I. Im J. 1521 war er mit letzterem übereingekommen, gemeinschaftlich mit ihm das Königreich Neapel anzugreifen; zu gleicher Zeit schloß er aber auch mit dem Kaiser ein Bündniß gegen Frankreich, das freilich vom Tage selbst datirt ist, an welchem die Achtserklärung über Luther verhängt wurde (8. Mai 1521) und sich folglich dadurch rechtfertigen läßt, daß er hoffte, mit Karl die religiöse

1. Dumont, «Corps diplomatique», IV, 124. 2) S. den Text des Concordats bei Labbe, «Collection des conciles», XIV, 338, und Dumont, «Corps dipl.», IV, 229.

Neuerung in Deutschland unterdrücken zu können. Dieses mal trat er als unversöhnlicher Feind Frankreichs auf: den König Heinrich VIII. suchte er zu bewegen, in das französische Gebiet einzufallen; eine Bulle sollte die Unterthanen Franz' I. von dem Eid der Treue lossprechen: Mailand und Genua sollten den Franzosen entrissen, Francesco Sforza als Herzog von Mailand unter der Oberhoheit Karl's wieder eingesetzt, Parma und Piacenza der Kirche wieder zurückgegeben und Ferrara mit Hülfe des Kaisers für den Papst erobert werden. Der unvermeidliche Krieg zwischen Franz und Karl brach aus. Am 19. Nov. 1521 nahm das verbündete Heer des Kaisers und des Papstes Mailand ein. Allein am 1. Dec. starb Leo plötzlich, nachdem er die erfreuliche Kunde noch vernommen hatte, daß auch Parma und Piacenza übergegangen seien und daß Italien endlich von den Franzosen befreit wäre. Als Regent eines ansehnlichen italienischen Staates starb Leo freilich siegreich und ruhmvoll; aber als Papst hinterließ er die Angelegenheiten seiner Kirche in einer gewaltigen Gärung. In der Geschichte der Cultur hingegen war er der Vertreter seiner Epoche: er hatte Sinn für alles Große und Schöne; zur Förderung der schönen Literatur, der Wissenschaft und der humanistischen Studien stellte er die Universität in Rom wieder her, gab allen wissenschaftlichen Anstalten einen neuen Aufschwung, verausgabte ungeheure Summen für Bibliotheken und um seltene Handschriften zu sammeln; um deren aufzukaufen, schickte er Gelehrte nach dem Orient und bis nach Dänemark; ließ durch ein besonderes Collegium, das von Janus Lascaris und Markus Musurus geleitet wurde, die Herausgabe griechischer Schriftsteller besorgen. Während er so mit Vorliebe die schöne Literatur, humanistische Wissenschaft und auch die Musik begünstigte, setzte die Kunst unter ihm ruhig das große Werk fort, das sie früher begonnen: was sie aber in Rom zu seiner Zeit Großes schuf, ist meist noch aus den Anregungen seines Vorgängers hervorgegangen. Die zahlreichen Gelehrten und Künstler, die er um sich versammelte, um seinen Hof durch geistreiches Wesen und ästhetische Schwelgerei zu beleben, erfreuten sich, so lange er lebte, seiner sich stets gleichbleibenden, fürstlich verschwenderischen Großmuth und beklagten aufrichtig seinen für Kunst und Wissenschaft verfrühten Tod, während viele andere, insonderheit die zahlreichen ruinirten Gläubiger sein Andenken verfluchten und auch ihm das Epigramm auf Bonifacius VIII. nachriefen: «Wie ein Fuchs kamst du auf den Thron, wie ein Löwe hast du regiert, wie ein Hund bist du gestorben.» Wenn man eine Ausnahme für seinen Zeitgenossen Luther macht, so kann man wohl sagen, daß wenige historische Persönlichkeiten mit solcher Lebhaftigkeit von den einen gelobt und von den andern getadelt worden sind, wie Papst Leo X.

Literatur. Paulus Jovius, «De vita Leonis X. P. M. libri IV» (Florenz 1548); «Tractatus Concordatorum inter Leonem et Franciscum I. Galliae regem» (Lyon 1620); Fabbronius, «Vita Leonis X. P. M.» (Pisa 1797); Roscoe, «The life and the pontificate of Leo X.» (Liverpool 1805, 4 Bde.; deutsch von Glaser, 1806—8, 3 Bde.; italienisch von Bossi, Mailand 1818, 2 Bde.); Audin, «Histoire de Léon X» (Paris 1844; deutsch von Burg, Augsburg 1845, 2 Bde.); Gaz, «Documenti riguardanti Giulano di Medici e il P. M. Leone X» (1844); Dandolo, «Il secolo di Leone X» (1861, 3 Bde.); Lanz, «Actenstücke und Briefe zur Geschichte Karl's V.» (Wien 1853); Gregorovius, «Geschichte der Stadt Rom», VII, 291—93; VIII, 76—376; Köstlin, «Martin Luther» (1875), I, 204—525; Ranke, «Die römischen Päpste in den letzten vier Jahrhunderten» (1874), I, 53—59.

11) Leo XI., zuvor Alexander Octavian von Medici, dessen Mutter, Francisca Salviati, eine Nichte Leo's X. war, wurde 1535 in Florenz geboren. Nachdem er längere Zeit bei Sixtus V. den florentinischen Hof vertreten hatte, wurde er 1573 zum Bischof von Pistoja, 1574 zum Erzbischof von Florenz ernannt und 1583 zur Cardinalswürde erhoben. Im J. 1596 begab er sich als Legat a latere an den französischen Hof, wo er zwei Jahre verblieb. Als naher Verwandter der Königin erwarb er sich dort die Gunst Heinrich's IV., welcher, nach dem Tode des Papstes Clemens VIII., 300,000 Thaler es sich kosten ließ, um im Conclave seine Wahl am 1. April 1605 gegen die Spanier durchzusetzen. Seine Erhebung zur päpstlichen Würde begrüßte man in Frankreich mit Freuden; sie gab Anlaß zu öffentlichen Festlichkeiten. Allein das Glück war von kurzer Dauer; schon am 26. desselben Monats starb Leo; «man behauptet», sagt Ranke, «der Gedanke seiner Würde, das Gefühl der Schwierigkeit seines Amtes habe seine altersschwachen Lebenskräfte vollends erdrückt.»

Literatur: Philippson, «Philipp II. und das Papstthum» («Hist. Zeitschrift», XXXIX); Petrucelli della Gatina, «Histoire diplomatique des conclaves» (1864), II, 404—451.

12) Leo XII., vorher Annibale della Genga, Sohn des Grafen Hilarius, wurde am 22. Aug. 1760 im Schloß della Genga bei Spoleto geboren. Nachdem er das Collegium Campana d'Osimo besucht hatte, vollendete er seine Studien auf der theologischen Akademie zu Rom und wurde den 4. Juni 1783 zum Priester und zehn Jahre später zum Erzbischof von Tyrus geweiht. Als geheimer Kämmerer des Papstes Pius VI. hielt er 1790 mit vielem Takt und großem Applaus die Gedächtnißrede auf Kaiser Joseph II. Im J. 1793 wurde er als Nuntius nach Luzern und ein Jahr später nach Köln geschickt. Als Bevollmächtigter der Curie wohnte er 1805 dem Deutschen Reichstag zu Regensburg bei, wurde verschiedene male mit diplomatischen Missionen betraut und überbrachte 1814 des Papstes Pius VII. Glückwünsche dem König Ludwig XVIII. Am 16. März 1816 wurde er zum Cardinalspresbyter und vier Jahre später zum Cardinalvicar ernannt. Damals gehörte er der Partei der Zelanti an, welche den neuen Zeitverhältnissen keine Rechnung tragen und von allen alten Ansprüchen nichts aufgeben wollte; er war ein Gegner der liberalen Ver-

waltung Consalvi's und gegen die Jesuiten war er nicht günstig gestimmt. Er wurde am 28. Sept. 1823 der Nachfolger Pius' VII., obgleich Frankreich und Oesterreich mit vereinten Kräften die Wahl eines Zelante zu hintertreiben sich bestrebt hatten. Die Cardinäle gaben ihm den Vorzug, weil er sich wider die Politik Consalvi's in entschiedenem Gegensatz verhalten hatte, vielleicht auch, weil man ihn dem Tode nahe glaubte. Er war damals so krank, daß kurz nach seiner Erhebung er mit den Sterbesakramenten versehen wurde. Die Beförderer seiner Wahl mußten bald einsehen, daß sie sich in ihren Erwartungen getäuscht hatten: von seiner Krankheit erholte er sich schnell; mit Consalvi, der von den Geschäften zurücktrat und bereits im Januar 1824 starb, söhnte er sich noch aus und entschloß sich, seine letzten Rathschläge zu befolgen, sowie seine autokratische Regierungsweise fortzusetzen. Doch als Geschäftsmann war er ebenso unglücklich als ungeschickt; er ließ sich zu einer Menge falscher Maßregeln verleiten. Was unter Consalvi zu Stande gekommen war, ging unter Leo XII. wieder zu Grunde. Er äußerte sich auch den Jesuiten; gab ihnen das Collegium Romanum wieder zurück, sowie die Kirche des heiligen Ignatius, das Oratorium und das Museum, deren Zurückgabe sie bisher vergeblich nachgesucht hatten. Unter jesuitischen Einwirkungen scheint er schon die Encyclica vom 3. Mai 1824 geschrieben zu haben, welche nicht allein die Bibelgesellschaften und die Freimaurerei verdammt, sondern auch die Sekte, welche die Toleranz predigt und mit Unrecht die philosophische sich nennt. Kurz nachher, in der Bulle vom 27. Mai, schrieb er das Jubiläum aus und forderte die gesammte Christenheit auf, nach Rom zu pilgern, nicht nur um für die Ausrottung der Ketzereien zu beten, sondern um auch Gott zu danken für den Sieg über die Verschwörung der Welt wider menschliches und göttliches Recht. Das Jubiläum wurde unter erhebender Feierlichkeit am Weihnachtsfest 1824 eröffnet. Zahllose Gläubige pilgerten nach Rom; Juden und Protestanten wurden in den Schoß der Kirche aufgenommen. Im Laufe des Jubeljahres wurden einige Mönche und Priester, welche durch ihre Frömmigkeit und ihre Wunderthaten sich ausgezeichnet hatten, selig gesprochen.[1]) Damit die Jubelfahrer nicht unter ungünstigen Eindrücken zurückkehren möchten, ergriff er energische Maßregeln, um in dem Kirchenstaat das Banditenthum zu unterdrücken und in den größeren Städten, vornehmlich in Rom, die öffentliche Sittlichkeit zu heben.

Leo hatte gute Absichten; er, der mit so großer Einfachheit lebte und mit einem Scudo des Tages seine Tafel bestritt, wollte nichts für sich selber. Er war streng gegen sich; er glaubte aber auch gegen Andere streng und unduldsam sein zu sollen. Den zum Legaten a latere ernannten Cardinal Rivarola beauftragte er, gegen die Umtriebe der geheimen Gesellschaften, insonderheit der Carbonari, mit Rücksichtslosigkeit vorzugehen. Die Folge davon war ein unwürdiges Denunciantenthum, welches einen großen Theil der Bevölkerung terrorisirte. Auffallend streng wollte der Papst sodann die Juden behandelt wissen; keiner durfte außerhalb des erweiterten und mit einem Brunnen versehenen Ghettos übernachten. Die Reichsten verließen Rom, um in der Lombardei, in Venedig und Triest sich niederzulassen. Ferner wurden die Inquisitionsgefängnisse wieder eröffnet und eine Menge kleinlicher Polizeiverfügungen erlassen gegen die Weinhäuser, das Theaterwesen, die Bettelei, Straßenunfug und öffentliche Unordnung. Diese Verschärfung des Polizeiregimentes machten ihn allgemein verhaßt. Ranke sagt: «Vom Prinzen bis zum Bettler, Niemand war sein Freund.»[2]) Und doch verdankte ihm der Kirchenstaat eine ganze Reihe zweckmäßiger Reformen in der Staatsverwaltung, im Civilrechtsgang und den Gerichtstaxen; er brachte Ordnung in die Finanzen; reich dotirte Stiftungen wurden aufgehoben; auch in den übertriebenen Besoldungen höherer Beamten wie der Cardinäle wurden Ersparnisse gemacht; eine strenge Controle stellte die Betrügereien der Beamten ab, sodaß er die Steuern um ein Bedeutendes herabsetzen konnte. Das höhere Unterrichtswesen wurde durch die Bulle «Quod Divina Sapientia» vom 24. Aug. 1824 neu organisirt; das niedere Erziehungswesen wurde reformirt und viele Hospitäler gegründet.

In seinen Beziehungen zu den anderen Staaten ließ sich Leo von Capaccini, einem ehemaligen Secretär Consalvi's, berathen, und der Gewandtheit dieses erfahrenen Prälaten verdankte er manchen diplomatischen Erfolg: Wessenberg verzichtete auf die Gründung einer Nationalkirche Deutschlands; in Hannover und in den Niederlanden wurden Concordate geschlossen; in England wurde die Emancipation der katholischen Kirche angebahnt; mit den südamerikanischen Republiken, welche sich von Spanien losgesagt hatten, wurden Unterhandlungen angeknüpft, und in der Consistorialallocution vom 21. Mai 1827 konnte der Papst die Neuorganisation der Kirchen in Südamerika verkündigen, was der Hof von Madrid als eine Beleidigung ansah und den päpstlichen Nuntius Tiberi zu empfangen sich weigerte. In Frankreich hatte Leo in den ersten Zeiten seines Pontificates die Partei der Jesuiten begünstigt; später kam er zur Einsicht, daß eine solche Politik äußerst gefahrvoll werden könnte; er mußte, wie man damals sagte, der Zeitströmung nachgeben. Als Martignac, der Nachfolger Villèle's, als entschiedener Gegner der Jesuiten auftrat und im J. 1828 die Ordonnanzen gegen sie verfügte, die Bischöfe aber in dieser Verfügung den schreiendsten Eingriff in ihre Rechte sahen, da gab Leo dem französischen Gesandten Châteaubriand die Erklärung ab, daß er den französischen Klerus

1) So z. B. der Jesuit Rodriguez Hippolyt Galantini, der Stifter der Congregation des christlichen Unterrichts, und endlich der spanische Franciscaner Julianus, dessen Hauptwunder darin soll bestanden haben, daß er einmal Vögel, die schon halb gebraten waren, vom Bratspieß abgestreift und wieder lebendig habe fortfliegen lassen.

2) «Historisch biographische Studien» (Sämmtliche Werke, 1877, Bd. XL, S. 157.

nicht billige, der dem Könige Widerstand leistet, und beauftragte sofort den Cardinal-Erzbischof von Rheims, der als der gemäßigtste unter den französischen Prälaten galt, an den französischen Episkopat zu schreiben, um ihm des Papstes Willen kund zu thun. Er, der Papst, heißt es in diesem Schreiben, sehe in den Ordonnanzen keine Verletzung der bischöflichen Rechte, und die französische Regierung könne er nur billigen, wenn sie keine durch die Landesgesetze ausgestoßenen geistlichen Corporationen sich aufdringen lassen wolle (25. Sept. 1828).

Leo war von Natur mistrauisch; er wollte so viel wie möglich alles selbst thun; von morgens früh bis abends spät saß er an seinem Arbeitstisch, den er nur verließ, um die Gefängnisse, die Krankenhäuser und die Klöster zu besuchen. Aufgerieben von überangestrengter Arbeit und abgeschwächt durch seine frühere Krankheit starb er den 10. Febr. 1829. In der Peterskirche ward ihm ein marmornes Denkmal, von Thorwaldsen verfertigt, errichtet.

Literatur: Petrucelli della Gattina, «Histoire diplomatique des Conclaves», t. IV; E. Cipolletta, «Memorie politiche sui conclavi da Pio VII a Pio IX compilati su documenti diplomatici segreti» (Mailand 1863), S. 127—168; Rudoni, «Leone XII e Pio VIII» (Mailand 1829); Chr. Schmid, «Trauerrede auf Leo XII.» (Augsburg 1829); Châteaubriand, «Mémoires d'outre-tombe» (Berlin 1850), VIII, 121—232; Nodari, «Vitae pontificum Romanorum Pii VI., Pii VII., Leonis XII.» (Padua 1840); Artaud de Montor, «Histoire du pape Léon XII» (Paris 1843, 2 Bde.; deutsch von Scherer, Schaffhausen 1844); Wiseman, «Souvenirs sur les quatre derniers papes» (französisch von Goemaere, Brüssel 1858), S. 195—328; Köberle, «Leo XII. und der Geist der römischen Hierarchie» (Leipzig 1846). Ueber die Päpste Leo I.—XII. siehe in der «Real-Encyklopädie für protest. Theol.» von Herzog-Plitt, Leipzig 1881, Bd. 8, die Artikel von Karl Müller. *(L. Will.)*

LEO AFRICANUS ist der gebräuchliche Name eines arabischen Gelehrten, der zu Granada aus angesehenem Stamm um das Jahr 1488 n. Chr.[1]) geboren wurde und eigentlich El-Hasan Ibn Muhammed El-Wazzân hieß. Spätestens bei der Eroberung seiner Vaterstadt durch die Christen (1492) siedelte seine Familie nach Fez über (daher der Beiname Africanus), wo er eine sorgfältige Erziehung genoß, durch den üblichen Lehrgang mit den Religions- und Rechtswissenschaften sowie der arabischen Poesie und Rhetorik bekannt gemacht und damit zur höheren Beamtenlaufbahn vorgebildet wurde. Schon 1500 soll er mit einem als Gesandter reisenden Oheim in Timbuktu gewesen sein; nach seiner eigenen Angabe hatte er 1514 Aufträge seines Fürsten an den portugiesischen Statthalter von Safi auszurichten. Vermuthlich schon dazwischen fallen ausgedehnte Reisen durch Nordafrika, Aegypten, Arabien, Persien, Turkestan, Armenien, Syrien und bis Konstantinopel, die er jedenfalls früher oder später unternommen hat. Auf der Rückkehr von der zweiten großen Reise fiel er, wie es heißt 1517, zwischen Aegypten und Fez bei der Insel Dscherba (Tunesien) christlichen Seeräubern in die Hände, welche ihn nach Rom brachten und den angesehenen und sichtlich weit über das Gewöhnliche hinaus gebildeten Mann dem Papst Leo X. schenkten. Dieser nahm an dem weitgereisten, merkwürdigen Fremdling Interesse, um so mehr, als er bald erfuhr, daß derselbe einen umfangreichen geographisch-historischen Bericht über seine afrikanische Heimat, wie er ihn unterwegs aufgezeichnet, bei sich führte; er bewilligte ihm eine ausreichende Pension, und als der Mann sich bewegen ließ, zum Christenthume überzutreten, übernahm der Papst selbst das Pathenamt und gab ihm seine eigenen Namen Johannes Leo. Der neue Christ lebte nunmehr in Rom, das er indeß zeitweilig mit Bologna vertauschte; er lernte italienisch, trat als Lehrer des Arabischen auf (unter seinen Schülern wird der Cardinal und Augustinergeneral Gille Antonini genannt), und übertrug daneben sein Buch über Afrika ins Italienische. Auch etwas Latein suchte er sich anzueignen, ebenso Hebräisch, wie er denn im Verkehr mit gelehrten Juden mehrfach gestanden zu haben scheint; jedenfalls behauptete einer von diesen später, das Manuscript einer von Leo verfaßten arabischen Grammatik zu

1) Mir ist die zerstreute Literatur, welche sich bei Gräffe, «Lehrbuch einer allgem. Literärgeschichte», II, 2, 2, S. 900 (zur Ergänzung s. Texier, «Nouvelle Biographie générale», XXX, 1859, Sp. 732 fg.) verzeichnet findet, nicht überall zugänglich, ich vermag daher mehrere Daten nicht zu controlliren, auch nicht zu sagen, ob die an einigen Stellen beliebte Angabe des Geburtsjahres 1483 auf etwas anderes als einen Druckfehler zurückgeht. Leo selbst sagt (bei Ramusio fol. 21 C): quando fu presa detta città (d. i. Azafi), poteuo hauer anni dodici, was Rotermund (Fortsetzung und Ergänzung zu Jöcher's Gelehrten-Lexikon, III, S. 1613) auch mit der Zahl 10, statt 12, auffährt, ohne zu erwähnen, daß hier ein Irrthum Leo's vorliegen muß. Denn Safi wurde 1508 erobert (Schäfer, «Geschichte Portugals», III, Hamburg 1850, S. 109), wo Leo älter gewesen sein muß, auch fand derselben Verhandlung mit dem portugiesischen Statthalter, deren er gleich nachher als dapoi circa anni quattordici im J. 920 der Hedschra (= 1514) geschehen Erwähnung thut, nach den von ihm vorher ausführlich berichteten Umständen in der That zweifellos gelegentlich des Feldzugs von 1514 (Schäfer, S. 123) statt. Er wird sich (wenn nicht irgend ein Schreibfehler vorliegt) in dem Datum der Eroberung von Safi geirrt haben; das Wahrscheinlichste ist jedenfalls, daß er von 920 = 1514 an unter Zugrundelegung seines eigenen Lebensalters rückwärts gerechnet hat; ist dies richtig, so erhalten wir für das Geburtsjahr: circa 1514 — (12 + 14) = 1488, wobei noch der Unterschied zwischen christlichem Sonnen- und mohammedanischem Mondjahr außer Ansatz bleibt. — Ich habe von der Literatur außer Gräffe, Rotermund und Texier benutzen können: Gio. Battista Ramusio, «Primo volume e Terza editione delle navigationi et viaggi» (Venedig 1563); Fabricius, «Bibl. Graeca» (Hamburg 1726), XIII, 259 1563); Fabricius, «Bibl. Graeca» (Hamburg 1726), XIII, 259 und die von ihm citirten Nicol. Antonius, «Biblioth. Hispana Nova», I, 548 (in der Ausg. Madrid 1783, I, 717 fg.) und Colomesius (bei dem aber nichts Erhebliches steht), sowie den von Antonius angeführten Castri («Biblioth. Arabico-Hispana Escurialensis», Madrid 1770, tom. I, p. 172); Lorsbach's und Hottinger's Vorreden sind mir ebenso unzugänglich, wie alle Ausgaben der beiden Schriften des Leo außer bei Ramusio und Fabricius.

besitzen, und ein im Escurial aufbewahrtes arabisch hebräisch-lateinisches Wörterbuch, das Leo 1524 in Bologna verfaßte, ist einem ebenfalls jüdischen Arzte zugeeignet. Nach dem Tode Leo's X. (1521) blieb sein afrikanischer Günstling noch mehrere Jahre in Rom; die Nachschrift seines italienischen Manuscriptes der «Africa» gibt als Datum der Vollendung das Jahr 1526 an. Es beruht vielleicht auf einer missverständlichen Auffassung dieses Datums, wenn man dasselbe als das seines Todes bezeichnet findet; mindestens gleichwerthig sind andere Angaben, denen zufolge er, seit Leo's X. Tode in Rom vernachlässigt, später in sein Heimatland und zu seinem Glauben zurückgekehrt wäre; die Nachricht aber, daß er in Tunis um 1550 gestorben sei, scheint auch nur einer Vermuthung zu entstammen.

In seiner Beschreibung von Afrika erwähnt Leo mehrerer von ihm verfaßter sonstiger Schriften, wie einer mohammedanischen Glaubenslehre, eines Geschichtswerks, einer Sammlung merkwürdiger Grabschriften und der bereits genannten Grammatik. Erhalten ist neben dem bereits angeführten (von Casiri[2]) ziemlich verächtlich behandelten) Wörterverzeichniß und der «Africa» nur ein kleines Büchlein mit Nachrichten über berühmte arabische Aerzte und Philosophen. Dasselbe ist nach der einzigen mediceischen Handschrift von Hottinger ins Lateinische übertragen und unter dem Titel «Tractatus de viris quibusdam apud Arabes illustribus» in dem «Bibliothecarius quadripartitus» (Zürich 1664, 4°), t. II, c. 3, p. 246—291 veröffentlicht, später von Fabricius in der «Bibliotheca Graeca» (Hamburg 1726), t. XIII, p. 259—298 wieder abgedruckt worden. Wie es vorliegt, wimmelt es von Fehlern und groben Missverständnissen (s. Casiri, I, 173 fg.; Steinschneider, Virchow's «Archiv für pathologische Anatomie», Bd. 52, 4, 471) und hat seinen Verfasser desswegen stellenweise in übeln Ruf gebracht; doch ist unsicher, inwieweit er, inwieweit sein Uebersetzer (so groß Hottinger für seine Zeit war) dafür die Verantwortung trägt. Jedenfalls hat noch niemand die Wahrheitsliebe in Zweifel gezogen, welche ihn bei Abfassung seiner großen Beschreibung der von ihm durchwanderten Theile von Nordafrika geleitet hat; obwol auch dies Werk uns nur in der zwar von ihm selbst, doch in die spät erst erlernte italienische Sprache bewirkten Uebersetzung vorliegt, wird es doch von den Geographen noch heute geschätzt und als zuverlässig angesehen. Das italienische Manuscript des Leo hatte zunächst das Schicksal seiner übrigen Schriften, verzettelt zu werden, und kam erst viel später durch einen glücklichen Zufall in die Hände des Venetianers Ramusio, der seine classische Sammlung von Reisebeschreibungen (Thl. 1, zuerst Venedig 1550) damit eröffnete. Daraus ist es denn weiter übersetzt worden, und zwar ins Lateinische («Joannis Leonis Africani de totius Africae descriptione Libri IX, Jo. Floriano interprete cet.», Antwerpen, Latius, 1556, 1558, 12°; Zürich 1559, 12°; Leiden, Elzevir, 1632, 12°, ins Französische (von Jean Temporal, Lyon 1556, Fol.; Leiden, Berton, 1564), ins Deutsche (von Lorsbach, Herborn 1805; dazu desselben Schrift «De Leonis descriptione Africae», Herborn 1802); auch erschienen Ausgaben in englischer (John Pory, London 1600, 4°) und in holländischer Sprache (Rotterdam 1665, 4°). *(A. Müller.)*

LEO DIAKONOS, byzantinischer Historiker des 10./11. Jahrh. n. Chr., Begleiter des byzantinischen Kaisers Basilios II. auf seinen Feldzügen gegen die Bulgaren, ist der Verfasser einer Geschichte der für das Reich der Rhomäer so ereignißvollen Zeit von 959 bis 975 n. Chr. in zehn Büchern. Reich an gutem Detail, zeichnet sich dieser Schriftsteller vor andern Byzantinern aus durch bessern Stil, größere Lebhaftigkeit und Frische der Darstellung, und durch freieres Urtheil. Aus der einzigen noch vorhandenen Handschrift (aus dem wichtigen Codex Nr. 1712, aus dem 11. oder 12. Jahrh., der auch die Chronik des Michael Psellos enthält; vgl. auch Ferdinand Hirsch, «Byzantinische Studien», Leipzig 1876, S. 304) hat K. B. Hase zu Paris 1818, Fol., das Werk herausgegeben; die Bonner Ausgabe folgte 1828 in 8°. Vgl. auch M. Fischer, «Beiträge zur histor. Kritik des Leo Diakonos», in Bd. VII, Heft 3 der «Mittheil. d. Instit. für österreich. Geschichtsforschung.» *(G. Hertzberg.)*

LEO GRAMMATICUS, byzantinischer Chronist des 11. Jahrh. n. Chr. Unter dem Titel: «*Λέοντος γραμματικοῦ χρονογραφία τὸ τῶν νέων βασιλέων περιέχουσα*» war zuerst in der pariser Sammlung hinter der Chronographie des Theophanes eine Chronik nach einer pariser Handschrift herausgegeben worden, die mit der Geschichte Leo's des Armeniers (seit 813) anfängt und bis zum Tode Romanos' I. (948) reicht. Später hat Cramer im zweiten Bande seiner «Anecdota graeca» ebenfalls aus einer pariser Handschrift einen frühern Theil eben derselben Chronik herausgegeben, der mitten in der Geschichte des Sündenfalls beginnt, einen kurzen Abriß der jüdischen und darauf der römischen Kaisergeschichte enthält und dann die byzantinische Geschichte bis zum Anfange der Regierung Leo's des Armeniers führt. Beide Theile sind dann von J. Bekker in der bonner Sammlung zusammen als ein Ganzes herausgegeben worden. Es kann (vgl. Ferdinand Hirsch, «Byzantinische Studien», Leipzig 1876, S. 89 fg.) keinem Zweifel unterliegen, daß die zwei früher getrennt herausgegebenen Stücke in der That zusammen gehören, daß sie zusammen die Chronik des Leo Grammaticus ausmachen. Ueber den Namen dagegen und über die Zeit des Verfassers und der Abfassung des Werks ist nichts weiter bekannt, als eine Notiz am Schlusse desselben, die uns belehrt, daß «dasselbe von dem Grammatiker Leo am 8. Juli d. J. der Welt 6521, der 11. Indiction, d. h. des Jahres Christi 1013 vollendet» wurde. Für die Zeit seit Justinian II. und noch viel entschiedener seit Leo dem Armenier ist die berühmte Chronik des Mönchs Georgios (Hamartolos) mit ihrer Fortsetzung die entscheidende Quelle. *(G. Hertzberg.)*

2) Vgl. dazu Derenbourg, «Manuscrits arabes de l'Escurial», t. I (Paris 1884), p. 409 fg.

LEO (Heinrich), deutscher Historiker, wurde am 19. März 1799 zu Rudolstadt geboren, wo sein Vater Garnisonsprediger war. Letzterer, bald nach Heinrich's Geburt auf eine andere Pfarrei versetzt, starb, als Heinrich erst 8 Jahre alt war. Seine Mutter zog mit ihren vier Kindern wieder nach Rudolstadt; Heinrich verlebte hier seine Jugend und besuchte das Gymnasium daselbst bis zum Abgang auf die Universität. Mangel an einer geordneten Erziehung zu Hause und in der Schule ließen bei dem begabten, aber von Natur heißblütigen und excentrischen Knaben ein übermüthiges und rohes Benehmen aufkommen. Er erzählt selbst die Verirrungen seiner Jugend mit cynischer Aufrichtigkeit. Bei seinen wechselnden Studien zeigte sich eine besondere Vorliebe für Naturwissenschaften, namentlich für Botanik. Sein Lebensplan war, einst Seemann zu werden, und er rechnete dabei darauf, daß Napoleon, dessen großer Bewunderer er war, eine bedeutende Marine schaffen werde. Später, als er infolge des Umschwungs des Jahres 1813 mit den französischen Sympathien gebrochen hatte, trug er seine Seemannspläne auf eine künftige deutsche Flotte über. Sie änderten sich dahin, daß er im Dienste eines naturwissenschaftlichen Institutes oder als Schiffsarzt auf Seereisen zu gehen gedachte. Seine Neigung zu den Naturwissenschaften beruhte zum Theil darauf, daß er für die alten Sprachen wenig Sinn hatte. Erst im letzten Jahre seines Gymnasialcursus brachte ihm Göttling, der spätere Professor der Philologie in Jena, Geschmack am Griechischen bei. Im Herbst des J. 1816 bezog Heinrich die Universität Breslau, machte aber auf der Reise dahin einen Umweg über Jena, Halle und Berlin, wobei er allerlei studentische Bekanntschaften machte und auch zu dem Turnvater Jahn, welcher damals auf dem Höhepunkt seines Wirkens stand, in nähere Beziehungen trat. Sein Entschluß, Medicin zu studiren, war schon wankend geworden, als er nach Breslau kam, er faßte die Idee, Lehrer zu werden, um an der nationalen Erziehung der heranwachsenden Jugend mitzuarbeiten, und zu diesem Zweck wollte er Philologie und Geschichte studiren. Er hatte bereits damit angefangen, als ein interessanter liebevoller Brief seines früheren Lehrers Göttling (vom 5. Febr. 1817) ihn in seinem neuen Vorhaben bestärkte. Zunächst aber nahmen ihn studentische Angelegenheiten so in Anspruch, daß nicht viel Zeit für das Studium übrigblieb. Er war alsbald in Breslau in eine landsmannschaftliche Verbindung, die Silesia et Marchia conjuncta, eingetreten, aber als ein Sendling der neugegründeten Burschenschaft in Breslau erschien, mit einem Empfehlungsbrief von Maßmann an ihn, entschloß er sich, um einer drohenden Collision mit seinen Corpsbrüdern auszuweichen, mitten im Sommersemester 1817 Breslau zu verlassen und nach Jena zu übersiedeln. Dort wurde er eifriges Mitglied der Burschenschaft und spielte in derselben eine hervorragende Rolle. Er kam auch mit den Mitgliedern der extremeren Richtung in nähere Beziehung. Am Wartburgfest im October 1817 nahm er mit Begeisterung theil. Im Sommer 1818 machte er in burschenschaftlichen Interessen eine Wanderung nach Marburg, Gießen und Heidelberg, überall Verbindungen anknüpfend und werbend. Im folgenden Wintersemester aber suchte er die Lücken seiner Kenntnisse durch fleißiges Hören von Vorlesungen und durch Privatstudien auszufüllen. Als er im Frühjahr 1819 Jena bereits verlassen hatte und in seiner Heimat Rudolstadt weilte, vernahm er dort die Nachricht von Sand's That, die ihn um so mehr ergriff, als er in den letzten Monaten in einem Hause mit ihm zusammengewohnt hatte. Das Ereigniß machte ihn stutzig und bahnte, da gleichzeitig auch andere ernüchternde Erfahrungen dazu kamen, eine Umkehr an. Die Berührung mit Sand zog ihm ein Verhör zu, das aber ohne Folgen vorüberging. Einer später drohenden Gefahr entzog er sich, durch einen anonymen Brief gewarnt, durch zeitweilige Entfernung von Göttingen, wohin er sich von Jena aus begeben hatte. Dorthin zurückgekehrt, lag er ein Jahr lang fleißig seinen philologischen und historischen Studien ob; er besuchte sogar auf den Wunsch seines Vormundes theologische Vorlesungen und bestand, um unter die Candidaten des Predigtamts im Staate Rudolstadt aufgenommen werden zu können, ein theologisches Examen. Doch sah er ab, davon Gebrauch zu machen und entschloß sich, es mit der akademischen Laufbahn zu versuchen, da durch die Erlebnisse der letzten Zeit eine lebhafte Neigung zur Geschichte in ihm angeregt war. Ein Freund machte ihn darauf aufmerksam, daß durch den Tod des Professor Meusel in Erlangen dort ein Lehrstuhl erledigt worden sei. Leo ging darauf ein, schrieb im Mai 1820 schnell eine Abhandlung «Ueber Johannes Grammaticus», um damit in Jena den Doctorgrad zu erwerben, ließ auch zum Behuf der Habilitation eine Schrift «Ueber die Verfassung der lombardischen Städte im Mittelalter» drucken und begann im Herbst 1820 seine Vorlesungen in Erlangen. Dort gefiel es ihm aber nicht auf die Länge, schon im zweiten Jahre ging er von dort weg nach Berlin. Er stürzte sich mit Eifer in die Hegel'sche Philosophie, welche einen nachhaltigen Einfluß auf seine geschichtsphilosophischen Anschauungen ausübte. Ein anderes für seine wissenschaftliche Entwickelung wichtiges Moment war eine Reise nach Italien, welche er mit Hülfe einer von der Fürstin Karoline von Schwarzburg-Rudolstadt ihm zutheil gewordenen Unterstützung im J. 1823 unternehmen konnte. Er verweilte über ein Jahr in Italien und vertiefte sich in die Geschichte des italienischen Städtewesens. Die erste Frucht dieser Forschungen war eine erweiterte Umarbeitung jener Erstlingsschrift, und auch außerdem entwickelte er nach seiner Rückkehr eine rege literarische Thätigkeit. Seine akademische und sociale Stellung in Berlin machte sich ganz günstig, er gewann bald Gönner und ein Ruf nach Dorpat trug ihm die Beförderung zum außerordentlichen Professor ein. Plötzlich aber verließ er (November 1827) Berlin, wie man sagt wegen eines unglücklichen Liebeshandels. Er zog sich zunächst nach Jena zurück, wurde aber bald außerordentlicher Professor in Halle. Eine Reihe von Vorlesungen über die Geschichte des jüdischen Volks,

die er 1828 veröffentlichte, machte durch ihre kühne Kritik der biblischen Ueberlieferung Aufsehen, und 1829 erschien der erste Band der «Geschichte der italienischen Staaten», die er für die Sammlung von Heeren und Ukert zu schreiben unternommen hatte. Dieses Werk, welches 1832 mit dem 5. Band zum Abschluß kam, begründete seinen Ruf als Historiker; denn es gibt eine treffliche Schilderung des italienischen Volkscharakters und des Lebens in den Städterepubliken, und verbindet mit reichem Detail eine geistige Durchdringung des Stoffs. Die Behandlung ist aber insofern charakteristisch für den Verfasser, als er blos die Zeit des Mittelalters mit Liebe und Gründlichkeit bearbeitet, für die neuere Zeit aber nur einen dürftigen Abriß nach neueren Vorarbeiten gibt. Im J. 1830 wurde er zum ordentlichen Professor ernannt und gab ein «Lehrbuch der Geschichte des Mittelalters» heraus, welches durch gute Zeichnung der eigenthümlichen Physiognomie desselben vielfache Anregung gab und seinen Ruf als geistreicher Historiker förderte. In den Jahren 1832—35 folgten: «Zwölf Bücher niederländischer Geschichte» in zwei starken Bänden, in welchen er auch wieder das Mittelalter bevorzugt und als Apologet Philipp's II. und Alba's auftritt, aber die neuere Zeit nur oberflächlich behandelt. Ein «Lehrbuch der Universalgeschichte» in sechs Bänden (1835—44) ist reich an eigenthümlichen Auffassungen, wird aber weder der Revolution noch der Reformation gerecht. Die «Vorlesungen über Geschichte des Deutschen Reiches» in fünf Bänden (Halle 1850—70) gehen blos bis zu dem Sturze der Staufen und enthalten keine neue Quellenforschung. Die beiden letzten Bände geben übrigens eine dankenswerthe Beschreibung der Territorien seit dem 13. Jahrh. Leo's eigenthümliche geschichtsphilosophische und politische Anschauungen kamen besonders in seinen «Studien und Skizzen zu einer Naturlehre des Staates» (Halle 1833) zum Ausdruck, später auch in Beiträgen zum «Halleschen Volksblatt für Stadt und Land», der «Kreuzzeitung», in der Hengstenbergischen «Evangelischen Kirchenzeitung» und in der Flugschrift «Signatura temporis» (Halle 1849). Bemerkenswerth sind auch die Streitschriften: «Diesterweg und die deutschen Universitäten» (Leipzig 1836); «Sendschreiben an Görres» (über die Gefangennehmung des Erzbischofs von Köln; Halle 1838). Nicht ohne Verdienst, aber auch nicht ohne Absonderlichkeiten sind seine philologischen Schriften: «Altsächsische und angelsächsische Sprachproben» (1838), «Beowulf» (1839), die «Rectitudines» (1841), «Die Malbergische Glosse» (1842—45), «Ferienschriften» (1847—52) und «Das Angelsächsische Glossar» (1872).— Nach vieljähriger unermüdeter Arbeit trübte sich im letzten Jahrzehnt sein Geist und endete in völliger Umnachtung. Er starb am 24. April 1878. Ein werthvoller Beitrag zu seiner Lebensgeschichte ist das aus seinem Nachlaß herausgegebene Bruchstück einer Selbstbiographie: «Aus meiner Jugendzeit» (Gotha 1880) die sie bricht mit der Uebersiedelung nach Berlin ab und ist zugleich eine wichtige Quelle für die Geschichte der Burschenschaft. Vgl. auch den Artikel «Leo» von Wegele in der «Allgemeinen deutschen Biographie» (Bd. 18, S. 288 fg., Leipzig 1883). *(Karl Klüpfel.)*

LEO (Leonardo), einer der hervorragendsten Componisten der Italienischen, speciell der Neapolitanischen Schule, neben seinem Lehrer Alessandro Scarlatti und seinen Zeitgenossen Durante und Feo einer der Hauptbegründer des sogenannten «schönen» Stils, wurde 1694 zu San-Vito degli Schiavi in der italienischen Provinz Lecce geboren. Seine Musikstudien machte er auf dem Conservatorium della Pietà de' Turchini zu Neapel und unter Pitoni's Leitung zu Rom. Nach Neapel zurückgekehrt, wurde Leo zweiter Kapellmeister an dem von ihm einst besuchten Conservatorium, 1716 zugleich Organist an der königlichen Kapelle und im J. 1717 Kapellmeister an der Kirche Sta.-Maria della Solitaria. Später trat er zu dem Conservatorium von Sant'-Onofrio über. Er starb 1746.

Leo cultivirte die verschiedensten Gattungen der Composition; er war nicht nur ein genialer Tonsetzer, gleich groß im Leidenschaftlichen und Erhabenen, wie im Naiven und Komischen, sondern auch ein bedeutender Lehrer, sowie ein tüchtiger Orgel- und Violoncellospieler. In letzterer Eigenschaft gab er namentlich dem Violoncello durch die besonders für dieses Instrument componirten 6 Concerte eine höhere Bedeutung, als dasselbe bisher gehabt hatte. Leo hat in seinem Schaffen eine große Vielseitigkeit entwickelt. Er schrieb 43 Opern, 60 kleinere Tonstücke für das Theater, Oratorien, Messen, Motetten, Hymnen u. s. w. Als seine vorzüglichsten Werke gelten: die Opern «Sofonisbe» (1718), «Olympiade», «La clemenza di Tito», «Achille in Sciro»; die Oratorien «Santa Elena al calvario», «La morte d'Abele», «Santa Chiara», «Il santo Alessio»; von seinen Kirchenstücken das «Ave Maria» und ein «Miserere», in denen sich alle Vorzüge der Leo'schen Satzweise: Adel und Reinheit des Stils bei größter harmonischer und kontrapunktischer Meisterschaft vereinigen. Leo war der erste, welcher die Rondoform in der komischen Oper zur Anwendung brachte. Auch verfaßte er eine Musiklehre «Principi di musica», welche noch Manuscript ist. Durch ihn und seine Schüler, unter denen besonders Pergolese, Jomelli, Piccini, Sacchini, Fornelli zu nennen sind, wurde die Neapolitanische Schule zur tonangebenden in ganz Europa. Leider begaben sich die späteren Componisten in ihrem Schaffen jenes Ernstes, welcher die Werke der hier genannten Tonmeister auszeichnete, sodaß die italienische Musik allgemach versinnlichte und verflachte.

Die Manuscripte der Leo'schen Tonschöpfungen befinden sich größtentheils in Neapel, Rom, Paris und Berlin. Einzelne Stücke daraus finden sich vielfach in Sammelwerken abgedruckt. *(A. Tottmann.)*

LEOBEN, überaus schön gelegene Stadt im österreichischen Herzogthume Steiermark, Hauptort der 1093 □Kilom. umfassenden Bezirkshauptmannschaft L., in hochgebirgiger Gegend der Mur, welche die eigentliche Stadt auf drei Seiten umfließt, ist Station der Kronprinz-Rudolf- und der Oesterreichischen Südbahn, Sitz einer

Bezirkshauptmannschaft, eines Bezirksgerichts, eines Revierbergamts, hat ein Realgymnasium, eine Oberrealschule, eine treffliche Bergakademie und zählt (1880) 5491 Einwohner. Der Ort ist sehr betriebsam und namentlich ein Centralpunkt der obersteirischen Montan-Industrie. Unter den hervorragenden Gebäuden der regelmäßig gebauten Stadt, mit einem großen Hauptplatz und mit der Vorstadt Waasen durch eine Brücke über die Mur verbunden, sind zu nennen: die Decanatspfarrkirche St.-Franz Xaver, das ehemalige Dominikanerkloster (jetzt Sitz des Kreisgerichts, während die einstige dazu gehörige Kapelle zum Schwurgerichtssaal dient), das Rathhaus auf dem Hauptplatze mit den Wappen aller österreichischen Provinzen in Freskomalerei, die Gebäude der Bergakademie, des Realgymnasiums und der Oberrealschule, das allgemeine Krankenhaus auf dem Josephsfelde (Josephinum), das Theater. Die Vorstadt Waasen weist die alte Kirche Maria am Waasen, das Bürgerspital und das Siechenhaus auf. Gewissermaßen eine zweite Vorstadt Leobens bildet die eigene Gemeinde Mühlthal mit der ehemaligen Pfarrkirche St.-Jakob. Ein schöner Bau ist die Kirche des heiligen Alfons von Liguori der Redemptoristen, eine neue einschiffige Kreuzkirche in italienischem Stil. Die alten Mauern, welche Leoben umgaben, bestehen nur noch theilweise, von den Stadtthoren nur noch das mit einem Thurm versehene interessante, 1280 erbaute Murthor, welches mit Fresken und einer alten Inschrift versehen ist. Einer der schönen öffentlichen Brunnen auf dem Platze zeigt das Standbild eines Bergmanns neben einer Stolleneinfahrt.*)

Die Geschichte Leobens hängt mit der des steirischen Eisenbergbaues überhaupt innig zusammen. Sie reicht bis ins frühe Mittelalter zurück, Ottokar I. schon nannte sich Graf von Leoben, im 12. Jahrh. tritt ein Geschlecht der Herren von Leoben auf; als Stadt war Leoben bereits 1187 bekannt. Im J. 1292 wurde Leoben durch die Salzburger und Baiern im Bunde mit dem aufständischen steirischen Adel erobert. Schon Friedrich III. privilegirte Leoben mit dem Rauheisenverlage, wodurch es Stapelplatz des obersteirischen Eisenverkehrs wurde, seitdem wurden der Stadt vielfach Freiheiten und Privilegien, welche sich zumeist auf die Eisenindustrie bezogen, zu theil und öfters neu bestätigt. Am 18. April 1797 fand in Leoben zwischen den Bevollmächtigten Oesterreichs und Frankreichs (Obergeneral Bonaparte) der Präliminarfriedensvertrag statt, dem der Friede von Campo-Formio folgte. *(A. Schlossar.)*

LEOBSCHÜTZ, Stadt und Hauptort des Kreises Leobschütz (690,29 □Kilom. mit 86,893 Einwohnern) in dem Regierungsbezirke Oppeln der preußischen Provinz Schlesien, nahe der Zinna an den Linien Kattowitz-Jägerndorf und Leobschütz-Deutsch-Rasselwitz der Preußischen Staatsbahn, hat 1 evangelische und 3 katholische Kirchen, Synagoge, katholisches Gymnasium, höhere Töchterschule, ist Sitz der Kreisbehörden, eines Amtsgerichts und der 1. Schwadron des 2. Schles. Husarenregiments Nr. 6 und zählt (1885) 12,241 meist katholische Einwohner. Unter den Industriezweigen sind hervorzuheben: Wollwaren-, Glas- und Mineralwasser-Fabriken, Strumpfwirkerei, Färberei, Schuhmacherei, Dampfmühlen, Bierbrauerei und Mälzerei; Wolle, Flachs und Getreide sind die wichtigsten Handelsartikel.

Die Stadt, in älterer Zeit Hlubzin, Lubczyn, Liebschütz genannt, ist schon im 10. Jahrh. als slawischer Ort vorhanden gewesen, wurde 1240 durch die Mongolen vernichtet und darauf von Deutschen neu erbaut und kam in den Besitz der schlesischen Herzöge; 1524—1623 gehörte sie zum brandenburgischen Fürstenthum Jägerndorf, welches darauf nebst Troppau an den Fürsten von Liechtenstein unter österreichischer Hoheit vergeben wurde und nach schweren Drangsalen im Dreißigjährigen Kriege 1741 durch den ersten Schlesischen Krieg an Preußen zurückfiel. *(E. Kaufmann.)*

LEOCHARES I. aus Athen, Bildhauer und Zeitgenosse des Skopas, mit dem er zusammen am Mausoleum zu Halikarnaß (351—348/344, Ol. 107, 2—108/109) thätig war, indem er nach Plinius (Nat. Hist. 36, 30) die Sculpturen der Westseite dieses Grabdenkmals ausführte. In Platon's Briefen (13 p. 361), die nach Ol. 103, 2=366 verfaßt sind, ward er bereits als «junger und tüchtiger Meister» erwähnt. Das späteste zeitlich bestimmbare Werk, die Familiengruppe im Philippeion zu Olympia, ist nach der Schlacht bei Chaironeia (Ol. 110, 3=338?) entstanden. Außer in Athen, Halikarnaß und Olympia ist Leochares nachweislich noch in Cleusis und Delphi thätig gewesen. Vorzugsweise Erzbildner, hatte er auch in der schwierigen Goldelfenbein-Technik ein bedeutendes Werk (für Olympia) geschaffen und sich sowol im Porträtfach, wie im Genre und in der Idealbildnerei ausgezeichnet. Der letztern gehören mehrere Zeusbilder an, eine Statue auf der Akropolis zu Athen (*Paus.* I, 24, 4), eine andere, die später auf das Capitol nach Rom übertragen wurde (*Plin.* 34, 79) und eine Gruppe des Zeus und Demos in Peiräeus (*Paus.* I, 1, 3). Zweimal hat er Apollo dargestellt: eine dieser Statuen befand sich vor dem Tempel des Apollo Patroos zu Athen (*Paus.* I, 3, 4, cf. Wachsmuth, «Die Stadt Athen im Alterthum», S. 550), die andere später in Syrakus (*Platon.* Epist. a. a. O.). Unsicher war schon im Alterthum, ob die kolossale Akrolithfigur eines Ares in Halikarnaß dem Leochares oder dem Timotheos zuzuschreiben ist (*Vitruv.* 2, 8, 11). In das Gebiet der Idealplastik fällt auch das einzige Werk des Meisters, von dem sich eine Nachbildung erhalten hat. Plinius (Nat. Hist. 34, 79) beschreibt eine Erzgruppe des Leochares, der jugendliche Ganymed von dem Adler des Zeus in die Lüfte entführt, ein Werk, in welchem der Adler durch das Aufwärtsschauen und die Art, wie er schonend den Knaben über dem Gewand mit den Krallen anfaßt, als der kluge Bote des Götterkönigs charakterisirt ist. Eine Marmorcopie des Vaticanischen Museums gibt dieses

*) Ausführliche Angaben in: Graf, «Nachrichten über Leoben und Umgegend» (Graz 1824); dann in den topographisch-historischen Lexicis von Steiermark von C. Schmutz (1823) und von J. A. Janisch (1879), besonders reichhaltig in dem letztgenannten.

Motiv wieder; dem mächtigen Adler dient ein hinter ihm befindlicher Baumstamm, welcher das Waldgebirge des Ida als Scene des Vorgangs andeutet, zur Stütze. Am Boden sitzt der Hirtenhund, welcher heulend den Kopf nach seinem emporschwebenden Herrn emporrichtet. Von den Porträtstatuen des Leochares wissen wir zumeist durch neuerdings in Athen wiederaufgefundene, inschriftlich bezeichnete Postamente (Löwy, «Inschriften griechischer Bildhauer», Nr. 77—82, 83; letzteres Werk, wie vielleicht noch andere, arbeitete Leochares gemeinschaftlich mit Sthenis). Für das Philippeion in Olympia lieferte er die in Gold und Elfenbein ausgeführten Porträtstatuen der Mitglieder des makedonischen Königshauses (*Paus.* 5, 20, 9; über das wiederaufgefundene Postament s. «Archäol. Zeitung» 1882). Unklar ist die Bestimmung und das Motiv einer Genregruppe in Erz, den Sklavenhändler Lykiskos mit einem «verschmitzten» Knaben darstellend (*Plin.* 34, 79).

Leochares II., Bildhauer und mit den gleichnamigen Künstlern Leochares I. und III. wol derselben attischen Künstlerfamilie angehörig. Er ist nur durch die Inschrift eines in Lindos auf der Insel Rhodos gefundenen Statuenpostaments bekannt und lebte nach den Buchstabenformen derselben im zweiten vorchristlichen Jahrhundert (Löwy a. a. O., Nr. 195 a).

Leochares III. Ebenfalls nur durch Postamentinschriften bekannt. Die Statuen selbst sind nicht erhalten. Lebte im ersten christlichen Jahrhundert in Athen (Löwy a. a. O., Nr. 320, 321). *(Th. Schreiber.)*

LEOMINSTER, Stadt in der englischen Grafschaft Hereford, 12 engl. Meilen nördlich von der Stadt Hereford, liegt inmitten einer durch ihre Rinderzucht berühmten Landschaft am Flusse Bug. Die hübsch gebaute Stadt hat eine schöne Pfarrkirche im früh normannischen Stile, eine alte Prioreikirche mit vielbewunderten Fensterglasverzierungen (restaurirt 1866 und 1879) und eine Getreidebörse. Im J. 1881 betrug die Einwohnerzahl 6042, welche Fabriken für Leder, Wollwaren, Tuch, Handschuhe unterhalten und Handel mit landwirthschaftlichen Producten betreiben. *(W. Bentheim.)*

LEON, spanisches Königreich mit der Hauptstadt gleichen Namens, ist der älteste Theil des jetzigen spanischen Reiches, wurde 910 durch Garcias, den Sohn Alfons' III., gegründet und 1037 durch Ferdinand I. mit der Krone von Castilien vereinigt (vgl. den Art. Spanien, Geschichte). Das Königreich umfaßt die kleinere, westliche Hälfte der altcastilischen Hochebene, grenzt im Norden an Asturien, im Westen an Galicien und Portugal, im Osten an Altcastilien und im Süden an Estremadura und zählt bei einem Areal von 39,475,4 □Kilom. 885,714 Einwohner. Das Land ist größtentheils eben, nur im Norden und Nordwesten erstrecken sich die Hochgebirge der asturischen sowie der leonesischen Kette und im Süden die Ausläufer des castilischen Scheidegebirges ziemlich weit in die Ebene hinein. Mit Ausnahme eines kleinen Theils im Nordwesten, welcher seine Gewässer durch den Sil zum Minho sendet, gehört die ganze Landschaft dem Stromgebiete des Duero an. Der Boden, größtentheils aus lehmigem Sande bestehend, ist ziemlich fruchtbar, aber nur ein Fünftel davon ist Ackerland, zwei Fünftel sind Wälder, unter denen die Eichenwaldungen vorherrschen, und drei Fünftel sind Weideland oder Cistusheiden, letztere finden sich namentlich in den südlich gelegenen Landstrichen. Der Hauptreichthum der Bewohner beruht in den zahlreichen Merinoheerden. Rinder-, Pferde- und Maulthierzucht wird fast nur in den Gebirgsgegenden des Nordens und Nordwestens angetroffen, wo auch die Obst- und Gartencultur eine Stätte gefunden hat. In den übrigen Landestheilen sind Getreide, Hülsenfrüchte, namentlich Garbanzos (Kichererbsen), Flachs und Wein die hauptsächlichsten Produkte. Die Bewohner (Leoneses) sind in der Hauptmasse des Volkes ungebildet und indolent, aber ehrlich, uneigennützig, freimüthig, wahrheitliebend, gutmüthig, gastfrei und tapfer; sie gelten als Abkömmlinge der Gothen und Celtiberer und sind stolz, «alte Christen» (cristianos viejos) ohne Beimischung arabischen Blutes zu sein. Die Haupterwerbszweige sind Ackerbau und Viehzucht; außerdem beschäftigt auch der Transport der Waaren und Landesprodukte einen großen Theil der Bewohner. Nach der gegenwärtigen politischen Eintheilung zerfällt das Königreich in die Provinzen Salamanca, Zamora und Leon.

Die Provinz Leon bildet den nördlichen Theil des Königreichs, grenzt im Norden an Oviedo, im Westen an Lugo und Orense, im Süden an Zamora und im Osten an Palencia, zählt bei einem Flächenraum von 15,971 □Kilom. 350,210 Einwohner und zerfällt in 10 Gerichtsämter mit 2 größeren sowie 186 kleineren Städten und 1170 Dörfern und Weilern. Das Klima in den nördlichen und westlichen Theilen entspricht dem mitteleuropäischen, während weiter südlich und westlich ein gemäßigt warmes, südeuropäisches Klima vorherrscht. Die Vegetation ist je nach der Lage der einzelnen Bezirke sehr verschieden. Im Norden und Westen sind die Gebirge mit Eichen- und Buchenwäldern bedeckt; in den Thälern gedeihen außer Eschen, Erlen, Pappeln, Kastanien, Nuß- und Obstbäumen, auch die Waldolive, der wilde Oelbaum, der Wachholderbaum, der Lorbeer, der Taxus und der Weinstock. Vortreffliche Weideplätze sind in den Bezirken von Murias, Paredes Riano und vielen andern Orten. In den übrigen Theilen der Provinz finden sich neben großen Heideländereien auch ausgedehnte Getreidefelder; namentlich zeichnet sich die sogenannte Tierra de campos zwischen Leon und Palencia durch große Fruchtbarkeit aus; sie gilt als die Kornkammer Spaniens und die Heimat der Kichererbsen (garbanzos). In Bezug auf die Viehzucht sind außer den sehr zahlreichen Merinoheerden auch die Maulthiere Leons von anerkannter Güte. Die Pferdezucht ist zurückgegangen. Der Bergbau, hauptsächlich auf die Gewinnung von Eisen, Steinkohlen und Antimon gerichtet, hat in neuerer Zeit an Ausdehnung gewonnen und wird fast ausschließlich von einigen mit englischem Gelde gegründeten Actiengesellschaften betrieben. Die Industrie ist ohne Bedeutung; der Handel hat nur in Bezug auf Wolle, Wollenstoffe und Wein eine größere Ausdehnung. Die

Eisenbahnen, welche die Provinz von Norden nach Süden und von Osten nach Westen durchschneiden, stellen die Verbindung mit dem Golf von Biscaya und dem Ocean, sowie mit den übrigen Theilen der Monarchie her. Von den beiden großen Heerstraßen, welche Leon mit Galicien und Asturien verbinden, ist nur die erstere über den 1100 Met. hohen Puerto de Piedrafita gut unterhalten und ziemlich belebt, während die letztere vernachlässigt und weniger benutzt wird. Die Bewohner Leons sind größtentheils arm und unwissend; ihre Biederkeit und Einfalt sind in Spanien sprichwörtlich geworden. Unter den Städten der Provinz ist außer der gleichnamigen Hauptstadt nur noch Astorga am Tuerto, 4800 Einwohner, als Sitz eines Bischofs und durch seine Lage von Bedeutung. Sahagun, 2600 Einwohner, am Cea, einem Zufluß des Esla, und an der Eisenbahn von Palencia nach Leon gelegen, hat ein berühmtes Benedictiner-Kloster. Villafranca del Bierzo an der galicischen Heerstraße, 3247 Einwohner, ist der Hauptort des Gebirgsdistricts el Birezo, welcher seiner landschaftlichen Schönheit wegen mit dem Namen der «Spanischen Schweiz» bezeichnet wird.

Die Stadt Leon, Hauptstadt der Provinz und des Königreichs Leon, mit 11,500 Einwohnern, Sitz eines Bischofs und des bischöflichen Priorats von Santiago, auf einer durch die Flüsse Bernesga und Torio gebildeten Halbinsel, inmitten einer baumreichen Ebene von fast norddeutschem Charakter gelegen, ist als Knotenpunkt von Eisenbahnen, sowie der asturischen und galicischen Heerstraßen von strategischer und commercieller Bedeutung. Von den Römern gegründet und nach der hier stationirten Legio VII benannt, bildete es durch seine Lage und durch seine 20 Fuß starken Festungsmauern eine kräftige Schutzwehr gegen die asturischen Bergvölker, bis sich der Sage nach 586 die Gothen unter Leovigild darin festsetzten, bei der Invasion der Moslemim jedoch in die Gebirge des Nordens zurückgetrieben wurden, von wo sie angeblich 722 unter Pelayo (Pelagius) vordrangen und Leon den Arabern entrissen. Von Ordoño II. im J. 914 zum Herrschersitz erwählt, fiel Leon 983 nach der Schlacht an dem Esla in die Hände Almanjor's, der die alten Stadtmauern zerstörte und die Einwohner mit Ausnahme der Weiber und Kinder niedermachen ließ. Nach dem Siege der Christen bei Calatanazor (Kalat Nozur) 1002 kam Leon unter Alfons V. (999—1027) wieder in den Besitz der Spanier und blieb Residenz der Könige von Leon, bis Don Pedro beim Tode Alfons' IX. im J. 1230 den Hof nach Sevilla verlegte, was den Verfall der bis dahin reichen und stark bevölkerten Stadt zur Folge hatte. Die hohe Lage (800 Met. über dem Meere), sowie die nur fünf Meilen entfernten und einen großen Theil des Jahres mit Schnee bedeckten Gebirge Asturiens bedingen ein ziemlich kaltes Klima, welches in Verbindung mit den vorherrschend scharfen Winden zahlreiche Erkrankungen der Athmungsorgane hervorruft.

Die Bauart der Stadt ist mit Ausnahme der Vorstädte der achteckigen Form der früheren Befestigung gefolgt, von welcher noch einige Reste erhalten sind. Unter den 11 Thoren der Stadt ist die Puerta del Castillo durch ihre Inschrift und einen gut erhaltenen Bogen bemerkenswerth. Die Straßen und Gassen, deren es ungefähr 70 gibt, sind mit Ausnahme der Calle Nueva und Calle de la Plegaria nur mit einer mangelhaften Kiesanschüttung versehen; dasselbe gilt von den vier großen und den zahlreichen kleinern öffentlichen Plätzen; erwähnenswerth ist nur die Plaza mayor, welche mit ihren stattlichen Häusern und deren zusammenhängenden Balconen und Arkaden das Ansehen eines Theaters hat; sie ist der Mittelpunkt des commerciellen Lebens und bildet abends einen beliebten Sammelplatz für alle Stände. Unter den öffentlichen Gebäuden ist die im gothischen Stile erbaute Kathedrale ein Meisterwerk ersten Ranges; sie gilt für die schönste in ganz Spanien, wenn sie auch an Größe andern Kirchen nachsteht. Ihre Gründung wird bald Ordoño II., bald dem Bischof Don Pelayo II. und bald dem Bischof Don Manrique II. (1199) zugeschrieben. Der zierliche, aber auf einer verhältnißmäßig schwachen Grundlage in unübertroffener Zartheit durchgeführte Bau ist 303 Fuß lang, 128 Fuß breit und 125 Fuß hoch. Der Grundriß bildet eine ganz unregelmäßige Figur, da außer mehreren Kapellen auch noch das Kloster in den Bau eingefügt ist. Der Stil ist vorherrschend gothisch. Der innere Raum umfaßt das dreitheilige Schiff, den Kreuzgang und das Presbyterium und enthält neben werthvollen Malereien und Skulpturen auch die Gräber vieler Könige von Leon. Von den bereits erwähnten Kapellen ist der Santiago geweihte und Ende des 15. Jahrh. errichtete Prachtbau durch die Reinheit der Gothik und die vortrefflichen Glasmalereien bemerkenswerth. In der Capilla de San Pedro befindet sich das Grabmal Ordoño's II. mit der Inschrift: «Aspice, si monumentum quaeras, circumspice». Die Capilla de Nuestra Señora del Dado (des Würfels) ist, abgesehen von dem Wunderbild, nach welchem sie benannt wird, nur noch als Begräbnißstelle einiger Bischöfe aus den ersten Jahrhunderten nach Erbauung der Kathedrale von Interesse. Das Kloster enthält schöne Stuccatur-Arbeiten und zahlreiche Gräber geistlicher Würdenträger.

Der Handel Leons ist mit Ausnahme der Pferdemärkte sehr unbedeutend, auch die Industrie und namentlich die Leinwandweberei ist sehr zurückgegangen. Die Producte der Landwirthschaft beschränken sich auf Getreide, Lein und Gemüse. *(E. L. Ulbrich.)*

LEON, eine der 11 Provinzen des südamerikanischen Staates Ecuador, welche in der Hauptsache das Plateau von Tacunga, südlich vom Cotopaxi, einnimmt. Das Areal umfaßt 9100 □Kilom., und nach einer Zählung von 1885 hatte die Provinz 80,028 Einwohner. Die Haupterwerbszweige der Bevölkerung bestehen in Landbau und Viehzucht. Unter den industriellen Erzeugnissen, welche Ausfuhrartikel bilden, sind besonders Leder, Wollen- und Baumwollenstoffe, sowie Töpferwaaren zu nennen. Die Provinzialhauptstadt ist die in 2780 Met. Höhe liegende alte Inkastadt Tacunga (mit 15,000 Einwohnern), 69 Kilom. von der Landeshauptstadt Quito.

(W. Cramer.)

LEON, Hauptstadt des gleichnamigen Departements (8123 □Kilom., 43,000 Einwohner) im mittelamerikanischen Staate Nicaragua, liegt in der Mitte des Landes zwischen dem Leon- oder Managuasee, der mit dem Nicaraguasee zusammenhängt, und dem Großen Ocean, und ist seit 1881 mit dem am Meere gelegenen Hafenorte Corinto durch eine 52 Kilom. lange Eisenbahn verbunden. Die Einwohnerzahl wird mit Einschluß der Indianervorstadt Subtiaba, zur Zeit der spanischen Eroberung Residenz des Kaziken von Nagrando, auf 30,000 Seelen geschätzt. Die weit ausgebreitete Stadt, einst der Stolz des spanischen Amerika, hat durch die verheerenden Bürgerkriege viel von ihrem ehemaligen Glanze verloren. Unter den öffentlichen Gebäuden ist besonders die von 1746 bis 1774 erbaute Kathedrale hervorzuheben, ein überaus großartiges Bauwerk mit massiven Bogen, das, obwol fast in allen Unruhen als Citadelle gedient, dennoch äußerlich wenig gelitten hat. Leon ist der Sitz eines deutschen Consuls. *(W. Cramer.)*

LEON DE LOS ALDAMAS, Stadt in Mexico, Staat Guanajuato, mitten in einer fruchtbaren, blühenden Ebene an der Straße von der Stadt Guadalaxara nach Mexico gelegen, rechts am Torbio, ist eine der bestgebauten Städte des Landes mit einem von Arkaden umgebenen Marktplatz. Südöstlich führt eine Eisenbahn nach Mexico, nordöstlich zum Rio Grande. Nach Angaben von 1884 beträgt die Einwohnerzahl über 80,000, welche ausgedehnten Handel mit Getreide und andern Landesproducten, sowie Woll- und Baumwollweberei, Gerberei, Sattlerei treiben. *(W. Cramer.)*

LEON, Leo, Leone, auch Leonte, heißen in romanischen Ländern Juden, deren hebräischer Name Jehuda (Juda) — wie die arabischen Abbas, die deutschen Löwe, Löb (in polnischer Aussprache Leib) — weil Jehuda im Segen Jakob's ((Gen. 49, 9) als Löwe bezeichnet wird. Dafür und daneben findet sich auch bei Deutschen und Italienern das hebräische Arje und Gur Arje (junger Leu), wie z. B. Juda ben Mose — Leo Romano (um 1300)[1]. Jedoch sind nur wenige Gelehrte auch bei den Juden häufig, oder vorzugsweise unter dem vernaculären Namen bekannt, und werden einige von den Bibliographen häufig verwechselt, oder Jehuda und Leo falsch getrennt[2]. Wir nennen in chronologischer Reihenfolge:

1) Sir Leon, oder Jehuda, Sohn Isaak's des Aelteren, in Paris geboren 1160, gestorben 1224, manchmal «der Fromme» genannt, wie sein deutscher Namensvetter und Zeitgenosse[3]), als Gesetzlehrer bekannt[4]). Er schrieb wahrscheinlich Tosafot (Zusätze) zum Talmud, erklärte (mündlich?) Bibelstellen, gab Gutachten ab und verfaßte synagogale Hymnen.

2) Leonte oder Leon ben Abraham und

3) Leonte ben Moses, Verfasser von liturgischen Poesien[4b]).

4) Leon Moscono, s. Moscono.

5) Leo de Bagnols, s. Levi ben Gerson.

6) Jehuda ben Jechiel, s. unten.

7) Leo hebräus, s. Abrabanele Jehuda.

8) Leon de Modena[5]).

Hingegen ist Leon Franco durch Mißverständniß aus dem christlichen Arzt Lanfranc geworden, dessen Schriften ins Hebräische übersetzt wurden[6]).

Zu unterscheiden ist «De Leon», d. h. aus der Stadt Leon, z. B. Moses de Leon, und Isaak de Leon; Leon kann auch ein Familiennamen aus dem Vornamen des Stammvaters geworden sein[7]).

An dieser Stelle sind nur noch 6 und 7 zu behandeln, 6 anstatt unter «Messer» (worauf in diesem Werke, Sect. II, Thl. 26, S. 405 verwiesen ist). «Messer» ist Contraction von «mio Sere» = Monsignore (mein Herr)[8]).

Der Name Messer Leon bezeichnet überall den Gelehrten Jehuda ben Jechiel, dessen Lebensverhältnisse wenig bekannt sind, und dessen Schriften, bis auf eine ein-

---

1) Vgl. diese Encyklopädie, Sect. II, Thl. 26, S. 407, und Steinschneider, «Giuda Romano» (Rom 1870). 2) Berichtigungen und Ergänzungen der Artikel, auf die wir verweisen, darf man hier nicht erwarten. 3) Jehuda ha-Chasîd (s. diese Encyklopädie, Sect. II, Thl. 26, S. 401), Verfasser des «Buchs der Frommen», welches Grätz, ohne Grund, dem Sir Leon vindiciren möchte: H. Greß, l. c. (Anm. 4, S. 183); Güdemann, «Geschichte des Erziehungswesens», I, 284. 4) Zunz, «Zur Geschichte und Literatur», S. 35; «Literaturgeschichte der synagogalen Poesie», S. 328; H. Greß, «Jehuda Sir Leon. Analekten» («Magazin für die Wissensch. des Judenthums», IV, 1877, S. 173 fg. und X, 75). Seine Angaben über die Schriften, S. 181, entbehren theilweise der Sicherheit. Der Name ליאונטין (ליאונתין) oder (ליאונתין) hängt wol mit Leon zusammen. — Ueber eine Verwechselung Sir Leon's mit dem Lehrer des Gerson ben Jehuda (11. Jahrh.) s. J. Levi, «Revue des Etudes juives», V, 245, Nr. 1. Dieser Jehuda ben Meïr ha-Kohen wird schon Leon (auch Leontin?) genannt; über ihn s. Zunz, «Zur Geschichte und Literatur», S. 160, 192; diese Encyklopädie, Sect. I, Thl. 62, S. 10, Anm. 17 und Luzzatto in «Hamwaffer», 1862, S. 56 und 62 (vgl. «Hebr. Bibliographie», V, 132, Anm.); «Magazin», X, 80.

4b) Zunz, «Literaturgeschichte», S. 173, 314. 5) Leo di Praga (diese Encyklopädie, Sect. II, Thl. 26, S. 407) für Juda Löwe, oder Lewa ben Bezalel, wird nur in nichtjüdischen Quellen so genannt. 6) Homilet. und literarisches Beiblatt zu Kayserling's «Bibliothek jüdischer Kanzelredner», II, 24. «Histoire Litter. de la France», XXVII, 621, 627. 7) S. «Catal. Bodl.», p. 1604, insbesondere Jakob Jehuda Arje Leon Temple (p. 1229), von welchem die Familie Leon Temple stammt (ib. p. 2974), vgl. «Hebräische Bibliographie», XVII, 75. — Vgl. auch Abraham ben Jehuda (oder Leon) aus Candia 1375 (s. mein «Candia», S. 20). — Leon ben Abraham נורי 1427 in Kataleg Schönblum ms. 69 ist wol סורי (Sinî?) zu lesen. Leon סורי aus Cologna in ארגינטי (Argenti, Agrigent?), welchem Josef ibn Schraga ein Buch widmet (ms. Almanzi 140, V) ist Verfasser von «Asharot» (Reime über 613 Gebote) mit Acrost. Leon Sinî aus Cologna (ms. Fischl, 1881), offenbar identisch mit Leon (oder Jehuda) Sîni ben Samuel um 1484 (B. Pevron, «Codd. hebr. Turin.» p. 41, n. 35, p. 67, n. 71, wo המוכך für ליאון; p. 71, n. 75, p. 91, n. 99, nach «Hebr. Bibliographie», XX, 130), und angeblich 1319 in Ferrara, bei De Rossi zu Cod. 650. 8) Luzzatto zu ms. Almanzi 193; Zunz, «Literaturgesch.», S. 515, schreibt Messir, wie Resgard bei Welf, III, 334. — Maestro (s. weiter unten) = magister, heißen meistens Aerzte (H. B., XIX, 118), aber Leon scheint kein Arzt gewesen zu sein; s. unten Anm. 10.

zige, noch in Manuscripten gerechter Würdigung harren[9]). Von Leon's Jugend wissen wir nichts, nicht einmal den Geburtsort; sein Vater Jechiel war Arzt[10]), wahrscheinlich in Oberitalien, und lebte noch 1455[11]), vielleicht in Mantua, wo Leon sich allgemeine Bildung angeeignet haben dürfte[12]). Der dortige berühmte Rabbiner, Joseph Kolon, gestattete ihm zuerst die Cappa, das Abzeichen der Graduirten (Doctoren), zu tragen, änderte aber später seine Ansicht, und es entspann sich zwischen diesem schroffen Gesetzlehrer und Leon, der ebenfalls in Mantua eine Schülerzahl um sich versammelte[13]), ein Zwiespalt, der auf die Gemeinde überging, sodaß der Herzog beide Parteiführer aus seinem Gebiete wies; der Zeitpunkt ist in der späten und unzuverlässigen Quelle[14]) nicht angegeben, doch ist wol seine Rhetorik (unten Nr. 3) noch während seiner Anwesenheit in Mantua gedruckt[15]). Später (um 1487—92) finden wir ihn, und vielleicht auch 1490 seinen Sohn David, in Neapel[16]), wohin man also ohne Grund den Ursprung der Familie verlegt hat[17]). Sein Todesjahr ist unbekannt. Leon's Bedeutung für die Cultur- und Literaturgeschichte liegt darin, daß er der erste zu sein scheint, der die classische lateinische Literatur studirt und verwendet hat (s. besonders unten Nr. 3).[18]) Griechisch verstand er nicht, die arabische Literatur kannte er nur aus den hebräischen oder lateinischen Uebersetzungen.

Seine zahl- und umfangreichen Schriften lassen sich noch nicht chronologisch ordnen; wir versuchen eine sachlich geordnete Uebersicht, in welcher auf eine genaue Angabe aller Manuscripte verzichtet wird[19]).

A. Selbständige Schriften:

1. לבנת הספיר, Grammatik, beendet 18. Elul (16. Aug.) 1454, ms. Bodl. Canoniciani 4[20]); Brit. Mus. Almanzi 200, vielleicht identisch mit dem Luzzatto's[21]); Paris 1247; Parma, De Rossi 114; Petersburg (?) mit anderen, vielleicht nicht durchaus ihm gehörenden Schriften[22]); bei Ch. Horowitz in Frankfurt a. M. Das Buch zerfällt in 2 Theile, 11 Abschnitte, 122 Kapitel und 138 Paragraphen.

Abraham de Balmes[23]) nennt den Verfasser einen Neapolitaner, was keineswegs bedeutet, daß das Buch dort verfaßt sei. Delitzsch hat es zu seiner Ausgabe des Buches Hiob (s. Vorr. S. V) benutzt. Leon beruft sich darin auf die christlichen Sprachforscher und erklärt, daß er nicht Anderen blindlings folge, sondern nach den Ursachen der sprachlichen Erscheinungen forsche[24]).

2. מכלל יופי, ein Compendium der Logik, verfaßt von Dienstag 17. Tebet 214 (21. Dec. 1453) bis Donnerstag 18. Schebat (20. Jan. 1454), also in einem Monat; zu unterscheiden von dem Commentar (unten Nr. 10); Handschrift im Brit. Mus. Almanzi 193 (vielleicht früher Luzzatto); Florenz, Pl. 88 C. 52[25]); Paris 998 (defect) und Thl. 2, Par. 994 (s. weiter unten); Petersburg Firk. 442[26]); eine defecte Handschrift des Buchhändlers Lipschütz (1867 n. 29) ist vielleicht von der Universität in Cambridge erworben. Nach einem kleinen Vers[27]) wendet sich Leon in einer rhetorischen, daher weniger klaren Vorrede gegen die philosophirenden Exegeten und Mystiker, welche aus Unkenntniß der Dialektik zu Ketzerei verleiten und von denen er die Verhöhnung

9) Quellen über ihn s. «Catal. Bodl.», p. 1331, andere jüngere unten zu den Schriften. Ein Verzeichniß von neun derselben, von seinem Sohne David, datirt 1484, copirte Berliner aus einem Manuscript in Florenz, s. «Letterbode», XII, 92. 10) Die von Carmoly («Hist. des médecins juifs», p. 129) erwähnte Notiz im ms. Paris 621 bezeugt (nach Privatmittheilung A. Neubauer's), daß Jehuda ben Moses aus Cologna in der Schule (ישיבה) des Jehuda ben Jechiel ha-Nese am 1. Tebet 272 (3. Dec. 1471) vor den Schülern in Schlachtregeln geprüft worden. Auch sonst wird Jechiel (nicht Jehuda) als Arzt bezeichnet. 11) Leon setzt in Nr. 2 die Formel für Lebende ישׂר zum Namen. Vgl. unten Anm. 22, 25. 12) N. Brüll, in «Ben-Chananja», 1863, S. 510, vermuthet, daß Leon in Padua den Doctorgrad erworben? 13) Oben Anm. 10. — Ueber Josef Kolon (s. diesen Art.) s. dessen Gutachten Nr. 88 (nicht 38) und 149. 14) Gedalja ibn Jachja f. 62'. — Das J. 1475 bei Wolf, I, 447 und Andern ist ohne Beleg; Grätz, «Geschichte», VIII, 262, nimmt 1476/7 an. 15) Briefe vom J. 1474 s. unten Nr. 5. 16) Leon begutachtet das um jene Zeit gedruckte Buch Agur. Für David verfaßt Jakob Provinciale 1490 eine Schrift und bezeichnet Leon als lebend; Einzelheiten, namentlich arabische Ausdrücke und angeführte Bücher und Autoren (beide vielfach corrumpirt), sowol in der Anfrage David's (in Neapel) als in der Antwort sind verdächtig; «Catal. Bodl.», p. 1248. 17) Carmoly l. c., p. 129, läßt Leon dort von Elchanan da Portaleone (in der Lombardei, s. H. B. VI, 49 und XX, 47) und Josef Sarko («Catal. Bodl.», p. 1524 und unten Anm. 32) exegen sein! Auch Grätz, VIII, 250, bezeichnet Leon «aus Neapel in Mantua». 18) Zunz («Kerem Chemed», V, 139) hebt diese Specialität nicht hervor, indem er (wegen Nr. 3) an die Rhetoriker in Bologna anknüpft. 19) Genaueres ist vorbehalten meiner im Druck befindlichen Preisschrift über die hebr. Uebersetzungen (1888).

20) Neubauer's «Catal.», Nr. 1491 bezieht das Datum auf die Abschrift. Die Sammlung Canon. stammt aus Venedig, also vielleicht dasselbe Manuscript nach Aboab bei Wolf, III, 291. Das angebliche ms. Oppenheimer, bei Wolf p. 292, ist vielleicht Confusion mit dem gleichbetitelten anonymen Commentar zum Buch Sohar bei Wolf. II, 1318, n. 282 (vgl. III, 1194 und Benjacob, «Thesaur.», S. 256, n. 58, 60; Katalog der Münch. Handschr., S. 193), der allerdings ebenfalls nicht mehr in der Bodleiana zu finden ist. 21) «Kerem Chemeb», V, 48. 22) ms. Firkowitz (im handschriftlichen Katalog der Sammlung, Nr. 114—192, nicht zu finden), bei Benjacob Nr. 61, geschrieben von Daniel ben Mose für Abraham ben Joab Finzi aus Recanati in Ancona (für welchen auch Nr. 2 ms. Florenz geschrieben ist) Dienstag 3. Siwan 1455. Dabei die unter Nr. 7, 8 aufzuzählenden Schriften. 23) Grammat. p. 106 (Wolf, I, 407); die Stelle theilte Dukes im «Literaturbl. des Orients», VIII, 576 mit und versprach Näheres über das Buch, gab aber nur eine Stelle in «Ozar Nechmad», herausgeg. von Blumenfeld, II, 104. 24) «Ozar Nechmad» l. c. — Ms. Almanzi 263[7] enthält ein Fragment über Buchstaben, Vocale, Reim, worin jedes Kapitel beginnt: Es spricht der «Gelehrte Leon.» Näheres ist unbekannt. 25) Zu Biscioni's ungenauer Beschreibung (p. 53) erbielt ich (1871) einige Berichtigungen von Prof. Lasinio. Dies Manuscript ist schon Mittwoch 23. Kislew anno אתרוה, also 3. Dec. 1455, geschrieben für den oben (Anm. 22) genannten Finzi in Ancona. Aus Letzterem und dem Verfasser hat Lange einen Abraham Leon fabricirt, den Wolf, III, 28, mit Abr. Portaleone (der 1612 lebte) identificirt. — Ein Excerpt unseres Buches ist offenbar ms. Florenz, I, 26, 18 bei Bisc., p. 56. 26) Geschrieben 1471 von dem bekannten Gelehrten Abr. Farissol (nach Katalog Firkow.) s. unten Anm. 50. 27) חותם תכונת מכלל יופי («Jeschurun», hebr. VIII, 66); s. unten Anm. 49.

seiner Schrift erwarte. Die ihm bekannten, ins Hebräische übersetzten Schriften ermangeln der richtigen Anordnung und der Leichtigkeit, welche er angestrebt habe. Das Buch besteht aus zwei Theilen: Thl. 1 zerfällt in «Vorbemerkungen» (entsprechend der Isagoge Prophyr's[28]) und (51 oder 54) Kapiteln, welche den Inhalt der Bücher Kategorien und beider Analytica verarbeiten; Thl. 2 behandelt Logik und Sophistik und beginnt wie ms. Paris 994[29]), wo am Ende als Verfasser Paulus (aus Venedig) angegeben ist, der aber, nebst Radulfus Strodi[28]), angeführt wird. Dieser Umstand erklärt sich vielleicht aus einem Briefe Leon's[30]), wonach ein undankbarer spanischer Jude, David, aus Rache für verdiente Behandlung, die Einleitung zu Leon's Commentar über das Buch der Demonstration (unten Nr. 10) wegschnitt und dafür schrieb: «Dies ist der Comm., welchen maestro Paulo verfaßte und messer Leon aus dem Lateinischen ins Hebräische übersetzte.» Der Verfasser jener Handschrift citirt auch seinen Commentar über die Logik (s. zu Nr. 10), und derselbe Band enthält noch (f. 84—95) vier kleine, auf Logik bezügliche Stücke, das letzte: «Definitionen (logische) welche maestro Paulo gegeben». Leon scheint aber der einzige ältere jüdische Autor, welcher jenen Logiker Paul kennt[31]), also dürften auch diese vier Stücke ihm gehören. — In dem Kapitel über Verse sind einige solche von Leon selbst, welche Dukes für werthlos erklärt[32]).

3. נופת צופים, Rhetorik, in Mantua durch Abr. Conat o. J., aber vor 1480 gedruckt, einer der ältesten, und bis vor kurzem seltensten Drucke, den man für eine Handschrift halten konnte[33]), neuerdings herausgegeben von Ad. Jellinek, Wien 1863[34]). Diese allerdings «neue» Rhetorik, in welcher das Compendium der Logik, ohne den symbolischen Titel, citirt wird[35]), gründet die Kanzelberedsamkeit auf die Theorie des vermeintlichen Aristoteles (meist aus dem 3. Buche), in der That nach dem mittleren Commentar des Averroes[36]) — sie kennt aber auch ein Compendium der Rhetorik von Alexander[37]), — noch mehr aber auf die «alte» und «neue» Rhetorik des Cicero[38]) — zu ersterer citirt sie den Commentator «Vittorino» (d. i. Fabius, oder Gaius Mar. Victorinus[39]) — und auf Quinctilian. Leon nennt auch Aelianus[40]), Boetius neben Simplicius (Comm. zur Hermeneutik), Homer (S. 102); von Arabern abu Nazar (al-Farabi, S. 106) und Averroes (Comm. zur Metaphysik «neue Uebersetzung»[41]).

4. Die «Theses academicae» in Cod. de Rossi 145,9 scheinen nur kurze Notizen[42]).

5. Zwei Briefe nach Bologna und Florenz, abgedruckt in Kobak's hebr. Journal «Jeschurun»[43]) über den undankbaren David (s. oben n. 2).

6. Gebete und Hymnen, zum Theil in italienischen Gebetbüchern zu finden[44]).

7. Predigten für seine Schüler während der «Conclusioni» in Ancona[45]), ms. Firkowitz.

8. Regeln des Schlachtens und der Inspection der Thiere in 8 und 2 Kap., ms. Firkowitz (s. Nr. 7).

9. Ein medicinisches Werk in lateinischer Sprache erwähnt David im Verzeichniß (1484).

B. Commentare.

Wir zählen der Bequemlichkeit halber weiter und beginnen mit den allgemein wissenschaftlichen Schriften, welche direct oder indirect als Commentare zu den Schriften des Aristoteles (resp. Averroës) betrachtet werden können, daher auch nach der üblichsten Reihenfolge geordnet sind, zugleich den Umfang der Studien Leon's nachweisen:

10. Logik (Organon), eigentlich Supercommentar zum mittleren Commentar des Averroes (nach der Uebersetzung des Jakob Anatoli). Man findet die drei ersten Schriften (in Bologna verfaßt, nach dem Verzeichniß des Sohnes): Porphyr's Isagoge, Categorien und Hermeneutik, z. B. in folgenden mss.: Bodl. Mich. 620[46]); Florenz III, 5[47]); Mantua 68[48]); München 27, wo der Titel חבנית חותם (oder תכנית) ohne alle Autorität ist[49]); Paris 999; Rom, Casanat. J. VI, 9, copirt 1483 (nicht 1484); Categor. besitzt Schorr. (früher ms. Reggio)[50]); von unbestimmtem Inhalte ist ms. Rabinowitz

28) N. Brüll, «Jahrbücher», IV, 176 (je lies H. B. XX, 126, Anm. 1) unterlegt dem Münchener Katalog eine Identification unserer Compendiums mit dem 2. Theile der Grammatik. 29) Wol indirect; Paulus schrieb: Super consequentiis Radulphi Strodii. 30) «Jeschurun», hebr. VII, 31. 31) Ms. München 307 ist nicht von Paul, sondern von Petrus Hyspanus. — Abravanel («Ateret Sekeinim») citirt von Paulo di Venezia den Commentar zu de Coelo. 32) «Literaturbl. d. Orients», VIII, 442. Tadelhaft sind auch panegyrische Verse über das Buch von dem Zeitgenossen Josef Sarko (oben Anm. 17) aus dem pariser Mscr. mitgetheilt. 33) «Catal. Bodl.», p. 1332 und Addenda. 34) S. darüber die Artikel von N. Brüll und L. Löw, «Ben Chananja», 1863, S. 511 (wo Confusion in den Noten), 523 und 819. 35) S. 137 (ed. Wien); vgl. H. B. XVIII, 41; Brüll l. c., S. 513, 514, spricht irrthümlich von der Grammatik, die allerdings anderswo (S. 175, 196) citirt ist. 36) Vgl. S. 16, 24, 132—134 mit der Uebersetzung des Textes, S. 142—144. Die Varianten scheinen größtentheils Aenderungen zum Zwecke der Verständlichkeit, z. B. durch Wegschaffung der Arabismen. Leon legt einen Werth auf seinen eleganten Stil. 37) S. 16, 17, 30, 65, 88, 98, 99. Brüll übergeht diese Quelle.

38) Nach Löw (S. 818) = de Oratore und Rhetorica ad Herennium? 39) Nicht Vittorinus (Bembalcini) von Feltre, wie Löw vermuthet. Leon gibt latein. Namen in italienischer Form. 40) So ist wol bei Zunz («Kerem Chemed», V, 139) zu lesen? Die Stelle habe ich noch nicht gefunden. 41) Lateinische oder hebräische? Ueber letztere s. Freudenthal, «Die Fragmente Alexander's» (Berlin 1885), S. 116. 42) «Jeschurun», hebr. VII, 82, gegen Grätz, VIII, 251, der die Theses für lateinische hält. 43) VII, 26; vgl. S. 83; VIII, 67. 44) Zunz, «Literaturgesch.» l. c. Einiges im ms. Firk. oben Anm. 22, bei Neubauer p. 262, Nr. 1070; s. auch S. T. Luzzatto, Berz. der Pastanim, S. 28. 45) In Ancona wurden im J. 1455 Schriften Leon's copirt, s. oben Anm. 22, 25. 46) Geschrieben 1472 von Abraham Farissol (s. unten Anm. 50) mit einem Index. Er nennt Leon נשיא נשיאי (Neubauer, Nr. 1392). 47) Wüstenfeld, p. 360, wiederholt Wolf's (I, 436, Confusion Leo's mit V. Abravanel. 48) Mortara, «Catalogo», p. 52, nennt Leo «ben Daniel», wie schon S. 17, wo der Neffe jo heißt (s. Anm. 15; «Il Mose» Cesin, 1882, S. 403. 49) Schwerlich im Zusammenhange mit dem Anfangsverse des Compendiums (Nr. 2, Anm. 26). 50) Vielleicht gehört hierher das ms. Rostgard's bei Wolf, III, 334. — Das Compendium

(Catal. 1884 Nr. 20)[50a]); fast die ganze Vorrede (nebst Anfängen und Ausgängen der 3 Theile) liegt gedruckt vor[51]). Leon klagt über die Menge der Commentare und Forschungen über die Demonstration; aus einigen derselben will er den größten Theil seiner Arbeit in deutlicher Sprache wiedergeben, Nützliches hinzufügend. Er beabsichtigt, außer Porphyr[52]), nur einige logische Schriften des Aristoteles (mit dem Commentar des Averroes) zu bearbeiten. Er erwartet (auch hier) Spott oder Unterschiebung unedler Motive von Leuten, die von sich auf Andere schließen. Er werde die Tractate in Theile und Unterabtheilungen zerlegen, am Ende der erklärten Stücke die sich ergebenden Zweifel zu lösen suchen. In der That erkennt man in seiner Methode den Einfluß des scholiastischen Formalismus[53]). Trotz des wiederholten Versprechens der Kürze fehlt es nicht an längeren Excursen, z. B. über das famose Thema: ob die Generalia nur im Intellect existiren (Nominalism) —, werden auf 12 Bl. (f. 247—260 des ms. München) vier Parteien mit etwa 20—30 Beweisen besprochen. Auch außerhalb der Logik liegende Themata werden auf Drängen von Schülern behandelt.

Zur Textkritik bietet der Commentar allerlei Material. Leon vergleicht unter anderem eine lateinische Uebersetzung des Aristoteles und eine solche des mittleren Commentars von Averroes. Von anderen Commentaren nennt er die Verfasser nicht; einen stets widerlegten Anonymus bezeichnet er als den «Weisen in seinen Augen»[54]).

Leon citirt bereits von ihm verfaßte Schriften, das Compendium der Logik ohne den Titel, sodaß beide beinahe zu gleicher Zeit verfaßt sein dürften (vgl. oben Nr. 2), verweist auch auf solche, die er zu verfassen beabsichtigt, worüber weiter unten Nr. 11 fg.

Was die anderen logischen Schriften betrifft, so wird ein Fragment eines Commentars zum Buch des Syllogismus in ms. München 269, 5 (gegen Ende des 1. Tractats abbrechend) dem «maestro» Leon beigelegt, was nur für messer verschrieben scheint. Der Verfasser dürfte hier weniger Vorgänger gekannt haben, da ich bei flüchtigem Blättern kein besonderes Citat notirt habe.

Der Commentar zum Buche der Demonstration, ohne Zweifel identisch mit dem «Buch der Demonstration», welches (nach dem Verzeichniß David's) bis nach Spanien Verbreitung fand, ist in ms. Paris 998, 2, nach der Beschreibung, sicher von Leon, der auch zu 1—3 (f. 305[b]) eine Erläuterung dieses Buches in Aussicht stellt, vielleicht auch ein Fragment in ms. München 269, 1.

Weitere Bücher, die man zum Organon rechnete, scheint er nicht in Aussicht genommen oder nicht beendet zu haben[55]), wenn er auch vielleicht Materialien dazu gesammelt hat. Vgl. unten Nr. 15.

11. Auf physische Schriften verweist Leon in Nr. 10 (f. 206, 255[b], 269), auf den Comm. zur Physik in Nr. 15[56]). Ms. Paris 994, 8 enthält ein Compendium der Physik in Thesen (1483), angeblich aus dem Lateinischen übersetzt; sollte es Leon angehören?

12. und 13. Auf die Bücher der Seele und der Metaphysik wird in Nr. 10 verwiesen.

14. Den Commentar zur Ethik kannte sein Enkel Ahron[57]), er ist vielleicht anonym erhalten[58]).

15. Ein Fragment eines Commentars zur philosophischen Weltbetrachtung des Jedaia ha-Penini (um 1300), berühmt u. d. T. בחינת השולם, wird in 5 bekannten mss. — Bodl. Reggio 60, Florenz 88 C. 5, Paris 185, 5, Wien 83 und im breslauer Rabbiner-Seminar (früher B. Beer in Dresden)[58a]) — einem «Leon» beigelegt, den man bald für Levi ben Gerson, bald für Leo Abravanel ausgab. Allein dieser unvollendete Commentar wurde noch bei Lebzeiten Leon's von seinen Neffen Mordechai ben Daniel Rofe weiter ausgeführt[59]). Leon unternahm ihn für Immanuel (Chai) ben Ufiel Afriel aus Camerino[60]) (nach der Vorrede in ms. Florenz)[61]).

16. מורה צדק, Commentar zum «Doctor perplexorum» (der Religionsphilosophie) des Maimonides, war im Besitze des David Vital, der ihn bei der Einnahme von Patras (1532?) verlor[62]).

17. Einen Commentar zum Pentateuch hatte er kurz vor 1484 begonnen und bis Exod., Kap. 8 ausgeführt (Verzeichniß des Sohnes); vielleicht existirt er in ms. Firkowitz (f. oben Nr. 7).

18. Viele und werthvolle Bemerkungen zum Kanon des Avicenna, Buch 1 (Verzeichniß des Sohnes) dürften auch Philosophisches enthalten haben. Sollte diese Schrift vielleicht in ms. Mich. 92 = 657 (Neub. 2105) enthalten sein, dessen Verfasser seinen Commentar zur Physik citirt?

19. «Commentar über ר' מאמרים» (vier Tractate? über Quadripartitum des Ptolemäus?), in Mantua verfaßt (Verzeichniß des Sohnes).

---

derselben drei Bücher, das De Rossi (Cod. 145, 3) dem Abr. Farissol (f. Anm. 26, 46) beilegt, ist nach Proben, die mir Herr Perreau (Juni 1882) mittheilte, nicht identisch mit Leon's Commentar, wie ich («Jeschurun», VII, 83) vermuthet. Briefe Farissol's an Leon anno 1468 und 1474 enthält ms. De Rossi 145.

50[a]) Im Katalog ist falsch «Sir Leon» angegeben. 51) H. B., XVIII, 41—44. 52) Davon, daß Porphyr das Buch für seinen Schüler Cassiodor (!) verfaßt habe, wissen auch arabische Quellen nichts (vgl. Aug. Müller, «Die griech. Philos. u. s. w.», S. 24). Woher stammt diese Notiz? 53) Ms. Mich. 662 enthält anonyme Zweifel über Anal. post. 54) Näheres und Belege bleiben vorbehalten (s. oben Anm. 19).

55) Der Rhetorik und Poetik weist er eine Sonderstellung an (Anf. Kateg. f. 235; vgl. H. B., XVIII, 43). 56) «Jeschurun», hebr. VII, 84; VIII, 66. Ob Leon eine Compilation des großen Commentars von Averroes verfaßte, kann hier nicht untersucht werden. 57) «Catal. Bodl.», p. 1332. 58) S. «Catal. Codd. h. Lugd. Bat.», p. 215? 58[a]) Benjacob, l. c. S. 462, Nr. 264: Meir (für messer) = 213. 59) Ueber diesen Mordechai i. «Il Mose», Cosfu 1882, p. 403. 60) Ohne Zweifel der Geldbender an Obadja di Bertinoro anno 1488; s. H. B., XIII, 124. 61) Correcter als im Wiener Katalog (S. 100) in «Jeschurun», hebr. VIII, 67. — Chai ist Zuname (Zunz, «Ges. Schriften», III, 207). המוחלמד kann Schüler, aber auch Studirender überhaupt bedeuten. 62) «Catal. Bodl.», p. 1332; Mortara, «Catal.», p. 18; Wolf, IV, 829, nennt das Buch unter Leo Modena, ohne den Anachronismus zu bemerken.

20. Einen Commentar zu einigen astrologischen Schriften des Abraham ibn Esra von «maestro Leon», in Paris Nr. 1048, [5] und Petersburg [63]) möchte man, nach Inhalt und Bezeichnung, mit dem pariser Kataloge, dem Levi ben Gerson vindiciren [64]), wenn es nicht etwa gar Levi ben Abraham (s. d.) ist? *(M. Steinschneider.)*

LEONARDO DA VINCI, berühmter italienischer Maler, ward geboren zu Vinci im Florentinischen 1452. Obgleich Leonardo zu den vorzüglichsten Meistern der Kunst gehört und das Material über seine Lebensschicksale und künstlerische Thätigkeit in reichem Maße vorliegt, so ist es doch nicht möglich, eine erschöpfende Geschichte desselben zu schreiben, da sich in verschiedenem Besitz noch viele unbenutzte Manuscripte Leonardo's befinden, die voraussichtlich dem Forscher noch mannichfaches neues Material liefern werden.*)

Leonardo war ein natürlicher Sohn des Ser Piero da Vinci, Notars der Signoria zu Florenz, und wurde im Hause des Vaters, im Castell Vinci, obwol dieser in der Folge viermal nacheinander verheirathet und mit ehelichen Kindern reich gesegnet war, erzogen. Der Vater scheint auch auf dessen wissenschaftliche Erziehung alle Sorge verwendet zu haben. Die juridische Laufbahn, wie sie der Vater betreten, sagte ihm nicht zu, sein Sinn war auf die Kunst und was mit ihr und der Formenwelt zusammenhängt, gerichtet. Der Vater erkannte «die Herrlichkeit dieses Geistes», wie Vasari meldet, und legte einige Zeichnungen des Sohnes seinem Freunde, dem florentiner Bildhauer und Maler Andrea del Verrocchio zur Entscheidung vor. Da dieser über die Zeichnungen und das jugendliche Talent, das sich in ihnen offenbarte, staunte, wurde Leonardo in dessen Atelier untergebracht und blieb da ungefähr vom J. 1470 bis 1477.

Vasari berichtet, in welch vielen Wissenschaften sich Leonardi versucht und die erstaunlichsten Fortschritte darin gemacht habe. Er trieb Mathematik, Geometrie, Sculptur, Baukunst und Musik. Er zeichnete Mühlen und Maschinen, die durch Wasser getrieben werden, er verfertigte Modelle, wie man leicht Berge abtragen oder durchbrechen, wie man große Lasten aufziehen, Seehäfen reinigen könne. Er befaßte sich mit der Hydraulik, bestimmte das Gesetz der Wellenbewegung, suchte die Gesetze der Optik und Akustik, erfand die Camera obscura. Auch in der Anatomie der Menschen, der Pferde und Vögel ist er bewandert. In allen diesen Künsten und Wissenschaften bewegt er sich aber nicht als Dilettant, sondern sucht durch gründliches Studium jeden der genannten Lehrstoffe so zu durchdringen, daß er als bahnbrechender Forscher überall auftritt.

Unter den Augen seines Lehrers Verrocchio hatte Leonardo in der Kunst bald solche Fortschritte gemacht, daß er zur Mitarbeiterschaft von demselben verwendet wurde. Auf dem Bilde der Taufe Christi, das Verrocchio für das Kloster Salvi gemalt (jetzt in der Akademie zu Florenz), soll einer der beiden Engel, die das Gewand Christi tragen, von Leonardo gezeichnet und gemalt sein. Die Erzählung, daß Verrocchio beim Anblick dieses von seinem Schüler gemalten Engels sich für übertroffen erklärt und der Malerei für immer entsagt habe, dürfte eben nur eine Anekdote sein, wenn sie auch Vasari zweimal bringt. Nach diesem Gewährsmann sind folgende Jugendarbeiten Leonardo's zu nennen, die aber leider alle verloren gegangen sind: für den König von Portugal componirte er einen Carton, Adam und Eva, den Vasari kannte und sehr lobt: die Zeichnung war mit dem Pinsel in Helldunkel ausgeführt und mit Weiß gehöht und die Pflanzen und Thiere, die man sah, waren «so fleißig und natürlich, daß kein göttlicher Geist es treuer und natürlicher zu bilden vermocht hätte». Jedenfalls muß Leonardo bereits frühzeitig fleißige Pflanzenstudien gemacht haben. Ein zweites Werk Leonardo's könnte man für ein fabelhaftes halten, wenn Vasari nicht den Herzog von Mailand als dessen Besitzer nennen würde. Ein Bauer veranlaßte den Vater Leonardo's, einen Schild bei diesem ausmalen zu lassen. Der Sohn übernahm es, und malte darauf ein schreckliches Unthier, das er durch Zusammenstellung der Formen verschiedener Thiere, wie Schlangen, Eidechsen, Heuschrecken und Fledermäuse, componirte, um so etwas dem Medusenhaupte Aehnliches, das Schrecken erregt, hervorzubringen. Der Vater «lobte die seltsamen Gedanken Leonardo's», gab dem Bauer einen anderen Schild und verkaufte den des Sohnes für hundert Dukaten an Kaufleute in Florenz. Der Herzog von Mailand soll dreihundert Dukaten dafür gezahlt haben. In die erste Zeit des Meisters gehört auch ein Madonnenbild, das im Besitz des Papstes Clemens VII. gewesen. Vasari rühmt daran eine Blumenvase und die natürlich gemalten Blumen, an denen noch die Thautropfen glänzen (man glaubte dieses Bild in der Galerie Borghese wieder gefunden zu haben; dieses gehört aber nicht ihm, sondern seinem Mitschüler Lorenzo di Credi an). Vasari nennt ferner ein Oelbild der Medusa, das aber, wie so vieles, unvollendet blieb, und die Zeichnung für seinen Freund Antonio Segni, auf welcher Neptun in seinem Wagen, den Seepferde durch stürmende Meereswogen ziehen, abgebildet war. Das Bacchusbild im Louvre, wenn es ihm auch nicht angehören mag, dürfte wenigstens auf ein verlorenes Original zu beziehen sein; der echte jugendliche Kopf, Bleistiftzeichnung in der Akademie zu Venedig, zuweilen fälschlich als Frauenkopf angesehen, dürfte durch das Weinlaub, das sein Haupt umschlingt, als Bacchusjüngling gekennzeichnet sein.

Gegen Ende des Jahres 1477 übernahm Leonardo an Stelle des ablehnenden Pollajuolo den Auftrag, für die Kapelle des heiligen Bernard ein Gemälde auszuführen; obwol er sich gleich an die Arbeit machte, konnte er doch nicht zu einem Abschluß kommen, bis nach andern schließlich Filippino Lippi 1485 das Bild vollendete.

---

63) Messer Leon bei Gurland, «Ginsi St.-Petersb.», II, 36 Firkowitz, im Katalog ms. Nr. 540—543, aber noch einmal 547—549! nennt nur Leon), nach welcher Quelle? 64) Levi gehört der Commentar zu den Proverbien, der bei Benjacob, l. c. S. 469, Nr. 424 (nach Fürst und Ghirondi) von Leon.

*) Das italienische Ministerium hat im Sommer 1885 die Veröffentlichung der Manuscripte Leonardo's, die sich in italienischen Sammlungen befinden, beschlossen.

Vasari schreibt weiter: «Eine Tafel, die Anbetung der Könige, wurde von Leonardo angefangen; es ist viel Schönes darin, besonders an Köpfen, sie blieb aber unvollendet wie andere Arbeiten.» Der Geist des Meisters scheint von ewiger Unruhe getrieben gewesen zu sein, immer vorwärts zu schreiten; wenn bei einem Unternehmen die ersten Schwierigkeiten überwunden (Erfindung, Zeichnung, Perspective, Untermalung), sodaß sich ihm das vollendete Ganze im Geiste offenbarte, da erlahmte die Lust, weiter an dem Begonnenen zu arbeiten, besonders wenn ihm neue Ideen in den Weg traten. Das von Vasari erwähnte, im Stadium der Untermalung liegen gebliebene Tafelbild, die Anbetung des Christkindes durch die heiligen drei Könige, braun in braun gemalt, für die Mönche von San-Donato bei Florenz bestimmt, ist jetzt in der Uffiziengalerie zu Florenz aufgestellt. Leonardo scheint mehrere Entwürfe für dieses Bild gezeichnet zu haben, die sich in Federskizzen zu Florenz und im Louvre befinden.

Vasari läßt unsern Meister 1494 nach Mailand reisen, von Herzog Lodovico Sforza berufen. Vasari befindet sich hier hinsichtlich der Jahreszahl im Irrthum. Nach der Bemerkung des sogenannten «Anonymus des Milanesi» verließ Leonardo Florenz, als er 30 Jahre alt war, also um 1482. Dagegen ist es völlig glaubwürdig, wenn, wie Vasari berichtet, Leonardo wegen seines meisterhaften Lautenspiels, das der Herzog sehr liebte, wie wegen seiner Kenntnisse in der Kriegs- und Befestigungswissenschaft am Hofe desselben willkommen gewesen sein werde. Lodovico Sforza, der seinen usurpirten Besitz des mailändischen Herzogthums zu sichern suchte, bestrebte sich angelegentlich um die Gunst des Kaisers (Maximilian I.), von dem die Bestätigung seiner Statthalterschaft abhing, und wußte ihn schließlich durch Familienbande für sich zu gewinnen, indem der Kaiser in zweiter Ehe Lodovico's Nichte, Bianca Sforza, heirathete. Die Hochzeit wurde in Mailand 1493 mit großem Pomp gefeiert, und Leonardo wurde beauftragt, die Feierlichkeiten zu leiten. Schon vor der Hochzeit malte er im Auftrag des Herzogs eine Altartafel, die Geburt Christi, die dieser als Geschenk an den Kaiser sandte. Das Bild, von dem ein Augenzeuge mit Bewunderung seiner Schönheit berichtet, ist leider verschollen.

Unter den vielen Gelehrten und Künstlern am Hofe des Herzogs nahm jedenfalls Leonardo durch die Mannichfaltigkeit seines Wissens und seiner Kunst die erste Stelle ein. Aus seiner zu Mailand gegründeten neuen Malerschule, dem Meister zu Ehren Accademia Leonardi Vinci genannt, sind viele vorzügliche Künstler hervorgegangen, wie Luini, Marco d'Oggione, Boltraffio, G. Ferrari, Melzi, der Liebling Leonardo's u. a. m. Leonardo entfaltete als Lehrer in diesem Wirkungskreise seine volle Meisterschaft. Seine Erfahrungen legte er in seinem «Malerbuche» nieder, Notizen, die er zum Behufe seiner Vorlesungen aufsetzte, in sogenannter Spiegelschrift (rechts nach links geschrieben), sodaß er es wol verstanden haben mag, beide Hände gleichmäßig zum Schreiben und Malen zu gebrauchen, was auch von anderen Künstlern berichtet wird. Neben seiner Thätigkeit in der Akademie fand der Meister auch noch Zeit für Ausübung der Kunst. Der Herzog gab ihm wiederholt Gelegenheit, mit besonderer Liebe seine Kunst zu zeigen in der Ausführung weiblicher Porträts, sodaß sich infolge weniger Jahre eine Schönheitsgalerie ausbildete. Leonardo genügte den Wünschen des Herzogs um so lieber, als er dabei Gelegenheit fand, vorzügliche Modelle zu erhalten. Von diesen Damen, die Leonardo porträtirte, werden besonders zwei genannt, Lucretia Crivelli und Cecilia Gallerani; letztere soll er mehrmals, einmal sogar als Madonna oder heilige Cäcilia gemalt haben. Wohin mögen wol alle diese Courtisanenbildnisse gekommen sein? In den europäischen Sammlungen werden wohl Damenbildnisse auf den Namen Leonardo's getauft, aber wie schon die Echtheit der meisten mehr als zweifelhaft ist, so bleibt es schwer, in den Dargestellten diese oder jene bestimmte Persönlichkeit zu erkennen. Im Louvre befindet sich ein Bildniß der angegebenen Gattung, zweifellos echt, reizend in der Auffassung, entzückend in der Ausführung. Es kam unter dem Namen einer Herzogin von Mantua 1642 nach Fontainebleau, später hielt man es für das Bildniß einer Maitresse Franz' I. von Frankreich, und so wurde es seitdem unter der Benennung «La belle Férronnière» allgemein bekannt (gestochen von Allais und Bridoux). Nun war aber Leonardo keineswegs in der Lage, ein solches Bild für den französischen König zu malen. Man glaubt darum in neuester Zeit, daß das Porträt, ein Kunstwerk ersten Ranges, höchst wahrscheinlich die von Leonardo porträtirte Lucretia Crivelli vorstelle. In Petersburg (in der Eremitage) befindet sich ein weibliches Porträt mit nacktem Oberkörper, das mit der Galerie Houghton ebenfalls unter dem Namen «Belle Férronnière» dahin kam. Mit dem genannten Bilde des Louvre hat es aber, selbst abgesehen von der Nacktheit, keine Verwandtschaft. Dem mailänder Aufenthalt Leonardo's gehören noch zwei Bildnisse an (jetzt in der Ambrosiana zu Mailand); es sind Seitenstücke, davon das eine den Herzog Lodovico, das andere dessen Gemahlin Beatrice d'Este vorstellt (über die Persönlichkeit des zweiten Bildnisses ist man nicht ganz einig, man hält es auch für eine der vielen Geliebten Lodovico's). Es kann aber nicht zweifelhaft sein, daß Leonardo die herzogliche Familie gemalt habe. Vasari berichtet auch, daß der Meister in dem Saale, wo sich dessen Abendmahl befand, auf der gegenüberliegenden Wand, den Lodovico mit seinem Erstgeborenen Maximilian einerseits und Beatrice mit dem zweiten Sohne Francesco andererseits porträtirt hatte. Leider gingen diese, wie Vasari sie bezeichnet, «wunderschönen Bildnisse» wol deshalb zu Grunde, daß sie mit Oelfarben auf die Mauer gemalt waren.

Von Vasari in den Saal eingeführt, in dem sich das Wandgemälde des Heiligen Abendmahls Leonardo's befand, kommen wir zu diesem Hauptwerke des Meisters in Mailand. Infolge einer Erweiterung (im J. 1481) des Refectoriums im Dominicanerkloster Sta.-Maria delle Grazie wurden die alten Malereien desselben zerstört. Daraufhin erhielt Leonardo vom Herzog Lodovico den

Auftrag, in dem neuen Refectorium ein Gemälde zu malen und einen dem Orte entsprechenden Inhalt dafür zu wählen. Dessen Wahl, das letzte Abendmahl Christi, ergab sich von selbst. Noch im J. 1495 arbeitete Leonardo daran. Es soll, wie verschiedene Prüfungen ergaben, mit Oelfarben gemalt worden sein. Es lag im Charakter Leonardo's, immer neue Versuche anzustellen, ohne zu bedenken, daß er durch das noch nicht Erprobte sein Werk leicht dem Untergange weihe. Kein zweites Bild des Meisters, ja irgend eines Künstlers, ist zu größerem Ruhme gelangt wie dieses. Dazu haben nicht allein die unzähligen Copien alter und neuer Zeit, die danach verfertigt worden, nicht allein die Werke der vervielfältigenden Künste, die es reproducirten, mitgewirkt, auch das gedruckte Wort in Handbüchern und Reisebeschreibungen, das den Ruhm des Werkes verkündete, hat dieses gleichsam zu einem Gemeingut der ganzen gebildeten Welt gemacht. Leonardo's Composition ist, sozusagen, zu einem Typus, zu einem Kanon dieses Gegenstandes geworden, und alle nachfolgenden Künstler, die denselben Vorwurf behandelten, lehnen sich mehr oder weniger, oft unbewußt, an Leonardo an. Die Vorgänger desselben, z. B. Giotto, Ghirlandajo, haben die Sache mehr typisch aufgefaßt, die Apostelfiguren erscheinen in symmetrischer Anordnung nebeneinander, ohne Wechselbeziehung zu Christus. Leonardo löste gleichsam den Bann der Gestalten, brachte Leben, Bewegung, Handlung in die Gruppen hinein, kurz die Composition ist dramatisch, tragisch sogar. Obgleich er eine äußerliche Symmetrie bewahrt — Christus, als der Mittelpunkt des Ganzen, mehr vereinzelt, zu beiden Seiten immer zwei Gruppen, jede von drei Figuren —, verstand er es doch, in diesen symmetrischen Rahmen Abwechselung der Bewegung und des Ausdrucks zu legen. Leonardo wählte die Scene, wo Jesus beim Abendmahle die Worte spricht: Einer aus euch wird mich verrathen. In den zwölf Jüngern stellte er meisterhaft den Eindruck dar, den diese Worte auf sie gemacht, vom Lieblingsjünger Johannes an, der an der Seite des Herrn in Schmerz in sich selbst versunken ist, bis zu Judas, dem traurigen Objecte jener Worte, der sich in Verblendung und Starrsinn nach dem Meister wendet und den Geldbeutel fest mit der Hand umfaßt.

Vasari berichtet über dieses Werk Folgendes: »Für die Dominicanermönche in Sta.-Maria delle Grazie zu Mailand malte er ein Abendmahl von seltener und wunderbarer Trefflichkeit. Den Köpfen der Apostel gab er so viel Majestät und Schönheit, daß er das Haupt des Heilandes unausgeführt ließ, überzeugt, er vermöge nicht ihm jene Göttlichkeit zu verleihen, welche für ein Bild Christi erforderlich sei. Das Werk verblieb so, gleich als ob es vollendet wäre und ist immerdar von den Mailändern und von Fremden hochgepriesen worden.« Was den unvollendeten Christuskopf, von dem Vasari spricht, anbelangt, so ist man allgemein überzeugt, daß er in der That fertig war und die herrlichste Offenbarung eines Christusideals vorstellte. Möglich aber erscheint es, daß Leonardo nach Vollendung des Ganzen dann erst an den Kopf der Hauptperson ging und daß bei allem Fleiße sich das Werk der Hand mit dem Bilde, das sich seinem Geiste offenbarte, nicht ganz deckte, der Meister selbst es also nicht für vollendet ansah. Der Carton zu diesem Werke ist verloren gegangen, aber erste flüchtige Entwürfe haben sich erhalten, einer im Louvre, der andere in Venedig. Dann hatte Leonardo die Apostelköpfe in Pastell ausgeführt. Nach vielen Wanderungen fanden sie in Weimar endlich ihren Ruhepunkt. Der Kopf des Heilandes befindet sich als kostbare Reliquie in der Brera zu Mailand. In diese Zeit fällt wol auch eine Federzeichnung (in Venedig), die den Christuskopf schmerzhaft ergriffen darstellt, es ist ein Kriegsknecht gedacht, der den Heiland bei den Haaren faßt. Leonardo suchte in seinen Studien den doppelten Schmerz auseinanderzuhalten, hier den körperlichen, im Abendmahle den seelischen. Der beste Stich nach letzterm ist der von Rafael Morghen.

Als Franz I. von Frankreich 1515 sich in Mailand aufhielt, war er von der Herrlichkeit des Bildes so ergriffen, daß er es um jeden Preis nach Frankreich schaffen wollte. Leider hat man damals die Ablösung eines Bildes von der Wand nicht verstanden, und so ist es, als ob es ganz zu Grunde gegangen wäre. Die nächste Veranlassung zum Untergange gab die Ausführung selbst; die Oelfarben konnten den verschiedenen verderblichen Einflüssen keinen Widerstand leisten. Schon zu Ende des 16. Jahrh. machte sich diese Zerstörung wahrnehmbar. Dann wurde das Werk von verschiedenen Malern restaurirt, d. h. übermalt und total verstümmelt. Später brachen die Mönche eine Thür durch das Bild, in Kriegszeiten diente das Refectorium oft zum Stall. Es ist somit ein Wunder zu nennen, wenn heute noch etliche Spuren von einem der größten Meisterwerke der Malerei übrig geblieben sind und der Christuskopf der Phantasie erlaubt, sich eine Idee von der einstigen Schönheit zu bilden.

Während Leonardo an diesem Bilde arbeitete, war er anderseitig thätig. Mit dem Projecte beschäftigt, dem Herzog Francesco I. Sforza, dem Gründer der Dynastie, ein Reiterstandbild in Bronze zu errichten, wurde das Modell 1493 vollendet und, bei der Hochzeit des Kaisers mit Bianca Sforza unter einem Triumphbogen ausgestellt, von allen bewundert. Leonardo hatte zum Behufe seiner Arbeit viele Studien über die Anatomie des Pferdes gemacht. Der Guß kam aber angeblich deshalb nicht zur Ausführung, weil Leonardo's Entwurf zu kolossal angelegt war. Das Modell befand sich noch 1501 in ziemlich gutem Zustande in Mailand; jetzt ist es verschollen. Eine Originalzeichnung desselben, die sich zufällig erhalten (jetzt in München), vergegenwärtigt uns das Reiterstandbild im Profil nach links; die ganze Gruppe athmet Bewegung und Leben, und vollendet wäre dieses Reiterstandbild ein Hauptwerk der Bildhauerei geworden, wie das Abendmahl eins der Malerei war. Außer dieser Zeichnung gibt es noch einen Kupferstich, auf dem sich vier verschiedene Entwürfe zu Reiterstatuen befinden.

Wie Leonardo über das Pferd und dessen Anatomie eingehende Studien machte, so auch über die Anatomie des Menschen, zu welchem Behufe er sich mit dem berühmten Anatomen Marc Antonio della Torre verband. Leonardo füllte ein ganzes Buch mit anatomischen Zeichnungen aus, die er selbst nach der Natur entworfen hatte. Zu jeder Zeichnung gab er die Erklärung, leider in flüchtiger Spiegelschrift, sodaß die Entzifferung schwer, oft unmöglich wird. Die Zeichnungen werden ihrer Correctheit wegen stets von Anatomen gelobt; gegenwärtig befinden sie sich in England. Vasari bemerkt darüber: «Wer diese Schriften liest, dem scheint es unglaublich, daß dieser göttliche Geist so trefflich zugleich von der Kunst und von den Muskeln, Nerven, Adern und allen hierzu gehörigen Dingen reden konnte.»

Nach dem Sturze der Herrschaft des Herzogs Lodovico 1499 durch Ludwig XII. von Frankreich begab sich Leonardo nach Florenz zurück, wo er allseitig mit Ehren empfangen ward. Für die Servitenkirche sollte um diese Zeit Filippino Lippi ein Altarbild, die Verkündigung der Maria, malen, trat aber diese Arbeit an Leonardo ab, der sie auch übernahm. Er wohnte bei völlig freiem Unterhalt im Kloster. Aber erst nach langen Verzögerungen und auf dringendes Erinnern von seiten der Mönche ging er an die bedungene Arbeit und schuf den Carton zum Bilde, eine meisterhafte Zeichnung. Als solche hatte der Carton wol seine künstlerische Bedeutung, aber den Mönchen, die ein Gemälde wünschten, konnte er in dieser Form nicht genügen. Nun war Leonardo's Begeisterung für die Sache erschöpft, er war zur Ausmalung nicht zu bewegen und gab den Mönchen lieber sein Versprechen zurück. Auf dem Carton sitzt Maria mit dem Christkinde auf dem Schoße der heiligen Anna, daneben ist der Johannesknabe mit dem Lamme. Bei der Ausstellung des Cartons war, wie Vasari erzählt, Alt und Jung zur Bewunderung hingerissen. Nach Vasari kam der Carton später nach Frankreich, jetzt befindet er sich, unter Glas aufbewahrt, in der Royal Academy zu London. Leonardo's Ruf als Porträtmaler war von Mailand auch nach Florenz gedrungen und der Künstler bekam in dieser Hinsicht viele Aufträge. Er malte die Ginevra, Gemahlin des Amerigo Benci, eine berühmte Schönheit jener Zeit; das Bild ist nicht mehr nachzuweisen, denn das des Palazzo Pitti, das für des Künstlers Werk ausgegeben wird, läßt sich nicht mehr für authentisch annehmen. Dagegen besitzen wir ein zweites Werk dieser Art in unzweifelhaftem Original, das Porträt der Mona Lisa, der schönen Gemahlin des Francesco del Giocondo. Es ist eine Perle des Louvre. Möglich, daß Leonardo das Porträt zweimal gemalt hat, das Duplicat befände sich dann im Museum zu Madrid. Es gibt aber viele Nachbildungen und Copien davon, einzelne mit nacktem Oberleib, wie das Bild der Eremitage zu Petersburg, das Michel gestochen hat, als es sich noch in der Galerie Houghton in England befand. Vom Originalbild Leonardo's ist Vasari ganz entzückt; er schreibt: «Die Augen hatten Glanz und Feuchtigkeit, wie wir es im Leben sehen; an der Nase waren jene kleinen Oeffnungen röthlich und zart aufs treueste nachgebildet; der Mund hatte, wo die Lippen sich schließen und wo das Roth mit der Farbe des Gesichtes sich vereint, eine Vollkommenheit, daß er nicht wie gemalt, sondern in Wahrheit wie Fleisch und Blut erschien; wer die Halsgrube aufmerksam betrachtete, glaubte das Schlagen des Pulses zu sehen.» Das Bild ist vielfach gestochen worden.

Das Jahr 1502 sieht Leonardo auf Reisen. Im Auftrage Cesare Borgia's unternimmt er Arbeiten, die seinem Künstlerberuf eigentlich fremd waren: er besichtigt alle Festungen des Kirchenstaats und setzt sie in Vertheidigungsstand, besucht Umbrien, die Romagna, die Emilia, um Messungen auszuführen. Im Januar 1503 befand sich Leonardo wieder in Florenz. Hier erhielt er von dem Rath der Stadt den Auftrag, für den Saal des Palazzo della Signoria, und zwar in Concurrenz mit Michel Angelo, ein großes Bild zu malen. Leider standen sich beide große Künstler in eifersüchtiger Feindseligkeit gegenüber. Beide wählten Kriegsscenen: Michel Angelo eine Episode aus der Schlacht der Florentiner gegen die Pisaner — Krieger beim Baden überfallen —, Leonardo eine Scene aus der Schlacht zwischen den Florentinern und Mailändern bei Anghiari (19. Juni 1440) — einen Reiterkampf um eine Standarte. Leonardo konnte hier seine volle Meisterschaft sowol in der Charakteristik der wilden Leidenschaften wie in der Wiedergabe der Pferdenatur zeigen. Weder Michel Angelo's noch Leonardo's Carton wurde indeß je an der bestimmten Stelle ausgeführt, ja beide Cartons, die bei ihrer Ausstellung in Florenz allgemeine Bewunderung erregten, sind zu Grunde gegangen. Wir kennen Leonardo's Composition nur aus Nachbildungen und einem Stiche, den Edelinck nach einer freien Zeichnung (angeblich von Rubens) verfertigte.

In den Aufzeichnungen Vasari's befindet sich an dieser Stelle eine Lücke, indem über Leonardo's Thätigkeit oder Lebensumständе von 1504—13 nichts erwähnt ist, und es bleibt der Forschung überlassen, diese Zeit mit beglaubigten Daten auszufüllen. Im J. 1504 starb des Künstlers Vater; die Geschwister übergingen Leonardo bei der Theilung des Vermögens und darüber entstanden Familienzwistigkeiten. Nach 1506 war Leonardo wieder in Mailand im Dienste König Ludwig's XII. thätig und von diesem zum Hofmaler ernannt worden. Im J. 1507 soll er nach Florenz zurückgekehrt und in dieser Zeit das Bild des heiligen Johannes (jetzt im Louvre) entstanden sein; doch ist dies nur Vermuthung, was auch von den zwei Madonnenbildern gilt, die er um 1511 für den König von Frankreich gemalt haben soll (gleichfalls im Louvre); das eine, kleinere, stellt Maria mit dem Kinde, im Schoße der heiligen Anna sitzend, dar, also eine veränderte Wiederholung jener Composition, von der wir oben gesprochen haben, während das andere, die Madonna in der Felsgrotte, zu den Hauptwerken des Meisters gehört: Maria kniet in der Mitte und legt die Rechte auf das links ebenfalls kniende Johanneskind, das mit gefalteten Händen das Christkind betrachtet, welches rechts

auf der Erde am Ufer des Wassers sitzt und vom Schutzengel behütet wird. Einige Skizzen zu dem Bilde haben sich erhalten; berühmt ist der Stich von Boucher Desnoyers nach diesem Gemälde.

Es mag hier eine Notiz eingeschaltet sein, die sich bisher in keinem Werke über Leonardo vorfindet und die erst in neuester Zeit aus den Manuscripten Leonardo's gewonnen wurde, die Notiz über Leonardo's Aufenthalt im Orient. J. P. Richter hat in der «Zeitschrift für bildende Kunst», 1881, die betreffenden Stellen publicirt und in seiner Besprechung diese orientalische Reise des Meisters zu beweisen versucht. Die maßgebenden Momente sind: Auf einem Blatte der Bibliothek zu Windsor ist der Entwurf eines Palastes, dessen Anlage an den Orient erinnert, gezeichnet, und auf demselben Blatte beschreibt Leonardo die Insel Cypern in einer Weise, die dessen Gegenwart daselbst voraussetzt. In Paris ebenfalls befindet sich das gezeichnete Project einer Brücke zwischen Pera und Konstantinopel von Leonardo's Hand. Leonardo scheint sich auch mit der Abfassung einer auf den Orient bezüglichen Schrift beschäftigt zu haben, wie aus einem aufgefundenen Inhaltsverzeichniß dieser Arbeit hervorgeht, in dem wir unter andern den Kapiteln begegnen: Ueberschwemmung der tiefliegenden Gebiete von Westarmenien — Die Abflüsse derselben, entstanden durch den Durchschnitt des Berges Taurus — Beschreibung des Taurus und des Flusses Euphrat. In einer gewissen Beziehung mit dem letztgenannten Kapitel steht der auf demselben Blatte geschriebene Text von Briefen an den Diodar (Defterdar) des Sultans von Babylon, d. h. Kairo. In einem derselben heißt es: «Ich befinde mich hier in Armenien, um mit Hingabe und Sorgfalt meinem Beruf nachzukommen und die Arbeit auszuführen, für welche Du mich ausgesandt hast.» Der Bericht an den Defterdar ist von Zeichnungen begleitet, die nur an Ort und Stelle aufgenommen sein konnten. Danach würde Leonardo als Ingenieur im Dienste des Sultans von Aegypten, der in Kairo residirte, gestanden sein. So würde sich auch erklären, wie er eine Karte der Landenge von Suez entwerfen konnte. Leonardo scheint etwa zwei Jahre sich im Orient aufgehalten zu haben. Es bleibt befremdend, daß Vasari von diesem Ausflug nach dem Orient nichts erfuhr, auch sonst kein Schriftsteller eine solche Reise, die doch damals eine gewisse Bedeutung haben mußte, erwähnt. Es ist zu erwarten und zu hoffen, daß die Herausgabe der noch unbenutzt vorhandenen Manuscripte Leonardo's diese Angelegenheit in größeres Licht stellen werde.

Im J. 1513 kam Leonardo in Begleitung seiner mailander Schüler Melzi und Salai (Salaino) nach Rom. Er übernahm von Papst Leo X. den Auftrag, eine heilige Familie für denselben zu malen, ist aber zu keinem Beginn der Arbeit gekommen. Vasari verlegt in diesen römischen Aufenthalt Leonardo's zwei Bilder, eine Madonna und ein Kind, für Baldassare Turini ausgeführt; beide sind verschollen.

Rom konnte Leonardo nicht lange festhalten. In Mailand hatte inzwischen zu Anfang des Jahres 1513 Massimiliano, Lodovico's Sohn, die Herrschaft an sich gerissen, konnte sie aber nur bis zum October 1515 behaupten. Leonardo scheint von ihm nicht in Anspruch genommen worden zu sein, doch sich 1514 daselbst aufgehalten zu haben. Jedenfalls war er 1515 beim Einzug des Königs Franz I. von Frankreich in Mailand und trat mit festem Gehalte in dessen Dienste. Bei seinem Alter wird er kaum viel nach des Königs Wunsch gearbeitet haben. Es wird von einer Leda berichtet, die er gemalt, doch läßt sich das Original nicht nachweisen.

Anfangs Januar 1516 ging Leonardo mit dem König nach Frankreich, der ihm das Schloß Cloux bei Amboise zur Wohnung anwies. Sein treuer Freund und Schüler Francesco Melzi begleitete ihn. Nach Vasari wünschte der König, Leonardo möge den Carton der heiligen Anna, den er einst in Florenz gezeichnet, aber nicht ausgeführt hatte, malen. Es kam nicht dazu. Das Alter, dem sich Krankheit zugesellte, warf den großen Meister aufs Bett, aus dem er sich nicht mehr erheben sollte. Am 23. April 1519 errichtete Leonardo sein Testament, worin er seinem Begleiter, dem mailänder Edelmann Francesco Melzi, seine zahlreichen Manuscripte und Zeichnungen vermachte, und am 2. Mai darauf verschied er. Vasari läßt den kranken Meister «in den Armen des Königs im 75. Jahre seines Lebens» verscheiden. Diese Erzählung Vasari's, die auch in einem Gemälde illustrirt wurde, beruht nicht auf historischer Thatsache. Der König befand sich im Augenblicke, wo Leonardo starb, gar nicht in Cloux, sondern zu St.-Germain-en-Laye; auch zählte Leonardo bei seinem Tode nicht 75, sondern 67 Jahre.

Wir haben noch einiges zur Kunst und Charakteristik Leonardo's nachzutragen. Der Künstler pflegte von früher Jugend an ein Skizzenbuch bei sich zu tragen und darin Köpfe und Figuren, wie sie ihm eben irgendwo auffielen, zu zeichnen. Aber er hielt sich in solchen Aufnahmen nicht streng an das Gesehene, sondern übertrieb die Formen oft bis zur höchsten Caricatur. Wir können weder glauben, daß ihm derartige Unförmlichkeiten, wie sie in einigen Zeichnungen vorkommen, in der Wirklichkeit begegneten, noch auch können wir annehmen, daß Leonardo an solchen Ungethümen, die allem Schönheitsideale schnurstracks widersprachen, Freude und Befriedigung gefunden hätte. Wenn wir alle dergleichen Caricaturen, wie sie in London, Mailand, Venedig, Florenz, Wien aufbewahrt werden, wie sie von Hollar, Sandrart oder Caylus gestochen wurden, aufmerksam erforschen, wird sich in der Frage doch immer die Natur, die Wahrheit, das Porträt herausfinden. Leonardo hat in seinen Studien das Charakteristische der Natur potenzirt, um sich dieses eben besser ins Gedächtniß zurückzurufen. Seinem Forscherdrange entsprangen wol auch seine Versuche, von denen Vasari erzählt, daß er mit denselben seine Freunde ergötzte. So wenn er aus Wachs einen Löwen formte, der gehen konnte, oder andere Thiere, die er mit Luft füllte, sodaß sie fliegen konnten u. dgl. m. Auch in solchen scheinbaren Spielereien wird er seine ernsten Zwecke verfolgt haben.

Ob Leonardo bei seiner großen Vielseitigkeit auch als Künstler mit dem Kupferstich und Formschnitt sich beschäftigt habe, ist wol möglich, ja wahrscheinlich, aber es hat seine Schwierigkeiten, ihm gewisse Blätter mit aller Sicherheit zuzuschreiben. Am nächsten würde ihm das weibliche Brustbild, dessen Haupt mit Epheu bekränzt ist, stehen (im Britischen Museum), doch deutet die Inschrift: ACHA-LE-VI- nur darauf hin, daß das Blatt aus der Akademie des Leonardo da Vinci hervorgegangen ist. Der Stich mit den vier Reitern, mit dem Brustbild eines Kriegers, dürften ebenfalls nur nach Entwürfen des Meisters von anderer Hand gestochen worden sein (vgl. unter andern Passavant, «Le peintre-graveur», Bd. 5). Uebrigens wurde sonst wenig nach Leonardo gestochen. Wir besitzen einige alte anonyme Stiche nach dem Abendmahl. Die Stiche, die wir erwähnt haben, gehören sämmtlich neueren Künstlern an. Eine Ausnahme ist P. Soutman's Radirung des Abendmahls, die er nach einer Zeichnung des Rubens nach dem Bilde gemacht hat.

Das Eigenporträt des Künstlers befindet sich in der bekannten Sammlung der Uffiziengalerie zu Florenz; es wurde von Guidetti, Leroux und Rafael Morghen gestochen. Eine eigenhändige Zeichnung in der Ambrosiana zu Mailand stellt den Künstler in besten Jahren, eine Röthelzeichnung in Turin in hohem Alter dar.

Die Aussagen der Biographen Leonardo's über seine außerordentlichen, vielseitigen wissenschaftlichen Kenntnisse sind durch den Inhalt der bisjetzt publicirten Handschriften bestätigt. Seine Schriften gab heraus J. P. Richter in «The literary works of Leonardo da Vinci» (2 Bde., London 1883), das Buch von der Malerei H. Ludwig in «Trattato della Pittura» (3 Bde., Wien 1881); die Herausgabe der pariser Manuscripte begann Ravaisson-Mollien in «Les manuscrits de Léonard de Vinci» (Bd. 1 u. 2, Paris 1881 fg.). Vgl. Amoretti, «Memorie storiche sulla vita de Leonardo da Vinci» (Mailand 1804); Ris, «Léonard de Vinci et son école» (Paris 1855); Grothe, «Leonardo da Vinci als Ingenieur und Philosoph» (Berlin 1874). *(J. E. Wessely.)*

Leonardo Pisano, berühmter Mathematiker des Mittelalters, s. Fibonacci (Leonardo).

LEONBERG, Oberamtsstadt im würtembergischen Neckarkreis, auf einem Hügel, an dessen Fuß die Glems vorüberfließt, und an der Schwarzwaldbahn, Linie Zuffenhausen-Calw, gelegen, mit 2199 Einwohnern (1885). Die Stadt ist ziemlich unregelmäßig gebaut und hat theilweise enge Straßen; der Marktplatz ist geräumig. Im Rathhause, einem großen Gebäude mit einer auf Rundbogen ruhenden Halle im untern Stockwerk, wird ein in Stein ausgehauenes Wappen aus der ältesten Zeit der Grafen von Würtemberg aufbewahrt, das an einem nun abgebrochenen Thor angebracht war. Auf dem Marktbrunnen steht das lebensgroße Standbild des Herzogs Christoph. Die ehemalige Vogtswohnung, ein alterthümliches, wol einst festes Gebäude, ist erwähnenswerth. In demselben wurde im J. 1457 der erste würtembergische Landtag abgehalten. Das frühere Schloß, jetzt Sitz des Oberamtsgerichts und des Kameralamts, wurde von Herzog Christoph erbaut und diente ehemals als fürstlicher Witwensitz. Die ansehnliche Pfarrkirche ist dreischiffig; das Mittelschiff ist sehr hoch. Sie stammt aus der Uebergangszeit vom romanischen zum gothischen Stil, enthält Grabmale aus dem 17. und 18. Jahrh. und am Eingange in das Mittelschiff eine schön gearbeitete Wandrose mit dem Haupt Johannes des Täufers. Das Spital war ein Barfüßerkloster und wurde 1522 der Stadt zu seinem jetzigen Zweck geschenkt.

Die Bewohner treiben Landwirthschaft, Viehzucht, Wein- und Obstbau und Gewerbe. Es befinden sich hier mehrere Wollfabriken, Gerbereien, Mühlen u. s. w. Auch ist die Stadt weithin bekannt durch die Zucht der sog. «Leonberger Hunde», eine Art Bernhardiner, die nach allen Himmelsgegenden versandt werden. Auch die Pferdemärkte werden stark besucht.

Leonberg, Löwenberg (im Wappen der Stadt ein Löwe), Levinberck, wol von lever=Hügel, war ursprünglich eine unbedeutende Niederlassung und wurde im J. 1248 von Graf Ulrich von Würtemberg zur Stadt erhoben. Im Schloß starb am 1. Sept. 1480 Graf Ulrich, der Vielgeliebte, nachdem er auf der Hirschjagd plötzlich erkrankt war. Als fürstlicher Witwensitz bekam die Stadt erweiterte Bedeutung für das fürstliche Haus, welches mancherlei für Leonbergs Hebung that. Auch hielten sich einige deutsche Kaiser, z. B. Karl IV. und Friedrich III., vorübergehend daselbst auf. Leonberg ist die Vaterstadt des berühmten, im J. 1851 in Heidelberg gestorbenen Theologen Paulus, des Philosophen Schelling und des Naturforschers Karl Wilhelm Hochstetter, der 1811 in Bern gestorben ist. *(W. Höchstetter.)*

LEONHARD (Karl Cäsar von), verdienter Mineralog und Geognost, wurde geboren am 12. Sept. 1779 zu Rumpenheim bei Hanau. Nachdem er in den Jahren 1797 bis 1799 erst zu Marburg, dann in Göttingen, wo besonders die Bekanntschaft mit Blumenbach für ihn fördernd war, Cameralia studirt hatte, trat er 1800 zu Marburg als Assessor in den hessischen Staatsdienst, wo er bald emporstieg. Als das Fürstenthum Hanau 1810 an das Großherzogthum Frankfurt abgetreten ward, war er kurhessischer Kammerrath. Der Großherzog Dalberg ernannte ihn zum Generalinspector der Domänen, übertrug ihm aber, weil er sich bei dem Liquidationsgeschäft bezüglich Hanaus mit den französischen Behörden überworfen hatte, bald darauf die Verwaltung der Octroidomänen. Nach der Restauration Kurhessens fand sich daselbst keine geeignete Stellung für ihn, und so folgte er 1816 einem Ruf an die Akademie der Wissenschaften zu München. Aber schon nach einem Jahre übernahm er die ihm angetragene Professur für Mineralogie und Geologie an der Universität Heidelberg; hier starb er als Geheimer Hofrath am 23. Jan. 1862. Seine Hauptwerke sind: «Charakteristik der Felsarten» (3 Bde., Heidelberg 1824); «Handbuch der Oryktognosie» (Heidelberg 1826); «Die Basaltgebilde» (Stutt-

gart 1832); «Handbuch der Geologie und Geognosie» (Stuttgart 1833; 2. Aufl. 1849); «Naturgeschichte des Steinreichs» (Stuttgart 1854). Sein größtes Verdienst ist die Begründung des «Taschenbuch für die gesammte Mineralogie» 1807, welches er sodann seit 1831 bis 1861 als «Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geognosie, Geologie und Petrefactenkunde» zusammen mit H. G. Bronn herausgab.

Sein Sohn, **Gustav von Leonhard**, ebenfalls Mineralog und Geolog, geboren am 22. Nov. 1816 in München, studirte in Heidelberg, promovirte daselbst im J. 1839, habilitirte sich 1841 daselbst, wurde 1853 zum Professor ernannt und starb am 27. Dec. 1878. Er schrieb: «Handwörterbuch der topographischen Mineralogie» (Heidelberg 1843); «Geognostische Skizze des Großherzogthums Baden» (Stuttgart 1846; 2. Aufl. 1861); «Grundzüge der Geognosie und Geologie» (4. Aufl. von Hörnes, Stuttgart 1885), und außerdem mehrere kleinere Arbeiten. Seit 1862 redigirte er neben G. Bronn, seit 1863 neben H. B. Geinitz das «Neue Jahrbuch für Mineralogie, Geologie und Paläontologie».

(E. Geinitz.)

LEONHARDI (Hermann Karl, Freiherr von), deutscher Philosoph, verdient als Verbreiter der Krause'schen Philosophie, wurde am 12. März 1809 zu Frankfurt a. M. geboren. Nachdem er das dortige Gymnasium und darauf noch das Lyceum zu Hannover besucht hatte, ging er zu Ostern 1827 nach Göttingen, um nach dem Wunsche seiner Aeltern die Rechte zu studiren. Aber schon zu Ende desselben Jahres vertauschte er dieses Studium, begeistert von den Vorlesungen Karl Christian Friedrich Krause's (s. diesen Art.), dessen Schwiegersohn er später auch wurde, mit dem der Philosophie. Bereits als göttinger Student in die Verfolgung Krause's verwickelt, wurde er im Frühjahr 1829, weil er desselben sich in einer Weise angenommen hatte, welche das Ministerium als mit den herkömmlichen Ansichten von akademischer Disciplin unverträglich ansah, von der Universität Göttingen relegirt. In München, wohin er sich Ende des J. 1829 wandte, fand seine Inscription zwar keine Schwierigkeit, er wurde aber später, als «der politischen Bedenklichkeit verdächtig», in eine längere Untersuchung verwickelt, die indeß nicht nur zu seinen Gunsten endigte, sondern auch zu einer ehrenden Anerkennung seiner wissenschaftlichen Strebsamkeit führte. Er setzte daselbst seine philosophischen Studien unter Schelling und Baader fort, trieb aber daneben auch Naturwissenschaften, insbesondere Botanik. Nach Krause's Tod (1832) veröffentlichte Leonhardi aus dessen handschriftlichem Nachlaß nacheinander die Werke: «Die absolute Religionsphilosophie» (3 Bde., Göttingen 1834—43), «Die Lehre vom Erkennen und von der Erkenntniß» (1836), «Geist der Geschichte der Menschheit» (1843). Nach Aufhebung der Relegation aus Göttingen besuchte er von Michaelis 1837 bis Ostern 1838 nochmals die Universität daselbst. Nachdem er hierauf an verschiedenen Orten für das Fröbel'sche Erziehungs- und Unterrichtssystem verdienstvoll thätig gewesen, hielt er seit Herbst 1842, ohne habilitirt zu sein, privatim mit polizeilicher Erlaubniß vor strebsamen Hörern Vorträge in Heidelberg. Im J. 1849 übernahm er eine außerordentliche Professur der philosophischen Facultät zu Prag, wo er 1866 zum ordentlichen Professor befördert ward. Leonhardi's Name ist besonders auch durch Gründung des Philosophencongresses bekannt, zu welchem er im Sommer 1868 in der «Allgemeinen Zeitung» den Plan veröffentlichte. Leonhardi starb am 21. Aug. 1875 zu Prag. *(W. Cramer.)*

LEONHARDT (Gerhard Adolf Wilhelm), hannoverscher, nachmals preußischer Justizminister, einer der bedeutendsten deutschen Juristen und als Organisator hochverdient um die einheitliche Neugestaltung des deutschen Rechtswesens, wurde am 6. Juni 1815 als Sohn eines hannoverschen Steuerbeamten geboren und widmete sich, auf dem Lyceum zu Hannover vorgebildet, 1834—38 namentlich in Göttingen, einige Zeit auch in Berlin, dem Studium der Rechte. Durch seine Doctorpromotion als ein zu außerordentlichen Erwartungen berechtigender junger Jurist bekannt geworden, begann er im Herbst 1838 beim Stadtgericht in Hannover seine praktische Laufbahn und ließ sich 1842 dort als Advocat nieder. Eine Reihe von bedeutenden Schriften lenkte bald die Aufmerksamkeit der Juristen selbst über die Grenzen Hannovers hinaus auf ihn, namentlich sein «Commentar über das Criminalgesetzbuch des Königreichs Hannover» (2 Bde., 1846—50), der ebenso viel theoretische Schärfe wie praktische Begabung erkennen ließ, wenn auch manche, namentlich unter den Liberalen, die Entschiedenheit mißfällig bemerkten, mit der sich Leonhardt bei dieser Gelegenheit gegen die Mitwirkung von Laien bei der Gesetzgebung und damit, wie man meinte, gegen das moderne Verfassungswesen überhaupt aussprach. Man schrieb es zum Theil diesen Ansichten Leonhardt's zu, daß er im Frühjahre 1848 als Referent in das Justizministerium berufen wurde, worauf ihm seine bisherige Thätigkeit nach hannoverschem Brauch keine Anwartschaft verliehen hatte. In dieser Stellung hat Leonhardt, seine bisherige Ansicht den durch eine Reihe vollendeter Thatsachen geänderten Verhältnissen unterordnend, nachdrücklich und erfolgreich für die Einführung der verheißenen Geschworenengerichte gewirkt, wie er sich auch um die hannoversche Justizreform von 1850 hervorragende Verdienste erwarb, und zwar nicht blos in seiner amtlichen Stellung als umsichtiger und scharfblickender Organisator, sondern auch durch eine umfassende literarische Thätigkeit, welche zur Verständigung über wichtige, principielle Fragen wesentlich beitrug. So glänzend bewährt und auch von seinen politischen Gegnern anerkannt, da er den eigentlich politischen Streitigkeiten sich möglichst fern hielt und sich ausschließlich auf sein Fach beschränkte, überdauerte Leonhardt alle Veränderungen, welche die Regierung Hannovers in den folgenden Jahren erfuhr, blieb in seinem Amte unter allen den einander folgenden Ministerien der Könige Ernst August und Georg und war bei dem Hereinbruch der Katastrophe von 1866 selbst hannoverscher Justizminister. Die großen gesetzgeberischen Arbeiten im Gebiete der Rechtspflege, welche damals in Hannover

durchgeführt wurden und die späterhin für die entsprechenden Neuschöpfungen der deutschen Reichsjustizgesetzgebung eine so hohe Bedeutung erlangen sollten, können zum guten Theil geradezu als Werke Leonhardt's gelten, an allen hat er einen bedeutenden Antheil gehabt. Dies gilt namentlich von dem Hypothekengesetz, von der neueren Civil- und Criminalproceßordnung und von dem Gesetz über die Gerichtsverfassung. Literarisch legte er von alledem in durchaus wissenschaftlichem Geiste Rechenschaft ab in seinem zusammenfassenden Werke «Die Justizgesetzgebung im Königreich Hannover», das 1867 in 4. Auflage erschienen ist. Außerdem gehörte er 1854—55 durch königliche Ernennung der 12. allgemeinen Ständeversammlung als Mitglied der Ersten Kammer an. Durch den Justizminister von Windthorst wurde Leonhardt 1862 zum Generalsecretär im Justizministerium ernannt. Als solcher nahm er theil an den Verhandlungen, die in den folgenden Jahren zur Anbahnung einer einheitlichen Ordnung für gewisse besonders wichtige Gebiete des deutschen Rechtslebens zwischen den deutschen Staaten gepflogen wurden; er vertrat Hannover auf den Conferenzen über die Deutsche Wechselordnung, das Deutsche Handelsgesetzbuch und die Herbeiführung einer allgemeinen deutschen Civilproceßordnung. Seine Thätigkeit fand den besondern Beifall des Königs Georg, durch dessen persönliche Intervention Leonhardt nach der Entlassung des Ministeriums von Malortie in dem am 21. Oct. 1865 gebildeten Ministerium Bacmeister mit dem Portefeuille der Justiz betraut wurde. Auch in der leitenden Stellung, die er nun einnahm, hielt sich Leonhardt dem Gebiete der eigentlichen Politik gestissentlich fern und suchte seinen Stolz darin, nur Chef seines Ressorts zu sein, den er denn auch mit einer von Freund und Feind anerkannten meisterhaften Sicherheit leitete; doch verlor er darüber die Bestrebungen für Herbeiführung eines einheitlichen deutschen Rechts nicht aus den Augen. Durch seine Schrift: «Zur Reform des Civilproceßes in Deutschland» (1865) hat er ihnen in der erfolgreichsten Weise Vorschub geleistet, indem er unter Verzicht auf alles gelehrte Beiwerk alle einschlägigen Fragen in ebenso wissenschaftlich gründlicher wie gemeinverständlicher Weise erörterte und die entscheidenden Punkte mit siegreicher Klarheit hervorhob. Trotzdem nahm er gegenüber den großen Fragen, von deren Lösung damals die Zukunft Deutschlands abhing, einen engherzig hannoverschen, ausgesprochen welfischen Standpunkt ein und war an dem verhängnißvollen 15. Juni 1866 mit seinen sämmtlichen Collegen einig in der unbedingten Verwerfung der von Preußen gestellten Forderungen, deren Erfüllung auch ihm einer Preisgebung der Selbständigkeit Hannovers gleichzukommen schien. Selbst in der Zweiten hannoverschen Kammer, der Leonhardt als Vertreter der Städte Lüchow, Dannenberg und Hitzacker angehörte, hat er in jenen kritischen Tagen die Richtigkeit der deutschen Politik des Königs Georg noch in einer ausführlichen Rede zu vertheidigen kein Bedenken getragen. Es war ein Beweis von dem Scharfblicke und der blos von sachlichen Gesichtspunkten ausgehenden Unparteilichkeit der preußischen Regierung und zugleich eine glänzende Anerkennung der hohen Verdienste, die sich Leonhardt um die als musterhaft anerkannte Neuordnung des hannoverschen Justizwesens erworben hatte, daß er trotz seiner streng welfischen Vergangenheit als Vicepräsident des Oberappellationsgerichts in Celle auch unter den neuen Verhältnissen der Rechtspflege seiner Heimat erhalten wurde, wenn ihm die Annahme dieser Stellung von seiten der welfischen Eiferer natürlich auch sehr verübelt und wie ein Verrath gedeutet wurde. Als dann im Herbst 1867 das Oberappellationsgericht für die das Jahr zuvor erworbenen neuen Provinzen in Berlin errichtet wurde, wurde Leonhardt zum Präsidenten desselben bestellt; wenige Wochen danach wurde er zum Kronsyndicus ernannt und aus Allerhöchstem Vertrauen zum Mitglied des Herrenhauses berufen. Wiederum nur wenige Wochen später wurde Leonhardt nach dem endlichen Rücktritt des Grafen zur Lippe am 5. Dec. 1867 an dessen Stelle zum preußischen Justizminister ernannt. In dieser einflußreichen und verantwortlichen Stellung hat Leonhardt alle seine hervorragenden Eigenschaften aufs glänzendste bewährt und sich durch die Herbeiführung eines einheitlichen Rechts um das neue Deutsche Reich und die nationale Entwickelung ein unsterbliches Verdienst erworben. Während Preußen ihm die Ergänzung der Concursordnung, die neue Subhastationsordnung, die Grundbuchordnung und die Vormundschaftsordnung verdankt, ist Leonhardt als Vorsitzender des Bundesrathsausschusses für Justizwesen die Seele der neuen Justizordnung des Reichs geworden und hat mit bewunderungswürdiger Arbeitskraft die Vorbereitung und Ausführung dieses gewaltigen Werks geleitet. Selbstverständlich übten dabei die von ihm einst in Hannover ins Leben gerufenen und in der Hauptsache bewährt gefundenen Einrichtungen auf ihn einen bedeutenden Einfluß aus. Namentlich gilt dies von der Deutschen Civilproceßordnung, in welche er an Stelle des bisher herrschenden umständlichen schriftlichen Verfahrens allen Nachdruck auf die mündliche Verhandlung legte, welche bestimmt ist, alle für die Entscheidung in Betracht kommenden Momente in Gegenwart der Parteien selbst dem Richter aus ihren ursprünglichen Quellen zugänglich zu machen. Bei der Neugestaltung des Deutschen Strafprocesses trat Leonhardt mit aller Entschiedenheit für eine umfängliche Theilnahme der Laienelemente an der Rechtsprechung in die Schranken und griff dabei auf das dem älteren deutschen Rechte eigene Institut der Schöffen zurück, durch welche er auch die Geschworenen ersetzt zu sehen wünschte. Doch stieß er mit diesem durchgreifenden Reformgedanken vielfach auf Widerstand und mußte sich schließlich damit begnügen, denselben nur in beschränktem Maße und in der untern Instanz durchgeführt zu sehen. Seiner correcten sachlichen Haltung, der allgemeinen Anerkennung, welche seine unbestrittene Autorität genoß, und seinem energischen und doch auch entgegenkommenden Auftreten war es namentlich zu danken, daß das große Werk der Deutschen Reichsjustizgesetze, an deren Entwurf die von dem Reichstage bestellte Commission etliche tiefgreifende Aenderungen vor-

genommen hatte, die von Seiten des Bundesraths zum Theil als unannehmbar zurückgewiesen wurden, bei dem Ende des J. 1876 geführten Verhandlungen im Reichstage nicht scheiterte, sondern auf dem Wege eines Compromisses glücklich zu Stande gebracht wurde. Dieser Moment bezeichnet den Höhepunkt in Leonhardt's Leben. Der Kaiser belohnte Leonhardt's Verdienste durch das Großkreuz des Rothen Adlerordens. Fast noch drei Jahre ist Leonhardt danach im Amte gewesen: sie sind dem Ausbau der Justizgesetzgebung im einzelnen gewidmet gewesen; danebenher ging die Riesenarbeit der Einführung derselben in Preußen und der damit verbundenen Neuorganisation des gesammten preußischen Gerichtswesens. Der davon unzertrennlichen dauernden Ueberanstrengung erlag aber schließlich auch diese außerordentliche Kraft. Nur mit Mühe hielt sich Leonhardt zuletzt aufrecht; als im October 1879 das große Werk vollendet und die neue Gerichtsorganisation in Kraft getreten war, erbat Leonhardt seinen Abschied. Derselbe wurde ihm am 29. Oct. 1879 in den huldvollsten Ausdrücken und unter wärmster Anerkennung der geleisteten außerordentlichen Dienste gewährt; das königliche Handschreiben rühmte die «Hingebung, Aufopferung und Ausdauer ohne Gleichen», die Leonhardt in seiner Amtsthätigkeit bewiesen, und bezeichnete es als Leonhardt's Verdienst «mehr wie den Grund gelegt zu haben zu einer Einheit der deutschen Gesetzgebung, woran so Viele und so Vieles gescheitert». Zugleich erhielt Leonhardt den Stern der Großcomthure des Hohenzollernschen Hausordens. Aber auch sonst fand Leonhardt's Thätigkeit die rückhaltloseste und wärmste Anerkennung und die Presse aller Richtungen bestätigte ein Wort des Königs Wilhelm in jenem Handschreiben an seinen scheidenden Justizminister: «Ihr Name steht in der Weltgeschichte unauslöschlich da.» Nach dem Rücktritt von seinem Amte zog sich Leonhardt nach Hannover zurück, erlag aber bei seinem erschöpften Körper schon am 7. Mai 1880 einem Nervenleiden. Vgl. Wippermann in der «Allgem. deutschen Biographie», XVIII, 301 fg.

(H. Prutz.)

LEONIDAS, Name zweier Könige von Sparta. Mit unvergänglichem Ruhme geschmückt ist der erste derselben. Ein Mitglied des königlichen Hauses der Agiaden (oder Eurysthheniden), Sohn des Königs Anaxandridas, Stiefbruder des nachmaligen Königs Kleomenes I., leiblicher Bruder des Dorieus und des Kleombrotos, ist dieser Leonidas I. etwa 535 v. Chr. geboren (vgl. M. Duncker, «Geschichte des Alterth.», 5. Aufl., Bd. 6, S. 549 fg.; Bd. 7, S. 254). Ein Spartiate allseitig so tüchtiger Art, wie die Zucht und die kriegerische Schulung dieses Volks nur wenige zu erziehen vermocht hat, ist Leonidas wider Erwarten auf den Thron gelangt, als sein wilder Stiefbruder Kleomenes I. im J. 487 v. Chr. im Wahnsinn einen schrecklichen Tod gefunden hatte (Duncker, Bd. 7, S. 168). Wir erfahren, daß nachher des Kleomenes jugendliche Tochter Gorgo des Leonidas Gattin geworden ist und ihm den Pleistarchos geboren hat (Duncker, Bd. 6, S. 549). Sonst kennen wir den König Leonidas wesentlich nur in der Gestalt eines Helden, der mit rücksichtsloser Aufopferung seiner Person in dem großen Kriege gegen den Perserkönig Xerxes, durch höchste Tapferkeit, große Feldherrntüchtigkeit und edeln Opfertod das gut zu machen sich mit Erfolg bemüht hat, was die kurzsichtige, kümmerliche, selbst dumme Politik seiner Landsleute am Eurotas in dieser Krisis verfehlt und verschuldet hatte. Ueber diese Kämpfe selbst dürfen wir uns hier sehr kurz fassen. Bekanntlich ist Leonidas Anfang Juli 480 v. Chr. durch die spartiatische Regierung mit nur sehr schwacher Macht zur Vertheidigung der Stellung an den Thermopylen ausgeschickt worden; er selbst so gut wie die Völker in Mittelgriechenland sind durch das nachher nicht erfüllte Versprechen getäuscht worden, daß möglichst bald massenhafte Scharen aus Lakonien und dem Peloponnes ihm folgen sollten. Seinen 300 spartiatischen Hopliten, 700 bis 1000 Periöken, seiner ganzen, höchstens 4100 Hopliten starken peloponnesischen Mannschaft schlossen sich aus Thespiä, von einer nationalen Partei in Theben, aus Phokis und aus Lokris so viel Krieger an, daß der König die Thermopylen mit höchstens 7200 Hopliten (zu denen noch die nöthigen Heloten und andere leichtbewaffnete Krieger kamen) vertheidigen mußte. Als es nun in der zweiten Hälfte des August 480 zu den entscheidenden Kämpfen kam, schlug Leonidas die Angriffe der Perser zwei Tage nacheinander mit glänzendem Erfolge zurück. Als er nun aber erfuhr, daß in der demnächst folgenden Nacht die Verrätherei des Meliers Ephialtes den Persern es möglich machte, die sogenannte Anopäa, welche durch die Phoker schlecht vertheidigt wurde, zu erobern und dadurch die Thermopylen zu umgehen, da beeilte er sich, solange es noch ausführbar war, durch schnelle Rücksendung der Masse seiner Krieger nach dem innern Griechenland dieselben für das Vaterland zu retten. Zur Deckung ihres Rückzugs hielt er selbst mit den Spartiaten, mit den Thespiern, den Thebanern und Mykenäern (mit zusammen kaum tausend Hopliten) aus; sie fanden dann in heldenmüthigem Kampfe am dritten Tage dieser Gefechte den ruhmvollen Untergang (vgl. Duncker, Bd. 7, S. 231—258; *Herod.* VII, 202—238; *Diod.* XI, 4 fg., 33; *Isocrat.* Panegyr. c. 25; Archidam. 42; *Pausan.* III, 4, 7, 8; *Justin.* II, 11). Der Opfertod des Leonidas wurde von den Griechen in Inschriften, Liedern und zahlreichen Erzählungen zu allen Zeiten hoch gefeiert (vgl. Anthol. III, 8; *Brunck*, Anal. I, p. 123, nr. XV. p. 131, XXX; *Strabo* IX, 4; *Lycurg.* in Leocrat. p. 215; *Cic.* Tusc. I, 42; *Valer. Maxim.* III, 2, ext. 3. III, 7, ext. 8; *Senec.* ep. 83; *Pausan.* III, 14, 1; *Aul. Gell.* III, 7; *Stob.* Floril. VII, p. 86, 91; *Suidas* s. v.). — Denkmale in den Thermopylen verherrlichten die Erinnerung; auf dem Hügel, wo Leonidas gefallen war, wurde zu seiner Erinnerung, im Hinblick auf seinen Namen, ein Löwenbild aufgestellt. Vierzig Jahre später wurden hier seine Ueberreste aufgesucht, angeblich aufgefunden und in Sparta bestattet; an seinem Grabe wurden fortan jährlich Gedächtnißreden und Wettkämpfe abgehalten (vgl. Duncker, Bd. 7, S. 374).

Gänzlich anderer Art war König Leonidas II.,

ebenfalls der Linie der Agiaden angehörig, Nachfolger der Könige Areus und Akrotatos, Sohn des wilden Abenteurers Kleonymos (Oheims des Areus), in der Mitte des 3. Jahrh. v. Chr. Durchaus ein Freund der damals stark zusammengeschmolzenen, enorm vermögenden dorischen Oligarchie, dabei ein durch längeren Aufenthalt in Asien an arge Ueppigkeit gewöhnter Schwelger, der vielleicht schon seit 258 v. Chr. regierte (vgl. Droysen, «Geschichte der Epigonen», 2. Aufl., Theil 1, S. 326 und 420), war er ein erbitterter Gegner der kühnen Reformpolitik seines jugendlichen Amtsgenossen Agis IV. Es gelang jedoch diesem und seinen Freunden, als sie die Mehrheit der Ephoren für sich gewonnen hatten, den Leonidas auf Grund mancher Anschuldigungen aus Sparta zu vertreiben und durch seinen Schwiegersohn Kleombrotos zu ersetzen, 242 v. Chr. (Droysen, S. 426—428). Als aber bald nachher (241) die Reaction der Oligarchen siegreich auftreten konnte, wurde Leonidas zurückberufen; nun mußte Kleombrotos mit seiner Gattin die Stadt verlassen, Agis IV. wurde hingerichtet, und dessen Witwe Agiatis mit ihrem großen Vermögen zur Frau von Leonidas' Sohn Kleomenes (III.) gemacht, den sie freilich nachher vollständig für die Reformpläne ihres ermordeten ersten Gatten gewonnen hat (Droysen, S. 435—437). Der alte König Leonidas ist anscheinend um 235 v. Chr. gestorben (Droysen, Theil 2, S. 40, 74 und 82).

(G. Hertzberg.)

LEONTION, Name athenischer Hetären. Besonders berühmt war die durch Schönheit, Geist und Bildung ausgezeichnete Freundin Epikur's und seiner Schule, welche diesen Namen trug (vgl. über sie Athen. XIII, p. 585 D, p. 588 B, p. 593 B—D). Ihr feurigster Liebhaber war Metrodoros, von dem sie einen Sohn hatte (vgl. *Diogen. Laërt.* X, 4, 5, 6, 23); ihre Tochter Danaë war später die Geliebte eines Commandanten von Ephesos, Namens Sophron. Leontion hat auch in scharfsinniger Weise und in gutem Attisch die Philosophie Epikur's gegen Theophrast literarisch vertheidigt (vgl. *Cicero* Nat. D. I, 33; *Plin.* N. H. praefat.). Wol kaum dieselbe Frau ist jene Leontion, welche der (302 v. Chr. verstorbene) Dichter Hermesianax aus Kolophon durch drei Bücher erotischer Elegien verherrlicht hat; vgl. Athen. XIII, p. 597.

(G. Hertzberg.)

LEONTION, eine griechische, in historischer Zeit an Stelle des frühzeitig verfallenen Rhypes emporgekommene Stadt in dem alten Bunde des peloponnesischen Achaja, gerade auf der Mitte des elfstündigen Weges von Paträ nach Kynätha (jetzt Pelebyta) — gegenüber dem jetzigen Dorfe Guzumistro, am rechten Ufer eines Armes des Flusses Selinus belegen (südwestlich von Aegion, nordöstlich von Pharä). Sie bestand noch zu der Zeit des Polybios und verödete erst in der des Augustus (*Polyb.* II, 41; V, 94). Vgl. E. Curtius, «Peloponnesos», Bd. 1, S. 448, 457, 459; Bursian, «Geographie von Griechenland», Bd. 2, S. 316 und 330.

(G. Hertzberg.)

LEONTION (οἱ Λεοντῖνοι, *Herodot.* VII, 154, *Scyl.* p. 4; *Thucyd.* III, 86; VI, 3, 79; *Xen.* Hell., II, 3, 5; *Strabo* VI, p. 272, 273; *Mela* II, 7, 16; *Plinius* III, 8, 14; *Ovid.* Fast., IV, 467; auch Λεοντῖνον πόλις bei *Polyb.* VII, 1, und auf Münzen; bei *Ptolem.* III, 4, dagegen Λεόντιον) war eine altgriechische Stadt auf Sicilien. Gegründet wurde sie 729 v. Chr. auf der Ostküste dieser Insel, in einer überaus fruchtbaren Gegend, etwa zwei Stunden westlich vom Gestade, ziemlich in der Mitte des Weges, der von dem (bald nachher entstandenen) Katane nach (dem kurz zuvor gegründeten) Syrakus führte, durch Theokles, der hier Chalkidier und Nazier von dem sicilischen Naxos aus angesiedelt hat (vgl. Duncker, «Geschichte des Alterthums», 5. Aufl., Bd. 5, S. 484). Die Stadt lag auf zwei, durch einen niedrigen Bergrücken verbundenen Hügeln, an dem Flüßchen Lissos, welches sich in der Nähe des Platzes in den nur eine Viertelstunde nördlich von Leontion fließenden Terias (jetzt Lentini) ergoß. Die Vertiefung zwischen diesen Hügeln enthielt den Markt, das Rathhaus und andere öffentliche Gebäude, während die Tempel und die Straßen der Stadt die Hügel bedeckten (*Polyb.* VII, 1). Zu dem Gebiet von Leontion gehörten außer anderen die festen Plätze Phokeä und Brikinniä (*Thucyd.* V, 4). Leontion war einer der wichtigsten Punkte der auf der Insel Sicilien angesiedelten Jonier; aber in den historisch bekannteren spätern Jahrhunderten erscheint sie fast beständig unter dem Druck ihrer übermächtigen dorischen Nachbarstadt Syrakus: ein Verhältniß, welches ihre spätere Geschichte sehr wesentlich bestimmt hat. Aus der ältern Zeit wissen wir, daß zu Leontion im J. 608 v. Chr. der Polemarch Panaitios bei Gelegenheit einer Fehde mit den sicilischen Megarern sich der Tyrannis bemächtigt hat — der erste Machthaber dieser Art in Sicilien (vgl. Ad. Holm, «Geschichte Siciliens», Bd. 1, S. 153). Die Verbindung der Stadt Leontion mit der allgemeinen Geschichte des Ostens der Insel begann, als der seit 498 v. Chr. regierende Fürst des dorischen Gela, Hippokrates, sich erobernd ausdehnte und Naxos mit Leontion sich unterwarf (Duncker, Bd. 6, S. 654). Als später sein 491 v. Chr. zur Herrschaft gelangter Nachfolger Gelon 485 auch die Stadt Syrakus gewann und nun zum Mittelpunkte eines großen Ostsicilischen Reiches machte, ging auch Leontion (S. 659 fg.) mit in diesen Staat über; auf Gelon's Befehl mußte aus dieser, wie aus andern Städten die Masse der vermögenden Bürger nach Syrakus übersiedeln. Als aber 466 v. Chr. das Fürstenthum zu Syrakus durch eine allgemeine Erhebung des Volkes zu Grunde ging, fiel auch der große Ostsicilische Staat auseinander und die Städte desselben suchten sich wieder selbständig einzurichten. So auch Leontion; aber das Uebergewicht der dorischen Syrakusier blieb darum für diese ionische Stadt doch andauernd höchst empfindlich fühlbar, namentlich als jene seit 439 die alte Machtstellung der frühern Fürsten wiederzugewinnen sich bemühten. Das waren die Zustände, aus denen heraus die Leontiner allmählich anfingen ihre Blicke nach dem mächtigsten aller damaligen ionischen Staaten, nach dem Perikleischen Athen zu richten. In der That ist schon gegen Ende von 433 v. Chr. zwischen Athen,

Rhegion und Leontion ein erstes Bündniß abgeschlossen worden (*Thucyd.* III. 86; Duncker, N. F., Bd. 2, S. 324 fg.). Auf dieses gestützt, erbaten sich die Leontiner von Athen durch den berühmten Sophisten Gorgias nachdrückliche Hülfe, als bei dem Ausbruch einer größern Fehde der dorischen Städte gegen die chalkidischen Leontion im J. 427 bereits dem Unterliegen nahe gebracht war. Diese Hülfe wurde allerdings gewährt; aber sie war weder ausgiebig genug, noch wurden die attischen Streitkräfte besonders geschickt und kräftig geführt, um Großes zu erreichen. Immerhin hatten sie den Druck der Syrakusier auf Leontion ermäßigen helfen. Als aber 424 ein allgemeiner Friede den Abzug der Athener aus Sicilien erwirkt hatte, kam es in Leontion zu argen Parteikämpfen zwischen Adel und Gemeinde; in ihrem Verlaufe verbündete sich der Adel mit Syrakus, vertrieb seine Gegner, verwüstete die eigene Heimat, deren Burg die Syrakusier besetzten, siedelte dann selbst nach Syrakus über. Nach einiger Zeit jedoch kehrte ein Theil der Aristokratie nach dem alten Gebiet zurück, setzte sich zu Phokeä und Brikinniä fest und trat wieder mit den früher vertriebenen Mitbürgern in Verbindung. Nur daß durch eine derartige Politik die alte Bedeutung von Leontion selbst wesentlich zu Grunde gerichtet worden, und die Gegnerschaft der neu aufblebenden Bürgerschaft gegen Syrakus für letzteres wenig gefährlich war (*Diod.* XII. 53; *Thucyd.* V. 4; VI. 50; Holm, Bd. 2, S. 3—9). Gegen Ende des 5. Jahrh. erscheint jedoch Leontion wieder als selbständige chalkidische Stadt, wurde aber durch den Tyrannen Dionysios I. 403 v. Chr. genöthigt, wieder ihre meisten Bürger nach Syrakus abzugeben, während er Leontion selbst mit mehreren Tausenden seiner italischen Söldner und griechischen Miethstruppen neu besetzte und ihre Burg neu verschanzte (*Diod.* XIV. 14. 58, und Holm, Bd. 2, S. 104 fg. und 146). Später erfahren wir noch, daß Dion 356 v. Chr. einige Zeit lang während der Kämpfe um Syrakus hier seine Station hatte (Holm, S. 180); daß auch Timoleon (Holm, S. 215) bei seiner Reorganisation der Insel die damaligen Bewohner von Leontion als Bürger nach Syrakus verpflanzt hat, und daß noch später zur Zeit der Kämpfe der Karthager gegen Agathokles, nach der Schlacht bei Eknomos, die Stadt Leontion (311 v. Chr.) sich jenen ergab, als sie Syrakus anzugreifen sich anschickten (*Diod.* XV. 16; XVI. 82). Im zweiten Punischen Kriege litt Leontion sehr viel; hier war 214 König Hieronymos von Syrakus durch seine republikanischen Gegner ermordet, von hier aus war der Kampf der Syrakusier unter dem zu Hannibal neigenden Hippokrates gegen die Römer eröffnet worden; daher ließ der römische General Claud. Marcellus, als die Stadt erstürmt war, sie in seiner gewöhnlichen Roheit durch seine verwilderten Krieger furchtbar heimsuchen (*Liv.* XXIV. 29, 30). Seitdem sank Leontion zu einem unbedeutenden Ort herab, besteht jedoch noch jetzt als Lentini. Unverwüstlich blieb nur die üppige Fruchtbarkeit der schönen Weizenebene (Campi Leontini, jetzt Piana di Catania) im N. der Stadt (vgl. *Cic.* Verr., III. 18; *Diod.* V. 2; *Plin.* Nat. Hist. XVIII. 10, 21; *Prudent.* in Symmach. II. 940. *(G. Hertzberg.)*

LEONTIUS II., byzantinischer Kaiser, bezw. Usurpator, regierte 695—698, gestorben 705. Das Byzantinische Reich hat es niemals zu einem vollständig durchgebildeten System der Erbfolge gebracht, niemals hat dort das Princip der Legitimität im modernen Sinne sich unbedingt geltend gemacht, abgesehen vielleicht von den beiden letzten Jahrhunderten, vom Zeitalter der Paläologen. Wohl haben manche Dynastien, so das Haus des Heraklius, des Leo Isauricus, so endlich das sog. makedonische Herrscherhaus, die vierte oder gar die fünfte Generation überdauert, wohl waren die Formen knechtischer Huldigung, mit denen die Imperatoren ihre «geheiligte» Person umgaben, zu Byzanz mit einem unübertroffenen Raffinement in ein förmliches System gebracht. Aber gleichwol zitterten die Nachfolger des großen Konstantin auf ihrem Throne, in steter Furcht vor der Verschwörung eines ehrgeizigen Abenteurers oder gar vor dem Dolche ihrer nächsten Verwandten. Die Geschichte unsers Leontius führt in nuce die augenscheinliche Wahrheit des Satzes vor, daß auch zu Byzanz, wie im alten Rom, dicht neben dem Kapitol sich der Tarpejische Felsen befand.

Leontius, ein sieggekrönter Feldherr unter Kaiser Justinian II. (685—695)[1]), der unter anderm im J. 685—686 mit Auszeichnung an der Ostgrenze (in Armenien und vielleicht auch in den Kaukasuslandschaften, Iberien und Albanien) die Araber bekämpfte[2]), fand anfangs seitens des Monarchen gebührende Anerkennung und wurde zum Patricius, sowie zum Oberbefehlshaber sämmtlicher Truppen des Orients ernannt. Später aber ließ ihn der ebenso undankbare als mistrauische Fürst ohne allen Grund einkerkern. Erst nach drei Jahren seiner Haft entlassen und zu seinem Erstaunen durch kaiserliches Decret zum Militärgouverneur von Griechenland ernannt, erhielt er gemessene Weisung, sofort abzusegeln. Schon im Begriffe, sich einzuschiffen, machte ihn die wol nicht unbegründete Furcht vor der Launenhaftigkeit des Monarchen, der, wie Caracalla, blutdürstige Grausamkeit mit Thatkraft vereinte, sowie abergläubisches Vertrauen auf den Rath dreier befreundeter Mönche, die auf Grund ihrer astrologischen Experimente ihm schon im Kerker den kaiserlichen Purpur in nahe Aussicht gestellt hatten, zum wirklichen Rebellen. Es bedurfte keiner besondern Anstrengung, um den allgemein verhaßten Tyrannen zu stürzen. Leontius bemächtigte sich zur Nachtzeit durch einen kühnen Handstreich der Prätorialpräfectur, verhaftete den überraschten Präfecten, befreite die in den Kerkern jenes Gebäudes schon seit 6 bis 8 Jahren schmachtenden, meist dem Offizierstande angehörenden Männer von hohem Rang, versah sich und seine neuen Anhänger mit Waffen, gewann den Patriarchen Callinicus und bearbeitete durch

1) Vgl. *Theophanes*, «Chronographia» (Bonn), vol. I. p. 564: *Λεόντιος δὲ ὁ πατρίκιος καὶ στρατηγὸς τῶν Ἀνατολικῶν γενόμενος καὶ ἐν πολέμοις εὐδοκιμήσας κτλ.* 2 *Theoph.* p. 565 spricht, offenbar übertreibend, auch von Medien.

diesen obersten Repräsentanten der Morgenländischen Kirche, der ohnehin dem Imperator wegen eines beispiellosen Actes frivoler Impietät grollte[3]), die schleunigst in die Sophienkirche berufene Volksversammlung. Schon am frühen Morgen war die Absetzung des entarteten Nachkommen des Heraklius eine vollendete Thatsache. Leontius wurde im Hippodrom, dem Schauplatze so mancher Thronrevolutionen, allgemein als Kaiser begrüßt, und der erbitterte Pöbel vollzog an seinen bisherigen langjährigen Peinigern eine tumultuarische Rache. Die beiden verruchtesten Werkzeuge des Tyrannen, Theodotus und Stephanus, ersterer ein Mönch, erlitten den Feuertod. Justinian selbst wurde an der Nase verstümmelt[4]) und nach Cherson unweit des Schwarzen Meeres verbannt (695).

Der neue Kaiser erfreute sich des angemaßten Purpurs nur drei Jahre, und seine kurze Regierung war noch dazu im ganzen eine recht unglückliche; das gilt namentlich von der auswärtigen Politik. Zwar anfangs waltete allenthalben an den Grenzen des Reichs ein vollständiger Friede. Gar bald aber wurden die nordöstlichen Provinzen theils durch die Waffen der Araber, theils durch schnöden Verrath aufs ernstlichste gefährdet: der Khalif Abd-Almalik überfiel verheerend das Reich und schleppte sehr viele Christen in die Sklaverei. Der Patricius Sergius, Militärgouverneur von Lazika (Kolchis) und den Grenzdistricten, fiel von Leontius ab und überlieferte diese Gegenden treulos den Arabern. Auch in seinem Versuche, Karthago und das byzantinische Afrika überhaupt dem Islam zu entreißen, war der Kaiser nach vielversprechenden Anfängen unglücklich. Endlich wurde die Bevölkerung der Hauptstadt kurz vor seinem Sturz durch eine fürchterliche Pest 4 Monate lang decimirt. Auf den soeben erwähnten Versuch des Imperators, Nordafrika zu retten, muß besonders zurückgekommen werden, da jenes Unternehmen in seinen Folgen den Sturz des Kaisers herbeiführte. Die Sarazenen, die schon seit etwa 660 sich in Nordafrika festgesetzt hatten, betrieben im J. 697 die definitive Eroberung dieser ausgedehnten Provinzen mit größerem Nachdruck und bedeutenderm Erfolge, als je vorher; sogar die Hauptstadt mußte ihnen die Thore öffnen. Jetzt aber ermannte sich Leontius zu wirksamem Widerstand; er ertheilte dem Patricius Johannes, einem befähigten, ihm treu ergebenen Feldherrn, den Auftrag, Karthago und Nordafrika zu entsetzen, und stellte ihm zu diesem Zwecke die gesammte Reichsflotte zur Verfügung. Johannes' Kriegsführung entsprach anfangs vollständig den Erwartungen seines kaiserlichen Gebieters: er erfocht einen entscheidenden Sieg, durchbrach die Kette, welche den Hafen Karthagos sperrte, zwang die Feinde zum Abzug, besetzte die ehemalige Residenz der Vandalenkönige und vertrieb die Sarazenen aus allen übrigen befestigten Plätzen Nordafrikas. Aber während er zu Karthago überwinterte, ging auf Befehl des Khalifen eine weit ansehnlichere Flotte als die frühere vom Stapel, und Johannes, nunmehr vom Kriegsglück verlassen, mußte Karthago räumen, das nun für immer für die Byzantiner verloren war, und schiffte sich mit den Trümmern seiner Flotte und seines Landheeres ein, um den Kaiser um weitern Nachschub von Truppen zu ersuchen. Die Fahrt ging ohne Zwischenfall vor sich, bis man auf Kreta landete. Jetzt aber konnte es der Admiral nicht verhindern, daß Furcht und Scham ob des Mißlingens der nordafrikanischen Expedition das Heer veranlaßte, dem Leontius den Gehorsam aufzukündigen und einen Offizier, Namens Apsimarus, unter dem Namen Tiberius III. zum Kaiser auszurufen. Nach erfolgter Landung im Hafen von Byzanz weigerte sich zwar die Bürgerschaft, den von ihr selbst erst vor wenigen Jahren erwählten Imperator zu verrathen, aber die Befehlshaber der fremden Söldner fielen von Leontius ab und machten den Tiberius zum Herrn der Stadt. Der unglückliche Usurpator wurde abgesetzt, wie einst Justinian an der Nase verstümmelt und in einem nahe gelegenen Kloster eingekerkert (698)[5]). Als Justinian nach zehnjährigem Exil mit Hülfe des Bulgarenkönigs Terebellus abermals in den Besitz der kaiserlichen Gewalt gelangt war, ließ er beide Usurpatoren, die sich gegenseitig und ihn selbst gleich grimmig haßten, in schimpflichem Aufzuge durch die Hauptstadt führen und hatte dann während eines großen Festes im Hippodrom die Genugthuung, beide Feinde gedemüthigt zu seinen Füßen hingestreckt zu sehen. Nachdem er, dem Wagenrennen zusehend, längere Zeit die Usurpatoren persönlich mishandelt und verhöhnt hatte, wurden die Unglücklichen im Circus selbst auf Befehl des rachsüchtigen Siegers enthauptet (705). Den Patriarchen Callinicus aber ließ der wiedereingesetzte Fürst absetzen, blenden und nach Rom verweisen. Justinian überlebte seine Restitution nur sechs Jahre lang; nach abermals überaus grausamer Regierung erlag er der Verschwörung des Philippicus Bardanes und wurde von den Soldaten nebst seinem Sohne Tiberius, einem schuldlosen Knaben, ermordet.

Leontius verdient einen Platz neben den unglücklichsten Thronräubern aller Zeiten. Er scheint übrigens des kaiserlichen Purpurs nicht ganz unwürdig gewesen zu sein; dies beweist die wohlgemeinte und gut angelegte Expedition des Patricius Johannes, für deren schließlichen Mißerfolg er nicht die Verantwortung trägt: seine Regierung war eben allzu kurz, um durch einen zweiten Feldzug den Verlust Karthagos wieder wett zu

3) *Theoph.* p. 563, und v. Ranke, «Weltgeschichte», V, Abtheil. I, S. 193 fg. 4) Schwerlich auch an der Zunge verstümmelt, wie *Theoph.* p. 566 meint (... *φινοκοπήσαντες ἅμα καὶ γλῶσσαν κοπήσαντες κτλ.*); denn ersteres konnte nach Theophanes' eigener Darstellung Justinian später völlig ungehindert sprechen (p. 572), und dann gedenken die älteren, freilich nichtbyzantinischen Quellen, Beda und (nach ihm) Paulus Diaconus («Hist. Langob.» l. VI, c. 32) blos der Nasenverstümmelung.

5) Die Angabe des Paulus Diaconus («Hist. Langob.», VI, 13), Leontius sei von Apsimarus in dieselbe Stadt, wie Justinian, d. i. nach dem sehr entlegenen Cherson, verwiesen worden, widerspricht dem historischen Zusammenhange. Nach *Theoph.* p. 574 konnte Leontius dem restituirten Kaiser Justinian sofort vorgeführt werden.

machen. Auch spricht zu seinen Gunsten die Thatsache, daß die Bürgerschaft der Hauptstadt ihn nicht verrathen wollte: «τῆς πόλεως παραδοῦναι Λέοντιον μὴ βουλομένης», sagt Theophanes, S. 568.

Von den Münzen, die man unserm Leontius zuschreibt, sind echt nur die Siegesmedaillen mit der Aufschrift D. Leonti A. | Victoria Augusti, deren Vorderseite das mit dem Diadem versehene Porträt des Fürsten aufweist, und deren Rückseite unten ein Kreuz zeigt (Eckhel, «Doctrina nummorum», Bd. 8, S. 229). Es handelt sich bei dieser Gruppe von Siegesmünzen wahrscheinlich um eine Anspielung auf den anfänglichen Sieg des Patricius Johannes (697). Denn einmal ist das der einzige kriegerische Erfolg der Regierung unsers Usurpators, und dann berichtet Theophanes (S. 567) ausdrücklich, Johannes hätte dem Kaiser seine Siege brieflich mitgetheilt. — Du Cange und andere ältere Forscher vindiciren unserm Leontius auch noch vier weitere Münzgruppen mit den Aufschriften: I. D. N. Leontius Perp. Aug. | Victoria Aug. II. D. N. Leontio Perps. Aug. | Victoria Augg. III. D. N. Leontius P. F. Aug. | Victoria Augg. IV. Leontius Perpet. Aug. | Victoria Augustorum. Aber Bandurius (bei Eckhel a. a. O., S. 201 fg.) und Eckhel selber (a. a. O., S. 201 fg., 229) nehmen mit Recht an, daß jene vier Münzgruppen einem älteren Usurpator, Leontius I., angehören, der sich 482 gegen den Kaiser Zeno empörte, den Kaisertitel annahm und sich Jahre lang zu Cilicien und Syrien im Besitze der höchsten Gewalt behauptete, bis er 488, von den Truppen Zeno's besiegt und gefangen, zu Byzanz hingerichtet wurde (s. Theophanes, «Chronographia», I, 198 fg., 201, 204; Gibbon, «Geschichte des allmählichen Sinkens und endlichen Untergangs des römischen Weltreiches», deutsch von Sporschil, 2. Aufl., Leipzig 1844, Bd. 8, S. 337 fg.). Die Hauptgründe beider Numismatiker — jene Münzen ähneln auffallend dem Typus der Zeno-Medaillen, und eine der betreffenden Gruppen ist im syrischen Antiochien geprägt, welches um 695 unter arabischer Herrschaft stand — sind in der That überzeugend.

Quellen: Theophanes, «Chronographia» (Bonn 1839—41), Bd. 1, S. 552, 555 fg., 564—574, 579—585, inclusive (Hauptquelle, redigirt um 818 n. Chr.) Nicephorus, «Chronographia compendiaria» (Bonn), S. 752, hier irrthümlich dem Leontius II. eine zehnjährige Regierung vindicirt!) — Beda Venerabilis, «Chronicon seu Liber de sex mundi aetatibus» (verfaßt 726) und hiernach Paulus Diaconus, «Historia Langobardorum» in «Monumenta Germaniae», herausgeg. von G. Waitz, Hannover 1878), l. VI, c. 12, p. 168 nebst Note 5 des Herausgebers, l. VI, c. 13, ibid., l. VI, c. 31, p. 175 nebst Note 2 des Herausgebers, l. VI, c. 32, nebst Note 4 des Herausgebers, hier Leontius irrthümlich «Leo» genannt!, sowie die von G. Waitz ebenda herausgegebenen «Gesta pontificum. Joh. VII.» l. IV, c. 32, p. 175, Note 2). — Literatur: Leopold von Ranke, «Weltgeschichte», Bd. 5, Abth. 1, S. 178—203, 223—228, und Josef Langen, «Geschichte der römischen Kirche von Leo I. bis Nikolaus I.», S. 590 fg., 595—600. *(Franz Görres.)*

LEONTIUS, Bischof von Arelate und erster Metropolit (Patriarch, Primas) von Gallien (zweite Hälfte des 5. Jahrhunderts).

Die Geschichte dieses Prälaten ist geeignet, das Interesse auch der weitesten gebildeten Kreise zu beherrschen, und zwar wegen seines amtlichen Verkehrs mit Papst Hilarius oder Hilarus, der vom 12. Nov. 461 bis 21. Febr. 468 regierte (vgl. Jaffé, «Regesta pontificum Romanorum», S. 48 fg.), und wegen seines Verhältnisses zu den sogenannten Prädestinatianern und den Semipelagianern.

Die Correspondenz der beiden Hierarchen vermittelt uns zunächst einen orientirenden Einblick in das Wesen und den ganzen complicirten Apparat der mitteleuropäischen Patriarchate im allgemeinen und speciell des gallo-arelatensischen Primats; jener amtliche Verkehr der beiden Kirchenfürsten läßt uns die gegenseitigen Rechte und Pflichten des ersten Metropoliten oder Primas von Gallien und der ihm unterstellten übrigen Metropoliten, sowie der Inhaber der einzelnen Metropolen in ihren wechselseitigen Beziehungen zu den Suffraganen deutlich erkennen. Dem Bischof Leontius als dem ersten Metropoliten und dem Vertreter des gesammten gallischen Episkopats theilt Hilarius seine Erhebung zur päpstlichen Würde mit und ersucht ihn, diese Nachricht auch an die übrigen Bischöfe der ganzen Kirchenprovinz gelangen zu lassen. Auch in seinen sonstigen Schreiben, soweit sie gallische Angelegenheiten betreffen, wendet sich der Nachfolger Leo's des Großen stets an Leontius als das Haupt des gallischen Episkopats. Der Oberhirt von Arles hat die Befugniß und die Pflicht, alljährlich eine Generalsynode zu berufen, und zu diesem Zwecke soll er vorher brieflich die ihm unterstellten Metropoliten der Kirchenprovinzen Viennensis, Lugdunensis, Narbonensis prima, secunda, Alpina auffordern, wiederum ihrerseits ihre Suffraganbischöfe zur Betheiligung an dem Nationalconcil zu veranlassen[1]). Ueber ganz Gallien im vollen Sinne hat sich also der Arelatensische Primat nicht erstreckt: die wichtigste und wesentlichste Thätigkeit des Leontius als des ersten Metropoliten beschränkte sich auf die soeben genannten fünf Kirchenprovinzen. Ein vollständiges Patriarchat über ganz Gallien war für die damalige Zeit durch die politische Zerklüftung des Landes, um dessen Besitz Römer, Franken, Westgothen und Burgunder rangen, selbstverständlich ausgeschlossen[2]).

1) Jaffé, «Regesta», p. 48, ep. 327; «Quantum reverentiae», vom 25. Jan. 462, p. 48 fg., ep. 328; «Dilectioni meae», vom 3. 462, ep. 329; «Miramur fraternitatem», vom 3. Nov. 462, ep. 330; «Quamquam notitiam», vom 3. Dec. 462, ep. 331; «Qualiter contra sedis», vom 10. Oct. 463, ep. 332; «Solliciti admodum», vom 24. Febr. 464, ep. 334; «Etsi meminerimus», vom 3. 464, ep. 337; «Movemur ratione», vom 3. 465 (?).

2) Näheres über den Primat des Leontius, freilich in anderm Zusammenhange, in des Unterzeichneten Aufsatze «Ueber die Entstehung des Metropolitanranges der Trierischen Kirche» in «Forschungen zur deutschen Geschichte», XVII, Heft 1, S. 165—200, S. 179 fg.

Hefele («Conciliengeschichte», 2. Aufl., Bd. 2, S. 589 fg., 600) und Rud. Baxmann («Politik der Päpste von Gregor I. bis auf Gregor VII.», Bd. 1, S. 14 fg.) lassen unsern Leontius als «Erzbischof» gelten. Nun ist es zwar nach obigen Ausführungen richtig, daß er nicht nur alle Functionen eines Erzbischofs, d. h. eines Metropoliten, sondern sogar die eines Primas oder Patriarchen wahrgenommen hat. Aber nach Ausweis seiner Correspondenz mit dem römischen Bischof und seiner Synodalunterschriften nannte er sich stets nur episcopus, es läßt sich sogar quellenmäßig erhärten, daß die gallischen Metropoliten zum mindesten bis tief ins 7. Jahrh. hinein nicht archiepiscopi waren, sondern einfach sich mit dem Titel episcopi begnügten (s. die Belege in den Unterzeichneten Aufsatze «Ueber die Entstehungszeit des Archiepiskopates und des Metropolitan-Ranges der Trierischen Kirche» in «Forschungen zur deutschen Geschichte», XVI, H. 1, S. 194 fg.). Natürlich ist auch die Bezeichnung «Primas» oder «Patriarch» im Zeitalter des Leontius dem Abendland unbekannt.

Weiter erhellt aus der Correspondenz der beiden Kirchenfürsten, daß Leontius trotz seiner scheinbar so glänzenden hierarchischen Machtstellung nichts ist als das devote, gefügige Werkzeug des herrschgewaltigen, ihn geistig hoch überragenden römischen Bischofs, der, über die Ausübung des sogenannten Primats Petri weit hinausgehend, sich, wenn auch nicht formell, so doch thatsächlich in seinen Beziehungen zur Gallischen Kirche als Universalbischof gerirt. Ich will kein besonderes Gewicht darauf legen, daß Leontius dem neugewählten Papst Hilarius brieflich zur Erhebung Glück wünscht, noch ehe dieser ihm seine Beförderung mitgetheilt [3]). Das mag man als einen Act loyaler Höflichkeit gegenüber dem ihm persönlich befreundeten Pontifex gelten lassen, aber in den nachstehenden zwei Specialfällen hat Hilarius über den Kopf des arelatensischen Metropoliten, der allein zuständigen Instanz, hinweg gallische Angelegenheiten, Interna der Gallischen Kirche, eigenmächtig als episcopus universalis entschieden: a) Rusticus, Bischof und Metropolit von Narbonne, hatte seinen Archidiakon Hermes zuerst zum Bischof von Béziers geweiht, und als ihn diese Stadt nicht annahm, zu seinem eigenen Nachfolger auf dem Stuhle von Narbonne empfohlen. Hermes wurde in der That Inhaber der septimanischen Metropole, aber der Prinz Friedrich, Bruder des Westgothenkönigs Theoderich II. (453—466), und andere klagten darüber in Rom, und Papst Hilarius forderte infolge hiervon im November 462 den Bischof Leontius, als den Primas von Gallien, zum Bericht darüber auf. Am 19. Nov. veranstaltete Hilarius, schon vor dem Eintreffen der Antwort des arelatensischen Metropoliten durch die Bischöfe Faustus von Riez (Regium) und Auxanius von Aix (in der Provence) über die betreffenden Vorfälle genau unterrichtet, in Rom in Gegenwart der beiden Prälaten eine von Bischöfen verschiedener Provinzen besuchte Synode, welche einen Mittelweg einschlug: einerseits bestätigte sie den Hermes im Bisthum Narbonne, weil Rusticus ihn zu seinem Nachfolger blos empfohlen, nicht wirklich bestallt hatte, andererseits aber entzog das päpstliche Concil dem Hermes das Metropolitanrecht, andere Bischöfe zu ordiniren, und übertrug dieses, solange Hermes lebe, dem ältesten Suffragan; das Interesse der Wahlfreiheit erforderte ja, daß solche Empfehlungen für bischöfliche Stühle nicht ungerügt blieben [4]). Wahrscheinlich rühren von dieser päpstlichen Synode auch die weiteren Verordnungen her, welche Hilarius gleichfalls in das Schreiben aufnahm, worin er die gallischen Bischöfe von der Maßregelung des Hermes benachrichtigt, daß nämlich alljährlich große Concilien aus verschiedenen Provinzen unter dem Vorsitz des Metropoliten Leontius und auf dessen Einladung abgehalten, die schwierigsten Sachen aber nach Rom gebracht werden sollten, daß kein Bischof ohne ein Schreiben seines Metropoliten in eine fremde Kirchenprovinz reisen dürfe u. s. w. [5]) b) Mamertus, Bischof und Metropolit von Vienne, derselbe, der die Bittgänge, die sogenannten Processionen, einführte, weihte, mit Verletzung der Verfügung des Papstes Leo des Großen von 450, wodurch die Kirchenprovinz Vienne so getheilt wurde, daß nur Valence, Tarantaise, Genève und Grenoble bei Vienne verblieben, die übrigen Bisthümer aber zur Metropole Arles gehören sollten (Leonis I. papae ep. 66 ad episc. Metrop. Arelat. bei Mansi VI, p. 76), im J. 463 für die Stadt Dea (Die), welche der päpstlichen Verfügung gemäß zu Arles gehörte, trotz des Protestes der Einwohner jener Stadt einen Bischof und erlaubte sich damit zugleich einen flagranten Eingriff in die Primat- und Metropolitanrechte des Arelatensers. Im Auftrage des Papstes, bei dem sich der Territorialherr von Dea und Vienne, der Burgunderkönig Gundiac, beschwerte, veranstaltete Leontius alsbald, wol zu Arles selbst, ein Nationalconcil, und dieses entsandte eines seiner Mitglieder, den Bischof Antonius, nach Rom, um dem Pontifex genauen Bericht zu erstatten. Der Rechtsfall wurde schließlich durch den Papst selber in seinem Antwortschreiben an die 21 gallischen Concilväter vom 24. Febr. 464 entschieden; in diesem Schreiben heißt es, Mamertus von Vienne und der durch ihn ordinirte Bischof von Dea hätten eigentlich die Absetzung verwirkt, er (der Papst) wolle aber Gnade für Recht ergehen lassen, und beauftrage deshalb den Bischof Veranus (einen der 21) als seinen Legaten, den Mamertus vor die Alternative zu stellen, entweder der Leoninischen Entscheidung sich zu unterwerfen oder auch noch den Verlust der 4 Suffragane, die ihm noch geblieben, zu gewärtigen. Der unrechtmäßig eingesetzte Bischof von Dea aber solle durch

3) Diese Correspondenz bei Baśnage («Ann. politico-eccl.», tom. III, p. 506 ad a. Chr. 462, Nr. IV).

4) Mansi, «Concilior. collectio», VII, p. 933 und die Erläuterungen von Basnage, III, p. 507, c. VI und Hefele a. a. O., S. 589 fg. 5) S. das betreffende päpstliche Schreiben an Leontius vom 3. Dec. 462 vollständig bei Mansi, VII, p. 943 fg. und in extenso bei Jaffé, S. 49, ep. 330 nebst Hefele's Erläuterungen (a. a. O., S. 590).

Leontius nachträglich bestätigt und so zum rechtmäßigen Bischof geweiht werden.[6])

Man sieht, in beiden seinem Urtheil unterbreiteten gallischen Angelegenheiten entschied Hilarius in der Sache selbst mit kluger Milde, um nicht durch vorzeitige Strenge Anstoß zu erregen; ihm genügte die Rolle eines thatsächlichen episcopus universalis. In letzterer Hinsicht bemerkt den bisherigen Ausführungen zufolge Hefele (S. 590), seine Meinung über beide Rechtsfälle zusammenfassend, durchaus zutreffend: «Hatte hier Papst Hilarius eine gallische Angelegenheit in einer römischen Synode entschieden, so befahl er nicht lange später, daß eine andere in Gallien entstandene Streitfrage, die an ihn gebracht worden, auf einer gallischen Synode untersucht werde.» Mit Fug betont ferner Rud. Baxmann (a. a. O., S. 14 fg.), Leontius von Arles sei vom Papst Hilarius zu seinem Organ für Mittheilungen an die Bischöfe in Gallien erhoben worden.

Um 475 veranstaltete Leontius ein gallisches Nationalconcil gegen die sogenannten Prädestinatianer und namentlich gegen den Priester Lucidus. Die Synode nebst ihrem Vorsitzenden, gänzlich beeinflußt und getäuscht von dem geistig hochragenden Bischof Faustus von Riez, glaubte wol, indem sie acht Anathematismen gegen den sogenannten Prädestinatianismus sanctionirte und die Unterwerfung des Lucidus entgegennahm, aufrichtig der Orthodoxie, der correcten Augustinischen Gnadenlehre, zu dienen, in Wahrheit aber förderte Leontius, in den Spitzfindigkeiten des Dogmas nicht recht zu Hause, nebst seiner Synode das Interesse der semipelagianischen Häresie. Dieser Zusammenhang der Dinge erhellt aus folgenden Erwägungen: a) Lucidus und seine Anhänger sind nicht etwa als Vorläufer der bekannten calvinistischen Prädestinationslehre zu betrachten, können vielmehr selbst nach dem Urtheil eines hochconservativen Kritikers der Römischen Kirche kaum als Häretiker gelten; der Cardinal Noris («Hist. Pelagiana», l. II, c. 15, p. 178 fg. edit. Patav. 1678 bei Hefele a. a. O., S. 597) hält nämlich Lucidus und Genossen für meist ungebildete und unangesehene Leute, die sich wohl nur durch sophistische Einwürfe der Semipelagianer von ihrem ursprünglichen Augustinischen Standpunkt zum extremen Prädestinatianismus haben hinreißen lassen. Derselben Ansicht sind mit Fug Basnage (S. 534 fg., Nr. IV, V, ad a. Chr. 475) und Hefele (S. 597). b) Alles, was wir über die fragliche Synode wissen, rührt von Faustus, dem geistigen Leiter derselben, her: sein Brief an Lucidus mit der Aufforderung, sechs darin präcisirte Anathematismen zu unterzeichnen, um der drohenden Suspension durch das Concil zu entgehen (bei Mansi VII, p. 1017 fg.), sowie die im Auftrage des Arelatensers verfaßte Schrift «De gratia Dei et humanae mentis libero arbitrio libri II», nebst dem Prolog ad Leontium (bei Mansi VII, p. 1007, der die Synodalacten, soweit sie sich auf die Controverse von der Gnadenlehre beziehen, enthält. c) Faustus war unzweifelhaft ein enragirter Semipelagianer: «Sein Werk ist durch und durch im semipelagianischen Sinne gehalten, und unter dem Schein, gegen den Prädestinatianismus zu kämpfen, tritt er darin fortwährend gegen Augustin in die Schranken» (Hefele, S. 600; s. auch Basnage, S. 507—509, Nr. VII). Unbegreiflich ist es also, wenn Baronius meint: «Faustus Lucidum ... ad poenitentiam perduxit». Mit mehr Recht fällt also Basnage (S. 535, Nr. V) über jenen Priester, der sich durch Faustus zweimal (vor und nach dem Concil) zur Unterwerfung veranlassen ließ, folgendes Urtheil: «Verum enimvero Lucidum potius habemus pro transfuga, qui desertis B. Augustini castris, in quibus hactenus militaverat, impulsore Fausto ad Semi-Pelagianas partes defecit».[7]) Mit Recht hält es Hefele (S. 601) für nicht unwahrscheinlich, «daß auch auf einer weiteren von Leontius, dem ersten Metropoliten, wo nicht präsidirten, so doch mindestens besuchten Synode, die zu Lyon stattfand, nicht minder, als auf der zu Arles die semipelagianische Richtung durch den geistig prädominirenden Faustus von Riez vertreten, vorgeherrscht hat. Ganz vereinzelt, weil über das Ziel hinausschießend, steht die These Maugin's («Veterum auctorum, qui IX. seculo de praedestinatione et gratia scripserunt etc.», Paris 1650, t. II, p. 165, bei Hefele S. 597), wonach die Semipelagianer die Synode von Arles, sowie die von Lyon fingirt hätten (!).

Abgesehen von seinen Beziehungen zu Papst Hilarius und zu den Semipelagianern und angeblichen Prädestinatianern ist über unsern Leontius nicht viel bekannt. Nicht einmal über die Zeitdauer seines Episkopats sind wir im Klaren: gewiß ist nur, daß er 461 schon als Bischof fungirte, und daß sein Ableben später als 475 erfolgt ist. Weiter hat Basnage (S. 506 fg. ad a. Chr. 462, c. V in trefflicher Argumentation gegen Baronius nachgewiesen, daß Leontius' unmittelbarer Vorgänger, Ravennius, im J. 449 ordinirt wurde, und daß Aeonius nicht der Vorgänger, sondern der unmittelbare Nachfolger unsers Arelatensers gewesen ist, daß endlich nach Aeonius der berühmte Cäsarius als erster Metropolit Galliens gewaltet hat. Ferner hat Basnage (S. 507, Nr. V) gegen den Cardinal überzeugend nachgewiesen, daß Faustus mit unserm Leontius und nicht etwa mit einem etwas ältern gleichnamigen Oberhirten von Fréjus (Forum Julii) correspondirt hat. Aus dem Namen, sowie aus dem historischen Zusammenhang läßt sich schließen, daß unser Arelatenser romanischer Abstammung war.

Leontius erscheint als eine durchaus subalterne Natur, als Mann ohne alle geistige Initiative; seine Friedensliebe war keineswegs mit jener Charakterstärke gepaart, die der ebenso wichtige als schwierige Posten

6) S. die betreffenden drei päpstlichen Schreiben vom 10. Oct. 463, 24. Febr. 464 und vom J. 464 (ungewissen Datums) vollständig bei Mansi, VII, p. 936 fg., 938 fg. und in extenso bei Jaffé, S. 48 fg., ep. 331, 332, 334; das Nähere bei Basnage, III, p. 510 fg. ad a. Chr. 463, Nr. III und Hefele a. a. O., S. 599 fg.

7) S. auch Hase, «Kirchengeschichte» [12], 143 fg.

eines gallischen Patriarchen, zumal in jenem Uebergangsstadium der antiken Welt, so dringend erheischte. Wie er gegenüber dem herrschgewaltigen römischen Bischof seine hierarchische Selbständigkeit verlor, so büßte er gegenüber dem geistig hochbegabten semipelagianischen Suffraganen seine dogmatische Selbständigkeit ein und beförderte, ohne es recht inne zu werden, in erheblichem Maße die Häresie. Kein Wunder, daß dieser Mann des Friedens par excellence auch den unterstellten Metropoliten und Suffraganen gegenüber die äußerste Langmuth und Verträglichkeit bewies.[8])

(Franz Görres.)

LEONTODON, eine von Linné aufgestellte Compositengattung mit gleichehigen, zungenblütigen Köpfchen und eiförmigem oder länglichem Hüllkelche, dessen innerste Blättchen in 2—3 Reihen stehen, fast gleich groß und zur Fruchtzeit unverändert oder seltener verdickt-concav sind, dessen äußere Blättchen in vielen Reihen stehen und theils allmählich kürzer, theils sämmtlich klein sind. Der Blütenboden ist flach, mit feinen Härchen besetzt oder wollig oder mit kleinen Grübchen versehen. Die Zungenblüten sind an der Spitze abgestutzt, fünfzähnig; die Staubbeutel am Grunde pfeilförmig, die Griffeläste dünn, die Achenen länglich-lineallsch, stielrund, schwach gestreift, am Grunde etwas zusammengezogen, an der Spitze bisweilen in einen Schnabel verschmälert, die Pappusstrahlen ein- bis zweireihig, gefiedert, am Grunde bisweilen etwas verdickt, stehenbleibend, die äußern bisweilen kürzer und fast einfach.

Hierher gehören ausdauernde oder selten einjährige Kräuter mit ganzrandigen, grob-gezähnten oder fiederspaltigen grundständigen Blättern, einfachen oder spärlich ästigen, blattlosen und nur an den Verzweigungen mit Schuppen besetzten Schaften, endständigen, einzelnen Köpfchen, kahlen oder behaarten Hüllkelchen, gelben Blumenkronen und kahlen Achenen. Die Gattung wird im engern und weitern Sinne aufgefaßt, in letzterm sind etwa 40 Arten dazu zu rechnen, von denen eine in Nordamerika, die übrigen in Europa, Asien und dem nördlichen Afrika einheimisch sind. Folgende Untergattungen werden hiervon unterschieden, welche bisweilen auch als besondere Gattungen betrachtet worden sind:

1) Oporinia *Koch.* Wurzelstock kurz, gestutzt; Achenen sämmtlich von gleicher Gestalt, an der Spitze ein wenig zusammengezogen, Pappusstrahlen fast gleich, alle federig, am Grunde verbreitert und schwach gesägt, die zuerst erscheinenden Schafte einfach, die spätern oft ästig; Köpfchen aufrecht; Haare einfach.

2) Apargia *Schultz.* Wurzelstock kurz, abgestutzt; Achenen an der Spitze wenig zusammengezogen oder kaum in einen kurzen Schnabel verschmälert, alle von gleicher Gestalt. Innere Pappusstrahlen federig, am Grunde ein wenig dicker und schwach gesägt, die äußern kurz, rauh. Schaft meist einfach; Haare einfach oder gegabelt.

3) Thrincia *Roth.* Wurzelstock kurz, abgestutzt. Aeußere Achenen dünner und mit einem sehr kurzen, becherartigen, gezähnelten Pappus gekrönt, die übrigen an der Spitze etwas zusammengezogen, Pappusstrahlen zahlreich, fast zweireihig, federig. Schaft einfach.

4) Asterothrix *Cassini.* Wurzel oder Wurzelstock spindelförmig, senkrecht absteigend, ausdauernd. Achenen an der Spitze in einen deutlichen Schnabel verschmälert; Pappusstrahlen meist zahlreich und dünn. Schaft einfach; Haare sternförmig.

5) Streckera *Schultz.* Wurzelstock oder Wurzel spindelförmig, senkrecht, ausdauernd. Aeußere Achenen fast ungeschnäbelt mit äußerst kurzem Pappus, innere dünner, an der Spitze in einen ziemlich langen Schnabel ausgezogen. Schaft einfach; Haare einfach.

6) Deloderium *Cassini* oder Fidelia *Schultz.* Wurzel einjährig. Achenen in einen ziemlich langen Schnabel verschmälert, Pappusstrahlen am Grunde fast spreublattartig verdickt, meist alle von gleicher Gestalt. Die spätern Schafte bisweilen ästig.

7) Kalbfussia *Schultz.* Wurzel einjährig. Randachenen von den Deckblättern des Hüllkelchs fest eingeschlossen, kaum geschnäbelt und ohne Pappus, die übrigen mit einem deutlichen Schnabel und am Grunde fast spreublattartig verbreiterten Pappusstrahlen.

8) Millina *Cassini.* Wurzel aus zahlreichen Knollen zusammengesetzt; Achenen in einen deutlichen Schnabel verschmälert und alle von gleicher Gestalt; Pappus wie bei Apargia.

9) Millinoides *Bentham.* Wurzel vielknollig. Randachenen sehr häufig ohne Pappus, fast wie Millina. Hierher gehört nur Apargia tuberosa *Sibthorp.*

(A. Garcke.)

LEONTOPOLIS ist der Name mehrerer Städte im alten Aegypten. Die ansehnlichste derselben lag im Deltalande nordöstlich von Memphis zwischen dem phatnischen und dem tanitischen Nilarm. Nach ihr erhielt in der griechisch-römischen Zeit ein Theil des ehemaligen Nomos Chont Abot, des 14. unterägyptischen, den Namen Leontopolites. Es gibt Nomosmünzen, welche für diesen Gau unter der Regierung der Kaiser Hadrian und Antoninus geprägt worden sind.[1]) Auf dem Revers derselben figurirt als Abzeichen des Gaues, der griechischen Benennung entsprechend, ein Löwe, theils für sich dargestellt im Sprunge von links nach rechts, theils als Emblem, stehend auf der linken Hand einer Göttergestalt, in welcher zuerst Töchon d'Annecy den Gott Horus er-

8) Dies läßt sich schließen aus einem Schreiben des Bischofs Ruricius an Aeonius von Arles (bei Basnage, S. 506 fg., Nr. V), wo es heißt: «Agnito transitu sancti et venerabilis apud me recordationis Domini mei decessoris vestri Leontii animo et mente confusus diu multumque tristatus sum. . . . Peculiari prece deposco, eo mecum agere habeatis affectu, ut Dominum Leontium praemisisse et commutasse potius quam perdidisse cognoverim.»

1) Zoëga, «Numi Aegyptii imperatorii», S. 117, Nr. 186, S. 204, Nr. 377, Taf. XXI; Töchon, «Recherches sur les médailles des nomes», S. 169—172; S. Birch im «Numismatic Chronicle», II, 100; Pinder und Friedländer's «Beiträge zur älteren Münzkunde», I, 152; J. de Rougé in der «Revue numismatique», N. S. XV, 48; G. Ebers, «Cicerone», I, 61.

kannt hat. Auf der unter Antoninus geprägten Münze hält die Horusfigur das ägyptische Schlachtschwert mit einem Hinweis (wie J. de Rougé richtig erklärt hat) auf die Erzählung [2]), daß vor Zeiten einmal Horus im Nomos Chont Abot die Gestalt eines Löwen mit Menschenkopf angenommen und als solcher über seine Gegner triumphirt habe, eine Erzählung, mit welcher allem Anschein nach die Aegypter sich den in Leontopolis bestehenden Löwencultus [3]) ätiologisch verständlich zu machen versucht haben. Leontopolis wird auch in phantastischen Erzählungen von Alexander's des Großen wunderbarer Geburt als Name der von ihm gegründeten Stadt Alexandria erwähnt. [4])

(R. Pietschmann.)

LEONTOPOLIS, Stadt an der phönizischen Küste Syriens (*Λεόντων πόλις*, Leontos oppidum), lag nach Strabo (XVI, 22) zwischen Berytos und Sidon, nach Skylax südlich von Sidon, nach Plinius (V, 17) dagegen nördlich von Berytos, zwischen Berytos und dem Lykos-Flusse. Mannert nahm an, Leontopolis sei identisch mit Porphyreon, das jedoch bei Skylax von Leontopolis ausdrücklich unterschieden wird. Viel mehr Beifall fand de Saulcy's Vorschlag, Leontopolis an der Mündung des Leontes-Flusses (Nahr el-Kasimiye) zu suchen. So verlegte E. Renan («Mission de Phénicie», p. 595) Leontopolis nach Bordsch-el-Hawa an der Kasimiye, ähnlich E. Babelon (Fr. Lenormant, «Histoire ancienne de l'Orient», 9. Ausg., VI, 477), welcher Mahallib, einen unmittelbar an der Mündung der Kasimiye gelegenen Ort vorzieht. G. Colonna-Ceccaldi dagegen («Léontopolis de Syrie», in der «Revue archéologique», N. S. XXIII, 169—172) folgt den Angaben von Plinius und erklärt für das alte Leontopolis den zwischen Beirut (Berytos) und dem Nahr-el-Kelb (Lykos) am Nahr Antelias gelegenen Flecken Antelias.

(R. Pietschmann.)

LEONURUS (Herzkraut, Herzgespann), eine von Tournefort aufgestellte, von Linné angenommene Gattung der Labiaten mit kreiselförmigem oder röhrig-glockigem, fünfnervigem Kelche, dessen 5 fast gleich großen Zähne an der Spitze pfriemlich, starr und oft stechend sind. Die Blumenkronröhre ist meist kürzer als der Kelch, innen nackt oder mit einem schief verlaufenden Haarkranz, am Schlunde erweitert, der Kronsaum zweilippig mit länglicher, aufrechter, ganzrandiger, gewölbter oder fast flacher Oberlippe und abstehender, dreitheiliger Unterlippe mit seitlichen länglichen Zipfeln und verkehrt-herzförmigen Mittellappen. Von den 4 Staubgefäßen sind die beiden vordern länger, alle steigen unter dem Helme parallel auf und treten aus der Röhre entweder deutlich hervor oder überragen dieselbe kaum, die Beutel sind zweifächerig mit parallelen oder selten auseinander gehenden Fächern. Der Griffel ist an der Spitze zweispaltig mit pfriemlichen oder selten kurzen, gleich langen Zipfeln. Die Nüßchen sind dreikantig, an der Spitze abgestutzt, glatt.

Hierher gehören aufrechte Kräuter mit meist eingeschnitten-lappigen Blättern, von denen die untern breit und fast handförmig, die obern und blütenständigen allmählich schmaler, eingeschnitten oder grob-gezähnt und alle länger als die Blüten sind. Die Quirle sind dicht sechs- bis vielblütig, achselständig, voneinander entfernt oder die obersten gehäuft, von pfriemlichen oder borstenförmigen Deckblättchen unterstützt; die Blüten sind roth, blaßgelb oder weiß, sitzend.

Bekannt sind aus dieser Gattung gegen 10, in Europa und dem außertropischen Asien einheimische, zum Theil sehr verbreitete Arten, von denen einige auch in Amerika vorkommen, aber dort wahrscheinlich eingeführt sind.

Die Gattung zerfällt in 3, von einigen Botanikern als selbständige Gattungen angesehene Sectionen:

1) Chaiturus. Blüten klein mit einer die Kelchzähne nicht überragenden Blumenkrone, einer innen ringlosen Kronröhre und auseinander tretenden Antherenfächern. Hierher gehört nur Leonurus Marrubiastrum *Linné*.

2) Cardiaca. Blumenkrone weit länger als der Kelch, Kronröhre innen mit mehr oder weniger deutlichem Ringe, selten ringlos; Antherenfächer parallel oder zuletzt nur sehr wenig auseinandertretend.

3) Panzeria. Kelch größer als in den beiden andern Abtheilungen mit breiten spitzen Zähnen; Kronröhre innen stets ohne Ring; Antherenfächer parallel.

(A. Garcke.)

Leopard, s. unter Felis.

LEOPARDI (Giacomo, Graf), einer der hervorragendsten italienischen Dichter der Neuzeit, zugleich bedeutender Philolog und Philosoph, wurde geboren am 29. Juni 1798 zu Recanati in der Mark Ancona unweit des berühmten Wallfahrtsortes Loreto. Sein Vater, der Graf Monaldo Leopardi, hatte sich durch verfehlte ökonomische Speculationen, durch einige politische und kirchlich-politische Schriften von übertriebenen reactionärem Charakter, sowie durch seine Bigotterie bekannt gemacht, war übrigens ein geistig unbedeutender Mann, der sich von seiner Frau beherrschen ließ (vgl. «Appendice all' Epistolario», p. LV fg.). Um so energischer war Leopardi's Mutter, die Marchesa Adelaide Antici, welche mit eisernem Willen den Zweck verfolgte, die ökonomischen Verluste des Hauses durch Sparsamkeit wieder zu ersetzen, welchem Zwecke sie ihre Mutterliebe und das Glück ihrer Kinder opferte (vgl. «App. all' Epist.», p. XV, XXXVII; D'Ovidio, «Saggi critici», Neapel 1879, p. 661 fg.). Leopardi's Verhältniß zu seinen Aeltern war niemals ein inniges; um so inniger dagegen dasjenige zu dem jüngeren Bruder Carlo und der Schwester Pauline (vgl. Costa, «Lettere di Paolina Leopardi a Marianna ed Anna Brighenti», Parma 1837; D'Ancona, «La Famiglia di Giacomo Leopardi», Rom 1878). Die häusliche Erziehung war eine sehr strenge (vgl. Belli, «L'educazione domestica di Giacomo Leopardi», Girgenti 1877), das

2) Naville, «Textes relatifs au mythe d'Horus», Taf. XVIII; H. Brugsch in den «Abhandlungen der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen», XVI, 206 und 233. 3) Ueber heilige Löwen, die in Aegypten gehalten wurden, vgl. Aelian, «De natura animalium», XII, 7. 4) *Διὰ τὸ τὴν τῆς Ὀλυμπιάδος γαστέρα ἐαρραφίσθαι λέοντος εἰκόνι*, Stephan von Byzanz unter *Ἀλεξάνδρεια*.

Familienleben freudelos und durch die Bigotterie des Hauses, sowie auch durch den Geiz der Mutter verdüstert (vgl. «App. all' Epist.», p. XXXV). Bis zu seinem 14. Lebensjahre wurde Leopardi von zwei Priestern unterrichtet, dann aber, in strengster Zucht gehalten, im übrigen jedoch seinen eigenen Studien überlassen, brachte er sein Leben in der reichen, noch jetzt vorhandenen Bibliothek seines Vaters zu, lernte hier ohne Lehrer die alten und mehrere moderne Sprachen, mit Vorliebe aber das Griechische, worin er es zur unübertroffenen Meisterschaft brachte (vgl. Giordani im Vorwort zum 3. Bde. der «Opere di Giacomo Leopardi», S. 14), untergrub aber durch Ueberanstrengung (vgl. «Epistolario», I, 12) seine Gesundheit und legte den Grund zu seinem späteren lebenslänglichen Elend. Im J. 1816 begann er seine schriftstellerische Thätigkeit mit Abhandlungen über Gegenstände des griechischen Alterthums und der griechischen Literatur, welche er in der von F. A. Stella zu Mailand herausgegebenen Zeitschrift «Spettatore italiano e straniero» veröffentlichte. Im J. 1817 gab er zwei griechische Gedichte heraus, welche großes Aufsehen erregten und lange für Orginale galten, bis sich der junge Gelehrte selbst als deren Verfasser öffentlich erklärte. Es folgten 1818 die Canzonen «All' Italia» und «A Dante», worin er über die politische Versunkenheit, 1820 die Canzone an Angelo Mai, in welcher er über die untergegangene literarische Größe Italiens klagte. Inzwischen war ihm das Leben im väterlichen Hause und der Aufenthalt zu Recanati, wo nach seinem Dafürhalten «alles Tod, Thorheit, Dummheit, Literatur ein unerhörtes Wort» war («Epist.», I, S. 33), unerträglich geworden, sodaß er den Plan zu einer heimlichen Flucht entwarf («Append. all' Epist.», XXXVI fg. und S. 6 – 15; vgl. Piergili, «Giacomo Leopardi vuol fuggire dalla casa paterna», in der «Nuova Antologia», Heft vom 15. Febr. 1879). Durch einen Zufall wurde der Plan entdeckt und die Flucht unterblieb. Er fühlte sich fortan unsäglich unglücklich, theils weil er im Hause noch immer als ein Kind behandelt wurde und über keinen Heller verfügen konnte («Epist.», I, 86 und öfter), theils weil seine Gesundheit bereits ruinirt war («Epist.», I, 61, 66 fg.). So ward seine Gemüthsverfassung immer düsterer, trübsinniger, bitterer, verzweiflungsvoller (vgl. «Epist.», I, S. 180 fg.); er hielt sich für den allerunglücklichsten unter den Menschen und war sogar mit Selbstmordgedanken beschäftigt («Epist.», I, 185 und öfter). Erst 1822 konnte er das verhaßte Recanati verlassen und nach Rom gehen, wohin er sich im November dieses Jahres begab und wo er sich bis zum nächsten Mai aufhielt. Auch dort fühlte er sich jedoch unglücklich; der Besuch von Tasso's Grab war sein einziges Vergnügen («Epist.», I, 292). Die damaligen Römer kamen ihm eitel und unwissend vor; dagegen zogen ihn die Fremden, besonders die Deutschen an. Unter den Deutschen, deren Bekanntschaft Leopardi in Rom machte, ragen Niebuhr und Bunsen hervor (vgl. «Freiherr von Bunsen, geschildert von seiner Wittwe», I, 224 fg.). Jener empfahl ihn dem Staatssecretär Cardinal Consalvi, welcher dem jungen Gelehrten eine Anstellung in Aussicht stellte, wenn er in den geistlichen Stand treten würde, was Leopardi jedoch verweigerte. Auch Niebuhr's Versuch, ihm eine Professur in Berlin zu erwirken, blieb erfolglos. Desgleichen zerschlug sich Leopardi's Plan, mit irgendeinem vornehmen Engländer, Deutschen oder Russen ins Ausland zu gehen, um dort sein Glück zu versuchen. Reicher an Enttäuschungen, aber auch an Ergebung (vgl. «Epist.», I, 285), kehrte er im Mai 1823 nach Recanati zurück und brachte daselbst in der Einsamkeit, fortwährend leidend und klagend, gleichwol aber Tag und Nacht mit ernsten Studien beschäftigt («Epist.», I, 352 fg.), zwei weitere Jahre zu. Dann zog er im Juli 1825 über Bologna nach Mailand, wo er bei dem Buchhändler Stella bis Anfang October sich aufhielt, damit beschäftigt, eine neue Ausgabe und italienische Uebersetzung der Werke Cicero's vorzubereiten, welche Arbeit jedoch nicht über das im gleichen Jahre herausgegebene Programm gediehen ist. Von Mailand ging er wieder nach Bologna, nährte sich daselbst von Privatunterricht und dem geringen Ertrag seiner Schriften, besuchte von dort aus Ravenna (vgl. C. Ricci, «Giacomo Leopardi a Ravenna», in dessen «Note storiche e letterarie», Bologna 1881, p. 49 fg.), veröffentlichte eine Sammlung von Gedichten und die Uebersetzung des «Martyriums der heiligen Väter vom Berge Sinai» in der Sprache des 14. Jahrh., welche er so glücklich nachahmte, daß die Arbeit für ein Werk des Trecento galt. In Bologna machte er die Bekanntschaft mit der gelehrten und geistreichen Gräfin Malvezzi und dieses Verhältniß füllte damals einen großen Theil seines Lebens aus («Epist.», I, 456), obschon es von kurzer Dauer war. Bunsen's Bemühungen, ihm eine Anstellung zu verschaffen, hatten keinen Erfolg. Wohl stellte die päpstliche Regierung bald das Secretariat bei der Akademie der Künste in Bologna, bald eine Professur zu Rom in Aussicht, allein es blieb bei leeren Versprechungen (vgl. Tobler, «Ungedruckte Briefe des Grafen Giacomo Leopardi an Bunsen», im «Jahrbuch für romanische und englische Sprache und Literatur», Leipzig 1874, S. 239 fg.). Als es sich aber darum handelte, Leopardi einen Lehrstuhl für italienische Literatur in Bonn oder in Berlin zu bieten, fühlte sich der unglückliche Gelehrte bereits so leidend, daß er auf immer den Plan, Italien zu verlassen, aufgeben mußte.

Den Winter 1826—27 brachte Leopardi wieder im älterlichen Hause zu, dann ging er im Frühling 1827 über Bologna nach Florenz, wo sich zu seinen sonstigen Leiden ein hartnäckiges Augenübel gesellte, sodaß er weder arbeiten noch auch das Zimmer verlassen konnte und nur im Verkehr mit bedeutenden Männern, wie Gino Capponi, Niccolini, Giordani, Manzoni, Colletta, Bunsen u. a., welche ab und zu ihn besuchten, einigen Trost fand. Den Winter 1827—28 brachte er, des milden Klimas wegen, in Pisa zu, im Sommer 1828 war er wieder in Florenz. Die Leiden hatten etwas nachgelassen, die Klagen hörten aber niemals auf. Er verkehrte fast nur mit dem Kreise von Männern, der sich um Vieusseux versammelte («Epist.», II, 98), ohne sich für ihre patriotischen Bestrebungen begeistern zu können, da ihm seine pessimistische Philosophie den Glauben an die Menschheit geraubt hatte und er

von der vollkommenen Nutzlosigkeit alles dessen überzeugt war, was die Menschen für das Glück der Völker unternehmen, da der Mensch «von der Natur zum Unglück verdammt» sei (vgl. das Gedicht an den Marchese Gino Capponi). Der im Sommer 1828 erfolgte Tod seines jüngeren Bruders Luigi, noch mehr aber der Mangel an Mitteln, um in der Ferne länger leben zu können, bestimmten ihn im Herbst 1828 in die «schauervolle Nacht von Recanati» («Epist.», II, 91) zurückzukehren, wo er wieder zwei Jahre, bis zum Mai 1830, zubrachte, eine Zeit, welche zu den trübsten Perioden seines Lebens gehört, da seine physischen Leiden zunahmen und seine düstern Gedanken ihn verzehrten. Im Mai 1830 verließ er zum letzten mal seine Heimat und seine Familie, die er nie wiedergesehen hat. Ueber Bologna ging er abermals nach Florenz, wo er wieder unter den alten Freunden lebte. Hier übergab er, da er überzeugt war, sie nicht mehr selbst verarbeiten noch ordnen zu können, seine philologischen Manuscripte dem ihm befreundeten schweizerischen Philologen Ludwig von Sinner, der eine Auswahl derselben 1835 im «Rheinischen Museum» zu Bonn veröffentlichte (vgl. Piergili, «Nuovi documenti», Einleitung II; «App. all' Epist.», p. XX fg., 147 fg., 187; D'Ovidio, «Saggi crit.», p. 952 fg.). Gegenwärtig sind diese Manuscripte in der Biblioteca Magliabechiana zu Florenz, wohin sie nach von Sinner's Tode gekommen sind.

In der Widmung zu der 1831 bei Piatti in Florenz erschienenen, neuen Ausgabe seiner Gedichte nahm Leopardi Abschied von den Wissenschaften mit den Worten: «Ich hoffte, daß diese theuern Studien mich in meinem Alter würden aufrecht erhalten haben und glaubte, nach dem Verlust aller andern Freuden und aller andern Güter meiner Kindheit und Jugend einen Schatz erworben zu haben, der mir von keiner Gewalt, keinem Missgeschick würde geraubt werden können. Aber kaum 20 Jahre alt wurde mir dies mein einziges Gut durch eine Schwäche der Augen und der Eingeweide, welche mich zwar des Lebens beraubt, mir aber keine Hoffnung gibt zu sterben, gänzlich und, wie ich glaube, für immer genommen. Ich darf nicht klagen, meine theuern Freunde, das Bewußtsein der Größe meines Missgeschicks gestattet mir nicht zu jammern. Alles habe ich verloren; ich bin ein dürrer Stamm, der aber noch empfindet und leidet. Nur euch habe ich in dieser Zeit gewonnen; und eure Gesellschaft, welche mir die Studien und jede andere Freude ersetzt, würde fast meine Leiden aufwiegen, würden nur diese meine Leiden mir gestatten, derselben mich so, wie ich möchte, zu erfreuen, und wüßte ich nicht, daß mein Geschick mich auch dieser berauben wird, indem es mich zwingt, die Jahre, die mir bleiben, verlassen von jedem Troste der Bildung, an einem Orte zu weilen, wo die Todten sich besser befinden als die Lebenden. Doch eure Liebe wird mir bleiben und wird vielleicht noch fortdauern, wenn dieser Körper, der schon nicht mehr lebt, in Asche verwandelt sein wird.»

Getäuschte Liebeshoffnung — eine Erfahrung, die er, dank seinem buckligen, verunstalteten Körper, wiederholt gemacht (vgl. Mestica, «Gli amori di Giacomo Leopardi» im «Fanfulla della Domenica», 4. April 1880; Pieretti, «Sugli amori di Giacomo Leopardi» in der «Rassegna Settimanale», 5. Bd., 18. April 1880) — vertrieb ihn plötzlich aus Florenz (vgl. «Epist.», II, 169). Heimlich verließ er die Arnostadt am 1. Oct. 1831 und ging nach Rom, wo er von Kummer erfüllt und mit immer mehr geschwächter Gesundheit den Winter zubrachte. Im März 1832 kehrte er nach Florenz zurück und hielt sich bis zum Herbst des folgenden Jahres dort auf, stets leidend und dazu noch ohne Mittel, sein bescheidenes, für ihn absolut werthlos gewordenes Dasein zu fristen. Der Neapolitaner Antonio Ranieri, der sich ihm in jugendlicher Begeisterung genähert hatte und in Florenz mit ihm zusammenwohnte, lud Leopardi ein, mit ihm nach Neapel zu gehen. Der Dichter nahm die Einladung an, traf am 2. Oct. 1833 in Neapel ein und brachte hier, von Ranieri und dessen Schwester Pauline liebevoll und sorgfältig gepflegt, die letzten vier Jahre seines Lebens zu. Hier machte er die Bekanntschaft mit dem deutschen Dichter Platen, mit welchem er innig befreundet wurde (vgl. Schulz, «Giacomo Leopardi», S. 262). Hier lebte er noch einmal auf, sodaß er zu neuen Arbeiten und zur Vollendung schon begonnener die Kraft wiederfand. Er veranstaltete eine neue Auflage seiner «Operette morali», schrieb einige kleinere Werke in Prosa, dichtete seine letzten Canzonen und vollendete sein satirisch-politisches Heldengedicht, die «Paralipomeni della Batracomiomachia», worin er nicht allein die Carbonari und ihre Verschwörungen, sondern auch überhaupt den Glauben und die Gläubigen aller Zeiten schonungslos geißelte und verspottete. Während er bestrebt war, gegen die damals in Neapel wüthende Cholera sich zu schützen und derselben zu entfliehen dachte, starb er in den Armen seines Freundes Ranieri am Nachmittag des 14. Juni 1837 im Alter von fast 39 Jahren. Mit Mühe gelang es Ranieri, die sterblichen Ueberreste seines Freundes vor der Beerdigung in der gemeinsamen Grube auf dem Cholerakirchhofe zu bewahren und sie in der Gruft der Pfarrer der Kirche San Vitale in Fuorigrotta bei Neapel beisetzen zu lassen. Der ihm in der Vorhalle der Kirche gesetzte Denkstein trägt folgende, von P. Giordani verfaßte Inschrift: Al Conte Giacomo Leopardi Recanatese, | Filologo ammirato e fuori d' Italia, | Scrittore di Filosofia e di Poesie altissimo, | Da paragonare solamente coi Greci, | Che fini di XXXIX anni la vita, | Per continue malatte miserissima. | Fece Antonio Ranieri, | Per VII anni fino all' estrema ora congiunto | All' amico adorato MDCCCXXXVII.

Schriften: a) Poetisches. Als Dichter ging Leopardi, obwol er, im Gegensatz zu der romantischen Schule, zu den Classikern gerechnet zu werden pflegt, seine eigenen Wege und ist, seiner Verehrung des Alterthums, besonders des griechischen, und seiner Anlehnung an dasselbe ungeachtet, durch und durch ein moderner Mensch Seine Gedichte zeichnen sich aus durch vollendete Meisterschaft der Sprache und des Rhythmus, durch die Fülle origineller, durchgängig großer Gedanken und durch eine bei italienischen Dichtern seltene Gemüthstiefe. Seine

Poesie ist eine durchaus subjective, sie ist die Lyrik des Schmerzes, der Welt- und Menschenverachtung, der Lebensmüdigkeit, der Verzweiflung. Die Gedichte sind fünfmal zu seiner Lebenszeit gedruckt worden («Versi», Bologna 1824 und 1826; «Canti», Florenz 1831 und 1836; Neapel 1835); nach seinem Tode sind sie öfters mit und ohne Erläuterungen erschienen (Turin 1853, 1857, 1879; Venedig 1852; Mailand 1864, 1874; Neapel 1860; Livorno 1869; Florenz 1869; Parma 1881 u. s. w.; in einer prunkvollen Folioausgabe Rom 1882; neueste Ausgabe von Mestica, Florenz 1886) und mehrfach in fremde Sprachen übersetzt worden (deutsch von Kannegießer, Leipzig 1837; von Hamerling, Hildburghausen 1866; von Gustav Brandes, Hannover 1869; von Paul Heyse, Berlin 1878; einzelnes von Ebeling, Henschel, v. Hoffinger u. A.). Die «Paralipomeni della Batracomiomachia» erschienen zuerst in Paris, 1842; dann 1860 zu Florenz und gleichzeitig zu Neapel; 1869 zu Livorno, mit Erläuterungen von Fr. Ambrosoli u. s. w. Eine längere, 1816 entstandene Dichtung («Appressamento della morte. Cantica inedita di Giacomo Leopardi pubblicata con uno studio illustrativo ecc.», Mailand 1880) gab Zarino Volta heraus. In jüngster Zeit sind noch erschienen: «Pompeo in Egitto. Tragedia», herausgegeben von Avoli (Rom 1884); «Scritti inediti sconosciuti», herausgegeben von Benedettucci (Recanati 1885).

b) Philosophisches. Was Schopenhauer für Deutschland, das ist Leopardi für Italien gewesen. Die Nichtigkeit des Daseins, das Elend des Lebens ist sein Grundgedanke. Niemand hat diesen Gegenstand so gründlich und erschöpfend behandelt. «Er ist von demselben ganz erfüllt und durchdrungen: überall ist der Spott und Jammer dieser Existenz sein Thema, auf jeder Seite seiner Werke stellt er ihn dar, jedoch in einer solchen Mannichfaltigkeit von Formen und Wendungen, mit solchem Reichthum an Bildern, daß er nie Ueberdruß erweckt, vielmehr durchweg unterhaltend und erregend wirkt» (Schopenhauer, «Die Welt als Wille und Vorstellung», II, 675). Die Schriften, in welchen er seine Weltanschauung niedergelegt hat, sind, außer den Dichtungen, folgende: «Operette morali» (Mailand 1826, 1827; Florenz 1834; Livorno 1870); «Prose» (Italia 1835; Mailand 1873, 1874); «Pensieri» (Florenz 1874). Aus der unübersehbaren Zahl von Schriften über Leopardi's Weltanschauung sind zu nennen: Solimani, «Filosofia di Giacomo Leopardi raccolta e disaminata» (Imola 1853); Chiarini, «Della filosofia Leopardiana» (Livorno 1870); Giozza, «Le Metamorfosi del pensiero poetico di Giacomo Leopardi e carattere del suo scetticismo» (Benevento 1875); Baragiola, «Giacomo Leopardi filosofo, poeta e prosatore» (Straßburg 1876); Caro, «Le pessimisme au XIXe siècle. — Leopardi-Schopenhauer-Hartmann» (Paris 1878); Giannini, «Studio critico su Giacomo Leopardi» (Neapel 1879); Novara, «Lo svolgimento psicologico nelle poesie di Giacomo Leopardi (Carmagnola 1879); Mestica, «Il Verismo nella poesia di Giacomo Leopardi (Rom 1880); Cappelletti, «Lo scetticismo di Giacomo Leopardi (Parma 1881); Cassarà, «La politica di Giacomo Leopardi nei Paralipomeni» (Palermo 1886); Lojacono, «Il sentimento della Natura nel Leopardi» (Neapel 1881).

c) Philologisches. Trotz seines riesigen philologischen Wissens, trotz der Zahl seiner philologischen Schriften wird man wol nicht urtheilen können, daß Leopardi auf diesem Gebiete Werke von hervorragendem, bleibendem Werthe geschaffen habe. Seine diesbezüglichen Werke bieten mehr biographisches als wissenschaftliches Interesse dar. Wir nennen: «La guerra dei topi e delle rane, Poema. Traduzione dal greco» (Mailand 1816); «Della fama avuta da Orazio presso gli antichi» (ebendas. 1817); «Inno a Nettuno d' incerto Autore, nuovamente scoperto. Traduzione dal greco» (ebendas. 1817; von Leopardi selbst griechisch verfaßt); «Libro secondo dell' Eneide, tradotto» (ebendas. 1817); «La Torta. Poemetto di A. Settimio Severo, tradotto» (Recanati 1822); «Notae in M. Tullii Ciceronis de Republica quae supersunt» (Rom 1822); «Annotazioni sopra la cronaca d' Eusebio» (ebendas. 1823); «Martirio de' Santi Padri del monte Sinai e dell' eremo di Raitu, composto da Ammonio Monaco; volgarizzamento ecc.» (Mailand 1826); «Discorso in proposito di una orazione greca di Giorgio Gemisto Pletone, e volgarizzamento della medesima (ebendas. 1827); «Excerpta ex schedis criticis Jac. Leopardi comitis» (Bonn 1835); «Traduzione della Satira di Simonide sopra le donne» (Florenz 1841); «Studi filologici» (Neapel 1852); «Ode d' Orazio, tradotto» (Recanati 1867); «L' Arte poetica d' Orazio travestita ed esposta in ottava rima» (Camerino 1869); «Interpretazione delle Rime di Francesco Petrarca» (Mailand 1826, 1867, 1876; Florenz 1838, 1854, 1864, 1870, 1876, 1882, 1886 u. s. w.); «Crestomazia italiana» (2 Bde., Mailand 1886; Neapel 1874).

d) Gesammtausgaben. Die erste Ausgabe von Leopardi's «Opere», welche sein Freund Ranieri besorgte, erschien 1845 in zwei Bänden bei Le Monnier in Florenz und wurde später dreimal (1856, 1865, 1880) wieder abgedruckt. Einen dritten Band, die «Studi filologici» enthaltend, fügten Pietro Pellegrini und Pietro Giordani hinzu (Florenz 1845 und 1853); sodann ergänzte P. Viani diese Ausgabe durch einen vierten Band: «Saggio sopra gli errori popolari degli antichi» (ebendas. 1846). Ein Abdruck dieser Ausgabe ist 1860 in einem Bande zu Neapel erschienen. In neuester Zeit sind zwei weitere Bände, jugendliche Arbeiten Leopardi's, meist philologischen Inhalts, enthaltend, hinzugekommen («Opere inedite di Giacomo Leopardi, pubblicate sugli autografi recanatesi da Giuseppe Cugnoni», Halle 1878—80).

e) Briefwechsel. «Epistolario di Giacomo Leopardi con le iscrizioni greche triopee da lui tradotte e le lettere di Pietro Giordani e Pietro Colletta all' autore; raccolto e ordinato da Prospero

Viani» (2 Bde., Florenz 1849, 1856, 1864; Neapel, Vitale, 1859, 1860). — «Appendice all' Epistolario e agli scritti giovanili di Giacomo Leopardi a compimento delle edizioni fiorentine, per cura di Prospero Viani» (Florenz 1878). Ein zweiter Supplementband zu dieser Ausgabe steht in Aussicht. Seit Viani's letzter Sammlung sind erschienen: «Al conte Giulio Perticari. Lettera inedita di Giacomo Leopardi, pubblicata da Gius. Monti» (Recanati 1879); «Lettere di Giacomo Leopardi al conte Monaldo suo padre, per cura del Sac. Antonio Zuccarini» (Turin 1880); «Le tre lettere di Giacomo Leopardi intorno alla divisata fuga dalla casa paterna, pubblicate da Gius. Piergili» (Turin und Rom 1880); «Due lettere inedite di Giacomo Leopardi, pubblicate da Gugl. Stella» (Venedig 1880); «Lettera inedita di Giacomo Leopardi al Conte Venanzio Broglio d'Ajano» (veröffentlicht durch G. Mestica in der Zeitschrift «Il Preludio», 1881, Nr. 1 und 2); «Otto lettere di Giacomo Leopardi a Carlo Pepoli» (Bologna 1881).

Biographische Quellen. Die Hauptquelle über Leopardi's Leben fließt in seinen Schriften, vorzüglich in seinem Briefwechsel («Epistolario», ed. P. Viani, 2 Bde., Florenz 1849, 1856, 1864; Neapel 1859, 1860; «Appendice all' Epistolario», ed. P. Viani, Florenz 1878), worin er sich, wie sein Bruder Carlo versichert, ganz dargestellt hat, wie er war. Demnächst ist von Wichtigkeit die von A. Avoli in der Zeitschrift «Gli studi in Italia» veröffentlichte «Autobiografia di Giacomo Leopardi compiuta e corredata di documenti nuovissimi» (1881 und 1883), sowie A. Ranieri's «Notizia intorno agli scritti, alla vita ed ai costumi di G. Leopardi», im ersten Band der Le Monnier'schen Gesammtausgabe von Leopardi's «Opere», sowie desselben «Sette anni di sodalizio con Giacomo Leopardi» (Neapel 1880). Die beste und vollständigste Lebensbeschreibung Leopardi's schrieb aber der Franzose Bouché-Leclercq in «Giacomo Leopardi, sa vie et ses œuvres» (Paris 1874). Sehr bedeutend ist auch G. Piergili's «Nuovi documenti intorno agli scritti ed alla vita di Giacomo Leopardi» (Florenz 1882). F. Montefredini's «La vita e le opere di Giacomo Leopardi» (Mailand 1881) ist mehr eine Streitschrift als eine Biographie. Sonst sind aus der ungemein reichen biographischen Literatur noch hervorzuheben: G. J. Montanari, «Elogio biografico al conte Giacomo Leopardi» (Rom 1848); N. Giotti, «La vita di Giacomo Leopardi» (Turin 1862); A. Dovari, «Giacomo Leopardi, Studio critico-biografico» (Ancona 1877); Cesare Rosa, «Della vita e delle opere di Giacomo Leopardi. Cenni biografici e critici» (Ancona 1880); Teresa Leopardi (Carlo Leopardi's Witwe), «Notes biographiques sur Leopardi et sa famille» (Paris 1881); de Sanctis, «Studio su Giacomo Leopardi» (Neapel 1885); Costa, «Note leopardiane» (Parma 1886). Unter den deutschen Arbeiten sind die bedeutendsten: H. W. Schulz, «Giacomo Leopardi, sein Leben und seine Schriften» (in Reumont's «Italia», 2. Jahrg., Berlin 1840); A. von Reumont, «Giacomo Leopardi» (in des Verfassers «Beiträgen zur italienischen Geschichte», 2. Bd., Berlin 1853); Gustav Brandes, «Giacomo Leopardi's Leben und Werke» (Hannover 1859). Nahezu erschöpfende Auskunft über die Schriften von und über Leopardi enthält Capelletti's «Bibliografia Leopardiana» (2. Aufl., Parma 1882). *(G. A. Scartazzini.)*

LEOPOLD I., deutscher Kaiser 1658—1705. Der Kaiser Ferdinand III. hatte seinem ältesten Sohne, Ferdinand, dem Erben der österreichischen Länder, auch die Nachfolge in Deutschland gesichert; am 31. Mai 1653 wurde Ferdinand zum römischen König gewählt und am 18. Juni zu Regensburg gekrönt, aber schon nach Jahresfrist starb, 21jährig, Ferdinand IV. am 9. Juli 1654 an den Blattern. Der zweite Sohn des Kaisers, Leopold, geboren am 9. Juni 1640, ein vierzehnjähriger Knabe beim Tode seines älteren Bruders, sollte der Erbe der Kronen, der Nachfolger des Kaisers im Heiligen Römischen Reiche werden, nachdem er bisher als für den geistlichen Stand, für eines der großen Bisthümer Passau oder Salzburg bestimmt gegolten hatte. Zunächst empfing er die Huldigung der österreichischen Stammländer und Ungarns, 1656 auch die der böhmischen Stände. In Deutschland aber waren vielfache und schwierige Verhandlungen zur Sicherung der Wahl nöthig, die erst einen ernstern Verlauf nahmen, als am 2. April 1657 Kaiser Ferdinand III. starb, als dessen Nachfolger Leopold I. am 1. August 1658 die Kaiserkrone erhielt, nicht ohne die Macht derselben durch neue Wahlcapitulationen noch mehr geschwächt zu haben. Die Zersplitterung des Reiches ließ dasselbe nicht als eine politische Macht erscheinen, sondern nur als eine geographische Einheit; die Kaisermacht sank durch die Sonderbestrebungen der deutschen Reichsfürsten, die fast souveräne Gewalt besaßen, ihre besondere Kriegsmacht hielten, ihre specielle diplomatische Vertretung im Auslande hatten, Bündnisse unter sich und mit dem Reichsfeinde abschlossen, die Edicte der Reichskammergerichte und des Reichshofrathes unausgeführt, ganz unbeachtet ließen. Dem Kaiser fehlte die unmittelbare Herrschergewalt über die Reichsgenossen, ein Heer und ein Reichseinkommen. Der Kaiser besuchte den deutschen Reichstag nicht mehr, so wurde derselbe ein permanenter Gesandtencongreß (seit 1663), in welchem die kurfürstlichen, die fürstlichen und reichsstädtischen Collegien eine äußerst schwerfällige Thätigkeit entfalteten. Hannover wurde vom Kaiser eine neunte Kurwürde verliehen (1692), dem Kurfürsten von Brandenburg (1700) die preußische Königskrone. Immer mächtiger erhob sich das Haus Hohenzollern durch den Waffenruhm gegen Schweden und Polen, durch die Sparsamkeit und Tüchtigkeit seiner Verwaltung, sodaß der Kaiser mit ihm Bündnisse schloß und sich seines kriegsgeübten, tapfern Heeres gerne und oft bediente. In Deutschland wuchsen also neben der Kaisergewalt Souveräne empor, während der übrige Theil in fast 300 Herrschaften (von Reichsgrafen, Erzbischöfen, Bi-

schöfen, Aebten, Reichsstädten) mit Unmassen von Particularrechten zerfiel, das Bild der Feudalität des Mittelalters mitten in der Staatenwelt der neuern Zeit, fürwahr kein Gegengewicht zu der starken, centralisirten französischen Königsgewalt, der es geglückt war, die Einheit des Reiches in der stärksten Form zum Ausdruck zu bringen, die Besonderheiten der Provinzen Frankreichs aufzuheben, die Macht des Adels zu brechen, die corporativen Privilegien überall zu beseitigen und selbst die Kirche zu einer national-französischen umzugestalten.

Ohne eigentliche Machtmittel, selbst stets dem Krieg abgeneigt, dem Waffenhandwerk fremd, führte Leopold I. gleichwol durch das ganze Halbjahrhundert seiner Regierung fortgesetzt Kriege. Vom Vater hatte er das Bündniß mit Polen geerbt, das einen Krieg mit Karl X. von Schweden herbeiführte, zudem zeigte ihm die Haltung des siebenbürgischen Großfürsten Rákoczy, seines Feindes und Rivalen um die ungarische Krone, die Nothwendigkeit, Polen beizustehen. Im Sommer 1657 rückten die Kaiserlichen unter Hatzfeld, an dessen Seite Montecuculi, de Souches, Sport waren, in Polen ein, eroberten Pinczow, umzingelten Krakau, wandten sich dann, mit Polen vereint, gegen Rákoczy und drängten ihn immer weiter gegen Osten, bis er demüthig um Frieden bat, indeß das österreichische Hauptcorps unter Hatzfeld und Montecuculi nach Posen vorrückte und dort Winterquartiere bezog. Der Kurfürst von Brandenburg hatte seinen Frieden mit Polen geschlossen und drangen jetzt seine Colonnen mit den Oesterreichern im Norden vor und besetzten Alsen. Montecuculi und die Preußen nahmen jetzt auch die bisher von schwedischen Garnisonen besetzten Orte von Pommern, bis Karl X. (Gustav) von Schweden, der auch Kopenhagen schon bedrohte, durch die Intervention der englisch-holländischen Flotte sich zum Frieden geneigt zeigte, welcher nach dem während der Verhandlungen erfolgten Tode des Schwedenkönigs von seinem Nachfolger zu Oliva (am 3. Mai 1660) abgeschlossen wurde. Oesterreich gab seine Eroberungen heraus, dafür wurde die ungarische Grenze gesichert und Rákoczy abgesetzt. Vielfache Parteiungen in Siebenbürgen führten zum Bürgerkriege, die Türken rückten vor, der Kaiser rief den Reichstag um Hülfe an, der zögerte, die kaiserliche Armee war gering an Zahl, und so mußte man es geschehen lassen, daß die Türken ganz Ungarn durchstreiften bis Gran und Neuhäusel, erst 1664 ward dem Kaiser Hülfe von deutschen Reichscontingenten, und Ludwig XIV., vom Papste dazu angeregt, sandte 6000 Franzosen. De Souches, der kaiserliche Corpsführer, eröffnete den Feldzug in Oberungarn mit Glück, den Hauptschlag aber führte Graf Raimund Montecuculi mit den vereinigten Corps bei der Abtei St. Gotthardt an der Raab, wo die kaiserliche Armee den ersten glänzenden Türkensieg erfocht am 1. Aug. 1664. Unter dem Eindrucke dieses Sieges hätten die Kaiserlichen die Offensive ergreifen müssen, aber der Kaiser trat sofort in Friedensverhandlungen und am 10. Aug. 1664 wurde zu Vasvár der Friede auf 20 Jahre geschlossen, in welchem der Kaiser sich verpflichtete, Siebenbürgen zu räumen, das Apafly unter dem Doppelschutze des Kaisers und des Sultans als Großfürst regieren sollte. Großwardein und Neuhäusel blieben in den Händen der Türken. Bald darauf zeigten sich in Ungarn deutlich die Zeichen einer Gärung in den Magnatenkreisen, die immer höher stieg und bald zur Empörung wurde. Immer lauter klagte man darüber, daß der Reichstag seit Jahren nicht berufen, die ungarische Verfassung vielfach verletzt, gegen ihre Bestimmungen fremdes Kriegsvolk in Ungarn einquartiert werde, in manchen Comitaten Nichtungarn die obersten Stellen erhalten hätten und zudem die Protestanten arg bedrückt und verfolgt worden seien. Die «katholischen Reclamationen» erregten die Gemüther auf das äußerste, selbst der wiener Bischof Emmerich Sinelli (so berichtet Esaias Pufendorf, der schwedische Gesandte, in seiner Relation) erhob seine Stimme gegen die «Vehemenz und Schärfe» der Jesuiten. Die Verschwörung, deren Leiter der Graf Nadasdy, der Banus von Kroatien Graf Peter Zrinyi, dessen Schwager Graf Franz Frangipani, Graf von Tattenbach aus Untersteiermark, Graf Thurn, Landeshauptmann von Görz, waren, wurde auch von Frankreich unterstützt. Aber die Regierung war von allen Anschlägen unterrichtet, bekam Zrinyi's Brief in die Hände, der auch mit der Pforte unterhandelte. Die Kaiserlichen marschirten gegen die Aufständischen und trieben diese Milizen mit leichter Mühe in die Flucht. Die Magnaten Zrinyi und Frangipani gaben ihre Sache verloren, eilten nach Wien, um dort die Gnade des Kaisers anzurufen und einen Versuch der Rechtfertigung zu machen. Sie wurden daselbst verhaftet, nach Wiener-Neustadt gebracht und nun ihnen und ihren Genossen der Hochverrathsproceß gemacht. Am 30. April 1671 wurden Zrinyi und Frangipani in Neustadt, Nadasdy in Wien, am 1. Dec. Tattenbach in Graz hingerichtet, Graf Thurn wurde lebenslänglich eingekerkert (gest. 1689). Die Folgen dieser Vorgänge zeigten sich in den verstärkten katholischen «Restaurationen».

Der Kaiser mochte unter solchen Umständen einem Kriege mit Frankreich gerne ausweichen, dessen König zuerst diplomatisch den Wiener Hof gänzlich isolirte, dann seine kriegerischen Unternehmungen gegen die Niederlande begann und das deutsche Rheingebiet an Frankreich, durch Verträge mit den Kurfürsten, fesselte. Der Kaiser beschloß, die deutschen Reichsstände zu schützen und entsandte Montecuculi, der mit dem Großen Kurfürsten cooperiren sollte, aber vor Turenne stets zurückwich. Leopold schloß 1673 mit den Generalstaaten von Holland und Spanien eine Allianz, aber der Krieg wurde ohne jede Energie geführt, die Franzosen behaupteten das linke Rheinufer, und hatten mehrere entscheidende Siege bei Senef in den Niederlanden, bei Sinzheim und Enzheim auf dem deutschen Schauplatze zu verzeichnen. In Wien fiel endlich der Minister Fürst Wenzel Lobkowitz, des Einverständnisses mit Frankreich, der jede Action lähmenden Intriguen überwiesen; aller seiner Würden beraubt, wurde er auf sein Schloß Raudnitz verbannt. Im J. 1675 war Montecuculi glücklicher, siegte bei Saßbach, fiel

sogar in Frankreich ein. Der Krieg wurde meist um feste Plätze und um die Wegnahme der Magazine noch fortgeführt; Schweden trat an die Seite Frankreichs, wurde bei Fehrbellin völlig geschlagen, sodaß jetzt die diplomatischen Friedensverhandlungen beginnen konnten. Ludwig gelang es zuerst, Holland zu gewinnen, dann zeigte sich, daß die Reichsfürsten ihre Hülfe nicht mehr gewähren wollten; so schlossen die österreichischen Abgesandten am 5. Febr. 1679 zu Nimwegen den Frieden ab, in welchem Freiburg im Breisgau bei Frankreich blieb, dem Herzog von Lothringen, jetzt Schwager des Kaisers, Nancy und Longwy genommen wurden, weshalb er den Besitz des übrigen Lothringens gar nicht antrat und Frankreichs Politik also einen gewaltigen Sieg davontrug. In der folgenden Friedenszeit setzte Ludwig seine räuberische Politik gegen Deutschland fort, durch die Reunionskammern und die Geltendmachung der von diesen erhobenen Ansprüche auf rheinländisches, elsässisches und lothringisches Gebiet. Der Kaiser aber hatte vollauf zu thun, um die ungarischen Aufstandsversuche niederzuhalten; dieses Ab- und Zuströmen von Truppen nach und von Ungarn hatte den Ausbruch der Pest zur Folge. Zeitgenössische Chroniken berichten über das plötzliche Hinsterben der Massen, über das Vordringen der entsetzlichen Seuche nach Wien (1679). Der Kaiser flüchtete nach Heiligenkreuz, von dort nach Mariazell, einem steirischen Wallfahrtsorte, auch dorthin drang die «Pestilenz», so zog der Kaiser nach Linz, während das Land schrecklich decimirt wurde. Die geringste Schätzung ergibt einen Verlust von 70,000 Menschenleben. Wie in Wien, so wüthete die Seuche in den Städten Ungarns, Steiermarks, Mährens und Böhmens. In Prag, wo zuletzt der Kaiser Zuflucht suchte, starben 30,000 Menschen. — Die Unzufriedenheit in Ungarn hatte inzwischen nicht aufgehört, der Landtag, der nach 10 Jahren wieder einmal in Preßburg tagen sollte, wurde in das königstreue Oedenburg verlegt (1681), eine äußerste Partei unter Tököly lehnte jeglichen Ausgleich ab. Die zur Transaction Geneigten erhoben gleichfalls Recriminationen, der Klerus protestirte gegen Besteuerung, die weltlichen Magnaten gegen die Verfolgung des Protestantismus. Tököly aber wandte sich an die Pforte, die alsbald seine bewaffnete Erhebung unterstützte, und im Juli 1682 führte ihm Ibrahim, Pascha von Ofen, 40,000 Mann zu. Viele Städte capitulirten, Tököly ließ sich vom Sultan zum König ernennen, gewann rasch Oberungarn. Der Kaiser protestirte bei der Pforte vergeblich, auf dem Regensburger Reichstage verlangte er fruchtlos Hülfe, der Kurfürst von Brandenburg, auf das äußerste verstimmt, weigerte die Unterstützung seiner kriegs- und sieggewohnten Scharen. Die Noth drängte, da ließ der Kaiser die Werbetrommel rühren, 6 Regimenter Cavalerie und 4 Kroatencompagnien wurden neu formirt, unvollständige Regimenter ergänzt, einzelne patriotische Adelige rüsteten mit ihrem Gelde dem Kaiser Truppen, der Kaiser warb 4000 Polen und bezahlte sie aus seiner Chatoulle. Die Nachrichten ließen es außer Zweifel, daß die Türken wieder einmal auf Wien marschirten. In Wien rüstete man sich zur Vertheidigung, die Bauern der Umgebung fällten Bäume zu Pallisaden, die Häuschen an den Stadtmauern wurden abgetragen, die Keller verschüttet. Der «untere Wend» (heute Leopoldstadt) bedeckte sich mit Erdwerken, die Bürgerschaft übte sich im Dienste. Die Soldaten wurden unregelmäßig bezahlt, in ihren Reihen wühlten Verräther, so desertirte z. B. das ganze Regiment Thun zu Tököly, überall machte sich Mangel an Vorräthen fühlbar. Das waren schlimme Anzeichen. Die Türken setzten über die Leitha — inzwischen waren die Geschütze von Wien nach Raab gebracht worden; die Lage war trostlos. Der Kaiser hatte unterdeß Bündnisse geschlossen, um Hülfe von auswärts zu erlangen, so mit Baiern (durch Graf Kaunitz), mit Sachsen (durch Graf Windischgrätz), mit Polen (durch Graf Waldstein). Allen französischen Einflüssen zum Trotze und trotzdem Joh. Görgey, der Abgesandte Tököly's, sich auf das äußerste dagegen anstrengte, trat der König von Polen, Johann Sobieski, auf des Kaisers Seite, der Papst gab dem Grafen Martinitz Geld für den Kaiser und unterstützte ihn auch durch moralischen Einfluß. Ursprünglich wollte des Kaisers Schwager, der treffliche Herzog Karl von Lothringen, die Türken von Wien ablenken, durch einen Angriff auf Gran oder Neuhäusel, aber die Unternehmung erwies sich als unmöglich. Die Türken zogen, gegen ihren Kriegsgebrauch, gerade auf Wien los. Bei Petronell an der Donau kam es zum Kampfe, in welchem die Türken siegten. Jetzt stieg die Angst und das Entsetzen. Am 8. Juli 1683 um 8 Uhr abends verließ Leopold I. mit der hochschwangern Gemahlin, den Kindern, der Kaiserin-Witwe, seiner Stiefmutter, Wien, 200 Kürassiere gaben ihm das Geleite. Die kaiserliche Familie litt thatsächlich Hunger. Leopold setzte die Reise längs der Donau bis nach Passau fort. Dies gab das Signal für viele Tausende bemittelte und waffenfähige Männer zur Flucht. Ein «geheimes Deputirtencollegium», an dessen Spitze Ernst Heinrich Rüdiger Graf Starhemberg, Feldzeugmeister und Stadtcommandant, leitete die «Defension» der wehrlosen Stadt, in welcher nun Alt und Jung, Arm und Reich schanzen helfen mußte. Karl von Lothringen gab einen Theil seines Corps zur Vertheidigung ab, die Kaufleute und die Handwerkerzünfte stellten 4000, die Studenten 700 Mann, das Verhältniß der Vertheidiger zu den Belagerern war immer noch das von 1 : 12. Am 14. Juli 1683 lagerte sich der Großvezir Kara Mustapha mit seiner Armee vor Wien, das nun seine zweite, weltberühmte Türkenbelagerung (1683) auszuhalten hatte, bis zum 12. September, während die Türken mit Feuer und Schwert die Umgebung vernichtet hatten. Der Heldenmuth der Besatzung und der Bürgerwehr (Bürgermeister Liebenberg) hielt Stand, Lothringen hielt 6 Wochen das Marchfeld, wehrte dann die Vereinigung Tököly's mit Kara Mustapha ab und unterhielt die Verständigung mit den Belagerten. Dann zog er nach Krems, woher die deutschen Reichstruppen zum Entsatze kamen. Am Tulnerfelde erfolgte die Vereinigung der Sachsen, Baiern, Franken, Schwaben und Polen. Max Emanuel von Baiern, Johann Georg

von Sachsen, Fürst von Waldeck, Markgraf Ludwig von Baden waren die Führer, an der Spitze der Polen war König Johann Sobieski, um ihn geschart die Blüte des polnischen Adels. Als Adjutant des Herzogs Karl von Lothringen, des Commandanten der Kaiserlichen, ist Prinz Eugen von Savoyen bedienstet. Die Entsatzarmee commandirte, als im Range der Höchste, König Sobieski. Die Entsatzschlacht unter den Mauern Wiens am 12. September 1683 in Verbindung mit dem Ausfall der Vertheidiger brachte die Entscheidung, die Osmanen wichen, ihre Niederlage artete in tolle Flucht aus. Am 13. Sept. zogen die Feldherren in die gerettete Stadt ein, eine an Wahnsinn grenzende Freude empfing die Befreier. Zwei Tage später hielt der Kaiser seinen Einzug. Die ganze Christenheit jubelte, das Abendland, die christliche Cultur hatte gesiegt über die Barbarei des Orients. Nur Ludwig XIV. war tief verstimmt, er hatte einen andern Ausgang herbeigewünscht und durch 3 Tage entzog er sich allem Verkehr. Das Heer der Osmanen wurde nach Ungarn verfolgt und Gran genommen. Im Juni 1684 begann der Krieg von neuem, nach mehreren zum Theil vortheilhaften Gefechten gingen die Kaiserlichen an die Belagerung der Festung Ofen, ohne sie den Osmanen entreißen zu können. Glücklicher waren die kaiserlichen Waffen 1685. Bei Gran erfocht Karl von Lothringen einen glänzenden Sieg. Im J. 1686 fiel auch Ofen, die Festung, welche 146 Jahre lang in den Händen der Osmanen gewesen. Tököly's Einfluß hatte allmählich im ganzen Lande abgenommen, große und befestigte Plätze fielen in die Hände der Kaiserlichen, die 1687 am Berge Harsan, unweit Mohacs, einen glänzenden Sieg erfochten. Im J. 1688 konnten die Kaiserlichen zur Offensive übergehen, geführt vom Kurfürsten Max Emanuel von Baiern drangen sie in Serbien ein und eroberten Belgrad (am 6. Sept. 1688). Eine Folge dieses Siegeszuges war die dauernde Befreiung Ungarns und seiner Nebenländer von der Türkenherrschaft, die Ausdehnung und Sicherung der kaiserlichen Herrschaft im Osten, in Ungarn selbst eine bedeutsame Aenderung der Verfassung. Der König von Ungarn wurde ein Erbfürst und das Wahlrecht des Reichstages hörte auf; die sogenannte Andreas'sche Clausel (31. Artikel des 1222 König Andreas II. abgezwungenen Gesetzes), welche den Ständen das Recht zusprach, bei Verletzung der Verfassung durch den König bewaffneten Widerstand zu leisten — ein codificirtes Recht zur Insurrection —, wurde beseitigt.

Von all diesen Dingen, dem Kampfe mit den Türken und den aufständischen Ungarn, völlig in Anspruch genommen, ohne jegliche Unterstützung von den verrätherischen, ganz und gar dem französischen Einflusse ergebenen Rheinbundfürsten, hatte der Kaiser es geschehen lassen, daß Straßburg ohne Schwertstreich geraubt, überfallen und vom Deutschen Reiche losgerissen wurde. Dem Bündniß von Holland und Schweden war Leopold beigetreten, aber das Deutsche Reich ließ ihn völlig im Stiche, und durch die Türkennoth völlig beschäftigt, nahm er 1684 den ihm von Frankreich gebotenen Waffenstillstand an, der den Raub Straßburgs bestätigte. Als Ludwig XIV., nach dem Aussterben der Simmernschen Linie, für seine Schwägerin, die Herzogin von Orleans, geborene Kurprinzessin von der Pfalz, Elisabeth Charlotte (Liselotte), die Erbfolge beanspruchte und den Krieg eröffnete, vereinigte der Kaiser sich mit deutschen Reichsfürsten zur Vertheidigung des deutschen Grenzlandes. Von 1688—97 dauerte der Reichskrieg, in welchem Ludwig die Pfalz niederbrennen ließ (bruler le palatinat), die Kaiserlichen kämpften am Rhein und in Italien wider die Franzosen, aber auch wider die Türken. Die Folgen dieser Theilung der Streitkräfte in dem Doppelkriege machten sich denn auch auf allen Schauplätzen fühlbar: Belgrad ging wieder verloren, auch am Rheine und in Italien konnten es die Kaiserlichen nicht zu entscheidenden Siegen bringen. Wichtig aber war, daß durch die zweite englische Revolution (1688) und den Sturz der Stuarts in dem alten Feinde Frankreichs, Wilhelm (III.) von Oranien als englischem Könige, dem Kaiser ein mächtiger Bundesgenosse erstand, der es als seine Lebensaufgabe betrachtete, das Uebergewicht Frankreichs zu brechen und ihm, zumal zur See, entgegenzutreten. Er hielt die lockere Allianz zusammen, sodaß Ludwig endlich die Hand zum Frieden bot, der auch bei Ryswick im October 1697 abgeschlossen wurde, worin Ludwig alle reunirten Länder, mit Ausnahme des Elsaß, herausgab. Es ist der Anfang der französischen Niederlagen, des Niederganges der französischen Macht, der königlichen Allgewalt des vierzehnten Ludwig in Europa. Die Noth der Zeit hatte den frommen Kaiser gelehrt, sich an die «protestantischen» Seemächte, England und Holland, anzuschließen, deren Verbündeter nun Oesterreich fortan blieb (ihr «Continentalsoldat»), mit deren Subsidien es fortan seine Kriege führte, seinen Besitzstand vertheidigte. Wilhelm's Bemühungen um die Erhaltung eines europäischen Gleichgewichts trafen zusammen mit den Ansprüchen des Kaisers auf die spanische Erbschaft, die Leopold durch Leibniz rechtlich begründen ließ. Die spanische Linie des Hauses Habsburg war am Aussterben, Ansprüche erhoben der Kaiser, der Kurprinz von Baiern und endlich Ludwig XIV., wiewohl er bei seiner Verheirathung «als König, Edelmann und Christ» auf jeden Anspruch verzichtet hatte. Wilhelm wollte keine Universalmonarchie dulden, weder auf habsburgischer, noch weniger auf bourbonischer Seite; so war er denn im Sinne der Vermittelung und der Theilung des spanischen Erbes thätig (die Theilungstractate von Loo 1698 und 1699). Als Karl II. von Spanien kinderlos 1700 starb, Ludwig aber seinen Enkel zur Besitznahme der Krone nach Madrid sandte, begann der Kaiser, wenn auch mit unzulänglichen Kräften, den Krieg, aber im Vertrauen auf sein gutes Recht und seine Armee, die nun wiederholt in den letzten Türkenkriegen Siege erfochten hatte, so bei Salankemen (1691) und 1697 bei Zenta unter Eugen von Savoyen. Die letzte Waffenthat umstrahlte mit ihrem Ruhme die kaiserliche Armee und erwarb dem Kaiser wiederum Ansehen im Reiche. Als Köln und Baiern den Franzosen wieder den Weg an den Rhein und an die Donau öffneten, schlossen die deutschen Reichs-

fürsten in ihrer Mehrheit sich an den Kaiser an, und als in England Ludwig durch Proclamirung des flüchtigen Jakob's III., des Sohnes von Jakob II., die wighistischen Staatsmänner ans Ruder brachte, konnte Wilhelm namens Englands und Hollands an des Kaisers Seite treten, und am 15. Mai 1702 erfolgte die Kriegserklärung an Frankreich von Wien, London und Haag. Savoyen und Portugal traten dem Bunde bei. Der Spanische Erbfolgekrieg wurde in Spanien, in den Niederlanden, in Italien, am Rhein mit Glück geführt. Das Ende desselben erlebte Leopold nicht, doch sah er noch den großen Entscheidungskampf bei Höchstädt oder Blindheim, wo Eugen und Marlborough so herrlich siegten, daß die Franzosen bis an den Rhein zurückgedrängt wurden und ganz Deutschland räumten. Er starb am 5. Mai 1705 65 Jahre alt.

Leopold hatte in jungen Jahren das Unglück, durchaus schlechte Räthe in seiner Umgebung zu haben. Sein Erzieher, Fürst Porcia, der als Minister von unbesiegbarer Trägheit, alle Staatsangelegenheiten versumpfen ließ, wurde von Montecuculi beschuldigt, daß er die dringendsten Depeschen uneröffnet gelassen habe; Graf Joh. Adolf von Schwarzenberg, Graf Joh. Weikart von Auersperg — beide in den Fürstenstand erhoben — sind von mittelmäßiger Begabung und den großen Aufgaben der Zeit nicht gewachsen gewesen. Auersperg, von Ludwig dupirt, wurde ebenso schmählich gestürzt, wie Wenzel Lobkowitz, Graf Sinzendorf wird in den gleichzeitigen Relationen der französischen und venetianischen Gesandten der Unterschlagung von Staatsgeldern beschuldigt. Die Kriegsangelegenheiten wurden durch den Hofkriegsrath in Wien geleitet, der die Feldherren in ihren Operationen, zum Nachtheile der letzteren, in Abhängigkeit erhielt. Eine eigentliche stehende Armee, wie sie Frankreich, Schweden, Brandenburg hatten, gab es nicht, doch waren ihre Keime vorhanden, und Leopold gab sich redlich Mühe, eine solche zu bilden, die neuen Manöver setzten ja eine geschulte Truppe voraus. Sonst war der Kaiser auf Werbung angewiesen. Der wundeste Fleck der Leopoldinischen Regierung war das Finanzwesen. Hier zeigte sich der Jammer der föderalistischen Verfassung der Erblande am deutlichsten. Ganz und gar von den «Landtagen» und ihren Geldbewilligungen abhängig, von ihren «Geschenken» und den «Darlehenssummen», mußte der bedrängte Kaiser, dem ein großer Theil von Ungarn und seinen Nebenländern keinerlei Steuer leistete, daran denken, durch eine ganze Reihe von indirecten Steuern auch dem Reiche Einkommen zu verschaffen, durch Monopole und Apalto,' Stempel- und Gebührenabgaben. Damit und mit der Etablirung eines stehenden Heeres machte er den Anfang zur Geltendmachung eines einheitlichen Staatsinteresses, zum Zusammenfassen der einzelnen Königreiche und Länder durch eine centrale Staatsgewalt. So vereinigte er 1665, nach dem Tode Sigismund's, Tirol wieder mit den übrigen Erblanden und gewann die schlesischen Fürstenthümer Oppeln und Ratibor wieder von Polen zurück. Die innere Verwaltung blieb nach wie vor den Provinzialständen, das Rechtswesen innerhalb Oesterreichs blieb in der alten Zerfahrenheit, Stadt- und Dorfrechte verschiedenen Inhalts gab es mehrere hundert.

Der Kaiser, persönlich von kräftigem Körper in mittleren Jahren, war von ernster Sinnesart, mit allem Eifer den Staatsgeschäften zugewandt, streng sittlich, fromm in seinem Wandel, führte ein tadelloses Familienleben. Die französischen Sitten fanden keinen Eingang am wiener Hofe, der streng an der steifen, spanischen Grandezza festhielt, zum Unterschiede von dem Leben an anderen Höfen etwas Ehrbares und Langweiliges an sich zeigte. Leopold selbst trug sich fast stets in schwarzem Kleide, nur die Strümpfe waren roth. Am Hofe war eine besondere Einfachheit in den Wohnräumen der Burg, in dem damaligen Lazenburg, Schönbrunn und Ebersdorf wahrzunehmen. Nur die Musik fand, sowol die profane als die kirchliche, eine ausgezeichnete Pflege, die Ansätze für die Gehälter der Hofmusici waren geradezu außerordentlich. Der Kaiser selbst pflegte die Musik und componirte. Die Hofbibliothek in Wien verwahrt noch heute handschriftlich eine große Zahl der Compositionen des Kaisers. Leopold's Bildung war eine umfassende, er schrieb vollendet lateinisch, italienisch und spanisch, bereicherte die Hofbibliothek und die Kunstsammlungen, stiftete die Universitäten von Olmütz, Innsbruck und Breslau, in Deutschland die von Halle und gab der Societas naturae curiosorum, der jetzt noch bestehenden Leopoldinischen Akademie seinen Namen. Mit Leibniz verkehrte er viel, gab ihm den Titel eines Reichshofraths. In einem Punkte war er jedoch völlig starrsinnig, in der Behauptung der Glaubenseinheit in seinem Reiche. Den großen Geschichtschreiber Lambeck (Lambecius) nahm er erst nach seiner Bekehrung zum katholischen Glauben auf, die Haussuchungen nach lutherischen Büchern wurden auch unter ihm noch fortgesetzt, in Ungarn wurde der Protestantismus hart bedrückt und damit die Rebellion der «Calvíner» genährt. Die Jesuiten beherrschten wie unter seinem Vater das gesammte Schulwesen, hatten die Büchercensur, als Beichtväter vielfachen Einfluß, so die Patres Müller, Emerich, Rojas, die sich in alle Verwaltungsangelegenheiten mengten.

Leopold war dreimal vermählt: (1666) mit Margaretha Theresia, Tochter Philipp's IV. von Spanien, sie gebar ihm vier Kinder (Ferdinand, gest. 1668; Maria Antonia, geb. 1669, gest. 1692 als Kurfürstin von Baiern; Johann, geb. 1670, gest. 1679; Maria Anna, geb. und gest. 1672). Die Kaiserin Margaretha starb 1673, im Alter von 21 Jahren; Leopold vermählte sich mit Claudia, des Erzherzogs Ferdinand Karl von Tirol Tochter. Diese schöne Frau starb 1676, nachdem sie zwei Kindern das Leben gegeben, Maria Anna (geb. 1674, gest. 1674) und Maria Josepha (1675, gest. 1676). Als dritte Gemahlin wählte Leopold die Kurprinzessin Eleonore von Pfalz-Neuburg (geb. 1650). Sie gebar 10 Kinder, darunter Joseph, später deutscher Kaiser (geb. 1678, gest. 1711), Leopold (geb. 1682, gest. 1684) und Karl, später deutscher Kaiser (geb. 1685, gest. 1740) und sieben Prinzessinnen.

Literatur: Franz Wagner, «Historia Leopoldi» (1719); Reiffenstuell, «Ephemerides Leopoldinae»; Rink, «Leben und Thaten Leopold's I.» (1713); Montecuculi, «Aforismi». Die ältere Literatur bei Weber I., diese und die neuere über alle Kapitel der Leopoldinischen Geschichte bis zu den jüngsten Einzelforschungen zusammengestellt in Krones «Grundriß der österreichischen Geschichte mit besonderer Rücksicht auf Quellen- und Literaturkunde» (Wien 1881). Allgemeine Darstellungen bieten Schlosser's «Geschichte des 18. Jahrhunderts»; Karl von Noorden, «Europäische Geschichte im 18. Jahrhundert» (1. und 2. Bd., 1870, 1874); Arneth, «Prinz Eugen von Savoyen» (3 Bde., 2. Ausg. 1864); Camesina, «Die Türkenbelagerung und ihre ältere Literatur»; Ad. Wolf, «Fürst Wenzel Lobkowitz» (Wien 1869), wichtig für die österreichische Geschichte; Bidermann, «Geschichte der österreichischen Gesammtstaatsidee» (Innsbruck 1862). Zum Vergleiche wichtig Droysen, «Geschichte der preußischen Politik» (III und IV); Ranke, «Französische und englische Geschichte» und K. A. Menzel, «Neuere Geschichte der Deutschen» (8. und 9. Bd.). *(H. M. Richter.)*

LEOPOLD II. (Peter), deutscher Kaiser 1790—92, war am 5. Mai 1747 als dritter Sohn Kaiser Franz I. und der Maria Theresia geboren. Während sein älterer Bruder Joseph als deutscher Kaiser und Herr der österreichischen Länder seine Bahn beschritt, folgte Leopold dem Kaiser als Großherzog in Toscana, das seit dem Wiener Frieden (1736), im Austausch gegen das verlorene Lothringen, an Oesterreich gekommen war; Franz (Stephan) errichtete 1763 als Kaiser und Großherzog in Toscana eine Secundogenitur und bestimmte seinen Sohn Leopold zur Nachfolge in derselben. Leopold, seit 5. Aug. 1764 mit Maria Luise von Spanien vermählt, wurde durch den in Innsbruck am 18. Aug. 1765 erfolgten Tod des Vaters mit 19 Jahren Großherzog von Toscana. Mit Pompeo Neri, dem Leiter der Regierung, beginnt die große Aera der Reformen, die Toscana zu einem Musterstaate machten und Leopold's Regierungszeit noch heute als eine Periode des Segens erscheinen lassen. Die Communalverfassung wurde umgestaltet, die verschiedenartigen Steuern wurden abgeschafft und an deren Stelle eine einzige Grundsteuer gesetzt, auf Grund der physiokratischen Lehrsätze wurde die Landwirthschaft in jeglicher Weise begünstigt, die Zahl der Fideicommisse beschränkt, der kleine Grundbesitzer und der Pächter durch die landesfürstliche Regierung geschützt, die Freitheilbarkeit des Grundes und die Ablösung des hörigen Bodens unterstützt, vielfache Meliorationen der Aecker auf den Domänen und Entsumpfungen versucht, landwirthschaftliche Vereine begründet, dem Getreidehandel alle Erleichterungen gegeben, überall wurden musterhafte Chausseen angelegt und Livorno nahm als Hafenplatz bald wieder eine hervorragende Stelle ein. Nicht minder bedeutend waren die Reformen des Justizwesens und die der kirchenpolitischen Gesetzgebung, die in allem den Charakter des Zeitalters des «aufgeklärten Absolutismus» an sich tragen. In Bezug auf die Grenzen zwischen Staat und Kirche, die Einschränkung der bischöflichen Gewalten und des Klosterwesens, wie auf die Controle der Kirche durch den Staat geht der Großherzog Leopold der Zeit nach dem Kaiser Joseph voran, ist auch Joseph's Vorbild gewesen. Der Briefwechsel zeigt uns die völligste Uebereinstimmung in ihren politischen Grundsätzen und Auffassungen. Im J. 1773 wurde in Toscana der Jesuitenorden, seit Jahrhunderten in Schule und Seelsorge herrschend, aufgehoben. Leopold ließ es sich angelegen sein, die Traditionen des erloschenen fürstlichen Hauses der Medici zu erhalten, in ihrem Geiste zur Belebung von Wissenschaft und Kunst in Toscana seinen landesfürstlichen Einfluß geltend zu machen. Aeltere literarische Vereinigungen in Florenz wurden zur Academia fiorentina vereinigt, Urkunden und Materialien zur Erforschung der ältern Landesgeschichte gesammelt, archäologische Sammlungen neu geordnet und vermehrt, die Uffizien umgebaut und ein naturhistorisches Museum gegründet. An all diesen Dingen hatte Leopold einen großen persönlichen Antheil, und während die «Fremdherrschaft» in den andern Theilen Italiens bei dem Erwachen nationaler Ideen als solche empfunden wurde und diese Empfindung auch auf die Auffassung und Darstellung geschichtlicher Epochen übertragen wurde, galt und gilt die 25jährige Regierung Leopold's in Toscana als segensreich.

Am 3. März 1790 verließ Leopold Florenz und begab sich nach Wien, er fand den Kaiser Joseph, der ihn in seinen letzten Tagen berufen, um ihm die Staatsgeschäfte zu übergeben, bereits todt und trat sofort die Regierung der österreichischen Erblande — im Alter von 43 Jahren — an (am 12. März 1790). Er fand Gärung, Unzufriedenheit, auswärtige Verwickelungen vor. Den Provinzialständen sicherte er den Fortbestand ihrer Verfassungen, den Ungarn die formale Wiederherstellung ihrer avitischen Verfassung zu, die Landtage und der ungarische Reichstag wurden sofort wieder berufen, den Belgiern allgemeine Amnestie angeboten und die Wiederherstellung der joyeuse entrée von Brabant. Er versprach auch, sich als «König von Böhmen» krönen zu lassen und ließ dies wirklich geschehen (am 6. Sept. 1791); im übrigen aber zeigte er sich nicht geneigt, den alten vorjosephinischen Feudalstaat wieder aufleben zu lassen, den Ständen eine Nebenregierung oder gar das Wahlrecht des Landesfürsten zu gestatten; für einzelne Länder, wie Tirol, ward den Landtagen die legislative Gewalt rundweg abgeschlagen; in Galizien wurden den Unruhen, deren Leiter Graf Rzewicki, von Geistlichen unterstützt, gewesen, durch Zusagen, den Polen eine Verfassung zu geben und durch energisches Einschreiten gegen die Aufrührer die Spitze abgebrochen. Den Südslawen (Kroatien, Slawonien, Dalmatien, Banat) bewilligte Leopold die administrative Trennung von Ungarn, errichtete für sie die illyrische Hofkanzlei; in Siebenbürgen wurde die alte Verfassung von 1780 wiederhergestellt und damit die ungarische Opposition rings herum isolirt. Auf dem Boden der restaurirten Verfassung verhandelte er mit den Ständen Ungarns. Die Lage war schlimm; denn

in Ungarn wurde die Frage aufgeworfen, ob Joseph's 10jähriges absolutes Regiment als nicht gekrönter König die Erbfolgeordnung nicht unterbrochen habe. Trotzdem ließ er sich nichts abtrotzen und blieb bei seiner Erklärung, kein anderes Inauguraldiplom als das Theresianische zu unterzeichnen. Durch dilatorische Kunst gelang es, die Stände zu beruhigen, die in der Ernennung eines Erzherzogs zum Palatin von Ungarn eine Bürgschaft der königlichen Gesinnung erblickten. Am 15. Nov. 1790 erfolgte die Krönung Leopold's als König von Ungarn. Das Glück der kaiserlichen Waffen in den letzten Tagen Joseph's (die Einnahme Belgrads durch Laudon) hatte die Eifersucht Preußens und Rußlands erregt. Leopold suchte die Zarin Katharina zur Beendigung des Türkenkrieges zu veranlassen und näherte sich dem König Friedrich Wilhelm II., dessen Kanzler Hertzberg ein Oesterreich feindliches und gefährliches Uebereinkommen mit der Pforte abzuschließen im Begriffe war. Die Correspondenz mit dem König von Preußen hatte eine Zusammenkunft der Monarchen in Schlesien, in Reichenbach, am 27. Juni 1790 zur Folge. Auch hier zeigte Leopold große Festigkeit und trat, gestützt auf sein Einvernehmen mit England und Holland, fast drohend gegen Preußen auf, sodaß der Erfolg bald auf seiner Seite war. Am 30. Sept. vollzog sich die Kaiserwahl, am 9. Oct. die Kaiserkrönung zu Frankfurt a. M. Am 4. Aug. 1791 wurde zu Sistow der Friede mit der Pforte geschlossen, in welchem Leopold wohl alle Eroberungen herausgab, jedoch der Gefahr eines Doppelkrieges mit Preußen und der Pforte entging und Gelegenheit fand, mit allem Nachdruck die Pacification Belgiens durchzuführen, in welchem Lande der Bund der Klerikalen und Demokraten die Losreißung von Oesterreich proclamirt hatte. Am 25. Nov. 1790 rückte General Bender in Namur ein, am 2. Dec. stand er vor Brüssel, die Häupter der Revolution (der Exjesuit van Eupen und van der Noot) flohen, Tags darauf zogen die Oesterreicher ein und am 10. Dec. 1790 wurde die Pacificationsurkunde im Haag unterzeichnet, in welcher Leopold den Belgiern ihre alte Verfassung zurückgab; so kehrten diese wieder unter österreichische Herrschaft zurück, der sie jedoch bald wieder durch die französische Invasion dann für immer entrissen wurden. Der französischen Revolution gegenüber blieb Leopold ein passiver Beobachter, trotzdem es nicht an Aufforderung zur Intervention von seiten der Königsfamilie, der Emigranten, der Geistlichkeit fehlte. Als Bruder der Marie Antoinette sollte er der Paladin des bedrängten Königspaares, als Kaiser und Sohn der ersten Dynastie der Vertheidiger des monarchischen Princips sein. Aber Leopold war erstens selbst durch die Ordnung der österreichischen Angelegenheiten ganz und gar in Anspruch genommen, dann glaubte er, und dies mit gutem Grunde, durch seine Intervention die Lage Ludwig's XVI. und der Marie Antoinette zu verschlimmern, endlich getröstete er sich der Hoffnung, daß die Revolution sich bald am Ende befinden und der constitutionellen Monarchie den Platz einräumen werde. Vor einer Action ohne die übrigen Potentaten scheute er zurück und, indem er sich fester namentlich an Preußen schloß, suchte er den Bruch mit Frankreich möglichst hinauszuschieben, um so mehr, als Katharina in verdächtiger Weise zu einer Action gegen Frankreich drängte. In Pillnitz fand in den Tagen vom 25.—27. Aug. 1791 die Begegnung des Kaisers mit dem Könige von Preußen statt, in welcher ein Einverständniß mit Preußen erzielt wurde. Schon begannen die diplomatischen scharfen Auseinandersetzungen mit der französischen Nationalversammlung über Grenzverletzungen, über Bedrohung von Kur-Trier, am 25. Jan. 1792 sandte die Nationalversammlung das Ultimatum nach Wien, rasch ward die Allianz mit Preußen (am 7. Febr. 1792) ausgeführt und zehn Tage später nach Paris die Antwort gesendet auf die französische Herausforderung. Am 1. März 1792 ward diese Antwort verlesen — zur selben Stunde starb, nach kaum zweitägiger Krankheit, der Kaiser. Nach zehn Wochen starb seine Gemahlin Luise (geb. Prinzessin von Spanien). Sie hinterließen 14 Kinder, von denen der älteste Sohn Franz Kaiser, Ferdinand Nachfolger in Toscana wurde.

Leopold zeigte sich durch die ganze Zeit seiner Regierung als Mann von maßvoller Gesinnung, den Ideen des 18. Jahrh. ergeben, andererseits geneigt mit dem alten Ständewesen und der modernen Repräsentativverfassung seinen aufgeklärten Absolutismus in ein gewisses Gleichgewicht zu setzen. Seinen Brief vom 25. Jan. 1790 an Marie Christine, in welcher er sich für eine Verfassung ausspricht, der Volksvertretung das Recht auf Steuerbewilligung und Controle der Finanzverwaltung zuspricht, nennt er selbst sein «Glaubensbekenntniß», aber er hat nach dieser Confession nicht gelebt, insofern er in Oesterreich eine Emancipation des dritten Standes, eine Repräsentativverfassung nicht eingeführt hat. Ob er, der von den Zeitideen denn doch stark beeinflußt war, nicht mit den Jahren in Oesterreich eine bedeutende Umwälzung hervorgerufen hätte? In seiner zweijährigen Regierung hatte er viel, ja übergenug geleistet, indem er den aus den Fugen gehenden Staat consolidirte. Gewöhnlich wird er als Träger einer «Reaction» bezeichnet, gegenüber seinem Vorgänger, dem meist legendarisch behandelten Joseph. In Wahrheit ist Leopold nüchterner, consequenter, skeptischer als Joseph, dessen Eigenwilligkeit, durchgreifende Willkür, Nichtachtung des gewordenen Historischen ihm fremd ist, wie ihm andererseits das Idealistische, Schwungvolle des Wesens seines Bruders fehlt.

Literatur. Ueber Leopold als Großherzog von Toscana: A. von Reumont, «Geschichte Toscanas», (2. Thl.); Gino Capponi, «Storia di Pietro Leopoldo» (Florenz 1877). Ueber Jugend- und Familienbeziehungen: A. von Arneth, «Maria Theresia und Joseph II. Ihr Briefwechsel» (3 Bde.); Arneth, «Joseph und Leopold. Ihr Briefwechsel» (2 Bde.); «Marie Antoinete, Joseph und Leopold» und «Briefe der Kaiserin Maria Theresia an ihre Kinder und Freunde» (1880—82); Ad. Wolf, «Leopold und Marie Christine» und «Marie Christine» (2 Bde.); Ad. Beer, «Joseph II., Leopold II.

und Kaunitz»; derselbe, «Leopold II., Franz II. und Katharina» (Leipzig 1874). Für die Geschichte Belgiens: Ad. Borgnet, «Histoire des Belges»; für die Geschichte Oesterreichs: Fr. von Krones: «Oesterreichische Geschichte» (4. Bd. u. fg.). Für die internationale Politik: Sybel, «Geschichte des Revolutionszeitalters» und seine «Historische Zeitschrift» (sehr wichtig Bd. 10, 12, 17, 23), dagegen Ernst Hermann, «Russische Geschichte» (6 Bde.) und «Ergänzungen und Forschungen zur deutschen Geschichte» (5 Bde.).

(H. M. Richter.)

LEOPOLD I. (Georg Christian Friedrich), König der Belgier, wurde zu Coburg am 16. Dec. 1790 geboren, als sechstes Kind des Herzogs von Sachsen-Coburg. Er zeigte früh einen lebhaften, für mancherlei Anregungen empfänglichen Geist und erhielt eine sorgfältige Erziehung. Zur militärischen Laufbahn bestimmt, legte er sich mit großem Eifer auf die einschlägigen Studien, betrieb aber zugleich mit Liebhaberei Botanik, Zeichnen und Musik. Durch die Heirath seiner Schwester Juliane mit dem Großfürsten Konstantin fand er schon 1805 eine Anstellung im russischen Heere. Er wurde ein besonderer Liebling des Kaisers Alexander und durfte ihn 1808 zum Congreß nach Erfurt begleiten. Durch Drohungen Napoleon's genöthigt, verließ er 1810 den russischen Dienst und brachte die nächsten Jahre auf Reisen zu, besuchte Paris und Wien, Italien und die Schweiz. Sobald das Napoleonische Joch gebrochen war, beeilte er sich wieder in das russische Heer einzutreten; er begab sich zunächst zum Kaiser Alexander nach Kalisch und nahm theil an den Schlachten bei Lützen, Bautzen, Kulm und Leipzig. Mit den Verbündeten zog er 1814 und 1815 in Paris ein und begleitete in der Folge Kaiser Alexander nach England. Dort alsbald bei Hofe vorgestellt, machte er durch sein schönes Aeußere, durch geistige Reife und feinen Takt den günstigsten Eindruck. Die Prinzessin Charlotte, Tochter des Prinz-Regenten Georg IV. und künftige Erbin des britischen Thrones, welche soeben ihre Verlobung mit dem ihr wenig sympathischen Prinzen von Oranien gelöst hatte, fand an dem schönen ritterlichen Prinzen Leopold Gefallen und wählte ihn zu ihrem Gemahl, und am 2. Mai 1816 fand die Vermählung statt. Leopold war schon vorher durch eine Parlamentsacte vom 27. März in England naturalisirt, mit einem Jahrgehalt von 50,000 Pfd. Sterl. dotirt und zum britischen Feldmarschall ernannt worden.

Die Ehe war eine äußerst glückliche. Der Leibarzt und vertraute Freund Leopold's, Dr. Stockmar, schreibt am 26. Aug. 1817: «Das eheliche Leben dieses Paares ist ein seltenes Bild der Liebe und Treue.» Leider nahm dieses Glück ein frühes Ende, die Prinzessin starb im Wochenbett am Morgen des 6. Nov., nachdem sie einige Stunden vorher einen todten Knaben geboren hatte. Der Schmerz des Prinzen war sehr tief und nachhaltig, noch kurz vor seinem Tode schrieb er, «er habe das Gefühl des Glückes, das ihn während seines kurzen Ehelebens beseligte, nie wieder erlangt». Er blieb in seinen vertraulichen Beziehungen zu der königlichen Familie in England und kam ihr dadurch noch näher, daß seine Schwester Victoria, die Witwe des 1814 verstorbenen Fürsten von Leiningen, den jüngeren Sohn des Königs Georg III., Herzog von Kent, heirathete. Als dieser, bald nachdem ihm seine Gemahlin eine Tochter, die jetzige Königin Victoria, geboren hatte, starb, wurde Leopold dieses Kindes Vormund. Er lebte nun theils in London und auf seinem Landsitze Claremont, theils auf Reisen. Bald eröffnete sich ihm Aussicht auf einen neuen Wirkungskreis; angesehene Griechen fragten 1825 bei ihm an, ob er nicht geneigt wäre, ihr König zu werden. Das Anerbieten reizte ihn, aber der englische Minister Canning rieth ihm, nicht näher auf die Sache einzugehen, weil der Stand der Dinge in Griechenland noch zu unklar sei und weil er glaubte, Leopold werde in England nützlicher sein. Das Jahr 1828 brachte neue Anregung. Der provisorische Regent Griechenlands, Präsident Kapodistrias, schlug den drei Mächten Rußland, Frankreich und England vor, den Prinzen Leopold zum König von Griechenland zu berufen, und es wurde ihm nach mehrmonatlichen Verhandlungen durch Protokoll vom 3. Febr. 1830 der griechische Thron angeboten. Die Aussicht auf denselben hatte für ihn einen solchen Zauber gehabt, daß er allzu lebhaft auf das Anerbieten einging und es unterließ, die nöthigen Bedingungen für die Annahme zu stellen. Er hatte zwar am 11. Febr. ein Schreiben an die Conferenz gerichtet, worin er fünf Punkte aufzählte, welche er vorher erledigt wünschte (vollkommene Garantie für den Bestand des griechischen Staates, Sicherung der Bewohner von Kreta und Samos gegen Bedrückungen von seiten der Türken, eine bessere Grenze gegen Norden, Zusicherung pecuniärer Beihülfe und Beistand verbündeter Truppen). Aber als die Conferenz von Bedingungen nichts wissen wollte, nahm er sie zurück und verwandelte sie in Observationen (Bemerkungen), in der Hoffnung, die Mächte würden die darin ausgedrückten Forderungen doch nachträglich gewähren. Als dieses nicht geschah, lehnte er in einem Schreiben vom 21. Mai 1830 die griechische Krone definitiv ab, woran er ohne Zweifel ganz recht gethan hat. Im folgenden Jahre wurde er von einem andern Volke zum König begehrt, von den Belgiern. Nachdem am 23. Nov. 1830 die definitive Ausschließung des Hauses Oranien von jedem Antheil an der öffentlichen Gewalt in Belgien ausgesprochen war, wurde Leopold's Name von einzelnen Belgiern genannt, und auch der preußische Gesandte in London äußerte, Friedrich Wilhelm III. würde den Prinzen Leopold gar gerne an der Spitze des belgischen Staates sehen; aber Louis Philipp von Frankreich suchte die belgische Krone für seinen Sohn, den Herzog von Nemours, zu gewinnen, und wirklich beschloß auch der belgische Congreß am 3. Febr. diesen zu wählen; doch wies Louis Philipp, der wohl einsah, daß die Annahme dieser Wahl ihn in einen europäischen Krieg verwickeln könnte, nachdem er eine Zeit lang geschwankt hatte, das Anerbieten des belgischen Congresses zurück. Nun verständigten sich England und Frankreich für die Candidatur des Prinzen Leopold.

Der belgische Minister Lebeau sandte im April 1831 eine Deputation des Congresses an den Prinzen nach London, um ihn zur eventuellen Annahme der Wahl und der sofortigen unbedingten Zusage zu bestimmen, in der Hoffnung, daß dadurch die Parteiintriguen beseitigt und durch den persönlichen Einfluß Leopold's eine den belgischen Interessen entsprechende Verständigung mit der Conferenz der europäischen Mächte herbeigeführt werden könnte. Leopold wäre gerne bereit gewesen, an die Spitze des jungen Staates zu treten, aber durch die Erfahrungen in der griechischen Sache gewitzigt, bestand er darauf, daß mit seiner Wahl die gleichzeitige Lösung der territorialen und finanziellen Fragen verknüpft werden und Belgien und sein König von Europa anerkannt werden müsse. Dagegen versprach er die sehr republikanisch gestaltete Verfassung Belgiens eventuell ohne Einschränkung und Vorbehalt anzunehmen. Das belgische Ministerium sah sich nun darauf angewiesen, die Wahl Leopold's aufs Ungewisse durchzusetzen. Sie erfolgte nach heftigen Stürmen im Congreß am 4. Juli 1831, und alsbald ging eine Deputation nach London ab, um dem Prinzen den gefaßten Beschluß anzuzeigen. Zugleich aber wurden zwei Commissare abgeschickt, um über die von Leopold gestellten Bedingungen mit der Conferenz der genannten drei Mächte zu verhandeln. Das gewünschte Ergebniß kam glücklich zu Stande und wurde, in 18 Artikel gefaßt, am 26. Juni unterzeichnet. An demselben Tage empfing Leopold die Deputation und nahm die Wahl an unter der Voraussetzung, daß der Congreß sofort die nöthigen Maßregeln ergreifen würde, um den neuen Staat zu constituiren. Infolge der Annahme der belgischen Krone verzichtete jetzt Leopold auf die englische Pension, welche ihm bei seinem Heirathsvertrage mit der Prinzessin Charlotte auf Lebenszeit verliehen worden war.

Nun aber mußte auch der König von Holland zur Annahme des von den Großmächten aufgestellten Entwurfs bewogen werden. Es handelte sich hauptsächlich um einen Grenzvertrag zwischen Belgien und Holland, letzteres verweigerte die Zustimmung zu der in den 18 Artikeln aufgestellten Grenzbestimmung, und so mußten die drei Mächte die Anerkennung des Prinzen als König von Belgien noch verschieben; dennoch begab sich Leopold nach Belgien, wo die Bevölkerung scharenweise herbeiströmte, um ihren König zu begrüßen. Am 21. Juli 1831 hielt er seinen feierlichen Einzug in Brüssel und beschwor die Verfassung. Aber damit war das neue Königreich Belgien noch keineswegs fertig, vielmehr wurde die Existenz desselben noch recht in Frage gestellt. König Wilhelm von Holland wollte sich durchaus nicht zur Annahme der von Belgien mit den Großmächten vereinbarten 18 Artikel verstehen und es lieber auf einen Krieg ankommen lassen. Er kündigte Belgien den Waffenstillstand und ließ am 4. Aug. 50,000 Mann über die Grenze rücken. König Lepold konnte nicht hoffen, mit den ungeübten, undisciplinirten und durch die Revolution desorganisirten belgischen Truppen den gutgeschulten holländischen mit Erfolg die Spitze zu bieten. Er rief die in den 18 Artikeln garantirte bewaffnete Intervention Englands und Frankreichs an. Letzteres gewährte sie sehr bereitwillig; ein französisches Heer unter Marschall Gerard rückte am 10. Aug. in Belgien ein und kam gerade recht, um die Holländer an der Besetzung Brüssels zu verhindern, denn die belgische Armee hatte sich, ohne dem Angriffe der Holländer ernstlichen Widerstand zu leisten, in Unordnung aufgelöst, und Leopold sah sich genöthigt, sich mit einer kleinen Abtheilung nach Löwen zurückzuziehen. Die Holländer mußten nun einen von den Conferenzmächten dictirten Waffenstillstand annehmen. Eigentlich wären die Conferenzmächte durch die 18 Artikel verpflichtet gewesen, den König von Holland zur Nachgiebigkeit zu zwingen; aber sie scheuten sich doch, gegen ein souveränes Haupt so scharf einzugreifen und wollten namentlich dem Könige von Holland, einem bevorzugten Mitglied der Fürstenfamilie, nicht wehe thun. Dazu kam, daß die militärische Schwäche Belgiens gar zu auffallend an den Tag gekommen war. Dadurch hatte sich dessen Sache sehr verschlechtert. Talleyrand machte sogar Umtriebe, Preußen und Holland zu einer Theilung Belgiens zu verlocken, während England fürchtete, Belgien könnte durch die von Frankreich gewährte militärische Hülfe zu sehr in Abhängigkeit von dieser Macht gerathen. Alle waren darin einverstanden, an den 18 Artikeln nicht festzuhalten und einen andern, Holland günstigeren Vertrag an deren Stelle zu setzen. Es wurde eine neue Regelung der Grenz- und Schuldenfrage festgesetzt in 24 Artikeln, deren Ergebnisse für Belgien schlechter waren als die früheren 18. Der neue am 6. Oct. unterzeichnete Vertrag überwies die größere östliche Hälfte von Luxemburg an Holland und nahm Belgien auch noch Theile von Limburg.

In Beziehung auf die Staatsschulden wurde dem neuen Königreiche die Pflicht auferlegt, jährlich 8¼ Millionen Gulden an Holland zu zahlen. Waren die Bedingungen für Holland auch wesentlich verbessert, so verweigerte doch König Wilhelm die Annahme der 24 Artikel, während Belgien sie in Gestalt eines Vertrags mit den Conferenzmächten annahm. Leopold zog in ernstliche Erwägung, ob er nicht abdanken sollte, da man ihm die Zusage, auf deren Grund er die Wahl angenommen, nicht erfüllt hatte. Man hielt ihm entgegen, daß seine Abdankung für Belgien den größten Nachtheil haben und entweder zur Wiederunterwerfung unter Holland oder zur Vereinigung mit Frankreich oder zur Theilung führen, ihn selbst aber in einem ungünstigen Licht erscheinen lassen würde. So entschloß er sich, wenn auch nach längerem innern Kampfe, zu bleiben. Am 31. Jan. 1832 wurde die Anerkennung Belgiens von England und Frankreich ausgesprochen, in den nächsten Monaten auch von Oesterreich, Preußen und Rußland; Holland aber setzte seinen Widerstand fort. Leopold ging auf nochmalige Verhandlung über die 24 Artikel und Abänderung derselben ein, als aber seine Vorschläge von Holland abgelehnt wurden, beschloß die Conferenz Zwangsmaßregeln. Unter dem Druck derselben ging König Wilhelm endlich im März 1838 auf neue Verhandlungen mit Belgien ein und am 19. April 1839 kam es zu einem definitiven

Frieden. Die Widerspenstigkeit des Königs von Holland brachte Belgien den Vortheil, daß die Rente, die es Holland zu bezahlen hatte, von 8 Millionen Gulden auf 5 herabgesetzt wurde.

Im Zusammenhang mit Leopold's Annahme des belgischen Thrones stand auch seine Heirath mit der Tochter des Königs Louis Philipp. Schon im Januar 1831, ehe die Anfrage wegen der Königswahl an ihn ergangen war, hatte ein Mitglied der provisorischen Regierung Belgiens bei Louis Philipp sondirt, ob er Leopold, im Falle er König würde, nicht eine Tochter geben wollte, und günstigen Bescheid erhalten, und als im April England und Frankreich ihre Zustimmung zu einer etwaigen Wahl Leopold's vertraulich zu erkennen gaben, wurde ihm französischerseits eröffnet, daß etwa ein Jahr nach seiner Thronbesteigung die gewünschte Heirath zugestanden werden dürfte. Der Wunsch Leopold's beruhte nur auf politischen Gründen, sein Herzensbedürfniß war befriedigt durch eine andere Verbindung. Seit einem Jahre war er insgeheim zur Linken getraut mit der schönen und liebenswürdigen Schauspielerin Karoline Bauer, welche in England zur Gräfin von Montgomery erhoben worden war. Dieses Verhältniß mußte vor Eingehung jener politischen Heirath durch förmliche Scheidung gelöst werden. Am 5. Juli 1832 wurde die Verlobung Leopold's mit der Prinzessin Luise von Orleans (geb. den 3. April 1812) im belgischen «Moniteur» verkündigt und am 9. Aug., dem Tage, nach welchem die belgische Armee von den Holländern geschlagen war und sich in Verwirrung aufgelöst hatte, fand die feierliche Vermählung in Compiegne statt. Durch die Heirath Leopold's mit der Tochter des Königs von Frankreich war seine politische Stellung, ungeachtet der fortwährend feindlichen Haltung des Königs von Holland, befestigt; es trat eine Zeit der Ruhe ein, die zur Ordnung der innern politischen Verhältnisse, zur Hebung der Industrie und zur Anlegung eines Eisenbahnnetzes mit Eifer und Besonnenheit benutzt wurde. Die Aufgabe Leopold's war eine sehr schwierige, weil der in Belgien weit vorgeschrittene Liberalismus und eine fast republikanische Verfassung der königlichen Gewalt unbequeme Schranken setzte und auch die in Belgien besonders mächtige klerikale Partei Energie und kluge Vorsicht erforderte. Leopold war aber in besonderm Grade befähigt, auch unter solchen Verhältnissen zurechtzukommen. Mit hellem Verstande für Beurtheilung der Menschen und Dinge begabt, kaltblütig, besonnen und von festem Willen, bereit, alles zu wagen um seinen Ehrgeiz zu befriedigen, ließ er sich doch nie davon fortreißen, er wußte zu warten, zu schweigen und vor allem, er ließ sich nicht bange machen. Diese Eigenschaften machten sich geltend, als im J. 1846 eine Centralversammlung aller liberalen Clubs in Brüssel vorbereitet wurde und Louis Philipp in voller Angst ermahnte, doch einzuschreiten, ehe es zu spät sei. Leopold sah ruhig zu, ließ die Leidenschaften in Worten sich entladen, nahm sogar seine Minister aus den gefürchteten Clubs und brachte so die Bewegung zum Stillstand. Bewunderung erregte seine Haltung im J. 1848; er erklärte, wenn das Volk ihn nicht mehr zum König haben wollte, so möge man es ihm nur offen sagen, er sei zu jeder Zeit bereit abzutreten. Begeisterte Huldigungen waren die Antwort, und der belgische Thron war der nächst dem englischen am wenigsten erschütterte. Die Gesandtschaftsberichte sind voll Lobes über König Leopold, ein Brief aus Berlin aus dieser Zeit sagte, alle Ausdrücke der Bewunderung seien gegenüber Belgien erschöpft. Leopold erwarb sich durch seine kluge, taktvolle Regierung den Ruhm eines constitutionellen Musterkönigs und bewährte sich als solcher bis zum Ende seines Lebens. Seit März 1865 zeigten sich Symptome eines Lungenleidens, das rasche Fortschritte machte und am 10. Dec. 1865 seinen Tod herbeiführte. Seine Gemahlin Luise von Orleans, eine ausgezeichnete, aber wenig beliebte Fürstin, war am 11. Oct. 1850 gestorben, wobei das Volk warme Theilnahme und Anhänglichkeit an die Dynastie zeigte. Sie hinterließ drei Kinder, den jetzigen König Leopold II. (geb. 9. April 1835), den Prinzen Philipp und die Prinzessin Charlotte, Witwe des Kaisers Maximilian von Mexico.

Literatur: Théodore Juste, «Leopold I, Roi des Belges» (2 Bde., Brüssel 1868; deutsch Gotha 1869); «Denkwürdigkeiten aus den Papieren des Freiherrn Christian Friedrich von Stockmar» (Braunschweig 1872); S. Brie, «Die Gründung des Königreichs Belgien», in «Preußische Jahrbücher», 1866, Bd. 18, S. 351 fg.

(Karl Klüpfel.)

LEOPOLD (Karl Friedrich), Großherzog von Baden, der vierte Sohn Karl Friedrich's und der älteste aus dessen zweiter Ehe mit der Reichsgräfin von Hochberg, geb. Freiin von Geyersberg, wurde am 29. Aug. 1790 zu Karlsruhe geboren. Da er von sechs Söhnen der vierte und überdies aus einer nicht ebenbürtigen Ehe entsprossen war, so schien er keine Aussicht auf den badischen Thron zu haben. Er wurde für die militärische Laufbahn bestimmt, studirte aber auch auf der Universität Heidelberg, die er im J. 1809 bezog, besonders Staatswissenschaften, und suchte später durch Reisen seinen Gesichtskreis zu erweitern. Im J. 1814 machte er den Krieg gegen Napoleon als Oberst mit und betheiligte sich an den Kämpfen bei Bar und Arcis-sur-Aube und vor Paris, und wurde nach dessen Einnahme zum Generalmajor ernannt. Infolge des frühen Todes der Söhne seines Neffen Karl und der Kinderlosigkeit seines Bruders Ludwig wurde er einer hausgesetzlichen Bestimmung des Großherzogs Karl Friedrich gemäß im J. 1817 zum großherzoglichen Erbprinzen erklärt und sein Erbrecht durch die europäischen Mächte anerkannt und gewährleistet. Zwei Jahre später, am 25. Juli 1819, vermählte er sich mit der Tochter des vertriebenen Königs von Schweden Gustav IV., Sophie Wilhelmine, und lebte in der Stille, der Landwirthschaft sich widmend, bis ihn 1830 der Tod seines Halbbruders Ludwig zum großherzoglichen Throne rief. Am 30. März 1830 trat er die Regierung an unter großem Jubel des badischen Volkes, das in seiner Thronbesteigung eine Bürgschaft der Fortdauer des von verschiedenen Seiten angefochtenen badischen Staates sah.

Er entließ den unter der früheren Regierung einflußreichen aber sehr verhaßten Flügeladjutanten Major von Hennenhofer und die der liberalen Richtung abgeneigten Minister von Berstett und von Bertheim und berief an die Seite des beliebten Finanzministers Böckh andere liberale Männer in den Rath der Krone. Winter übernahm das Ministerium des Innern, Nebenius wurde zum Director desselben und von Türkheim zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Die erste Vorlage der Regierung zu Gunsten der liberalen Richtung war die Wiederherstellung einer im J. 1825 aufgehobenen Vorschrift der Verfassung, wonach die ganze Zweite Kammer alle sechs Jahre erneuert werden mußte und zweijährige Landtagsperioden festgesetzt waren. Dies war dahin verändert worden, daß die Kammer je nach sechs Jahren nur theilweise verändert zu werden brauchte, und die Landtagsperioden waren von zwei auf drei Jahre verlängert worden. Es folgte der Entwurf einer sehr liberalen Gemeindeordnung, eine bürgerliche Proceßordnung mit Oeffentlichkeit des Verfahrens und ein Gesetzentwurf über Aufhebung der Staatsfronen. Ein von der Zweiten Kammer beschlossenes Preßgesetz, welches die inländische Presse völlig freigab, wurde am 24. Dec. 1831 von der Regierung angenommen, mußte aber auf Befehl Oesterreichs und des Bundestages am 28. Juli 1832 außer Wirkung gesetzt werden. Die von der Kammer und einigen ihrer hervorragenden Mitglieder fortgesetzte Agitation gegen den Bundestag veranlaßte die Regierung zur Unterdrückung mehrerer Zeitungen, zeitweiliger Schließung der Universität Freiburg und Versetzung der mißliebigen Professoren Rotteck und Welcker in den Ruhestand. Der Beitritt Badens zum Zollverein wurde von der Regierung gegen den hartnäckigen Widerspruch der Liberalen 1835 durchgesetzt. Seit Mitte der dreißiger Jahre begann zwischen der badischen Regierung und der liberalen Partei ein heftiger Kampf, und als 1838 Minister Winter, welcher das Vertrauen des Großherzogs wie des badischen Volkes in hohem Grade besessen hatte, starb, gerieth der Großherzog immer mehr unter den Einfluß des Freiherrn von Blittersdorf, welcher, jede Verständigung vereitelnd, ihn um das Vertrauen seiner Unterthanen brachte. Als Blittersdorf 1843 wieder auf seinen Gesandtschaftsposten am Bundestag zurückkehrte, besserte sich das Verhältniß wieder etwas und die Wahl des neuen Ministers Bekk, eines freisinnigen gewandten Mannes, bewirkte eine günstige Stimmung des Volkes gegen die Regierung, sodaß das Ministerium sich selbst gegenüber den Stürmen des Jahres 1848 aufrecht erhielt. Aber der Radicalismus hatte schon zu viel Boden gewonnen und die Regierung wußte gegen die immer weiter gehenden Anforderungen nicht die nöthige Festigkeit und Thatkraft zu behaupten. Und so kam es, daß im Mai 1849 der bekannte Militäraufstand ausbrach, vor dem der Großherzog, von seiner Umgebung schlecht berathen, voreilig die Flucht ergriff. Außer Stande, den Kampf mit der Revolution aufzunehmen, rief er den König von Preußen um Hülfe an, welche dieser schleunigst gewährte. Die Aufständischen wurden durch preußische Truppen besiegt und nach einigen Monaten (am 18. Aug. 1849) konnte der Großherzog in sein Land zurückkehren. Die Mehrzahl der Bevölkerung war froh, wieder einen Landesherrn zu haben und von dem Terrorismus der Revolution befreit zu werden. Die Bestrafung der Führer des Aufstandes überließ der Großherzog den preußischen Militärgerichten. Zur Wiederherstellung der Ordnung berief er ein conservatives Ministerium, welches die Aufgabe hatte, die Schäden wieder gut zu machen, welche die revolutionäre Zwischenregierung angerichtet hatte. Die Reorganisation des Militärs wurde durch Verlegung der militärpflichtigen Badenser in preußische Garnisonen bewerkstelligt, wogegen preußische Truppen die badischen Städte besetzt hielten.

Der Großherzog konnte sich der Wiedereinsetzung nicht lange erfreuen: die traurigen Erfahrungen und die Aufregungen der Revolutionszeit hatten seine Gesundheit untergraben. Im December 1851 wurde er von gichtischen Leiden befallen, die sich zu einer gefährlichen Gelenkentzündung entwickelten und am 24. April 1852 seinen Tod herbeiführten.

Literatur: Schöchlin, «Geschichte von Baden unter der Regierung des Großherzogs Leopold» (Karlsruhe 1855); L. von Weech, «Großherzog Leopold von Baden» in der «Allgemeinen deutschen Biographie» (Bd. 18, S. 370 fg., Leipzig 1883). *(Karl Klüpfel.)*

LEOPOLD II. (Johann Joseph Franz Ferdinand Karl), Großherzog von Toscana 1824—59, Erzherzog von Oesterreich, der zweite Sohn des Großherzogs Ferdinand III. von Toscana, aus dessen Ehe mit Marie Luise von Sicilien, war geboren am 3. Oct. 1797. Seine Kindheit fällt in die Zeit der französischen Eroberungen und der Herrschaft Frankreichs über die italienische Halbinsel. Großherzog Ferdinand III. mußte vor Napoleon fliehen und hielt sich in Wien, dann in Salzburg und Würzburg auf. Erst 1814, nach dem Sturze Napoleon's, kehrte der Großherzog mit seiner Familie nach Florenz zurück, wo Leopold die im Exil begonnenen Studien in Sprachen, Rechts- und Naturwissenschaft eifrig fortsetzte und die Herausgabe der Werke Galilei's unter seinen Schutz nahm. Die Errungenschaften der Französischen Revolution, Gleichheit der Stände vor dem Gesetze und Gerichte, Freiheit der Religionsübung, der Gewerbe, waren den Italienern fast überall wieder entrissen worden. In Toscana blieb der Geist der Mäßigung und Gerechtigkeit herrschend, dort war auch die Unzufriedenheit am geringsten und die Grundsätze des Carbonarismus fanden dort kaum Eingang, auch als Leopold am 18. Juni 1824 den Thron der Großherzoge bestiegen hatte. Für die wirthschaftliche Entwickelung des Landes war Leopold unausgesetzt thätig; er setzte die Steuern herab, schuf aus öden und sumpfigen Gegenden gesunde blühende Landschaften, suchte Ackerbau und Viehzucht in jeglicher Weise zu heben, machte seine Domänen zu Musterwirthschaften, unterstützte insbesondere den Bergbau und die Metallindustrie und durchfurchte das Land mit guten Verkehrsstraßen. Ebenso hob er das geistige Niveau des

toscanischen Volkes weit über das der Modenesen, der Kirchenstaatlichen, der Neapolitaner, der Romagnolen, die einem Zustande allgemeiner Versumpfung verfallen waren. Die Universität Pisa erlebte eine Glanzperiode und nahm viele Gelehrte aus andern Theilen Italiens auf, glänzend empfing Leopold 1839, noch glänzender 1841 in Florenz den italienischen wissenschaftlichen Congreß. Bald darauf hatte Toscana (1844) eine Eisenbahnverbindung, die seine Producte an das Meer brachte, und Lamartine hatte recht, Toscana eine glückliche Oase in der Wüste Italien zu nennen. Gleichwol griff die von Mazzini geleitete Nationalbewegung auch nach Toscana hinüber. Am 8. Febr. 1848 hatte Karl Albert für Piemont eine Verfassung gegeben, am 17. Febr. 1848 folgte Leopold II. seinem Beispiel in Toscana. Aber die Verfassung befriedigte die Bevölkerung nicht. Leopold wurde genöthigt, ein demokratisches Ministerium einzusetzen, das Toscana immer weiter drängte zur feindschaftlichen Haltung gegen Oesterreich, zur Parteinahme für eine italienische Nationalversammlung. Immer unhaltbarer wurde die persönliche Stellung des Großherzogs, der im Februar 1849 das Land verließ, worauf eine provisorische Regierung bestellt und die Republik ausgerufen wurde. Guerazzi wurde Haupt derselben. Nicht mehr um constitutionelle Freiheit handelte es sich, sondern um «Vertreibung der fremden Herrscher», um die Beseitigung der Kleinstaaten, um die Einheit Italiens zu einem Reiche, mit Piemont als Vormacht. Dichter und Schriftsteller proclamirten Piemont als den Schirmvogt und die Hoffnung Italiens. Karl Albert löste das Wort ein, begann den Krieg mit Oesterreich, dessen Heer Radetzky commandirte. Als aber Sardinien in wiederholtem Kampfe (Novara) erlag, die Oesterreicher in der Lombardei und Venedig ganz und gar wieder Herren des Landes waren, da ermannten sich die Gemäßigten in Toscana zu einem Aufstande gegen den Dictator Guerazzi, besiegten die Pöbelbanden (am 2. April 1849) und übertrugen an Gino Capponi, die Brüder Ricasoli die provisorische Regierung bis zur Rückkehr des Großherzogs. In Gaëta erschien eine florentinische Deputation bei Leopold, ihn zur Rückkehr und zur Uebernahme der Regierung einzuladen. Dieser zögerte, denn er wollte dem doppelten Drucke ausweichen, der einerseits von den Liberalen des Landes, andererseits und noch stärker in ganz entgegengesetzter Richtung von Wien aus auf ihn ausgeübt wurde, wo man seine liberale Vergangenheit verurtheilte, und ihn zur Resignation zu Gunsten seines minderjährigen Sohnes veranlassen wollte. Endlich fügte er sich, nahm die österreichische Hülfe gegen das von den Radicalen beherrschte Livorno an, d'Aspre rückte mit den Kaiserlichen am 6. Mai in Toscana ein, am 11. wurde Livorno nach einem Kampfe genommen, zwei Wochen später besetzten die Oesterreicher auch Florenz, ohne Widerstand zu finden. Am 27. Juli 1849 kam Leopold erst in seine Hauptstadt und ward mit Jubel begrüßt. Die alte Harmonie zwischen Fürst und Volk ward nicht mehr hergestellt. Beide mistrauten einander. Leopold hob die Verfassung auf und stützte seine Herrschaft auf ein österreichisches Occupationscorps, das bis 1855 im Lande blieb. Der Absolutismus Leopold's war gleichwol maßvoll, seine Reformthätigkeit auf dem Gebiete der materiellen Cultur unermüdet und sehr fruchtbar, die Verwaltung, namentlich unter dem Ministerium Baldasseroni, eine vortreffliche. Die italienische Einheitsbewegung aber rastete nicht, die geheimen Gesellschaften zogen ihr Netz über die ganze Halbinsel. Sardinien (oder Piemont) hatte in Cavour den Staatsmann gefunden, der durch die Betheiligung am Krimkriege die Freundschaft Frankreichs und Englands erwarb, auf dem Pariser Congresse von 1856 die Italienische Frage auf die Tagesordnung setzte («der Schmerzensschrei Italiens») und mit den «Patrioten» aller italienischen Länder, so auch Toscanas, geheime Verbindungen anknüpfte. Das Attentat Orsini's mahnte Napoleon III. an die Einlösung seines Wortes von der Befreiung Italiens: Cavour schloß zu Plombières die Allianz mit Frankreich, besiegelte diesen Bund durch die Heirath von Jerôme Napoleon mit Clotilde, Victor Emanuel's Tochter, und so brach 1859 der Krieg Frankreichs und Sardiniens mit Oesterreich aus. Der Großherzog Leopold floh nach Wien, um in Oesterreich Schutz und Hülfe zu suchen. Am 23. Mai 1859 landete Prinz Napoleon mit französischen Truppen in Livorno, fand aber keine Theilnahme in der Bevölkerung, keine Stimme verlangte ihn zum Regenten, wie sein kaiserlicher Vetter gehofft, wohl aber eilten, nach der Schlacht von Magenta, die toscanischen Freiwilligen unter Sardiniens Fahne. Nach der Schlacht von Solferino zogen sich die Oesterreicher in das Festungsviereck zurück, da überraschte Napoleon III. die Welt mit einem Waffenstillstande am 11. Juli in Villafranca. In demselben war die Rückkehr des Großherzogs stipulirt. Seit dem 8. Mai hatte Buoncompagni, bisher piemontesischer Gesandter in Florenz, die provisorische Gewalt, er und Ricasoli bearbeiteten nun die Bevölkerung im Sinne der Annexion. In der Pause zwischen dem Waffenstillstande von Villafranca und dem definitiven Frieden wurde die Agitation für den Anschluß an Sardinien mit Eifer fortgesetzt und am 16. Aug. 1859 votirte eine Nationalversammlung den Anschluß Toscanas an Sardinien und das Haus Savoyen. Als dies im Werke war, dankte Leopold II. am 21. Juli 1859 zu Gunsten des Erbgroßherzogs Ferdinand (IV.) ab und damit ging Toscana für seine Dynastie verloren. Denn dieser, ohne persönlichen Anhang, ohne Truppen, konnte nicht daran denken, gegen die herrschende Strömung, von der Herrschaft Besitz zu ergreifen. Napoleon, der seinen Vetter nicht durchsetzen konnte, für den Erbgroßherzog sich nicht einsetzen mochte, willigte stillschweigend in die Annexion Toscanas und begann sich mit der Entschädigung durch Nizza und Savoyen zu beschäftigen. Er hatte selbst noch am 10. Nov. 1859 im Züricher Frieden die Restauration von mittelitalienischen Fürsten neuerdings zugesichert. Ein Rundschreiben Cavour's vom 27. Jan. 1860 kündigte den Entschluß an, die mittelitalienische Frage ihrer Lösung zuzuführen. England unterstützte ihn, Oesterreich hatte Frankreich zugesichert, daß es keinen casus belli

aus der Restaurationsfrage machen werde, dieses forderte zum Schein noch einmal in einer Note Thouvenel's (24. Febr. 1860) die Restauration der österreichischen Secundogenitur, war aber durch die Forderung der Annexion Savoyens und Nizzas selbst auf den guten Willen Sardiniens angewiesen, und da er selbst die Komödie einer Volksabstimmung in Scene setzen wollte, so respectirte er denn auch das toscanische Plebiscit vom 13. März 1860, in welchem sich 366,000 Vota für und 15,000 Vota gegen die Annexion an Sardinien aussprachen. Victor Emanuel übernahm, nachdem er die Abstimmungsresultate am 22. März von Ricasoli entgegengenommen, am 25. März 1860 die Regierung Toscanas. Nachdem Neapel, die Marken und Umbrien auch annectirt waren, nahm Victor Emanuel den Titel eines Königs von Italien an und Florenz wurde die Hauptstadt des neuen Königreichs (von 1861 bis 1870). Leopold lebte von 1859 an zurückgezogen auf seinen Gütern Brandeis und Schlackenwerth in Böhmen, zumeist in letzterem (bei Karlsbad), ein Wohlthäter der Bewohner jenes Kreises, verehrt von seiner Familie. Er starb am 29. Jan. 1870 auf Schloß Brandeis. Leopold war zweimal vermählt, das erste mal am 16. Nov. 1817 mit Maria Anna von Sachsen, Tochter des Prinzen Maximilian (geb. am 15. Nov. 1799, gest. am 24. März 1832). Aus dieser Ehe entstammten zwei Töchter: Maria Karolina (geb. am 19. Nov. 1822, gest. am 5. Oct. 1841) und Augusta (geb. am 1. April 1825, vermählt mit dem Prinzen Luitpold von Baiern, gest. am 26. April 1864). Das zweite mal war Leopold vermählt mit Maria Antonia von Neapal (geb. am 19. Dec. 1814) am 7. Juni 1833. Dieser Ehe entstammen vier Söhne: Ferdinand (IV.), Großherzog von Toscana (geb. am 10. Juni 1835), Karl Salvator (geb. am 30. April 1839), Ludwig Salvator (geb. am 4. Aug. 1847), bekannt als Reiseschriftsteller, und Johann Salvator (geb. am 25. Nov. 1852), bekannt als Militärschriftsteller, und zwei Töchter: Maria Isabella (geb. am 21. Mai 1834), vermählte Gräfin Trapani, und Maria Luise (geb. am 31. Oct. 1847), vermählte Fürstin Hohenburg-Birstein.

Literatur: Gino Capponi, «Geschichte der Stadt Florenz»; Reuchlin, «Geschichte Italiens»; «Cavour's Leben» von Massari, dann Massimo d'Azeglio's Schriften und Denkwürdigkeiten; Augsburger «Allgemeine Zeitung», Jahrg. 1876, Beilagen 128, 130 fg.; Wurzbach, «Biograph. Lexikon», Bd. 6 und 46, wichtig für die Genealogie. *(H. M. Richter.)*

LEOPOLD I., Fürst von Anhalt-Dessau, bekannt unter dem Namen der Alte Dessauer, wurde am 3. Juli 1676 zu Dessau geboren. Sein Vater war Johann Georg II., seine Mutter Henriette Katharina von Oranien, deren Schwester Luise Henriette mit dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg vermählt war. Der Ehe entsprossen zehn Kinder, Leopold war das neunte. Nach einem früh verstorbenen Erbprinzen wurden sieben Prinzessinnen geboren; deshalb wurde die Geburt Leopold's, des langerhofften Erbprinzen, von dem fürstlichen Hause und dem ganzen Lande mit Jubel begrüßt. Am 6. Juli wurde der Prinz getauft. Unter den Pathen befand sich der Kaiser Leopold, dem zu Ehren der Täufling seinen Namen erhielt. Das Kind entwickelte sich rasch und kräftig, es war kerngesund und ungemein lebhaft. Die Erziehung des Prinzen ging darauf aus, den Körper abzuhärten und den Willen zu stählen. Vom neunten Jahre an begleitete er den Vater auf die Jagd und harrte mit ihm manche Nacht unter freiem Himmel aus; zu allen Leibesübungen wurde er angehalten. Häufige Besuche in Berlin am Hofe seines Oheims nährten in ihm Lust und Liebe zum Kriegshandwerk, für welches er nicht geringe Begabung verrieth. Verlieh ihm doch schon am 5. Jan. 1688 der Kaiser das Diezenthal'sche Infanterieregiment. Unter steten Leibes- und Waffenübungen härtete er seinen Körper ab. Nach des Vaters Willen, der aus seinem Nachfolger einen Kraftmenschen in jeder Hinsicht machen zu wollen schien, mußte jeder Wunsch des Knaben erfüllt, jeder Laune nachgegeben, seinen Neigungen willfahrt werden. Was für die Bildung des Geistes geschah, war verloren; es war nicht möglich, dem Prinzen die gewöhnlichen Schulkenntnisse beizubringen.

Durch den unerwarteten Tod seines Vaters, der am 17. Aug. 1693 zu Berlin starb, wurde Leopold zur Regierung berufen; da er aber minderjährig war, übernahm bis zu seinem vollendeten 21. Lebensjahre seine Mutter die vormundschaftliche Regierung. Sie schickte im Spätherbst desselben Jahres ihren Sohn auf Reisen. Neben dem Wunsche, ihn die Welt sehen zu lassen, bewog die Mutter aber auch die Hoffnung, ihn durch zeitweilige Entfernung von Dessau von einer Liebesleidenschaft abzubringen, die er zu der sechzehnjährigen Tochter des Apothekers Föhse, Anna Luise, gefaßt hatte; er hatte der Mutter seinen festen Entschluß mitgetheilt, daß er das Mädchen, das seit Jahren seine Gespielin gewesen, heirathen würde. Ehe er seine Reise antrat, begab er sich nach Berlin. Am 25. Nov. verließ er unter dem Namen eines Grafen Walderse Berlin; zu seinem Hofmeister war Herr von Chalisac bestellt, ein Edelmann aus Guienne. Am 25. trafen die Reisenden in Venedig ein. Leopold leerte den Becher der Lust, den ihm die reiche Stadt bot, namentlich zur Zeit des Carnevals, bis auf die Neige; nach den heftigsten Auftritten verzichtete Herr von Chalisac darauf, die wilde Natur zu bändigen. Am 5. März 1694 wurde die Reise über Ferrara, Bologna, Ancona, Loretto nach Rom fortgesetzt, wo man am 30. eintraf. In Rom trat Leopold in lebendigen Verkehr mit der großen Welt, Einheimischen und Fremden; er wurde ein eifriger und bewunderter Besucher der Reitbahn, des Ballhauses, des Fechtbodens; die Kunstschätze, die Denkmäler der Ewigen Stadt ließen ihn kalt. Der Aufenthalt in Rom wurde durch einen kurzen Abstecher nach Neapel unterbrochen und dann bis zum 13. Sept. ausgedehnt. Von Rom begab sich Leopold nach Turin, wo er am 20. Oct. anlangte. Hier wurde er mit Prinz Eugen von Savoyen und andern Offizieren des kaiserlichen Heeres bekannt; ihr Umgang erregte in ihm den lebhaften

Wunsch, sobald als möglich in den Kriegsdienst zu treten. Schon in Venedig war ihm die Mittheilung geworden, daß er am 2. Dec. 1693 zum kurbrandenburgischen Obersten ernannt worden sei; jetzt theilte er der Mutter mit, daß er im nächsten Jahre den Dienst antreten würde. Er brach am 23. Nov. von Turin auf und kam zum zweiten male nach Venedig, von wo er nach kaum dreiwöchentlichem Aufenthalte nach Wien reiste, das er am 2. Jan. 1695 erreichte. Auf Veranlassung seiner Mutter sprach ihn der Kaiser großjährig; er aber wollte von einer solchen Vergünstigung nichts wissen, sondern die gesetzliche Zeit abwarten. Am 16. Febr. verließ er Wien, reiste ohne Aufenthalt über Prag und Dresden und kam am 24. wieder in Dessau an. Die Hoffnung, daß seine so wenig standesgemäße Leidenschaft verraucht sein würde, mußte seine Mutter bald als eitle erkennen: Leopold's erster Gang nach seiner Heimkehr galt der Geliebten, erst nach ihr begrüßte er seine Mutter. Allen Zweifel aber an der Heftigkeit seiner Neigung mußte eine Blutthat beseitigen, zu der ihn seine Eifersucht trieb. Er sah eines Tages einen Verwandten der Familie Föhse, einen jungen Arzt, mit Anna vertraut am Fenster stehen. Von rasender Eifersucht ergriffen, stürzte er in das Haus und stach den vermeintlichen Nebenbuhler nieder.

Nachdem Leopold in Berlin seine persönliche Meldung gemacht hatte, begab er sich im Frühjahr 1695 zu seinem Regiment nach den Niederlanden, welches gegen die Franzosen im Felde stand. Im Juni wurde der Feldzug eröffnet. Am 3. Juli begann König Wilhelm von Großbritannien die Belagerung von Namur, welches vom Marschall Boufflers vertheidigt wurde. Bei einem Ausfall, den dieser am 12. machte, stand Leopold zum ersten mal mit großer Kaltblütigkeit im Feuer. Mit dem Falle Namurs am 5. Sept. war der Feldzug 1695 beendet, und Leopold begab sich, nachdem er im Haag bei König Wilhelm und Kurfürst Friedrich geweilt, nach Dessau, um dort den Winter zu verleben. Im Frühjahr 1696, durch Patent vom 14. März zum Generalmajor ernannt, stand er wieder im Felde; allein der Feldzug verlief ohne ein bedeutendes Ereigniß. Den Winter brachte Leopold meist in Loo und im Haag zu. Auch das Jahr 1697 sollte ihm keine Gelegenheit geben, sich im Felde auszuzeichnen, und der im October geschlossene Friede zu Ryswijk machte vorläufig der kriegerischen Thätigkeit ein Ende. Leopold's Regiment wurde nach Halberstadt gelegt. Ehe jedoch die überzählige Mannschaft entlassen war, erhielt Leopold den Befehl, sich der Stadt Quedlinburg zu bemächtigen, welche die Anerkennung der Erbvogtei und Schutzgerechtigkeit versagte, die Brandenburg von Kursachsen erworben hatte. Mit 240 Mann erschien Leopold eines frühen Morgens vor der Stadt, entwaffnete die Bürgerwache am Thor, rückte auf den Marktplatz und ließ die Bürger aus dem Schlafe trommeln.

Am 13. Mai 1698 empfing Leopold die Erbhuldigung seines Landes und übernahm damit die selbständige Regierung. Nunmehr völlig unbeschränkt in seinen Entschlüssen, vermählte er sich am 4. Sept. mit Anna Luise, ohne Rücksicht auf die Mißbilligung seiner Standesgenossen. Am 29. Dec. 1701 erhob sie der Kaiser zur Reichsfürstin von Anhalt.

Neben Regierungsgeschäften nahm den Fürsten in den folgenden Jahren hauptsächlich die Sorge für sein Bataillon in Halberstadt in Anspruch. Von jetzt an beginnt Leopold seine Thätigkeit als militärischer Organisator; die Anordnungen, die er bei seinem Regiment trifft, die Neuerungen, die er einführt, werden später maßgebend für die preußische Armee. Von Bedeutung ist namentlich gewesen die Einführung des Gleichschritts, der vorher nur in einzelnen Beispielen vorgekommen war, und der eisernen Ladestöcke an Stelle der hölzernen, die leicht zerbrachen. Durch diese Neuerungen wurde die Manövrirfähigkeit und die Feuergeschwindigkeit vergrößert. Auch der kleine Dienst mußte mit strengster Ordnung, mit gewissenhaftester Pünktlichkeit gethan werden; die Glieder mußten auf Commando gleichmäßig bewegt, die Waffen gleichmäßig gehandhabt werden vom ganzen Regiment, als wäre es Ein Mann. Kurz, Leopold ist der Begründer des so viel geschmähten und doch so gut bewährten preußischen Drills gewesen.

Das neue Jahrhundert führte wichtige Ereignisse herauf, an denen auch Leopold seinen Antheil haben sollte. Wenn er auch erst am 8. Juli 1700 mit dem wichtigen Posten eines Gouverneurs von Magdeburg betraut worden war, so wurde ihm doch sofort seine Thätigkeit in dem bevorstehenden Kriege auf dem Kriegsschauplatze angewiesen. Leopold führte 12 Bataillone nach dem Niederrhein, mit denen er Ende Mai 1701 in Wesel eintraf. Zum Ausbruch der Feindseligkeiten kam es jedoch in diesem Jahre noch nicht. Leopold brachte den Sommer in Wesel und in Duisburg zu, besuchte im Haag den seinem Lebensende zueilenden König Wilhelm von Großbritannien und kehrte für den Winter nach Dessau zurück. Im April 1702 begannen die Feindseligkeiten; es galt, die Festungen zu erobern, welche der Kurfürst von Köln den Franzosen überliefert hatte. Das Heer rückte zuerst vor Kaiserswerth, dessen Belagerung am 16. April eröffnet wurde. In der Nacht vom 20. machten die Franzosen einen Ausfall gegen die Werke der Holländer, welche zum Theil schon aus den Laufgräben vertrieben waren, als Leopold mit 4 Compagnien erschien und den Feind auf die Festung zurückwarf. Bei der Erstürmung der Rheininsel am 24. war Leopold der erste, der das Ufer erstieg, am 4. Mai fiel eine wichtige Schanze auf dem Kuhberg in seine Hand, und nachdem am 9. Juni trotz großer Verluste der Bedeckte Weg mit Sturm genommen worden war, ergab sich am 15. Juni die Festung. Die weiteren Unternehmungen waren gegen die Maaslinie gerichtet. Das erste Angriffsziel war Venloo, wohin auch die preußischen Truppen rückten, nachdem sie bei Düsseldorf den Rhein überschritten hatten. Auf dem Marsche dorthin kamen sie an dem Schlosse Kempen vorüber, welches von einer kleinen französischen Besatzung vertheidigt wurde. 300 Mann wurden abgesondert, es zu nehmen. Auf das Geschützfeuer hin begab sich Leopold zu den Angreifern, stellte sich an ihre Spitze und erzwang die sofortige Uebergabe. Im September begann die Bela-

gerung von Venloo. Leopold erhielt den Angriff auf das Fort St.-Michael zugewiesen, welches er in Gemeinschaft mit den Engländern am 8. Sept. stürmte; am 25. ergab sich die Stadt. Der nächste Angriff richtete sich gegen Roermond und sein zwei Meilen südlich gelegenes Fort Stephanswerth. Am 2. Oct. wurden die Laufgräben eröffnet; Leopold, der mit seiner Abtheilung vor Roermond lag, begab sich am Abend nach Stephanswerth, welches sich nach kurzem Widerstande ergab; am 6. ging auch Roermond über. Im letzten Drittel des October bezogen die Truppen die Winterquartiere; Leopold ging nach Dessau. Am 18. Jan. 1703 war er zum Krönungsfest in Berlin, bei welcher Gelegenheit er den Schwarzen Adlerorden erhielt. Am 24. April kam er bei dem Heere an, welches schon unter Lottum vor Geldern lag, während Marlborough mit der Hauptmacht Bonn belagerte. Die Belagerung ging ihm zu langsam von statten; deshalb eilte er nach Bonn, dort größere Thaten erwartend. Gleich nach seinem Eintreffen ergab sich am 14. Mai die Stadt. Am 14. Juni erhielt er vor Geldern seine Ernennung zum Generallieutenant (Patent vom 10. April 1703) und den Befehl, mit 6000 Mann nach der Donau zu marschiren, zur Unterstützung des Markgrafen Ludwig von Baden. Nach einem Marsch von 4 Wochen langte Leopold im Lager von Hohnsheim an, wo er schon zwei preußische Reiterregimenter vorfand. Während nun der Markgraf mit der Hauptmacht dem Kurfürsten entgegenging, blieben 18,000 Mann, darunter auch die Preußen, unter Befehl des Feldmarschalls Grafen Limburg-Stirum zur Beobachtung eines Theils der Franzosen zurück. Mit Uebermacht wurde Stirum am 20. Sept. bei Höchstädt angegriffen, indem die Franzosen von Lauingen her ihn gleichzeitig im Rücken faßten. Gegen diese mußte sich Leopold zuerst wenden. Er ließ seine Soldaten mit geschultertem Gewehr vorgehen und jagte die Feinde, die solcher Entschlossenheit nicht Stand hielten, bis Nördlingen. Nun fiel ihm die Aufgabe zu, den Rückzug des Heeres gegen die Uebermacht zu decken. Seine Reiterei wurde sofort über den Haufen geworfen; aber obschon von der ganzen feindlichen Reiterei umschwärmt, und von nachrückendem Fußvolk bedrängt, zog Leopold mit 3 Regimentern in der schönsten Ordnung wie auf dem Uebungsplatz dem schützenden Walde von Nördlingen zu. Anderthalb Stunden zog er sich so fechtend zurück, von Zeit zu Zeit Halt machend, um den feindlichen Angriff abzuwehren; erst als seine Truppen noch mit Geschütz angegriffen wurden, geriethen sie etwas in Unordnung und erreichten nicht ohne Verlust den Wald. Allein Leopold's fester Haltung war es zu danken, daß nicht das ganze Heer aufgerieben wurde. Im Januar 1704 traf Leopold in Dessau ein. Für 1704 vermehrte König Friedrich seine Truppen bei dem Reichsheere auf 12,000 Mann, welche im Anfang des Mai Leopold dem Markgrafen Ludwig bei Rottweil zuführte. An der Donau bereiteten sich wichtige Dinge vor; Eugen von Savoyen und Marlborough waren erschienen, um sich gemeinsam auf die Franzosen zu werfen. Leopold wurde dem Heere Eugen's zugetheilt. Ehe es zur Entscheidung kam, erhielt er am 27. Juni im Lager von Durlach seine Ernennung zum General der Infanterie (Patent vom 10. Jan. 1704). Am 13. Aug. griffen Eugen und Marlborough den Feind bei Höchstädt an. Leopold stand unter Eugen auf dem rechten Flügel und befehligte 11 preußische und 7 dänische Bataillone, mit denen er den Sieg entschied. Anerkennend schrieb Eugen an König Friedrich über «die heldenmüthige Conduite des Generals Fürsten von Anhalt, der auf keinerlei Weise seine Person geschont oder vor einiger Gefahr sich entfärbt, sondern im Gegentheil mit großer Unerschrockenheit seine Leute in das härteste Treffen geführt, dergestalt, daß man ihm die Gewinnung der vortrefflichen Victorie zu seinem unsterblichen Nachruhm größtentheils zuzuschreiben hat.» Die Verbündeten gingen nun über den Rhein. Am 12. Sept. begann der Markgraf die Belagerung von Landau, der auch Leopold beiwohnte, ohne einen eigentlichen Befehl zu führen. Bei dem Sturm auf den Verdeckten Weg am 22. Nov. stellte er sich jedoch an die Spitze der Preußen und hatte die ihm viel beneidete Freude, daß der feindliche Befehlshaber gerade da, wo er stürmte, die weiße Fahne aufstecken ließ. Die Preußen gingen wieder nach Oberbaiern in die Winterquartiere, Leopold war im Januar 1705 in Dessau. Im Februar 1705 traf er in Berlin mit Marlborough zusammen, der den König bestimmt hatte, 8000 Mann nach Italien zu senden. Im April brachen sie auf, im Mai fand sich Leopold bei ihnen in Verona ein. Am 16. Aug. griff Eugen den Großprior Vendôme bei Cassano an. Leopold, der mit großer Verwegenheit vorging, erlitt schwere Verluste. Aus der Zeit der Schlacht bei Cassano stammt auch der Dessauer Marsch, der, bei einer Parade zuerst gespielt, Leopold's großen Beifall fand und sein Lieblingsmarsch wurde. Infolge der Anstrengungen wurde Leopold von einem hitzigen Fieber ergriffen, welches er, unter der treuen Pflege seiner Gemahlin in Brescia, nach drei Wochen glücklich überstand. Er ging nach Dessau zurück, während seine Truppen in Venetien die Winterquartiere bezogen. In Berlin setzte Leopold alle Mittel in Bewegung, um die zusammengeschmolzenen Streitkräfte zu ergänzen. Erst Marlborough's persönlichem Eingreifen hatte es Leopold zu danken, daß seine Forderungen gewährt wurden. Nun eilte er nach Italien. Am 7. Sept. kam es bei Turin zur entscheidenden Schlacht. Leopold, auf dem linken Flügel, eröffnete den Angriff gegen eine Verschanzung, die mit 40 Kanonen bewehrt war. Fast zwei Stunden hatten die Preußen allein das Gefecht zu bestehen, da die andern Truppen wegen Ungleichheit des Bodens erst später in die Schlachtordnung einrücken konnten. Dann ließ er seine Bataillone mit geschultertem Gewehr bis auf zehn Schritt an den Feind rücken und nahm die Verschanzung. «Der Fürst von Anhalt», schrieb Eugen an den Grafen Sinzendorf, «hat mit seinen Truppen bei Turin abermals Wunder gewirkt.» Am 20. Sept. nahm Leopold an der Eroberung von Novara, am 26. an der Besetzung von Mailand theil; mit einer preußischen Abtheilung nahm er am

23. Oct. das an der Adda gelegene Fort Ghera. Der Feldzug war beendet, Leopold traf am 15. Nov. in Dessau ein. In Berlin war man zwar mit dem Waffenruhm zufrieden, nicht aber mit dem abermaligen starken Verlust. Wieder war es Marlborough's Einfluß und die Freundschaft des Kronprinzen, die Leopold's Wünsche Gehör finden ließ: noch einmal nahmen preußische Truppen unter seinem Befehl am Feldzuge in Italien theil, wo er am 14. Juli bei dem Heere in Nizza eintraf, als dieses sich eben zum Einfall in die Provence anschickte. Bei der Belagerung von Toulon wurde Leopold der Angriff auf die Forts St.-Louis und St.-Marguerite zugewiesen, die auch erobert und in die Luft gesprengt wurden; allein gleich darauf am 22. Aug. sah sich Eugen zur Aufhebung der Belagerung und zum Rückzuge nach Italien genöthigt. Die Eroberung von Susa am 22. Sept. beschloß den Feldzug. Am 17. Nov. traf Leopold in Dessau ein. Da er unter dem Herzog von Savoyen, der 1708 in Italien den Oberbefehl führte, nicht dienen wollte, und der König keinen Grund hatte, den Grafen Lottum, der die Truppen in den Niederlanden führte, zu entlassen, so war Leopold für das Jahr 1708 zur Unthätigkeit verurtheilt. Im J. 1709 machte er mit dem Kronprinzen den Feldzug als Freiwilliger mit. Im Juli kamen sie vor Dornick an und wohnten am 11. Sept. der Schlacht von Malplaquet bei. Als im Anfang 1710 der König einige Tage in Dessau weilte, erhielt Leopold die Zusage, er solle in diesem Jahre statt Lottum's den Befehl führen; Eugen's Anwesenheit in Berlin entschied völlig für ihn, und am 6. April reiste er nach den Niederlanden, wo er 19 Bataillone und 42 Schwadronen befehligte. Sogleich begann die Belagerung von Douai, die sich bis zum 27. Juni hinzog. Am 12. Sept. eröffnete Leopold die Laufgräben vor Aire, welches er nach starkem Verlust am 8. Nov. zur Uebergabe nöthigte. Am 21. Dec. langte Leopold in Dessau an. Im Frühjahr 1711 war Dornick der Sammelplatz des Heeres, wo er Ende April eintraf. Der Tod Kaiser Joseph's I. und der damit in Verbindung stehende Wechsel der englischen Politik ließen es in diesem Jahre zu keinen entscheidenden Ereignissen kommen. Im Januar 1712 fanden in Berlin große Festlichkeiten statt, die auch Leopold an den Hof riefen: am 24. Jan. war ein Prinz geboren, der spätere Friedrich II. Im Mai begab sich Leopold auf den Kriegsschauplatz. Trotz der Aufforderung des Herzogs von Ormond, des Nachfolgers von Marlborough, die preußischen Truppen, da sie in englischem Solde ständen, von Eugen's Heer zu trennen, blieb Leopold bei diesem; der König war mit seinem Verhalten einverstanden. Während nun Eugen den Marschall Villars in Schach hielt, rückte Leopold mit 36 Bataillonen und 40 Schwadronen vor Landrecies. Infolge einer Niederlage, die ein Theil von Eugen's Heer erlitt, mußte die Belagerung aufgehoben werden. Ende October gingen die Truppen in die Winterquartiere. Leopold aber hatte noch einen besondern Auftrag auszuführen. Dem König war von der oranischen Erbschaft auch das Fürstenthum Mörs zugefallen, welches die Holländer nicht herausgeben wollten. Leopold erhielt nun den Auftrag, sich der Stadt zu bemächtigen, den er in der Nacht vom 7. zum 8. Nov. ohne Verlust durch Ueberrumpelung ausführte. Am 11. reiste Leopold nach Dessau und war noch vor Ablauf des Monats in Berlin. Auf Veranlassung des Kronprinzen ernannte ihn der König am 2. Dec. zum Feldmarschall und Wirklichen Geheimen Kriegsrath. Am 15. Febr. 1713 starb der König, es folgte Friedrich Wilhelm I. Der Friede zu Utrecht (11. April 1713) beendigte für Preußen den Spanischen Erbfolgekrieg, dafür aber mußte der König seine ganze Aufmerksamkeit den nordischen Verhältnissen zuwenden. Mit Karl's XII. Rückkehr aus der Türkei begann der Krieg zwischen Preußen und Schweden. Am 17. Juli rückten 50,000 Preußen, Sachsen und Dänen vor Stralsund, dessen Belagerung Leopold leitete. Da zur Eroberung Stralsunds durchaus der Besitz von Rügen erforderlich schien, so wurde nach Leopold's Anordnung am 15. Nov. der Uebergang dorthin unternommen. Leopold ließ sofort um das Lager einen tiefen, mit spanischen Reitern geschützten Graben ziehen, da er einen sofortigen Angriff Karl's erwartete, der auch noch am frühen Morgen des 16. erfolgte, aber abgeschlagen wurde. Karl führte den Rest seiner Truppen nach Stralsund. Nachdem Leopold am 8. Dec. den Bedeckten Weg, am 17. das Hornwerk gestürmt hatte, war Stralsund nicht mehr zu halten; Karl verließ die Stadt, die sich am 22. Dec. ergab.

Es folgten nun für Leopold lange Jahre des Friedens, die er abwechselnd in Dessau, Berlin und Halle verlebte, wo sein Regiment lag. Dem König Friedrich Wilhelm I. war Leopold fast unentbehrlich. Der König bewunderte in ihm den erprobten General, dessen militärische Ueberlegenheit er gerne anerkannte; deshalb mußte bei einem König, dessen Neigungen so ausgesprochen kriegerisch waren, ein Mann wie Leopold den größten Einfluß gewinnen. Der König konnte seines Rathes nicht entbehren, ein umfangreicher Briefwechsel gibt davon Zeugniß, Da Leopold nun die nöthige Verschlagenheit besaß, so stand er bei seinem großen Einfluß mitten im Spiel der Ränke, die am berliner Hof nicht aufhörten und das Leben der königlichen Familie so unerquicklich machten; Leopold hat alle, wol nicht immer zu billigenden Mittel angewandt, um seinen Einfluß zu erhalten; übertrieben aber ist sicher, was die Markgräfin von Baireuth in ihren Denkwürdigkeiten über ihren gehaßten Gegner erzählt. Mit dem Minister von Grumbkow stand er anfangs vereint gegen die Königin; als er sich später mit Grumbkow entzweite, theilten sie die Macht: Grumbkow behauptete den Einfluß auf dem Gebiete der Politik, Leopold auf dem des Kriegswesens. Zuweilen ergriff den König wol Mistrauen gegen die Redlichkeit der Absichten beider, aber seine Gunst neigte sich ihnen immer wieder zu. Er war tief bekümmert, als 1718 der Betrüger Klement gegen Leopold den schweren Vorwurf erhob, als trüge er sich mit Anschlägen gegen das Leben des Königs. — Im J. 1718 wurde Leopold's Regiment nach Halle verlegt. Auf der kleinen Wiese bei Halle wurden zuerst die Uebungen vor-

genommen, die dann bei dem ganzen Heere eingeführt wurden; hier wurde der Grund gelegt zu der allgemein bewunderten Kriegsausbildung des preußischen Fußvolks. Die Stärke eines Heeres war für Leopold ein gut ausgebildetes Fußvolk; von der Reiterei hielt er nach dem, was er von ihren Erfolgen in den Schlachten zu sehen bekommen hatte, sehr wenig. — Zu Leopold's großem Verdruß wurde ein zwischen Preußen und Hannover drohender Krieg, in welchem ihm der Oberbefehl zugedacht war, im April 1730 durch Vermittelung verhindert. Auch der Polnische Erbfolgekrieg (1733—35) brachte Leopold nicht die gewünschte kriegerische Thätigkeit. Im J. 1734 gingen nur 10,000 Mann an den Rhein, die zu befehligen eines Feldherrn wie Leopold's nicht würdig gewesen wären. Im Sommer 1734 gingen der König und Leopold als Freiwillige zum Heere; am 13. Juli trafen sie in Eugen's Hauptquartier ein, dessen Gedächtniß schon so geschwächt war, daß er seinen alten Waffengefährten zuerst nicht erkannte. Da Eugen durchaus nicht zu einem entscheidenden Vorgehen zu bewegen war, so verließ der König am 15. Aug. das Heer; Leopold begleitete ihn bis Mainz, besuchte dann, mit Pässen versehen, das französische Heer, bei dem er mit allen Ehren empfangen wurde, und kehrte auf kurze Zeit zum Reichsheer zurück, welches er gelangweilt und mismuthig wieder verließ. Trotzdem bat er im folgenden Jahre den König um die Erlaubniß, den Feldzug im Dienst mitmachen zu dürfen. Der König schlug ihn anfangs sein Gesuch ab, überließ ihm dann aber, zu thun, was er wollte. Es schien, als ob Leopold einen wichtigen Wirkungskreis erhalten würde. Er war nämlich nach dem Herzog von Braunschweig-Bevern und dem Herzog von Würtemberg zum dritten Reichsfeldmarschall ernannt worden. Jetzt war der Herzog von Bevern gestorben, der Herzog von Würtemberg erkrankt, da berief Eugen Leopold zur Uebernahme des Amtes. Kaum aber war dieser im Hauptquartiere zu Heidelberg am 6. Sept. eingetroffen, als der Herzog von Würtemberg erschien. Leopold mußte zurücktreten, blieb einen Monat als Freiwilliger beim Heere und kehrte misvergnügt nach Dessau zurück. Dem Kriege hatten Leopold's fünf Söhne beigewohnt; zum Dank dafür, daß sie unversehrt zurückgekehrt waren, baute Leopold die Fünfbrüderkirche zu Wadendorf. Nach dem Tode des Herzogs von Würtemberg wurde Leopold am 26. Juni 1738 zum ersten Reichsfeldmarschall ernannt.

Am 31. Mai 1740 nahm Leopold von dem sterbenden Friedrich Wilhelm tiefbewegt Abschied. Friedrich II. bestätigte ihn in allen Aemtern und Würden; aber die Ernennung des Generals von Schwerin, der hinsichtlich der Disciplin Leopold's entschiedener Gegner war, zum Feldmarschall, sowie die Verfügung, die das unmäßige Schimpfen und Schlagen der Soldaten verbot und so den Bruch mit Leopold's System ankündigte, zeigte, daß es mit Leopold's Allmacht auf dem Gebiete des Kriegswesens vorbei war. Wohl wußte Friedrich, was das preußische Heer Leopold schuldig war, wohl achtete er in ihm den bewährten Kriegsmann; aber dem feingebildeten König konnte das rohe, gewaltthätige Wesen Leopold's nicht zusagen. Leopold fühlte, daß Friedrich ihn nicht liebte, und zog sich vom Hofe zurück. Als nun gar nach dem Tode Karl's VI. Friedrich das Schwert gegen Oesterreich zog und die österreichisch-preußische Waffenbrüderschaft löste, in welcher Leopold seinen Kriegsruhm erworben hatte, da war dieser außer sich und sprach laut seinen Unwillen über diesen Schritt aus, den gleich ihm viele Minister und Offiziere nicht billigten. Er hielt sich für berufen, dem König Vorstellungen zu machen, der ihm eine verweisende Antwort ertheilte. Leopold entschuldigte sich, er hätte ja nur das Beste gewollt, und es wäre ihm schmerzlich, als ältester General zu Hause bleiben zu sollen; und Friedrich versicherte, daß er sehr wol seine Meriten und Capacität ehre, wie ein junger Offizier einen alten ehren müsse, der der Welt viele Proben von seiner Dexterität gegeben, und daß er nöthigenfalls um guten Rath bitten werde, aber, so schloß er, «diese expedition reservire ich mihr alleine auf das die Welt nicht glaube der König in Preusen marschire mit einem Hoffmeister zu Felde». Gleichzeitig aber beruhigte er Leopold durch die Mittheilung, daß er ihn ersehen habe, den Staat gegen Hannover und Sachsen, deren Absichten gegen Preußen gerichtet schienen, zu schützen. Da war Leopold versöhnt. Im April 1741 vereinigte er unter seinem Befehl ein Corps von 36,000 Mann in einem Lager zwischen Brandenburg und Genthin. Zu kriegerischen Verwickelungen kam es hier jedoch nicht; im October wurde das Lager, welches noch näher der sächsischen Grenze nach Gröningen verlegt worden war, aufgehoben, und Leopold begab sich nach Schlesien zum König, den er auf einer Reise durch das Land und schließlich nach Berlin begleitete, von wo er nach Dessau für den Winter zurückkehrte. Im Frühjahr 1742 erhielt Leopold von Friedrich aus Böhmen den Befehl, sofort mit 14 Bataillonen, 8 Grenadiercompagnien, 25 Schwadronen und 34 Geschützen nach Oberschlesien aus der Mark abzumarschiren. Schon hatte er sich am 2. April dorthin in Marsch gesetzt, als er Befehl erhielt, sich in Böhmen mit Friedrich zu vereinigen auf einem Wege, den dieser vorgeschrieben hatte. Leopold aber schlug einen andern Weg ein, irregeführt durch die Angaben der sächsischen Kreishauptleute, die, um einen Durchmarsch der Preußen durch ihre Kreise zu hintertreiben, Leopold die von Friedrich vorgeschriebenen Straßen für ungangbar erklärten. Friedrich, dem die Verspätung höchst peinlich war, sah in Leopold's Verfahren den Eigensinn eines alten Feldherrn, der sich, auf seine Erfahrungen pochend, eigenmächtige Schritte erlaubte, schrieb ihm in sehr erregtem und vorwurfsvollem Tone und beschied ihn zu sich nach Chrudim. Friedrich empfing ihn, als wäre nichts vorgefallen, Leopold erwähnte gleichfalls nichts von der ihm gewordenen Kränkung; er ging auf den ihm angewiesenen Posten nach Oberschlesien. Gern wäre er in Böhmen gewesen, deshalb bat er am 21. Mai Friedrich, ihn des Commandos in Oberschlesien zu entheben, und um die Erlaubniß, sich dem Heere in Böhmen anzuschließen. Friedrich, der inzwischen am 17. Mai die Schlacht bei Chotusitz gewonnen hatte, schlug die Bitte ab, da er in Oberschlesien einen «wohl experimentirten Chef», dessen Renomé seit

so vielen Jahren etabliret worden», haben müsse. Am 11. Juni wurde der Friede zu Breslau geschlossen. Jetzt erst beklagte sich Leopold von Neiße aus über die ihm wegen seines Marsches gemachten Vorwürfe. Friedrich schickte seinen Adjutanten Oberst Hacke nach Neiße, um Leopold zu beruhigen, der Dienst im Kriege kenne keine Rücksichten. Nach Dessau zurückgekehrt, bat Leopold am 15. Juli um seinen Abschied. Erst nach Monaten fand eine Aussöhnung statt. Im Herbst 1744 wurde Leopold wieder zur Führung eines Corps berufen, welches die Mark decken sollte. Anfang December übernahm Leopold an Stelle des Königs, der von Berlin aus die politischen Angelegenheiten leiten und überwachen wollte, den Oberbefehl über das Heer in Schlesien. Im Laufe des Monats besetzten die Oesterreicher einen Theil von Schlesien und Glatz, und da dem König Leopold's Anstalten zu ihrer Vertreibung zu wenig energisch erschienen, traf er am 22. in Schweidnitz ein, um mit ihm die nöthigen Maßregeln zu besprechen. Am 23. kehrte der König nach Berlin zurück, Leopold nach Neiße. Dieser rückte erst am 9. Jan. 1745 über die Neiße. Zwar gelang es Leopold, den Feind bis hinter Jägerndorf und Troppau zurückzudrängen, aber ganz vor feindlichen Einfällen konnte er, wie es Friedrich wünschte, Schlesien nicht schützen. Verdrießlich darüber und in Sorge wegen seiner Söhne Leopold, Dietrich und Moritz, die erkrankt waren, erhielt er noch am 8. Febr. die Nachricht, daß am 5. seine Gemahlin gestorben war. Leopold war tief ergriffen und schloß sich tagelang von der Welt ab, um seinen Schmerz zu überwinden. Obwol er schon Ende Januar an Friedrich die Bitte gerichtet hatte, er möchte nun wieder selbst den Oberbefehl übernehmen, mußte er doch ausharren, da Friedrich von Berlin unabkömmlich war. Als aber Leopold's Gesundheitszustand bedenklich wurde, erschien Friedrich am 23. März in Neiße; am 27. übernahm er den Oberbefehl und ertheilte Leopold zur Wiederherstellung seiner Gesundheit den nachgesuchten Urlaub. Im April begab sich Leopold nach seinem Schloß Oranienbaum; Dessau, wo seine Gemahlin gestorben war, mochte er nicht sehen. Aber schon am 6. April fragte Friedrich bei ihm an, ob er gewillt sei, den Oberbefehl über ein Corps zu übernehmen, welches im Magdeburgischen zusammengezogen werden sollte. Zu einer Verwendung der Truppen gegen Hannover und Sachsen kam es jedoch nicht; am 15. Oct. wurde das Lager, welches seit dem 31. Aug. bei Dieskau gestanden hatte, aufgehoben und die Truppen bezogen die Winterquartiere. Am 8. Nov. erhielt Friedrich die Nachricht, daß die Oesterreicher und Sachsen ihn demnächst überfallen wollten; Leopold übernahm den Befehl über das bei Halle zusammenzuziehende Heer, um, wenn Sachsen feindliche Miene machen sollte, auf Leipzig und Dresden zu marschieren. Bis zum 20. blieb er in Berlin, reiste dann nach Dessau und begab sich nach Halle. Am Morgen des 29. begann der Vormarsch. Am 30. wurde Leipzig ohne Widerstand besetzt. Dem König, der die Oesterreicher nach Böhmen zurückgetrieben hatte, waren Leopold's Bewegungen zu langsam. Wiederholt mahnte er Leopold zur Eile, und als nun am 9. Dec. von Leopold ein Schreiben eintraf, aus welchem er entnehmen zu müssen glaubte, daß Leopold bei Torgau auf das rechte Elbufer gehen wollte, da brach sein Unmuth hervor, dem er in einem Schreiben voll schwerer Vorwürfe Luft machte. Gleichzeitig sandte er den Hauptmann von Oelsnitz an Leopold, damit, wie er schreibt, «derselbe auf eine convenable Art und nach meiner Intention agiren möge.» Gleich nach dessen Abreise trafen zwei Schreiben Leopold's ein des Inhalts, daß er nicht bei Torgau über die Elbe gehen, sondern auf Meißen marschiren würde. Friedrich suchte sich wegen der harten Worte sofort zu entschuldigen. Am 11. rückte Leopold von Torgau über Meißen gegen die Sachsen vor, die unter Rutkowski bei Kesselsdorf standen. Am 15. 7½ Uhr morgens brach er gegen den Feind auf; nach zwei Stunden hatte er, freilich unter starkem Verlust, gesiegt. Am 17. morgens 9 Uhr erschien Friedrich. Als er Leopold erblickte, stieg er vom Pferde, ging ihm entblößten Hauptes entgegen und schloß ihn unter Worten des Dankes und der Entschuldigung in die Arme. Am 18. zogen beide in Dresden ein. Am 7. April 1747 traf Leopold gleich nach der Mittagstafel ein Schlagfluß, der ihm die Besinnung raubte; in der Frühe des 9. April starb er. Am 25. Juli erfolgte die feierliche Beisetzung unter kriegerischer Feierlichkeit; eine Leichenrede hatte er verboten.

Als Landesherr glaubte Leopold das Recht zu haben, auch wirklicher Herr des Landes zu sein. Deshalb ging er daran, den Grund und Boden seines Fürstenthums zu seinem Eigenthum zu machen. Edelleute, Bürger und Bauern mußten ihm die Ländereien, deren Besitz er begehrte, gegen den von der fürstlichen Kammer festgesetzten Preis überlassen. Wer sich nicht gutwillig dazu verstehen wollte, wurde mit Gewalt gezwungen; die Reichsgerichte gewährten gegen die Willkür keinen Schutz. Endlich hatte der Adel das Land räumen müssen und die Bewohner waren nur noch Beamte, Pächter oder Gewerbtreibende oder, wie Grumbkow dem Fürsten höhnisch vorwarf, Bettler und Juden. Auch außerhalb seines Landes vermehrte er fortgesetzt seinen Grundbesitz, so namentlich im Herzogthum Preußen. In seiner Hauptstadt suchte er durch besondere Vergünstigungen die Baulust zu fördern und führte selbst mehrere Bauten aus, die der Stadt zur Zierde gereichten. Für das Wohl seines Landes war Leopold redlich bemüht, sorgte er doch damit nur für sein Eigenthum. Er legte gute Straßen und Brücken an, machte Land urbar, erbaute Vorwerke und Dörfer, sodaß seine Unterthanen von seiner Selbstsucht doch einen gewissen Vortheil zogen. Dafür aber hatten sie auch schwer unter dem willkürlichen Regiment zu leiden, gegen welches keine höhere Macht Schutz gewährte; namentlich hart mußten sie Leopold's Leidenschaft für die Jagd empfinden. Leopold war von seinen Unterthanen gefürchtet, erfreute sich aber gleichwol einer gewissen Volksbeliebtheit. Sein oft rohes Wesen und Benehmen, das ihm am Hofe Friedrich's den Beinamen «des alten Fuhrmanns» eintrug, fand den Beifall des gemeinen Mannes, nach dessen Geschmack der derbe Witz war, mit dem Leopold andere heimsuchte und den er sich gefallen ließ. Trotz seines geringen

Bildungsgrades war Leopold ein eifriger Schriftsteller. Er hat eine Selbstbiographie geschrieben, die bis 1763 reicht; Abhandlungen für Kronprinz Friedrich, wie ein Soldat, Offizier und General beschaffen sein soll und was er zum wenigsten verstehen muß, und über die Belagerung einer Stadt; kurz vor seinem Tode machte er sich sogar daran, auf Wunsch Friedrich's eine Geschichte des Entstehens und Anwachsens des preußischen Heeres zu verfassen. Was er schrieb, war meist unleserlich und in eigener Orthographie geschrieben. Sie war so eigen wie die Melodie, die er zu allen Kirchenliedern sang, nämlich die des Dessauer Marsches, so eigen wie seine Glaubensgrundsätze. Seinem Freunde Friedrich Wilhelm, der gleich ihm dem reformirten Bekenntniß angehörte, war er nicht fromm genug. Leopold's Gestalt war kräftig, übermittelgroß; das wettergebräunte Gesicht mit dem schwarzen Zwickelbart war wohl im Stande, wenn es von Zorn erregt wurde, Furcht einzuflößen, ebenso wie seine scharfe, durchdringende Stimme. Gleich Friedrich Wilhelm war er ein abgesagter Feind aller Pracht und suchte etwas darin, in seinem Aeußern und in seinen Ansprüchen an das Leben möglichst einfach zu sein. Er war Vater von fünf Söhnen und fünf Töchtern. Sein ältester Sohn Wilhelm Gustav starb 1737, Leopold Maximilian, Dietrich, Eugen, Moritz überlebten ihn. Die zweite Tochter, Luise, war vermählt mit dem Fürsten von Anhalt-Bernburg und starb vor ihm; die vierte, Leopoldine, wurde die Gemahlin des Markgrafen Friedrich Heinrich von Schwedt; Anna Wilhelmine, Henriette Amalie und Henriette Marie Luise blieben unvermählt; letztere starb noch vor dem Vater. Im J. 1800 wurde Leopold's Standbild, von Schadow in Marmor ausgeführt, im Lustgarten zu Berlin aufgestellt; später wurde es nach dem Wilhelmsplatz geschafft und 1862 durch eine Nachbildung in Erz ersetzt; eine gleiche steht auf dem Marktplatze in Dessau.

Literatur: Siebigk, «Selbstbiographie des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau von 1676—1703» (neue Aufl., Dessau 1876); Raufft, «Leben und Thaten Leopold's von Anhalt-Dessau» (3. Aufl., Frankfurt 1750); Arenkow, «Geschichte und Thaten Leopold's» (Frankfurt und Leipzig 1747); «Militärische Biographien berühmter Helden neuerer Zeit» (Bd. 5, Berlin 1803—6); Varnhagen von Ense, «Biographische Denkmale» (3. Aufl., Leipzig 1872); «Der alte Dessauer, ein deutsches Volksbuch» (Leipzig 1844); von Crousaz, «Abbildung und Charakteristik Leopold's I.» (Berlin 1874); «Des Fürsten Leopold's I. von Anhalt Jugend- und Lehrjahre». Aus dem Nachlasse des Generals L. A. von Witzleben (Beiheft zum «Militär-Wochenblatt», Berlin 1881); von Orlich, «Geschichte der Schlesischen Kriege» (Berlin 1841); Beckmann, «Historie des Fürstenthums Anhalt» (Bd. 5, Zerbst 1710); Samuelis Lentzii «Becmannus enucleatus etc.» (Köthen und Dessau 1757); Hofäus, «Zur Biographie des Fürsten Leopold» (Dessau 1876). *(P. Schwartz.)*

LEOPOLD II. (Maximilian), Fürst von Anhalt Dessau, zweiter Sohn Leopold's I., wurde am 25. Dec. 1700 in Dessau geboren. Der Vater nahm ihn, der schon am 28. Dec. 1706 von König Friedrich I. von Preußen zum Hauptmann des Regiments Kronprinz ernannt worden war, 1711 mit ins Feld. Am 22. März 1715 wurde er Oberstlieutnant und erhielt eine Compagnie im Regiment Prinz Heinrich, machte mit Auszeichnung den Feldzug gegen die Schweden in Pommern mit und erhielt ein eigenes Regiment, welches aus schwedischen Gefangenen gebildet und dessen Oberst er am 31. März 1717 wurde. In demselben Jahre wohnte er mit seinem älteren Bruder Wilhelm dem Feldzug der Oesterreicher gegen die Türken bei, bis Belgrad befreit war. Am 18. Juni 1722 wurde er Generalmajor. Im J. 1732 erhielt er den Auftrag, gegen die widerspenstige Stadt Mühlhausen die Reichsexecution zu vollstrecken, zu welchem Zweck ihm eine aus preußischen, hannöverischen und braunschweigischen Truppen gebildete Abtheilung zur Verfügung gestellt wurde. Im J. 1734 zog er mit dem Hülfscorps, welches Friedrich Wilhelm dem Kaiser stellte, gegen Frankreich und übernahm nach dem Abgang des bisherigen Befehlshabers, des Generals von Röder, im August 1735 den Oberbefehl; kurz vorher, am 12. Juli, war er zum Generallieutenant befördert worden. Am 31. Dec. 1735 wurde er zum Gouverneur von Küstrin ernannt und erhielt als solcher den Auftrag, für eine bessere Befestigung und stärkere Vertheidigungsfähigkeit der Festung zu sorgen. Der Tod seines älteren Bruders am 16. Dec. 1737 machte ihn zum Erbprinzen. Im ersten Schlesischen Kriege (1740—42) wurde ihm endlich Gelegenheit geboten, seine kriegerische Begabung zu zeigen. Am 8. Dec. 1740 erhielten er und der Herzog von Holstein Befehl, mit 7 Bataillonen und 15 Schwadronen, die sie bei Berlin zusammengezogen hatten, vor Glogau zu rücken. Am 16. setzten sie sich über Frankfurt und Krossen in Marsch und trafen am 27. vor Glogau ein. König Friedrich II. glaubte, daß sich die Festung längstens zehn Tage würde halten können, da sich die Festungswerke in verfallenem Zustande befanden und die Geschütze fast unbrauchbar waren. Deshalb wünschte er anfangs keine Beschießung; als sich aber die Uebergabe wider Erwarten hinzog, ertheilte er Leopold die Vollmacht, sich der Festung nach «Gutfinden» zu bemächtigen, mit der Einschränkung, daß die Soldaten nicht ohne Noth Gefahren ausgesetzt werden sollten. Als im Frühjahr 1741 die Oesterreicher Anstalten zur Wiedereroberung Schlesiens trafen, war es Friedrich unbequem, daß Glogau noch in feindlichen Händen war; etwas ungeduldig schrieb er am 23. Febr. von Liegnitz an Leopold: «Sie müßen in Glogau So baldt möchlich ein ende Machen ich habe das Corps was Sie bei sich haben sehr nöthig in Kurtzem». Da aber Leopold seine Besorgniß wegen der feindlichen Bewegungen nicht theilte, schrieb ihm Friedrich am 4. März von Mollwitz aus: «Es thuet mihr Leidt das sie mihr nicht verstanden haben, es ist in Böhmen auf den ordentlichen Entsatz von Glogau abgesehen»; und noch dringlicher am 6. von Ohlau aus: «Ich hoffe Sie werden nicht lenger Seumen sonsten die schuldt von allem übel das aus lengeren Aufschub komen könte allein auf Ihnen

fallen würde.« Sofort nach Empfang des Briefes, den ihm Friedrich's Generaladjutant Graf Goltz am Abend des 7. überbrachte, entwarf Leopold den Plan zum Sturm auf Glogau. Am Mittag des 8. berief er die Offiziere und eröffnete ihnen den Willen des Königs, daß die Festung in der Nacht genommen sein müßte. Mit dem Schlage 12 um Mitternacht setzten sich die Sturmkolonnen in Bewegung; an der Spitze der einen marschirte Leopold, der mit dem Markgrafen Karl, dem Grafen Goltz und sieben Mann zuerst die Courtine erstieg. Nach einer Stunde war die Festung mit einem Verlust von 40 Todten und 40 Verwundeten genommen. Die Besitznahme ging in größter Ordnung ohne Ausschreitung und Plünderung vor sich. Friedrich war hoch erfreut über das gelungene Unternehmen. Er machte Leopold ein Geschenk von 20,000 Gulden und wünschte dem alten Fürsten Glück zu einem solchen Sohne. Nachdem Leopold am 11. März die Huldigung der Stadt entgegengenommen hatte, trat er am 12. den Marsch nach Oberschlesien an. Als im April Neipperg vordrang und Neiße entsetzt hatte, vereinigte sich Leopold am 8. bei Michelau an der Neiße mit Friedrich, der ihn in Anerkennung seiner Umsicht, die er während dieser Tage gezeigt hatte, zum General der Infanterie ernannte. In der Schlacht bei Mollwitz am 10. April befehligte Leopold das zweite Treffen. Im August erhielt er den Auftrag, sich Breslaus zu bemächtigen. Am 10. erschien er mit 4 Bataillonen, die angeblich nach Leubus gehen sollten, vor der Stadt. Dem Stadtmajor, der die Truppen durch die Stadt führen sollte, folgte er nicht, sondern rückte nach dem Marktplatz. Der Stadtmajor machte ihn darauf aufmerksam, daß er einen falschen Weg eingeschlagen habe; Leopold aber ersuchte ihn, den Degen einzustecken, da der König befohlen hätte, Breslau zu besetzen. Am 11. nahm er nebst Schwerin der Bürgerschaft den Eid der Treue ab. Am 18. Oct. begann er die Belagerung von Neiße, erhielt aber schon am 22. die Bestimmung, mit 10 Bataillonen und 40 Schwadronen nach der Grafschaft Glatz zu gehen, Glatz einzuschließen und die Winterquartiere in Böhmen zu beziehen, wo er sein Hauptquartier in Jung-Bunzlau nahm. Seine Aufgabe war eine ziemlich schwierige: er sollte so viel Land als möglich besetzen, um möglichst viel Steuern beizutreiben, aber auch den gleichfalls in Böhmen stehenden Franzosen und Sachsen keinen Anlaß zu Beschwerden geben; Feindseligkeiten gegen die Oesterreicher vermeiden, da Friedrich nach dem Vertrag zu Klein-Schnellendorf auf Frieden mit ihnen hoffte, aber auch vor ihnen auf der Hut sein. Maria Theresia führte über sein Verfahren in Böhmen, namentlich über seine gewaltsamen Aushebungen, bei Friedrich bittere Klage, sodaß ihm dieser mehr Schonung anbefahl: er hätte zwar befohlen, Leute zu werben und Steuern einzutreiben, aber auf solche Art, «daß das Huhn gerupfet wird, sonder daß es schreie». Am 14. Jan. 1742 besetzte Leopold die Stadt Glatz, der tapfere Befehlshaber Fontanella hielt die Festung noch bis zum 25. April. Am 29. Jan. nahm Leopold die Huldigung der Stände der Grafschaft entgegen. Als Maria Theresia das Generalaufgebot in Ungarn ergehen ließ, wurde Friedrich für Oberschlesien besorgt, dessen Deckung er am 12. März Leopold übertrug; gleichzeitig erhielt der alte Fürst Befehl, mit einem Corps aus der Mark nach Schlesien zu marschiren und seinen Sohn im Oberbefehl abzulösen. Allein die Bewegungen der Oesterreicher änderten den Plan des Königs. Leopold blieb im Glatzischen stehen und erhielt dann den Oberbefehl über die von seinem Vater herbeigeführten Truppen, während dieser den Oberbefehl in Schlesien übernahm. Die Einleitung zur Schlacht von Chotusitz oder Czaslau am 17. Mai wurde von Leopold getroffen; Friedrich, der später mit seinen Truppen ins zweite Treffen rückte, war mit seinen Anordnungen einverstanden. Nach gewonnener Schlacht umarmte ihn der König und ernannte ihn zum Generalfeldmarschall. Der Friedensschluß führte ihn am 20. Juli nach Dessau zurück. Bei der Eröffnung des zweiten Schlesischen Krieges im August 1744 rückte das preußische Heer in drei Colonnen in Böhmen ein, von denen Leopold die mittlere, 24 Bataillone und 60 Schwadronen, über Zittau, Reichenberg und Münchengrätz nach Prag führte, wo er am 2. Sept. eintraf. Nun traten zwischen ihm und Schwerin häufige Mißhelligkeiten so bedenklich zu Tage, daß Friedrich wiederholt eingreifen und sein Ansehen geltend machen mußte. Als sich Schwerin dann auch noch mit Friedrich überwarf, begab er sich, Krankheit vorschützend, nach Hause. Beim Rückzuge nach Schlesien befehligte Leopold die erste Colonne, die er, vom Feinde nicht beunruhigt, nach Glatz führte. Am 1. Dec. kam er in Lewin an und begab sich zur Herstellung seiner angegriffenen Gesundheit nach Schweidnitz. Im J. 1745 nahm er an den Schlachten bei Hohenfriedberg am 4. Juni und bei Sorr am 30. Sept. theil. Als Friedrich am 28. Oct. nach Berlin reiste, übertrug er Leopold den Oberbefehl in Schlesien. Im November begannen die Oesterreicher einen Winterfeldzug und rückten gegen die Lausitz vor. Leopold zog am 16. die Truppen bei Jauer zusammen, über welche Friedrich am 18. den Oberbefehl übernahm. Bis zum Schluß des Feldzugs blieb Leopold in der Umgebung des Königs. Nach dem Tode seines Vaters am 9. April 1747 trat er die Regierung an und erhielt von Friedrich das Regiment des Verstorbenen und das Gouvernement von Magdeburg. Seine mit Einsicht geführte und von den besten Absichten geleitete Regierung dauerte nur kurze Zeit. Er starb am 16. Dec. 1751, von seinen Unterthanen aufrichtig betrauert. Seine Gemahlin Gisela Agnes, die einzige Tochter und Erbin des verstorbenen Fürsten Leopold von Anhalt-Köthen, mit der er seit dem 25. Mai 1737 in glücklichster Ehe gelebt hatte, war ihm am 20. April 1751 im Tode verangegangen. Er hinterließ drei Söhne und drei Töchter. *(P. Schwartz.)*

LEOPOLD FRIEDRICH FRANZ, Fürst, später Herzog von Anhalt-Dessau, geboren am 10. Aug. 1740, war der älteste Sohn des Fürsten Leopold II. Maximilian und der Fürstin Gisela Agnes, geborenen Prinzessin von Anhalt-Köthen. Im J. 1751 verlor er beide Aeltern und trat nun nebst seinen fünf jüngern

Geschwistern unter die Vormundschaft seines ältesten Oheims väterlicherseits, des Fürsten Dietrich. Seine Erziehung leitete bis zum J. 1753 ein Herr L'Estocq, von da an der nachmalige Oberhofmeister von Guericke. Bei der hohen, vielseitigen Beanlagung des Prinzen und der Vorzüglichkeit des Unterrichts, den er empfing, durfte man eine schnelle geistige Entwickelung desselben erwarten; dennoch wird allgemein berichtet, daß sich der Prinz scheinbar nur langsam entwickelte und trotz der herrlichen Gaben, die man an ihm wahrnahm, durch nichts auf die hohe Bedeutung wies, die er einst im Leben gewinnen sollte. Dem tiefer blickenden Pädagogen ist freilich in dieser Erscheinung kein unlösbares Räthsel geboten; ohne Zweifel hinderte gerade die Selbständigkeit und Ursprünglichkeit seines Wesens den Prinzen, den gebotenen Lehrstoff sich so schnell anzueignen, wie es minder selbständigen und ursprünglichen Naturen möglich ist. Sogleich nach dem Tode des Fürsten Leopold Maximilian hatte Friedrich II. das dadurch erledigte Regiment Anhalt in Halle dem jungen, damals elfjährigen Erbprinzen verliehen und dieser, obwohl ohne specielle Neigung zum militärischen Beruf, ging im J. 1755 zum Regimente, um als Hauptmann den praktischen Dienst zu erlernen. Als darauf im J. 1756 der Krieg von neuem ausbrach, folgte er als Freiwilliger seinem Oheim, dem Fürsten Moritz, ins Feld. Im J. 1757 wohnte er an der Seite desselben den Schlachten bei Prag und Kollin bei, sah sich aber durch körperliches Unwohlsein, das einen immer bedenklicheren Charakter annahm, kurze Zeit darauf genöthigt, seine gänzliche Entlassung aus dem Heere nachzusuchen. Friedrich II. vermuthete im Prinzen eine der seinen widerstrebende politische Richtung und kannte von nun an während des Kriegs kein Wohlwollen mehr für das anhaltische Fürstenhaus, mit Ausnahme der Zerbster Linie, deren Tochter als Katharina II. damals den russischen Thron innehatte. Am 20. Oct. 1758 trat der Prinz infolge der unter dem 20. März erlangten Mündigkeitserklärung die Regierung an. Die durch die Unzufriedenheit Friedrich's II. dem Lande bereiteten Lasten suchte er durch persönliche Uebernahme der aufgelegten Steuern und Contributionen zu erleichtern, und da er in seinem Kammerpräsidenten von Brenkenhoff, der später selbst in preußische Dienste übertrat, einen überaus tüchtigen und gründlich durchgebildeten Rathgeber besaß, so gelang es ihm, sogar noch während des Krieges seinen Unterthanen durch Erlaß des Frohnpfennigs eine Steuererleichterung zu gewähren. Von hohen Gedanken und weitreichenden Plänen erfüllt, beschloß der Fürst nach Wiederkehr des Friedens (1763) sich auf Reisen in den damaligen Bildungsländern Holland, England, Frankreich, der Schweiz und Italien umfassendere Kenntnisse auf den Gebieten der Staatsverwaltung, des Acker-, Garten-, Deich- und Straßenbaues, der Kunst und des Handwerks, des Kirchen-, Schul- und Erziehungswesens u. s. w. zu erwerben, und begann nun, allen, die mit ihm in Berührung kamen, eine Ahnung von dem Ernste und der Tiefe seines Geistes und Gemüthes zu geben. Allbekannt sind die begeisterten Aussprüche Winckelmann's über den Fleiß, die Vorurtheilslosigkeit und schnelle Auffassung des Fürsten in seinen Studien. Am 26. Juli 1767 vermählte sich der Fürst mit seiner Cousine Luise Henriette Wilhelmine, Prinzessin von Preußen und Markgräfin von Brandenburg-Schwedt, einer ihm durch hohe Geistesgaben, tiefe Religiosität, wie auch durch Hoheit der Gestalt und Schönheit der äußern Erscheinung durchaus ebenbürtigen Dame. Ein Lieblingsgedanke des Fürsten, der, wie es scheint, ihn von frühester Kindheit an erfüllte und ihn dann während seines ganzen langen Lebens unausgesetzt begleitete, war die Schöpfung eines großen monumentalen Werkes, bestehend aus großartigen Gartenanlagen mit künstlerisch ausgeführten Gebäuden und mannichfaltigen Kunstsammlungen. Der Verwirklichung dieses Gedankens widmete er sich jetzt zunächst. Als Raum dazu wurde die Gegend um Wörlitz ($1^1/_2$ St. östl. von Dessau) erwählt. Mitarbeiter waren dem Fürsten bei diesem Werke besonders Friedr. Wilh. von Erdmannsdorff (1736—1800), der ihm in Kunstsachen, speciell als Architekt zur Seite stand, und die Gärtner J. Fr. Eyserbeck, Schoch d. Ae. und dessen Sohn Joh. Gottlieb Schoch. Sowol von Erdmannsdorff, wie Eyserbeck und der jüngere Schoch hatten den Fürsten auf frühern Reisen begleitet und auch noch später im Auslande ihr Wissen und Können zu erweitern gesucht. Mit Erdmannsdorff verband den Fürsten von der ersten Begegnung bis zu Erdmannsdorff's Tode ein seltenes Freundschaftsverhältniß. Im J. 1773 wurde das Schloß in Wörlitz vollendet, mit dem J. 1808 darf man die Gartenanlage als abgeschlossen ansehen. Dieser einst so hochberühmte Garten gehört, trotzdem sich der Geschmack auf dem Gebiete der Landschaftsgärtnerei wesentlich geändert hat und eine nicht unbedeutende Anzahl großer neuer Gartenanlagen seitdem entstanden ist, immer noch unstreitig zu den schönsten und bedeutendsten Schöpfungen seiner Art und zieht auch jetzt noch jährlich eine große Anzahl einheimischer und fremder Besucher an. Er bezeichnet für die Zeit seiner Entstehung einen bedeutenden Fortschritt der Kunst, ist zugleich aber auch für die Geschichte der Verbreitung ausländischer Gewächse in Deutschland wichtig geworden; sein Arboretum ist von culturgeschichtlicher Bedeutung. Daß der hier etablirte, durch seine feine und zugleich ungezwungene Geselligkeit ausgezeichnete Hof des Fürsten und der Fürstin (an der Spitze der Hofverwaltung stand der geistreiche, nachmals als Militärschriftsteller berühmt gewordene Herr von Berenhorst) seinerzeit in hohem Grade hervorragende Fremde mit anzog, nimmt nicht wunder. Hier weilten unter andern Herzog Karl August von Sachsen-Weimar und Goethe, der geistreiche Prince de Ligne, der bekannte Georg Forster, Elisa von der Recke, Friederike Brun, Gleim, Lavater, Zimmermann, F. L. von Hardenberg (Novalis), Wieland, Tiedge, Garve und Raynal, in späterer Zeit Fürst Pückler-Muskau, der in Wörlitz als Knabe seine ersten Eindrücke und Anregungen, die nachmals so herrliche Früchte bringen sollten, erhielt, und Alexander von Humboldt. Sophie Mereau befang den Garten, Matthissen verlebte hier im Dienste der Fürstin eine Reihe von Jahren, Wilhelm Müller, der geborene Dessauer, suchte Wörlitz immer wieder mit neuer Begeisterung auf. Wörlitz hat eine

so hervorragende Bedeutung für die geistige und gesellschaftliche Bildung, besonders des letzten Drittheils des 18. Jahrh., daß ihm kaum ein zweiter Garten in dieser Beziehung an die Seite gestellt werden kann.

An die Gründung des Gartens von Wörlitz schlossen sich andere landschaftliche Schöpfungen des Fürsten, wie die Umwandlung des Schloßgartens zu Dessau (1775), die Neuanlegung des Luisiums bei Jonitz, die schöne Waldanlage Sieglitzer-Berg bei Bockerode, die gärtnerische Verschönerung am Wege von Dessau zur Elbe und zuletzt die landschaftlichen Veränderungen im Schloßgarten zu Zerbst. Angeregt durch den Fürsten, versuchten sich mit entschiedenem Talente auch die Brüder desselben, Prinz Hans Jürge und Prinz Albert, auf dem gleichen Gebiete, jener durch die Schöpfung des Georgiums bei Dessau, dieser durch die schönen Anlagen in Groß-Kühnau. So glich wahrlich seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts die Umgebung Dessaus meilenweit einem großen Park, und nicht mit Unrecht ist sie bisweilen der Garten Deutschlands genannt worden.

Ein zweites Gebiet, das der Fürst mit tiefem Verständniß pflegte, war das der Baukunst. War schon in Wörlitz eine Reihe von Gebäuden entstanden, die vom feinsten Geschmacke zeugen, so entstanden um dieselbe Zeit in Dessau die herzogliche Reitbahn, die Marstallgebäude, das Orangeriehaus, das Theater und viele Privathäuser, welche der Fürst für fremde Familien, die er gern an seinen Hof fesseln wollte, errichten ließ. Soweit in allen diesen Gebäuden eine Nachbildung antiker und antikisirender Formen sich geltend macht, darf man einen Einfluß Erdmannsdorff's annehmen. Der Fürst selbst, unter dem Eindrucke der gothischen Bauwerke Englands, neigte in seinem persönlichen Geschmacke entschieden zur Gothik, und das sogenannte Gothische Haus in Wörlitz, die Kirche daselbst, die Neueinrichtung der St.-Marienkirche (Schloßkirche) in Dessau u. s. w. sind sein eigenstes Werk. Neben Erdmannsdorff stand ihm bei seinen Bauunternehmungen hauptsächlich der Baudirector Heseliel zur Seite. Den innern Schmuck der genannten Gebäude, die Wand- und Deckenverzierungen, die Anordnung von Gemälden und Bildwerken leitete er jedoch selbst. Wie die ältere deutsche Baukunst fesselte ihn auch die ältere deutsche Malerei, und dieser Richtung verdanken wir eine große Anzahl vortrefflicher Gemälde älterer deutscher Meister, welche das Gothische Haus in Wörlitz aufbewahrt. Besondere Beachtung verdient der Umstand, daß der Fürst zu einer Zeit, da die Glasmalerei so verrufen war, daß die Glaser nicht einmal farbloses Fensterglas für gemalte Scheiben geben wollten und man alte Glasgemälde als werthlose Objecte zu Tausenden mit dem Hammer zerschlug, das Schöne auch aus diesen Arbeiten heraus empfand und mit Liebe sammelte. In der That, der Fürst bezeichnet in vieler Beziehung eine Grenzscheide im künstlerischen Empfinden der Zeit, und der Verehrer Winckelmann's und des Alterthums ist zugleich Ausgangspunkt jener modernen Anschauungsweise, die wir oft kurz als die romantische bezeichnen. In seinem unermüdlichen Eifer für die Kunst nahm sich der Fürst auch der vom Freiherrn von Brabeck gestifteten Chalkographischen Gesellschaft an und wandelte sie im J. 1796 (unter Erdmannsdorff's Leitung) zu einem fürstlichen Institute um. Die von dieser Gesellschaft veröffentlichten Blätter werden zum Theil noch heute hoch geschätzt und haben ihrerzeit wesentlich zur Hebung des Geschmacks beigetragen. Ungunst der Zeit und unbesonnene Finanzwirthschaft führten freilich schon im J. 1806 die Auflösung der Gesellschaft herbei. Im Anschluß an die Chalkographische Gesellschaft hatte der Fürst durch Erdmannsdorff auch eine allgemeine Zeichenschule, besonders zur Hebung des Handwerkes, gründen lassen. Endlich gedenken wir noch des Verdienstes, das sich der Fürst durch Pflege des dessauer Musiklebens, an dessen Spitze er den hochbegabten, erst in neuester Zeit vollkommen gewürdigten Fr. Wilh. Rust berief, und durch Gründung eines fürstlichen Hoftheaters erwarb. Der Dichtkunst blieb der Fürst hingegen bei dem durchaus realistischen, auf das Sinnenfällige gerichteten Zuge seines Geistes ziemlich fern, obschon er mit Dichtern wie Klopstock, Goethe, Gleim, Matthissen u. s. w. in Verbindung stand. Dieser Zweig der Kunst fand dafür eine warme Vertretung in der Fürstin, der Freundin Elisa's von der Recke und Friederike Brun's, und war darum keineswegs vom Leben und von der Fürsorge des Hofes ausgeschlossen.

Im J. 1769 wurde dem Fürsten ein Erbprinz (Friedrich 1769—1814) geboren, dessen erste Erziehung dem aus Goethe's leipziger Zeit bekannten, dem Hofe durch Gellert empfohlenen Ernst Wolfgang Behrisch (1738—1809) anvertrauet wurde. Durch Behrisch wurde der Fürst mit Basedow's Erziehungsgrundsätzen bekannt und im J. 1774 gründete Basedow, vom Fürsten auf das freigebigste unterstützt, das weithin bekannt gewordene Philanthropin in Dessau, an dessen Unterricht auch der Erbprinz eine Zeit lang theilnahm, das aber gleichwol, von Anfang her an tiefliegenden innern Schäden leidend, schon im J. 1793, nachdem Basedow Dessau längst verlassen hatte und die Leitung in andere Hände übergegangen war, wieder einging. Immerhin blieb die Fürsorge des Fürsten lebhaft auf das Schul- und Erziehungswesen gerichtet und sein raftlos schaffender Geist, hierin besonders durch den verdienstvollen Schulmann und Pädagogen Nauendorf unterstützt, richtete sich nun auf Reorganisation der öffentlichen Schulen. Im J. 1785 wurde die Hauptschule (Gymnasium) in Dessau eingerichtet, 1786 die höhere Töchterschule daselbst, 1796 erschien eine neue Schulordnung für das niedere Schulwesen und das Verbot der Winkelschulen, 1803 wurde in Dessau eine Sonntagsschule gegründet, an die sich später die Errichtung einer Industrieschule anschloß. Nachdem dem Fürsten bei Erlöschen der Anhalt-Zerbster Linie die Stadt Zerbst mit dem dazu gehörigen Kreise (1797) zugefallen war, nahm er sich auch der Hebung des Schulwesens dieses neuen Landestheils an, schuf aus dem alten in Zerbst bestehenden Gesammtgymnasium eine Hauptschule für Lutheraner und Reformirte und reorganisirte die dortige Töchterschule. Eine bemerkenswerthe Hebung des Landschulwesens bewirkte der Fürst durch Gründung

eines Schullehrerseminars, wie durch Erhöhung des Einkommens der Landschullehrer.

Bei der tief religiösen Anlage seiner Natur widmete sich der Fürst auch mit Ernst den kirchlichen Angelegenheiten des Landes und förderte dieselben nicht etwa nur durch mannichfache, seinen künstlerischen Neigungen zusagende kirchliche Bauten, sondern auch durch Einwirkung auf das Geistes- und Gemüthsleben der Geistlichen. Auf diesem Gebiete half ihm als treuer Diener der durch Lavater empfohlene J. C. Häfeli, ein Schweizer, neun Jahre lang (1784—93). Im J. 1787 gründete er die Anhalt-Dessauische Pastoralgesellschaft und mit derselben zugleich eine Pastoralbibliothek. Wiewol dem reformirten Bekenntniß der Vorfahren folgend, unterstützte er doch gern die religiösen Bedürfnisse anderer Confessionen, sicherte den Lutheranern in Dessau den Gebrauch ihrer Kirche, gewährte den Katholiken ein gottesdienstliches Local mit einer Glocke und ließ lange Zeit dem armen halberstädter Franciscaner, der die dessauer katholische Gemeinde bediente, regelmäßig wöchentlich zweimal eine volle Mahlzeit mit Wein aus der fürstlichen Küche reichen. Im J. 1787 legte er den für alle christlichen Confessionen bestimmten neuen Gottesacker an, der seinerzeit eine berühmte Zierde Dessaus war. Auch der damals noch unter mannichfachem Druck lebenden Juden nahm sich der Fürst menschenfreundlich an, gab den anhaltischen Gemeinden 1764 eine feste Verfassung, schaffte 1804 in Anhalt den jüdischen Leibzoll ab, unterstützte die jüdischen Lehranstalten in Dessau und baute in Wörlitz eine geschmackvolle Synagoge.

Von dem, was der Fürst weiter in der Landesverwaltung anordnete, sei noch Nachstehendes erwähnt. Im J. 1762 traf er Vorkehrungen zum Schutz in Feuersgefahr und gründete eine allgemeine Landesbrandkasse; 1763 ordnete er das regelmäßige Erscheinen eines officiellen Blattes, des «Wochenblattes» an; 1764—70 ließ er ein Armenhaus für Bedürftige aller Confessionen bauen und regelte die Armenpflege; nachdem er schon 1761 den Fronpfennig abgeschafft hatte, verminderte er auch noch die Accise und hob 1783 die Abgabe für das frühere Monopol des Holzverkaufs u. s. w. auf; 1791 errichtete er eine Witwen- und Waisenkasse für Hinterlassene seiner Beamten; zum Schutz des öffentlichen Gesundheitswesens gründete er 1793 eine Medicinalcommission, wies ein Krankenhaus für Arme und Fremde an und sorgte für kostenfreie Impfung der Kuhpocken; das im J. 1786 durch Errichtung einer Polizeianstalt geregelte Polizeiwesen wurde 1810 durch Errichtung einer Landgendarmerie erweitert; den schon damals vielfach als lästig gefühlten Druck des Innungswesens milderte er, ohne jedoch das Institut selbst aufzuheben; in landwirthschaftlichen Dingen suchte er, dabei besonders vom Kammerdirector von Raumer unterstützt, alle Fortschritte auch fremder Länder zu benutzen und den Verkehr im Lande durch Wege-, Deich- und Brückenbau zu heben; Forstcultur, Jägerei, Obstzucht, Gemüsebau, alles zog er in seine Interessen, nichts entging seiner alles umfassenden Aufmerksamkeit.

So gelangte das bescheidene Fürstenthum Anhalt-Dessau mehr und mehr zu geistiger Hebung und äußerm Wohlstand. Da brachen mit der Niederlage Preußens bei Jena (1806) die Schrecken des Kriegs über das Land herein, und vieles von dem, was der Fürst mit großen Opfern und mit Aufwendung aller Kraft geschaffen, sank vernichtet dahin. Am 18. Oct. 1806 brannten die fliehenden Preußen die erst 1787 erbaute Elbbrücke bei Dessau hinter sich ab. Napoleon und nach ihm Murat und Berthier erschienen in Dessau, und wiewol der Fürst ihnen die höchste Achtung einflößte und sie sein Land zu schützen versprachen, ja eine ausdrückliche Neutralitätserklärung erfolgte, waren doch Plünderungen und Verheerungen nicht ganz abzuwenden. Seit 1796 Senior des anhaltischen Fürstenhauses, vollzog der Fürst den Anschluß Anhalts an den Rheinbund (1807) als politische Nothwendigkeit und nahm nun in Gemeinschaft mit dem Fürsten von Anhalt-Köthen den Herzogstitel an, den der Fürst von Anhalt-Bernburg kurze Zeit vorher (1806) noch von Kaiser und Reich erhalten hatte. Bald darauf begab sich der Herzog einer persönlichen Einladung Napoleon's folgend, jedoch als Privatmann nach Paris, begleitete den Kaiser von da nach Rambouillet, wo ihm zu Ehren glänzende Jagden veranstaltet wurden, und wandte sich dann (Dessau nur zu kurzem Aufenthalte berührend) infolge einer Einladung des Kaisers von Oesterreich nach Wien. Im J. 1808 feierte das Land das funfzigjährige Regierungsjubiläum des allgemein geliebten und verehrten Landesherrn, ein Festtag, zu dessen Gedächtniß Reformirte und Lutheraner in Zerbst ein gemeinsames Gesangbuch einführten. Den Pflichten des Rheinbundes entsprechend hatte Anhalt bis zum J. 1813 für Napoleon verschiedene Contingente zu stellen, die bald gegen Preußen, bald gegen Oesterreich, bald gegen Spanien und Rußland verwandt wurden. Endlich begann Napoleon's Stern zu erbleichen, aber ehe der letzte Sieg über ihn errungen war, mußte das Land noch unsäglich viel durch Einquartierungen u. s. w. französischer, russischer, preußischer, schwedischer und Rheinbundstruppen, wie durch Lieferungen, Contributionen, Plünderungen und anderes leiden. Sich und dem Lande die Existenz zu retten, opferte der Herzog alles, was er besaß, sodaß er, dem Wohlthun eine so große Freude war, sich zuletzt zu der öffentlichen Bitte gezwungen sah, man möge ihn doch nicht mehr mit Gesuchen um Geldunterstützung nahen, da er nicht mehr im Stande sei, dergleichen zu berücksichtigen. Schon 1811 war er genöthigt gewesen, eine Steuer auf den Grundbesitz auszuschreiben, der im J. 1813 eine freiwillige Anleihe im Lande folgte. Im J. 1814 mußte dann noch eine allgemeine Gehalts-, Gesinde- und Gewerbesteuer ausgeschrieben werden. Als Napoleon im J. 1813 noch einmal in Dessau erschien, befahl derselbe in dieser Noth noch die Stellung eines Regiments reitender Jäger. Endlich brachte die Schlacht bei Leipzig die glückliche Entscheidung. Noch in demselben Jahre (am 1. Dec.) trat der Herzog für sich und das köthensche Land, dessen vormundschaftliche Regierung er seit dem 2. Mai 1812 führte, vom Rheinbunde zurück und errichtete neben den zu den Verbündeten übergetretenen anhaltischen Truppentheilen eine Landwehr und kurze Zeit darauf auch noch einen Landsturm.

Die ältesten Söhne des Erbprinzen (gest. 1814), die Prinzen Leopold und Georg, nahmen als Freiwillige im österreichischen und preußischen Heere am Feldzuge theil und nach dem Ende der Freiheitskriege endete denn auch die Zeit der heimischen Nöthe und Drangsale. Das Land erholte sich schnell und schon im J. 1816 konnte die 1813 gemachte freiwillige Anleihe wieder zurückgezahlt werden. Herzog Franz, der im J. 1811 seine Gemahlin und seine beiden Brüder verloren, stand nun im Alter vereinsamt — waren doch auch die ihm am nächsten stehenden Männer seiner Umgebung, von Erdmannsdorff und von Berenhorst, jener im J. 1800, dieser im J. 1814, gestorben — und wie ein freundliches Aufleuchten der untergehenden Sonne seines Lebens mochte es ihm erscheinen, als er im J. 1816 seinen geliebten Enkel, den Erbprinzen Leopold Friedrich, mit der Nichte des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen, der Prinzessin Friederike Luise Wilhelmine Amalie, verlobt sah. Am 9. Aug. 1817 starb er, tief betrauert von seiner Familie, seinen Unterthanen, seinen Zeitgenossen, noch jetzt überall im Lande gefeiert. — Leopold Friedrich Franz von Anhalt-Dessau war ein kräftig gebauter Herr von hoher Gestalt, geübt in allen ritterlichen Künsten, ein Reiter wie wenige. Seine Leidenschaft für Reiten und Jagen fand in England reichliche Nahrung, und die Parforcejagden, welche er später in seinem Lande veranstaltete, wurden sehr berühmt, für die Einen eine Quelle des Vergnügens, für viele Andere eine Quelle des Erwerbes. Auf seinem charaktervollen Gesichte lag ein tiefer Zug von Wohlwollen und Menschenfreundlichkeit. Er lernte, strebte, schuf bis in sein hohes Alter. Der Kreis seiner Interessen war von seltener Weite, nur dem Abstracten brachte er wenig Theilnahme und wenig Verständniß entgegen. Die hohe Popularität, welche er genoß, verdankte er vor allem dem schlichten, herzlichen Verkehr mit jedermann; selbst wo er zürnen und strafen mußte, suchte er möglichst alles zum Besten zu kehren und den Widerstrebenden zu besänftigen. Unter den von ihm vorhandenen Bildnissen ist das ihm von seinem Enkel, Leopold Friedrich, in Dessau (1858) gesetzte bronzene Standbild das bedeutendste.

Literatur: Reil, «L. Fr. Franz, Herzog und Fürst von Anhalt-Dessau» (Dessau 1845); «Herzog Leopold Friedrich Franz und seine Zeit» (Dessau 1854); W. Hoßäus, «Wörlitz» (Dessau 1883, 2. Aufl.); derselbe in den «Mittheilungen des Vereins für Anhaltische Geschichte und Alterthumskunde» seit 1875: 1) Georg Forster in Wörlitz 1779 (I, 39 fg.); 2) G. H. von Berenhorst's Tagesbemerkungen (I, 190 fg.); 3) Zur Geschichte der Dessauer Gelehrtenbuchhandlung und Verlagskasse (I, 239 fg.); 4) Großherzog Karl August und Goethe in ihrer Beziehung zu Herzog Leopold Friedrich Franz von Anhalt-Dessau (I, 505 fg.); 5) Herzog Leopold Friedrich Franz von Anhalt-Dessau und Joh. Joach. Winckelmann (II, 17 fg.); 6) J. Fr. Eyserbeck (II, 67 fg.); 7) Die Chalkographische Gesellschaft zu Dessau, 1796—1806 (II, 482 fg.); 8) Herzogin Luise von Anhalt-Dessau und Friederike Brun (II, 738 fg.); 9) Fr. Wilh. Rust und das dessauer Musikleben, 1766—1796 (III, 265 fg); 10) Fr. Wilh. von Erdmannsdorff's Denkschrift über die artist. Leitung der Chalkogr. Gesellschaft in Dessau 1796 (III, 386 fg.); 11) Ernst Wolfg. Behrisch (III, 492 fg.); 12) Die Anfänge des Dessauer Theaters (III, 552 fg.); 13) Zustände in Dessau und Wörlitz im October und November 1806 (IV, 348 fg.); 14) Gustav Hugo und Phil. Buttmann in Dessau (IV, 405 fg.); 15) Elisa von der Recke in ihren Beziehungen zu Dessau und Wörlitz (IV, 482 fg., 571 fg., 621 fg.); 16) Briefwechsel des Herzogs Leopold Friedrich Franz von Anhalt-Dessau mit Fr. Gottl. Klopstock im J. 1779 (V, 49 fg.); 17) Joh. Kasp. Häfeli in Wörlitz, 1784—1793 (V, 137 fg.); 18) Joh. Kasp. Lavater in seinen Beziehungen zu Herzog Franz und Herzogin Luise von Anhalt-Dessau (V, 201 fg.); Nr. 4, 5, 9, 11 und 18 sind in Sonderausgaben im Buchhandel (Dessau) erschienen. *(W. Hoßäus.)*

LEOPOLD FRIEDRICH, Herzog von Anhalt, ältester Sohn des Erbprinzen Friedrich von Anhalt-Dessau und der Gemahlin desselben, der Erbprinzessin Christiane Amalie, geb. Prinzessin von Hessen-Homburg, wurde am 1. Oct. 1794 in Dessau geboren. Er wuchs unter den Augen der Aeltern und Großältern, des Herzogs Leopold Friedrich Franz und der Herzogin Luise, zu einem blühenden Jünglinge von auffallender Schönheit heran und machte nach Vollendung seiner Erziehung die übliche Bildungsreise durch Frankreich und Italien, nahm sodann im österreichischen Heere in den Jahren 1813 und 1814 an den Freiheitskriegen theil und kam erst wieder nach Dessau zurück, als ihn der unerwartete Tod seines Vaters (27. Mai 1814) an die Seite seines hochbetagten Großvaters rief. Als Leopold Friedrich Franz 1817 starb, übernahm der junge Prinz als Herzog von Anhalt-Dessau die Regierung des ihm gewordenen Erbes, bemüht, dasselbe im Sinne des inniggeliebten und hochverehrten Verewigten zu verwalten. Zunächst galt es dabei, die großen Schöpfungen seines erlauchten Vorgängers, wie auch die ihm gleichfalls zugefallenen Schöpfungen der Brüder desselben, Hans Jürge und Albert, zu erhalten und weiter zu entwickeln. Herzog Leopold begann aber auch bald selbstthätig weiter zu schaffen: die landwirthschaftlichen Interessen der Bevölkerung zu fördern, ließ er einerseits unbenutzt liegende Strecken des Landes urbar machen, andererseits größere Domänen parzelliren; Handel und Gewerbfleiß, Fabrikwesen und Bergbau zu heben, beseitigte er manches hemmende Gesetz, legte Landstraßen, Chausseen, Brücken (unter andern die große Elbbrücke bei Dessau, 1834—36) an, begünstigte den Eisenbahnbau u. s. w., und in der That erntete er im letzten Drittheil seiner Regierung in reichem Maße die Früchte seiner ernsten landesväterlichen Bemühungen, indem dasselbe außerordentlich große Fortschritte auf den genannten Gebieten aufweist — man denke unter anderm an den Umfang des Rübenbaues und der Zuckerfabrikation, wie an den Aufschwung des Bergbaues auf Kohlen und besonders auf Stein- und andere Salze in Anhalt. Den Zolldifferenzen Preußen gegenüber, welche das erste Jahrzehnt der Regierung des Herzogs Leopold beschäftigten, wurde durch den Eintritt Anhalts in den Zollverein

(1828) ein Ende bereitet. Das unter Herzog Franz durch F. W. Kust in Dessau geweckte Musikleben weiter zu pflegen, berief Herzog Leopold den Componisten des «Weltgericht», Friedrich Schneider, nach Dessau, unter dessen Leitung besonders Kirchenmusik und Concertwesen neue Blüten trieben; doch fand dabei auch das Theater seine Förderung, und der gute Ruf der dessauer Oper datirt aus jener Zeit. In Malerei und Kupferstich übte sich Herzog Leopold selbst und die ererbten Kunstsammlungen erfuhren unter ihm durch mannichfache Neuanschaffungen manchen erspriesslichen Zuwachs. Vor allem namhaft ist die Thätigkeit des Herzogs auf dem Gebiete der Baukunst; er errichtete eine nicht geringe Anzahl bedeutender neuer Gebäude und ließ sich die Restauration vieler älteren angelegen sein: wir erwähnen die Schloßkirche zu Dessau, die Nikolaikirche zu Zerbst, die Schloßkirche zu Nienburg, die Kirchen in Raguhn und Großkühnau und besonders die Stiftskirche in Gernrode, jenen alten romanischen Bau, der eine Zierde des Landes und der Kunst ist; sodann die verschiedenen Profanbauten, wie das Vorhaus des herzoglichen Hoftheaters mit der schönen Säulenhalle und dem eleganten Concertsaale, die Kaserne, die vielen zum Theil ziemlich ausgedehnten Schulgebäude des Landes u. s. w. Was das Gerichtswesen betrifft, so griff auch hier Herzog Leopold neuordnend ein, er schuf eine Neueintheilung der Gerichtsbezirke, gründete neue Justizämter und vereinfachte die Rechtspflege. Nachdem er schon im J. 1827 durch Einführung der «Union» dem kirchlichen Leben eine neue Grundlage gegeben, sorgte er auch durch Reorganisirung der Gymnasien zu Dessau und Zerbst, wie durch Gründung neuer Bürger- und Landschulen und durch Errichtung gymnastischer Anstalten für Förderung des Schulwesens. Stipendien für bedürftige Studirende und Schüler hatte er schon im zweiten Jahre seiner Regierung (1819) gegründet. Das J. 1848 hinterließ auch in Anhalt mannichfache Spuren. Ein aus Urwahlen hervorgegangener Landtag gab dem Lande eine Verfassung, die sich jedoch sofort als unhaltbar erwies und schon im J. 1851 wieder aufgehoben werden mußte. Im J. 1859 wurde mit Rücksicht auf die frühere anhaltische Landschaftsordnung eine neue Landesvertretung organisirt, die aber auch schon wieder im J. 1869 der jetzt bestehenden Landesordnung weichen mußte. Als im J. 1847 die herzogliche Linie Anhalt-Köthen mit Herzog Heinrich erlosch, wurde der Anhalt-Köthensche Antheil des Landes im Namen und Auftrage der Herzoge von Anhalt-Dessau und Anhalt-Bernburg verwaltet, bis er durch Vertrag mit Anhalt-Bernburg im J. 1853 mit Anhalt-Dessau vereinigt wurde und Herzog Leopold, bis dahin Herzog von Anhalt Dessau, nunmehr den Titel «Herzog von Anhalt-Dessau-Köthen» annahm. Durch den im J. 1863 erfolgten Tod des Herzogs Alexander Karl von Anhalt-Bernburg erlosch auch die Anhalt-Bernburgische Linie und so gelangte nun nach zweihundertsechzigjähriger Trennung das gesammte Herzogthum Anhalt wieder in die Hand Eines Landesfürsten, des Herzogs Leopold, der sich von jetzt an «Herzog von Anhalt» nannte. Diese Wiedervereinigung der so lange getrennten Glieder desselben Landes dürfte als wichtigstes Ereigniß im Leben des Herzogs Leopold gelten und die Bevölkerung feierte den Tag des fünfzigjährigen Regierungsjubiläums desselben (10. Aug. 1867), an dem sich die herzlichste und ungeheuchelste Liebe aller Unterthanen, sowol der altangestammten wie der neuererbten, für den greisen Jubilar kundgab, durch Errichtung eines Jubeldenkmals in Dessau, welches vor allem den Gedanken der Wiedervereinigung Anhalts zum Ausdruck zu bringen bestimmt war.

Die letzten Jahre seines Lebens widmete Herzog Leopold der schwierigen, vielfach verwickelten Frage der Trennung des herzoglichen Familienvermögens von dem des Staates, und am 23. Juni 1869 erfolgte in Vereinbarung mit dem Landtage eine definitive Lösung derselben. Sein treues, dem deutschen Vaterlande so warm zugewandtes Herz, das ihn schon als Jüngling in den Kampf gegen Frankreich getrieben, begleitete mit erregtester Theilnahme die Erfolge der deutschen Waffen in den Jahren 1870—71, und nachdem die Gründung des Deutschen Reiches unter der Führung Preußens Thatsache geworden und der Friede entschieden war, schloß er, der älteste der deutschen Fürsten, für immer sein Auge. Er starb am 22. Mai 1871.

Herzog Leopold besaß leiblich wie geistig das volle Erbe seines Stammes. Eine hochragende, edle äußere Erscheinung, verbunden mit tief religiösem Sinn, einfach strenger Sitte, Gerechtigkeit, Milde und herzlicher Wohlthätigkeit zeichnete ihn aus. Er kannte Anhalt und seine Geschichte wie kein zweiter, und alle Handlungen seiner Beamten erfuhren seine aufmerksame Controle. Uebersahen andere etwas, so ergriff er selbst die Initiative. Seine Gemahlin, Herzogin Luise Wilhelmine Amalie Friederike, geborene Prinzessin von Preußen, mit der er sich im J. 1818 vermählt hatte, starb am 1. Jan. 1850, indem sie ihm einen Sohn, seinen Nachfolger Herzog Friedrich von Anhalt, und zwei Töchter, Prinzessin Agnes (vermählt mit dem regierenden Herzoge Ernst von Sachsen-Altenburg) und Prinzessin Maria Anna (Witwe des im J. 1885 verstorbenen Prinzen Friedrich Karl von Preußen) hinterließ. *(W. Hosäus.)*

LEOPOLD (Maximilian Julius), Herzog zu Braunschweig-Lüneburg, jüngster Sohn des regierenden Herzogs Karl I. von Braunschweig und seiner Gemahlin Philippine Charlotte (Schwester Friedrich's des Großen), wurde in der damaligen Residenzstadt Wolfenbüttel geboren am 11. Oct. 1752. Die Erziehung des Prinzen wurde sorgsam geleitet. Männer wie die Professoren Ebert, Gärtner, Gattinara, Mauvillon, Schmidt-Phiseldek u. a., und besonders der edle Abt Jerusalem, der intellectuelle Schöpfer des seinerzeit so berühmten Collegium Carolinum, betheiligten sich daran; sein militärischer Begleiter war 1764—76 Oberst von Warnstädt. Für die Gemüthsrichtung des jungen Prinzen legt ein ehrenvolles Zeugniß ab sein im Druck erschienenes Glaubensbekenntniß, das er bei seiner Confirmation im J. 1769 ablegte, in welchem es unter anderm heißt: «Meine Pflicht ist es, dahin zu streben, daß die Welt oder vielmehr der rechtschaffenste und vernünftigste Theil derselben mit Recht ein vortheilhaftes

Urtheil von mir fällt.» Durch Reisen suchte er dann seine Anschauungen weiter auszubilden; die erste derselben führte ihn im J. 1770 zu den schlesischen Revuen, welche, und besonders die Zusammenkunft zwischen Friedrich II. und Joseph II. zu Mährisch-Neustadt, ihm vielfache Anregungen brachten. Am 1. Sept. 1772 ward er zu Sonnenburg durch Prinz Ferdinand von Preußen feierlich in den Johanniterorden und etwa um dieselbe Zeit durch seinen Oheim, den berühmten Herzog Ferdinand von Braunschweig, als Freimaurer aufgenommen. Am 6. Mai desselben Jahres war er zum Oberstlieutenant in braunschweigischen Diensten ernannt, in welchen er 1776 zum Oberst aufrückte. Nach einer Reise durch einen großen Theil Frankreichs (1772), mit welcher der Prinz namentlich militärische Studien verband, besuchte er im J. 1775 Wien, wo die Kaiserin Maria Theresia den lebhaften Wunsch äußerte, ihn in österreichische Dienste zu ziehen. Die in dieser Hinsicht angeknüpften Verhandlungen zerschlugen sich indessen. Von Wien aus beschloß und unternahm der Prinz eine Reise nach Italien und es gelang ihm zu seiner hohen Freude, den damals gerade in Wien sich aufhaltenden Lessing als Reisebegleiter zu gewinnen. Die Reise ging über Mailand, Venedig, Bologna, Florenz, Livorno, Corsica, Genua, Turin, Neapel und über Rom zurück; sie war für den Prinzen sehr lehrreich, besonders durch den regen Verkehr mit vielen hervorragenden Persönlichkeiten. In Neapel erhielt er die Nachricht (welche auch seine Rückkehr veranlaßte), daß sein Oheim Friedrich der Große ihm ein Regiment zu verleihen gedenke; bald nach seiner Rückkehr erhielt er das zu Frankfurt a. O. garnisonirende Infanterieregiment. Dies war eins der besten preußischen Regimenter, an dessen Spitze Schwerin vor Prag gefallen war. Unter Bestätigung seiner Charge als Oberst wurde dem Prinzen sein Patent vom 12. Jan. 1776 ausgestellt; noch im selben Monate reiste er zur Vorstellung nach Potsdam und traf am 8. Febr. in Frankfurt ein, von der Universität und Bürgerschaft feierlich bewillkommnet. Mit Eifer nahm er sich alsbald der Pflichten seines neuen Amtes an. Wie er die ihm unterstellten Offiziere allseitig anzuregen wußte, so sorgte er auch für die Unterweisung der Unteroffiziere in für ihren Beruf nützlichen Kenntnissen. Das größte Verdienst aber nach dieser Seite erwarb er sich durch Stiftung einer Garnisonsschule für die Soldatenkinder (1777), die er reichlich bedachte, namentlich durch Erbauung eines Schulhauses, und der er stets seine regste Theilnahme widmete; sie besteht noch heute unter dem Namen «Leopoldschule» segensreich fort. Eine Reise nach Rekahn zu dem als philanthropischem Pädagogen hochangesehenen von Rochow unternahm er gleichfalls im Interesse seiner Schule. Dabei nahm übrigens Leopold (der nach dem Tode seines Vaters am 26. März 1780, wie bei den braunschweigischen volljährigen Prinzen üblich, den Titel «Herzog» annahm) in jeder Hinsicht der Pflichten seines Standes sich eifrig an, bedacht auf das Große wie auf das Kleine. Den Bairischen Erbfolgekrieg 1778—79 machte er mit zuerst unter dem Befehle des Generals von Möllendorf, dann unter dem des Prinzen Heinrich; 1782 erfolgte seine Ernennung zum Generalmajor. Aber das Höchste war ihm die Menschenliebe. Sein ganzes Leben war nur eine lange Reihe menschenfreundlicher Handlungen, allezeit war des Prinzen Herz und Hand für jeden Unglücklichen offen, der ihm vertrauensvoll nahte oder von dem er hörte. Bei Feuers- und Wassersnoth (herbeigeführt durch die Oder im Winter 1780) setzte er helfend ohne Zaudern seine eigene Person ein. Ein Ereigniß solcher Art führte denn auch durch aufopfernde Menschenliebe des Herzogs Tod herbei am 27. April 1785. In diesen Tagen hatte nach dem ungewöhnlich strengen und schneereichen Winter die Oder eine Höhe erreicht, welche den Stand des Wassers bei der bis dahin größten Ueberschwemmung von 1736 noch um 10 Zoll überstieg. Am meisten bedroht war, wie allemal, die auf dem rechten Ufer und tiefer gelegene Dammvorstadt. Ein heftiger Nordwestwind trieb, nachdem schon frühmorgens ein Dammbruch eingetreten und bald darauf die Brücke zerrissen war, die Fluten mit solcher Gewalt gegen den Damm, daß gegen 3 Uhr nachmittags ein zweiter großer Durchbruch erfolgte und die ganze Vorstadt von den unwiderstehlichen Wogen überflutet wurde; nur die höher gelegene massive Seidenfabrik bot noch Schutz. Die Noth stieg jedoch zusehends und mußte den Zuschauern in der Stadt wohl noch größer erscheinen; auch fehlte es drüben an Kähnen. Der Herzog, der schon vorher überall anordnend und aneifernd thätig gewesen war, konnte endlich, trotz der dringendsten Gegenvorstellungen, seinem Drange, selbst rettend und helfend einzugreifen, nicht widerstehen. Durch die bestimmte Erklärung, andernfalls allein fahren zu wollen, zwang er fast einen Schiffer mit seinen beiden Knechten, ihn zu begleiten. Ungeduldig betrieb der Herzog die Vorbereitungen zur Abfahrt; man kam glücklich durch die zerrissene Brücke und alles wäre wol gut gegangen, wenn nicht durch eine unrichtige Wendung des Schiffers der Kahn an eine Weide angestoßen und umgeschlagen wäre. Der Herzog fiel beim heftigen Anprall ins Wasser, das sofort über ihm zusammenschlug; es gelang nicht, ihn zu retten. Erst am 2. Mai, nachdem das Wasser schon gefallen, fand man die Leiche in einem Garten der Vorstadt auf, unweit der Stelle, wo der Herzog versunken war; wahrscheinlich hatte ein Schlagfluß seinem Leben gleich ein Ende gemacht. Unter allgemeinem Wehklagen ward die Leiche nach Frankfurt und von da in das herzogliche Erbbegräbniß nach Braunschweig gebracht. Allgemein und groß war die Theilnahme, nicht blos in Frankfurt, sondern in ganz Europa, und bis in die neueste Zeit ward sein Tod als Opfer reinster Menschenliebe angesehen. Da trat G. W. Keßler (in Raumer's «Historischem Taschenbuch») für 1844, S. 681 fg.) auf, um den Werth dieses Opfers anzuzweifeln und den Tod als Folge unmöthiger und unnützer Tollkühnheit aufzufassen; diese Auffassung fand denn auch in verschiedenen Geschichtswerken und Encyklopädien Eingang. Um so dankenswerther ist es, daß ein bewährter Forscher, Stadtarchivar L. Hänselmann, in seiner Schrift: «Der Tod des Herzogs Leopold von Braunschweig» (Braunschweig 1878), mit den schlagendsten Gründen die völlige Halt-

losigkeit der Kessler'schen Anschauung dargelegt hat; sie wird hiernach wol für immer als beseitigt und die Auffassung als die richtige anzusehen sein, welche bei des Fürsten Zeitgenossen die allgemeine war.

Vgl. C. R. Hausen, «Biographie des Herzogs Max. Julius Leopold» Frankfurt a. O. 1785); A. F. Geisler, «Leben und Charakter Leopold's, Herzogs zu Braunschweig-Lüneburg» (Leipzig 1786); R. F. From, «Herzog Leopold zu Braunschweig, der Menschenfreund. Zwei Versuche» (Berlin 1785 und 1787, bes. I, 49—51; Ch. W. Spiecker, «Lebensgeschichte Herzog Leopold's» (3. Aufl., Frankfurt a. O. 1850). *(Ed. Steinacker.)*

LEOPOLD, Markgrafen und Herzoge von Oesterreich aus dem Babenbergischen Hause.

1) Leopold I. (auch Liutpold), genannt der Erlauchte, Markgraf von Oesterreich 976—994. Ueber diesen Gründer der Macht des Hauses der Babenberger in Oesterreich hat die neuere Geschichtsforschung noch immer nicht volles Licht verbreitet, zumal was seine Abkunft und die Abzweigung seiner Familie nach Oesterreich betrifft. Nach der vornehmsten Quelle, Otto von Freising, wurde angenommen, das österreichische Geschlecht stamme von jenem fränkischen Grafengeschlechte ab, dessen Burg, die Altenburg oder Babenberg, im heutigen bairischen Frankenlande, nahe der Stelle, wo sich die Regnitz in den Main ergießt, stand, und jenen unglücklichen Grafen Adalbert vom Babenberg aufwies, der im Kampfe gegen den mächtigen Frankenherzog Konrad das Leben verlor (906). Leopold I. erscheint 976 zum ersten male urkundlich als Markgraf von Oesterreich (Ostmark, Ostarrichi, Oestreich) und ist seine Einsetzung durch Kaiser Otto II. unzweifelhaft erfolgt, als Consequenz der Empörung des Herzogs Heinrich (II.) von Baiern und der Anhänglichkeit Leopold's an die Ottonen. Mit den deutschen Königen war ja auch die Macht der Babenberger überhaupt entstanden und gewachsen, Leopold's Vater (Heinrich) war ein treuer Anhänger König Heinrich's I., Otto I. begünstigte gleichfalls die Babenberger. So hatte denn in der Folge Leopold I. die Mark Oesterreich, die er namentlich und damit das Deutsche Reich gegen die Einfälle der Ungarn zu schützen hatte; daneben besaß er den Donaugau (d. h. jenes Stück Baiern, das jetzt die Oberpfalz heißt) und den Traungau, während sein Bruder Berthold am Böhmerwald den Nordgau hütete. Vielfach hat sich später die Sage um die Gründung der Ostmark gewoben, ebenso wie um die Gründung von Melk. Leopold hatte seine Residenz zu Bechelaren an der Donau und erweiterte die Ostmark bis zum Wiener Walde. Leopold starb am 10. Juli 994 und hinterließ vier Söhne, von denen zwei ihm in der Regierung der Ostmark folgten (Heinrich und Adalbert). Ernst, mit Gisela, der Schwester des Herzogs von Schwaben, vermählt, gewann Schwaben, starb aber schon 1015 infolge eines Fehlschusses eines seiner Dienstmannen auf der Jagd. Poppo wurde Erzbischof von Trier. Wichtig ist noch, daß Ernst's Sohn, gleichfalls Ernst, wiewol ein Kind, vom Kaiser mit Schwaben belehnt wurde. Es ist der unglückliche, durch die Dichtung so vielfach verherrlichte Ernst von Schwaben, der, herangewachsen, gegen den zweiten Mann seiner Mutter Gisela, gegen Kaiser Konrad II. sich verschwor, begnadigt noch einmal gegen ihn zu den Waffen griff, geächtet und gebannt im Kampfe fiel (17. Aug. 1030).

Literatur: «Monumenta Germaniae», 24. Bd.; Meiller, «Regesten der Babenberger Urkunden»; Waitz, «Jahrbücher des Deutschen Reiches unter Heinrich I.» (neue Bearbeitung). Ueber die Streitfrage der Herkunft der Babenberger: F. Stein, in «Forschungen zur deutschen Geschichte», XII, 1, 1871, stellt die genealogische Tradition in Frage; Riezler, «Geschichte Baierns», I, leugnet die fränkische und behauptet die bairische Abkunft; Cl. Schmitz, «Oesterreichs Scheyern-Wittelsbacher», vertritt die Hypothese der Abkunft der Babenberger von den Scheyern-Wittelsbachern; Alfred Huber vertheidigt die schwäbische Abkunft in «Mittheilungen des Instituts für österreichische Geschichte», Bd. 2.

2) Leopold (auch Liutpold), fälschlich der II. genannt, ein Sohn des Markgrafen Adalbert des Siegreichen, des zweiten Sohnes Leopold's I., also ein Enkel des Stifters der österreichischen Markgrafen-Dynastie, wurde stets, wenn auch irrthümlich, unter den markgräflichen Herren Oesterreichs als Leopold II. aufgeführt, hatte aber nicht die Herrschaft; gleichwohl ist er hervorragend durch seinen Kriegsruhm und den lebhaften Antheil an der Consolidirung der deutschen Kaisermacht und der Befestigung der kaiserlichen Oberlehnsherrschaft über Böhmen und Mähren. Als «Schrecken der Ungarn» wehrte er den Einfällen der Magyaren. Der deutsche König Heinrich III. führte einen sehr heftigen Kampf mit Bretislaw von Böhmen, Leopold führte ihm aus dem Süden ein Heer zu. Bretislaw unterwarf sich, erkannte die Oberhoheit des deutschen Kaisers an, und in Regensburg erschien er barfuß und im Büßergewand, warf sich dem Kaiser zu Füßen, nahm von ihm die herzogliche Lehensfahne Böhmens und entrichtete den Tribut. Dort in Regensburg wurde auch der Babenberger Leopold von Heinrich III. reichlich belohnt, der ihm nebst andern Geschenken das Leibroß des Böhmenherzogs schenkte. — Thronstreitigkeiten in Ungarn brachen aus, König Peter war zu seinem Schwager Adalbert in die Ostmark geflohen (1041), während der Gegenkönig Samuel, genannt Aba, sich drohend gegen den deutschen König stellte. Heinrich zog gegen Ungarn, mit ihm der tapfere Leopold. Diesem verlieh der Kaiser das den Ungarn abgenommene Land zwischen der Leitha und der Fischa und bildete daraus eine Neumark. Aber Leopold starb bald darauf auf der Burg zu Ingelheim, wohin er den Kaiser begleitet hatte, um Zeuge von dessen Vermählung mit Agnes von Poitiers zu sein, unter den Zurüstungen zu der Feier (9. Dec. 1043).

Vgl. E. Steindorff, «Jahrbücher des Deutschen Reiches unter Heinrich III.»; Giesebrecht, «Geschichte der deutschen Kaiserzeit», 4. Aufl., Bd. 2.

3) Leopold II. (III.), Markgraf von Oesterreich 1075—96, Sohn des Markgrafen Ernst. Auch er ist ein Anhänger der fränkischen Kaiserdynastie und hält fest zu

Heinrich IV. Im Investiturstreite trat er aber auf die Seite des Gegenkönigs Rudolf von Schwaben, später des Grafen Hermann von Luxemburg, gerieth darüber in einen Krieg mit dem dem Kaiser Heinrich IV. treu gebliebenen Böhmenherzog Wratislaw, der in die Ostmark einbrang und Leopold entscheidend schlug. Mit ihm verbündet war Bischof Altmann von Passau, der sein Land verlassen und in Oesterreich Schutz suchen mußte. Er wirkte außerordentlich anregend auf die Verbreitung der Cultur durch Gründung und Reform der großen zum Theil noch heute blühenden Stifte und Klöster. So nahm unter diesem Leopold das kirchliche und das in jener Zeit von diesem ganz abhängige geistige Leben in Oesterreich einen großen Aufschwung. Göttweih wurde gestiftet, 1083 zogen die Chorherren von St.-Augustin's Regel daselbst ein, St.-Florian, St.-Pölten, Kremsmünster, ältere Stiftungen, wurden jetzt neu besiedelt, zu Stätten der Wissenschaft, nach Melk zogen 1089 Benedictiner. In diesen Klöstern blühte die Dichtkunst, altdeutsche christliche Poesie hat dort ihre Denkmale zurückgelassen. — Leopold starb, in den letzten Jahren den Welthändeln ferne lebend, am 12. Dec. 1096. — Vgl. über das geistige Leben jener Zeit H. M. Richter, «Geistesströmungen» (2. Aufl., Berlin 1876).

4) Leopold III. (IV.), der Heilige, Markgraf von Oesterreich 1096—1136, Sohn und Nachfolger des Vorhergehenden. Er näherte sich sofort dem Kaiser Heinrich IV., mit dem er 1099 in Regensburg zusammentraf, verschwägerte sein Haus mit dem Herzog von Böhmen, trat aber, als Heinrich (V.) gegen seinen Vater, den Kaiser, sich erhob, zu jenem über, und verlieh seinem Hause dadurch neuen Glanz, daß er die Witwe des Herzogs Friedrich von Schwaben, des Kaisers Heinrich (V.) Schwester, Agnes, zur Frau nahm (1106). Im Kriege des Kaisers mit Ungarn folgte Leopold als Schwager des Kaisers und Nachbar der Ungarn in den Krieg, der ohne Erfolg endete, kämpfte auch in der Folge (1116—18) mit dem Böhmenherzog vereint gegen Ungarn, führte aber im ganzen eine friedliche Herrschaft. Leopold residirte auf dem Kahlenberg außerhalb Wiens, von wo er den weiten Ausblick auf das Land, die Donau und insbesondere zu den feindlichen ungarischen Nachbarn hinüber hatte, erbaute sich daselbst eine Burg und gründete die Klosterneuburg. (Die Sage von der Gründung: Der Schleier der frommen Markgräfin, vom Winde entführt, fand sich, nach 8 Jahren, unversehrt im Walde, durch ein Wunder erhalten. An dieser Stelle soll das Kloster gebaut sein.) Doch ist es lediglich eine Neugründung, insofern Leopold 1107 dort selbst Priester einführte, die er 1136 durch Augustiner-Chorherren ersetzte. Der erste Prälat war der Propst von Chiemsee, Hartmann; 1136 gründete Leopold auf eine Anregung seines Sohnes, des Abtes Otto, das Cistercienserstift Heiligenkreuz. — Beim Tode Heinrich's V. wurde der fromme Markgraf als Nachfolger des Kaisers genannt. Mit diesem erlosch das fränkische Kaiserhaus. Leopold näherte sich sofort dem neuen König Lothar und huldigte ihm in Regensburg, wiewol oder vielleicht weil er als Stiefvater der staufischen Brüder und selbst Throncandidat, von Lothar mit Mistrauen betrachtet wurde. Leopold starb am 15. Nov. 1136. Sein Sohn Otto (Bischof von Freising) hat ihm in der Chronik ein literarisches Denkmal gesetzt. Leopold hatte von Agnes — der Mutter der staufischen Brüder Friedrich und Konrad (später Konrad III.) 18 Kinder, von denen ihn 11 überlebten. Agnes starb acht Jahre später als ihr Gemahl, der in der Folge der Zeiten von Innocenz VIII. kanonisirt, als Landespatron von Niederösterreich verehrt wurde. — Vgl. Fischer, «Geschichte des Klosters Neuburg». Ueber die Sage vom Schleier, Pfeiffer in «Germania», Jahrgang 13.

5) Leopold IV. (V.), Markgraf von Oesterreich 1136—41, Sohn des Vorigen, hatte den Vortheil, daß sein Stiefbruder, der Staufer, zum Nachfolger Lothar's, zum deutschen König gewählt wurde. Der Kampf zwischen der staufischen und welfischen Partei brachte den Babenbergern große Vortheile. Im J. 1139 übertrug Konrad das dem Herzog Heinrich dem Stolzen aberkannte Baiern seinem Stiefbruder, dem Markgrafen, der sich behauptete. Seit 1140 erhob sich aber unter Welf's, des Oheims Heinrich's des Löwen, Führung das Land wider ihn; Leopold war namentlich in Regensburg hart bedrängt, zündete die Stadt an, entkam in der Verwirrung, erschien, verstärkt, abermals vor Regensburg und eroberte es. Dann zog er gegen die welfischen Anhänger an den Lech und bekriegte dieselben, trat dann den Rückzug an und starb nach kurzer, heftiger Krankheit jung an Jahren (am 18. Oct. 1141) zu Nieder-Altaich.

6) Leopold V. (VI.), Herzog von Oesterreich 1177—94. Als Leopold IV. zu Nieder-Altaich gestorben war (1141), übertrug König Konrad III. die Ostmark seinem andern Stiefbruder Heinrich II. (von Späteren Jasomirgott genannt), der Heinrich's des Löwen Mutter, Gertrude, die Hand reichte, wodurch der Streit zwischen Staufern und Welfen beigelegt schien. Der junge Heinrich leistete auf Baiern Verzicht; dennoch erhielt der Babenberger noch nicht das Land zugesprochen. Inzwischen brach die Begeisterung für die Eroberung des Heiligen Landes aus und Heinrich Jasomirgott nahm das Kreuz, zog mit seinem Halbbruder Konrad nach dem Orient und kehrte nach der vergeblichen Belagerung von Damascus mit ihm zurück. Im J. 1152 starb Konrad III. und nun brach der Conflict zwischen dem Hause der Babenberger und der Welfen um den Besitz Baierns wieder aus. Heinrich Jasomirgott erschien nicht auf wiederholte Vorladungen des Königs Friedrich Rothbart, und so wurde ihm das Herzogthum Baiern abgesprochen, seinem Gegner verliehen. Erst 1156 lieferte Heinrich Baiern aus. Bischof Otto von Freising vermittelte eine Begegnung mit Friedrich Rothbart in Regensburg und da erhielt, nach Herausgabe Baierns, Heinrich die Ostmark als Herzogthum, was in einem «Freiheitsbrief», dem echten Fridericianischen Privileg — im Gegensatze zu dem sogenannten privilegium magnum, einer offenbaren Fälschung — seinen Ausdruck fand. Es ist das der

Anfang der Entwickelung der Landeshoheit in Oesterreich. Heinrich's Schwager, Wladislaw, erhielt von Kaiser Friedrich Rothbart die Königskrone für Böhmen. So bereiteten sich für Oesterreich wie für Böhmen große Verhältnisse vor, und Wien, damals zur Hauptstadt von Oesterreich gewählt, beginnt eine welthistorische Rolle. Heinrich Jasomirgott starb am 13. Jan. 1177 infolge eines Sturzes vom Pferde, und sein Sohn Leopold V. (VI.), geboren 1157, mit Helena, der Schwester des Königs Bela III. von Ungarn, vermählt, übernimmt die Herrschaft, zieht nach Italien, um sich vom Kaiser belehnen zu lassen, beendigt einen langjährigen Grenzstreit mit Böhmen und zieht im Winter 1182 ins Heilige Land. Heimgekehrt erscheint er 1184 auf dem Hoftage zu Mainz, ein Jahr später im lombardischen Kriegslager des Kaisers, schon damals vielfach verhandelnd wegen der Erwerbung Steiermarks. Ottokar VIII. übergab die Steiermark durch Erbvertrag an Herzog Leopold am 17. Aug. 1186 in der damals steirischen Stadt Enns, und 1187 erhielt Leopold in Regensburg die Belehnung mit Steiermark durch den Kaiser. Als Kaiser Friedrich Rothbart auf seinem Kreuzzuge nach Wien kam, fand er dort bei Leopold die glänzendste Aufnahme. Nur zu bald hatte der edle Kaiser sein Leben geendet. Jetzt nahm auch Leopold das Kreuz 1190, er zog über Venedig zu Schiffe mit großem Gefolge, mußte in Dalmatien überwintern, um im nächsten Frühjahre nach dem Heiligen Lande zu ziehen. Dort betheiligte er sich an den Kämpfen, insbesondere an der Belagerung von Akkon (Akko), gerieth in Streit mit König Richard von England (Löwenherz) und verließ Palästina. Im Januar 1192 stellt er sich Kaiser Heinrich VI. in Regensburg, empfing — nach Ottokar's Tode — die neuerliche Belehnung mit Steiermark. Im selben Jahre geschah es, daß König Richard, der verkleidet durch Oesterreich kam (sagenhafte Ausschmückung), in der Nähe von Wien erkannt und auf Schloß Dürrenstein an der Donau gefangen gesetzt wurde. Am Palmsonntag 1193 übergab Leopold seinen Gefangenen zu Mainz dem Kaiser und dieser setzte ihn zu Worms in Gewahrsam, Leopold erhielt einen Theil des großen Lösegeldes. Bei einem Turnier in Graz stürzte sein Roß, er brach das Bein und starb an den Folgen der Amputation am 31. Dec. 1194. — Vgl. die bezüglichen Abhandlungen von Winkelmann und Schirrmacher in «Forschungen zur deutschen Geschichte», Bd. 1—10; Giesebrecht, «Geschichte der deutschen Kaiserzeit»; Raumer, «Geschichte der Hohenstaufen»; Nitzsch, «Staufische Studien»; Zahn, «Jahresbericht des steiermärkischen Landesarchivs» 1876 (Erwerbung von Steiermark). Ueber den Conflict mit Richard Löwenherz: Albert Jäger, in «Oesterr. Gymnasial-Zeitschrift» (Wien 1856), dagegen C. Lohmeyer, «De Richardo» (1857).

7) Leopold VI. (VII.), der Glorreiche, Herzog 1198—1230, zuerst von Steiermark (1194) und nach seines Bruders Friedrich's des Katholischen Tode auch von Oesterreich (1198), Sohn des Vorigen. Wohl erzogen, voll Geist, Scharfblick, Schwung der Phantasie, spielte er am Hofe der schwäbischen Kaiser und Könige eine ehrenvolle Rolle. Ein entschiedener Anhänger der Staufer von der Zeit an, wo er mit Kaiser Heinrich VI. nach Italien gezogen war, bewährte er seine Treue, als Philipp's von Schwaben Krone bestritten wurde. Mit einer Nichte desselben, Theodora, vermählt, zog er mit nach Köln und belagerte die dem Gegner Philipp's, dem Welfen Otto (IV.), ergebene Stadt. Nach der Ermordung Philipp's erkannte auch Leopold den König Otto an, bei dessen Verlobung mit Philipp's Tochter Beatrix in Würzburg trat er sehr hervor. Im J. 1212 nahm er das Kreuz, um gegen die Mauren zu kämpfen, kam aber zu spät, um wirksam eingreifen zu können, und zog aus Spanien nach Deutschland heim, wo er an dem Hoflager des Staufers Friedrich's II. erscheint; 1217 erfüllte er das Gelübde einer Kreuzfahrt nach Palästina, betheiligte sich rühmlich an den Waffenthaten, insbesondere bei der Belagerung Damiettes, kehrte 1219 nach der Heimat zurück. Treu hielt er zum Kaiser Friedrich II., der ihm wiederholt Aemter übertrug, dann mit ihm eine ehrenvolle Familienverbindung schloß. Der Kaisersohn Heinrich heirathete Leopold's Tochter Margaretha (18. Nov. 1225), des letzteren Sohn Heinrich die Tochter des Landgrafen von Thüringen, Agnes, und seine Tochter Constanze verband sich mit dem Herzog von Sachsen. Diese Verbindungen trugen viel zur Erhöhung des Ansehens der aufstrebenden Fürstenfamilie bei. Leopold nahm eine Vermittlerstellung ein im Streite des Kaisers mit dem Papste, wie er denn auch in den ungarischen Thronstreitigkeiten das Schiedsrichteramt ausübte. An des Kaisers Seite war stets sein Platz, und als der Friede von San-Germano den Zwist der beiden streitenden höchsten Gewalten, wie es schien, zur Zufriedenheit Beider beigelegt hatte, starb der treffliche Friedensstifter, der hingebendste Freund des edeln Staufers am 28. Juli 1230 und wurde im Kloster Monte Cassino beigesetzt, doch wurden seine Gebeine nach Lilienfeld, seiner Klosterstiftung, in Oesterreich unter der Enns gebracht. Alle Welt, voran Kaiser Friedrich II., betrauerte ihn. Wien, dem er eine neue Herzogsburg, Kirchen, Spitäler schenkte, wo er Feste veranstaltete, bei welchen der Minnegesang und edle Ritterfitte zum Ausdruck kamen, verdankte ihm seinen ersten Aufschwung. Walther von der Vogelweide kehrte an seinem Hofe ein, und mit ihm gar mancher Sänger jener Tage. Nur der jüngste seiner Söhne, sein Nachfolger, Herzog Friedrich der Streitbare, überlebte ihn. Mit diesem erlosch 1246 das Geschlecht der Babenberger in Oesterreich. Vgl. H. M. Richter, «Geistesströmungen» (2. Aufl., Berlin 1876). *(H. M. Richter.)*

LEOPOLD, Herzoge und Erzherzoge von Oesterreich aus dem Habsburgischen Hause.

1) Leopold I., Herzog von Oesterreich und Steiermark, geboren 1290, war der dritte Sohn des deutschen Kaisers Albrecht I. (also Enkel Rudolf's von Habsburg und Elisabeth's, Tochter Meinhard's von Kärnten und Tirol). Am 1. Mai 1308 wurde Kaiser Albrecht I. von seinem Neffen Johann und dessen Mitverschworenen ermordet (s. den Artikel Albrecht I. von Habsburg). Der Kaiser hinterließ fünf Söhne: Friedrich, Leopold,

Albrecht, Heinrich und Otto. Friedrich (der Schöne) beanspruchte die Kaiserkrone und regierte die östlichen Herzogthümer, Leopold übernahm die Regierung der «Vorlande» (das habsburgische Stammland und die Besitzungen in Elsaß und Schwaben). Im Frühjahr 1309 unternahm Leopold den Rachekrieg gegen die Mörder seines Vaters, eroberte die Burg Wart bei Winterthur, auch die Burg Jakob's von Wart wurde in Asche gelegt, ebenso die Burg Eschenbach nördlich von Luzern; er eroberte ferner das feste Schloß Rudolf's von der Balm bei Solothurn und ließ die Vertheidiger enthaupten, dann belagerte er die Schnabelburg Walter's von Eschenbach auf dem Albis und zerstörte dieselbe. Die deutsche Krone war inzwischen durch Wahl an den Grafen Heinrich von Luxemburg (Kaiser Heinrich VII.) gekommen und der Kaiser versprach den Habsburgern anfangs, ihnen alle Güter, mit denen sie der Vater belehnt hatte, zu lassen, änderte jedoch seinen Sinn in Bezug auf die schweizerischen Waldstätte, die er für reichsunmittelbar erklärte. Nachdem die österreichischen Herzoge die Leiche des kaiserlichen Vaters im Dome zu Speier feierlich beigesetzt hatten, erhielten sie auf dem Hoflager im Herbste (17. Sept. 1309) vom Kaiser die Belehnung mit ihren habsburgischen Ländern, den sie in seinen Ansprüchen auf Böhmen zu unterstützen gelobten. Leopold folgte dem Kaiser mit einer auserlesenen Kriegerschar im November 1310 über die Alpen und zeichnete sich bei dem Aufstande der Mailänder, namentlich im Hauptkampfe (am 12. Febr. 1311), als Held der Ghibellinen aus. Der Kaiser überredete ihn, nach Ablauf der vereinbarten Dienstzeit an seiner Seite zu bleiben und sich an der Belagerung von Brescia zu betheiligen, infolge der Sommerhitze erkrankte jedoch Leopold und war zur Heimkehr gezwungen. Zwei Jahre später erlag Kaiser Heinrich VII. (am 24. Aug. 1313) in Buonconvento bei Siena den Folgen des italienischen Klimas und den Strapazen. Nun trat Leopold's Bruder Friedrich (der Schöne) als Bewerber um die deutsche Kaiserkrone auf, und Leopold führte an den Höfen der Kurfürsten die Verhandlungen mit Erfolg. Trotz großer Geldopfer und Bemühungen geriethen die Verhandlungen bald ins Stocken, als neben Johann von Luxemburg, dem Sohne des verstorbenen Kaisers, König von Böhmen, auch der kriegstüchtige Herzog Ludwig von Baiern sich um die Kaiserkrone bewarb. Am 19. Oct. 1314 war die Entscheidung in Frankfurt zu erwarten, an dessen beiden Mainufern sich Oesterreicher und Baiern lagerten. Die Mehrheit der Stimmen fiel auf Ludwig den Baier; gleichwol galt er nach damaligem Reichsgrundsatze, weil nicht einmüthig, auch nicht als rechtsgültig gewählt; Friedrich wurde am 25. Nov. vom kölner Erzbischofe, als dem competenten, Ludwig von dem dazu incompetenten mainzer, aber am rechten Orte, in Aachen gekrönt. In dem Kampfe der Habsburger und Wittelsbacher ist Leopold die Seele der ersteren, dem Ludwig gern auswich. Bald rief ihn der Kampf mit den Waldstätten, die die habsburgische Grafengewalt vernichten wollten, nach der Schweiz. Schon 1291 schlossen die Urcantone (am 1. Aug.) einen ewigen Bund, der auch gegen die Ausübung der Vogteirechte des Hauses Habsburg gerichtet war. Adolf von Nassau erneuerte die schweizerischen Freiheitsbriefe, nach dessen Tode mußten jedoch die Schweizer Oesterreichs Oberherrschaft wieder anerkennen, aber schon Heinrich VII. bestätigte abermals die Freiheitsprivilegien und dehnte die Reichsunmittelbarkeit auch auf Unterwalden aus. Der Ueberfall des Klosters Einsiedeln, das (mit seinem wunderthätigen Gnadenbilde) unter Oesterreichs Schirmvogtei stand, rief Leopold herbei. Die Eidgenossen rüsteten, verschanzten sich auf den Höhen, sperrten ihre Thalengen und wälzten auf die am 15. Nov. 1315 in den Engpaß bei Morgarten einrückenden Reiter Felsstücke, rollten Baumstämme herbei und benutzten die Verwirrung zum Ueberfall. Die Niederlage Leopold's war vollständig, der Krieg mit Baiern ließ die Fortsetzung des Kampfes mit den Schweizern nicht zu und so schloß 1318 Leopold einen Waffenstillstand, nach welchem er die Einkünfte erhielt, aber auf die gräflichen Rechte tacite verzichtete. Damit hatte ein fast sechzigjähriger Kampf sein Ende, die Schweiz den Beginn ihrer freistaatlichen Existenz gefunden. (Die Tellmythe drängt den langwierigen Kampf in einen Moment zusammen und stellt die sagenhafte Tellfigur in die Mitte.) Lange wogte der Kampf um die Kaiserkrone ohne Entscheidung hin und her, Baiern hatte eine ausgiebige Unterstützung an König Johann von Luxemburg, aber Friedrich zeitweise auch eine solche durch böhmische Magnaten, die, in offener Rebellion gegen den König, dessen Feinden Hülfe brachten; auch andere Genossen fanden die österreichischen Herzoge, so den neuen Erzbischof von Mainz (1320). Leopold sammelte in Schwaben ein Heer, Friedrich entbot den Adel von Oesterreich und Steiermark, bekam Hülfe von Karl Robert von Ungarn, von den Bischöfen von Salzburg und Passau. Am 21. Sept. 1322 schlug Friedrich sein Lager bei Mühldorf auf und erwartete das Anrücken seines Bruders Leopold. Die Boten, welche die Vereinigung feststellen sollten, wurden von bairischen Mönchen in der Nähe des Klosters Fürstenfeld zurückgehalten; Leopold stand einige Tagemärsche fern, als Ludwig seinen Gegner Friedrich überfiel und ihn zur Schlacht zwang (am 28. Sept. 1322). Die Entscheidung brachte der Böhmenkönig Johann. Friedrich und Heinrich thaten Wunder der Tapferkeit, wurden aber endlich geschlagen und gefangen. Leopold führte jetzt mit Schwaben Verhandlungen für die Befreiung seines Bruders; als diese erfolglos blieben, erneuerte Leopold den Kampf, knüpfte Beziehungen zum König von Frankreich an, die allerdings die Sache der Habsburger zu fördern nicht geeignet waren. Als aber Ludwig der Baier in Conflict mit dem Papste Johann XXII. gerieth, hatte ein Waffenstillstand 1323 dem Kampfe vorläufig ein Ende gemacht; aber die Forderungen Ludwig's, der selbst nach Rückfendung der Reichsinsignien Friedrich nicht freigab, erregten einen wahren Haß Leopold's gegen den arglistigen und tückischen Gegner und er verpflichtete sich völlig für die Wahl Karl's (IV.) aus dem Hause Luxemburg, wogegen dieser ihm zum Kriege mit Ludwig Subsidien versprach. Das Absetzungsdecret des Papstes that seine Wirkung. Ludwig rückte

jetzt gegen Burgau und belagerte es, aber Leopold kam mit elsässischer und schwäbischer Kriegsmacht zum Entsatz und Ludwig hob die Belagerung auf, entwich noch in der Nacht vor Leopold's Ankunft (Januar 1325). Dadurch war Ludwig's Ansehen sehr gesunken, die rheinischen Erzbischöfe, der Bischof von Würzburg fielen jetzt vom Kaiser ab, verbanden sich mit Leopold. Der Kaiser Ludwig sah sich jetzt genöthigt, dem gefangenen Friedrich die Freiheit und Aussöhnung anzubieten. Nach dritthalbjähriger Haft schloß Friedrich jetzt am 13. März 1325 den Trausnitzer Vertrag ab, in welchem er allen Ansprüchen auf die deutsche Krone entsagen, Ludwig als deutschen König anerkennen, die Reichsgüter zurückstellen, gegen den Papst sich kehren und Ludwig jederzeit helfen, endlich seine Tochter Elisabeth mit Ludwig's Sohne Stephan vermählen sollte. Friedrich hatte, getrieben von seiner Sehnsucht nach Freiheit, im Kerker in Unkenntniß über die schlechte Lage des Kaisers und über die sehr günstige seines Hauses, den Vertrag unterzeichnet. Leopold aber nahm diesen Vertrag nicht an und wurde darin von Papste bestärkt, der in einem Schreiben an Friedrich diesen aller seiner Zusagen an den mit dem Bannfluche belegten und abgesetzten Kaiser entband und ihn von dem Versprechen löste, in die Gefangenschaft zurückzukehren. Aber Friedrich hielt sein Ritterwort und stellte sich in München als Gefangener. Dort schlossen Friedrich und Ludwig am 5. Sept. 1325 einen neuen Vertrag, in welchem sie eine gemeinsame Regierung zu führen festsetzten, aber beide Könige hatten keinen Halt. Da der Papst unversöhnlich war und auch Leopold von Oesterreich diesen geheimen) Vertrag nicht anerkannte, so schloß Ludwig mit seinem alten Jugendfreunde Friedrich am 7. Jan. 1326 in Ulm einen neuen, nach welchem Ludwig ganz verzichten wollte. Dadurch kam er Leopold etwas näher, doch wurde dieser am 28. Jan. 1326 vom Tode ereilt. Ludwig ist jetzt aller Zusagen enthoben. In Oesterreich war der Tod Leopold's, dieses starken Armes der Habsburger, nicht minder fühlbar, ein Kampf mit Ungarn und Böhmen bedrohte Oesterreich, kurz nach der Beendigung desselben starb Friedrich (am 13. Jan. 1330). Im Frieden zu Hagenau (am 6. Aug. 1330) erhielt Kaiser Ludwig von den österreichischen Herzogen die Anerkennung. Albrecht II., der Lahme oder der Weise zubenannt, und Otto der Fröhliche stärkten die Hausmacht durch die Erwerbung Kärntens und Krains (1335), ohne der Kaiserkrone nachzujagen, in Freundschaft mit den luxemburgischen Kaisern.

Literatur: Dahlmann und Waitz, «Quellenkunde der deutschen Geschichte» (1875); W. Wattenbach, «Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter», fortgesetzt von Ottokar Lorenz; Böhmer, «Additamentum secundum ad Regesta imperii» (S. 509—519); J. E. Kopp, «Geschichte der eidgenössischen Bünde» (4. und 5. Bd.).

2) Leopold III., Herzog von Oesterreich, Steiermark und Kärnten 1351—86, war der vierte Sohn des Herzogs Albrecht II. (der Weise, auch der Lahme zubenannt) und der Johanna Gräfin von Pfirt, geboren 1351. Mit 7 Jahren verlor er seinen Vater und wuchs unter Vormundschaft seines ältesten Bruders, des Herzogs Rudolf IV. («des Stifters») heran, der Oesterreich eine «privilegirte» Stellung im Reiche verschaffte, Tirol erwarb und wie mit Ungarn so auch mit dem böhmischen Königshause (der Luxemburger) eine Erbeinigung schloß, welche für die Zukunft von entscheidender Bedeutung sein sollte, endlich durch die Gründung der wiener Universität (1365) und den Bau des Domes von St.-Stephan Wien zum Mittelpunkte des deutschen Geistes- und Kunstlebens zu machen suchte. Albrecht II. hatte in seiner testamentarischen Hausordnung verfügt, daß «der Aelteste wie der Jüngste und der Jüngste wie der Aelteste» sein sollte, aber der Aelteste hatte thatsächlich die Hausmacht, führte die Regierung unabhängig von den jüngern Brüdern, sicherte sich außerdem seine Vorrechte durch Verträge. Nach dem Familienpacte vom 18. Nov. 1364 sollten alle Besitzungen künftig allen gemeinsam gehören, ungetheilt verbleiben. Der Aelteste sollte die Vertretung des Hauses nach außen haben, belehnen und belehnt werden, Steuern ausheben, die Schatzkammer wahren, die Hofhaltung führen, Räthe ernennen, Rechte verleihen. Diesem Pacte stimmte auch Leopold zu, dadurch wurde in der That die dynastische Macht der Habsburger vor Zersplitterung bewahrt und fester als die aller anderen Reichsgeschlechter. Nicht lange erfreute sich Rudolf der Stifter dieser Vortheile; er starb am 27. Juli 1365. Ihm folgte Albrecht (III.), sein Bruder, und dieser gab dem jüngern Leopold die Verwaltung der Vorlande und des neu erworbenen Tirols. Leopold führte eine Reihe von meist unglücklichen Kriegen. Im J. 1368 hatte er einen neuen Versuch Baierns abzuwehren, Tirol zu Baiern zu bringen. Ein bairisches Heer drang ein, überschwemmte das Innthal — nur Hall und Innsbruck vertheidigten sich — ein Theil drang auch durch das Wipsthal, eroberte einzelne befestigte Schlösser, nahm Sterzing und stand schon jenseit des Brenners, als der Bischof Johann von Brixen ihren Fortschritten ein Ziel setzte. Nun kam Herzog Leopold eiligst durch das Pusterthal, vereinigte sich mit den Truppen des Bischofs und sie drängten die Baiern aus Tirol heraus. Im folgenden Jahre (1369) wurde zu Schärding ein Friede geschlossen, worin Baiern auf Tirol verzichtete. Sofort wandte sich Leopold gegen den Grafen von Mömpelgard im Schwabenlande und sicherte für die Zukunft Oesterreichs Herrschaft. Venedig hatte seit einigen Jahren auf dem Festlande Fuß gefaßt und sofort auch den Bestrebungen der Habsburger, die Zugänge zu Italien zu gewinnen, entgegengearbeitet. Diese schlossen mit Francesco von Carrara, dem Herrn von Padua, ein Bündniß gegen Venedig und 1376 kam es zum Kriege. Dabei versäumte Leopold nicht, den ältern, regierenden Bruder, Albrecht (III.), durch fortgesetzte Bitten und auch Drohungen zu einer für ihn, den jüngern Bruder, günstigen Abänderung des Vertrages zu vermögen, wonach er einen großen Theil der Einkünfte, endlich bei einer Theilung der Länder (am 25. Sept. 1379) die Marken Steier, Kärnten, Tirol, Krain, die Vorlande und Feltre und Belluno erhielt,

sodaß Albrecht nur Nieder- und Oberösterreich behielt. Dazu gewann er durch seine Betheiligung an einem gegen Venedig gerichteten Bunde 1381 auch Treviso, verlobte seinen Sohn Wilhelm mit Hedwig, König Ludwig's von Ungarn Tochter. Aber bald ging Treviso an Carrara, dem Leopold den Rücken gekehrt, verloren, auch Feltre und Belluno, das er in Geldnöthen verpfändete. Im Südwesten, wo Leopold durch die vorarlbergischen Erwerbungen der bedenkliche Nachbar der schwäbischen Städte geworden war, regte sich immer bedrohlicher ein ihm feindlicher Geist. Der schwäbische Städtebund, der wiederum an den rheinischen und fränkischen Städten Anhalt und Verstärkung fand, trat Leopold's Vergrößerungsplänen energisch entgegen und suchte die Verbindung mit den schweizerischen Eidgenossen, die ja auch Leopold's Vater Albrecht II. den Weisen (Lahmen) bekriegt hatten und diesen Krieg gegen das habsburgische Haus jetzt wieder aufnahmen. Sie überfielen die österreichischen Grenzfestungen und so brach 1386 der Krieg mit den Schweizern von neuem aus. An der Spitze einer herrlichen Reiterschar zog Leopold von Bruck nach Luzern. Am 9. Juli stieß er unvermuthet bei Sempach auf 1500 Mann, die ihn aus dem Hinterhalt überfielen und seinen geharnischten Reitern, die bei der Julihitze einen schweren Kampf fochten, arg zusetzten. Ihre Reihen wurden durchbrochen und sie allesammt erschlagen («gar vil grafen und frehen, ritter und knecht, der was namhaftig und wohlgeboren u. s. w.»). Auch Leopold blieb auf dem Platze und endete unter den Streichen der Eidgenossen. — Am 9. April 1388 erlitten die Oesterreicher die zweite Niederlage bei Näfels und am 1. April 1389 wurde der siebenjährige Friede mit den Schweizern geschlossen. Die Periode Leopold's umschließt ein wichtiges Kapitel in der Geschichte der österreichischen Hausmacht. Es ward erworben: Tirol, die Herrschaft Bludenz (Vorarlberg), 1368 die ehemals zähringische Freiburg (Breisgau) und die Landgrafschaft Breisgau, 1373 das Valsugana, die Windische Mark, das istrische Küstenland und die Grafschaft Görz 1374, der Bregenzerwald und Feldkirch (Vorarlberg) 1376, die Grafschaft Hohenberg mit der Landvogtei in Ober- und Niederschwaben, dann die Seestadt Triest 1382, die sich von Venedig (s. oben) während des Krieges losgerissen und sich freiwillig unter Leopold's Herrschaft begab. — Leopold hinterließ aus der Ehe mit Viridis, Tochter des Bernabò Visconti von Mailand, drei Töchter und vier Söhne (Wilhelm, Leopold IV. [geboren 1371, gestorben am 3. Juni 1411], Ernst und Friedrich).

Vgl. J. Egger, «Geschichte Herzog Leopold's III. von Oesterreich» (1869). Ueber die Sempacher Schlacht und den Tod Leopold's III. O. Lorenz: «Leopold III. und die Schweizerbünde» (Wien 1860). Dagegen von Liebenau: «Arnold Winkelried» (1862); Rauchenstein, «Ueber Winkelried's That» (1861); Waitz, «Die Polemik über Wahrheit oder Legende der Winkelried-That»; dann Sybel's «Hist. Zeitschr.», Bd. 8, S. 435.

3) Leopold V., Erzherzog von Oesterreich, Bischof von Passau und Straßburg, Gubernator, dann Landesfürst von Tirol 1586—1632. Er war der zweite Sohn des Erzherzogs Karl von Steiermark, der die Jesuiten ins Land rief, das protestantische Land zu katholisiren begann, die Universität Graz ad propagandam fidem gründete, und Bruder Königs Ferdinand's von Ungarn und Böhmen, der nach Kaiser Matthias' Tode als Kaiser Ferdinand II. der Träger der Idee der Gegenreformation gewesen. Leopold war geboren am 9. Oct. 1586, für die Kirche bestimmt und erhielt in Judenburg und Graz seine Ausbildung durch die Jesuiten, welche seine seltenen Talente und seine Lernbegierde pflegten. Schon 1598 erlangte er durch die Verwendung Kaiser Rudolf's II. bei Papst Clemens VIII. das Bisthum Passau, obwol eine Partei des Domkapitels sich für den bairischen Prinzen erklärt hatte. Im J. 1599 wurde Leopold auch Coadjutor des Bisthums Straßburg, erhielt später auch noch das Bisthum selbst und die Verwaltung der Stifte Murbach und Lüders. Ein eifriger Anhänger Kaiser Rudolf's II. wurde Leopold mit der Verwaltung der jülich-cleveschen Lande, die wegen Occupation von Seiten der erbansprechenden Fürsten von Brandenburg und Pfalz-Neuburg sequestrirt wurden, beauftragt und knüpfte mit der katholischen Liga (1609) das Bündniß fest. Durch den Willstädter Frieden (10. Aug. 1610) wurde er des Amtes im Rheinlande enthoben. Im «Bruderzwiste» — zwischen Rudolf und Matthias — stand Leopold fest zum verlassenen Kaiser, der Böhmen und Ungarn seinem Lieblinge Leopold zuzuwenden gedachte. Als Rudolf gestorben war, zog sich Leopold vom Hofe zurück und widmete sich ganz der Verwaltung seiner Bisthümer, ein eifriger Vertreter der katholischen Sache, streng in der Kirchenzucht. Der Tod Maximilian's (III.), des Erzherzog-Deutschmeisters, eröffnete Leopold einen neuen Wirkungskreis. König Ferdinand, der Thronfolger, wirkte bei Matthias auf völlige Aussöhnung mit Leopold hin, und bestimmte ihn, ihm die Verwaltung Tirols und der Vorlande zu übergeben (im März 1619 trat Leopold das Amt des Gubernators von Tirol an). Die Lage des österreichischen Fürstenhauses war zu jener Zeit sehr schlimm. Der Aufruhr hatte Böhmen, Mähren, Schlesien und Oesterreich ergriffen; es war dies der Beginn des Dreißigjährigen Kriegs. Tirol war von den Bünden bedroht und dort bedurfte es eines energischen Mannes, als welcher sich Leopold erwies, der sofort mit großen Geldforderungen an den Landtag herantrat und in diesen vielfachen und langwierigen Verhandlungen mit den Ständen ebensoviel Klugheit als Zähigkeit an den Tag legte. Als Matthias gestorben war (20. März 1619), steigerten sich die Wirren in Oesterreich, je verhaßter den Reformirten der neue Herrscher Ferdinand II. war. Leopold stand dem Bruder nach Kräften bei. Während der Abwesenheit des Kaisers im Reiche führte Leopold mit kräftiger Hand die Verwaltung des Stammlandes Oesterreich, und heimgekehrt nöthigte er den tirolischen Ständen neuerdings beträchtliche Geldhülfe für den Kaiser ab. Inzwischen kamen die Gefahren für Tirol selbst immer näher durch den Aufruhr und die Parteiungen in Graubünden, die zum

Religions- und Bürgerkriege daselbst führten (das Blutbad im Veltlin), in welchen auch Leopold eingriff. Sein Kriegsvolk zog über die Grenze in das Münsterthal und besetzte dieses, bald aber gelang den Bündnern die Rückeroberung des Veltlin, im J. 1621 überfielen sie Taras und streiften ins Münsterthal, aber die Siege des Kaisers und der Liga gaben Leopold neue Kraft und auch den Ständen gegenüber trat Leopold jetzt viel kräftiger auf. Auf dem Imster Congreß verhandelte er mit Graubünden, aber die Unterhandlung blieb fruchtlos. Die Bündner griffen noch während der Verhandlungen zu den Waffen und unternahmen einen Zug, um die Spanier aus dem Veltlin zu vertreiben. Oesterreicher und Spanier griffen die Bünde von drei Seiten an, sie unterwarfen das Unter- und Ober-Engadin und besetzten das Land. Die Kriegsgerichte wütheten und begannen schon die Gegenreformation — da beeilten sich die Bünde, mit Spanien (als Besitzer der Lombardei) und Oesterreich Frieden zu schließen. Die Bünde verzichteten auf Veltlin und Worms, Leopold erhielt das Recht, in Chur und Maienfeld eine Besatzung zu halten (Doppelvertrag vom 25. Febr. 1622). Die Prättigauer waren jetzt ganz und gar der Willkür des Siegers preisgegeben. Baldironi verbot den evangelischen Cultus, die Prädicanten flohen, Mönche kamen ins Land und nahmen Kirchen und Klöster in Besitz (10 Religionsartikel). Die Prättigauer aber erhoben sich (1622) begeistert für ihren Glauben, bemächtigten sich Maienfelds, vertrieben die österreichischen Besatzungen, zwangen Chur zur Capitulation. Bis nach Martinsbruck (an die heutige Grenze) rückten die Prättigauer und kämpften bei Nauders mit den Tirolern. Auch ins Montavoner Thal waren Bündner siegreich eingedrungen. Leopold kam von Straßburg nach Vorarlberg und leitete von Feldkirch die Operationen, zog Truppen zusammen und rüstete zu einem Rachezug in das Bündnerland. Inzwischen waren die Bündner unter sich uneinig geworden, sodaß sie einen energischen Widerstand zu leisten nicht vermochten. Am 22. Oct. 1622 gelobten die Unterengadiner Frieden zu halten, Oesterreich als natürlichem Erbherrn zu huldigen und der katholischen Kirche freie Ausübung zu gewähren. Aber nicht lange und die Bündner traten mit Frankreich ins Einvernehmen (Pariser Vertrag vom 17. Febr. 1623), unter dessen Schutze fielen die Prättigauer wieder von Oesterreich ab, die Franzosen vertrieben die Spanier aus dem Veltlin, dieses und das Bündnerland waren nun für die beiden Linien Habsburgs verloren. Der Ehrgeiz ließ den Bischof von Straßburg und Passau nicht ruhen. Auf dem Fürstentage zu Regensburg (1622—23) brachte er die Frage der Erbtheilung in Anregung. Das gab Schwierigkeiten, lange Verhandlungen, in deren Verlaufe der Erzherzog-Bischof wiederholt Miene machte, sich über den Kaiser hinweg mit andern Mächten zu verständigen, sodaß der Kaiser Ferdinand II. sich genöthigt sah, im Concordat vom 15. Nov. 1623 Leopold zwei Drittheile der ober- und vorderösterreichischen Länder als Eigenthum mit dem Erbrecht für seine Nachkommen (!!), das letzte Drittel als Administrationsgut mit lebenslänglichem Genusse, zu bewilligen. Der Tod eines andern Bruder, Karl's, erleichterte Leopold seine Stellung und so ward im J. 1625 eine neue Erbtheilung zu seinen Gunsten gemacht. Leopold wird Landesfürst in Tirol und nimmt den langgehegten Plan, sich weltlich zu machen, zu heirathen und ein Geschlecht zu begründen, in Ausführung. Er resignirte auf seine geistlichen Aemter und Würden, hält Umschau nach einer Gemahlin, zieht nach Italien, erwirbt von Urban VIII. den Dispens, kehrt in Florenz ein, wo er bereits um die Hand der Claudia von Medici werben ließ. Im April 1626 kam die Braut nach Innsbruck und vermählte sich dort dem jetzt als Landesfürsten daselbst residirenden Leopold. — Der Dreißigjährige Krieg warf seine Wogen auch ins tiroler Land, das unter den Durchzügen der kaiserlichen und der spanischen Heere entsetzlich litt, in den «Mantuanischen Krieg» wol nicht verwickelt wurde, doch fortwährend in «Defension» verharren mußte. Das Vorrücken Gustav Adolf's in Baiern bis knapp an die tiroler Grenze veranlaßte den Kaiser, vom Lande Tirol Unterstützung für die kaiserliche und die katholische Sache zu verlangen, und Leopold vertrat diese Ansprüche dem Landtage gegenüber mit einer außerordentlichen Zähigkeit. — In der innern Verwaltung wird seine Freigebigkeit für Kirche und Schule in Tirol, im Breisgau und im Elsaß seine Prachtliebe, seine Förderung der Künste von Zeitgenossen vielfach hervorgehoben. Der Wohlstand Tirols hat unter seiner Verwaltung und noch mehr unter derjenigen seiner Witwe Claudia erheblich gelitten. Kurze Zeit nachdem Leopold die Ehrenberger Klause gegen Bernhard von Weimar in Vertheidigungsstand gesetzt und behauptet hatte, starb er am 13. Sept. 1632. Er hinterließ fünf Kinder, davon zwei Söhne, Ferdinand Karl (gest. 1662) und Siegmund Franz (gest. 1665).

Vgl. Khevenhüller's «Annales», I, 89 fg. und 7; Hurter, «Geschichte Kaiser Ferdinand's II.», Bd. 1—9; M. Ritter, «Briefe und Actenstücke zur Geschichte des Dreißigjährigen Krieges», herausgegeben von der königl. Akademie in München (1870—77); Egger, «Geschichte Tirols», Bd. 2 (1873).

4) Leopold Wilhelm, Erzherzog von Oesterreich, Sohn Kaiser Ferdinand's II., geboren am 6. Jan. 1614 in Graz. Von seinem frommen bigotten Vater ursprünglich für den Dienst der Kirche bestimmt, erwarb er nach dem Austritt seines Oheims aus dem geistlichen Stande (vgl. den vorhergehenden Leopold) die Bisthümer Passau und Straßburg (1625), später das Bisthum Olmütz (1637) und endlich (1655) das breslauer Bisthum. Er bezog lediglich die Einkünfte dieser Diöcesen, kümmerte sich wenig um die Verwaltung derselben, noch weniger um den Seelsorgedienst, ging vielmehr zur Armee und betheiligte sich an den Kämpfen des Dreißigjährigen Krieges, stand 1639—40 den Schweden unter Banér in Böhmen gegenüber, folgte denselben nach Deutschland, durchstreifte dann mit seinem Corps den Thüringer Wald, rückte später in Hessen ein und vereinigte sich 1641 mit dem Corps der bairischen Liga bei Ingolstadt, das ebenso wie Regensburg von Banér hart bedrängt war. Siegreich war ihr Vorgehen, und so zogen sie nach manchen

Vortheilen in den Norden Deutschlands und concentrirten sich in Braunschweig, wo es am 19. Mai 1641 (bei Wolfenbüttel) zur blutigen Entscheidung kam. Schweden und Franzosen blieben Sieger, trotzdem behaupteten sich die Ligisten und Kaiserlichen im Hannoverschen, bis Leopold nach Torstenson's siegreichem Vordringen in den kaiserlichen Erblanden (Schlesien, Mähren) beauftragt wurde, in das mittlere Deutschland hinabzuziehen und dort den Kampf mit den Schweden aufzunehmen. Bei Leipzig (2. Nov. 1642) trafen die beiden Heere aufeinander und Torstenson gewann den vollständigsten Sieg über Leopold und Piccolomini. Der allgemeine Unwille richtete sich gegen Leopold, der sich auf seinen bischöflichen Stuhl von Passau zurückzog und nun einige Jahre dem Kriegsdienste fern blieb. Andere Einflüsse am wiener Hofe waren unter Ferdinand III. zur Geltung gekommen, andere Führer, nicht etwa glücklicher, traten an die Spitze der Kaiserlichen, die in Böhmen geschlagen, dem schwedischen Feinde den Weg nach Wien öffneten, das durch Georg Rakoczy's Vordringen gleichzeitig von anderer Seite bedrängt erschien. Nach Richelieu's Tode betheiligten sich die Franzosen noch energischer am Kriege. Die Noth des Kaisers war 1645 aufs höchste gestiegen, die Friedensunterhandlungen in Osnabrück versprachen keinerlei Resultat — da berief Kaiser Ferdinand III. den Bischof Leopold zur Leitung des Commandos und gab ihm Hatzfeld zur Seite (1646), aber sein Erfolg am Main war ein geringer und Ende 1646 legte Leopold das Commando nieder. Sein ruheloser Ehrgeiz gestattete ihm nicht, in Frieden auf seinem Stuhle zu verharren und seines apostolischen Amtes zu walten. Nach mannichfachen Verhandlungen mit dem Hofe in Madrid geht Leopold (1647) nach Belgien, um als Vertrauensmann beider habsburgischen Linien als Statthalter Spaniens zunächst den Kampf mit den Franzosen zu beendigen. Mit dem Herzog von Lothringen vereint, lieferte er den Franzosen eine Reihe von Gefechten (Armentières, Landrecy u. s. w.), fiel über die Grenze in Frankreich ein, mußte sich jedoch wieder zurückziehen und begnügte sich mit der Behauptung einiger, früher von Frankreich besetzter, jetzt mit einigen glücklichen Handstreichen gewonnener fester Plätze. Die unglückliche Schlacht bei Lens (20. Aug. 1648) hatte den Verlust einer Reihe wichtiger Plätze im Gefolge. Wohl gewann Leopold Ypern wieder, nahm La Chapelle und St.-Venant, drang in die Champagne ein und 1650—53 fielen wichtige Grenzorte in seine Hände, vergeblich belagerte er (1654) Arras. Bald darauf trat er von dem Amte des Statthalters der spanischen Niederlande zurück und kehrte zunächst nach Wien zurück, wo er sich mit der Verwaltung der Angelegenheiten seiner Bisthümer beschäftigte. Im Deutschen Reiche zählte er mehrere Fürsten zu seinen Anhängern und Freunden, die ihn nach des Kaisers Tode als Candidaten aufstellten. Doch hatte er nicht viele Aussichten, bei der Wahl durchzudringen und betrieb die Sache auch vielleicht nicht ernst genug. Sein Neffe bestieg als Leopold I. am 22. Febr. 1658 den Kaiserthron. Leopold verlebte die letzten Jahre seines Lebens fern von politischen Geschäften und dem Kriegsleben, ein eifriger Sammler und Kunstfreund, der auch den Grund zu der kaiserlichen Bildergalerie in Wien (später im Belvedere untergebracht), legte. Er starb am 20. Nov. 1662.

Vgl. Avancini, «Leop. Guglielmi Archiducis Austriae, principis bello et pace inclyti virtutes et gesta» (Antwerpen 1665). *(H. M. Richter.)*

LEOPOLD (Karl Gustaf af), schwedischer Dichter, wurde am 23. Nov. 1756 in Stockholm geboren. Vorgebildet auf den Gymnasien zu Norrköping und Söderköping, studirte er seit 1773 zuerst an der Universität zu Upsala, dann zu Greifswald, wo er zum Doctor der Philosophie promovirte. Nachdem er von 1782 bis 1784 als Rathsbibliothekar zu Stralsund fungirt hatte, kehrte er nach Upsala zurück, wo er eine Anstellung bei der Liden'schen Bibliothek fand und ihm bald Veranlassung geboten wurde, in angenehme Verhältnisse einzutreten. Als König Gustav III. den Wunsch äußerte, sein Drama «Helmfeld» in eine Oper umgestaltet zu sehen, unterzog sich Leopold dieser Bearbeitung und führte sie zur größten Befriedigung des Königs aus. Dadurch kam er seit 1786 in dessen nähere Umgebung. Er wurde Mitglied der neuerrichteten Schwedischen Akademie, 1787 Bibliothekar zu Drottningholm und 1789 zum Secretär des Königs ernannt, als welcher er denselben 1790 auch nach Finland begleitete. Nach Gustav's III. Ermordung war er unter der vormundschaftlichen Regierung verschiedenen Anfechtungen ausgesetzt und wurde, jakobinischer Grundsätze verdächtigt, selbst vor Gericht gestellt. Obschon die Untersuchung mit seiner Freisprechung endete, fand Leopold es dennoch für gerathen, sich nach Linköping zurückzuziehen, wo er auch blieb, bis ihn der junge König Gustav IV. Adolf zum Kanzleirath erhob. Nach der Revolution von 1809 und der Entthronung des Königs erhielt Leopold das Adelsdiplom und wurde im J. 1818 zum titulären Staatssecretär ernannt. Doch alle diese Auszeichnungen konnten ihm keinen Trost für schwere häusliche Leiden gewähren. Seine Gattin verfiel in Schwermuth, die in völlige Apathie überging. Auch er wurde von dieser Krankheit befallen, und seit 1822 völlig erblindet, starb er am 9. Nov. 1829 zu Stockholm.

Leopold hat sich, mit Ausnahme des Epos, fast in allen Dichtungsarten versucht. Als Dichter huldigte er der altclassisch-französischen Form und war der Hauptvertreter dieser Geschmacksrichtung in der schwedischen Literatur. Er übte einen großen Einfluß auf die literarischen Verhältnisse Schwedens theils als Kritiker, theils auch als Freund und Berather einer jüngern Generation von Dichtern. Von seinen Trauerspielen wurden am bekanntesten «Oden eller Asarnes invandring» (1790) und «Virginia» (1799), die lange in großem Ansehen standen. Von seinen «Samlade skrifter» erschienen Bd. 1—3 zu Stockholm 1800—2; 2. Aufl. 1814—16; Bd. 4—6, daselbst 1831—33. Eine neue Ausgabe der poetischen Schriften hat C. R. Nyblom besorgt (1873). Außer der Biographie Leopold's von Enberg im 4. Bde. der «Gesammelten Schriften» findet

sich eine solche von Beskow in «Svenska Academiens Handlingar» (35. Bd.) *(W. Cramer.)*

LEOPOLDSORDEN ist der Name zweier Verdienstorden.

1) Der belgische Leopoldsorden wurde von König Leopold I. am 11. Juli 1832 gestiftet und durch Gesetz vom 16. Mai 1839 in seinen Statuten etwas verändert. Die Verwaltung desselben ist durch königlichen Beschluß vom 8. Nov. 1832 dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten überwiesen worden. Der König ist der Großmeister des ursprünglich in vier, seit 1839 in fünf Klassen (Großkreuze, Großoffiziere, Commandeure, Offiziere und Ritter) eingetheilten Ordens. Die Devise ist «L'union fait la force», und die Decoration besteht in einem weiß emaillirten Kreuze, dessen Arme durch einen Eichen- und Lorbeerkranz miteinander verbunden sind; auf der Vorderseite befindet sich in der Mitte ein schwarz emaillirter runder Schild mit einem von zwei schmalen goldenen Kreisen umgebenen rothen Rande, darin die durch zwei L und zwei R (Leopoldus Rex) bezeichnete königliche Namenschiffre; auf der Kehrseite im schwarzen Schilde der gekrönte goldene Löwe als Wappen des Königreichs und darum in Goldschrift die Ordensdevise. Ueber dem Ordenskreuze befindet sich eine Königskrone. Das Ordensband ist ponceauroth und gewässert. Die verschiedenen Klassen des Ordens unterscheiden sich durch verschiedene Größe der Decoration und die Breite des Bandes. Die Militärdecoration hat noch zwei die Krone des Ordenskreuzes tragende Schwerter.

Die Unterscheidungszeichen für die verschiedenen Ordensklassen sind: die Großkreuze tragen auf der linken Seite des Kleides einen gestickten silbernen Stern von acht Strahlen, in dessen Mittelpunkte der Schild mit dem Löwen und der Devise sich befindet, und außerdem noch gleichzeitig das Ordenskleinod an einem 11 Centimeter breiten Bande über der rechten Schulter nach der linken Hüfte herabhängend. Die Großoffiziere tragen einen größeren Stern; die Commandeure eine kleinere Ordensdecoration um den Hals, die Offiziere am Bande mit Rosette im Knopfloche (bei diesen vier ersten Klassen ist die Decoration von Gold, bei den Rittern von Silber) und die Ritter ohne Rosette im Knopfloche. Die Großkreuze tragen außerdem noch bei Ceremonien die Ordenskette; Großkreuze und Großoffiziere haben die Schwerter der Militärdecoration unter dem Schilde gekreuzt. Den Ordensinhabern werden je nach der Ordensklasse militärische Ehren erwiesen.

2) Der österreichische Leopoldsorden wurde von Kaiser Franz I. zum Andenken an seinen Vater Leopold II. am 8. Jan. 1808 gestiftet, und er vertheilte ihn zuerst am 8. Jan. 1809. Das Ordensfest ist laut den Statuten am ersten Sonntage nach dem Dreikönigsfest. Der Orden, dessen Großmeister stets der Kaiser ist, zerfällt in drei Klassen: Großkreuze, Commandeure und Ritter. Das achteckige, rothemaillirte Goldkreuz mit weißer Einfassung zeigt vorn im rothen Mittelschilde die verschlungenen Buchstaben F. I. A. (Franciscus Imperator Austriae), umgeben von den Worten «Integritati et merito» in einem um dasselbe laufenden weißen Reifen; auf der weißen Kehrseite in einem Eichenkranze das Motto des Kaisers Leopold II.: «Opes regum corda subditorum.» Ueber dem Kreuze schwebt die Kaiserkrone. Das Band ist roth mit weißer Einfassung.

Die Großkreuze tragen das breite Ordensband über die rechte Schulter nach der linken Hüfte hängend und auf der linken Brust einen achteckigen silbernen Stern, in dessen Mitte die Vorderseite des Ordenskreuzes enthalten ist. Bei Ordensfeierlichkeiten hängt das Ordenszeichen auf der Brust an einer goldenen Halskette, deren Glieder abwechselnd aus den verschlungenen Buchstaben F L mit der österreichischen Kaiserkrone darüber und einem Eichenkranz bestehen. Die Commandeure tragen ein kleineres Ordenskreuz an einem zwei Zoll breiten Bande um den Hals und die Ritter ein noch kleineres Kreuz an einem neun Linien breiten Bande auf der linken Brust im Knopfloche. Die Festkleidung ist nach den Farben des österreichischen Wappens roth und weiß und für alle Klassen gleich bis auf den Mantel von weißem Sammet, der bei den verschiedenen Klassen durch größere Weite und Länge, breitere Stickerei und durch einen Besatz von weißem, hermelinartigem Seidenvelpel sich unterscheidet. Rock, Beinkleider, Schuhe und Barett sind von rothem Sammt. Der Rock ist vom Halse bis an den Schluß des Oberleibes zugehakt, hat einen einfachen stehenden Kragen, ist weiß gefüttert und auf allen Kanten mit einem vier Zoll breiten fortlaufenden goldenen Eichenzweige gestickt. Die Strümpfe sind ebenfalls roth; auf den Schuhen liegen statt der Schnallen Rosen von Goldspitzen. Eine weiße seidene, mit goldenen Bouillonfransen reich besetzte Binde umgürtet den Leib. Ihre Enden hängen über das mit Goldbronze verzierte, gerade Schwert, dessen Griff und Querstange ein Kreuz bilden. Auf der einen Seite des Schwertknopfes stehen die Buchstaben F. I. A., auf der anderen das Jahr der Stiftung des Ordens. Die Scheide ist mit rothem Sammet bezogen. Das dreifach mit goldenen Schnüren umwundene Barett zieren weiße Federn. Ein mit goldenen Spitzen besetzter, vier Zoll überfallender Batistkragen und weiße lederne Stulphandschuhe mit goldenen Fransen vervollständigen die Ordenskleidung.

Die Ordensbeamten, welche das Ordenskreuz in einer größeren goldenen Medaille eingeschlossen tragen, sind ein Ordensprälat, ein Ordenskanzler, ein Schatzmeister, ein Greffier, ein Herold und ein Kanzlist. Die Aufnahme in den Orden findet feierlich statt und hat der Aufzunehmende durch einen Eid seine Hingabe für das Kaiserhaus von neuem zu bekräftigen. Mit dem Großkreuze ist die wirkliche Geheimrathswürde verbunden, mit dem Commandeurkreuz der Freiherrnstand, mit dem Ritterkreuze der erbliche Ritterstand, taxfrei auf eventuell zu stellendes Gesuch. Die Großkreuze werden bei der Aufnahme vom Großmeister als «Unser Vetter» angeredet.

Durch Circularverordnung vom 12. März 1860 wurde für die vor dem Feinde erworbenen Decorationen

des Leopoldsordens festgesetzt, daß unter der Krone ein aufwärts stehender halber Lorbeerkranz zu tragen sei, dessen verschiedene Größe der der verschiedenen Ordensklassen entspräche. *(J. Kindler v. Knobloch.)*

LEOPOLDSTADT (magyar. Lipótvár), kleine Festung und Stadt im ungarischen Comitat Neutra, rechts an der Waag und an der Waagthalbahn, war ursprünglich eine in sumpfiger Gegend gelegene kleine Festung, welche unter Leopold I. im J. 1665 gegen die Türken erbaut wurde, nachdem diese die am Neutrafluß gelegene viel wichtigere Festung Neuhäusel (magyar. Ersek-Ujvár) erobert hatten. Leopoldstadt, mit 900 Einwohnern, hat niemals eine größere Bedeutung gehabt, gegenwärtig dient die kleine Feste als Staatsgefängniß. Am obern Thore siedelten sich die Tagelöhner und Handwerker an, welche bei dem Bau der Feste beschäftigt waren, und daraus entstand der kleine Ort Neustadt (magyar. Ujváros ka). Viel bedeutender ist der schräg gegenüber am linken Waagufer liegende Marktflecken Freistadtl (magyar. Galgócz), welcher ehemals ebenfalls befestigt war und in den Türkenkriegen häufig belagert wurde, mit 6600 größtentheils slawischen und deutschen Einwohnern. *(J. Hunfalvy.)*

LEOTIA, eine den Faltenmorcheln verwandte Pilzgattung mit fast kopfförmigem, im Mittelpunkt gestielten, auf der Außenfläche von einem fleischigen Fruchtlager bedeckten, am Rande zurückgerollten Hute. Das Fruchtlager besteht aus langen, achtsporigen Schläuchen mit Paraphysen.

Hierher gehören kleine, truppweise auf der Erde wachsende, fleischige oder gallertartige Pilze.

Es werden hiervon zwei Sectionen unterschieden, welche hin und wieder auch als besondere Gattungen betrachtet worden sind: 1) Hygiomitra *Fries* mit gallertartigem, am Rande unten angewachsenem Hute; 2) Cucullaria *Fries* mit fleischigem, am Rande freiem Hute. *(A. Garcke.)*

LEOTYCHIDES, Name eines spartanischen Königs aus dem Hause der Prokliden oder Eurypontiden. Ein Sohn des Menares, ist er nur durch eine Intrigue auf den Thron gekommen. Als nämlich im J. 491 v. Chr. der König Demaratos, des Leotychides Vetter, heimlich den Widerstand der Aegineten gegen die Forderung seines Amtsgenossen Kleomenes I., ihm ihre persisch gesinnten Führer zur Verwahrung in Sparta auszuliefern, unterstützt hatte, gedachte der letztere ihn zu stürzen. Er fand in Leotychides, damals dem Haupt der Nebenlinie der Prokliden, dabei einen eifrigen Gehülfen, weil Demaratos einst die Braut des Leotychides diesem mit Gewalt entrissen und selbst heimgeführt hatte. Jetzt erhob Leotychides die nachher (durch Bestechung der delphischen Pythia) mit Erfolg gekrönte Klage, Demaratos sei nicht der Sohn des Königs Ariston, für den er gelte, erhielt wirklich den Platz des Demaratos (den er nachher in wenig taktvoller Weise verhöhnte), und unterstützte nun den Kleomenes bei seinem Vorgehen gegen die Aegineten (vgl. *Herod.* VI, 65, 67, 71, 73; VIII, 131; *Pausan.* III, 4, 3 fg. und M. Duncker, «Geschichte des Alterthums», 5. Aufl., Bd. 7, S. 111 fg., 164). Als aber 487 v. Chr. Kleomenes I. seinen schrecklichen Untergang gefunden hatte und auf die rücksichtslose Politik dieses Mannes viel unerwünschtes Licht gefallen war, sollte auch Leotychides wieder beseitigt werden; er wurde an die Aegineten ausgeliefert, weil er seinerzeit ihre Geiseln an die Athener ausgeliefert hatte, um während des (Marathonischen) Perserkrieges die Insel zu zwingen, mit Athen Frieden zu halten. Indessen ließen die klugen Politiker auf Aegina den König — der sich umsonst bemühte, die Athener zu ungesäumter Freigebung der Geiseln zu bestimmen — bald wieder ungekränkt nach Sparta zurückkehren (*Herod.* VI, 85 fg.; Duncker a. a. O. S. 168 fg.).

Während des großen Perserkrieges des Xerxes fand dagegen Leotychides endlich die erwünschte Gelegenheit, sein Feldherrntalent und seine außerordentliche militärische Kühnheit glänzend an den Tag zu legen. Die Spartiaten stellten ihn im J. 479 v. Chr. an die Spitze der griechischen Flotte. Als er auf den Ruf der Samier mit diesen Streitkräften von der Insel Delos aus zu Anfang September nach der asiatischen Küste gesegelt war, wagte er mit seinen immerhin nur schwachen Landungstruppen, höchstens 10,000 Mann, die Landung am Strande unter dem Berge Mykale. Es ist seiner trefflichen Führung und der Tapferkeit der spartiatischen und athenischen Krieger seines Heeres gelungen, in derselben Zeit, wo in Böotien die siegreiche Schlacht bei Platää geschlagen wurde, das verschanzte Lager der Perser zu erstürmen und den asiatischen Truppen unter Tigranes und Mardontes (etwa 100,000 Mann) eine zerschmetternde Niederlage zu bereiten, bei welcher dann allerdings auch die zu ihm während des Kampfes übertretenden asiatischen Griechen vielfach mitwirkten (gegen Ende September 479 v. Chr.). Vgl. *Herod.* VIII, 131; IX, 90—92, 96, 98 fg.; *Diod.* XI, 34 fg.; *Thucyd.* I, 89; *Polyan.* I, 33; Duncker, Bd. 7, S. 359—365. Trotz seines jungen Ruhmes hat sich Leotychides in Sparta nicht lange zu behaupten vermocht. Er wurde noch einmal im J. 476 mit starker Macht, zunächst auf dem Seewege nach Pagasä, nach Thessalien geschickt, wo man die persisch gesinnten Aleuaden zu strafen und für Sparta eine starke Stellung in Nordgriechenland zu sichern gedachte. Die mit glänzendem Erfolge begonnene Unternehmung führte zuletzt doch zu keinem Ergebniß; wie es heißt, hatte Leotychides sich durch die Aleuaden erkaufen lassen, seine ersten Siege nicht weiter zu benutzen. Sicher ist nur, daß der König nach seiner Heimkehr (475 v. Chr.) vor Gericht gestellt werden sollte; da floh er nach Tegea. Die Spartiaten fanden ihn des Verraths schuldig und zerstörten sein Haus. Leotychides ist 469/468 zu Tegea gestorben, worauf dann sein Enkel Archidamos (des Königs Sohn erster Ehe, Zeuxidamos, des Archidamos Vater, war schon vor dem J. 491 gestorben) den Thron bestieg. Vgl. *Herod.* VI, 71, 72; *Plutarch.*, de Malign. Herodoti, 21; *Diod.* XI, 48; XII, 35; *Pausan.* III, 7, 8 und Duncker a. a. O., N. F., Bd. 1, S. 62—69.

Von andern Spartiaten dieses Namens sei nur noch der Sohn des Königs Agis II. und der Timäa erwähnt, der aber als durch den Athener Alkibiades mit der Königin im Ehebruche erzeugt galt, und deshalb nach des Agis Tode (400 v. Chr.) durch des letztern berühmten Stiefbruder Agesilaos von der Nachfolge verdrängt wurde. *Xen.* Hell. III, 3, 1 fg.; Ages. 1, 5; *Pausan.* III, 8, 7 fg.; *Plutarch.* Alcib. 23, 24; Lysand. 22; Agesil. 2 fg.; *Athen.* XII, p. 535 b.

(G. Hertzberg.)

LEOVIGILD, König der Westgothen in Spanien und Septimanien 569—586. In Bezug auf die Etymologie des Namens unseres Gothenfürsten leitete zuerst Hugo Grotius (s. dessen Prolegomena zur Ausgabe der «Hist. Gothor. Vandalor.», Paris 1605) den Namen vom lateinischen leo ab und übersetzte demnach Leovigild mit Löwenheld. Die neuere gothische Sprachforschung dagegen bringt den Namen mit dem gothischen liub, althochdeutsch lieb (carus), in Zusammenhang und übersetzt demgemäß Leovigild mit is qui carus habetur; der Name bedeutet wörtlich jemand, der als werth, lieb gilt, der für theuer angesehen wird. Der Name Leovigild bezeichnet im Grunde nur den verstärkten Namen «Liuwa» und läßt sich etwa mit Liebling oder mit Liebling des Volkes wiedergeben (vgl. Förstemann, «Altdeutsches Namenbuch», I, 842 fg., 847, und Pfahler, «Deutsche Alterthümer», S. 691). Welche von beiden Deutungen die richtige, ist streitig.

Leider steht nur eine Thatsache aus dem Vorleben dieses letzten westgothischen Königs arianischen Glaubens nach den verschiedensten Berichten der Zeitgenossen unumstößlich fest. Der Bruder Liuwa's war nämlich zweimal vermählt, und seine erste Ehe fällt in die Zeit vor seiner Erhebung; zur Zeit seines Regierungsantritts war die erste Gemahlin, die Mutter des «Martyrers» Hermenegild und Rekared's des Katholischen, des «zweiten Konstantin», nicht mehr am Leben. Die gewöhnliche Meinung geht nun dahin, diese erste Gemahlin des arianischen Monarchen sei eine Katholikin, Namens Theodosia, aus hochberühmtem orthodoxen Hause, eine Schwester der Bischöfe Leander, Isidor und Fulgentius von Sevilla, beziehentlich von Astigi, und der Nonne Florentina gewesen. Diese Theodosia ist aber unter die fingirten Persönlichkeiten zu verweisen, weil den Zeitgenossen völlig unbekannt — bei Joannes Biclar., «Chronicon», anno 7. Justini imp., heißen die beiden Prinzen «filii ex amissa uxore», und ähnlich bedient sich Greg. Tur. «hist. Franc.» (Monumenta-Ausgabe) IV, 38, V, 38 (nach der Ruinart'schen Edition V, 39), IX, 1, in Betreff der ersten Gattin Leovigild's der Ausdrücke «alia uxor», «prima uxor». Ferner zwei der angeblichen Brüder Theodosia's selber, Isidor («De viris illustribus», c. 41, ed. Arevalus) und zumal Leander («Sanctimonialium regula ad Florentinam sororem», cap. ult. bei Arevalus, «Isidori Hisp. opp.», I, 6), ob zwar über ihre Familienverhältnisse sogar ziemlich ausführlich, verlieren kein Wort über eine Schwester Namens Theodosia; endlich kennen weder Fredegar, der fränkische Fortsetzer Gregor's von Tours in der ersten Hälfte des 7. Jahrh. («Hist. Franc. epit.», c. 82), noch selbst der frühestens dem 8. Jahrh. angehörende nordspanische Biograph Isidor's die Theodosia, obgleich er sich über die Geschwister und die ganze Familie Isidor's ausführlich und mit bewunderndem Emphase äußert («Vita s. Isidori etc.», bei Arevalus II, 454, c. I); sie ist nur durch die getrübten spanischen Traditionen seit Lucas von Tuy, dem Chronisten des 13. Jahrh. («Lucae Tudensis chron. mundi», lib. II, «Hisp. illustr.», ed. Andr. Schott, IV, 49), bezeugt. Demselben Kreise gefälschter Ueberlieferungen gehört die von Sam. Basnage («Annal. pol.-eccl.», III, 943, Nr. VII) und sogar von Jöcker in seinem sonst so gediegenen Artikel «Leander» (Herzog-Plitt'sche «Real-Encyklopädie für protestantische Theologie», 2. Aufl., VIII, 507) recipirte Mittheilung an, die den Vater Leander's, Severian, zum «Dux» oder Statthalter der Carthaginensis macht. Isidor (a. a. O.) bezeichnet seinen Vater einfach als einen «Provinzialen» von Carthagena; das «Dux» ist willkürlicher Zusatz des Chronisten von Tuy. Es muß also bezüglich der ersten Gattin des arianischen Königs mit einem «parum liquet» sein Bewenden haben. Gewiß ist die Annahme wahrscheinlicher, daß sie, wie ihre Nachfolgerin Goisvintha, Arianerin gewesen; aber mit Bestimmtheit zu leugnen, daß sie der Orthodoxie angehört, geht auch nicht an, da es nachweislich in dem Jahrhundert vor Rekared's Conversion Mischehen zwischen (arianischen) Gothen und (katholischen) Romanen gegeben hat (s. Dahn, «Könige der Germanen», VI, 82). Gegen die Annahme von Florez und Arevalus, die auch die erste Gemahlin Leovigild's zu einer Gothin machen, läßt sich nicht viel einwenden (Florez, «España Sagrada», IX; Areval. I, 118). Die beiden spanischen Forscher wollen aber auch wissen, ihre gothische Mutter Hermenegild's habe Rimhildis geheißen. Diese letztere Nachricht ist indeß zu bezweifeln, da unsere Quellen darüber schweigen, und die genannten Kritiker sich ganz unbestimmt auf «vetusti historici» berufen.

Bereits vor 16 Jahren habe ich die Ungeschichtlichkeit der Theodosia nachgewiesen (s. meine Aufsätze «Ueber die Anfänge Leovigild's» in «Forschungen zur deutschen Geschichte», 1872, S. 597 fg., und «Hermenegild» in «Zeitschrift für historische Theologie», 1873, Heft 1, S. 19, Anm. 52, vgl. auch meinen «Leovigild» in «Jahrbücher für protestantische Theologie», XII [1886], S. 134—137, wo ich weiteres Beweismaterial beigebracht habe). Die maßgebende Kritik hat meine Theodosia-These durchweg acceptirt. Zwar lassen die Herausgeber der Monumenta-Ausgabe Gregor's von Tours noch mit dem Benedictiner Ruinart die Theodosia als Leovigild's erste Gattin gelten (Greg. Tur. «hist. Franc.», edd. W. Arndt u. Br. Krusch, Hannover Pars I, 1884, S. 230, Note 1 zu V, 38, S. 259, Note 1 zu IX, 1); aber G. Waitz und F. Loofs haben unbedingt meiner These zugestimmt, ersterer in seiner Zuschrift vom 13. Dec. 1885, letzterer in der Anzeige meiner sämmtlichen Leovigild-Studien («Zeitschrift f. K. G.», VIII, Heft 3, S. 495 fg. unter «Nachrichten»). Dahn (Anzeige meiner Aufsätze «Ueber die An-

fänge Leovigild's» und «Hermenegild», s. unten «Neuere Literatur») glaubte zwar, im wesentlichen an der Theodosia-Tradition festhalten zu müssen, aber in seiner jüngsten Publikation («Germanische Studien, Bausteine», 6. Reihe, Berlin 1884, «Leovigild», S. 301) gibt mir dieser gründliche Kenner der germanischen Urzeit Folgendes zu: «In scharfsinniger Weise hat Dr. Görres die Abstammung der Theodosia von Severianus, und was damit zusammenhängt, in Zweifel gezogen und diesen Theil der Ueberlieferung in der That als sehr fragwürdig dargewiesen.»

Der bisherige Statthalter Septimaniens, Liuva, der Mann des Friedens, zu Narbonne zum Gothenkönig ernannt (Ende 567 oder April 568), erkannte gar bald die Unmöglichkeit, auf die Dauer allein die dornenvolle Bürde der Herrschaft zu tragen, und erhob daher schon in seinem zweiten Regierungsjahre (569, im Januar oder April) Leovigild, seinen ungleich kräftigeren Bruder, zum Mitregenten mit dem Rechte der Nachfolge, überließ ihm den unabhängigen Besitz Spaniens und behielt sich selbst bloß die Verwaltung von Septimanien vor. Die Ernennung Leovigild's zum Mitregenten war die größte Wohlthat, die Liuva seinem Volke hätte erweisen können; in dem Vater Rekared's erblicken wir den Retter der westgothischen Nation.

Unter den ungünstigsten Verhältnissen übernahm der neue Herrscher die Verwaltung Spaniens. Einheimische und auswärtige Feinde reichten sich die Hand, den Bau der westgothischen Monarchie zu untergraben, und zum Deckmantel ihrer ehrgeizigen Absichten nahmen die meisten den Katholicismus. Die katholischen Nachbarvölker (zumal die Sueven und Byzantiner) standen in einem geheimen Bündniß mit der orthodoxen romanischen Bevölkerung, die, mehrfach von Provinzialdynasten geleitet, ihre ketzerischen und germanischen Gebieter glühend haßte. Wie der römisch-katholische Adel, so war auch der verwilderte arianisch-gothische, der das Wahlrecht besaß, dem Königthum keineswegs hold und wünschte dasselbe in der bisherigen Ohnmacht zu belassen. Derselbe hochmüthige Adel hielt die gothischen Gemeinfreien, dieses gesündeste Element des Staates, in einem Zustand schmachvoller Abhängigkeit und Unterdrückung (vgl. meinen «Leovigild», S. 137 fg. und Dahn, «Germanische Studien», S. 283—288). Aber Leovigild, dieser hervorragend tüchtige Monarch, ein zweiter Eurich (reg. 466—485), verzagte nicht; ihm schwebte als Ideal vor ein national-gothischer Einheitsstaat mit einem starken, vor allem erblichen, sich auf einen gesunden Mittelstand stützenden Königthum an der Spitze; die religiöse Einigung hoffte er auf der Basis eines gemäßigten Arianismus durchzusetzen. Schon in seinem ersten Decennium erzielte er in dieser Hinsicht große Erfolge. Mit eiserner Strenge brach er die Macht des hochmüthigen (arianischen) Adels, der seit Generationen wie die Königswahl, so auch den Königsmord als sein Privilegium nur zu oft bethätigt hatte, verhalf dem gothischen Gemeinvolke wieder zu der ihm zukommenden Stellung im Staate, verschaffte dem Königthum im Innern auch sonst erhöhtes Ansehen — durch Vermählung mit der Königin Goisvintha, der Witwe Athanagild's (569), durch Ernennung seiner beiden Söhne Hermenegild und Rekared zu Mitregenten (573), dadurch, daß er gleichzeitig, nach dem Ableben seines königlichen Bruders, auch Septimanien unter seinem Scepter vereinigte, durch theilweise Einführung des byzantinisch-römischen Hofceremoniells, endlich durch Begründung der festen Residenz Toledo —, durchzog siegreich die Iberische Halbinsel nach allen Richtungen (570—577), drängte die Byzantiner, die sich seit 554 infolge von Athanagild's Verrath an den Küsten Spaniens von der Westspitze Algarves bis fast nach Valencia hin festgesetzt hatten und unter dem Schutze der orthodoxen Bevölkerung sogar über Cordova hinaus bis zur Sierra Morena vorgedrungen waren, energisch zurück und entriß ihnen vor allem das stolze Cordova, unterwarf abgefallene Districte wieder, unter andern Cantabrien (574), und demüthigte auch den Suevenkönig Miro (576). Uebrigens ist Leovigild in diesen glorreichen Feldzügen, wie überhaupt während seiner ganzen Regierung, weit weniger als Eroberer, denn als Bezwinger rebellischer Provinzen aufgetreten (vgl. Joann. Biclar., a. 3. Justini imp. 569; Isid. «Hist. Goth.», aera 606 = 568 und meinen «Leovigild», S. 138 fg.).

Der König beschloß, das mühevoll errungene Werk eines Jahrzehntes zu krönen. Eine dynastische Verbindung mit dem mächtigen Frankenvolk sollte der stets von dieser Seite her bedrohten, strategisch wichtigen Grenzprovinz Septimanien auf friedlichem Wege größern Schutz vermitteln und überhaupt dem gothischen Königthum eine noch befestigtere Stellung sichern. Allein diesmal sah sich der Monarch in seinen politischen Combinationen schrecklich getäuscht. Aus der Vermählung des Prinzen Hermenegild mit einer merovingischen Prinzessin entkeimte für den westgothischen Staat eine Reihe der gefährlichsten Unruhen, die das Reich dem Untergang nahe brachten.

Im J. 579 vermählte Leovigild seinen ältern Sohn Hermenegild mit der katholischen Prinzessin Ingundis, einer Tochter des austrasischen Frankenkönigs Sigibert von Rheims und Brunhildens. Die beharrliche Weigerung der jungen Frau, dem Glauben ihres arianischen Gemahls zu folgen, entzweite sie mit der fanatischen Arianerin Goisvintha, die ihr doppeltes Ansehen als Stiefschwiegermutter und Großmutter — Ingundens Mutter, Brunhilde, war der ersten Ehe Goisvintha's mit König Athanagild (reg. 554—567) entstammt (s. Greg. Tur. «h. Fr.», IV, 27, Venant. Fortun. [ed. Leo, Monumenta-Ausgabe], VI, 2, 3, 7, VII, 1, Fredeg. «hist. Franc. epit.», c. 57) — mißbrauchte, auf das Gewissen ihrer Enkelin einen Zwang auszuüben. Obgleich nun nach der ganzen damaligen politischen Constellation der Zweck der Verschwägerung mit dem Hofe von Rheims vereitelt war (vgl. Dahn, «Germanische Studien», S. 291 fg.), so begnügte sich der König dennoch mit einer Art von ehrenvoller Verbannung des jungen Ehepaares, um den Frieden in seinem Palaste wieder herzustellen, und wies daher seinem Sohne, natürlich unter völliger

Aufrechthaltung seiner eigenen Oberhoheit, ein eigenes Gebiet als Herrschaft und Residenz an; wahrscheinlich wurde der Prinz jetzt unter Belassung des bereits 573 verliehenen Königstitels zum «Dux» (Statthalter) eines Theiles von Bätica mit der Hauptstadt Sevilla (Hispalis) ernannt (s. Joann. Biclar., a. 3. imp. Tiberii II., Greg. Tur. «h. F.», V, 38, und Dahn, «Könige», VI, 330). Nach einiger Zeit ließ sich Hermenegild durch die lebhaften Bitten seiner jugendlichen Gemahlin und die eindringlichen Belehrungen Leander's, des spätern Bischofs von Sevilla, bewegen, die Lehre des Arius abzuschwören und zur katholischen Kirche überzutreten (s. Greg. Tur. V, 38, Fredeg. h. ep., c. 83, S. Greg. M. Dialog. III, c. 31, ed. Maurin, Paulus Diaconus, hist. Lang., III, 21, ed. G. Waitz). Trotz des Schweigens unserer beiden vornehmsten Quellen, der spanischen Zeitgenossen Johannes von Biclaro und Isidor, die den Königssohn nur als sträflichen Aufrührer wider Vater und Reich gelten lassen, zwingt uns der historische Zusammenhang, an der Conversion Hermenegild's festzuhalten. «Sein Bündniß mit den Kaiserlichen, den Franken, den Sueven, den katholischen Bischöfen macht den Uebertritt an sich sehr wahrscheinlich» (Dahn, «Germanische Studien», S. 301 fg.). Nicht mit Unrecht erblickte Leovigild schon in der Conversion des Sohnes eine Kriegserklärung wider Vater und Reich. Und in der That zögerte Hermenegild nicht lange, seinen politischen Abfall auch formell zu vollziehen. Er kündigte offen seinem Vater den Gehorsam auf, ließ in seinem eigenen Namen Münzen schlagen, machte Sevilla zum Hauptsitz seiner Empörung, bewog noch manche andere Städte und Burgen des Südens, sein hochverrätherisches Unternehmen zu unterstützen, und gar bald schien Spanien in zwei große feindliche Lager getheilt zu sein. Die arianischen Gothen, sogar der trotzige Adel, aus Furcht vor dem gewaltigen Monarchen sowol, als aus dem der westgothischen Rasse eigenthümlichen religiösen (arianischen) Fanatismus (s. Dahn, «Germanische Studien», S. 301), blieben im ganzen und großen ihrem Könige Leovigild treu, während die römische Bevölkerung, mit wenigen Ausnahmen, die Sache des rebellischen Convertiten verfocht; zumal die katholischen Basken im Norden machten gemeinschaftliche Sache mit dem Rebellen. Nicht minder unterhielt der Fürst von Bätica mit dem katholischen Ausland staatsgefährliche Verbindungen, und zwar mit Byzantinern, Franken und Sueven. Die Zeitgenossen, Johannes von Biclaro (a. 3., 6. Tiberii, a. 1., 2. Mauricii imp.), Isidor von Sevilla (Chron., hist. Goth., aera 606, hist. Suev.) und Gregor von Tours (h. F., V, 38, VI, 43), wenngleich eifrig katholische Bischöfe, verdammen einstimmig den Prinzen unter den schrofften Ausdrücken als schuldbefleckten Aufrührer wider Vater und Reich; die beiden Spanier lassen sogar, wie gesagt, in ihrer Schilderung das religiöse Moment ganz fort. Uebrigens ist einzuräumen, daß die Königin Goisvintha in der Zwischenzeit zwischen der Conversion Hermenegild's und seinem auch formellen Abfall, so viel an ihr lag, den Conflict zwischen Vater und Sohn verschärft hat; die Worte des Biclarensers (a. 3. Tib.): «Hermenegildus factione Goisvinthae reginae tyrannidem assumens etc.», lassen sich nämlich nicht anders deuten.

Der drohenden Insurrection gegenüber nahm Leovigild vorläufig seine Zuflucht zu einem Mittelweg und suchte einerseits den pflichtvergessenen Sohn zur Rückkehr von seiner verderblichen Bahn zu bewegen, andererseits war er darauf bedacht, ihn von den Bundesgenossen zu trennen.

Ursprünglich hegte der Monarch, zwar Arianer aus Ueberzeugung, aber kein Fanatiker und in erster Linie stets Staatsmann, gegen die Orthodoxen keine Feindschaft: vor 580 lassen sich keine Katholikenverfolgungen Leovigild's nachweisen, wie schon Dahn, «Könige», V, 136, sich stützend auf Joann. Biclar., a. 4. Tib. 580, verglichen mit Greg. Tur. V, 38, V, 1, 6, 34, VI, 1, und Fredeg. h. ep., c. 82, richtig gegenüber Antonio de Yepes (Chron. gen. ordinis s. Benedicti, I, 365) und Helfferich («Westgothisches Recht», S. 11) unter anderm betont hat. Allmählich indeß mußte Leovigild's Stimmung gegen die Katholiken eine andere werden. Allenthalben trat ja die Orthodoxie als politische Macht im Bunde mit den rechtgläubigen Reichsfeinden den unificatorischen Bestrebungen des Herrschers entgegen. Jetzt aber erblickte der König die zahlreichsten, thätigsten und bedeutendsten Verbündeten seines rebellischen Sohnes mit Recht gerade in den spanischen Katholiken; diese suchte er also vor allem dem Hochverräther abwendig zu machen. So unternahm denn der Monarch endlich den Versuch, der arianischen Staatskirche die Alleinherrschaft innerhalb der Halbinsel zu verschaffen. Uebrigens maßregelte er die Katholiken bei weitem mehr in der Manier Trasamund's, als eines Geiserich und Hunerich (s. meinen Artikel «Christenverfolgungen», Abschnitt «Katholikenverfolgungen im Vandalenreich», F. X. Kraus'sche «Real-Encyklopädie», Lief. 3, S. 259—282). Er ließ durch eine Synode seiner Sekte im J. 580 zu Toledo die den Katholiken so sehr verhaßte Wiedertaufe als Bedingung des Uebertrittes zum Arianismus abschaffen (ein sehr kluger Schachzug!), suchte durch reichliche Bestechungen manche Katholiken zu seiner Staatskirche herüberzuziehen, gab sich den Schein, als gäbe es gar keinen Unterschied zwischen beiden Formen des Christenthums, besuchte sogar zuweilen katholische Kirchen. Derselben Tendenz entsprach es, wenn der Vater Hermenegild's sich ehrfurchtsvoll den Stätten der Märtyrer nahte, gleich den Orthodoxen das in Merida aufbewahrte angebliche Gewand der heiligen Eulalia als kostbare Reliquie zu schätzen schien, den frommen, allverehrten Abt Nunctus mit Grundbesitz ausstattete, wenn er endlich einst einem Kloster für die von seinen Truppen verübten Plünderungen Schadenersatz gewährte. Andererseits vermied der Monarch auch strengere Maßregeln nicht ganz: manche katholische Bisthümer verloren ihre Steuerfreiheit und ihre Einkünfte zu Gunsten des Fiscus. Viele hervorragende Bischöfe und Geistliche überhaupt wurden verbannt, so z. B. Fronimius von Agde, Masona von Merida,

Leander von Sevilla und der spätere Abt von Biclaro; der letztere wurde gar nach Barcelona, dem Mittelpunkt des damaligen westgothischen Arianismus, verwiesen (s. Gams, «K.-G. Spaniens» II², S. 60 fg. [580]). Glimpflicher war die Behandlung Mausona's, der im J. 585 nach dreijährigem Exil seinen Diöcesanen wiedergegeben wurde. Ein Mönch, der freilich den König schwer beleidigt hatte, wurde gar zur Geißelung und zum Exil verurtheilt. Nicht alle von Leovigild gemaßregelten Geistlichen waren übrigens hochverrätherische Complicen des rebellischen Prinzen, so z. B. sicher nicht Mausona und der ehrenwerthe Biclarenser, beide geborene Gothen. Jener Vorwurf trifft aber mit Recht Leander, der noch in der Verbannung sich am byzantinischen Hof für den Empörer verwandte.

Was nun das Ergebniß von Leovigild's Religionspolitik anbelangt, so konnte sich zwar der Monarch trotz des Abfalls vieler einzelner Katholiken — zu diesen Apostaten gehörte sogar ein Bischof, Vincentius von Saragossa (s. Joann. Biclar., a. 4. Tiberii, Isid. h. Goth., aera 606, de vir. ill. c. 43) — nicht rühmen, den unzweifelhaften Sieg des intelligentern Katholicismus über den Arianismus auch nur hinauszuschieben; immerhin gelang es dem umsichtigen Herrscher, zumal durch die toledanische Synode von 580 und die damit zusammenhängenden Maßregeln, den Samen der Zwietracht unter die römische Bevölkerung auszustreuen und so der fernern orthodoxen Agitation zu Gunsten des rebellischen Prinzen einen wirksamen Damm entgegenzusetzen.

Die fränkische Coalition — die Merovinger Chilperich von Soissons, Guntram von Orléans und Childebert von Rheims, der junge Bruder Ingundens, oder vielmehr dessen Mutter Brunhilde, schicken sich an, den Gothen Septimanien zu entreißen — wußte Leovigild auf unblutigem Wege zu durchkreuzen. Er knüpfte mit Chilperich, jedenfalls noch 580, Unterhandlungen an, in der Absicht, seinem jüngern Sohne Rekared die Hand der Tochter Chilperich's und der Fredegundis, Rigunthis, zu verschaffen. Diese diplomatischen Actionen schleppten sich zwar mehrere Jahre (bis 584) hin und führten schließlich doch keine neue westgothisch-fränkische Verschwägerung herbei, hatten aber den bedeutsamen Erfolg, daß die drohende merovingische Coalition gesprengt wurde. Hierauf unterwarf der Gothenkönig die aufrührerischen Basken und gründete zum Andenken an den Sieg die Stadt Victoriacum, das heutige Vittoria (s. Joann. Biel. a. 5. Tib. a. 13. Leovigildi = 581). Sodann eröffnete der König den eigentlichen Feldzug gegen Hermenegild, nachdem der letztere den Vorschlag des Vaters, die Sache friedlich beizulegen, zurückgewiesen, durch die Einnahme der wichtigen Stadt Merida (582), von welcher die Residenz Toledo von Südwesten her nicht wenig bedroht war (s. Joann. Biel. a. 6. Tib. Leovig. a. 14., Greg. Tur. V, 38, VI, 18 und die vier emeritensischen Siegesmünzen Leovigild's, Heiß, S. 82, Nr. 13: I: Dominus noster Liuvigildus Rex Emerita Victoria, S. 83, Nr. 13 a. 14. 15, pl. I, Nr. 13—15. II: Vorderseite wie eben Victor Emerita. III und IV: Dominus noster Leovigildus Rex Pius Emerita Victor). Im folgenden Jahre (583) schritt Leovigild zur Belagerung von Sevilla; vergebens hoffte der Rebell auf wirksamen Entsatz durch Sueven und Griechen. König Miro erschien zwar mit einem Heere vor der Bätisstadt zur Unterstützung seines bedrängten Glaubensgenossen, wurde aber von Leovigild umzingelt und gezwungen, sich als Vasallen des Gothenreiches zu bekennen (vgl. Greg. Tur. VI, 43, Dahn, «Germanische Studien», S. 297 und meinen «Leovigild», S. 164, Anmerkung 1), und verschied bald nachher, wahrscheinlich noch vor Sevilla (Joann. Biclar., a. 2. Maur., Isid. h. Suev. l. c., Greg. Tur. VI, 43). Eborich, Miro's Sohn und Nachfolger, huldigte gleichfalls dem gewaltigen Leovigild als seinem Oberlehnsherrn (Joann. Biclar., a. 1. Maur., Isid. h. Suev., Greg. Tur. l. c.). Das suevische Contingent fand also wohl gar nach dem Tode Miro's Verwendung gegen die Bätisstadt! Auch das byzantinische Bündniß erwies sich für den Rebellen fruchtlos, da die von Leander in der oströmischen Hauptstadt erbetene Unterstützung ausblieb, und die im südlichen Spanien stationirten Griechen es vorzogen, der Fehde zwischen Vater und Sohn fern zu bleiben (Joann. Biclar., a. 2. Maur., Greg. Tur. h. F., V, 38, VI, 43). Erst nach fast zweijähriger heldenmüthiger Vertheidigung — um die Hungersnoth zu beschleunigen, ließ Leovigild den Bätis, so weit er die Veste bespülte, abdämmen und stellte gar die Mauern der alten Stadt Italica, die in einiger Entfernung oberhalb Sevilla am rechten Bätisufer lag, wieder her (Joann. Biclar. a. 3. Tib., a. 1. 2, Maur., Isid. chron. Greg. Tur. h. F., V, I, 33) — fiel die Residenz des Empörers in die Hände des siegreichen Gothenkönigs (584; s. Joann. Biclar., a. 2. Maur. und die Siegesmünzen Leovigildus Rex, Cum D optinuit Spli resp. Spi. cum Deo obtinuit Ispalim = König Leovigild hat mit Gottes Hülfe Hispalis erobert, bei Heiß, S. 38, 83, Nr. 16, 16ª, pl. I).

Hermenegild entkam rechtzeitig und hoffte vergebens, seinen siegreichen Vater bei der Burg Osser oder Ossetum — sie lag ein wenig unterhalb von Hispalis am rechten Ufer des untern Bätis — in einem Hinterhalt zu vernichten. Denn Leovigild erhielt rechtzeitig Kunde von dem Anschlag, zog beherzt, wie immer, mit sämmtlichen Streitkräften heran und ließ das Castell einäschern (Greg. Tur. h. F., VI, 43). Von Cordova aus versuchte hierauf der Hochverräther mit Hülfe der Byzantiner den jetzt ungleichen Kampf fortzusetzen, aber der griechische Statthalter ließ sich durch das Gold Leovigild's bestimmen, die Sache seines Schützlings aufzugeben. In rascher Aufeinanderfolge bemächtigte sich der König nunmehr der letzten Bollwerke des Sohnes (Joann. Biclar., a. 2. Maur., Greg. Tur. V, 38, VI, 40. 43), und bald öffnete ihm griechischer Verrath auch die Thore von Cordova (Joann. Biclar., l. c. und die Siegesmünze mit der Aufschrift «Leovigildus Rex Cordoba (m) bis obtinuit». Damit war auch das Schicksal des Empörers entschieden. Leider bekundete der Sieger, um sich der Person Hermenegild's zu

bemächtigen, eine nicht genug zu rügende Treulosigkeit, die nur zu sehr geeignet schien, die an sich so gerechte Sache des Monarchen zu compromittiren. Der unglückliche Rebell nahm in Cordova seine Zuflucht zu einer Kirche; er befand sich jetzt in einem Asyl, und der Vater ertheilte ihm durch Rekared die eidliche Zusage der Straflosigkeit, im Falle er jenen unverletzlichen Ort verließe. Hermenegild warf sich dem Vater zu Füßen und rechnete auf vollständige Begnadigung. Aber Leovigild brach schändlich seinen Schwur: er heuchelte zuerst Rührung und umarmte den Sohn, dann aber beraubte er ihn des Königstitels und seiner Provinz und verurtheilte ihn als Verräther an Religion, Vater und Reich zur Verbannung nach Valencia (März 584).

Bald nachher that der gothische Monarch den letzten großen Schritt, sein Reich über die gesammte Halbinsel auszudehnen. Im Suevenreich war nämlich der junge König Eboric von einem gewissen Audica entthront und in ein Kloster gesteckt worden (584, s. Joann. Bicl. a. 2. Maur., Isid. h. Suev., Greg. Tur. VI, 43, Fred. h. c. c. 83). Aber Leovigild trat als Rächer seines Vasallen und Schützlings auf, fiel verheerend in Galicien ein, bemächtigte sich der wichtigen Stadt Oporto oder erfocht doch in deren Nähe einen entscheidenden Sieg, erklärte den Usurpator des Reiches verlustig, zwang ihn, seines langen Haupthaares beraubt, in den geistlichen Stand zu treten, und verhängte auch noch die Strafe des Exils über den Ehrgeizigen. Das eroberte Land indeß behielt der Sieger für sich und machte es zu einer westgothischen Provinz (585; vgl. Joann. Biclar., a. 3. Maur., a. 16. Leovigildi, Isid. h. Suev., h. Goth., chron., chronol. et series etc., aera 606, Fredeg. l. c. und die Siegesmünze mit der Aufschrift «Leovigildus Rex, Portocale Victi [corr.: Victoria], Heiß, S. 83, Nr. 21a. 85, pl. XIII, Nr. 1).

Fast unmittelbar nach dem Untergang des Suevenreiches, wahrscheinlich am 13. April 585, wurde der unglückliche Hermenegild zu Tarragona durch einen gewissen Sisbert enthauptet (Joann. Biclar., a. 3. Maur., Greg. Tur. VIII, 28, IX, 16, Fredeg. h. ep. c. 83, 87, 92, Greg. M. Dial. l. III c. 30. 31, Paul. Diaconus, hist. Lang., III, 21). Ob der ein Jahrtausend später durch Papst Sixtus V. kanonisirte Königssohn als katholischer Märtyrer starb, muß bei dem beredten Schweigen unserer vorzüglichsten Quellen, der eifrigen Katholiken und Zeitgenossen, der Spanier Johannes von Biclaro und Isidor, des fränkischen Geschichtschreibers Gregor von Tours, die ihn nur als sträflichen Rebellen charakterisiren, und selbst des sogenannten Paul von Merida (c. 16), eines fanatischen Gegners des Ketzers Leovigild (c. 10, 11, 16), sowie in Berücksichtigung des Umstandes, daß der freilich zeitgenössische Bericht des Papstes Gregor I. (Dial. III, 31), der den Prinzen als Blutzeugen gelten läßt, höchst einseitig gefärbt ist, dahingestellt bleiben, wie denn überhaupt die nähern Umstände der Katastrophe in undurchdringliches Dunkel gehüllt sind (s. das Nähere in meinem «Leovigild», S. 168—171).

Leovigild bot in seinem letzten Lebensjahre alles auf, um auch seine neuen Unterthanen, die etwa seit einem Menschenalter zur Orthodoxie bekehrten Sueven, der Lehre des Arius wieder zuzuführen. Unter anderm ließ er, um den Einfluß des katholischen Episkopats zu lähmen, in einigen Diöcesen, in Lugo, Oporto, Tuy und Viseu, arianische Gegenbischöfe ernennen, und die Religionspolitik des Königs in der neuen Provinz war mit Erfolg gekrönt: viele Sueven traten zur arianischen Staatskirche über.

Der Frankenkönig Guntram suchte unter dem Vorwand, die Hinrichtung Hermenegild's und die Schmach seiner Nichte Ingundis zu rächen, dem großen Nachbarstaate Septimanien zu entreißen, aber diese Provinz wurde durch Rekared siegreich vertheidigt. Ein Versuch Guntram's, den Kriegsschauplatz nach Spanien zu verlegen, scheiterte gleichfalls an den umsichtigen Dispositionen Leovigild's. Die fränkische Flotte, die in Galicien landen sollte, erlitt eine furchtbare Niederlage.

Bald nachher warf sich ein gewisser Malarich im ehemaligen Suevenreich zum König auf und fand Anhänger, zumeist wol unter der durch Leovigild's arianisirende Bestrebungen verletzten katholischen Bevölkerung. Aber schnell wurde der Usurpator von den Feldherrn des Gothenherrschers besiegt, die Insurrection im Keime erstickt, Malarich selbst gefangen und dem Gebieter der iberischen Halbinsel in seinen Fesseln vorgeführt.

Im J. 586, zwischen dem 13. April und dem 8. Mai, starb der große Gothenkönig infolge einer schweren Krankheit in seinem Palaste zu Toledo (s. Acta Conc. Tolet. III, Mansi IX, S. 977; Inscr. Hisp. Christ., ed. Aem. Hübner, S. 49, Nr. 155, Joann. Bicl. a. 4. Maur., Isid. h. Goth. aera 606, Paul. Emerit. c. 16, chronica reg. Wisigoth., ed. Arevalus VII, chronol. et ser. reg. Goth. aera 606; Greg. Tur. VIII, 46, Fredeg. chron. c. VI und wegen der genauen Chronologie meinen «Hermenegild», Beilage II, S. 99—102). Die Mittheilung der beiden Gregore, der Monarch hätte sich auf dem Todesbett dem noch unlängst so bitter befehdeten Katholicismus zugewandt, ist von der Kritik schon längst als Fabel zurückgewiesen worden (s. das Nähere in meinem «Leovigild», S. 172 fg.). Leovigild starb vielmehr, wie er gelebt hatte, als Arianer; darum weist ihm der fanatische Autor von Merida consequent einen Platz im tiefsten Höllenpfuhle an, und der nicht minder zelotische Verfasser der gefälschten «Vita s. Isidori» fügt gar noch den kläglichen Tod des Arius hinzu (c. III, Nr. 11, S. 462, ed. Areval. t. II).

Der letzte Arianerkönig war für das westgothische Spanien von ähnlicher weltgeschichtlicher Bedeutung, wie Karl der Große für das Frankenreich. Sein Sohn Rekared konnte dem gewaltigen Fürsten, ohne Unruhen hervorzurufen, in der Königswürde, wie in einem Erbreich, folgen (Joann. Biclar., a. 4. Maur.). Aber den schließlichen Sieg der Religion, unter deren Auspicien sein gefährlichster Gegner die Fahne des Aufruhrs aufgepflanzt hatte, vermochte auch Leovigild nicht zu verhindern. Mit ihm sank auch der Arianismus in die Gruft; denn Rekared, unterstützt von einem Leander und

Mausona, Prälaten von seelenbeherrschendem Einfluß, mittelbar gefördert aber auch durch die Nachwirkung des kraftvollen Regiments seines Vaters, nahm die Katholisirung der Halbinsel mit solcher Energie in die Hand, daß Spanien kaum ein Menschenalter später ein durch und durch orthodoxes Land war. Aber trotz des Mißerfolgs seiner Religionspolitik darf Leovigild als der größte und gewaltigste aller Westgothenkönige seit Eurich bezeichnet werden. Er, in Krieg und Frieden in gleicher Weise hervorragend tüchtig, war zuerst Beherrscher eines spanisch-westgothischen Einheitsstaates; er zuerst herrschte gewaltig von Meer zu Meer; zuletzt beugte sich alles innerhalb der Pyrenäischen Halbinsel vor dem Heldenkönig, dessen Thatkraft an die Recken der Tafelrunde gemahnt; nur einige Küstenstädte in Bätica und im Süden Lusitaniens gehorchten noch dem Kaiser von Byzanz. Die beiden spanischen Zeitgenossen, der Biclarenser und Isidor, selbst eifrige Katholiken, haben dem letzten Arianerkönig einen rühmlichen Denkstein gesetzt. Mit aufrichtiger Bewunderung schildern sie die Großthaten des hochbegabten Herrschers und bedauern nur, daß der Makel der Häresie den strahlenden Ruhm des Helden verdunkelt. In der That, der Gothenkönig entsprach in Charakter und Thaten der doppelten Etymologie seines Namens: Spaniens «Löwenheld» verdiente es, der «Liebling seines Volkes» zu heißen.

Quellen: Joannis Biclarensis Chron., ed. Gallandius, Bibl. vet. patrum, von anno 2. imp. Justin. II (567) bis a. 8. incl. Mauricii imp. (589. 90); Isid. Hist. Goth., aera 592, 605, 606; Hist. Suev., chron., de viris illustribus, s. Leandri regula cap. ult., ed. Arevalus T. I, p. 6, Nr. 2, chronol. et ser. regum Goth., Chron. breve Wisigoth.; Greg. Tur., hist. Franc. (Monumenta-Ausgabe), IV, 38, V, 38, VI, 18, 29, 33, 40, 43, VIII, 28. 46, IX, 1—16; De glor. mart. I 82, de glor. conf. c. 12; Fredeg. h. Fr. epit., c. 83, 87, 92 und sonst chron. c. 8. Greg. M. Dial. l. III, 30, 31; Paul. Diac. Langob. III, 21; der sogenannte Paul. Emerit., de vitis patrum Emeritens. (bei Aguirre, Conc. Hisp. t. IV) c. 3, 9—14, 16, 18; vgl. hierzu das authentischste Quellenmaterial: Münzen bei Aloiß Heiß, Descript. générale des monnaies des rois Visigoths d'Espagne, Paris 1872, S. 26—30, 81—84 und sonst, Inschriften bei Ruinart, ed. Greg. Tur., S. 1393 und Aem. Hübner, Inscr. Hisp. Christ., S. 22, Nr. 76, S. 49, Nr. 155, S. 57, Nr. 176 und die Concilacten, Conc. Bracar. II., und Tolet. III. von 589 bei Mansi IX, 837, 977 fg., 986, 1000.

Neuere Literatur: Aschbach, «Westgothen»; Lembke, «Spanien»; Ebert, «Geschichte der christlich-abendländischen Literatur», I, 554; Felix Dahn's gediegene Darstellung: «Könige der Germanen», V, 127—172, VI, 367 fg., 373 und sonst (zweite Aufl., Leipzig 1885), VII, «Westgothische Studien»; meine Abhandlungen: 1) «Leovigild's Anfänge», 2) «Nachträge» («Forschungen zur deutschen Geschichte», 1872, S. 593—618, 1873, S. 634—645; 3) «Hermenegild» und 4) «Leovigild's Stellung zum Katholicismus» («Zeitschr. für die historische Theologie», 1873, H. 1, S. 1—109, H. 4, S. 547—601); 5) «Christenverfolgungen», F. X. Kraus'sche «Real-Encyklopädie für christliche Alterthümer», Bd. 1, Lieferung 3, Freiburg i. Br. 1880, (S. 215—288), S. 258—288; 6) «Beiträge zur spanischen Kirchengeschichte des 6. Jahrh.», «Zeitschrift für wissensch. Theologie», XXVIII (1885), H. 3, S. 319—332, A. Miro, B. Mausona; 7) «Leander», ebenda XXIX (1886), H. 1, S. 36—50 und 8) «Leovigild», «Jahrbücher für protestantische Theologie», XII (1886), S. 132—174; 9) und 10) die beiden unten folgenden Artikel «Liuva I.» und «Liuva II.», Gams, O. s. B., «K. G. Spaniens», II, 2; Zöckler, «Leander», Herzog-Plitt'sche «Real-Encyklopädie für protestantische Theologie», 2. Aufl., Bd. 8, S. 507—509; Leopold von Ranke, «Weltgeschichte», IV², 172—180, 239 fg., 231, die Recensionen meiner ersten Leovigild-Aufsätze von Rosenstein, Zarncke'sches «Centralblatt», 1873, Nr. 51, Sp. 1614, und Dahn, «Kritische Vierteljahrsschrift für Gesetzgebung», Bd. 15 (1873), S. 592—596 (s. auch Dahn's Kritik von Heiß, «Description gén. des monnaies etc., a. a. O., S. 596—600). Endlich verweise ich auf die ebenso sachkundige, wie anerkennende, zusammenfassende Anzeige meiner sämmtlichen seit 1872 erschienenen westgothischen Studien von F. Loofs in der Brieger'schen «Zeitschrift für K. G.», Bd. 8 (1886), H. 3, S. 495 fg., Nr. 73, «Nachrichten». Die dort erwähnten Artikel Leovigild, Leander und Hermenegild (im «Dictionary of Christian Biography»), worin meine westgothischen Studien Verwerthung gefunden, sind mir leider unzugänglich geblieben. *(Franz Görres.)*

LEPADITEN, auch Cirripedier, kleine meist symmetrisch gebaute Thiere mit chitinöser, aus mehreren Theilen bestehender Schale, mit verkümmerten Augen und Fühlern, sechs Paaren vielgliederiger verästelter Füße. Die fossilen Formen waren meist festgewachsen und gehören zu folgenden Gattungen: Balanidae, welche seit dem Alt-Tertiär, Eocän, existiren; in der Juraformation trat die Gattung Pollicipes auf, durch welche die Lepaditen in der Kreideformation ihre höchste Entwickelung in wenigstens 32 Arten erlangten; weitere Gattungen der Kreidezeit sind Scapellum, Verruca und Loricula, *(E. Geinitz.)*

LEPANTO (das Naupaktos der Alten), von den Neugriechen Epakto, von den Türken Alnabachti genannt, kleine Stadt und Festung, liegt an dem Meerbusen von Lepanto oder von Korinth in der Nomarchie Aetolien-Akarnanien des Königreichs Griechenland, östlich der Mündung des Mornopotamos und am Südostabhange eines steilen, mit der Kette des Rhigangebirges zusammenhängenden Hügels, zwischen Weinbergen und Olivenhainen, und ist Hauptort der Eparchie Naupaktia. Die Stadt ist Sitz eines griechischen Bischofs, zählt 1500 Einwohner, hat einen seiner Verfassung wegen nur für kleinere Schiffe brauchbaren Hafen und bildet in ihrer gegenwärtigen, von den Venetianern herrührenden Gestalt mit der Festung ein Dreieck, auf dessen höchster

Spitze ein zum Theil auf antiken Fundamenten ruhendes Castell liegt, von welchem in divergirender Richtung zwei, durch Traversen verbundene Mauern ausgehen und, am Abhange herabsteigend, fünf zur Vertheidigung eingerichtete Abschnitte bilden.

Die Gründung der Stadt wird der Sage nach mit einem Orakelspruche in Verbindung gebracht, der nach mehrfacher «falscher Deutung» zur Zeit der dorischen Wanderung endlich dadurch erfüllt wurde, daß die Heraklíden die ihnen vom Orakel bezeichnete Wasserenge auf dem nur 2 Kilom. breiten Theile der Meerenge zwischen Rhion und Antirrhion bezogen und infolge dessen in der Nähe dieser Stelle, an der Stätte, die seitdem den Namen Naupaktos (Schiffswerfte) führte, die Fahrzeuge erbauten, auf denen sie die Meerenge überschritten und den Peleponnes eroberten.

Wahrscheinlicher als diese Sage ist jedoch die Annahme, daß die Stadt von den Korinthern als Handelsniederlassung gegründet worden ist.

In historischer Zeit wird sie zuerst als Hauptstadt der Ozolischen Lokris genannt, bis sie 455 v. Chr. den Lokrern durch den Athener Tolmides entrissen und den aus Ithome geflüchteten Messeniern als Wohnsitz angewiesen wurde, die ihrerseits 405 v. Chr. von den Spartanern gedrängt, die Stadt den Lokrern wieder überlassen mußten. Im J. 338 v. Chr. wurde der Ort von Philipp I. von Makedonien erobert und den Aetolern übergeben. Im J. 207 v. Chr. hielt Philipp III. in Naupaktos eine allgemeine Tagessatzung aller hellenischen Staaten, welche durch den Frieden von Naupaktos den Bundesgenossenkrieg beendigte. Im J. 191 v. Chr. wurde die Stadt vergeblich von den Römern belagert und schloß mit dem Consul Flaminius einen Waffenstillstand auf unbestimmte Zeit. Nach dem Niedergang der römischen Herrschaft theilte die Stadt die Schicksale Griechenlands und wurde in der Mitte des 15. Jahrh. von dem griechischen Kaiser Manuel den Venetianern überlassen, welche den griechischen Namen Epakto in Lepanto verstümmelten; diese Aenderung blieb im Abendland in Geltung, hat aber in Griechenland selbst nie Eingang gefunden. Nachdem die Venetianer Lepanto im J. 1477 gegen 30,000 Türken ruhmvoll vertheidigt hatten, erlag die Stadt 1499 einem Angriff des Sultans Bajazet, der die Belagerung mit einem Heer von 150,000 Mann eröffnet hatte.

Ungleich bekannter als durch die erwähnten historischen Ereignisse wurde der Name Lepanto durch den am 7. Oct. von Don Juan d'Austria über die türkische Flotte errungenen Seesieg, dessen Entscheidung zwar im Golf von Patras erfolgte, von dem Sieger jedoch nach dem anstoßenden Busen von Lepanto benannt wurde. Die Veranlassung zu dieser Schlacht lag in der wachsenden Macht Selim's II., gegen welchen der König von Spanien, Philipp II., der Papst Pius V., die Republik Venedig und einige kleinere Staaten 1571 eine ansehnliche Flotte im Hafen von Messina vereinigten. Spanien stellte 77, Malta 6 und Savoyen 3 Schiffe unter den Befehl Don Juan d'Austria's, eines natürlichen Sohnes Karl's V.; der Papst hatte 12 Fahrzeuge unter Antonio Colonna und Venedig unter Sebastian Veniero 108 Galeeren und 6 große Galeassen gestellt. Am 15. Sept. 1571 verließ diese Flotte, deren Oberbefehl Don Juan übertragen wurde, den Hafen von Messina und stieß am 7. Oct. bei völliger Windstille im Golf von Patras auf die aus 240 Galeeren, 40 Galeoten und 20 Briggs bestehende türkische Flotte, welche der Kapudan-Pascha Muesinade Ali befehligte. Die Schlacht wurde seitens der Osmanen mittags 1 Uhr mit einer Ueberflügelung des rechten Flügels der Christen eröffnet, wodurch Andreas Doria, welcher ihn commandirte, sich verleiten ließ, die Verbindung mit dem Centrum preiszugeben. Als die Türken jedoch diesen Vortheil nicht verfolgten, entbrannte der Kampf auf der ganzen Linie. Der vorgeschobene linke Flügel der Osmanen wurde nach kurzem Kampfe so gründlich geschlagen, daß die Fliehenden ihre Schiffe auf den Strand laufen ließen und ihr Heil in der Flucht aufs Land suchten. Der Widerstand des übrigen Theils der Schlachtordnung war dagegen ein äußerst hartnäckiger, sodaß der Kampf bis zur vollständigen Vernichtung der türkischen Flotte fortgesetzt werden mußte; nur 20 Schiffen gelang es unter dem Schutze der Nacht, der Gefangenschaft zu entgehen. Auf den eroberten Fahrzeugen wurden 15,000 Christensklaven befreit; 3500 Mann fielen als Gefangene in die Hände der Sieger, welche ihrerseits 15 Schiffe und 8000 Mann verloren hatten. Die Folgen der Schlacht waren, abgesehen von den materiellen und moralischen Verlusten, welche die Türken erlitten, nur unbedeutend, da die Uneinigkeit der Führer die Ausnutzung des Sieges lähmte. Statt nach Konstantinopel vorzudringen, wie Don Juan d'Austria es vorschlug, wurde er genöthigt, nach Korfu zurückzugehen, wo die Auflösung der Flotte erfolgte.

In dem Freiheitskampfe Griechenlands wurde Lepanto am 27. März 1829 den Griechen übergeben.

Quellen: E. Burſian, «Geographie von Griechenland», Bd. 1 (Leipzig 1862); Stein-Wappäus, «Handbuch der Geographie und Statistik», III, 2 (Leipzig 1862—71). Ueber die Schlacht von Lepanto vergleiche: Schels, «Beitrag zur Kriegsgeschichte», Bd. 1 (Wien 1828); v. Hormayr, «Archiv», Nr. 94 (Wien 1829).

(E. L. Ulbrich.)

LEPAS *Linné*, eine Gattung der Rankenfüßer oder Cirripedien, welche Hauptrepräsentant der Unterordnung der gestielten Rankenfüßer ist, wie die Meereichel, Balanus, es für die sitzenden Formen ist. Die Rankenfüßer, welche noch bis zu Cuvier wegen der das Thier umschließenden Kalkschale zu den Mollusken gerechnet wurden, sind krebsartige Thiere, welche während ihrer Entwickelung rückgebildet werden, sich festsetzen und meist mit einer aus mehreren Stücken bestehenden Kalkschale umgeben sind. Ihren Namen haben sie von der Form ihrer Beine, welche zweiästig, vielgliedrig und rankenförmig sind. Man theilt sie in: 1) Thoracica, mit 6 Paar Rankenfüßen; zu ihnen gehören die gestielten (Familien: Lepadidae und Pollicipedidae) und ungestielten oder deckeltragenden (Familien: Balanidae und

Coronulidae); 2) Abdominalia, mit 3 Paar Rankenfüßen; in den Kalkschalen von Mollusken schmarotzend (Familien: Alcippidae und Cryptophialidae); und 3) Rhizocephala, ohne Gliedmaßen, mit ungegliedertem Körper, schmarotzen mit wurzelartigen Fäden, ohne Mund, an höheren Krebsen (Familie: Peltogastridae). Die Gattung Lepas hat vollständig entwickelte Schalenstücke und einen (den Vordertheil des eigentlichen Crustaceenkörpers umschließenden oder darstellenden) verschieden langen Stiel, mit dem sich das Thier an fremde Gegenstände festsetzt. Der Artname der häufigsten Form, anatifera (auch als Gattungsname benutzt), ebenso wie der deutsche Name Entenmuschel erinnern an die mittelalterliche Fabel, wonach die Bernickelgänse aus diesen dem Meer entnommenen Muscheln entstehen sollten (um als Fischfleisch während der Fasten gegessen werden zu können). — Hauptwerk: Ch. Darwin, »Monograph of Lepadidae« (London 1853). *(Victor Carus.)*

LEPCHA (spr. Lepticha), wird von den Gurkhas und nach diesen von den Europäern das Volk genannt, das früher allein in Sikim herrschte. Der einheimische Name ist Röng. Die Sprache gehört zum indochinesischen Stamme und zeigt besondere Annäherungen zur tibetisch-barmanischen Familie, und nach den dürftigen Nachrichten, die wir von der Limbu-Sprache besitzen, dürfte diese zu den nächsten Verwandten zu zählen sein.

Die Lepcha besitzen ein eigenes Alphabet indischen Ursprungs, das mit der Rohrfeder und zwar nach europäischer Art so geschrieben wird, daß die Spitzen der Grundstriche in die obere rechte und die untere linke Ecke des Parallelogrammes fallen, nicht umgekehrt, wie bei den meisten andern indischen Rohrfederschriften. Dieses Alphabet unterscheidet acht Vocale: a, ā, i, o, ō, u, ū, e, von denen durch einen Circumflex a und ā einen mehr gutturalen Laut erhalten, i aber gedehnt wird — ferner 35 Consonanten: k, kh, g, ṅ — č, čh, j, ñ — t, th, d, n — p, ph, b, f, m — ts, tsh, z, y — r, l, h, v, — s, š w — kl, gl, pl, fl, bl, ml, hl.

Diese letztern haben besondere Zeichen. Dagegen werden Consonantenverbindungen, deren zweites Glied y, r oder ry ist, durch Ligaturen ausgedrückt. Endlich haben die neun Consonanten k, m, l, n, b (oder p), r, t und ṅ mit oder ohne vorhergehenden Circumflex, wo sie die Silbe schließen, besondere Zeichen, die vermuthlich nach dem Vorbilde von Anuswâra und Visarga geschaffen worden sind. Die Orthographie weicht in manchen Stücken von der jetzt üblichen Aussprache ab, was darauf schließen läßt, daß die Schreibkunst schon seit geraumer Zeit geübt wird; von der einheimischen Literatur aber ist noch nichts bekannt, und es steht zu befürchten, daß ihre Zeit vorüber ist, seitdem das unglückliche Volk durch fremde Eindringlinge sachte zu Grunde gerichtet wird.

Die Lepcha-Sprache ist vorwiegend, nicht ausschließlich monosyllabisch mit loser Agglutination. Doch zeigt die Stammbildung Spuren einer innigeren Verbindung der Wurzeln mit den Formativelementen. Die Formbildung geschieht durch nachgefügte Partikeln; flexivischer Stammwandel in der Conjugation, wie er das Tibetische auszeichnet, ist dem Lepcha fremd. Die Wortstellung gleicht im wesentlichen der tibetischen: in der Regel steht das Subject vor dem Prädicate, das Object vor dem Verbum, attributives Adjectiv und Zahlwort hinten, dagegen der Genitiv vor dem Substantiv, zu dem er gehört.

Die Artikel re oder mu, im Accusativ rem, mum = der, die, das, und kât = ein, werden immer nachgefügt, aber nur in mehr emphatischem Sinne angewandt.

Ein grammatisches Geschlecht gibt es nicht. Das natürliche Geschlecht wird durch Nachfügung folgender Wörter bezeichnet:

	männlich	weiblich
bei Menschen und Geistern: . .	ta-grì	ta-ayu
bei Thieren: . .	ā-bu	ā-mot
	ā-bu	mīt
	ā-tsu	ā-mōt
	lōñ	

Wo die Zahl des Substantivums ausgedrückt werden soll, ist ñum Suffix des Duals, saṅ bei Menschen, und paṅ bei Menschen, Thieren und leblosen Dingen Zeichen des Plurals.

Von den Casus ergeben sich der Nominativ und oft auch der Accusativ und Genitiv durch die bloße Wortstellung. Ueberdies dienen einige Postpositionen der Casusbezeichnung: sa für den Genitiv, den Betreff, das Wofür, den Sociativ, kâ für den Dativ, Locativ, Illativ, den Zweck, die Bedingung oder den Umstand, nun für den Ablativ, Elativ, den Urheber oder die Ursache. Hierher gehört auch das Comparativsuffix len, das, ähnlich dem lateinischen Ablativ, anzeigt, daß die Eigenschaft dem einen Substantive in minderm Grade zukommt, als dem andern. Eine große Menge anderer Postpositionen ersetzt unsere Präpositionen.

Adjective werden von Verbalwurzeln abgeleitet, meist mit ablösbarem Präfix ā- und bei vocalisch auslautenden Wurzeln mit Suffix -m, z. B. ryū gut sein: ā-ryūm gut.

Die Declination der persönlichen Fürwörter zeigt manche schwer erklärliche Unregelmäßigkeiten:

I. Pers. Sing.		Dual	Plural
Nom.	go	ka-ñî	ka-yū, kā
Instr.	go-nun	ka-ñî-nun	ka-yū-nun
Gen.	ka-su	ka-ñî-sa	kā-yu-sa
Dat.	ka-su-kā	ka-ñî-kā	ka-yū-kā
Acc.	ka-sum	ka-ñim, ka-ñum	ka-yūm, -kām
Abl.	ka-su-nun	ka-ñî-nun	ka-yū-nun
II. Pers.			
Nom.	hō	ā-ñî	ā-yū
Instr.	hō-nun	ā-ñî-nun	ā-yū-nun
Gen.	hō-	ā-ñî-sa	ā-yū-sa
Dat.	hō-kā	ā-ñî-kā	ā-yū-kā
Acc.	hō-mum	ā-ñim	ā-yūm
		ā-ñum	

	Sing.	Dual	Plural
II. Pers.			
Voc.	e-hō	e-ā-nî	e-ā-yū
Abl.	hō-nun	ā-nî-nun	ā-yū-nun
III. Pers.			
Nom.	hu	hu-nî	hu-yū
Instr.	hu-nun	hu-nî-nun	hu-yū-nun

u. s. w.

Das Reflexivpronomen wird durch das Suffix -do gebildet:

	Sing.	Dual	Plural
I. Pers.	ka-do	ka-nî-do	ka-yū-do
II. Pers.	ā-do	ā-nî-do	ā-yū-do
III. Pers.	hu-do	hu-nî-do	hu-yū-do

Die Declination ist die der Personalpronomina, doch kann der Accusativ sowol do-mum, als auch dom lauten. Die Genitive der persönlichen und der reflexiven Fürwörter ersetzen die Possessiva und können als solche wieder declinirt werden.

Interrogativa sind to, sa-re und šu = wer? welcher? was? davon können die beiden ersteren auch das Relativpronomen ersetzen — eine höchst auffällige Erscheinung.

Die Demonstrativpronomina ā-re, dieser, und o-re, jener, nehmen die substantivischen Dual- und Pluralzeichen an.

Die Zahlwörter lauten: 1 kāt, 2 ñat, 3 sām, 4 fa-lì, 5 fa-ño, 6 ta-rak, 7 ka-kyak, 8 ka-ku, 9 ka-kyot, 10 ka-tì, 11 ka-tì-kāt-thāp, 12 ka-tì-ñat-thāp, 13 ka-tì-sām-thāp oder blos sām-thāp u. s. w.; 20 ka-ñat, 30 ka-sam u. s. w.; 100 gyō-kāt, 200 gyō ñat, 1000 toñ-hrōk-kāt, 10,000 hrì-čo-kāt, 100,000 būm-čo-kāt oder būm-kāt u. s. w. Die höheren Zahlen, vielleicht schon von 100 an, sind sichtlich tibetischen Ursprungs.

Ordinalien werden durch das Suffix -bo gebildet: kāt-bo der erste, sām-bo der dritte u. s. w.

Das Verbum, dem sich auch adjectivische Prädicatswörter anreihen, hat kein eigentliches Passivum, die Tempora und Modi werden, wo nöthig, durch suffigirte Partikeln ausgedrückt. Es bezeichnet bam das durative Präsens, ba das durative Imperfectum, tat das Perfectum, tāt-ba das Plusquamperfectum, šo das Futurum, den Optativ und Potentialis, pū den Conjunctiv und Dubitativ, kōn den Imperativ, kā den Exhortativ, kun das Participium präsentis, bān das Partic. perfecti, šan das Partic. futuri; šen, lun und det endlich bilden Participia des Futurum perfectum, des Conjunctivs und des emphatischen, eben im Werke seienden Präsens. Unregelmäßigkeiten kommen auch hier vor; so hat das Verbum nōn, gehen, die Nebenformen nōn, no, nā. Doch ist dies vereinzelt und den ähnlichen Erscheinungen in der tibetischen Conjugation noch lange nicht an die Seite zu stellen.

Literatur: G. B. Mainwaring, «A Grammar of the Rông (Lepcha) Language, as it exists in the Dorjeling and Sikim Hills» (Kalkutta 1876).

(G. v. d. Gabelentz.)

LEPECHINIA, eine von Willdenow aufgestellte Gattung der Labiaten mit folgenden Merkmalen: Kelch breit glockenförmig, ungleich-zehnnervig, netzaderig, fast zweilippig, mit dreizähniger Ober- und zweizähniger Unterlippe, zur Fruchtzeit vergrößert, etwas aufgeblasen, abwärts geneigt und wegen der aufeinanderliegenden Lippen und Zähne an der Mündung geschlossen. Die Blumenkronröhre ist kürzer als der Kelch, innen nackt, der Kronsaum zweilippig mit ziemlich aufrechter, flacher, ausgerandeter Oberlippe und etwas abstehender dreilappiger Unterlippe mit flachen Lappen, von denen der Mittellappen ganzrandig oder ausgerandet ist. Von den vier aufsteigenden, voneinander abstehenden oder einwärts gekrümmten Staubgefäßen sind die vordern länger, die Fächer der zweifächerigen Staubbeutel laufen fast parallel. Der Discus ist dick und fast gleich groß, der Griffel an der Spitze zweispaltig. Die Nüßchen sind eiförmig, glatt.

Die zu dieser Gattung gehörenden beiden Arten wachsen in Mexico, es sind Kräuter mit runzeligen, gezähnten Blättern, sechs- bis zehnblütigen, meist in einer dichten, endständigen Aehre stehenden Quirlen und kleinen gelblichen, weißlichen oder hellblauen Blumenkronen.

Bekannt sind aus dieser Gattung folgende zwei Arten:

1) L. spicata *Willdenow* mit aufrechten, 1—$1\frac{1}{2}$ Fuß hohen, vierkantigen, weichhaarigen Stengeln und 2—6 Zoll langen, fast sitzenden, eiförmigen, stumpfen, gekerbten, am Grunde keilförmig verschmälerten, runzeligen, weichhaarigen, beiderseits grünen Blättern, von denen die unmittelbar unter der länglichen, 1—$1\frac{1}{2}$ Zoll langen, endständigen Aehre stehenden zwar kleiner und stiellos, aber sonst von gleicher Gestalt sind. Die Kelche sind weichhaarig, zur Fruchtzeit bedeutend aufgeblasen, geschlossen. Die Blumenkrone ist klein, gelblich. Hierzu gehören als Synonyme Horminum caulescens *Ortega* und Ulricia pyramidata *Jacquin*.

2) L. procumbens *Bentham*. Stengel niederliegend mit meist einfachen, wolligen, vierkantigen Aesten und $1\frac{1}{2}$—2 Zoll langen gestielten Blättern, von denen die untern eiförmig, die obern länglich, alle stumpf, gekerbt, runzelig, am Grunde fast herzförmig, die untersten blütenständigen fast gleichgestaltet, die obern klein und deckblattartig sind. Die wenigen Blütenquirle stehen voneinander entfernt. Die Kelche sind zur Fruchtzeit weit-glockenförmig. Die blaßblaue Blumenkrone ist wenig länger als an der vorigen Art.

Auszuschließen ist aus dieser Gattung Lepechinia clinopodifolia *Willdenow* (Horminum clinopodifolium *Persoon*) und als Synonymon von Mentha dahurica *Fischer* zu betrachten. *(A. Garcke.)*

LEPEL, auch Leppel, Kreisstadt im russischen Gouvernement Witebsk, am Südufer des Lepelsees (8 Kilom. lang, bis 2 Kilom. breit) zwischen den Flüssen Ulla und Essa, mit 3 russischen, 1 katholischen Kirche, 1 Synagoge, 3 jüdischen Bethäusern und (1885) 6003 Einwohnern, wovon etwa der vierte Theil Juden sind. Industrie und Handel sind unbedeutend.

In der ersten Hälfte des 15. Jahrh. stand neben

der gegenwärtigen Stadt Lepel ein der Kirche zu Witebsk zugehöriges Dorf Alt-Lepel, das noch jetzt besteht. Im J. 1563 nahmen die Russen den Ort in Besitz und errichteten hier eine Burg, die jedoch bald in die Hände der Polen überging und von diesen noch mehr befestigt wurde. Um den Schutz der Festung herum bildete sich eine Ansiedelung mit dem Namen Neulepel oder Weißlepel. Später kamen Festung und Ort in den Besitz des Franciscaner- und dann des Bernhardinerklosters in Wilna. Zu Rußland kam Lepel bei der zweiten Theilung Polens; seit 1805 ist es Kreisstadt.

Der Kreis Lepel (3884 □Kilom. mit 126,936 Einwohnern) bildet den südlichsten Theil des Gouvernements Witebsk. *(T. Pech.)*

LEPELETIER (Amédée Louis Michel), Graf von Saint-Fargeau, war der Sohn von Michel Etienne, Grafen von Saint-Fargeau, ersten Präsidenten des pariser Parlaments und am 9. Oct. 1770 geboren. Die Ermordung eines ältern Bruders und dessen Verherrlichung (mit Marat) als «Märtyrer der Freiheit» änderten seine Lebensrichtung. Er gab die geistliche Laufbahn, für welche er bestimmt war, auf und widmete sich mit seinem jüngeren Bruder (welcher als Offizier kurze Zeit vor ihm starb) der Naturgeschichte, anfänglich der Botanik, bald aber ausschließlich der Entomologie, besonders dem Studium der Hymenopteren. Mit Audinet-Serville bearbeitete er in der «Encyclopédie méthodique» die Insekten, für die «Faune française» von de Blainville die Lepidopteren und für die «Suites à Buffon», welche der Verleger Roret unternahm, die Hymenopteren, auf welche Insektenordnung sich auch seine kleineren Arbeiten beziehen. Er hatte zwei Söhne, der älteste war 1794 geboren; der jüngere (beide waren Offiziere) starb wenige Monate vor ihm, er selbst starb in Saint-Germain-en-Laye am 23. Aug. 1845. («Ann. de la Soc. Entom. de France».) *(Victor Carus.)*

LEPERDITIA, eine Gattung der Entomostraceen oder zweischaligen Crustaceen, mit chitinöser, zweiklappiger Schale und deutlichen Augen. L. baltica aus dem schwedischen Silur, eine weit verbreitete Versteinerung in den Geschieben des norddeutschen Diluviums.

(E. Geinitz.)

LEPIDIUM (Kreſſe), eine von Linné aufgestellte, 60 bis 80 in den gemäßigten und heißen Gegenden der ganzen Erde vorkommende Arten umfassende Gattung der Cruciferen mit folgenden Merkmalen: Kelchblätter kurz, am Grunde gleich; Staubgefäße 2 bis 4, bisweilen stehend; Kronblätter kurz oder fehlend; Schötchen länglich, eiförmig, verkehrt-eiförmig oder verkehrt-herzförmig, selten fast kugelig, meist von der Seite stark zusammengedrückt, gekielt, an der Spitze ausgerandet, geflügelt oder flügellos, mit schmaler häutiger Scheidewand, sehr kurzem oder fadenförmigem Griffel und ausgerandeter Narbe. Samen in den Fächern einzeln oder sehr selten zu zweien, von der Spitze der Scheidewand herabhängend, zusammengedrückt oder fast dreikantig, unberandet, mit freien Samenträgern; Keimblätter bei einer Art dreitheilig.

Von De Candolle wurde diese Gattung in folgende Sectionen getheilt, welche von andern Botanikern zum Theil als eigene Gattungen angesehen worden sind:

1) Cardaria. Schötchen ei-herzförmig, spitz, Klappen ungeflügelt, Griffel fadenförmig. 2) Ellipsaria. Schötchen elliptisch, Klappen gekielt, flügellos, Griffel fadenförmig. 3) Bradypiptum. Von voriger Section nur durch den kurzen Griffel verschieden. 4) Cardamon. Schötchen fast kreisrund, ausgerandet, Klappen schwach geflügelt, Griffel kurz, Keimblätter dreitheilig. Diese Section wurde von Spech Thlaspidium genannt. 5) Lepia. Schötchen fast kreisrund, ausgerandet, Klappen an der Spitze geflügelt, Flügel oft dem äußerst kurzen Griffel angewachsen. 6) Dileptium (Cynocardamum *Webb*). Schötchen fast elliptisch, Klappen gekielt, flügellos, Narbe sitzend, Blüten bisweilen zwei bis viermännig. 7) Lepidiastrum. Schötchen eiförmig oder elliptisch, ganzrandig, Klappen gekielt, flügellos, Narbe sitzend.

Außerdem sind zu dieser Gattung noch Physolepidium von Schrenk mit aufgeblasenen Schötchen, zwei- oder durch Fehlschlagen einsamigen Fächern und flügellosen Klappen und Monoploca von Bunge zu ziehen.

(A. Garcke.)

LEPIDODENDRON (Schuppenbaum), ausgestorbene Pflanzengattung, welche mit den heutigen Bärlappgewächsen, den Lycopodinen, insbesondere mit Selaginella und Isoetes hinsichtlich der Fruchtbildung in naher Verwandtschaft stand. Sie machte mit den Sigillarien und Calamiten den Hauptbestandtheil der Wälder zur Steinkohlenzeit aus. Die Stämme erreichten in manchen Arten bei zehn Fuß Umfang eine Höhe von 80 bis 100 Fuß, waren mehrfach gabelig-verzweigt und sind nebst den entblätterten Aesten mit zahlreichen, dichtstehenden, rhombischen bis elliptischen Blattpolstern wie mit Schuppen bedeckt. Die Narben, welche die abgefallenen Blätter zurückließen, zeigen, daß die schmal linealischen oder lanzettlichen, mehr oder weniger langen Blätter von drei Nerven, einem mittlern stärkern und zwei seitlichen, von ersterem wenig entfernten oder fast mit ihm verschmelzenden der Länge nach durchzogen waren. Diese Blätter sind als Lepidophyllum beschrieben, wie die zapfenförmigen Fruchtstände, welche äußerlich mit den Zapfen lebender Coniferen große Aehnlichkeit haben, den Namen Lepidostrobus erhielten. Es lassen sich davon zweierlei Sporangien, Mikro- und Makrosporangien unterscheiden, die erstern im obern, die letztern im untern Theile der Aehre. Die Makrosporen sind sphärisch und so groß, daß sie mit unbewaffnetem Auge wahrgenommen werden können; die Mikrosporen, welche in jedem Sporangium bedeutend zahlreicher auftreten, sind viel kleiner und zu vieren vereinigt, wie bei allen Lycopodinen. Die letzten Repräsentanten dieser und der verwandten Gattungen, welche die Familie der Lepidodendreen bilden, finden sich in der Dyas oder der permischen Formation.

(A. Garcke.)

LEPIDOKROKIT, Mineral in mikrokrystallinischen, traubigen und nierenförmigen Aggregaten, von schuppig-faseriger Textur, röthlich-brauner Farbe; wenig

glänzend, von der Härte 3, dem specifischen Gewicht 3,7. Durch seinen Gehalt an etwas Manganoxyd von dem Göthit verschieden, mit ziemlich viel Wasser, daher auch zum Brauneisenerz gerechnet. Findet sich besonders schön bei Siegen in Westfalen, wird zur Darstellung des Eisens verwandt. *(E. Geinitz.)*

LEPIDOLITH, Lithionglimmer. Mineral, zur Glimmergruppe gehörig, speciell zum Kaliglimmer, durch bedeutenden Gehalt an Lithion (5,6 Proc.) und Fluor (bis 8,7 Proc.) charakterisirt. Monokline Krystalltafeln, ähnlich denen des Kaliglimmers und von denselben physikalischen Eigenschaften, oft von rosenrother oder pfirsichblüthrother Farbe, was von etwas Manganoxyd herrührt. Nach Tschermak von der chemischen Formel:

$$3\,(K, Li)_6\,(Al^2)_3\,Si_6\,O_{24} + Si_{10}\,O_8\,F_{24}.$$

Besonders gute Varietäten finden sich bei Penig, zu Rozena in Mähren, Utö, Katharinenburg u. a. *(E. Geinitz.)*

LEPIDOMELAN. Ein zur Glimmergruppe gehöriges Mineral, in kleinen sechsseitigen Tafeln und Schuppen des monoklinen Krystallsystems von schwarzer Farbe und starkem Glanze auftretend. Der chemischen Constitution nach entspricht es in der Formel:

$$H_4\,K_2\,(Al_2, Fe_2)_3\,Si_6\,O_{24} + x\,Mg_{12}\,Si_6\,O_{24}$$

der Meroxen- oder Biotitreihe. Findet sich am Persberg in Wermland. *(E. Geinitz.)*

LEPIDOPTERA, Schuppenflügler, Schmetterlinge, eine Ordnung saugender Insekten mit vier häutigen, mit Schuppen bedeckten Flügeln und vollständiger Verwandlung. Von den drei Gliedmaßenpaaren, welche die Mundwerkzeuge der Insekten bilden, ist bei den entwickelten Schmetterlingen das erste, der sogenannte Oberkiefer, verkümmert; das zweite Paar hat verkümmerte zweigliedrige (nur bei den Motten fünf- bis sechsgliedrige) Taster, aber einen sehr entwickelten, rinnenförmig ausgehöhlten Kiefer- oder Ladentheil, welcher sich an den entsprechenden Theil der andern Seite anlegend, mit diesem ein Rohr bildet, durch welches mittels pumpender Bewegungen der Speiseröhre die flüssige, aus Blütensäften bestehende Nahrung eingesogen wird. Dieser sogenannte Rüssel, oder Rollzunge, ist meist spiral eingerollt, und zwar bei einigen Spinnern sehr kurz, in der Regel aber lang, oft viel länger als der Körper und der Länge des Blütenkelches der von dem Insekt besuchten Pflanze angepaßt. Der Körper ist im Verhältniß zu den großen, nur bei wenigen Formen verkümmerten Flügeln klein. Die Flügel werden in der Ruhe entweder senkrecht aneinander gelegt oder glatt dachziegelig sich deckend gehalten. Alle drei Brustringe sind miteinander verwachsen; der erste bildet den sogenannten Halskragen. Aus den (bei einigen Formen zuweilen ohne Begattung und Befruchtung gelegten) Eiern entwickelt sich zunächst eine mit dem Namen «Raupe» bezeichnete Larve, welche durch beißende Mundtheile ausgezeichnet und dadurch vom entwickelten Insekt abweichend häufig schädlich wird, indem sie entweder, in Masse auftretend, Verheerungen an Pflanzen anrichtet oder durch den Fraß von Woll- und Pelzsachen verderblich wird. Die Raupen erleiden ihre Verwandlung in den ruhenden, nicht fressenden sogenannten Puppen (Chrysaliden), in denen sie entweder nur in der haarigen abgestreiften Larvenhaut, oder von einem aus besondern Spinndrüsen abgesonderten Gespinst eingeschlossen liegen. Die Gliedmaßen sind dabei erkennbar dem Rumpfe dicht anliegend (gedeckte Puppe, pupa obtecta). Während die Entwickelung der Raupe und der Puppe mehrere Monate, ja Jahre dauern kann, ist die Lebensdauer des entwickelten Schmetterlings, besonders des männlichen, meist sehr kurz und nur auf die Begattung und Eiablage beschränkt. Die Größe der Schmetterlinge schwankt zwischen wenigen Linien und mehreren Zollen. Die Zahl der bekannten Arten dürfte 20,000 übersteigen. Die freilich nicht ganz streng durchzuführende Eintheilung scheidet zunächst die Groß- von den Kleinschmetterlingen, welche letztere die Zünsler, Wickler, Schaben (Motten) und Geistchen umfassen. Die Großschmetterlinge zerfallen nach der Form ihrer Fühler in Keulenfühler oder Tagfalter (Rhopalocera, Diurna) und in solche mit spindel-, borsten- oder fadenförmigen Fühlern, Dämmerungs- und Nachtfalter (Heterocera, Crepuscularia und Nocturna; auch die Microlepidoptera gehören hierher). Die erste Gruppe wird nur von den Papilioniden gebildet, innerhalb deren man eine Anzahl Familien unterscheidet. Sie enthalten die größten, prächtigsten Formen. Zu den Dämmerungsfaltern gehören die Schwärmer (Sphingidae) und Widderchen (Zygaenidae), zu den Nachtschmetterlingen die Bären, Spinner, Eulen und Spanner. *(J. Victor Carus.)*

LEPIDOSIREN *Fitzinger*, eine von Natterer 1835 im Gebiete des Amazonenstromes entdeckte Fischart, welche er, sie für ein Amphibium haltend, Schuppenmolch nannte. Mit dem afrikanischen Protopterus und dem australischen Ceratodus, dem Barramunda, repräsentirt sie die Unterklasse der Lurchfische, welche von den eng damit verwandten Schmelzschuppern, den Ganoiden, dadurch abweichen, daß ihre mit einem sich ventral in den Schlund öffnenden Gange versehene Schwimmblase die Function einer Lunge ausführt, indem ein Theil des ihr zugeführten Blutes venös ist und in ihr arteriell geworden zum Herzen zurückkehrt. Die Gattung hat fünf Kiemenbogen, vier Kiemenspalten und keine äußern Kiemenanhänge. Die einzige Art, L. paradoxa *Fitz.* wird 1—1,25 Met. lang. *(J. Victor Carus.)*

LEPIDOSTEUS *Lacépède*, Knochenhecht, eine Gattung der Schmelzschupper oder Ganoiden und der einzige lebende Repräsentant der Ordnung der Lepidosteini oder Euganoidei. Die Gattung ist durch hechtförmige Gestalt, ganz verknöcherte Wirbel, ganoide Rhombenschuppen, eine Kiemendeckelkleine und Pseudobranchie, wenig zahlreiche Kiemenhautstrahlen und durch am Vorderrande der Flossen befindliche Schindeln (Fulcra) ausgezeichnet; die Kiefer tragen zwischen den kleinen Bürstenzähnen große konische Zähne. Die Arten (die häufigste ist L. osseus) leben in Süßwässern Nordamerikas. *(J. Victor Carus.)*

LEPIDUS, römische Familie, zu dem altpatricischen Geschlecht der Aemilier gehörig. Die bekanntesten und bedeutendsten Mitglieder sind:

1) M. Aemilius Lepidus. Derselbe zeichnete sich nach Valerius Maximus (III, 1, 1) bereits als fünfzehnjähriger Knabe in einer Schlacht aus, wofür ihm auf dem Capitol eine Statue errichtet wurde. Im J. 201 v. Chr. wurde er mit zwei andern als Gesandter zu dem unmündigen König Ptolemäus V. von Aegypten und von hier im nächsten Jahre zu Philipp von Macedonien geschickt. Im J. 192 v. Chr. bekleidete er die curulische Aedilität und hierauf sogleich die Prätur, in welcher er Sicilien verwaltete. Im folgenden Jahre (190 v. Chr.) that er sich als Kriegstribun in der Schlacht bei Magnesia, in der er das römische Lager zu decken hatte, durch seine Geistesgegenwart hervor (*Liv.* XXXVII, 43). Im J. 187 wurde er Consul und erhielt mit seinem Collegen C. Flaminius Ligurien als Provinz. Nachdem beide Consuln gemeinsam die Ligurer unterworfen, legte er eine Straße von Ariminum nach Placentia an, die nach ihm Via Aemilia genannt wurde. Ein zweites Consulat bekleidete er 175. Als Censor errichtete er 179 außer andern Gebäuden auf dem Markte die Basilica Aemilia. Bei der Aufstellung der Senatsliste, die er mit seinem Collegen M. Fulvius Nobilior gemeinsam vornahm, wurde er von diesem zum princeps senatus ernannt (*Liv.* XL, 51). Seit 199 war er Pontifex und seit 180 Pontifex maximus. Er starb in hohem Alter 152 v. Chr.

2) M. Aemilius Lepidus, mit dem Beinamen Porcina, ausgezeichneter Redner. Er bekleidete 137 das Consulat mit C. Hostilius Mancinus und widersetzte sich während seiner Amtsführung der Annahme der im Sinne der demokratischen Partei beantragten lex Cassia tabellaria, durch welche für die Gerichtsverhandlungen, außer wenn es sich um Hochverrath handelte, die Abstimmung mit Tafeln statt der mündlichen eingeführt wurde. Nachdem sein College Mancinus wegen des schmählichen Vertrags, den er mit den Numantinern geschlossen, vom dortigen Kriegsschauplatz abberufen worden war, wurde er selbst im folgenden Jahre als Proconsul mit dem Commando beauftragt, jedoch von den Vaccäern, die er grundlosерweise angriff, geschlagen (*Appian.* Ib. 80 fg.). Später wurde er Augur und als solcher 125 v. Chr. wegen seines Aufwandes von den Censoren zur Verantwortung gezogen.

3) M. Aemilius Lepidus, Urenkel von Nr. 1. Derselbe begann seine politische Laufbahn im J. 100 v. Chr., indem er sich den Umtrieben des Saturninus widersetzte. Im J. 82 bekleidete er die Prätur und unterstützte Sulla im Kampfe gegen die Marianer. Zur Belohnung hierfür erhielt er für die beiden nächsten Jahre als Proprätor die Provinz Sicilien, wo er sich durch Erpressungen bereicherte. Bald darauf ging er insgeheim zur demokratischen Partei über, wurde jedoch, obwohl Sulla ihm mistraute, für das Jahr 78 mit Hülfe des Pompejus zum Consul gewählt. Alsbald nach seinem Amtsantritt forderte er, noch bevor Sulla gestorben, das Volk in einer leidenschaftlichen Rede, deren Inhalt von Sallust wiedergegeben wird, auf, das Joch der sullanischen Verfassung abzuschütteln. Sein College Q. Lutatius Catulus leistete ihm jedoch erfolgreichen Widerstand. Als Sulla mittlerweile in Puteoli eines plötzlichen Todes starb, suchte Lepidus seine Bestattung zu hindern; doch wurde dieselbe von Catulus unter dem Beistande des Pompejus durchgesetzt. Nun aber trat Lepidus mit verschiedenen Anträgen hervor, welche Wiedereinführung der von Sulla aufgehobenen Getreidespenden, Rückberufung der im Exil weilenden Proscribirten und Rückgabe der den sullanischen Soldaten angewiesenen Ländereien an die früheren Eigenthümer bezweckten. Der Senat suchte die heftigen Parteikämpfe, die hierüber entbrannten, zu verhindern, indem er beide Consuln veranlaßte, sich noch vor Ablauf ihres Amtsjahres mit ihren Heeren in die ihnen zugewiesenen Provinzen zu begeben und sie zugleich eidlich verpflichtete, sich gegenseitig nicht mit den Waffen zu bekämpfen. Lepidus zog indessen statt nach dem narbonensischen Gallien, welches er zu verwalten hatte, nur nach Etrurien, wo sich eine große Masse von Aufständischen um ihn sammelte. Der hierauf an ihn ergangenen Aufforderung des Senats, nach Rom zu kommen und die Magistratswahlen abzuhalten, leistete er keine Folge und so begann das neue Jahr (77 v. Chr.) mit einem Interregnum. Lepidus forderte nunmehr, indem er eine drohende Haltung annahm, für das Volk die Wiederherstellung der von Sulla geschmälerten tribunicischen Amtsgewalt und für sich selbst ein zweites Consulat. Der Senat erklärte ihn jedoch für einen Feind des Vaterlandes und übertrug dem aus seiner Provinz Gallia cisalpina eilig zurückberufenen Catulus unbeschränkte Vollmacht zur Rettung des Staates. In einer in der Nähe des Marsfeldes gelieferten Entscheidungsschlacht wurde Lepidus geschlagen und floh nach Etrurien, wo er bei Cosa durch Pompejus abermals eine Niederlage erlitt. Nachdem er mit den Trümmern seines Heeres nach Sardinien geflüchtet, starb er dort noch im Sommer des nämlichen Jahres.

4) M. Aemilius Lepidus, Sohn des Vorigen, der Triumvir. Seine Geburt fällt ins Jahr 89 v. Chr. Zum ersten Male begegnet er um das Jahr 64 als Pontifex. Bei dem zu Anfang des Jahres 52 entstandenen Interregnum war er erster Interrex. Da er als solcher sich weigerte, die Wahlen der Oberbeamten vorzunehmen, was gegen das Herkommen gewesen wäre, wurde er von den Anhängern des P. Clodius, der sich für dieses Jahr um die Prätur bewarb, in seinem Hause belagert und nur durch Milo's bewaffnete Banden gerettet. Er selbst erlangte für dieses Jahr die curulische Aedilität, in welcher er gemeinsam mit seinem Collegen M. Marcellus das aventinische Dianenheiligthum wiederherstellte. Drei Jahre nachher (49 v. Chr.) wurde er praetor urbanus und trat in dem nun entbrennenden Bürgerkriege auf Cäsar's Seite. Als derselbe nach der Einnahme Roms sich nach Spanien gewandt und das pompejanische Heer bei Ilerda vernichtet hatte, ließ Lepidus sich gegen die Verfassung durch einen Volksbeschluß ermächtigen, ihn zum Dictator zu ernennen. Zum Lohne hierfür wurde ihm für das Jahr 48 die Verwaltung des diesseitigen Spaniens mit proconsularischer Befugniß übertragen. In dieser Stellung machte

er sich Cäsar dadurch nützlich, daß er die Händel zwischen dem von Cäsar im jenseitigen Spanien zurückgelassenen Statthalter C. Cassius Longinus und seinem Quästor M. Marcellus schlichtete, wofür ihm bei seiner im nächsten Jahre erfolgten Rückkehr, ohne daß er eine Waffenthat von Belang verrichtet, der Triumph zuerkannt wurde. Für das Jahr 46 wurde er mit Cäsar zusammen zum Consul gewählt und blieb als solcher, während Cäsar in Afrika mit den Pompejanern kämpfte, in Rom. Als Cäsar nach seiner Rückkehr zu Ende des Jahres 46 seine dritte Dictatur antrat, ernannte Lepidus sich selbst verfassungswidrigerweise zum Reiterführer. In dieser Stellung leitete er während des Spanischen Krieges unter Mitwirkung von acht praefecti urbis die städtischen Angelegenheiten. Als Cäsar am 1. Jan. 44 seine vierte Dictatur antrat, wurde er abermals zum Reiterführer ernannt. Zugleich wurde ihm die Verwaltung des narbonensischen Galliens und des diesseitigen Spaniens übertragen mit dem Rechte, sich hierin einstweilen durch Legaten vertreten zu lassen. Nach Cäsar's Ermordung (15. März 44) floh er im ersten Schrecken in seine Wohnung, doch ermannte er sich bald und besetzte noch in der Nacht das Forum mit Truppen. Am folgenden Tage suchte er das Volk durch eine Rede gegen die Mörder aufzuwiegeln. Antonius bestimmte ihn jedoch, von Gewaltmaßregeln abzusehen, und verschaffte ihm, um in ihm ein Werkzeug zu besitzen, die durch Cäsar's Tod erledigte Stelle des Pontifex maximus. Zugleich trat er mit Lepidus dadurch in nähere Verbindung, daß er seine Tochter mit dessen Sohn (Nr. 7) verlobte. Bald nachher begab sich Lepidus in seine Provinzen und veranlaßte den Sextus Pompejus, der nach der Schlacht bei Munda im jenseitigen Spanien neue Streitkräfte gesammelt hatte, zu einem Vergleich, wofür ihm der Senat auf Antrag des Antonius ein Dankfest bewilligte (Ende November 44). Als hierauf Antonius sich offen gegen den Senat auflehnte und den Decimus Brutus in Mutina belagerte, suchte Cicero in einer am 3. Jan. 43 gehaltenen Senatssitzung den Lepidus dadurch für die Sache der Republikaner zu gewinnen, daß er ihm wegen jenes Vergleiches mit Sextus Pompejus eine goldene Reiterstatue decretiren ließ. Lepidus unternahm indessen nichts Ernstliches gegen Antonius, sondern gewährte ihm, nachdem er bei Mutina am 21. April geschlagen worden war, Zuflucht im narbonensischen Gallien, worauf beide Feldherren am 29. Mai bei Forum Julii ihre Truppen vereinigten. Der Senat erklärte nunmehr am 30. Juni Lepidus für einen Feind des Staates. Nachdem aber Octavian auch seinerseits mit dem Senat gebrochen und im August Rom erobert hatte, kam es im November 43 zwischen Antonius und Lepidus, deren Aechtung der Senat hatte zurücknehmen müssen, und Octavian auf einer Insel des Flusses Lavinius zwischen Mutina und Bononia zu einer Zusammenkunft, die zum Abschluß des zweiten Triumvirats führte. Die drei Machthaber zogen hierauf an der Spitze ihrer Heere gemeinsam nach Rom und ließen sich auf Grund eines von dem Volkstribunen P. Titius beantragten Gesetzes zu tresviri rei publicae constituendae consulari imperio ernennen, welche unabhängig vom Senat und Volk regieren sollten. Als Endtermin ihrer Amtsführung, welche sie am 27. Nov. 43 begannen, wurde der 31. Dec. 38 festgesetzt. Lepidus erhielt für diese Zeit die beiden Spanien und das narbonensische Gallien, Octavian Afrika, Numidien, Sicilien und Sardinien, Antonius aber Gallia cisalpina und Gallia comata. Der Besitz dieser Herrschaft wurde durch ausgedehnte Proscriptionen gesichert. Für das Jahr 42 wurde Lepidus statt des von Cäsar hierzu bestimmten Decimus Brutus zum Consul ernannt und übernahm als solcher die Obhut der Stadt, während Octavian und Antonius gegen M. Brutus und Cassius zu Felde zogen und dieselben bei Philippi besiegten (Herbst 42). Beide trafen hierauf ein geheimes Abkommen, wonach Lepidus, der im Verdacht eines Einverständnisses mit Sextus Pompejus stand, genöthigt werden sollte, das narbonensische Gallien an Antonius und die beiden Spanien an Octavian abzutreten. Für den Fall, daß er sich von jenem Verdacht rechtfertigen konnte, sollte er die beiden afrikanischen Provinzen Octavian's erhalten. Lepidus mußte in der That zu Beginn des Jahres 41 auf seine Provinzen verzichten und erhielt, obwol er sich zu vertheidigen wußte, Afrika und Numidien erst nach der Beendigung des perusinischen Krieges (März 40 v. Chr.). Durch den im nämlichen Jahre zwischen Antonius und Octavian abgeschlossenen brundisinischen Vertrag wurde er als Statthalter dieser Provinzen anerkannt. Am 31. Dec. 38 lief das Triumvirat ab, wurde jedoch, obwol Lepidus an demselben thatsächlich keinen Antheil mehr hatte, durch den zu Anfang des nächsten Jahres zwischen Antonius und Octavian vereinbarten tarentinischen Vertrag bis zum 31. Dec. 32 verlängert. Im folgenden Jahre (36) kam es zum Kriege zwischen Octavian und dem im Besitze Siciliens befindlichen Sextus Pompejus, an welchem sich Lepidus betheiligte. Es gelang ihm, Messana zur Uebergabe zu bringen, wobei acht daselbst befindliche Legionen des Sextus Pompejus zu ihm übergingen. Da er jetzt im ganzen über 20 Legionen verfügte, so glaubte er nach der siegreichen Beendigung des Krieges Sicilien für sich beanspruchen zu können. Octavian rückte jedoch mit seinem Heere vor Messana, worauf die Truppen des Lepidus in einzelnen Abtheilungen zu ihm übergingen. In solcher Lage sah Lepidus sich veranlaßt, Octavian kleinmüthig um Gnade anzugehen. Derselbe beließ ihm nicht nur sein Leben und Vermögen, sondern auch das Amt des Pontifex maximus und wies ihm Circeji als Wohnsitz an, wo er 13 v. Chr. starb. Vgl. über ihn Drumann, «Geschichte Roms», I, 12—22.

5) L. Aemilius Paullus (Lepidus), älterer Bruder des Triumvirs. Den Namen Paullus führte er wahrscheinlich zur Erinnerung an seinen berühmten Geschlechtsgenossen, der den Perseus bei Pydna besiegt hatte. In seiner politischen Laufbahn zeigte er sich anfänglich als Anhänger der Senatspartei, indem er 63 v. Chr. den Catilina wegen Gewaltthätigkeit belangte. In seiner curulischen Aedilität, die er im J. 55 bekleidete, stellte

er die von seinem Urgroßvater (Nr. 1) erbaute Basilica Aemilia wieder her. Im J. 53 wurde er Prätor und, nachdem er von Cäsar — angeblich durch große Geldsummen — gewonnen worden, im J. 50 Consul, in welcher Stellung er sich jedoch damit begnügte, nicht gegen Cäsar aufzutreten. Während des Bürgerkrieges blieb er in Italien und lebte in der Stille auf dem Lande. Nach Cäsar's Ermordung trat er auf die Seite der Optimaten und stimmte in einer am 30. Juni gehaltenen Senatssitzung sogar für Cicero's Antrag, nach welchem sein eigener Bruder für einen Feind des Staates erklärt wurde. Aus diesem Grunde wurde er nach dem Einzug der Triumvirn auf die Proscriptionsliste gesetzt, doch ließen ihn die Soldaten — wahrscheinlich auf eine geheime Weisung seines Bruders — entkommen. Er begab sich zu M. Brutus und nach dessen Tode nach Milet, wo er auch später, als ihn die Triumvirn zurückberiefen, blieb. Vgl. Drumann, «Geschichte Roms», I, 4—10.

6) Paullus Aemilius Lepidus, Sohn des Vorigen. Er wurde im J. 43 mit seinem Vater geächtet und von Brutus mit der Vertheidigung Kretas beauftragt. Nach dessen Tode betheiligte er sich aber nicht mehr weiter am Kampfe gegen die Triumvirn, sondern schloß sich vielmehr im J. 36 dem Octavian im Kriege mit Sextus Pompejus an. Zwei Jahre nachher wurde er consul suffectus und vollendete als solcher eine von seinem Vater begonnene Basilika, welche 14 v. Chr. abbrannte. Im J. 22 bekleidete er die Censur.

7) M. Aemilius Lepidus, Sohn des Triumvirs (Nr. 4), vermählt mit einer Tochter des Triumvirs M. Antonius. Nach der Schlacht bei Actium beabsichtigte er, den Octavian zu ermorden, wurde jedoch, nachdem sein Plan ruchbar geworden, auf Befehl des Mäcenas hingerichtet. *(L. Holzapfel.)*

LEPONTIER. Nach Cäsar (B. G. IV, 10) entspringt der Rhein im Gebiete der Lepontier; nach Strabon wohnten dieselben im Westen von Como [1]; Plinius (III, 135) bezeichnet die Gegend der Rhônequellen als deren Sitze. Hiernach steht der Südabhang des St.-Gotthard als Heimat der Lepontier fest; womit übereinstimmt, daß das Thal des oberen Ticino heute noch Val Leventina heißt. Fügen wir hinzu, daß Ptolemäus Oskela, d. i. das heutige Domo d'Ossola [2] an der Toce, eine lepontische Stadt nennt, so werden wir mindestens den heutigen Canton Tessin als das Gebiet jener Völkerschaft betrachten dürfen, die ja numerisch nicht unbedeutend gewesen sein kann, da einer ihrer Stämme genannt wird (den übrigens Plinius im Alpentropäum, III, 137, als eine besondere Völkerschaft anführt); auch würde sich sonst der Name der Lepontier schwerlich fast unverändert erhalten haben.

Eben aus diesem letzteren Umstande folgt, daß der Name einheimisch war; mithin ist uns in dem Bau des Wortes ein Mittel gegeben, wenigstens zu einer Vermuthung über die Nationalität der durch dasselbe bezeichneten Völkerschaft zu gelangen. Die Bildungen mit -ont, -ant, -ent, -int, -unt sind gallisch; so wird von brig «collis» gebildet, neben dem Volksnamen Brigiani, der Stadtname Brigantum; von carn, «Fels», stammen Carnutia und Carnuntum; vom Stamme des irischen aighe «collis» ist abgeleitet der Stadtname Aguntum. Lepontii ist gebildet wie der Name der ligurischen Völkerschaft der Bocontii, verglichen mit dem des norischen Königs Bocio oder Boccio bei Cäsar [3], wie die gallischen Personennamen Gerontius und Lucontius (vgl. mit Leucetius) und die Städtenamen Vesontio (vgl. mit Vesunna) und Magontiacum oder Mogontiacum (vgl. mit Magonnus, Magunus) [4].

In ethnologischen Dingen dürfen uns die Urtheile der Alten nicht binden, denn die Ethnologie ist eine neuere Wissenschaft; wie wenig jene Urtheile für uns maßgebend sein dürfen, zeigt sich gerade bei dieser Gelegenheit. Plinius meldet, daß außer Cato alle ihm sonst bekannten Schriftsteller [5] die Lepontier für den Rest der von Hercules geführten Schar ansehen, «welchen beim Uebergang über die Alpen hier die Gliedmaßen erfroren; diesem Heere hätten auch die Griechen angehört, welche in den Thälern der in der Folge nach ihnen benannten Grajischen Alpen sich ansiedelten, sowie die durch den Adel ihres Geschlechts hervorragenden Euganeer». — Das erscheint uns kindisch, aber doch nur von unserm Standpunkte aus. So gering dürfen wir jene alten Schriftsteller nicht achten, um zu meinen, sie haben sich durch die Namen der Lepontii und der Graiae Alpes (d. i. Felsengebirge) allein zu ihrer Ethnologie verleiten lassen. Die gallische Sprache hatte in ihren Nominalendungen in der That eine wunderbare griechische Färbung; noch sind uns in den Inschriften zahlreiche Endungen erhalten des Nominativs der Einzahl auf -os, -on, -is, -a, des Nominativs der Mehrzahl auf -oi, des Accusativs d er Einzahl auf -on, -an-, in [6]: ein Grieche, welchem ein Zweifel an der historischen Persönlichkeit des Herakles noch niemals aufgestiegen war, konnte wohl, wenn er in jenen Thälern reden hörte, oder wenn er gallische, von dort herrührende Aufzeichnungen in griechischen Buchstaben sah, deren man sich dort oft bedient zu haben scheint (wir besitzen noch einige gallische Inschriften in griechischer Schrift) [7], zu der Meinung gelangen, daß er es mit Nachkommen von Landsleuten zu thun habe. Hören wir, was jene Schriftsteller wahrgenommen, nicht wie sie das Wahrgenommene gedeutet haben, so werden wir in ihren Worten eine Be-

1) *Strab.* p. 204 (IV, 6, 6): *ὑπέρκεινται δὲ τοῦ Κώμου τῇ μὲν Ῥαιτοὶ ἐπὶ τὴν ἕω κεκλιμένοι, τῇ δὲ Λεπόντιοι.* 2) Zeuß, «Die Deutschen und die Nachbarstämme», S. 236.

3) B. G. I, 53; die Verdoppelung des c hat lediglich graphischen Werth, sie bezeichnet die Länge des vorhergehenden Vocals. 4) Zeuß Ebel, «Gramm. Celt.», 798; Glück, «Die bei Cäsar vorkommenden keltischen Namen», S. 16, 128; Cuno, «Vorgeschichte Roms», Thl. 1: «Die Kelten», S. 108. 5) *Plin.* III, 134: ceteri fere omnes; man weiß, daß Plinius Strabon's Werk nicht kennt. 6) Cuno, a. a. O., S. 325—354. 7) Ebendas., Inschriften von Nimes und von Vaison.

stätigung finden des von uns vermutheten gallischen Charakters der Völkerschaft der Lepontier.

Cato, wie wir eben sahen, erklärte die Lepontier für Taurisker; Strabon erklärte sie für Räter (S. 206, IV, 6, 8). In dem Artikel über die Ligurer wird gezeigt werden, daß die Taurisker eine ligurische Völkerschaft, und daß die Ligurer selbst einer der Hauptstämme des großen Volkes der Kelten waren; an eben diesem Orte wird sich wenigstens die Wahrscheinlichkeit unmittelbarer Verwandtschaft der Räter mit den Galliern ergeben. *(J. G. Cuno.)*

LEPONTINISCHE oder Lepontische Alpen heißen bei Sonklar*) und anderen diejenigen Berggruppen und Ketten der Centralzone der Mittelalpen, welche den jetzigen schweizerischen Canton Tessin und die angrenzenden Gebiete der Cantone Wallis, Uri und Graubünden und der italienischen Provinzen Novara und Como einnehmen. Der Name wird schon von Strabo erwähnt, aber ohne nähere Definition, und stammt von dem Stamme der Lepontier (s. diesen Artikel), der seinen Sitz in den Gebieten der Toce und des Ticino hatte. Westlich werden die Lepontinischen Alpen von den Penninischen oder Walliseralpen durch die Einsattelung der Simplonstraße und die untere Toce, östlich von den Rhätischen oder Graubündner Alpen durch das Hinterrheinthal, die Splügenstraße und den obern Comersee geschieden. Die Grenze gegen die nördliche Zone der Mittelalpen wird durch den großen Thalzug von Oberwallis, Urseren und Vorderrheinthal gebildet; südlich schließt sich am San Joriopasse die zwischen dem Lago Maggiore und dem Comersee gelegene Voralpengruppe der Luganer- oder Seealpen an.

Die Lepontinischen Alpen erstrecken sich über ein Gebiet von circa 6700 Quadratkilometer und umfassen die Quellgebiete des Rhône (theilweise), der Reuß, des Vorder- und des Hinterrheins, des Ticino und der Toce. Die vorherrschenden Gesteine sind: Granit, Gneiß, Glimmerschiefer und Hornblendgesteine (Strahlstein, Gilt- oder Lavezstein), neben welchen, vornehmlich am Rande der Gruppe und in den zwischen den einzelnen Massiven eingeschnittenen Thälern graue, Belemniten führende Schiefer, wahrscheinlich dem Carbonsystem zuhörig, da und dort auch Serpentin, Marmor, Dolomit und Gips vorkommen.

Die Lepontinischen Alpen stehen sowol an absoluter Höhe, wie an Kühnheit und Mächtigkeit der Bergformen hinter den Penninischen Alpen zurück. Die durchschnittliche Gipfelhöhe der Hauptketten beträgt kaum 3000 Meter und einzig der Monte Leone (3565 Met.) steigt zu mehr als 3500 Met. Höhe an. Sehr beträchtlich ist dagegen die mittlere Paßhöhe, welche in dem die Wasserscheide zwischen Rhône-, Rhein- und Pogebiet bildenden Hauptkamme nahezu 2400 Met. beträgt. Die tiefsten Einsattelungen sind, abgesehen von den beiden Grenzpässen Simplon und Splügen, der St.-Gotthardpaß (2114 Met.), der Lukmanier (1917 Met.) und der San-Bernardino (2063 Met.). — Diese Massigkeit des Gebirges, verbunden mit der Steilheit der Abhänge und der furchtbaren Verwitterung, die sich in den wild zerklüfteten Felskämmen, in den Blockhaufen der Gipfel, den Trümmermeeren und Schutthalden der Hochthäler kundgibt, verleihen den Lepontinischen Alpen trotz ihrer verhältnißmäßig geringen Höhe den Charakter düsterer Großartigkeit, der durch die vielen kleinen melancholischen Hochseen kaum gemildert wird. Eine Ausnahme machen die unteren Stufen der nach Süden geöffneten Thäler der Toce, der Maggia, des Ticino, der Moësa u. s. w. und die zwischen denselben aufsteigenden Zweigketten, welche den Ernst des Hochgebirges mit der Lieblichkeit und Ueppigkeit des Südens verbinden. Der Wechsel zwischen nordisch-alpiner und südlicher Vegetation ist in den meisten Thälern ein plötzlicher und wird gewöhnlich durch eine der klammartigen Thalengen bezeichnet, welche die Thalstufen voneinander scheiden und welche die Flüsse in einer Reihe mächtiger Kaskaden und Stromschnellen durchbrechen. Ueberhaupt sind die Lepontinischen Alpen namentlich an ihrem Südabfall reich an Wasserfällen; denn wie die Stufen der Hauptthäler, so endigen auch die steilwandigen Seitenthäler meist mit Klammen, aus denen die Bäche in hohen staubbachähnlichen Fällen in die tief eingeschnittene Sohle des Hauptthales herabstürzen. Der berühmteste Fall der Lepontinischen Alpen ist der Tosafall (Cascata di Frutt) im italienischen Thale Pomatt (Val Formazza).

Auch hinsichtlich der Vergletscherung können sich die Lepontinischen Alpen mit den andern Hochgebirgen der Centralzone der Mittelalpen nicht messen. Die meisten Gletscher sind solche zweiter Ordnung (Hoch- und Hängegletscher), welche nicht bis in die Thäler niedersteigen. Die größten Gletschergebiete finden sich in der Umgebung des Monte Leone und des Griespasses, des Pizzo Rotondo (westlich vom St.-Gotthard), in den Medelserbergen und dem Adula- oder Rheinwaldgebirge.

Die Lepontinischen Alpen gliedern sich in drei Gruppen: 1) Die St.-Gotthardkette bildet einen Halbkreis um die Quellgebiete der Toce und des Ticino vom Simplon bis zum Lukmanier und dem Blegnothale. In der Mitte wird sie von der Einsenkung des St.-Gotthardpasses, der Hauptwasserscheide der Alpen, durchschnitten. Westlich vom St.-Gotthardpaß erheben sich auf der Wasserscheide zwischen Rhône- und Pogebiet der Monte Leone (3565 Met.), das Ofenhorn (3242 Met.), der Pizzo Rotondo (3197 Met.), östlich auf der Scheide zwischen Rhein- und Pogebiet der Pizzo Centrale (3003 Met.); nach Südosten verlängert sich die Kette, nun den Charakter der Mittelalpen tragend, bis zur Mündung des Brenno in den Ticino bei Biasca. 2) Die Tessineralpen, von der Gotthardkette durch die Thäler der Toce und des Ticino geschieden, am S.-Giacomopaß mit ihr zusammenhängend, bilden eine hufeisenförmige Umwallung der Thäler der Maggia und der Verzasca. In ihrem Nordwesten erhebt sich der vergletscherte Basodine zu 3276 Met., im Osten der

*) v. Sonklar, »Leitfaden der Geographie von Europa« 2. Aufl., Wien 1876).

Piz Campo Tenceca zu 3075 Met. Die übrigen Gebirge, die sich bis zum unteren Lauf der Toce, dem Lago Maggiore und zum Ticino unterhalb Bellinzona erstrecken, sind größtentheils felsige, spärlich bewachsene Mittelalpen von 2000—3000 Met. Höhe und sehr steilem Abfall. 3) Die Adula-Alpen erstrecken sich vom Lukmanier und den Thälern des Brenno und des Ticino ostwärts bis an den Hinterrhein und die Splügenstraße. Als Gletschergebirge heben sich besonders zwei Massen hervor, eine nordwestliche, im Hintergrunde des Val Medels, die im Piz Scopi (3200 Met.) und im Piz Medel (3202 Met.) gipfelt und eine mittlere, das eigentliche Adulagebirge, mit dem Piz Val-Rhein oder Rheinwaldhorn (3398 Met.) an der Quelle des Hinterrheins. Ein drittes jedoch weit kleineres Gletschergebiet umgibt den östlich zwischen dem San-Bernardinopaß und dem Splügen aufsteigenden Piz Tambo (3276 Met.). Von den Gletschergebieten des Medels und der Adula laufen zwischen Val Medels, Val Somvix, dem Lugnez, dem Safienthal und den Thalstufen des Hinterrheins lange großentheils bewachsene Mittel- und Voralpenketten nordöstlich gegen das Vorderrheinthal aus; von der Adula und dem Piz Tambo erstrecken sich hohe steile Felskämme nach Süden und umschließen die Meridianthäler Mesocco und Calanca. Die wichtigsten Verkehrswege der Lepontiner Alpen sind, abgesehen von den beiden Grenzpässen im Westen und Osten und der Gotthardstraße und -Bahn, die Poststraßen über Furka und Oberalp an der Nordgrenze des Gebiets (Oberwallis-Urseren-Tavetsch), die Lukmanierstraße zwischen Val Medels und Val Blegno und die San-Bernardinostraße zwischen dem Rheinwaldthal und dem Val Mesocco.

(A. Wüber.)

LEPORIDEN. Mit diesem Namen, welcher eigentlich die wissenschaftliche Bezeichnung der Familie der hasenartigen Nagethiere ist, wird jetzt eine Zuchtrasse bezeichnet, welche eine Bastardform zwischen Hase und Kaninchen ist. Zuerst wollte sie ein Herr Roux in Angouleme erzogen haben, und von dessen Thieren hat Broca eine eingehende (aber nicht auf anatomische Untersuchung gegründete) Beschreibung gegeben. Die Erzeugung einer derartigen Form mußte als sehr werthvoll angesehen werden, da dadurch ein weiterer Beweis dafür geliefert worden wäre, daß in einzelnen Fällen nicht bloß Thiere von verschiedenen Species sich fruchtbar begatten, sondern auch deren Bastardnachkommen völlig fruchtbar untereinander sein können. Die Roux-Broca'schen Leporiden sind nun zwar für Kaninchenrassen und nicht für Mischlinge erkannt worden. Doch haben spätere Beobachter, Gayot, Sanson, Conrad, mit Sicherheit festgestellt, daß es möglich ist, zwischen Hasen und Kaninchen Bastardbegattungen zu erlangen, daß dieselben fruchtbar sind und daß die daraus hervorgehenden Jungen unter sich, ohne Anpaarung mit einer der älterlichen Formen fruchtbar sind und in ihrem Charakter zwischen den beiden Aelternformen mitteninne stehen. Die Mischform nennt Zürn, ohne damit etwa derselben die Bedeutung einer naturgeschichtlichen Species beilegen zu wollen, Lepus Darwinii. Man nennt sie auch Lapins oder Lièvre-Lapins.

(J. Victor Carus.)

Lepra, s. Aussatz.

LEPSIUS (Karl Peter), deutscher Alterthumsforscher, wurde geboren am 25. Juni 1775 zu Naumburg a. S., wo sein Vater, Joh. Aug. Lepsius, Oberbürgermeister war. Vorgebildet auf dem damals von Ilgen geleiteten Domgymnasium seiner Vaterstadt, studirte er seit 1793 zuerst in Jena, dann zu Leipzig die Rechte. Nach Beendigung seiner Studien trat er als Amtsassessor in das Magistratscollegium zu Naumburg ein, war seit 1810 Stadtrichter und Advocat und seit 1812 zugleich Finanzprocurator für den Thüringischen Kreis. Nach dem Uebergange des Landes an Preußen wurde er 1815 zum Director des Inquisitoriats, bald danach zum Landrath des Naumburger Kreises ernannt und verwaltete bis 1832 als Nebenamt noch die Bürgermeisterei seiner Vaterstadt. Seit 1841 schied er aus dem öffentlichen Dienste und starb am 23. April 1853 zu Naumburg. Trotz der Anstrengungen seiner amtlichen Thätigkeit fand er noch Muße zu umfangreicher journalistischer und wissenschaftlicher Beschäftigung und offenbarte sich in seinen Aufsätzen als einer der bedeutendsten Kenner der thüringischen Geschichte, voran seiner engern Heimat. Sein Hauptwerk ist die leider unvollendet gebliebene «Geschichte der Bischöfe von Naumburg» (1. Band, bis zum Jahre 1304, erschien 1846). Ein Theil seiner kleineren Aufsätze ist herausgegeben von seinem Schwiegersohn A. Schulz («Kleine Schriften» von K. P. L., Bd. 1, Naumburg 1854). Ein besonderes Verdienst um die Kenntniß der thüringischen Geschichte erwarb er sich noch durch die Gründung des «Sächsisch-thüringischen Geschichtsvereins» zu Naumburg, dessen Sitz später nach Halle verlegt wurde.

Eine Biographie erschien von A. Schulz in den «Kleinen Schriften», eine Skizze seines Lebens in der augsburger «Allgemeinen Zeitung» vom 25. Aug. 1853.

(E. Kaufmann.)

LEPSIUS (Karl Richard), berühmter Aegyptolog und Sprachforscher, wurde geboren am 23. Dec. 1810 zu Naumburg a. S. als Sohn des damaligen sächsischen Finanzprocurators, späteren Landraths Karl Peter Lepsius (s. diesen Artikel) und erhielt seine Bildung von Ostern 1823 bis Ostern 1829 auf Schulpforte. Er studirte dann zu Leipzig zwei Semester classische Philologie unter Gottfried Hermann, besuchte darauf die Universität Göttingen, wo er 1830—31 die Vorlesungen von G. L. Dissen und Otfried Müller, von Jakob Grimm, Dahlmann und Heeren hörte und unter Heinrich Ewald's Leitung sich auch mit den Anfangsgründen des Sanskrit bekannt machte. Im Frühjahr 1832 siedelte er nach Berlin über, hörte dort noch die Vorlesungen von Boeckh, Lachmann und Bopp, und promovirte daselbst am 23. April 1833 mit einer Abhandlung über die Eugubinischen Tafeln («De Tabulis Eugubinis», Berlin 1833), einer scharfsinnigen und durchdachten Untersuchung über diese umbrischen Sprachdenkmäler. Er begab sich nun nach Paris, beschäftigte sich dort zunächst besonders mit einer

Arbeit über den Ursprung des Devanagari-Alphabets («Paläographie als Mittel für die Sprachforschung, zunächst am Sanskrit nachgewiesen», Berlin 1834), wurde aber durch Bunsen noch gegen Ende des Jahres 1833 angeregt, fortan die Erforschung der Denkmäler und Sprache Altägyptens zur Hauptaufgabe seines Lebens zu machen. Er fing an, koptisch zu erlernen, vertiefte sich in Champollion's Untersuchungen und hinterlassene Manuscripte und suchte eine möglichst erschöpfende Kenntniß der in Paris vorhandenen altägyptischen Denkmäler zu erwerben. Auch verwerthete er bereits in Paris einen Theil der Ergebnisse der neu begonnenen Studien in den beiden sprachvergleichenden Abhandlungen «Ueber die Anordnung und Verwandtschaft der semitischen, indischen, altägyptischen und äthiopischen Alphabete» und «Ueber den Ursprung und die Verwandtschaft der Zahlwörter in der koptischen, semitischen und indogermanischen Sprache.»[1]) Mit Unterstützung der preußischen Akademie der Wissenschaften versehen, begab er sich von Paris über Turin, wo er die Alterthümer der ägyptischen Sammlung eingehend studirte, nach Pisa, wo er in wissenschaftlichem Verkehr mit Rosellini, dem ehemaligen Reisegefährten Champollion's, längere Zeit verweilte, und nach einem kurzen Aufenthalte in Livorno, welcher der Besichtigung der jetzt im berliner Museum aufbewahrten Sammlung Dovretti's gewidmet war, nach Rom. Hier wirkte er vom Mai 1836 bis Juli 1838 als Mitglied des Vorstandes des Archäologischen Instituts in der Stellung eines redigirenden Sekretärs an Bunsen's Seite während einer für das Fortbestehen des Institutes kritischen Zeit, veröffentlichte zahlreiche Abhandlungen über Fragen der italischen Alterthumskunde und über ägyptologische Themata und nahm nach einem festen Programm die Vorarbeiten zu einer Chronologie, zu einer Kunstgeschichte und zu einer Mythologie der Aegypter in Angriff. Besondere Erwähnung verdient das Sendschreiben «Lettre à M. le prof. H. Rosellini sur l'alphabet hiéroglyphique» (Rom 1837), in welchem Lepsius die Hieroglyphik methodisch darzustellen bemüht war, für manche Zeichen richtigere Lautwerthe aufstellte, als sie Champollion angenommen hatte, und die Function der Silbenzeichen und ihrer Lautcomplemente treffend erläuterte, ohne allerdings die Benennung Silbenzeichen consequent durchzuführen. An den Aufenthalt in Rom schloß sich eine Reise nach Paris und England, wo Lepsius im Interesse des Archäologischen Instituts, dessen Vorstande er bis zu seinem Tode als Mitglied angehörte, eine Reihe geschäftlicher Angelegenheiten zu erledigen hatte. Im November 1839 kehrte er zu seiner Familie nach Naumburg zurück, gab hier mehrere wissenschaftliche Arbeiten, darunter seine Sammlung umbrischer und oskischer Inschriften heraus und veröffentlichte seine Copie des im turiner Museum aufbewahrten Todtenbuch-Exemplars mit einer von ebenso viel behutsamem Urtheil wie eindringendem Scharfsinn zeugenden Einleitung (Berlin 1842). Zur Herstellung dieser wichtigen Ausgabe hat Lepsius eigens noch einmal (1841) Turin besucht. Auch die «Auswahl der wichtigsten Urkunden des ägyptischen Alterthums», welche Lepsius ebenfalls 1842 erscheinen ließ, ist ein Werk von nachhaltiger Bedeutung geworden. Am 26. Jan. 1842 wurde Lepsius zum außerordentlichen Professor an der Universität Berlin ernannt und noch in demselben Jahre beschloß König Friedrich Wilhelm IV., eine mit pecuniären Mitteln freigebig ausgestattete archäologische Expedition unter Lepsius' Leitung nach Aegypten zu entsenden, deren Aufgabe sein sollte, die wissenschaftliche Kenntniß der Monumente allseitig zu fördern und die Sammlung ägyptischer Alterthümer, die bereits im Schlosse Monbijou bestand, durch Erwerbung geeigneter Denkmäler zu bereichern. Nach kurzem Aufenthalte in London fuhr Lepsius am 1. Sept. 1842 von Southampton ab und betrat am 18. desselben Monats zu Alexandria den Boden Aegyptens. Seine Begleiter waren die Architekten Erbkam und Wild, die Maler Gebrüder Weidenbach aus Naumburg und Frey aus Basel, an dessen Stelle, da Frey erkrankte, im spätern Verlaufe des Unternehmens Georgi aus Dresden trat, der Bildhauer Bonomi, wie Wild englischer Unterthan, und der Former Franke. Ferner schloß der Expedition ein Freund von Lepsius, der geistvolle H. Abeken, später preußischer Geheimer Legationsrath, sich an. Durch ein Schreiben, welches der König eigenhändig an den Statthalter Mehemed Ali gerichtet hatte, waren der Expedition die Wege aufs beste geebnet. Sie erhielt seitens der ägyptischen Regierung Vollmachten sehr ausgedehnter Art; die Landesbehörden waren angewiesen, ihr große Scharen von Arbeitern gegen geringen Entgelt zur Verfügung zu stellen; ihr wurde die Berechtigung ertheilt, nach Gutdünken die Denkmäler auszuwählen, welche als Geschenk Mehemed Ali's nach Berlin wandern sollten. Mit glänzender Thatkraft und Umsicht hat Lepsius die Gunst der Verhältnisse ausgenutzt und die Arbeiten seiner Gefährten geleitet. Ausführlichen Bericht über diese arbeitsvolle, auch an persönlichen Erlebnissen reiche Zeit geben seine «Briefe aus Aegypten, Aethiopien und der Halbinsel des Sinai» (Berlin 1852). Das nächstliegende wissenschaftliche Bedürfniß war damals, vor allem ein chronologisch geordnetes Bild von der Vergangenheit Aegyptens zu gewinnen. Diesem Gesichtspunkte folgend, hat Lepsius während des Verlaufs seiner Expedition die Untersuchungen vorzugsweise auf diejenigen Denkmäler gerichtet, von denen Auskunft über chronologische Daten und historische Begebenheiten zu erwarten war. Den stattlichen, mit Inschriften bedeckten Tempelbauten, die aus der Ptolemäerzeit stammen, hat er daher weniger Beachtung geschenkt, als den monumentalen Schöpfungen der vorangehenden Zeiträume. Besonders verdanken wir ihm Aufschlüsse unvergänglicher Art über die früheste Epoche der ägyptischen Gesittung, über die Zeit der Pyramidenerbauer, durch die Forschungen, welche er auf dem Gräberfelde von Gizeh angestellt hat. Die Hypothese allerdings, auf welche ihn und Erbkam die Untersuchung der innern Construction mehrerer Pyramiden führte, daß die Größe der Pyramiden jedesmal der Re-

[1]) Erschienen unter dem Titel «Zwei sprachvergleichende Abhandlungen» (Berlin 1836).

gierungsdauer ihres königlichen Bauherrn entspreche, da stets zuerst eine kleine Pyramide fertig gebaut und diese dann, wenn noch Zeit übrig blieb, von Jahr zu Jahr durch neue Steinmäntel vergrößert worden sei, ist durch Perrot und Petrie später widerlegt worden. Die Ruinenstätten, auf denen Lepsius' Expedition mit größtem Erfolge thätig gewesen ist, hier alle aufzuzählen, verbietet der Raum. Der südlichste Punkt, den er auf seiner Reise erreicht hat, ist Româli, ein Dorf am Blauen Nil zwischen Sennar und Fazogl. Auch unternahm er von Aegypten aus einen Ausflug nach der Sinaï-Halbinsel, um die dort in die Felswände eingemeißelten altägyptischen Denkmäler copiren zu lassen und den Serbal, in welchem er mit Burckhardt den Berg der Gesetzgebung erkennen zu müssen glaubte, zu besuchen. Zum Schlusse durchreiste er noch Palästina, nahm Copien von den Denkmälern am Nahr el-Kelb, und kehrte über Smyrna und Konstantinopel Anfang 1846 nach Berlin zurück. Die Kosten der Expedition beliefen sich auf 34,600 Thaler. Von allen Seiten wurde dem Heimkehrenden die größte Anerkennung zutheil. Am 23. Aug. 1846 wurde er zum ordentlichen Professor an der Universität Berlin ernannt. Mit fürstlicher Munificenz bewilligte König Friedrich Wilhelm IV. die Mittel zur Veröffentlichung der Fülle von Abbildungen, Karten, Grundrissen, Situationsplänen, Inschriftencopien, welche die Expedition hergestellt hatte, und der Ausgaben von Papyrus-Texten, welche Lepsius diesen anreihte.[2]) Der Inhalt der diesem grandiosen Werke einverleibten, musterhaft geordneten und alle früheren ägyptologischen Publicationen an Genauigkeit der Wiedergabe weit übertreffenden Inschriftensammlung wird noch auf lange Zeit hinaus die Hauptgrundlage unserer Kenntniß des ägyptischen Alterthums bilden. Die Verwerthung der Schätze, welche darin aufgespeichert sind, wird nur dadurch etwas beeinträchtigt, daß der Herausgeber die Erläuterungen, welche der Titel des Werks in Aussicht stellt und die zum Verständniße der Darstellung einzelner Tafeln nothwendig gehörten, mitzutheilen unterlassen hat. Die großen vor der Reise geplanten Arbeiten nahm Lepsius in weiterem Umfange wieder auf. Bereits 1849 ließ er den ersten Band seiner «Chronologie der Aegypter» erscheinen, welcher die Einleitung (in mancher Hinsicht eine Einleitung in die Chronologie des Alterthums überhaupt) und die Kritik der literarischen Ueberlieferung enthält. Lepsius' Darstellung dieser höchst verwickelten Fragen, die von vollendeter Klarheit ist, kann zwar als eine auch nur der Hauptsache nach endgültig abschließende nicht durchweg betrachtet werden, hat jedoch den Stand der Untersuchung außerordentlich gefördert. Höchsten praktischen Werth hat das zur Ergänzung der Chronologie bestimmte «Königsbuch», das Lepsius 1858 herausgab, nur vermißt man ein Register zu der großen Uebersicht der ägyptischen Königsnamen und ein Verzeichniß der Stellen, an welchen diese Namen in Inschriften vorkommen. Auch brachte er eine große Reihe Abhandlungen, in denen er seine Anschauungen über wichtige Fragen der altägyptischen Götterlehre[3]) und die Ergebnisse von Specialuntersuchungen über einzelne Zeiträume der ägyptischen Geschichte[4]) niederlegte, während er für die Herausgabe der «Denkmäler» sorgte, zum Abschluß, und leitete zugleich die Ausschmückung der Räume des Neuen Museums, in denen die Abtheilung der ägyptischen Alterthümer definitiv zur Aufstellung kam, nach einem Entwufe, den er bereits in Aegypten ausgearbeitet hatte.[5]) Seine Arbeitskraft, die nie ihren Dienst versagte, und sein Talent für Ordnen, Gliedern und Sichten ermöglichte ihm sogar noch während desselben Zeitraumes sich einer umfassenden linguistischen Aufgabe zu widmen, mit der er an seine ersten Studien über Alphabete und Schriftwesen wieder anknüpfte. Angeregt durch den Wunsch, den die englischen Missionsgesellschaften geäußert hatten, ein einheitliches Verfahren zu besitzen, nach welchem der Lautbestand schriftloser Sprachen in lateinischen Buchstaben wiedergegeben werden könne, unternahm Lepsius die Aufstellung eines allgemeinen linguistischen Alphabets. Seine Vorschläge bewegen sich in sehr präcis gehaltenen Anweisungen, Erörterungen und Beispielen[6]), doch gaben andererseits die Vorstudien für diese Arbeit ihm Veranlassung zu selbständigen Abhandlungen über die Lautlehre und die Schriftsysteme zahlreicher Sprachen. Sein «Standard-Alphabet» erfüllt den Zweck, den Lautbestand schriftloser Idiome mit wissenschaftlicher Genauigkeit zu fixiren, aufs vollkommenste. Obwol jedoch mehrere große Missionsgesellschaften es eingeführt haben und Bibelübersetzungen darin haben drucken lassen, kann es nicht als ein besonders geeignetes Mittel zur Ausbreitung des Evangeliums gelten, und gerade das hatte es ursprünglich werden sollen. Das Problem, ausschließlich aus den Buchstaben des lateinischen Alphabets nach wissenschaftlichen Grundsätzen Zeichen für sämmtliche Laute aller Sprachen der Welt abzuleiten, ließ sich, wie Lepsius richtig erkannt hat, nicht lösen. Der praktische Zweck, dem das «Standard-Alphabet» ursprünglich hatte dienen sollen, forderte aber noch mehr, was zu leisten gleichfalls unmöglich war. Es sollte nicht blos ein Alphabet erfunden werden, in welchem

2) Sie erschienen in 12 Foliobänden größten Formats zu Berlin 1849—59 unter dem Titel: «Denkmäler aus Aegypten und Aethiopien nach den Zeichnungen der von Sr. Majestät dem Könige von Preußen Friedrich Wilhelm IV. nach diesen Ländern entsendeten und in den Jahren 1842—45 ausgeführten wissenschaftlichen Expedition auf Befehl Sr. Majestät herausgegeben und erläutert von C. R. Lepsius.»

3) In den Abhandlungen der berliner Akademie: «Ueber den ersten ägyptischen Götterkreis und seine geschichtlich-mythologische Entstehung» (1851); «Ueber die Götter der vier Elemente bei den Aegyptern» (1856). 4) Ebenfalls in den Abhandlungen derselben Akademie: «Ueber die 12. ägyptische Königsdynastie» (1852); «Ueber einige Ergebnisse der ägyptischen Denkmäler für die Kenntniß der Ptolemäergeschichte» (1852); «Ueber die 22. ägyptische Königsdynastie» (1856). 5) Die Aufstellung der ägyptischen Alterthümer in den Räumen des Neuen Museums erfolgte 1850. 6) «Das allgemeine linguistische Alphabet» (Berlin 1855); «Standard Alphabet for reducing unwritten Languages and foreign Graphic Systems to a uniform Orthography in European Letters» (London und Berlin 1863).

lediglich mit Hülfe der Buchstaben des lateinischen Alphabets der phonetische Werth eines jeden Elements der ganzen Scala menschlicher Sprachlaute dargestellt werden konnte, sondern dasselbe Alphabet sollte zugleich trotz so hoher wissenschaftlicher Vollkommenheit und so enger Auswahl in sich die diametralen Gegensätze versöhnen, die gegenwärtig infolge der historisch-etymologischen Orthographie bei der Verwendung der einzelnen Buchstaben des lateinischen Alphabets in den Sprachen der Culturvölker Europas herrschen. Im J. 1866 unternahm Lepsius nochmals eine Reise nach Aegypten und brachte eine Abschrift des bilinguen Decrets von Kanopus heim, einer Inschrift, die eine neue Controle der zahlreichen Fortschritte, welche seit Champollion die Aegyptologie gemacht hatte, ermöglichte. Im darauf folgenden Jahre gab Lepsius die ältesten Todtenbuchtexte nach Inschriften, welche auf Sarkophagen des alten und mittleren Reichs im berliner ägyptischen Museum standen, mit einer Uebersetzungsprobe (der einzigen längeren Uebersetzung aus dem Aegyptischen, die er veröffentlicht hat) heraus. Zwei besonders inhaltreiche Untersuchungen von Lepsius' Hand erschienen 1871 in den Abhandlungen der preußischen Akademie der Wissenschaften, ein sehr ins Detail gehender Aufsatz über «Die Metalle in den ägyptischen Inschriften» und eine allgemein gehaltene Uebersicht über «Einige ägyptische Kunstformen und deren Entwickelung». Beide haben zu vielen wissenschaftlichen Discussionen Stoff und Anregung geboten. Die kunstgeschichtliche Hypothese, welche Lepsius hier sinnreich vertheidigt, daß die Gestalt der sogenannten protodorischen ägyptischen Säule und damit auch die der griechischen dorischen Säule aus dem unterirdischen Gräberbau der Aegypter ihre Entstehung ableite, hat viel Beifall gefunden, bleibt jedoch recht zweifelhaft und wenig wahrscheinlich. Außer seiner Professur bekleidete Lepsius seit 1855 das Amt eines Mitdirectors (neben J. Passalacqua) an dem ägyptischen Museum und übernahm seit 1865 die oberste Leitung desselben. Im Vorstande des Archäologischen Instituts führte er von 1867—80 das Präsidium. Auch war er seit 1864 Herausgeber der von H. Brugsch begründeten «Zeitschrift für ägyptische Sprache und Alterthumskunde». Ferner trat er seit April 1873 zunächst commissarisch und seit 1874 definitiv an Pertz' Stelle als Oberbibliothekar der Königlichen Bibliothek zu Berlin, ein Amt, das er bis zu seinem Tode verwaltete. Trotz der zunehmenden Erweiterung seiner Thätigkeit und der Beeinträchtigung seiner Gesundheit, die infolge eines Schlaganfalls sich einstellte, gelang es ihm noch an seinem Lebensabend, zu einer Zeit, in der manch schweres Unglück ihn heimsuchte, seine «Nubische Grammatik» (Berlin 1880) zu vollenden, in der Einleitung dieses Werks die Ergebnisse seiner Untersuchungen über die Sprachen und Völker Afrikas darzustellen und auch noch seine Studien über «Die Längenmaße der Alten» (Berlin 1884) zum Abschluß zu bringen. Er starb am 10. Juli 1884 zu Berlin.

Vgl. Georg Ebers, «Richard Lepsius. Ein Lebensbild» (Leipzig 1885); derselbe, «Richard Lepsius besonders als Linguist» («Internationale Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft», II, 1—32); Joh. Dümichen, «Zur Erinnerung an Richard Lepsius» (Straßburg 1884); H. Brugsch in dem «Jahresbericht über die Fortschritte der classischen Alterthumswissenschaft», XXXVII, 1—4; Adolf Erman im «Literatur-Blatt für orientalische Philologie», I, 473—476; «Centralblatt für Bibliothekswesen», I, 332; «National-Zeitung», 1884, Nr. 421. *(R. Pietschmann.)*

LEPTIS ist der Name von zwei Städten an der Nordküste von Afrika.

1) Leptis magna (*ἡ Λεπτις μεγάλη*) — *Ptolem.* IV, 3; It. Ant. p. 63, und 73; *Solin.* c. 27; Tab. Peut.; *Λεπτιμάγνα* bei *Procop.* Bell. Vand. II, 21, so genannt zum Unterschiede von Leptis minor in Byzacium; oder auch blos Leptis, *Strabo* XVII, p. 835, Stadiasm. mar. magni, §. 453; *Mela* I, 7, 5 — war im Alterthum eine bedeutende Küstenstadt in Nordafrika. Am Westende der im engern Sinne sogenannten Großen Syrte tritt in der Syrtica (d. i. in dem Landstrich zwischen der Großen und der Kleinen Syrte) eine Landschaft mit bis zu 800 Met. aufsteigenden Kalkhügeln an die Küste des Mittelmeers, aus deren Fuße die starken Quellen des kurzen Flusses Kinyps hervorbrechen und eine überaus fruchtbare Oase bewässern, in welcher angeblich der Weizen dreihundertfältigen Ertrag gab. Hier hatten schon vor der Periode der tyrischen Seemacht im Gebiete der Maken die Sidonier *(Sallust.* Jug., c. 78) westlich von der Mündung des Kinyps (und östlich von Abrotonum) die Stadt Leptis (auf ihren Münzen לבקי) gegründet, die aber auch eine so starke eingeborene libysche Bevölkerung aufnahm, daß ihre Sprache noch im 3. Jahrh. der römischen Kaiserzeit neben der lateinischen sich behauptet hat. Obwohl ihr Hafen nicht von besonderer Trefflichkeit war, trieb sie doch lebhaften Handel und gelangte, namentlich durch die Beherrschung der Handelswege in die Wüste, zu großem Reichthum (*Livius* XXXIV, 62). Die Eifersucht der mächtigen Karthager, die später den Hafen der Stadt verschütteten und ihre Selbständigkeit nach ihrer gewohnten Praxis stark beeinträchtigten, trieb in den letzten Entscheidungskämpfen zwischen den Karthagern und den Römern, andere Rücksichten noch in höherem Grade bei dem Kriege zwischen Jugurtha und den Römern, die Stadt Leptis auf die Seite der letzteren (*Sallust.* Jugurth., 77, 78). Seit der Zeit des Jugurthinischen Krieges scheint dann auch Leptis mit seinen Nachbarstädten Oea und Sabrata (Abrotonum), mit denen zusammen es die noch im 4. nachchristlichen Jahrhundert erwähnte Tripolis bildete, zu der römischen Provinz Afrika gezogen zu sein (vgl. Marquardt, «Römische Staatsverwaltung», 1. Bd. 2. Aufl., S. 465 fg., 1881). Bis dahin auch bisweilen Neapolis genannt (wol Uebersetzung eines einheimischen oder punischen Namens, der zunächst die von Libyern bewohnte Vorstadt zu bezeichnen scheint, da die ausgedehnten, heute noch Lebda genannten Ruinen eine dreifache Umwallung zeigen) — s. *Strabo* und *Ptolem.* a. a. O., *Skyl.* p. 47, und auch *Mela* I, 7, 3 und 5, und *Plin.* Nat. Hist. V, 4, 4 — ist nachmals unter römischer Herrschaft Leptis wieder zu

bedeutendem Glanze gediehen. Ihr Hafen wurde wieder hergestellt; die Stadt ist später in der Kaiserzeit (Marquardt, S. 478; Digest. 28, 6, 30; It. Ant. p. 63, 73; Tab. Peut.; — bei Eckhel die Münze mit Col. Victrix Julia Lep., I, 4, p. 180, gehört nach Celsa Lepida in Spanien) römische Colonie geworden und stark genug gewesen, um in Zeiten der Schwäche der Reichsgewalt Fehden wie im J. 70 n. Chr. mit ihrer westlichen Bundes- und Nachbarstadt Oea zu bestehen (*Tacit.* Hist. IV, 50). Als Vaterstadt des Kaisers Septimius Severus, der ihr das jus Italicum verlieh (Digest. 50, 15, 8, §. 11), ist sie von diesem sehr begünstigt und durch stattliche Pracht- und Nutzbauten ausgezeichnet worden (*Spart.* Vit. Sev. c. 1; *Aurel. Vict.* Epit. 20). Vgl. überhaupt Kiepert, «Lehrbuch der alten Geographie» (S. 213 fg.). Noch im 4. Jahrh. stark verschanzt, volkreich und wohlhabend, ist aber Leptis im J. 366 n. Chr. durch den libyschen Stamm der Aurusianer hart heimgesucht worden (*Ammian. Marcell.* XXVIII, 6). Seitdem sank die Stadt unaufhaltsam; manche Quartiere verfielen dem Flugsande, den Rest hat Kaiser Justinian I. neu verschanzen lassen (*Procop.* de aedif. VI, 4). Erst die Sarazenen haben sie im 7. Jahrh. völlig zu Grunde gerichtet (Leo African. p. 435).

2) Leptis minor (*Λέπτις ἡ μικρά*) — *Ptolem.* IV, 3; It. Ant. p. 58; Tab. Peut. — auch wol (Geogr. Ravenn. III, 5, und V, 5) Leptiminus und Lepte minus, sehr oft auch blos Leptis genannt (*Caes.* Bell. Civ. II, 38; *Hirt.* Bell. Afric. c. 6 und *Livius* XXXIV, 62, 3; *Mela* I, 7, 2; *Plin.* Nat. Hist. V, 4, 3). Die Stadt war wie so viele andere afrikanische Plätze durch Phönikier gegründet (*Sallust.* Jugurth. c. 19), und zwar nach Plinius a. a. O. durch Tyrier. Sie lag an der nordöstlichen Küste der Landschaft Byzacium, und zwar ostsüdöstlich von Hadrumetum, westnordwestlich von Thapsus und nördlich von der Binnenstadt Thysdrus. Unter der Herrschaft der Karthager mußte Leptis (nach der Angabe bei Livius a. a. O.) nach dieser großen Hauptstadt des punischen Afrika täglich ein Talent als Abgabe entrichten. Wie ihre Nachbarstädte Hadrumetum, Thapsus, Achulla, trat Leptis zur Zeit des dritten Punischen Krieges auf die Seite der Römer. Zum Lohne durften diese Städte bei der Gründung der römischen Provinz Afrika civitates liberae werden; Leptis wird auch als immunis, also von den Reichssteuern (d. i. namentlich von der Grundsteuer) befreit, bezeichnet (*Hirt.* Bell. Afric. c. 7; Marquardt, S. 474, vgl. S. 77 und 79, 2). Der heutige tunesische Ort Lempta hat nur noch unbedeutende Reste des Alterthums aufzuweisen. *(G. Hertzberg.)*

LEPTOCARDII, die niederste Unterklasse der Fische, von Joh. Müller zur Aufnahme des Lanzettfischchens, Branchiostoma *Costa* (Amphioxus *Yarrell*), aufgestellt. Die Leptocardier haben keinen Schädel (daher von E. Haeckel als Acrania den andern Wirbelthieren gegenübergestellt), kein Gehirn, keine paarigen Flossen und kein Herz, statt dessen die großen Gefäßstämme durch Zusammenziehung ihrer Wände das Blut durch den Körper treiben. *(J. Victor Carus.)*

LEPTOCEPHALUS, eine von Gronovius aufgestellte Gattung von Fischen, welche mit ähnlichen Formen (wie Helmichthys, Hyoprorus, Tilurus) zu einer Familie der Helmichthyiden oder Leptocephaliden vereinigt wurden. Sie sind glashell, bandförmig oder cylindrisch, ohne Bauchflossen und wurden des letztern Umstandes wegen gewöhnlich den Aalen angeschlossen. Nachdem Kölliker die ersten anatomischen Notizen gegeben und namentlich auf die merkwürdige, zwischen Wirbelsäule und Muskelmasse liegende Gallertschicht aufmerksam gemacht hatte, unterwarf sie der Unterzeichnete einer eingehenden Untersuchung und erklärte sie für Jugendzustände anderer Fische. Welchen Arten die einzelnen Formen der Leptocephaliden angehören, ist noch nicht mit Sicherheit ermittelt worden. *(J. Victor Carus.)*

LEPTURA, eine von Linné aufgestellte Gattung von Bockkäfern (Longicornia), welche jetzt als Vertreter einer besondern Unterfamilie, der Lepturini, Schmalböcke, angesehen wird. Zu den Merkmalen der Unterfamilie (halsartig eingeschnürter, meist schnauzenartig vorspringender Kopf, schwach ausgerandete Augen, zapfenförmige Vorderfüße) kommen als Unterscheidungszeichen der Gattung: Fühler dick, länger als der halbe Körper, ungedornter, vorn und hinten eingeschnürter Thorax, Flügeldecke nach hinten verschmälert, Vorderhüften schmal getrennt. Es sind gegen 50 europäische Arten bekannt (L. testacea *L.*, 6—8 Linien lang, gemein in Fichtenwaldungen, u. v. a.). *(J. Victor Carus.)*

LEPTUS. Unter diesem Namen beschrieb Latreille eine sechsbeinige Milbenform, welche indeß nur die Jugendform einer andern Art ist, entweder eines Trombidium (Cochenillemilbe), oder, wahrscheinlicher, eines Tetranychus (Milbenspinne). Während die erwachsene Milbe auf verschiedenen Bäumen und Kräutern lebt, kommt die Leptusform im Sommer und Herbst (daher «Herbst-Grasmilbe») auf Gräsern, Getreidearten, Holunder- und Stachelbeersträuchern vor, von deren Säften sie lebt. Auf den Menschen übertragen (leicht bei Feldarbeitern, Schnittern u. s. f.), erzeugt sie starkes Jucken und flache Pusteln. Nahe verwandte Formen (Astoma) schmarotzen auf Insecten und Spinnen.

(J. Victor Carus.)

LEPUS (Hase), eine Gattung der Nagethiere, Hauptvertreter der Unterordnung der Leporidae, Familie der Leporidae (Lagomorpha *Brandt*), von allen übrigen Nagethieren durch den Besitz von vier Schneidezähnen im Oberkiefer (der kleine äußere Schneidezahn jederseits steht hinter dem größeren mittleren) ausgezeichnet (sie werden danach auch Duplicidentata genannt). Eigenthümlich sind die Knochenlücken am Gesichtstheil des Schädels, indem sich sowol an der Vorderfläche des Oberkiefers vier oder mehrere Oeffnungen finden, als auch der knöcherne Gaumen wegen der Größe des Lochs hinter den Schneidezähnen nur eine schmale Brücke zwischen den mittleren Backzähnen bildet. Die Innenfläche der Wangen ist eine Strecke lang behaart. Die Gattung Lepus hat oben 6 Backzähne (der letzte sehr klein) und unten 5. Ohren sehr groß, fast so lang wie, oder länger

als der Kopf, Hinterbeine länger als die Vorderbeine, vorn 5 Zehen mit stark verkürzten Daumen), hinten 4; Sohlen behaart; Schwanz kurz, buschig behaart, aufgerichtet. Mit Ausnahme von Australien kommen Arten der Hasengattung in allen Welttheilen vor, fossile Reste von den Tertiärformationen an. Beim gemeinen Hasen, L. timidus *Linné*, welcher von Südfrankreich und Oberitalien an in Mitteleuropa und Westasien bis nach Persien vorkommt, aber in Sardinien und Sibirien fehlt, sind die Ohren länger als der Kopf, sie reichen nach vorn angedrückt bis über die Schnauzenspitze hinaus, ihre Spitzen schwarz; der Schwanz ist oben schwarz, unten weiß. Der Pelz hat ein dichtes, stark gekräuseltes, unten weißes, oben rostiges Woll- und starkes langes, auch etwas gekräuseltes Grannenhaar, welches oben am Grunde grau, nach der Spitze zu braunschwarz und rostgelb geringelt ist. Nach der Jahreszeit ändert sich die Färbung, indem sie im Winter heller als im Sommer ist; auch ist die Häsin röthlicher als der Hase. Die Größe beträgt 50—60 Centimeter. Die Begattungszeit beginnt im Februar und dauert bis September. Die Tragzeit währt 30—31 Tage. Die Häsin setzt im Jahre drei- bis vierfünf- mal, erst 1—3, dann 3—5 Junge in ein flach gegrabenes, mit Haaren gefüttertes Nest. Bei jungen Hasen läßt sich das Fell zwischen den Ohren leicht in die Höhe ziehen, während es bei ältern fester am Schädel haftet. In den Alpen und im nördlichen Europa vertritt den gemeinen Hasen die nahe verwandte Art des Schneehasen, L. variabilis *Pallas*. Bei diesem ist das Ohr kürzer als der Kopf, der Schwanz weiß, oben nur mit wenig braunen Haaren, der Pelz im Sommer bräunlichgrau, im Winter weiß; die Größe um wenig geringer. — Die nächst dem Feldhasen bekannteste Art ist das Kaninchen, L. cuniculus *Linné*. Ursprünglich ein Bewohner Südwesteuropas und Nordafrikas ist das Kaninchen vom Menschen über alle Erdtheile weit verbreitet worden und hat sich an einzelnen Orten (so z. B. in Australien) so stark vermehrt, daß es eine Landplage geworden ist. Seine Ohren sind kürzer als der Kopf, ragen nach vorn angedrückt nicht bis zur Schnauzenspitze, ihre Spitze ist braungrau. Der Schwanz ist oben schwarz, unten weiß, von $^3/_4$ Kopflänge; Pelz grau, oben ins Gelbbraune, vorn ins Rothgelbe, an den Seiten und Schenkeln ins Hellrosifarbene spielend, am Bauche, an der Kehle und der Innenseite der Beine in Weiß übergehend; die Hinterbeine sind im Verhältniß kürzer als beim Hasen. Die Tragzeit ist dieselbe wie bei diesem, die Fruchtbarkeit aber größer, indem es vom März bis October fast alle fünf Wochen einen Satz von 4—12 Jungen hervorbringt. Im ganzen zwar etwas kleiner als der Hase, ist es doch seines örtlichen und sehr gedrängten Vorkommens und seiner Gewohnheit wegen, unterirdische Baue zu graben, viel schädlicher als der Hase. Des geschützten, aber im Vergleich mit dem des Hasen etwas weichlichen Fleisches wegen wird das Kaninchen namentlich in Frankreich, Belgien, Holland und England gezüchtet. Von den sehr zahlreichen Zuchtrassen sind ihrer großen Constanz wegen das silberfarbene, das russische oder Himalaja- und das angorische oder Seidenkaninchen besonders zu erwähnen. Manche Rassen, wie die sogenannte andalusische und die belgische, erreichen eine außerordentliche Größe; bei andern haben sich die Ohren sehr verlängert, haben auch Hängeohren gebildet.

(J. Victor Carus.)

Lepus cuniculus, ſ. Lepus.

Lerche, Singvogelgattung, ſ. Alauda.

LERCHENFELD (Maximilian Emanuel, Freiherr von), bairischer Staatsmann aus einer alten adeligen Familie, wurde am 16. Nov. 1778 zu Ingolstadt geboren. Er besuchte das Gymnasium daselbst und dann die Universität, welche er 1799 absolvirte. Nachdem er es darauf eine Zeit lang in der Diplomatischen Schule zu München versucht hatte, trat er, da er keine Aussicht auf baldige Anstellung hatte, 1802 aus derselben aus und begleitete den Commissar, Freiherrn von Hertling, zur Besitznahme der Baiern in Schwaben zugewiesenen Entschädigungslande und wurde schon 1803 als Rath in der bairischen Landesdirection zu Ulm angestellt. Im J. 1807 wurde er mit der Regelung der Grenzverhältnisse gegen Würtemberg beauftragt und brachte den Winter 1807—1808 in Stuttgart zu, wo er in nähere freundschaftliche Beziehungen zu dem damaligen Finanzdirector Freiherrn K. A. von Wangenheim trat, welcher später Minister und Bundestagsgesandter wurde. Dieser hatte viel Einfluß auf Lerchenfeld's politische Richtung. In den folgenden Jahren bekleidete er mehrere hohe Staatsämter in den neuerworbenen bairischen Landestheilen; 1808 wurde er Generalcommissar in Ansbach, 1809 in Nürnberg, 1810 in Innsbruck, 1814 übernahm er die Verwaltung des Großherzogthums Würzburg und erwarb sich in dieser Stellung große Verdienste um die Ordnung des würzburgischen Staatsschuldenwesens. Im Februar 1817 wurde er in das nach dem Sturze von Montgelas neugebildete Ministerium als Finanzminister berufen und war hier das einzige freisinnige Mitglied. In die Anfänge seiner Amtsthätigkeit fiel der Abschluß des Concordats mit der Römischen Curie, wobei er vergeblich für einen ausdrücklichen Vorbehalt des Staates eintrat. Bei den seit 1814 schwebenden Verhandlungen über Gewährung einer Repräsentativ-Verfassung sprach er sich mit Entschiedenheit für eine solche aus, und seitdem er an der Spitze der Finanzverwaltung stand, sah er in der Mitwirkung und Controle der Stände das einzige Mittel, Ordnung und Sicherheit in diese Verhältnisse zu bringen. Er hatte auch wesentlich Antheil an der Ausarbeitung des Verfassungsentwurfs, und wirkte, nachdem die Verfassung verkündet war, eifrig für deren consequente Durchführung und ihren Ausbau. Er trug auch viel dazu bei, daß der Verfassungsurkunde ein Religionsedict und damit eine authentische Interpretation des Concordats beigegeben wurde, welche den Vorbehalt der Rechte des Staates sicherte. Auf dem ersten bairischen Landtage, welcher im Februar 1819 eröffnet wurde, machte Lerchenfeld großen Eindruck durch die offene Darlegung der so lange verschleierten Finanzzustände. Er gestand offen, daß,

was nur wenige geahnt hatten, ein Jahresdeficit von $3^1/_2$ Millionen Gulden und eine Schuldenlast von mehr als 105 Millionen vorhanden sei.

Als der König Max infolge eines unbesonnenen Antrages des bamberger Bürgermeisters Hornthal und bedeutender Abstriche im Militäretat Angst vor den Wirkungen der Volksvertretung bekam und damit umging, die Verfassung wieder aufzuheben und auch der Minister des Auswärtigen, Graf von Rechberg, ihn in dieser Richtung bestärkte, war es Lerchenfeld, der in Verbindung mit dem Kronprinzen Ludwig und dem Fürsten Wrede seinen Einfluß für Erhaltung der Verfassung geltend machte. Auch die Wirkung der Karlsbader Beschlüsse, denen Rechberg im Widerspruch mit seiner Instruction zugestimmt hatte, suchte Lerchenfeld, soviel es möglich war, abzuschwächen. Sobald er durch dritte Hand von den Verabredungen in Karlsbad gehört hatte, wandte er sich an den Kronprinzen Ludwig, um ihn auf die aus den Karlsbader Beschlüssen erwachsende Gefahr für die Selbständigkeit und die Verfassung Baierns aufmerksam zu machen, und der Kronprinz, welcher schon vorher in diesem Sinne an den Grafen Rechberg geschrieben hatte, setzte es durch, daß die Frage über die Verkündigung der Karlsbader Beschlüsse am 15. Oct. einer Ministerconferenz vorgelegt wurde. Auf dieser machte Lerchenfeld gegen Rechberg und die ihm Anhängenden geltend, daß die übereilt gefaßten Bundesbeschlüsse mit den Grundbestimmungen des Bundes, der Souveränetät der Bundesstaaten und den verfassungsmäßigen Rechten der Unterthanen im Widerspruch ständen. Er beantragte daher, da er eine Widerrufung der von Rechberg erklärten Zustimmung zu den Karlsbader Beschlüssen nicht durchsetzen konnte, daß die Bestimmungen über die Beaufsichtigung der Universitäten, der Presse und die Errichtung einer Untersuchungscommission zwar für Baiern publicirt werden sollten, aber mit der Verwahrung, sofern sie der in der Bundesacte und den Staatsverträgen anerkannten Souveränetät, der Verfassung und den bestehenden Gesetzen nicht entgegenstünden. Die beigefügte Vollziehungsordnung dagegen sollte gar nicht publicirt werden. Dieser Antrag wurde von der Ministerconferenz angenommen und von dem Könige genehmigt, und am 18. Oct. 1819 erschien im Regierungsblatt die bedingte Verkündigung der Bundesbeschlüsse. Uebrigens beharrte Baiern keineswegs auf seinem Widerstand gegen die Karlsbader Beschlüsse. Die Collegen Lerchenfeld's und der König fügten sich immer mehr dem reactionären System, und seit einem Besuch Metternich's in München im Januar 1823 wurde Lerchenfeld jedes politischen Einflusses beraubt und auf Verwaltung seines Departements beschränkt. Nach der Thronbesteigung Ludwig's I. im October 1825 glaubte man, Lerchenfeld, der im besondern Vertrauen des Kronprinzen zu stehen schien, würde seinen früheren Einfluß wieder erhalten, aber statt dessen wurde er plötzlich aus dem Ministerium entlassen und zum Bundestagsgesandten in Frankfurt ernannt. Im Mai 1833 wurde er zwar wieder in das Finanzministerium berufen, aber schon im December des folgenden Jahres ging er als Gesandter nach Wien und wurde nach seinem eigenen Wunsch 1842 an den Bundestag versetzt. Am 14. Oct. 1843 starb er auf seinem Gut Haynersreuth in Oberfranken. *(Karl Klüpfel.)*

LERCHENFELD (Gustav, Freiherr von), Sohn des Vorigen, wurde am 30. März 1806 zu Ulm geboren, besuchte das Gymnasium in München, bezog 1824 die Universität Würzburg und studirte dort, sowie später in Heidelberg und München, die Rechtswissenschaft. Die juristische Praxis begann er 1828 in der Rheinpfalz, war als Assessor in Landau und Frankenthal in richterlicher Thätigkeit und wurde 1841 zum Appellationsgerichtsrath in Bamberg ernannt. Nach dem Tode seines Vaters 1843 verließ er den Staatsdienst und übernahm das väterliche Gut Haynersreuth. Im J. 1845 wurde er von den adeligen Gutsbesitzern des Kreises Oberfranken zu ihrem Abgeordneten für den Landtag erwählt und blieb dessen Mitglied bis zu seinem Tode. Er spielte in demselben eine hervorragende Rolle und wurde gleich anfangs Führer der Opposition gegen das Ministerium Abel, als regelmäßiger Referent über das Budget übte er bedeutenden Einfluß. Im März 1848 wurde er in das Ministerium berufen und übernahm zuerst das Departement der Finanzen, später das des Innern, nahm aber schon im December 1848 seine Entlassung. In Gemeinschaft mit seinem intimen Freunde Graf von Hegnenberg stand er an der Spitze der liberalen Opposition gegen reactionäre Tendenzen, war aber ein ebenso entschiedener Gegner der revolutionären Partei. Seit 1863 trennte er sich von einem Theile seiner bisherigen Gesinnungsgenossen, indem er sich zum großdeutschen Standpunkt bekannte. Von diesem aus bekämpfte er den Nationalverein und betheiligte sich eifrig bei dem sogenannten Reformverein. Die Wendung des Jahres 1866 war ihm daher äußerst schmerzlich und er zog sich mit wehmüthiger Resignation von der politischen Thätigkeit zurück. Am 10. Oct. 1866 starb er infolge eines Sturzes in der Kolowratshöhle auf dem Untersberg bei Salzburg. Er stand bei Gesinnungsgenossen und Gegnern wegen seines Charakters in hoher Achtung und zeichnete sich in Geschäften durch Gewandtheit und Rednergabe aus. Er war auch vielfach schriftstellerisch thätig, ein fleißiger Mitarbeiter der «Allgemeinen Zeitung» und veröffentlichte mehrere selbständige Schriften: «Die altbairischen landständischen Freiheitsbriefe» (München 1851); «Geschichte Baierns unter König Maximilian Joseph» (Berlin 1854) und «Das Verfahren der deutschen Großmächte gegen Schleswig-Holstein und den Deutschen Bund» (Jena 1866). *(Karl Klüpfel.)*

Lerchensporn, Pflanzengattung, s. Corydalis.

LERIA, eine von De Candolle aufgestellte Compositengattung, deren Arten früher meist zu Tussilago gerechnet wurden. Das Blütenköpfchen ist vielblütig, verschiedenehig, strahlend. Die linealischen zugespitzten Hüllschuppen decken sich unregelmäßig. Der Blütenboden ist nackt, die Scheibenblüten sind hermaphroditisch, die Randblüten weiblich, die Kronen der Scheibenblüten röhrig, undeutlich zweilippig mit zwei- bis dreizähnigen

Lippen, die innern Randblüten kurz zungenförmig, verschieden eingeschnitten, die äußern deutlicher zungenförmig. Die Antheren der Scheibenblüten sind am Grunde geschwänzt, an der Spitze mit Anhängseln versehen, in den Strahlblüten fehlen sie gänzlich. Der Griffel ist fadenförmig, sehr kurz zweilappig in den hermaphrodi itschen Blüten, dagegen länger zweilappig und mit etwas zurückgeschlagenen Schenkeln in den weiblichen Blüten. Die Achene ist länglich, zusammengedrückt, am Grunde etwas verschmälert, behaart, an der Spitze plötzlich in einen langen, kahlen Schnabel übergehend, der Pappus vielreihig, haarförmig, mit sehr dünnen, kaum rauhen Borsten.

Hierher gehören ausdauernde Kräuter mit nur grundständigen, unterseits weißfilzigen, am Grunde verschmälerten und in den Blattstiel herablaufenden Blättern und langem, nach der Blütezeit nickendem, einköpfigem Schafte.

Folgende Arten sind aus dieser Gattung bekannt:

1) L. nutans *De Candolle*, mit fast leierförmigen Blättern, deren Seitenlappen klein und stumpf, der Endlappen dagegen groß, eiförmig oder fast herzförmig, gezähnt ist und deren Hüllschuppen schmal linealisch-pfriemlich sind. Hierzu gehört Tussilago nutans *Linné* und Tussilago lyrata *Persoon*. Sie wächst in Mexico, Westindien und Brasilien. Eine Abart sinuata mit länglichen, fast sitzenden, allmählich nach dem Grunde zu verschmälerten, rundlich-buchtigen Blättern und etwas breiten Hüllschuppen ist gleichfalls in Brasilien einheimisch. 2) L. integrifolia *Cassini* mit elliptischen, länglichen oder lanzettlichen, fast ganzrandigen, am Grunde verschmälerten, unterseits weißfilzigen Blättern, langem Schafte, linealischen, an der Spitze pfriemlichen Hüllschuppen und sehr kleinen, kantigen, weichhaarigen Achenen, welche viel kürzer sind als der Schnabel. In Brasilien einheimisch, vielleicht aber nur Abart von der vorigen. Dasselbe gilt von 3) L. leiocarpa *De Candolle* mit länglich-lanzettlichen, bald ganzrandigen, bald buchtigen Blättern, hohem Schafte, linealischen Hüllschuppen und kantigen, ganz kahlen Achenen, welche kürzer sind als der Schnabel. In Cuba einheimisch. 4) L. albicans *De Candolle* mit elliptisch-länglichen, fast ganzrandigen, unterseits graufilzigen Blättern, hohem Schafte, linealischen, an der Spitze pfriemlichen Hüllschuppen und kantigen, spärlich behaarten Achenen, welche mit dem Schnabel gleich lang sind. Hierher gehört Tussilago albicans *Swartz*. Auf Jamaica und St.-Domingo einheimisch. 5) L. pumila *De Candolle* mit kleinen, verkehrt-eiförmig-länglichen, unterseits dicht filzigen, rückwärts gezähnten oder fast schrotsägeförmigen Blättern, hohem Schafte, linealischen, stumpflichen Hüllschuppen und spärlich behaarten Achenen, welche so lang sind als ihr Schnabel. Das Vaterland dieser Art, zu welcher auch Lieberkuhna nudipes *Cassini* gehört, ist Jamaica.

Vier andere, von Sprengel beschriebene Arten sind von De Candolle zu andern Gattungen, zum Theil zu Chaptalia gestellt, womit übrigens in neuester Zeit von Bentham und Hooker die ganze Gattung Leria vereinigt wird. Davon ist aber Dolichlasium *Lagasca* verschieden, welche Gattung die zuletzt genannten Autoren zu Trixis bringen. *(A. Garcke.)*

LERIDA, befestigte Hauptstadt der zu Catalonien gehörigen Provinz Lerida (12,336 □Kilom.; 1884: 291,600 Einwohner) im Königreich Spanien, in schöner Lage am rechten Ufer des Segre, Bischofssitz, mit (1884) 17,672 Einwohnern, hat eine sehr schöne, aus dem 13. Jahrh. stammende Kathedrale und 7 andere Kirchen, einen alten Palast der Könige von Aragonien, 2 Spitäler, ein Armenhaus, ein theologisches Seminar, ein Lyceum und mehrere höhere sowie niedere Bildungsanstalten, früher auch eine Universität. Die durch ihre Lage am Segre und im Knotenpunkt der wichtigsten Heerstraßen und Eisenbahnen strategisch wichtige Festung besteht aus einer einfachen Enceinte, der im Westen ein Hornwerk vorliegt, aus der nördlich der Stadt auf einem 62 Met. hohen und sehr steilen Felsen gelegenen Citadelle, aus dem im Westen der Stadt auf einer schroffen, felsigen Anhöhe errichteten Fort Garden, dem Brückenkopf am linken Ufer des Segre und mehreren Redouten zur Deckung der wichtigsten Punkte im Vorterrain. Die Industrie Leridas producirt hauptsächlich Glas, Leder, Papier, Wollen- und Baumwollenwaaren.

Die Umgegend der Stadt ist theils eben, theils hügelig; im Südosten derselben und am Segre aufwärts breiten sich zwei überaus fruchtbare und von zahllosen Bewässerungskanälen durchschnittene Ebenen aus, El Fondenat und das Llano de Urgel, zu denen das östlich der Stadt liegende Gipshügelland, La Sagarra, mit zahlreichen Salzlagern den schroffen Gegensatz bildet.

Von den Römern gegründet (das alte Ilerda), war Lerida der Schauplatz der Kämpfe zwischen Scipio Africanus und Hanno, sowie zwischen Cäsar und den Pompejanern unter Afranius. Unter der Herrschaft der Mauren gelangte die Stadt zu hoher Blüte, wurde 800 durch Ludwig, den Sohn Karl's des Großen, zerstört und der spanischen Mark einverleibt, blieb im Mittelalter ohne Bedeutung und verdankt ihre gegenwärtige Wichtigkeit ausschließlich ihrer strategischen Lage, die Lerida auch bis in die neueste Zeit wiederholt zum Schauplatz kriegerischer Ereignisse gemacht hat. Im J. 1642 von den Franzosen erobert, wurde sie schon im folgenden Jahre von Philipp IV. wieder genommen; 1646 von den Franzosen vergebens belagert, mußte Lerida 1707 nach heldenmüthiger Vertheidigung vor Philipp V. die Waffen strecken und ein furchtbares Strafgericht über sich ergehen lassen, wobei die Bewohner gleichzeitig auch aller bis dahin behaupteten Vorrechte (Fueros) verlustig gingen.

Bei dem Aufstand Spaniens im J. 1808 war die Junta von Lerida unter den ersten, welche den Krieg an Napoleon erklärte und die Bevölkerung zum Widerstand gegen die Franzosen aufriefen. In der Nähe von Lerida wurden die Spanier unter O'Donnel von den Franzosen unter Hebert am 23. April 1810 geschlagen, infolge dessen sich die Stadt am 12. Mai nach kurzer Belagerung den Franzosen ergab. *(E. L. Ulbrich.)*

LERINISCHE INSELN (franz. Lérins), Inselgruppe im Mittelmeer, Cannes gegenüber, zum Arrondissement Grasse des französischen Departements Seealpen gehörig. Die größte Insel, Ła Marguerite (im Alterthume Lerona), 7 Kilom. im Umfange und 1500 Met. vom Lande entfernt, hat eine Semaphorenstation und ein Fort mit Staatsgefängniß, unter anderm Verwahrungsort des Mannes mit der Eisernen Hand (bis 1698) und in neuester Zeit des französischen Marschalls Bazaine. Letzterer wurde, nach Aufhebung seines Todesurtheils, Ende 1873 hierhergebracht, entfloh aber in der Nacht vom 10. auf den 11. Aug. 1874 mit Hülfe seiner Gattin und entkam nach dem Auslande. Die kleinere Insel, St.-Honorat (im Alterthume Lerina), 3 Kilom. im Umfange, hat ein festes Schloß und ist seit 1858 Eigenthum des Bischofs von Fréjus, der daselbst eine Ackerbaucolonie angelegt hat. Hier stiftete um 410 St.-Honorat ein Kloster, früher als Theologenschule berühmt, von welchem 731 die Congregation der Benedictiner von Lerina ausging, welche 1637 sich mit der von St.-Maur vereinigte. Die übrigen Inseln (Klippen) sind unbewohnt. *(A. Schroot.)*

LERMA (Francisco Gomez de Sandoval y Roja, Herzog von), Günstling König Philipp's III. von Spanien. Er stammte aus einer der vornehmsten Familien Spaniens, war aber von Hause aus wenig begütert. Sein ursprünglicher Titel war der eines Marques von Denia. Er wurde von Philipp II. seinem Sohne, dem Thronfolger Philipp, als Hofmarschall zugeordnet. Während er denselben hauptsächlich im Sinne des mistrauischen Vaters leiten und beobachten sollte, schloß er sich dem Interesse des Prinzen an, stand trotz eigener beschränkter Mittel demselben, der von dem Könige sehr knapp gehalten wurde, in seinen finanziellen Nöthen bei und zeigte ihm überhaupt Gefälligkeit und Ehrerbietung, während die andern Hofleute ihn, nach dem Wunsche des Königs, vielfach vernachlässigten. Schon dieses Verfahren des Marques gewann ihm das Vertrauen und die Zuneigung des schwachen und wenig befähigten Infanten, die noch verstärkt wurden, als Denia seinetwegen zu leiden hatte; denn er wurde wegen der dem Prinzen erwiesenen Ergebenheit vom Könige ungnädig behandelt, von den Ministern angefeindet und endlich als Vicekönig von Valencia in eine Art ehrenvoller Verbannung geschickt. Kaum war Philipp II. 1598 gestorben, als die schlaue Berechnung des Marques den erhofften Erfolg fand. Der neue König Philipp III. erklärte ihn sofort zum Mitgliede des Staatsrathes, schenkte ihm ein Einkommen von 40,000 Dukaten und erhob ihn zum Herzoge von Lerma. Ja es dauerte nicht lange, so dankte der König thatsächlich zu Gunsten Lerma's ab. Letzterer wurde unumschränkter Herr des spanischen Staates. Er ernannte die Cardinäle, er vertheilte Würden, Aemter, Einkünfte. Er verfügte ausschließlich über die wichtigsten Geschäfte des Reiches und gab nur von den geringeren dem Staatsrathe Kenntniß. Der König, denkfaul und mistrauisch gegen seine eigene Einsicht, schob jeden Entschluß Lerma zu. Schließlich stellte er die Unterschrift des Herzogs an Geltung seiner eigenen gleich: wol ein einziger Fall in der Geschichte! Dabei war Lerma völlig ungebildet, ohne jede Kenntniß von den Angelegenheiten, die er in höchster Instanz und sozusagen allein verwaltete. Er war von unruhiger, begehrlicher Natur; von Stetigkeit und Ordnung war keine Spur bei ihm vorhanden; der geringste Widerspruch brachte ihn in Wuth, während er das übertriebenste Lob wohlgefällig aufnahm. Aber noch übler wirkte seine grenzenlose Habsucht, die um so verdammlicher war, als Spaniens Finanzen völlig zerrüttet waren, sein Wohlstand infolge der übermäßigen Steuern beständig zurückging, selbst seine Großmachtsstellung durch die Ebbe des Schatzes bedroht wurde. Und dabei bereicherte sich Lerma fortwährend nicht nur durch die Geschenke, ohne die niemand etwas bei ihm durchsetzen konnte, sondern auch durch beständige schamlose Plünderung der Staatseinkünfte. Während er 1598 völlig verarmt in das Ministerium getreten war, besaß er nach drei Jahren schon ein Vermögen von 2 Millionen Dukaten (= 40 Mill. Mark nach heutigem Geldwerthe), 1611 aber ein jährliches Einkommen von 700,000 Scudi (etwa = 18 Millionen Mark), und an Kostbarkeiten, Geräthschaften und Garderobe allein ein Vermögen von 6 Millionen Dukaten (= 120 Mill. Mark). Und wenn nach dieser schändlichen systematischen Beraubung kein Geld mehr im Staatsschatze war, schossen Lerma und seine Geschöpfe — selbstverständlich unter fremdem Namen — dem Könige Geld zu Wucherzinsen vor. Einen kleinen Theil dieser Reichthümer verwandte Lerma zur Erkaufung der Geistlichkeit, deren gewichtige Unterstützung er auch durch fanatische Frömmigkeit zu gewinnen suchte. Ebenso überhäufte er seine Familie mit Ehrenstellen. Um die Königin, welche seine Tyrannei haßte, zu beaufsichtigen, erhob er erst seine Gemahlin, dann seine Schwester, die Gräfin von Lemos, zu deren Oberhofmeisterin. Seinen ältesten Sohn, den Marques von Cea, mußte der König bei dessen Vermählung mit einer Rente von 30,000 Goldthalern ausstatten, ihn bald darauf mit dem Herzogstitel von Uceda schmücken und mit zahlreichen weiteren Würden und Einkünften versehen. Der zweite Sohn wurde Graf Saldaña. Seinen Oheim, Bernardo de Sandoval, machte Lerma zum Cardinal-Erzbischof von Toledo und Primas von Spanien und überdies, 1608, zum Generalinquisitor, um dieses wichtige Amt zu seiner Verfügung zu haben. Uebrigens erstreckte sich der Beförderungseifer Lerma's auch über seine entfernteren und angeheiratheten Verwandten. Er schien den Staat als eine Privatdomäne der Familie Sandoval zu betrachten. Seine Werkzeuge wählte sich Lerma unter gewissenlosen Emporkömmlingen, die ihm unbedingt zur Verfügung standen. Der vertrauteste und gewandteste von ihnen war Pedro, als Sohn eines befreiten Sklaven Franquesa zubenannt, ein überaus schlauer, seinem Herrn sklavisch ergebener, unglaublich habgieriger Mensch, den er zum Secretär des Staatsraths für italienische Angelegenheiten und zum Grafen von Villalonga erhob. Ein anderer, Don Rodrigo Calderon, ward Kammerherr des Königs.

So besetzte Lerma alle wichtigen Stellen der Staats-

verwaltung mit seinen Angehörigen und Dienern. Die vornehmsten Familien Spaniens verschwägerte er mit seinem Geschlechte. Niemand, der nicht zu diesem Kreise gehörte, erhielt Antheil an der Macht. Vom König wich Lerma nicht; wohin derselbe kam, erhielt er nur Eindrücke, die Lerma ihm zugeführt wissen wollte. Das ganze System war mit großer Schlauheit und Consequenz durchgeführt. Unnütze Feindschaft zu erwecken, vermied Lerma, indem sein Benehmen höflich und freundlich war. Dabei wurden aber die Staatsgeschäfte mit äußerster Langsamkeit verhandelt, zum großen Schaden des Reiches endlos verschleppt. Ueberall nahm man Bestechung, auch von Ausländern: nur Gunst, nicht Verdienst galt. Jeder, der dieser gewissenlosen Despotie hinderlich war, wurde entfernt; jeder, der ihr entgegentrat, auf das grausamste verfolgt. Jenes Schicksal erlitten unter andern der damalige Erzbischof von Toledo, der höchste richterliche Beamte Rodrigo Vasquez, Präsident des Rathes von Castilien, und der Großinquisitor Pedro Porto-Carrero; die beiden letztern wurden aller ihrer Aemter enthoben. Als Franqueza selbst sich zu dem Schwiegersohne Lerma's, dem Grafen von Lemos, feindlich zu stellen wagte, wurde er (1607) verhaftet und nach $2^1/_2$ jähriger Gefangenschaft im December 1609 wegen Bestechung zu einer Geldstrafe von 1,400,000 Dukaten, zum Verluste aller Aemter und Würden und zur Internirung verurtheilt. Das Volk war unzufrieden, muthige Große reichten dem Könige Denkschriften ein, durch die sie denselben von der crassen Selbstsucht und Verderblichkeit des Lerma'schen Regimentes zu überzeugen suchten — alles ohne den mindesten Erfolg. Seine Gegnerin, die Königin, wußte Lerma derartig bei dem Monarchen anzuschwärzen, daß zwischen den beiden Gatten, die sich im Grunde zärtlich liebten, wiederholt Zerwürfnisse entstanden. Endlich war es Margarethe mit Hülfe einflußreicher Geistlichen doch geglückt, die Stellung des Günstlings zu erschüttern, als sie, diesem letztern sehr gelegen, plötzlich starb (3. Oct. 1611). Seitdem war Lerma wieder allmächtig.

Die Ergebnisse dieser Verwaltung waren die traurigsten. Fast sämmtliche Staatseinkünfte waren an die Gläubiger verpfändet. Soldaten und Beamte erhielten jahrelang keine Besoldung, sodaß Zuchtlosigkeit und Aufruhr unter den Heeren, Plünderung und Bestechlichkeit in allen Graden der Verwaltung einrissen. Zwangsanleihen und Münzjälschung im großartigsten Maßstabe konnten nur für den Augenblick helfen. Gegen Schluß des Jahres 1607 trat ein wahrer Staatsbankrott ein, indem die Zinsen der Staatsanleihen willkürlich, zum Theil auf ein Drittel reducirt wurden. Trotzdem blieb in den ordentlichen Ausgaben noch ein Deficit von über einer Million Dukaten, dem man, da die Steuerkraft des Landes auf das äußerste angestrengt war, nur durch neue Anleihen abzuhelfen vermochte. Dabei konnte man die Küsten nicht gegen die Angriffe der Berbern, der Hugenotten und der Holländer schützen, wurden die Colonien von diesen und den Engländern gebrandschatzt. Der Handel war zum größten Theil in die Hände der Fremden übergegangen; die Industrie hatte fast ganz aufgehört. Die Ausländer führten die reichen Rohstoffe Spaniens aus und brachten sie verarbeitet wieder in dasselbe zurück — natürlich zu dessen großem Schaden. Der jährliche Export wurde 1619 nur auf $19^1/_2$ Millionen Dukaten, der Import dagegen auf $39^1/_2$ Millionen veranschlagt. Was halfen bei solchem Misverhältniß die neun bis zehn Millionen Dukaten, die jährlich aus Amerika nach Spanien strömten, zumal die Fremden jährlich noch viele Millionen an Zinsen der Staatsanleihen dem verarmenden Reiche entzogen? Der Ackerbau, der äußerst geringgeschätzt und hauptsächlich von Steuern und Abgaben betroffen wurde, lag um so mehr danieder, als Straßen und Brücken sowie die Regulirung der Ströme von der Regierung völlig vernachlässigt und dadurch die Communicationen selbst unter Nachbardistricten unmöglich gemacht wurden. Dabei war die Unsicherheit sehr groß: die Räuber thaten sich zu förmlichen Banden zusammen, die den königlichen Soldaten Gefechte lieferten. Es waren also die Bauern arm, die Kaufleute ohne Kapital, der Adel verschuldet; Geld war selten und nur zu 16 oder auch 20 Procent Zinsen zu haben. So ist es nicht zu verwundern, daß während der Herrschaft Lerma's die Zahl der spanischen Bevölkerung von acht auf sechs Millionen Seelen sank.

Einen bedeutenden Antheil an dieser Einbuße hatte die verderblichste aller von Lerma getroffenen Maßregeln, die Vertreibung der Morisken. Es waren dies die Nachkommen der Araber und Mauren, der ehemaligen Herren Spaniens, die man dann, mit kecker Verletzung der mit ihnen geschlossenen Verträge, zur Annahme des Christenthums genöthigt hatte. Da sie im Grunde dem väterlichen Glauben treu blieben, suchte man sie mit allerhand vexatorischen Maßregeln heim, die selbstverständlich die Kluft zwischen ihnen und den «alten Christen» erweiterten und sie immer unzufriedener stimmten. Infolge dieser Umstände bildete sich zumal in dem spanischen Klerus eine starke Partei, welche die völlige Austreibung dieser Feinde der Religion und des Vaterlandes verlangte. Zunächst hatte sie weder bei dem Papste noch bei der spanischen Regierung Erfolg, da die Morisken zu den betriebsamsten und nützlichsten Bewohnern des Reichs gehörten. Indeß verleiteten die Bedrückungen, unter denen die Morisken zu leiden hatten, dieselben im J. 1605 zu landesverrätherischen Unterhandlungen mit den Türken und mit Heinrich IV. von Frankreich; diese Umtriebe wurden entdeckt und boten dann die Veranlassung zur Ausrottung der Morisken aus Spanien. Die zelotische Partei unter den Priestern benutzte diese Ereignisse, um Furcht und Erbitterung in ganz Spanien zu erregen. Vorzüglich war es aber Lerma sehr unbequem, sich von den Morisken aus seiner Ruhe aufgescheucht zu sehen, und andererseits wollte er sein Bündniß mit der Geistlichkeit nicht gefährden. So beförderte er, seit Beginn des J. 1608, die Austreibung eifrig und setzte sie, trotz des einsichtigen und menschenfreundlichen Widerspruches der Mehrheit des Staatsrathes, trotz des Protestes des Adels, der von den Morisken seine besten Einkünfte zog, natürlich durch. «Das ist ein großer Entschluß, den wir da

gefaßt haben», sagte der König, «führt ihn aus, Herzog.» Im September und October 1609 wurden zunächst die zahlreichen valencianer Morisken nach Afrika hinübergebracht; ein Aufstand derselben in der Sierra Al-Aguar ward mit leichter Mühe niedergeschlagen. Dann kamen die andalusischen und murcianer Morisken an die Reihe. Im J. 1610 erschienen die Austreibungsbefehle für die Morisken des Nordostens, denen man alle ihre liegenden Güter und fast alles bewegliche Vermögen kurzweg einzog. Etwas milder behandelte man deren Leidensgenossen in Castilien. An 50,000 Menschenleben gingen durch die Grausamkeit und Habgier der Beamten und Schiffskapitäne, durch die Aufstände und durch die Anstrengungen und Entbehrungen der Reise zu Grunde. Einzelne längst zu guten Christen gewordene maurische Bevölkerungen wurden noch in den J. 1611—13 entfernt. Der Gesammtverlust, den Spanien hierbei an tüchtigen und betriebsamen Bewohnern erlitt, betrug, nach den geringsten Angaben, eine halbe Million Menschen. In ökonomischer Hinsicht war der Schaden ganz unberechenbar. Ueber $3^1/_2$ Mill. Dukaten nahmen die Morisken in baarem Gelde mit; sie hatten vor ihrem Abzuge überdies noch große Mengen falschen Geldes in Umlauf gesetzt. Fast die gesammte Wollenmanufaktur verpflanzten sie von Spanien nach Tunis, zahlreiche Gewerbe, in denen sie zumeist gearbeitet, stockten gänzlich. Im gesammten Osten und Süden blieben die Felder öde und unbebaut, und darunter viele rauhe, steinige und wasserarme Gegenden für immer, da nur der unermüdliche Fleiß und die Genügsamkeit der Morisken deren Anbau ermöglicht hatten. Die Abgaben und Renten der Edelleute und Kirchen verminderten sich in unglaublichem Maße; eine Geldkrisis trat ein, in Valencia und Barcelona fielen die angesehensten Banken. Endlich wurde selbst der unfähige König schmerzlich betroffen von der zunehmenden Entvölkerung und Verarmung seines Reichs. Er trug deshalb dem Rathe von Castilien im J. 1618 auf, ihm die Gründe für diese Uebelstände auseinanderzusetzen und zugleich wirksame Mittel zur Abhülfe anzugeben. Der Bericht des Rathes, vom 1. Febr. 1619, ist mit ebenso viel Einsicht wie Kraft und Festigkeit abgefaßt — des Königs Kraft war aber schon wieder erlahmt und er that lediglich nichts, um den Niedergang seines Staates aufzuhalten. «Spanien», so klagte der Rath, «steht in Gefahr völligen Unterganges, da seine Häuser überall Ruinen sind, ohne daß jemand sie wieder baute, und seine Städte und Dörfer wie ebenso viele Ruinen daliegen.» Nur Lerma hatte sich und seine Familie bei der unsinnigen und grausamen Morisksenaustreibung, die dem Staate sofort Millionen gekostet, wieder bereichert, indem er sich und den Seinigen von den den Morisken abgepreßten Geldern eine halbe Million Dukaten (=$10^1/_2$ Mill. Mark) zuwandte.

In der äußeren Politik verfolgte Lerma eine friedliche Richtung, theilweise wol aus Einsicht in die dringenden Bedürfnisse des spanischen Staates, theilweise aber auch aus Bequemlichkeit und weil er fürchtete, schwierigen Zeiten nicht gewachsen zu sein und leicht durch einen glücklichen General verdrängt werden zu können. Lerma ließ das verbündete Savoyen in seinen Kämpfen gegen Heinrich IV. von Frankreich (1600) und gegen Genf (1602 und 1603) im Stiche, sodaß der Herzog Karl Emanuel in voller Entrüstung zu der französischen Allianz überging. Im J. 1605 schloß Lerma, gegen den Willen der chauvinistischen und eifrig klerikalen Partei im Lande, den Frieden mit England ab. Endlich 1609 folgte der zwölfjährige Waffenstillstand mit den Vereinigten Provinzen der Niederlande, der einem vierzigjährigen verlustvollen und kostspieligen Kriege ein Ende machte. Dieser Kampf hatte Spanien 200 Millionen Dukaten oder — nach heutigem Geldwerthe — vier Milliarden Mark gekostet. Daß diese Friedfertigkeit indeß mehr aus dem Gefühl der Schwäche und aus Abneigung gegen energisches Handeln als aus wahrer Einsicht und planmäßiger Berechnung entstand, geht aus dem Umstande hervor, daß Spanien, anstatt sich durch Abrüstung und friedliche Reformen innerlich zu stärken und zu kräftigen, seine Mittel durch zahllose kleine Unternehmungen weiter vergeudete. Bald stritt man, meist unglücklich, gegen die Mauren und Berbern Nordafrikas; bald rüstete man, um dem Papste gegen die Venetianer beizustehen; dann unterhielt man mehrere spanische Regimenter in Ungarn und Dalmatien zum Kriege gegen die Türken oder in Deutschland zur Unterstützung der katholischen Liga.

Dem drohenden Kriege mit Frankreich und dessen Verbündeten im J. 1610 entging Lerma noch durch die Mordthat Ravaillac's. Mit der Regentin Marie von Medici stand er in freundlichem Einvernehmen; er schloß mit ihr, im J. 1612, den Vertrag eines doppelten Heirathsbündnisses ab, zwischen dem Infanten Philipp (IV.) und der französischen Prinzessin Elisabeth auf der einen, der Infantin Anna und dem jungen Könige Ludwig XIII. von Frankreich auf der andern Seite. Ein Krieg mit Savoyen (1614—17) wurde von seiten Spaniens ohne großen Ruhm und Erfolg geführt und dann von Lerma durch den wenig ehrenvollen Frieden von Pavia beendigt.

Dieses Ereigniß erschütterte bereits den Einfluß Lerma's auf den König. Die Wahrnehmung der furchtbaren innern Uebelstände des Reichs mußte den Herrscher vollends über das Verderbliche von Lerma's Verwaltung die Augen öffnen. Der Günstling, der immer noch seine Stellung bei Philipp für sicher und fest begründet hielt, wagte es dabei, demselben direct zu trotzen. Er hatte nach dem Sturze Franqueza's den Don Rodrigo Calderon, den Sohn eines armen Hauptmanns, zu seinem bevorzugten Diener erkoren, ihm wichtige Aemter und große Einkünfte übertragen und ihm die Titel eines Grafen von La Oliva und schließlich eines Marques von Siete Iglesias verschafft. Calderon aber hatte seine Stellung in gewissenlosester Weise misbraucht und zugleich durch seinen rohen Uebermuth und seine Ueberhebung alle Welt derart gegen sich erbittert, daß selbst der König wider ihn Partei nahm. Lerma aber hielt den Vertrauten selbst gegen den Willen des Monarchen aufrecht. Dabei fanden sich in des letztern Umgebung Leute, die seine beginnende

Misstimmung gegen Lerma eifrig schürten, vorzüglich einige Geistliche, zumal der Beichtvater des Königs, Pater Aliaga, der, obwol von Lerma selbst an diesen wichtigen Platz gestellt, seinen Wohlthäter zu verdrängen suchte; der gesammte Orden der Jesuiten und der eigene Sohn Lerma's, der Herzog von Uceda, der sich bei dem Könige durchaus einzuschmeicheln verstanden hatte und in thörichtem und verbrecherischem Ehrgeize selbst an Stelle des Vaters den Posten des ersten Ministers anstrebte. Eine Mordthat, die Calderon gegen einen Privatfeind ausübte, erbitterte den Monarchen völlig gegen jenen und seinen Beschützer Lerma. Vergebens suchte dieser sich einen mächtigen Beistand zu verschaffen, indem er, der Witwer war, sich von Papst Paul V. die Cardinalswürde ertheilen ließ. Der König sah darin nur einen neuen Beweis des Stolzes und der Herrschsucht Lerma's und befahl ihm (4. Oct. 1618), sich auf sein herzogliches Gut Lerma zurückzuziehen. So fiel Lerma, nachdem er zwanzig Jahre lang Spanien unumschränkt regiert hatte. Sein Abschied von dem Könige war übrigens ein herzlicher und freundschaftlicher gewesen. Seine Stellung wurde Uceda übertragen, der ebenso eigensüchtig und dabei noch weit unfähiger war als sein Vater. Das Land hatte bei dem Wechsel nur verloren.

Die siegreiche Partei ließ Calderon unter der lächerlichen Anklage, die Königin Margarethe vergiftet zu haben, verhaften und aller seiner Güter berauben. Er wurde der Tortur unterworfen, benahm sich aber mit großem Muthe und vieler Ausdauer. Philipp III. war auf dem Punkte, ihn zu begnadigen, als der Monarch (März 1621) starb. Es war dies auch ein großer Verlust für Lerma, dem der König selbst in seiner Verbannung Freundschaft und Achtung gezeigt hatte; noch auf dem Sterbebette ernannte er Lerma zu einem der Testamentsvollstrecker. Lerma wollte sich sogar an den Hof begeben, wurde aber durch einen Befehl des Infanten und baldigen Königs Philipp IV. daran verhindert. Doch hatte er die Genugthuung, den Sturz seines verbrecherischen Sohnes Uceda zu erleben, der als erster Minister sofort durch den Günstling des neuen Monarchen, den Grafen Olivares, ersetzt wurde. Eine der ersten Handlungen Olivares' war die ganz rechtliche und widergesetzliche Hinrichtung Rodrigo Calderon's (October 1621). Der Verbündete Uceda's und Hauptwerkzeug von Lerma's Sturz, Pater Aliaga, wurde seines Amtes als Großinquisitor beraubt. Uceda selbst starb im Kerker, Mai 1624. Auch Lerma hatte die Feindschaft und Rachsucht des neuen Günstlings zu erfahren. Er wurde unter der Anklage der Veruntreuung königlicher Gelder in dem Schlosse von Tordesillas eingekerkert, wo er in eine schwere Krankheit verfiel. Die Fürbitte des Papstes und des Cardinalcollegiums verschaffte ihm noch einmal die Freiheit wieder. Aber bald wurden die Anschuldigungen wider ihn erneuert, und Philipp IV. befahl unter sehr harten Ausdrücken eine gerichtliche Untersuchung über die Geschenke und Güterübertragungen, die Lerma sich von dem verstorbenen König verschafft habe. Er wurde in der That dazu verurtheilt, dem Fiscus jährlich 72,000 Dukaten und für einmal eine Summe von 1,400,000 Dukaten zu entrichten. Diese Kränkungen und Verluste brachen dem Cardinal-Herzog das Herz; er starb im J. 1625.

Literatur: Barozzi e Berchet, «Relazioni degli ambasciadori veneti del secolo XVII» (Serie I, Bd. 1); Cabrera, «Relaciones de las cosas sucedidas en la corte de España desde 1599 hasta 1614» (Madrid 1857); Khevenhiller, «Annales Ferdinandei» (Bd. 5 und 6); Winwood, «Memorials» (Bd. 2); Navarrete, «Conservacion de Monarquias» (Madrid 1626); Davila, «Vida y hechos de Felipe III» (Madrid 1771); Watson, «History of Philipp III.» (2 Bde., London 1777—78 und seitdem öfter); Lafuente, «Historia general de España» (Bd. 15 und 16); A. de Circourt, «Histoire des Maures Mudéjares et des Morisques» (Bd. 3, Paris 1841); Bleda, «Corónica de los Moros de España» (Valencia 1618); M. Philippson, «Heinrich IV. und Philipp III.» (3 Bde., Berlin 1870—76); D. Pascual de Gayanos, «La Corte de Felipe III», in «Revista de España» (1885, Nr. 416 und 417); Ed. Rott, «Philippe III et le duc de Lerme» in «Revue d'histoire diplomatique», Nr. 2 und 3.

(M. Philippson.)

LERMONTOW (Michail Jurjewitsch), der große russische Dichter, ist nach der wahrscheinlichsten Annahme am 3. Oct. (a. St.) 1814 als Sohn eines russischen Majors in Moskau geboren. Seine Mutter verlor er schon im dritten Jahre, von da an nahm ihn die Großmutter mütterlicherseits zu sich, erzog ihn erst auf ihrem Gute im Gouvernement Pensa und ging dann 1826 nach Moskau, wo Lermontow als Halbpensionär in der Universitäts-Adelspension seine Schulbildung erhielt. Seine Erziehung war die damals für den jungen Adel gewöhnliche: Fertigkeit in modernen Sprachen, russische und fremde Literatur, Zeichnen, Musik, Tanzen, Fechten u. dgl. Ehrgeiz und großes, frühgereiftes Talent ließen Lermontow schnell vorwärts kommen, und schon damals zeigte sich der verwickelte, widerspruchsvolle Charakter, den er sein Leben lang trug, Verschlossenheit und Mistrauen gegen die Außenwelt, starkes Selbstgefühl und heftiges Empfindungsleben verbunden mit Zweifel an sich selbst. Die Anfänge seiner poetischen Versuche zeigen schon jetzt eine Hinneigung zu traurigen und finstern Motiven. Im J. 1831 wurde Lermontow wegen der mit andern verübten Verhöhnung eines Docenten von der moskauer Universität, die er eben bezogen hatte, ausgeschlossen und ging in demselben Jahre nach Petersburg, um die militärische Laufbahn, die einzige, die damals in Rußland die Aussicht auf äußern Erfolg und Stellung in der Gesellschaft bot, einzuschlagen, machte zuerst die Schule der Gardefähnriche und Cavaleriejunker, dann die der Leibhusarenjunker durch und wurde 1834 Cornet. Eine tiefere Bildung konnten ihm diese Anstalten nicht geben, entwickelten vielmehr die ungünstigen Seiten seines Charakters. Eine Kenntniß des Lebens war bei dem ausgesprochenen Kastengeiste

dieser Schulen nicht zu erlangen, bei Lermontow befestigte sich hier die sarkastische und skeptische Betrachtung der Gesellschaft, an deren nichtigem Treiben und Jagen nach materiellen Genüssen, die seiner heftigen Natur, wie er selbst gesteht, ein Bedürfniß waren, er sich doch lebhaft und bis zum Uebermaß betheiligte. Indeß verlor er sich nicht darin, blieb dem Wesen seiner Kameraden fremd, wie diese an ihm durchweg keinen Gefallen fanden, und lebte innerlich in heftigem Kampfe zwischen dem Gefühle überströmender Kraft und pessimistischer Verzweiflung. Die in diese Zeit fallenden poetischen Versuche, Nachahmungen und Uebersetzungen, zeigen den Einfluß Schiller's, dann Puschkin's und zuletzt in immer zunehmendem Maße den Byron's. Schon in das J. 1829 fällt der erste Entwurf des «Dämon»; 1835 wurde zuerst ein Gedicht von ihm gedruckt («Hadschi Abrek») und damit trat er in die russische Literatur ein. Seinem verschlossenen Charakter entsprach es an sich, daß er keine engere Verbindung mit den gleichzeitigen Vertretern der Literatur suchte, dazu kam, daß er trotz seiner Verachtung gegen das Wesen der großen Welt doch den Ehrgeiz hatte, in der vornehmen Gesellschaft eine Rolle zu spielen und sich seit 1834 dem Treiben derselben in vollem Maße hingab. Die Stimmung jener Zeit bezeichnet er selbst mit den Worten: «Nichts rührt mich, weder Zorn, noch Zärtlichkeit.» Da fiel 1837 Puschkin im Duell, und Lermontow schrieb in der ersten Erregung das berühmte Gedicht «Auf den Tod Puschkin's», das, in Abschriften verbreitet, ungeheueres Aufsehen erregte. Die nachträglich hinzugefügten 16 außerordentlich scharfen Verse hatten seine Verhaftung und Versetzung in ein Dragonerregiment im Kaukasus zur Folge. Dahin ging er 1837 ab, wurde aber schon 1838 wieder in die Garde und nach Petersburg zurückversetzt, schon berühmt als Dichter und infolge seiner Erlebnisse der Held des Tages. Sein innerer Haß gegen die Gesellschaft, in deren vollen Strudel er sich doch wieder stürzte, verließ ihn dabei nie: «Diese neue Erfahrung ist nützlich, sie hat mir eine Waffe gegen diese Gesellschaft gegeben, die mich sicherlich mit ihren Verleumdungen verfolgen wird, und dann habe ich Mittel zur Rache im Vorrath, denn nirgends begegnet man so vielen Niedrigkeiten und so viel Lächerlichem.» Dem Aufenthalte im Kaukasus, den er schon als zehnjähriger Knabe bei einem Aufenthalte seiner Großmutter in einem dortigen Bade zuerst gesehen hatte, verdankt seine Poesie die großartigen Schilderungen jener Bergwelt, deren Eigenart seinen Stimmungen entsprach und deren wilde, freiheitliebende Stämme seinem eigenen, wenn auch unklaren Ideal nach freier menschlicher Entwickelung sich anpassen ließen. — Im J. 1840 erschien eine Ausgabe seiner «Gedichte», die einzige zu seinen Lebzeiten; 1840 und 1841 zwei Ausgaben seines berühmtesten und am meisten charakteristischen Werks, des Romans «Ein Held unserer Zeit» («Geroj našego vremeni»). Im J. 1840 wurde er von neuem, verurtheilt wegen eines Duells, in den Kaukasus versetzt, war einmal noch, Ende des Jahres und Anfang 1841, in Petersburg, kehrte dann nach dem Kaukasus zurück, nahm dort seinen Abschied und lebte in Pjatigorsk; hier kam es, wahrscheinlich nur infolge sarkastischer Scherze Lermontow's, zu einem Duell mit dem Major Martynow, in welchem der Dichter am 15. Juli (a. St.) 1841 fiel. Seine Leiche, zuerst in Pjatigorsk beigesetzt, wurde später nach dem Gute Tarachany im Gouvernement Pensa übergeführt, wo auch sein Denkmal steht.

Das Urtheil über Lermontow, namentlich über den Roman, ist in der russischen Literatur ein sehr wechselndes und schwankendes gewesen. Zweifel an der Echtheit seines Pessimismus, seiner Weltverachtung, die mit seiner Sucht nach dem Treiben der großen Welt nicht zu stimmen schien, der unverkennbare starke Einfluß Byron's hat einen Theil der Kritiker dahin gebracht, ihn im ganzen und großen als einen wesentlich mit dem Verstande arbeitenden Nachahmer anzusehen. Das ist sicher unrichtig; innere Verwandtschaft des Charakters, die er in seinen Aufzeichnungen selbst wiederholt hervorhebt, führten ihn zu Byron und mußten ihn zu ähnlicher Lebensauffassung bringen. Die Gestalten seiner Dichtung, alle mehr oder weniger Variationen eines Typus, der am schärfsten in dem Helden seines Romans (Petschorin) ausgeprägt ist und in enger Verwandtschaft zu Byron's Figuren wie zu Puschkin's «Onjegin» steht, sind keine Phantasiegebilde, sondern entsprechen einem in der russischen Gesellschaft in den dreißiger Jahren wirklich vorhandenen Wesen. Dieser Typus, wie auch die ihm in Lermontow's eigener Art entsprechenden Seiten erklären sich aus den gesellschaftlichen und staatlichen Verhältnissen Rußlands in jener Zeit, die für einen kräftigen Geist keine Aufgaben und keine Stellung hatten, keine Ideale erzeugen konnte, und so die Besten zu einem nichtigen weltlichen Treiben oder zur pessimistischen Weltverachtung, oft in beides zugleich führte. — Ausgaben von Lermontow's Werken sind zahlreich, eine derselben ist: «Sočinenija Lermontova» (3. Ausg., 2 Thle., Petersburg 1873), mit einer einleitenden Biographie und Beurtheilung Lermontow's von Pypin, die der obigen Darstellung zu Grunde liegt. Deutsche Uebersetzungen von Bodenstedt, «Michail Lermontow's poetischer Nachlaß» (2 Bde., Berlin 1852), neuerdings von Ascharin (Dorpat 1877). *(R.)*

LERNAEA, eine von Linné für einen Wurm gehaltene Gattung von Schmarotzerthieren, welche zwar schon Blainville für ein Gliederthier hielt und Latreille zu den gliederthierartigen Helminthen rechnete, welche aber (mit verwandten Formen) erst durch die entwicklungsgeschichtlichen Untersuchungen Alexander von Nordmann's als Krusterer erkannt wurde. (Lamarck schloß sie noch mit Chondracanthus und Entomoda den Süßwasserwürmern Tubifex an.) Sie bildet den Kern einer besondern Familie unter den «röhrenmündigen» (siphonostomen) Schmarotzerkrebsen, welche durch den Besitz einer Saugröhre, innerhalb deren die stiletförmigen Kiefer liegen, ausgezeichnet sind. Während des Begattungsstadiums schwimmen die Männchen und Weibchen frei umher und besitzen vier Paar Schwimmfüße. Später verlängert sich der Körper des Weibchens wurmförmig,

verliert seine Gliederung, behält aber Reste der zweiästigen Ruderfüße. Der Kopftheil hat verästelte Seitenfortsätze und einen einfachen Rückenhaken. Der Genitalabschnitt ist wurmförmig gestreckt, im mittleren und hinteren Theile sackförmig erweitert und in doppelter Umbiegung verdreht. Die Klammerantennen enden mit kräftiger Zange. Am hintern Ende finden sich zwei lange Eierschnüre. Arten leben schmarotzend an Arten der Fischgattung Gadus (Kabeljau, Dorsch u. a.). Verwandte Gattungen: Lernaeocera *Blaine*, Naobrachia *Hesse* u. s. w.

(J. Victor Carus.)

Lernäische Schlange, oder Hydra von Lerna, s. Hydra.

LEROUX (Pierre), franz. Philosoph und Publicist. Als Sohn eines Handwerkers am 17. April 1797 zu Paris geboren, begann Leroux seine Studien am Collège Charlemagne daselbst und setzte sie in Rennes fort; man wollte ihn ins pariser Polytechnikum aufnehmen, er aber verzichtete auf diese Aussicht, da seine verwitwete Mutter auf ihn als Stütze bei der Erziehung seiner Geschwister angewiesen war, und wurde Maurer, bald aber Setzer in der Druckerei eines pariser Verwandten. Von hier kam er als Corrector in die Druckerei des berühmten Buchhändlers Panckoucke, in der er einen Mechanismus zur Erleichterung des Setzens erfand, den er Pianotyp nannte, der aber, wie späterhin so vieles von Leroux' Schöpfungen, sich als unpraktisch erwies. Bei Panckoucke fand ihn sein einstiger Mitschüler Paul François Dubois wieder, als er seine Vorbereitungen zur Herausgabe der Zeitschrift «Le Globe» traf, und bestimmte ihn 1824, neben dem Herzoge von Broglie, Guizot, Cousin, Jouffroy u. a. sein Mitarbeiter zu werden; Leroux nahm auch an der Redaction Antheil und bekundete in seinen Artikeln einen fortgeschrittenen Liberalismus. Aber die Schriften der Saint-Simonisten machten auf sein empfängliches Gemüth einen solchen Eindruck, daß er im Januar 1831 in die Sekte eintrat und zu ihrem Organe den «Globe» machte, den er im November 1830 an sich gebracht hatte; er übergab dessen Leitung Michel Chevalier und huldigte eifrigst in der Straße Monsigny dem Saint-Simonismus. Als aber Enfantin die abenteuerlichen Fragen von der Emancipation der Frau und den Functionen des Priesters, der binde und löse und selbst ein Paar sei, aufwarf, protestirte Leroux am 19. Nov. 1831 vor der Gemeinde der Straße Monsigny laut dagegen, Scham und Moral erschienen ihm verletzt und er trat am 21. d. M. aus der Sekte. Seitdem blieb er treuer Anhänger der Monogamie und bekriegte erbittert diese unreinen Lehren; besonders seit Bazard todt war, führten er und Lazare Hippolyte Carnot die Polemik. Mit diesem leitete er 1832—35 die «Revue encyclopédique», in der er, ein Mann von unendlichem und vielseitigem, aber lückenhaftem und sonderbar verwerthetem Wissen, bedeutende Artikel über moderne Poesie und über die Bewegung der philosophischen und religiösen Ideen niederlegte, die aber keinen Anklang fand. Er gründete 1834 mit Jean Reynaud die «Encyclopédie nouvelle», die er mit zahlreichen Artikeln über die verschiedensten Fragen bereicherte, seinen neuen Tendenzen auf philosophischem, politischem und socialem Boden offener nachhängend. In diesem unvollendet abgebrochenen Werke publicirte er vieles über pythagoräische, buddhistische, brahmanische, mosaische, urchristliche Religionsansichten; «nirgends findet man einen ähnlichen Luxus allegorischer Interpretationen, eine solche Verschwendung von Mythen und Symbolen. Pierre Leroux entdeckt in diesem Dunkel der Vergangenheit unendliche Tiefen, er erklärt das Unerklärliche, er findet einen Sinn in den Mysterien, die vor ihm in undurchdringliche Dunkelheit gehüllt waren. Wenn auch unglücklicherweise diese Abhandlungen durch ihre Weitschweifigkeit von dem Stil der Orakel, die sie erklären, sich entfernen, so nähern sie sich denselben doch wieder durch ihre Unverständlichkeit ganz außerordentlich» (Sudre). Darum durfte Reybaud von Leroux sagen: «Er glaubt an die Seelenwanderung; er glaubt an die Kabbala, an die Macht der Zahlen, an die Wirksamkeit geometrischer Formeln, an Kegel, Cylinder und Kugel: er will Frankreich mit Pappeln, als den Symbolen einer fehlerlosen Regierung bedecken.»

Im J. 1838 veröffentlichte Leroux seinen zehn Jahre später reproducirten Aufsatz «De l'Egalité», seine politische und sociale Ansicht kundthuend, und sich an Hegel völlig anlehnend, gab er 1839 separat seinen in der «Encyclopédie nouvelle» enthaltenen Artikel «Réfutation de l'éclectisme, où se trouve exposée la vraie définition de la philosophie» heraus. Die republikanische Opposition, die alten Saint-Simonisten, die Feinde der herrschenden Philosophie überhäuften Leroux darüber mit Lobeserhebungen und priesen ihn als einen der tiefsten Denker. Leroux legte schlagend die ganze Hohlheit des philosophischen Eklekticismus dar und wies nach, wie ganz äußerlich darin der schottische psychologische Individualismus mit dem deutschen Pantheismus verbunden sei. Indem er eine Lanze für die deutsche Philosophie brach, griff er schonungslos Cousin, der wie ein Papst die Philosophie in Frankreich beherrschte, an; in der «Revue indépendante» setzte er diesen Kampf fort und 1843 publicirte er aus ihr separat die bittere Schrift «De la Mutilation d'un écrit posthume de Théodore Jouffroy», in der er geradezu Cousin's Ehrlichkeit in seiner philosophischen Ueberzeugung anzweifelte. Leroux wandte sich vorzugsweise der Geschichte zu und wurde übermächtig von der Geschichtsphilosophie gefesselt; sein Hang zur Mystik und seine ungründliche Bildung verführten ihn gar oft zu geschichtsphilosophischen Träumereien. Leroux arbeitete an der «Revue des Deux Mondes», verließ sie aber mit dem Vorwurfe, sie werde den demokratischen Tendenzen untreu und bekehre sich zum ministeriellen Optimismus, und gründete 1841 mit Viardot und der George Sand die «Revue indépendante», für welche letztere mehrere Romane im Geiste der «humanitären» Doctrinen schrieb, z. B. «Consuelo», «Spiridion» u. a. Die Zeitschrift diente der Schelling'schen Identitätsphilosophie und griff leidenschaftlich die herrschende Philosophie und Religion an. Im J. 1840 gab Leroux sein Hauptwerk (Paris, zwei Bände, neue Auflage 1845) «De l'Huma-

nité, de son principe et de son avenir, où se trouve exposée la vraie définition de la religion, et où l'on explique le sens, la suite et l'enchaînement du mosaïsme et du christianisme» heraus und enttäuschte mit dieser geoffenbarten Religion gründlich viele seiner Bewunderer; sie fanden hinter pomphaften Phrasen Oede und Leere; ihm blieben nur blinde Freunde von Utopien und vagen Theorien treu. Während man bisher Philosophie und Religion als verschiedene Dinge ansah, leugnet Leroux in diesem Werke den Unterschied und betrachtet sie nach dem Gange ihrer Entwickelung als identisch, denn die verschiedenen sich folgenden Religionen der Geschichte waren nur der höchste Ausdruck der vorherigen Arbeit philosophischer Größen; alle philosophischen und religiösen Denker arbeiteten an der einen Aufgabe der unaufhörlichen Entwickelung der Menschheit; da das Christenthum heutzutage einer Leiche gleicht, so muß die Philosophie eine neue Religion schaffen, deren Elemente Leroux in der Vergangenheit der Menschheit finden will, wie er überhaupt gar zu gerne vergangenen Zeiten seine Ideen octroyirt und die Theologie mit metaphysischen Hirngespinsten versetzt. Die bisherige Auffassung vom Menschen erscheint ihm absolut falsch, er betrachtet ihn als untheilbar Geist und Körper zugleich, und da die Seele das Bewußtsein ihrer persönlichen Identität nur während ihrer Vereinigung mit dem Körper besitzt, so verschwindet es mit dem Tode des Leibes; die Unsterblichkeit der Seele, das Gericht im Jenseits sind Chimären. «Unabhängig von der Menschheit existirt kein Mensch», sagt Leroux, und nun definirt er die Menschheit so unverständlich und dunkel, daß er sich selbst verirrt. Nur bleibt das metaphysische Sein in uns unlösbar mit dem menschlichen Dasein verbunden; wir erstehen nach dem Tode wieder, aber um neuerdings als Menschen zu leben, das neue Leben ist die Fortsetzung des abgeschlossenen, jeder ist unsterblich. Die Menschheit ist vervollkommnungsfähig und in der That schreitet sie durch wechselnde Phasen und Formen allmählich zur Vollendung vorwärts, denn bei jeder Wiedergeburt sind wir intelligenter und tüchtiger. Es gibt kein Paradies, keine Hölle und kein Fegefeuer, es gibt nur die Welt mit ihrem ewigen Gebären und Leben. Der Himmel umfaßt die Erde; unsichtbar ist er Gott, sichtbar das Leben durch Gott in jeder Creatur. Gott manifestirt sich in beständigen Schöpfungen, die er immer vollkommener werden läßt, wie ja auch die Menschheit der Thierheit gefolgt ist. Gott ist gleichzeitig dreifach und einfach, aber die Dreiheit (triade) ist auch das allgemeine Gesetz der Menschheit, denn der Mensch, Geist und Körper, ist gleichzeitig Empfindung (sensation), Gefühl (sentiment) und Bewußtsein (connaissance), unauflöslich miteinander verbunden; auf diesem Calcul Leroux' von der Triade beruht auch seine sociale Theorie. Mit ungeheurer Gelehrsamkeit trug Leroux diese Religion zusammen, alle möglichen antiken und modernen Systeme vermischend; Virgil, Plato, Moses, Christus, Buddha und Brahma, Pythagoras und Saint-Simon müssen Beiträge liefern. Trotz aller Spitzfindigkeiten und Winkelzüge aber war die ganze Leroux'sche Theorie nichts als eine Erneuerung des Pantheismus und großentheils anderwärts entlehnt; höchst bizarr verschmolz Leroux Religiosität und Atheismus, Mysticismus und die Negation des geistigen Lebens. Außer bei Mystikern konnte er mit all dem wenig Anklang finden, freilich durfte er sich des Beifalls einer Sand und eines Reynaud rühmen. Im J. 1841 erschienen seine «Sept discours sur la situation actuelle de la société et de l'esprit humain», und seit 1843 war er mit Anwendung seiner Metaphysik auf socialistischem Gebiete thätig, übersetzte aber auch Goethe's «Werther» ins Französische und gab ihn mit einer Vorrede der Sand (1843) heraus. Er trat als Verbesserer der Gesellschaft voll Selbstgefühl auf und entwickelte seine social-politischen Ideen auf dem Boden der Triade. Die Dreiheit der menschlichen Seele erzeugt nach Leroux als vorwiegende Empfindung das Eigenthum, als vorwiegendes Gefühl die Familie und als vorwiegendes Bewußtsein den Staat. Setzt sich der Mensch mit seinem Nächsten in Gemeinschaft, so ist das der Friede, will er ihn gewaltsam seinem Bedürfnisse unterjochen, so ist das Krieg. Durch das seinem Wesen immanente Bedürfniß erzeugt der Mensch Familie, Staat und Eigenthum; aber diese drei werden auch eine dreifache Quelle des Uebels für ihn, denn die Familie kann zur Sklaverei gegen ihr Haupt, der Staat zur Knechtschaft gegenüber dem Herrscher und das Eigenthum zur Unbilligkeit führen. Darum müssen Familie, Eigenthum und Staat (Vaterland) derart organisirt werden, daß sie dem unbegrenzten Verkehr des Menschen mit seinen Nächsten und mit dem Universum dienen können. An die Stelle der ungenügenden Nächstenliebe des Christenthums muß das Princip gegenseitiger Solidarität der Menschen treten, beruhend auf der unlösbaren Gemeinschaft von Mensch und Menschheit; dies Princip kann sich nur verwirklichen durch die vollkommenste Durchführung von Freiheit, Brüderlichkeit und besonders Gleichheit, die wieder in engem Bezug zu Empfindung, Gefühl und Bewußtsein stehen. Alle Menschen sind gleich, die Gleichheit ist das logische Fundament der Freiheit und Brüderlichkeit, eine Religion; sie besteht nicht nur in der Gleichheit vor dem Gesetze, sondern sie ist auch das Hauptelement unserer militärischen Organisation, die Basis unserer politischen als Volkssouverainetät, das Gesetz von Handel und Industrie als freie Concurrenz, sie ist sanctionirt als Gewissens-, Denk- und Preßfreiheit. Sie wird aber nur im Principe und in der Theorie zugelassen, während in der Praxis die Reichen straflos, militairfrei und durch das Kapital die Unterdrücker der Arbeit und Industrie sind. Leroux greift hierbei leidenschaftlich die Plutokratie an. Auch beklagt er sehr die Zurücksetzung der Frau durch Gesetz und Sitte. Das Unglück der heutigen Gesellschaft, so führt er aus, ist das Resultat des Kampfes des Gleichheitsprincips mit seinem Gegentheile, welch letzteres noch überall herrscht. Wir stehen inmitten einer Welt der Ungleichheit, die aber vergeht, und einer Welt der Gleichheit, die beginnt. Unsere Gesellschaft kann heute keine andere Basis haben als die Idee der Gleichheit, nur ein Wahnsinniger kann glauben, durch Gewalt oder List könne man ihre Con-

sequenzen vereiteln. Eine Kette nach der andern fällt in dem Fortschritte der Geschichte. Erst befreite sich die Menschheit vom Bande der Familie, wie es in dem Patriarchate dieselbe fesselte, dann von dem des Staats, wie es das Alterthum, Griechen und Römer, beherrschte; über die Periode des Lehnswesens aber sind wir noch nicht hinausgekommen, denn das heutige Kapital ist gleichen Charakters mit dem Feudaleigenthume. Dieser Knechtschaft soll sich der Mensch entziehen, um frei zu werden, denn keine Kaste darf die Entwickelung hindern; man muß die üble Tendenz der Einrichtungen beseitigen, indem man ihre gute «organisirt». So erneuert Leroux seine schonungslosen Angriffe gegen die Plutokratie, und diese waren das einzige, was der gemeine Mann von seinem ganzen Systeme mit aller griechischen, hebräischen, indischen und christlichen Weisheit verstand. Niemand überbot Leroux in Ausfällen gegen die Herrschaft der Juden und den Cultus des goldenen Kalbes, gegen die Ausbeutung des Arbeiters durch die Kapitalisten, niemand stellte so hartnäckig die Lehren der Nationalökonomie über das Verhältniß der Bevölkerung zu den Subsistenzmitteln falsch dar und niemand eiferte derart gegen Malthus; durch statistische Kunststückchen suchte er zu beweisen, daß in Frankreich bei einer Gesammtproduction von jährlich neun Milliarden Francs fünf den Arbeitern als Grundrente, Zinsen und Steuern entzogen würden zu Gunsten von 200,000 Familien, die den Besitz hätten und das Budget verschlängen. Derart näherte er sich Proudhon gar sehr und verurtheilte das individuelle Eigenthum, das er selbst als nothwendig hingestellt hatte; hierbei stützte er sich auf Moses, die Aegypter und Chaldäer. Stillschweigend langte auch er bei dem Communismus an; aber diesen will er nur vorübergehend dulden, derselbe soll geregelt werden durch die Triade, Leroux' treueste Alliirte. Das Menschengeschlecht zerfällt nach ihm in drei Klassen, die den drei Factoren Empfindung, Gefühl und Bewußtsein (Erkenntniß) entsprechen: Industrielle, Künstler, Gelehrte. Diese dürfen aber nicht wie bei Saint-Simon Kasten werden, sondern müssen sich bei allen Functionen des socialen Lebens innigst umschlingen; damit jede Function möglichst vollständig ausgeführt werde, sind drei Menschen nöthig, deren jeder eine der drei Seiten unsers Wesens repräsentirt; das sociale Individuum ist als Arbeiter eine Triade und eine Vereinigung solcher Triaden bildet ein Atelier. Je nachdem die oder jene der drei Thätigkeiten vorherrscht, muß es drei Arten Ateliers geben und an der Spitze aller soll eine gewählte Leitungstriade stehen. Leroux kam auch hier zum Communismus; Gütergemeinschaft und Arbeitsvertheilung durch den Staat waren natürliche Consequenzen. Die verrückteste seiner Verirrungen war die Lehre vom Circulus, bei der ihm ein Misthaufen genügte, um die ganze Nationalökonomie umzustürzen. Die administrative und politische Organisation Leroux' beruht auf der Triade, denn eine Vereinigung von Ateliers bildet eine Commune, in der es Erziehungs-, Verwaltungs-, Gesetzgebungs-, Gerichtstriaden gibt; der Staat aber wiederholt nur im großen diese Organisation der Commune. Hieran schließt sich eine Symbolik für die neue Republik, die hart an das Tollhaus streift. Der Mann, der die höchsten Wahrheiten ankündigte, verlor sich immer mehr ins Leere; der Mangel des Sinns für die Wirklichkeit trat immer greller zu Tage.

Im J. 1845 erwirkte Leroux vom Ministerium ein Druckerbrevet und gründete in Boussac (Departement Creuse) eine Druckerei, in der er sein Associationsprogramm durchführte. Er verbreitete seine zahlreichen Broschüren massenhaft in den Nachbardepartements wie in der Creuse und gab die periodischen Blätter «L'Eclaireur» und «La Revue sociale» heraus, die seinen humanitären Ideen dienten; mit Proudhon gerieth er in heftigen Zwist, dieser griff ihn schneidend an und erhielt ebenso scharfe Antworten. Im J. 1846 erschien in Boussac Leroux' Schrift «D'une Religion nationale», 1847 «Sur la Situation actuelle de la société et de l'esprit humain» (zwei Bände), 1848 «De l'Humanité, solution pacifique du problème du prolétariat», «Le Carrosse de M. Aguado, ou si ce sont les riches qui payent les pauvres?», «Sur la Fixation des heures de travail», «Projet d'une constitution démocratique et sociale...donnant le moyen infaillible d'organiser le travail national sans blesser la liberté», «De la Ploutocratie, ou du gouvernement des riches», «Du Christianisme et de son origine démocratique» und «Malthus et les Economistes, ou y aura-t-il toujours de pauvres?» — meist Abdrücke von Artikeln der «Revue sociale».

Im J. 1848 glaubte Leroux aus manchen Manifestationen, seine Zeit sei gekommen, und eilte im malerischen Costüm eines Bauern des Departements Creuse nach Paris, wo man ihn auslachte, der «National» aber ihn derart angriff, daß er schleunigst heimreiste. Er kam zur rechten Zeit, um in Boussac die Republik ausrufen zu können, und wurde am 25. Febr. dort Maire. Bald ging er nach Paris, wo ihm die Ultrarepublikaner einen sehr warmen Empfang bereiteten; aber am 15. Mai compromittirte er sich bei der Erhebung, die auch ihn in die projectirte neue Regierung bringen wollte, wurde zur Gefangenschaft verurtheilt, doch befreite ihn Caussidière nach drei Tagen. Thoré, der «La vraie République» herausgab, verbündete sich mit ihm und der Sand, und Leroux entwickelte dort, im Revolutionsclub u. s. w. seine immer haltloseren und verworreneren Tendenzen. Bei den Partialwahlen vom 4. Juni sandte ihn das Seine-Departement mit 90,000 Stimmen (Paris mit 47,284) in die Constituirende Nationalversammlung, wo er stets mit der Bergpartei stimmte, aber keine Redegabe bekundete; er sprach mehrfach über Organisation der Arbeit, Festsetzung der Arbeitsstunden, politische und sociale Emancipation der Frauen, Colonisirung Algeriens u. s. w. Wenn aber der Mann des Circulus und der Triade seine eigenartigen Phantastereien über die Umgestaltung der menschlichen Ordnung in geschraubter Sprache darlegte, so erntete er in der Versammlung Spott. Im J. 1849 in die Legislative gewählt, gelang es ihm, sein Amendement durchzubringen, wonach unter

die Ursachen, welche den Verlust der politischen Rechte nach sich ziehen, die Verurtheilung wegen Ehebruchs eingereiht wurde (Amendement Leroux). Als der Prinz-Präsident am 2. Dec. 1851 den Staatsstreich machte, erschien ihm der Träumer gefährlich genug, um ihn aus Frankreich zu verweisen; Leroux zog sich, auf die Unterstützungen des Bankhauses Pereire und der Gräfin d'Agoult angewiesen, nach London zurück, von wo er nach der Insel Jersey übersiedelte. Hier lebte er mit neun Kindern in einem Gehöfte bei Saint-Hélier den Studien und der Landwirthschaft und machte Versuche mit einer neuen Art Guanos. Im J. 1849 war in Paris sein Buch «L'Assemblée nationale législative», 1850 «Quelques Pages de vérité» erschienen, jetzt ließ er noch ein philosophisch-satirisches Gedicht «La Grève de Samarez» (Paris 1863—64) und «Job, Drama in fünf Acten vom Propheten Jesaias, übersetzt aus dem Hebräischen» (Paris 1865) folgen. Es ward ihm 1860 durch die Generalamnestie Napoleon's III. gestattet, ins Vaterland heimzukehren; er aber blieb in Lausanne, wohin er von Jersey gezogen war, und hielt hier noch 1868 philosophische und religiöse Conferenzen ab. Erst von der Amnestie des August 1869 machte er Gebrauch und kehrte nach Paris zurück, um hier inmitten des Aufstandes der Commune am 12. April 1871 die Augen zu schließen. Die Commune sandte zwei Deputirte zum Begräbnisse des «Mannes der Freiheit».

Vgl. E. de Mirecourt, «Biographie de Pierre Leroux» (Paris 1856); L. Reybaud, «Études sur les Réformateurs ou Socialistes modernes» (6. Aufl., 2 Bde., Paris 1856); Garnier-Pagès, «Histoire de la révolution de 1848» (11 Bde., Paris 1860—72); Hillebrand, «Geschichte Frankreichs von der Thronbesteigung Louis Philipp's bis zum Falle Napoleon's III.», Theil 2 (Gotha 1879); Alfred Sudre, «Geschichte des Communismus oder historische Widerlegung der socialistischen Utopien», nach der 5. Auflage des von der Französischen Akademie preisgekrönten Originals übersetzt von Oskar Friedrich; mit Nachtrag von Otto Wenzel (Berlin 1882). (*Arthur Kleinschmidt.*)

LEROUX DE LINCY (Adrian Jean Victor), geboren zu Paris am 22. Aug. 1806, Zögling der École des Chartes, später Secretär der Gesellschaft der Bücherliebhaber und Bibliothekar am Arsenal, gehört zu den Gelehrten, die in diesem Jahrhundert in Frankreich zuerst das Studium des Mittelalters nach den Urkunden wieder ins Leben gerufen haben. Als Geschichtschreiber, Herausgeber und Bibliograph hat Leroux während eines arbeitsamen Lebens manch werthvollen Beitrag zur Kenntniß der Geschichte, Literatur und Sprache der älteren Zeiten Frankreichs geliefert. Aus der größern Anzahl seiner Schriften sind vorzüglich drei oder vier Werke hervorzuheben. Nämlich seine erste und bisher noch einzige Ausgabe der literargeschichtlich wichtigen normännischen Reimchronik von Wace: «Roman de Brut» (Paris 1836—38, 2 Bde.), ferner die Publication des für die Geschichte der französischen Sprache bedeutenden Werks: «Les Quatre Livres de Rois» (Paris 1842, Monuments inédits), belohnt mit der goldenen Medaille von der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften; dann die Sammlung, die unter dem Titel erschien: «Recueil de Chants historiques français du 12e au 18e siècles» (Paris 1842—59) und «Chants historiques et populaires du temps de Charles VII et de Louis XI» (Paris 1857). Wenn die Ausgaben Leroux' den heutigen Tages zu stellenden Anforderungen an philologische Treue und Genauigkeit nicht voll entsprechen, so waren es doch achtungswerthe und was die Lösung der historischen und bibliographischen Aufgabe angeht, sorgfältige Leistungen. Besondere Verdienste hat Leroux sich auch um die Geschichte der Stadt Paris erworben («L'hôtel de ville de Paris», Paris 1844—46; «Description de Paris par Guillebert de Metz», Paris 1855; «Paris et ses historiens aux XIVe et XVe siècles», Paris 1868). Außerdem ist noch seine Lieblingsarbeit zu nennen: «Recherches sur Jean Grollier» (den begeisterten Büchersammler, Paris 1866) und «Le Livre des Proverbes français» (Paris 1842; 2. Aufl. 1859, 2 Bde.). Als Mitglied einer Gesellschaft (Société de l'École des Chartes), die das Ziel verfolgte, das in Paris bestehende Institut für die geschichtlichen Studien zu neuem Leben zu erwecken, wurde er Mitbegründer der gediegenen Zeitschrift: «Bibliothèque de l'École des Chartes»; durch Beiträge und lange Zeit als Secretär von Jules Quicherat, dem Redacteur, das Gedeihen des Unternehmens aufs nachhaltigste befördernd. Leroux ist am 13. Mai 1869 zu Paris gestorben. Vgl. «Bibliothèque de l'École des chartes» (Jahrgang 1869, Nachruf von J. Quicherat).

(*A. Birch-Hirschfeld.*)

LESAGE (Alain René), französischer Dichter, der einzige Sohn eines Notars und Gerichtsschreibers, wurde am 8. Mai 1668 zu Sarzeau auf der Halbinsel Rhuys (Depart. Morbihan) geboren. Früh verwaist — seine Mutter, Jeanne Brenugat, verlor er im neunten Jahre, sein Vater starb 1682 — kam er unter die Vormundschaft eines nachlässigen oder unredlichen Oheims, der, während Lesage auf der Schule der Jesuiten zu Vannes sich befand, sein kleines Erbe ihm verloren gehen ließ. Ob Lesage, nachdem er die Schule verlassen, eine Zeit lang in der Verwaltung der Steuerpächter beschäftigt gewesen, ist zweifelhaft, vielleicht ist diese Vermuthung nur durch sein Drama «Turcaret» entstanden. Jedenfalls kam er 1692 oder 1693 nach Paris, aus welcher Zeit seine Verbindung mit Danchet, dem Librettisten, tragischen Dichter und späteren Akademiker stammt, und ferner steht es fest, daß er sich am 17. Aug. 1694 mit Marie Elisabeth Huyard, einer pariser Bürgerstochter, vermählte und um dieselbe Zeit unter die Advocaten beim Parlamentshofe aufgenommen wurde. Er führte von nun an ein geräuschloses, arbeitsames Leben, wenig beachtet von der großen Welt und ihren literarischen Kreisen, ein schlichter Bürger, der sich lieber im Café als im Salon aufhielt. [1])

1) Auch seine Wohnung befand sich meist außerhalb der Mittelpunkte des pariser Lebens in der Rue du Coeur Volant, Rue

Seine Advocatur scheint Lesage bald wieder aufgegeben zu haben, denn 1698, nach der Geburt seines zweiten Sohnes, wird er im Taufregister nur als «bourgeois» aufgeführt. Unterdeß scheint ihn die Nothwendigkeit des Erwerbs zum Schriftsteller gemacht zu haben; seine erste Arbeit «Lettres galantes d'Aristenète» (1695) war eine Uebertragung der dem Rhetor Aristainetos beigelegten erotischen Briefe und von geringem Werthe. Erst als der Abbé Lyonne, einer der Söhne des Ministers, der Lesage ein Jahrgehalt von 600 Frs. verschaffte, ihn auf die reichen Fundgruben der spanischen Literatur, die damals den Franzosen schon ganz fremd geworden, aufmerksam gemacht hatte, gerieth der künftige Autor auf die rechte Bahn. Er bearbeitete nun spanische Stücke für die französische Bühne: «Le Traître puni» nach Fr. de Rojas, «Don Felix de Mendoza» nach Lope de Vega («Théâtre espagnol», Paris 1700) und «Le Point d'honneur», ebenfalls nach Rojas. Diese Komödie wurde am 3. Febr. 1702 im Théâtre français gespielt, brachte es aber, da ihr die Anwendbarkeit auf französische Sitten und Bräuche fehlte, nur zu einer einmaligen Wiederholung.[2]) Demnächst veröffentlichte Lesage wieder eine Uebersetzung aus dem Spanischen, nämlich Avellaneda's Fortsetzung des «Don Quijote» («Nouvelles aventures de Don Quichotte de la Manche», 2 Bde., Paris 1704—6), die eine anerkennende Besprechung im «Journal des Savants» fand. Erst das Jahr 1707, als Lesage in sein 40. Lebensjahr einzutreten im Begriff stand, brachte ihm die ersten wirklichen Erfolge; denn am 15. März spielte man im Théâtre français zwei neue Stücke von ihm, von denen das eine, eine vollständige Komödie «Don César Ursin» (nach Calderon), in der Stadt wenig beifällige Aufnahme fand, während das zweite, der Einacter «Crispin rival de son Maître» durch seinen muntern Witz und Laune durchschlug und auf der Bühne sich hielt; größer aber noch war der Erfolg des Autors, als zu Anfang des Sommers 1707 der «Hinkende Teufel» erschien. Titel, Rahmenerzählung, Personennamen und ein Theil der Geschichten stammt aus dem «Diablo cojuelo» des Luis Velez de Guevara (zuerst Madrid 1641), aber die sechszehn Kapitel der ersten Ausgabe des «Diable boiteux» sind doch eben nur inspirirt durch die zehn «Sprünge» (tranços) des spanischen Orginals, dessen bizarrer Stil und überschäumender Humor in einer getreuen Nachbildung in Frankreich wenig Leser gefunden haben würde. Lesage behält Plan und Einkleidung bei, den realen Hintergrund bildet aber die damalige pariser Welt, von der er eine satirische Schilderung zu geben beabsichtigt. Lesage hat ein französisches Vorbild: La Bruyère. In der That bietet das Buch, abgesehen von der Fabel, eine Aufeinanderfolge von Charakterbildern und Sittengemälden, die La Bruyère in Spiel und Handlung umsetzen.[3]) Darum nennt auch das Inhaltsverzeichniß in den älteren Ausgaben unter den Kapitelzahlen die einzelnen Gestalten in der Weise, daß es z. B. zum dritten Kapitel heißt: Die alte Kokette, der alte Galan, der Musiker, der Tragiker, der Gerichtsschreiber u. s. w. Daß diese Schilderungen Porträts enthielten, erhöhte das Interesse der zeitgenössischen Leser, kommt aber auch der Kunst des Novellisten zugute, der sich hierdurch veranlaßt sieht, eine wirklich vorhandene Welt zu schildern. «Man mache sich eine Vorstellung von dem Zustande der Gemüther in dem Augenblicke, als „Der hinkende Teufel" erschien: das grämliche, langweilige, von Unheil heimgesuchte Greisenalter Ludwig's XIV., die Frömmigkeit auf Bestellung, die auf allen lastete, die Beobachtung des Decorum zum lästigen Zwang geworden — plötzlich stellt sich Asmodeus mit seinem Studenten auf die Höhe eines Thurmes, man könnte sagen von Notre-Dame, und hebt mit einer Handbewegung alle Dächer der Stadt auf, sodaß alle Scheinheiligkeit aufgedeckt wird, alle Heuchelei und Versteckтheit ans Licht kommt» (Sainte-Beuve). Die Rücksicht auf die vorhandenen Zustände erklärt auch eine Anzahl von Verbesserungen, Aenderungen und Zusätzen, die Lesage neunzehn Jahre später an seinem Werke vornahm. Einzelheiten, die 1707 stadtkundig waren, waren 1726 vergessen und wurden durch andere Episoden neuen Angedenkens ersetzt. Die Ausgabe dieses Jahres hat einundzwanzig Kapitel statt der sechzehn ursprünglichen. Endgültig ist die Ausgabe von 1737, wozu noch die «Entretiens des chemінées» und die «Béquilles du Diable boiteux» (letztere von Bordelon) kamen. Eine zweite Auflage wurde schon 1707 nothwendig. «On travaille à une troisième», berichtet das «Journal de Verdun» im December, «deux seigneurs de la cour mirent l'épée à la main dans la boutique de la Barbin, pour avoir le dernier exemplaire de la seconde édition.» Zwei Jahre später hatte Lesage den glücklichen Gedanken, einen lächerlichen Vertreter eines für das alte Staatswesen so verderblichen Systems, einen Steuerpächter, auf die Bühne zu bringen, und dadurch die Ansätze zur Sittenkomödie, die Molière's «Bourgeois Gentilhomme» und «Comtesse d'Escarbagnas» bieten, und die eine Weiterbildung schon durch Dancourt erhalten, im «Turcaret» weiter auszubilden. Die Finanz soll versucht haben, die Aufführung des Stücks zu hintertreiben, und Lesage eine bedeutende Summe geboten haben, im Falle er «Turcaret» zurückzöge, doch der Adel stützte ihn und Monseigneur, Ludwig's XIV. ältester Sohn, befahl den Schauspielern, die Komödie einzuüben. Die erste Aufführung fällt auf den 9. Febr. 1709. Es gab damals nur sechs Wiederholungen. Das Stück hat allerdings keine sich folgerecht entwickelnde Handlung, die durch sich selber dramatisch wirkt, sondern ist mehr eine Scenenfolge, deren Einzelheiten drastischer Wirkung sicher sind. «Turcaret» ist eine echte Sittenkomödie, die geschilderten Sitten sind zwar weder gut

Montmartre und zuletzt in Faubourg St.-Jacques. Hier fand ihn der englische Reisende Spence (Spence, «Anecdotes», London 1820).

2) Später als «L'arbitre des différends» auf die Bühne der «Italiener» gebracht (1725).

3) «La Bruyère mise en scène et action sans trace d'effort» (Sainte-Beuve).

noch edel, aber getreu und kräftig dargestellt. Lesage hat die hier betretene Bahn nicht weiter verfolgt. Als 1708 ein kleiner Einakter «La Tontine» zur Aufführung angenommen, dann aber fallen gelassen wurde, überwarf er sich mit den Schauspielern des Théâtre français und blieb fortan ihrer Bühne fern.[4] Dagegen trat er in engste Verbindung mit den Truppen, die auf den Saint-Germain- und Saint-Laurent-Jahrmärkten spielten und die seit der Unterdrückung der Bühne der «Italiener» (1697) einen besondern Aufschwung genommen hatten. Da diesen Gesellschaften nicht erlaubt wurde, eigentliche dialogisirte Komödien zu spielen, gab es allerlei Listen und Erfindungen, das Verbot zu umgehen, damit man nicht ganz auf stummes Spiel angewiesen war. Zuletzt, als die Chicanen nicht aufhörten, half man sich mit Zetteln, worauf groß gedruckt die Handlung erklärt wurde und die der Schauspieler aus der Tasche zog, oder die von der Decke als von Amoretten gehaltene Plakate niederschwebten. Eine bessere Aushülfe waren die Couplets, die auf beliebte Melodien gedichtet, von im Zuschauerraum vertheilten Personen gesungen wurden. In solcher Lage befanden sich die Jahrmarktsbühnen, als Lesage seine Verbindung mit ihnen einging. Zuerst schrieb er Zettelstücke (pièces par écriteaux) und Liederspiele. Um 1715 kommt der Name Opéra Comique auf und die Stücke bestanden aus wenigen gesprochenen Worten und Liedern (Comédie-Vaudeville). Die komische Oper wurde auch dann noch nicht in Frieden gelassen, sondern lebte in beständigem Kriege mit den «Römern» (den Schauspielern des Théâtre français) und den seit 1716 wieder erscheinenden «Italienern». Lesage blieb indessen seiner komischen Oper getreu und verfaßte in den Jahren 1712—38 für die Jahrmarktsspieler mehr als hundert Stücke und Prologe, theils allein, theils in Gemeinschaft mit d'Orneval und Fuselier. Fünfundfünfzig davon sind gedruckt in der Sammlung «Le Théâtre de la Foire ou l'Opéra Comique» (Paris 1721—37, 10 Bde.). Höhere Ansprüche befriedigt keines dieser Stücke, doch ist manche ansprechende Erfindung darunter, wie «La foire des Fées» oder «Le Monde renversé». Die Arbeit für diese Bühnen mochte Lesage eine Erwerbsquelle sein, und so liefert er 1715 vier, 1721 fünf, 1722 sieben, 1730 neun Stücke. Eine gefährliche Waffe der komischen Oper gegen ihre vornehmen Nebenbuhler war die Parodie, die in gleicher Weise die Personen und die Stücke des Théâtre français nicht verschonte.

Unterdeß gelangte Lesage dazu, einen Plan zu entwerfen und auszuführen, wozu man seine bisherigen Arbeiten als Vorübungen und Vorbereitungen betrachten könnte, es entstand das dauernde Werk seines Lebens, das unter dem Titel «L'Histoire de Gil Blas de Santillane» 1715 in zwei Bänden erschien. Was er in der Schule Molière's und La Bruyère's gelernt, vereinigt mit dem, was er bisher an Beobachtungen und Notizen gesammelt, wird in einer glücklichen Verbindung von Lustspiel, Satire und Abenteuer in die Form des Schelmenromans, dieses spanischen Erzeugnisses, gefaßt, und es entsteht der erste auf dem Boden der Wirklichkeit, sowol in Verwerthung sittengeschichtlicher wie rein historischer Verhältnisse und Zustände, stehende französische Roman, der in der Mitte steht zwischen den Ueberschwänglichkeiten der heroisch-historischen und den grotesken Carikaturen der sogenannten komischen Romane des 17. Jahrh. Zugleich wird dieser Literaturgattung, die bisher als eine minderwerthige, dem Dilettantismus zu überlassende betrachtet wurde, eine aussichtsvolle Laufbahn des Fortschrittes eröffnet, auf welcher der Roman zu dem Range und der Schätzung eines selbständigen Kunstwerks gelangen soll. Keiner von den Meistern der Kunst in England, von Fielding bis auf Thackeray, ist von dem Werke des Franzosen unbeeinflußt geblieben. Merkwürdigerweise hat man die Orginalität des «Gil Blas» bestritten. Voltaire, über den sich Lesage einmal auf der Jahrmarktsbühne (im Temple de Mémoire) lustig gemacht hatte[5], sagt im Schriftstellerverzeichniß zum «Jahrhundert Ludwig's XIV.» schlankweg: «Il est entièrement pris du roman espagnol intitulé: La vida del escudero Don Marcos de Obregon.» Die Vorrede und der Titel zur spanischen Uebersetzung des «Gil Blas» vom Padre Isla (1787) bezeichnen das Werk des Lesage einfach als einen Raub, und es wird die Behauptung von einer spanischen Orginalfassung aufgestellt, die Lesage im Manuscript erworben und ins Französische übertragen habe. In einer am 7. Juli 1818 in der Französischen Akademie verlesenen Schrift hat François de Neufchâteau diese Behauptung widerlegt und gründlich den französischen Charakter des Werkes nachgewiesen. Llorente versuchte 1822 noch einmal, den Standpunkt Isla's zu vertheidigen («Observations critiques sur le roman de G.B.», Paris 1822) und die Fabel von einer spanischen Handschrift aufs neue annehmbar zu machen. Gründlich und umfassend hat darauf endlich Audiffret diese in der Luft schwebende Hypothese aus dem Wege geschafft.[6] Spätere Versuche, den spanischen Ursprung zu retten, waren überflüssig, es handelte sich nur noch darum, im einzelnen nachzuweisen, welche Anleihen Lesage bei den spanischen Schelmenromanen und Bühnenstücken gemacht hat; das

4) Obgleich sonst der Satire von Lesage die Beimischung der Gutmüthigkeit nicht fehlt, gegen Finanzleute und Schauspieler ist er von bitterer Schärfe. Charakteristisch ist in dieser Beziehung die Stelle in der Declaration zu «Gil Blas»: «Ceux qui savent dans quel désordre vivent les comédiennes de Madrid pourroient me reprocher de n'avoir pas fait une peinture assez forte de leurs déréglements; mais j'ai cru devoir les adoucir pour les conformer à nos manières.» Vergleicht man damit die Schilderung im 3. Buch, 7. Kapitel, so ist diese vorgebliche Milderung eine leicht zu verstehende Bosheit.

5) «L'illustrissime, le célébrissime, l'élégantissime auteur de l'Henriade»! Auch «Triaquero» im 10. Buche des «Gil Blas» soll ohne Zweifel Voltaire sein. 6) Neufchâteau, «Examen de la question de savoir si Lesage est l'auteur de Gil Blas ou s'il l'a pris de l'Espagnol» in seiner Ausgabe des «Gil Blas» (Paris 1819, 3 Bde.); Audiffret, «Notice historique sur la vie etc. de Lesage» zu der Ausgabe der «Oeuvres» (Paris 1821—22). Von einer «Gil Blasfrage» zu sprechen, wie Beckenstedt («Zur Geschichte der Gil Blasfrage», Berlin 1879) thut, ist gänzlich unnöthig.

Werk als Ganzes bleibt sein eigen. Die Entlehnungen aus Marcos de Obregon haben Neufchâteau, Ticknor («History of Spanish Literature»), Franceson nachgewiesen; Anleihen bei Cervantes, Juan de Luna, Quevedo, Rojas, Calderon sind ebenfalls ohne Zweifel gemacht worden. Aber Lesage hat ja auch offen eingestandene Uebersetzungen spanischer Orginalromane herausgegeben, die man als spätere um des Erwerbs willen geschehene schnellfertige Verwerthungen der für «Gil Blas» aufgespeicherten Materialien bezeichnen darf. «Gil Blas» dagegen ist das mit Sorgfalt geschriebene Hauptwerk seines Lebens, das Lesage zwanzig Jahre hindurch beschäftigt hat. Da bekannt ist, wie schnell ihm Uebersetzungen und Bearbeitungen von der Hand gingen, so müßte es ein Wunder sein, daß er sich, wenn ihm ein spanisches Original für «Gil Blas» vorlag, zwei Jahrzehnte mit dessen Bearbeitung befaßt hätte; während bei einer selbständigen Schöpfung die Länge der Zeit und die Wiederaufnahme des 1724 abgeschlossenen Werkes sich leicht verstehen läßt. Die Zeit, die dem Erscheinen eines Theiles des Romans unmittelbar vorausgeht, zeigt Lesage immer weniger productiv in anderer Richtung als sonst, ein Zeichen, daß die Abfassung des «Gil Blas» ihn ganz in Anspruch nimmt. In den sechs ersten 1715 erschienenen Büchern sind am auffallendsten die Entlehnungen aus dem «Marcos de Obregon» Espinel's (1618) und dem «Asino d'oro» (nach Apulejus) des Florentiners Firenzuola (1549). Dennoch tritt der echt französische Charakter des Werks schon hervor aus der von Lesage an der Spitze des Buchs abgegebenen Erklärung: «Comme il y a des personnes qui ne sauraient lire sans faire application des caractères vicieux ou ridicules, qui elles trouvent dans les ouvrages, je déclare à ces lecteurs malins qu'ils auraient tort d'appliquer les portraits qui sont dans le présent livre.» Die Zeitgenossen wußten wohl, was von einer derartigen Erklärung zu halten war. Ohne Zweifel hat die gutmüthige Satire und die Sittenschilderung des «Gil Blas» große Verwandtschaft mit dem «Hinkenden Teufel», nur das Phantastische des letztern fehlt und ist durch eine zum Theil auf geschichtlicher Grundlage beruhende zusammenhängende Handlung ersetzt. Der Held ist auch kein spanischer Picaro, der mit der Gesellschaft auf dem Kriegsfuß lebt, er bleibt kein Spitzbube von Beruf, er ist ein aufgeweckter, artiger Bursche, der, im Besitz einer mittelmäßigen Erziehung, mit siebzehn Jahren aufbricht, um in der Welt sein Glück zu machen. «Er geht durch alle Arten von Lebensstellungen hindurch, durch die gemeinsten und niedrigsten, mißfällt sich in keiner, obgleich er stets bestrebt ist, weiterzukommen.» Doch bleibt er nicht ein Auswurf der menschlichen Gesellschaft, sondern das Leben erzieht ihn allmählich zum anständigen Menschen. In keiner Beziehung ein Held, bleibt er der Typus eines Menschen von moralischem Mittelmaß. Keine weltbessernde Tendenz im Geiste des 18. Jahrh. bestimmt die satirische Haltung; die Welt wird genommen wie sie ist, es fehlt nur an geistiger Erhebung und sittlichem Schwunge. Der zweite Band verläßt Gil Blas in der Stellung eines Intendanten. Der dritte (1724) läßt den Helden noch höher emporkommen, ihn Secretär eines Erzbischofs und schließlich Vertrauten des Beherrschers der spanischen Monarchie, des Herzogs von Lerma, werden. Hier entfernt sich der Dichter nicht von der Wirklichkeit, die Schicksale der Alberoni und Dubois, die aus niedrigster Stellung zu der Leitung der Geschäfte Spaniens und Frankreichs gelangten, waren viel außerordentlichere. Ueberaus geschickt ist hier die gegenseitige Durchdringung der geschichtlichen und romanhaften Bestandtheile herbeigeführt. Zwischen dem dritten und vierten Theile liegen elf Jahre. Auch in diesem Zeitraume ist Lesage außerordentlich thätig, sodaß man äußerlich keine Erschöpfung bemerkt.[7]) Aber thatsächlich treten die drei Bücher des Schlußbandes hinter den früheren zurück. Sie enthalten wesentlich zwei Episoden. Die erste, die Geschichte Scipion's besteht aus Bruchstücken des Guzman und Estevanillo, welcher letztere in spanischer Fassung dasselbe Thema wie «Gil Blas» in französischer behandelt. Die zweite Episode des vierten Bandes ist im Grunde nur Wiederholung des im vorigen Bande Erzählten, nur daß an Stelle Lerma's der Herzog von Olivarez getreten ist. Das Geschichtliche ist hier auch aufdringlicher vorgeschoben. Die Summe der Lebensphilosophie des Helden wird hier gezogen: «accepter les choses comme elles s'offrent et de se consoler de l'infortune en s'en moquant».

Der Stil des «Gil Blas», dessen Klarheit und Einfachheit man stets gelobt hat, ermangelt doch einer gewissen natürlichen Frische.[8]) Es fehlt nicht an rhetorischen Figuren, Metaphern, Antithesen, mythologischen und historischen Anspielungen, die nicht immer dem Charakter und der Bildung der redenden Personen entsprechen. Die Vorliebe für gedrängten, in eine Spitze auslaufenden Ausdruck ist lustspielartig. Auch die caricirten Erscheinungen im ersten Theile (De Sangrado u. a. m.) erinnern an die Charakterzeichnung der Komödie. Bei Lesage ist der Sittenroman noch von der Beeinflussung durch seine Ursprünge nicht befreit und er bedient sich daher noch fremder, lustspielartiger Darstellungsmittel.[9]) Bedenklicher ist am «Gil Blas» der Compositionsmangel. Die einzelnen Episoden sind nur äußerlich miteinander verbunden, ihre Aufeinanderfolge beherrscht der Zufall, sie entwickeln sich nicht aus einander: diese planlos aufgereihten Abenteuer wirken bei ununterbrochener Lektüre leicht ermüdend. Die Forderung planmäßiger Anlage bestand eben für den Roman noch nicht. Auch die auffallende Armuth an psychologischem Gehalte und indivi-

7) Außer einer großen Anzahl von «komischen Opern» erscheint 1732: «L'Histoire de Guzman d'Alfarache» (nach Matez Aleman, 2 Bde.); «Les Aventures de Robert Chevalier dit de Beauchêne» (2 Bde.), ein Filibustierroman; 1734: «L'Histoire d'Estevanille de Gonzalez, surnommé le garçon de bonne humeur» (4 Thle., Uebersetzung aus dem Spanischen); 1735: «Une Journée des Parques, songe» (Dialog). 8) «Admirable plûtot pour sa justesse que pour son aisance et pour sa propriété que pour sa souplesse — un style très laborieusement et très savamment travaillé.» (Brunetière, «Études sur le XVIIIe siècle, I. Alain René Le Sage.» Eine geistvolle, an neuen Gesichtspunkten reiche Studie; «Revue des deux Mondes», 1883, Mai). 9) Dies ist im einzelnen von Brunetière nachgewiesen.

dueller Charakteristik erklärt sich wol zum Theil aus dem Einfluß der Komödie, die lieber Typen als Individuen auftreten läßt, da sie nicht die Mittel besitzt, einen werdenden Charakter zu schildern und ihn nach allen Seiten hin zu entwickeln. Im «Gil Blas» sind die Charaktere von Anfang fertig, die Ereignisse gleiten über sie hin, die Abenteuer haften eher im Gedächtnisse des Lesers, weniger die Namen und Personen, weil man hier keinen individuellen Gestalten wie Tom Jones, Blifil, Allworthy, Squire Western begegnet.

Die letzten Veröffentlichungen von Lesage sind: «Le Bachelier de Salamanque» (Paris 1736, zuerst in drei, dann in sechs Büchern), ein Werk, von dem Lesage viel hielt. Der Roman hat eine etwas dunklere Färbung als sein Vorgänger, er ist entstanden nach demselben Verfahren, unter dem Vorgeben spanischer französischer Sitten zu schildern. Die Darstellung der mexicanischen Zustände beruht auf einem Reisebericht des Irländers Thomas Gage («Nouvelle Relation contenant les Voyages de Thomas Gage, par Boulieu», Amsterdam 1720). «La Valise trouvée», aus einer Idee Ferrante Pallavicino's («Il Corriere svaligiato») hervorgegangen, erschien 1720, und das Ende der literarischen Laufbahn bezeichnend: «Mélange amusant de saillies d'esprit etc.» (1743).

Lesage hatte drei Söhne, von denen der eine unter dem Namen Montménil Schauspieler von ausgezeichnetem Ruf wurde, er starb 1743; der zweite wurde Geistlicher und der dritte ging unter dem Namen Pittenec zur Bühne. «Zu alt um zu arbeiten», erzählt Voisenon über die letzten Jahre von Lesage, «zu stolz um zu betteln, und zu ehrlich um zu leihen, zog er sich nach Boulogne am Meer zurück zu seinem Sohne, dem Chorherrn, mit Frau und Tochter und brachte bei ihm seine letzten Lebensjahre zu.» Die Schwerhörigkeit seiner jüngern Jahre wurde im Alter zur Taubheit. Er hatte sich stets von der großen Welt fern gehalten und wenig Bewunderung gezeigt für die Größen der «höheren Literatur». Er bricht mit den Schauspielern des Théâtre français, den Inhabern der tragischen Tradition und wendet sich den Jahrmarktsbühnen zu, er weigert sich, auf Anrathen seines Freundes Danchet irgend einen Schritt zu thun, um Mitglied der Akademie zu werden; er ist den Bureaux d'esprit, wie dem Salon der Marquise de Lambert, abgeneigt: «on n'y regardait la meilleure comédie ou le roman le plus ingénieux et le plus égayé que comme une faible production qui ne méritait aucune louange; au lieu que le moindre ouvrage sérieux, une ode, une églogue, un sonnet y passait pour le plus grand effort de l'esprit humain» (Gil Blas IV, 3). Diese Worte sprechen aus, wie die Vertreter der «grande poésie» Lesage etwa beurtheilten.[10])

In Boulogne lebte der greise Schriftsteller noch drei Jahre; fast achtzigjährig, ist er am 17. Nov. 1747 im Hause seines Sohnes gestorben. Graf Tressan, der Befehlshaber im Boulonais, erwies ihm mit seinem Stabe die letzten Ehren und legte dadurch für den Verstorbenen eine höhere Werthschätzung an den Tag, als dem Lebenden je zutheil geworden war.

Seine «Oeuvres complètes» erschienen zu Paris 1810 (16 Bde.), auch das «Théâtre de la foire» enthaltend; dann hat man Ausgaben von Beuchot (1818—1821); von Audiffret (mit werthvoller «Notice»), 1822, 12 Bde. und 1828, 12 Bde. die vollständigste Ausgabe.

Literatur: Patin, «Éloge de Lesage» (Paris 1819); Malitourne, «Éloge» (Paris 1819); Walter Scott, «Miscellaneous Works», Bd. 3 (Paris 1837); Sainte-Beuve, «Causeries du Lundi», 5. Bd.

(A. Birch-Hirschfeld.)

LESBONAX, griechischer Rhetor aus der Zeit des Kaisers Tiberius oder wol richtiger des Kaisers Augustus, da auch sein Sohn, der Rhetor Potamon, in die Zeit des Tiberius gesetzt wird. Seine Heimat war, wie die seines jüngeren Namensvetters, des Philosophen aus Mitylene, in der ersten Kaiserzeit der Hauptsitz griechischer Beredsamkeit. Er hat das eigenthümliche Schicksal erlitten, sowol im Alterthum als auch in der Neuzeit, daß er stets wenigstens mit Einem Namensvetter verwechselt worden ist, ebenso wie sein Sohn Potamon, da gleichzeitig mit diesem Rhetor auch ein Philosoph Potamon in Alexandria lebte, der Begründer einer eklektischen Schule. Aus diesem Grunde sind die Nachrichten über Lesbonax mit großer Vorsicht aufzunehmen. Diese Identificirung zweier ganz verschiedener Männer findet sich noch bei Westermann («Geschichte der griechischen Beredsamkeit», §. 86, 6) und besonders bei Blaß («Die griechische Beredsamkeit von Alexander bis Augustus», S. 164 fg.). Etwas klarer sah Müller («Fragm. hist.», III, 505). Es war das Verdienst E. Rohde's («Griechischer Roman», S. 342, Note), über die verschiedenen Lesbonax Licht in die große Verwirrung gebracht zu haben, die vorzugsweise durch die kleine Vita im Suidas (Hesychius) entstanden ist, der zuerst aus dem Rhetor und dem Philosophen sich Einen Menschen construirt hat. Dem Rhetor Lesbonax, der zur atticistischen Schule gehört und besonders Thukydides in Wahl der Worte und Composition nachgeeifert hat, werden zugeschrieben drei uns erhaltene Declamationen, und es liegt keine Veranlassung vor, ihm dieselben abzusprechen. Von diesen sind zwei Ermahnungsreden von Feldherren an ihre Soldaten (προτρεπτικοί), und eine Volksrede, in welcher die Athener wegen der Zerstörung Plataäs zum Krieg gegen Theben angereizt werden. Dagegen darf mit Recht bezweifelt werden, ob dieser Rhetor Verfasser der von Photius (Biblioth., p. 52 a. 22) erwähnten sechszehn λόγοι πολιτικοί und

10) J. B. Rousseau schreibt über ihn an Brossette: «L'auteur du diable boiteux ne pouvait mieux faire que de s'associer avec des danseurs de corde, son génie est dans sa véritable sphère.» Merkwürdig ist auch das aus so viel späterer Zeit stammende, von Sainte-Beuve mitgetheilte Urtheil Joubert's: «On peut dire des romans de Lesage, qu'ils ont l'air d'avoir été écrits dans un café par un joueur de dominos, en sortant de la comédie.»

der ἐρωτικαὶ ἐπιστολαί gewesen ist, die der Schol. *Lucian.* de salt. 69 einem Rhetor Lesbonax zuschreibt. Rohde glaubt, daß die letzteren wohl einem zweiten, weit jüngeren Rhetor des Namens Lesbonax gehören werden, da fingirte Liebesbriefe aus der Zeit des Augustus ganz isolirt dastehen würden. Danach wären also in unsern biographischen Notizen zwei Rhetoren und ein Philosoph auseinanderzuhalten.

Die Declamationen sind zuerst herausgegeben in den «Rhetores» von Aldus (Venedig 1513), vol. II, p. 155 fg. Andere Ausgaben: Conrad Orelli, «Lesbonactis sophistae Declamationes etc.», mit Noten von Canter, Stephanus, Reiske und Jacobs (Leipzig 1820); J. Bekker, in «Oratores Attici», V, 651 fg. (Berlin 1823 und 1824), und (nach dem Bekker'schen Text) Dobson, «Oratores Attici», IV, p. 537 (London 1828). *(H. Flach.)*

LESBOS. Diese altberühmte Insel (ἡ Λέσβος; *Hom.*, Il. IX, 129, 271, XXIV, 544; *Aesch.* Pers. 881; *Herod.* I, 151, VI, 9, 31; *Thucyd.* III, 2, 51; *Scyl.* p. 36; *Strabo* XIII, p. 616 sqq.; *Ptolem.* V, 2; *Mela* II, 7, 4; *Plin.* V, 31, 39; *Liv.* XLV, 51; *Tacit.* Annal. II, 54) liegt im nordöstlichen Theile des Aegäischen Meeres, nur durch eine schmale Seestraße von der Südküste der alten kleinasiatischen Landschaft Troas, durch eine breitere von der Westküste Mysiens getrennt. Gegenüber der nordöstlichen Seite der Insel schneidet der Golf von Adramyttion tief in das asiatische Festland ein. Bei einem Flächeninhalt von 1700 Quadratkilometer gewährt die Insel ungefähr die Gestalt eines Dreiecks; die Basis, nämlich die südliche Küste, ist durch zwei tief in das Innere der Insel eindringende, mit ihren engen Mündungen an Landseen erinnernde Buchten, die von Kalloni (im W.) und die von Jero (im O.), eigenthümlich gegliedert. Lesbos wird von mehreren Gebirgen durchzogen; die wichtigsten sind der Lepethymnos (jetzt Gelia) im nördlichsten Theile, und der Olympos, mit der höchsten Spitze der Insel, im südlichsten Theile, zwischen den beiden Buchten, jetzt Hagios Ilias; dann der Ordymnos im Westen. Als Vorgebirge nannten die Alten die Caps Argennon im NO., gegenüber dem Golf von Adramyttion, Sigrion (jetzt Sigri) im W., und Malea (jetzt Maria) im SO. Zwischen den Gebirgen finden sich ausgedehnte, sehr fruchtbare Ebenen; dieselben erzeugten zu allen Zeiten treffliches Getreide, namentlich Weizen, Oel, jetzt auch Südfrüchte, und vor allem den seit alters berühmten Wein, der namentlich im NW. in der Umgegend von Methymna wuchs. (Vgl. auch Neumann und Partsch, «Physikalische Geographie von Griechenland», S. 435.) Die Berge sind reich an schönem Marmor. Dagegen ist der Waldreichthum der Insel nicht auf die Gegenwart gekommen.

Die historische Bedeutung der Insel beginnt erst mit ihrer Besetzung durch Griechen, welche auch hier die karische und sonst vorhandene Urbevölkerung unterwarfen oder verdrängten. Infolge nämlich der Erschütterungen, welche die thessalisch-dorische Wanderung auf dem griechischen Festlande in Europa herbeigeführt hatte, sind in der ersten Hälfte des 10. Jahrh. v. Chr. große Massen sogenannter Achäer, für welche später in Lesbos und im nordwestlichen Kleinasien der Name der Aeoler gebräuchlich wurde, zuerst nach dieser reichen und schönen Insel ausgewandert. Die Ueberlieferung der Griechen machte zu Führern dieser Ansiedler Fürsten aus dem Geschlecht des Orestes und seines Sohnes Penthilos; in der That führten die später auf Lesbos gebietenden Fürsten ihre Abkunft auf das alte Haus der Atriden zurück. (Vgl. M. Duncker, «Geschichte des Alterthums», 5. Aufl., Bd. 5, S. 161—167.) Unter den neuen Ansiedlern ist Lesbos schnell zu großer Blüte gediehen; auf der Insel entstanden sechs Städte und Stadtgebiete — die wichtigsten waren Mitylene auf der südöstlichen und Methymna auf der nordwestlichen Seite, neben denen Pyrrha und (das frühzeitig von Methymna absorbirte) Arisba an der westlichen Einbuchtung, und Antissa und Eresos, nördlich und südlich von Cap Sigrion, eine mehr untergeordnete Rolle gespielt haben. Handel und Verkehr machten diese Orte lebhaft und reich; das Leben auf Lesbos gestaltete sich bis zur Ueppigkeit behaglich, leider aber blieben auch bei der rüstigen Bevölkerung, bei welcher die Schönheit ihrer Frauen berühmt war, mancherlei Laster nicht aus. Die politische Geschichte der Insel verlief wiederholt unter starken Stürmen und Parteikämpfen. Das Königthum erhielt sich bis tief in das 7. Jahrh. v. Chr. hinein; nach dem Jahre 630 dagegen bestand es auf Lesbos nicht mehr. Der letzte König, Penthilos mit Namen, wurde ermordet; nachher bestand auch auf dieser Insel, wie sonst fast überall in Griechenland, die Herrschaft stolzer, ritterlicher Adelsfamilien. Auch ihre Stellung wurde allmählich erschüttert, und weder der starre, hochfahrende und trotzige Sinn, mit dem diese dem emporstrebenden Demos begegneten, noch die dichterische Kraft verschiedener Glieder dieser Ritterschaft (aus der bereits Terpander [um 674] hervorgegangen war) — wie des Alkäos und der Sappho — vermochten zu verhindern, daß auch diese stolzen Geschlechter endlich politisch entwurzelt wurden. Zuerst stürzte ihre Macht um 620 v. Chr. in Mytilene ein gewisser Melanchros, der dann die Tyrannis begründete. Als dieser 610 ermordet worden war, entbrannten die heftigsten Kämpfe zwischen dem Adel und der durch den trefflichen Pittakos ausgezeichnet geführten Gemeinde. Noch einmal erhob sich ein Tyrann, mit Namen Myrsilos. Als auch dieser gefallen war, erreichte die Wuth der Parteien eine solche Höhe, daß Alkäos und viele andere Ritter im J. 592 mit Gewalt von der Insel vertrieben wurden. Zum Schutze nun gegen die Angriffe, welche die Verbannten von außen her gegen Mytilene richteten, stellte das Volk im J. 590 den auch als Feldherr sehr tüchtigen Pittakos mit unumschränkter Gewalt (als «Aesymneten») an die Spitze des Staates. Als die äußere Sicherheit hergestellt war, gab er seinen Mitbürgern auch den innern Frieden wieder, nicht nur durch tüchtige Regierung, sondern auch indem er die Ausgleichung des Kampfes zwischen Adel und Gemeinde in einer wohlerwogenen Gesetzgebung fand, «welche

die persönlichen und dinglichen Rechte jedes Bürgers ausreichend sicherte und deren Verletzung unter strenge Strafandrohungen stellte, und weiter in der Handhabung dieser schützenden Gesetze durch unparteiische Gerichte». Die leitende Stellung sollte der Adel behalten, dem Volke ein bestimmter Antheil an der Regierung zufallen. Als Pittakos, der zuletzt auch die Verbannten hatte zurückberufen können, 580 v. Chr. seine Gewalt niederlegte, blieb seine Insel lange in gedeihlichem Zustande. (Vgl. Duncker, Bd. 5, S. 443; Bd. 6, S. 273—288.)

Nicht viel über dreißig Jahre nach seinem Tode verlor dagegen die Insel Lesbos für längere Zeit ihre Unabhängigkeit. Als nämlich der große Perserkönig Kyros I. sein neues Weltreich nach Zertrümmerung des lydischen Staates der Mermnaden bis an das Aegäische Meer ausgedehnt hatte, erkannten auch die Lesbier (wie die Chier), um den Besitz ihres festländischen kleinen Gebietes sich zu sichern, im J. 540 die Oberhoheit des Großkönigs an (*Herod.* I, 143). Das hatte allmählich aber die Folge, daß auch auf Lesbos durch die Unterstützung der Perser eine neue Tyrannis entstand. Als Günstling und treuer Anhänger des Großkönigs Darius I. begegnet uns im J. 513 v. Chr. jener Koës, der bei dem Zuge der Perser nach dem Skythenlande gegen den Rath des Miltiades entschieden mit dahin wirkte, daß die Griechen der Donauflotte Stand hielten und den Großkönig aus der Gefahr retteten, durch die Skythen vernichtet zu werden. Als nachher im Herbst 500 v. Chr. die Jonier den großen Aufstand gegen die Perser unternahmen, trat auch Lesbos dieser Erhebung bei und Koës wurde als eifriger Freund der Asiaten ermordet (Duncker, Bd. 7, S. 37). Bekanntlich verlief dieser Aufstand aber für die Griechen sehr unheilvoll; obwol die Lesbier mit ihren siebzig Schiffen in der Seeschlacht bei Lade viel hätten leisten können, folgten sie nur allzu schnell dem Beispiel der Samier und ergriffen die Flucht (496 v. Chr.). Nun setzte sich freilich der bekannte Abenteurer Histiäos auf ihrer Insel fest; als dieser aber 494 auf dem Festlande seinen Untergang gefunden hatte, verfiel Lesbos der grausamen Verheerung durch die rachsüchtigen Perser und Phöniker (Duncker, Bd. 7, S. 61 fg.). Fortan blieb Lesbos unter der persischen Herrschaft, bis der große Sieg der Griechen bei Mykale Ende September 479 auf dieser Seite des Aegäischen Meeres die Machtstellung der Asiaten gründlich erschütterte. Nach dieser Schlacht wurde Lesbos sogleich in den Bund der Hellenen gegen Persien aufgenommen (*Herod.* IX, 106; Duncker, Bd. 7, S. 366). Nicht lange nachher sind die Lesbier, die mit den Samiern und Chiern 477 zu Byzantion den Uebertritt der ionischen Flotte von Pausanias zu Aristides veranlaßten, unter den ersten der Inselgriechen mit Athen zur Gründung des sogenannten Delischen Bundes zusammengetreten (Frühling und Sommer 476); Duncker, N. F., Bd. 1, S. 30 fg., 56 fg.

Unter der Oberhoheit der Athener blieb nun Lesbos nahezu funfzig Jahre unter durchaus gedeihlichen Verhältnissen; nur daß allmählich das Verhältniß der zweiten Inselstadt, Methymna, die sich demokratisch organisirt hatte, zu Athen intimer wurde, als jenes der Stadt Mytilene, deren Verfassung damals den Charakter der Timokratie (mit dem großen Rathe der Tausend) angenommen hatte. Wesentlich doch der stark partikularistische Geist, der alle aristokratischen Gemeinwesen der Griechenwelt erfüllte, bestimmte diese Aristokratie von Mytilene, nicht sehr lange nach Ausbruch des großen Peloponnesischen Krieges die Partei der Spartiaten zu ergreifen und von Athen abzufallen; im J. 428 erhob sie wirklich die Fahne des Aufstandes und brachte die Athener in große Verlegenheit. Aber die ungeheuere Energie der letzteren, die Schlaffheit der Spartiaten, die Treue der Stadt Methymna gegen Athen, endlich die Erbitterung des eigenen Demos brachten im J. 427 die Aristokratie von Mytilene zu Falle. Die furchtbare Rache, welche Kleon an den Bürgern der besiegten Stadt genommen wissen wollte, kam freilich nicht zur Ausführung; aber es wurden doch alle gefangenen Aristokraten hingerichtet, die Stadt Mytilene entwaffnet, die Verfassung in demokratischem Sinne umgestaltet, und die Grundstücke der Abgefallenen in mehrere Tausende von Landloosen getheilt, die zwar in der Hand der Lesbier blieben, doch so, daß diese jährlich ein Pachtgeld nach Athen zu entrichten hatten (*Thucyd.* III, 1—19, 26—50; *Diodor.* XII, 55). Die schwere Niederlage der Athener vor Syrakus (413) wurde für Mytilene und ganz Lesbos die Veranlassung, im J. 412 wieder zu den Spartiaten überzutreten (*Thucyd.* VIII, 5 fg.), doch faßten die Athener noch in demselben Jahre wieder auf Lesbos festen Fuß. Wiederholt wurde in den folgenden Jahren auf Lesbos mit wechselndem Glücke gefochten, unter anderm im J. 411 Methymna durch die Spartiaten geplündert (*Xen.* Hellen. I, 2, 12; *Diod.* XIII, 76). Im J. 406 wurde der Athener Konon nach einer verlorenen Seeschlacht durch den Spartiaten Kallikratidas in dem Hafen von Mytilene eingeschlossen (*Xen.* Hellen. I, 6; *Diod.* XIII, 76—79), dann aber im September 406 durch den Sieg der Athener bei den Arginussen wieder entsetzt.

Nach der Schlacht bei Aegos-Potamoi ging (405) auch Lesbos den Athenern verloren und wurde durch Lysander unter die Oberhoheit der Spartiaten gestellt und streng oligarchisch organisirt (*Xen.* Hellen. II, 2, 5). Bei dem Zusammensturz der spartiatischen Seeherrschaft nach der Schlacht bei Knidos (394) fiel auch Lesbos wieder von Sparta ab und wurde 390 (mit Ausnahme von Methymna) durch Thrasybulos wieder für Athen gewonnen (*Diod.* XIV, 84). Der Friede des Antalkidas löste diese Verbindung jedoch bald wieder auf (387 v. Chr.); thatsächlich gewann Sparta hier noch einmal für mehrere Jahre das Uebergewicht. Als aber Athen 377 seinen neuen Inselbund ins Leben rief, ist Lesbos wieder für längere Zeit zu der alten Herrscherin des Aegäischen Meeres in Symmachie getreten (*Diod.* XV, 28). Als dann zwanzig Jahre später starke Neigung zum Abfall von Athen bei mehrern größern Inseln bemerkbar wurde, blieb auch Lesbos nicht zurück und riß sich (357 v. Chr.) los; hatten oligarchische und persische Intriguen zu dieser

Wendung viel beigetragen, so ging aus der dadurch neugeschaffenen Lage der Dinge nunmehr in allen lesbischen Städten das Emporkommen von Tyrannen hervor. (Vgl. A. Schäfer, «Demosthenes und seine Zeit», 2. Aufl., Bd. 2, S. 27 fg., 472 fg. 480 fg.) Nur die Stadt Mytilene erlangte 347/6 mit athenischer Hülfe ihre Freiheit wieder und trat auf Grund der alten Verträge wieder mit Athen in Bündniß (Schäfer a. a. O., S. 481).

Die weitern Schicksale der schönen Insel wurden durch die junge makedonische Reichsmacht bestimmt. Zwei Heerführer des großen Alexander, Laomedon und Erigyios, stammten aus Mytilene. Diese Stadt selbst wurde nach der Niederlage der Perser am Granikos (334) durch die makedonische Flotte für Alexander gewonnen; hier blieb dann (*Arrian.* II, 1, 13) eine makedonische Besatzung; auch in Antissa und Eresos konnten sich die Tyrannen nicht halten. Nur der Tyrann Aristonikos in Methymna bot dem König Alexander andauernd Trotz. (Droysen, «Geschichte Alexander's des Großen», 2. Aufl., Bd. 1, S. 198, 202, 234.) Als aber der kühnste aller persischen Heerführer, der berühmte Rhodier Memnon, im Frühjahr 333 v. Chr. in Alexander's Rücken mit einer mächtigen Flotte den Kampf im Aegäischen Meere eröffnete, sind ihm Methymna, Antissa, Pyrrha und Eresos sogleich zugefallen. Dann wurde Mytilene sehr nachdrücklich angegriffen. Freilich starb Memnon im Lager, aber die Stadt mußte sich nachher doch an seinen Neffen Pharnabazos ergeben; sie sollte völlig frei bleiben, mit Persien jedoch in Bündniß und Freundschaft stehen. Die Perser hielten jedoch in gewohnter Weise ihre Zusagen nicht, setzten über die Stadt einen Tyrannos, den Diogenes, legten in ihre Burg eine Besatzung und erpreßten schwere Geldsummen. Doch schon im J. 332 gelang es den makedonischen Flottenführern Hegelochos und Amphoteros, Mytilene wieder zu befreien und nun auch alle übrigen Städte der Insel den Persern und der persischen Partei dauernd zu entreißen. (Schäfer, Bd. 3, S. 171 fg. und 182 fg.; Droysen a. a. O., S. 238 fg., 240 fg., 272, 314 und 315.) Nach Alexander's des Großen Tode erscheint die Insel Lesbos, wie manche andere der größern griechischen Inseln, als unabhängig (Droysen, «Geschichte der Epigonen», 2. Aufl., Bd. 1, S. 329 u. 406), soweit sich das bei den ewigen Fehden zwischen Seleukiden, Antigoniden und Ptolemäern durchführen ließ. Später in nahem Zusammenhang mit dem Reiche der Könige von Pergamon, erscheint Lesbos seit Entziehung der römischen Provinz Asia (129 v. Chr.) unter der Hoheit der Römer, die aber hier nur lehhafte Abneigung sich zuzogen; so lebhafte, daß 88 v. Chr. bei Ausbruch des Krieges zwischen Rom und dem pontischen Könige Mithridates dem Großen die Bürger von Mytilene den zu ihnen nach seiner Niederlage geflüchteten Römer Manius Aquillius dem König zu scheußlicher Mißhandlung auslieferten. (Vgl. G. Hertzberg, «Griechenland unter der Herrschaft der Römer», Bd. 1, S. 344.) Als dann später 79 v. Chr. der römische Proprätor von Asia, M. Minucius Thermus, nach langem Kampfe diese Stadt mit Sturm nahm, wurde sie schrecklich heimgesucht und für längere Zeit ihrer «Freiheit» beraubt (Hertzberg, S. 390). Erst der aus Mytilene stammende und bei Pompejus dem Großen sehr einflußreiche Historiker Theophanes bewirkte es, daß dieser römische Staatsmann den Mytilenäern ihre Autonomie im J. 62 v. Chr. wieder zurückgab (Hertzberg, S. 395 fg.). Hier rastete nachmals auch Pompejus einige Zeit, als er nach der Niederlage bei Pharsalos 48 v. Chr. nach dem Orient flüchtete. Dieser Theophanes gehörte zu der großen Zahl von Männern, welche (neben den schon früher erwähnten) zu den Zierden der griechischen Literatur gestellt worden sind und Lesbos ihre Heimat nannten. Zu den Dichtern Arion aus Methymna im 7. Jahrh. und dem Epiker Dionysios Skytobrachion von Mytilene, zu den Historikern Hellanikos von Mytilene im 5. Jahrh. und Chares, zu des Aristoteles Schüler Theophrastos und Eresos und zu dem andern Peripatetiker Kratippos von Mytilene im letzten Jahrhundert v. Chr. traten seit der Mitte des letztern auch noch in dieser Stadt viele Vertreter einer blühenden Rhetorenschule, welche die wegen ihrer Reize auch sonst viel besuchte, auch als Sitz freiwillig oder zwangsweise aus Rom sich verbannender Römer damals wohlhabende Insel um einen neuen Anziehungspunkt bereicherten.

Blühend und wohlhabend, hat die Insel Lesbos während der römischen Kaiserzeit, wo sie ein Hauptsitz des griechischen Kaisercultus war, in loser Verbindung mit der Provinz Asia gestanden. Bei der neuen Gliederung des römischen Reiches durch Kaiser Diocletian wurde Lesbos (gegen Ende des 3. Jahrh.) der neugebildeten «Inselprovinz» zugetheilt. (Vgl. Marquardt, «Römische Staatsverwaltung», 2. Aufl., Bd. 1, S. 348.) Demnächst (vgl. *Hierocl.* p. 686; Geogr. Ravenn. V, 21; *Suidas* s. v.; *Eustath.* ad Iliad. IX, 129, und Odyss. III, 170) beginnt auch die Zeit, wo der Name Lesbos vor dem der Hauptstadt Mytilene mehr und mehr zurücktritt. Christliche Bischöfe von Mytilene oder Lesbos finden wir zuerst in der Zeit Constantin's des Großen und seiner Söhne (vgl. Hertzberg, Bd. 3, S 278, 438); unter Justinian I. (S. 445) gibt es auch noch einen besondern Bischof von Methymna. Als Glied des Byzantinischen Reiches war Lesbos ein Theil des sogenannten Thema «Aegaeon Pelagos» (vgl. Bursian, «Geographie von Griechenland», Thl. 2, S. 353), ist aber für die ältern Jahrhunderte dieses Reichs nur deshalb namhaft geworden, weil es einerseits wiederholt als Verbannungsort benutzt worden ist (unter andern ist die Kaiserin Irene nach ihrem Sturze hier gestorben, 803 n. Chr.), andererseits das Bisthum zu Mytilene den Rang eines Metropolitansitzes erlangt hatte. (Vgl. G. Hertzberg, «Geschichte Griechenlands seit dem Absterben des antiken Lebens», Bd. 1, S. 207 fg. u. 343.) Während des 14. und 15. Jahrh. ist die Insel noch einmal Mittelpunkt einer selbständigen Geschichte geworden. Zum Dank nämlich für seine werkthätige Hülfe bei dem Sturze des Kaisers Johannes VI. Kantakuzenos verlieh der junge siegreiche Kaiser Johannes V. Paläologos seinem Freunde, dem genuesischen Edelmann

Francesco Gattilusio, im J. 1355 die Hand seiner Schwester, der Prinzessin Maria, und als Mitgift die Insel Lesbos als erbliches Lehensfürstenthum (vgl. Hertzberg a. a. O., Bd. 2, S. 310). Im Besitze der Familie Gattilusio ist Lesbos geblieben bis 1462; in diesem Jahre hat der furchtbare osmanische Eroberer von Konstantinopel, Sultan Mohammed II., auch diese Insel (19. Sept.) für die Pforte erobert. Der letzte Fürst, Nicolo, wurde erdrosselt, die Insel in schauderhafter Weise ausgemordet und schrecklich verheert, die Masse des Landvolks zu Zinsbauern der Janitscharen herabgedrückt (vgl. Hertzberg, Bd. 2, S. 590). Die Insel, auf welcher (Bd. 3, S. 79) das türkische Lehnssystem zur Durchführung gelangt war, hat sich später wieder durchweg zu erholen vermocht; in der Gegenwart, wo sie von den Osmanen Midûllû, von den Griechen nach der Hauptstadt Mitilini genannt wird, gehört sie zu dem Insel-Vilajet Dschesairi-Bahri-Sefid und hat 64,000 meist griechische Einwohner mit sehr bestimmt ausgeprägtem Dialekt.

Vgl. außer den älteren Schriften von Plehn, «Lesbiacorum liber» (Berlin 1826) und Zander, «Beiträge zur Kunde der Insel Lesbos» (Hamburg 1827): Newton, «Travels and discoveries in the Levant» (London 1865); Conze, «Reisen auf der Insel Lesbos» (Hannover 1865). *(G. Hertzberg.)*

LESCAR, Stadt im Arrondissement Pau des französischen Departements Basses-Pyrénées, rechts am Gave-de-Pau, 7 Kilom. nordwestlich von Pau, Station der Französischen Südbahn, hat eine sehenswerthe romanische Kathedrale (aus dem 12. Jahrhundert) mit den Gräbern mehrerer Fürsten von Béarn, Bildungsanstalt für Lehrer, Strumpfwirkerei, Baumwollenweberei und zählt 1900 Einwohner. Lescar war seit früherer Zeit bis 1790 Bischofssitz. Die jetzige Stadt wurde im 11. Jahrh. neu gegründet, nachdem die alte 848 durch die Normannen zerstört worden war. *(A. Schroot.)*

LESCHKIRCH (magyarisch Ujegyház), Marktflecken im ungarischen Comitat Hermannstadt (Siebenbürgen), am Harbach, einem Nebenfluß der Aluta, war ehemals der Hauptort eines eigenen sächsischen Stuhls. Bekanntlich war das Land der Sachsen in Siebenbürgen in 9 Stühle und 2 Districte eingetheilt; im J. 1876 erhielt Siebenbürgen eine neue administrative Eintheilung, und die meistens sehr kleinen sächsischen Stühle wurden mehreren Comitaten einverleibt. Leschkirch ist ein hübsch gebautes reinliches Städtchen, wie die meisten sächsischen Orte; das merkwürdigste Gebäude ist die alte evangelische Kirche. Der Marktflecken zählt 990 Einwohner, darunter 551 Deutsche. *(J. Hunfalvy.)*

LESCHNITZ, Stadt im preußischen Kreise Groß-Strehlitz des Regierungsbezirks Oppeln, Provinz Schlesien, am Fuße des 406 Met. hohen Chelm- oder St.-Annaberges, des höchsten Punktes in Oberschlesien, und an der Linie Breslau-Oderberg der Preußischen Staatsbahnen, hat katholische Kirche, Post- und Telegraphenamt und (1885) 1563 meist katholische Einwohner, welche am Chelmberge Kalk- und Basaltsteine brechen, Schuhmacherei, Kalkbrennerei und Obstbau betreiben; auch sind eine große Schnupftabaksfabrik, Brauerei und Mühlen vorhanden. Auf dem Annaberg liegt ein ehemaliges Franciskanerkloster mit der St.-Annakapelle, ein stark besuchter Wallfahrtsort. *(E. Kaufmann.)*

LESCOT (Pierre), französischer Architekt, geboren zu Paris 1510, gestorben 1578. Von seinen wenig bekannten Lebensverhältnissen wissen wir nur so viel, daß er aus der Familie Alisfy stammte, daß er Abt von Clugny und Kanoniker der Kathedrale zu Paris war. Von seiner Kunstthätigkeit gibt ein Theil des Louvre Zeugniß, den er ausgeführt hat. Es ist der Theil, der sich vom Pavillon der Uhr bis zur Ecke des Hofes erstreckt. Bereits 1518 beschloß Franz I., den Louvre, der in Verfall gerieth, neu aufbauen zu lassen, aber erst unter Heinrich II. wurde der Bau (1548) vollendet, wie die über der Tribune der Karyatiden angebrachte Inschrift bezeugt. Plan und Ausführung gehören dem Meister Lescot an, und beide zeigen, daß derselbe in die Gesetze der italienischen Renaissance voll eingeweiht war. Der Theil des Louvre, der Lescot sein Dasein verdankt und der als Typus für den weiteren Ausbau gedient hat, ist stets bewundert worden, sowol was die architektonische Ausführung, als die Decoration desselben betrifft. Die Bildhauerarbeiten führte sein Zeitgenosse Jean Gougeon aus, der zugleich als Architekt einen Ruf besitzt. Es ist nämlich ein strittiger Punkt, ob Lescot oder Gougeon den Saal im Erdgeschosse des Louvre erbaut oder ob letzterer nur die Bildhauerei darin zu vertreten hat. Die Frage wird sich wohl kaum mehr entscheiden lassen, da beide Künstler, höchst wahrscheinlich aus derselben Schule hervorgegangen, künstlerisch sehr verwandt sind. Als Architekt war Lescot unter vier Königen, Franz I., Heinrich II., Karl IX. und Heinrich III. thätig. Vgl. Quatremère de Quincy, «Histoire des Architectes». *(J. E. Wessely.)*

Lesghier, Volk in Kaukasien, mit eigener Sprache, s. unter Kaukasus (ethnograph.).

LESGUILLON (Pierre Jean), französischer Schriftsteller, geboren am 13. Febr. 1799 zu Orléans, trat zuerst mit einer «Epître au Lemercier» hervor (1824) und ließ im folgenden Jahre (1825) auf dem Odeon die Komödie in Versen: «Les nouveaux adelphes» aufführen. Zu gleicher Zeit bewarb er sich um akademische Preise in der Provinz, war Mitarbeiter und Gründer verschiedener Journale, schrieb eine Anzahl von Liederspielen und kehrte dann zum ernsthaftern Lustspiel und Drama zurück. Es entstanden: «Le Cachemire» (1827), Komödie; «La Cachette» (1830); «Mephistophélès», Schauspiel in Versen, vor der ersten Aufführung von der Censur verboten (1829), drei Jahre später aber gespielt; «La fiancée du Proscrit» (1834), Schauspiel (drame); «Le Jeton de Frascati» (1837), Schauspiel; «Les Prétendants» (1842), Lustspiel in Versen; «Le dernier Figaro ou cinq Journées d'un siècle» (1848), Lustspiel in Prosa; «Le Protégé de Molière» (1848); «Figaro en Prison» (1850); «Les deux Lièvres» (1862), Komödie in einem Acte;

«Washington», historisches Schauspiel (1866); «Les amis de César», römische Komödie (1866); «Nanon, Ninon et Maintenon» (1844), in Gemeinschaft mit Dartois verfaßt. Als Romanschreiber trat Lesguillon vor die Oeffentlichkeit mit «Marie Touchet» (1833) und «Albéric ou la Comédie de quinze ans» (1839, 2 Bde.). Von Poesien werden genannt: «Emotions» (1833), «La Colonne», «Napoléon au Camp de Boulogne» (1847), «Poëme», das preisgekrönt wurde, und «Le Télescope» (1852), das bei den Blumenspielen von Toulouse den Preis davontrug. Eine Sammlung von Lobgesängen zu Ehren Napoleon's III. enthält: «La Poésie à Napoléon III» (1852). «La Musique», lyrisches Gedicht, erschien 1856, «Un songe dans l'Attique» 1857. Von prosaischen Aufsätzen Lesguillon's seien genannt: «La Camaraderie dans les Lettres» (1853); «Epître à M. le Lieutenant Colonel Staaf sur la poésie contemporaine» (Paris 1869). Lesguillon starb am 30. Mai 1873 zu Paris. Eine Sammlung seiner Bühnenstücke erschien unter dem Titel: «Théâtre de Lesguillon, précédé d'une notice bibliographique» (3 Bde., Paris 1879 und 1880).

(A. Birch-Hirschfeld.)

LESINA (slawisch Hvar, gesprochen Far, nach dem antiken Namen griechisch Pharos, lateinisch Pharia), dalmatinische Insel, dehnt sich, fast genau von Osten nach Westen verlaufend, unter circa 43° 10′ nördl. Br. in einer Länge von 70 Kilom. aus, während die breiteste Stelle nur etwa 10, die schmalste kaum 5 Kilom. beträgt; Flächeninhalt 312 □Kilom. Der Boden gehört, wie der aller dalmatinischen Inseln, dem Karst an, und erhebt sich in dem Gipfel San-Nicolò zu 623 Met. Höhe. Die Beschaffenheit dieses Bodens bringt es mit sich, daß die Insel mit spärlichen Ausnahmen ohne Quellwasser ist und fast nur Cisternenwasser besitzt. Die einzige größere und sehr fruchtbare Ebene liegt im Westen zwischen den Orten Cittavecchia auf der einen, Verboska und Gelsa auf der andern Seite. Die Insel bringt namentlich Wein und Feigen, beides in großem Maßstabe ausgeführt, Rosmarin, zu Rosmarinöl verarbeitet, und in neuerer Zeit, zur Erhöhung des Wohlstandes besonders beitragend, Chrysanthemum leucanthemum, aus dem Insektenpulver bereitet wird, hervor. Die Einwohnerzahl beträgt (1881) 22,867, der Nationalität nach slawisch (kroatisch), doch sind die Städtebewohner meist zweisprachig (italienisch neben kroatisch). Die Insel hat zwei Städte: Lesina (slawisch Hvar), Bischofssitz und Sitz der Behörden, 2000 Einwohner, an der Marina liegt eine kleine, aber sehr schöne, von San-Michele erbaute Loggia, und Cittavecchia (slawisch Starigrad), 3800 Einwohner; der Handelsverkehr der Insel hat hier und in Gelsa (Jelsa) seine Hauptsitze. — Zur Geschichte vgl. G. Boglić, «Studj storici sull' isola di Lesina» (Zara 1873). *(R.)*

LESKE (Nathanael Gottfried), Naturhistoriker, der Sohn des 1796 in Warschau gestorbenen evangelischen Pfarrers Gottfried Leske, wurde am 22. Oct. 1752 in Muskau geboren. Er studirte in Leipzig, wurde 1774 Magister der Philosophie und Baccalaureus der Medicin und schon 1775 außerordentlicher Professor der Naturgeschichte; 1778 erhielt er die ordentliche Professur der Oekonomie. Im J. 1786 bekam er einen Ruf nach Marburg; auf der Reise dahin, in der ersten Hälfte des November, wurde er wenige Meilen von Leipzig von der Post umgeworfen, mußte mehrere Stunden bei strenger Kälte im Schnee auf Weiterbeförderung warten, kam nach Kassel, consultirte dort den kurfürstlichen Leibarzt, erreichte glücklich Marburg, starb aber schon am 25. November, noch ehe er seine Vorlesungen hatte beginnen können. Er war ein ungemein fleißiger Arbeiter und Sammler. Sein Universitätsprogramm von 1774 enthält die erste Aufzählung der bei Leipzig vorkommenden Fische. Ein Jahr darauf schrieb er über Physiologie der Thiere und übersetzte Sage's «Anfangsgründe der Mineralogie», 1776 Bohadsch's «Beschreibung einiger minder bekannter Seethiere». Von 1774—77 gab er das zweite bis vierte Heft der Wirsing'schen «Sammlung von Nestern und Eiern», 1783—85 vier Hefte von Sepp's «Niederländischen Insekten» heraus. Im J. 1778 schrieb er zu J. B. Fischer's «Naturgeschichte von Livland» eine Vorrede und Zusätze zu Klein's «Natürlicher Anordnung der Echinodermen». In den J. 1779 und 1780 erschienen seine «Anfangsgründe der Naturgeschichte», welche in das Italienische und Russische übersetzt wurden, 1780 die Abhandlung «Vom Drehen der Schafe und dem Blasenbandwurm im Gehirn als Ursache dieser Krankheit». Von den «Commentarii de rebus in scientia naturali et in medicina gestis» (Lipsienses) gab er den 25. bis 28. Band heraus und redigirte, anfangs mit Funk und Hindenburg, dann allein das «Leipziger Magazin zur Naturgeschichte, Mathematik und Oekonomie». Dem von ihm herausgegebenen Bande «Auserlesener Abhandlungen aus den philosophischen Transactionen» (1779—80) ließ er 1781—82 zwei Bände «Abhandlungen aus dem Institut zu Bologna» folgen. Sein letztes Werk war die «Reise durch Sachsen in Hinsicht der Naturgeschichte und Oekonomie unternommen und beschrieben» (2 Hefte, Leipzig 1785). Seine Sammlungen (Museum Leskeanum) wurden nach seinem Tode von Zschach und (D. L. G.) Karsten beschrieben (1788—89).

(J. Victor Carus.)

LESKOWATZ (türkisch Leskovtschá), Stadt im Königreich Serbien, im Kreise Nisch, liegt an der Veternitza (Nebenfluß der Morawa), 40 Kilom. südlich von der Stadt Nisch, ist Station der Eisenbahn Nisch-Wranja. Die Stadt hat (1884) 10,870 Einwohner; die Umgebung erzeugt außer Getreide und Wein namentlich ausgezeichneten Hanf und die Stadt hat eine bedeutende Industrie in Seilerwaare. *(W. Cramer.)*

LESLEY (John), Bischof von Roß, besonders durch seine Thätigkeit für Maria Stuart und als schottischer Geschichtschreiber bekannt, wurde geboren 1527 als Sohn des Pfarrers Govin Leslei zu Kinegussie in der schottischen Grafschaft Inverneß. Er studirte an der Universität Aberdeen, erhielt 1538 Dispensation, eine Pfründe zu bekleiden, obgleich er unehelicher Geburt war,

ward 1546 Akoluth an der Kathedrale von Aberdeen und Präbendar daselbst. Nachdem er später noch zu Poitiers, zu Toulouse und zu Paris, wo er als Doctor der Rechte promovirte, studirt hatte, ward er 1558 Official (Stellvertreter) des Bischofs von Aberdeen und erhielt 1559 die Pfründe und Präbende Dyne. In der Reformationszeit trat Lesley auf der Seite des Katholicismus auf. In der im J. 1561 zu Edinburgh abgehaltenen öffentlichen Disputation vertheidigte er die römische Kirche; Knox war einer seiner Opponenten. In diesem Jahre war er einer der Commissare, welche zur jungen Königin Maria behufs ihres Regierungsantritts entsandt wurden, er kehrte in ihrem Gefolge zurück und wurde zum Geheimrath ernannt. Im J. 1564 ward Lesley Senator des Justizamtes und Bischof von Lindover, 1565 Bischof von Roß und Mitglied der zur Revision der Gesetze Schottlands bestellten Commission, worauf 1569 unter seiner Aufsicht die als die «Black Acts» bekannte Sammlung der schottischen Parlamentsacte gedruckt wurde. Bischof Lesley war einer der treuesten Anhänger der Königin Maria und angestrengt thätig in ihrer Sache während ihrer Gefangenschaft in England. In der Conferenz zu York im J. 1568 war er schottischer Commissar. Er erschien als Gesandter Maria's am Hofe Elisabeth's, um über das seiner Königin widerfahrene Unrecht Beschwerde einzulegen, und, als er kein Gehör fand, machte er Pläne für Maria's Flucht. Er schlug eine Ehe Maria's mit dem Herzog von Norfolk vor, was aber die Hinrichtung jenes Edelmannes herbeiführte; Lesley selbst wurde auf Anklage des Bischofs von Ely verhaftet und im Tower von London gefangen gesetzt. Während der Gefangenschaft sammelte er Material für seine Geschichte von Schottland. Im J. 1571 übergab er der Königin Maria zu ihrer Unterhaltung in der Gefangenschaft den letzten Theil dieses Werks, im schottischen Dialekt abgefaßt. Auch schrieb er für ihren Gebrauch seine «Piae Consolationes», von denen Maria einen Theil in französische Verse übersetzte. Im J. 1573 wurde Lesley aus dem Gefängniß zwar entlassen, jedoch aus England verwiesen. Zwei Jahre lang machte er angestrengte, aber vergebliche Versuche, den Beistand der Fürsten des Continents für Maria zu erlangen. Im J. 1578 gab er zu Rom seine besonders auch wegen der eleganten Latinität sehr geschätzte Geschichte «De origine, moribus et rebus gestis Scotorum» heraus. Im J. 1579 reiste Lesley nach Frankreich, wo Cardinal Guise ihn zum Suffragan und Generalvicar des Erzbisthums Rouen ernannte. Auf der Reise nach seiner Diöcese wurde er unterwegs verhaftet und mußte ein Lösegeld von 3000 Pistolen entrichten, um zu verhindern, daß er an Elisabeth ausgeliefert werde. Während der übrigen Regierungszeit Heinrich's III. wurde Lesley nicht weiter behelligt, aber nach der Thronbesteigung des protestantischen Heinrich's IV. gerieth er wieder in Trübsal. Im J. 1580 kam er wieder ins Gefängniß und hatte sich von neuem mit demselben Lösegeld wie vorher loszukaufen. Im J. 1583 wurde er zum Bischof von Roß und 1593 zum Bischof von Constance in der Normandie ernannt, zog sich aber schließlich ins Kloster Gurtenburg bei Brüssel zurück, wo er seine übrige Zeit verbrachte und im J. 1596 gestorben ist.

Von Lesley's zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: «A Defence of the Honour of Marie, Queene of Scotland and Dowager of France» (London 1565); «Treatise concerning the defence of the Honour of Marie Queene of Scotland. Made by Morgan Philippes» (Lüttich 1571); «Piae afflicti animi consolationes ad Mariam Scotorum Reginam» (Paris 1574); «Pro libertate impetrando. Oratio ad Elizabetham Angliae Reginam» (Paris 1574); «De origine, moribus et rebus gestis Scotorum libri decem» (Rom 1578); «De illustrium foeminaruum in republica administranda authoritate libellus» (Rheims 1580); «De titulo et jure Mariae Scotorum Reginae, quo regni Angliae successionem sibi juste vindicat, libellus» (Rheims 1580); «Treatise touching the right, title and interest of Marye Queene of Scotland, and of King James to the succession of the crown of England» (Rheims 1584); «Congratulatio illustrissimo cardinali Alberto Archiduci Austriae de ejus adventu ad regimen provinciarum inferioris Germaniae» (Brüssel 1594); «The History of Scotland, from 1434 to 1561», edited for the Banantyne Club by Thomas Thomson from a manuscript in the possession of the Earl Leven and Melville» (London 1830). *(W. Bentheim.)*

LESSING (Gotthold Ephraim), der Reformator des deutschen Geisteslebens im 18. Jahrh., wurde am 22. Jan. 1729 zu Kamenz in der Lausitz geboren. Einer seiner Vorfahren, der Pfarrer Clemens Leßigk, unterzeichnete 1580 die Concordienformel. Dessen Urenkel Christian Lessing war Bürgermeister zu Schkeuditz und dessen Sohn Theophilus bekleidete seit 1711 die gleiche Würde zu Kamenz; er hatte 1669 in Leipzig «De religionum tolerantia» disputirt und der Obrigkeit das Recht zum Glaubenszwang bestritten. Aus der zweiten Ehe des Bürgermeisters stammte als sechster Sohn Johann Gottfried, geb. am 24. Nov. 1693, gest. am 22. Aug. 1770, der in seiner Vaterstadt Kamenz 1718 Prediger, 1733 Pastor primarius wurde. Im J. 1725 vermählte er sich mit der Tochter seines Amtsvorgängers, Justine Salome Feller. Der Geburt einer Tochter, Dorothea Salome (1727—1803), folgte diejenige Gotthold Ephraim's. Von neun jüngeren Geschwistern blieben nur vier am Leben, darunter: Johann Theophilus, geboren 1732, gestorben 1805 als Rector zu Chemnitz, der als gewandter lateinischer Versifex dem Bruder in Wittenberg bei der Uebersetzung der Messiade Hülfe leistete, und Karl Gotthelf Lessing (s. d. Art.).

Der Vater Lessing's hatte sich nicht nur hervorragende theologische Kenntnisse erworben, sondern auch in den neueren Sprachen umgesehen und als Uebersetzer, besonders Tillotson's, hervorgethan. Nur die wachsende Noth des Lebens vermochte allmählich seinen regen wissenschaftlichen Eifer zurückzudrängen. Der Sohn blickte

stets mit Verehrung auf den Vater, der den Ausspruch gethan, die historische Wahrheit gleiche einem Auge, das nicht das geringste Stäubchen leide. Der geistig beschränkten Mutter wußte der Sohn nachzurühmen, wie herzlich gut und rechtschaffen sie sich gegen ihren Gatten, der die «liebe Irascibilität» auf Gotthold vererbte, betragen habe.

Am 21. Juni 1741 wurde der kamenzer Pastorssohn als Alumnus in der Fürstenschule St.-Afra zu Meißen aufgenommen, der er bis zum Juli 1746 angehörte.[1]) Er selbst klagte später über die Anstalt, welche ihre Schüler in blindem Glauben an ihre Lehrer als Pedanten erziehe; in St.-Afra legte er jedoch den festen Grund zu jener philologischen Bildung, deren Macht er dann auf so vielen Gebieten bewähren sollte. Im ältesten uns erhaltenen Briefe stellt der Fürstenschüler schon die Regel auf: «Schreibe wie du redest, so schreibst du schön.» Am 30. Juni 1746 hielt er seine Abschiedsrede «De mathematica barbarorum», nachdem dem «guten aber etwas moquanten Knaben» schon im Herbste 1745 das Zeugniß ausgestellt worden war, es gebe kein Gebiet des Wissens, auf welches sein lebhafter Geist sich nicht werfe, das er sich nicht aneigne. «Er ist ein Pferd, das doppeltes Futter braucht; die Lectiones, die andern zu schwer werden, sind ihm federleicht.» Am 20. Sept. wurde Lessing als Student der Theologie in Leipzig immatriculirt. Der Brief an die Mutter vom 20. Jan. 1749 enthält eine anschauliche autobiographische Schilderung der Wandlung, die sich in Leipzig vollzog und aus dem gelehrten Stubenhocker einen lebensfrischen, gewandten Jüngling und Dichter machte. «Die Komödien kamen mir zu Erst in die Hand. Es mag unglaublich vorkommen, wem es will, mir haben sie sehr große Dienste gethan. Ich lernte mich selbst kennen», und die einzige ihm aus Erfahrung bekannte Art von Thoren, «den jungen Gelehrten», verspottete er in einem von der Neuberin im Januar 1748 aufgeführten Lustspiele. Der Collegienbesuch wurde läßig betrieben; nur der Mathematiker und Epigrammatiker Kästner, Joh. Fr. Christ und Joh. Aug. Ernesti behielten Anziehungskraft für den der Gottesgelehrsamkeit entfremdeten Studenten der Theologie. «Auf einer Akademie, wo man beinahe nichts so zeitig lernt, als ein Schriftsteller zu werden», wurde Lessing durch seinen älteren Vetter, Christlob Mylius, in die Literatur eingeführt; er lieferte kleine poetische Beiträge in Mylius' Wochenschrift «Der Naturforscher» und in die «Ermunterungen zum Vergnügen des Gemüths». Sein Umgang mit dem Freigeiste Mylius und sein fleißiger Theaterbesuch wurden in Kamenz ruchbar; er wurde Anfang 1748 nach Hause zurückberufen und erst im April wieder entlassen mit der Erlaubniß, Medicin zu studiren. Erst am 29. April 1752 erwarb er sich mit einer Abhandlung über Huarte in Wittenberg den Magistertitel; die Uebersetzung von Huarte's Werk «Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften» (Zerbst 1752) ist das erste Buch, welches Lessing's Namen trägt.

Der Student der Medicin erwarb sich rasch einen gefeierten Dichternamen. Unter den Anakreontikern galt er als einer der besten, von deutschen Epigrammendichtern als der erste, bis er selbst im Verein mit Ramler den vergessenen schlesischen Dichter Logau verjüngt und mit einem Wörterbuche versehen (Berlin 1759) herausgab. In der komischen Erzählung, der Fabel und dem Lehrgedichte versuchte er sich mit Glück, nur in der Ode blieb er, der sich in allen Arten der Poesie versuchen wollte, hinter vielen seiner Zeitgenossen zurück. Sein Ziel und Streben war jedoch, Deutschlands Molière zu werden. Er studirte eifrig die französischen Dramatiker, übersetzte im Verein mit Chr. Felix Weiße[2]) und lieferte bereits in seinem ersten Versuche «Der junge Gelehrte» ein alle Arbeiten der Gottsched'schen Schule übertreffendes Werk. Die Lustspiele «Damon oder die wahre Freundschaft» (1747) und «Die alte Jungfer» (1749) hat er selbst von der Sammlung seiner Werke ausgeschlossen. An den «Jungen Gelehrten» reihten sich aber würdig: «Die Juden» (1749) mit apologetischer Tendenz; «Der Misogyn» (1748 in einem, 1767 in drei Acten). «Der Schatz» (1750), eine glückliche Bearbeitung des plautinischen «Trinummus», ein Lustspiel ohne Frauenrolle; «Der Freigeist» (1749). Zahlreiche spätere Lustspielpläne, wie «Die glückliche Erbin» nach Goldoni, «Die Matrone von Ephesus», «Der Schlaftrunk», «Das Schäferspiel», «Die beiderseitige Ueberredung», sind im Entwurfe stecken geblieben; ebenso harrten die beiden Tragödien aus der Jugendzeit: «Giangir oder der verschmähte Thron» (1748) und «Henzi», als Fragment von Lessing selbst 1759 herausgegeben, umsonst der Vollendung. Die Lustspiele schrieb Lessing in Prosa, die Tragödien in Alexandrinern, die französischen Regeln streng beachtend; nur die Wahl der der Gegenwart angehörenden Stoffs im «Henzi», hingerichtet in Bern am 17. Juli 1749, steht in Widerspruch mit der Uebung des französischen Theaters.

Im Juni 1748 treffen wir Lessing in Wittenberg immatriculirt, allein noch vor dem 25. Nov. kam er zum ersten mal nach Berlin, erst Ende 1751 kehrte er an die Universität Wittenberg zurück. Vom November 1752 bis October 1755 durchlebte er in Berlin die für seine Entwickelung wichtigsten Jahre. Bereits 1750 war er entschlossen, «künftig ebenso viel in der Welt und in dem Umgange der Menschen zu studiren als in Büchern». Auf eigenen Füßen stehend, wollte er zu einer Zeit, in der es einen Schriftstellerstand im heutigen Sinne noch nicht gab, als Schriftsteller sich eine unabhängige Stellung erobern und wahren. Das Anerbieten, für politische Zeitungen zu arbeiten, ablehnend, übernahm er Mitte Februar 1751 die Redaction des gelehrten Theiles der «Berlinisch privilegirten (jetzt Vossischen) Zeitung»,

1) Joh. Chr. Schumann, «G. E. Lessing's Schuljahre» (Trier 1884).

2) Jak. Minor, «Lessing's Jugendfreunde» (Stuttgart 1883, Bd. 72 in Kürschner's «Deutscher Nationalliteratur»).

für die er schon seit dem 16. Nov. 1748 Recensionen geliefert hatte; sein letzter Beitrag erschien am 11. März 1758. Von April bis December 1751 schrieb er außerdem als Beilage zu den «Berlinischen Staats- und Gelehrten-Zeitungen» «Das Neueste aus dem Reiche des Witzes» und betheiligte sich vorübergehend an Sulzer's «Kritischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit».[3] In einer alle Interessen jener Zeit berührenden, ungeheuern kritischen Thätigkeit bekundete er überall eine überlegene, in die Tiefe dringende Kenntniß des zu besprechenden Gegenstandes; witzig und geistreich, erscheint er als gewandter Stilist ohnegleichen. Das gewöhnliche journalistische Herumreden kennt er nicht, überall geht er sicher auf die Hauptsache los. Es war für ihn eine unerfreuliche Brotarbeit, aber mit der ihm stets eigenen Gewissenhaftigkeit entledigte er sich ihrer. Zu gleicher Zeit stellte er den fabrikmäßigen Uebersetzerarbeiten eine Reihe sorgfältiger eigener Uebersetzungen entgegen. Als Uebersetzer vertiefte er sich so sehr in den Gegenstand, daß er daran denken konnte, der Uebertragung von Marigny's «Geschichte der Araber» (Berlin 1753) eine selbständige Fortsetzung folgen zu lassen. Der Plan kam freilich so wenig zur Ausführung wie die geplante Uebersetzung Calderon'scher Dramen und der Novellen des Cervantes.[4] Dagegen übertrug er unter anderm wirklich den 4. bis 6. Theil von Rollin's römischer Geschichte, Hutcheson's Sittenlehre, die «Captivi» des Plautus, «Des Herrn von Voltaire kleinere historische Schriften» (Rostock 1752), «Theater des Herrn Diderot» (Berlin 1760) u. a. m. Bei einer neuen Auflage Diderot's rühmt er 1781 dessen Einfluß auf die Bildung seines eigenen Geschmacks, der «ohne Diderot's Muster und Lehre eine ganz andere Richtung würde bekommen haben. Vielleicht eine eigenere: aber doch schwerlich eine, mit der am Ende mein Verstand zufriedener gewesen wäre.»

Mit Voltaire kam Lessing in Berlin in persönliche Berührung. Er war eine Zeit lang Tischgenosse des Dictators der europäischen Literatur und lernte dessen geistige Vorzüge wie Charakterschwächen gründlich kennen. Von dem Führer der großen internationalen Aufklärungspartei mußte er die Anregung empfangen, auch seinerseits in dem gewaltigen Geisteskampfe Stellung zu nehmen. Schon am 30. Mai 1749 hatte er seinem Vater geschrieben: «Die christliche Religion ist kein Werk, das man von seinen Aeltern auf Treue und Glauben annehmen soll. Die meisten erben sie zwar von ihnen ebenso wie ihr Vermögen, aber sie zeugen durch ihre Aufführung auch, was vor rechtschaffene Christen sie sind.» Lessing war von Hause aus geschulter Wolffianer, wie so viele seiner Zeitgenossen, griff aber eben jetzt in Berlin auf Leibniz zurück. Pierre Bayle's «Dictionnaire» und die Schriften der englischen Freidenker waren ihm wohl vertraute Bekannte. Mit unersättlicher Neugierde griff er nach den massenhaft für und wider die Religion erscheinenden Schriften, ohne in ihnen Befriedigung zu finden. Nicht mit Voltaire niederzureißen, sondern neu aufzubauen war von Anfang an das Streben des Pastorssohns, der erkennen wollte, quid liquidum sit in causa Christianorum. Mit Hülfe von Aristoteles und Leibniz suchte er sich eine zusammenfassende Weltanschauung zu bilden. So entwarf er 1753 die systematisirenden Paragraphen «Das Christenthum der Vernunft», denen wahrscheinlich schon 1750 die «Gedanken über die Herrnhuter» vorangegangen waren. Zwischen 1755 und 1760 entstanden die wichtigen Aufsätze «Ueber die Entstehung der geoffenbarten Religion» und «Von der Art und Weise der Fortpflanzung und Ausbreitung der christlichen Religion». Es kam ihm bei diesen tiefgehenden Untersuchungen nur darauf an, sich selbst Klarheit zu verschaffen; an ein öffentliches Hervortreten ließ die Pietät für den lebenden Vater ihn nicht denken. Diese Arbeiten, deren Entstehen wir zeitlich bestimmen können, belegen aber, wie lange und sorgfältig Lessing die Waffen zu seinen letzten Kämpfen für Geistesfreiheit vorbereitet hatte.

Zunächst suchte er zwischen den die deutsche Literatur beherrschenden Parteien, den Schweizern und Klopstockianern einer-, den Gottschedianern andererseits, eine unabhängige Stellung einzunehmen, ein Streben, welches ihm durch seines Freundes Chr. Fr. Nicolai «Briefe über den itzigen Zustand der schönen Wissenschaften» (Berlin 1755) erleichtert wurde. Zwischen 1753 und 1755 gab Lessing im Voßischen Verlage zu Berlin sechs Duodezbändchen «Schriften» heraus; «ein ungeheueres Mancherlei» nannte Herder diese Sammlung. Lieder und Fabeln, Sinn- und Lehrgedichte, Supplemente zum Jöcher'schen Gelehrtenlexikon, Kritik, Philosophie und Geschichte mischen sich mit Lustspielen; daran reihen sich die «Rettungen» des Horaz, Cardanus, Cochläus, Lemnius und des «Inepti Religiosi», das Gelehrteste und Beste, was die philologisch-historische Kritik bis dahin überhaupt in Deutschland geleistet hatte. Im 6. Bande erschien das erste deutsche «bürgerliche» Trauerspiel «Miß Sara Sampson», dem deutschen Drama neue Bahnen weisend.[5] An die kritischen «Briefe» der «Schriften» reihte sich 1754 das «Vademecum für den Herrn Sam. Gotthold Lange» (vgl. den Artikel Sam. Gotth. Lange) und die im Vereine mit Mendelssohn ausgearbeitete Streitschrift gegen die von der Berliner Akademie beliebte Verquickung von Poesie und Philosophie: «Pope ein Metaphysiker» (Danzig 1755).

Als Begleiter eines reichen jungen Leipzigers, Chr. Gottfried Winkler, trat Lessing am 7. Mai 1756 eine große Reise an, die ihn über Braunschweig, Wolfenbüttel und Hamburg nach Amsterdam führte; der Ausbruch des Siebenjährigen Krieges nöthigte Winkler und mit ihm Lessing zu rascher Rückkehr nach Leipzig. Dort besorgte er zunächst die Redactionsgeschäfte der von seinen Freunden

3) B. A. Wagner, «Lessing-Forschungen nebst Nachträgen zu Lessing's Werken» (Berlin 1881). 4) B. A. Wagner, «Zu Lessing's spanischen Studien» (Berlin 1883).

5) Aug. Sauer, «Joachim Wilhelm von Brawe, der Schüler Lessing's» (Straßburg 1878, «Quellen und Forschungen», 30. Heft); W. Wetz, «Die Anfänge der ernsten bürgerlichen Dichtung des 18. Jahrh.» (I. Theil, Worms 1885).

Nicolai und Mendelssohn gegründeten «Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste» und begann, durch den Briefwechsel mit beiden Freunden und ein Preis ausschreiben Nicolai's angeregt, die Tragödie einer bürgerlichen Virginia, der er den Titel «Emilia Galotti» gab. Allein dieser Tragödienplan wie der zu «Kodrus», «Alkibiades in Persien», «Fatime», «Horosko», «Kleonnis» blieben unausgeführt; dagegen entstand, der kriegerischen Geist der Zeit verrathend, das einactige Trauerspiel in Prosa «Philotas» (Berlin 1759). Zu Gleim's «Preußischen Kriegsliedern von einem Grenadier» (heilbronner Neudrucke, Heft 4) schrieb Lessing die Vorrede (Berlin 1758). Im März 1757 hatte er den Freundschaftsbund mit dem preußischen Major Ewald Christian von Kleist (vgl. diese Encykl. II. Section, Thl. 37, S. 37—40) geschlossen, dem ihm liebsten aller seiner Freunde. Bald nach dem Abgange Kleist's schied auch Lessing von Leipzig: Anfang Mai 1758 traf er in Berlin ein, das er erst im Herbste 1760 wieder verließ. Den alten berliner Freunden brachte er als eine nicht eben willkommene Frucht seines leipziger Aufenthaltes «G. E. Lessing's Fabeln. Drei Bücher. Nebst Abhandlungen mit dieser Dichtungsart verwandten Inhalts» (Berlin 1759). Er kritisirt die Theorien früherer Kunstrichter über die Fabel und will sie in ursprünglicher Einfachheit wieder herstellen, ohne selbst noch genügende historische Kenntnisse zu besitzen. Seine eigenen 90 Fabeln sind in schmuckloserer Prosa als Beispiele seiner Theorie gegeben. Später ausgearbeitete Fabeln Lessing's sind verloren gegangen, dagegen hat er 1772 und 1780 wichtige Beiträge für die Geschichte der Fabeldichtung liefern können: «Anmerkungen über den Aesopus und Phädrus»; «Zwölf Fragmente zu einer Geschichte der Aesopischen Fabel»; «Ueber die sogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger». Eine Parallelarbeit zu seinem Werke über die Fabel lieferte er 1771 mit den «Zerstreuten Anmerkungen über das Epigramm und einige der vornehmsten Epigrammatisten». Die einseitige Berücksichtigung Martial's ist von Herder mit Recht zurückgewiesen worden.

In Berlin entwarf Lessing im Verein mit Nicolai und Mendelssohn den Plan zu den «Briefen, die neueste Literatur betreffend» (vgl. den Artikel «Literaturbriefe»), welche mit dem 4. Jan. 1759 begannen. Lessing hat zu den ersten 7 Theilen 54 Briefe und einige Bruchstücke, später noch den 332. Brief beigesteuert; seine Beiträge begründeten den Ruf und die historische Bedeutung der berliner Literaturbriefe für die Entwickelung unserer ganzen Nationalliteratur. So wies er im 17. Briefe auf Shakespeare hin und führte den Fauststoff in die höhere Literatur ein. Als der erste erkannte er den tiefen Sinn der alten Sage; als der erste läßt er in den verschiedenen Plänen seiner Faustdramen den kühnen Denker nicht den höllischen Mächten verfallen. Zur gleichen Zeit, da er auf Grundlage des alten Volksschauspiels der Gottsched'schen Französirung des Theaters entgegentreten wollte, arbeitete er an einem streng gelehrten Buche über Leben und Werke des Sophokles (herausgegeben von Eschenburg 1790). Allein er ertrug es nicht, hinter Büchern zu hocken, während Kriegsthaten die Welt erfüllten. Ohne Abschied von den Freunden zu nehmen, verließ er Berlin und nahm, nachdem er Kleist's Grab zu Frankfurt a. O. besucht, die Stelle eines Gouvernementssecretärs beim General Graf Tauenzien in Breslau an. Die Zeit des breslauer Aufenthaltes (October 1760 bis April 1765) umfaßt Lessing's glücklichste Lebensjahre. Der Generalgouverneur Schlesiens wußte seinen Secretär, dieser seinen «alten ehrlichen Tauenzien» zu schätzen, der Dienst war leicht und sehr einträglich, das bunte Kriegsleben für einen Beobachter wie Lessing anziehend genug. Sein mächtig arbeitendes Innere, urtheilte Goethe, brauchte stets ein gewaltiges Gegengewicht. Er verkehrte und spielte viel und hoch mit den Offizieren und antwortete den mahnenden Freunden gar nicht oder scherzhaft. Diese glaubten ihn im Lebensstrudel untergehen zu sehen, er aber machte in diesem wirren Treiben Studien für sein nächstes Lustspiel, durchstöberte die Bibliotheken Breslaus und entdeckte dabei den schlesischen Dichter Andreas Scultetus, dessen Werke er 1771 mit biographischer Einleitung herausgab, brachte selbst eine große Büchersammlung zusammen und füllte eine Lücke in Wissen und Weltanschauung aus. Erst in Breslau machte er sich mit Spinoza's Werken vertraut; nebenbei betrieb er gründliches Studium der patristischen Literatur.

Einige in Breslau niedergeschriebene kritische und antiquarische Aufsätze wollte er unter dem Titel «Hermäa» der Welt vorlegen, als die «Bemerkungen, Spuren, Entdeckungen, Aussichten, Grillen eines Menschen von unbegrenzter Neugierde, ohne Hang zu einer bestimmten Wissenschaft». Allmählich fanden sich bestimmte einigende Gesichtspunkte für die verschiedenartigen Abhandlungen. Nach einer schweren Krankheit schied Lessing Mitte April 1765 aus seiner Stellung, besuchte in Kamenz seine Aeltern, in Dresden die Galerie, in Leipzig den alten Freund Weiße und traf Ende Mai in Berlin ein, zwei Manuscripte mit sich führend, die dann 1766 und 1767 im Voßischen Verlage gedruckt herauskamen: «Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poesie. Mit beiläufigen Erläuterungen verschiedener Punkte der alten Kunstgeschichte. Erster Theil»[6]), und «Minna von Barnhelm, oder das Soldatenglück. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen.» Wie so viele Werke Lessing's ist auch der «Laokoon» Fragment geblieben; im Briefe an Nicolai vom 26. Mai 1769 gab Lessing über die beiden Theile, welche folgen sollten, Andeutungen. Nachdem er das Wesen und die Hauptwirkung jeder einzelnen Kunst geprüft, wollte er auch die Bedingungen der Vereinigung der Künste im Gesammtkunstwerk der Zukunft, im Drama, untersuchen. Die bildende Kunst ist ihm auch im ersten

6) Die beste, auch durch den Ueberblick über Lessing's Vorgänger werthvolle Ausgabe verdanken wir Hugo Blümner, «Lessing's Laokoon. Herausgegeben und erläutert» (2. verbesserte und vermehrte Aufl., Berlin 1880). Vgl. Heinr. Fischer, «Lessing's Laokoon und die Gesetze der bildenden Kunst» (Berlin 1887); H. Blümner, «Laokoonstudien» (Freiburg 1881 und 1882); dazu B. Valentin 1888 in den «Berichten des Freien deutschen Hochstifts zu Frankfurt a. M.» (N. F., IV, 1. 32—38).

Theile nicht Selbstzweck wie Winckelmann. Nicht die Principien, die er aufstellt, sondern die ganze Art und Weise der Untersuchung selbst verleihen dem Buche unvergänglichen Werth. Die bildende Kunst wirkt mit natürlichen, d. h. für die Augen sinnlichen Zeichen im Raume (nebeneinander); die Poesie mit willkürlichen Zeichen in der Zeit (nacheinander). Die eigentliche Bestimmung der bildenden Kunst ist die Schönheit der Form; falsch aber sei es nun, als Parallelaufgabe der Poesie den schönen Charakter, moralische Vollkommenheit zu fordern. Das Ideal des Dichters muß ein Ideal der Handlung sein. Homer und Sophokles liefern die Beispiele, durch welche die vorgetragenen Lehrsätze anschaulich werden. Winckelmann urtheilte nach Lesung des Werkes: «Lessing schreibt wie man geschrieben zu haben wünschen möchte.» Herder ging in seinen «Kritischen Wäldern» von Lessing's Arbeiten aus. Goethe pries begeistert den Lichtstrahl, durch den der vortrefflichste Denker der Jugend aus der Region eines kümmerlichen Anschauens in die freien Gefilde des Gedankens den Weg gewiesen. Die folgende Dichtergeneration ging beim Verfasser des «Laokoon» in die Schule. Seine «Minna von Barnhelm» blieb bis heute das unerreichte beste deutsche Lustspiel. «Die erste aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduction von specifisch temporärem Gehalt» rühmte Goethe diese «wahrste Ausgeburt des Siebenjährigen Kriegs. Diese Production war es, die den Blick in eine höhere bedeutendere Welt aus der literarischen und bürgerlichen, in welcher sich die Dichtkunst bisher bewegt hatte, glücklich eröffnet.» Der Bann des französischen Dramas war mit der «Minna» durchbrochen.

Für die eigentliche Bedeutung seines «Laokoon» fand Lessing nirgends Verständniß. «Minna von Barnhelm» wurde in Preußen und, durch den preußischen Geschäftsträger, auch eine Zeit lang in Hamburg zurückgehalten. Erst am 30. Sept. 1767 konnte das Stück zum ersten mal in Hamburg, am 21. März 1768 zum ersten mal in Berlin aufgeführt werden. Da bejubelten denn die Zuschauer das Drama, gegen das die Kritiker gar vieles einzuwenden wußten. Sie erlebten aber dafür die Freude, daß man in Berlin auch bald eine französische Umarbeitung des deutschen Soldatenstückes «Les amants généreux» aufs Theater brachte. Lessing selber hatte freilich schon, ehe seine «Minna» von der Polizei freigegeben wurde, die französirte preußische Königsstadt verlassen. Der König hatte, dank Voltaire und Pastor Lange, einen alten Groll gegen Lessing und wollte ihn, was auch der treffliche Oberst Quintus Icilius sagen mochte, nicht zu seinem Bibliothekar. In den preußischen Staaten war kein Platz zu finden für den Autor der «Minna» und des «Laokoon». In Hamburg wollten einige Liebhaber des Schauspiels und der Schauspielerinnen ein deutsches Nationaltheater gründen. Dafür hatte auch Lessing nun so manches Jahr bereits sich abgemüht. Was Wunder, daß er, wieder einmal gerade unbeschäftigt am Markte stehend, sich ohne allzu genaue Prüfung der hamburger Verhältnisse als Dramaturg anwerben ließ. Den Antrag, Theaterdichter zu werden, lehnte er ab, obwol die 1767 herausgegebene Sammlung seiner «Lustspiele» (2. Aufl. 1770, 3. Aufl. 1786) ihm auch hierauf vollen Anspruch gegeben hätte. In der Leitung dramaturgischer Zeitschriften hatte er, als er am 22. April 1767 in Hamburg die Ankündigung seiner «Dramaturgie» herausgab, bereits reiche Erfahrung gewonnen. Im Herbste 1749 hatte er gemeinschaftlich mit Mylius die «Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters» (Stuttgart 1750) herausgegeben. Was er darin von Shakespeare sagt, hat er von Voltaire gelernt, was er über die Schauspielkunst schreibt, aus Riccoboni übersetzt; über Plautus aber hat er eigene gründliche Studien angestellt. Durch den Gottschedianismus seines Freundes Mylius fühlte er sich jedoch compromittirt und brach die Zeitschrift mit dem vierten Stücke ab. Ohne Mitarbeiter gab er dann 1754 (Berlin bei Voß) die beiden ersten Stücke von «Gotth. Ephr. Lessing's theatralischer Bibliothek» heraus. Das dritte Stück folgte bereits 1755, aber das vierte und letzte ließ bis zum Jahre 1758 auf sich warten. Die Uebersetzung von Gellert's lateinischer Abhandlung über das weinerliche oder rührende Lustspiel eröffnete die Bibliothek; das ältere italienische, aber nur das neuere, französisch geschulte spanische Drama wird besprochen. Lustspielentwürfe des italienischen Theaters werden mitgetheilt. «Von den lateinischen Trauerspielen, welche unter dem Namen des Seneca bekannt sind», erhalten wir in einer werthvollen, durchaus selbständigen Untersuchung ausführliche Nachrichten. Wenn man aber in der «Geschichte der englischen Schaubühne» eine Würdigung des Elisabethanischen Dramas erwartet, so findet man sich getäuscht; Dryden und Thomson werden als die großen englischen Dramatiker vorgeführt; das wenige, was über Shakespeare gesagt wird, ist unbedeutend. Aber umfassende Kenntniß aller dramatischen Literaturen, tiefe Einblicke in die Entwickelungsgeschichte des Theaters hatte sich Lessing bei der Arbeit an jenen beiden ersten dramaturgischen Zeitschriften erworben und seinen höher entwickelten Einsichten stand nun die ausgebreitetste Sachkenntniß zu Gebote. Das Mislingen des hamburger Theaterunternehmens ward nach kurzer Zeit schon nur allzu klar. Die kleinliche Eitelkeit der Schauspieler brachte sie gleich zu Anfang der Lessing'schen Dramaturgie um den Ruhm, von dem größten Kenner des Theaters beurtheilt zu werden; uns sind infolge dessen nur wenige Aeußerungen Lessing's über die Schauspielkunst erhalten; den Fortgang der Dramaturgie störte der schamlose Nachdruck. Am 22. April 1767 wurde das deutsche Nationaltheater in Hamburg eröffnet, am 25. Nov. 1768 geschlossen. Am 1. Mai 1767 gab Lessing das erste, am 19. April 1768 das letzte (101. bis 104.) Stück seiner «Dramaturgie» heraus.

Man hat die «Dramaturgie» [7] das literarische

[7] «Lessing's Hamburgische Dramaturgie. Erläutert von F. Schröter und R. Thiele» (Halle 1878); W. Cosack, «Materialien zu G. E. Lessing's Hamburgischer Dramaturgie. Ausführlicher Commentar nebst Einleitung, Anhang und Register» (Paderborn 1876); M. v. Waldberg, «Studien zu Lessing's Stil in der Hamburgischen Dramaturgie» (Berlin 1882).

Roßbach genannt. Durchaus nicht historisch gerecht gegen die französische Nationaltragödie, höchst ungerecht gegen Corneille insbesondere, kam es Lessing eben darauf an, der deutschen Kunst Selbständigkeit zu erfechten, den seit Jahrhunderten auf unsere Entwickelung drückenden Pseudoclassicismus in seiner Hohlheit nachzuweisen. Er stellte ihm Shakespeare und einen richtiger verstandenen Aristoteles[8]) entgegen. Bei aller äußeren Verschiedenheit wird Shakespeare der Aufgabe des Trauerspiels, wie Aristoteles nach den Meisterwerken der attischen Bühne sie definirt hat, besser gerecht als der französische Classicismus. Neben dem englischen wird auch das ältere spanische Drama in den Kreis der Betrachtung gezogen. Unbedingte Nachahmung Shakespeare's, wie sie bald darauf Herder und Lenz predigten, ist keineswegs nach Lessing's Sinn. Auch noch in der «Emilia Galotti» bricht er nicht völlig mit den drei Einheiten. Unserer Tragödie will er die Mitte zwischen dem französischen Zwange und der altenglischen Ungebundenheit und Handlungsfülle gewahrt wissen. Für die Komödie sieht er in Diderot's Lehren und Beispiel das Heil, wie für die Tragödie in den Aussprüchen des Stagiriten.

Dem Kampfe um die Freiheit der deutschen Bühne ging ein Kampf für die Sittlichkeit der deutschen Kritik und des deutschen Gelehrtenthums zur Seite. Die «Briefe antiquarischen Inhalts» (1. und 2. Thl., Berlin 1768—69) bereiteten dem unlautern Parteigetriebe des hallenser Professors Christian Adolf Klotz ein Ende mit Schrecken. Umsonst hatte Klotz, der durch Schmeichelei und Drohung das gelehrte Deutschland zu beherrschen wußte, auch Lessing, den Feind aller Oberflächlichkeit und alles Parteitreibens, gewinnen wollen. Am 22. Juni 1768 veröffentlichte Lessing in der «Staats- und Gelehrten Zeitung des Hamburgischen Korrespondenten» den ersten der antiquarischen Briefe. Der Gegenstand des Streites selbst, die geschnittenen Steine der Alten, hat nur für den Fachgelehrten Interesse, die Art und Weise aber, in welcher Lessing den Streit führte, machte ihn zu einer sittlichen That, der Theilnahme aller Welt werth. Der mittel- und ämterlose Lessing allein hatte unter allen deutschen Gelehrten den Muth, dem einflußreichen Parteihaupt offen entgegenzutreten.

Neben einem dritten Theile der «Antiquarischen Briefe» plante Lessing auch eine Schrift «Ueber die Ahnenbilder der alten Römer»; statt ihrer gab er die unvergleichlich schöne Untersuchung «Wie die Alten den Tod gebildet». Hier erschien der Triumph des Schönen, hier enthüllte sich die ganze Weltanschauung des Hellenenthums. Auf Dichter und bildende Künstler hat Lessing's Nachweis, daß die Alten den Tod als den Bruder des Schlafes abgebildet, nachhaltigsten Einfluß ausgeübt. Während er so seinem Volke geistige Wohlthaten in reichstem Maße spendete, dachte er daran, dem undankbaren Vaterlande für immer zu entfliehen. Das im Vereine mit Joachim Chr. Bode gegründete buchhändlerische Unternehmen brachte statt des erhofften Gewinns nur Schulden. Lessing theilte kurze Zeit Klopstock's Hoffnungen, daß von Wien aus Ersprießliches für die deutsche Literatur geschehen werde; allein bald mußte Klopstock dem ihm in Hamburg näher getretenen Lessing[9]) die eigene Enttäuschung zugestehen. Mit Claudius, dem Schauspieler Eckhof, den Pastoren Alberti und Goeze, den Familien Reimarus, König u. a. war Lessing befreundet, aber dauernd konnte er doch nicht in Hamburg verweilen. Er wollte zu Schiffe nach Rom reisen, wo es sich gewiß lustiger und erbaulicher hungern und betteln lasse als in Deutschland. Plötzlich nahm er, den Freunden unerwartet, die ihm durch Joh. Arnold Ebert's Vermittelung angebotene Stelle als herzoglicher Bibliothekar in Wolfenbüttel an; am 4. Mai 1770 wurde er in sein Amt eingeführt. Der Erbprinz von Braunschweig, Karl Wilhelm Ferdinand, war gebildet genug, um mit Stolz den berühmten Lessing in den Diensten seines Hauses zu sehen; er hielt es aber seiner und Lessing's nicht unwürdig, den Bibliothekar dann jahrelang mit Versprechungen hinzuhalten. In Wolfenbüttel lebte Lessing einsam, in Braunschweig fand er bei häufigen Besuchen einen ihm geistig angemessenen Freundeskreis vor, dessen Mitglieder Ebert, Eschenburg, Zachariä, der junge Jerusalem, der Dichter Leisewitz waren. Vielleicht war es der Verkehr mit Leisewitz, der Lessing noch einmal zu dramatischem Schaffen bestimmte. In Hamburg hatte er alte Dramenpläne neu hervorgezogen; an einen «Tod des Nero», «Masaniello» und «Spartacus» dachte er noch in Wolfenbüttel. Der Anblick des braunschweigischen Hofes reizte ihn, seinen alten modernisirten Virginiastoff hervorzusuchen und durch Einführung der Gräfin Orsina zu erweitern. Am 15. März 1772 fand in Braunschweig die erste Aufführung von «Emilia Galotti» statt; gleich darauf erschien die Dichtung im Einzeldrucke (Berlin bei Voß) und in der Sammlung der «Trauerspiele» (2. Aufl. 1788). Im J. 1771 war der erste (einzige) von Lessing selbst besorgte Band der «Vermischten Schriften» ausgegeben worden. Wie die Insel Delos, schrieb Goethe am 27. März 1830 an Zelter, sei «Emilia Galotti» aus der Gottsched-Gellert-Weiße'schen Wasserflut aufgestiegen. «Wir jungen Leute ermuthigten uns daran und wurden Lessing viel schuldig.» Der junge Goethe hatte dem Werke vorgeworfen, es sei alles darin nur gedacht. Allein doch nur ein wirklicher Dichter konnte mit Hülfe des berechnenden Verstandes ein solches Meisterwerk schaffen. Die Freunde riefen nicht mit Unrecht «O Lessing-Shakespeare!», während Publikum und Kritik die Dichtung sehr kühl aufnahmen. Der Stil, in der «Minna» knapp, war in der «Emilia» lakonisch geworden. Erst als «Emilia Galotti» in Schiller's Luise Millerin eine Nachfolgerin gefunden hatte, begann

8) Jakob Bernays, «Zwei Abhandlungen über die Aristotelische Theorie des Dramas» (Berlin 1880); E. Gotschlich, «Lessing's Aristotelische Studien und der Einfluß derselben auf seine Werke» (Berlin 1876).

9) Franz Muncker, «Lessing's persönliches und literarisches Verhältniß zu Klopstock» (Frankfurt a. M. 1880).

man auch die sociale Bedeutung von Lessing's That zu würdigen. Schon die bloße Schaffung des bürgerlichen Trauerspiels durch Lessing's «Miß Sara Sampson» war ein Zeichen der nahenden Erhebung des dritten Standes. «Die prosaische und poetische Satire», bemerkte Goethe, «hatte sich bisher immer gehütet, Hof und Adel zu berühren. Den entscheidendsten Schritt that Lessing in der «Emilia Galotti», wo die Leidenschaften und ränkevollen Verhältnisse der höheren Regionen schneidend und bitter geschildert sind.»

Die strenge Gewissenhaftigkeit, mit welcher Lessing stets alles einmal in Angriff Genommene betrieb, befeelte ihn auch bei Verwaltung der ihm anvertrauten Bibliothek. Bald nach Antritt seines Amtes konnte er von einem wichtigen Funde Nachricht geben: «Berengarius Turonensis oder Ankündigung eines wichtigen Werkes desselben, wovon in der herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel ein Manuscript befindlich, welches bisher unbekannt geblieben» (Braunschweig 1770). Der bisher als widerlegter Ketzer betrachtete Genosse Abälard's hatte bereits den lutherischen Lehrbegriff von der Transsubstantiation aufgestellt und vertheidigt. Die von Lessing in dieser Arbeit bewährten theologischen und kirchengeschichtlichen Kenntnisse wirkten allseits verblüffend. Er aber begann zunächst «Beiträge zur Geschichte und Literatur. Aus den Schätzen der herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel» herauszugeben (1. und 2. Beitrag 1773; 3. Beitrag 1774; 4. Beitrag 1777; 6. und nach Lessing's Tode 5. Beitrag 1781). Aus Manuscripten der Bibliothek und eigenen umfangreichen Collectaneen theilte er hier mit vollen Händen aus. Stets mit umfassendster Gründlichkeit schrieb er über das Alter der Oelmalerei, über Fenstergemälde des Klosters Hirschau, über Marco Polo, die griechische Anthologie u. a. Für ältere deutsche Literatur und Sprache entfaltete er eine rege Thätigkeit, indem er Glossarien anlegte, Dialektstudien trieb und den Plan zu einem großen deutschen Wörterbuche entwarf; 1773 veröffentlichte er zwei Untersuchungen, welche unter allen seinen Arbeiten ihn am ausgesprochensten als systematischen Philosophen zeigen: «Leibniz von den ewigen Strafen» und «Des Andreas Wissowatius Einwürfe wider die Dreieinigkeit».

Im Februar 1775 ging Lessing nach Berlin und dann über Dresden und Prag nach Wien, wo er so ehrenvoll aufgenommen wurde wie noch kein Gelehrter vor ihm; auch von Maria Theresia wurde er empfangen. Im Gefolge des jungen Prinzen Leopold von Braunschweig bereiste er (25. April bis 23. Dec. 1775) Italien; die Reise ging aber zu rasch, um, wie sein Tagebuch zeigt, besondere Eindrücke zu erregen. Er sehnte sich nach der Heimat, wo seit Jahren eine tiefe ernste Neigung ihn die Vereinigung mit Eva Katharina (geborne Hahn, geb. zu Heidelberg am 22. März 1736, vermählt seit Juni 1756), der Witwe seines Freundes Engelbert König (gest. 30. Dec. 1769), ersehnen ließ.[10] In Hamburg schon hatte er sie kennen lernen, aber die von ihrem Manne hinterlassenen verwickelten Geschäftsverhältnisse hatten Eva König's Leben ganz in Anspruch genommen. Erst am 8. Oct. 1776 konnte Lessing die Frau heimführen, von der er seinem Bruder Karl schrieb: «Wenn ich Dich versichere, daß ich sie immer für die einzige Frau in der Welt gehalten, mit welcher ich mich zu leben getraute, so wirst Du wohl glauben, daß sie alles hat, was ich an einer Frau suche.» Vierzehn Monate lang schuf Frau Eva ihrem Gatten eine beglückende Häuslichkeit; am Weihnachtsabend 1777 schenkte sie ihm einen Sohn und starb am 10. Jan. 1778. Die Briefe, welche Lessing beim Tode von Sohn und Frau schrieb, zeigen in ihrer epigrammatischen Schärfe die ganze Fülle seines Schmerzes. «Ich wollte es auch einmal so gut haben wie andere Menschen. Aber es ist mir schlecht bekommen.» Ein guter Vorrath vom Laudano literarischer und theologischer Zerstreuungen sollte ihm nun einen Tag nach dem andern leidlich überstehen helfen. Durch Elise Reimarus hatte er ihres Vaters Hermann Samuel Reimarus (gest. 1. März 1768)[11] geheim gehaltenes Werk: «Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes», kennen gelernt. Trotz Abredens der Freunde beschloß Lessing zunächst, Theile dieses, seine eigenen früheren Studien ergänzenden Werkes herauszugeben. So erschien 1774 im 3. der censurfreien Beiträge: «Von der Duldung der Deisten. Fragment eines Ungenannten». Im 3. 1777 folgte im 4. Beitrage «Ein Mehreres aus den Papieren des Ungenannten, die Offenbarung betreffend»; im Ganzen sechs Fragmente, das letzte «Ueber die Auferstehungsgeschichte» von «Gegensätzen des Herausgebers» begleitet. Lessing war keineswegs immer mit den Ausführungen seines Ungenannten einverstanden; oft verstärkte er seine Gründe, oft widersprach er ihnen. Allein er rühmte den tiefen Ernst, die lautere Wahrheitsliebe, Geist und Sachkenntniß des wolfenbütteler Fragmentisten, sodaß viele ihn selbst als Verfasser verdächtigten; die Autorschaft von Reimarus wurde erst 1814 bekannt. Der erste Theologe, welcher Lessing's Aufforderung, die Kritik des Ungenannten womöglich zu widerlegen, nachzukommen eiferte, war Director Schumann in Hannover mit der Schrift «Ueber die Evidenz der Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion». Dem anständigen Gegner antwortete Lessing mit möglichster Vermeidung aller Polemik durch die beiden Bogen: «Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft» und «Das Testament Johannis. Ein Gespräch» (Braunschweig 1777). Wir haben, führt er aus, kein Wunder mehr zum Beweise vor uns, sondern Nachrichten über Wunder, die, wie solche über Alexander's Thaten, der Kritik unterliegen. «Zufällige Geschichtswahrheiten können der Beweis von nothwendigen Vernunftswahrheiten nie werden.»

10) «Briefwechsel zwischen Lessing und seiner Frau. Neu herausgegeben von Alfred Schöne» (2. Aufl., Leipzig 1885); Aug. Sauer, «Frauenbilder aus der Blütezeit der deutschen Literatur» (Leipzig 1885).

11) Dav. Fr. Strauß, «H. S. Reimarus und seine Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes» im 5. Bande von Strauß' gesammelten Schriften (Bonn 1877).

Ausübung der christlichen Liebe, nicht Bekennen der Glaubenslehre sei das Nothwendige. Gegen den nächsten Angreifer, den Superintendenten Reß in Wolfenbüttel, richtete Lessing die erste scharfe Kampfschrift: «Eine Duplik» (1778). Inzwischen war auch der seit Jahren ob seiner intoleranten Händelsucht bekannte hamburger Hauptpastor Melchior Goeze auf dem Kampfplatze erschienen, persönlich gegen Lessing erbittert, weil dieser eine bibliothekarische Anfrage, die ihn am Sterbebette seiner Frau getroffen, unerledigt gelassen hatte.

Mit der Schrift: «Eine Parabel, nebst einer kleinen Bitte und einem eventuellen Absagungsschreiben» setzt sich Lessing Anfang März 1778 «wider Goeze in die Positur, daß er mir als einem Unchristen nicht ankommen kann». Dem Versprechen getreu, der Herr Pastor solle ihn überschreien, aber nicht überschreiben können, ließ er in rascher Folge die «Axiomata» und «Antigoeze» erscheinen. Bereits rief Goeze Kirche und Staat gegen Lessing auf, da trat der kühne, einsam stehende Mann mit einem Hauptschlage hervor: «Noch ein Fragment des Wolfenbüttel'schen Ungenannten von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger»; es war das schärfste aller bisher erschienenen. Nun wandten sich alle theologischen Führer der Aufklärungspartei: Semler, Mascho, Leß, Walch, Silberschlag gegen Lessing, um den Orthodoxen gegenüber die eigene Rechtgläubigkeit zu beweisen. Seiner guten Sache bewußt, nahm Lessing den Kampf auf. Er setzte den «Antigoeze» fort und schrieb nach dem elften Lessing's nöthige Antwort auf eine sehr unnöthige Frage des Herrn Hauptpastor Goeze in Hamburg». Nach «Der nöthigen Antwort erster Folge» (Hamburg 1778) zog sich Goeze zurück und Lessing begann eine Reihe von Aufsätzen «Bibliolatrie» u. a. gegen die übrigen Gegner auszuarbeiten. Er war sich voll bewußt, was es in diesem Streite galt. Der 10. «Antigoeze» trägt als Motto die Worte, die einst Luther in des Streites Hitze den schwachen Gemüthern zugerufen. Im Absagungsschreiben ruft er aus: «Luther du! du hast uns von dem Joche der Tradition erlöset: wer erlöset uns von dem unerträglichern Joche des Buchstabens! Wer bringt uns endlich ein Christenthum, wie du es itzt lehren würdest; wie es Christus selbst lehren würde!» Die Reformation des 16. Jahrh. war in Lessing's Augen nur ein großer Schritt auf der unabsehbaren Entwickelungsbahn des Christenthums. Das von den Reformatoren erkämpfte Recht der freien Forschung muß auch auf ihren Lehrgrund, die Heilige Schrift, angewendet werden. Das Gründlichste, was Lessing nach seiner eigenen Ansicht vorbrachte, war seine «neue Hypothese über die Evangelisten als blos menschliche Geschichtschreiber». Auch Lessing ist noch gleich Reimarus zu sehr in der verstandesmäßigen Aufklärungszeit befangen, als daß ihm der für jede Religionsgeschichte entscheidende Factor der Mythusbildung klar erkennbar geworden wäre. Mit der Scheidung des Johannes-Evangeliums von den übrigen, mit seiner Annahme eines galiläischen Urevangeliums hat er aber zuerst der neueren Theologie die Wege gewiesen. Das Beste, was bis 1840 von ihr geleistet wurde, geht seinem letzten Ursprunge nach auf Lessing zurück. Der größte aller Kritiker hat auch hier positiv fördernd eingewirkt. Nicht eben ganz leicht verständlich erscheint er in seinen theologischen Schriften; vieles läßt er nur zwischen den Zeilen den denkenden Leser errathen und ergänzen. Oefters muß er, um sich im Kampfe den Rücken zu decken, mit seiner wirklichen Gesinnung zurückhalten; es ist nicht so grundlos, wenn man von Lessing's esoterischer Lehre gesprochen. Aber die großen entscheidenden Grundsätze verkündigt er mit rücksichtslosem Freimuth, den ethischen Kern der Lehre Jesu scheidet er von der christlichen Dogmatik und fordert dazu auf, das echte Christenthum im sittlichen Handeln, nicht im Glauben und Unterwerfen der Vernunft zu suchen.

Die theologischen Gegner brachten es zu Wege, daß der Herzog von Braunschweig Lessing das Manuscript der «Fragmente» abforderte und ihm fernere Streitschriften untersagte. Lessing zögerte keinen Augenblick, eher seine Stelle aufzugeben als zu gehorchen. Beim Reichsgericht wurde gegen ihn eine Klage anhängig gemacht, der hohe und niedere Pöbel gegen ihn aufgehetzt, sodaß der treue Gleim das Leben seines Freundes von Fanatikern bedroht fürchtete. Die gemeinsten Verleumdungen gegen Lessing's Verhalten zu seinen Stiefkindern wurden von den frommen Zionswächtern systematisch ausgebreitet. Lessing's Gesundheit war bereits angegriffen, sein geringes Einkommen reichte, seit er in Wolfenbüttel lebte, nicht für seine Bedürfnisse hin. Mutter und Schwester bestürmten ihn fortwährend mit Bettelbriefen; um nur leben zu können, mußte er fortwährend neue Schulden machen. In dieser Lage kam ihm in der Nacht vom 10. auf den 11. Aug. 1778 ein «närrischer Einfall». Er hatte nach seiner Rückkehr von der italienischen Reise ein Schauspiel entworfen, „dessen Inhalt eine Art von Analogie mit meinen gegenwärtigen Streitigkeiten hat». Nach kleinen Veränderungen des Plans und Hinzuerfindung einer sehr interessanten Episode wollte er mit dem aus Boccaccio's «Decamerone» (Giornata I, Nov. III Melchisedech Giudeo) entnommenen Drama dem Feinde in die Flanke fallen und «einen ärgern Possen damit spielen als noch mit zehn Fragmenten. Die Theologen aller geoffenbarten Religionen werden freilich innerlich darauf schimpfen; doch dawider sich öffentlich zu erklären, werden sie wohl bleiben lassen.» Hatte man ihm den Druck theologischer Schriften verwehrt, so «muß ich versuchen, ob man mich auf meiner alten Kanzel, auf dem Theater wenigstens noch ungestört will predigen lassen». Mit seinen übrigen Dramen ist der «Nathan» nicht zusammenzustellen, er reiht sich seinen theologischen Schriften an, deren Tendenz er aufnimmt und weiter verfolgt. Da Verse ihm weniger Zeit kosteten als Prosa, schrieb er das Stück in Blankversen, nicht ahnend, wie wichtig der «Nathan» dadurch für die weitere Form des deutschen Dramas werden sollte. Am 14. Nov. 1778 begann er den ersten Act zu versificiren; wie bei der «Minna» unterwarf er auch beim «Nathan» das ganze Stück, Bogen für Bogen, wie es gedruckt wurde, der feilenden Hand des Sprachkünstlers Ramler

Die Unterdrückung eines geplanten Nachspiels, «Der Derwisch», welches, «auf eine neue Art den Faden einer Episode des Stücks selbst wieder aufnähme und zu Ende brächte», wurde im Januar 1779 bestimmt, da der «Nathan» selbst umfangreicher war, als Lessing gedacht hatte; aus gleichem Grunde blieb leider auch die Vorrede weg, als das «dramatische Gedicht», «Nathan der Weise», zur Ostermesse 1779 erschien, «ein Sohn seines eintretenden Alters, den die Polemik entbinden half». «Nathan's Gesinnung gegen alle positive Religion ist von jeher die meinige gewesen», erklärt der erste Entwurf zur «Vorrede» und ausführlicher erklärt er sich im zweiten Entwurfe: «Wenn man sagen wird, dieses Stück lehre, daß es nicht erst von gestern her unter allerlei Volke Leute gegeben, die sich über alle geoffenbarte Religion hinweggesetzt hätten und doch gute Leute gewesen wären; wenn man hinzufügen wird, daß ganz sichtbar meine Absicht dahin gegangen sei, dergleichen Leute in einem weniger abscheulichen Lichte vorzustellen, als in welchem der christliche Pöbel sie gemeiniglich erblickt, so werde ich nicht viel dagegen einzuwenden haben. Denn beides kann auch ein Mensch lehren und zur Absicht haben wollen, der nicht jede geoffenbarte Religion, nicht jede ganz verwirft. Mich als einen solchen zu stellen, bin ich nicht verschlagen genug, doch dreist genug, mich als einen solchen nicht zu verstellen.» Schmählicher kann man Lessing's großes Toleranzevangelium wol nicht verkennen, als wenn man, wie es im 19. Jahrh. so vielfach geschieht, sein Drama zu einer Tendenzschrift für Judenemancipation herabwürdigen will. Das ist Lessing's Drama so wenig, als es, wie von anderer Seite geklagt wird, ein Angriff auf das Christenthum ist. Konnte ja doch nur aus dem Boden christlicher Gesittung und Cultur ein solches Werk, ein solcher Dichter hervorgehen! Diese Thatsache allein schlägt alle tendenziöse Verdächtigung des Werkes nieder. Der wahre Christ, der Klosterbruder, erkennt in Nathan's Handlung die eines Christen, und was auch Nathan erwidert, ist es nicht von Lessing selbst im Fragmentenstreit und sonst oft genug hervorgehoben worden, daß Nächsten- und Feindesliebe «eins der vornehmsten Gebote des Christenthums» sei? Diese thatkräftige christliche Gesinnung aber, die er bei so wenigen vorfand, welche «die Grundsätze der christlichen Lehre im Gedächtnisse und, oft ohne sie zu verstehen, im Munde» hätten, kann unabhängig von dem äußern Glaubensbekenntniß «der gottergebene Mensch» sich «aller Orten unter dem himmlischen Tage» abgewinnen. Einen Christen aber zum Hauptheldeu des Stücks zu machen, wäre völlig sinnlos gewesen, da das Stück ja eben zur Belehrung von Christen geschrieben wurde. Ganz falsch ist es indessen, in Moses Mendelssohn das Urbild Nathan's zu sehen; den Juden entlehnte Lessing aus Boccaccio und gab ihm seine Gesinnung, die der des Juden Mendelssohn gerade in religiösen Dingen sehr entgegengesetzt war.

Lessing jammerte, daß die Ausarbeitung des «Nathan» ihm fünf Monate Zeit gekostet habe, aber während der Arbeit war ihm die alte Luft zum Drama doch wieder erwacht; er versprach Schröder mehrere Stücke für die hamburger Bühne zu liefern, und wollte, sobald er Semler und Leß mit «sogenannten Briefen an verschiedene Theologen, denen an meinen theologischen Streitigkeiten Antheil zu nehmen beliebt», abgefertigt hätte, ein Gegenstück zum «Nathan» ausarbeiten, den «Frommen Samariter» ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, nach der Erfindung des Herrn Jesu Christi; «der Levit und der Priester werden eine gar brillante Rolle darin spielen». Seinen «Nathan» hätte er gern auf das Theater gebracht. «Noch kenne ich keinen Ort in Deutschland», schloß er seine Vorrede, «wo dieses Stück schon itzt aufgeführt werden könnte. Aber Heil und Glück dem, wo es zuerst aufgeführt wird.» Er meinte, erst in hundert Jahren könne dies geschehen. Aber schon am 14. April 1789 brachte der Lessing unsympatische Döbbelin in dem ihm verhaßten Berlin das Stück auf die Bühne. Auf Lessing's Segen erwarb sich Berlin damit freilich kein Anrecht, denn das Stück fand — kein Publikum. Erst durch Schiller's Bearbeitung, die am 28. Nov. 1801 in Weimar zum ersten mal gespielt wurde, erlangte der «Nathan» dauerndes Bürgerrecht und «bemerklichen Einfluß auf die deutsche Bühne». «Möge doch», ruft Goethe aus, «die bekannte Erzählung, glücklich dargestellt, das deutsche Publikum auf ewige Zeit erinnern, daß es nicht nur berufen wird, um zu schauen, sondern auch zu hören und zu vernehmen. Möge zugleich das darin ausgesprochene göttliche Duldungs- und Schonungsgefühl den Nationen heilig und werth bleiben.»[12])

Noch vor Vollendung des «Nathan» hatte Lessing «Ernst und Falk. Gespräche für Freimaurer» (Wolfenbüttel 1778) herausgegeben. Ob ohne oder mit Lessing's Zuthun, läßt sich nicht entscheiden, erschienen dann 1780 noch zwei weitere Freimaurergespräche Lessing's. In Dialogen, die wol unter all den unzähligen Nachahmungen, welche Plato's Gespräche hervorgerufen, nach Form und Inhalt ihrem Vorbilde am nächsten kommen, wenn sie es nicht übertreffen, hat Lessing hier nicht nur seine Ideen über den Orden, dem er seit 1771 angehörte, sondern über den Staat und die bürgerliche Gesellschaft überhaupt angedeutet. Die Grundgedanken seiner ganzen Weltanschauung faßte er noch einmal systematisch zusammen in der «Erziehung des Menschengeschlechts», die er gleichsam als sein Testament an die Nation am Schlusse des J. 1780 (Berlin) herausgab. Ein herrlicheres, segensfreudigeres Glaubensbekenntniß hat der Optimismus nie ausgesprochen, als es der einsam stehende, von Noth und unversöhnlichen Feinden zu Tode gehetzte deutsche Denker in diesen Paragraphen ablegte. Er hat, wie er gerne dem tiefsten Ernst die Ironie beigesellte, auch in der «Erziehung des Menschengeschlechts» wol nicht an jeder Stelle seine ganze volle Meinung ungeschminkt geäußert; dazu hielt er seine Leser noch nicht gereift. Aber welche unvergleichliche Tiefe und Großartigkeit der Auffassung, welche Selbstständigkeit und welch sittlicher Ernst des Denkens ist hier enthüllt! Wohl hatte Fichte recht im

12) F. Naumann, «Literatur über Lessing's Nathan. Aus den Quellen» (Dresden 1867).

Hinblick auf die Thaten Lessing's betend auszurufen: «Wenn auch keine deiner Behauptungen, wie du sie in Worte fasstest, die Probe halten, keins deiner Werke bestehen sollte, so bleibe doch dein Geist des Eindringens in das innere Mark der Wissenschaft, deine Ahnung einer Wahrheit, die da Wahrheit bleibt, dein tiefer inniger Sinn, deine Freimüthigkeit, dein feuriger Haß gegen alle Oberflächlichkeit und leichtfertige Absprecherei unvertilgbar unter deiner Nation!»

Am 5. Juli 1780 kam Friedrich Heinrich Jacobi zum Besuche Lessing's nach Wolfenbüttel; die berühmte Unterredung beider, in welcher Lessing seine verehrungsvolle Sympathie für Spinoza's folgerichtigen Pantheismus aussprach, ohne sich jedoch, wie Jacobi misverstand, zu diesem «schlechten Heil» rückhaltlos zu bekennen, fand statt. Lessing begleitete seinen Besucher nach Halberstadt, noch einmal verlebte er frohe Stunden in Gleim's Freundschaftstempel. Im October besuchte er noch einmal die Freunde in Hamburg. Elise Reimarus, des Fragmentisten würdige Tochter, war eine der wenigen, die Lessing's Größe erkannten und die ihm, wie er dankbar anerkannte, treu zur Seite stand. In den ersten Tagen des November kehrte er nach Wolfenbüttel zurück. Gern wäre er Weihnachten wieder nach Hamburg gefahren, allein Krankheit und Arbeit hielt ihn zurück. Das Corpus Evangelicorum am Reichstage zu Regensburg bereitete eine peinliche Anklage gegen den kühnen Herausgeber der «Wolfenbütteler Fragmente» vor. Die braunschweiger Freunde aber bemerkten mit Kummer die Abnahme seiner Kräfte. Mendelssohn gegenüber, dem jedes Verständniß für Lessing's große Thaten der letzten Jahre abging, entschuldigte er ironisch, ihm habe nicht gefallen können, was für ihn auch nicht geschrieben worden, gedachte aber wehmüthig ihrer gemeinsamen Arbeiten und «besseren Tage. Auch ich war damals ein gesundes schlankes Bäumchen und bin itzt so ein fauler knorrichter Stamm!» Bei einem Besuche in Braunschweig starb er am Abend des 15. Febr. 1781. An der Mauer des Friedhofs der Gemeinde St.-Magni wurde er am 20. zur Ruhe geleitet. Vom ihm, dem ersten, welcher den von der Sage verdammten Faust gerettet werden ließ, erzählte der fromme Pöbel, der Teufel habe ihn geholt. Goethe und Schiller aber neigten sich, als sie in den «Xenien» die Literatur des 18. Jahrh. kritisch prüften, vor Lessing-Achilleus:

> Vormals im Leben ehrten wir dich wie einen der Götter,
> Nun du todt bist, so herrscht über die Geister dein Geist.

«Ein menschliches Leben», schrieb Leisewitz zu Braunschweig in sein Tagebuch, «war ihm zu enge, um alle seine Talente auszubreiten. Er hätte alles werden können.» Das deutsche Drama hat er durch Lehre und Beispiel gegründet, die Lebensbedingungen für die folgende Entwickelung der deutschen Literatur geschaffen, der Poesie und Kunst neue Bahnen gewiesen, das Wesen des hellenischen Alterthums uns erklärt. Den Schein hat er auf allen Gebieten unablässig bekämpft und Sittlichkeit als unentbehrliche Begleiterin jeder Thätigkeit gefordert. In seinen theologischen Streitschriften hat er die höchsten Muster deutscher Prosa aufgestellt, wie er überhaupt als Stilist ohnegleichen blieb. Das seit dem Dreißigjährigen Kriege auf der Nation hart lastende theologische Joch hat er gebrochen und dem deutschen Geiste die Führung im europäischen Geistesleben erobert. — Denkmale wurden ihm errichtet: zu Wolfenbüttel auf dem Bibliothekplatze, 1796; zu Braunschweig das kolossale Standbild von Rietschel, 1853 enthüllt; zu Hamburg auf dem Gänsemarkte seine Statue von Schaper, 1881; auch am berliner Denkmal Friedrich's des Großen ist sein Bild angebracht. In Kamenz, seiner Geburtsstadt, erhält sein Andenken das 1826 gegründete Lessing-Stift, ein Hospital für Bedürftige aller Confessionen.

Lessing-Literatur. Ein treffliches Verzeichniß der einzelnen und Gesammtausgaben von Lessing's Schriften stellte Redlich 1877 im 19. Theile der Hempel'schen Ausgabe in seiner «Lessing-Bibliothek» zusammen; eine Uebersicht der Lessing-Literatur überhaupt hat Erich Schmidt für den Schluß seines Werkes über Lessing (s. unten) in Aussicht gestellt. Lessing's «Sämmtliche Schriften» sind zuerst herausgegeben von seinem Bruder Karl (Berlin 1784—94, 30 Thle.); sodann eine neue Ausgabe 1825—28 (32 Bde.). Die kritisch geprüfte Ausgabe der «Sämmtlichen Schriften» besorgte Karl Lachmann (13 Bde., Berlin 1838—40), welche mit Weglassung des 13. Bandes (Briefe an Lessing) 1853—57 in zweiter, von W. von Maltzahn revidirter und ergänzter Auflage erschien und deren dritte Auflage in sorgfältigster Neubearbeitung und Vermehrung durch Franz Muncker seit 1886 (Stuttgart) zu erscheinen begonnen hat. Die von Redlich, Schöne, Boxberger u. a. besorgte sogenannte Hempel'sche Ausgabe (20 Bde., Berlin 1868—79) ist mannichfach vermehrt; der abschließende Doppelband enthält, von Redlich besorgt, eine musterhafte Sammlung der Briefe von und an Lessing (auch separat 1884, und hierzu «Lessing-Briefe. Nachträge, Berichtigungen», 1886). Andere Ausgaben veranstalteten u. a. Gosche und Boxberger (sogenannte Grote'sche Ausgabe, illustrirt, 8 Bde., Berlin 1875—76), Boxberger-Blümner (in Kürschner's «Deutsche Nationalliteratur», Stuttgart seit 1883 erscheinend), H. Göring (20 Bde., Stuttgart 1882—84).

Biographische Literatur. Die erste Biographie Lessing's verdanken wir seinem Bruder Karl: «G. E. Lessing's Leben, nebst seinem noch übrigen literarischen Nachlasse» (3 Thle., Berlin 1793—95, neue Ausgabe von D. F. Lachmann, Leipzig 1888). Grundlegend war Danzel's Werk: «Gotthold Ephraim Lessing, sein Leben und seine Werke» (Bd. 1, Leipzig 1850, vollendet von Guhrauer, Bd. 2, 1853—54; neue, mit Literaturnachweisen bereicherte Auflage von W. von Maltzahn und R. Boxberger, Berlin 1880—81). Die meiste Verbreitung fand Adolf Stahr's «G. E. Lessing. Sein Leben und seine Werke» (2 Bde., Berlin 1859; 9. Aufl., 1885). Ausschließlich Lessing gewidmet ist der dritte Band von J. W. Loebell's «Entwickelung der deutschen Poesie» (Braunschweig 1865). Vgl. weiter: zwei englische Lessing-Biographien von James Sime (1877, für deutsche

Leser bearbeitet von Strodtmann, Berlin 1878) und Helen Zimmern (1877, deutsch von Claude, Leipzig 1879). Aus der übrigen Literatur über Lessing sind noch hervorzuheben: Kuno Fischer, «G. E. Lessing als Reformator der deutschen Literatur» (2 Bde., Stuttgart 1881); H. Düntzer, «Lessing's Leben» (Leipzig 1882); Erich Schmidt, «Lessing, Geschichte seines Lebens und seiner Schriften» (2 Bde., Berlin 1884—86); O. von Heinemann, «Zur Erinnerung an G. E. Lessing. Briefe und Actenstücke» (Leipzig 1870); H. Pröhle's Aufschlüsse aus dem Gleim'schen Archive «Lessing, Wieland, Heinse» (Berlin 1879); Friedrich Schlegel, «Ueber Lessing» (gegen die Aufklärung), 1797 und 1801, vgl. Schlegel's prosaische Jugendschriften (Wien 1882), II, 140, 415, 430; Gideon Spicker, «Lessing's Weltanschauung» (Leipzig 1883, besonders wichtig und werthvoll); Joh. H. Witte, «Die Philosophie unserer Dichterheroen» (Bonn 1880), ungenügend; K. Schwarz' treffliches Werk «G. E. Lessing als Theologe» (Halle 1854) hat durch einen gleich betitelten Aufsatz in von Sybel's «Historischer Zeitschrift», 1870, XII, 443, Ergänzung erfahren; K. Hebler's inhaltreiche «Lessing-Studien» (Bonn 1862); A. Lehmann, «Forschungen über Lessing's Sprache» (Braunschweig 1875); Ed. Bellinq, «Die Metrik Lessing's» (Berlin 1887); Düntzer, «Erläuterungen zu den deutschen Classikern», Heft 30—35 (Leipzig); J. W. Braun, «Lessing im Urtheile seiner Zeitgenossen. Zeitungskritiken, Berichte und Notizen, Lessing und seine Werke betreffend» (1. Bd., Berlin 1884). *(Max Koch.)*

LESSING (Karl Gotthelf), des Vorigen vorjüngster Bruder, als Biograph und Sammler von seines Bruders Werken wie durch eigene Dichtungen beachtenswerth, wurde am 10. Juli 1740 zu Kamenz geboren. Wie sein berühmter Bruder besuchte auch er die Fürstenschule zu Meißen, die er Ostern 1761 verließ. Im Herbst begann er in Leipzig das Studium der Medicin, das er jedoch bald mit der Jurisprudenz vertauschte. Trotz der Unterstützung seines ältern Bruders gerieth er in Schulden und begann des Verdienstes wegen sich literarisch zu beschäftigen. Er gab eine bisher nicht wieder aufgefundene Wochenschrift «Der Student» heraus, mußte aber im Herbst 1764 Leipzig verlassen, ohne, wie er gewünscht hatte, sein Examen ablegen zu können. Kurze Zeit arbeitete er in Kamenz bei einem Advocaten, 1765 bis März 1767 lebte er bei seinem Bruder in Berlin. Durch diesen in die literarischen Kreise eingeführt, suchte er sich durch literarische Arbeiten, besonders im Dienste der Voßischen Buchhandlung, seinen Lebensunterhalt zu erwerben. Nicolai, Ramler, Mendelssohn wurden ihm befreundet, mit dem Theater gewann er enge Fühlung. Klein und schlank von Person, so schildert ihn Frau Karsch, ebenso flüchtig und ebenso wenig geneigt, Freundschaft zu suchen wie sein Bruder, wußte er doch, nachdem dieser Berlin verlassen, sich eine selbständige literarische Stellung zu wahren; von Klotz wurde auch er angegriffen. Das Verhältniß zu seinem Bruder, den er rückhaltlos bewunderte und liebte, war stets ein herzliches, für beide Brüder ehrendes. Gotthold's Rath, mit der Herausgabe eigener Dichtungen zu warten, konnte er freilich nicht befolgen: paupertas me impulit, non scribere sed edere. Von seinem Talent dachte er selbst bescheiden, und bat den großen Kritiker, seiner nicht zu schonen. Mendelssohn verschaffte dem jüngeren Freunde im Mai 1770 eine Assistentenstelle beim General-Münzdirectorium in Berlin, und der Schriftsteller begann mit Eifer sich in das ihm fremde Fach einzuarbeiten, ohne indeß der Dichtung untreu zu werden. Noch vor Ablauf des J. 1776 heirathete Karl die Tochter des Buchhändlers Voß; im Juli 1779 wurde er Münzdirector in Breslau. Auch hier trat er in den Bekanntenkreis, den sein Bruder dort um sich gebildet hatte, doch fühlte er sich in Breslau anfangs wenig zufrieden. Mit dem Bruder in Wolfenbüttel blieb er ununterbrochen in herzlichem Verkehr, zwischen ihm und der Familie in Kamenz vermittelnd. Dessen Tod erschütterte ihn tief; er eilte nach Wolfenbüttel und übernahm die keineswegs schuldenfreie Hinterlassenschaft, eingedenk der Opfer, die sein Bruder früher für seine eigene Ausbildung gebracht hatte (vgl. O. von Heinemann, «Zur Erinnerung an G. E. Lessing», Leipzig 1870). Er fühlte sich aber auch berufen, das geistige Erbe des Bruders zu wahren und richtete auf dieses Ziel von nun an lange Zeit seine literarische Thätigkeit. Später beschäftigten ihn Vorarbeiten zu einer «Preußischen Münzgeschichte von Friedrich II. an bis jetzt». Der Tod seines Schwiegervaters Voß, mit dem er manchen Streit gehabt, verwickelte ihn wieder in Processe, nachdem schon die Herausgabe der Schriften seines Bruders solche erregt hatte. Er starb am 17. Febr. 1812.

Karl Lessing's literarische Thätigkeit sondert sich von selbst in zwei Theile: Arbeiten für den Nachlaß seines Bruders und eigene Werke. Schon 1771 hatte G. E. Lessing eine neue Ausgabe seiner vermischten Schriften begonnen; 1784 gab Karl den 2. Theil mit einem längeren Vorberichte heraus; vom 5. Theile an (1791) erhielt die Ausgabe den Titel «G. E. Lessing's sämmtliche Schriften»; der 30., die Sammlung schließende Theil (1794) brachte G. E. Lessing's Briefwechsel mit seinem Bruder Karl Gotthelf Lessing; jetzt in den Briefen an Lessing (Hempel'sche Ausgabe, XX, 2). Neben dieser mit Anmerkungen Karl Lessing's versehenen Gesammtausgabe erschien, ebenfalls von Karl Lessing besorgt, der theatralische und theologische Nachlaß. Im J. 1793 kam der 1., 1795 der 2. und 3. Theil heraus von: «G. E. Lessing's Leben, nebst seinem noch übrigen literarischen Nachlasse», herausgegeben von K. G. Lessing. Diese, bis auf Danzel einzig maßgebende, noch heute beachtenswerthe Lessing-Biographie ist 1888 von Otto F. Lachmann etwas verkürzt neu herausgegeben worden (Reclam's «Universal-Bibliothek» Nr. 2408/9). Die von 1796 an neu erscheinende Sammlung der Schriften entspricht allen billigen Anforderungen, die man damals erheben konnte, zumal da Karl Lessing durch manche Verhältnisse, besonders aber durch F. Nicolai, vielfach gehemmt war. Jedenfalls verdanken wir Karl Lessing, daß uns der Nachlaß seines

Bruders überhaupt erhalten wurde. Karl Lessing's sonstige Arbeiten sondern sich in solche, die er, wie z. B. zahlreiche Uebersetzungen, des Erwerbes halber vornehmen mußte, und in dramatische Dichtungen. Seine Recensionen in der »Allgemeinen deutschen Bibliothek« tragen die Zeichen P. oder M. Unter andern schrieb er auch für die »Literatur und Theaterzeitung« und das »Berlinische literarische Wochenblatt« Recensionen. Viele Pläne, darunter auch zu einem Trauerspiele »Masaniello«, tauchen im Briefwechsel mit seinem Bruder auf. Wirklich erschienen sind von seinen Dramen: »Der stumme Plauderer« (1768); »Der Lotteriespieler« und zwei Lustspiele: »Ohne Harlekin«; »Der Wildfang« (1769). Das erste und letzte gab er 1778 gemeinsam mit »Die Physiognomistin ohne es zu wissen« als »Schauspiele 1. Theil« heraus, denen 1780 als 2. Theil folgten: »Der Bankerot«; »Die Mätresse«; »Die reiche Frau«. »Die Mätresse« hat E. Wolff als Heft 28 der »Deutschen Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrh.« (Heilbronn 1887) neu herausgegeben. Erst durch E. Wolff's Untersuchungen sind Lessing's vergessene Dramen wieder gewürdigt worden. Ausgehend vom englischen Theater, dem er viele Einzelheiten entnimmt, sucht Karl Lessing zwischen dem socialen Drama der Sturm- und Drangperiode und der älteren sächsischen Komödie, der Gotthold Ephraim Lessing selbst angehört, zu vermitteln. Wol dem Einflusse seines Bruders verdankt Karl Lessing die strengere Beachtung der theatralischen Möglichkeit; in solchem Sinne hat er 1776 H. L. Wagner's »Kindesmörderin« für das Theater umgearbeitet (13. Heft der heilbronner Neudrucke 1883). Dem Dialoge wendet er besondere Sorgfalt zu, die Sprache sucht er nach seinem Bruder zu schulen. In Behandlung socialer Probleme dagegen schließt er sich der neu aufkommenden Richtung an, deren Schwächen er als Recensent einsichtig bloßlegt.

Vgl. Eugen Wolff, »Karl Gotthelf Lessing« (Berlin 1886); »Die Sturm- und Drangkomödie und ihre fremden Vorbilder« in der »Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte« (N. F. I, 1888); Görbens' »Lexikon«, III, 328—334. *(Max Koch.)*

LESSING (Karl Friedrich), berühmter Historien- und Landschaftsmaler, Enkel von Karl Gotthelf Lessing, geboren in Berlin am 15. Febr. 1808. Nach dem Besuche des katholischen Gymnasiums daselbst anfangs für das Baufach bestimmt, trat er 1821 in die Bauschule zu Berlin, ging aber bald zur Malerei über, wurde Schüler W. von Schadow's und beschickte schon 1825 die berliner Kunstausstellung mit dem Gemälde: der Klosterkirchhof, das großes Aufsehen erregte und bereits alle Eigenthümlichkeiten seiner Kunst zeigte. Als Schadow 1826 nach Düsseldorf zum Director der dortigen Akademie berufen wurde und dessen Schüler ihn dahin begleiteten, schloß sich Lessing diesen an. Auf Schadow's Drängen begann Lessing auch Figuren zu zeichnen und zu malen. So sehr er sich auch vornahm, seinen Weg zu gehen, dem Einflusse der romantischen Zeitstimmung konnte er sich doch nicht entziehen und seine Bilder waren in dieser Stimmung erfunden und gemalt. Seine Landschaften mit zerfallenen Ritterburgen und Klöstern, Friedhöfe, öde Heiden athmen durchgehend die melancholische Romantik, die auch durch die Staffage, wie Ritter, Räuber, Mönche, Zigeuner verstärkt wird. Dadurch ist Lessing in jener Zeit zu Düsseldorf tonangebend gewesen; seine Bilder, die uns heute kalt lassen, wurden hoch geschätzt. Dahin gehören: Kirchhof im Schnee und Klosterhof im Schnee. Dasselbe Gepräge tragen auch seine figürlichen Compositionen: das trauernde Königspaar (1828), Leonore (1832). Darstellungen aus dem Leben der Räuber, wie sie schon einzelne seiner Landschaften als Staffage belebten, scheinen ihn besonders angeheimelt zu haben. So entstand das Bild: der Räuber und sein Kind, und die derselben Richtung angehörigen Gemälde: Lauernder Räuber und Büßender Räuber. In der Composition: Entführung eines polnischen Prinzen, versucht Lessing das historische Gebiet zu berühren; die Schar der durch die beschneite Landschaft dahinbrausenden Reiter ist voll Leben aufgefaßt, aber das historische Moment fehlt, um so mehr, als man nicht weiß, um welchen geschichtlichen Prinzen es sich handelt. In das eigentliche Fahrwasser der historischen Darstellung führte ihn Schadow ein, indem er ihn dem Grafen Spee empfahl, der auf seinem Schlosse Heltorf bei Düsseldorf Fresken aus dem Leben Friedrich Barbarossa's malen ließ. Lessing componirte und malte die Schlacht bei Iconium. Hier hatte er wirklich Großes geleistet; die Hauptfigur des Barbarossa, der sich in wildester Schlacht den Weg durch die Feinde bahnt, die Anordnung des Ganzen, die Zeichnung jeder einzelnen Figur, alles ist mit großem Studium trefflich gemacht. Indeß fand er an der ungewohnten Frescomalerei kein Behagen und es blieb bei diesem einen Bilde. Die Geschichte der Kreuzzüge scheint ihn nun besonders angezogen zu haben, da er noch verschiedene Entwürfe machte, deren Inhalt jener Zeit angehört. Durch geschichtliche Studien, die er mit seinem Freunde, dem Dichter von Uechtritz, betrieb, wurde er mit der Zeit der Hussitenkriege bekannt, die ihn zu seinen Hauptwerken begeisterten. Im J. 1835 entstand die Hussitenpredigt. Der hussitische Prediger, am Rande eines Waldes stehend, begeistert aus dem Kampfe kommende Krieger, indem er, unpassend genug bei einer Predigt, den Kelch emporhebt. Im Grunde brennt das überfallene Kloster. Die Leidenschaftlichkeit, der fanatische Glaubenseifer der Zuhörer ist sehr gut charakterisirt und das Bild gehört zu den besten Compositionen des Meisters. Dieser hatte sich von der romantischen Richtung seiner früheren Thätigkeit losgesagt und die Richtung des Naturalismus betreten. Lessing hatte mit jenem Bilde das Thema der Kämpfe um geistige und religiöse Freiheit gefunden, das er seitdem zu seiner Hauptaufgabe machte. Im J. 1836 wurde Ezzelin von Verona im Kerker, der von zwei Mönchen besucht wird, die ihn bekehren wollen, vollendet. Wenn auch Ezzelin's Name der Geschichte angehört, so hatte Lessing doch nichts mehr als ein Genrebild geschaffen, und der blutdürstige, grausame Tyrann ist im Verhältniß zu den Greuelthaten, die er auf seinem Gewissen hatte, zu zahm auf-

gefaßt. Dem Jahre 1840 gehört an das Bild mit der Gefangennahme des Papstes Paschalis II. durch Kaiser Heinrich V. Offenbar wollte der Künstler eine Demüthigung des Papstthums durch den Kaiser zum Ausdruck bringen. Nach diesem Bilde griff der Künstler wieder in die Hussitenzeit hinein; 1842 erschien Huß vor dem Concil in Constanz. Es war natürlich, daß Lessing wegen der Tendenz dieses Bildes, in dem ein Ketzer der katholischen Klerisei entgegengestellt und dieser gegenüber als Träger aller Wahrheit und Sitte verherrlicht wird, von den Protestanten gefeiert, von den Katholiken heftig angegriffen wurde. Auch Schadow grollte dem Künstler, der in Düsseldorf eine förmliche Spaltung in der Akademie herbeiführte. Lessing ließ sich nicht abschrecken und componirte in gleicher Weise weiter. So entstand 1844 Kaiser Heinrich V., dem der Abt des Klosters Prüfening, als einem unter Bann stehenden, den Eingang verwehrt. Dann zeichnete Lessing einen Carton, Heinrich auf dem Wege nach Canossa, die Alpen überschreitend. Dann folgt wieder ein Hußbild, das umfangreichste, das er 1850 vollendete und das von Stadt zu Stadt wanderte, bewundert und auch hart verurtheilt. Es stellt Huß vor dem Scheiterhaufen kniend dar, umgeben von den Henkern, Executoren und vielem Volke. Die Anordnung des Ganzen ist sehr geschickt, auch die Farbe ist harmonisch, die Trachten verständnißvoll der Wirklichkeit nachgebildet. Besonders die Henker in der etwas nebeligen Morgenluft sind trefflich aufgefaßt und das Volk — darunter einzelne Landsleute des Märtyrers — gut charakterisirt. Vom höheren Standpunkte eines historischen Bildes wäre auszusetzen, daß Huß, die Hauptperson, zu weit in den Mittelgrund versetzt und im Profil dargestellt ist, daß die Figuren des Vordergrundes nur halb sichtbar sind. Das Bild befindet sich jetzt in der Nationalgalerie zu Berlin.

Einmal in den Geist der hussitischen Zeit versenkt, wandte sich der Künstler auch dem Reformationszeitalter zu. So entstand das Bild: Luther verbrennt in Wittenberg vor dem Elsterthore die Bannbulle. Studenten schüren das Feuer, Melanchthon und Bugenhagen stehen an der Seite des Reformators, der, zum Himmel blickend, die Bulle über die Flammen hält. Daß die Composition einer Begebenheit, von der aus sich eine neue Zeit und Geschichte Europas datirt, eine eminent historische ist, läßt sich nicht leugnen. Lessing hat sie übersichtlich angelegt, dennoch erscheint sie wie ein Genrebild, da der Meister es nicht verstand, sie auf einen idealen, historischen Standpunkt zu erheben. Noch weniger als hier konnte sich Lessing zu diesem Standpunkt in einem zweiten Bilde derselben Gattung erheben: Luther schlägt die Thesen an die Pforte der wittenberger Schloßkirche an. Alle die genannten Bilder hatte Lessing in Düsseldorf gemalt und sie beweisen eine rege Thätigkeit und großen Fleiß des rastlos arbeitenden Künstlers. Bereits im J. 1846 erhielt er einen Ruf als Director des Städel'schen Instituts nach Frankfurt, dem er indeß nicht Folge leistete. Das Verhältniß zur Akademie scheint aber nachher sich doch gelockert zu haben, denn als Lessing im J. 1858 nach Karlsruhe berufen wurde, um daselbst als Director der Gemäldegalerie zu wirken, nahm er den Antrag an. Es geschah dies freilich in einer Zeit, wo man noch der Meinung war, daß nur ein ausübender Künstler zu einem solchen Amte befähigt sei. Bei Lessing war dies um so mehr ein Mißgriff, als er sich in seinem ganzen Leben nie um ältere Künstler kümmerte, ja mit Bedacht ihren Werken aus dem Wege ging. Die Richtung seiner Kunst änderte er auch hier nicht. So malte er den Sarg Kaiser Heinrich's IV. in der Vorhalle eines zerstörten Klosters, den ein betender Mönch bewacht. Im J. 1863 war das Bild mit den Wallfahrern vollendet, welche in der Wüste eine Quelle finden, und im J. 1867 die Disputation Luther's mit Eck in der Pleißenburg zu Leipzig (1519). Eine Rede ist ebenso wenig malerisch darstellbar, wie eine Musik; der Künstler kann im Beschauer eine Idee derselben wachrufen, indem er die Wirkung des Lautes auf die Zuhörer zum Ausdruck zu bringen strebt. In dieser Hinsicht ist Lessing's Bild ein Hauptwerk. Er schildert mit psychologischer Wahrheit den Eindruck, den des Reformators feurige Rede auf Freund und Feind ausübt. Es war das letzte historische Gemälde, das Lessing schuf. Er kehrte nun zu seiner ersten Richtung, zur Landschaftsmalerei, zurück. Zwar hatte er zur Abwechselung neben den historischen auch landschaftliche Gemälde geschaffen, jetzt aber widmete er sich ausschließlich der Landschaft. Da er Deutschland nie verließ, so war es die deutsche Landschaft, die er trefflich zu charakterisiren verstand. Im J. 1867 erhielt Lessing von der düsseldorfer Akademie einen Ruf als Director an Stelle Bendemann's; doch nahm er ihn nicht an, sein neues Heim in Karlsruhe, die Gunst des großherzoglichen Fürstenpaares hielt ihn fest. Er starb zu Karlsruhe am 5. Juni 1880. Während seines Lebens hat Lessing den einen als bahnbrechendes Genie, den andern als mittelmäßiges Talent gegolten. Nach seinem Tode haben sich die Gegensätze genähert und damit einer Beurtheilung Raum gegeben, die sich von beiden Gegensätzen gleich weit fernhält.

(J. E. Wessely.)

LESSMANN (Daniel), deutscher Roman- und Novellendichter, geboren am 18. Jan. 1794 zu Soldin in der Neumark von jüdischen Aeltern, wollte, nachdem er in Berlin das Joachimsthalsche Gymnasium besucht, Medicin studiren, trat aber 1813 als freiwilliger Jäger in das preußische Heer, wurde bei Lützen verwundet, dann in Feldlazarethen verwendet. Im J. 1819 ging er nach Wien, wo er Hauslehrer in der durch ihre Verbindung mit Goethe bekannten Familie des Grafen O'Donnel wurde. Mit Beiträgen zum »Wiener Conversationsblatte«, einer Uebersetzung von Pope's »Versuch über den Menschen« begann er seine Laufbahn als Schriftsteller. Nachdem er mit der gräflichen Familie in Ungarn und längere Zeit in Verona, dessen Geschichte ihn zu umfassenden Studien anregte, verweilt hatte, kehrte er 1824 nach Berlin zurück. Aeußere Gründe bestimmten seinen Uebertritt zum Christenthum, der aber nicht die gewünschten Vortheile einbrachte. Mit Heine befreundet, kokettirte er

wie dieser mit weltschmerzlichen Stimmungen, die ihn bald um so mehr beherrschten, da er, als Dichter zwar angesehen, aber nicht seiner Einbildung gemäß anerkannt wurde. Ließ er doch nur Goethe und sich selbst als große Dichter gelten. Auf einer Fußreise, wie er deren jährlich zu machen pflegte, fand man ihn am 2. Sept. 1831 zwischen Kroppstädt und Wittenberg erhängt, der gewöhnlichen Annahme gemäß von eigener Hand.

Die meisten seiner zahlreichen Arbeiten erschienen zuerst im «Gesellschafter». Seine Gedichte (Berlin 1824 und 1830) sind unselbständige Nachahmungen Heine's, die dramatischen Versuche unbedeutend. Dagegen kommt seinen durch leichte und gewandte Darstellung wirkenden «Novellen» (4 Bde., Berlin 1828—30) wirkliches Verdienst zu. Seine Reiseschilderungen, wie «Cisalpinische Briefe», «Briefe aus Südspanien», «Italienische Gesellschaft», sind nicht frei von Manier, aber anschaulich und anziehend. Das aus dem Nachlaß von August Ellrich zusammengestellte «Wanderbuch eines Schwermüthigen» (2 Bde., Berlin 1832) enthält das Beste an stimmungsvollen Reisebildern, was Leßmann außer seinem großen Romane geschrieben. Dieser, «Luise von Halling. In Briefen aus Südspanien» (2 Bde., Berlin 1827), erregte in weiteren Kreisen Aufsehen und verdient als sein Hauptwerk volle Anerkennung. Als Uebersetzer von Manzoni's «Verlobten» (Berlin 1827) und Rosini's «Nonne von Monza» machte sich Leßmann um die Einbürgerung italienischer Literatur in Deutschland verdient. Von seinen ausgeführten historischen Arbeiten sind die meisten mehr anziehend geschrieben als wissenschaftlich werthvoll; von dem geplanten dreibändigen Werke, welches die Geschichte Peronas und der Scaliger behandeln sollte (vgl. Hitzig, «Gelehrtes Berlin», 1826, S. 150), ist nichts erschienen. Der gedruckte Nachlaß umfaßt drei Bände (Berlin 1837—38). Die beste Schilderung des mit Ironie spielenden Schriftstellers gab Laube im 2. Bande der «Modernen Charakteristiken» (Mannheim 1835); er nennt Leßmann launenhaft und liebenswürdig redselig. In der That hatte er eine leichte Darstellungsgabe; er war von Natur witzig, doch machte ein fortwährendes Haschen nach Witz sich unangenehm in seinen rasch entworfenen Schriften geltend. Ein Verzeichniß seiner Arbeiten in Goedeke's «Grundriß», III[1], 731; Literatur über ihn verzeichnet Wurzbach's «Biographisches Lexikon», XV, 16, dazu Schlichtegroll's Nekrolog, X, 806 und Gubitz im dritten Bande seiner «Erinnerungen» (Berlin 1869). *(Max Koch.)*

LESSON (René-Primevère), französischer Naturforscher, wurde am 20. März 1794 als Sohn eines Marinebeamten in Rochefort geboren und starb daselbst am 28. April 1849. Er wurde von 1809 an auf der École de médecine navale in Rochefort erzogen, befand sich 1814 in Bordeaux an Bord des von den Engländern auf dem Flusse verbrannten «Regulus» und erhielt 1816 die Anstellung als Pharmaceut der Marine. Der Leitung des Botanischen Gartens in Rochefort zugetheilt, erhielt er den Auftrag, die Erdumsegelung an Bord der «Coquille» unter Leitung Duperrey's (1822—25) mitzumachen. Da der als Schiffsarzt der Expedition zugetheilte Prosper Garnot unterwegs an Dysenterie erkrankte und das Schiff verlassen mußte, blieb Lesson in der letzten Hälfte der Reise das Amt eines Schiffsarztes und Naturforschers allein überlassen. Er verlor nicht einen einzigen Mann der Besatzung und konnte bei der Rückkehr dem Muséum d'Histoire Naturelle eine große Menge werthvoller Sachen sowie schöner Zeichnungen übergeben. Im November 1825 erhielt er das Kreuz der Ehrenlegion. Eine Zeit lang in Paris als Redacteur des zoologischen Theils von Férussac's «Bulletin» thätig, wurde er erster Hauptpharmaceut der Marine und Professor der Chemie an der medicinischen Schule in Rochefort. Seine literarische Thätigkeit war eine äußerst rege und umfaßte Säugethiere, Vögel, Polypen, Pflanzen, selbst Alterthümer. Seine Arbeiten haben ungleichen Werth. Er schilderte die Reise der «Coquille» zweimal («Voyage médical», Paris 1829, und «Voyage autour du monde entrepris par ordre du gouvernement», Paris 1838, 2 Bde.) und bearbeitete auch die naturgeschichtliche Ausbeute der Reise der «Thetis». Am geschätztesten sind wol seine monographischen Bearbeitungen der Kolibris, Paradiesvögel und Epimachiden. *(J. Victor Carus.)*

LESTEVA, eine von Latreille aufgestellte Gattung der Käfer aus der Familie der Kurzflügler oder Staphylinidae und der Unterfamilie der Omaliinae, deren Arten auf Europa beschränkt, an feuchten Orten und zwischen Wasserpflanzen leben. Wie die andern Gattungen der Omaliinen (Anthophagus, Anthobius, Omalium u. s. f.) ist die Gattung durch den Besitz von Nebenaugen ausgezeichnet, bedeckte Vorderbrustfüigmen und quere Hinterhüften. Die Kiefertaster haben ein Endglied, welches dreimal so lang wie das vorderste ist. Eine der häufigsten Arten ist L. bicolor *Fabricius* von $3^1/_2$—4 Millim. Länge. *(J. Victor Carus.)*

L'ESTOCQ (Anton Wilhelm von), preußischer Feldherr, aus einer Familie französischer Flüchtlinge stammend, wurde am 16. Aug. 1738 in Celle geboren. Sein Vater, bis dahin in hannöverschem Dienst, trat in demselben Jahre in den preußischen über und wurde Oberstlieutenant bei der Infanterie. Nach dem Tode des Vaters fand L'Estocq Anfnahme im Hause eines gleichnamigen Vetters, des Kriegsraths und Kanzlers der Universität Königsberg, der, das Muster eines pflichttreuen und gewissenhaften Verwaltungsbeamten, auch aus dem ihm anvertrauten Verwandten einen solchen zu machen wünschte. Deshalb verweigerte er 1756 seine Zustimmung zur Annahme einer Offizierstelle. Als nach der Schlacht bei Groß-Jägerndorf die Russen Königsberg besetzten, hatte sich der Kanzler einer ausgezeichneten Behandlung seitens derselben zu erfreuen, denn sein Bruder war der Leibarzt der Kaiserin Elisabeth (s. Joh. Herm. L'Estocq). Fermor bot dem jungen L'Estocq eine Offizierstelle im russischen Heere an; der aber entfernte sich 1758 mit Einwilligung seines Vetters heimlich aus Königsberg und suchte, mit einer Empfehlung des Ministers Grafen Podewils versehen, der ihm vom

Civildienst abgerathen hatte, um Eintritt in das preußische Heer nach. Der Minister wies ihn an den Grafen Schwerin, den Befehlshaber des Regiments Gensdarmes, welches vor Olmütz lag. L'Estocq wurde eingestellt, trat aber bald zum Zieten'schen Husarenregiment über. In dessen Reihen kämpfte er 1758 bei Zorndorf und Hochkirch. Im December auf Zieten's Vorschlag zum Cornet ernannt, machte er im Februar 1759 den Streifzug nach Polen mit, der die Zerstörung der russischen Magazine bezweckte, focht bei Kay und Kunersdorf und im nächsten Jahre bei Liegnitz und Torgau. Im Winterquartier zu Gera 1760 wurde er zum Secondelieutenant ernannt. Als im Februar 1761 General von Syburg einen Vorstoß zur Unterstützung Ferdinand's von Braunschweig machte, kam es am 15. Februar bei Langensalza zum Gefecht, in dem sich L'Estocq so rühmlich hervorthat, daß er den Orden pour le mérite erhielt. Eine leichte Verwundung am Fuß war bald geheilt. Im März 1762 wurde er Zieten's Adjutant und hatte so vorzügliche Gelegenheit, den weiteren Dienst auch außerhalb des Regiments kennen zu lernen; nach dem Frieden trat er in das Regiment zurück. Im J. 1768 wurde er Premierlieutenant, 1771 Stabsrittmeister, 1780 Escadronchef, 1783 Major, 1790 Oberstlieutenant. Er nahm an dem Bairischen Erbfolgekriege und 1787 mit der ersten Schwadron des Leibhusarenregiments an dem Kriege gegen Holland theil; zu hervorragenden Thaten war in beiden Kriegen wenig Gelegenheit geboten. Im J. 1792—95 stand das Regiment, dessen Führung er als Oberst im März 1794 übernahm, im Felde gegen die Heere der französischen Republik, seinen alten Ruhm bewährend. L'Estocq zeichnete sich namentlich am 23. Mai 1793 bei Kaiserslautern und am 13. Juli bei Tribstadt aus. Nach dem Frieden zu Basel blieb er an der Demarcationslinie zurück, auch nachdem er 1797 das in Schlesien stehende Czettritz'sche Husarenregiment erhalten hatte; wurde 1798 Generalmajor und durch Cabinetsordre vom 30. April 1803 als Nachfolger des Generallieutenants von Günther zum Gouverneur von Neuostpreußen ernannt. Im Kriege von 1806 war ihm der Befehl über ein Reservecorps zugedacht, welches an der Oder zwischen Küstrin und Frankfurt aufgestellt werden sollte. Das schnelle Vordringen der Franzosen nach der Schlacht von Jena verhinderte die Ausführung dieses Plans und erlaubte nur die schleunige Zusammenziehung von kaum 10,000 Mann zwischen Thorn und Graudenz, die den Franzosen den Uebergang über die Weichsel streitig machen sollten. Den Oberbefehl über dieselben übernahm am 22. Nov. aus den Händen des Generals von Kalckreuth L'Estocq. Er vertheidigte mit Geschick und Entschlossenheit seine Stellung, ohne sich durch die Uebermacht und den Uebermuth der Franzosen einschüchtern zu lassen. Seine Bewegungen wurden durch die des russischen Heeres bedingt. Auf Bennigsen's Befehl trat er am 5. Dec. den Rückzug von der Weichsel an und nahm, die Drewenz entlang ziehend, hinter der Wolla und Soldau Stellung, in welcher er bis zum 23. verblieb. Nach dem Gefechte bei Biezun am 23. ging er auf Soldau, von hier am 25. nach Neidenburg zurück.

Als er am 27. die Nachricht erhielt, daß die Russen nach dem Gefecht bei Pultusk hinter die russische Grenze gehen wollten, gab er die Verbindung mit ihnen auf und marschirte nach Angerburg, wo er zwischen den zahlreichen Seen mit seinem schwachen Heere Königsberg einigermaßen zu decken hoffte; am 3. Jan. 1807 traf er hier ein. Verluste in den Gefechten und Desertionen — Regimenter, die in Polen ausgehoben waren, verschwanden fast ganz — hatten die Zahl seiner Soldaten auf 5000 gebracht. Da der König und General von Rüchel verlangten, daß er den rechten Flügel des Feindes angreifen sollte, um die Franzosen im Marsch gegen Königsberg aufzuhalten, ging er am 8. Jan. in westlicher Richtung auf Schippenbeil und Bartenstein vor; seine Schwäche nöthigte ihn zu großer Vorsicht, sodaß sein Verhalten in den folgenden Tagen unsicher und schwankend erscheint. Doch muß man berücksichtigen, daß seine Märsche «nach denen der russischen Armee eingerichtet werden mußten, und bei der Entfernung der beiden Hauptquartiere die Befehle bei dem General L'Estocq oft erst eintrafen, wenn bereits Maßregeln, die der Augenblick erforderte, ergriffen worden waren. Es gab dies dann vielfältig zu abändernden Befehlen und ermüdenden Märschen Veranlassung, ohne daß von dem Corps ein besonderer Erfolg erzielt worden wäre» (Höpfner). Als um die Mitte des Januar Bennigsen zum Angriff vorging, trat auch L'Estocq mit seinem Corps, welches durch die russischen Regimenter Wyburg und Kaluga verstärkt worden war, am 20. den Vormarsch nach der Alle und Drewenz an. Am 2. Febr. erhielt er den Befehl, die Vereinigung mit dem russischen Heere bei Jackowo zu bewerkstelligen. Er brach sofort auf und traf am Morgen des 3. in Deutsch-Eylau ein, gelangte am selben Tage noch bis Osterode, mußte aber am 4. seine Marschrichtung auf Mohrungen nehmen, da die Russen nach Arendsdorf zurückgegangen waren; hier sollte er sich an ihren rechten Flügel anschließen. Am 5. war das Hauptquartier in Mohrungen, wo die Meldung einlief, daß die Hauptmacht des Feindes in der Nähe war, mit dem noch am selben Tage bei Waltersdorf ein Gefecht bestanden wurde. Am 6. ging L'Estocq bis Engelswalde, wo er den mündlichen Befehl erhielt: «mit dem Corps nach Rossitten, zwischen Zinten und Preußisch-Eylau, zu marschiren, um gleich bereit zu sein, die Straße nach Königsberg zu gewinnen und sich den Russen bei Preußisch-Eylau anzuschließen». Eine Zusammenkunft, die Bennigsen mit L'Estocq zu haben wünschte, war nicht mehr möglich. Am Morgen des 8. Febr., des Schlachttages von Eylau, waren die letzten Regimenter erst um 5 Uhr des Morgens in ihre Quartiere gelangt, mußten aber um 8 Uhr wieder aufbrechen. Das Corps war 5584 Mann stark. Von Hussennen ging L'Estocq über Wackern nach Althoff, welches er um 1 Uhr des Mittags erreichte, nachdem er einem Gefecht mit dem Rey'schen Corps geschickt ausgewichen war. In Althoff, von wo die Aufstellung der beiden kämpfenden Heere gut übersehen werden konnte, erhielt er den Befehl, sofort den linken Flügel zu unterstützen, der vor dem Feinde zurückwich. Sofort brach er in drei Zügen auf

und traf, hinter der Schlachtlinie weg marschirend, auf dem linken Flügel ein, als derselbe in Auflösung das Schlachtfeld verließ. Er forderte die Flüchtigen auf, sich seinem Vorrücken anzuschließen, erreichte aber nur, daß sie sich in einem Haufen sammelten und so, wenigstens etwas geordnet, zurückzogen. Nun nahm er den Franzosen das Dorf Kutschitten und jagte sie am Abend auch noch aus dem davorliegenden Gehölz. Um 10 Uhr gab Bennigsen den Befehl zum Rückzug auf Königsberg, dem sich um 1 Uhr das Corps L'Estocq's als Nachtrab anschließen sollte. Auf Scharnhorst's Rath, der deshalb einen heftigen Auftritt mit Bennigsen hatte, leistete L'Estocq dem Befehl nicht Folge, sondern zog östlich nach Friedland, um den Russen die Verbindung mit ihrem Lande zu sichern. Da L'Estocq durch sein rechtzeitiges Eingreifen in die Schlacht den Franzosen den Sieg entrissen hatte, so blieb für ihn Lohn und Anerkennung nicht aus. Friedrich Wilhelm sprach ihm in einem Schreiben aus Memel vom 13. Febr. seinen Dank aus, Kaiser Alexander übersandte ihm am 8. April von Bartenstein aus den Orden dritter Classe des Georgordens, die königsberger Kaufmannschaft stellte sein Bild in der Börse auf und überreichte ihm ein Geschenk von 12,000 Thalern. L'Estocq nahm eine Stellung bei Allenburg und Wehlau und brachte durch Verstärkungen sein Corps auf 15,000 Mann. Während der Schlacht bei Friedland am 14. Juni deckte er Königsberg, vereinigte sich darauf mit den Russen bei Mehlliauken und marschirte mit ihnen nach Tilsit. Nach dem Friedenschluß wurde er zum Mitglied der Commission ernannt, die mit der Untersuchung des Verhaltens der Offiziere im Kriege beauftragt wurde, danach zum Gouverneur von Berlin. Sein Verhalten bei dem Unternehmen Schill's erregte das Mistrauen Napoleon's, auf dessen Veranlassung ihn der König, als er im December 1809 nach Berlin zurückkehrte, seines Postens enthob. Im J. 1812 wurde er General der Cavalerie, beim Ausbruch des Krieges 1813 Gouverneur des Landes zwischen Oder und Elbe, darauf Gouverneur von Breslau. Nach Beendigung des Krieges nahm er seinen Abschied und starb am 5. Jan. 1815 in Berlin. Seine Leiche wurde in der Garnisonkirche daselbst beigesetzt.

Vgl. von Zedlitz, «Pantheon des preußischen Heeres» (Bd. 1, Berlin 1835); «Allgemeiner Militäralmanach» (Glogau 1840); von Höpfner, «Der Krieg von 1806 und 1807» (2. Aufl., Berlin 1855); von Ardenne, «Geschichte des Zieten-Husarenregiments» (Berlin 1874).

(Paul Schwartz.)

L'ESTOCQ (Johann Hermann, Reichsgraf von), Günstling der Kaiserin Elisabeth von Rußland. Zu Celle (Hannover) am 29. April 1692 als Sohn eines französischen Réfugié geboren, erwarb sich L'Estocq sein Brot als Barbier und ging 1713 nach Petersburg, wo ihn Peter der Große kennen lernte und zum Wundarzte nahm. Als die Kaiserin Katharina 1716 Holland besuchte, war L'Estocq in ihrem Gefolge. Peter hielt viel auf ihn und soll ihm das Gelöbniß abgenommen haben, stets treu zu seiner Tochter Elisabeth zu stehen. Als aber L'Estocq durch seine dissoluten Sitten selbst an diesem Hofe Anstoß erregte und gar zu rücksichtslos auftrat, verwies ihn der Kaiser 1718 nach Kasan. Katharina I. rief ihn zurück, er wurde ihr und ihrer Tochter Elisabeth Leibchirurg und gewann besonders auf letztere bedeutenden Einfluß. Er besaß großes Geschick zu Intriguen, entbehrte aber des zur Durchführung nöthigen Muthes, war Elisabeth sehr ergeben, aber gar zu ängstlich. Schon 1730 suchte er vergebens der Großfürstin nach Peter's II. Ableben die Krone zu verschaffen; er wurde immer mehr ihr Vertrauter und war der geeignetste Vermittler ihrer Beziehungen zu Frankreich; er ging hin und her von ihr zum Gesandten Marquis de La Chétardie, dem er Eröffnungen machte, und dieser zog durch ihn Elisabeth ganz auf Frankreichs Seite; L'Estocq erhielt von ihm große Summen. In der Verschwörung zum Sturze Iwan's VI. und der Regentin Anna Leopoldowna spielte er neben La Chétardie und andern eine große Rolle, unter den Theilnehmern «der Vertraute» genannt; er überzeugte sich von den Gesinnungen der für Elisabeth gewonnenen Preobrasjenski'schen Garde und war unermüdlich thätig. Mit Woronzow und Schwartz führte er durch die Unterstützung besagter Garde die Revolution vom 6. Dec. 1741 durch: Elisabeth bestieg den Thron. L'Estocq, der ihr erster Vertrauter blieb, wurde Wirklicher Geheimer Rath, erster Leibarzt und Generaldirector der medicinischen Kanzlei, mischte sich, ohne etwas zu verstehen, in alle Angelegenheiten und geberdete sich als ein hohler Glücksritter, der unverdient einen Gehalt von 7000 Rubeln bezog, die Diamantporträts der Kaiserin und des Königs von Polen nebst dem Schwarzen Adlerorden trug. Ebenso entschieden wirkte er für Frankreich und Preußen, wie gegen Oesterreich und Großbritannien; Frankreich zahlte ihm hohe Pensionen, die es noch erhöhte, um ihn eifriger zu machen; er lag in steter Fehde mit den Ministern und Beamten und arbeitete in niedrigen Intriguen am Sturze seiner zahlreichen Gegner. Aber er galt so viel bei Elisabeth, daß ihn der König von Polen zum Grafen, Kaiser Karl VII. zum Reichsfreiherrn und 1744 zum Reichsgrafen creirte; fast alle wichtigen Angelegenheiten Rußlands liefen durch seine unkundigen Hände. Sein Todfeind war der Vicekanzler, nachmalige Kanzler Graf Bestuschew-Rjumin, den zu stürzen er alle Minen anlegte; Bestuschew arbeitete mit demselben Eifer an L'Estocq's Sturz und entriß ihm die große Stütze La Chetardie's. Hatte L'Estocq in der niederträchtigen Botta'schen Verschwörung einen Triumph erzielt, so erreichte Bestuschew im Juni 1744 die Ausweisung des französischen Gesandten und L'Estocq's Verbannung vom Hofe; L'Estocq hatte ihn sehr unterschätzt, wenn er ihn «ein bornirtes Genie» nannte; sein einstiger Schützling sollte ihm noch mehr Niederlagen bereiten. Er machte die mistrauische Kaiserin immer wieder darauf aufmerksam, daß ihr Vertrauter seit Jahren engstens am Thronfolger Peter Feodorowitsch hänge; er und General Stepan Apraxin verdächtigten ihn so lange des Hochverraths, bis Elisabeth L'Estocq am 17. Nov. 1748 verhaften ließ; er verlor

alle Aemter und Ehren wie sämmtliche Güter, wurde geknutet und 1750 nach Uglitsch, 1753 nach Ustjug-Weliki verbannt. Peter III. rief den siebzigjährigen Greis 1762 sofort zurück, gab ihm Güter und Würden wieder, betraute ihn aber mit keinem Dienstamte. Katharina II. beließ ihm seinen Gehalt von jährlich 7000 Rubeln und schenkte ihm ein Gütchen in Livland, hielt ihn aber von allen Geschäften sorgsam entfernt. Er starb in Petersburg am 13. Juni 1767.

Vgl. Büsching, «Historisches Magazin», Th. 1 und 2; Herrmann, «Geschichte des russischen Staats», Bd. 5 (Hamburg 1853); «La Cour de la Russie il y a cent ans, 1725—83» (Berlin 1858); Kleinschmidt, «Rußlands Geschichte und Politik, dargestellt in der Geschichte des russischen hohen Adels» (Kassel 1877); A. Vandal, «Louis XV et Elisabeth de Russie» (Paris 1882). *(Arthur Kleinschmidt.)*

LESUEUR (Charles Alexandre). Als am Ende des vorigen Jahrhunderts die staatlichen Verhältnisse in Frankreich eine gewisse Ständigkeit angenommen hatten, faßte das französische «Institut» den Gedanken, durch eine vom Staate auszurüstende Untersuchungsreise in die südlichen Theile der östlichen Halbkugel die Naturwissenschaften, Erdbeschreibung und Schiffahrt fördern zu helfen. Die Regierung nahm den Plan auf, für welchen sich der Erste Consul warm interessirte und sandte zwei Corvetten aus, «le Géographe» und «le Naturaliste», auf welchen vier Astronomen und Hydrographen, drei Botaniker, fünf Zoologen, zwei Mineralogen, vier Maler und fünf Gärtner den wissenschaftlichen Stab bildeten. Sowol die geringe seemännische Tüchtigkeit als auch der Mangel an Rücksicht auf den Gesundheitszustand und die Leistungsfähigkeit der ihm anvertrauten Bemannung und der unter seiner Leitung und Pflege stehenden Gelehrten ließen die Wahl Nicolas Baudin's zum Leiter der Entdeckungsfahrt als einen großen Fehlgriff erkennen. Die Entblößung seiner Schiffe von Proviant und Arzneimitteln, welche ihm unter schwerer Beschuldigung vorgeworfen worden ist, hatte zunächst die Folge, daß der erste Zoolog, Bory de Saint-Vincent, die Botaniker André Michaux und Delisse, der Astronom Bissy sich schon auf Ile de France von der Expedition trennten; sie rächte sich aber auch an ihm selbst, indem er am 16. Sept. 1803 auf dem Rückwege auf Ile de France starb. Daß diese Reise namentlich für Zoologie einen außerordentlichen Erfolg hatte, war namentlich dem Umstande zu verdanken, daß auf ihren eigenen Wunsch und über die Zahl der bereits ernannten Fachmänner hinaus zwei junge Männer derselben zugetheilt wurden, von denen der eine besonders für anthropologische Studien, der andere, nur um ihn unterzubringen, als novice timonnier, Steuermannsjunge, mitgenommen wurde. Der erstere war François Péron, der letztere Charles Alexandre Lesueur, Sohn von Jean Baptiste Denis Lesueur, einem Admiralitätsoffizier in Havre (gestorben am 15. Juli 1819). Namentlich war es die künstlerische Gewandtheit Lesueur's in der bildlichen Wiedergabe der beobachteten Naturerzeugnisse, vorzüglich Thiere, welche ihn schon nach wenig Wochen auf Bory's Anregung aus seiner untergeordneten Stellung zu der des ersten naturhistorischen Zeichners aufrücken ließ. Bald war er mit dem gleichfalls auf dem «Géographe» lebenden, drei Jahre älteren Péron eng befreundet, die schönen Resultate dieser Reise sind besonders der Verbindung beider Männer zu danken. Lesueur war am 1. Jan. 1778 in Havre-de-Grâce geboren und wurde schon als Kind durch die romantische Natur der als Les Falaises bekannten normannischen Strandklippen in der Nähe seines Geburtsortes, namentlich durch die des Cap la Hève, sowie durch das sich am Strande entfaltende Leben des Meeres zur Naturbetrachtung begeistert. Diese Liebe sowie die während seiner Schulzeit reich entwickelte und geförderte Anlage zum Zeichnen machten ihn für die Reise besonders geschickt. Die beiden Schiffe verließen Havre am 19. Oct. 1800. Erst nach 145 Tagen (einen elftägigen Aufenthalt in Teneriffa eingerechnet) kamen sie am 15. März 1801 nach Ile de France. Nach sechs Wochen segelten sie weiter nach Neuholland, wurden durch einen Sturm voneinander getrennt und trafen sich auf der Rhede von Coepang in Timor wieder, wo der «Géographe» am 21. Aug. angekommen war. Der bis zum 13. Nov. ausgedehnte Aufenthalt dort wurde sehr verhängnißvoll, da Dysenterie und Skorbut die Besatzung der Schiffe fast decimirte und Baudin nichts Energisches zur Besserung des Zustandes that. Einem auf Timor am 12. Sept. erhaltenen Schlangenbiß wäre Lesueur ohne das Eingreifen des glücklicherweise sofort zu erreichenden Schiffsarztes beinahe erlegen. Am 13. Jan. 1802 wurde die Südspitze Tasmaniens erreicht, dann vom «Géographe» eine Entdeckungsfahrt nach der Banks- und Baßstraße unternommen. Doch machte der traurige Zustand an Bord ein Einlaufen in Adventure-Bay zur Beschaffung von Provisionen nothwendig, was am 20. Mai erreicht wurde. Nothdürftig versehen ging man dann nach Port Jackson, wo das Schiff, unfähig sich selbst in den Hafen zu arbeiten, von englischen Lootsen eingebracht wurde. Ein fünfmonatlicher Aufenthalt besserte die Lage. Der «Naturaliste» wurde mit Kranken direct nach Frankreich zurückgeschickt und ein kleiner Schoner, «la Casuarina», gekauft, welcher dem «Géographe» als Tender dienen sollte. Am 18. November verließen die Schiffe Port Jackson und untersuchten fünf Monate lang die Nordküste Tasmaniens und die benachbarten Inseln. Der Mangel an Provision und Wasser nöthigte sie aber, wieder einen Hafen aufzusuchen, wo Hülfe leicht zu erreichen war. Am 6. Mai 1803 traf daher der «Géographe» wieder in dem verhängnißvollen Coepang ein. Da sich Dysenterie wieder zu zeigen begann, wurde der Ort am 3. Juni verlassen, um den Golf von Carpentaria und Neu-Guinea zu besuchen. Der Gesundheitszustand an Bord und der nur knappe Vorrath an Wasser trieben indeß zur möglichst schnellen Gewinnung eines Hafens, und am 7. Aug. 1803 erreichten die Schiffe wieder Ile de France. Nach vier Monaten wurde weiter gesegelt, vom 3. bis 24. Januar am Cap der Guten Hoffnung Halt gemacht und am 25. März der Hafen

von Lorient erreicht. Die zoologische Ausbeute betrug hunderttausend Exemplare, worunter nach dem ersten, der Académie des Sciences von der dazu ernannten Commission erstatteten Berichte sich über 2500 neue Arten befanden. Funfzehnhundert Zeichnungen und Gemälde von Lesueur erläuterten die Gegenstände. Seinen treuen Genossen Péron, welcher die Geschichte der Reise zu schreiben übernommen hatte und mit welchem er im Herbste 1810 noch einmal in Nizza gewesen war, verlor Lesueur am 12. Dec. 1810 durch den Tod. Unglücklich hierüber wünschte er auf weiteren Reiseunternehmungen Ruhe zu gewinnen, konnte dies aber, da er für seinen betagten Vater mit zu sorgen hatte, nicht eher ausführen, als bis ihm William Maclure anbot, ihn auf einer Fahrt durch Westindien und die Vereinigten Staaten zu begleiten. Im Herbste 1815 verließ er nochmals Frankreich, kam am 29. Dec. auf Barbadoes an, besuchte die Windwards-Inseln unter den Kleinen Antillen und erreichte von Ste.-Croix aus Nordamerika. Hier machten die Reisenden mehrfache Expeditionen durch die Küstenstaaten und an die Seen und ließen sich zuletzt in Philadelphia nieder. Sehr bald zum Mitglied der Academy of Natural Sciences hier ernannt, wurde er eins ihrer thätigsten Mitglieder. Zeichenunterricht gab ihm die Mittel zu einer gewissen Selbständigkeit. Von einem Aufenthalte in New-Harmony am Wabash in dem Socialistenstaate sehr enttäuscht und nur durch den Umgang mit dem bekannten Naturforscher Thomas Say gefesselt, fuhr er nach dessen im October 1834 erfolgten Tode auf dem Mississippi nach New-Orleans und kehrte von hier aus, nach einem zweiten wenig befriedigenden Aufenthalte in New-Harmony, im J. 1837 nach Frankreich zurück. Anfangs in Paris lebend und in seinen Sammlungen und Zeichnungen arbeitend, wurde er 1845 Curator des in Havre zu errichtenden Museums und lebte in Sainte-Adresse bei Havre am Fuße des Cap la Hève bis zu seinem daselbst am 12. Dec. 1846 erfolgten Tode. Die ersten Arbeiten veröffentlichte Lesueur gemeinschaftlich mit Péron im 14. und 15. Bande der «Annales du Muséum». Seine späteren zahlreichen Aufsätze sind theils in den «Mémoires du Muséum» und dem von der Société philomathique in Paris herausgegebenen «Bulletin des Sciences», theils im «Journal of the Academy of Natural Sciences of Philadelphia» (in dessen ersten fünf Bänden) erschienen. — Vgl. G. Ord, «A Memoir of Charles Alexandre Lesueur» (Silliman's «Amer. Journ.», 2. Ser., vol. 8, 1849); «Notice biographique sur M. Ch. Al. Lesueur, naturaliste, né au Havre» (Le Havre 1858).

(J. Victor Carus.)

LESUEUR (Eustache), französischer Maler, geboren den 19. Nov. 1617 in Paris, der Sohn eines Bildhauers, machte unter Simon Vouet seine Schule durch. Die Werke italienischer Künstler, die er in Frankreich zahlreich vorfand, machten ihn mit der italienischen Kunst vertraut, deren Geist seinem eigenen Wesen entsprach und in allen seinen Arbeiten durchbricht. Bereits 1648 war er Mitglied der alten St.-Lucas-Akademie in Paris. Im Auftrage Ludwig's XIII. malte er im Kloster de la Visitation die Himmelfahrt der Maria. Darauf verzierte er einen Pavillon des Schlosses Conflans mit mythologischen Darstellungen und begab sich dann nach Lyon, wo er ganz in Rafael's Geist den heiligen Paulus malte, wie er Kranken seine Hände auflegt. Die Höhe seines Ruhmes erreichte er durch die Folge von 22 Wandbildern aus dem Leben des heiligen Bruno für das Kloster der Karthäuser. Nie hat das schweigsame Leben der Karthäuser eine lebendigere und naturtreuere Darstellung gefunden, wie hier in den Scenen aus dem Leben des Ordensstifters. Die Karthäuser schenkten sie Ludwig XVI. und später wurden sie auf Leinwand übertragen. Die Einfachheit der Erfindung, die Wahrheit des Ausdrucks, die Klarheit der Ausführung, wie sie an diesem Cyklus bewundert werden, offenbart sich in allen Werken des Künstlers, auch in solchen, deren Inhalt nicht der heiligen Geschichte angehört. In dem Cabinet der Musen im Hôtel Lambert malte er fünf Bilder auf die Wand, davon drei die Musen, je drei auf einem Bilde, darstellten, während an der Decke Phaeton mit dem Wagen zu sehen war. Sechs andere Bilder mythologischen Inhalts zierten den Saal der Liebe. Auch diese Bilder wurden auf Leinwand übertragen. Alle befinden sich jetzt im Louvre. Ebenda sieht man noch folgende Hauptbilder des Meisters: Predigt des heiligen Paulus in Ephesus (1650), der heilige Martin von Tours bei der Messe, die Marter der heiligen Gervasius und Protasius, die Grablegung u. a. m. Berühmt war auch die Marter des heiligen Lorenz, die sich in St.-Germain l'Auxerrois befand und durch Brand zu Grunde ging. In Petersburg befindet sich die Rettung des Moses aus dem Nil, in Berlin der heilige Bruno, der in seiner Zelle betet. Lesueur starb schon am 30. April 1655 an den Folgen seiner übermäßig angestrengten Arbeit. *(J. E. Wessely.)*

LESUEUR (Jean François), französischer Componist, Nachkomme des Malers Eustache Lesueur (s. d.), geboren am 15. Febr. 1760 in Drucat-Plessiel, erhielt seine erste musikalische Bildung an den Kathedralen zu Abbeville und Amiens und kam schon mit 16 Jahren als zweiter Kapellmeister an die Kirche Saints-Innocens in Paris. Hier machte er unter Leitung des Abbé Roze seine musiktheoretischen Studien, wurde dann Kapellmeister an den Kathedralen zu Dijon (1781), Mans (1783), an der Martinskirche in Tours, kehrte aber bald nach Paris zurück, wo er jetzt als Componist auftrat und erster Kapellmeister an der Kirche Saints-Innocens wurde. Von Sacchini wurde er zur dramatischen Composition geführt; die ihm 1786 übertragene Stelle des Kapellmeisters von Notre-Dame wies ihn aber zunächst auf kirchliche Musik hin. In dieser trat er mit der Neuerung auf, daß er zu den kirchlichen Aufführungen volle Orchesterbegleitung hinzuzog und in seinen Compositionen tonmalerische Tendenzen verfolgte. Die glänzende äußere Wirkung imponirte der Menge, seine Art erregte aber den Widerspruch von Kennern, die seine wesentlich autodidaktische Bildung herausmerkten. Lesueur vertheidigte seine Grundsätze in der Schrift «Essai de musique

sacrée ou musique motivée et méthodique» und «Exposé d'une musique descriptive» (1787). Verstimmt über die Ablehnung einer Oper legte er sein Amt 1788 nieder, ging aufs Land und lebte während der Revolutionsjahre nur der Composition. Das Hauptwerk war die Oper «La caverne», 1793 aufgeführt, es folgten «Paul et Virginie» und «Télémaque». Bei der Gründung des pariser Conservatoriums (1795) erhielt Lesueur die Inspectorstelle und bearbeitete im Verein mit andern die «Principes élémentaires de musique» und «Solfèges du Conservatoire», wurde infolge von allerlei Streitigkeiten und Intriguen 1802 seiner Stelle entsetzt, jedoch von Napoleon, dem seine Vertheidigungsschrift in die Hände gelangt war, wieder in sein Amt zurückberufen. Auf Napoleon hatte zugleich die Aufführung der Oper «Les Bardes» großen Eindruck gemacht, er ernannte Lesueur zum Kapellmeister und schenkte ihm eine Dose mit der Inschrift: «Der Kaiser der Franzosen dem Componisten der Barden». Hauptwerke dieser Zeit sind der Marsch zur Krönung Napoleon's, eine glänzende Messe und ein Tedeum. Im J. 1813 war Lesueur Mitglied der Akademie geworden, blieb auch nach der Restauration im Amte als Surintendent und Compositeur der königlichen Kapelle und ward 1817 wieder Professor am Conservatorium. Während der Julirevolution zog er sich aufs Land zurück und starb zu Chaillot am 6. Oct. 1837. — Vgl. Raoul Rochette, «Notice historique sur la vie et les ouvrages de Lesueur» (1837); O. Fouqué, «Lesueur als Vorläufer von Hector Berlioz»; Berlioz, «Mémoires» (Paris 1870).

(A. Tottmann.)

LESZCZYŃSKI, polnisches Geschlecht. Es gab mehrere Familien dieses Namens in Polen, doch jede derselben führte ein anderes Geschlechtswappen. Die historisch hervorragenden Leszczyński führten das Geschlechtswappen Wieniawa. Des ersten aus dem Geschlechte der Wieniawiter, der den Namen Leszczyński[1]) angenommen hat, erwähnen die «Inscriptiones posnanienses» unter dem J. 1450. Seine Nachfolger nannten sich nunmehr Leszczyński.

Rafael Leszczyński bekleidete zu Ende des 15. Jahrh. die Würde eines Castellans von Posen und Kronhofmarschalls. Nachdem er mehrmals die Aufträge Kaiser Friedrich's III. an den König von Polen Kasimir III. zu beiderseitiger Zufriedenheit ausgerichtet hatte, soll ihm der Titel eines Grafen auf Leszno ertheilt worden sein. — Gaspar Leszczyński, Unterkämmerer von Kalisch, ein Mann von ritterlicher Gesinnung, hatte zwei Söhne, Rafael und Johann; Rafael Leszczyński, Gesandter der Krone Polens an Papst, Kaiser und Venedig (1515), trat später in den geistlichen Stand und zählte als Bischof von Płozk (1525) unter die eifrigsten Verfolger der akatholischen Lehren. Sein Bruder Johann Leszczyński, vom Könige Sigismund I. mit dem Prädicat «vir nimiae integritatis» beehrt, war Castellan von Kujavien. Dieses Johann's Sohn, Rafael Leszczyński, Wojwode von Kujavien, zuletzt Abgesandter des Königs Bathory nach Moskau, hatte vor Jahren den Muth gehabt, dem König Sigismund August zu erklären: «respublica nostra ut libere diceret armis effecit, ut dicat nunc, providebit.» Er ist aus der katholischen Kirche ausgetreten. Sein älterer Sohn, Andreas Leszczyński, ebenfalls Wojwode von Kujavien, hatte alle Kämpfe, welche die Republik unter Bathory und Sigismund III. zu bestehen hatte, mit der größten Bravour sammt seiner Reiterschar durchgemacht. Er verblieb bei der calvinischen Confession und unterschrieb die Beschlüsse der im J. 1595 zu Thorn versammelten Dissidenten-Synode. Dessen jüngerer Bruder, Wenzeslaus Leszczyński, bekleidete die Würde eines Kronkanzlers und Generals von Großpolen. Anfangs ebenfalls Calvinist, ist er später katholisch geworden. Er hinterließ mehrere Söhne, von denen Andreas Leszczyński Primas von Polen war. Sein Primat fiel in eine Zeit, wo Polen unter Johann Kasimir mit den von allen Seiten heranstürmenden Feinden auf Tod und Leben rang, aber er verzagte nicht. In der furchtbaren Schlacht bei Beresteczek finden wir ihn an der Seite des Königs, wie er alle Streiter zur Ausdauer anfeuert, und bei jeder Gelegenheit mahnt er den Adel an die Pflicht der Eintracht, die allein das Vaterland retten könne. Von den Söhnen des oben erwähnten Wojwoden von Kujavien, Andreas, erstieg Johann Leszczyński, der bereits als Jüngling katholisch wurde, die höchste weltliche Senatorenwürde, er ist nämlich zum Wojwoden von Krakau ernannt worden. Als er noch Wojwode von Lenczyzien war, wurde er (1655) nach Schweden gesandt, um vor dem versammelten Senate die Sache Polens zu vertheidigen und würde — meinte Pufendorf — gewiß gesiegt haben, wenn es überhaupt möglich gewesen wäre, den siegreichen Schweden mit Beredsamkeit beizukommen. Sein Wirken als Großkanzler unterlag jedoch bereits bei seinen Lebzeiten mehrfachem Tadel, namentlich in der Sache Polens und des Großen Kurfürsten. Heute sind authentische Beweise vorhanden, daß er für das Interesse des Kurfürsten auch da thätig war, wo dieses mit dem der Republik collidirte (vgl. Jarochowski, «Opowiadania»). Sein Bruder Wenzeslaus Leszczyński ist der zweite in der Familie Leszczyński, der die Würde eines Primas von Polen bekleidet hat (1658—66). Ein glänzender Redner war der dritte Bruder, Rafael, Wojwode von Belz, dessen Sohn, Bogislaus, Kron-Unterkanzler und General von Großpolen, dreimal hintereinander den Präsidentenstuhl in den Reichstagen einnahm. Seine zahlreichen Reden, die man seinerzeit hoch pries, sind alle gedruckt worden. Als Kronschatzmeister hat er sich das Lob verdient, sein schweres Amt «summo rei nummariae et publicae commodo» verwaltet zu haben.[2]) Er hatte eine Dönhoff

1) D. i. auf Leszczyno oder Leszno, welche Besitzung im J. 1547 zur Stadt erhoben wurde; sie liegt im heutigen Regierungsbezirk Posen und wird von den Deutschen Polnisch-Lissa genannt.

2) Niesiecki, «Herbarz Polski».

zur Frau, und mit ihr drei Söhne. Der eminenteste unter ihnen war Rafael Leszczyński, der Vater von Stanislaus, dem nachmaligen König von Polen (s. unten). In dem denkwürdigen Jahre 1683 berief das Vertrauen seiner Mitbürger Rafael auf den Präsidentenstuhl des Reichstags, worauf er mit dem König Sobieski als Kronbannerträger zur Befreiung Wiens auszog. Im J. 1690 bekleidete er die Würde eines Wojwoden von Posen und Generals von Großpolen [3]), vertauschte dann den Rang des Wojwoden von Posen mit dem von Lenczyzien und wurde schließlich zum Kronschatzmeister ernannt. Eine einzige Episode ausgenommen, stand Rafael immer zu Sobieski und als dieser gestorben war (1696), zu seinen Söhnen, namentlich zu dem ältesten, Jakob. Stanislaus theilte hierin die Ansichten des Vaters und sein erstes Auftreten auf dem politischen Schauplatze datirt vom J. 1697, wo er, ein zwanzigjähriger Jüngling und Starost von Odolanowo, als Candidat der Sobieski'schen Familie für den Präsidentenstuhl im Wahlreichstage empfohlen war. Vater und Sohn gingen Hand in Hand miteinander und ihre drei Jahre nach der Thronbesteigung August's II. gegen den letztern eingenommene Stellung, mag zum Theil auf den Antagonismus Jakob Sobieski's gegen August zurückgeführt werden. August hatte im September 1698 die Ansprüche Jakob's auf den polnischen Thron durch eine Geldentschädigung befriedigt, den Vergleich jedoch nur theilweise gehalten. Jakob's Unwillen darüber theilten die Leszczyński. Hätte August den Krieg gegen Schweden mit Bewilligung der Republik angefangen, so wäre der Unwille Jakob's und seiner Freunde unwirksam geblieben. Jetzt sollte aber ein so bedeutsames politisch-nationales Moment herantreten, wie der durch August's Ehrgeiz und gegen den Willen der Republik unternommene Krieg, dessen Folgen nicht zu berechnen waren. Aus ganz Polen erscholl der Ruf: Friede mit Schweden! und Großpolen, mit seinem General Rafael Leszczyński an der Spitze, tritt am ersten vor und verlangt kategorisch, August möge schleunigst Frieden mit Schweden schließen und seine sächsischen Truppen aus Polen entfernen. Die Gefahr wuchs indessen, indem Karl XII., nachdem er den Bundesgenossen August's, Zar Peter, aufs Haupt geschlagen hatte (Februar 1701), Anstalten traf, in das Gebiet der Republik einzurücken und August aufzusuchen. Den Abgesandten der Republik, die ihn feierlichst um Schonung des polnischen Territoriums ersuchten und ihn versicherten, Polen habe keinen Antheil an dem Kriege, welchen August nur in seiner Eigenschaft als Kurfürst von Sachsen unternommen habe, antwortete er schließlich: «er wolle auch August vom polnischen Throne stoßen, denn so lange dieser treulose Fürst auf dem Throne Polens sitze, bliebe Schweden vor ähnlichen ungerechten Angriffen nie sicher» (Mai 1702).

Unter den nun folgenden zweijährigen Wirren (s. Polen), dem siegreichen Vordringen Karl's, den Verhandlungen des Reichstags und der verschiedenen Conföderationen schien sich der Wirrwarr zu Ende des J. 1703 dahin zu klären, daß die unter der Aegide der Leszczyński (Rafael war Januar 1703 gestorben) geschlossene Conföderation von Großpolen einen Sieg davon trug, der schon die Entthronung August's in sich barg, und daß August beschloß, sich Peter in die Arme zu werfen. Da weder von Thorn und Marienburg, noch von Lublin aus etwas Wirksameres gegen die Drangsale und für eine Auseinandersetzung zwischen Polen und Schweden geschehen war, erließ die Conföderation von Großpolen u. s. w. an alle Wojwodschaften Polens einen Aufruf zur allgemeinen Tagfahrt nach Warschau für den 14. Jan. 1704. Der Primas gab seine Zustimmung. Das erste, was die versammelten Conföderirten verlangten, war die Vorzeigung derjenigen Briefe, die August seinerzeit durch die Königsmark und Graf Witzthum an Karl geschrieben und ihm Friedensvorschläge auf der Basis einer Theilung Polens gemacht hatte. Sie wurden verlesen und vorgezeigt und gossen Oel ins Feuer. Bald schritt man zur Redaction eines Entthronungsmanifestes. Am 16. Febr. wurde es verlesen und angenommen, seine Veröffentlichung jedoch noch aufgeschoben. Zugleich ging von Mund zu Munde der Name des zu wählenden neuen Königs und dies war Jakob Sobieski. Nachdem aber dieser mit seinem Bruder Konstantin von August am 3. März 1704 gefangen und in der Pleißenburg internirt war, die Conföderation durch Stanislaus Leszczyński zu Heilsberg vergeblich über einen Friedenstractat verhandelt hatte, blieb nichts übrig, als das Entthronungsmanifest vom Februar zu veröffentlichen und in die Grod-Acten eintragen zu lassen. Der Wahlreichstag ward vom Primas auf den 22. Juni nach Warschau einberufen.

Aber wen sollte man wählen? Der zweite Bruder Jakob Sobieski's, Alexander, schlug, trotz alles Drängens Karl's, die Krone aus (15. Mai). Der Primas machte nunmehr Karl den Vorschlag, den Prinzen Conti, der ja im J. 1697 legal gewählt worden sei und nur durch Ueberrumpelung seine Sache verloren hatte, ohne weiteres auf den Thron zu berufen; aber Karl mußte mit den politischen Constellationen von damals rechnen und wies diesen Vorschlag zurück. Was blieb also übrig, wenn nicht eine Piasten-Wahl? Stanislaus Leszczyński hatte zu Heilsberg einen sehr guten Eindruck auf Karl gemacht. Seine schöne männliche Gestalt, sein lebhaftes und doch bescheidenes Wesen, seine Beredsamkeit, seine edle Seelenruhe konnten wohl Eindruck machen, aber daß Karl diese Eigenschaften als hinreichend für einen König des damaligen Polens erachtete, muß mit Recht befremden. Er erklärte aber Anfang Juni, «keinen Mann kennen gelernt zu haben, der durch seinen Charakter so ganz dazu geschaffen sei, alle Parteien zu vereinigen, als Stanislaus Leszczyński», und beharrte hartnäckig dabei, trotz Opposition des Primas Radziejowski, der für den Kronfeldherrn Lubomirski intriguirte.

Die Zahl des zum Wahlreichstage versammelten Adels war indeß nicht groß und der Primas hörte bald

3) General hieß die höchste administrative Charge in dem betreffenden Lande.

auf, den Sitzungen beizuwohnen. Als der letzte Wahltag (11. Juli) anbrach, fanden sich nur wenige Senatoren ein, spärlich war auch die Zahl der Adligen. Den Wahlplatz besetzten an einigen Stellen schwedische Truppen. Der Primas kam nicht und statt seiner mußte der Bischof von Posen fungiren. Er sammelte die Stimmen und ungeachtet der Protestation der Landboten von Podlachien wurde von den Anwesenden Stanislaus Leszczyński zum König gewählt. Um 9 Uhr abends verrichtete der Bischof die Denomination und segnete dann den neuen König vor dem Altare der St.-Johanniskirche ein. Der Eindruck der Wahl war ein trauriger, traurig waren auch die ersten Stunden des neuen Königs, denn er bestieg ja den Thron inmitten spärlicher Wähler und mit Hülfe fremder Soldaten. Den andern Tag darauf begegneten sich Stanislaus und Karl bei Warschau, umarmten sich freundschaftlich und begaben sich in ein am Wege liegendes Bauernhaus, um die nächsten Maßregeln zu besprechen. Nichts malt so nachhaltig den Charakter des Königs Stanislaus als der ausschlaggebende Grund, weshalb er die Krone annahm. Dem Sobieski'schen Hause treu ergeben, trieb er seine Treue so weit, daß er am 26. Juni, also 16 Tage vor seiner Wahl, der Insinuation des Alexander Sobiesti folgend, einen Revers ausgestellt hat[4]), «kraft dessen er die Krone Polens nur als ein ihm anvertrautes Pfand angesehen haben will, welches, nachdem Jakob und Konstantin befreit sein würden, seinerseits dem Jakob abgetreten werden soll». Karl wollte vor allen Dingen den König Stanislaus gekrönt wissen, um dann ein Offensivbündniß in aller Form gegen Peter zu schließen, aber die Partei August's und auch der intrigante Primas wußten der Sache Schwierigkeiten in den Weg zu legen und so kam die Krönung erst am 3. Oct. 1705 und zwar nicht durch den Primas, sondern durch den Erzbischof von Lemberg zu Stande. Am 18. Nov. wurde endlich ein Bündniß Karl's und der Republik Polen, welches in einem gemeinsamen Vorgehen gegen Peter gipfelte, geschlossen, aber es ist weder mit Einmüthigkeit begrüßt worden, noch wurde es mit der nöthigen Energie von den Polen aufgefaßt. Daher kam es, daß Peter, trotz der Siege Karl's über August, festen Fuß an der Ostsee fassen konnte und daß August seine Sache nicht für verloren hielt.

Bei Stanislaus wirkte der Umstand, daß er die Krone nicht als ein nunmehr mit ihm verwachsenes Recht mit den daraus hervorgehenden Pflichten angesehen hat, auf seine Haltung als König nicht günstig. Der edle, aber nicht willensstarke Mann hatte keinen Glauben an sein Königthum. In Warschau ist er nicht geblieben, als August kam, und ließ die Schweden allein diesem die Stirne bieten. In Lemberg und später in Großpolen sehen wir ihn an der Seite Karl's, gleichsam als einen Titularkönig. Der größere Theil der hohen Würdenträger und die auswärtigen Fürsten wollen sein Königthum nicht anerkennen, zum König muß ihn der Erzbischof von Lemberg krönen. Er begleitet Karl auf seinen Kriegszügen, kommt mit ihm nach Sachsen, ist Zeuge seiner Triumphe, nimmt aber nur einen geringen Antheil an den mit denselben verbundenen Gefahren. Er ist zwar unermüdlich bei Karl thätig, wenn es darauf ankommt, eine Fürsprache für die Bedrängten und von den schwedischen Truppen Gebrandschatzten einzulegen, ist wohlthätig und seine Seelenruhe hat etwas zugleich Imponirendes und Rührendes, aber er fühlt sich nicht als Träger der Majestät seiner Nation. Endlich kommt der Augenblick, wo sein Königthum zur Wirklichkeit werden soll: Karl erklärte nämlich, alle Verhandlungen mit den Fürsten so lange ruhen zu lassen, bis sie Stanislaus anerkannt haben würden. Brandenburg und Oesterreich fanden sich demnach bewogen, diese Anerkennung (Februar 1707) feierlich zu geben, acht Monate später that es die Türkei. Durch den Altranstädter Frieden hat auch August auf die Krone Polens verzichtet und Stanislaus nunmehr als den rechtmäßigen König anerkannt.

Nichtsdestoweniger war die Lage der Dinge keineswegs dazu angethan, daß König Stanislaus auf eigenen Füßen hätte stehen können, daß er im Stande gewesen wäre, inmitten fremder Occupation, einheimischer Intriguen und Prätensionen und allgemeiner finanzieller Noth irgendetwas Organisches durchzuführen. Wohin der schwedische Arm nicht reichte, also in Kleinpolen und den reußischen Landen, sehen wir die Truppen Peter's und des neuen Kronfeldherrn Sieniawski gemeinschaftlich operiren, während viele Senatoren ersten Ranges, wie z. B. der neue Primas Szembek, das Land verlassen und zusammen mit Dönhoff, dem Marschall der sandomirer Conföderation, in Unterhandlungen mit August treten. König Stanislaus konnte unmöglich weder den Ehrgeiz so vieler Senatoren befriedigen, noch ihren sonstigen Anschauungen über sein Königthum beikommen. Er gab sich umsonst alle Mühe, eine compacte Partei zu bilden und war demnach darauf angewiesen, Karl auf seinen Zügen gegen Peter zu begleiten. Nachdem sie sich (Juni 1708) getrennt hatten, ging Karl seinem Schicksal entgegen und Stanislaus kehrte nach Großpolen zurück, ohne andern Rückhalt als schwedische Truppen und den guten Willen seiner nicht organisirten Anhänger. Alle Bemühungen, den populären neuen Kron-Großfeldherrn auf seine Seite zu ziehen, scheiterten, und so scheiterte auch die Hoffnung auf seinen politischen Sieg im Lande.

Da trat in der Schlacht von Pultawa die totale Niederlage Karl's ein, die Uebermacht Schwedens im Osten wurde vernichtet, die Sache des Königs Stanislaus wurde hoffnungslos, Peter gewann eine Stellung, bei der ein unabhängiges Polen verschwinden mußte. August erließ jetzt ein Manifest, worin er den Altranstädter Frieden für erzwungen und daher für null und nichtig erklärte. Für Stanislaus war eine rasche kriegerische That von nöthen, wenn seine Lage nicht zu einer verzweifelten werden sollte; aber seine 3000 polnischen Parteigänger konnten nichts Bedeutenderes ausrichten, und die 8000 Schweden nebst dem deutschen, 1000 Mann starken Regimente folgten ihm überhaupt nur mit Wider-

4) Zaluski, «Epistolae historico-familiares», Bd. 4.

willen — und so griff er, anstatt zur kriegerischen That, zum Manifest von Opatow (19. Aug. 1709), in welchem er kundthat, sogar auf die Krone verzichten zu wollen, sobald dies dem Vaterlande zum Heil und Nutzen gereichen sollte. Im September rückten die Sachsen von Großpolen her nach Thorn vor, König Stanislaus mit seinen Schweden und Polen in die Gegend von Czenstochau und kam bald darauf, aber nur mit den Schweden, nach Stettin, wo seine Familie weilte. In Stettin blieb nun Stanislaus ein ganzes Jahr in Erwartung der Dinge, die da kommen würden.

Während August nach allen Seiten thätig war, gelang es Karl, die Türkei zur Kriegserklärung gegen Peter zu bewegen (20. Nov. 1710), und er erließ nun am 7. Febr. 1711 ein Manifest, worin der bevorstehende Krieg gegen Peter und August und das Bündniß Polens, Schwedens und der Türkei verkündigt wurde. Ein ähnliches Manifest erließ der Kronreferendar des Königs Stanislaus (26. Febr.) und zuletzt trat auch Stanislaus, von Stettin aus, mit einer feierlichen Erklärung (18. April) auf, zeigte seine baldige Rückkehr nach Polen an und sprach von den großen vaterländischen Hoffnungen, zu welchen ein Bündniß Polens mit Schweden und der Türkei berechtige. Da aber der stockholmer Rath den Befehlen Karl's zu neuen Rüstungen nicht nachkam, fand eine militärische Action von seiten Schwedens nicht statt. Diesem Umstande ist es zum Theil zuzuschreiben, daß dem Aufbruche der Türken gegen Peter (Juni 1711) so plötzlich der Friede auf dem Fuße folgte. Karl ergrimmte über den stockholmer Rath und gab für die Zukunft Stanislaus die Vollmacht, die stockholmer Herren zur Nachgiebigkeit zu zwingen — eine schwere Aufgabe für einen nicht gerade thatkräftigen Mann und eine höchst peinliche für einen König, dem die Schweden größtentheils abhold waren und dessen Ohnmacht sie sahen. Stanislaus ging sofort nach Stockholm und beharrte trotz mancher demüthigender Vorkommnisse in seiner neuen Rolle, bis es ihm gelungen war, den populärsten Mann Schwedens, Magnus Stenbock, für die großartigen Pläne Karl's zu gewinnen. Stenbock faßte sofort die Sache energisch mit That und Wort an, und als Stanislaus seine Mission mit Erfolg gekrönt sah, zog er sich nach Swaneholm und später nach Christianstadt zurück, wo er ein ganzes Jahr blieb, seine Frau mit den beiden Töchtern volle drei Jahre. Der Anblick der überaus großen Schwierigkeiten, mit denen Stenbock zu kämpfen hatte, das Gefühl der höchst precären eigenen Existenz, die Ueberzeugung, daß auf eine Action der Polen im Sinne Karl's nicht gerechnet werden könne, wirkten so stark auf das Gemüth des Königs Stanislaus, daß er, obwol es am Vorabend der Einschiffung schwedischer Truppen war, den von seiten Preußens gemachten Friedensvorschlägen, deren Basis die Niederlegung der Krone bildete, ein nicht unwilliges Ohr lieh. Indeß fühlte er andererseits, daß Karl eine solche Resignation ihm nicht verzeihen würde, und er nahm sich vor, zu Karl zu gehen, nachdem er ihn zuvor durch Kuriere über seine Absicht informirt haben würde. Zu weitern Unterhandlungen, und zwar diesmal schon mit Fleming, gab ihm Gelegenheit ihre beiderseitige Anwesenheit bei den bezüglichen Truppen im Mecklenburgischen. Sie besprachen alles untereinander und es kam zu einem Pact, Stanislaus wolle, falls Karl zustimmen würde, auf die polnische Krone Verzicht leisten zu Gunsten August's (6. Dec.). Kaum war Stanislaus auf seiner Reise bis nach Jassy gekommen, als er dort festgenommen und gefangen nach Bender gebracht wurde, aber Karl war nicht mehr da, sondern bereits bei Adrianopel internirt. Stanislaus blieb nun ein ganzes Jahr als Gefangener in Bender und wandte sich von dort brieflich an Karl wegen der Bestätigung seines Pacts mit Fleming, erhielt aber eine abschlägige Antwort und somit blieb die Angelegenheit des Verzichts auf die Krone in der Schwebe. Als alle Aussicht auf einen nochmaligen Krieg der Türkei gegen Peter und August verschwunden war, wandte sich Stanislaus nochmals mit den dringendsten Vorstellungen an Karl und dieser stellte diesmal folgenden Friedensvorschlag auf: Stanislaus solle als Thronfolger August's anerkannt werden und ein Bündniß mit Polen gegen die Verbündeten vereinbart werden. Dieser Vorschlag ist nicht angenommen worden.[5]) Da bot Karl (1714) Stanislaus und seiner Familie das Fürstenthum Pfalz-Zweibrücken auf so lange an, «bis er ihn im Triumph nach Polen zurückgebracht haben würde». In Zweibrücken blieb Stanislaus längere Zeit. Ein Anschlag auf sein Leben, geplant von dem sächsischen Offizier de la Croix, dessen Urheberschaft die einen August, die andern Fleming zuschreiben, ist verrathen worden und mislang (im August 1718), und es charakterisirt den humanen Mann, daß er die Theilnehmer an dem Anschlage, nachdem ihnen der Proceß gemacht und sie verurtheilt worden waren, begnadigte und ihnen noch Geld auf den Weg geben ließ. Am 10. Jan. 1719 verließ er Zweibrücken, um sich unter den Schutz Frankreichs zu begeben, dessen Regentschaft ihm die Stadt Weißenburg im Elsaß zum Aufenthalte anbot.

Obwol er gleichsam ein Gnadenbrot aß, blieb er immer derselbe Mann, voll Seelenruhe und humaner Gesinnung, und ließ seinen Unwillen auch dann kaum merken, als ihm die Rückkehr nach Polen von August verweigert wurde. Von 1719 bis 1724 schien ihn die ganze Welt vergessen zu haben. Er trat aber noch einmal in den Vordergrund. Der fünfzehnjährige Ludwig XV. von Frankreich war schwächlich, man dachte daran, so schnell als möglich einen Thronerben zu erhalten und verfiel darauf, ihm die ältere Tochter Leszczyński's, Marie, zu vermählen. Nach Eröffnung der Verhandlungen begab sich die ganze Familie nach Straßburg, wo die französischen Gesandten förmlich um die Prinzessin anhielten, und von Straßburg nach Fontainebleau, wo die Vermählung am 4. Sept. gefeiert ward. August erschrak und beobachtete die Anhänger Leszczyński's in Polen und die Tragweite ihrer Beziehungen zu Frankreich. Der Cardinal Fleury war zwar Stanislaus nicht hold, und weil

5) Fryxell, «Geschichte Karl's XII.», S. 312.

der Frieden haben wollte, einer Einmischung in die polnischen Angelegenheiten abgeneigt, aber dies beruhigte August nicht, der seinen Sohn auf den polnischen Thron setzen wollte, und er machte sich nun daran, seine Diplomatie in dieser Richtung arbeiten zu lassen. Bei seinem Tode (1. Febr. 1733) waren die Aussichten auf die Thronfolge seines Sohnes sehr gering.

Die Blicke fast aller Polen wandten sich auf Stanislaus. Der Cardinal Fleury konnte dem Rufe der kriegerischen Partei am französischen Hofe nicht widerstehen und der französische Gesandte Monti erhielt — während Stanislaus sich zur Abreise nach Polen anschickte — eine namhafte Summe Geldes für die Betreibung der Wahlangelegenheiten. Trotz scharfer Remonstrationen Rußlands und Oesterreichs, trotz des Anrückens ihrer Truppen beharrten die Polen dabei, daß sie nur Stanislaus auf dem Throne sehen wollten, und Frankreich erklärte laut, daß es einen Eingriff in das Recht freier Wahl nicht dulden werde.

Der Convocations-Reichstag wurde am 26. April eröffnet, am 23. Mai geschlossen und seine Erklärung gipfelte darin, daß nur ein Pole gewählt werden solle. Kaum war jedoch der Convocations-Reichstag auseinandergegangen, als es ruchbar wurde, daß Rußland und Oesterreich «aus Freundschaft für die Republik Polen» gesonnen seien, ihre Truppen in das polnische Gebiet einrücken zu lassen. Fleury hatte Stanislaus drei Millionen Frs. Subsidien ausgezahlt und ihm eine 1500 Mann starke Escorte versprochen, das Uebrige — meinte er mit Recht — müßten die Polen selbst besorgen.

Inzwischen erklärte man sich in Petersburg und in Wien gegen Stanislaus. Der höhere politische Gesichtspunkt schien bei diesen Mächten weniger in Betracht zu kommen als andere Verhältnisse. Zum Vorwande aber wurde von Rußland der Vertrag von 1717 gebraucht, der ihm das Recht eingeräumt haben sollte, in Polen die Vermittlerrolle zu spielen. Beide Mächte erklärten schließlich, daß sie die Wahl Leszczyński's als eine Verletzung der polnischen freien Verfassung betrachten müßten, da derselbe früher durch die Nation von der polnischen Krone für immer ausgeschlossen worden sei. Zur Unterstützung des russischen Anspruchs rückten russische Truppen am 2. Aug. in Litauen ein. Am 25. Aug. versammelte sich der Wahlreichstag in Warschau. Trotz Streitigkeiten, gegenseitiger Beschuldigungen und der Secession einer Anzahl von Senatoren blieb eine große Mehrheit der Wähler in Warschau mit dem Vorsatze, nur Stanislaus Leszczyński zum Könige zu wählen.

So fand den Zustand der Dinge der am 7. Sept. nach Warschau gelangte Stanislaus. Am 10. Sept. zeigte er sich zum ersten mal in Nationaltracht in der Kirche. Es war nicht mehr der junge Mann früherer Zeiten. Das Alter und die Verbannung hatten seinem sanftmüthigen Antlitz ihren Stempel aufgedrückt. Die Erfahrung warnte ihn vor Illusionen, das edle Herz ließ ihn den Secessionisten die Hand zur Versöhnung reichen; aber die Verblendeten beharrten bei ihrer Weigerung. Auch nachdem die Wahl Stanislaus' durch ein einstimmiges Votum definitiv vollzogen war (11. Sept.) und er nunmehr als König noch einmal den Versuch machte, die Widerspenstigen zu besänftigen, kamen sie nicht nur nicht, sondern erließen ein Manifest, worin sie sich als Vertheidiger der Freiheit der Republik gerirten. Es nahten die russischen Truppen, und weil König Stanislaus einsah, daß sein Verbleiben in Warschau zu nichts Ersprießlichem führen würde, ja, daß er sogar den Russen in die Hände fallen könnte, begab er sich nach Danzig, wohin ihm der Primas, sehr viele Senatoren und der französische Gesandte folgten. Am 5. Oct. sahen nun die Secessionisten ihre Arbeit gekrönt, indem sie sich unter dem Schutze der russischen Kanonen bei dem Dorfe Kamień versammelten und dort den Kurfürsten von Sachsen, den Sohn August's II., unter dem Namen August III. zum Könige von Polen ausriefen. Das Gebiet der Republik übertraf an Größe Deutschland, und dennoch war es schon dahin gekommen, daß der fast einmüthig gewählte König den 40,000 Mann zählenden russischen Invasionstruppen keine entsprechenden Mittel entgegenzusetzen hatte.

Mit der Ankunft des Königs Stanislaus in Danzig fängt eine zweijährige Periode fruchtloser Anstrengungen für seine Erhaltung auf dem Throne an. An Stelle eines regelmäßigen Krieges mit dem Feinde werden ihm einzelne kleine Treffen und öftere Scharmützel geliefert, zahlreiche Conföderationen bilden sich im Lande für den König, die wichtigste Rolle im Kampfe wird jedoch der Politik überlassen. Auf dem Bündnisse mit Frankreich und der Hülfe Schwedens und der Türkei beruht die größte Hoffnung der Polen. Diese Hoffnung war jedoch vergeblich, die Franzosen dachten weder daran, in Sachsen einzurücken, wie Stanislaus vorschlug, noch sandten sie genügende Truppen über Meer nach Danzig.

Indeß kamen die russischen Haupttruppen immer näher an Danzig und am 21. Febr. 1734 fingen sie an die Stadt zu belagern und schlugen polnische Entsetzungsversuche zurück. Es kamen zwar mehrere Schiffe in die Ostsee und erschienen am 10. Mai auf der danziger Rhede, fuhren aber schon den vierten Tag darauf wieder ab. Zehn Tage später signalisirte man die Ankunft von elf französischen Kriegs- und Transportschiffen. Groß war die Freude, aber bald folgte ihr die Enttäuschung. Es wurden nämlich nur 2600 Mann ans Land gesetzt, diese, noch dazu von den Russen auf ihren Lagerplatz zurückgeworfen, mußten capituliren. Fast gleichzeitig ergab sich auch das Fort Weichselmünde. Der König sah nun, daß fernerer Widerstand keine Hoffnung eines glücklichen Erfolgs darbiete und veranlaßte die Stadt, Verhandlungen mit den Belagerern anzuknüpfen. Der Abschluß der Capitulation stieß indeß auf große Hindernisse, weil der russische General Münich und der sächsische Herzog Adolf von Weißenfels, welcher Ende Mai mit 10,000 Sachsen angekommen war, die Auslieferung des Königs Stanislaus zur ersten Bedingung machten. Der König mußte endlich zur Rettung seiner Freiheit und wol selbst seines Lebens die Flucht ergreifen. Der französische Gesandte verschaffte ihm eine Bauernkleidung, in welcher der vielerprobte Fürst sich in

der Nacht (27. Juni) auf den Weg aus der Stadt machte. Die Fährlichkeiten dieser Flucht waren groß und mehrmals befand er sich nahe daran, den Feinden in die Hände zu fallen. Doch erreichte er endlich Königsberg.

Peter und August forderten nunmehr Preußen auf, den König Stanislaus und seine Senatoren aus dem Lande zu weisen, und Münich setzte eine Prämie von 25,000 Thalern auf seinen Kopf. Dem monatelangen Stadium der peinlichsten Ungewißheit machten die sogenannten Wiener Friedenspräliminarien ein Ende (5. Oct. 1735), denn Frankreich übernahm jetzt die Verpflichtung, den König zur Abdication zu bewegen. Er sollte dafür den Königstitel behalten, seine Güter sollten ihm wiedergegeben und seine Anhänger amnestirt werden. Kaiser Karl VI. aber trat die Herzogthümer Lothringen und Bar dem Könige Stanislaus zum lebenslänglichen Besitze und nach seinem Ableben an Frankreich ab. Am 26. Jan. 1736 stellte König Stanislaus zu Königsberg die Entsagungsacte aus und reiste im März ab, um von seiner neuen Herrschaft Besitz zu nehmen. Er verschwindet vom Schauplatze der activen politischen Geschichte Polens und regiert im fremden Lande noch 29 Jahre, von seinen Unterthanen wie ein Vater geliebt und von Europa geehrt.

Obwol er jedoch vom activen politischen Schauplatz seines Vaterlandes verschwunden war, spielte er eine bedeutende Rolle in der culturellen und politischen Entwickelung desselben. Bereits nach dem Tode August's II. ist er gleichsam als Hauptträger reformatorischer Tendenzen in seinem zu Nancy gedruckten Werke aufgetreten. [6]) Er mag es zum Theil als Wahlmanifest herausgegeben haben, weil er es sichtlich vermied, durch seine Reformvorschläge das liberum veto zu verdammen. Erst im zweiten Theile seines Werks stellte er die Grundlagen der späteren Reformprojecte auf, die auf dem Gedanken fußten, daß sowol die Krone als auch die Freiheit in feste Normen eingeschränkt und hierdurch beide ins Gleichgewicht zueinander gesetzt werden müßten. Er wollte die Minister nur auf 6 Jahre gewählt wissen, forderte ihre Verantwortlichkeit und schlug vor, daß ihnen specielle, von den Reichstagen zu erwählende Commissionen an die Seite gesetzt werden möchten. Er betonte nachdrücklichst die Nothwendigkeit einer Eintheilung der Reichstage in Abtheilungen des Kriegs, des Schatzes, der Justiz und der Politik, deren Aufgabe es wäre, dem Reichstage in pleno das bezügliche Material fertig vorzulegen. Nach Ablauf des halbjährigen Reichstags sollte die Hälfte der Mitglieder in ihre Wojwodschaften zurückkehren und dort einen Wojwodschaftsrath bilden, während die andere Hälfte als ein permanenter königlicher Rath bei dem Könige und seinen Ministern zu verbleiben hätte. Er befürwortete nachhaltig die Errichtung einer Appellationsinstanz vom Tribunale und wollte die jährlichen Wahlen der Tribunal-Deputirten cassirt wissen. Schließlich befürwortete er die Anbahnung eines soliden Rechtsverhältnisses für das Landvolk. — Die fast einstimmige Wahl Leszczyński's im J. 1733 zum König war ein Beweis, daß die Gesammtheit den von ihm vorgeschlagenen Reformen ein williges Ohr geliehen hat. Die Intervention Rußlands hat diese Reformen vereitelt. Zwei Seiten der Leszczyński'schen Politik, die innere, welche Reformen bezweckte, und die äußere, welche sich gegen Rußlands Einfluß wandte, befanden sich anfangs im Einklange, dann aber fielen sie auseinander durch die Einmischung Rußlands. Die Czartoryski sollten die Idee der innern Reform aufnehmen, nachdem sie die andere momentan als undurchführbar erkannt haben würden, die Potocki die andere erstreben. Die Czartoryski, die Załuski, deren einer die berühmte Bibliothek zu Warschau gestiftet hat, endlich Konarski, der große Reformator der Schulen und der größte Feind des liberum veto und was daraus folgt, auch der Conföderationen, sie alle müssen als Kinder des Leszczyński'schen reformatorischen Geistes gelten. Für die Bildung der polnischen Jugend überhaupt sorgte Leszczyński aus allen Kräften und lehrte sie die Fehler der Republik erkennen, damit sie an ihrer Besserung arbeiten könnte. Seine wahre Bedeutung, sein Nimbus, muß in die Zeit verlegt werden, wo er, nach dem Tode August's II., als Repräsentant der Bedürfnisse seiner Nation auftrat, wo er Schwiegervater Ludwig's XV. wurde, und wo er von Lothringen aus den Polen mit seinem Rathe diente und der Jugend Polens mit seiner Bildung voranleuchtete. — Er starb erst am 20. Febr. 1766, 89 Jahre alt, an Brandwunden, die ihm eine Entzündung seiner Kleider am Kamin zugezogen hatte.

(L. v. Zychliński.)

LETALITÄT (Tödlichkeit). Die Frage der Tödlichkeit hat vorzugsweise in der gerichtlichen Medicin von jeher eine hervorragende Rolle gespielt, ist aber vom rein wissenschaftlichen Standpunkte aus auch da, wo es sich nicht um Verbrechen, sondern um Erkrankungen, z. B. bei Auftreten von ihrem Wesen nach vielleicht noch wenig bekannten Epidemien, handelt, eine hochwichtige in Rücksicht auf die Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit der dagegen zu ergreifenden Schutzmaßregeln. Die wesentlichste Bedeutung hat aber immerhin die Frage der Tödlichkeit bei Körperverletzungen, und speciell bei solchen von dritter Hand mit oder ohne Absicht der Tödtung ausgeübten, also bei Mord, Todtschlag, Beseitigung Neugeborener, Abtreibung von Leibesfrüchten u. s. w. Nach dieser Richtung hin unterscheidet Gesetz und Wissenschaft zwei Hauptformen der Letalität: die unbedingte und die bedingte. Zu den unbedingt tödlichen Verletzungen gehören in erster Linie solche, wo Zermalmungen und Zerschmetterungen des ganzen Körpers, oder Verletzungen der für die Fortdauer des Lebens nöthigen, aber ihrer Lage nach der Kunsthülfe mehr oder weniger unzugänglichen Organe (Herz, größere Blutgefäßstämme, Lungen, Gehirn, Rückenmark u. s. w.) vorliegen; ferner solche, durch welche ein unaufhaltsamer Erguß von zum Leben unbedingt nöthigen Säften bedingt, oder eine unheilbare Lähmung und

6) «Głos wolny, wolność zabezpieczający» (Ein freies, die Freiheit verbürgendes Wort).

Schwächung des Nervensystems erzeugt wird (Blitzschlag); aber auch das Zusammentreffen mehrerer, an sich nicht tödlicher Verletzungen an derselben Person, oder an sich unbedeutender Verletzungen bei mit organischen Fehlern oder allgemeiner Krankheit behafteten Individuen können deren absolute Letalität bedingen. Als zufällig tödliche Verletzungen sind solche zu bezeichnen, welche an sich eine zureichende Ursache des Todes nicht abgeben, sondern deren Tödlichkeit durch Mitwirkung ungünstiger Umstände bedingt wird; als solche sind zu bezeichnen: Mangel rechtzeitiger und schleuniger Kunsthülfe, eventuell gänzliches Unterbleiben solcher, unzweckmäßige chirurgische Behandlung, fehlerhaftes Verhalten des Verletzten u. s. w.

Einen weiteren Bestimmungsgrund bei Beurtheilung der Gefahr und Letalität der Verletzungen bildet naturgemäß die Art der Verletzung, also ob man es im Einzelfalle mit Wunden, Quetschungen, Erschütterungen, Verrenkungen, Knochenbrüchen, Verbrennungen, Erfrierungen u. s. w. zu thun hat, sowie auch deren unmittelbare oder mittelbare Folgen, z. B. Blutungen und andere Entleerungen, Lähmung, Entzündung, Brand u. s. w. Weiter spielt aber auch bei Schätzung der Letalität die Verschiedenheit der verletzten Theile eine wichtige Rolle, z. B. ob bei Kopfverletzungen blos eine Hieb-, Riß- oder Stichwunde der Kopfhaut, oder Bruch des Schädels, Eindrücken desselben, Auseinanderweichen seiner Nähte, oder ob Hirnerschütterung, Bluterguß ins Gehirn, Gehirnwunden, Entzündung und Eiterung des Gehirns und der Hirnhäute vorliegt. Endlich sind auch Lebensalter, Geschlecht, Körperconstitution und Gesundheitszustand des Verletzten, sowie äußere, nach der Verletzung eintretende, aber durch dieselbe nicht erst in Wirksamkeit gesetzte, also zufällige Einflüsse bei Beurtheilung der Letalität nicht außer Acht zu lassen, wie z. B. Klima, Jahreszeit, Luft, Witterung, etwa herrschende epidemische Krankheiten, Art des Transports des Verletzten, sein Aufenthalt, Benehmen und Lebensweise während der Cur, die medicinische und chirurgische Behandlung, sowie die Beschaffenheit des verletzenden Instruments.

Eine besondere Beachtung erheischen endlich diejenigen Verbrechen bezüglich ihrer Letalität, welche nicht durch Ausübung äußerer roher Gewalt, sondern durch Entziehung von Luft (Erstickung, Erwürgung), Nahrungsmitteln (Verhungerung) oder Wärme (Erfrierung), durch Werfen ins Wasser (Ertränkung), durch Hineinstoßen in die Flammen (Verbrennung), endlich solche, welche durch Darreichung von Giften verübt worden sind; auch spielt dann die Frage, ob Mord oder Selbstmord vorliegt, eine beachtenswerthe Rolle. In allen solchen und überhaupt in allen denjenigen Fällen, wo dann bei der Untersuchung des Einzelfalles nur der geringste Zweifel über unbedingte oder nur zufällige Letalität des verübten Verbrechens auftauchen sollte, schreibt das Gesetz die gerichtliche Obduction vor, welche von einer dazu verpflichteten Medicinalperson (Bezirksarzt, Polizeiarzt) unter Anwesenheit des Staatsanwalts oder sonstiger officieller Vertretung der Behörde ausgeführt werden muß. In dem Sectionsprotokolle ist der Befund genau anzugeben und die Bedeutung desselben in Bezug auf die Letalität dem Richter darzulegen. *(Alfr. Krug.)*

LETHARGIE, Schlafsucht, ist ein Zustand wirklicher oder scheinbarer Betäubung und Bewußtlosigkeit, wie solcher bei Nervenkranken, namentlich Hysterischen, in sehr verschiedenen Intensitätsgraden, welche sich bis zum Scheintod steigern können, beobachtet wird. Derselbe hat seinen äußeren Symptomen nach manches Verwandte mit anderen psychopathischen Erscheinungen, namentlich der Katalepsie (Starrsucht), dem Somnambulismus und Hypnotismus, und ist in der That auf annähernd gleiche psychische und somatische Ursachen zurückzuführen, von denen letztere bei frischen Fällen zwar die Hauptrolle spielen, während bei längerer Dauer die psychische Seite der Erkrankung mehr in den Vordergrund tritt.

Die gewöhnliche nervöse Lethargie, welche bei Hysterischen oder auch bei durch anderweite Nervenkrankheiten Herabgekommenen beobachtet wird, beschränkt sich meist auf einen mehr oder minder lang dauernden Zustand von Schlafsucht (Somniatio), während dessen aber die Functionen der Athmung, des Blutkreislaufs, wohl selbst der übrigen Körperorgane ihren ruhigen, wenn auch äußerlich weniger scharf erkennbaren Fortgang nehmen. In einzelnen Fällen aber steigert sich dieser Zustand bis zu einem Grade, wo selbst diese Functionen scheinbar aufhören und der Betreffende das Bild eines Todten vortäuscht (Scheintod), und dessen längere Dauer, wenn nicht rechtzeitig und mit den rechten Mitteln ärztlicherseits eingegriffen wird, allerdings zu wirklichem Tode führen kann, obschon auch Fälle bekannt geworden sind, wo eine solche todtenähnliche Schlafsucht eine längere Dauer — bis zu 6 Wochen (Hufeland) — hatte, ohne mit wirklichem Tode zu enden. In den gewöhnlichen Fällen bei noch deutlich wahrnehmbarem Athmen, Herz- und Pulsschlag wird es daher genügen, die Lethargischen in ihrem Bett zu lassen und durch zeitweiliges Beibringen von Nährstoffen und Belebungsmitteln (Essigäther), vielleicht auch durch Application äußerer Reizmittel (Senfteige) anregend zu wirken; als Belebungsmittel bei wirklichem Scheintod spielt schon seit dem vorigen Jahrhundert die Elektricität eine bedeutsame Rolle, ein Verfahren, welches bei den eminenten Fortschritten, welche die Heilkunde der Jetztzeit gerade auf dem Felde der Elektrotherapie zu verzeichnen hat, gegenwärtig nicht nur als Belebungsmittel, sondern auch als unentbehrliches diagnostisches Hülfsmittel für Constatirung von Leben oder Nichtleben im Einzelfalle eine höchst bedeutsame und nicht zu unterschätzende Rolle spielt. *(Alfr. Krug.)*

LETHE (*Λήθη*, die Vergessenheit) kommt bei Hesiod (Theog. 227) als blasse Personification unter den schlimmen Kindern der Eris vor und wird hier mit Rücksicht auf den danebenstehenden *Πόνος* erklärt als das undankbare Vergessen, welches einem mühevoll ringenden Leben zuletzt zutheil wird. In ähnlichem Sinne wurden später die Chariten (als Göttinnen des Dankes gefaßt) Töchter der Lethe genannt; denn «alter Dank schläft», sagt Pindar (Schol. Il. 14, 276). — Lange

nach der homerischen Zeit finden wir Lethe als Quelle und Fluß in der Unterwelt, aus welchem die Seelen der Verstorbenen nach ihrer Ankunft im Hades, sowie auch diejenigen Seelen, welche nach orphischer Lehre aus dem Hades wieder ins Leben der Oberwelt zurückkehrten (*Verg.* Aen. 6, 705. 715), Vergessenheit des vergangenen Lebens tranken. Zuerst kommt für uns diese Lethe vor in einem (jedoch angezweifelten) Epigramm des Simonides, Anth. Pal. 7, 25, 6, dann bei *Aristoph.* Ran. 186, einem dramatischen Dichter bei *Plut.* cons. ad Apoll. c. 15, *Plat.* rep. 10, p. 621, und danach bei Griechen und Römern häufig. Auch in dem Bereiche des Schlafgottes, der in Orph. hymn. 84, 8 ein Bruder der Lethe und des Todes heißt, spielt Lethe eine Rolle; in der Grotte, in welcher er wohnt, fließt ein aus tiefstem Felsen quellender Bach der Lethe und ladet durch sein Gemurmel zum Schlafe ein (*Ovid.* Met. 11, 603; vgl. *Verg.* Aen. 5, 854). — Zu Lebadeia waren in dem heiligen Bezirk des Trophonios ganz nahe beieinander zwei Quellen, die eine Lethe, die andere Mnemosyne (Erinnerung) genannt, aus welchen die Orakelsuchenden, bevor sie in die Orakelhöhle des Trophonios hinabstiegen, trinken mußten, damit sie alles Vergangene vergäßen und sich dessen, was sie in der Weissagehöhle sehen würden, erinnerten (*Paus.* 9, 39, 7).

(H. W. Stoll.)

LETHRUS Scopoli, eine Gattung der Blatthornkäfer (Lamellicornia) mit dem Mistkäfer Geotrupes, mit Bolboceras u. a. zu der Familie der Geotrupiden gehörig (Hinterleib mit sechs freien Abdominalsegmenten, Epimeren des Metathorax frei, elfgliedrige Fühler). Die Gattung ist durch vollständig getheilte Augen, vorn ausgeschnittene Oberlippe, stachelig-borstige Außenlade des Unterkiefers, einen Hornhaken an der Spitze der Innenlade, vorn abgestutztes Kinn, ein breiteres Halsschild als die Flügeldecken, sehr kurzen Bauch und eirunden Körper und besonders noch dadurch ausgezeichnet, daß die beiden letzten Fühlerglieder in dem drittletzten abgestutzten Gliede eingelassen sind (daher der Name Zwiebelhornkäfer). Das Männchen hat an der Unterseite der Oberkiefer einen großen, abwärts gerichteten, zangenförmigen Fortsatz. Die einzige auch in Deutschland vorkommende Art, L. cephalotes *Fabr.* lebt in trockenen Sandgegenden des östlichen Europa in Erdlöchern um Pflanzenwurzeln und in trockenem Mist, und wird namentlich dem Weinstock dadurch schädlich, daß er an den Reben emporsteigt, junge Triebe, Knospen abschneidet und dieselben in seine Erdlöcher zieht, wahrscheinlich zur Nahrung für die Brut. Berichte über den von ihm (dem «Rebenschneider») verursachten Schaden sind besonders aus Ungarn bekannt geworden. *(J. Victor Carus.)*

LETITSCHEW, Kreisstadt im russischen Gouvernement Podolien, 148 Kilom. nordöstlich von Kamenez-Podolsk an der Mündung des Wolk in den Bug, mit 2 griechischen, 1 römisch-katholischen Kirche, 1 Synagoge, 4 jüdischen Bethäusern und (1885) 7342 Einwohnern, wovon die Hälfte Juden, ferner gegen 900 Katholiken sind. Industrie und Handel sind unbedeutend. — Die Stadt entstand um 1446 und hatte viel von den Tataren und in den Kosakenkämpfen zu leiden. Schon zur Zeit der Polen war Letitschew die Hauptstadt eines Kreises, zu Rußland kam es 1793 und ist seit 1795 Kreisstadt.

Der Kreis Letitschew liegt im nördlichen Theil des Gouvernements Podolien und grenzt an das Gouvernement Wolhynien. Sein Flächenraum beträgt 2584 Quadratkilom. mit 122,519 Einwohnern. *(T. Pech.)*

LETO (*Λητώ*, lateinisch Latona), Tochter des Koios und der Phoibe, Schwester der Asterie, eine Titanin (*Hes.* Theog. 406). In solcher Verwandtschaft steht sie mit himmlischen Lichtwesen in Verbindung; denn Koios (gleich coelum) bedeutet das Himmelsgewölbe, oder (von *καίω* abgeleitet) den Brennenden, Phoibe ist die Strahlende, Asterie der Sternenhimmel, Leto selbst aber die Dunkele, die Verborgene (von *λαθεῖν*), die Nacht, «eine stets milde Göttin in dunklem Gewande» (Hesiod), welche dem Zeus, dem höchsten Himmelsgotte, wieder zwei herrliche Lichtwesen, Apollon und Artemis, gebiert (*Hes.* Theog. 918). In dem apollinischen Religionskreise war sie von Anfang an die rechtmäßige Gattin des Zeus, bei Hesiod die letzte Gattin desselben vor Hera, hochgeehrt im Olympos, *Διὸς κυδρὴ παράκοιτις*, Od. 11, 580; vgl. Il. 21, 499; *Hom.* hymn. in Ap. Del. 1—13. Als später Hera allein als die rechtmäßige Gemahlin des Zeus angesehen wurde, galt Leto als eine Nebenfrau desselben, welche von der eifersüchtigen Hera gehaßt und verfolgt ward. Der homerische Hymnus auf dem delischen Apollon erzählt: Als Leto schwanger ging, irrte sie in allen Landen umher, und keines wagte ihr eine Stätte zur Geburt zu gewähren, weil sie sich vor dem gewaltigen Gotte, den sie gebären würde, fürchteten, bis endlich Delos sie aufnahm. Hier gebar sie denn den Apollon am Kynthosberge. Neun Tage lang hatten die Wehen gedauert, weil Hera die Eileithyia im Olympos zurückhielt; denn sie wußte, daß Leto einen herrlichen, starken Sohn gebären werde. Artemis war nach V. 16 schon vorher in Ortygia, d. i. Rheneia, oder im Hain bei Ephesos (?), geboren. — Ueber die Geburtsstätte des Apollon und der Artemis waren die Angaben sehr verschieden; doch zuletzt wurde Delos als solche allgemein von den Griechen anerkannt. Der homerische Hymnus begründet den Haß der Hera gegen Leto durch den Neid wegen des bevorstehenden Muttergliicks; sonst aber wird gewöhnlich die eheliche Eifersucht der Hera als Grund ihres Hasses und der Verfolgung der Schwangeren angegeben, und diese Verfolgung, die sie entweder selbst oder durch andere, wie Ares oder den Drachen Python, betreibt, setzt sich nach manchen Sagen auch noch nach der Geburt gegen Leto und ihre Zwillingskinder fort. Als aber die Kinder in Kraft erwachsen sind, schützen und rächen sie die geliebte Mutter bei jeder Verunehrung und jedem Angriff; das erfuhr Niobe (Il. 24, 605; *Ovid.* Met. 6, 148 fg.) und der Riese Tityos, der die ehrwürdige Leto frevelhaft angriff, als sie durch Panopeus nach Delphi ging; er ward von den Pfeilen des Apollon (und der Artemis) erlegt und büßt für seine Unthat im Hades (Od. 11, 576; *Paus.* 3, 18, 15). Leto stand

immer mit ihren beiden Kindern in engster Verbindung und wurde gewöhnlich mit denselben gemeinsam in deren Heiligthümern hoch verehrt. Dies war auch in Rom seit der Einführung des apollinischen Cultus der Fall.
(H. W. Stoll.)

LETRONNE (Jean Antoine), französischer Alterthumsforscher, der Sohn eines unbemittelten Künstlers in Paris, wurde daselbst am 25. Jan. 1787 geboren. Von seinem Vater in dem Atelier von David angebracht, besuchte er, da er eine überwiegende Neigung für die Wissenschaften zeigte, darauf zuerst die Polytechnische Schule, dann das Collège de France. Infolge des Todes seines Vaters konnte er aber in diesem Institute seine Studien nicht fortsetzen und so nahm er ein ihm gemachtes Anerbieten, bei geographischen Arbeiten hülfreiche Hand zu leisten, mit Freude an. Nachdem er mehrere Jahre hindurch unter eifrigsten Studien mit Anstrengung und mit Erfolg dieser Beschäftigung sich gewidmet, dabei auch eine wesentliche Unterstützung gefunden, konnte er von 1810 bis 1812 eine größere wissenschaftliche Reise durch Italien, die Schweiz und Holland unternehmen. Nach seiner Rückkehr hatte er das Glück, im Laufe der Zeit mehrere Aemter und Würden zu erlangen, namentlich die Professur der Geschichte und Archäologie an dem Collège de France und die Direction der damals königlichen Bibliothek, 1840 die Oberaufsicht über die Archive Frankreichs, später die Administration des Collège de France. Besonders in der letzteren Stellung nahm er mit dem glücklichsten Erfolg seine früheren Studien wieder auf, und viele wichtige Punkte der Archäologie, der Numismatik, der alten Geschichte und der alten Geographie haben infolge seiner unermüdlichen Forschungen theils Aufklärung, theils Berichtigung gefunden. Er starb zu Paris am 14. Dec. 1848. Letronne's Hauptwerke, die seinen Namen in der Alterthumswissenschaft bewahren, sind die «Recherches pour servir à l'histoire de l'Égypte pendant la domination des Grecs et Romains» (Paris 1823), der «Recueil des inscriptions grecques et latines de l'Égypte» (Bd. 1 und 2, 1842—48, mit Atlas, fortgesetzt von Brunet de Presle), und die «Diplomes et chartres de l'époque Mérovingienne sur papyrus et sur velin» (1844, Fol.). Minder umfängliche Arbeiten sind: «Essai critique sur la topographie de Syracuse» (1813); «Recherches geographiques et critiques sur le livre de mensura orbis terrae composé par Dicuil» (1814); «Observations critiques et archéologiques sur l'objet des représentations zodiacales qui nous restent de l'antiquité» (1824); «Considérations sur l'évaluation des monnaies grecques et romaines» (1817); «Tabulae octo numorum, ponderum, mensurarum apud Romanos et Graecos» (1825); «Materiaux pour l'histoire du christianisme» (1833), und «La statue vocale de Memnon» (1833); die aus einer Handschrift der königlichen Bibliothek wiederhergestellten «Fragments des poèmes géographiques de Scymnus de Chio et du faux Dicéarque» (1840). Sein «Cours élémentaire de géographie ancienne et moderne» (1814) ist wiederholt aufgelegt worden. Eine Sammlung seiner Werke, veranstaltet von Fagnan, ist in sechs Bänden erschienen (Paris 1881—85).

Vgl. Egger, «Sur la vie et les travaux de Letronne» (im «Journal d'instruction publique» 1848); Walckenaer, «Éloge de Letronne» (in «Recueil de notices historiques», Paris 1850). *(W. Cramer.)*

LETTE (Wilhelm Adolf), preußischer Staatsbeamter, besonders durch seine Arbeiten über Landescultur ausgezeichnet, wurde geboren am 10. Mai 1799 in Kienitz in der Neumark als Sohn eines freisinnigen Domänenpächters, besuchte das Gymnasium zum Grauen Kloster zu Berlin, bezog 1816 die Universität Heidelberg, wo er die Rechte sowie Staatswirthschaft und Philosophie studirte, und setzte dann sein Studium in Berlin und Göttingen fort. Nach dem Wartburgfeste in die sogenannten demagogischen Untersuchungen verwickelt und zum Ausschlusse vom preußischen Staatsdienste verurtheilt, verweilte er dann einige Zeit auf dem Gute seines Vaters. Vorzugsweise beschäftigte er sich mit der agrarischen Gesetzgebung, wozu ihm der Aufenthalt auf dem väterlichen Gute hinlängliche Gelegenheit und Anregung bot. Seine Erfahrungen, besonders über die Ablösungsverhältnisse, legte er in einer Druckschrift nieder, welche die Aufmerksamkeit des Vicepräsidenten des Oberappellationsgerichts von Diederichs erregte und Lette's Wiederzulassung zum Staatsdienst bewirkte. Zuerst wurde er bei dem Gericht in Frankfurt a. O. angestellt, 1825 Assessor zu Soldin, 1835 Oberlandesgerichtsrath in Posen, 1839 Director der Generalcommission in Soldin, 1845 Präsident des neu errichteten Revisionscollegiums für Landesculturſachen und Geheimer Oberregierungsrath im Ministerium des Innern und zugleich Mitglied des Staatsraths. In dieser Stellung widmete er seine ganze Kraft den ländlichen Verhältnissen im Geiste jener Freiheit, welchem Preußen seine Erhebung aus tiefem Fall verdankt. Man kann es als eine Art Vorherbestimmung betrachten, daß sein Vater der erste Gutsbesitzer in der Neumark war, welcher gleich nach Veröffentlichung des Regulirungsedicts vom September 1811 den Bauern Dienstfreiheit und Eigenthum verlieh, wobei der Sohn Fürsprecher und Vermittler ihrer Wünsche war. Von demselben Streben beseelt, setzte Lette das Dismembrationsgesetz durch, sowie er eine ganze Reihe wohlthätiger Veränderungen im Gebiete der landwirthschaftlichen Gesetzgebung veranlaßte, sodaß er großen Einfluß auf diesen wichtigen Theil der Verwaltung übte. Neben seinen Berufsgeschäften entwickelte er noch eine große sociale Thätigkeit in der Begründung, Einrichtung und Führung gemeinnütziger Vereine. Schon im J. 1841 stand er dem landwirthschaftlichen Centralverein in Frankfurt a. O. vor, dessen Verbreitung und Belebung hauptsächlich sein Werk war und dem er bis 1849 als Vorsitzender angehörte. Im J. 1848 war er Mitglied des Frankfurter Parlaments, 1852—58 Mitglied der Zweiten preußischen Kammer, wo er namentlich für Befreiung der Landgemeinden von der gutsherrlichen Bevormundung sprach. Im J. 1854 wurde er wegen seiner oppositionellen Haltung in der

Kammer als Mitglied des Staatsraths und des Landes-Oekonomie-Collegiums entlassen. An der Bildung der landwirthschaftlichen Provinzialvereine für die Provinz Brandenburg und des landwirthschaftlichen Vereins für den Regierungsbezirk Potsdam hatte er den wesentlichsten Antheil. Unter seiner Mitwirkung trat ferner der Verein zur Beförderung des Seidenbaues in der Mark Brandenburg ins Leben, welcher besonders die Lage der Landschullehrer verbesserte. Ferner war er viele Jahre Vorstand des Centralvereins für das Wohl der arbeitenden Klassen, Begründer eines Vereins zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts (Lette-Verein), Vicepräsident des internationalen Wohlthätigkeitscongresses, Vorsitzender im Ausschusse des Congresses deutscher Volkswirthe. Auch am Pestalozziverein und an andern Vereinen für Volksbildung betheiligte er sich. Er starb am 3. Dec. 1868 in Berlin. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: «Beleuchtung der preußischen Ehegerechtsreform» (Frankfurt a. O. 1842); «Die ländliche Gemeinde- und Polizeiverfassung in Preußens östlichen und mittlern Provinzen» (Berlin 1849); «Die Gesetzgebung über Benutzung der Privatflüsse und Bewässerung von Grundstücken» (Berlin 1853); «Die Verfassungszustände in Preußen» (Berlin 1857); «Die Reform der Kreisordnung und ländlichen Polizeiverfassung» (Berlin 1867); «Die Reorganisation der Staats- und Selbstverwaltung in Preußen» (Berlin 1868); «Das landwirthschaftliche Credit- und Hypothekenwesen (2. Aufl., Berlin 1864); mit Rönne «Die Landescultur-Gesetzgebung des preußischen Staats» (4 Bde., Leipzig 1853—55).

(William Löbe.)

LETTEN, ein Volk an der Ostsee, welches eigentlich «Lettigaller» heißt: «Lethos qui proprie dicuntur Lethigalli» (Chronist Heinrich, X, 3) und 1888 fast die ganze Landbevölkerung von Südlivland, polnisch Livland (Gouvernement West-Witebsk), Kurland und der kurischen Nehrung Preußens ausmachte, waren, als die Deutschen im 13. Jahrh. sie gewissermaßen erst entdeckten, ein kleines, von ihren Nachbarn, den Liven und Esten, unterdrücktes (Chronist Heinrich, XII, 6), von den Russen zum Theil unterjochtes (Chronist Heinrich, XI, 9), zum Theil denselben tributpflichtiges Völkchen (Nestor, herausgegeben von Schlözer, Göttingen 1802, II, 30), mit deutscher Hülfe aber bald das an Kopfzahl stärkste, wohlhabendste und gebildetste Stammvolk der drei Baltischen Provinzen. Im J. 1208 bewohnten die Letten, circa 20,000 an der Zahl, nur den Südosten Livlands, etwa 200 Quadratmeilen, dagegen 1888, nachdem im Verlauf der Jahrhunderte mit deutscher Hülfe alle Selonier, Semigaller, Liven (s. d.) und fast alle Kuren (s. d.) bereits lettisirt waren, umfaßte dieser letto-litauische Sprachstamm beinahe $1^1/_2$ Mill. sogenannter Letten, auf circa 1300 Quadratmeilen. — Erst als die Deutschen den Letten 1208 das Christenthum anboten, bedachten sich die Russen und thaten desgleichen, die Letten aber zogen den Glauben der Deutschen vor. Während die Russen alle unterjochten Völker, welche ihren Glauben annahmen, von jeher russificirten, befreiten die Deutschen das Lettenvolk vom Russenjoche und germanisirten sie nicht. Die Letten, seit 1208—28 durch die Lettenapostel Alobrand und Heinrich den Chronisten zum Christenthum bekehrt, kämpften treu auf deutscher Seite gegen die Esten (seit 1209), Russen (seit 1218), Litauer und Semigaller (seit 1228), Kuren (seit 1242) u. s. w. Ihr Land zerfiel in 5 Provinzen: 1) Tolowa mit den Burgen Bewerin am Aestijerw (d. h. Estensee = Burtneck-See) und Sotekle. Die Provinz lag zwischen der Ymera (Sedde) und der Goiwa (livländischen Aa) bis zur russischen Zinsburg Kes (lettisch Zehsis, livisch Wendu, estnisch Wenno-lin = Russenstadt, deutsch Wenden); umgrenzt war diese Provinz im Westen vom livländischen Kreis Ydumäa, im Norden vom estnischen Kreis Sakkala und bewohnt von den echten oder Tolowa-Letten, welche 1214 ihre Seniores: Rameke, Waribule und Drivinalde nach Treiden sandten und versprachen, dem christlichen Glauben und der deutschen Herrschaft treu zu bleiben, wenn die Deutschen sie in Friedens- wie zur Kriegszeit gegen ihre Todfeinde, die Kreews (Russen) und Iggaunis (Esten), schützen wollten. Darauf wurden die Letten durch die Deutschen vom Tribut des russischen Fürsten von Polotzk befreit (Chronist Heinrich, XI, 7). 2) Trikatua mit der Burg gleichen Namens, welcher Ort (Trikaten) noch existirt. Diese Provinz wurde in einem ungleichen Viereck von der Goiwa umschlossen und lag im Südosten von Tolowa. 3) Autine, südlich von Trikatua, von der Quelle der Goiwa bis zur Wogene (Oger), mit der Burg Alene. 4) Sessowe, östlich von der Wogene bis zur Eusta (Ewst), südlich bis zur Daugawa (Düna), wo an der livisch-lettischen Grenze die russische Zinsburg Kokenoise (Kokenhusen) stand, mit den Burgen: Zerdene und Sessowe (= Zesten und Seßwegen). 5) Adsel (oder Adzudene), nördlich von Sessowe, zwischen der Ewst und der obern Goiwa, welche die Provinz im Westen, Norden und Osten umgrenzten, mit den Burgen Adsel und Druwene. Diese 5 Provinzen wurden 1212 in 3, 1224 in 2 Kreise: Tolowa und Adsel, getheilt und mit dem Collectivnamen: «Lettigallia» (Chronist Heinrich, XII, 6) oder «Letgola» (Nestor a. a. O.), d. h. Lettland, bezeichnet. Zum größten Theile wurde es von den Lettigallern bewohnt, welche sich von den reinen Tolowa-Letten dadurch wesentlich unterschieden, daß sie sich leichter mit anderen Stämmen mischten und somit viele fremde Sprachelemente aufnahmen. Infolge dessen nannten die Tolowa-Letten, welche eine Art Patricierthum bildeten und gegen Mischehen wie für Reinheit ihrer Sprache eintraten, sich «Sensis», die entarteten Lettigaller aber «Pamalli» oder «Malleneeschi»; jetzt nennen die Letten und Lettigaller, wie die ihnen verwandten Völker Kurlands, Semigaller und Selonier, welche nur dialektisch verschieden sind, sich «Latweeschi» und ihr Land «Latweeschu» oder «Latwjusemme», d. h. Lettland. Dieser Begriff fällt aber mit Livland noch nicht zusammen, da der größere, nördliche Theil (418,16 Quadratmeilen) von Esten bewohnt wird, gegen welches Volk seit 1209 die Sprachgrenze zu Gunsten der Letten sich nur wenig verschoben hat. Sie nennen daher Livland «Wid-semme»

(Mittelland), während das eigentliche Estland «Iggaunu-semme» und das von ihnen lettisirte Kurland «Kur-semme» genannt wird, obgleich von den Letten die lettisirten Kuren «Tamneeki» (verächtlich: die schlecht lettisch reden) genannt werden. Diese lettisirten Kuren weichen, nach Bielenstein's Sprachkarte (vgl. J. Döring, «Ueber die Herkunft der kurländischen Letten», Mitau 1881) dialektisch von den lettisirten Liven Livlands ab. Die sogenannten Letten der kurischen Nehrung Preußens dagegen sind historisch nachweisbar alte «Kuren» gewesen, die sich aus kurischen Ueberläufern, dann als lettisirte Kuren (Tamen) bis zur Aufhebung der Leibeigenschaft in Kurland 1817 ersetzten (vgl. B. Diedrichs: «Die kurische Nehrung und die Kuren in Preußen»; im «Magazin, herausgegeben von der lettisch-literärischen Gesellschaft», Bd. 17, Mitau 1883, S. 49 fg.). Noch 1888 war ein großer Unterschied zwischen den echten Letten und den lettisirten Kuren und Liven bemerkbar, indem die letzteren, wie ihre einstigen Brüder, die Esten und Finnen, in Dörfern beisammen wohnen, während die Letten (Lettigaller, Semigaller und Selonier) in einzeln liegenden Gehöften inmitten ihrer Ländereien ihre Wohnsitze von alters her aufschlagen. Diese Gewohnheit erleichterte die Lettisirung der durch Krieg und Pest zum Theil entvölkerten Gegenden wesentlich, und dieser Gewohnheit leisteten die Deutschen Vorschub, da die Letten williger, arbeitsamer, ehrlicher und friedliebender waren als die Liven und Kuren. Dazu kam noch die gute Sitte des Minoratsrechts, indem nur der jüngste Sohn des Vaters Erbe (Wohngehöft und Grundstück) antreten durfte, während die älteren Brüder bei des Vaters Lebzeiten sich neue Wohnplätze suchen mußten. Auf diese Weise war allmählich aber stetig die Lettisirung angebahnt, welche nach Einführung der Reformation durch die Wahl der lettischen Sprache für Kurland und Südlivland in Kirche und Schule im großen Stile wesentlich ihren Abschluß fand. Seitdem gehören die Letten der lutherischen Kirche an, mit Ausnahme eines Bruchtheils im Gouvernement West-Witebsk, welche zur Zeit der Polenherrschaft zur römisch-katholischen Kirche, und einiger tausend Letten in Liv- und Kurland, die in den vierziger und achtziger Jahren des 19. Jahrh. zur griechisch-katholischen Religion übertraten und deren Zahl sich jetzt (1888) auf 150,000 belaufen soll; indessen machte sich bald, was Bildung und Wohlstand anbelangt, ein bedeutender Unterschied zu Gunsten der lutherisch gebliebenen Letten bemerkbar. Obwol die Germanisirung viel leichter gewesen wäre, als die Lettisirung, so waren doch die Deutschen zu stolz, deutsch zu lehren und lernten lieber selber lettisch. Noch mehr, die Deutschen machten aus dem kleinen Lettenvolke die numerisch stärkste Nation im baltischen Lande. Sie waren es auch, welche die lettische Sprache zuerst grammatikalisch wie lexikalisch feststellten (s. Litauische Sprache). Ebenso waren es die Deutschen, welche die alten lettischen Sitten und Gebräuche, wie dieselben aus ihren Volksliedern und Märchen hervorgehen, der Mühe werth hielten zu sammeln (vgl. G. F. Büttner, «Der Letten Lieder und Balladen», Mitau 1844; K. Ulmann, «Lettische Volkslieder», Riga 1874, und dazu E. Winkelmann, «Bibl. Liv. hist.», 2. Aufl., die Literatur über: «Sitten und Gebräuche der Letten»). — Die erst durch Peter den Großen sanctionirte Leibeigenschaft in den baltischen Provinzen wurde auf Initiative der livländischen Ritterschaft 1819 nach dem Vorgange Deutschlands aufgehoben, während die große Völkerbefreiung von 1813 für die rein russischen Gouvernements culturhistorisch bedeutungslos vorüberging. Ebenso war die westeuropäische Bewegung von 1848 infolge der Bemühungen der Deutschen im baltischen Lande von segensreicher Bedeutung für die Letten, indem die Fronverhältnisse in Geldpachten umgewandelt wurden, während wieder in den rein russischen Gouvernements zu Gunsten der Leibeigenen nichts geschah. Vor allem war es aber die Agrargesetzgebung von 1860, welche die wirthschaftliche Emancipation des Bauernstandes gewährleistete, sowie die Landgemeinde-Ordnung von 1866, welche den Bauern (Letten und Esten) die communale Selbstverwaltung ihrer Kirchen und Schulen übertrug. — Seit dieser Zeit ist der Wohlstand der Letten rapid gestiegen und sie besaßen 1883 bereits über 30,000 Bauernhöfe und einige Rittergüter erb und eigen, welche zusammen einen Werth von 60—90 Mill. Rubel repräsentirten. In Anbetracht dieser Thatsache allein ist schon der Lette, gegen den russischen Bauern gehalten, reich zu nennen, denn restirende Kronschulden existiren im baltischen Lande nicht, während in den rein russischen Gouvernements der Staat sich oft veranlaßt sieht, Millionen und aber Millionen Rubel zu streichen. Ebenso sind die Letten im baltischen Lande viel gebildeter als die russischen Bauern (inclusive der Letten in West-Witebsk), indem sie fast alle (95 Proc.) zu lesen und zu schreiben verstehen und circa 1880 Gemeinde-, 180 Kirchspielschulen und 4 Lehrerseminare besitzen, welche meist von den deutschen Gutsherren gegründet, aber auch von den Gemeinden selbst unterstützt werden, jedoch seit 1887 wegen der Russificirung der Staatsgewalt untergeordnet wurden. Mit den deutschen Bauern Ostpreußens und Mecklenburgs verglichen, haben die Letten ökonomisch und finanziell viele Vortheile voraus und verfügen über ein baares Kapital in Banken, in au porteur lautenden Werthpapieren und Gesinde-Inventar, welches über 150 Millionen Rubel geschätzt werden kann. Alles das verdanken die Letten aber der deutschen Erziehung zur Arbeitsamkeit, Sparsamkeit, Mäßigkeit und Ehrlichkeit. Neben der durch ihre wissenschaftlichen Arbeiten (in deutscher Sprache u. d. T. «Magazin») bekannten Lettisch-literärischen Gesellschaft gibt es nahe an tausend rein lettische Gesellschaften und Vereine, namentlich Gesangvereine (vgl. Zinse, Lettische Lieder mit Volksmelodien u. d. T. «Laukapukes» = Feldblumen). Die Letten besaßen 1883 bereits 13 wöchentlich erscheinende lettische Zeitungen und in Riga einen großen Verein mit einem lettischen Theater. Von den Esten unterscheiden sich die Letten vortheilhaft nicht nur in ihrer Kleidung, Arbeitsart und Wohnung, sondern auch in ihrer Physiognomie und ihrem Charakter: sie sind leichtlebiger, wohlwollender, fröhlicher und intelligenter als die Esten, und hatten bis zum J. 1883, ob-

gleich in ihren Schulen die russische, nicht die deutsche Sprache obligatorisch ist, dennoch das Bestreben deutsch zu lernen, um einer möglichst hohen Cultur theilhaftig zu werden. — Vgl. «Heinrich von Lettlands Livländische Chronik», herausg. von A. Hansen (Leipzig 1853); P. Einhorn, «Historica lettica» (Dorpat 1649; neue Ausgabe, Riga 1857); C. Watson, «Ueber den lettischen Volksstamm» (Mitau 1822); P. Köppen, «Die Bewohner Kur- und Livlands» (Petersburg 1847); F. von Jung-Stilling, «Beitrag zur livländischen Agrarstatistik» (Riga 1881), in dessen «Materialien zur Kenntniß der livländischen Bauernverhältnisse» (Riga 1883). *(P. Th. Falck.)*

LETTENKOHLE, unreine thonige Kohle, der untern Keuperformation (s. d.) angehörig, stellenweise mit wohlerhaltenen Pflanzenüberresten, von denen Equisetum arenaceum, E. columnare, Taeniopteris vittata, Voltzia heterophylla, Pterophyllum die charakteristischsten Formen sind. Die Lettenkohle bildet geringe Flötze an manchen Orten Thüringens und Frankens, z. B. bei Weimar, Arnstadt, Kissingen, ferner bei Siewierz in Polen, wo drei Flötze von 30—50 und 80 Zoll Mächtigkeit abgebaut werden. Nach ihrem Vorkommen bezeichnet man die untere Etage des Keupers als Lettenkohlengruppe. *(E. Geinitz.)*

Lettische Sprache, s. Litauische Sprache.

LETTRES DE CACHET. Im Gegensatze zu den Lettres patentes der Könige von Frankreich, die sich an alle richteten, wurden von ihnen an bestimmte Personen Briefe gerichtet, die so gesiegelt waren, daß man sie ohne Erbrechung des königlichen Siegels nicht öffnen konnte; man nannte sie darum Lettres closes. Entweder ergingen sie im Namen und mit der Unterschrift des Monarchen, der darin in der ersten Person sprach und mit den Worten schloß: «Sur ce je prie Dieu, qu'il vous ait dans sa sainte et divine garde», oder in seinem Auftrage mit den Anfangsworten «De par le Roi. Il est ordonné à x. x.» und von einem Minister unterzeichnet. Diese Form der Lettres closes besaßen alle Befehle an Behörden und Individuen, Verweisungen aus Land und Stadt, oft auch Verhaftsbefehle.

Im 14., 15. und 16. Jahrh. wurden wiederholt durch Edicte Lettres closes verboten, die in die Justizverwaltung oder in die Freiheit der Unterthanen eingriffen. Unter dem Namen Lettres de cachet erscheinen sie zuerst in der berühmten Ordonnanz von Orleans von 1561. Schon die Guise benutzten sie gerne für ihre Zwecke und Richelieu machte davon sehr ausgiebigen Gebrauch, wobei ihm der Pater Joseph an die Hand ging; Mazarin befolgte dies Vorbild. Damit die Polizei jederzeit im Stande sei, den Monarchen und Ministern mißliebige oder gefährliche Individuen zu verhaften, erhielt der Generallieutenant der pariser Polizei einen Vorrath in blanco ausgefertigter, vom König unterzeichneter Lettres de cachet, die er nur auszufüllen brauchte. Auf diese Weise brachten die Minister ihre Gegner ins Gefängniß, ohne daß die gesetzlichen Gerichte etwas dabei mitzusprechen hatten; eine Reihe Gefängnisse erhielten nur Gefangene auf Lettres de cachet hin, öffneten und schlossen sich nur auf Ordre aus dem königlichen Cabinet, und die Register des Cabinetssecretariats zeigen, wie erschreckend groß die Zahl dieser Opfer war. Bisweilen auch erfolgten solche Verhaftungen, um ein Individuum, an dem König oder Minister besonderes Interesse nahmen, der gewöhnlichen Justiz zu entziehen, waren also ein Act königlicher Gnade; meistens aber dienten sie der Willkür. Wiederholt protestirten die Parlamente gegen die Lettres de cachet, besonders in der 24. Oct. 1648 einregistrirten Ordonnanz, wonach niemand drei Tage ohne Verhör in Haft bleiben dürfe. Ludwig XIV. machte großen Gebrauch von den Lettres de cachet, um seine absolute Macht zu befestigen und unbotmäßige Elemente aus dem Adel und andern Ständen zu beseitigen; durch ein Edict rechtfertigte er 1705 dreist ihren Gebrauch. Noch offener that letzteres Ludwig XV. in dem Circulare, welches er als Antwort auf den Protest der Parlamente gegen willkürliche Verhaftungen 1759 erließ; offen sprach er aus, er bewahre sie für Gelegenheiten, in denen sie zum öffentlichen Wohle oder im Interesse von Familien nothwendig seien. Cardinal Fleury soll 30,000 Lettres de cachet gelegentlich der Bulle Unigenitus unterzeichnet haben. Sehr oft dienten die Lettres de cachet dem Privathasse und den gemeinsten Zwecken. Um ihre Aeltern los zu werden, verschafften sich misrathene Kinder und ebenso umgekehrt vom Minister oder Polizei-Generallieutenant lettres de cachet, Gatten verwertheten sie gegeneinander, Dirnen gegen ungetreue Liebhaber, Feinde schaffte man sich auf diese Art aus dem Wege. Im J. 1779 gab es allein in Paris dreißig Gefängnisse, in die man ohne Urtheil eingesperrt wurde, und eine Masse Klöster diente dem gleichen Zwecke. Der Minister Saint-Florentin gab 50,000 Lettres de cachet aus. Tausende von Unglücklichen sind verschollen, ein Menschenleben galt so wenig. Mirabeau's Vater erwirkte sich 54 Verhaftsbriefe gegen seine Familie. Als Turgot und Malesherbes ins Ministerium traten, gaben sie die Erklärung, sie könnten nur dann annehmen, wenn sie den Inhalt der von ihnen gegengezeichneten Befehle und die Ursache der Verhaftung wüßten; beide forderten die Abschaffung der verhaßten Lettres de cachet, aber ohne Erfolg. Mit grenzenloser Wuth und gestützt auf erschöpfende Kenntnisse griff Mirabeau, ein Opfer der Lettres de cachet, dieselben in der schon 1777 in Angriff genommenen, in Vincennes vollendeten und nach seiner Freilassung im November 1782 in Neufchâtel erschienenen Schrift «Des Lettres de cachet et des prisons d'État» an, die er dem Chef der Geheimpolizei, Lenoir, widmete. In den Cahiers der Stände wurde 1789 fast einmüthig vom Klerus, Adel und dritten Stande, besonders vom ersten und letzten, die Abschaffung der Lettres de cachet gefordert. Ludwig XVI. ließ in der Séance royale vom 23. Juni durch den Großsiegelbewahrer Barentin der Nationalversammlung erklären: die Reichsstände sollten die Mittel vorschlagen, um die Abschaffung der Lettres de cachet mit dem zu vereinigen, was die öffentliche Sicherheit und manchmal die Familienehre (z. B. bei

Verschwendern, Ehebrechern u. s. w.) fordere. Die Regierung hielt also möglichst an der Gelegenheit zu willkürlichem Eingreifen fest und wollte dem Adel zur Beseitigung lästiger Glieder behülflich bleiben. Erst am 15. Jan. 1790 erfolgte die Abschaffung der Lettres de cachet und am 13. März d. J. befahl die Nationalversammlung, alle durch Lettres de cachet Verhafteten sofort in Freiheit zu setzen; hierfür war besonders Robespierre unter dem Rufe eingetreten, es sei besser, hundert Schuldige zu begnadigen als einen Unschuldigen zu bestrafen.

(Arthur Kleinschmidt.)

Letzte Dinge, s. Eschatologie.

LEU (Joseph), ein Führer der Ultramontanen in der Schweiz, wurde am 1. Juli 1800 in Ebersol im Canton Luzern geboren. Von seinen Aeltern einfach, aber streng katholisch erzogen, ward er Landwirth. Obwol ohne höhere Bildung, erlangte er durch seine natürliche Beredsamkeit bald eine einflußreiche Stellung in seiner Gemeinde; dieselbe wählte ihn 1830 in den Verfassungsrath. In Schrift und Wort trat er der liberalen Mehrheit gegenüber. Die neue Verfassung, die nach dem Sinne der Freisinnigen ausfiel, wie die eidgenössische Politik der luzerner Regierung wurden ununterbrochen von Leu angegriffen. Namentlich legte er Protest ein gegen den Anschluß Luzerns an das sogenannte Siebener-Concordat; von diesem verfassungswidrigen «Sonderbund» befürchtete er für die katholische Kirche alles Unheil. Wegen einer beleidigenden Aeußerung gegen die herrschende Partei zog er sich eine zeitweilige Ausstoßung aus dem Großen Rathe zu; doch trat er bereits im J. 1838 wieder in diese Behörde ein und entfaltete nun eine energische agitatorische Thätigkeit gegen die herrschende Regierung. Im November 1839 stellte er im Großen Rath von Luzern den Antrag, von dem Siebener-Concordat zurückzutreten, die Landschulen und das Priesterseminar unter kirchliche Aufsicht zu stellen und die höhere Lehranstalt in Luzern den Jesuiten zu übergeben. Wohl wurden diese Anträge nicht angenommen, aber nur um so energischer arbeitete Leu im Volke für eine Verfassungsrevision. Am 31. Jan. 1841 wurde mit 17,500 Stimmen letztere beschlossen, die Verfassung völlig im klerikalen Sinne Leu's umgeändert und das liberale Regiment zu Falle gebracht: die Schule wurde der Kirche unterstellt, der Staat aller Rechte gegenüber der Geistlichkeit entkleidet, die Preßfreiheit beschränkt; für diese neue Verfassung wurde die Bestätigung des Papstes eingeholt.

Leu stand als Mitglied des Erziehungsraths namentlich dem Schulwesen vor: weltliche Lehrer wurden durch geistliche ersetzt, unabhängige Männer beseitigt, die freisinnigen Zeitungen verboten u. s. w. Jetzt nahm er auch seine Lieblingsidee, die Berufung der Jesuiten nach Luzern, mit erneutem Eifer auf und setzte es durch, daß am 24. Oct. 1844 der Große Rath, allerdings nach heißem Kampfe, seinen Antrag annahm. Durch diese Jesuitenfrage wurde sowol die Tagsatzung, als die ganze Schweiz in Aufruhr versetzt. Da erstere machtlos war, so nahm das Volk die Frage in die Hände. Aber sowol der Freischarenzug vom 7. und 8. Dec. 1844, als derjenige vom 31. März und 1. April 1845 mislangen und das Resultat war, daß die luzerner Regierung mit der größten Rücksichtslosigkeit gegen die Radicalen vorging; die alte Ordnung schien damit für alle Zeit den Sieg davongetragen zu haben. Leu überlebte denselben aber nicht mehr lange; er wurde am 20. Juli 1845 morgens 2 Uhr in seinem Bette durch ein verkommenes Subject, Jakob Müller, erschossen. Den Liberalen, denen man die Urheberschaft des Mordes zuschrieb, konnte eine solche nicht nachgewiesen werden.

Leu war in seinem Leben ein tadelloser Mann von patriarchalischer Einfachheit gewesen. Nicht Ehrgeiz hatte ihn zum Betreten der politischen Laufbahn bewogen, sondern seine Liebe für den katholischen Glauben, die sich bei ihm geradezu zum Fanatismus gesteigert hatte. Ueber den Proceß gegen den Mörder Leu's ist nachzusehen: «Die Criminalprocedur gegen Jakob Müller», vom Verhörrichter Ammann (Zürich 1846); Kasimir Pfyffer, «Meine Betheiligung an der Rathsherr Leu'schen Mordgeschichte» (Zürich 1846); «Die Voruntersuchungsacten» (Zürich 1846); «Die Acten der Criminalprocedur» (Zürich 1847); «Schlußberichte zu den Untersuchungsacten gegen die Mitschuldigen» (Zug 1847, Altdorf 1847).

(G. Tobler.)

LEUBUS, ein ehemals berühmtes Kloster im Kreise Wohlau des Regierungsbezirks Breslau in der preußischen Provinz Schlesien, am rechten Ufer der Oder, wurde 1053 durch Kasimir I., König von Polen und Herzog von Schlesien, für den Benedictinerorden gestiftet, aber seit 1175 die Abtei von Herzog Boleslaw mit Cistercienermönchen besetzt. Im Hussitenkriege wurde 1432 das Kloster zerstört. Die jetzigen imposanten Klostergebäude wurden in den Jahren 1695—1735 errichtet; der darin befindliche schöne Fürstensaal ist mit Fresken des schlesischen Malers Willmann geschmückt und die Klosterkirche reich an Denkmälern hier bestatteter Fürsten. Das Kloster wurde 1810 aufgehoben und in ein Domänenamt verwandelt; in den Oekonomiegebäuden befindet sich seit 1817 ein königliches Landgestüt und 1830 ist hierher auch eine Provinzial-Irrenanstalt verlegt worden.

Das neben dem Kloster liegende Pfarrdorf Kloster-Leubus, mit Post- und Telegraphenamt, zählt (1885) 2057 und der etwas südlichere Flecken Leubus oder Städtel-Leubus 670 meist katholische Einwohner.

(E. Kaufmann.)

LEUCADENDRON, eine von R. Brown aufgestellte Gattung der Proteaceen, welche mit der gleichnamigen Linné'schen nicht identisch ist, da letztere mit Protea zusammenfällt. Die Blüten dieser Brown'schen Gattung sind durch Fehlschlagen zweihäufig, regelmäßig. Bei den männlichen Blüten ist die Blütendecke linealisch, aufrecht oder schwach einwärts gekrümmt, mit etwas verdicktem Saume und bis zur Mitte oder bis zum Grunde getrennten, zurückgekrümmt-abstehenden Zipfeln. Die am Grunde dieser Zipfel festsitzenden Staubbeutel sind läng-

lich oder lineallisch mit einem über die Fächer äußerst wenig verlängerten Mittelbande. Unterständige Schuppen sind 4 lineallische vorhanden, bisweilen fehlen sie aber ganz. Das Fruchtknotenrudiment wird von dem langen Griffel überragt. In den weiblichen Blüten ist die Blütendecke der beschriebenen männlichen ähnlich, die Staubbeutel sind aber leer, der Fruchtknoten ist dagegen ausgebildet, schmal, mit langem Griffel und endständiger, ausgerandeter oder herablaufender Narbe, die einzige Samenknospe ist seitlich angeheftet, doppelläufig. Die Nuß ist häufig breit, mehr oder weniger zusammengedrückt, am Rande stumpf, spitz oder geflügelt.

Hierher gehören in Südafrika einheimische Bäume und Sträucher mit zerstreuten, lederartigen, ungetheilten und ganzrandigen Blättern und zwischen den Deckblättern einzeln sitzenden und an den Spitzen der Zweige zu Köpfchen vereinigten Blüten. Die Blütenköpfchen sind häufig von breiten und gefärbten Hochblättern umgeben, auch die Deckblätter unter den Blüten wachsen zuletzt bedeutend aus, während sie zur Zeit der Blüte sehr klein sind.

Diese Gattung ist zuerst von R. Brown richtig begrenzt und die gleichnamige von Linné aufgestellte mit Protea vereinigt. Salisbury brachte die typischen Arten mit ungeflügelter, verdickter Fruchthülle zu Protea und trennte die Arten mit geflügelter Fruchthülle davon ab, indem er sie Eurys permum und Chasme benannte. Auch die Gattung Gissonia *Salisbury* muß mit Leucadendron vereinigt werden. *(A. Garcke.)*

LEUCANIA, eine von Ochsenheimer benannte Gattung der Eulen (Schmetterlinge), welche Hübner als Heliophila bezeichnet hatte. Sie schließt sich den Rohreulen (Nonagria) eng an, doch fehlt ihr die hornige Stirnplatte; die männlichen Fühler sind ungezähnt; die Taster sind aufsteigend, dicht pelzig behaart oder beschuppt mit deutlichem Endgliede; Flügelspitzen ziemlich scharf; Beine stark behaart; Hinterleib über die Hinterflügel vorragend. Die Gattung ist über alle Welttheile verbreitet; in Europa allein kommen 36 Arten vor. In Nordamerika ist L. unipuncta *Haworth* (L. extranea *Guenée*) besonders bekannt, da ihre Larve, der sogenannte Heerwurm (Army worm) große Verwüstung auf den Feldern anrichtet. Sie erscheint in Zügen von Millionen von Individuen und frißt in unglaublich kurzer Zeit Weizen-, Hafer-, Gerste-, Sorghumfelder bis auf die Stengel rein ab, wie sie auch Wiesen-, namentlich Timotheegras vollständig abweiden. Besonders groß war der Schaden, den die Eule 1861 in den Vereinigten Staaten angerichtet hat und welcher auf 10 Mill. Dollars geschätzt wird. Da der Werth der Ernte an den verschiedenen vom Heerwurm betroffenen Nutzpflanzen sich im J. 1880 auf eine Billion siebenhundert Millionen Dollars belief, so ist jener als geringer Procentsatz erscheinende Verlust wohl verständlich. Nächst 1861 waren 1875 und 1887 böse Heerwurmjahre. Bei der Zerstörung helfen parasitische Insekten dem Menschen, namentlich eine Fliege, Nemoraea leucaniae und mehrere Schlupfwespen, unter denen Microgaster militaris die wirksamste ist. Vgl. Riley in: «Third Report of the U. S. Entomological Commission Washington» (1882). *(J. Victor Carus.)*

LEUCEA, eine nur 2 Arten umfassende, von De Candolle aufgestellte Gattung der Compositen und zwar der Cynareen mit folgenden Merkmalen: Köpfchen gleichehig mit nur hermaphroditischen fertilen Blüten. Hüllkelch eiförmig oder fast kugelig mit mehrreihigen, am Grunde dachziegelig sich deckenden Deckblättchen, von denen die innersten aufrecht, an der Spitze verschmälert und trockenhäutig, die übrigen allmählich kleiner und mit endständigen, breiten, zuletzt geschlitzten Anhängseln besetzt sind. Der Blütenboden ist dicht deckblätterig-borstig. Die Blumenkronen sind regelmäßig oder ein wenig schief, mit langer dünner Röhre und etwas erweitertem, fünfspaltigem Saume. Griffelschenkel sehr kurz. Achenen kahl, verkehrt-eiförmig, am Grunde verschmälert und schwach-gekrümmt, sonst beinahe stielrund, gerippt, schuppig-runzelig und an der Spitze unter dem hervortretenden Rande plötzlich zusammengezogen. Pappusstrahlen dünn, lang, federig, die innern gleich lang, die äußern kürzer.

Hierher gehören ausdauernde Kräuter mit einfachem, einköpfigem Stengel, abwechselnden oder grundständigen, gezähnten oder fiedertheiligen, unterseits graufilzigen Blättern und großem, von glänzenden Hüllschuppen eingeschlossenem Blütenkopfe. Von den beiden in den Ländern am Mittelländischen Meere einheimischen Arten ist die eine, L. conifera *De Candolle*, dort ziemlich häufig, während die andere, L. longifolia *Hoffmannsegg u. Link*, bisher blos in Portugal gefunden ist. Eine dritte Art, L. rhaponticoides *Graells* aus Spanien muß zur Gattung Centaurea gerechnet werden. Dasselbe gilt von der Cassini'schen Gattung Fornicium, welche wegen der Aehnlichkeit im Habitus von De Candolle mit Leucea vereinigt wurde. *(A. Garcke.)*

LEUCHSENRING (Franz Michael), oder, wie er, seinen Namen französirend, sich selbst nannte, Monsieur Liserin, ward zu Langenkandel im Elsaß 1746 geboren. Wahrscheinlich in Straßburg erwarb er sich eine nicht unbedeutende Bildung und wurde dann durch seinen älteren Bruder, den Leibarzt Dr. Leuchsenring, dem hessen-darmstädtischen Hofe empfohlen. Zum Hofrathe ernannt, ward er als Unterhofmeister dem Erbprinzen beigegeben, als dieser 1769 die Universität Leiden bezog. Dort lernte er Fr. Heinrich Jacobi («Ausserlesener Briefwechsel», I, 401) kennen, der ihn als einen «Mann von sehr vielem Geiste aber beständig mit einer oder der andern Grille bis zur Schwärmerei behaftet» bezeichnet. So wollte er in Leiden einen «Orden der Empfindsamkeit» gründen, für Sterne schwärmend. Herder, bei seiner Rückkehr aus Frankreich, schloß sich vorübergehend an Leuchsenring an. Dieser kehrte nach Darmstadt zurück, befreundete sich mit Johann Heinrich Merck und begann auf die Frauenwelt großen Einfluß zu üben. Er schrieb damals von sich selbst: «Je suis un bon garçon, qui ne veut pas faire de la peine à personne.» In der Schweiz fand er bei Iselin, Bodmer,

Lavater freundliche Aufnahme; Rousseau's und Wieland's Freundin, Julie von Bondeli, trat mit ihm in Briefwechsel, in Zürich hätte man ihn gern durch eine Heirath festgehalten. Im Hause der Frau von Laroche, zu deren Intimen er gehörte, traf Goethe im September 1772 den empfindsamen Allerweltsmann; er rühmt bei der im 13. Buche von «Dichtung und Wahrheit» entworfenen Schilderung Leuchsenring's schöne Kenntnisse in der neueren Literatur und lernte seinen nach allen Seiten geführten Briefwechsel, aus dem er rücksichtslos vorzulesen pflegte, kennen. Sein Bestreben, in alle Verhältnisse einzugreifen, führte aber Zwistigkeiten zwischen Herder und seiner Braut herbei (Haym, «Herder's Leben und Werke», I, 356), und Goethe, der schon im «Jahrmarktsfest zu Plundersweilen» Leuchsenring als Mardochai (?) verspottet hatte, machte ihn 1773 zum Helden des «Fastnachtsspieles vom Pater Brey, dem falschen Propheten» (vgl. «Goethe-Jahrbuch», I, 102 fg.; K. J. Schröer's Ausgabe in Kürschner's «Deutscher Nationalliteratur», 87. Bd.). Herder («Aus Herder's Nachlaß», III, 32) bestreitet nicht Leuchsenring's gute Absichten, allein die krankliche Empfindsamkeit mache ihn zu einem Phantom der Menschheit, und unleidlich sei es von ihm, «mit dieser Enthusiasterei so viel Nichtduldungsgeist zu verbinden, und den Geist nachher auf alle gesuchte Weise nicht zur Erklärung kommen zu lassen». Als Leuchsenring 1773 eine Zeitschrift gründen wollte, nahm Herder sich seiner freundlich an; in der That gab dann Leuchsenring von 1775—79 das «Journal de lecture ou choix périodique de littérature et de morale» (Paris, 36 Hefte) heraus. Nachdem das in weiteren Kreisen beifällig aufgenommene Unternehmen aufgegeben war, betheiligte er sich an dem von 1782 in Dessau erscheinenden «Journal de lecture». Im J. 1782 siedelte Leuchsenring von Paris nach Berlin über; er wollte durchaus eine Tochter des reichen Juden Ephraim heirathen und entzweite sich darüber mit Moses Mendelssohn. Im J. 1784 wurde er zum Lehrer des Prinzen Friedrich Wilhelm ernannt (vgl. H. von Sybel, «Zwei Lehrer Friedrich Wilhelm's III. in der Philosophie» in «Monatsberichte der preußischen Akademie der Wissenschaften», 1879), schied jedoch bereits nach einigen Monaten aus dieser Stellung. Im J. 1785 verließ er Berlin. Selbst ein eifriges Mitglied des Illuminatenordens, witterte er wie so manche Aufklärer überall Jesuiten und geheime Gesellschaften und veröffentlichte in einem anonymen Aufsatze der «Berlinischen Monatsschrift» (Juli 1786) seine Verdächtigungen: «Noch etwas über geheime Gesellschaften im protestantischen Deutschland.» Leuchsenring wurde hierdurch in vielfache Streitigkeiten verwickelt. Da er auch Lavater angegriffen hatte, veröffentlichte J. G. Schlosser im Januarhefte des «Deutschen Museums» 1787 einen «Brief an den Herrn Rath Leuchsenring, damals in Zürich, über Lavater». Leuchsenring erwiderte im Junihefte der «Berliner Monatsschrift» mit «Vorläufige Erklärung über Schlosser's Brief an Leuchsenring; nebst einem Märchen», nachdem Nicolai im Märzstück des «Deutschen Museums» für sich und seine Freunde Biester und Gedike die Verantwortung für Leuchsenring's Behauptungen abgelehnt hatte. Er rühmte jedoch dabei Leuchsenring als einen «Mann von großer Gelehrsamkeit, von sehr mannichfaltigen Kenntnissen und sehr interessantem Umgange, einen großen Gelehrten, in der edelsten Bedeutung des Wortes mehr als so viele, welche viel Bücher geschrieben» (vgl. auch Nicolai, «Beschreibung einer Reise durch Deutschland», VIII, 189). Tobler dagegen schrieb an Lavater, «Leuchsenring habe ein ungemeines Talent fürs Streiten und wisse überall etwas aufzuhaschen, welches er mit List zu wenden und mit großem Tone balieren zu machen weiß.» Kotzebue verhöhnte Monsieur Liserin als Mitglied der Aufklärungspartei in seinem berüchtigten Pamphlete «Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirn» (1790). Nach längeren Reisen kehrte Leuchsenring nach Berlin zurück, wurde aber wegen Parteinahme für die Französische Revolution von Friedrich Wilhelm II. im Mai 1792 aus Berlin ausgewiesen. Die Hofdame Fräulein von Bielefeld, deren Liebe er sich gewonnen hatte, folgte ihm nach Paris. Natürlich sah er wie so viele andere durch den Fortgang der Revolution sich bitter enttäuscht; mit einer bei ihm kaum zu vermuthenden Charakterstärke lehnte Leuchsenring es ab, in den Dienst des Directoriums und Kaiserreichs zu treten. Mit Sprachunterricht erwarb er sich kümmerlich den Lebensunterhalt für sich und seine Frau, mit der er in fortwährendem Hader lebte, bis sie, zum Katholicismus übergetreten, 1825 starb. Diese Verhältnisse und Charakterzüge des absonderlichen Ehepaares schwebten A. von Arnim vor, als er den Prediger Frank und seine Schicksale in «Armuth, Reichthum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores. Eine wahre Geschichte» (1810) schilderte. Arnim selbst, wie Fr. Schlegel, W. von Humboldt, K. E. Oelsner und vereinzelte andere Deutsche, würdigte Leuchsenring in Paris seines Umgangs. Von französischen Gelehrten unterstützten ihn einige bei seinem eifrigst durch Jahre betriebenen Vorhaben, ein allgemeines Wörterbuch aller Sprachen der Erde zusammenzustellen, auf dessen Grundlage dann eine neue allgemeine Weltsprache ausgearbeitet werden sollte, also ein Unternehmen, das einerseits an Leibniz'sche Ideen anknüpft, andererseits Leuchsenring als Vorläufer der neuesten Volapükisten zeigt. In stolzer, bedürfnißloser Einsamkeit starb der Vertreter der lange vor ihm hingeschwundenen Periode der Empfindsamkeit Anfang Februar 1827 fast vergessen in Paris. Literarische Leistungen hinterließ er keine.

Das Beste über Leuchsenring gibt Varnhagen von Ense in «Denkwürdigkeiten und Vermischte Schriften» (IV, 494—532). Vgl. Schlichtegroll's Nekrolog, Suppl. (I, 378); Denina, «La Prusse littéraire sous Frédéric II» (II, 403); Fr. Förster, «Neuere und neueste preußische Geschichte» (I, 454); H. Scheube, «Aus den Tagen unserer Großväter» (S. 42); dazu einzelnes in den Sammlungen der Merck'schen, Herder'schen und Wieland'schen Briefe. *(Max Koch.)*

LEUCHTENBERG, Standesherrschaft von 220 □Kilom. in der bairischen Oberpfalz, war früher eine

gefürstete Landgrafschaft, mit Sitz und Stimme auf dem Reichstag. Nach dem Aussterben der Burggrafen von Regensburg gelangte die vom Nordgau abgetrennte, bisher in deren Besitz befindliche sogenannte Landgrafschaft in die Hände des Leuchtenberg'schen Geschlechts, welches seit Ende des 12. Jahrh. mit dieser Würde durch die Herzoge von Baiern belehnt erscheint. Die südlichen Besitzungen der Leuchtenberge breiteten sich zwischen der Luhe und der Pfreind aus. Zu denselben gehörten in diesem Bezirke, außer der den Namen gebenden Herrschaft Leuchtenberg, die nordöstlich davon gelegene Herrschaft Pleistein mit Burkardsried, Misbrunn, Rösslaried; südwestlich die Burg Wernberg an der Nab und der Pfreind. Außerdem besaßen sie noch viele Güter und Lehen, mit denen sie theils vom Reiche, theils von den Herzogen von Baiern, theils von den Bischöfen von Bamberg und Regensburg belehnt waren.

Ursprünglich erscheinen die Leuchtenberge nur als Dynasten, und nur ausnahmsweise führten sie den Grafentitel, da ihnen wirkliche Grafschaftsrechte nicht zukamen. Den Grund zur nachmaligen Blüte des Geschlechtes legte Gebhard I. (gest. 1146), das erste bekannte Glied dieser Familie, durch seine Ehe mit Heilwic von Pettendorf, einer der Erbtöchter des reichen Dynasten Friedrich von Hopfenahe. Dadurch scheinen die Leuchtenberge zu dem Besitz der Herrschaft Waldeck gelangt zu sein, unter welchem Namen sie zuerst auftreten. Von Gebhard's I. drei Söhnen, Markwart, Friedrich und Gebhard II., pflanzte nur der letztere das Geschlecht fort, welches unter wechselnden Geschicken 1646 erlosch.

Diese großentheils widrigen Geschicke spiegeln sich darin ab, daß das landgräfliche Geschlecht, dessen Glieder sich auch «von Waldecke» und «von Frankenberg» schrieben, das auf einem der höchsten Punkte der Oberpfalz gelegene, fast ihre meisten weit ausgedehnten Besitzungen überragende Berg- und Stammschloß Leuchtenberg schon um 1223 den Grafen von Ortenberg versetzte; die mit Heilwic von Pettendorf erheirathete Herrschaft Waldeck und der Grafschaftsbann wurden 1282 und 1283 an den Herzog Ludwig den Strengen von Baiern veräußert; Wernberg traten die Landgrafen 1284 den Burggrafen von Nürnberg ab; Falkenberg verkaufte Landgraf Ulrich 1294 an Waldfassen; das 1367 von Karl IV. erlangte Münzregal gelangte mit der 1397 erworbenen Grafschaft Hals 1485 an die Aichberger, und die Herrschaft Pleistein wurde 1600 den Pfalzgrafen überlassen. Dagegen erwarben die Landgrafen 1319 Waldmünchen, 1321 Floß und Parkstein, 1332 gegen Falkenstein das «Haus Pfreim» und endlich 1530 zum zweiten male Wernberg nebst Luhe.

Nach dem am 4. Nov. 1646 erfolgten Tode des Landgrafen Maximilian Adam und dem Erlöschen des Geschlechtes nahm Herzog Albrecht VI. von Baiern, wegen seiner am 1. Juni 1634 verstorbenen Gemahlin Mechtilde, einer Tochter des Landgrafen Georg Ludwig, die Leuchtenbergischen Lande in Besitz. Am 18. März 1650 cedirte sie dieser, vermöge Vergleichs, gegen die Grafschaft Haag an seinen Bruder Kurfürst Maximilian I., welcher schon früher eine kaiserliche Expectanz darauf erlangt hatte; die Landgrafschaft Leuchtenberg räumte er dagegen 5. Juni 1650 seinem zweitgeborenen Sohne, Max Philipp Hieronymus, ein. Da Max Philipp am 20. März 1705 kinderlos gestorben war, zog Kaiser Joseph I. nach der Schlacht bei Höchstädt die Landgrafschaft als erledigtes Reichslehen ein und verlieh sie 1708 dem Fürsten Leopold Maria von Lamberg. Durch den Frieden von Baden wurde auch die Landgrafschaft Leuchtenberg dem Kurfürsten Max Emanuel 1714 zurückgestellt.

Von dieser Zeit an blieb die Landgrafschaft Leuchtenberg eine gesonderte Provinz unter einem Director, einem Lehenspropste, Landrichter, Landeshauptmann u. s. w. Sie umfaßte das ganze Leuchtenbergische Gebiet mit dem Markte Leuchtenberg und den Edelsitzen Rockenstein, Pirk, Wildenau, Glaubendorf und Trebsau, das Richteramt Misbrunn mit der Hofmark Burkardsried, das Pflegamt Pfreind mit der Stadt Pfreind und dem Landsassengute Steinbach, endlich das Pflegamt Wernberg mit den Märkten Wernberg und Luhe, und wurde gewöhnlich von den Kurfürsten ihren jüngeren Brüdern als Apanage verliehen.

Im 3. 1817 trat König Maximilian I. Joseph von Baiern die Landgrafschaft Leuchtenberg nebst dem Fürstenthum Eichstädt (zusammen 564 □Kilom.) seinem Schwiegersohn Eugen Beauharnais, ehemaligem Vicekönig von Italien, als mediatisirtes Herzogthum ab, der nun den Titel Herzog von Leuchtenberg und Fürst von Eichstädt (s. d. Art. Leuchtenberg, Eugen, Herzog von) annahm, und für diese Besitzung der Krone Baiern die 5 Mill. Frs. überließ, welche das Königreich Beider Sicilien ihm als Entschädigung für seine Dotation in Neapel zahlte. Auch wurde demselben wie seinen Nachfolgern in der Standesherrschaft das Prädicat Königliche Hoheit, den übrigen Mitgliedern der Familie der Titel Fürsten und Fürstinnen von Leuchtenberg mit dem Prädicat Durchlaucht zugestanden. Durch die Heirath von Eugen's zweitem Sohn, Maximilian, mit der russischen Großfürstin Maria wurde die Familie nach Rußland verpflanzt, wo sie den Titel Kaiserliche Hoheit und Fürsten von Romanowski erhielt.

Vgl. Wittmann, «Geschichte der Landgrafen von Leuchtenberg» (3 Bde., München 1851—52); Brunner, «Geschichte von Leuchtenberg» (Weiden 1862).

(F. Moesch.)

LEUCHTENBERG (Eugen Rose de Beauharnais, Herzog von), Fürst von Eichstädt, geboren zu Paris am 3. Sept. 1781, war das älteste Kind des Vicomte Alexandre de Beauharnais (s. diesen Artikel) und der Josephine Tascher de la Pagerie, nachmaligen Kaiserin der Franzosen. Frühe kam Eugen in das Collége zu Harcourt, wo er bis Sommer 1790 blieb; dann wurde seine Erziehung sehr vernachlässigt, und nur sein Großvater, der Marquis de la Ferté Beauharnais, hielt ihn zum Studium an, wenn der augenleidende Knabe längere Zeit bei ihm in Fontainebleau lebte.

Als sein Vater 1793 Oberbefehlshaber der Rheinarmee wurde, ging Eugen auf das Collège nach Straßburg, von wo er ihn wiederholt im Hauptquartiere besuchte. Kurz vor dem Tode empfahl ihn der Vater dem General Hoche, unter dem er Ordonnanzoffizier in der Küstenarmee von Cherbourg und in der Westarmee wurde. Im J. 1795 kehrte er zu seiner Mutter zurück, und als laut Befehl vom October alle Pariser bei Androhung von Todesstrafe die Waffen abliefern mußten, beschwor er den General Bonaparte, ihm den ruhmvollen Degen des Vaters zu lassen. Bonaparte fand an ihm Gefallen, gewährte die Bitte und wurde hierbei mit Josephine bekannt. Um Eugen's mangelhafte Bildung zu ergänzen, kam er in ein Pensionat nach St.-Germain, wo er mit großem Eifer und Erfolg lernte, während er ungern Bonaparte's Bemühungen um die Hand seiner Mutter bemerkte. Sie aber heirathete den General am 9. März 1796 und Eugen trat, zum Soldaten geboren, im October 1797 in die italienische Armee, die sein Stiefvater commandirte, als Unterlieutenant bei dem 1. Husarenregiment ein. Um ihn desto unmittelbarer schulen und zum Krieger erziehen zu können, zog ihn Bonaparte in seine Guidencompagnie und nahm ihn unter seine Adjutanten auf; er ertheilte ihm mehrfach Aufträge, sandte ihn nach den Jonischen Inseln und nach Rom und nahm ihn 1798 mit nach Aegypten, wo er sich durch Energie, Muth und Gewandtheit hervorthat und Bonaparte's innigstes Vertrauen gewann. Niemand begeisterte sich derart für Bonaparte's Triumphe wie Eugen, der infolge einer Expedition nach Suez Lieutenant wurde, als Adjutant Bonaparte nach Syrien begleitete, am Sturme auf Jaffa theilnahm, bei Saint-Jean d'Acre im März 1799 verwundet wurde und bei Abukir im Juli wacker mitkämpfte. Ungern verließ Eugen mit dem General Aegypten, weil seine Kameraden in Noth zurückblieben. Bonaparte erschien mit ihm am 9. Oct. bei Frejus. Es kam zu stürmischen Scenen zwischen den Aeltern, die aber Eugen's ritterliche Festigkeit begütigte. Ohne jedes Verständniß und ohne Neigung für Intriguen, nahm der ehrliche Jüngling keinerlei Antheil an den Vorbereitungen zum 18. Brumaire, meldete nur an diesem Tage dem Rathe der Alten die Ankunft Bonaparte's und wohnte Tags darauf seinem Triumphe in Saint-Cloud bei. Mit den Aeltern und der Schwester, die er innigst liebte, bezog er das Luxembourg, zum Kapitän und Commandanten der Compagnie Jäger zu Pferde in der Consulargarde befördert. Er gesteht selbst, er sei den Genüssen von Paris gegenüber kalt geblieben und einzig bestrebt gewesen, sich als Militär zu vervollkommnen. So wurde er eine der anmuthendsten Gestalten in einer Zeit des Blutes und der Kriege, blieb rein in einer Welt des Lasters, milde in einer Welt kalten Egoismus und roher Selbstsucht, ein Ritter ohne Furcht und Tadel, dem die allgemeine Hochachtung zufloß. Madame de Rémusat äußert sich also: «Das Benehmen des Prinzen Eugen bewies, daß weniger der weite Umfang des Geistes den Handlungen ihr bestimmtes Wesen verleiht und sie unter sich verbindet, als eine gewisse Uebereinstimmung in den Charaktereigenschaften. Er hat, bald im Heere bei dem Vater, bald im müßigen eleganten Intérieur der Mutter eigentlich gar keine Erziehung genossen; sein natürlicher, ihn zum Rechte führender Instinct, die ihn nicht beirrende, sondern ausbildende Schule Bonaparte's, die Belehrung durch die Ereignisse waren seine Lehrmeister. Madame Bonaparte war unfähig, einen gewichtigen Rath zu ertheilen; ihr Sohn, der sie sehr liebte, begriff frühe, daß er sie nie zu Rathe ziehen dürfe. Es gibt Charaktere, die von Natur zum Rechten geleitet werden.» Eugen war eine ruhige Natur, die sich wenig aufregen ließ, besaß heitern Sinn, gleichmäßigen Humor und alles, was inneres Glück und Befriedigung zu schaffen vermag. Stets handelte er pflichttreu und frei von Ehrgier. Die Zeitgenossen schildern ihn als einfach, gutherzig, aufrichtig ohne Indiscretion, schweigsam wenn es noth that, ohne Eitelkeit und Ueberhebung; er hatte wenig natürlichen Witz, aber eine zarte Imagination. Seine elegante Haltung, die Gewandtheit in allen körperlichen Uebungen erinnerten an den vornehmen Ursprung.

Eugen zeigte sich lebenslang seinem Stiefvater, der ihn um der Familie Bonaparte willen oft genug zurücksetzte, treu ergeben; ohne sich sein freies Urtheil trüben zu lassen und in Illusionen zu gerathen, beobachtete er gegen ihn auch bei gegentheiligen Interessen eine fast religiöse Treue und spann niemals Intriguen; selbst die harte Behandlung der theuern Mutter entfremdete ihn Bonaparte nicht und nur niederträchtige Verleumdung konnte sich erfrechen zu behaupten, Eugen und seine Gattin hätten den gestürzten Titanen 1814 verrathen und sich mit seinen Ueberwindern aus Selbstsucht verständigt. Bonaparte sprach auf St.-Helena das schönste Wort über seinen Stiefsohn aus: «Eugen hat mir nie auch nur den geringsten Kummer bereitet.»

Im J. 1800 machte Eugen unter Bonaparte den Feldzug in Italien mit und wurde für seine Haltung bei Marengo am 15. Juni Escadronschef. Stets blieb er in der Nähe des Ersten Consuls, den er als strahlendes Vorbild betrachtete, bildete sich aus und erwarb sich seine Anerkennung. Im J. 1802 wurde er Oberst, bald Brigadegeneral. Im Processe Pichegru's überwachte er mit seinen Jägern die Barrièren von Paris, damit kein Verschwörer entrinne, hingegen beklagte er tief Enghien's Ermordung als Verbrechen Bonaparte's. Dieser wurde 1804 zum Kaiser Napoleon I. Eugen lehnte die Oberkammerherrnwürde ab und begnügte sich mit der Charge des Generaloberſten der Schweizer; seine vornehme und bescheidene Natur ließ sich nicht durch den Glanz des neuen Throns blenden, und er gesteht, selbst das glänzende Geschick, dessen Perspective sich ihm bei Napoleon's Kinderlosigkeit eröffnet habe, sei nicht im Stande gewesen, ihn zu berücken. Desto weher that es seinem warmen Herzen, daß Napoleon 1804 an die Verstoßung Josephinens und eine neue Ehe dachte und seitdem wiederholt darauf zurückkam; in dieser peinlichen Frage bekundete Eugen stets die edelste, Napoleon imponirende Haltung, getreu seiner Devise «Honneur et fidelité». Wohlthätig stach

seine Ruhe und Bescheidenheit gegen der anderen unerfättliche Gier nach Geld, Amt und Rang ab, Napoleon schien ihn sehr wenig zu begünstigen. Eugen scheiterte bei der Werbung um die Hand der Melanie de Talleyrand-Perigord. Als er 1805 bei Napoleon in Ungnade gefallen und mit der Garde nach Italien abgegangen war, ereilte ihn in Tarare bei Lyon die kaiserliche Botschaft vom 1. Febr., die alles Unrecht gut machte; sie enthielt seine Ernennung zum französischen Prinzen mit dem Prädicate «Hochfürstliche Durchlaucht» und zum Erzkanzler des Kaiserreichs unter Beibehaltung seiner Stellung als Brigadegeneral und Commandant der Jäger zu Pferde in der kaiserlichen Garde. In den wärmsten Worten sprach sich die Botschaft über seine Leistungen und Eigenschaften aus, was ihm sehr wohl that. Eugen blieb auch als Prinz der Alte und die Truppen hingen mit unendlicher Liebe an dem humanen Manne, der dabei einer der fähigsten und kühnsten Vaterlandsvertheidiger war. Nachdem er der Krönung Napoleon's in Mailand beigewohnt hatte, wurde er von ihm am 7. Juni 1805 zum Vicekönig von Italien ernannt. Es hätte des administrativen Talentes Napoleon's bedurft, um das aus lauter abgerissenen Gebietsstücken zusammengeflickte Königreich einheitlich zu organisiren; da Eugen erst 24 Jahre zählte, folgte er seinen erfahrenen Räthen, mußte aber doch in letzter Linie nach Napoleon's Weisungen walten. Dieser leitete seine Schritte und der Vicekönig lernte rasch; im Bewußtsein, er verdanke alles des Kaisers Gnade, weihte er sein Leben Napoleon's Ruhm und Größe. In seiner echten Humanität, voll Gerechtigkeitssinn und Offenheit, war Eugen redlich bemüht, die Italiener zu beglücken und einer von ihnen zu werden. Er nahm seine tüchtigen Fähigkeiten zusammen, organisirte die Verwaltung, ordnete das Budget, schuf eine brauchbare Polizei, unterdrückte theilweise die Klöster und arbeitete dem Bettel wirksam entgegen. In allem dem französischen Vorbilde nacheifernd, stellte er ein stattliches Heer auf, führte Militärschulen ins Leben und die italienischen Truppen kämpften voll Auszeichnung auf allen Schlachtfeldern des Empire. Der Mincio wurde schiffbar, Kanalbauten entstanden. Nach Kräften bemühte sich Eugen, die Unzufriedenheit mit der Fremdherrschaft zu ersticken, indem er deren Segen geltend machte, und gleichmäßig den Republikanern wie Oesterreichs Anhängern den Boden zu entziehen. Nach pariser Muster erschienen einheitliche Gesetzbücher, der Code Napoléon wurde eingeführt; für die Volkserziehung sorgten Lyceen und Schulen; Eugen gründete Schulen für schöne Künste, für Brückenbauten u. s. w., ein Conservatorium für Musik, Museen, das Institut für Wissenschaften, Literatur und Künste, führte den Mailänder Dom der Vollendung entgegen und förderte in jeder Weise künstlerisches Leben. Bei seiner Oekonomie war es ihm möglich, jährlich Summen zurückzulegen, ohne das Volk mit Steuern zu überlasten; wenn Napoleon harte Maßregeln verhing, kostete es Eugen die schwersten Kämpfe, sie zu vollziehen. Meist umsonst forderte er von Napoleon Schonung für die Italiener, die allmählich in der Liebe zu Eugen erkalteten, was er voll Bitterkeit empfand; wie gut hatte er es stets mit ihnen gemeint, jetzt entzog ihm Napoleon durch seine despotischen Verfügungen ihr Zutrauen.

Im J. 1805 konnte das italienische Heer dem österreichischen kräftigen Widerstand leisten, der Vicekönig war von hoher Wichtigkeit für Napoleon, errichtete feste Lager in Bologna, Modena und Reggio, dürstete aber nach einer Rolle auf dem Kriegsschauplatze. Zum Divisionsgeneral ernannt, während Italien um das bisher österreichische Gebiet von Venedig vermehrt wurde, erhielt er am 24. Dec. den Oberbefehl aller Truppen des Königreichs. Ohne ihn und die Prinzessin zu befragen, veranstaltete Napoleon «Eugene-Napoleon's» Verlobung mit der bereits nach Karlsruhe versagten Tochter des Königs Maximilian I. Joseph von Baiern, der am 21. Juni 1788 geborenen Auguste Amalie, eines Ideals an Tugend, geistiger Bedeutung und Hochsinn, die überdies Schönheit zierte. Nach Besiegung des Widerspruchs der Prinzessin und ihrer Stiefmutter fand die Hochzeit am 14. Jan. 1806 in München statt. Napoleon adoptirte «Eugène-Napoleon de France», den er zur «Kaiserlichen Hoheit» erhob, am 16. Jan. und verfügte durch Decret vom 30. März, als präsumtiver Thronerbe von Italien solle er einstweilen «Fürst von Venedig» titulirt werden, welche Verfügung er 1807 erneuerte. Die Ehe Eugen's wurde eine ideale, beide Gatten liebten sich innigst und suchten die Italiener zu gewinnen; Napoleon sprach wiederholt seine Anerkennung aus und war mit Eugen's administrativen Leistungen sehr zufrieden, während der Vicekönig entrüstet auf die Unterschleife der kaiserlichen Generale in Italien, eines Masséna, Marmont u. a. sah. Am 19. Jan. 1806 wurde Eugen Generalgouverneur der venetianischen Provinzen für die Zeit bis zur Einverleibung in Italien und die Italiener lebten der trügerischen Hoffnung, der Despot Napoleon werde seine Verheißungen wahr machen und Italien als unabhängiges Reich Eugen überlassen. Seitdem am 21. März die venetianischen Provinzen Italien einverleibt worden waren, umfaßte dies Reich 22 Departements mit über 6 Millionen Seelen; Napoleon dachte nie daran, sich dieser Ressourcen zu berauben. Eugen ließ die Befestigungen von Venedig, Mantua, Peschiera, Ancona u. a. verstärken, den Hafen Venedigs erweitern und die Küsten von den Bocche di Cattaro bis an die Grenzen Neapels armiren; 1806 wurden unter seinen Auspicien Ancona und Civita-Vecchia weggenommen. Vergebens bemühte er sich hingegen, Napoleon für seinen Wunsch zu begeistern, Venedig wieder eine maritime Machtstellung zu verschaffen. Im J. 1806 fiel ihm die Aufgabe zu, die Oesterreicher zu beobachten; er stützte sich mit 40,000 Mann hauptsächlich auf Venedig und Palmanova. Im J. 1807 suchte er vergebens, als Vermittler zwischen Napoleon und Pius VII., der ihn sehr hochschätzte, aufzutreten, gab dann Lemarrois Ordre, die Provinzen Ancona, Urbino, Camerino, Macerata und Fermo zu besetzen und bemächtigte sich Livornos, wo Miollis alle britischen Waaren confiscirte. Am 20. Dec. 1807 verkündete der Kaiser und König in Mailand

feierlich das Verfassungsstatut vom 16. Febr. 1806, welches die Adoption Eugène-Napoleon's aussprach und ihn in Ermangelung legitimer und natürlicher männlicher Erben zum Nachfolger auf dem Throne Italiens bezeichnete. Da er Italien nicht verlassen konnte, ließ sich Eugen als Erzkanzler des Kaiserreichs durch Talleyrand vertreten. Italien wurde 1808 um die Legationen Urbino, Macerata, Ancona und Fermo erweitert, sodaß Eugen jetzt 6,600,000 Unterthanen Napoleon's zu leiten hatte. Während ihm die Continentalsperre ungeheuer zu schaffen machte, mußte er der steten Kriege wegen sein Heer immer kriegsbereit halten, wozu ihm seine gewissenhafte Finanzverwaltung vom höchsten Nutzen war. Aber seine Truppen waren nicht genügend concentrirt, als 1809 der Krieg gegen Oesterreich ausbrach; bevor er, zum Oberbefehlshaber der franco-italienischen Armee ernannt, sie einigermaßen gesammelt hatte, wurde er vom Erzherzoge Johann unvermuthet angegriffen und sein Vortrab unter General Sahuc am 15. April bei Pordenone abgedrängt und theilweise gefangen. Als er dann Johann bei Sacile am 16. eine Schlacht anbot, erlitt er eine totale Niederlage und wurde bis zur Etsch zurückgetrieben; so großen Muth er auch entwickelte, er unterlag bei seinem Debut als Generalissimus. Der Kaiser ersparte ihm nicht nur nicht die bittersten Vorwürfe und hielt ihm Masséna, den Eugen verachtete, als Vorbild hin, sondern sprach von Ersetzung durch den ihm verhaßten Murat und stellte ihm den General Macdonald an die Seite. Mit den neu organisirten Truppen, deren Reserve er selbst commandirte, ergriff der Vicekönig, nach Auswetzung seiner Scharte dürstend, die Offensive, erzwang am 8. Mai den Uebergang über die Piave und trieb den geschlagenen Erzherzog Johann bis in die Pässe Kärntens zurück; bis zum 17. Mai nahm er die starken Positionen von Tarvis, Malborghetto und Predil weg. Indem er Kärnten siegreich durchzog, stieß er am 25. Mai bei Sanct-Michael auf General Jellachich, besiegte ihn glänzend und fing mehr als sein halbes Corps ab. Napoleon söhnte sich völlig mit seinen Leistungen aus, belobte ihn und befahl ihm, um 7000 Mann verstärkt, von Ebersdorf her gleichzeitig mit Macdonald in Ungarn einzurücken. Der an Mannschaft weit schwächere Erzherzog Johann erlitt die Niederlagen von Papa und Csanak, und Eugen zog nach dem am 14. Juni erfochtenen glorreichen Siege von Raab auf Wien vor. Wie bescheiden er blieb, bekundete er am schlagendsten durch die Unterdrückung eines Buches, welches 1809 über seinen glücklichen Feldzug in Mailand erschien. Bei Wagram errang er frische Lorbern, seine Truppen stürmten am 5. Juli auf die Corps Bellegarde und Hohenzollern ein, mußten aber unter enormen Verlusten zurückgehen, während er am 6. im Centrum stand und wesentlich dazu beitrug, die Oesterreicher zum Rückzuge zu drängen. Napoleon stellte am 10. die Sachsen und Würtemberger, die Reynier und Bandamme führten, unter seinen Oberbefehl, damit er in Mähren Wien decke; nach dem Waffenstillstande hielt Eugen sich meist in Wien auf, von wo er die Unterwerfung Tirols unterstützte, und am 12. Nov. war er wieder in Mailand, um den verwickelten italienischen Angelegenheiten verdoppelte Aufmerksamkeit zu widmen.

Den tiefsten Schmerz bereitete ihm bald darauf die Scheidung des Kaisers von seiner Mutter, die ihn zugleich von den Stufen des Throns zu verdrängen drohte; ihm und seiner edeln Gemahlin blutete das Herz, als sie die Kaiserin leiden sahen und der Vater unbeugsam blieb. Eugen mußte am 7. Dec. als Zeuge der Scheidung in Paris erscheinen, am 16. als Erzkanzler dem Senate präsidiren und anerkennende Worte über die Scheidung aussprechen; was er dabei litt, berührte den Despoten nicht. Der treue Sohn geleitete die trauernde Mutter nach Malmaison, während Napoleon verfügte, Josephine solle ihr Herzogthum Navarre einst einem Sohne Eugen's vererben; nach Eugen's Tode kam es thatsächlich an seinen Erstgeborenen und blieb bis August 1858 in seinem Hause. Um einigermaßen den im Februar 1810 nach Mailand zurückgekehrten Stiefsohn zu entschädigen, bestimmte Napoleon am 16. Febr. d. J., er solle nach dem Tode des Fürsten-Primas das Großherzogthum Frankfurt als Souverän erhalten und seinem Mannsstamme vererben. Die Italiener bemerkten dies ungern, denn sie schätzten die Tugenden des Vicekönigs und seiner Gemahlin, und fürchteten, einen andern Herrn unter sich walten zu sehen. Vorerst aber blieb Eugen der Ihrige und die Würde als Erbgroßherzog von Frankfurt entzog ihm nicht dem schönen Italien, mit dem jetzt das bairische Departement der obern Etsch vereinigt wurde, indessen Istrien und Dalmatien zu Illyrien kamen. Eugen und Auguste wohnten der Vermählung Napoleon's an; er soll damals den schwedischen Thron zweimal ausgeschlagen haben, wie im Mai 1811 den griechischen. Im J. 1810 besetzte er Wallis und 1811 rüstete er im tiefsten Geheimnisse zum russischen Feldzuge; seine Truppen bildeten das 4. Corps der Großen Armee und rückten im April 1812 in Schlesien ein. Er fürchtete, König von Polen zu werden, wozu ihn mancher Patriot begehrte, voran Fürst Poniatowski und General Rosniwki; ihn gelüstete nach keiner Krone, er wollte nur Napoleon dienen als der wahre Bayard des Empire.

Südlich von Kowno concentrirte er ein aus dem 4. und dem 6. Armeecorps (Vicekönig und Gouvion Saint-Cyr) und drei Cavaleriecorps bestehendes Heer von 85,000 Mann, überschritt am 30. Juni den Niemen, stieß zum Hauptheere und stand am 7. Sept. in der mörderischen Schlacht von Borodino auf dem linken Flügel; er erstürmte die wichtige Rajewski-Schanze zweimal und zeichnete sich sehr aus. Seine gelichteten Krieger zogen als äußerster Vortrab des linken Flügels auf Moskau zu. Der furchtbare Rückzug bot ihm die reichste Gelegenheit zur Entfaltung seiner heroischen und menschlichen Tugenden. General Doktorow griff am 24. Oct. bei Malo-Jaroslawetz sein Corps an, Eugen stritt wie ein feuriger Jüngling, aber auch wie ein erfahrener General, ohne jedoch die Schlacht zu gewinnen. Im Heere begann die totale Auflösung. Eugen erlitt im Treffen bei Wjasma am 2. Nov. große Verluste, beantwortete aber am 16. bei Krasnoi die Aufforderung

des Generals Miloradowitsch, er solle die Waffen strecken, mit würdiger Abweisung und rettete durch List die Trümmer seines Corps, mit denen er in der Nacht zum 28. die Beresina überschritt. Er war höchst unzufrieden, als der Kaiser am 5. Dec. den Oberbefehl der zusammengeschmolzenen Armee Murat übertrug; vergebens bat er Napoleon, nach Italien heimkehren zu dürfen, und mit großem Widerwillen stellte er sich unter den Befehl des Königs von Neapel, versah aber treulichst seinen Dienst. Seine Bemühungen, Wilna zu behaupten, scheiterten; von den Kosaken verfolgt, überschritt er am 13. Dec. den Niemen, um nun in Marienwerder die letzten Reste seines Corps, 2000 schattenähnliche Leute, zu sammeln. Seine Familie sandte, was sie aufbringen konnte, an Vorräthen, er zog nach Posen und trat hier provisorisch am 17. Jan. 1813, als der König von Neapel abreiste, den Oberbefehl der Trümmer der Großen Armee an, um ihn mit ebenso viel Ruhm wie Klugheit zu führen. Napoleon belobte ihn öffentlich, bedauerte, nicht ihm anstatt dem Könige Joachim von Neapel am 5. Dec. das Obercommando übertragen zu haben, gab so der zwischen beiden bestehenden Rivalität neue Nahrung und bestätigte Eugen, von dem er behauptete, er allein habe im Feldzuge keinen Fehler gemacht, am 22. Jan. im Oberbefehle. Mit eiserner Energie reorganisirte der Vicekönig das Heer, voll Mistrauen auf die Haltung Oesterreichs und Preußens. Da der Feind immer näher kam, mußte Eugen am 12. Febr. Posen räumen; er besetzte am 22. Berlin und suchte die leichten Truppen der Gegner aufzuhalten, wobei ihm der Mangel an Reiterei sehr empfindlich war. Dieser Umstand nöthigte ihn, sich vor Tschernitschew am 4. März von Berlin zu entfernen und nach Sachsen zu wenden. Auf Magdeburg gestützt, deckte er die Elbe, bis Napoleon kam; da diesem seine Dispositionen nicht gefielen, bat Eugen am 15. März um Enthebung vom Oberbefehle und erbot sich, ein Truppencommando zu übernehmen; doch beließ ihn der Kaiser. Die Preußen und Russen schlugen ihn am 5. April bei Möckern, er vereinigte sich mit Napoleon am 29. April bei Merseburg, warf mit dem fünften und elften Armeecorps den Feind am 1. Mai bei Weißenfels zurück und nahm am 2. den wirksamsten Antheil am Siege bei Lützen (Großgörschen); Macdonald an sich ziehend, warf er sich hier auf den feindlichen rechten Flügel, nahm Eisdorf und Kitzen und hielt den Herzog Eugen von Würtemberg im Schach. In den folgenden Tagen bestand er mehrere Gefechte, warf Miloradowitsch bei Etzdorf, erhielt aber, als er am 8. in Dresden einzog, den Befehl, Italien zu vertheidigen, Oesterreich zu beobachten und 100,000 Mann auf die Beine zu bringen. Jubelnd begrüßten ihn die Mailänder am 18. Mai, er aber verbat sich alle Festlichkeiten, denn der Ruhm schien ihm mit der Blüte der italienischen Jugend zu theuer bezahlt. Und nun mußte er neue Opfer für den Krieg sammeln! Gewandt organisirte er binnen kurzem 50,000 Mann, 30,000 weitere blieben auf dem Papiere, er setzte die festen Plätze in Vertheidigungszustand, bändigte in Person den Aufstand in Kroatien und deckte die Grenzen des Königreichs gegen Oesterreich; aber seine Truppen waren Neulinge und im October sah er sich gezwungen, auf die Isonzo-Linie zurückzugehen. Der Abfall Baierns berührte ihn und seine Gemahlin sehr schmerzlich, sie brachen jede Correspondenz mit der Königsfamilie ab und hielten unerschütterlich an Napoleon fest; alle Verlockungen der alliirten Fürsten, das Anerbieten der italienischen Krone durch seinen Schwiegervater u. s. w. prallten an der Treue Eugen's ab, dessen Lage durch die verdächtige Haltung König Joachim's sehr erschwert wurde. Er griff zu den äußersten Mitteln, erließ volltönende Proclamationen und befahl am 11. Oct. die Aushebung von 15,000 Conscribirten, mußte aber am 17. den Isonzo aufgeben und sich auf die Etsch zurückziehen, wo er sich lange gegen die Uebermacht des österreichischen Feldmarschalls Grafen Bellegarde behauptete, willens, das ihm anvertraute Königreich bis zum letzten Momente zu verfechten. Mit etwa 40,000 Mann gedachte er den Oesterreichern auf dem rechten Etschufer Stand zu halten. Als der Senat eine Deputation an ihn sandte, um ihn für eine Revolution zu Gunsten seiner Erhebung auf den Thron Italiens zu gewinnen, wies der unverführbare Mann sie energisch zurück und drohte, die Urheber einer etwa ausbrechenden Bewegung sofort Napoleon anzugeben. Weder er noch Auguste wollten ihren Kindern den Verrätherthron hinterlassen, lieber wählten sie das herbste Los. Die Aufgabe war sehr schwierig, die überall durchbrechende Unzufriedenheit mit dem kaiserlichen Regimente niederzuhalten und den sie schürenden Agenten der Alliirten in die Hand zu fallen; besonders erbitterte die Conscription das durch Steuerdruck ohnehin hochgradig gereizte Volk, das bei dem Wanken des Kaiserthrons Muth faßte. Mit der Gefahr wuchsen Eugen's Pflichtgefühl und Thatkraft. Entrüstet wies er Joachim's Verlockungen zurück, sich von Napoleon loszusagen, wie er es gethan hatte, sich unabhängig zu erklären und mit ihm Italien zu theilen; nun zog Joachim mit Briten und Oesterreichern gegen ihn, er mußte am 1. Febr. 1814 hinter den Mincio zurückgehen und sein Sieg vom 8. bei Valeggio und Pozelo über Bellegarde vermochte nicht, den Dingen eine andere Wendung zu geben. Napoleon befahl ihm nach wie vor, Italien zu behaupten, dies Reich aber ging verloren. Eugen erfuhr in Mantua den Fall von Paris, zwei österreichische Generale verkündeten ihm officiell am 16. April die Lage in Frankreich, und ihm blieb nichts übrig, als am 17. mit Bellegarde eine Convention abzuschließen: die von Eugen befehligten französischen und italienischen Truppen traten in Waffenstillstand mit den Oesterreichern unter Bellegarde, den Briten unter Lord Bentinck und den Neapolitanern unter Joachim, die französischen mußten Italien räumen und heimziehen, die italienischen sollten unter Eugen das von den Alliirten noch unbesetzte Gebiet in Italien behaupten. Voll Wehmuth schied er von seinen französischen Soldaten. Als Joachim ihm abermals vorschlug, Italien zu theilen, benachrichtigte er davon die alliirten Fürsten. Napoleon dankte ab und der Vertrag vom 11. April zu Fontainebleau bestimmte für Eugen, er solle bei dem

allgemeinen Friedensschlusse ein Fürstenthum außerhalb Frankreichs mit 5 Millionen Frs. erhalten. Er würde jetzt gern die italienische Krone angenommen haben, wie das Heer es wünschte, aber die Intriguen Oesterreichs vereitelten es, der Aufstand in Mailand endete mit dem Sturze der Regierung und drei Tage später, am 23. April, räumte Eugen in einer neuen Convention mit Bellegarde die noch besetzten italienischen Gebiete. Nachdem er rührenden Abschied von Heer und Volk genommen, verließ er mit seiner Familie am 27. April Italien und wurde in München vom Könige liebevoll empfangen. Er stand am Ende seiner politischen Laufbahn glänzend da, mit fleckenlosem Schilde, bewundert von Freund und Feind.

Die tödliche Erkrankung der angebeteten Mutter rief ihn nach La Malmaison, er drückte ihr die Augen zu und beweinte sie mit Hortense aufrichtig. Die in Paris versammelten Fürsten begegneten ihm mit ungewöhnlicher Auszeichnung, voran Ludwig XVIII., aus dessen Händen er jedoch den Marschallstab ablehnte, und Zar Alexander. Bald sprach man von einer ihm zu ertheilenden Entschädigung, nannte als solche ein Großherzogthum Genua und andere Gebiete, aber schließlich ging er leer aus. Die verschiedenen Parteien in Frankreich drängten sich an den ritterlich schönen Fürsten, er aber hielt sich taktvoll von ihnen zurück. Alexander schenkte ihm herzliches Vertrauen und gestand ihm seine Unzufriedenheit mit den restaurirten Bourbons; auf seine Veranlassung besuchte Eugen den Wiener Congreß, auf dem seine Entschädigung festgesetzt werden sollte. Hier war Alexander mit ihm ein Herz und eine Seele, Metternich und Kaiser Franz machten Versprechungen, Maximilian Joseph bemühte sich; alle Fürsten behandelten ihn freundschaftlich, während er sich bei den Festen bescheiden zurückhielt. Man nannte als seine Entschädigung bald Trier, bald die Jonischen Inseln, bald eine Apanage in Baiern, bald Zweibrücken, und auf das dringende Ansuchen des Fürsten Wrede erklärte Metternich am 13. Febr. 1815, Franz I. habe den Sequester von Eugen's Gütern in Italien aufgehoben und werde im Einvernehmen mit Maximilian Joseph für seine politische Stellung sorgen. Als Napoleon von Elba zurückkehrte, sah jedermann auf dem Congresse Eugen mistrauisch an, sein Haus wurde polizeilich bewacht, Alexander brach den vertraulichen Verkehr mit ihm ab; bald aber überzeugte er sich von Eugen's Unschuld und Enthaltung jeder Intrigue und trat in die alten Beziehungen. Eugen lehnte die Abfindung mit dem Fürstenthume Pontecorvo, seinen Dotationen in den Legationen, seinem Vermögen in Oesterreichisch-Italien und dem Schlosse zu Baireuth als armselig ab und im April 1815 entschied der Congreß auf seinen Vorschlag: es seien seine Ansprüche auf ein souveränes, unabhängiges Fürstenthum anerkannt und zu befriedigen, sobald die Ereignisse kein Hinderniß mehr böten; ihm gebührten all seine Dotationen und Privatgüter in den zum ehemaligen Königreiche Italien gehörenden Landen und Baiern müsse ihm Baireuth als Residenz abtreten. Da das dortige Schloß unbewohnbar war, erwirkte Eugen durch Alexander bei den alliirten Fürsten die Erlaubniß, dauernd in München zu residiren; aber die im Mai von ihm erbetenen Legationen erhielt er nicht und trotz seiner Versprechungen hob Franz I. den Sequester seiner Güter in Italien nicht auf.

Eugen verlebte mit den Seinen die Hundert Tage in München, ferne jeder Action und Intrigue; aber trauervoll vernahm er den abermaligen Sturz des Kaisers; im Juli 1815 beschwor er Alexander, das heißgeliebte Frankreich vor der blinden Rache der Restauration zu schützen, wurde der Wohlthäter vieler durch die Hundert Tage Compromittirten und gab, unbekümmert um die ungewisse eigene Zukunft, mit vollen Händen. Der Zar versicherte ihn seiner unwandelbaren Freundschaft und eifrigen Verwendung, um endlich sein Los zu fixiren. Hatten am 4. Juni Rußland, Oesterreich und Preußen das Abkommen getroffen, es solle Eugen in Neapel ein Fürstenthum mit 50,000 Unterthanen zutheil werden, so dachte man doch nicht daran, ihm wirklich Land zu geben, und zog vor, der König von Neapel solle ihn mit Geld entschädigen; auch Großbritannien pflichtete bei und es kam infolge einer Conferenz vom 21. Nov. zur Einleitung von Verhandlungen mit der Krone Neapel. Eugen erwartete alles von Alexander, nichts von Franz und Metternich, die ihm schon als Schwiegersohn Maximilian Joseph's gram schienen. Endlich hatte er Alexander, den er nächst Napoleon als seinen größten Wohlthäter ansah, und Maximilian Joseph zu verdanken, daß Franz I. nach langen Verhandlungen alle Güter Eugen's im österreichischen Italien für 2,700,000 Frs. kaufte, deren Zahlung freilich lange anstand, und der König von Neapel ihm fünf Millionen auszahlte. Maximilian I. Joseph überließ dem geliebten Schwiegersohn die Wahl unter den bairischen Fürstenthümern und dieser entschied sich wegen des reichen Wildstandes für Eichstädt. Als Fürst erhielt er ansehnliche Revenuen und wurde durch königliches Decret vom 15. Oct. 1817 als Herzog von Leuchtenberg und Fürst von Eichstädt mit diesen mediatisirten Herrschaften beliehen; das ihm ertheilte Prädicat «Königliche Hoheit» sollte auf seine Nachfolger in den Herrschaften vererben, während die übrigen Familienglieder «Durchlaucht» zu tituliren sein würden. Der Rang wurde ihm direct hinter den Prinzen des Königshauses angewiesen, am 31. Dec. 1817 empfing er die Bestallung als Oberstinhaber des sechsten Chevauxlégers-Regiments und am 26. Mai 1818 trat er als erbliches Mitglied in die bairische Erste Kammer. Der König lebte mit ihm im herzlichen Einvernehmen, Prinz Karl in innigster Freundschaft; er kaufte sich in München an und vertauschte Eichstädt mit der Residenz, als 1821 hier sein prächtiges Palais vollendet war. Napoleon's Andenken blieb ihm ewig theuer; als Las Cases ihm die übertriebenen Schilderungen vom Kerkerleben auf St.-Helena entworfen hatte, beschwor er den Zaren am 28. Nov. 1818 im Namen der Menschlichkeit, seinen Wohlthäter besser behandeln zu lassen, und überwies Las Cases tausend Louisd'or monatlich für Napoleon. Aufrichtig beweinten er und Auguste Napoleon's

Tod, aber es war ihm unmöglich, dem Wunsche seines Codicills vom 24. April 1821 zu entsprechen, wonach er des Kaisers treuesten Dienern zwei Millionen Francs auszahlen sollte, die auf die liquidirte Civilliste von Italien angewiesen waren. Eugen lebte dem Wohlthun im Stillen und der Erziehung seiner Kinder, beglückt durch seine herrliche Gattin; jedermann liebte und ehrte ihn und allgemein war die Bestürzung, als ihn am 15. April 1823 der Schlag rührte. Zwar erholte er sich, kräftigte sich in Marienbad, aber ein neuer Schlagfluß endete am 21. Febr. 1824 in München sein ruhmvolles Dasein. Seine Witwe verfocht wie eine Löwin sein Andenken gegen niederträchtige Verleumder, deren bitterster sein früherer Adjutant, General d'Anthouard, war. Sie ließ durch Thorwaldsen sein Grab in der St.-Michaelskirche 1830 durch ein prächtiges Denkmal zieren; auch Paris hat ihm eins errichtet.

Vgl. A. Aubriet, «Vie politique et militaire d'Eugène Beauharnais» (2. Aufl., Paris 1825; deutsch von Geib, Speier 1826); Vaudoncourt, «Histoire du Prince Eugène» (3 Bde., Paris 1827); Armandi, «Vie militaire du Prince Eugène» (3 Bde., Paris 1843); Schneidewind, «Der Herzog von Leuchtenberg» (Stockholm 1857); Du Casse, «Mémoires et correspondance du Prince Eugène» (10 Bde., Paris 1858—60; deutsch, 3 Bde., Halle 1858—59); Kleinschmidt, «Eugène de Beauharnais» (in der «Europa», Nr. 36—39, Leipzig 1881).

Des Herzogs Eugen von Leuchtenberg Gemahlin, Amalie Auguste, gestorben am 13. Mai 1851, hatte ihm außer zwei Söhnen (s. nachstehend) sechs Töchter (zwei davon starben als Kinder) geboren: Josephine, geboren 1807, vermählt 1823 mit König Oskar I. von Schweden, seit 1859 Witwe, gestorben 7. Juni 1876; Eugenie, geboren 1808, Gemahlin des Fürsten Friedrich von Hohenzollern-Hechingen, gestorben 1847; Amalie, geboren 1812, vermählt 1829 mit Kaiser Pedro I. von Brasilien, seit 1834 Witwe, gestorben 1873; Theodelinde, geboren 1814, vermählt 1841 mit Graf Wilhelm von Württemberg, gestorben 1857.

Der älteste Sohn, Karl August Eugen Napoleon, Herzog von Leuchtenberg, Fürst von Eichstädt, Prinz von Portugal, geboren am 9. Dec. 1810 zu Mailand, bezog nach einer vorzüglichen Erziehung 1826 die Universität München, trat dann in bairische Dienste und wurde mit der Zeit Inhaber des seinerzeit dem Vater verliehenen 6. Chevauxlégers-Regiments. Am 21. Febr. 1824 succedirte er dem Vater unter mütterlicher Vormundschaft in dessen Standesherrschaften, trat sie am 26. Febr. 1832 selbst an, gab aber der Krone Baiern unter Vorbehalt aller andern Rechte und Prärogative die Jurisdiction und die grundherrlichen Rechte im Fürstenthum Eichstädt zurück. Im J. 1829 begleitete er bei der Vermählung seiner Schwester Amalie mit Kaiser Dom Pedro I. dieselbe nach Brasilien und gewann des letztern Zuneigung. Im J. 1830 bereits dachte man an ihn als Candidaten für den Thron Belgiens, und auf dem Nationalcongresse zu Brüssel wurde er am 19. Jan. 1831 vorgeschlagen. Dieser Vorschlag scheiterte aber an dem entschiedenen Widerspruche Frankreichs, und daraufhin erklärte am 7. Febr. die Conferenz der Großmächte in London, keine von ihnen würde den Herzog von Leuchtenberg anerkennen, wenn ihm die Krone zufalle. Auf Wunsch des sterbenden Dom Pedro wurde ihm 1834 die Hand seiner Tochter, der am 4. April 1819 geborenen Königin Donna Maria II. da Gloria von Portugal angeboten; er heirathete sie in Lissabon am 26. Jan. 1835, wobei er den Titel «Prinz von Portugal», die Pairswürde und den Oberbefehl aller Streitkräfte erhielt, erlag aber schon am 28. März d. J. der Halsbräune.

Der zweite Sohn, Maximilian Joseph Eugen August Napoleon, nach dem Tode seines Bruders Herzog von Leuchtenberg und Fürst von Eichstädt, am 2. Oct. 1817 in München geboren, erhielt unter der mütterlichen Fürsorge eine treffliche Erziehung und succedirte einstweilen unter ihrer Vormundschaft am 28. März 1835 dem Bruder in den Standesherrschaften. Er nahm bairische Dienste als Lieutenant im 4. Chevauxlégers-Regimente, um später Oberstinhaber des 6. zu werden, das vor ihm Vater und Bruder gehabt hatten. Im J. 1837 entsandte ihn der König zu den großen russischen Cavaleriemanövern bei Wosnesensk und 1838 kam er abermals nach Rußland, wo er sich mit der Großfürstin Maria Nikolajewna (geb. am 18. Aug. 1819), der ältesten Tochter des Kaisers Nikolaus, verlobte. Die Vermählung fand am 14. Juli 1839 in Petersburg statt, wobei Maximilian für sich und die Descendenten der Großfürstin das Prädicat «Kaiserliche Hoheit» erhielt. Er wurde Generaladjutant des Kaisers, Generallieutenant, Commandant der ersten Division der leichten Gardecavalerie, Chef des Husarenregiments «Herzog Maximilian von Leuchtenberg», Chef des Cadettencorps der Mineur-Ingenieure, Präsident der Akademie der Künste in Petersburg, Ehrenmitglied der russischen Akademie der Wissenschaften, der Universitäten zu Petersburg, Moskau, Kasan und des Raths der Militärschulen. Die Besitzungen seines Hauses im Kirchenstaate überließ er der päpstlichen Regierung 1845 für 20 Mill. Frs., für die er die Herrschaft Tambow in Rußland kaufte. Durch beiderseitige Schuld der Gatten wurde die Ehe Leuchtenberg's eine sehr unerfreuliche trotz sieben Kinder, von denen sechs den Vater überlebten. Er starb nach einem mehrjährigen Lungenleiden, das er sich auf einer geologischen Forschungsreise im Ural zugezogen, in Petersburg am 1. Nov. 1852. Seine Witwe heiratete am 26. Nov. 1856 den Grafen Grigorj Alexandrowitsch Stroganow und starb am 21. Febr. 1876 in Petersburg.

Im J. 1854 wurde die Standesherrschaft Leuchtenberg aufgelöst und mit Baiern vereinigt. Durch Ukas vom 18. Dec. 1852 erhielten alle Descendenten Maximilian's und Maria Nikolajewna's als Mitglieder des russischen Kaiserhauses den Titel «Fürst Romanowski» oder «Fürstin Romanowskaja»; sie sind alle griechisch-katholisch. Das heutige Haupt des Hauses ist Maximilian's ältester Sohn Nikolaus Maximilianowitsch, Fürst

Romanowski, Herzog von Leuchtenberg, Generallieutenant à la suite und Inhaber des 27. Dragonerregiments Kiew (geb. 4. Aug. 1843). Von seinen Brüdern fiel Prinz Sergei Maximilianowitsch Romanowski am 24. Oct. 1877 als Adjutant des Kaisers Alexander II. auf einer Recognoscirung vor Rustschuk; von den Schwestern heirathete Maria (geb. 1841) den Prinzen Wilhelm von Baden und Eugenia (geb. 1845) den Prinzen Alexander von Oldenburg.

(Arthur Kleinschmidt.)

Leuchtenburg, Schloß bei Kahla (s. d.).

Leuchtgas, s. unter Gasbeleuchtung.

Leuchtkäfer, s. Lampyris.

LEUCIN (Amidocapronsäure), Formel: $C_5H_{10}(NH_2)$, findet sich fertig gebildet im thierischen Organismus als normales und pathologisches Product in reichlicher Menge, namentlich in der Pankreas und deren Secret, ferner in der Milz, in den Lungen, auch wol in der Leber, obwol in letzterer in größerer Menge nur bei Leberkrankheiten; auch in niederen Thieren, wie Flußkrebsen, Spinnen, Raupen, Puppen u. a. kommt es vor. Gorup-Besanez constatirte sein Auftreten im Pflanzenreiche; neben Asparagin wies er es in den Wickenkeimen nach, ferner in Chenopodium album; Schulze und Barbieri fanden es in den Kürbiskeimlingen. Endlich ist das Vorkommen des Leucin auch in der Hefe beobachtet worden, wo es vermuthlich, wie auch in anderen Fällen, ein Spaltungsproduct der Eiweißkörper bildet. Leucin entsteht bei der Fäulniß von Albuminaten oder Leimsubstanzen, beim Kochen dieser Körper oder auch des Horngewebes mit Schwefelsäure. Zur Darstellung größerer Mengen von Leucin kocht man fein geraspelte Hornspäne mit einem Gemisch von Schwefelsäure und Wasser.

Leucin bildet weiße, glänzende, fettig anzufühlende Krystallblättchen, die von Wasser nur schwer benetzt werden, bei 170° C. schmelzen und, vorsichtig weiter erhitzt, unzersetzt sublimiren, bei starkem Erhitzen dagegen zersetzt werden, wobei Amylamin, Ammoniak und Kohlensäure sich bilden. Es löst sich in $48{,}8$ Theilen Wasser von 12° C., leichter in heißem, wenig dagegen in Alkohol und gar nicht in Aether. Aus nicht vollständig reiner Lösung krystallisirt es in scharf begrenzten kugeligen Gebilden, welche aus lichtbrechenden, feinen, concentrisch gruppirten Nadeln bestehen; das sublimirte Leucin dagegen bildet ungemein leichte Flocken, die aus äußerst dünnen, rosettenartig geordneten Blättchen zusammengesetzt sind.

Mit salpetriger Säure behandelt, liefert Leucin Leucinsäure, mit Jodwasserstoff Ammoniak und Capronsäure; beim Schmelzen mit Kali geht es unter Entwickelung von Ammoniak und Wasserstoff in valeriansaures Kali über. Bei der Destillation mit Braunstein und verdünnter Schwefelsäure werden Kohlensäure und Valerovitriol gebildet. Wird Leucin mit Salpetersäure auf einem Platinblech verdampft, so hinterbleibt ein farbloser Rückstand, der von Natronlauge gelblich gefärbt wird und beim vorsichtigen Verdampfen damit einen öligartigen, das Platinblech nicht benetzenden Tropfen bildet. Diese Reaction ist für Leucin ganz besonders charakteristisch. Wässerige Leucinlösungen werden durch Eisenchlorid tiefroth gefärbt. Leucin bildet mit Säuren leicht lösliche Salze, geht auch mit den Nitraten vieler Metalle Verbindungen ein.

In physiologischer Hinsicht ist dem Leucin vorläufig keine andere Bedeutung zuzuerkennen, wie die eines Productes der regressiven Stoffmetamorphose. Ueberall da tritt es im Organismus stärker auf, wo bei reichlicher Neubildung ein rascher Zerfall der Elementartheile der Gewebe, insbesondere der zelligen Elemente, stattfindet.

Leucin wurde im J. 1818 zuerst von Proust in altem Käse aufgefunden und als «otide caséeux» beschrieben. Braconnot erhielt einige Jahre später diesen Körper durch Kochen von Muskelfibrin, Leim und verwandter Stoffe mit Schwefelsäure neben Amidoessigsäure und gebrauchte zuerst den Namen Leucin wegen der weißen Farbe des Präparats (λευκός, weiß). Die Untersuchungen von Mulder aus dem J. 1838 erwiesen dann die Identität der Proust'schen Verbindung mit der von Braconnot erhaltenen. Den Nachweis zu führen, daß Leucin regelmäßig bei Behandlung der Körper der Eiweißgruppe mit gewissen Agentien neben Amidoessigsäure und Oxyphenylamidopropionsäure oder Tyrosin als Spaltungsproduct auftritt, war späteren Untersuchungen vorbehalten.

(Paul Bässler.)

LEUCISCUS *Klein*, eine Fischgattung aus der Familie der Karpfenartigen, welche durch das Fehlen eines Knochenstrahls in der Rückenflosse und der Mundbarteln und durch eine kurze oder nur mäßig lange Afterflosse (7—11 Strahlen) ausgezeichnet ist. Die Plötze, L. rutilus *Linné*, das Rothauge, L. erythrophthalmus *L.*, der Gangling, L. idus *L.*, und andere deutsche Arten gehören hierher.

(J. Victor Carus.)

LEUCIT (Amphigen), Mineral, aus Kieselsäure, Thonerde und Kali bestehend, von der Formel $K_2O.Al_2O_3.4SiO_2$. Es wurde früher als regulär angesehen, in dem Ikositetraëder (Leucitoëder) 202 krystallisirend, durch G. vom Rath im J. 1872 als quadratisch erkannt, von der Combination P. 4P2. Sehr häufig ist eine polysynthetische Zwillingsbildung nach der Fläche 2 P∞, wodurch im polarisirten Licht eine charakteristische Gitterstreifung erscheint. Die Krystalle sind meist rundum ausgebildet und haben sehr häufig ring- oder zonenförmig eingeschlossene fremde Körper (Glaskörnchen, Augitmikrolithen, Magnetstein u. a.); zuweilen lagern dieselben aber auch radial. Muscheliger Bruch, Fettglanz und graulichweiße Farbe zeichnen das Mineral aus; nach der weißen Farbe hat es seinen Namen. Härte 5,5—6, spec. Gew. $2{,}5$. Vor dem Löthrohr unschmelzbar, gepulvert von Salzsäure unter Kieselpulver-Abscheidung aufgelöst. Gemengtheil mancher Laven, Basalte und Phonolithe; schöne Vorkommnisse in den Laven des Vesuv, am Kaiserstuhl, bei Oberwiesenthal im Erzgebirge; neuerdings auch in außereuropäischen Basalten gefunden.

Wandelt sich zuweilen um in Kaolin oder in Sanidin und Kaliglimmer. *(E. Geinitz.)*

LEUCITOPHYR oder Leucitporphyr, Gestein, nach der allgemeinen Bezeichnung ein krystallinisches Gemenge von Leucit, Augit und Magneteisen, wozu sich häufig Nephelin, Olivin und Glimmer gesellen. Diese Mineralien bilden eine feinkörnige Grundmasse (zu der auch oft noch Glas hinzutreten kann), in welcher größere, erbsen- bis haselnuß-, auch über wallnußgroße Krystalle von Leucit in fast stets sehr scharf ausgeprägten Krystallumrissen porphyrisch ausgeschieden sind. Die Leucitkrystalle umschließen häufig kleine fremde Körper, wie Schlackentheile, Augitkryställchen u. dgl. in mehrfach kranzförmig geordneten oder radial gestellten Partien. Die Leucitophyre sind hiernach als die doleritischen Ausbildungsweisen der aus denselben Mineralien zusammengesetzten Leucitbasalte zu betrachten. Die Leucitophyre kommen besonders an den neueren Vulkanen Italiens vor, namentlich im Albaner Gebirge und am Vesuv (Monte Somma); weiter am Laacher-See und im Erzgebirge, wo bei Oberwiesenthal sehr große, pseudomorphosirte Leucitkrystalle auf den Feldern herumliegen. — Nach einer andern, von Rosenbusch vorgeschlagenen Klassification versteht man unter Leucitophyr nicht ein Aequivalent der Leucitbasalte, sondern eine Gruppe der Phonolithe, die neben Sanidin Nephelin und Leucit enthält, daneben Titanit, Hauyn, Nosean, Melanit, Melilith führt. Diese Gesteine finden sich, nicht sehr häufig, bei Olbrück und Rieden am Laacher-See in Rheinpreußen und am Kaiserstuhl. *(E. Geinitz.)*

LEUCITTUFF, ein Trümmergestein, dessen Material in Form von Aschen oder Sanden leucithaltiger Basalte durch Eruptionen geliefert und später vom Wasser umgearbeitet worden ist. Der Leucittuff ist ein graues feinerdiges Gestein, aus dem sehr häufig weiße verwitterte Leucite, sowie Krystalle von Augit, Hornblende, Glimmer, Sanidin hervorragen; vielfach enthält er auch Bruchstücke von fremden Gesteinen, wie Grauwacke, Thonschiefer oder verkohlte Baumstämme. Er findet sich besonders in der Umgegend des Laacher-Sees. Der sogenannte Traß oder Duckstein gehört hierzu. Man benutzt ihn zur Mörtelbereitung und zu Düngezwecken. *(E. Geinitz.)*

LEUCKART (Friedrich Andreas Sigismund), Zoolog, wurde als jüngster Sohn des Buchdruckereibesitzers und Senators Leuckart am 26. Aug. 1794 in Helmstedt geboren und auf dem Pädagogium seiner Vaterstadt erzogen. Hier weckte und pflegte namentlich einer der Lehrer, der Sohn des Directors Wiedeburg, seine Liebe zum Studium der Natur. Im J. 1812 bezog er die Universität Göttingen, wo er, mit Rathke befreundet, ein begeisterter Schüler Blumenbach's wurde. Seine Absicht, 1813 sich als Freiwilliger dem Vaterlande zu Dienste zu stellen, wurde durch eine ihn ergreifende Krankheit vereitelt. Mit einer Arbeit «De equo bisulco Molinae» promovirte er 1816 in Göttingen zum Doctor der Medicin. Im J. 1817 trat er eine größere Reise an, blieb ein und dreiviertel Jahr in Wien, wo er von Bremser, Schreibers und den beiden Natterer angeregt und freundlichst unterstützt seine ersten, im ersten Hefte seiner «Zoologischen Bruchstücke» veröffentlichten helminthologischen Untersuchungen anstellte, und ging dann nach Triest und Neapel, an letzterm Orte mehrere Monate verweilend und arbeitend. In Paris trat er zu Cuvier, Latreille u. a. in nähere Beziehung, arbeitete dann mit Meckel in Cette und kehrte 1821 auf mehrere Monate nach Helmstedt zurück. Ende 1822 zog er nach Heidelberg, wo er sich Anfang 1823 als Privatdocent habilitirte und 1829 zum außerordentlichen Professor ernannt wurde. Im J. 1832 wurde er als ordentlicher Professor der vergleichenden Anatomie und Physiologie sowie der Veterinärkunde nach Freiburg im Breisgau berufen. Von hier aus machte er noch Ausflüge nach Helgoland, an das Adriatische Meer und an die Küste von Holland; im übrigen aber war er dort ununterbrochen als Lehrer thätig, bis er im Sommer 1843 einer unheilbaren Krankheit erlag. Seine größere zootomische Sammlung kaufte die Universität Freiburg an. Seine «Naturgeschichte der Helminthen», die er in einem Jahre vollenden zu können gehofft hatte, vereitelte Krankheit und Tod; es ist von ihr nur der «Versuch einer naturgemäßen Eintheilung der Helminthen» als Einleitung erschienen (1827). Seine im ganzen nicht sehr zahlreichen Arbeiten enthalten viel Werthvolles und zeugen für scharfe Beobachtungsgabe, vorurtheilsfreie Behandlung und ausgebreitete Kenntnisse. *(J. Victor Carus.)*

LEUCOIUM (Knotenblume), eine von Linné aufgestellte Gattung der Amaryllideen, charakterisirt durch die breit-glockenförmige, röhrenlose Blütenhülle mit fast gleichen eiförmigen oder länglichen Zipfeln, welche nur am äußersten Grunde in einen Ring verwachsen sind. Die Staubgefäße sind diesem grundständigen Ringe der Blütenhülle eingefügt, ihre Fäden sind kurz, ihre Beutel länglich-linealisch, aufrecht, mit an der Spitze in kleinen Hörnchen sich öffnenden Fächern. Der Fruchtknoten ist eiförmig-länglich oder fast kugelig, dreifächerig, der Griffel aufrecht, oben oder schon unter der Mitte verdickt-dreikantig oder ganz dünn mit kleiner Narbe; in den Fächern sind zahlreiche Samenknospen. Die Kapsel ist verkehrt-eiförmig, birnförmig oder fast kugelig, fachspaltig-dreiklappig; die Samen sind kugelig mit bald dünner angedrückter, bald lockerer krustiger Schale.

Aus dieser Gattung sind 9 in Mitteleuropa und in den am Mittelländischen Meere gelegenen Ländern einheimische Arten bekannt mit wenigen, bald sehr schmallinealischen, bald flachen, riemenartigen Blättern und doldigen oder einzeln stehenden Blüten, welche von einem einzigen, scheidenartigen, am Grunde schwach röhrigen Blütendeckblatte anfangs eingeschlossen sind.

Am zweckmäßigsten wird die Gattung in 3 Sectionen getheilt, welche von einigen Autoren als eigene Gattungen betrachtet wurden:

1) Erinosma. Schaft ein- oder sehr selten zweiblütig; Griffel oben dreikantig-verdickt; Kapsel birnförmig, an der Spitze kurz-aufspringend; Samen eiförmig, blaß oder braun, mit dünner, leicht löslicher Schale.

2) Euleucoium. Blüten zu 2—6 in einer Dolde, ungleich lang gestielt; Griffel und Kapsel wie bei voriger; Samen größer, schwarz, mit lockerer krustiger Schale.

3) Acis. Schlanke Pflanzen mit kleinern, in einer Dolde zu mehreren, selten einzeln stehenden Blüten; Griffel dünn; Kapsel fast kugelig, bis zum Grunde dreiklappig. *(A. Garcke.)*

LEUCOSPERMUM, eine von R. Brown aufgestellte Proteaceengattung, deren Arten in Südafrika einheimisch sind und mit welcher Diastella von Salisbury zusammenfällt. Die Blüten derselben sind hermaphroditisch und unregelmäßig. Die Blütendecke ist linealisch, einwärts gekrümmt, am Grunde wenig breiter, mit länglichem Saume, dessen oberer Zipfel schmal und bis zum Grunde frei ist, während die drei untern Abschnitte am Grunde verwachsen sind. Die Staubbeutel sind fast sitzend, länglich oder eiförmig und durch das sehr wenig verlängerte Mittelband bespitzt. Die vier unterständigen Schuppen sind linealisch. Der Fruchtknoten ist fast sitzend, spärlich behaart; die Griffelspitze ist eiförmig-kegelig oder linealisch, oft kantig oder gefurcht mit kleiner endständiger oder schiefer Narbe; die einzige nach der Mitte oder nach dem Grunde zu seitlich angeheftete Samenknospe ist mehr oder weniger doppelläufig. Die Frucht ist trocken, eiförmig oder kugelig, nach Abfallen der Blütendecke und des Griffels nackt mit häutiger äußerer und krustiger innerer Fruchtschicht.

Hierher gehören Sträucher oder kleine Bäume mit wechselständigen, oft zahlreichen, lederartigen, ganzrandigen oder nach der Spitze zu gezähnten Blättern, und sitzenden, meist ziemlich großen Blüten, welche auf flachem oder verlängertem Blütenboden in endständigen, dicht kugeligen oder seltener länglichen Köpfchen stehen. Die äußern Deckblätter sind leer, schuppenförmig, dachziegelig, nach der Blüte stehen bleibend, die inneren zwischen den Blüten schmal. *(A. Garcke.)*

LEUCOTHOË *Leach* (Lycesta *Savigny*, Cuvieria *Desmarest*), eine Gattung der Flohkrebse (Amphipoda) aus der Familie der Gammariden, Repräsentant einer besondern Unterfamilie, welche namentlich durch die Kleinheit der Laden der Maxillarfüße ausgezeichnet ist. Es kommen Arten im Atlantischen Ocean und im Mittelmeer vor. *(J. Victor Carus.)*

LEUK (französisch Loëche-la-ville), Hauptort des gleichnamigen Bezirks (351 □Kilom., 6088 Einwohner) im Canton Wallis, liegt 753 Met. hoch, 23 Kilom. nordöstlich von Sitten am Eingang des Dala- oder Leukerthals auf einem steilen Rebenhügel am rechten Ufer der Rhône gegenüber der Station Leuk-Susten (623 Met.) der Linie Lausanne-Sitten-Brig (Simplonbahn), besitzt eine schöne gothische, 1497 erbaute Kirche mit altem romanischem Thurm, zwei mittelalterliche Schlösser, von denen das eine als Rathhaus dient, ein Spital und zählt (1880) 1411 Einwohner meist katholischer Confession und deutscher Zunge, deren Haupterwerbsquellen der Acker- und Weinbau sind. Das Städtchen, dem seine dominirende Lage, seine Thürme und Ringmauern ein malerisches, alterthümliches Ansehen verleihen, ist uralt und soll schon im 6. Jahrh. dem Kloster Agaunum (St.-Maurice) gehört haben. Im späteren Mittelalter stand es bald unter den Bischöfen von Sitten, bald unter den Grafen von Savoyen, den Freiherren von Thurn u. s. w., bis sich das Oberwallis durch die Kriege von 1414 bis 1420, in denen die beiden Burgen von Leuk gebrochen wurden, sowol von der bischöflichen wie von der Adelsherrschaft frei machte.

Vgl. Furrer, «Geschichte, Statistik und Urkunden über Wallis» (3 Bde., Sitten 1850—52); Wolf, «Wallis und Chamonix» (Bd. 1, Zürich 1880). *(A. Wäber.)*

LEUKADIA (*Λευκάς* bei den Alten, jetzt gewöhnlich Santa-Maura genannt), Insel im Jonischen Meer, nördlich von Kephalonia und südlich des Busens von Arta, nur durch einen künstlichen, leicht zu durchwatenden Kanal vom Festlande getrennt, bildet die Eparchie Leukas der Nomarchie Akarnanien und Aetolien im Königreich Griechenland, ist 285 □Kilom. groß und hat 20,892 Einwohner.

Der Name der Insel wird von *λευκός* (weiß) abgeleitet, da namentlich die Felswände der West- und Südküste sich durch einen silberfarbenen Ton auszeichnen. Das Land ist mit Ausnahme eines kleinen Districts im Nordosten der Insel durchweg gebirgig; im Norden erheben sich die steilen Felswände fast senkrecht aus dem Meere empor und bilden ein von Nord nach Süd streichendes Kalkgebirge (Nomaligebirge) mit einer Reihe kegelförmiger Gipfel, unter denen der Stawrotas-Berg (1178 Met.) der höchste ist. Weiter nach Süden senkt sich die Gebirgsmasse und fällt beim Cap Ducato, dem südlichsten Punkte der Insel, steil ins Meer. Die Insel hat weder Flüsse noch Seen, aber einige gute Quellen. Das Klima ist mild; Schnee und Eis sind fast unbekannt. Die Regenzeit beginnt Ende September, erreicht im November ihren Höhepunkt und dauert bis zum März. Man rechnet durchschnittlich 100 Regentage im Jahre. — Von den Luftströmungen sind Nordwestwinde im Frühlinge, Nordwinde im Sommer, Südwinde im Herbst und Südwestwinde im Winter vorherrschend. Sehr lästig ist der häufig wehende Sirocco, auch verheerende Orkane sind keine Seltenheit; ebenso ist die Insel mehrfach von Erdbeben heimgesucht worden.

Von den Landesproducten sind aus dem Mineralreiche besonders Salz, Steinkohlen, Schwefel, Marmor, Erdpech, Bau- und Mühlsteine zu nennen. Der Landbau liefert Wein, Korinthen, Oliven, Obst, Südfrüchte, Baumwolle und Flachs. Holz und Getreide wird größtentheils vom Festlande eingeführt. Einer besondern Pflege erfreut sich die Knoppereiche (Valonea), deren Fruchtkelche in der Färberei Verwendung finden. Aus dem Thierreich findet sich neben den gewöhnlichen Hausthieren, unter denen die Esel und Ziegen besonders stark vertreten sind, auch zahlreiches Wildpret, namentlich Hasen, Kaninchen, Wachteln, Krammetsvögel, Schnepfen und wilde Tauben; auch Bienen und Seidenraupen werden vielfach gezüchtet.

Die Bewohner, griechischer Abstammung, aber stark mit albanesischen und italienischen Elementen vermischt, bekennen sich zur griechisch-orientalischen Kirche. Der Bischof von Leukadia führt den Titel Metropolit. Die Industrie ist unbedeutend und beschränkt sich auf Seiden-, Lein- und Baumwollweberei, die Fabrikation von Teppichen aus Ziegenhaaren, Gerbereien, Seifen- und Thonwaarenfabriken und Branntweinbrennereien. Die Hauptstadt der Insel ist Amachikí (Hamaxiki) in fruchtbarer, aber ungesunder Lage im nordöstlichen Theil, mit zwei Häfen, von denen der Porto Drapano der bessere ist. Die Stadt ist der Sitz des Metropoliten und der Verwaltungsbehörden der Insel, hat ein Kloster, 15 Kirchen und 5500 Einwohner. Nördlich der Stadt liegt auf einer Landzunge und von Lagunen umgeben die im 14. Jahrh. erbaute Festung Santa-Maura. Von den übrigen Ortschaften der Insel ist nur Klymenon an der Ostküste erwähnenswerth; in der Nähe desselben liegt die kleine, von Fischern und Hirten bewohnte Insel Meganisi (Taphus der Alten) mit guten Olivenplantagen.

Die Gründung von Leukas wird von Strabo dem Kypselos von Korinth zugeschrieben, welcher ums Jahr 650 v. Chr. seinen Sohn Periandros mit den ärmeren Bürgern von Korinth nach der «weißfelsigen Halbinsel» im Süden von Ambrakia sandte, die schon zu jener Zeit mittels eines Durchstichs der schmalen Landzunge in eine Insel umgeschaffen wurde, der aber wahrscheinlich bald wieder versandete, denn im Peloponnesischen Kriege mußten die Schiffe über den Isthmos der Leukadier hinweg gezogen werden und 197 v. Chr. wird Leukadia als Halbinsel erwähnt. Die Römer stellten den Kanal zwar wieder her, aber schon Plinius erwähnt dessen Versandung, welche erst in neuester Zeit unter englischem Protectorat wieder beseitigt wurde.

Die aus der Gründung von Leukadia hergeleiteten Ansprüche der Korinther wurden schon im Alterthum mit Erfolg von den Korkyräern angegriffen, welche ihrerseits das Besitzrecht für sich in Anspruch nahmen. Der von den beiden streitenden Parteien als Schiedsrichter erwählte Themistokles erkannte die Korkyräer als Mitbesitzer von Leukadia an. Reste altgriechischer Bauwerke finden sich in der Nordostecke der Insel, welche von der alten Stadt Leukas eingenommen wurde, und zwar sowol in der Strandebene, wo die Unterstadt, als auch auf den Ausläufern des Gebirgzuges, wo die Oberstadt lag. Von dem berühmten Tempel des Apollo Leukatas finden sich noch die Spuren der aus viereckigen Blöcken gefügten Cellamauern am Rande des Caps Dukato. Die Sage knüpft an diesen Felsen, von welchem in altgriechischer Zeit am Apollofest ein Verbrecher ins Meer gestürzt wurde, auch den Tod unglücklich Liebender, welche den Sprung wagten, um von ihrer Leidenschaft geheilt zu werden; es werden in dieser Beziehung namentlich die Dichterin Sappho und die Königin Artemisia von Halikarnaß genannt. — Im J. 31 v. Chr. wurde nördlich von Leukadia die Seeschlacht von Actium geschlagen. Nach dem Untergange des Oströmischen Reiches kamen die Türken in den Besitz von Leukadia; von ihnen rührt die Wasserleitung nach Santa-Maura her, als deren Erbauer Bajazet genannt wird. Die Venetianer eroberten unter dem Dogen Morosini 1684 die Insel, welche 1800 unter das Protectorat Frankreichs und 1815 als ein Bestandtheil der «Vereinigten Staaten der sieben Jonischen Inseln» unter die Schutzherrschaft Englands gelangte. Die Einverleibung in das Königreich Griechenland, wobei Leukadia zur Eparchie Akarnanien-Aetolien geschlagen wurde, erfolgte 1864. *(E. L. Ulbrich.)*

LEUKÄMIE (auch Leukocythaemie, Weißblütigkeit) ist eine Erkrankung, deren Wesen in einer dauernden, sich stetig steigernden Vermehrung der weißen Blutkörperchen beruht und dabei von einer wesentlich in Hyperplasie bestehenden Erkrankung der blutbildenden Organe begleitet ist. Als solche sind es hauptsächlich Milz- und Lymphdrüsen, sowie das Knochenmark, welche bei dieser Erkrankung in Frage kommen, und unterscheidet man daher eine lienale, lymphatische und myelogene (auch medullare) Leukämie. Das Blut Leukämischer ist weißlich oder himbeerartig gefärbt, zeigt, in größerer Menge entleert, über dem geringen, von rothen Blutkörperchen gebildeten Bodensatz ein breites, weißgraues Sediment, während es im Leichnam im rechten Herzen und in den großen Venenstämmen weißgraue, eiterähnliche schlaffe Gerinsel bildet. Unter dem Mikroskop gewahrt man eine auffällige Zunahme der weißen Blutkörperchen gegenüber den rothen, welche sich in einzelnen Fällen bis zu einem Ueberwiegen des erstern steigern kann; dieselben zeigen je nach dem Herde der Erkrankung die Form der Milzpulpazellen oder des Lymphdrüsenstroma; die ersteren sind vorwiegend groß, mit mehrfachen glatten, runden Kernen, während letztere kleiner als die farblosen Blutelemente sind und meist größere, einfache, stärker granulirte Kerne besitzen; bei myelogenem Ursprung der Leukämie gewahrt man gewisse Uebergangsstufen zwischen rothen und weißen Blutkörperchen in Form der sogenannten kernhaltigen rothen Blutkörperchen, sowie große, fetthaltige Markzellen im Blute. Chemische Untersuchungen des leukämischen Blutes ergaben Zunahme des Wassergehalts und Faserstoffs, Abnahme des Eisens und als abnorme Bestandtheile Glutin und Hypoxanthin sowie verschiedene Stoffe (Xanthin, Ameisen-, Milch-, Essig-, Harnsäure, Leucin und Tyrosin), welche sich meist auch im Urin zeigen; auch wurden kleine, weißglänzende octaëdrische Krystalle (Charcot'sche Krystalle) vielfach im leukämischen Blut gefunden; die Reaction des letzteren ist meist sauer, obwol Mosler sie auch alkalisch fand.

Nächst diesen charakteristischen Blutveränderungen sind aber auch wesentliche Veränderungen der die Leukämie vermittelnden Organe zu constatiren; so ist namentlich die Milz oft wesentlich vergrößert (bis zu 50 Ctm. Länge, 30 Höhe, 15 Dicke und 7 Kilo Gewicht), wobei sie jedoch meist ihre längliche Gestalt und die Einschnitte der normalen Milz beibehält, während ihre Consistenz hart, ihre Kapsel meist verdickt, ihre Schnittfläche braunroth, glatt, glänzend und trocken erscheint. Eine ähnliche Veränderung zeigen auch die Lymphdrüsen und können an solchen unter Umständen sämmtliche Drüsen

des Körpers theilnehmen, während am häufigsten die Hals-, Achsel- und Weichendrüsen, sowie die Drüsen des Mesenteriums, des Hilus von Milz und Leber ergriffen werden. Das Knochenmark ist meist hyperplastisch verändert, namentlich in den Markhöhlen der Röhrenknochen; das Mark sieht entweder gräulichweiß und eiterartig oder gleichmäßig himbeerroth aus; mikroskopisch gewahrt man in ihm dieselben farblosen Rundzellen, wie solche im Blut circuliren, daneben auch kernhaltige, rothe Blutkörperchen, wie im normalen Mark. Nächstdem fand Neumann in demselben kleine Arterienästchen mit lymphomatös infiltrirten Wandungen und scheinbar freier Einmündung in die Zellenräume. Aehnliche Infiltrationen findet man aber auch in nicht lymphatischen Organen, namentlich in Leber und Nieren, sowie markige Tumoren auf der Magen- und Darmschleimhaut, auf der Pleura und im subpleuralen Gewebe, an Epiglottis, Larynx, Trachea, unter dem Pericard, sowie im Pharynx. Endlich ist die sogenannte Retinitis leucaemica, sowie Exsudate in den Serosen und Blutungen im Endo- und Pericard, sowie im Gehirn, bei Obductionen Leukämischer gefunden worden.

Bezüglich des Krankheitsverlaufs der Leukämie ist zu bemerken, daß man zwei Stadien desselben unterscheidet, 1) das der Vorboten und der Entwickelung des leukämischen Processes in den primär afficirten Organen und im Blut, 2) das der ausgebildeten leukämischen Kachexie. — Das erste Stadium verläuft meist sehr latent und macht sich durch allgemeine Schwäche, Blässe, Kopfschmerz, etwas Kurzathmigkeit mit Herzklopfen, leichte Oedeme und dumpfen Schmerz im Unterleibe bemerkbar, bis der zu constatirende Milztumor oder sonstige Drüsentumoren — meist am Halse — die Diagnose sichern. Im zweiten Stadium beobachtet man als Zeichen stärkerer Kachexie allgemeines Gedunsensein der wachsbleichen Haut, sowie Schwellung der Beine und Symptome seröser Ergüsse in Brustfell und Herzbeutel, während der Milztumor kolossal zunimmt, und im Verein mit gleichzeitig auftretenden Lebertumoren durch Compression des Zwerchfells hochgradige Athembeschwerden vermittelt. Daneben zeigt sich die schon oben erwähnte leukämische Netzhautentzündung an den Augen, es treten infolge lymphomatöser Schlund- und Mandelentzündung heftige Schlingbeschwerden, sowie eine dem Soor ähnliche Mundaffection, oft auch heftige Diarrhöen auf, während von mehreren Autoren (Lonquet, Salzer) auch eine durch mehrwöchentlichen constanten Priapismus sich charakterisirende erhöhte Erregbarkeit der Geschlechtsorgane beobachtet wurde. Ein weiteres ziemlich constantes Symptom der fortgeschrittenen Leukämie bilden die Blutungen, welche in den verschiedensten Organen, namentlich in Nasenhöhle, Darm, Harnwegen, Gebärmutter, Haut, Lungen, Gehirn ihren Sitz haben, und oft den Tod unmittelbar herbeiführen oder doch durch Erschöpfung beschleunigen. Für die Mitbetheiligung des Knochenmarks an der leukämischen Erkrankung ist nach Mosler eine eigenthümliche Schmerzhaftigkeit des Brustbeins gegen Druck charakteristisch, während Neumann ähnliche Schmerzen auch im Oberschenkel- und Oberarmknochen constatiren konnte. — Der Urin Leukämischer ist seiner Quantität nach ziemlich normal, nur gegen Ende der Krankheit pflegt letzterer etwas zurückzugehen; seine Farbe ist dunkel, specifisches Gewicht hoch (1020—27), Reaction stark sauer; chemisch untersucht zeigt er eine Vermehrung der Harnsäure, neben Verminderung des Harnstoffs, und als fremde Stoffe Hypoxanthin, Ameisensäure und Milchsäure.

Bezüglich der Aetiologie liefert das männliche Geschlecht einen wesentlich höhern Procentsatz als das weibliche, bei letzterem sind vorausgegangene Störungen der Geschlechtssphäre von großem Einflusse. Das Alter betreffend, sind Männer zwischen 30—40, Frauen zwischen 40—50 Jahren für die Krankheit am empfänglichsten, wenn auch sowol bei Kindern als bei Greisen Fälle von Leukämie beobachtet worden sind; bezüglich der socialen Stellung sind die niedern Stände für diese Erkrankung vorzugsweise disponirt, und spielen hier feuchte Wohnung, unzureichende Nahrung, Gram und Sorge eine hervorragende Rolle. — Unter den Krankheiten, deren Ueberstehen zur Leukämie disponirt, werden von den Autoren namentlich chronische Darmkatarrhe, Wechselfieber, Syphilis — besonders wenn solche ererbt ist — und Alkoholismus genannt, wie auch traumatische Einwirkungen, vorzüglich wenn solche die Milzgegend (durch Quetschung) oder große Röhrenknochen (Fractur, Amputation) getroffen haben, die Ursache zur Entwickelung leukämischer Zustände geben können. — Ob die perniciöse Anämie in einem gewissen ursächlichen Zusammenhange zur Leukämie stehe, ist noch nicht festgestellt.

Die Dauer des leukämischen Processes ist eine außerordentlich verschiedene und schwankt zwischen 1 Monat bis zu 8 Jahren, während Mosler ihre Durchschnittsdauer auf 22—23 Monate berechnet; seine Prognose wird von fast allen Autoren als eine höchst ungünstige, ja lethale, hingestellt, wenn auch Fälle von Heilung vorliegen, wo die Betreffenden im Entwickelungsstadium ihrer Erkrankung zur Behandlung kamen.

Bezüglich der Behandlung rühmt Mosler vor allem das Chinin und einzelne Surrogate desselben (Eucalyptusöl, Piperin) wegen seiner milzverkleinernden Wirkung; Andere empfehlen zu gleichem Zwecke kalte Douchen auf die Milzgegend, Bokkin deren Faradisirung; auch parenchymatöse Injectionen von Jodtinctur und Arsenliquor (Sol. Fowleri), subcutane Anwendung von Ergotin, sowie Phosphor innerlich, sind versucht worden, und in zwei Fällen konnte Mosler durch Anwendung der Bluttransfusion vorübergehend ein günstiges Resultat erzielen. Das Richtigste dürfte wohl ein consequenter, längere Zeit fortgesetzter Gebrauch von Eisenmitteln sein, während von jedem operativen Eingriff, namentlich der mehrfach versuchten operativen Entfernung der Milz (Splenotomie) schon um der hämorrhagischen Diathese der Leukämiker willen durchaus abzusehen sein dürfte.

Wesentlich verschieden von der Leukämie sind die sogenannten Leucochytosen, welche außer den progressiven

Entzündungen auch die als Granulationsgeschwülste zu bezeichnenden Bildungen, überhaupt alle diejenigen Affectionen umfassen, bei denen Ablagerung von Rundzellen (Leucocyten) die Regel ist, mag nun dieselbe in Form umschriebener Schwellung oder diffuser Einlagerung in die Gewebe erfolgen. Die Autoren rechnen hierher in erster Linie Sepsis und Diphtheritis, dann rheumatische und diesen verwandte Processe, namentlich Erysipel, und endlich Rotzkrankheit, Tuberkulose, Syphilis und Lepra, sowie die schwereren kachektischen Formen der Leukämie. Ihnen allen ist das Eine gemeinsam, daß ihre infectiöse Eigenschaft auf dem Vorhandensein und der weiteren Entwickelungsfähigkeit und Uebertragbarkeit von Mikroorganismen (Spaltpilze, Vibrionen, Mikrosporon septicum, diphtheriticum, Monadinen, Spirillen u. s. w.) beruht, sodaß man sie sogar neuerdings unter dem gemeinsamen Namen «mikrosporine Processe» zusammengefaßt hat. In das Speciellere hierüber einzugehen, dürfte hier nicht am Platze sein, man vergleiche deshalb die betreffenden Specialartikel.

Wegen der Pseudoleukämie, einer dem Krebs nahestehenden Affection, muß auf den betreffenden Artikel verwiesen werden. *(Alfr. Krug.)*

LEUKERBAD (französisch Loëche-les-bains), Dorf und Badeort im Bezirk Leuk des Cantons Wallis, liegt 1411 Met. über dem Meere, 7 Kilom. nördlich von dem Städtchen Leuk in dem großartigen, von den Felswänden der Daubenhörner, der Gemmi, des Torrenthorns (3003 Met.) u. s. w. gebildeten Kessel des oberen Dala- oder Leukerthals, und zählt (1880) 650 Einwohner, deren Haupterwerbsquellen die Alpenwirthschaft, sowie der Cur- und Touristenverkehr sind. Das Dorf besteht aus zwei durch die Dala getrennten Theilen; rechts vom Flusse liegen hauptsächlich die dichtgedrängten niedrigen braunen Holzhäuser der ländlichen Bevölkerung, links der Curort mit der neuen Pfarrkirche, der anglikanischen Kapelle, dem Casino, mehreren Gasthöfen, Badehäusern u. s. w. Ein mächtiger 1830 vollendeter Steindamm, 225 Met. lang, 5 Met. hoch, sowie mehrere 1876—78 gemachte Verbauungen auf der Torrentalp östlich vom Dorfe schützen dasselbe vor den Lawinen des Torrenthorns, die mehrmals, so 1518, 1719, 1720, 1756, 1767 das Badeleben großentheils zerstörten.

Das Leukerbad ist eins der besuchtesten Heilbäder der schweizer Alpen; die Zahl der Curgäste, abgesehen von den Touristen, beträgt jährlich 800—1000. Die circa 20 Heilquellen, von denen 6 gefaßt sind und täglich circa 6 Millionen Liter Wasser liefern, sind Gipsthermen, und werden namentlich bei Hautkrankheiten, Skrofulose und Rheumatismen mit Erfolg angewendet. Die wichtigsten sind die St.-Lorenzquelle (51° C.), die Heilbadquelle (49°), die Armenbadquelle und die Fußbadquelle. Die Bäder werden, da die Cur gewöhnlich täglich 2—6stündiges Baden erheischt, in großen Bassins oder Piscinen genommen, in denen die Patienten, in dicke wollene Mäntel gehüllt, gemeinsam baden. Außerdem gibt es Familien- und Einzelbäder, Douchecabinete, Inhalationssäle, Trinkhallen u. s. w. Die Curzeit währt von Mitte Mai bis Mitte September, die einzelne Cur dauert gewöhnlich 4 Wochen. Mit dem Städtchen und der Bahnstation Leuk ist das Leukerbad durch eine 15 Kilom. lange Poststraße, mit dem Kanderthal im berner Oberland durch den Saumweg über die Gemmi (2329 Met.) verbunden.

Wahrscheinlich schon den Römern bekannt, werden die Bäder von Leuk urkundlich zuerst 1315 erwähnt. Einen raschen Aufschwung nahm der Ort am Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrh., als der Bischof von Sitten, Jost von Silinen, und nach ihm der Cardinal Matthäus Schinner die Quellen neu fassen, die Herbergen vergrößern und erneuern und die Wege verbessern ließen. Im 18. Jahrh. wurde die Frequenz des Bades namentlich durch die neue Anlage des Gemmiweges, im 19. Jahrh. durch den Bau der Poststraße Leuk-Leukerbad (1843—47) und der Strecke Siders-Leuk (1875—77) der Simplonbahn gehoben.

Vgl. Brunner, «Das Leukerbad, seine Heilquellen und seine Umgebungen» (5. Aufl., Basel 1887); Wolf, «Wallis und Chamonix» I (Zürich 1886). *(A. Wäber.)*

LEUKIPPOS (Leucippus), griechischer Philosoph, der geniale Begründer der atomistischen Weltanschauung, ist durch seinen berühmteren Schüler Demokritos so rasch verdunkelt worden, daß Epikur[1]) sich sogar zu der noch jüngst[2]) wiederholten, aber auch alsbald gebührend zurückgewiesenen[3]) Behauptung verstehen konnte, einen Philosophen namens Leukippos habe es nie gegeben, obgleich doch Aristoteles ihn nicht weniger als 19 mal namentlich erwähnt und über seine Lehre aus einer ihm vorliegenden Schrift berichtet. Diese befremdliche Thatsache erklärt sich einigermaßen daraus, daß des Leukippos Schriften — man weiß nur von zweien, dem *Μέγας διάκοσμος*[4]) und *Περὶ νοῦ*[5]) — schon früher unter die zahlreichen Werke seines Schülers geriethen und deshalb in der Folge irrthümlich diesem zugeschrieben wurden[6]). Leukippos' Lebenszeit läßt sich annähernd daraus bestimmen, daß Diogenes von Apollonia[7]), dessen Ansichten Aristophanes im V. 423 in den «Wolken» verspottete[8]), ebenso Empedokles (um 490—430) in seiner Lehre von den Ausflüssen (*πόροι*[9]), vielleicht auch Melissos (442 atheniſcher Nauarch) mit der Annahme des Leeren[10]) von seiner Lehre beeinflußt worden sind, und daß Demokrit, Leukippos' Schüler, zugleich ein jüngerer Zeitgenosse[11]) des Anaxagoras (etwa 500—428) war. Ueber die Heimat unseres Philosophen fand schon Theophrast[12]) eine doppelte Ueberlieferung vor, da sowol Elea als auch Milet

1) *Diog. Laert.* X, 7. 2) E. Rohde in den «Verh. der 34. Philol.-Vers. zu Trier» (1879), S. 64 fg. und in den «Neuen Jahrb. für Philol.», Bd. 123 (1881), S. 741 fg. 3) H. Diels, «Leukipp und Demokrit» in den «Verh. der 35. Philol.-Vers. zu Stettin» (1881), S. 96—109. Vgl. Natorp, Rhein. M. 41 (1886), S. 350; Diels, ebend. 42, S. 1, u. Arch. f. Gesch. d. Philos. I, 247. 4) *Diog.* IX, 46. 5) *Aetius* bei *Stob.* ecl. I, 4, 7c, p. 72 Wachsm. (Doxogr. p. 321). 6) *Diog.* IX, 46. 7) *Theophrast.* ap. *Simplic.* phys. p. 25 Diels (Doxogr. p. 477). 8) Vgl. Diels, a. a. O., S. 104 fg. 9) Ebendas. Anm. 28. 10) Zeller, «Die Philos. der Griechen», I (4. A.), S. 852. 11) *Diog.* IX, 41. 12) *Theophrast.* ap. *Simplic.* phys. p. 28 Diels (Doxogr. p. 483).

als seine Vaterstadt genannt wurde. Leukippos' Lehrer war nach dem Zeugniß des Theophrast[13]) Parmenides, nach anderen Zenon[14]). Jedenfalls knüpft er unverkennbar mit seiner Weltanschauung an die der Eleaten theils beistimmend, theils widersprechend an. Wie diese hält er die sinnliche Wahrnehmung für trügerisch und das wahrhaft Seiende für ungeworden und unvergänglich, aber im Gegensatz zu ihnen gilt ihm das Nichtseiende oder Leere für ebenso wirklich, als das Seiende oder Volle, das in jenem in steter Bewegung begriffen ist, und dieses soll nicht eine untheilbare Einheit bilden, sondern aus einer unendlichen Anzahl untheilbarer, unsichtbarer Körperchen (ἄτομα oder ἄτομοι) von verschiedener Gestalt und Größe, aber gleicher Qualität bestehen, Elementen, deren Wirbelbewegung (δίνη) nach unabänderlicher Nothwendigkeit zahllose Welten sowol ins Leben ruft als auch wieder zerstört[15]). Wie diese Grundanschauung des Leukippos im einzelnen durchgeführt wurde, sehen wir bei Demokrit, welcher, so viel bekannt ist, in allen wesentlichen Punkten die Ansichten seines Lehrers festhielt und weiter entwickelte (vgl. den Artikel Demokritos) und nur in Kleinigkeiten (z. B. in der Erklärung des Donners[16]) und der schrägen Lage der Erdplatte[17]), in der Anordnung der Himmelskörper[18]) von ihm abwich.

Literatur: Krische, «Die theol. Lehren der griech. Denker» (Göttingen 1840), S. 143 fg.; Zeller, «Die Philosophie der Griechen» (4. Aufl.), I, 760 fg.; über die Abhandlungen von Rohde und Diels vgl. Anm. 2 und 3; Natorp, «Forschungen zur Gesch. des Erkenntnißproblems im Alterthum» (Berlin 1884), S. 164 fg. u. «Rhein. Mus.», Bd. 42, 1—14; 374—385.

(E. Wellmann.)

LEUKOM (Leucoma). Mit diesem Namen belegt man eine das ganze Gewebe durchdringende, kalk- oder perlweiße, undurchsichtige, scharf umschriebene, sehr oft über die Fläche hervorragende Trübung der Hornhaut des Auges, während man eine mehr oder weniger durchsichtige, diffuse, rauchige, nur die obern Gewebsschichten einnehmende Trübung Macula oder Nephelis zu benennen pflegt. Letztere beruht auf einer serösen lymphatischen Ausschwitzung und entwickelt sich nach oberflächlichen Verletzungen (Erosionen, Fremdkörper) und leichten entzündlichen Processen. Das erstere dagegen ist immer die Folge von tiefgreifenden, mit Eiterabsonderung, sowie mit Geschwürsbildung verbundenen Entzündungen, beziehentlich schweren, namentlich perforirenden Verletzungen oder Verbrennungen; dasselbe ist daher sehr häufig mit Narbenbildung verbunden, in welche nicht selten ein vorgefallenes Stück der Regenbogenhaut eingewachsen ist, worauf ein schwarzer Punkt in der weißen Färbung hindeutet. Die bei Leukom vorhandene Sehstörung ist je nach Ausdehnung und Sitz der Trübung verschieden; am meisten ausgesprochen dann, wenn die Trübung der Pupille gegenüberliegt. Da das Leukom stets der Rest eines abgelaufenen Processes ist, erfährt dasselbe spontan keine Veränderung. Es ist daher die Aufgabe der Behandlung, einen neuen Reizzustand in demselben hervorzurufen, den man, allerdings in den meisten Fällen ohne erheblichen Erfolg, durch Einstreuen von pulverförmigen Substanzen (Glaspulver, Hydrarg. chlorat. mite [Calomel] oder oxyd. rubrum, rein oder mit Zucker vermengt) oder auch durch Aetzmittel (Argent. nitricum), sowie durch Skarificationen zu erregen sucht. Bei über die Oberfläche der Hornhaut hervorragenden Leukomen hat man in manchen Fällen durch Abtragung mehrerer Schichten derselben eine geringe Besserung erzielt. Erwähnt sei noch, daß bei Leukomen, welche die Pupille zum großen Theile verdecken, durch Erweiterung derselben mittels eines Mydriaticum (Belladonna, Atropin, Hyoschamus, Hyoscin) eine Verbesserung des Sehvermögens bewirkt werden kann, sowie daß man zur Milderung der Entstellung, welche solche Leukome bedingen, vorgeschlagen hat, mittels des Tätowirens, d. h. der Einimpfung schwarzer Farben (Sepia; chin. Tusche), denselben ein der Pupille entsprechendes Aussehen zu verleihen. *(Alfr. Krug.)*

LEUKOPHAN, ein meist in stengeligen oder schaligen Aggregaten auftretendes, dem rhombischen Krystallsystem zugehöriges Mineral, zusammengesetzt aus Kieselsäure, Beryllerde, Kalk, Magnesia, Natron, Kali, Thonerde und Fluor, nach Rammelsberg von der Formel $6\,Na\,Fl + R_{15}\,Si_{14}\,O_{42}$. Blaß grünlichgrau, glasglänzend, beim Zerschlagen oder Erhitzen bläulich phosphorescirend, in gewissen Richtungen ein weißliches Licht reflectirend. Härte $3{,}5-4$, Gewicht $2{,}9$. Selten auf Lamöe in Norwegen sich findend. *(E. Geinitz.)*

LEUKORRHÖE (Weißer Fluß, Fluor albus, Fleurs blanches), eine der häufigsten Erkrankungen des weiblichen Geschlechts, besonders zur Zeit der Geschlechtsreife, besteht in dem Abgang einer weißlichen, trüben, schleimigen, oder auch gelblichen, eiterartigen Flüssigkeit aus den Geschlechtsorganen. Sie beruht stets auf einer entzündlichen, nicht selten mit Geschwürsbildung verbundenen Reizung der Schleimhaut der äußern Geschlechtsorgane, der Mutterscheide oder der Gebärmutter, welche auch mehrere oder alle diese Theile zugleich betreffen kann; behufs des Nachweises der Ursprungsstelle ist jedoch stets die ärztliche Untersuchung mittels des Mutterspiegels erforderlich. Als Ursachen der Leukorrhöe sind zu bezeichnen: geschlechtliche Excesse (Masturbation), mechanische Reibungen der Schleimhaut, die Einwirkung des Dampfes von zur Erwärmung der Füße benutzten Kohlentöpfen, die Einwanderung von Madenwürmern aus dem After in die Geschlechtstheile (namentlich bei kleinen Mädchen); sie ist ferner Folgeerscheinung von Hyperämie der Gebärmutter bei manchen chronischen Herz- und Lungenleiden, sowie von chronischen Ernährungsstörungen, so von Bleichsucht und Blutarmuth, Tuberkulose und Krebsdyskrasie. In vielen Fällen wird die fragliche Erkrankung durch Ansteckung von seiten eines mit Tripper behafteten Mannes hervorgerufen. Namentlich in den letztgenannten

13) *Diog.* IX, 30; *Ps. Galen.* hist. phil. p. 601 Diels. 14) Vgl. bes. *Diog.* IX, 30—33 und *Aristot.* de gener. et corr. I, 8, p. 325ᵃ s. 15) *Aetius* ap. *Stob.* ecl. I, 29, p. 232 Wachsm. (Doxogr. p. 369). 16) *Aetius* ap. *Ps. Plut.* plac. III, 12 (Doxogr. p. 377). 17) *Diog.* IX, 33.

Fällen nimmt der Ausfluß eine scharfe Beschaffenheit an und bedingt Anätzung der von ihm benetzten Hautflächen, die sogar zur Geschwürs- und Granulationsbildung führen kann; bei der Entstehung durch Tripperansteckung hat die Flüssigkeit auch die Eigenschaft, das Gift zu übertragen blennorrhöische Augenentzündung der Neugeborenen; Ansteckung des Mannes beim Beischlafe). Die Leukorrhöe ist durchschnittlich ein sehr hartnäckiges und mit vielen Beschwerden (namentlich auch heftigem Jucken) verbundenes Leiden, welches sogar eine gemüthliche Depression, sowie allgemeine Schwäche herbeiführen kann. In nicht seltenen Fällen ist jedoch die Leukorrhöe eine unschädliche, bald vorübergehende Erscheinung während der Menstruation oder des Wochenbettes. Für die Behandlung bildet strengste Reinlichkeit die Grundlage, und zwar mittels Waschungen, Ausspülungen (Irrigationen), Sitzbädern, wozu entweder reines Wasser oder Abkochungen von aromatischen, leicht adstringirenden Pflanzenstoffen (Kamillen, Feldkümmel, Ulmenrinde), oder schwache Lösungen von Metallsalzen (schwefelsaures Zink) oder von Tannin benutzt werden. Liegen anderweite Erkrankungen der Leukorrhöe zu Grunde, so ist die Behandlung zugleich gegen diese zu richten. *(Alfr. Krug.)*

LEUKOTHEA (Λευκοθέα), d. i. «die Weißschimmernde», die Göttin der ruhigen glänzenden See, der heiteren Meeresruhe, dem Schiffer eine wohlwollende, hülfreiche Göttin, gleich den rettenden Nereiden, die auch öfter Λευκοθέαι heißen. Als Poseidon dem Odysseus in der Nähe der Phaiakeninsel sein Fahrzeug zertrümmert hatte, warf ihm Leukothea, des in den Wogen Umhergetriebenen sich erbarmend, ihren Schleier zu, auf dem er glücklich ans Land der Phaiaken schwamm, Od. 5, 333 fg. Nach dieser ältesten Stelle über Leukothea heißt sie Ino, die Tochter des Kadmos, «welche früher eine Sterbliche war, nun aber in den Fluten des Meeres durch die Götter zu göttlicher Ehre gelangt war». Wie diese Umwandlung geschehen, erzählt die Sage in mannichfaltigen Variationen. Als die gangbarste Form galt wohl diese: die Kadmostochter Ino, vermählt mit dem König Athamas im böotischen Orchomenos, zog den Dionysos, den Sohn ihrer Schwester Semele, auf; darüber erzürnt, versetzte Hera den Athamas in Wahnsinn, daß er seinen und der Ino Sohn Learchos tödtete und sie selbst mit ihrem Kinde Melikertes verfolgte. Ino flüchtete und stürzte sich mit dem Kinde zwischen Megara und Korinth von dem molurischen Felsen verzweifelnd ins Meer. Beide, von den Nereiden gerettet, wurden in Meeresgötter verwandelt; *Apollod.* 1, 9, 2; 3, 4, 2. 3; *Ovid.* Met. 4, 512—542; vgl. *Eustath.* p. 1543, 20 fg.; *Tzetz.* Lyc. 229; *Hyg.* f. 2; *Paus.* 1, 44, 7. Ino-Leukothea wurde unter die Nereiden aufgenommen (*Pind.* Ol. 2, 28, Pyth. 11, 2) und war seitdem wie diese eine Retterin zur See; der Knabe Melikertes ward ebenfalls unter dem Namen Palaimon ein hülfreicher Gott in Sturmesgefahr. Die Römer identificirten ihn mit ihrem Portunus, der die gefährdeten Schiffe sicher in den Hafen führte, während Leukothea für die Mater Matuta erklärt ward. Auf dem korinthischen Isthmos, in dessen Nähe sich der molurische Fels befand, war in dem heiligen Bezirk des Poseidon das Grab der irdischen Reste des Palaimon, und er wie seine Mutter genossen hier Verehrung, *Paus.* 2, 1, 8 fg. Leukothea wurde an vielen Orten Griechenlands und an den Küsten des ganzen Mittelmeeres, wie zu Eleia in Italien (*Aristot.* rhet. 2, 23) und in Massalia (C. I. n. 6771) verehrt. Die in Tenedos verehrte Leukothea war Tochter des Kykinos (Schol. Il. 1, 38), die in Rhodos die einheimische Halia (*Diod.* 5, 55). Wie viele Meergötter erwies sich Ino auch als weissagerische Gottheit. Zu Epidauros Limera an der lakonischen Küste war ein See der Ino, in welchen man an ihrem Feste Opferkuchen warf; sanken sie unter, so war es ein günstiges Zeichen, andernfalls war es ein ungünstiges, *Paus.* 3, 23, 8. Im Gebiete des lakonischen Thalamä war ein Heiligthum der Ino, in welchem Traumorakel stattfanden, *Paus.* 3, 26, 1.
(H. W. Stoll.)

LEUKOXEN nannte Gümbel die in Diabasen, Grünschiefern und andern Gesteinen weit verbreiteten trüben grauweißen Umwandlungsrinden um mikroskopische Individuen von Titaneisen. Dieselben bestehen aus farblosen, stark lichtbrechenden winzigen Krystallkörnchen, zu denen bisweilen auch bräunliche und trübe braune treten. Nach von Lasaulx sollen sie mit dem Titanomorphit ($CaTi_2O_5$) identisch sein, nach Cohen und Törnebohm freie Titansäure sein, nach Cathrein dem Titanit angehören, während die braune Umrandung nur durch die Auflösung freigelegte Rutilbeimengungen darstellen sollen. Jedenfalls stellen sie ein Umwandlungsproduct der Titaneisenkrystalle dar, welches häufig auch in gesetzmäßiger Weise skelettartig in den Krystall hineingreift. Zuweilen erscheint auch eine opake braune Masse in Begleitung des Leukoxen, die als Brauneisenerz angesehen werden kann. *(E. Geinitz.)*

LEUKTRA ist ein Name, der mehrfach in der Geographie Altgriechenlands auftritt. Es sind, soviel bekannt, folgende:

1) Ein Leuktra oder Leuktron in dem peloponnesischen Achaja; der Ort wird nur von *Strabo* VIII, p. 387 erwähnt, und es herrscht jetzt die Ansicht vor, daß es identisch sei mit der in dem alten Gebiet von Rhypes emporgekommenen Stadt Leontion (s. d.). Vgl. Bursian, «Geographie von Griechenland», Bd. 2, S. 330; E. Curtius, «Peloponnesos», Bd. 1, S. 459.

2) Ein fester Platz in der Landschaft Aigytis, im südlichsten Theile von Arkadien, oberhalb der Maleatis, welcher einen nach Lakonien führenden Gebirgspaß deckte und daher bis zu der Vernichtung der spartiatischen Macht durch Epaminondas (369 v. Chr.) von spartiatischen Truppen besetzt war. Nach der eben erwähnten Katastrophe wurde Leuktra zu dem Gebiet von Megalopolis geschlagen, ein Theil der Einwohner dahin übergesiedelt. Ob der Platz die Stelle des mittelalterlichen Leondari eingenommen hat, ist nicht sicher zu sagen; vgl. Curtius, a. a. O., Bd. 1, S. 293 u. 336 fg., u. Bursian, Bd. 2, S. 225 u. 243.

3) Eine Stadt an der westlichen Küste der westlichen (oder Taygetos-) Halbinsel von Lakonien, die ursprüng-

lich (wahrscheinlich) von Minyern gegründet worden ist, welche zur Zeit der letzten griechischen Stammeswanderungen vor den in das Thal des Kopais einrückenden Böotern wichen. Dieses Leuktra lag zwischen Kardamyle und Oitylos und gehörte in römischer Zeit als selbständiges Glied zu dem Bunde der Eleutherolakonen. Ihre Bürger verehrten als Burggöttin die Athena und hatten Culte des Asklepios, der Ino und des Eros. Hier legten im 13. Jahrh. die Franzosen des Hauses Villehardouin das Schloß Beaufort an. Den Namen Leftron trägt in dieser Gegend noch jetzt ein Dorf bei den Ruinen, eine Stunde nördlich von der Mündung des Baches von Milia; vgl. *Strabo* VIII, p. 360 fg.; *Plutarch.* Pelop. 20; *Ptol.* III, 16; *Pausan.* III, 21, 6 u. 7; 26, 3 u. 4; *Plin.* IV, 5, 8; Curtius, Bd. 2, S. 284 fg.; Bursian, Thl. 2, S. 112 u. 154; G. Hertzberg, «Geschichte Griechenlands seit dem Absterben des antiken Lebens», Bd. 2, S. 127.

Als Stadt viel unbedeutender als das lakonische, aber historisch hochberühmt war

4) das böotische Leuktra («*τὰ Λεῦκτρα*») — *Xen.* Hell. VI, 4, 4; *Strabo* VIII, p. 360, 384; IX, p. 414, X, p. 445; *Diod.* XV, 55; *Plutarch.* Pelop. 20; *Pausan.* I, 29; VIII, 27; *Nepos*, Epaminondas, 6 u. 10, — ein offener Flecken an der Straße von Platää nach Thespiä; der Platz lag am südlichen Rande einer im Alterthum wahrscheinlich theilweise bewaldeten (*Pausan.* IX, 4), jetzt aber völlig baumlosen, von Norden nach Süden etwa $1\frac{1}{2}$ Stunde breiten, im Norden und im Süden durch eine Reihe niedriger Hügel begrenzten, zum Gebiete des mehr nordwärts sich erhebenden Thespiä gehörenden Ebene. In dieser Niederung kannten die Zeitgenossen des Epaminondas ein altes Heroon, *τὸ τῶν Λευκτρίδων μνῆμα* genannt, nach der Localsage das Grabmal der Töchter des Skedasos, die, durch junge Lakedämonier gewaltsam entehrt, sich freiwillig den Tod gegeben hatten; vgl. noch *Plutarch.* amat. narr. 3; *Diodor.* XV, 54; vgl. überhaupt Bursian, «Geographie von Griechenland», Bd. 1, S. 240 fg. Für alle Zeit berühmt ist die Ebene von Leuktra dadurch geworden, daß hier die Thebaner den Spartiaten den entscheidenden Sieg abgewonnen haben, durch welchen zuerst das Uebergewicht der letztern in Griechenland für immer vernichtet und weiter die freilich nur vorübergehende Großmachtstellung Thebens begründet worden ist. Der Zusammenhang der Dinge, welcher zu dieser Katastrophe geführt hat, war in der Kürze dieser. Der glückliche Erfolg der demokratischen Thebaner gegen ihre mit Sparta innig verbündete oligarchische Regierung und die Vertreibung der peloponnesischen Besatzung aus der Kadmeia, welcher sofort die Erneuerung der Ansprüche Thebens auf die Hegemonie in Böotien folgte (im December 379 v. Chr.), war als der erste starke Vorstoß gegen die erdrückende Uebermacht der damals durch König Agesilaos geleiteten Spartiaten in der Griechenwelt anzusehen. Es gelang dem letztern nicht, die Thebaner wieder zu unterwerfen; um so weniger, als seit dem Jahre 377 Athen mit seinem neuen Inselbunde ebenfalls den Kampf gegen Sparta eröffnet hatte. Nach längerm Kriege, der den Spartiaten viele große Einbußen bereitete, war jedoch alle Welt dermaßen ermüdet, daß sich überall die Neigung zeigte, mit den allmählich zu sehr erheblichen Concessionen bereit gewordenen Spartiaten auf der Grundlage des Antalkidischen Friedens einen billigen Frieden abzuschließen. Die Verhandlungen auf dem berühmten Friedenscongreß zu Sparta (im Juni 371 v. Chr.) waren auch durchaus erfolgreich. Als aber Epaminondas, welcher damals die Thebaner vertrat, für sich und seine Stadt das Recht in Anspruch nahm, im Namen von ganz Böotien das Friedensinstrument zu unterzeichnen (was die staatsrechtliche Anerkennung der Herrschaft Thebens über Böotien bedeutet haben würde), erhob (16. Juni) Agesilaos heftigen Widerspruch. Er trieb die Sachen um so lieber rasch zu vollständigem Bruch, weil die Verhältnisse zwischen Athen und Theben neuerdings sehr fühle geworden waren; weil Theben augenblicklich vollkommen isolirt dastand.

Unter diesen Umständen also hoffte Agesilaos, daß bei nachdrücklicher Führung des neu entbrennenden Krieges den Spartiaten es diesmal nicht allzu schwer werden würde, die Thebaner rasch und vollständig zu überwinden. Auf seinen Antrieb erhielt sein Amtsgenosse, der junge König Kleombrotos, der zur Zeit mit starker Macht das mit Sparta verbündete Phokis gegen die Böoter und die denselben befreundeten Thessaler hütete, starken Nachschub aus dem Peloponnesos und zugleich den Befehl, mit Hülfstruppen aus Phokis und der Stadt Heraklea am Oeta sofort in Böotien einzubrechen. Kleombrotos drang denn auch mit 10,000 Mann (darunter 4000 Lakedämonier und 700 eigentliche Spartiaten), von denen 1000 berittnen waren, über Thisbä und Kreusis nach den Hügeln bei Leuktra vor. Bald auch wurde der König seiner tapfern Gegner ansichtig, die — 6000 Mann stark — unter Epaminondas und Pelopidas auf einem Hügel am Nordrande der Ebene lagerten. Es gelang den Führern der Böoter leicht, die etwas besorgte Stimmung ihrer Krieger zu froher Siegeszuversicht zu wenden. Die Böoter hatten seit 379 in langen Kämpfen sich ausgezeichnet geschult, und nun hatte der geniale Epaminondas eine neue taktische Erfindung gemacht, welche den Spartiaten verderblich werden sollte. Das System seiner sogenannten schiefen Schlachtordnung bestand darin, daß er sein Heer in einen defensiven und in einen offensiven Flügel theilte; jener sollte sich mehr nur beobachtend verhalten, dieser dagegen wurde zu einer massiven Angriffscolonne gestaltet, mit welcher er den gegenüberstehenden feindlichen Flügel zerschmetternd treffen wollte.

Als es am 6. Juli 371 zur Schlacht kam, hatten die Spartiaten ihr Heer nach ihrer alten Linientaktik geordnet, das Fußvolk zwölf Glieder tief, die Lakedämonier auf dem rechten, die übrigen Truppen auf dem linken Flügel. Als ihr Heer in die Ebene vor ihrem Lager hinabstieg, begannen ihre Reiter und ihre leichten Truppen vor der Linie der Hopliten zu manövriren. Da warf ihnen Epaminondas seine treffliche Reiterei entgegen, welche die feindlichen Reiter auf die Mitte der

Armee des Kleombrotos zurückdrängte, sodaß zunächst nur die eigentlichen Flügel der letztern weiter vordringen konnten. Nun kam des Epaminondas Taktik zu ihrer vollen Wirkung. Sein nach alter Art aufgestellter rechter Flügel sollte also mehr zurückhaltend auftreten. Der linke, offensive Flügel dagegen war in Gestalt einer dichten Hoplitencolonne, funfzig Glieder tief, geordnet; den Schluß machte hier des Pelopidas «heilige Schar der Dreihundert». Als Epaminondas im Sturmschritt gegen den rechten Flügel der Spartiaten vordrang, welchen Kleombrotos selbst führte, versuchte es dieser, ihn zu überflügeln. Da brach Pelopidas mit seiner Schar aus der Colonne heraus und bedrohte die rechte Flanke und den Rücken der Spartiaten. Als nun Kleombrotos sich bemühte, sich aus dieser Umklammerung herauszuziehen, fiel in diesem schwierigen Momente die volle Wucht der thebanischen Sturmcolonne auf seine Front. Da entbrannte ein furchtbarer Kampf; erst als der junge König und viele seiner besten Offiziere gefallen waren, gelang es den Thebanern, den rechten Flügel ihrer Gegner zu sprengen. Dann aber wich alles und rettete sich nach dem nahen Lager.

Es war, nach den Verhältnissen der griechischen Kriegführung, eine entscheidende Niederlage, wie sie die Spartiaten im offenen Felde in dieser Weise noch niemals erlitten hatten; die weitere Geschichte zeigt uns, wie furchtbare politische Folgen sie für Sparta nach sich gezogen hat. Für Sparta und seine damals bereits sehr schwache dorische Bevölkerung war es unmittelbar höchst nachtheilig, daß von den 700 Spartiaten in diesem Heere 400 den Tod gefunden hatten, neben denen noch 1000 lakedämonische Hopliten gefallen waren. Zunächst war die Stimmung in dem geschlagenen Heere so muthlos, daß die noch übrigen spartiatischen Offiziere es nicht wagen konnten, den Kampf noch einmal zu versuchen. Der kluge thessalische «Tagos» Jason von Pherä vermittelte nachher einen Waffenstillstand, welcher den geschlagenen Truppen den Abmarsch nach dem Peloponnes möglich machte; in Megaris wurden sie dann durch ein Heer aufgenommen, welches des alten Agesilaos Sohn Archidamos zu ihrer Rettung nach Norden führte.

Die Thebaner stellten auf dem Schlachtfelde ein bleibendes Siegesdenkmal auf; ob man ein Recht hat, die Reste desselben in den Ruinen eines auf viereckiger Basis ruhenden dorischen Rundthurmes, mit einem Altar daneben, auf dem Felde von Parapunghia (nicht fern von dem heutigen kleinen Dorfe Leftra) zu erkennen, ist zweifelhaft. Vgl. Leake, «Travels in Northern Greece», Bd. 2, S. 485 fg.; Bursian, S. 241.

(G. Hertzberg.)

LEUNIS (Johannes), naturwissenschaftlicher Schriftsteller, der Sohn eines kleinen Kaufmanns in Mahlerten bei Hildesheim, wurde daselbst am 2. Juni 1802 geboren. Er wurde im Alter von 11 Jahren auf das Gymnasium Josephinum in Hildesheim geschickt, widmete sich dann dem Studium der Theologie und Philosophie und wurde bereits 1824 als Professor an demselben Gymnasium angestellt, zunächst als Ordinarius der untern Klassen, bis er in das Ordinariat der Secunda aufrückte. Nachdem er das zur Priesterweihe nothwendige Alter erreicht hatte, wurde er 1826 zu Paderborn zum Priester geweiht und 1844 von seinem Bischof zum Domvicar ernannt. Die Universität Göttingen promovirte ihn am 11. April 1856 zum Ehrendoctor der Philosophie. Am 30. April 1873 starb er plötzlich mitten in der Arbeit am Schlagfluß, nachdem er fast ein halbes Jahrhundert an seinem Gymnasium als Lehrer thätig gewesen war. Nachdem 1830 Naturgeschichte in den Lehrplan aufgenommen worden war, übernahm er den Unterricht in derselben und behielt daneben nur den in Geographie und Weltgeschichte. Seine Anschauungen und Sammlungen suchte er durch verschiedene Reisen durch Süddeutschland, Tirol, die Schweiz und Oberitalien zu erweitern. Als Naturforscher hauptsächlich Autodidakt, trat er allerdings zunächst als Entomolog auf: sein Verzeichniß der im Fürstenthum Hildesheim aufgefundenen Blattwespen erschien im 3. Jahrgang der «Stettiner entomologischen Zeitung», in demselben Jahrgang ein Aufsatz über die Larve von Brachytarsus scabiosus. Doch liegt seine Bedeutung in seinen für den Unterricht bestimmten Büchern. Als Lernender wie als Lehrer hatte er den Mangel geeigneter Handbücher tief empfunden. Demselben abzuhelfen ward seine Hauptaufgabe. Er begann mit der umfangreicheren «Synopsis der Naturgeschichte», deren 1. Theil (Zoologie) 1843—44, deren 2. Theil (Botanik) 1847 erschien; für den 3. die ihm weniger nahe liegende Mineralogie und Geologie behandelnden Theil hatte er den ihm von der hildesheimer Schule eng befreundeten Bergrath Fr. Ad. Römer in Clausthal gewonnen; er erschien 1853. Die «Synopsis» erschien in 2. Auflage: die Zoologie 1856—60, die Botanik 1864—77 (nach Leunis' Tode von A. B. Frank vollendet), die Mineralogie (von F. Senft bearbeitet) 1875. Von der 3. Auflage ist die Zoologie nach Leunis' Tode von Hub. Ludwig in vorzüglicher Weise bearbeitet worden. Diese nicht blos Unterrichtszwecken, sondern vielfach auch den praktischen Bedürfnissen der Fachgenossen dienenden Synopsen haben dadurch einen so außerordentlichen Nutzen gestiftet, daß sie sowol übersichtlich den mit großer Gewandtheit bewältigten Stoff behandeln, als auch überall den Nutzen und Schaden, die Benutzbarkeit der einzelnen Formen und den gegenseitigen Zusammenhang aller Theile der Natur klar hervortreten lassen. Durch Abbildungen, Tabellen, Zeichen und Anmerkungen hat Leunis in verhältnißmäßig engem Raume sehr viel Wissenswerthes, ja zum Verständniß Nothwendiges zusammenzubringen und leicht übersehbar anzuordnen gewußt. Für die Zwecke des Unterrichts war ihm die «Synopsis» noch zu breit angelegt. Er verfaßte daher zunächst die «Schulnaturgeschichte», darin besonders die von ihm schon als Schüler für seine Pflanzen selbständig entworfenen analytischen Tabellen weiter ausführend. Hiervon erschien die Zoologie in 1. Auflage 1848 (8. Auflage 1877), die Botanik 1849 (9. Auflage von Frank 1879), die Oryktognosie und Geognosie 1852 (6. Auflage von Senft 1880). Für die erst Einführung

zog er das Material noch mehr zusammen und gab in dem «Analytischen Leitfaden» kurze Uebersichten in kleinem Umfange: Zoologie 1852 (7. Auflage 1877), Botanik 1853 (8. Auflage von Frank 1878), Oryktognosie und Geognosie 1853 (6. Auflage von Senft 1880). Die Angabe, daß von seinen Schriften ungefähr 250,000 Exemplare verbreitet sind, dürfte kaum zu hoch gegriffen sein. Nicht sowol durch umfassende eigene Specialforschungen als vielmehr durch die mit außerordentlichem Geschick und Takt wie rastlosestem Fleiße verfaßten Lehrbücher hat Leunis ganz entschieden fördernd auf die Weiterverbreitung naturhistorischer Bildung eingewirkt. Vgl. Leopoldina, 8. Heft, S. 82; K. V. Grube, «Johannes Leunis» (Hannover 1876). *(J. Victor Carus.)*

LEUTENBERG, Stadt im Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt, Oberherrschaft, im engen, von hohen und steilen Bergen umschlossenen Thal der Sornitz, 7 Kilom. vom Bahnhof Eichicht, mit Post- und Telegraphenamt und (1885) 1262 Einwohnern. Der Erwerb der Stadt theilt sich fast gleichmäßig in Landwirthschaft und gewerbliche Thätigkeit. Von großer Bedeutung für die Stadt sind die stark besuchten Viehmärkte, die jeden Donnerstag von Lichtmeß bis Pfingsten abgehalten werden. Auf einem 327 Fuß über der Stadt sich erhebenden, bequem zu ersteigenden Hügel thront die alte Friedensburg, einst Sitz einer eigenen schwarzburgischen Grafenlinie.

Leutenberg, im Mittelalter Lutinberg, Luthenbergk u. s. w., wird 1326 zuerst als Stadt genannt. Eine adelige Familie von Leutenberg kommt vom 12. bis 14. Jahrh. vor. Es gehörte bald dieser bald jener Linie des schwarzburgischen Grafenhauses. Zu Anfang des 14. Jahrh. verkauft ein Graf der blankenburger Linie Haus und Stadt Leutenberg an einen Grafen der schwarzburger Linie, dessen Sohn Heinrich Stifter der leutenberger Linie wurde, die 1564 ausstarb. Im 15. und 16. Jahrh. wird Bergbau auf Kupfer betrieben und sind Schmelzhütten im Gang. Im J. 1533 Einführung der Reformation und Aufhebung des 1395 gestifteten Dominicanerklosters. Im Dreißigjährigen Krieg erlitt Leutenberg schwere Drangsale, es wurde zweimal, 1634 und 1640, geplündert und die Burg von den Schweden verwüstet. Im J. 1447 wurde die nur von 3 Mann und 2 Knappen besetzte Burg durch den Grafen Ludwig von Gleichen nachts überfallen; da aber die Besatzung ein gewaltig Geschrei erhob, zog der Feind, aus Furcht, daß Entsatz kommen möchte und er «beschädigt» würde, mit Hinterlassung der Steinbüchsen wieder ab. Im 17. Jahrh. war das Schloß Witwensitz der als geistliche Liederdichterinnen bekannten Gräfinnen Aemilie Juliane und Ludämilie Elisabeth. Jetzt ist es dem Verfall preisgegeben. *(A. Schroot.)*

LEUTERSDORF, ein geschichtlich merkwürdiges Kirchdorf im Kreise Meiningen des Herzogthums Sachsen-Meiningen, an der Werra, mit 363 Einwohnern. Der im 12. Jahrh. als Liutolwisdorf, Lüthirsdorf, Ludelsdorf, Luthfridesdorp vorkommende Ort gehörte zu den von Heinrich I. gegen die Ungarn befestigten Plätzen. Die Befestigung ist zum Theil noch zu erkennen. Im J. 1129 erbauten hier die Tempelherren eine Kirche, die bald Hauptkirche der Umgegend wurde und 15 Filialen hatte, darunter auch Themar. Nach Aufhebung des Ordens 1311 wurde der größte Theil der Güter eingezogen. Um diese Zeit war es auch berühmter Wallfahrtsort, der aber durch Grimmenthal und St.-Wolfgang bald wieder in Vergessenheit kam. Im J. 1344 wurde die Kirche mit allem Zugehörigen dem Kloster Veßra einverleibt. Im J. 1542 kam der Ort an Henneberg. *(A. Schroot.)*

LEUTHEN, Dorf in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, Kreis Neumarkt, mit (1885) 935 Einwohnern, 15 Kilom. westlich von Breslau, bekannt durch die am 5. Dec. 1757 von Friedrich II. von Preußen über die Oesterreicher unter dem Prinzen Karl von Lothringen gewonnene Schlacht bei Leuthen (s. Siebenjähriger Krieg). Nach dem Siege bei Roßbach (5. Nov. 1757) war Friedrich nach Leipzig marschirt. Von hier aus brach er am 13. Nov. nach Schlesien auf, um dem Vorschreiten der Oesterreicher daselbst Halt zu gebieten. Er hatte 18 Bataillone und 28 Schwadronen bei sich, zusammen etwa 14,000 Mann. Auf dem Marsche zu Großenhain erfuhr Friedrich den Fall von Schweidnitz, bei seiner Ankunft zu Naumburg am Queis die Niederlage des Herzogs von Bevern, dem er die Vertheidigung der Lausitz und Schlesiens übertragen hatte, bei Breslau die schmachvolle Uebergabe dieser Festung (24. Nov.) und daß die Oesterreicher mit 92,000 Mann (davon 34,000 Reiter) und 200 Geschützen unter den Kanonen Breslaus ein stark befestigtes Lager bezogen hatten. Diese Nachrichten beugten indeß den Muth des Königs nicht. Mit seinem kleinen Heere von 14,000 Mann kam er am 28. Nov. in Parchwitz an, wo ihm am 1. und 2. Dec. Ziethen die Trümmer des Bevernschen Corps zuführte, sodaß nunmehr sein Heer auf 32,000 Mann (darunter 12,000 Reiter) mit 167 Geschützen angewachsen war. Friedrich war entschlossen, die dreimal stärkere Armee des Feindes anzugreifen, wo er sie auch fände, und alles daran zu setzen, um die Oesterreicher noch in diesem Jahre aus Schlesien zu vertreiben. Dieselbe Zuversicht und äußerste Entschlossenheit suchte er auch bei seinen Offizieren und Soldaten zu erwecken. Am 3. Dec. berief er seine Generale und Stabsoffiziere und richtete eine Ansprache an sie, die mit den Worten schloß: «Nun leben Sie wohl, meine Herren; in kurzem haben wir den Feind geschlagen oder wir sehen uns nie wieder.» Der König und sein Heer sahen mit Vertrauen der Entscheidung entgegen.

Das österreichische Heer, welches das den Preußen genommene Lager bei Breslau bezogen hatte, wartete auf die Entscheidung des Hofkriegsraths in Wien über die Winterquartiere. Daß Friedrich noch bei der vorgerückten Jahreszeit und seiner dem Feinde weit nachstehenden Truppenzahl in diesem Jahre etwas unternehmen würde, glaubte man im Hauptquartier des Prinzen Karl von Lothringen nicht annehmen zu dürfen; man setzte

zwar nicht die nöthigen Vorsichtsmaßregeln, die jede Kriegführung erfordert, außer Acht, aber man fühlte sich doch vor der »Potsdamer Wachtparade« völlig sicher. So wurde denn auch nicht der geringste Versuch gemacht, die Vereinigung des Königs mit dem Bevernschen Corps zu verhindern und ihm seine Aufstellung bei Parchwitz zu erschweren. Erst als man erfuhr, daß der König eifrig an Schanzkörben und Faschinen arbeiten und die schweren Festungsgeschütze aus Glogau kommen ließ, da überzeugte man sich, daß der Feind die Winterruhe zu stören gedenke; nur war noch nicht zu ersehen, ob seine Absichten auf Liegnitz oder auf Breslau zielten. Am 2. Dec. wurde Kriegsrath gehalten. Serbelloni war für »cunctieren«, Daun wollte den Feind im Lager erwarten, Lucchesi schlug den unverzüglichen Marsch gegen den Feind vor und seiner Meinung trat Prinz Karl bei. Vorgeschobene österreichische Abtheilungen hatten Neumarkt und Liegnitz besetzt. Am 4. Dec. marschirte das Heer über die Lohe und Weistritz (das Schweidnitzer Wasser) in der Richtung auf Liegnitz.

An demselben Tage morgens 4 Uhr brach der König Friedrich aus seinem Lager bei Parchwitz auf und marschirte nach Neumarkt. Die dorthin vorgeschobene Abtheilung von 1000 Kroaten wurde mit leichter Mühe überwältigt; 2 Geschütze und die große Feldbäckerei mit 80000 Brotportionen fielen den Siegern in die Hände. Auf die Nachricht davon beschleunigten die Oesterreicher ihren Marsch. Am Abend bezogen beide Heere in geringer Entfernung voneinander das Lager. Das preußische Heer lag über Neumarkt hinaus zwischen den Dörfern Krintsch und Bischdorf. Das österreichische Heer bestand aus 80—90,000 Mann, darunter waren 14,000 Reiter und 16,000 leichte Truppen; die Geschützzahl betrug 210. Das Centrum, in zwei Treffen aufgestellt, deckte die beiden von Neumarkt nach Breslau durch die Dörfer Frobelwitz und Leuthen führenden Straßen; beide Dörfer lagen vor dem ersten Treffen und waren durch Infanterie besetzt und durch Batterien geschützt. Sämmtliche Grenadiercompagnien vom Reservecorps unter dem Herzog von Ahremberg wurden als äußerster rechter Flügel seitwärts von Nippern geschoben; die Reiterei dieses Flügels befehligte Lucchesi. Den linken Flügel bildete das Corps Nadasdy's, der sich so an das Centrum schloß, daß diesem zunächst die österreichischen Regimenter standen, dann die würtembergischen und als äußerster linker Flügel die bairischen Hülfstruppen folgten. Seine Linie zog sich bis zu einer Höhe hinter Sagschütz; von hier bog sie hakenförmig um und reichte bis an den Mittelteich von Gohlau. Auf eine andere Höhe von Sagschütz waren drei würtembergische Bataillone vorgeschoben, ein Gehölz links davon war durch zwei ungarische Bataillone besetzt. Ein Theil von Nadasdy's Corps hatte in der Reserve gestanden, war aber in die Front vorgezogen, zum Ersatz für die Regimenter, die zur Bildung der Avantgarde dem linken Flügel entnommen worden waren. Diese, drei sächsische Dragoner- und zwei österreichische Husarenregimenter, stand unter dem sächsischen General Graf Nostitz eine halbe Meile westlich von Frobelwitz jenseits Borne. Die österreichische Linie dehnte sich über eine Meile aus.

Am 5. Dec. morgens 4 Uhr brach die preußische Armee von Neumarkt auf. Um 6 Uhr waren alle Abtheilungen im Vormarsch begriffen. Die Avantgarde unter Prinz Eugen von Würtemberg, 9 Bataillone und 45 Schwadronen, marschirte auf Borne, wo sie um 8 Uhr auf die österreichische stieß, die mit Verlust auf ihr Centrum nach Frobelwitz geworfen wurde. Nostitz nebst 11 Offizieren und 540 Mann wurde gefangen, während die Preußen nur 20 und einige Mann verloren. Der Avantgarde folgte das Hauptheer in vier Colonnen, in der Mitte das Fußvolk, auf beiden Seiten die Reiterei. Es rückte über Borne hinaus und schien sich zum Angriff auf den rechten feindlichen Flügel anzuschicken. Lucchesi bat dringend um Verstärkung, die ihm nach einigem Zögern gewährt wurde. Daun führte das Reservecorps nach der angeblich bedrohten Stelle, und ein Theil der Reiterei des linken Flügels wurde nach dem rechten entsandt. Friedrich, dem die Gegend durch ein Manöver in der Friedenszeit wohl bekannt war, beobachtete mit Moritz von Dessau vom Scheuberg bei Borne aus die Stellung des Feindes. Er beschloß, sich mit voller Wucht auf seinen linken Flügel zu stürzen. Zwischen 12 und 1 Uhr begann der Vormarsch. Während $3\frac{1}{2}$ Bataillone bei Borne zurückblieben, zog das Heer in zwei Treffen nach links, aus der bisherigen östlichen Richtung in die südliche übergehend, anfangs der österreichischen Stellung parallel bis ihrem äußersten linken Flügel gegenüber, dann, um diesen zu überflügeln, im Schrägmarsch nach Osten. Die Bataillone marschirten staffelförmig mit 50 Schritt Entfernung von einander. Zieten und Moritz von Dessau hielten darauf, daß die Entfernungen genau innegehalten wurden. Eine Hügelreihe, auf welcher der König mit seiner Husarenescorte ritt, um die Bewegungen des Feindes und seines Heeres zu überwachen, verdeckte anfangs diese Bewegung; von Frobelwitz aus, wo Prinz Karl sich befand, konnte man sie nur unvollkommen beobachten und die österreichischen Generale konnten sie nicht deuten. Sie vermutheten, daß Friedrich der Schlacht ausweichen oder nach Striegau abziehen wolle, um die Verbindung der österreichischen Armee mit Böhmen zu stören. Daun sagte zu Prinz Karl: »Diese Leute ziehen davon, lassen wir sie.« Eine Recognoscirung gegen den Feind wurde nicht vorgenommen, während preußische Reitermassen möglichst weit nach allen Seiten ausgeschwärmt waren.

Als die Avantgarde des rechten Flügels über Schriegwitz hinaus und dem linken Flügel der Oesterreicher gegenüber war, schwenkten die zwei Treffen in Schlachtordnung ein. Auf dem äußersten rechten Flügel standen 6 Bataillone, an die sich Zieten mit der Reiterei des rechten Flügels, 43 Schwadronen, anschloß; sie lehnte mit der linken Flanke an Schriegwitz. Links von Schriegwitz folgte das übrige Fußvolk des rechten Flügels unter Moritz von Dessau. Drei Bataillone mit den 10 Zwölfpfündern standen unter General von Wedell vorgeschoben, zum ersten Sturm bestimmt. Auf einer Höhe hinter dem Dorfe

Lobetinz stand das Fußvolk des linken Flügels unter Generallieutenant von Retzow; die Reiterei des linken Flügels, 40 Schwadronen, hielt unter Generallieutenant von Driesen zwischen Lobetinz und Radaxdorf, welches 800 Schritt vor ihr lag, 20 Schwadronen Husaren standen in Reserve. Die übrige Reserve, 25 Schwadronen, unter dem Prinzen von Würtemberg nahm hinter dem Centrum Stellung.

Um 1 Uhr mittags eröffneten die Zwölfpfünder das Feuer und Wedell ging zum Angriff gegen Sagschütz vor. Gleichzeitig erhielt das erste Treffen den Befehl, in Echelons (d. i. in stufenweise aufeinander folgenden Abtheilungen), die Echelons mit 50 Schritt Abstand, im Schrägmarsch halbrechts vorzurücken. Die Würtemberger, die der erste Stoß traf, leisteten nur geringen Widerstand*), auch die Baiern zogen sich bald auf Leuthen zurück und rissen einige österreichische Bataillone mit in die Flucht. Nun griff Wedell, der sich immer weiter nach rechts gezogen hatte, unterstützt von 7 Bataillonen, die feindliche Artillerie auf der Höhe von Sagschütz an. Nach ihrem Verlust suchte der Feind eine neue Front zu bilden. Jetzt aber kam die preußische Reiterei ins Gefecht. Nach einem ersten erfolglosen Angriff warf sie Nadasdy's Reiterei und brachte die weichenden Würtemberger und Baiern vollends in Unordnung. Mit Unterstützung von 10 Schwadronen Husaren schlug sie die feindliche Reiterei ganz aus dem Felde, die sich erst hinter dem Centrum wieder sammeln konnte.

Nadasdy hatte bald erkannt, daß Friedrich's Angriff seinem Flügel galt, und einen Offizier nach dem andern an Prinz Karl gesandt, um ihn über die feindlichen Absichten aufzuklären, jedoch ohne Erfolg. Jetzt wurden die Truppen des rechten Flügels möglichst schnell nach Leuthen zu gezogen, um eine neue Front gegen die feindliche zu bilden. Athemlos und erschöpft kamen sie bataillonsweise auf dem Schlachtfeld an, um sofort zurückgeschlagen zu werden. Leuthen, wohin sich Nadasdy's geschlagenes Fußvolk gedrängt hatte, war nunmehr der Mittelpunkt der österreichischen Stellung. In aller Eile wurden Brustwehren vor dem Dorfe aufgeworfen. Bisher war nur der rechte preußische Flügel ins Gefecht gekommen, jetzt griff auch die Hauptmacht ein, die sich inzwischen immer weiter nach rechts gezogen hatte. Ihre dem rechten Flügel zunächst stehenden Bataillone gingen zum Sturm auf Leuthen vor. Die vor dem Dorfe stehenden Abtheilungen wurden geworfen, aber im Dorf selbst vertheidigte das fränkische Regiment Roth-Würzburg mit großer Tapferkeit die Gehöfte und den ummauerten Kirchhof der katholischen Gemeinde. Die Preußen stutzten. Da schaffte Hauptmann von Möllendorf Luft, der sich an Stelle des unentschlossenen Befehlshabers an die Spitze des dritten Gardebataillons stellte. Der Thorweg des ersten Gehöftes wurde gesprengt, das Gehöft gestürmt. Eins nach dem andern fiel den Preußen in die Hände, endlich auch der Kirchhof. Die Oesterreicher setzten sich hinter Leuthen fest und wiesen jeden Versuch der Preußen, aus dem Dorf vorzubrechen, durch ihr Geschützfeuer zurück. Das preußische Geschütz war nicht im Stande, den Feind zum Weichen zu bringen, so wenig wie das Eingreifen des linken preußischen Flügels. Eine halbe Stunde stand die Schlacht. Da erschien der linke preußische Flügel sogar im höchsten Grade gefährdet, als um die vierte Stunde Lucchesi mit der Reiterei des rechten Flügels anlangte und das um Leuthen kämpfende Fußvolk bedrohte. Während er aber seine Schwadronen zum Angriff aufstellte, brach Driesen, der mit seiner Reiterei bei Radaxdorf den österreichischen rechten Flügel flankirte, auf des Königs Befehl hervor. Während Driesen selbst mit 30 Schwadronen den Hauptstoß führte, ließ er durch 10 Schwadronen Baireuth-Dragoner den Feind im Rücken und von der Seite angreifen. Vor dem unerwarteten Angriff löste sich Lucchesi's Reiterei auf und floh hinter dem Fußvolk weg nach Lissa. Er selbst blieb todt auf dem Platze. Nun warf sich die siegreiche Reiterei auf das erschreckte Fußvolk, welches sich jetzt auch im Rücken und von der Seite bedroht sah. Die Soldaten warfen die Gewehre fort und suchten sich nach den Brücken über die Weistritz zu retten, eine große Menge gab sich gefangen. Den letzten Widerstand leisteten die Regimenter Baden-Durlach und Wallis auf dem Windmühlenberge, bis sie von den Baireuth-Dragonern umzingelt wurden. Vom Regiment Baden-Durlach entkam 1 Offizier mit 8 Mann, die übrigen waren todt oder gefangen. Zwischen 4 und 5 Uhr befand sich das österreichische Heer auf dem Rückzuge, der einer regellosen Flucht glich. Bei dem starken Verlust an Offizieren fiel es schwer, die Truppen zu ordnen und zusammenzuhalten. Nur Nadasdy gelang es, einen Theil seiner Truppen in Ordnung vom Schlachtfelde zu führen. Die österreichische amtliche Verlustliste zählt 1460 Todte, 4951 Verwundete, 13,343 Gefangene; der Verlust an Todten und Verwundeten war aber entschieden höher, nach der mäßigsten Rechnung hat er 3000 Todte und 6—7000 Verwundete betragen; 17 Generale waren getödtet oder verwundet — zu den Verwundeten zählte auch Daun, — 51 Fahnen und Standarten, 116 Kanonen verloren. Die Preußen hatten 1141 Todte, 5118 Verwundete, 85 Gefangene verloren, darunter über 200 Offiziere.

Eine allgemeine Verfolgung des Feindes war für den König bei der einbrechenden Nacht und der Erschöpfung der Soldaten nicht möglich. Da ihm aber daran lag, Lissa zu besetzen, ehe die Oesterreicher sich dort festsetzen konnten, fragte er bei der Avantgarde, ob noch einige Bataillone ihm nach Lissa folgen wollten. Drei erklärten sich bereit, dazu nahm er noch die Seydlitz'schen Kürassiere. In Lissa, wo er um 7 Uhr eintraf, ließ er die Brücken besetzen und ritt mit kleinem Gefolge nach dem Schloß, in welchem feindliche Offiziere Quartier genommen hatten, welche in ihrer Ueberraschung nicht daran dachten, sich seiner Person zu bemächtigen. Die ganze Armee zog noch vom Schlachtfeld näher nach

*) Die Oesterreicher warfen später den Würtembergern, die, Offiziere und Gemeine, allerdings mit Unlust gegen Friedrich ins Feld gezogen waren, Verrath vor und suchten sie für die Niederlage verantwortlich zu machen. Dagegen Barsewisch S. 17.

Lissa heran. Die Stimmung der Soldaten war eine gehobene, aber ernste; sie waren tief ergriffen von dem wunderbaren Sieg, den sie über den übermächtigen Feind errungen hatten. Ein Grenadier stimmte den Choral an: «Nun danket alle Gott», und unter Begleitung der Musik ertönte tausendstimmig der Lobgesang über das blutige Feld. An der Stelle, von der aus Friedrich die Schlacht geleitet hat, ist ein Denkmal errichtet.

Außer den Schriften über den Siebenjährigen Krieg vgl. Barsewisch, «Meine Erlebnisse in den Jahren 1757—63» (Berlin 1863); Kutzen, «Friedrich der Große und sein Heer in den Tagen der Schlacht bei Leuthen» (Breslau 1858); Schottmüller, «Die Schlacht bei Leuthen» (Berlin 1857); Heilmann, «Die Schlacht bei Leuthen» (Berlin 1849). *(P. Schwartz.)*

LEUTINGER (Nikolaus), auch Leuthinger, Leutiger, Leuticher genannt, Geschichtschreiber der Mark Brandenburg, wurde 1554[1]) zu Alt-Landsberg in der Mittelmark geboren, wo sein Vater Prediger war. In seiner frühesten Jugend durch den Tod der Mutter beraubt, gab ihn der Vater in Bernau und Spandau in Pflege und Unterricht, bis sein Taufpathe, der Edelmann Joachim von Röbel, für ihn freie Aufnahme in die Fürstenschule zu Meißen erwirkte, die er, vierzehn Jahre alt, bezog. Georg Fabricius, unter dessen Leitung damals die Schule stand, wußte dem Schüler vor allem Liebe zur Geschichte einzuflößen. Durch Lerneifer und gute Leistungen zeichnete der junge Leutinger sich so aus, daß er schon nach drei Jahren, der Hälfte der Zeit, die für seinen Aufenthalt auf der Schule in Aussicht genommen war, die Universität beziehen konnte. Auf des Vaters Wunsch ging er nach Wittenberg, welches er aber mit Frankfurt a. O. vertauschen mußte, da Kurfürst Johann Georg von allen, die einmal auf eine Anstellung in seinen Staaten rechneten, verlangte, daß sie eine Zeit die Landesuniversität besuchten. Im J. 1575 übernahm er das Rectorat der Stadtschule zu Krossen, welches er aber nach einem und einem halben Jahre niederlegte. Sein unruhiger Sinn trieb ihn in die Ferne; er wäre am liebsten auf Reisen gegangen, aber der Wille des Vaters, sich um ein festes Amt zu bemühen, veranlaßte ihn, das Rectorat in Spandau zu übernehmen. Aber auch dieses legte er ohne Vorwissen des Vaters bald wieder nieder und ging im Herbst 1579 nach Wittenberg. Nach dem Tode des Vaters (25. Febr. 1581) bot ihm der Kurfürst die dadurch erledigte Pfarrstelle in Alt-Landsberg an, die er auch bis 1583 verwaltete. Hierauf ging er zur Fortsetzung seiner Studien wieder nach Wittenberg, wo er die Doctorwürde erlangte. Von hier aus unternahm er nun Reisen durch Deutschland, nach England, Italien, Schweden, Dänemark, Polen, bald am Hof eines Fürsten im Ueberfluß lebend und als Dichter[2]) und Gelehrter gefeiert, bald auf der Landstraße mit Hunger und Entbehrung kämpfend, ein gekrönter Dichter und gelehrter Vagabund. Wohl konnte er sich mit Odysseus vergleichen, aber ihn erwartete kein Ithaka. «Magister Nicolaus Leutingerus», so berichtet das Kirchenbuch zu Osterburg in der Altmark vom Jahre 1612, «ist allhier Montags nach Misericordias Domini (14. April) von der Warte hieherein bis zu St.-Martini geholet und aufn Abend von dieser Welt abgeschieden und des Dienstages zur Erden bestättiget worden.»

Leutinger's Schriften, wie sie die Ausgabe von Küster gibt, sind: «Commentariorum libri XXX» (erschienen zuerst Wittenberg 1587, enthaltend die Geschichte der Mark Brandenburg von 1500—94 in ausführlicher Darstellung, mit gleichzeitiger Berücksichtigung der politischen und Kirchengeschichte Deutschlands; der Verfasser ist nicht bloßer Annalist, sondern versucht eine pragmatische Darstellung des Geschehenen); «Topographia Marchiae»; «Dedicationes et praefationes singulis tomis praemissae»; «Diegesis de vita et obitu Nic. Leutingeri Patris»; «Oratio de vita et obitu Annae»; «Oratio in nuptiis Augusti Saxonis cum Heduvige Anhaltina»; «Gratulatio pro auspicio summorum honorum Illustris Joachimi Friderici»; «Carminum libri quinque». Ausgaben: «Nicolai Leutingeri opera omnia quotquot reperiri potuerunt. Georg Gothofr. Küsterus recensuit» (2 Bde., Frankfurt 1729); «Collectio scriptorum de rebus Marchiae Brandenb. maxime celebrium, Nic. Leuthingeri commentarii etc. Cum praefatione J. Gli. Krausii» (Frankfurt u. Leipzig 1729).

Ueber Leutinger's Leben und Schriften vgl. «Krausii de N. L. vita, fatis et scriptis dissert.» (vor seiner Ausgabe); «Küsteri Comment. de vita et scriptis N. L.» (im zweiten Theil seiner Ausgabe); «M. F. Seidel's Bildersammlung», in welcher hundert größtentheils in der Mark Brandenburg geborene wohlverdiente Männer vorgestellt werden. Mit Erläuterungen von G. G. Küster (Berlin 1751, S. 131); Klette, «Quellenkunde der Geschichte des Preußischen Staates» (Berlin 1838, I, 12 u. 29); Holtze, «Nikolaus Leutinger» (im «Bär, Berliner Blätter für vaterländische Geschichte und Alterthumskunde», 2. Jahrg. 1876, Nr. 1, 2, 3); Markfreund, «Nikolaus Leutinger als Dichter» (ebend., 6. Jahrg. 1880, Nr. 6). *(P. Schwartz.)*

LEUTKIRCH, Oberamtsstadt im württembergischen Donaukreis, zwischen dem rechten Ufer der Eschach und einer bewaldeten Anhöhe, der Wilhelmshöhe, und an der Bahnlinie Sigmaringen-Isny (Allgäubahn) gelegen, mit (1885) 2959 Einwohnern. Die Stadt, Sitz des Oberamtsgerichts, hat eine katholische und eine evangelische Kirche mit gemalten Glasfenstern. In dem im J. 1740 erbauten Rathhause befindet sich ein schöner Saal mit einem Plafond von prächtiger Stuccaturarbeit. Vor der Erbauung dieses Hauses diente der sogenannte

1) Die Angabe, daß er 1547 geboren sei, wird durch die Matrikel der Universität Frankfurt a. O. widerlegt. Er ist im zweiten Halbjahr 1572 unter dem Rectorat des Matthäus Hosius immatriculirt («Publicationen aus den Königl. Preußischen Staatsarchiven», XXXII, 226, Nr. 41, Leipzig 1887).

2) König Friedrich III. von Dänemark krönte ihn als Dichter und machte ihn zum Ritter.

Neue Bau als Rathhaus, dessen untere Räume früher als Theater benutzt wurden. In der obern Vorstadt steht das sogenannte Schlößchen oder der Furtenbach'sche Berg, um die Mitte des 17. Jahrh. gebaut und seinerzeit mit einer Rüstkammer, Kunst- und Büchersammlung ausgestattet. Die Einwohner betreiben Feldbau, Viehzucht und Gewerbe. Auch finden sich hier verschiedene Fabriken, Bierbrauereien, Gerberei u. s. w. Sehr bedeutend war früher die Weberzunft.

Leutkirch, Liutkirche, früher kurzweg Chirichen, verdankt jedenfalls seine Entstehung und seinen Namen einer Kirche, welche als eine der ältesten in der Gegend die Mutterkirche eines sehr ausgedehnten Sprengels war. Um die Kirche erwuchs allmählich der Ort, welcher in einer St.-Galler Urkunde vom J. 827 Chirichen heißt; aber schon 843 findet sich der Name Liutchirichen in einer Tauschurkunde des Klosters St.-Gallen. Im J. 1239 ist Leutkirch bereits ummauert, denn ein Vertrag zwischen dem Kloster Isny und dem Stift Kempten wird in burgo Luitkirch abgeschlossen. Die Stadt stand in älteren Zeiten in enger Verbindung mit den Freien auf der Heide, der sogenannten «freyen Lüth», wie sie im 13. Jahrh. noch hießen. Darunter werden die von den Franken nicht bezwungenen freien Alemannen verstanden, welche in der «Hayd» von Leutkirch wohnten, die selbst wieder den Mittelpunkt der freien «Pürs» bildete. Diese zog sich von Wangen und Eglofs bis nach Bregenz und Kempten. Die «freien Leute» standen unter einem Freigrafen, der im Namen des Kaisers das Freigericht übte. Im J. 1293 erhielt die Stadt von Kaiser Adolf von Nassau alle Rechte und Freiheiten der Stadt Lindau. Hierauf wurde sie fast ebenso oft verpfändet als gegen weitere Pfändungen privilegirt. Doch verlor sie durch die Verpfändungen ihre Eigenschaft als Freie Reichsstadt nicht und trat als solche von 1356 bis 1488 den verschiedenen Bündnissen der Städte und Fürsten bei, wie sie denn auch bis 1522 dem Schwäbischen Bunde angehörte. Auf Reichs- und Kreistagen war Leutkirch durch Abgeordnete vertreten, welche die Reichstagsabschiede, besonders von 1500—1654, mit unterzeichneten. Die Kaiser ertheilten der Stadt verschiedene Rechte, wie den Zoll, den Blutbann, die freie Jagd. Bis 1514 war sie eine der Malstätten des kaiserlichen Landgerichts auf der «Heide» und in der «Pürs». Nachdem die Stadt im J. 1384 sich aus der Verpfändung an die Grafen von Montfort-Tettnang ausgelöst hatte, konnte sie ihre Verfassung und die Regierungsform ordnen, welche denn auch in der Hauptsache bis zur Aufhebung ihrer Unabhängigkeit bestehen blieben. Da keine Patricier vorhanden waren, wurde der Rath von vier, später von acht Zünften gewählt, worunter die Weberzunft die bedeutendste war. Letztere war es auch, welche 1546 die Reformation einführte, nachdem sie die katholische Geistlichkeit vertrieben hatte. Die frühere Einführung der Reformation hatte namentlich der Bischof von Wien, Dr. Fabri, der Sohn eines Schmiedes aus Leutkirch, durch seinen Einfluß zu hindern gewußt. Nach dem Interim, beziehentlich dem Augsburger Religionsfrieden, wurde die Reformation trotz vielfacher Einsprachen durchgeführt und die Zahl der katholischen Bürger auf 25 beschränkt. Zwanzig Jahre lang wehrte sich der Rath gegen die Einführung des Gregorianischen Kalenders. Durch Krieg, Feuersbrunst und Seuchen hatte Leutkirch viel zu leiden. Im. J. 1620 erregten die Weber einen Aufstand, da sie nicht dulden wollten, daß Leinwand aus fremden Orten in die Stadt geführt und hier ausgerüstet werde. Der Magistrat mußte nachgeben, wenn auch die Weber «eine vätterliche Straff von 100 Pfund Pfennig» zu bezahlen hatten. Namentlich schlug der Dreißigjährige Krieg der protestantischen Stadt tiefe Wunden. Im J. 1802, beziehentlich 1803 kam Leutkirch an Baiern und im J. 1810 an Würtemberg. *(W. Höchstetter.)*

LEUTSCHAU (magyarisch Löcse), königliche Freistadt Ober-Ungarns und Hauptstadt des Zipser Comitats, Sitz der Comitatsbehörden und eines königlichen Gerichtshofs, hat ein Obergymnasium, eine Oberrealund eine höhere Töchterschule und zählt (1881) 7042 Einwohner, welche neben Handel und Gewerben beträchtlichen Feld- und Gartenbau treiben. Die Stadt liegt auf dem weit ausgedehnten Rücken eines von Nordosten nach Nordwesten sich erstreckenden Hügels, dessen höchster Punkt 573 Met. über dem Meere ist. Ringsum in weiterer und näherer Entfernung reihen sich Hügel an Hügel und höhere bewaldete Berge. Die Lage und die Anordnung der Gassen der Stadt sind ganz von der Form der Anhöhe bestimmt und erinnern an die Gestalt einer Leier. Alte Festungsmauern und Thürme ziehen sich am Rande des Hügels dahin, am Fuße desselben ist ein ziemlich breiter und tiefer Graben. Der Festungsgraben ist größtentheils verschüttet und in Obstgärten umgewandelt, die Thürme und Mauern sind theils zerbröckelt und abgetragen, theils in Wohnungen oder Gartenhäuschen umgestaltet. Innerhalb der Ringmauern erstrecken sich die Haupt- und Nebengassen in ziemlich regelmäßiger Gestalt. Den Glanzpunkt der Stadt bildet der geräumige Platz fast in der Mitte derselben, der sogenannte Ring. Ein Theil desselben ist in eine freundliche Promenade umgestaltet. Hier finden sich die hübschesten und merkwürdigsten Gebäude der Stadt. An der nordöstlichen Seite steht das Comitathaus; die Promenade vor demselben ziert ein Denkmal zur Erinnerung an die im Freiheitskriege von 1849 gefallenen Zipser Honveds; neben der Promenade steht das Gebäude der höhern Töchterschule. Weiterhin folgt die St.-Jakobikirche, das stattlichste Gebäude der Stadt, nördlich von dieser Kirche steht das Gebäude der Realschule und das Casino, südwestlich davon liegt das Rathhaus, und endlich folgt die große, aber geschmacklose evangelische Pfarrkirche. Die St.-Jakobikirche ist eins der schönsten und größten mittelalterlichen Baudenkmäler in Ungarn, die ältesten Theile derselben stammen aus dem 14. Jahrh. Sie ist eine wahre Schatzkammer von interessanten Kunstdenkmälern. In jüngster Zeit wurde sie theilweise restaurirt (vgl. in «Monumenta Hungariae Archaeologica» Henslmann's «Löcsének régiségei», Alterthümer Leutschaus, 1878 herausgegeben von der unga-

rischen Akademie). Das in mancher Beziehung ebenfalls merkwürdige Rathhaus wurde im J. 1616 errichtet. Außer der erwähnten Parochialkirche gibt es noch zwei andere Kirchen, die aus dem Mittelalter stammen, die eine befindet sich beim Gymnasium, die andere liegt an der südwestlichen Seite neben der Kaserne und gehörte einst den Kartäusern, jetzt ist sie für das Militär in Schlafsäle umgestaltet. Die Katholiken haben noch eine vierte Kirche, sie gehört den Minoriten.

Leutschau wurde von deutschen Colonisten nach dem Abzuge der Mongolen um das J. 1245 gegründet, und wird in den Freibriefen von 1271 vom König Stephan V. und von 1293 vom König Andreas III. schon «civitas provinciae capitalis» genannt. Wahrscheinlich wurde sie schon am Ende des 13. Jahrh. mit Ringmauern befestigt. Wie alle deutschen Städte sich großer Privilegien erfreuten und trotz der unruhigen Zeiten rasch durch Gewerbfleiß und Handel aufblühten, so namentlich auch Leutschau; es besaß das Stapelrecht für wichtige Waaren, unter den verschiedenen Handwerkern werden besonders die Goldschmiede gerühmt. In Leutschau entstand auch die erste Papierfabrik in Ungarn und zwar 1613. Seit 1614 bestand daselbst eine Buchdruckerei, welche bald mit den ausländischen Druckereien wetteifern konnte. Die Stadt war ausschließlich von Deutschen bewohnt, die ihre bürgerlichen Freiheiten eifrig vertheidigten und deshalb auch den im Comitat wohnenden Edelleuten nicht gestatten wollten, in der Stadt zu wohnen.

Die deutschen Städte Ungarns standen fortwährend in regem Verkehr mit Deutschland, daher verbreiteten sich in denselben die Lehren Luther's sehr rasch. Martin Cyriaci, ein Leutschauer, war der erste aus Ungarn, welcher 1522 nach Wittenberg ging und sich daselbst von Melanchthon in die Universitätsmatrikel einschreiben ließ. Nachdem er in seine Heimat zurückgekehrt war, verbreitete er die neuen Lehren mit solchem Erfolge, daß nicht nur Leutschau, sondern auch Kaschau, Eperies und andere Städte Oberungarns die Reformation annahmen; die Vorsteher und Lehrer dieser Städte hielten schon 1546 zu Eperies eine Synode, auf welcher sie die erforderlichen Kircheneinrichtungen festsetzten. In den aus religiösen und politischen Motiven entstandenen Insurrectionen und Bürgerkriegen, welche mehr als ein Jahrhundert hindurch dauerten, spielten die oberungarischen Städte eine wichtige Rolle, sie lehnten sich gewöhnlich an die siebenbürgischen Fürsten an. Nachdem die Macht der Türken gebrochen war und Siebenbürgen seine Selbständigkeit verloren hatte, wurde unter Leopold I. die Gegenreformation ohne Schonung durchgeführt, das deutsche Bürgerthum erlitt dadurch einen empfindlichen Schlag. In allen oberungarischen Dörfern und Städten, in welchen die katholische Reaction vollständig siegte, verschwand nach und nach das deutsche Element und verbreitete sich das Slawenthum. Viele ehemals rein deutsche Ortschaften sind jetzt ganz slawisch. Namentlich ist dies der Fall auch in Zipsen. In Leutschau wurden die Kirchen und Schulen zum ersten male 1674, dann nach dem Sturze Tököly's zum zweiten male 1687 den Evangelischen mit Gewalt entrissen und den Katholiken eingeräumt, obgleich sie damals nur einen sehr geringen Bestandtheil der Bevölkerung ausmachten und größtentheils den niedern slawisch redenden Volksklassen angehörten. Die Evangelischen wurden auch aus allen städtischen Aemtern entfernt, die nun zum Theil von aus der Fremde herbeigerufenen Slawen und Magyaren eingenommen wurden. So verlor Leutschau nach und nach das einst emsig schaffende deutsche Bürgerthum und sank immer tiefer. Nur der Landadel und die Comitatensler, die sich nun daselbst ansiedelten, brachten noch einiges Leben in die Stadt. *(Joh. Hunfalvy.)*

LEUTZE (Emanuel), Historienmaler, geboren am 24. Mai 1816 zu Gmünd in Würtemberg, kam als Kind mit seinen Aeltern nach Philadelphia (Nordamerika). Nachdem er hier seine Erziehung genossen und von dem englischen Bildnißmaler J. A. Smith den ersten Unterricht im Zeichnen erhalten hatte, übte er die Porträtmalerei, setzte aber, nach Höherem strebend, seit 1841 seine Studien in Düsseldorf unter Lessing fort. Hatte ihn auch Lessing's Einfluß festgehalten, die starren Normen der akademischen Gesetze konnten den an amerikanische Freiheit von Jugend auf Gewöhnten nicht einschränken. Nachdem er mit seinem bewunderten Bilde: Columbus vor dem Hohen Rath zu Salamanca (gestochen von Th. Jansen) in die Oeffentlichkeit getreten war, arbeitete er im eigenen Atelier. Hier entstanden die Bilder: Sir Walter Raleigh's Abschied von seiner Gattin und Cromwell am Sterbebette seiner Tochter. Im J. 1842 unternahm er noch eine Studienreise nach München, Venedig und Rom und kehrte erst 1845 über Genua und Mailand als fertiger Künstler nach Düsseldorf zurück. In München entstand das Bild: Columbus, welchem der König Ferdinand die Ketten abnimmt; in Rom: die erste Landung der Normannen in Amerika. Nach der Rückkehr malte er in Düsseldorf den John Knox, welcher der Maria Stuart eine Strafpredigt hält. Leutze war sehr productiv, jedes Jahr brachte Proben seines unermüdlichen Fleißes. Hervorzuheben sind: englische Bilderstürmer verwüsten eine Kirche; Torquemada überredet König Ferdinand, die Gesandtschaft der Juden abzuweisen (1846). Das Jahr darauf malte er Heinrich VIII. mit Anna Boleyn im Parke; den festlichen Empfang des Columbus nach seiner Rückkehr aus Amerika (figurenreiche Composition); den Puritaner, der seine Tochter vor einem Madonnenbild überrascht. Dem J. 1848 gehört ein großes Schlachtenbild an: die Erstürmung Mexicos durch Ferdinand Cortez. Nachdem noch 1849 das Bild: Karl I. unterzeichnet das Todesurtheil des Grafen Strafford, entstanden war, machte er in dem nächstfolgenden Werke einen glücklichen Wurf, indem er sein berühmtestes Bild, Washington's Uebergang über den Delaware am 25. Dec. 1776, componirte und ausführte. Es fand überall eine sehr günstige Aufnahme, Leutze mußte es zweimal hintereinander malen, auf der berliner Ausstellung erhielt er dafür die große goldene Medaille. Es wurde von Paul Girardet in größtem Format gestochen. Kein geringes Verdienst um Düsseldorf, na-

mentlich die dortige Künstlerschaft, hat sich Leutze damit erworben, daß er durch seine Bemühungen den «Malkasten» ins Leben rief. Im J. 1851 unternahm er eine Reise nach Amerika, kehrte aber bald zurück. Zu seinen hervorragendsten Schöpfungen nach 1852 gehört: die Schlacht bei Monmouth, in welcher Washington das fliehende amerikanische Heer zum Stehen bringt und zum Siege führt. Es ist des Meisters umfangreichstes Bild, voll Leben und Wahrheit; ferner: Abfahrt des Columbus aus dem Hafen von Palos; ein phantastisches Bild, die Rose der Alhambra nach Irving's Novelle; das mit großem Lobe aufgenommene Bild: Cromwell's Besuch bei Milton (gestochen von Fr. Dinger); Karl's II. letztes Festessen (1856). Auch das nächste Jahr entstanden wieder mehrere Bilder, darunter: die Rückkehr Friedrich's II. (als Kronprinz) aus der Haft zu Spandau. Am fleißigsten durchgeführt ist das Bild: Heinrich VIII. wird von der Anna Boleyn überredet, den Cardinal Wolsey zu entlassen; es machte in München, wo es 1858 ausgestellt war, großes Aufsehen. In diesem Jahre erhielt der Meister vom preußischen Könige den Professortitel. Das folgende Jahr siedelte er nach Amerika über, da er den Auftrag erhielt, im Capitol zu Washington große Gemälde auszuführen. Er stellte eine Gruppe von Auswanderern vor, die auf der Höhe eines Gebirges angelangt, das Land vor sich ausgebreitet sehen, das nun ihre Heimat werden soll. Ein zweites Bild daselbst kam nicht mehr zur Ausführung, da der Künstler durch den Tod daran verhindert wurde. Neben dem Wandbilde im Capitol malte er das Mädchen von Saragossa, Königin Elisabeth im Gefängniß vom Erzbischof Cranmer besucht, die lustigen Weiber von Windsor und andere mehr. Im J. 1863 besuchte er noch einmal Deutschland, um seine in Düsseldorf zurückgebliebene Familie abzuholen. Der Künstler war auch als Bildnißmaler sehr geschätzt; zu seinen besten Werken dieser Gattung gehören die Bildnisse des Präsidenten Lincoln, des Generals Grant, ein lebensgroßes Bild Washington's u. a. Leutze huldigte dem Naturalismus, doch verfiel er nicht auf die Abwege, auf die diese Kunstrichtung leicht führt; sein ausgesprochener feiner Farbensinn, der stets auf das Harmonische der Composition gerichtet war, rettete ihn von allen Gefahren des Ungeschmacks und des crassen Materialismus. Ein Gehirnschlag bereitete seinem äußerst thätigen Leben am 11. Juli 1868 zu Washington ein plötzliches Ende. *(J. E. Wessely.)*

LEVAILLANT (François), französischer Reisender und Ornitholog, wurde 1753 zu Paramaribo im holländischen Guyana von französischen Aeltern geboren. Von Kindheit an zeigte er einen leidenschaftlichen Hang zum Studium der Naturgeschichte, insbesondere der Ornithologie. Weder eigentlich wissenschaftlich noch für ein sonstiges Gewerbe sich bildend, schweifte er fortwährend in den Wäldern umher, wo er Vögel aufsuchte, um sie auszustopfen. In Europa wuchs noch sein Eifer, durch Reisen in die entferntesten Länder seine Kenntnisse zu vermehren. Im J. 1778 kam er mit einer ansehnlichen Sammlung Naturalien nach Amsterdam, wo er an dem Ornithologen Temminck (Vater des Zoologen Konrad Jakob Temminck) einen Gönner fand, der ihm die Sammlung abkaufte und seine Pläne aufs kräftigste unterstützte, indem er sich von ihm eine wesentliche Bereicherung seiner bedeutenden naturhistorischen, vorzüglich ornithologischen Sammlungen versprach. Von Temminck veranlaßt, wendete sich Levaillant 1780 zuerst nach dem Cap der Guten Hoffnung, von wo aus er ins Innere Afrikas vordrang. Die Sammlungen, welche er auf diesem ersten Ausfluge, der drei Jahre gedauert, angelegt hatte, gingen aber größtentheils verloren, indem das Schiff, auf welchem sie nach Holland verladen waren, von den Engländern angegriffen und infolge des Gefechts in Brand gesteckt wurde. Mit Unterstützung Temminck's unternahm Levaillant 1783 eine zweite Reise, die er nun mit einer ziemlich bedeutenden Karavane nach den nördlich von der Capcolonie gelegenen Ländern richtete. Unüberwindliche Schwierigkeiten gestatteten ihm aber nicht, seinen abenteuerlichen Zug so tief ins Innere Afrikas fortzusetzen, als er gewünscht hatte. Immerhin jedoch war das Ergebniß dieser Reise Levaillant's für die Naturgeschichte bedeutend genug. Nach seiner Rückkehr (1785) beschrieb er seine Reisen in zwei interessanten und, abgesehen von manchen Uebertreibungen, auch einzelnen Irrthümern, werthvollen Werken: «Voyage dans l'intérieur de l'Afrique par le Cap de Bonne-Espérance pendant 1780—83» (Paris 1790; 2. Aufl. 1798, mit 20 Kupfern) und «Second voyage dans l'intérieur de l'Afrique 1783—85» (Paris 1796; 2. Aufl. 1803; beide Werke neu herausgegeben von Orfe, 1855, 2 Bde.). Sie wurden von Reinhold Forster ins Deutsche übersetzt. Außerdem schrieb er: «Histoire naturelle des oiseaux d'Afrique» (6 Bde., Paris 1796—1812); «Histoire naturelle d'une partie d'oiseaux nouveaux et rares de l'Amérique et des Indes» (1801—4); «Histoire naturelle des cotingas et des todiers» (1804); «Histoire naturelle des perroquets» (2 Bde., 1801—5); «Histoire naturelle des oiseaux de paradis» (1803—16) und «Histoire naturelle des calaos» (1804). Trotz seiner Leistungen erhielt Levaillant nie eine Anstellung und wurde auch nicht Mitglied der Akademie. Er starb zu Sézanne in der Champagne am 22. Nov. 1824.

(W. Cramer.)

LEVANA. Die römischen Indigitamenta, eine auf den König Numa zurückgeführte Sammlung von alterthümlichen Gebetsformeln, nannten eine große Zahl von untergeordneten Gottheiten (numina), welche sich bei verschiedenen Veranlassungen des menschlichen Lebens (ähnlich den Engeln der christlichen Anschauung, *Tertull.* de anima 37) als wirksame, hülfreiche Mächte erwiesen und um Schutz und Hülfe angerufen wurden. So betete man um gnädigen Beistand zur Dea Levana, wenn das neugeborene Kind dem Vater zu Füßen gelegt ward, damit er es vom Boden aufnehme (levare), zum Zeichen der Anerkennung und der Absicht, es zu pflegen und zu erziehen *(Augustin* de C. D. 4, 11).

(H. W. Stoll.)

LEVANTE ist ein aus den Jahrhunderten der mittelalterlichen See- und Handelsherrschaft Italiens sich herschreibender italienischer Ausdruck, mit welchem im allgemeinen die im Osten von Italien gelegenen Küstengebiete des Mittelmeeres in dessen weitester Bedeutung sammt den dazu gehörigen, der alten und mittelalterlichen Geographie bekannten Hinterländern bezeichnet werden. Das Wort, zu welchem sole zu ergänzen, bedeutet die aufgehende Sonne, danach den Osten, und ist begriffsverwandt mit dem griechischen *ἀνατολή*, welcher Ausdruck wenig früher als Gesammtbezeichnung der vom Bosporus und der Propontis beginnenden oströmischen Länder in Konstantinopel auftam, wie auch die Türken ihr dem Griechischen nachgebildetes Anadolu immer auf ihr gesammtes nicht-europäisches Gebiet bezogen haben. In dieser Auffassung fällt also der griechisch-türkische Ausdruck mit dem italienischen zusammen, während, der westlichern Lage Italiens entsprechend, der letztere weitergreifend ist und sich auch auf die Balkanhalbinsel mit Ausnahme des ethnographisch und politisch zu nahe stehenden Dalmatiens bezieht. Indem wir hier, von Westen anfangend und nach Osten vorschreitend, die wichtigsten geographischen Punkte der Levante aufzählen, machen wir von vornherein auf das häufige Vorkommen italianisirter Formen von Ortsnamen aufmerksam, in denen, wie in dem Worte Levante selbst, das Verdienst der italienischen Handelsrepubliken um die Länderkunde des civilisirten Europa auch jetzt noch seinen Ausdruck findet.

Zunächst Albanien mit den Küstenstädten Durazzo und Valona, dann die Insel Korfu, der Busen von Lepanto mit den vor ihm liegenden Inseln Sta.-Maura, Cefalonia und Zante, die Halbinsel Morea (Peloponnes), die Golfe von Aegina und Petali mit Athen; die Cykladischen Inseln mit Santorino, Naxia, Syra (Hermupolis), Tino u. s. w.; Kreta, nach der auf der Nordseite liegenden Hauptstadt Candia genannt; Negropont, aus Ewripo (Euripos), gesprochen Egripo; die nördlichen Sporaden, Thessalien und Makedonien mit der Chalkidischen Halbinsel, die südthrakische Küste mit Kawála, Enos, den thrakischen Inseln, der Dardanellenstraße, dem Marmarameer, Konstantinopel und dem Bosporus; die sämmtlichen Küsten des Schwarzen Meeres mit Sinope, Samsun, Kiresún (Kerasunt), Trapezunt auf der südlichen, Anapa, Kertsch, Sewastopol auf der nördlichen und Warna, Burgas u. s. w. auf der westlichen Seite; ferner die buchtenreiche Westküste Kleinasiens mit den Küstenstädten Nikomedien, Smyrna, Scalanuova und den vorliegenden Inseln Metelino, Scio, Samo, Rodo u. s. w.; die kleinasiatische Südküste mit Adalia und Adana, die Insel Cypern, das syrisch-palästinensische Küstenland mit Alexandrette, Antakja, Latakja, Tripoli, Beirut, Akja, Jafa, mit den großen Binnenstädten Mossul, Aleppo (Haleb), Damascus, Jerusalem, Bagdad, endlich Aegypten mit den Seestädten Damiette (Damiat), Rosette (Raschid), Alexandrien und oberhalb des Nildelta Kairo. Wegen einer gewissen Analogie der äußern Verhältnisse sind dieser Aufzählung noch die allerdings nicht im Osten Italiens liegenden sogenannten Barbarieskenstaaten Nordafrikas Tripolis, Tunis und Algier beizufügen.

Wie man aus dieser Aufzählung ersieht, liegt dem geographischen Begriff der Levante die römische orbis terrarum, soweit sie sich über die Osthälfte des Mittelmeeres erstreckte, zu Grunde. Weil aber jener Begriff sich in einer Zeit entwickelte, wo nordische Barbarenvölker in den Culturländern des europäischen Südens und Westens die Herrschaft gewonnen hatten, und, so weit die Macht derselben reichte, der Uebergang in eine neue Zeit die Auflösung des Altbestehenden bedingte, so ist es natürlich, daß sich das Interesse an Aufrechterhaltung der fernen Handelsverbindungen vorzugsweise in den Seestädten Italiens, als des zwischen Osten und Westen die Mitte einnehmenden Landes, äußerte, und daß, da nur ein Verkehr zur See möglich war, vornehmlich die Küsten der zu besuchenden Länder in Frage kamen. Es war dabei von Bedeutung, daß diese Küsten zu großem Theil mit den Gaben der Natur reich ausgestattet sind und in ihren Städten die Gewerbthätigkeit und Cultur des Alterthums noch lange Zeit aufrecht zu erhalten wußten, sodaß die commercielle Leistungsfähigkeit der von ihnen vertretenen Hinterländer nur einen Theil ihrer Vorzüge bildete. Den Verkehr also, in welchen während der Jahrhunderte der römischen Weltherrschaft die römischen Länder sich hineingelebt hatten, und welcher nachher durch die Theilung des Reichs und die im Westen dieser bald folgenden germanischen Staatenbildung dem Untergange preisgegeben schien, fühlte Italien in sich den Beruf zur See fortzusetzen, und wenn bei dem Austausch der Beziehungen nur der Osten, die Levante, als geschlossenes Ganzes gedacht wurde, so ist zu berücksichtigen, daß, als diese Handelsthätigkeit begann, jene Länder noch unter einem Scepter vereinigt waren, und daß, als der Islam schon mehrere Länder abgerissen, die Erinnerung an die geschichtliche Zusammengehörigkeit sich lange nicht verwischen ließ. Neben der commerziellen hatte der Verkehr nach der Levante auch seine politische und culturhistorische Seite. Nicht allein an Gewerbthätigkeit, sondern auch an Kunst und Wissenschaft war der Osten dem Westen weit überlegen, und die italienischen Städte, welche an der überseeischen Verbindung festhielten, fanden es in ihrem Interesse, auch für eine — allerdings ihrer Autonomie wenig Abbruch thuende — Oberherrschaft des römischen Kaisers einzustehen und sich durch dieselbe der germanischen Landesherrschaften, der Gothen, der Longobarden, Franken, nach Kräften zu erwehren. Dies Interesse ermöglichte dem Kaiser Justinian seinen Versuch, die Reichseinheit wieder herzustellen, und eine in den ersten Jahrhunderten dieser Handelsbewegung besonders hervorragende süditalienische Stadt, Amalfi, war es, welche zuerst von Konstantinopel das Corpus juris Justinianei herüberholte und bei sich einführte.

Für die Bedeutung der Levante kam daneben auch die Idee der religiösen Verdienstlichkeit der großen Pilgerfahrt oder des Besuchs der sogenannten heiligen Stätten, d. h. der Oertlichkeiten des Lebens und Leidens Jesu

Christi in Palästina, in Betracht. Auch hier setzte das Mittelalter etwas schon im Alterthum Bestehendes fort, denn das christliche Pilgerthum war eine Folge des jüdischen, welches in classischer Zeit blühte und unfehlbar eine commerzielle Seite hatte, seitdem, wie man nicht bezweifeln kann, die phönizische Nation mit ihren zähflebigsten Bestandtheilen in dem jüdischen Volksthum aufgegangen war. Mag man sich den Ideenkreis des nach Jerusalem wallfahrtenden Occidentalen noch so beschränkt vorstellen, jedenfalls lernte er im Orient eine höhere Cultur und ein verfeinertes Leben kennen und schätzen. Durch die Mittheilungen der Heimgekehrten entstanden neue Luxusbedürfnisse, deren Befriedigung dem levantinischen Handel der italienischen Städte, welche auch den Personenverkehr besorgten, zugute kam.

Eine charakteristische Eigenthümlichkeit dieses Handels war, daß er nicht von einzelnen Geschäftshäusern, ja nicht einmal von einer Gilde im gewöhnlichen Sinne des Worts, sondern von dem Gemeinwesen selber, oder doch von einer sich mit dem Gemeinwesen identificirenden Corporation betrieben wurde, sodaß die durch ihn erzielten Reichthümer sich fast unmittelbar in politische Macht des Heimatstaats umsetzten, während sein Rückgang mit Ohnmacht desselben Hand in Hand ging. Es kamen hier hauptsächlich Pisa, Genua und Venedig in Betracht, und nach dem frühen Niedergange Pisas die beiden letztgenannten, welche, sich eifersüchtig einander bekämpfend und schädigend, jedes für sich zu staatlicher Unabhängigkeit und Blüte gelangten. Der levantinische Handel war demnach gewissermaßen ein Staatsunternehmen und genoß als solches eines Schutzes, welcher wieder, den in den Ostländern vorgefundenen staatlichen Verhältnissen entsprechend, eine besondere Gestaltung annahm. Das oströmische Kaiserreich konnte selbst in den Zeiten seines Glanzes nicht zu fest consolidirten innern Zuständen gelangen, und während auf dem Boden der Balkanhalbinsel südslawische Ansiedler eine Provinz nach der andern dem Reiche entfremdeten, während im Osten Syrien und Aegypten an die Araber und Kleinasien an die selbschukischen Türken verloren ging, gewährte nicht einmal die Hauptstadt dasjenige Maß von gesetzlicher Sicherheit, dessen eine fremde Kaufmannschaft zu ihrem Gedeihen bedurfte. Da nun aber der kaiserlichen Regierung an der Fortdauer dieser vortheilhaften Handelsbeziehungen viel gelegen war, so gelang es den italienischen Staaten, dieselbe zu weitgehenden Zugeständnissen zu bewegen, nach welchen die Fremden selber Maßregeln für ihre Sicherheit zu treffen befugt waren und gleichsam einen Staat im Staate bildeten.

Das bemerkenswertheste Ergebniß dieser Selbständigkeit war die in Galata, dem an der Nordseite des Goldhorns gelegenen Stadttheil von Konstantinopel, erbaute genuesische Festung; wie viele kleinere Forts die Genuesen an wichtigen Landungsstellen der Küste des Schwarzen Meeres besaßen, läßt sich aus dem Umstande schließen, daß der Ausdruck Genuesenburg, auf türkisch Dschenowiskalassi, in den Küstenländern türkischer Zunge zu rein appellativer Geltung für unser Ritterburg gelangt ist. Die ursprünglichen Factoreien bildeten sich unter solchem Schutze zu förmlichen Handelscolonien aus, welche, lediglich von dem Mutterlande abhängig, sich selber verwalteten und nur durch ihren Obmann, den Bailo (Bailli), mit der Landesbehörde verkehrten. So entstand in den Küstenstädten des Orients die sogenannte levantinische Bevölkerung, italienische und überhaupt westeuropäische Ansiedler, vor dem Schisma durch die lateinische Agende, nachher aber durch Festhalten am römischen Katholicismus gegen ein Aufgehen in der sie umgebenden griechischen Bevölkerung geschützt, als verschlagen und eigennützig verrufen, aber durch Localkenntniß dem fremden Handel mächtig Vorschub leistend.

Auch für das Entstehen und die Ausführung der Idee einer Befreiung des Heiligen Grabes vom Islam und Eroberung Jerusalems sind die durch den levantinischen Verkehr gewonnenen Erfahrungen nicht gering anzuschlagen. Neben ihren religiösen Zielen gingen die Kreuzfahrer von Anfang an darauf aus, sich der gegen das damalige Europa an Cultur vorgeschrittenen levantinischen Länder zu bemächtigen; ja die Ländergier trat allmählich in den höheren Kreisen gegen die religiösen Interessen durchaus in den Vordergrund, weshalb denn auch die auf Eroberung gerichteten Unternehmungen sich bald nicht mehr auf islamitische Länder beschränkten, sondern vielmehr alle levantinischen Küstengebiete ohne Rücksicht auf nähere und entferntere, auf thatsächliche oder blos historische Zubehörigkeit zu dem oströmischen Kaiserreiche die Habsucht der fränkischen Ritterschaft reizten. Diese Bewegung, welcher nach dem Vorgange des aus der Eroberung von Richard Löwenherz gegen Isaak den Komnenen hervorgegangenen Königreichs Cypern eine Menge unabhängiger Herrschaften auf dem Peloponnes, in Attika, Thessalien, Epirus u. s. w., namentlich aber auf den griechischen Inseln ihren Ursprung verdankte, gipfelte in der Errichtung des lateinischen Kaiserreichs von Konstantinopel, bei welcher die Handelsrepublik Venedig eine hervorragende Rolle spielte. Diese Schöpfung war nicht lebensfähig, gleichwol trug sie dem bald wieder zur Geltung kommenden griechischen Kaiserthum dauernde Zerrüttung ein. Im 14. und 15. Jahrhundert machten die Eroberungen der Osmanen dem griechischen Reiche und im 16. Jahrh. den fränkischen Inselherrschaften ein Ende, sodaß nunmehr alle Länder der Levante wieder einem einzigen Herrscher gehorchten. Den durch den Verkehr dahin so mächtig gewordenen italienischen See- und Handelsstaaten, welche schon durch die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien und diejenige Amerikas große Einbuße erlitten hatten, gab das Aufblühen der osmanischen Monarchie einen gewaltigen Stoß; in den Ländern, wo ihre Bürger als privilegirte Gäste und fast als Gebieter aufgetreten waren, sollten sie nunmehr um Duldung und precäre Verkehrsbefugnisse sich bemühen. Indessen war der Austausch der beiderseitigen Landeserzeugnisse so für den Osten wie für den Westen zu sehr zum Bedürfniß geworden, als daß diese Beziehungen ganz hätten untergehen können; auch sehen wir, daß allmählich die alten Formen den neuen Verhältnissen

angepaßt wurden. So gelangte denn in der osmanischen Monarchie der Grundsatz wieder zur Geltung, daß dem Europäer in der Levante eine Ausnahmestellung gebühre. Die Pforte verzichtete darauf, ihn zum Eintreten in den Rajahstand zu nöthigen; er sollte als Musafir, als Gast, betrachtet werden und darum auch keinen Grundbesitz in der Türkei erwerben können, aber er durfte gegen Entrichtung hoher Zölle für Ein- und Ausfuhr seine Geschäfte betreiben. Gleichwol lastete die allgemeine Unsicherheit der Rechtsverhältnisse schwer auf diesen Beziehungen; die sorgfältigste Vertragstreue sicherte den Fremden nicht gegen die sogenannten Avanien, d. h. willkürlich von den türkischen Machthabern erpreßten, oft sehr erheblichen Beträge an Geld und Waaren. Die Zustände waren der Art, daß Jahrhunderte lang europäische Frauen nicht in den Orient ziehen konnten. Die Geschäfte wurden durch Factoreien besorgt, zu welchen die italienischen Staaten oder Städte gewandte und gebildete, meistens den Adels- und Patricierfamilien angehörige, junge Männer aussandten, um an dem Orte ihrer Bestimmung in einem ihnen von der türkischen Behörde angewiesenen Khan, d. h. einen festungähnlichen Einkehr- und Lagerhause, zusammen zu wohnen und daselbst sowohl ihre importirten Waaren als Grossisten (Detailhandel war ihnen versagt) feilzubieten, wie auch die für den Export angekauften Gegenstände aufzustapeln. Ursprünglich war dies nur in zu Schiffe erreichbaren Küstenplätzen möglich, welche man unter dem Namen le Scale, die Treppen, d. h. Landungsbrücken, Anfurten, zusammenfaßte, und welchen erst später einige binnenländische Plätze, vor allen Aleppo, beigesellt wurden. Aus Scale machten die Franzosen ihr so bekannt gewordenes les échelles du levant. Die Factoreien bildeten eine festgeschlossene Corporation unter einem ursprünglich selbstgewählten und nur von der heimatlichen Obrigkeit bestätigten Obmann, welcher bei den sich kreuzenden Privatinteressen der Mitglieder Recht zu sprechen und einerseits die Verbindung mit der Regierung des Mutterlandes aufrecht zu erhalten, andererseits aber die staats- und civilrechtliche Vertretung der türkischen Behörde gegenüber zu besorgen hatte. Theils zu eigener Schadloshaltung und theils auch zur Bestreitung gemeinsamer Ausgaben (unter denen die Avanien eine große Rolle spielten) hatte derselbe das Recht, von seinen Justiciabeln Abgaben zu erheben. Eine solche Corporation nannte sich, weil von fremdem Volk umgeben, die Nation ihres Heimatlandes (also z. B. la nazione veneziana di Aleppo); der von ihr erwählte Obmann erhielt mit allmählicher Ausmerzung des mittelalterlichen Bailo den durch das Studium des Alterthums bekannten und beliebten, in Italien auch oft dem Bürgermeister gegebenen Titel Consul. Die unter den Byzantinern ausgebildete Idee einer autonomen, republikanisch regierten Colonie auf levantinischem Boden lebte demnach in den Factoreien wieder auf und schuf für die Existenz dieser bestimmte Formen, in welche Frankreich und die atlantischen Handelsstaaten, England und Holland, als sie den Italienern im Orient Concurrenz zu machen und ebenfalls ihre Factoreien auszusenden anfingen, einfach einzutreten sich genöthigt sahen. Als die Stellung des fremden Unterthanen auf dem türkischen Gebiet in sich zusammenfassend, wurden die Rechte und Befugnisse des Consuls schon früh zum Gegenstande politischer Verhandlungen mit der Pforte gemacht und das Ergebniß dieser in den sogenannten Capitulationen, den mit der Pforte abgeschlossenen Freundschafts- und Handelsverträgen, niedergelegt, während sich allmählich auch das Bestätigungsrecht der heimatlichen Regierung in ein Ernennungsrecht verwandelte. Der levantinische Handel ist somit als Prototyp des internationalen Geschäftsverkehrs überhaupt anzusehen; aus ihm hat sich das für die freundschaftlichen Beziehungen der Völker so wichtige Consulatswesen entwickelt, welches, andere Verkehrsformen im Auslande zurückdrängend, sich an allen für den Handel in Betracht kommenden Stellen unseres Erdreichs eingebürgert hat. Für die Fragen der Jurisdiction im Auslande, der bedingten und unbedingten Exterritorialität, der Import- und Exportverhältnisse, sind die in der Levante gemachten Erfahrungen vorwiegend maßgebend gewesen.

Bei der mehr als tausendjährigen Dauer dieser Beziehungen versteht es sich von selbst, daß die Objecte des Handels großen Wechseln unterworfen waren. Dasselbe gilt von seinen geographischen Beziehungen; in beiden spiegelt sich ein Theil der politischen und Culturgeschichte unsers Globus wieder. Bemerkenswerth ist dabei, daß die Blüte des Levantinismus auf bestimmten Voraussetzungen innerhalb der ein für allemal feststehenden Verhältnisse beruhte, sodaß jede Veränderung, auch die durch allgemeinen Fortschritt hervorgerufene, nur störend wirken konnte. So lange die Schiffahrt auf niedriger Stufe stand und der internationale Waarenverkehr der Hauptsache nach auf den Karawanentransport hingewiesen war, mußten thatsächlich nicht blos Mesopotamien und Arabien, sondern auch Persien, Indien und selbst das ferne China als Hinterländer der levantinischen Küsten gelten, wie denn schon im Augusteischen Zeitalter die Gewürze Indiens und die Seidenstoffe Chinas zusammen mit dem tyrischen Purpur als syra merx auf dem römischen Markte erschienen. Wir wissen, welcher Werth zur Zeit des Kaisers Justinian auf die Einführung der Seidenzucht in die oströmischen Länder gelegt wurde; in ähnlicher Weise dürfte sich manche andere kunstgewerbliche Production des fernen Ostens, wie diejenige von farbigem Glase, von Porzellan, von feinen Baumwollstoffen, in Syrien eingebürgert haben. Solche theilweise Verschiebungen veränderten aber die Zustände nur wenig; Syrien und Kleinasien blieben die durch ihre Lage prädestinirten Vermittler des westöstlichen Verkehrs und genossen infolge dessen einer dem Aussaugesystem der römisch-byzantinischen Provinzialverwaltung und sogar der mohammedanischen Eroberung erfolgreich Widerstand leistenden Wohlhabenheit. Die durch die Kreuzfahrten nach Syrien und Aegypten geführte Aristokratie der gesegnetsten und vorgeschrittensten Länder Europas lernte, wie bereits angedeutet, daselbst an Hausrath, Gewändern,

Teppichen, Waffen, Erzeugnissen der Bodencultur und des Gewerbfleißes, an Nahrungsmitteln einen Luxus*) kennen, der ihr bisher fremd gewesen war und welcher die neu gewonnenen Gebiete so begehrenswerth erscheinen ließ, daß darüber das Heimatland gern aufgegeben wurde. So werden denn auch unter den damals vom Abendlande aus der Levante bezogenen Artikeln außer Gewürzen und medicinischen Droguen meistens vollendete Fabrikate, schwere Seidenstoffe, Posamentierarbeiten in Wolle und Seide, Stickereien, feine Sattlerarbeiten, Teppiche und Klingen erwähnt, wozu sich später noch feine Weine, wie der cypriotische (Commanderia, Cyperwein) und der sehr beliebte Malvasier, d. i. der von Monembasia, dem Hauptausfuhrhafen des Peloponnes verjandte Wein gesellte. Bei der geringen Entwickelung der westländischen Production müssen wir annehmen, daß die Zahlung im Anfange der Hauptsache nach in baarem Gelde, und zwar byzantinischen Goldstücken, erfolgte. Die große, durch die Kreuzzüge hervorgerufene geistige Bewegung aber, die Einführung der städtischen Gewerbezünfte und andere Gründe mehr gewährten bald der künstlerischen und industriellen Entwickelung Europas einen solchen Aufschwung, daß das Geschäft mehr und mehr die Formen eines Austausches annahm. Noch viel mehr wurde die commerzielle Lage des Orients durch die im Laufe des 15. Jahrh. vollzogene Verlegung des Weltverkehrs vom Mittelländischen nach dem Atlantischen Meere benachtheiligt. Wie schon bemerkt, ist darin der vornehmlichste Grund des Rückgangs der levantinischen Länder zu sehen, obwol wir nicht in Abrede stellen wollen, daß die unverständige Handelspolitik des Osmanischen Reichs, die inneren Wirren, denen dasselbe seit dem Beginn des 17. Jahrh. zur Beute fiel, und das als Nachgeschmack der Kreuzzüge auf dem Mittelmeere sich breit machende Korsarenthum viel zum industriellen und commerziellen Ruin der Levante beitrug. Zur Zeit Ludwig's XIV. wurde nach Frankreich Baumwolle, gewoben und als Gespinst, Pottasche, Weizen, Gerste, Kaffee, Drogueriewaaren, darunter namentlich Galläpfel und die damals von den Aerzten so viel verordneten Sennesblätter, aber auch Gummi, Rosinen, Feigen, Pistazien, Mandeln, endlich damascener Seidenstoffe, aber ungleich mehr Seidengespinst aus dem Libanon, d. h. im wesentlichen statt der früheren Fabrikate Rohstoffe und Halbfabrikate, ausgeführt, wogegen Frankreich Pfeffer (früher lediglich aus der Levante bezogen), Gewürznägelein, Farinzucker, Farbstoffe, wie Cochenille und Brasilienholz, viele Tuche und wenig Kurzwaaren in die Türkei importirte. Die occidentalische Industrie hatte die orientalische weit überholt, und dem europäischen Handel ermöglichten die transatlantischen Verbindungen die Versorgung der Levante mit Artikeln, welche sie früher für sich und den Occident von den Küsten des Indischen Meeres bezogen hatte. Abermals zwei Jahrhunderte weiter finden wir die inländische Fabrikation noch viel mehr zurückgegangen; von Seide werden Stoffe nur noch als Curiositäten, auch Gespinste nur wenig, dagegen massenhaft die Cocons ausgeführt, die Landesfabrikation in Wolle und Baumwolle liefert nur mehr die Stoffe zur altherkömmlichen Bauerntracht, während rohe Wolle und Baumwolle viel nach Europa geht, die europäischen Stoffe in Baumwolle, Wolle und Seide haben den gesammten Markt erobert. In gleicher Weise hat sich die einheimische Industrie von Schuster-, Schneider-, Sattler-, Posamentier-, Kupfer- und Messingarbeiterwaare auf das enge Feld des orientalischen Specialbedürfnisses zurückgezogen, während sie in manchen Artikeln, wie Porzellan, Steingut und Glaswaaren, durch auswärtige, für den Orient arbeitende Fabriken völlig zu nichte gemacht worden ist. Unerreicht steht dagegen noch immer die kleinasiatische und persische Teppichwirkerei da, auch leistet das Kunstgewerbe Konstantinopels in Stickereien, in Thonwaaren, in Elfenbein-, Korallen-, Ebenholz- und Schildkrotarbeiten Vorzügliches. Im allgemeinen aber ist der levantinische Handel zu einem Austausch der Rohproducte des Orients gegen die Artefacte Europas geworden, wobei nur zu erinnern, daß von jenen Rohproducten verschiedene, wie das Opium, die Feigen und Rosinen Kleinasiens, der Meerschaum ebendaher, die Pistazien von Aleppo, Taback von Macedonien und Syrien, Wein von Cypern, in gleicher Qualität nur eben von da bezogen werden können und demnach keine Concurrenz zu fürchten haben, während andere, wie Olivenöl, Cerealien, rohe und gegerbte Häute, Valonea, wegen ihrer Quantität jahraus jahrein einen großen Werth darstellen.

Zu seinem, auf besondern Verhältnissen beruhenden früheren Glanze wird der levantinische Handel ebenso wenig zurückkehren, wie auch bei sorgfältigster Administration das öde Hochplateau Lykaoniens und die wasserlosen, verbrannten Flächen der alten Auranitis sich nicht wieder mit reichen Städten überjäen werden. Nichtsdestoweniger ist jener Handel, welcher seit dem Krimkriege einen bedeutenden Aufschwung erfahren, weiterer Entwickelung fähig und dürfte eine wichtige Quelle der Wohlhabenheit für die occidentalischen industriellen Productionsländer bleiben. *(G. Rosen.)*

LEVENSAU. Die Levensau (1318: Levoldesaue), ein in der Geschichte Schleswig-Holsteins oft genanntes Flüßchen, hat ihren Ursprung in dem Gute Warleberg und ergoß sich früher durch ein tiefes Thal bei Holtenau in den Kieler Busen. Eine alte Landwehr, die an der Grenze des Herzogthums Schleswig entlang lief, verband die Au mit dem Flemhuderjee. Noch zur Zeit der Könige Christoph II. und Hans war sie so tief, daß auf ihr Schiffahrt betrieben werden konnte. Um die Fahrt von der Eider, dem Flemhuderjee nach dem Kieler Busen zu erhalten, dachten Christian IV. und V., der eine 1631, der andere 1642, einen schiffbaren Kanal anzulegen; schon 1692 konnte die Levensau kaum noch kleine Jachten tragen, und im Anfang des 18. Jahrh. war sie so seicht

*) Unter anderm führt der Mönch Brocardus (Ende des 13. Jahrh.) den «so wohlschmeckenden und der Gesundheit so zuträglichen Zucker» und «köstliche Confituren» (electuaria valde preciosa) an, welche in Akka für den Export nach Europa bereitet wurden.

geworden, daß sie an den Brückenpässen, bei Holtenau, Knopp und andern durchwatet werden konnte. Der alte Plan, die Eiderverbindung aufrecht zu halten, wurde durch den Bau des Schleswig-Holsteinischen Kanals (1777—84) verwirklicht und das Thal der Levensau bis zur Höhe der früheren Landwehr dazu benutzt. Auch der Nordostseekanal wird die gleiche Linie von Holtenau an einschlagen. — Die Levensau bildete die alte Grenzscheide beider Herzogthümer; nach dem Freiheitsbrief vom J. 1422 waren die Holsten nur bis an die Levensau zum Heeresdienst verpflichtet gegen Dänemark. Als die alten Landesversammlungen und Gerichtstage zu Urnehoved und Bornhoved, die Christian I. noch 1460 bestätigt hatte, zurücktraten, und durch die Vereinigung beider Lande durch Adolf VIII. die ständischen Landtage deren Stelle einnahmen, wurden die Zusammenkünfte für politische Angelegenheiten sehr häufig an der Grenzscheide, an der Levensau, abgehalten. Hier mußte die Huldigung des neuen Landesherrn stattfinden, wie denn z. B. 1465 auch Graf Gerd zu Oldenburg die Bevollmächtigten der Städte dorthin berief. Zum letzten mal wurde hier ein Landtag 1568 im October durch Friedrich II. abgehalten. Seitdem begann man dieselben in die Städte zu verlegen, wozu seit 1524 schon Flensburg und Kiel bestimmt waren. Indeß entschuldigten sich die königlichen Commissare noch im J. 1588, daß zur Huldigung, wie herkömmlich, nicht die Levensau ausersehen sei «wegen der Winterszeit und wegen des Unwetters und wegen allerlei Sachen und Handlungen, die bei solchen Zusammenkünften vorfallen und sich auf freiem Felde nicht verrichten ließen». Seitdem tritt die alte politische Bedeutung der Grenzau gänzlich zurück. Ihr Name ist seit dem Bau des Schleswig-Holsteinischen Kanals nur noch in einer zum Dorfe Suchsdorf gehörigen Stelle, an der Chaussee von Kiel nach Eckernförde und an der Zugbrücke über den Kanal belegen, erhalten. *(A. Sach.)*

LEVER (Charles James), irischer Romandichter, geboren zu Dublin am 31. August 1809, war der Sohn eines Architekten. Nachdem er am Trinity-College zu Dublin, dann zu Göttingen Medicin studirt und an beiden Universitäten die Doctorwürde erlangt hatte, reiste er nach Amerika und hielt sich eine Zeit lang bei Indianern auf, deren Kleidung und Lebensweise er annahm und bei denen er mancherlei Abenteuer erlebte, die er später in «Con Cregus Crogan» und in «Arthur O'Leary» erzählte. Nach seiner Rückkehr nach Irland 1832 wurde er, während daselbst die Cholera wüthete, zum Arzt eines dortigen Districts ernannt und im J. 1837 der englischen Gesandtschaft zu Brüssel als Arzt zugetheilt. Im J. 1837 erschienen von ihm: «Harry Lorrequer», «Charles O'Malley» und «Jack Hinton». Diese Erzählungen sind größtentheils nach persönlichen Erlebnissen des Verfassers oder nach Erzählungen von Ereignissen, die er in Irland und dann in Brüssel sammelte, zusammengestellt. Sie zeichnen sich aus durch lebhafte Darstellung, scharfe Charakteristik und besonders durch einen eigenthümlichen übersprudelnden Humor. Zu ihrer weiten Verbreitung trugen jedoch die congenialen Illustrationen von H. K. Browne viel bei. Von 1842 bis 1845 führte Lever die Redaction des «Dublin University Magazine». Nach Aufgabe dieser Stellung verließ er Irland und ließ sich schließlich nach weiten Wanderungen in Florenz nieder. Im J. 1858 ernannte Graf Derby Lever zum Consul in Spezzia. Während seiner Reisen auf dem Continent ändert sich seine Behandlung des Romans beträchtlich. In den frühern Schriften wurden hauptsächlich die komischen Seiten des irischen Lebens dargestellt, in den spätern, wie «The Daltons», «The Dodd Family abroad» u. s. w. hauptsächlich das eigenthümliche Treiben der englischen Wanderer und der englischen Gesellschaft auf dem Continente. Die spätern Romane sind überhaupt besser angelegt als die frühern. Lever gehörte stets zur conservativen Partei, in spätern Jahren sprach sich ein besonders heftiger Torvismus in seinen Beiträgen zu «Blackwood's Magazine» und andern aus. Im J. 1867 wurde Lever von Spezzia nach Triest versetzt, wo er am 1. Juni 1872 gestorben ist. Vgl. Fitzpatrick, «The Life of Charles Lever» (London 1884.)
(W. Bentheim.)

LEVERRIER (Urbain Jean Joseph), hervorragender französischer Astronom, wurde am 11. März 1811 zu Saint-Lô im Departement Manche als Sohn eines Domänenbeamten geboren. Den Schulunterricht genoß er zuerst in seiner Geburtsstadt, später in Caën und auf dem Collège de St.-Louis in Paris, wo er 1829 einen mathematischen Preis erwarb. Auf der Polytechnischen Schule, in welche er demnächst eintrat, zeichnete er sich derartig aus, daß ihm bei seinem Abgange im J. 1833 die Wahl seines ferneren Berufs freigestellt wurde. Er trat als Ingenieur in die Dienste der Tabacksregie, bei welcher er zwei Jahre hindurch beschäftigt wurde. Später als Professor am Collège Stanislas wandte er sich chemischen Arbeiten zu und lieferte im J. 1836 zwei Abhandlungen «Sur les combinaisons du phosphore avec l'hydrogène», welche in den «Annales de Chimie» erschienen. Schon während seines Aufenthalts auf der Polytechnischen Schule hatte sich Leverrier's Interesse astronomischen Fragen zugewandt und er überreichte im J. 1839 der Akademie der Wissenschaften die Abhandlung «Mémoire sur les variations séculaires des orbites des planètes», welche ausführlich als Anhang zur «Connaissance des temps» für 1843 erschien. Diese Arbeit enthält die numerische Berechnung der Störungen der Planetenbahnen für Zeiträume von 100,000 Jahren vor und nach dem Beginn unserer Zeitrechnung und lieferte in Zahlen den schon früher von Laplace und Lagrange theoretisch gegebenen Beweis, daß die Excentricitäten und Neigungen der Planetenbahnen nur innerhalb enger Grenzen periodische Veränderungen erleiden können, ein Umstand, durch den in Verbindung mit der Unveränderlichkeit der großen Achsen die Stabilität des Planetensystems für alle Zeiten gesichert ist. Eine zweite Abhandlung über denselben Gegenstand ist in der «Connaissance des temps» für 1844 enthalten. Im J. 1843 überreichte Leverrier der Akademie eine Abhandlung über die Theorie der Mercurs-

bewegung, welche für die Zukunft von Bedeutung wurde, indem die aus den Leverrier'schen Untersuchungen entstandene Hypothese eines intermercuriellen Planeten später die Astronomen mehrfach lebhaft beschäftigt hat. Im J. 1859 erfolgte eine neue Bearbeitung der Mercurstheorie und noch kurz vor seinem Tode beendigte Leverrier seine Untersuchungen über diesen Gegenstand. Seine Rechnungen hatten ihn zu der Ansicht geführt, daß eine in der Mercursbewegung aufgefundene unerklärte Störung von der Einwirkung eines der Sonne noch näheren Planeten herrühren könne, der bis dahin nicht bemerkt worden sei. Aus verschiedenen mehr oder weniger zuverlässigen Beobachtungen runder dunkler Flecke auf der Sonnenscheibe bestimmte er hypothetisch die Elemente des vermeintlichen Planeten und sagte für das Frühjahr 1877 einen Vorübergang desselben vor der Sonne voraus, welcher indessen nicht eintrat. In neuester Zeit besitzt die Hypothese Leverrier's, zu deren Aufstellung ihn jedenfalls auch die glückliche Auffindung des Neptun ermuthigte, wenig Anhänger mehr.

Vom J. 1843 an beschäftigten Leverrier zugleich eingehende Untersuchungen über drei periodische Kometen, von denen der erste aus dem Jahre 1770, der sogenannte Lexell'sche, durch die eigenthümlichen Störungen bekannt ist, welche er von dem Planeten Jupiter erlitt. Mit diesem Kometen hatten sich außer Lexell auch Laplace und Burckhardt beschäftigt, deren Berechnungen in des ersteren «Mécanique céleste» gegeben sind. Leverrier's Arbeiten wurden 1844 und 1848 der pariser Akademie vorgelegt, aber erst im J. 1857 im 3. Bande der Annalen der pariser Sternwarte ausführlich veröffentlicht. Weiter untersuchte er die Bahnen der Kometen von Faye (entdeckt am 22. Nov. 1843) und de Vico (entdeckt am 22. Aug. 1844) und ihre Beziehungen zu früher erschienenen Kometen. Er kam zu dem Schluß, daß beide vor langer Zeit durch die Anziehung des Jupiter an das Sonnensystem gefesselt wurden.

Im J. 1845 geschah es, daß Arago, der Director der pariser Sternwarte, Leverrier aufforderte, die Bearbeitung der Uranustheorie in die Hand zu nehmen, und dieser begann eine Arbeit, deren glücklicher Erfolg seinen Namen für alle Zeit zu einem gefeierten gemacht hat. Uranus, damals der äußerste bekannte Planet des Systems, war ein Räthsel für alle, die sich mit seiner Berechnung beschäftigten, da seine Bewegung sich in keiner Weise mit den Gesetzen der Planetenbewegung in Einklang bringen ließ. Sein Ort am Himmel stimmte nicht mit dem vorausberechneten überein, und wenn die Abweichungen auch gering waren, so genügten sie doch, um in ihnen die Wirkung einer besonderen störenden Ursache, für welche verschiedene Astronomen, unter andern auch Bessel, einen transuranischen Planeten annahmen, zu erkennen. Der Aufgabe, diesen Planeten zu errechnen, d. h. aus den von ihm ausgeübten Störungen umgekehrt seine Bahn und seinen Ort in derselben herzuleiten, widmete sich Leverrier. Das Resultat war zunächst, daß er schon am 10. Nov. 1845 der Akademie eine neue Theorie der Uranusbewegung vorlegen konnte, welche eine vollständige Neuberechnung der von Jupiter und Saturn auf den Planeten ausgeübten Störungen enthielt. Am 1. Juni 1846 folgte eine zweite Abhandlung, in der sämmtliche vorhandenen Uranusbeobachtungen neu berechnet und mit der Leverrier'schen Theorie verglichen werden, und die Frage, ob die bemerkten Ungleichheiten der Bewegung des Planeten der Anziehung eines fremden Körpers zugeschrieben werden können, untersucht und dahin beantwortet wird, daß der unbekannte Planet nur außerhalb des Uranus sich befinden und am 1. Jan. 1847 nur an einer von Leverrier näher bezeichneten Stelle des Himmels stehen könne. Vielleicht hätte schon diese Angabe zur Auffindung des Planeten genügt, allein Leverrier begnügte sich nicht damit, sondern machte sich daran, die Bahnelemente aus der Einwirkung auf den Uranus zu bestimmen. Diese glänzende Untersuchung bildete den Gegenstand einer dritten Abhandlung, die der Akademie am 31. Aug. 1846 vorgelegt wurde. Am 23. Sept. fand Galle in Berlin, welchen Leverrier brieflich benachrichtigt und um Nachforschung nach dem Planeten ersucht hatte, fast genau an der vorausgesagten Stelle einen Stern 8. Größe, dessen planetarischer Charakter bald erkannt wurde und der später den Namen Neptun erhielt. Diese in der Geschichte der Astronomie einzig dastehende Entdeckung, von der sich eine eingehende Darstellung Leverrier's in der «Connaissance des temps» für 1849 findet, trug ihrem Urheber reiche Lorbern ein, die ihm nicht nur sein eigenes Land, sondern auch fremde Nationen in regem Wetteifer spendeten. Im J. 1853 wurde er als Nachfolger Arago's nach dessen Tode zum Director der pariser Sternwarte ernannt und bekleidete diese Stellung bis 1870, wo er wegen tiefgehender Differenzen mit dem Sternwartenpersonal, die zum Theil wol durch sein schroffes Auftreten verursacht wurden, zum Rücktritt genöthigt wurde. An seine Stelle trat Delaunay, nachdem dieser aber 1872 durch Ertrinken seinen Tod gefunden hatte, wurde Leverrier wieder eingesetzt und blieb bis zu seinem Lebensende Director des Instituts. Bald nach der Entdeckung des Neptun wurde er zum Ritter (später Großoffizier) der Ehrenlegion und zum Mitgliede der pariser Akademie ernannt. König Ludwig Philipp bestimmte ihn zum Lehrer des Grafen von Paris, und die Wähler seines Heimatskreises machten ihn zum Politiker, indem sie ihn 1849 zur Gesetzgebenden Versammlung entsendeten. Im J. 1852 wurde er Mitglied des Senats und bekleidete später den Rang eines Generalinspectors des höheren Unterrichtswesens. Während seiner Verwaltung der pariser Sternwarte entfaltete Leverrier eine staunenswerthe Thätigkeit. Auf der einen Seite erhöhte er die Leistungsfähigkeit des Instituts durch Verbesserung der Ausrüstung und Anschaffung neuer Instrumente, andererseits machte er sich auch durch Organisation meteorologischer Stationen in Frankreich verdient. Seine Hauptkraft aber widmete er dem theoretischen Gebiete, auf dem er ein Meister war, wie es nur wenige gegeben hat, und bearbeitete nacheinander die Theorien sämmtlicher Hauptplaneten. Seine Arbeiten über diesen Gegenstand und die umfangreichen

Tafeln, welche noch für lange Zeit hinaus, wenigstens für die älteren Planeten, die Grundlagen der Vorausberechnung der Oerter dieser Himmelskörper bilden werden, sind veröffentlicht in Bd. 1—14 der «Annales de l'Observatoire de Paris». Sie fanden ihren Abschluß in der Theorie und den Tafeln des Neptun, welche kurz vor dem Tode des großen Astronomen beendet wurden. So erlebte er noch selbst den Augenblick, welcher ihn mit Befriedigung auf die Beendigung eines gewaltigen Werkes von hoher Bedeutung zurückblicken ließ. Leverrier starb am 23. Sept. 1877, am Jahrestage der Neptunsentdeckung, nachdem er sich schon 6 Monate vorher seiner Gesundheit wegen fast ganz von öffentlicher Thätigkeit hatte zurückziehen müssen.

(E. v. Rebeur-Paschwitz.)

LEVI, LEVITEN. Eine Erörterung der für die Religionsgeschichte Israels wichtigen Levitenfrage hat es mit folgenden wohl zu unterscheidenden Punkten zu thun: 1) der Person Levi's als des Ahnherrn des Stammes Levi; 2) dem weltlichen Stamm Levi und 3) den Leviten als geistlicher Corporation und ihrem Zusammenhang mit dem weltlichen Stamme Levi.

1) Levi erscheint 1 Mos. 29, 34 und anderwärts als der dritte Sohn des Patriarchen Jakob, der ihm von seinem ersten Weibe Lea, der Tochter Laban's, in Mesopotamien geboren ward. Auch in den sonstigen Aufzählungen der Jakobssöhne (resp. der Stämme Israels) behauptet Levi, abgesehen von 5 Mos. 33, 6 fg., überall die dritte Stelle; vgl. 1 Mos. 35, 23; 46, 8 fg.; 2 Mos. 1, 2; 6, 14 fg.; 1 Chron. 2, 1; Offenb. 7, 7. Der Name Levi wird 1 Mos. 29, 34 von dem Stamme לוה, «sich an jemand hängen» abgeleitet (also etwa «der Anhängliche» oder «Anhänglichkeit»), indem Lea größere Anhänglichkeit ihres Mannes erhofft, nachdem sie ihm nun drei Söhne geboren. Nach anderer Erklärung wäre Levi das Gentilicium von Lea («Wildkuh») und deutete auf einen ursprünglichen genealogischen Zusammenhang zwischen zwei so benannten Stämmen. Von einer dritten Deutung des Namens wird nachher noch die Rede sein.

Ueber die Person Levi's, des Sohnes Jakob's, berichtet die Bibel nur, daß er sich in Gemeinschaft mit Simeon tückischer Gewaltthat gegen die Sichemiten schuldig gemacht habe (1 Mos. 34, 25 fg.) und dafür von dem sterbenden Vater verflucht worden sei (1 Mos. 49, 5—7). Ueber beide Stellen wird unten ausführlicher zu handeln sein. Die Notiz endlich, daß Levi 137 Jahre alt geworden sei, gehört erst der spätesten Quellenschrift des Pentateuchs an.

2) Der weltliche Stamm Levi. Daß einst in grauer Vorzeit in Israel ein Stamm Levi existirte, der den übrigen Stämmen Israels völlig ebenbürtig galt, ergibt sich schon aus der Aufzählung Levi's unter den Jakobssöhnen, da die letztern in der Sage durchweg als Ahnherren der gleichnamigen Stämme aufgefaßt sind. Ueberdies weist die Abstammung Levi's von Lea, der älteren legitimen Gattin Jakob's, und seine Ansetzung nach den beiden ältesten Söhnen Jakob's auf eine Zeit, wo Levi als einer der ältesten und zwar rein israelitischen Stämme galt. Zu demselben Ergebnisse führt auch die Herleitung Moses' aus dem «Hause», d. i. eben dem Stamme Levi 2 Mos. 2, 1, sowie die Behandlung Levi's in dem sogenannten Segen Jakob's 1 Mos. 49, 5 fg.; denn diese alte Urkunde hat es ausschließlich mit dem Schicksal der Stämme nach ihrer Einwanderung in Kanaan zu thun, und wenn sie Levi sammt Simeon eine Versprengung und Zerstreuung unter den übrigen Stämmen androht, so wird dies doch zugleich als ein besonderes Verhängniß hingestellt. Ohne die von ihnen verübte Schandthat hätten sie es so gut, wie die übrigen Stämme, dauernd zu einem eigenen Stammgebiet gebracht.

Längst hat man erkannt, daß sich die Andeutungen, welche 1 Mos. 49, 6 fg. im Betreff der Verschuldung Simeon's und Levi's gemacht werden, auf dasselbe Ereigniß beziehen, von welchem auch 1 Mos. 34 erzählt. Allerdings sind in diesem Kapitel jetzt zwei verschiedene Berichte, von denen der jüngere die That allen Jakobssöhnen zuschreibt, fast unauflöslich miteinander verschmolzen. Doch ergibt sich namentlich aus V. 25 fg. und 30 fg., daß auch nach dem älteren Bericht zwischen den Israeliten und Sichemiten das sogenannte Connubium vereinbart war (nach dem jüngeren Bericht unter der Bedingung, daß sich die Sichemiten beschneiden ließen), daß aber Simeon und Levi nichtsdestoweniger die sorglose Stadt überfielen, zahlreiche Bewohner tödteten und ihre Rache in grausamer Weise sogar an den Rindern der Sichemiten (vgl. 1 Mos. 49, 6) ausließen. Wenn Jakob 34, 30 dieses Thun der Brüder entschieden misbilligt und schlimme Folgen befürchtet, 49, 6 aber jede Gemeinschaft mit ihnen ablehnt und den Fluch der Zerstreuung über sie verhängt, so will dies besagen, daß beide Stämme von den übrigen Israeliten ihrem verdienten Schicksal überlassen wurden. Die Folge war, daß sich von Simeon nur kleinere Gruppen beisammen erhielten, welche jedoch schließlich vom Stamm Juda aufgesogen wurden, während Levi als Stamm der Rache der Kanaaniter zum Opfer fiel, sei es infolge einer schweren Niederlage, oder sei es infolge fortgesetzter Ausübung der Blutrache.

Daß das fragliche Ereigniß ganz in den Anfang der sogenannten Richterzeit fiel, scheint daraus hervorzugehen, daß beide Stämme damals noch in der Nähe von Sichem nomadisirt haben müssen. Denn nirgends findet sich eine Spur, daß der Stamm Levi bereits begonnen hatte, irgendwo in Palästina seßhaft zu werden, und auch die Reste des Stammes Simeon treffen wir nachmals in ganz andern Gegenden an, als in der Nähe von Sichem.

Als ein geschichtliches Beispiel für die Versprengung der einzelnen Leviten unter die übrigen Stämme erscheint der Levit, von dem in Kap. 17 des Richterbuchs, beiläufig einer sehr alten Erzählung, berichtet wird. Da heißt es 17, 7 fg.: Es war aber ein Jüngling aus Bethlehem in Juda[1]) vom Geschlecht . . . . (für Juda, welches

1) Wenn der levitische Mann (d. h. Angehörige des Stammes Levi), von welchem Richt. 19, 1 fg. erzählt, zwar auf dem Gebirge

der jetzige Text bietet, muß nach der sehr plausiblen Vermuthung Nöldeke's ursprünglich ein anderer Name gestanden haben); der war ein Levit (der Zusatz «der hielt sich dort als Fremder auf», stammt wol von späterer Hand und soll erklären, in welchem Sinne der Levit «aus Bethlehem» stammte). Da verließ der Mann die Stadt Bethlehem in Juda, um als Fremdling zu weilen, wo er es treffen würde, und gelangte auf seiner Wanderung aufs Gebirge Ephraim zum Hause des Micha (vgl. über ihn und den von ihm eingerichteten Cultus Jahve's S. 1—6 desselben Kapitels). Da fragte ihn Micha: Woher kommst du? Er antwortete: Ich bin ein Levit von Bethlehem in Juda und bin unterwegs, um mich als Fremdling aufzuhalten, wo ich's treffen werde. Da schlägt ihm Micha vor: Bleibe bei mir und werde mir Vater und Priester, so will ich dir jährlich zehn Silberfekel geben und was du an Kleidern und Lebensunterhalt bedarfst. Da willigte der Levit ein, bei dem Manne zu bleiben, und der Jüngling war ihm wie einer seiner Söhne. Micha füllte die Hand des Leviten (d. h. er setzte ihn durch die Darreichung von Geld oder einer andern Gabe zum Priester ein) und so wurde der Jüngling sein Priester und verblieb im Hause Micha's. Micha aber sprach: Nun bin ich gewiß, daß Jahve mir es gut gehen lassen wird, weil der Levit mein Priester geworden ist! Von dem weiteren Inhalt dieser Erzählung bis zur schließlichen Entführung des Leviten sammt dem Gottesbild, das er bediente, durch den vorüberziehenden Stamm Dan kann hier abgesehen werden. Nur das mag noch hervorgehoben sein, daß eine der wichtigsten Obliegenheiten des jungen Priesters nach 18, 5 in der Befragung des Orakels bestand, welches irgendwie mit dem Gottesbilde zusammenhing.

Namentlich der Anfang dieses Berichts ist darum von Wichtigkeit, weil hier in einem sehr alten Zeugniß der Name Levi (Levit) bereits mit dem Nebenbegriff «Priester» oder doch eines vor andern zum Priesterthum Berechtigten auftritt, und zwar so ausdrücklich, daß man fragen kann, ob bei der Bezeichnung des Jünglings als eines Leviten aus Bethlehem überhaupt noch an den Stamm Levi gedacht ist und nicht einfach an einen Judäer, der wegen seiner priesterlichen Competenz oder als Glied einer bestimmten Corporation ein «Levit» heißt. Wahrscheinlich ist dies allerdings nicht. Seine Absicht (17, 8) von Bethlehem auszuziehen und sich aufzuhalten, wo er es treffen würde, deutet darauf, daß er in Bethlehem nicht eigentlich seine Heimat hatte, somit eben einem heimatlosen Stamme angehörte, wie Levi 1 Mos. 49, 7 als solcher hingestellt wird. Dabei ist aber sein Anspruch auf das Priesteramt sichtlich vorausgesetzt. Nicht daß das letztere ausschließlich an die Zugehörigkeit zu Levi gebunden gewesen wäre. Jener Ephraimit Micha hatte kaum zuvor einen seiner Söhne zum Priester seines Privatheiligthums eingesetzt (17, 5). Er legt aber dann doch einen großen Werth darauf, den fahrenden Leviten anwerben zu können; ja er ist der besondern Huld Jahve's sicher, weil er nun einen Leviten zum Priester habe.

Mit alledem sind wir vor die Frage gestellt: welcher Zusammenhang findet statt zwischen Levi als Stamm und Levi (Levit) als Bezeichnung der zur Ausübung des Priesterthums Berufenen? Unter den mannichfaltigen Beantwortungen dieser Frage wird folgende immer die natürlichste bleiben: es war unvergessen geblieben, daß Moses und sein Bruder Aaron, die Begründer der Jahvereligion, aus dem Stamme Levi hervorgegangen waren (2 Mos. 2, 1). Was war natürlicher, als daß man fortan dem Stamme Levi von selbst unwillkürlich einen besondern Beruf zum Verkehr mit Gott und zur Ausübung priesterlicher Functionen zuerkannte? Auch das ist nicht ausgeschlossen, daß sich in bestimmten Familien des Stammes Levi thatsächlich von Moses her allerlei Traditionen erhalten hatten, nicht nur in Betreff der rechten Jahveverehrung, sondern namentlich in Betreff der Ertheilung von «Tora» (göttlicher Weisung), und zwar vor allem durch die rechte Handhabung des heiligen Loses. Zu den gewöhnlichen Cultushandlungen, wie zum Beispiel der Darbringung von Opfern, bedurfte man in den ältesten Zeiten keines Priesters. Dagegen waren solche nöthig als Hüter eigentlicher Heiligthümer; so die Priester des «Hauses Gottes» zu Silo, welches die heilige Lade barg, die Priester von Nob mit seinem «Ephod», d. h. einem orakelspendenden Gottesbilde (1 Sam. 22, 15; 23, 6 u. a.), und so auch das Privatheiligthum Micha's, Richt. 17, welches (wie damals wol alle sogenannten «Häuser Gottes») gleichfalls ein Gottesbild zum Behuf des Orakelertheilens enthielt. Dem entsprechend wird 18, 18 fg. der Priester mit dem Bilde entführt; beide gehören nothwendig zusammen. [2]

Daß sich nun thatsächlich gewisse Priesterfamilien in alter Zeit direct auf Mose zurückführten, ergiebt sich aus Richt. 18, 30, wonach die Priester des Gottesbildes von Dan von Jonathan, dem Sohne Gerschom's, des Sohnes Moses' abstammten (das auch von Luther aufgenommene «Manasse» für «Mose» ist eine alte Correctur, welche im hebr. Text schon orthographisch als solche gekennzeichnet wird); ferner aus 2 Mos. 6, 19, wonach ein Levitengeschlecht den Namen Muschi, d. i. ohne Zweifel «der Mosaische», führte. Die Heimatlosigkeit des Stammes mochte es dann mit sich bringen, daß sich auch andere Leviten, als die Glieder der im engeren Sinn «priesterlichen» Familien, um den Dienst an öffentlichen und privaten Heiligthümern bewarben oder auch an schon anfässige Levitenfamilien sich anschlossen, bis endlich Levit und Priester nahezu gleichbedeutend wurde.

Ephraim als Fremdling weilt, sich aber ein Rebsweib aus Bethlehem in Juda holt, so muß doch gefragt werden: sind diese Züge nur erfunden im Hinblick auf Kap. 17 fg., oder hat sich 19, 1 fg. nicht doch eine alte Erzählung (als theilweise Grundlage der jetzigen, weit jüngeren Erzählung Kap. 19—21) erhalten, aus welcher hervorgeht, daß sich die Reste des Stammes Levi (im Anschluß an Simeon?) namentlich nach dem Süden des Landes gezogen hatten?

2) Vgl. noch 1 Kön. 12, 31, wo die Priester in unmittelbarer Verbindung mit den «Höhenhäusern» genannt werden.

Bei alledem ist jedoch zuzugestehen, daß zu gewissen Zeiten oder auch in gewissen Theilen des Landes sowol das Anrecht der Leviten auf das Priesterthum, wie das Ansehen derselben sehr zurückgetreten sein muß. Ohne dies wäre unbegreiflich, wie 1 Mos. 49, 5 fg. nur einen Fluch für Levi haben kann und seiner Bedeutung als Priesterstamm auch nicht mit dem leisesten Worte gedenkt.

Von andern Versuchen, die Entstehung des Priesterstammes Levi zu erklären, kommen namentlich folgende zwei in Betracht. Nach einer von de Lagarde[3]) der weiteren Erwägung anheimgegebenen Hypothese bezeichnete Levi eigentlich als (adjectivisches) Appellativum diejenigen Aegypter, welche sich nach 2 Mos. 12, 38; 4 Mos. 11, 4 den ausziehenden Israeliten «anschlossen» (vgl. das oben über die Bedeutung des hebr. Verbum lāvā Bemerkte). «So erklärte sich, warum Mose (der dann selbst ägyptischer Herkunft war) in den Leviten, seinen mit ihm gewanderten Stammesgenossen vorzugsweise seine Stütze suchte und fand; es erklärte sich, warum die Leviten die geistige Leitung der israelitischen Nation übernehmen konnten — sie waren eben als Aegypter im Besitze einer höheren Cultur als diejenigen, mit denen sie ausgezogen waren; es erklärte sich, warum die Leviten im gelobten Lande nicht als wirklicher Stamm auftraten; es erklärte sich endlich, was die ägyptischen Quellen über den Auszug der Israeliten aus Aegypten aussagen.» De Lagarde hat indeß selbst erklärt («Göttinger gel. Anz.», 1881, S. 38 fg.), daß er diese Hypothese nicht unbedingt zu der seinigen mache, und der bedeutende holländische Kritiker Kuenen hat in einer eingehenden Prüfung derselben gezeigt («Der ägyptische Ursprung des Stammes Levi» als Note 6 zu seinen «Hibbert-Vorlesungen», S. 314 fg. der englischen Ausgabe, London 1882), daß die Spuren ägyptischer Elemente in einigen Levitennamen doch nicht ausreichten, um jene Hypothese annehmbar zu machen, wenn es auch immerhin Beachtung verdiene, daß 1 Sam. 2, 27 von der Familie Eli's gesagt werde, sie seien in Aegypten Knechte (diese Ergänzung des hebr. Textes bietet die griechische Uebersetzung) des Hauses des Pharao gewesen.

Eine andere Erklärung versuchte S. Mayhaum in «Die Entwickelung des altisraelitischen Priesterthums» (Breslau 1880). Nach ihm waren die Leviten ursprünglich die Clienten der Heiligthümer und der vermeintliche Stamm Levi bildete sich erst in geschichtlicher Zeit durch die Vereinigung der vorher vereinzelten Priesterfamilien.

Da Levi als weltlicher Stamm zu existieren aufgehört hatte, andererseits aber nach der herrschenden Meinung allen Leviten priesterliche Befugnisse zuerkannt wurden, so erklärt sich, daß sich in den älteren Geschichtsbüchern fast nirgends eine Veranlassung zum Gebrauch des Namens Levi (Levit) findet, daß dieser Name vielmehr ganz in Kohēn (Priester) aufgeht. Denn die Erwähnung der Leviten 1 Sam. 6, 15, wo sie die heilige Lade von dem nach V. 14 bereits verbrannten Wagen herabheben, ist längst als ein spätes Einschiebsel erkannt worden, welches den Hergang mit den Forderungen des Priestercodex (s. unten) in Einklang setzen will. Dasselbe gilt von 2 Sam. 15, 24, wo die Worte «und alle Leviten mit ihm» nachträglich eingesetzt sind für «und Abjathar», denn nach dem Priestercodex kam das Tragen der Lade eben den Leviten zu. Der ursprüngliche Text ergibt sich jedoch deutlich aus V. 29, nach welchem die Priester Zadoq und Abjathar selbst die Lade trugen. Nicht minder verräth sich der Schluß von 1 Kön. 8, 4 schon durch den Stil als eine ungeschickte Zuthat, die sogar dem griechischen Uebersetzer noch unbekannt ist. Dagegen gehört 2 Mos. 4, 14 einer der alten Pentateuchquellen an. Wenn aber hier Aaron gegenüber seinem Bruder Moses «der Levit» genannt wird, so ist klar, daß diese Bezeichnung nicht auf die Zugehörigkeit zum (weltlichen) Stamme Levi gehen kann, denn diese theilte Aaron mit Moses. Vielmehr muß «Levit» in diesem Zusammenhange kurzweg «Priester» oder doch einen zu priesterlichen Functionen Berufenen bedeuten.

Daß jedoch die Gleichsetzung von «Levit» und «Priester» für die erste Königszeit noch keineswegs selbstverständlich war, läßt sich aus den wirklich alten Bestandtheilen der Geschichtsbücher zu voller Evidenz bringen. Wenn 1 Sam. 2, 27 fg. von dem Hause Eli's gesagt wird, daß es bereits in Aegypten zur Zeit der Knechtschaft aus allen Stämmen Israels von Jahve zum Priesterdienst erwählt worden sei, so ist hier allerdings ein erbliches Priesterthum seit dem Auszug vorausgesetzt, die Erblichkeit aber auf eine Familie (oder Geschlecht; hebr. bēt āb, d. i. «Vaterhaus») beschränkt. Daß dieses Geschlecht dem Stamm Levi angehörte, ist (namentlich wegen V. 27, wo das Stammhaus Eli's, welches in Aegypten die Offenbarung Gottes empfängt, nur von dem Hause Mose's verstanden werden kann) höchst wahrscheinlich. Dagegen ist 2, 35 nicht gesagt, daß der zuverlässige Priester, den Gott erwählen, dem er ein dauerndes Haus bauen und der beständig vor seinem Gesalbten, d. i. dem König Israels, wandeln wird, zu den Nachkommen Levi's gehören werde. Gemeint aber ist mit dem «zuverlässigen Priester» Sadoq, welcher nach 1 Kön. 2, 35 von Salomo an Stelle Abjathar's zum Oberpriester bestellt und so der Ahnherr der Priestergeschlechter wurde, in denen sich seitdem das Vorrecht auf die priesterliche Würde am Tempel zu Jerusalem weiter vererbte und welche schließlich als «die Söhne Sadoq» (s. unten) jeden andern Anspruch ausschlossen. Da Abjathar nach 2 Kön. 2, 27 dem Hause Eli's angehört hatte (somit auch sein Vater Achimelekh, der Sohn Achitob's, der Priester von Nob, 1 Sam. 14, 3; 21, 1 u. a.), so behauptet man gewöhnlich, um alle diese Berichte mit den viel späteren der Chronik in Einklang zu setzen, mit Sadoq sei das Hohenpriesterthum von der «Linie Ithamar's», des jüngeren Sohnes Aaron's, wieder auf die ursprünglich berechtigte «Linie Eleasar's» übergegangen. Aber diese Annahme hat in den alten Quellen nirgends den geringsten Anhalt, sondern lediglich in dem Stammbaume, den die Chronik (I, 5, 29 fg.; vgl. 6, 35 fg.) von

3) «Abhandlungen der Göttinger Gesellschaft d. Wissensch.», XXVI, S. 20 fg.; und «Orientalia», Heft 2, S. 20 fg.

Levi über Eleasar und Sadoq bis zur babylonischen Gefangenschaft vorführt (in Luther's Uebersetzung 1 Chron. 7, 1 fg. und 50 fg.), sowie in 1 Chron. 24, 3 fg. (wo zu David's Zeit beide Linien bestellt gewesen sein sollen) und den darauf beruhenden Angaben des Josephus («Antiquitates», VIII, 1, 3 u. a.). Bei dem Stammbaume bestätigt sich jedoch aufs neue die Thatsache, daß die Chronik als Geschichtsquelle nur dann zu verwerthen ist, wenn ihre Angaben durch sonstige Zeugnisse gestützt oder keinerlei Tendenz verdächtig sind. Die Tendenz aber ist hier zweifellos die, das seit dem Exil allein legitime Priesterthum der «Söhne Sadoq» urkundlich auf Levi, Aaron und Eleasar, denen sie nach den Voraussetzungen der jetzt in den Pentateuch aufgenommenen Priesterschrift entstammen mußten, zurückzuführen. Dabei sind von Amram bis Sadoq und wieder von Sadoq bis zum Exil je 12 Generationen gezählt. Setzt man nun Sadoq um das Jahr 1000 v. Chr. an, so wäre der Zeitraum bis auf Hilkia, der 624 amtirte, durch neun Glieder ausgefüllt, d. h. alle Hohepriester bis Hilkia wurden durchschnittlich frühestens im 40. Lebensjahre ihres Vaters geboren, mit andern Worten: die Liste beruht auf der künstlichen Ansetzung von 2×12 Generationen zu je 40 Jahren. Dazu kommt, daß das zweimalige Vorkommen der drei Glieder [4]) Amarja, Achitob und Sadoq ebenso auffällig ist, wie das Fehlen des Jojada, der durch 2 Kön. 11 fg., und des Uria, der durch 2 Kön. 16, 15 als Oberpriester zu Jerusalem bezeugt ist.

Unter allen Umständen steht für die Zeit David's und Salomo's fest, daß von einer unbedingten Vererbung der Priesterwürde unter den «Söhnen Levi's» (oder Aaron's) noch nicht die Rede war. Nach 2 Sam. 8, 17 fg. fungierten neben Sadoq (der hier gegen 1 Kön. 2, 35 bereits als Oberpriester vorangestellt zu werden scheint) und Abjathar auch die Söhne David's als Priester, und es ist nur eine leere Ausflucht, wenn man wegen der tendenziösen Abweichung der Chronik (I, 18, 17, in der deutschen Bibel 19, 17) die Priester hier als «Staatsräthe» oder dergleichen fassen wollte. Nach 2 Sam. 20, 26 that auch Ira, der Jairiter, also ein Angehöriger des Stammes Manasse, unter David Priesterdienste. Nach 1 Kön. 4, 2 bekleidete unter Salomo ein Sohn des Priesters Sadoq das Amt eines Staatsschreibers, also ein weltliches Amt; umgekehrt fungirte nach V. 5 Sabud, der Sohn Nathan's (d. i. ohne Zweifel des Propheten Nathan, des Erziehers Salomo's), als Priester. Wenn somit 1 Kön. 12, 31 Jeroboam, dem ersten König des Reiches Israel, als eine Art Frevel angerechnet wird, daß er von überall her solche zu Priestern annahm, die nicht zu den «Söhnen Levi» gehörten, so ist dieser Tadel nur von dem Standpunkte einer viel späteren Zeit und zwar eines judäischen Geschichtschreibers aus begreiflich. Nach der Chronik (II, 11, 13; 13, 9 fg.) wären sogar damals die Priester und die Leviten (die Unterscheidung beider folgt den Voraussetzungen des Priestercodex, s. unten) damals gewaltsam von Jerobeam und seinen Söhnen vertrieben worden und demzufolge nach Juda ausgewandert.

Wie es kam, daß schließlich das legitime Priesterthum ausschließlich den «Söhnen Levi» zuerkannt wurde, läßt sich am besten an dem Ausspruche einer alten Urkunde zeigen, der für unsere ganze Frage von hervorragender Wichtigkeit ist. In dem sogenannten Segen Mose's 5 Mos. 33, einem poetischen Fragment, welches um 800 v. Chr. auf dem Boden des nördlichen Reiches entstanden sein dürfte, heißt es V. 8 fg.: Und zu (oder «in Bezug auf») Levi sprach er:

Deine Tummim und Urim gehören den
Leuten deines Frommen,
Den du versuchtest bei Massa, bekämpftest
bei dem Haderwasser,
[Dem] der bezüglich seines Vaters und seiner
Mutter spricht: ich sah sie nicht!
Der seiner Brüder nicht achtet
und seine Söhne nicht kennt;
Vielmehr dein Wort bewahrten sie
und beobachteten deinen Bund.
Sie sollen Jakob deine Rechte lehren
und Israel deine Weisung,
Sollen Räucherwerk in deine Nase bringen
und Ganzopfer auf deinen Altar.

Die Anrede ist deutlich an Gott gerichtet (vgl. besonders V. 9 «dein Wort», «deinen Bund»).

Sehen wir von der sehr verschieden erklärten Worten nach «gehören» im 8. Verse ab, so ergibt sich im übrigen Folgendes: Das was den Priestern (nicht etwa blos dem Hohenpriester, wie dies im Priestercodex 2 Mos. 28, 30 angenommen wird) vor andern eignet, ist die Handhabung der Urim und Tummim, d. h. der heiligen Lose, durch welche den Besuchern des Heiligthums auf etwaige Anfragen Bescheid gegeben wird. Aber auch ohne dieses Mittel lehren sie Israel die Forderungen Jahve's und besorgen den Opferdienst (V. 10). Und so eifrig geben sie sich dem Dienste Gottes hin, daß die Bande des Blutes, die Rücksicht auf Aeltern, Brüder und selbst Kinder, dagegen ganz in den Hintergrund treten (V. 9).

Die letztere Aussage müßte unverständlich heißen, wenn hierbei nur an Priester gedacht werden könnte, die sämmtlich von Priestern abstammen und deren Söhne bereits durch die Geburt wieder zur Priesterwürde berufen sind. Wo soll dann die Gelegenheit zu einer Verleugnung der Bande des Blutes herkommen, die doch offenbar den Leviten als etwas Ungewöhnliches, als ein um Gottes willen dargebrachtes Opfer angerechnet wird? Dagegen gewinnen wir sofort einen guten Sinn, wenn unter Levi — unbekümmert um den Zusammenhang mit dem einstigen weltlichen Stamme Levi — die Gesammtheit der Leviten (oder Priester) verstanden wird, wie sie sich geschichtlich allmählich als ein festgefügter und hochangesehener Stand herausgebildet hatte. Wer sich mit Verleugnung seiner Herkunft aus einem andern Stamme an die

4) Wenn Esra 7, 1 fg. die Reihe der Hohepriester ohne diese Wiederholung dreier Glieder (und überhaupt kürzer) gegeben wird, so fragt sich doch, ob dies auf Versehen, und nicht vielmehr umgekehrt die Liste der Chronik auf nachträglicher Auffüllung beruht (da der Zeitraum für so wenige Glieder gar zu lang erschien). Auch Josephus gibt zum Theil andere Listen.

Priestergenossenschaft anschloß, der wurde fortan zu Levi gezählt, mochte er nun an dem oder jenem größeren Heiligthum seinen Sitz nehmen. Je mehr aber das Ansehen der Corporation wuchs und je größer die Rechte waren, die die Zugehörigkeit zu ihr verlieh, desto mehr wird das Eintreten neuer Elemente erschwert worden sein, bis schließlich die Vererbung der priesterlichen Würde im Kreise bestimmter Familien — und zwar unter Beschränkung auf die ortsansässigen Familien — zur Regel wurde, so daß sie den späteren Generationen sogar als uraltes Recht erscheinen konnte. Dies gilt aber nicht blos von Juda, wo das hohe Ansehen des Tempels zu Jerusalem naturgemäß die Heranbildung eines nicht minder angesehenen Priesterstandes nach sich zog, sondern auch von dem nördlichen Reiche, namentlich von den Priesterschaften der beiden Hauptheiligthümer Bethel und Dan. Bezeichnend ist dafür die Notiz 2 Kön. 17, 27. Nach der Zerstörung des Reiches Israel, so wird dort erzählt, besetzte der König von Assyrien das entvölkerte Land mit heidnischen Colonisten. Dieselben verstanden sich jedoch nicht auf die rechte Verehrung des Landesgottes und wurden deshalb von Löwen heimgesucht. Da ließ der König einen der aus Samaria weggeführten Priester ins Land zurückbringen, der nahm seinen Wohnsitz zu Bethel und lehrte das Volk, wie es Jahve richtig zu verehren habe. Diese Erzählung setzt voraus, daß man sich in der letzten Zeit vor der Zerstörung Samariens einen eigentlichen Cultus nicht mehr ohne Priester denken konnte, sowie nicht minder, daß die deportirten Priester auch im Exil ihr Ansehen und vielleicht sogar den früheren Verband aufrecht erhielten. [5])

Dem entspricht nun, daß sich nicht nur in dem sogenannten Priestercodex (s. unten), sondern auch in einer der beiden alten Quellenschriften des Pentateuch ein Bericht darüber erhalten hat, aus welchem Anlaß den Leviten (d. h. den Gliedern des Stammes Levi) das Priesterthum als ein Vorrecht verliehen worden sei. Allerdings ist die betreffende Erzählung 2 Mos. 32, 25—29 in sehr verkürzter und darum schwer verständlicher Gestalt gegeben, weil sie von einer ganz andern Auffassung über den Ursprung und Charakter des levitischen Priesterthums ausgeht als der Priestercodex, dessen Standpunkt für den letzten Redactor des jetzigen Pentateuch maßgebend war. Immerhin ist deutlich so viel zu ersehen, daß die Erwählung Levi's zum Priesterstamm auf einen außerordentlichen Vorgang zurückgeführt wird. Als nämlich einst am Sinai das Volk Miene machte, sich gegen Moses zu empören (warum, ist nicht gesagt; mit der vorangehenden Erzählung vom goldenen Kalb hängt unser Bericht höchst wahrscheinlich nicht zusammen), da trat Moses an das Thor des Lagers und rief: Her zu mir, wer für Jahve ist! Da sammelten sich zu ihm alle Söhne Levi's. Zu denen sprach er: So spricht Jahve, der Gott Israels, gürtet ein jeder sein Schwert um, gehet hin und her von einem Thor zum andern und tödtet ein jeder seinen Bruder, Freund und Verwandten! Die Leviten gehorchen und metzeln gegen 3000 Menschen nieder. «Da gebot Moses: Füllet heute eure Hand für Jahve — denn ein jeder [stand] wider seinen Sohn und seinen Bruder — und daß man heute Segen auf euch lege!» Der Sinn dieser offenbar absichtlich so unbestimmt gelassenen Worte kann nur der sein: weil ihr heute bewiesen habt, daß ihr um Jahve's willen und im Gehorsam gegen seinen Befehl keine Rücksicht kennt — und wäre es gegen den eigenen Sohn oder Bruder —, so sollt ihr nun auch entsprechend dafür belohnt werden und zwar mit dem Anrecht auf das Priesterthum! «Jemandem die Hand füllen» heißt sonst (z. B. Richt. 17, 5. 12) ihn zum Priester bestellen. Wenn also hier die Leviten angewiesen werden, sich selbst (und zwar wol mit einem Opfer) für Jahve die Hand zu füllen, so heißt das nichts anderes als: so setzt euch nun in Besitz des Rechtes, das euch zur Belohnung von Jahve verliehen ist, und damit zugleich in das Anrecht auf einen Antheil an den Opfergaben, welche künftig von dem Volke Jahve dargebracht werden. Damit ist offenbar allen Leviten, aber auch nur den Leviten, das Priesterthum zugewiesen.

Von hervorragender Wichtigkeit für die Geschichte des Levitenthums ist das 5. Buch Moses und diejenigen Bestandtheile der Geschichtsbücher im Alten Testament, welche von derselben Anschauung, wie das 5. Buch Moses (bekanntlich eine dem Moses in den Mund gelegte Rede, welche den am Sinai geoffenbarten Willen Gottes im einzelnen darlegt), beherrscht wird. Daß dieses Buch in der Hauptsache mit dem 624 v. Chr. unter König Josia von dem Hohenpriester Hilkia im Tempel gefundenen «Gesetzbuch» identisch ist, auf welches alsdann die Cultusreinigung des Josia begründet wurde (vgl. 2 Kön. 22, 8 fg.), ist jetzt allgemein zugestanden, ebenso, daß die Entstehung dieses Buches nicht allzulange vor der Auffindung, jedenfalls erst im 7. Jahrh., angesetzt werden muß.

Daß für den Verfasser, den sogenannten Deuteronomiker, ein legitimes Priesterthum an die Zugehörigkeit zum Stamm Levi geknüpft ist, ergibt sich aus der häufigen Bezeichnung der Priester als «die Priester, die Leviten», d. h. die aus Levi hervorgegangenen Priester (5 Mos. 17, 9; 18, 1 [mit dem Zusatze «der ganze Stamm Levi»]; 24, 8; 27, 9), wofür 21, 5 und 31, 9 in gleicher Bedeutung «die Priester, die Söhne Levi». Demselben Sprachgebrauch begegnen wir in der vom Deuteronomium beeinflußten (sogenannten deuteronomistischen) Schicht des Buches Josua (3, 3 und 8, 33), sowie Jer. 33, 18. 21 (wo umgekehrt «die Leviten, die Priester», V. 22 aber nur «die Leviten»); ferner bei Ezech. 44, 15, über welche Stelle noch ausführlich zu reden sein wird, und so noch bei dem gegen Ende des Exils verfaßten Trostschreiben Jes. 66, 21, wo nicht mit Luther «Priester und Leviten», sondern «Levitenpriester» zu übersetzen ist. [6])

5) So Wellhausen, «Prolegomena zur Geschichte Israels», 3. Aufl., S. 139.

6) Noch Mal. 2, 4 (der Bund mit Levi) und 3, 3 («die Söhne Levi» für Priester überhaupt) klingt die Erinnerung nach, daß ursprünglich ganz Levi das Priesterthum besaß.

Sprachgebrauch folgt noch der Verfasser des Hebräerbriefs, wenn er (7, 11) von dem «levitischen Priesterthum» redet.

Wenn der Deuteronomiker statt des vollen Namens nur die eine der beiden Benennungen braucht, so kann daraus in keiner Weise geschlossen werden, daß er zwischen den eigentlichen Priestern und den tiefer stehenden Leviten einen Unterschied machen wolle. Von einer solchen Klassificirung, wie sie nachmals im Priestercodex auf das schärfste durchgeführt worden ist, findet sich im Deuteronomium noch nicht die leiseste Spur. Nach 10, 8 fg. sonderte Jahve während des Wüstenzugs den «Stamm der Leviten» aus, damit sie fortan die Bundeslade Jahve's tragen, vor Jahve stehen, ihm zu dienen (d. h. die Cultushandlungen am Opferaltar und im Heiligthum zu verrichten), und im Namen Gottes segnen (vgl. auch 21, 5, wo dieselben Functionen den «Priestern, den Söhnen Levi» zugeschrieben werden). Dieser Wortlaut läßt schlechterdings keine andere Deutung zu, als daß allen Gliedern des Stammes Levi (ganz wie 2 Mos. 32, 29) Priesterrechte übertragen werden. Dem entspricht, daß wir 5 Mos. 31, 25 die Leviten, dagegen anderwärts (5 Mos. 31, 9, sowie in den deuteronomistischen Stellen Jos. 3, 3. 6. 8; 6, 6; 8, 33; 1 Kön. 8, 3. 6) eben die Priester als Träger der heiligen Lade finden, und es ist nur eine leere Ausflucht, wenn man diese Abweichung von den Bestimmungen des Priestercodex (nach welchem die — streng von den Priestern unterschiedenen — Leviten die Lade tragen) aus den besonders feierlichen Anlässen erklären will.

Dagegen kennt das Deuteronomium allerdings einen Unterschied zwischen den verschiedenen Levitenpriestern, der aber zunächst nicht ein solcher des Ranges oder der Competenzen, sondern des Ortes ist. Dies wird erst verständlich, wenn man die folgenschwere Neuerung, welche das Deuteronomium herbeizuführen trachtete und auch wirklich herbeigeführt hat, näher ins Auge faßt.

Bis auf Josia hatten, wie früher im Reiche Israel, so auch in Juda zahlreiche kleinere Heiligthümer (sogenannte bamoth oder «Höhen», d. h. natürliche oder künstliche Hügel mit einem Altar) unangefochten neben dem Tempel zu Jerusalem bestanden. Zwar wird von König Hiskia berichtet, daß er sich um die Abschaffung dieser Höhen bemüht habe, aber jedenfalls ohne dauernden Erfolg. Denn aus 2 Kön. 23, 4 fg. ergibt sich, daß noch unter Josia in ganz Juda und rings um Jerusalem bis herein in die Thore der Stadt solche «Höhen» waren, ganz abgesehen von den Cultusstätten fremder Götter am Oelberg und sogar im Tempelhof. Nun hatten aber die rechten Jahvepriester, sowie die Propheten längst erkannt, daß eine reinere Gottesverehrung in Juda nicht eher möglich sei, als bis dieser «Höhendienst», mit dem sich leicht allerlei Aberglauben und halbheidnisches Wesen verband, mit der Wurzel ausgerottet sei, und das ist das Ziel, welchem das Deuteronomium zustrebt. Daher stellt es nach einer längeren Einleitung an die Spitze der eigentlichen Gesetzgebung (Kap. 12 fg.) alle die Gebote, welche sich auf die Concentrirung des Cultus an einem legitimen Heiligthum beziehen. Da die Gebote Moses in den Mund gelegt sind, so wird dieses Heiligthum noch nicht mit Namen bezeichnet, sondern nur als «der Ort, den Jahve erwählen wird aus allen euren Stämmen» (12, 5 u. a.); doch ist überall mit Händen zu greifen, daß eben der Tempel zu Jerusalem gemeint ist. Nur hier dürfen künftig noch Opfer und sonstige Gaben vor Jahve gebracht und religiöse Feste (namentlich das Passah) gefeiert werden.

Nun war aber der Cultus auch an den kleineren Heiligthümern oder wenigstens an der Mehrzahl derselben gleichfalls von Levitenpriestern ausgeübt worden. Standen dieselben naturgemäß nicht auf der gleichen Rang- und Bildungsstufe, wie ihre Collegen an dem gefeierten königlichen Heiligthum zu Jerusalem, so hatten sie doch ganz denselben Pflichtenkreis wie jene, und galten ebenso gut als Priester Jahve's. Da entstand nun die wichtige Frage: was soll nach der völligen Abschaffung aller Heiligthümer außerhalb Jerusalems mit diesen brotlos gewordenen Landpriestern geschehen? Der Deuteronomiker ist, wie in andern Punkten, so auch in dieser Frage nach Kräften bemüht, die neue Ordnung der Dinge durch ebenso milde wie kluge Uebergangsbestimmungen zu erleichtern. Zu diesem Behufe schlägt er zwei verschiedene Wege ein. Der eine besteht in dem unermüdlichen Appell an die Mildthätigkeit des Volkes zu Gunsten «des Leviten, der in deinen Thoren ist», d. h. eben der außerhalb Jerusalems wohnenden Levitenpriester, denen nunmehr durch die Einziehung der Heiligthümer der bisherige Unterhalt entzogen ist. Darum wird 12, 19 der Grundsatz eingeschärft: hüte dich, daß du den Leviten nicht im Stiche lässest, so lange du auf deinem Boden lebst! Insbesondere soll man nicht versäumen, die Leviten — so gut wie die Witwen, die Waisen und die Fremdlinge — zu den fröhlichen Opfermahlzeiten am Heiligthum heranzuziehen; vgl. 12, 18; 14, 27. 29; 16, 11. 14; 26, 11. Oefter wird dabei die Liebespflicht gegen den Leviten durch den Zusatz begründet: «Denn er hat keinen Theil noch Erbe mit euch», d. h. er hat kein eigenes Gebiet erhalten, wie alle andern Stämme Israels. Daher soll ihm auch nach 26, 12 fg. (und zwar wiederum in Gemeinschaft mit den Witwen, Waisen und Fremdlingen) in jedem dritten Jahre der Zehnte von allen Erträgnissen des Bodens zufallen.

Der andere Ausweg, den der Deuteronomiker ergreift, um die Zukunft der Landpriester zu sichern, besteht darin, daß er ihnen das Recht zuspricht, an dem Centralheiligthum Priesterdienste zu thun und dann gleichen Antheil mit den dortigen Priestern zu empfangen; vgl. 18, 6: und wenn der Levit aus einer deiner Städte in ganz Israel, in der er (weil einem andern Stamme angehörig) als Fremdling weilt, von herzlichem Verlangen getrieben an den Ort kommt, den Jahve erwählen wird, und Dienst thut im Namen Jahve's seines Gottes, wie alle seine Brüder, die Leviten, die dort [im Dienst] vor Jahve stehen, so sollen sie ganz den gleichen Antheil (von den Opfergefällen) genießen u. s. w.

Nach dem Vorstehenden begreift sich leicht, warum der Deuteronomiker so oft anstatt von Levitenpriestern (s. oben)

nur von dem «Leviten» oder nur von Priestern redet. «Der Levit» ist eben der frühere Landpriester, der auch von Levi abstammt, aber zur Zeit außer Amt gesetzt ist. «Die Priester» sind die thatsächlich im Tempel amtirenden, die vollen Anspruch auf die Opfergefälle haben (18, 3) oder als Schiedsrichter fungiren (19, 17; vgl. jedoch auch 17, 9, wo in gleichem Zusammenhang die Leitenpriester stehen). Eine besondere Bewandtniß hat es mit 27, 14. Hier handelt es sich um eine priesterliche Function, nämlich das Aussprechen von Verwünschungsformeln. Daß diese «den Leviten», nicht den Priestern übertragen werden, dürfte darin seinen Grund haben, daß anderwärts unter den priesterlichen Functionen das Segnen hervorgehoben wird, und daß man sich scheute, den Priesternamen mit dem Fluchen in Verbindung zu bringen. Möglich wäre übrigens auch, daß der ganze Abschnitt V. 14 fg., der ohnedies zum vorhergehenden nicht recht stimmen will (V. 12 erscheint Levi unter den segnenden Stämmen), erst später beigefügt ist und daß mit den Leviten im Sinne des Priestercodex die Gehülfen der Priester gemeint sind.

Fragt man nun, welchen Erfolg die von dem Deuteronomiker bewiesene Fürsorge für die brotlos gewordenen Landpriester gehabt habe, so besitzen wir in 2 Kön. 23, 8 fg. ein urkundliches Zeugniß, daß die Verhältnisse, d. h. der Widerstand der bis dahin alleinberechtigten Tempelpriesterschaft, stärker war, als die menschenfreundlichen Absichten des Deuteronomikers. Dort heißt es nach dem Bericht über die feierliche Verpflichtung alles Volkes auf das neugefundene Gesetzbuch: Und Josua brachte alle [die bisherigen] Priester aus den Städten Judas herein [nach Jerusalem] und verunreinigte (z. B. durch Todtengebeine) die Höhen, auf denen die Priester geräuchert hatten, von Geba bis nach Beerscheba .... nur durften die Höhenpriester nicht Opfergaben darbringen auf dem Altar Jahve's zu Jerusalem, sondern aßen Mazzen (ungesäuerte Fladen) inmitten ihrer Brüder. Das heißt doch wohl: ihre Anwesenheit beim Tempel gestatteten die Tempelpriester («die Söhne Sadoq's»), gaben ihnen auch Antheil an den als sogenannte Speisopfer dargebrachten (oder überhaupt zur Priesterspeise gebackenen) Mazzen, verweigerten ihnen aber das Anrecht auf die Ausübung des Opferdienstes und damit auf die anderweitigen Einkünfte, die den Priestern zufielen und die sich natürlich nicht blos auf die 5 Mos. 18, 3 fg. erwähnten Theile eines jeden Opferthieres, sowie die Erstlinge von Getreide, Most, Oel und Wolle erstreckten.

Es begreift sich, daß ein solcher Zustand, der die ehemaligen Höhenpriester zwar in der Theorie als Priester anerkannte, zugleich aber an der faktischen Ausübung des Priesterthums hinderte und auf das Gnadenbrot[7]) bei Priestern und Laien anwies, auf die Dauer unhaltbar war. Die politischen Wirren, die auf den Tod Josia's folgten und erst 588 mit der Zerstörung der Stadt und des Tempels endigten, mochten diese Frage in den Hintergrund treten lassen. Sie mußte jedoch sofort wieder auftauchen, als es sich um die Neuordnung des Cultus nach dem Exil handelte. In der That finden wir das Problem nicht blos gestellt, sondern auch und zwar in unerwarteter Weise gelöst in einem Kapitel des Propheten Ezechiel, das man nicht mit Unrecht als den eigentlichen Schlüssel zum Verständniß der Cultusgeschichte Israels bezeichnet hat. Der Prophet, der bis zu seiner Wegführung mit Jojachin (599) selbst zu den legitimen Tempelpriestern gehört hatte, belehrt uns gegenüber allen gesetzlichen Theorien, die nach der gewöhnlichen Annahme von Mose an bestanden hätten, welches bis auf seine Zeit die wirkliche Praxis am Tempel gewesen ist. Es heißt nämlich 44, 9 fg. innerhalb des Abschnitts (Kap. 40 fg.), welcher die neuen Gesetze für das staatliche und gottesdienstliche Leben Judas nach dem Exil entwirft, wörtlich also: So spricht der Herr Jahve: Kein Fremder, der unbeschnittenen Herzens und unbeschnittenen Leibes ist, darf in mein Heiligthum eingehen, [keiner] von allen Fremden, die sich inmitten der Kinder Israel befinden. Sondern die Leviten, die sich von mir entfernten, als Israel in der Irre ging, als sie von mir abirrten (und) hinter ihren Götzen her(liefen), sie sollen ihre Verschuldung tragen, und sollen in meinem Tempel dienen, als Wachen an den Tempelthoren und als Diener des Tempels. Sie sollen das Brandopfer und das Schlachtopfer schlachten für das Volk und sollen sich ihnen zur Verfügung stellen, ihnen zu dienen. Darum, daß sie ihnen gedient haben vor ihren Götzen und (so) dem Hause Israel ein Anlaß zur Verschuldung geworden sind, darum habe ich meine Hand wider sie erhoben, spricht der Herr Jahve, und sie sollen ihre Verschuldung tragen. Und sie dürfen nicht zu mir nahen, um mir Priesterdienste zu thun und nahezukommen allem, was mir geheiligt ist, zu den hochheiligen Dingen, sondern sie sollen ihre Schmach tragen und [die Strafe für] alle ihre Greuel, die sie verübt haben. Und ich will sie zu solchen machen, denen der [äußere] Dienst am Tempel obliegt nach allen seinen Geschäften und nach allem, was darin zu thun ist. — Aber die Levitenpriester[8]), die Söhne Sadoq's, die des Dienstes an meinem Heiligthum gewartet haben, als die Kinder Israel von mir abirrten, die sollen zu mir nahen, mir dienen, und sollen vor mir stehen und mir darbringen [die Opfergaben an] Fett und Blut, spricht der Herr Jahve. Sie sollen eingehen in mein Heiligthum und sollen nahen zu meinem Tisch, mir zu dienen, und sollen meinen Dienst verrichten.

7) Nach Graf (in Merx' «Archiv», I, 216) hätte sich ein Zeugniß für das thatsächliche Verhältniß der Höhenpriester zu den Söhnen Sadoq's erhalten in der Prophezeihung 1 Sam. 2, 36, wo dem Eli angekündigt wird, daß die Ueberbleibsel seiner Familie einst vor dem von Jahve bestellten treuen Priester niederfallen und betteln werden um ein Geldstück und einen Laib Brot und sprechen: «Stelle mich doch an bei einer deiner priesterlichen Verrichtungen, daß ich einen Bissen Brots zu essen bekomme!»

8) Wenn Ezech. 45, 5 und 48, 11 fg. dieser Ausdruck nicht wiederkehrt, sondern streng zwischen Priestern und Leviten geschieden wird, so ist dies ganz natürlich: mit Kap. 44 ist eben die Unterscheidung endgültig angeordnet; dagegen braucht Ezech. 43, 19 noch die alte Bezeichnung!

Es ist viel Scharfsinn aufgeboten worden, aus diesen Worten des Propheten etwas anderes herauszulesen, als sie in Wahrheit enthalten. Setzt man nämlich voraus, daß der Prophet die Bestimmungen des Priestercodex über Priester und Leviten bereits gekannt hat, so erscheinen seine Worte geradezu räthselhaft und können nur durch die ärgsten Künsteleien mit jener Voraussetzung in Einklang gebracht werden. Die Wahrheit ist eben: der Prophet kennt den Priestercodex (Hauptheile desselben: 2 Mos. 25—31; 35—40; 3 Mos. 1—16; 4 Mos. 1—10, größtentheils auch 13—19 und 25—33) noch nicht, sondern steht in der Hauptsache noch auf dem Standpunkte des Deuteronomium. Läßt man dies gelten, so haben seine Worte einen nur zu verständlichen Sinn. Auch er kennt zwei Arten von Levitenpriestern: die Söhne Sadoq (44, 15), d. h. die Tempelpriester zu Jerusalem, die den wahren, gottgewollten Cultus gepflegt haben, und andererseits die einstigen Höhenpriester. Dieselben werden V. 10 kurzweg «die Leviten» genannt; ihre Abstammung von Levi soll nicht bestritten werden, aber als Priester kann sie Ezechiel nicht gelten lassen, schon darum nicht, weil nach dem oben Bemerkten ihrem Priesterthum durch die Cultusreform des Josia ein Ende gemacht worden war. Der Deuteronomiker hatte den sogenannten Höhendienst als eine Cultusform angesehen, die bis zur Geltendmachung eines einzigen Heiligthums berechtigt war; er hatte daher auch die Höhenpriester als wirkliche Jahvepriester angesehen und ihnen daher sogar das Anrecht auf den Dienst am Tempel sichern wollen. Ezechiel dagegen sieht den Höhendienst wie eine Art Götzendienst an; die Periode der Geschichte, in der er im Schwange ging, ist die des «Abirrens» von Jahve; der Besitz und Gebrauch der Dinge und Cultusformen, die von altersher mit dem Höhendienst verbunden waren, gilt ihm als ein Irregehen hinter den Götzen her, und vollends die Leviten, die Israel als Priester gedient haben vor seinen Götzen und ihm dadurch Anreizung zu schwerer Versündigung gegeben haben, die sollen ihre Schuld tragen. Ihre Strafe besteht aber darin, daß sie fortan von dem Nahen zu Gott und dem Dienst am Altar, d. h. dem eigentlichen Priesterdienst, schlechthin ausgeschlossen sind. Nur der niedere Dienst soll ihnen (V. 11) künftig zufallen, die Bewachung des Tempels, das Schlachten der Opfer und überhaupt die Bedienung des Volks — mit andern Worten, sie sollen von Priestern zu Handlangern der Priester (und des Volkes) degradirt werden. So will Ezechiel in dem Tempel der Zukunft die Schwierigkeit gelöst sehen, die durch die Beseitigung der Höhen und die Brotlosigkeit ihrer Priester geschaffen war. Er löst sie durch die Festsetzung eines tiefgehenden Rangunterschiedes zwischen den Tempelpriestern und den Landpriestern, und damit war nun erst die strenge Unterscheidung zwischen Priestern und Leviten[9]) gegeben, die uns im Priestercodex, sowie im Buch Esra (1, 5; 2, 70; 3, 8 fg.; 6, 16 fg. u. öfter) und Nehemia (12, 1. 30 u. öfter) als etwas von Anfang an Bestehendes entgegentritt. Ezechiel aber beseitigte auf diesem Wege zugleich noch eine andere Schwierigkeit, die er bei seiner strengen Auffassung von der Reinheit und Heiligkeit der Gott geweihten Räume und Geräthe als eine äußerst drückende empfunden haben muß. Wie sich aus 44, 6 fg. ergibt, trug man bis in die letzte Zeit vor dem Exil kein Bedenken, für den niederen Dienst am und sogar im Tempel unbeschnittene Leute, also Heiden (wahrscheinlich Kriegsgefangene und Nachkommen solcher) zu verwenden. Dies erscheint Ezechiel als ein Greuel, der im neuen Tempel schlechterdings nicht mehr geduldet werden dürfe. Als Ersatz nun für jene Unbeschnittenen sollten jetzt eben die des Priesterrechts beraubten einstigen Höhenpriester eintreten.

Es fehlt nicht an Spuren, daß die tief eingreifende Neuerung, welche Ezechiel damit — weit über das Deuteronomium hinausgehend — anbahnte, in den betheiligten Kreisen auf starken Widerstand stieß; es wird davon weiter unten noch die Rede sein. Nichtsdestoweniger stehen wir vor der Thatsache, daß der Gedanke, den Ezechiel gleichsam erst hinwirft zu künftiger Beachtung, im Priestercodex seine allseitige Ausbildung gefunden hat und in Gestalt eines complicirten Systems in Praxis umgesetzt ist. Freilich von dem mißlichen Beigeschmack, den die Stellung der Leviten bei Ezechiel hat, wenn er ihren Dienst als eine schwere, aber wohlverdiente Strafe hinstellt, ist jetzt nichts mehr zu verspüren, und es konnte dies nicht anders sein, da auch der niedere Tempeldienst auf die Dauer nicht von solchen ausgeübt werden konnte, die solchen Dienst als eine tiefe Schmach und somit als eine schwere Last empfanden. Aber davon kann jetzt keine Rede mehr sein. Die Aussonderung der Leviten und die Regelung ihres Verhältnisses zu den Priestern beruht auf einer göttlichen Ordnung, die von allem Anfang an festgestellt war. Und wenn ihr Dienst auch kein eigentliches Priesterthum ist, wie es allein den «Söhnen Aaron's», d. h. natürlich den Sadoqiten zu Jerusalem, zusteht, so ist es doch immer noch ein Dienst am Heiligthum und als solcher ein Ehrenamt, welches den Inhaber um ein Ziemliches über die profane Menge emporhebt.

Die Aussagen des Priestercodex über das Wesen und die Functionen des Levitenthums bilden ein so wohldurchdachtes und fast durchweg auch einheitliches System, daß sich trotz der anfänglich verwirrenden Menge von Detailbestimmungen unschwer ein klarer Einblick gewinnen läßt.

Vor allem gilt es hier, einen naheliegenden Irrthum zu corrigiren. Nach der landläufigen Ansicht wären die Leviten des Priestercodex gleichsam Priester zweiten Ranges, die breite Basis der hierarchischen Pyramide, die zuletzt in den Hohenpriester als Spitze ausläuft. Diese Ansicht wird noch besonders begünstigt durch den Umstand, daß ja beide, Priester wie Leviten, dem gleichen Stamme angehören, der eben wegen ihrer Bestimmung zum Priesterdienst keinen eigenen Landbesitz erhalten hat. Was scheint da natürlicher, als daß Levi in seiner Gesammtheit als

[9]) Ganz unerhört ist die Reihenfolge: Fürsten, Leviten, Priester Neh. 10, 1; doch unterzeichnen dann V. 10 die Leviten nach den Priestern.

der priesterliche Ausschuß aus dem Volk, die Söhne Aaron's wieder als der engere Ausschuß aus den Leviten zu betrachten sind. Aber das ist ganz und gar nicht die Meinung des Priestercodex, wie sich schon aus dem äußerlichen Umstande ergibt, daß Aaron und seine Söhne längst (2 Mos. 28[1]) zu Priestern bestimmt und längst auch (3 Mos. 8 fg.) zu solchen geweiht und durch feierliche Opfer eingeführt sind, ehe 4 Mos. 3, 5 fg. endlich auch die Bestellung der Leviten zu ihrem Dienste erfolgt. Gleich hier wird aber auch mit größter Deutlichkeit ausgesprochen, welchen Charakter eigentlich das Amt der Leviten trägt. Sie sind nach V. 9 (vgl. auch 4 Mos. 8, 16 fg. und 18, 6) eine Gabe des Volkes an Aaron und seine Söhne, d. h. also an die alleinberechtigten Priester, zur Bedienung derselben. Eigentlich wäre jeder Erstgeborene in Israel verpflichtet, die niederen Dienste am Heiligthum zur Unterstützung der Priester zu verrichten. Denn die Erstgeborenen von Menschen und Vieh sind nach uralter Bestimmung (vgl. 2 Mos. 13 u. a.) Gott geweiht, daher die Erstgeburten des Viehes zu opfern, die der Menschen aber mit Geld loszukaufen sind. Dieser Loskauf würde sie jedoch, da sie einmal Gott zugehören, nicht von dem Dienst am Heiligthum befreien. Andererseits aber ist es praktisch unausführbar, daß die Erstgeborenen Israels diesen Dienst übernehmen. Theils hindert sie daran die Entfernung der meisten vom Heiligthum, welche ein Ausscheiden aus ihren Familien nöthig machen würde, theils die Unreinheit, die ihnen von ihrem weltlichen Berufe her anhaftet oder doch (sogar unwissentlich, z. B. durch die Berührung von Todtengebeinen) anhaften könnte. Der Dienst in der Nähe des heiligen Gottes duldet aber nur solche, die mit peinlicher Sorgfalt den mannichfaltigen Reinigkeitsgesetzen nachleben. Da trifft nun Gott den Ausweg, daß er die Männer eines ganzes Stammes zur Bedienung der Priester bestellt und ihnen damit einen beständigen Beruf anweist, dessen Anforderungen sie, weil durch andere Pflichten nicht gehindert, allseitig erfüllen können. Daß aber ursprünglich jeder einzelne Levit als Ersatzmann für einen einzelnen Erstgeborenen in Israel gedacht ist, ergibt sich aus dem 4 Mos. 3, 14 fg. Berichteten. Auf Geheiß Gottes zählte Mose die Leviten[10]) und findet (V. 39) 22,000 im Alter von einem Monat und darüber. Die Zahl aller Erstgeborenen aber betrug nach V. 43: 22,273; somit hatten 273 feinen Leviten als Ersatzmann. Daher wird V. 46 fg. bestimmt, daß diese Ueberzähligen mit je fünf Sekel pro Kopf zu lösen, die so erzielten 1365 Sekel aber Aaron und seinen Söhnen einzuhändigen sind. Die Zahl der wirklich dienstthuenden Leviten wird übrigens 4 Mos. 4, 48 auf nur 8580 berechnet.

Der Gedanke, daß die Leviten eigentlich eine Gabe des Volkes an Gott, mittelbar an die Priester sind, findet einen deutlichen Ausdruck auch in den Bestimmungen über die Einsetzung der Leviten in ihr Amt, 4 Mos. 8, 5 fg. Die betreffenden Ceremonien heißen nicht, wie bei den Priestern, ein Weihen, sondern nur ein Reinigen; dasselbe besteht in der Besprengung mit Sühnwasser, dem Bescheren des ganzen Leibes und dem Waschen der Kleider. Die Hauptsache aber ist, daß Aaron nach V. 11 die Leviten vor Jahve «weben» soll. Dieses «Weben» oder Hinundherschwingen auf der Hand geschah sonst mit solchen Theilen des Opfers, die eigentlich Jahve gehörten (daher man sich anschicken mußte, sie ins Opferfeuer zu werfen; dies der ursprüngliche Sinn des «Webens»), die man aber in Wahrheit zurücknahm, um sie an Stelle Gottes den Priestern zu übergeben. Wenn somit Aaron die Leviten (wol durch Hin- und Herführen) «webt», so werden sie damit als eine Opfergabe des Volkes an Gott hingestellt, die dieser wiederum an die Priester abtritt.

Ein weiterer Beweis dafür, daß die Leviten ihren Dienst in Stellvertretung des Volkes thun, liegt in der Verpflichtung des letztern, durch Abgabe des Zehnten an die Leviten für den Unterhalt derselben zu sorgen (4 Mos. 18, 21). Das ist ihr Lohn für den Dienst, den sie am Heiligthum thun (V. 31) und durch welchen sie verhüten, daß die Israeliten, wenn sie in ihrer Unreinheit selbst den Dienst thun müßten, die Nähe Gottes als eine tödliche zu erfahren betämen (dies der Sinn von V. 22).

Was das Alter der Leviten beim Antritt ihres Dienstes betrifft, so wird 4 Mos. 4, 3. 30 fg. das 30. Jahr, 4 Mos. 8, 24 dagegen das 25. Jahr genannt. Diese Differenz kann nicht dadurch beseitigt werden, daß man bestimmte Functionen mit dem 25. Jahr, andere erst mit dem 30. übernommen denkt, sondern sie weist auf die Thatsache verschiedener Schichten innerhalb des Priestercodex hin. Eine dritte Ansicht (und vielleicht auch Praxis) verräth der Chronist, wenn er unter David (1 Chron. 23, 24. 26), sowie unter Hiskia (2 Chron. 31, 17) und Serubabel (Esra 3, 8) das Dienstalter der Leviten schon mit dem 20. Jahre beginnen läßt. Als Endpunkt der Dienstzeit wird überall (4 Mos. 4, 3 fg.; 8, 25) das 50. Jahr genannt, nur daß sie nach 8, 26 auch dann noch ihren jüngeren Genossen bei der Bewachung des Heiligthums helfen sollen.

Der Dienst der Leviten besteht, wie schon erwähnt, in der Unterstützung der Priester (vgl. 4 Mos. 18, 2: sie sollen sich den Priestern «zugesellen» — hebr. jillâvû, mit Anspielung an den Namen Levi — und ihnen dienen) durch alle die niederen Verrichtungen in der Peripherie des Heiligen, welche für die Ausübung des eigentlichen Cultus vonnöthen sind. Sie haben während des Wüstenzugs das heilige Zelt (die sogenannte «Stiftshütte») abzubrechen und wieder aufzuschlagen, die Bundeslade und die heiligen Geräthe zu tragen (aber erst, nachdem dieselben von den Priestern auf das sorgfältigste zugedeckt und verhüllt sind; den Leviten würde die unmittelbare Berührung der heiligen Geräthe oder ein noch so kurzes Betreten des Heiligthums tödlich sein, 4 Mos. 4, 15. 20[11]).

10) Obschon in der somit etwas älteren Stelle 1, 48 ihre Zählung ausdrücklich verboten war; vgl. auch 2, 33.

11) Andererseits bilden die Leviten eine Art Schutzmauer für das gewöhnliche Volk, indem sie an den Lagerstätten während

ferner die für den Opferdienst nöthigen Geräthe, sowie den Brandopferaltar zu reinigen, die Schaubrote zu backen u. s. w. (vgl. 1, 50 fg.; 3, 25. 31, wo die Berührung der heiligen Geräthe minder streng ausgeschlossen zu sein scheint, und 1 Chron. 9, 26 fg.). Dabei werden 4 Mos. 4, 15 fg. so detaillirte Bestimmungen getroffen, daß den einzelnen Geschlechtern der Leviten jedesmal bestimmte Bestandtheile des heiligen Zeltes zum Transport zugewiesen werden. In der Chronik sind die Verrichtungen der Leviten noch weit mannichfaltiger. Dies erklärt sich daraus, daß zur Zeit des Chronisten ganze Gruppen von Tempeldienern zu den Leviten zählten, die nach der ursprünglichen Ansicht nicht zu denselben gehörten (s. unten). Selten wird dagegen den Leviten eine so rein geistige Function, wie die Belehrung des Volkes, zugeschrieben; vgl. jedoch Neh. 8, 7 fg. (wo es sich freilich in der Hauptsache um die Wiederholung des Vorgelesenen handeln wird), und 2 Chron. 17, 7 fg. — Neh. 9, 4 fg. fordern die Leviten zum Gebet auf; das Gebet selbst aber spricht Esra (vor V. 6 ist: «Da sprach Esra» ausgefallen; vgl. die LXX). Ganz außer Betracht fallen solche Angaben der Chronik, wie I, 23, 4, wo unter den 38,000 Leviten David's auch 6000 Amtleute und Richter sind.

Die allgemeine Bestimmung, daß den Leviten alle Zehnten in Israel zugehören (4 Mos. 18, 21 fg.), nur daß sie davon wieder den Zehnten an die Priester abzugeben haben (V. 26 fg.), wird 3 Mos. 27, 30 fg. näher dahin erläutert, daß es sich um den Zehnten von allen Acker- und Baumfrüchten, aber auch um den Zehnten von allen Rindern und Schafen handelt. Uebrigens ist zu bemerken, daß in der späteren Praxis der Zehnte nicht den Leviten, sondern den Priestern zufiel (vgl. z. B. Hebr. 7, 5). Der Talmud erkennt diese Differenz an, erklärt sie aber daraus, daß Esra die Leviten, weil sie sich fast alle der Rückkehr aus dem Exil nach Jerusalem geweigert hatten, mit der Entziehung des Zehnten bestraft habe (vgl. dazu: Grätz, «Eine Strafmaßregel gegen die Leviten» in der «Monatsschr. für Gesch. und Wissensch. des Judenth.», 1886, S. 97 fg.).

Diese Behauptung ist jedoch offenbar ersonnen, um eine auffällige Abweichung vom Priestercodex durch eine möglichst unanfechtbare Autorität zu decken. Denn Neh. 10, 38 fg. wird unter den Punkten, auf welche sich die zurückgekehrte Gemeinde (um 444 v. Chr., also circa 14 Jahre nach der Rückkehr Esra's) urkundlich verpflichtet, auch die Abgabe des Zehnten an die Leviten mit aufgeführt (nur daß dort noch die Assistenz eines Priesters bei der Erhebung des Zehnten durch die Leviten verfügt wird) und nach 13, 10 fg. erregte es den Zorn Nehemia's bei seiner zweiten Anwesenheit, daß man die Leviten verkürzt und so zum Verlassen des Dienstes gezwungen hatte.

Wenn 4 Mos. 18, 24 (vgl. Jos. 14, 3 fg.; 18, 7) von den Leviten (wie V. 20 von den Priestern) gesagt wird, daß sie kein Erbgut unter den Kindern Israel besitzen sollen, so steht dies in Einklang mit den oft wiederholten Aussprüchen des Deuteronomikers (10, 9; 12, 12; 14, 27; 18, 1 fg.) und des sogenannten Deuteronomisten (Jos. 13, 14. 33), die Leviten hätten kein Theil und Erbe unter Israel erhalten, vielmehr sei Gott selbst (d. h. die ihm gebrachten Gaben) ihr Antheil. Auch diesen Grundsatz finden wir jedoch in einigen der spätesten Kapitel des sogenannten Priestercodex zu Gunsten der Leviten aufgegeben. 4 Mos. 35, 2 fg. wird geboten, daß man den Leviten Städte zu geben habe, damit sie dort wohnen können, und zwar mit einem ziemlich ansehnlichen Bezirk ringsum, damit sie dort ihre Rinder und ihre Habe sammt allerlei Thieren haben könnten. Vers 7 wird die Zahl dieser Städte, die sich auf die einzelnen Stämme nach Verhältniß ihrer Größe vertheilen soll, auf 48 bestimmt. Die Ausführung dieser Verfügung wird Jos. 21 (vgl. 1 Chr. 6, 39 fg., auch 13, 2; 2 Chr. 11, 14; 31, 19) berichtet, nur daß hier genauer 13 Städte den Priestern (im Stamm Juda, Simeon und Benjamin, also in möglichster Nähe bei dem Tempel!), 35 den Leviten zugewiesen werden. Daß es sich bei diesem ganzen Bericht (wie bei der damit zusammenhängenden Bestimmung 3 Mos. 25, 32 fg.) nur um die mechanische Durchführung einer starren Theorie handelt, ergibt sich einmal daraus, daß in Widerspruch mit 4 Mos. 35, 8 aus jedem der 12 Stämme je 4 Städte ausgeschieden werden (nur Naphtali stellt blos drei, weil Juda und Simeon zusammen neun gestellt hatten), andererseits daraus, daß zur Zeit der Aufzeichnung von Jos. 21 nur noch eine kleine Zahl der hier aufgeführten Städte in den Händen der Juden war. Daß nach Neh. 12, 27 Leviten auch außerhalb Jerusalems wohnten und nach Neh. 13, 10 auch Felder besaßen, ist natürlich kein historischer Beweis für den Gesammtinhalt von Josua 21.

Wenn es in Anbetracht der Bestimmtheit, mit welcher der Priestercodex die Stellung der Leviten auf Grund der Gottesoffenbarung am Sinai regelt, scheinen könnte, als ob dem gegenüber jeder Widerspruch von vornherein habe verstummen müssen, so werden wir doch durch gewisse Spuren, ja sogar durch bestimmte Zeugnisse der Ueberlieferung eines andern belehrt. Es wäre auch zu seltsam, wenn die einstigen Höhenpriester, die nun zu der niedern Leviten-rolle verurtheilt waren, gar keinen Versuch gemacht hätten, wenigstens so viel an Rechten zu retten, als das Deuteronomium ihnen gelassen hatte. Daß es an energischen Versuchen dieser Art nicht gefehlt hat, lehrt die Umbildung der alten Erzählung von dem Aufruhr gegen Mose, welche jetzt in engster Verbindung mit dem älteren Bericht in 4 Mos. 16 eingeflochten ist. Ursprünglich handelt es sich dort (vgl. V. 2. 12 fg. 25 fg.) um einen politischen Aufruhr der Rubeniten, welche die Führerschaft Moses nicht anerkennen wollen. Der priesterliche Erzähler aber stellt (V. 5—11. 16—24. 35) einen Aufruhr des Leviten Korach und seiner Rotte dar. Nicht zufrieden mit dem Levitendienst, wollen sie sich Priesterrechte anmaßen und schicken sich schon an, Räucherwerk vor Gott zu

---

des Wüstenzugs sich rings um das Heiligthum lagern und (als levitisch reine) verbieten, daß nicht der Zorn Gottes gegen die Unreinen, die ihm zu nahe kommen, entbrenne (4 Mos. 1, 53; vgl. 4 Mos. 8, 19, wo zu übersetzen ist: . . . damit sie den Dienst für die Kinder Israels am Offenbarungszelt thäten und eine Deckung bewirkten für die Kinder Israel, damit nicht eine Plage über sie käme u. s. w.).

bringen, aber nur zu ihrem Verderben: Feuer geht aus von Jahve und frißt die widerrechtlich Opfernden.[12])

Wir wissen nicht, ob diese Erzählung an irgend ein bestimmtes Factum anspielt, und ebenso wenig auf welchem Wege der Widerspruch der «Leviten» schließlich zum Schweigen gebracht wurde; es ist ja natürlich, daß man in Priesterkreisen derartigen Zwiespalt möglichst bald in Vergessenheit gerathen ließ, um die Befestigung des neuen Verhältnisses in keiner Weise zu stören. Daß aber Verstimmung und Widerwille noch lange Zeit in den Kreisen der zu Leviten Degradirten fortdauerte, das lehrt nur zu deutlich die Urkunde Esra 2, 3 fg. (parallel mit Neh. 7, 39 fg.), welche über die Anzahl der heimgekehrten Priester und Leviten berichtet.[13])

Danach kehrten mit Serubabel und dem Hohenpriester Josua (538 v. Chr.) zurück: 4289 Priester (natürlich mit Einrechnung der Kinder), aber nur 74 Leviten, nebst 128 (bei Neh. 148) Sängern, 139 (bei Neh. 138) Thürhütern und 392 Tempelsklaven (nethinim). Das Mißverhältniß ist so auffällig, daß man auf den Gedanken kommen könnte, unter jenen 4289 sei eine erhebliche Anzahl einstiger Landpriester inbegriffen, die man als begütert oder wegen ihres sonstigen Ansehens, vielleicht auch wegen ihrer Verwandtschaft mit jerusalemer Familien als ebenbürtig gelten ließ. Immerhin ist auch dann noch die Zahl von 74 Leviten höchst auffällig und erklärt sich nur daraus, daß die Mehrzahl der einstigen Landpriester das Verbleiben im Exil und die Betreibung irgend eines einträglicheren Gewerbes einem dürftigen Leben in Jerusalem vorzog. Diese Vermuthung wird in hohem Grade bestätigt durch die Erfahrungen, welche Esra achtzig Jahre später (458 v. Chr.) bei der Rückführung eines zweiten Zuges von Exulanten machen mußte. Als er seine Schar unterwegs musterte, ergab sich (Esra 8, 15), daß unter den 1496 Männern (und Knaben) kein einziger Levit war. Esra muß die Schwierigkeit, die Leviten zum Anschluß an die Heimkehrenden zu bewegen, gar wohl gekannt haben: er sendet eine Deputation von elf angesehenen Männern an eins der Levitenhäupter zu Kasphia in Babylonien, erreicht aber doch nicht mehr, als daß sich nachträglich noch 38 Leviten und 220 Tempelsklaven dem Zuge anschließen.

Wenn trotz alledem die Zahl der Leviten in den letzten Jahrhunderten vor Chr. eine große und für den Dienst völlig ausreichende gewesen ist, so erklärt sich dies namentlich aus einem Umstand, den die Vergleichung der Urkunden in Esra und Nehemia mit den Aussagen der Chronik ergibt. Esra 2, 41 fg. und überall sonst in den Büchern Esra und Nehemia, wo nicht etwa die Hand des Chronisten eingegriffen hat (vgl. Esra 2, 70; 7, 7. 24; 10, 23 fg.; Neh. 7, 1; 10, 29; 11, 15 fg., wo 284 Leviten und 172 Thorhüter in Jerusalem gezählt werden; 13, 5. 10), werden die Sänger («die Söhne Asaph's») und die Thorhüter noch streng von den eigentlichen Leviten geschieden. Dagegen werden 1 Chron. 23, 2 fg., Kap. 25 und 26 in der Cultusordnung, welche dort König David zugeschrieben wird, sowie 2 Chron. 31, 2 und 14 die Sänger (resp. Musikanten), sowie die Thorhüter ohne weiteres den Leviten zugezählt. Dem entspricht, daß bereits 1 Chron. 6 in den ausführlichen Stammbäumen der Levitengeschlechter auch Heman und Asaph, die Sänger, in lückenloser Reihe bis auf Levi, den Sohn des Patriarchen Jakob, zurückgeführt werden. Es läßt sich hier bei der allmählichen Fixirung des Levitenthums ein Proceß verfolgen, den wir in ähnlicher Weise schon bei der Fixirung des Leviten-priesterthums in den letzten Jahrhunderten vor dem Exil zu bemerken hatten. Wie sich dort auch Angehörige anderer Stämme an die altangesehenen Familien angeschlossen und so die Geltung als echte «Priester aus Levi» erlangt hatten, so erweiterte sich nach dem Exil allmählich auch der Kreis der eigentlichen Leviten im Sinne Ezechiel's, d. h. der einstigen Höhenpriester und ihrer Nachkommen, durch die Aufnahme von Angehörigen anderer Geschlechter, sowie durch die Erhebung der Sänger und Thorhüter zu dem Rang eigentlicher Leviten. Und wenn bei den Priestern, wie Neh. 7, 64 zeigt, die Prüfung der Ansprüche auf das Priesterthum nicht leicht genommen wurde, so mochte man gegenüber den Leviten, wenigstens in der ersten Zeit nach dem Exil, wo man ihrer nach dem Obigen dringend bedurfte, weit weniger Umstände machen. Im Verlauf der Zeit wurde dann in den Priester- wie in den Levitenkreisen dafür gesorgt, daß eine jede Familie einen lückenlosen Stammbaum bis zurück auf den Urahn Levi aufzuweisen hatte. Nicht als ob diese Stammbäume (vgl. namentlich 1 Chr. 6) in allen ihren Bestandtheilen erfunden wären. Vielmehr gibt der Schluß derselben jedesmal einen wirklichen Thatbestand wieder, wie er zur Zeit der Entstehung dieser Stammbäume vorlag (vgl. dazu besonders Neh. 7, 64; 12, 22 fg. und 1 Chr. 9, 14 fg.).[14]) Mit andern Worten: als 1 Chr. 6 ausgearbeitet wurde, gab es Levitengeschlechter, die sich Söhne Gerson's oder Kehat's oder Merari's (der drei Söhne Levi's — sicher sehr alte Geschlechternamen) nannten, sowie Sängerfamilien, die sich Söhne Asaph's oder Korach's nannten. Und so mögen auch verschiedene andere Namen in diesen Stammbäumen insofern geschichtlich sein, als sie in den Bezeichnungen der kleineren und kleinsten Familiengruppen fortlebten. Selbst das kann zugestanden werden, daß diese oder jene Namenreihe am Schluß einzelner Stammbäume wirklich eine Reihe von Descendenten darstellt: aber die Verknüpfung aller dieser Namen zu einer lückenlosen Reihe, die jedesmal bis zu einem der unmittelbaren Descendenten Levi's hinaufreicht, kann nur für ein ge-

12) Davon verschieden ist eine andere Schicht in Kap. 16, welche das Vorrecht des ganzen Stammes Levi von den andern Stämmen bestreiten läßt; dieser Widerspruch wird dann Kap. 17, 16 fg. durch das Blühen des Stabes Levi-Aaron zum Schweigen gebracht.

13) Vgl. hiezu: R. Smend, «Die Listen der Bücher Esra und Nehemia» (Basel 1881, Pregr. der Universität), wo verschiedene der hierher gehörigen Fragen erörtert werden.

14) Für das Vorhandensein von Genealogien oder doch Bürgerlisten in der Königszeit spricht die öfter vorkommende Wendung vom «Buch des Lebens»; vgl. 2 Mos. 32, 32; Jes. 4, 3; Ezech. 13, 9; Ps. 69, 29.

nealogisches Spiel erklärt werden. Dies geht unwiderleglich daraus hervor, daß sich die Hereinziehung in die Genealogie der Leviten auch auf Personen erstreckt, die nach der wirklichen Ueberlieferung, wie sie in den älteren Schichten der Geschichtsbücher vorliegt, dem Stamm Levi überhaupt nicht angehörten. Dies gilt namentlich von Samuel, dessen Vater nach 1 Sam. 1, 1 ein Ephraimit war; damit wird aber der ganze Stammbaum 1 Chron. 6, 33 fg. hinfällig. Dabei mag übrigens gern eingeräumt sein, erstlich daß der Chronist mannichfaltiges Material zu seinen Genealogien schon in den älteren Quellen, wie namentlich auch dem Priestercodex (1 Mos. 46, 11; 2 Mos. 6, 17 fg.; 4 Mos. 3, 17 fg.; 26, 57 fg.) vorfand, und zweitens daß die Verarbeitung und Ergänzung dieses Materials zu einem vollständigen Stammbaum in jenen Zeiten durchaus nicht als eine «Fiction» in unserm Sinne oder gar als ein Betrug empfunden wurde.

Das vielfache Detail, welches der Chronist (I, 12, 26; 15, 2 fg.; 16, 4 fg.; 23, 2 fg.; 24, 20 fg.; 26, 1 fg.; II, 5, 12 fg.; 7, 6; 8, 14; 11, 13 fg.; 17, 7 fg.; 19, 8. 11; 20, 14, wo ein Levit eine Art Prophetenrolle spielt; 20, 19; 23, 2 fg. 18; 24, 5 fg.; 29, 4—31, 19; 34, 9 fg.; 35, 3 fg.) bei verschiedenen Gelegenheiten über die Bedeutung, die Thaten, die Gliederung u. s. w. der Leviten mitzutheilen weiß [15]), hat höchstens in den Punkten ein Interesse, bei denen sich möglicherweise die Praxis seines eigenen Zeitalters (um das Ende des 4. Jahrh. v. Chr.) widerspiegelt. Seitdem aber blieb das Verhältniß der Leviten zu den Priestern und ihre Stellung am Tempel wesentlich unverändert bis zum Aufhören des Cultus infolge der Zerstörung des Tempels (70 n. Chr.). Im Neuen Testament werden Priester und Leviten nebeneinander Luk. 10, 31 fg. und Joh. 1, 19 genannt; Apostelgesch. 4, 36 heißt Barnabas ein Levit, aus Cypern gebürtig. Aus letzterer Stelle ergibt sich, daß sich Leviten (wahrscheinlich, weil sie bei der zunehmenden Vermehrung des Stammes nicht alle beim Tempeldienst Verwendung finden konnten) allmählich auch außerhalb Palästinas inmitten der jüdischen Diaspora angesiedelt hatten. Außerdem wird uns nur noch überliefert, daß die levitischen Sänger (die ganz im Widerspruch mit ihrer einstigen niedern Stellung gegenüber den eigentlichen Leviten allmählich die andern Abtheilungen überflügelt zu haben scheinen) von Agrippa II. (50—100 n. Chr.) das Recht erhielten, linnene Gewänder zu tragen [16]), was bis dahin ein Vorrecht der Priester war; vgl. Josephus, «Antiquitt.» 20,9,6, der in dieser Erlaubniß einen schweren Frevel gegen das Gesetz erblickt, für welchen der jüdische Krieg die verdiente Strafe gewesen sei. Derselbe Josephus berichtet auch, daß die (nach der Chronik I. 24, 7 fg.) von David eingesetzten 24 Levitenabtheilungen mit je achttägigem Dienst bis in die letzte Zeit des zweiten Tempels bestanden hätten.

Noch heute wird in jüdischen Kreisen directe Abstammung einzelner Familien vom Stamme Levi in Anspruch genommen. Dabei kann allerdings nicht schon der Name Levi als Beweis dienen; wie Evangelium Lukas 3, 24 und 29 zeigt (vgl. auch Mark. 2, 14 und Luk. 5, 27 den «Zöllner» Levi), war dieser Name auch bei Angehörigen anderer Stämme nicht unerhört. Eher könnte (nach Delitzsch) der Name Halevy (d. i. «der Levit») auch da, wo er Familienname geworden ist, als Erweis der Abstammung von Levi betrachtet werden.

Die Literatur über «Levi, Leviten» zerfällt je nach dem literar-kritischen Standpunkte der Verfasser in zwei verschiedene Abtheilungen: in solche Arbeiten, welche den Aussagen der priesterlichen Gesetzgebung (oder gar denen der Chronik) einen geschichtlichen Werth bereits für die ältesten Zeiten der Religion Israels zuschreiben und sich demzufolge damit abquälen, die von diesem Standpunkt unbegreiflichen Aussagen der älteren Geschichtsbücher und des Deuteronomiums dennoch begreiflich zu machen, und in solche, welche durch die Ansetzung des Priestergesetzes nach Ezechiel ein völlig klares Bild von dem wirklichen Verlauf der Geschichte erhalten. Zu ersterer Klasse gehören von neueren Arbeiten: J. J. Stähelin, «Versuch einer Geschichte der Verhältnisse des Stammes Levi», in «Zeitschr. der Deutschen morgenländ. Gesellschaft» (Bd. 9, S. 704 fg.; 1855); Oehler, Artikel: «Levi, Levitenstädte», in Herzog's «Real-Encyklopädie», Bd. 8 (1857; in der 2. Aufl. von 1881 mit einem Nachtrag von C. von Orelli, welcher über den neueren kritischen Standpunkt berichtet); H. Ewald, «Alterthümer des Volkes Israel» (3. Aufl., S. 345 fg., 1866); A. Köhler, «Lehrbuch der Bibl. Geschichte des A. Test.» (1. Hälfte, S. 375 fg.; Erlangen 1875); S. J. Curtiß, «The levitical priests» (Edinburg und Leipzig 1877); derselbe, «De Aaronitici sacerdotii atque thorae elohisticae origine» (Leipzig 1878; eine verbesserte Bearbeitung des vorigen); Fz. Delitzsch, Artikel: «Levi» und «Leviten» in Riehm's «Handwörterbuch des Biblischen Alterthums».

Den andern Standpunkt vertreten (abgesehen von einigen bereits früher citirten Schriften): Vatke, «Die Religion des A. Test.» (S. 272 und 343 fg.; Berlin 1835); Graf, «Der Stamm Levi», in Merx' «Archiv», I, 68 fg. und 208 fg., sowie Art. «Levi, Leviten» in Schenkel's «Bibel-Lexikon» (Bd. 4); Kuenen, «De godsdienst van Israël» (Harlem 1869—70), I, 387 fg., 405 fg., 434 fg.; II, 104 fg., sowie in der Leidener «Theolog. Tijdschrift», III (1869), 469 fg. («Zadoq und die Zadokiten»); VI, 628 fg. («Der Stamm Levi», Besprechung eines Aufsatzes von Land in «De Gids», 1871, IV) und XII, 139 fg. («Der Aufstand Korah's, Dathan's und Abiram's»); J. Wellhausen, «Prolegomena zur Geschichte Israels» (3. Ausg., S. 121, Berlin 1886; die scharfsinnigste und eingehendste Durchführung der von Vatke u. s. w. angebahnten neuen Auffassung); Stade, «Geschichte Israels» (I, 152 fg.). *(E. Kautzsch.)*

15) Längst ist bemerkt worden, daß der Chronist mit ganz besonderer Vorliebe von dem Theile der Leviten berichtet, der mit der Tempelmusik betraut war. Höchst wahrscheinlich hat er selbst dieser Abtheilung angehört. 16) Vielleicht unter Berufung auf 2 Chr. 5, 12, wonach die levitischen Musiker und Sänger schon zu Salomo's Zeit Byssusgewänder getragen hätten; 1 Chr. 15, 27 wird dasselbe bei Gelegenheit der Einholung der Bundeslade von allen Leviten behauptet.

LEVI BEN ABRAHAM BEN CHAJJIM

gehört zu den jüdischen Gelehrten des Mittelalters, welche zu ihrer Zeit eine für die Religionsgeschichte der Juden zu beachtende Rolle gespielt haben, dann durch Jahrhunderte vergessen waren, in neuester Zeit gewissermaßen wieder aufgegraben wurden [1]. Ueber seine Lebensverhältnisse ist wenig bekannt. Aus einer Gelehrtenfamilie in Narbonne stammend [2], geboren in Villefranche de Conflent (unweit Perpignan), wahrscheinlich um 1240—50, war er 1275 als Schriftsteller in Montpellier thätig, 1303 in Perpignan, 1315 in Arles und starb wol nicht lange darauf. Als Verfechter der freisinnigen Partei im damaligen Kampfe um das Studium der profanen Wissenschaften [3] ist er sicher mancher Unbill ausgesetzt gewesen und scheint im ganzen wenig Lebensfreudigkeit genossen zu haben.

Die erste Hälfte des 13. Jahrh. hatte einen großen Theil der arabischen wissenschaftlichen Quellen durch hebräische Uebersetzungen zugänglich gemacht; in der zweiten begann man das ganze Wissensgebiet encyklopädisch zu bearbeiten; Jehuda ben Salomo Kohen, Schemtob Palquera, Gerson ben Salomo führten ihre Leser bis an das Ziel des Forschens, ohne sie in die «Geheimnisse» der Bibel einzuweihen, die in einer Hineinbeutung griechisch-arabischer Theoreme bestanden. Levi widmet diesem Zweck alles Wissens viel mehr Aufmerksamkeit und erregte daher größern Anstoß. Da nur kleine Proben seiner Hauptschrift vorliegen, so ist ein Endurtheil noch voreilig; doch dürfen wir in seinen Compilationen nicht neue Grundgedanken erwarten, vielleicht überhaupt nicht viel Originelles, aber ein Gesammtbild der Ansichten eines Rationalisten damaligen Schlages. Er wagt es auch, die jüdischen Casuisten auf die bessere Richtung christlicher Rechtslehrer hinzuweisen (ha-Chaluz II, 21).

Levi hat vielleicht anfänglich mehrere kleinere Monographien verfaßt, dieselben später, mit den nöthigen Aenderungen, einem Gesammtwerk einverleibt, sodaß wir in den zwei handschriftlich erhaltenen Werken den Abschluß seiner literarischen Thätigkeit suchen dürfen, oder er hat Theile der Encyklopädie selbständig ausgearbeitet:

1) ברי חכשי והלחשים (Jes. 3, 20), enthaltend 1846 Verszeilen über die verschiedenen Wissenschaften in 10 Kapiteln mit einigen erklärenden Noten und einer Vorrede in Reimprosa, verfaßt 1276, wahrscheinlich in Montpellier [4]; 284 Verse des 8. Kapitels sind der Astronomie und Astrologie gewidmet. Levi huldigt der Ansicht, daß die Wissenschaft der Griechen und Araber von einer (geheimen) der alten Hebräer herrühre; diese alte Fiction [5] gab der erwähnten Bibeldeutung eine Berechtigung. Handschriften sind nicht selten, 6 in Paris, 2 in der Bodleiana (Neub. 1982—3), im Vatican (Urb. 43) [6], Petersburg, Firkowitz 643 [7], Parma (bei Perreau, Appendice p. 87 n. 1) und wol noch sonst.

Einen Commentar dazu verfaßte (um 1400) Salomo ben Menachem, genannt Prat (Comprat?) Maimon (wahrscheinlich in ms. Paris 981), dessen Schüler in ihren Commentaren zum Buch Kusari (1422) denselben anführen [8]. — Vor Beendigung dieser gereimten Encyklopädie begann Levi eine prosaische:

2) ליות חן (Prov. 1, 9 oder ספר הכולל «umfassendes Buch», d. h. Encyklopädie, in zwei Säulen «Jachin» und «Boas» [9]) zu je 5 und 1 Tractaten mit weiteren Unterabtheilungen, die vielleicht Umänderungen durch Redaction oder unvollständige Abschriften erlitten. Ein vollständiges Exemplar ist noch nicht aufgefunden, daher auch eine Inhaltsangabe der 6 Tractate nicht erledigt ist. Tractat 1 enthielt vielleicht Logik oder Arithmetik, 2 Geometrie (ms. Paris 1050 [3] [10]), 3 Astronomie und Astrologie, 4 vielleicht Physik, jedenfalls Psychologie mit der Lehre vom Intellect [11]), 5 Metaphysik (ms. Paris 1050 [2]), 6 (Theologie) Prophetie, Geheimnisse des Gesetzes, des Glaubens, Schöpfung. — Begreiflicherweise hat der letzte Tractat mehr Verbreitung gefunden, als die allgemeinen Theorien der I. Säule, worüber man sich anderweitig besser belehren konnte [12]); er findet

---

1) Quellen: Wolf, «Bibl. h.», n. 341; Zunz, «Zur Gesch.», S. 471, im Index S. 594 irrthümlich getrennt von S. 369; E. Carmoly, «Littbl. des Orients» 1840, I, 715; «Monatschr.» (herausg. von J. Frankel), IV, 123; «Athenaeum», 1850, Nr. 22 (mir nicht zugänglich), «France Israel.» Frankf. a. M. 1858, auch mit Titelbl. «Biographie des Isr. de France» (1868), p. 46 fg. (allerlei Erfindungen, und daraus als Thatsachen bei Grätz, «Gesch. d. Juden», VII, 254 mit unrichtigem Namen: «Levi ben Chajjim», im Index 519: Levi aus Villefranche; Dukes, «Littbl. des Orients» VII, 800, 808, 552, 568; A. Geiger in Scherr's «he-Chaluz» (1853), II, 18 fg., in «Ozar Nechmad», herausg. von Blumenthal, II, 95 (Referat über Carmoly); Sen. Sachs, «Kerem Chemed» (VIII, 198); Steinschneider, «Hebr. Bibliogr.», IX, 24, XII, 108, XIV, 101; Renbauer bei Renan, «Hist. Litt. de la France», v. 27 (auch n. d. T. «Les Rabbins Français», Paris 1877), p. 628 fg. und 746. — Leon Mosconi ms. Halberstam f. 153[b] nennt Levi in Perpignan. Mark. ben Nisan N. 3 (Littbl. des Orients, I, 715) nennt ihn irrthümlich Levi ben Abr. ha-Levi. 2) Abraham ben Chajjim ist auch angeführt in Leket kazer ms. München 95 f. 288[b]; verschieden ist Abr. ben Jehudah ibn Chajjim, Sec. de Reiß 945. 3) Im Art. «Jüdische Literatur», S. 396 nachzutragen; vgl. «Jewish Lit.», p. 92, 99, 173, 182, 185 (unrenan' 191.

4) Inhalt in «Rabbins», p. 634, «Bollettino Ital.», p. 87; vgl. «Hebr. Bibliogr.», XVII, 14 und S. VI. Proben im «Littbl. des Orients», XI, 553, 568; bei D. Kaufmann, «Die Sinne», S. 58. 5) «Jüd. Lit.», §. 5, Anm. 25; «Hebr. Bibliogr.», XV, 44; «Verzeichniß der hebr. Handschr. in Berlin», S. 114; «Monatsschr., 1883, S. 89, 239; 1884, S. 477. 6) Zuletzt חכמת פרדס auch in ms. Paris (979 oder 990), nach Wolf, IV, p. 891. 7) Geiger, «Zeitschr.», III, 445, n. 28, in Firkowitz's Katal. Manuscr. als Unicum! 8) «Hebr. Bibliogr.», XVI, 127; «Rabbins», p. 636, 746, «Verzeichn. Berliner Handschr.», S. 112 fg.; zu III, 5, 7, 11 f. 52, V, 18. 9) Diese Tempelsäulen (1 Kön. 7, 21) sind frühzeitig symbolisch gedeutet; in der Kabbala sind sie Namen der Sefirot נצח und הוד. Ein Anonymus aus Orange (1197—99) nennt so die Diätetik und Therapie «Kirchow», «Archiv für Path.», 40, S. 84, vgl. Bettmer's «Magazin», XII, 205). 10) «Zeitschr. für Mathematik u. s. w.», XII, 20, 44; in «Rabbins», p. 638 übersehen. Die Ethik ist wahrscheinlich durch die Einleitung zu 6 vertreten (vgl. «Rabb.», p. 640). 11) Münch. 58 f. 104[b], verweist in Bezug auf den Intellect auf den 2. Th. des 4. Tr., wonach «Rabbins», p. 639 zu ergänzen ist. 12) Näheres «Rabbins», p. 640 fg.

sich ganz oder theilweise in ms. Bodl. Michael 199, 361 (Neub. 2023, 1285), Parma, De Rossi 1346, Vatican 298[3], von Assemani irrthümlich dem Moses Tibbon beigelegt[13]; ein ms. besaß 1878 der Buchhändler Deinard. — Eine Umarbeitung vom J. 1215 in Arles entdeckte ich in ms. Vat. 192[14].

Von der I. Säule hat sich namentlich der 3. Tractat in 40 Kapiteln erhalten (ms. Paris 1047[13], Vat. 383, in Odessa[15]), auch Theile davon (z. B. Kapitel 14, 15 in ms. Mich. 199, bei Neub. 2023), insbesondere die fünf letzten Kapitel (36—40) in ms. Reggio 13 (Neubauer 2028 und Add.), und wol ebenso in ms. Wien 184 und Paris 1058[3] (angeblich 4 Kapitel von Abraham bar Chijja), und wiederum daraus das 40. Kapitel, welches der Verfasser selbst als eine besondere Abhandlung bezeichnet (ms. Paris 1311[3c])[16] und anonym ms. Vittor. Eman. in Rom 12[2], ein Kapitel daraus ms. Mantua (Catal. p. 27).

In diesen letzten Kapiteln excerpirt Levi die astrologischen Schriften des Abraham ibn Esra in so mechanischer Weise, daß die Bibliographen irre wur-

13) «Catal. Bodl.» 2009, 8, zu berichtigen nach «Rabbins», p. 646. — Levi citirt Aristoteles, «Verfasser der acht bekannten Bücher der Logik» (f. 59[b]), im Abschnitt לגד [der Metaphysik, 72[b]]; Euklid, f. 59[b] ist von den vier mathematischen Disciplinen die Rede, das Haupt der Arithmetik und Geometrie ist Euklid, dann folgt das Buch תכונת העגלות [Sphärica des Theodosius?] und das Buch des Menelaus (מנילאוש), «Hebr. Bibliogr.», XIV, 38). Ueber Optik (חכמת המבטאים) schrieben Euklid, «Talmai» der König (Ptolemäus); ibn Heitham (corrumpirt אבר אלהיתם) schrieb darüber acht Bücher. Galen im Commentar über die Heptaden (השבועיות f. 147[b]; f. Maimonides, «Vorrede zum Commentar über die Aphorismen, und Geiger's «Jüd. Zeitschr.», VIII, 121, Nr. 1) = מאלינוס (sie 85[b], Plato (32[b], 94[b]), Ptolemäus (s. oben, und f. 128 צורת הארץ, s. «Zeitschr. für Mathem.», XII, 86); Abu Nasr (al-Farabi, aus Maimonides, s. mein «Alfarabi», S. 253); Averroes (öfter, auch במאזני היעורים passim [Bataljus[5]] 17[b], vgl. «Verzeichniß der Handschr. in Berlin», S. 105, und anonym 84, Verfasser ist Gazzali); Avicenna, passim [Bataljus] עגלות דיעוניות (84), al-Fergani f. 127 (ms. אלפרגני); ibn Heitham (s. oben); Maimonides im Buch von der Heilung der Gifte, genannt המאמר הנכבד (104, arab. المقالة الفاضلة, s. meine deutsche Bearbeitung in Virchow's «Archiv für Path.», Bd. 57). — Von jüdischen Autoren ist noch hervorzuheben Josef ibn סביל (114, s. «Hebr. Bibl.» IX, 138). — Kapitel daraus am Rande von ms. Paris 1050 (Avicenna de Coelo), ebenso im ms. Bat. 386. Die antichristlichen Kapitel fehlen im ms. de Rossi (cf. «Rabbins», p. 641); eines habe ich edirt in Kobak's ישרון VIII, 12; dazu Berichtigungen von Osi. H. Schorr, החזרון XI, 93; vgl. mein «Polem. und apologet. Lit.», S. 337, 422. Der Artikel in Benjacob's «Thesaurus», S. 259, n. 137, wird im Supplementband vielfach berichtigt und ergänzt. 14) Bartolocci und Wolf, bei Assemani, Zunz, Benjacob, S. 354, n. 1818 als anonym, über מעשה מרכבה und מעשה בראשית a. 1295; s. «Hebr. Bibliogr.», IX, 24; XII, 108. — Besondere Bibelcommentare sind nicht bekannt, s. Geiger, «Ozar Nechmad», II, 97 und Catal. Paris 1066. 15) ס' הכרונה (Benjacob, S. 650, n. 568 wird im Supplement berichtigt) ist kein eigentlicher Titel. 16) Im Katalog falsch ש' האדבעים st. ש' האדבעים.

den[17]; die Messiasdaten sind wiederum aus Abraham bar Chijja's מגלת המגלה.

Levi's Schriften wurden im 14. Jahrh. studirt und benutzt, nicht immer mit Angabe der Quelle. Sie haben natürlich nur noch culturgeschichtlichen Werth.

(M. Steinschneider.)

LEVI BEN GERSON (oder Gerschom), auch Leon de Bagnols (Balneolis) und in neuerer Zeit Gersonides[1]), häufig mit der Abbreviatur רלב"ג «RaLBaG» angeführt, ist mit Rücksicht auf den Umfang seiner Studien, ganz besonders wegen der Schärfe seines Verstandes und der Unabhängigkeit und Kühnheit seiner Ansichten einer der allerersten jüdischen Gelehrten des Mittelalters.[2])

Levi lebte in Avignon und Orange[3]); Sacut's Nachricht, daß er ein Sohn des Gerson ben Salomo sei, ist unter diesem weitläufig besprochen; eine chronologische Schwierigkeit steht nicht entgegen, da Levi 1288 oder Ende 1287 geboren ist (s. unten Nr. 14).[4]) Sein Vater war jedenfalls ein Gelehrter.[5]) Levi starb 1344[6]); die aus seinen Schriften bekannten Daten beginnen mit 1317, namentlich 1319—1320, so daß seine schriftstellerische Thätigkeit ungefähr ein Vierteljahrhundert, die kleinere Hälfte seines Lebens ausfüllt, wahrscheinlich ohne große

17) Das Nähere darüber in meinen «Études sur Zarkali», Supplém. p. 121.

1) Vgl. den Art. Gersoniden. גרשוני habe ich erst bei David ben Jehuda Leon (um 1500) gefunden. — Abraham ben Salomo aus «Baniolas» 1391, in Cod. De Rossi 397. 2) Quellen: Wolf, «Bibl. Hebr.», n. 1348, vgl. n. 1343; «Aiulai» ed. Benjacob, I, 116; De Rossi, «Wörterb.», S. 114 und zu Cod. 47; Zunz, Additt. zu Delitzsch, Catal., p. 325 (fast nur Citate aus mss.); Geiger, «Melo Chofn.» S. 13, 22 (namentlich über Comm. zu Averroes 86); Pasinus zu Cod. 20; Carmoly in «Jfr. Annalen», I, 86, 312 («France Israël.», p. 80, citirt von Joel, ist nur eine gelegentliche Erwähnung); Munk, «Philosophie u. s. w.» deutsch von B. Beer, S. 32 und «Mélanges», p. 497; «Catal. Bodl.», p. 1607 und Add.; M. Joel, in «Monatsschr. für Wiss. und Gesch. der Juden», 1860, S. 223 (s. dazu «Hebr. Bibliogr.», 1860, S. 71); desselben «Levi ben Gerson als Religionsphilosoph», Breslau 1862 (dazu «Hebr. Bibliogr.», 1862, S. 117, über Weil s. unten Anm. 54); Grätz, «Gesch. der Juden», VII, 367; ein Artikel aus K. Schulmann's hebr. «Gesch. der jüd. Gelehrten», in Werk n. 9 ed. 1884. An unrichtige Stelle ist Levi gelegentlich gerathen in der «Hist. Litt. de la France», t. XXIV, p. 484, er wird für seine Stelle jetzt bearbeitet von Neubauer; M. Gieler, «Vorles. über d. jüd. Philosophen» III, Wien 1833. 3) עיר האדר (Ojospitadt), wie zuletzt Jfd. Loeb in «Revue des Etudes», I, 75, 81 ziemlich erwiesen hat; irrthümlich Perpignan, bei Sacut (f. 132 ed. Krakau, f. 214 London) und anderen bis incl. Grätz, VII, 368. Levi aus Perp. ist Levi ben Abraham, s. diesen. 4) Ms. Paris 154 enthält einen Commentar von Raschi, geschrieben von David ben Gerson für seinen Bruder Levi 1298, aber von deutscher Hand. Einen jüngeren Bruder (ohne Namen) erwähnt Levi, «Milhamot», II, Ende K. 4, f. 18[d] und zu de sensu (Verz. Handschr. in Berlin, S. 86). Sein Bruder Salomo (s. unten Nr. 19) könnte nach dem Großvater genannt sein, wie es Sitte ist. 5) Citate s. im Art. Gerson ben Salomo, S. 13, Anm. 12, dazu noch Comm. zu Dan. 1, 8. 6) «Hebr. Bibl.», VII, 83. Das Todesjahr 1370 bei Sacut ist höchst wahrscheinlich Schreibfehler. Narboni citirt im Commentar zur logischen Terminologie (der bis 1344 verfaßt sein kann) Levi ohne Eulogie für Verstorbene; Jakob Poël (1361) hat in meinem ms. 23 die Eulogie

individuelle Ereignisse, die irgendwo zum Ausdruck gekommen wären. [7])

Zum Studienkreis eines Philosophen gehörte damals auch die Heilkunde, wenigstens die theoretische; Levi war vielleicht auch, wie eine große Zahl seiner Glaubensgenossen, praktischer Arzt; doch sind die Zeugnisse dafür unbedeutend; seine astronomischen Kenntnisse scheint er, nach der vorherrschenden astrologischen Richtung, für Horoskope und Conjunctionsdeutung verwendet zu haben. Eine unabhängige Stellung und persönliche Beziehungen zu hochgestellten Christen (s. Nr. 15, 16) dürften ihn vor persönlicher Anfeindung geschützt haben.

Seine Quellen waren fast ausschließlich hebräische Uebersetzungen aus dem Arabischen (das er wahrscheinlich nicht verstand) [8]); ob er lateinisch verstand, ist noch zweifelhaft. [9])

Da Levi einen großen Theil seiner Schriften gleichzeitig verfaßte, so wäre eine chronologische Aufzählung derselben schwer durchzuführen. Es empfiehlt sich auch aus andern Gründen eine sachliche Gruppirung mit fortlaufender Zählung.

A. Bibelcommentare.

1) Pentateuch, zuerst s. l. e. a. (Mantua vor 1486), dann Venedig 1547, ohne Text, auch in der sogenannten Rabbin. Bibel (Amsterdam 1724) gedruckt. Levi hat über 10 Jahre (1328—1338) an diesem großen Commentar gearbeitet, wie die einzelnen Epigraphe zeigen. [10]) In der Einleitung stellt er für den Pentateuch drei Hauptzwecke auf: Gebote für Glauben und Thun, Staatsweisheit und Erkenntniß der vorhandenen Dinge, die man durch die Speculation schwer erlange, vermittels der Prophetie (Offenbarung). Dasselbe gelte vom Talmud, nur daß hier die Prophetie durch die Ueberlieferung weiser, anerkannter Männer vertreten werde. In seiner Erläuterung werde er die entsprechende Tendenz stets aufsuchen, aber auf die Grundlehren der in Betracht kommenden speculativen Gegenstände nur hinweisen, ohne sie zu erörtern, ebenso die homiletischen Andeutungen (דרש) der Talmudlehrer behandeln. Auch in Bezug auf die gesetzlichen Deductionen der letztern unterscheidet er die bloße Anlehnung eines Gesetzes an eine Bibelstelle durch gewisse Interpretationsregeln von der wirklichen Ableitung aus einer Textstelle. Für die letztere gibt er nun 9 Kriterien, die er mit locus (מקום) bezeichnet, indem er sich gleich beim ersten auf die rhetorischen loci des «Philosophen» (Aristoteles) beruft. Er will nur die «Wurzeln» (שרשי), d. h. die allgemeinen Grundsätze) der Gebote angeben mit Hinweisung auf die Kapitel des Talmud, wo sie mit ihren «Aesten und Zweigen» besprochen werden. Später will er noch zwei große talmudische Schriften verfassen, nämlich ein Buch der Gebote (ס' המצוות), welche von den Bibelversen abgeleitet, nach dem Talmud und allen dahin gehörenden Schriften ausgeführt und ins Einzelne verfolgt werden sollen, ferner einen Commentar über den Talmud, worin derselbe Stoff nach den Tractaten desselben behandelt würde. Zur Orientirung in den Verweisungen auf den Talmud gibt er hier ein Verzeichniß der Tractate und Kapitel, welche er durch Zahlen bezeichnet. [11])

Die Form des Commentars ist nach der Beschaffenheit des Textes ein wenig verschieden. [12]) Der Stil ist einfach und dem Kenner des wissenschaftlichen Hebraismus leicht verständlich. Andere eigentliche Erklärer sind selten citirt, am meisten Abraham ibn Esra (dem er wol auch die spärlichen Anführungen aus Saadia und Jona entnimmt), mitunter Salomo Isaki, es wird häufig verwiesen auf das Buch Milchamoth (s. unten Nr. 24), auf die Schriften des Aristoteles (ohne dessen Namen, der sich von selbst verstand), auch auf die eigenen darauf bezüglichen Commentare (s. unten Nr. 20 fg.) und andere Bibelcommentare. [13]) Levi war also der erste Jude, der die aristotelische Philosophie unumwunden und mit unbedingter Berechtigung in einem eigentlichen Commentar zum Pentateuch zur Geltung zu bringen suchte. — Simon Duran verfaßte im 76. Lebensjahre (1437) Noten zu diesem Commmentar, betitelt לוית חן, nebst Anhängen gegen Chisdai (s. zu Nr. 24). Zu den nachfolgenden Commentaren wird nur wenig Besonderes zu bemerken sein.

2) Erste Propheten, zuerst mit Text 1494, dann in den Rabbin. Bibeln von 1525 bis 1724—27 sechsmal gedruckt, von B. Samuel beendet 1338, eine Woche nach dem Pentateuch, ohne Unterscheidung von Wort- und Sacherklärung, im Ganzen bedeutend kürzer.

3) Vier Megillot (Hohelied, beendet 1326 oder 1325, Kohelet Ende 1328, Ruth und Esther 1329), zuerst ohne Text, Riva di Trenta 1560, dann in der Rabbin. Bibel 1724—27 gedruckt; auch Königsberg 1860.

ז'; vgl. «Catal. Bodl.» p. 1607, die betreffende Stelle bei Sacut ed. London ist schwerlich echt; «Catal. Bodl.», p. 2118.

7) Weil p. 17 überträgt die Stelle in der Vorrede zum Pentat. falsch: allgemeine Calamität beruht Levi zu Num. 23, 10 und Lev. 26, 41. 8) Anf. Comm. Syllog. («Catal. Lugd.», p. 210) bemerkt er, daß «bei uns» (אצלינו) nur die Bearbeitung dieser Bücher von Averroës bekannt ist. 9) «Hebr. Bibliogr.», V, 118, gegen Joel, der es verneint (S. 5) und doch (S. 32 unten) dem Levi die Kenntniß christlicher Erklärer (Albertus d. G. u. and.) beimißt, während der älteste bekannte Uebersetzer christlicher Scholastiker, Jehuda ben Mose ben Daniel, ein etwas älterer Zeitgenosse Levi's in Rom war. 10) Wo hier kein anderer Nachweis für das Einzelne gegeben ist, findet man einen solchen in meinem «Catal. Bodl.», p. 1611. Eine allgemeine Charakteristik der Bibelcommentare gibt Joel, S. 87 fg.

11) Ist Levi der erste Anwender der, erst durch die Druckausgaben üblich gewordenen Zählung? 12) Die חרצלוות, ausgezogen aus Pentateuch und Propheten, erschienen in Riva di Trento 1560 (aber nicht in zwei Ausgaben, wie Benjacob, «Thesaurus», p. 627, n. 214) und in neuester Zeit (Zedner, S. 432). Die zu den ersten Propheten sind jüdisch deutsch bearbeitet von Jekutiel Blitz in seiner Jüd.-deutschen Bibel (Amsterdam 1676—1678). 13) Zu Gen. 30 (f. 41 וזכר בעלאכת הרפואה) verweist er auf seinen Comm. «De Animalibus», zu Exod. 10 (f. 80 כתוב בס' אחד מגאוני) auf den zu Hiob (ebenso zu Prov. 4, 19), zu Exod. 27 (f. 124, Col. 2) auf den zum Hohenlied.

a) Dem Hohenlied geht eine größere Einleitung voran, worin er über die frühern Erklärer klagt.[14]

Eine lateinische Uebersetzung des Flavius Mithridates, welche nach Bartolocci eine Vaticanische Handschrift enthalten soll, ist in Cod. 189—191 bei Assemani nicht verzeichnet.[15]

b) Ruth ist sehr kurz behandelt und sind wieder Nutzanwendungen am Ende der Kapitel angegeben.

c) Kohelet veranlaßt ihn zu einer kleinen Einleitung über die Methode des Studiums, mit Verweisung auf seinen Commentar zur Logik und Metaphysik, nebst einer Bemerkung über die praktische Tendenz des Buches und das Verhältniß desselben zu den Sprüchen Salomo's.

4) Sprüche Salomo's, beendet im April 1338, zuerst mit Text Leiria 1492, dann in den Rabbin. Bibeln (wie Nr. 2) gedruckt. Eine lateinische Uebersetzung Pellican's blieb unedirt, eine unvollständige von A. Giggeius erschien in Mailand 1620. Didacus Lopez de Messa, spanischer Jesuit, schrieb (nach Imbonatus) kritische Bemerkungen (censuras) dazu. Ende Kap. 30 bietet eine Schlußformel, obwol Kap. 31 erklärt ist. Die Trennung der Worterklärung ist nur bis Kap. 3 fortgeführt. Man vermißt eine Einleitung, s. jedoch oben zu Kohelet.

5) Hiob, beendet 23. Tebet 5086 = 30. December 1325, in Avignon[16], erschien zuerst ohne Text s. l. (wahrscheinlich Ferrara) 1477[17], dann mit Text 1486 und in den Rabbin. Bibeln bis 1727[18] (Königsberg 1860), Kap. 1—5 mit lateinischer Uebersetzung von Ludov. Henr. Aquinas (Paris 1623), Kap. 4—8 lateinisch in Dissertationen (Leipzig 1700—1705). Ueber ms. Vat. 470 s. unten Nr. 18.

In einer Einleitung begründet Levi die Weitläufigkeit des Commentars durch die Wichtigkeit des im Buche discutirten Problems der Vorsehung, weswegen die Alten es dem Moses beilegten. Im Prolog erkennt er eine Parabel, im Satan eine Allegorie.

Sarek Barfat, ein Spanier oder Mauritanier, bearbeitete (1364) das Buch Hiob in Reimen; Elia Levita gab dieselben aus einem anonymen ms. 1544 (Abdruck Krakau 1574) heraus und bemerkte, daß darin der Commentar des Levi ben Gerson in Auszug gebracht sei.[19]

6) Daniel, beendet Adar II. 1338 (Epigr. auch in den Ausgaben), zuerst ohne Text s. l. e. a. (in Italien vor 1480)[20], dann in den Rabbin. Bibeln von 1515 und 1727. Ms. Firkowitz 62 in Petersburg beginnt mit einem Vorwort, worin die früheren Erklärungen getadelt werden; allein man darf hier um so eher auf einen Betrug gefaßt sein, als keine bisher bekannte Handschrift (Paris hat deren 5) jenes Vorwort zu enthalten scheint. Levi übersetzt großentheils die chaldäischen Stücke, weshalb wol diese besonders im ms. Paris 1251, benutzt sind.[21] Die Nutzanwendungen in lateinischer Uebersetzung Pellican's liegen in Zürich handschriftlich (Wolf, III, 649).

Aus den edirten Commentaren zog Jechiel ben Salomo die Nutzanwendungen aus unter dem Titel הדרוש והמדות (Ansichten und Sittenlehren, Warschau 1865).

7) Esra Nehemia, beide damals als ein Buch betrachtet, beendet Adar II, 5098 (1338)[22], nur handschriftlich erhalten, mss. Bodl. (Neub. 344, 359), Paris 107, 247, 248, Parma, De Rossi 273, Vatican 91, auch bei Halberstamm (in Bielitz).

8) Chronik, beendet Nisan 1338, mit Esra in den mss. Nr. 7 (jedoch nicht in Par. 247 und Parma).[23]

Ohne Grund wird dem Levi beigelegt der Supercommentar über Abraham ibn Esra's Pentateuchcommentar betitelt צרור נכסף; der Verfasser ist Ascher ben Abraham Crescas.[24]

B. Talmudisches.

Levi's Studien bezogen sich auf den Talmud und dessen Supplemente nach jeder Richtung; er befaßte sich mit Deduction des gesetzlichen (halachischen) Inhalts, der Methodologie und mit den freien, homiletischen Bestandtheilen (Haggada).

9) שערי צדק (Titel höchst wahrscheinlich vom Herausgeber herrührend), eine Erklärung der 13 hermeneutischen Regeln des R. Ismael, zuerst herausgegeben in dem Buche ברית יעקב von Jakob Feitusi (Livorno 1800), neuerdings von Isaak Jakob Wolfinsohn, nebst einer Biographie Levi's, aus K. Schulmann's תולדות חכמי ישראל (Jerusalem 1884 in 16., XXII und 16 S.); Levi belegt die Regeln durch Beispiele und knüpft unter geordnete Regeln an. Gleich zu Nr. 1 beruft er sich auf die Logik. Diese kleine Abhandlung könnte zur Einleitung in die großen Werke geschrieben sein.

10) מחוקק כפרן (Deuter. 13, 4), haggadische Stellen, vielleicht nur im 5. Kap. des Tractats Baba Batra,[25] jedenfalls im Zusammenhange miteinander, also mit Rücksicht auf den Charakter der Haggada überhaupt, so daß die Erklärung einer Stelle im Tractat Berachot (f. 54

14) Der arabische Comm. des Josef ibn Aknin (s. diesen Art. II, Bd. 31), der dieselbe Klage führt und nach derselben Auffassung erklärt, war Levi unzugänglich; daß er aber den gleichartigen des Moses Tibbon (jetzt gedruckt) nicht zu kennen scheint, ist auffällig. 15) «Hebr. Bibliogr.», XXI, 111, wo schon auf Raim. Mithr. hingewiesen ist, über welchen s. Perles, «Beiträge zur Gesch. der hebr. Studien» (1884), S. 195. 16) Nach ms. Turin, bei B. Peyron, p. 111. 17) Zu Benjacob, «Thesaurus», p. 450, n. 154 gehören die zwei Zeilen, die irrthümlich am Ende von n. 148 stehen. 18) «Catal. Bodl.», p. 1613 ist die letzte Ausgabe ausgeschlossen, weil Hiob unter n. 872 vergessen worden. Er beginnt dort Bb. IV, f. 187b. 19) «Catal. Bodl.», p. 939, 2500; «Hebr. Bibliogr.», VI, 74; IX, 79; XIV, 82. 20) Der alte Druck konnte als ms. angesehen werden, s. z. B. ms. Paris 332.

21) Ueber solche Uebersetzungen s. «Magazin für die Wissensch. des Judenth.», X, 101. 22) Ms. Paris 287 hat dafür Kislew 47 (1286), wahrscheinlich für 147 (1386). 23) Hiernach ist Benjacob, l. c. S. 60, n. 74; S. 462, n. 224; S. 471, n. 491 zu ordnen und zu berichtigen. 24) S. meinen «Katalog der Handschr. Schönblum Ghirondi», n. 80, nachzutragen bei Neubauer, n. 236 und im Titelregister. 25) Angeführt von Sal. Duran, מלחמת מצוה ed. I, f. 35b; s. (meine) Notiz im «Litbl. d. Or.», II, 812; «Catal. Bodl.», p. 1609, wo ich es auf Tr. Berachot Kap. 1 bezog, weil Duran davon ausgeht; richtiger Brüll, «Jahrb.», I, 237 (wo aber falsch כסרן nach ed. Leipzig).

über König Dg., welche Levi selbst anführt, darin vorkommen konnte.[26])

11) Gutachten. Ein solches über Glaubwürdigkeit von Zeugen, insbesondere eines Christen betreffs eines Judenmordes, um der Witwe eine neue Ehe zu gestatten, vom J. 1343, hat Isaak de Latas (16. Jahrh.) in seiner Sammlung (ed. Wien, S. 97—103) aufgenommen. Levi deutet in der Einleitung an, daß er sich ungern in die Sache mische, und entscheidet in erleichternder Weise nach drei Gesichtspunkten (שדשים). Dieses Gutachten ist bis jetzt ganz übersehen worden.

Ein anderes Gutachten über das vielbesprochene Gebet כל נדרי kennt nur Carmoly.[27])

C. Mathematisches.[28])

12) Erläuterungen zu Euklid's Elementen, in ms. 139[14] des Jews College (Bet ha-Midrasch) in London (Neubauer's «Catalogue», p. 41). Josef del Medigo kannte sie.

13) Geometrische Begründung eines Postulats im Euklid über 2 Linien, die einander schneiden müssen; ms. München 36.

14) מעשה חושב (nach Exod. 26, 1), beendet Anfang Nisan 1321, als er «zum 33. Jahre seines Lebens gelangt war.»[29]) Mss. in München 36, 68 (beide lückenhaft), Paris 1029[9], Parma, de Rossi 836, 1166. Vatican 399, Wien (bei Goldenthal S. 60), in Wilna bei Z. H. Katzenellenbogen (wo jetzt?). Das Buch enthält einen theoretischen Theil, nämlich die Grundlehren (שדשים) und einen praktischen Theil in 6 Kapiteln, daher betitelt Levi das Buch mit zwei Wörtern, welche Praxis und Theorie bedeuten.

15) Eine lateinische Abhandlung von «Leo Hebräus» «De numeris harmonicis», ms. Basel F. II, 33[30]) und Paris 8378 A, enthält den Nachweis, daß es außer 2, 3, 4, 8, 9 nicht zwei aufeinander folgende Zahlen geben könne, die aus den Factoren 2, 3 zusammengesetzt sind. Das Schriftchen beginnt: «In Christi incarnationis anno 1343 nostro *opere mathematico jam completo* fui requisitus a quodam eximio magistrorum in scientia musica scil. a mag. *Philippo de Vitriaco* de regno francie ut demonstrarem unam suppositionem.» Philipp von Vitry war 1351—1361 Bischof von Meaux. Diese Abhandlung ist wol aus dem Hebräischen übersetzt; doch ist es nicht unmöglich, daß Levi selbst sie lateinisch abgefaßt habe. Näheres wird hoffentlich die Fortsetzung der «Rabbins» des 14. Jahrh. in der «Histoire Lit. de la France» bringen.

16) לוחות, Tafeln über Sonnen- und Mondstellung (namentlich Conjunction und Opposition), berechnet für die Stadt אורה (s. oben), 9 Stunden 46 Min. von Osten entfernt, mit der Radix 1320 — aber nicht in diesem Jahre verfaßt (s. unten); mss. in München 314, Vatican 391, Almanzi 30 (jetzt im Brit. Museum); Excerpte vielleicht in Münch. 386[5] (wenn nicht aus Nr. 18). In der Vorrede erklärt Levi, daß er auf Verlangen «vieler und ehrwürdiger Männer unter den Großen der Christen»[31]) diese Berechnung unternommen habe, deren Nutzen ein vierfacher sei.[32])

Diese Tabellen erwähnt Simon Duran, ein Verwandter Levi's («Gutachten», I, 103), und Asarja de Rossi[33]) citirt Stellen daraus. Farissol Moses Botarel (1465) sah sich veranlaßt, dieselben zu erläutern, da er sie, im Vertrauen auf den Verfasser, für richtig hielt, aber für unverständlich erklärt, ja er glaubte, daß Levi sie absichtlich in Dunkel gehüllt habe. Das Schriftchen Botarel's in 12 Kapiteln findet sich hinter 15 Kapiteln zur Erläuterung der Pariser Tafeln (vom J. 1368) in der Bodleiana (Reggio 14) und in Tunis.[34])

17) בן ארבעים לבינה (dem Vierzigjährigen kommt die Einsicht —, nach Tractat Abot 5, 21), jedenfalls astronomischen Inhalts, ist nur aus einem Citat im hebräischen Almanach des Abraham Sacut (ms. Kap. 6) bekannt und irrthümlich letzterem selbst beigelegt worden. In diesem Titel ist wol eine Anspielung auf das Alter des Verfassers zu suchen; dann ist die Schrift 1328 verfaßt und vielleicht gar identisch mit der folgenden Nummer, die eigentlich keinen selbständigen Titel aufweist.

18) Ein größeres originelles Werk über Astronomie (daher auch als ספר התכונה sachlich bezeichnet) sollte eigentlich den 2. Abschnitt des V. Tractats von Nr. 24 bilden, gestaltete sich aber zu einem selbständigen Werke, welches in den meisten mss. von Nr. 24, sogar in der Ausgabe fehlt, und höchst selten geworden ist; man kennt nur zwei vollständige mss. der Pariser Bibliothek (724, 725), worüber Munk eine kurze Notiz gegeben hat[35]); ein unvollständiges ms. hatte Simon Luzzatto

26) Im Comm. zu Deut. 3, 11 (Weil p. 19 falsch: au commencement) heißt es כמו שנאמרו בארוכה במסכת ברכות, was nicht nothwendig einen besondern Comm. bezeichnet. Die Erklärung betrifft Hyperbolisches im Talmud. 27) Nach «Djar Nechmah», III, 128, angeblich citirt von Josef Alaschkar in einem unedirten Werke, ms. Carmoly (*n.* 14 des Katalogs). 28) S. im allgemeinen den Versuch einer Bibliographie dieser Schriften in der «Hebr. Bibliogr.», IX, 162; vgl. Revue des Etudes juives», I, 79. — Die Probe mit der Ziffer 9 erwähnt Levi in Milh. f. 51[2]. Die Mss. barren eines Mathematikers von Fach; über die Münchener s. meinen Katalog. 29) במגיני drückt nicht gerade ein praesens aus, kann also am Ende des Lebensjahres gesagt werden; vgl. den Art. Kalonymos, Bd. 32, S. 72, Anm. 49. 30) M. Curtze, «Liber trium fratrum» (1887), p. 8 (in «Nova acta», 1887, p. 73); über ms. Paris s. «Serapeum», 1863, S. 214, Anm. 33; «Hebr. Bibliogr.», IX, 162.

31) דברים וכוכבים מגדולי הנוצרים. 32) Hier kommt eine Verweisung auf *n.* 18, die ich in «Hebr. Bibliogr.», IX, 163 gemeint und im Münchener Katal., S. 138 Anm., nicht wiederfand. Sie ist wegen der Abfassungszeit wichtig. 33) Als חשבון השולדות והתנועות, s. D. Cassel's Index, S. 54. 34) Ueber dieses ms. s. die nicht ganz correcte Mittheilung in «Hammagid» (1878), S. 271, über ms. Bodl. «Hebr. Bibliogr.», VII, 18, 27; IX, 163; «Katal. München», S. 154; die Erläuterung ist *l.* 7 überschrieben: חבור משה סריצאל; danach ist Neubauer, n. 2022 zu berichtigen. Botarel verfaßte später (1481?) eigene Tafeln über Conjunction und Opposition nebst Canones in sechs Abschnitten, worin er die Levi's citirt, vielleicht nur in leichterer Form bearbeitet hat; s. Münch. Katal., S. 156. 35) Munk, «Philosophie», deutsch von Beer, S. 111 u. «Mélanges», p. 500, erwähnt 3 Mss. (s. Anh. 40); vgl. «Catal. Bodl.» 1610; «Hebr. Bibliogr.», IX, 163, wo irrthümliche Combinationen besei-

vor Augen[36]). Dieses Werk zog auch die Aufmerksamkeit christlicher Gelehrten auf sich; eine lateinische Uebersetzung desselben[37]) hat Don B. Boncompagni zuerst aus Licht gezogen und den Anfang der Einleitung mitgetheilt.[38]) Der Index der 136 Kapitel, welchen er 1854 für mich copiren ließ, ist seit 1881 in den Händen Isidor Loeb's in Paris, der ihn zu einer Notiz über das hebräische Werk benutzen wollte. Neubauer beabsichtigt den Abdruck jenes Index in der zum Druck vorbereiteten Fortsetzung der «Rabbins». Außerdem ist ein Bestandtheil übersetzt worden, wie sich zeigen wird. Von dieser Uebersetzung wird wol Kepler gehört haben, der das Werk zu erlangen wünschte.

Nach einigen allgemeinen Bemerkungen über Nutzen und Schwierigkeiten der Astronomie beschreibt Levi ein von ihm erfundenes Instrument zur Beobachtung der Sterne (Kap. 4—11), welches er מגלה עמוקות (Entdecker der verborgenen Dinge, nach Hiob 22, 22) benannte. Er besingt dasselbe (Kap. 9) in zwei Gedichtchen; das eine beginnend: לכו בנים שמעו, mit der Ueberschrift מגלה עמוקות in ms. Canon. 64[39]); das zweite, beginnend למוד התראובי הרבלים, findet sich in andern mss. mit der Ueberschrift על המקל «auf den Stab» ohne Beziehung zur Quelle, selbst anonym, und ist von H. Edelmann in seinem דברי חפץ «Dibrey (so) Hephez», London 1853, S. 7 abgedruckt.[40]) Aber auch diese Partie des Werkes hat Levi selbst oder ein Anderer wiederum besonders herausgegeben und mit einem neuen Titel versehen. Die Handschrift 10 der Gemeindebibliothek in Mantua enthält eine Abhandlung in drei Theilen von 2, 7 und 20 «Pforten» (Kapiteln), betitelt: חג שמים (Himmelskreis, nach Hiob 22, 14). Anfang und Ende, mitgetheilt von Mortara (Catal., p. 13), und die im Titel benutzte Bibelstelle beweisen, daß es sich nur um ein astronomisches Instrument handelt.[41]) Jene Abhandlung wurde im J. 1342, also bei Lebzeiten des Verfassers, für Clemens II. ins Lateinische übersetzt. Munk erwähnt das lateinische ms. 7293 in Paris, das den Uebersetzer nicht nennt; das Wiener ms. 5277[5] (Tabulae IV, 83) enthält (f. 38—90[b]) des Juden Leo de Balneolis «*Opus trigonometricum de sinubus, chordis et arcubus* item instrumento *secretorum revelatore* a *Petro de Alexandria* de hebraeo in latinum sermonem translatum et Papae Clementi VI dedicatum». Die Uebersetzung beginnt mit einer Dedication an den Papst, die Schrift selbst: «Cum sapientes astronomi verba ad notitiam nostram»; sie endet: «suis arcubus sufficiant», nebst Tabelle. Ist das «Opus trigonometricum» ebenfalls ein Theil des großen Werkes? Ist es das mathematische Werk, wovon unter Nr. 15 die Rede war?

Jo. Pico de la Mirandola citirt ohne Zweifel diese lateinische Uebersetzung, und lobt Autor und Schrift.[42])

Das Hauptthema des Gesammtwerkes ist das System der Sternbewegungen.

Levi setzt «die Unzuträglichkeiten der neuen Astronomie» (d. h. Weltsystems) des «Alpetragius» auseinander und begründet weitläufig eine neue eigene Theorie, die er durch seine genauen Beobachtungen unterstützt.[43]) Levi beendete dieses Werk am 24. Nov. 1328, ergänzte es aber hier und da durch neue Beobachtungen bis 1340.[44])

19) Prognosticon magistri Leonis Hebraei de conjunctione Saturni et Jovis [auch des Mars] anno domini 1345; Anf.: Quoniam fuit declaratum antiquitus per experientias multas longas et certas. Zuletzt: «Magister Leo morte[45]) preventus anno Christi 1344 die 20 mensis aprilis circa meridiem de hac conjunctione nil amplius ordinavit. Ego vero frater *Petrus de Alessandria* ordinis fratrum Heremitarum sancti Augustini cum adjutorio magistri *Salomonis fratris carnalis* praedicti magistri istud *inventum* et ordinatum per eo: de Hebraeo transtuli in Latinum anno quo supra, suae sententiae nil addendo, nihil in aliquo minuendo» etc.

Diese Schrift findet sich in ms. Paris 8378 A opus 15,[46]) Bodleiana Ashmol. 393 op. 35 und 192 op. 8, Digby 176.[47]) Das kleine Schriftchen bietet in seinem Epilog verhältnißmäßig viel Material zur Biographie Levi's: Todestag, Namen des Bruders, des Uebersetzers, den wir als Uebersetzer für Papst Clemens bereits kennen (Nr. 18). Wir sehen Levi noch bis zu seinem Tode mit einem astrologischen Thema beschäftigt, welches viele Federn in Bewegung setzte, und durch die bekannte Pest (den sogenannten Schwarzen Tod) im 3.

tigt sind; Benjacob, S. 650, n. 568, conjundirt die astrologische Compilation von Levi ben Abrahaṁ (s. d.). Bei Neubauer n. 2426 החלק התרבי.

36) Wolf, III, p. 647; Loeb, «Revue des Études j.», I, 75 bezeichnet als 3. unvollständiges Ms. Paris 983°. Das ist aber nicht das Werk Levi's, sondern des Jakob ben Reuben; s. «Hebr. Bibliogr.», III, 44. 37) Vat. 3098 und 3380, Mailand, Ambrosiana D. 327. 38) «Atti dell' Academia dei Nuovi Lincei», 1863, p. 741 fg., 747, 750. 39) Neubauer 214 faßt beide als ein Stück zusammen; aber schon das Metrum unterscheidet sie. 40) Die Beziehung zum Werke und die 3 Bodl. Mscr. s. im «Catal. Bodl.», p. 1609. Die in Neubauer's Index p. 954 angegebenen nn. 218, 222 enthalten etwas anderes. — Dieses Instrument bezeichnet wahrscheinlich Jochanan Alemanno in seiner gewohnten allegorischen Weise mit ויטה לוי («Hebr. Bibliogr.», V, 29). 41) Mortara vermuthet, daß es die von Bartolocci erwähnte Astronomie sei.

42) Munk l. c. p. 500 citirt aus den «Disput. in Astrol.», X, c. 8: «Leo Hebraeus vir insignis et celeber mathematicus, quasi veteribus parum fidens, excogitavit novum instrumentum, cujus vidimus canones, mathematica subtilitate praecellentes.» Wolf, und Andere haben Leo H. für Juda Abrabanel gehalten, s. «Catal. Bodl.», 1601; «Hebr. Bibliogr.», IX, 80; Harkavy in Geiger's «Zeitschr.», IV, 291; L. Geiger's «Vierteljahrschrift für Kultur u. s. w. der Renaissance», II, 292. 43) Es ist beachtenswerth, daß gleichzeitig mit Levi der Toletaner Josef ibn Nahmias dasselbe that in einem arabischen Werke; s. meine «Études sur Zarkali», p. 89, u. s. den Artikel Nahmias. 44) Munk (p. 500) sagt davon: «Cet ouvrage, qui devrait occuper une *place* dans l'histoire de l'astronomie, meriterait un examen approfondi de la part d'un savant special.» Dafür zeigt Weit (p. 176) kein Verständniß. 45) Dieses Wort habe ich in «Hebr. Bibliogr.», VII, 84 ergänzt; nach Neubauer's Mittheilung steht es wirklich im ms. Digby. 46) Im «Serapeum» (1863), S. 214 ist 7358 Druckfehler. 47) Macray's «Catal.» (1886), p. 188, kennt obige Nachweisungen nicht.

1348 eine größere Bedeutung erhielt', was hier nur angedeutet werden kann. [48])

D. Philosophisches.

Levi scheint erst nach zurückgelegtem 30. Lebensjahre (vgl. oben Nr. 1) seine schriftstellerische Thätigkeit und zwar zugleich auf allen Gebieten, die wir unterschieden, begonnen zu haben. In den Jahren 1321—24 beschäftigte er sich mit Erläuterung der ins Hebräische durch verschiedene Uebersetzer übertragenen Bearbeitungen des Aristoteles durch Averroes. Diese, nach Umfang und Tendenz bedeutende Leistung ist kaum nach ihrer bibliographischen Seite erforscht; obwol die betreffenden Schriften, gewöhnlich als »Commentare« bezeichnet, in allen Bibliotheken zu finden sind. [49])

Aber der überall vordringende oder sich vertiefende Geist Levi's konnte sich von einzelnen Resultaten nicht befriedigt fühlen. Auch ihm war es, wie dem Maimonides, Bedürfnis, die Kernfragen der Religion und Philosophie in versöhnender Weise zu behandeln, und in der That ist das Hauptwerk, worin er seine großen Arbeiten zusammenfaßte, darum auch hier als Schlußstein angebracht, das einzige, welches dem berühmten des Maimonides an die Seite gestellt und mit dem Maße desselben gemessen werden darf; es heißt:

21) מלחמות יהוה (oder מ' השם, wenn man das Tetragrammaton mied, — Kriege Gottes, nach einem in der Bibel erwähnten verlorenen Buche genannt, ein schroffer Gegner kennzeichnet es als »Kriege gegen Gott«) [50]; eine Religionsphilosophie in 6 Tractaten, behandelnd: Unsterblichkeit, Prophetie, Wissen Gottes, Providenz, Weltgebäude [51]), Schöpfung, gedruckt Riva di Trento 1500, angeblich berichtigt, aber im ganzen minder correct Leipzig 1866. Das Schlußdatum entspricht dem 8. Jan. 1329; zu Ende von Tractat VI, Thl. 2 (f. 68[4]) beendet Anfang Januar, bemerkt er, man möge sich über dieses Datum nicht wundern, da er schon 8 Jahre früher (in andern Schriften) dieses Werk citire, in der That habe er es schon vor 12 Jahren (also 1317) verfaßt (חב-יו), aber nur auf die Schöpfungsfrage beschränkt; die Beweise haben ihn aber auf speculative Dinge geführt, worüber Andere nichts gesagt haben, so daß eine allgemein verständliche Ausführung unmöglich war; er habe sich daher entschlossen, das Buch in seiner gegenwärtigen Form herauszugeben. Damit hängt natürlich die Absonderung des astronomischen Theils zusammen.

Eine eingehende Analyse dieses Werkes gibt Joel [52]), neben welchem man das, mit allgemeinen Zuthaten versehene Buch von Weil entbehren kann. [53]) Levi verfolgt die Consequenzen seiner Philosophie bis zur ewigen Materie im Gegensatz zur orthodoxen Schöpfungstheorie, welche für Maimonides eine offene Frage der Philosophie ist, die der Bibelautorität die Entscheidung überläßt. Hingegen kann sich Levi nicht, wie Maimonides, von gewissen abergläubischen Vorstellungen losmachen, welche sich unter einer Art von wissenschaftlicher Form verstecken.

Einen Commentar zu diesem Werke von einem Schüler des Verfassers enthält das Bodleianische ms. 2218 Neub. Eine gleich betitelte Gegenschrift verfaßte Isaak Arondi (um 1400?). [54])

Levi's Arbeiten haben durch das ganze Mittelalter ihre Bedeutung behalten [55]); seine Kühnheit und Selbständigkeit riefen bei den Männern der Autorität auf beiden Seiten scharfen Tadel hervor. Orthodoxie und Mystik verketzerten den Philosophen; die Averroisten fanden seine Kritik unberechtigt; alle bestritten seine Ansichten, niemand seine Bedeutung. Es genüge hier eine Aufzählung einiger bekannter Autoren von 1350 bis ungefähr 1500 [56]), in deren Schriften charakteristische Aeußerungen über Levi zu finden sind. [57]) In neuester Zeit ist auf die verpönte Exegese Levi's ein christlicher Theologe, und zwar Hengstenberg, zurückgekommen. [58])

(M. Steinschneider.)

LEVIROSTRES, eine ursprünglich von Dumeril angewendete Bezeichnung für diejenigen Klettervögel, deren Schnabel an der Spitze sehr dick, leicht und häufig gezähnelt ist. Er rechnete die Bucconiden, Trogoniden, Musophagiden, Ramphastiden und Psittaciden hierher, welche mit Ausschluß der letzteren, aber mit Zuziehung der Bucerotiden, Cuculiden und einiger andern Familien jetzt zu der Ordnung der Coccygomorphen vereinigt werden. *(J. Victor Carus.)*

LEVISTICUM, Liebstöckel, eine von W. D. J. Koch aufgestellte Gattung der Umbelliferen, welche von Ligusticum wegen folgender Merkmale abgetrennt wurde: Kelchzähne undeutlich; Blumenblätter gleich, rundlich,

48) Wenn das J. 1355 in ms. hebr. Leyden 43,[4] (p. 214 meines Catal.) richtig ist, so kann der dort genannte Naitvitätssteller maestro Vidas(?) nicht Levi sein. 49) Genauere Nachweisungen über diese Schriften und die vorhandenen Mss. findet man in meiner unter der Presse befindlichen Preisschrift über die hebräischen Uebersetzungen des Mittelalters, §§. 23, 51, 57, 60, 63, 66, 69, 75, 86, 106, worauf hier verwiesen wird. 50) »Hebr. Bibliogr.«, VIII, 64. 51) In drei Theilen, wovon der erste das astronomische Werk n. 18. 52) Anm. 3.

53) »Philosophie religieuse de Levi ben Gerson«, par Isidore Weil, Rabbin (Paris 1868, Ladrange), 273 p. — Die biographischen Vorbemerkungen sind unselbständig und theils irrig; s. z. B. oben Anm. 4, 7, 8, 26, 46. 54) Ohne Grund werden dem Levi beigelegt: 1) eine Bearbeitung von (Averroës) »De Substantia orbis«. 2) מגן ישועות über Meïsiaš, angebl. ms. Oppenh. (Wolf, III, p. 650). 3) Commentar zu »Prüfung der Welt«, von Jehaja, s. den Art. Leon. — 4) Constituciones ms. De Rossi 1094 (nicht im Index), wahrscheinlich die des Gerien ben Jehuda. 5) Bußgebet mit »Unctio«, ms. De Rossi 1189; unser Levi war kein Hymnendichter. 55) Joel, S. 10, 11, vgl. Weil, S. 11. Levi's Schriften drangen auch zu den Karaiten, s. z. B. Elia Rabbino, Katalog der Leydn. mss., p. 253. 56) Josef Caspi (um 1330) kennt Levi noch nicht; Narboni nennt ihn nirgends für Einzelnes; aber schon Samuel ben Jehuda Marsilli bekämpft ihn heftig bis zur Unanständigkeit. 57) Nissim Gerundi, Jšak ben Scheschet, Chiskai Cresscas, Mose Nieti, Simon Duran, Josef ben Schemtob, Sabbatai ben Matkiel, Abraham Schalom, Abr. Bibago, Mose Chabib, Elia del Medigo, Abravanel, David ben Jehuda Leon, Bezalel Aschkenasi. 58) Geiger, »Jüd. Zeitschr.«, VII, 159.

einwärts gekrümmt, an der Spitze in ein breites stumpfes Läppchen verschmälert; Stempelpolster gewölbt, am Rande etwas wellenförmig oder gekerbt; Griffel bei der Frucht zurückgebogen; Frucht oval, vom Rücken her zusammengedrückt, die 3 Rückenrippen der gegen den Rand hin klaffenden Theilfrüchtchen geflügelt, die randbildenden Seitenrippen gleichfalls geflügelt, aber mit doppelt breiterem Flügel. In jedem Theilchen ist nur 1 Oelstrieme, auf den Fugenflächen sind deren 2 oder 4. Alle Theile riechen und schmecken stark gewürzhaft.

Aus dieser Gattung ist nur eine auf den Gebirgen im südlichen Europa wild wachsende, aber vielfach zum arzneilichen Gebrauche in Gärten cultivirte Art, L. officinale (Ligusticum Levisticum *Linné*) mit aufrechtem, stielrundem, zart gerilltem Stengel, glänzenden, einfach- oder doppelt-fiedertheiligen Blättern, vielblätterigen Hüllen und Hüllchen und blaßgelben Blüten bekannt.

(A. Garcke.)

LEVITA (Elija) [1]) wurde im J. 1469 zu Neustadt an der Aisch geboren. [2]) Er nannte sich mit Vorliebe Aschkenasi, den Deutschen, und führte auch den Beinamen Bachur. Seinem Vater, R. Ascher Ha-Levi [3]), verdankte er wahrscheinlich den ersten Unterricht und die dauernde Anregung zur Beschäftigung mit der Heiligen Schrift, Grammatik und Massora, Disciplinen, die bei den deutschen Juden zu jener Zeit vernachlässigt waren und denen er selbst sein ganzes Leben widmen sollte. Wie lange Levita in der Heimat gelebt hat und was ihn veranlaßte, dieselbe mit Italien zu vertauschen, ist nicht bekannt. Bereits im J. 1496 war er in Padua ansässig [4]), in welchem Jahre auch seine erste literarische Leistung entstand, der «Commentar zu Moses Kimchi's hebräischer Grammatik» [5]). Diese Arbeit erschien ohne Levita's Namen 1508 in Pesaro [6]), während das erste unter seinem Namen gedruckte schriftstellerische Product die deutsche Bearbeitung eines italienischen Romans, der «Historia von Buovo d'Antona», war, das ebenfalls 1508 erschienene Baba-Buch, richtiger Buovo-Buch. [7]) Die Eroberung und Plünderung Paduas durch das Heer der Liga von Cambrai (1509) zwang Levita, nach Venedig zu gehen, wo er, wie bisher, an jüdische und christliche Schüler Unterricht in Bibel und Grammatik ertheilte. Im J. 1513 ging er nach Rom [8]), wo er beim gelehrten Ordensgeneral der Augustiner, dem nachmaligen Cardinal Egidio von Viterbo, ehrenvolle Aufnahme und reichliche Unterstützung fand [9]). Des letzteren Lieblingsstudium war die Kabbala, zu deren Adepten Levita keineswegs gehörte [10]), sodaß er seinem Gönner auf diesem Gebiete blos mit Copiren und wol auch sprachlichem Erläutern kabbalistischer Schriften behülflich sein konnte [11]). Hingegen gab ihm Egidio die Anregung zu seinen bedeutendsten Arbeiten auf dem Gebiete der Grammatik und Massora. Im J. 1515 begann er eine massoretische Concordanz zur hebräischen Bibel, deren erste Bearbeitung er 1521 beendigte [11a]) und Egidio widmete [12]). Im J. 1518 erschien sein «Bachur» benanntes Lehrbuch der hebräischen Grammatik [13]), gleichzeitig als Ergänzungen zu demselben das Buch «Harkaba», eine alphabetisch geordnete Erklärung unregelmäßiger und besonders anomal zusammengesetzter Wortformen und eine Paradigmentafel. Eine weitere Ergänzung zur Grammatik gab er 1520 in den «Pirke-Elijahu», einer — zum Theil metrischen — Darstellung der Lautlehre, der Redetheile, der Nomina nach Geschlecht und Zahl, der Functionsbuchstaben [14]). Während

1) Biographien Levita's schrieben in neuerer Zeit: R. Wunderbar, «Literaturblatt des Orients», 10. Jahrgang (1849), Sal. Buber, «Leben und Schriften des Elias Bachur, genannt Levita» (hebräisch, Leipzig 1856); Chr. O. Ginsburg, in der Einleitung zu seiner Ausgabe des «Masoreth Ha-Masoreth» (London 1867); L. Geiger, Artikel «Levita» in der «Allg. Deutschen Biographie», XVIII. Band; J. Levi, «Elia Levita und seine Leistungen als Grammatiker» (Breslau 1888). Vgl. noch L. Geiger, «Das Studium der hebräischen Sprache in Deutschland u. s. w.» (Breslau 1870); Jos. Perles, «Beiträge zur Geschichte der hebräischen und aramäischen Studien» (München 1874). Für die Bibliographie von Levita's Schriften verweise ich auf Steinschneider, «Bibliographisches Handbuch u. s. w.» (Leipzig 1859) und desselben «Catalogus libr. Hebr. in Bibliotheca Bodleiana».

2) Das Geburtsjahr ergibt sich aus den Schlußversen zur Edition des Schaare Dura von 1548 (J. Levi a. a. O. p. 8 ermittelt als Geburtstag den 13. Febr.); den Geburtsort gibt Seb. Münster an, in der Vorrede zum «Opus grammaticum consummatum».

3) Im Schlußgedichte zum «Mas. Hamas.» nennt ihn Levita einen «Deutschen wacker und edel», und im «Tub Taam», c. 7 und Art. זרת des Tischbi citirt er zwei von ihm überkommene Lehrmeinungen.

4) In der Bemerkung zum Art. כרכם des Kimchi'schen Wörterbuchs erwähnt Levita, daß er im J. 5256 auf die safrangelben Mützen, welche die Juden im Venetianischen (במדינת וויניציא) trugen, einen sowol diese Jahreszahl als die Thatsache selbst andeutenden Bibelvers angewendet habe.

5) In der 1546 erschienenen 2. Ausgabe des «Harkaba» 16ᵇ sagt er: בביאורי לספר המהלך אשר חברתי זה חמשים שנה. Die Zahl 5264 (1504) im Schlußgedichte der 2. Ausgabe des Commentars zum «Mahalach» soll vielleicht nur die Zeit der Entwendung des Manuscripts bezeichnen.

6) S. das in der vorhergehenden Anmerkung erwähnte Schlußgedicht.

7) S. Zedner, «Hebräische Bibliographie», VI, 22 fg. Vgl. Grünbaum, «Jüdisch-deutsche Chrestomathie», S. 501, 509.

8) S. Steinschneider, «Hebr. Bibliogr.», XX, 81. Daß Levita nicht unmittelbar von Padua, sondern von Venedig nach Rom ging, sagt er in der Vorrede zur zweiten Ausgabe des «Bachur» ausdrücklich.

9) S. «Mas. Ham.» 2. Einleitung, Vorrede zum «Sichronoth», in der ersten Bearbeitung, «Jüd. Letterbode», VII, 174.

10) S. «Tischbi», Artikel סרדים, שכן, צרף und bes. קבל.

11) S. Nr. 81 der hebr. Handschriften der münchener Bibliothek.

11ᵃ) In dieser ersten Bearbeitung hieß das Werk ספר בקיאות, Buch der Belesenheit, s. J. Levi, S. 10 und 61.

12) S. Steinschneider, «Katalog der hebr. Handschr. der münchener Bibliothek», Nr. 74; Perles, S. 119; «Jüdische Letterbode», VII, 174; J. Levi, S. 10.

13) Die Approbation des römischen Rabbinercollegiums zur ersten Ausgabe des «Bachur», s. bei Perles, S. 202.

14) Außer den vier Theilen der ספרי אלוהה, von denen jeder als ספר bezeichnet ist, citirte Levita noch als geplante, aber nicht ausgeführte Arbeiten: ספר הכינויים («Bachur», III, 7); ספר הנדפין (ib. fol. 71ᵇ); ספר השותפין (ib. 72ᵃ), — als begonnen («Harkaba», Ende): ein Kapitel über Wurzeln, deren Buchstaben transponirt werden und die Bedeutung dieselbe bleibt. Außerdem verspricht er in «Tub Taam» c. 1 Ende: eine Schrift über die Accente der drei poetischen Bücher; «Bachur», III, 11, «Harkaba», 41a: eine Erläuterung der grammatischen Stellen in Raschi's Bibelcommentar; im Commentar zum «Mahalach» (Ja): eine Ausgabe des Maase Efod; im

der letzten Jahre seines römischen Aufenthaltes schrieb Levita seine Darstellung der Massora in der ersten Bearbeitung [13]) und begann 1526) sein Lexikon zu den Targumim. [14]) Zu derselben Zeit stand er besonders mit Sebastian Münster in brieflichem Verkehr, der zwischen 1524 und 1527 seine grammatischen Schriften lateinisch bearbeitete. [15]) Die Einnahme Roms durch das Heer Karl's V. beraubte ihn zum zweiten male seiner Habe und zwang ihn, sich wieder in Venedig niederzulassen (1527). Hier war er zunächst in der Druckerei Daniel Bomberg's [16]) beschäftigt und ertheilte besonders an hochgestellte Christen Unterricht, was ihm unbegründete Verdächtigungen seiner Glaubensgenossen zuzog [17]). Mit Eifer nahm er seine wissenschaftlichen Arbeiten wieder auf. Im Januar 1531 hatte er sein «Wörterbuch zum Targum» vollendet und ein Glossar zu den schwierigen Wörtern der Bibel begonnen [18]). Im folgenden Jahre finden wir ihn im Hause des Patriarchen von Aquileja [19]). In den Jahren 1535 und 1536 ist George de Selve, Bischof von Lavaur, Gesandter des Königs von Frankreich bei der Republik Venedig, sein Schüler und Gönner. Ihm widmete er die zweite Bearbeitung seiner massoretischen Concordanz, das «Sefer Ha-Schronoth» [20]). Die Herausgabe des wahrscheinlich von G. de Selve nach Paris mitgenommenen Manuscripts unterblieb, und auch der, wol durch den letzteren veranlaßten Einladung Franz I. an Levita, nach Paris als Lehrer des Hebräischen zu kommen, leistete er keine Folge [21]). Er näherte sich seinem siebzigsten Lebensjahre und befand sich auf der Höhe seines Ruhmes [22]); zu seiner schriftstellerischen Thätigkeit fand er auch im Tode seiner Söhne eine traurige Anspornung, damit sein Name nach seinem Tode wenigstens in seinen Büchern lebe [23]). Im J. 1538 erschien sein berühmtestes Buch, das «Masoreth-Hamasoreth» [24]), eine geschichtliche und systematische Darstellung der Massora, zugleich mit einem kurzen Lehrbuch über die biblischen Accente, betitelt «Tub-Taam». Zur Herausgabe seiner sonstigen Werke fand er willkommene Gelegenheit in Isny (im südlichen Würtemberg), wohin er auf Einladung des gelehrten Pfarrers Paul Fagius gereist war und woselbst er in des letzteren Druckerei folgende Arbeiten herausgab (1541 und 1542): «Meturgeman», das Wörterbuch zum Targum; «Tischbi», eine Erklärung von 712 neuhebräischen Wörtern, als Ergänzung zum «Aruch» und zu Kimchi's Wurzelwörterbuch; die zweite, verbesserte Ausgabe des «Bachur»; «Schemoth Debarim», ein 985 Vocabeln und etwa 30 Gruß- und Segensformeln enthaltendes Glossar, als Hülfsbuch zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Hebräische [25]). Mit Fagius verließ Levita gegen Ende 1542 Isny und verblieb wol mit ihm eine Zeit lang in Konstanz. Aber schon im Mai 1543 befindet er sich wieder in Venedig [26]). Trotz der Beschwerden des Alters — er hatte schon in Isny über Schwäche der Augen geklagt [27]) — füllte Levita die ihm noch beschiedenen Lebensjahre mit schriftstellerischer Arbeit und mit Herausgabe eigener und fremder Werke aus. Auf Cornelio Adelkind's Aufforderung verfaßte er seine 1545 erschienene deutsche Uebersetzung der Psalmen [28]). Die Bomberg'schen Ausgaben von David Kimchi's Grammatik (1545) und desselben Wörterbuch (1546) versah er mit fortlaufenden Bemerkungen, «Nimmukim». Im J. 1546 gab er eine neue Ausgabe seiner ältesten Schrift, der Erläuterungen zu Moses Kimchi's Grammatik, sowie der Ergänzungsschriften zu seiner eigenen Grammatik, «Harkaba» und «Pirke Elisahu» [29]). Am 11. Juni 1547 berichtet Cornelio Adelkind an Andreas Masius, Levita sei schon hochbetagt und schwachköpfig und leide an häufigem Durchfall [30]). Doch war er auch im genannten Jahre an der Edition von Levi

---

«Mas. Hamas.», S. 195 (ed. Ginsburg): kritische Bemerkungen zu Abr. Balmes' hebr. Grammatik. Das in Neubauer's Katalog der hebr. Handschr. der Bodleiana unter 2290, 4 verzeichnet כפר השגושים ist, wie mir R. mitzutheilen die Güte hatte, identisch mit dem 4. Theile der Pirke Elija.

14) S. J. Levi, S. 12, Anm. 1. 14a) S. J. Levi, S. 11, 62. 15) Vgl. Perles, S. 36, 39. Die von Perles, S. 41, citirte Behauptung Ajarja dei Rossi's, S. Münster habe in seiner aramäischen Grammatik (erschienen 1527) ein Plagiat an Levita begangen, wie aus dessen Einleitung zum «Meturgeman» erkennbar sei, muß man so verstehen, daß Levita in dieser Einleitung eine von ihm in Rom verfaßte Grammatik des biblischen Aramäismus erwähnt, welche bei der Eroberung der Stadt verloren gegangen sei. A. bei Rossi meint wol, daß Levita den Plan dieser Grammatik Münster mitgetheilt habe, was auch nicht unwahrscheinlich ist. 16) Schon von Rom aus stand Levita mit B. in Verbindung, dessen zweite rabbinische Bibel 1525/6 Schlußverse von Levita enthält. 17) Er weist dieselben in der Einleitung zu «Mas. Ham.» zurück. 18) S. Berliner, «Magazin», II, 68; Perles, S. 123, Anm. 1. 19) S. die Mittheilung aus Nic. Olah's «Briefwechsel» (ed. von A. Ipolyi) durch S. Kohn in der ungarischen Zeitschrift «Magyar-Zsidó Szemle», III, 96 fg. 20) S. Frensdorff in Frankel's «Monatsschrift», XII, 97; J. Dukas, «Recherches sur l'hist. littér. du XVe siècle», p. 61; Steinschneider, «Hebr. Bibl.», XX, 80. — Widmung und Einleitung dieser zweiten in Paris befindlichen Bearbeitung edirte Frensdorff a. a. O., S. 101 fg., danach mit englischer Uebersetzung Ginsburg in seiner Biographie, nebst dem Anfange der Concordanz (bis Artikel אמם). B. Goldberg, ספר זכרונות (Frankfurt a. M. 1875). 21) S. Einleitung zum «Tischbi». 22) In dem Briefe an Nic. Olah (s. oben Anm. 19) sagt Johannes van Campen, Levita sei unter den Juden, die in den letzten tausend Jahren gelebt haben, der gelehrteste. (Ueber J. van Campen's Verhältniß zu Levita s. Levi, S. 27. Aus der Notiz in der «Hebräischen Bibliographie», VII, 42, erfahren wir, daß er sich im J. 1534 als Professor in Krakau wieder nach Venedig zu Levita hinfehnte.)

23) S. das Schlußgedicht von «Mas. Hamas.». 24) «Harkaba» 39b bezeichnet er das Werk als ספר בראור דרכי המכורות. Eine Abschrift des ersten Entwurfs befindet sich in München, «Cod.» 322; s. Steinschneider «Katalog», S. 142. 25) S. über das Glossar Perles, 131 fg. 26) S. seinen Brief an Widmanstadt bei Perles, S. 158. Dieses Datum entzieht der Annahme, daß die in Constanz 1544 erschienene Uebersetzung des Pentateuchs von Levita sei, die übrigens nur auf einer zufälligen Nennung seines Namens in derselben beruht und frühzeitig bestritten wurde, jede Grundlage. S. übrigens Steinschneider, «Cat. Bodl.», Nr. 1187; Grünbaum, «Jüdisch deutsche Chrestomathie», S. 70. 27) S. das Schlußwort zum «Meturgeman». 28) S. Grünbaum, a. a. O., S. 18, 70 fg., 535. 29) In der werthvollen Sammlung דקדוקים (Venedig 1546). 30) S. Perles, S. 210 fg.

ben Gerson's Pentateuchcommentar, im folgenden Jahre an der eines halachischen Werkes («Schaare Dura») beschäftigt. Noch in den Schlußversen zur letzteren Edition rühmt er sich seiner in Rüstigkeit erreichten 80 Jahre; da ereilte ihn am 28. Jan. 1549 (3. Schebat 5309) der Tod. Auf dem Friedhofe der jüdischen Gemeinde von Venedig rühmt sein Grabstein, daß «er das Dunkel der Grammatik erhellt und in Licht verwandelt habe»[31].

Levita's wissenschaftliche Leistungen habe ich an einem andern Orte eingehender zu würdigen versucht.[32] Unter seinen Werken befindet sich das erste Wörterbuch zu den Targumim, der erste lexikalische Versuch, welcher auch dem späteren, nachtalmudischen Sprachgebrauch des Neuhebräischen Rechnung trägt, die erste alphabetische Behandlung der Massora in Form einer biblischen Concordanz, die erste systematische Darstellung der Massora nebst einer ersten Kritik ihrer Geschichte. Er hat also auf dem Gebiete, innerhalb dessen sich seine Thätigkeit bewegte, neue Wege geebnet, wenn auch von den genannten Leistungen nachhaltige, man darf sagen epochemachende Wirkung nur seiner Kritik der Massora beschieden war. Unmittelbare Wirkung jedoch, und zwar von ungewöhnlicher Stärke und Ausdehnung, übte er durch seine Arbeiten zur hebräischen Grammatik aus. Wie einst Abraham Ibn-Esra — mit dem Levita auch in seinem Leben und seiner schriftstellerischen Art einige Aehnlichkeit aufweist — persönlich lehrend und Bücher verfassend, den Juden nichtarabischer Zunge reiche Belehrung brachte, meist nur das vortragend, was Andere vor ihm erforscht hatten: so war es Levita, der als Lehrer und Schriftsteller die Erkenntniß der hebräischen Sprache, wie er sie aus den Schriften der Alten, namentlich der Kimchi's geschöpft hatte, in Kreise trug, denen aus den Quellen selbst zu schöpfen nicht möglich war. Er hatte Schüler und Leser sowol unter den Kirchenfürsten der katholischen Kirche, als unter den Lehrern des in seinen Tagen erstandenen Protestantismus, aber auch unter seinen eigenen, den grammatischen Studien damals entfremdeten Glaubensgenossen. Methodische Darstellung, durchsichtige Eintheilung, Vermeidung der Weitläufigkeit und unnöthiger Abschweifungen, klare und nicht zu trockene Schreibweise sicherten seinen Schriften jene Wirkung, welche sie allenthalben ausübten, und dieselben Vorzüge, verbunden mit der Anziehungskraft seiner liebenswürdigen, von Pedanterie und Eitelkeit nicht ganz freien, aber mit einer Fülle von Kenntnissen Witz und Mittheilungsgabe vereinigenden Persönlichkeit machten ohne Zweifel auch seine mündliche Belehrung zu einer ganz besonders fördernden. Die Geschichte der hebräischen Sprachwissenschaft zählt Elija Levita nicht zu den Schöpfern neuer Erkenntnisse, aber in der Geschichte des hebräischen Sprachstudiums gebührt ihm der Ehrenplatz eines Mannes, der in außerordentlicher Zeit die ihm zugefallene Aufgabe, alte Erkenntniß in neue Form zu kleiden und neuen Kreisen zugänglich zu machen, mit unermüdlichem Eifer, großem Geschick und ungewöhnlichem Erfolge erfüllt hat. *(Wilh. Bacher.)*

Leviten, s. Levi.

LEVOLD VON NORTHOF, Geschichtschreiber der Grafschaft Mark, geboren am 21. Jan. 1278, stammte aus einem westfälischen Rittergeschlecht. Sein Vater war jedenfalls ein Dienstmann der Grafen von der Mark, die für die Erziehung und Ausbildung seines Sohnes viel thaten. Von ihnen unterstützt, bezog Levold im 16. Jahre die Universität Erfurt, wo er sich ein Jahr aufhielt. Nach mehreren Reisen ging er 1308 zur Fortsetzung seiner Studien nach Avignon. Nach Vollendung derselben eröffnete ihm Graf Adolf, der 1313 Bischof von Lüttich wurde, eine ehrenvolle Laufbahn. Er verschaffte ihm eine einträgliche Pfründe in Worms, die er nicht selbst zu versehen brauchte, dann ein Kanonikat in Lüttich und endlich eine Abtei Visét (Levold nennt sich einen Abbatem secularem ecclesiae Visetensis). Er lebte nun abwechselnd am Hofe der Grafen, in Köln und in Lüttich und starb über 80 Jahre alt. Er schrieb eine Chronik der Grafen von der Mark, die er dem Grafen Engelbert (1347—91) widmete, seinem Zögling, den er auch 1326 auf einer Reise nach Rom begleitet hatte. Das Werk wurde 1358 vollendet; es handelt zwar vorzugsweise von den Grafen von der Mark, enthält aber auch viele Nachrichten über die andern Landschaften Westfalens, über die Rheinlande, die Niederlande, überhaupt über den Westen Deutschlands. Ferner schrieb Levold, wahrscheinlich zum Schulgebrauch für die jungen Grafen, einen Katalog der Erzbischöfe von Köln.

Ausgaben: «L. a. N., Equitis Marcani, Canonici Leodiensis et Abbatis secularis eccl. Visetensis Origines Marcanae sive Chronicon Comitum de Marca et Altena» (bei Meibomius, «Rerum Germanicarum», t. I, p. 377—409), «Supplementum L. N. 1358—91» bei Meibomius, «R. G.» I, p. 409, 10; «Meibomii notae ad L. N. Orig. Marc.», p. 411—424 (auch heute noch von Werth); «L. a. N. Archiepiscoporum Coloniensium Catalogus» — 1349 bei Meibomius, «R. G.» II, p. 4—20; Seibertz, «Quellen der Westfälischen Geschichte» (Arnsberg 1857; L. v. N. Chr. d. Gr. v. d. M. bis 1391, übers. u. umgearb. v. Ulrich Berne, Kapellan zu Hamm, 1538); Troß, «Levold von Northof» (Hamm 1859; die Chronik und den Katalog enthaltend). Andere kleine Schriften von Levold enthält der «Codex Gudianus» in der Bibliothek zu Wolfenbüttel; über diese Handschrift vgl. Ficker in der «Zeitschrift für westfälische Geschichte und Alterthumskunde», Bd. 13, S. 287 fg. (Münster 1852).

Ueber Levold's Leben: Meibomius, «R. G.» I, p. 375 (Helmstädt 1702); Weddigen, «Handbuch der historisch-geographischen Literatur Westfalens», S. 112 (Dortmund 1801); Lorenz, «Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter», II, 49 u. 58 (Berlin 1876). *(Paul Schwartz.)*

31) Die Grabschrift ist öfters abgedruckt, durch M. Soave in Geiger's «Jüd. Zeitschrift», IX, 208. 32) In einer Abhandlung, welche die «Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft» im Jahrg. 1889 bringen soll. — Von Levita's «Bedeutung als Lehrer und als Grammatiker» handelt J. Levi in der angeführten Schrift auf eingehende Weise.

LEVULOSE, Fruchtzucker, $C_6H_{12}O_6$, findet sich neben Dextrose im Honig, vielen Fruchtsäften und anderen zuckerhaltigen Pflanzenbestandtheilen. Das isolirte Vorkommen des Fruchtzuckers ist nicht mit Sicherheit nachgewiesen; er bildet sich bei der Behandlung von Rohrzucker, $C_{12}H_{22}O_{11}$, in wässeriger Lösung mit Diastose oder beim Kochen mit verdünnter Schwefelsäure, wobei derselbe in ein äquivalentes Gemisch von Glykose (Traubenzucker) oder Levulose zerfällt; ferner bei Einwirkung verdünnter Schwefelsäure auf Sinistrin, $C_6H_{10}O_5$ (neben einer optisch inactiven Zuckerart) oder Inulin, $C_6H_{10}O_5$, welches letztere vollständig in Levulose übergeführt wird. Aus seiner Bildungsweise muß man schließen, daß Fruchtzucker in den Früchten aus dem primär gebildeten Rohrzucker hervorgeht, diese Umwandlung ist jedoch unabhängig von dem Säuregehalt der Früchte.

Zur Darstellung der Levulose benutzt man Invertzucker, ein Gemenge von Dextrose, Levulose und vielleicht noch einer dritten, optisch indifferenten Zuckerart, wie man dasselbe durch Erhitzen von Rohrzucker mit verdünnter Schwefelsäure oder Salzsäure erhält. Nach Abscheidung der Schwefelsäure durch Baryumcarbonat, beziehungsweise der Salzsäure durch Silberoxyd und Abdampfen der Flüssigkeit hinterbleibt Invertzucker als farbloser Sirup, der sich im Dunkeln lange unverändert verhält, dem Licht ausgesetzt aber bald Dextrose, ähnlich wie der Honig unter gleichen Umständen, abscheidet. Um nun aus Invertzucker Levulose zu erhalten, löst man nach Dubrunfaut 10 Theile desselben in 100 Theilen Wasser und setzt allmählich, unter Eiskühlung, 6 Theile gepulvertes Kalkhydrat hinzu. Es bildet sich eine schwerlösliche Kalkverbindung der Levulose, während die Dextrose in Lösung bleibt und durch wiederholtes Abpressen entfernt werden kann. Der ausgeschiedene Niederschlag wird durch Kohlensäure oder Oxalsäure zerlegt. Eine andere Methode ist von Girard angegeben. Die Reindarstellung der Levulose ist schwierig und gelingt am besten noch durch Behandlung von Inulin mit verdünnter Schwefelsäure. Man erhitzt eine zehnprocentige, wässerige Inulinlösung 120 Stunden lang auf dem Wasserbade, dampft dann zum dicken Sirup ab, den man in Alkohol von 92 Proc. löst. Die alkoholische, durch Thierkohle entfärbte Lösung wird verdunstet, der Rückstand mit kaltem absoluten Alkohol wiederholt gewaschen, um Wasser und gewisse Beimengungen zu entfernen, und in die Kälte gestellt. Beim Aufbewahren scheiden sich dann allmählich Krystalle aus und schließlich erstarrt die ganze Masse.

Levulose bildet einen farblosen süßen Sirup, den man früher für nicht krystallisirend hielt, bis es Jungfleisch und Lefranc nach der eben angegebenen Methode gelang, Krystalle von Fruchtzucker zu erhalten. Aus heißem Alkohol krystallisirt derselbe in dünnen, seidenglänzenden Nadeln, welche radial von einem Punkte ausgehen. Bringt man einige Krystalle in eine concentrirte wässerige Lösung von Levulose, so gelingt es, auch diese zur Krystallisation zu veranlassen. Die krystallisirte Levulose schmilzt bei 95° C. und zersetzt sich bei 100° unter Wasserabgabe, sie ist leicht in Wasser und in verdünntem Weingeist löslich und schmeckt ebenso süß wie Rohrzucker. Die wässerige Lösung ist stark linksdrehend, mit steigender Temperatur nimmt das Drehungsvermögen rasch ab. Gegen Fehling'sche Lösung und andere Reagentien verhält sie sich wie Dextrose.

Erhitzt man Levulose auf 170° C., so geht sie in Levulosan, $C_6H_{10}O_5$, über, eine amorphe Masse, welche beim Kochen mit Wasser Levulose regenerirt. Bei der Oxydation mit Salpetersäure liefert sie Glykolsäure und inactive Weinsäure, mit Silberoxyd und Chlor behandelt aber nur Glykolsäure. Durch Einwirkung von Natriumamalgam und Wasser geht sie in Mannit über. Beim längeren Kochen von Levulose mit verdünnter Schwefelsäure bildet sich Levulinsäure, $C_5H_8O_3$, beim Kochen mit Kalk und Wasser viel Saccharinsäure, $C_6H_{12}O_6$. Durch Hefe wird Fruchtzucker weniger leicht in Gärung versetzt als Dextrose, sodaß letztere in einer gärenden Lösung von Invertzucker zuerst verschwindet.

(Paul Baessler.)

LÉVY (Michel), französischer Buchhändler, wurde am 20. Dec. 1821 zu Pfalzburg in Lothringen geboren, woselbst sein Vater einen sehr bescheidenen Schnitt- und Kurzwaarenhandel betrieb. Schon sehr jung, im Jahre 1830, kam er nach Paris, wo er in einer Buchhandlung in die Lehre trat, nach deren Beendigung er einen Handel mit Theaterstücken eröffnete, dem er bald darauf auch eine kleine Leihbibliothek beifügte. Sein älterer Bruder vereinigte sich sodann mit ihm und sie errichteten ihr gemeinschaftliches Geschäft in der Passage du Grand-Cerf, woselbst es bald derart an Ausdehnung gewann, daß sie 1845 schon eine Filiale in der Rue Vivienne gründen konnten, deren Auslage sich an einem Theile des Gebäudes der Nationalbibliothek entlang zog. Im J. 1846 vereinigte sich ihr dritter Bruder, Calmann, heute der einzige überlebende, mit ihnen; sie eröffneten jetzt ein größeres Geschäft in der Rue Vivienne und dies wurde der Sammelpunkt literarischer Celebritäten; 1871 fand eine nochmalige Verlegung des stets an Bedeutung gewinnenden Geschäfts, und zwar nach der Rue Auber, statt. Die Brüder Lévy, an deren Spitze Michel stand, waren die Verleger der beiden Dumas, Balzac's, der George Sand, Victor Hugo's, Lamartine's, Alfred de Vigny's, und von ernsten wissenschaftlichen Werken waren es Guizot's historische Schriften, Michelet's und Renan's berühmte Bücher u. a., die aus ihrem Verlage hervorgingen. Auch den literarischen Tagesgrößen nichtfranzösischer Nationalität wandte die Firma Lévy ihre rege Aufmerksamkeit zu, und namentlich sind es Heinrich Heine, Conscience, Macaulay und Thackerah, deren Kenntniß sie dem französischen Publikum durch gute Uebersetzungen vermittelten. — Michel Lévy war der Schöpfer der billigen Einfrankbände, und die nach ihm benannte «Collection Michel Lévy» zählte bei seinem Tode bereits 1500 Nummern; er hat sich durch dieselbe außerordentliche Verdienste erworben um die Verbreitung guter und billiger Literatur in Frankreich, und auch für ihn ist der Erfolg nicht ausgeblieben, denn als er am

Abende des 5. Mai 1875 plötzlich starb, hinterließ er, der ganz mittellos nach Paris gekommene, ein Vermögen von mehreren Millionen. Michel Lévy war von nimmer rastender Thätigkeit; seine Bildung verdankte er zumeist seiner umfassenden Lektüre und seinem eisernen Fleiße.
(Theodor Goebel.)

LEWALD (Johann Karl August), als Sohn eines jüdischen Kaufmanns am 14. Oct. 1792 zu Königsberg geboren, besuchte nur kurze Zeit das Gymnasium, dann sollte er nach des Vaters Tod in die Handlung eintreten. Beim Ausbruch des Krieges wurde er 1813 in ein Artillerieregiment eingereiht, aber bald wegen Krankheit entlassen. Auf einer Geschäftsreise nach Warschau lernte ihn der russische General von Rosen kennen; als dessen Secretär machte er den Feldzug gegen Frankreich mit. Nach dessen Beendigung wollte er seinen alten Lieblingsplan, der Kunst zu leben, ausführen. Die Bekanntschaft mit Karl von Holtei bestimmte ihn, als Schauspieler und Dichter für das Theater zu wirken. Von 1818 bis 1820 war er in Brünn, dann in München und Wien; 1824 übersiedelte er nach Nürnberg, um die Leitung des Theaters und theilweise die Redaction des «Nürnberger Correspondenten» zu übernehmen. Nach kurzer theatralischer Thätigkeit in Bamberg wirkte er vier Jahre lang als Theaterdichter und Comparseninspector in Hamburg, um 1831 dem Theater für längere Zeit den Rücken zu kehren. Unter den Namen Kurt Waller, Hans Kindermann, Tobias Sonnabend hatte er schon früh am «Breslauer Gesellschafter» und einigen andern Zeitschriften sich betheiligt, für Holtei's «Jahrbuch deutscher Nachspiele» Beiträge geliefert; 1826 trat er unter eigenem Namen mit einer «Geschichte der Musik» (Nürnberg), der freilich selbständiger Werth nicht zukommt, hervor. Im J. 1830 ging er nach Paris, die heißen Julitage mitmachend. Von französischen Schriftstellern wurde ihm Jules Janin der am meisten befreundete. Von 1831 bis 1834 lebte er in München, dann abwechselnd in Stuttgart und Karlsruhe; von 1846 bis 1848 hielt er sich in Wien auf, und ging, nachdem er das bewegte Jahr zu Frankfurt a. M. als activ betheiligter Politiker durchlebt, 1849 wieder nach Stuttgart zurück. In München hat er eine größere Reihe seiner Schriften vollendet, so die dreibändige Novellensammlung, «Album aus Paris», «Bilder aus dem französischen Mittelalter», «Erinnerungen aus Hamburg». Im J. 1835 gründete er die vielgelesene Zeitschrift «Europa», deren Redaction er bis 1846 führte; die Zeitschrift selbst wurde noch bis 1859 fortgeführt, während Lewald 1849 für kurze Zeit die Redaction der conservativen «Deutschen Chronik» übernommen hatte. Im J. 1850 wurde er Regisseur am Hoftheater zu Stuttgart und verblieb in dieser Stellung bis 1863. Schon 1860 war er unter dem Einflusse seiner aus München stammenden Frau zum Katholicismus übergetreten; 1864 siedelte er nach München über, wo er am 10. März 1871 starb. Seine schriftstellerische Thätigkeit war bis zum Ende eine ungemein vielseitige. Eine Auswahl seiner gesammelten Schriften konnte er schon zwischen 1844 und 1846 (Leipzig) in 12 Bänden herausgeben. Die «Allgemeine Theaterrevue» (Stuttgart 1837), der «Entwurf einer praktischen Schauspielerschule» (Wien 1846), «Aus dem theatralischen Leben der Gegenwart» (1862), nahmen eine hervorragende Stellung ein; daran reihen sich mehrere Theaterromane und die Sammlung der «Schauspiele» (2 Bde., Stuttgart 1838). Seine letzten Romane «Clarinette» (Stuttgart 1863), «Moderne Familiengeschichten» (3 Bde., Stuttgart 1866) sind Tendenzromane streng katholischer Richtung. Die weitaus beste Charakteristik Lewald's hat sein Freund Ferdinand Kürnberger in dem Feuilleton «Ein Alter von der Garde» (1871, «Literarische Herzenssachen», Wien 1877) geliefert: «Repräsentant jenes Stadiums der Presse, in welchem dieselbe schon mächtig genug war, um Einfluß zu haben, und noch nicht mächtig genug, um als moderner Industrialismus, wie heute, auf ihren eigenen Füßen zu stehen und in dem demokratischen Trotz einen Stand für sich zu bilden, war er ein Abglanz der herrschenden Stände in Cabinet und Salon, ein brillanter Typus des Literaten, der noch mehr zu den Vornehmen des Volkes als zu dem Volke spricht, und jene nicht anders beeinflußt, als durch Unterhaltung. Er war ein lebendiger Mensch und unter dem Goldblättchen seiner einfachen, naiven Eleganz sogar ein starker, naturvoller Mensch.»

Ein Verzeichniß seiner Schriften gibt G. Kehrein, «Biographisch-literarisches Lexikon der katholischen deutschen Dichter» (Würzburg 1868), I. 231; vgl. ferner: Goedeke, «Grundriß», III[1], 876 und F. Brümmer, «Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten»; O. L. B. Wolff, «Encyklopädie der deutschen Nationalliteratur», VIII, 299; D. A. Rosenthal, «Convertitenbilder aus dem 19. Jahrhundert», I. 1010; von Rehden, «Deutsches Bühnenlexikon» I, 399. *(Max Koch.)*

Lewenhaupt (Adam Ludwig, Graf), schwedischer General, s. Löwenhaupt.

LEWENZ (magyarisch Léva), ein Marktflecken im ungarischen Comitat Bars, auf einem Hügel am Saume der fruchtbaren Ebene am Granfluß, mit (1880) 6491 größtentheils magyarischen Einwohnern und einem römisch-katholischen Gymnasium, war einst eine berühmte Grenzfestung gegen die Türken, welche zum Schutze der Bergstädte erbaut worden war; gegenwärtig sieht man von dieser Festung nur noch einige Trümmer auf einem Hügel. Der Marktflecken ist der Hauptort einer großen fürstlich Esterházy'schen Domäne. *(J. Hunfalvy.)*

LEWES, die Hauptstadt der englischen Grafschaft Sussex, an der schiffbaren Ouse, 80 Kilom. südöstlich von London, nordöstlich von Brighton, an einer Abzweigung der London-Brightoner Eisenbahn, ist ein wichtiger Knotenpunkt des englischen Eisenbahnsystems, mit (1881) 6017 Einwohnern, hat neben andern öffentlichen Gebäuden vier Kirchen, darunter die Michaeliskirche (restaurirt 1878), malerische Reste eines alten Schlosses, eine Lateinschule (gegründet 1512). Die Industrie erzeugt landwirthschaftliche Geräthe, Bier, Leder; der früher bedeutende Wollhandel ist in Verfall gerathen. In der Schlacht, welche am 14. Mai 1264 zwischen

König Heinrich III. und Simon de Montfort, Graf von Leicester, dem Feldherrn der verbündeten Barone, bei Lewes geliefert worden, wurde der König geschlagen und gefangen genommen. *(W. Bentheim.)*

LEWES (George Henry), englischer Schriftsteller, geboren in London am 18. April 1817, ging vom Kaufmannsstand, dem er sich erst gewidmet, zum Studium der Medicin über, wandte sich dann aber allgemeinern Studien, zum Theil während eines Aufenthaltes in Deutschland (1838 und 1839), und der literarischen Laufbahn zu. Seine schriftstellerische Thätigkeit bewegt sich auf dem Gebiete der Naturwissenschaft, der Philosophie, der historischen und literargeschichtlichen Biographie und der Belletristik, auch war er Redacteur mehrerer Zeitschriften: von 1849—54 des «Leader», von 1865—66 der «Fortnightly Review». Von seinen Werken gehören der Philosophie oder verwandten Gebieten an: «Biographical history of Philosophy» (1845—46), später erweitert zur «History of philosophy from Thales to Comte» (5. Aufl., London 1878; deutsch, 2. Aufl., Berlin 1873—76); «Aristotle» (London 1864; deutsch von Carus, Leipzig 1866); «Problems of life and mind» (3 Bde., London 1874—75); «The physical basis of mind» (London 1877); in das damit schon berührte naturwissenschaftliche Gebiet fallen: «Seaside studies» (London 1858; deutsch von Frese, Berlin 1855); «Physiology of common life» (London 1860 deutsch von Carus, Leipzig 1860); «Studies in animal life» (1862). In der Biographie versuchte sich Lewes zuerst mit einem «Life of Robespierre» (London 1862), am bekanntesten ist aber sein Name durch die Goethe-Biographie geworden: «The life and works of Goethe» (2 Bde., London und Leipzig 1855, 3. Aufl. 1882; deutsch von Frese, 14. Aufl., Stuttgart 1883), ein Werk, das trotz seiner mannichfachen Mängel in der Auffassung von Goethe's Leben und Werken doch wegen seiner ansprechenden Form und seiner Lesbarkeit allgemeine Verbreitung gefunden hat. Zu Lewes' poetischen Erzeugnissen gehören die Romane «Ranthorpe» (1847); «Rose, Blanche and Violet» (1848), die Dramen «Lope de Vega and Calderon», «The noble heart» (1850), dazu gab er heraus: «Selections from the modern British dramatists» (2 Bde., Leipzig 1861, 2. Aufl. 1867); frühere Theaterkritiken sind gesammelt in dem Buche «On actors and the art of acting» (1875, deutsch, Leipzig 1878). — Lewes, dessen unglückliche Ehe getrennt wurde, verband sich dann mit der berühmten englischen Schriftstellerin George Eliot (pseudonym für Mary-Anne Evans) und starb am 30. Nov. 1878. *(W. Bentheim.)*

LEWIS (Sir George Cornewall), englischer Staatsmann und Gelehrter, wurde geboren am 21. Oct. 1806 zu Harpton Court in Wales als Sohn des Sir Thomas Strickland Lewis, der nacheinander Schatzkammersecretär, Handelsminister und Commissar für die Armenpflege war, 1846 zum Baronet erhoben wurde und am 22. Jan. 1855 gestorben ist. In der Schule zu Eton erzogen, studirte der junge Lewis 1824—28 zu Oxford und ward 1831 Sachwalter in London, widmete sich aber hauptsächlich literarischen Studien. Schon seit 1828 war er Mitarbeiter des «Classical Journal» und der «Foreign Quarterly Review», in welchen seine Beiträge sich namentlich auf deutsche Literatur bezogen. Er hatte das Verdienst, einige Meisterwerke derselben auf englischen Boden zu verpflanzen, wie Böckh's «Staatshaushalt der Athener» und K. O. Müller's «Dorier», die er in Gemeinschaft mit Henry Tuffnell ins Englische übersetzte (London 1830). Im J. 1836 zum Mitgliede der Commission ernannt, welche die Zustände der irischen Kirche untersuchen sollte, verfaßte er die Schrift «On local disturbances in Ireland and the Irish church question». Von 1839 bis zum 7. Juli 1847 Commissar für die Armenpflege, trat er alsdann als Abgeordneter für die Herefordshire ins Unterhaus, war vom November 1847 bis Mai 1848 Secretär des Indischen Amtes, dann Unterstaatssecretär für das Innere und vom Juli 1850 bis zum Sturz des Ministeriums Russel im Februar 1852 Schatzsecretär. Bei den bald darauf folgenden Neuwahlen vom Parlament ausgeschlossen, übernahm er in der Zwischenpause seiner politischen Thätigkeit die Redaction der «Edinburgh Review» und vollendete sein Hauptwerk «Enquiry into the credibility of early Roman history» (2 Bde., London 1855; deutsch von Liebrecht, 2. Aufl., Hannover 1863), dem einige größere Schriften, wie der «Essay on use and abuse of political terms» (1835; 2. Aufl. 1877), «On the influence of authority in matters of opinion» (1849; 2. Aufl. 1875) und «Essay on the origin and formation of Romance languages» (2. Aufl. 1862) vorausgegangen waren.

Durch den Tod seines Vaters im J. 1855 Erbe der Baronetswürde und des Parlamentssitzes für Radnor wurde er bald darauf Gladstone's Nachfolger als Kanzler der Schatzkammer. Mit Umsicht und Erfolg verwaltete er die englischen Finanzen bis zur Auflösung des Ministeriums Palmerston im Februar 1858, während eines der schwierigsten Zeiträume in den Annalen des Reichs (Orientkrieg, indischer Aufstand, Verwickelungen in China). Seit dem Wiedereintritt Palmerston's im Juni 1859 war Lewis erst Staatssecretär des Innern, vom Juli 1861 an Kriegsminister, was ihn nicht verhinderte, seine gelehrten Beschäftigungen fortzusetzen. Während dessen schrieb er eine sehr umfassende «Historical survey of the astronomy of the ancients» (1862) und einen «Dialogue on the best form of government» (1863).

Lewis, nächst Gladstone das hervorragendste Mitglied des Ministeriums Palmerston, starb am 13. April 1863 auf seinem Landsitz Harpton-Court in Radnorshire. Nach seinem Tode erschienen noch die «Essays on the administration of Great Britain from 1783 to 1830» (London 1864). Vgl. Sir G. F. Lewis, «Letters of Sir George Cornewall Lewis to various friends» (London 1870).

Lewis' Gattin, Lady Maria Theresa, geboren am 8. März 1803, war ebenfalls schriftstellerisch thätig,

als Mitverfasserin von Th. L. Lister's (ihres ersten Mannes) «Memoir of the life and administration of the Earl of Clarendon» (3 Bde., London 1838); außerdem schrieb sie den Roman «The semi-detached house» (London 1859) und gab die Tagebücher der Miß Berry aus dem Ende des 18. Jahrh. heraus: «Social life in England» (2 Bde., London 1844). Sie starb in Oxford am 8. Nov. 1865. *(W. Bentheim.)*

LEWIS oder Lewes, Insel in der westlichen Gruppe der Hebriden, hängt durch eine schmale Landzunge mit der südlich anliegenden Insel Harris zusammen und umfaßt mit dieser und kleinern Nebeninseln 2270 □Kilom. mit (1881) 30,300 Einwohnern. Die Insel hat steile Küsten mit zahlreichen Buchten, fischreiche kleine Seen, Moore, welche trefflichen Torf bilden, und ansehnliche Viehzucht. Die Hauptstadt (9500 Einwohner) Stornoway ist ein Hauptplatz der schottischen Heringsfischerei, besitzt und bemannt über 1000 Seefischereischiffe.

(W. Bentheim.)

LEX, d. i. Gesetz, hieß bei den Römern anfangs nur ein von den Curiat- und Centuriatcomitien ausgegangener Beschluß, der auch populiscitum genannt wurde; nach erfolgter Gleichstellung der Tributcomitien gab man aber auch einem von diesen ausgegangenen Beschlusse, plebiscitum, den Namen Lex. Das Gesetz wurde in Vorschlag und vor die Comitien von einem Magistrate gebracht, nach dessen Geschlechtsnamen man es dann auch benannte, z. B. Lex Licinia, Cornelia u. s. w. Den Comitien gingen die Bekanntmachung des Gesetzentwurfs (promulgatio) und Concionen zuvor, in denen für und wider gesprochen wurde; in den Comitien forderte der Magistrat das Volk zur Entscheidung durch Annahme oder Verwerfung auf. Diese Aufforderung hieß rogare populum, legem rogare. Man stimmte mündlich, später durch Stimmtäfelchen ab, auf welche, wer für den Entwurf stimmte, U. R. (uti rogas, «wie du beantragst»), wer aber dagegen, A. (antiquo, «ich verwerfe») schrieb. Der technische Ausdruck für eine Lex, die auf diese Weise durchgegangen war, ist Lex perlata. Diese wurde, auf Bronze gravirt, zuerst auf dem Forum aufgestellt, dann aber in einen Tempel, meistens in den des Jupiter Capitolinus, zur Aufbewahrung gebracht. Derjenige Theil des Gesetzes, der die Bestimmung gegen Verletzung desselben enthielt, hieß sanctio legis, und ein Gesetz mit dieser Sanction Lex perfecta, ohne dieselbe Lex imperfecta. In der Kaiserzeit hatten die Senatsconsulte und die Constitutionen der Kaiser gleiche Kraft mit den Leges, doch bedienten sich Augustus und dessen nächste Nachfolger noch häufig der Comitien. In der zweiten Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Chr. wurde indessen deren Mitwirkung immer seltener und nach Kaiser Nerva kommt kein Beispiel einer Lex mehr vor. — Lex bedeutet ferner, und zwar besonders im kanonischen Rechte, das Alte Testament; ferner, und zwar besonders in der Pluralform «in legibus», das Römische Recht; endlich auch jede Vertragsbestimmung, wie z. B. Lex commissaria, Lex praepositionis u. s. w.

(Albrecht Just.)

LEXINGTON, Name verschiedener Ortschaften in den Vereinigten Staaten von Amerika; die bedeutendsten sind: 1) Hauptort des County La Fayette im Staate Kentucky, am Elkhorn, in herrlicher Lage und fruchtbarer Gegend; 4 Stadtbezirke mit 16,656 Einwohnern, darunter 7583 Farbige (1880), wichtiger Eisenbahnknotenpunkt östlich von Louisville und südlich von Cincinnati, von jeder dieser Städte 140 Kilom. entfernt, mit Universität (die Transsylvanische genannt), Staatsirrenanstalt, Arbeitshaus, lebhaftem Fabrikbetrieb und bedeutendem Handel. — 2) Hauptort des County Rockbridge, im Staate Virginia, am North und am westlichen Abhang der Blauen Berge, mit zwei höhern Lehranstalten (Washington und Virginia Military College), 4100 Einwohner. In der Nähe die berühmte Naturfelsenbrücke über den Cedar-Creek. — 3) Hauptort des County La Fayette im Staate Missouri, am Missouri, 80 Kilom. östlich von Kansas-City, Eisenbahnstation, mit 4000 Einwohnern. Bei Lexington capitulirte am 20. Sept. 1861 ein Corps Bundestruppen von 2780 Mann an die Conföderirten. — 4) Flecken im County Middlesex des Staates Massachusetts, Eisenbahnstation zwischen Boston und Concord, mit 2500 Einwohnern. Hier fand am 19. April 1775 ein Gefecht zwischen amerikanischen Freischaren und 800 Engländern unter General Gage statt, wobei die letzteren fast vernichtet wurden und der Rest nur noch durch raschen Zuzug von Boston gerettet werden konnte. Durch dieses Gefecht wurde der amerikanische Befreiungskrieg eröffnet. Zur Erinnerung daran steht auf dem Kampfplatze ein Denkmal. *(A. Schroot.)*

Leyden, niederländ. Stadt, s. Leiden.

LEYS (Jan August Hendrik), ausgezeichneter belgischer Historien- und Genremaler, geboren zu Antwerpen am 18. Febr. 1815, bildete sich seit 1829 unter F. de Brakeleer's Leitung zum Kupferstecher aus, doch trat er 1832 in die Akademie, wo Wappers sein Lehrer wurde. Von diesem eignete er sich besonders die Leuchtkraft der Farbe an, bei der Wahl der Stoffe griff er aber gleich in das 16. und 17. Jahrh. zurück. Seiner frühesten Thätigkeit gehörten an: ein kleiner Musikant (1832), Kampf zwischen einem französischen Grenadier und einem Kosaken (1833), der Strand von Antwerpen (1834), Furie espagnole (Ueberfall der Bürger von Antwerpen durch die spanische Besatzung im J. 1576 (1835). In dem letztern Jahre ging Leys nach Frankreich und Holland. In Paris studirte er den Delacroix; als er Holland zum zweiten male (1839) besuchte, wirkten die Bilder von Pieter de Hoogh mit ihren geheimnißvollen Lichteffecten auf seine Kunst nachdrücklich ein, sodaß sich damit seine zweite Manier, die Malerei in Sammetton, entwickelte. Allgemeine Anerkennung fand bereits 1836 im Salon zu Brüssel sein Bild: die Ermordung des löwener Magistrats 1379. Das Jahr darauf entstand: das Atelier Rembrandt's, dem folgten Genrebilder, wie: Reichthum und Armuth, Hochzeit, Familienfest in der Bretagne, in denen sich überall Fleiß und Studium des Künstlers offenbart. Darauf nahm ihn der Genius Rembrandt's gefangen, dem er über zehn

Jahre treu blieb. Im J. 1845 wurde er Mitglied der brüsseler Akademie. Von den zahlreichen weiteren Werken des sehr productiven Künstlers mögen hervorgehoben werden: das Interieur einer vlämischen Bauernfamilie (1845), das Familienfest (jetzt in Leipzig), in welchem einzelne Figuren sehr stark an Jan Steen und Dirk Hals erinnern; in dasselbe Jahr fällt auch das Historienbild: Wiederherstellung des Gottesdienstes in der antwerpener Kathedrale nach den Bilderstürmen von 1566; es gehört zu seinen Hauptwerken. Ein Familienfest, ein Waffenschmied und eine Musikgesellschaft, die 1847 im pariser Salon waren, brachten ihm das Kreuz der Ehrenlegion ein; ersteres Bild (in Berlin) zeigt große Spuren von Beschädigung. An diesem Uebel leiden viele Werke des Meisters, wol aus dessen eigener Schuld durch die Art der Untermalung; so das zu seinen besten Werken zählende im Museum zu Antwerpen: Rubens begibt sich zu einem Feste, das die antwerpener Bogenschützen ihm zu Ehren veranstaltet haben. Mit diesen und andern von 1849—51 entstandenen Werken hat Leys die zweite Richtung seiner Kunst, die in Holland wurzelte, abgeschlossen. Im J. 1852 machte er eine Reise nach Deutschland, wo ihn Dürer's und Holbein's Werke so tief ergriffen, daß er, obwohl auf der Höhe seiner Kunst und seines Ruhmes stehend, fest entschlossen war, in deren Fußstapfen zu treten. Es war die naive Auffassung dieser Künstler, die ihm imponirte. Vielleicht haben auch Erinnerungen an die Brüder van Eyck mitgewirkt. Dieser Richtung gehören an: Fest bei Otto Venius, Erasmus in seiner Studirstube, der Spaziergang vor dem Thore (Illustration zu der Scene in Goethe's «Faust»), Neujahrstag in Flandern, die katholischen Frauen u. v. a. Nachdem er 1859 Deutschland nochmals bereist hatte, erhielt er den Auftrag, den Rathhaussaal in Antwerpen mit Fresken zu schmücken. Die Motive konnte der Meister frei wählen, nur mußte er sie der Stadtgeschichte entnehmen, die er denn nun auch fleißig studirte. Vier Bilder kamen zur Ausführung. Leys starb am 26. Aug. 1869 in Antwerpen. Vgl. das Lebensbild von H. Bilung in der «Zeitschrift für bildende Kunst» (1880).

(J. E. Wessely.)

LEYSER (Augustin von), einer der einflußreichsten Rechtslehrer des 18. Jahrh., geboren am 18. Oct. 1683 zu Wittenberg, wurde, nachdem er mehrfache Reisen nach England und Italien unternommen hatte, 1708 außerordentlicher Professor daselbst, ging 1712 als ordentlicher Professor nach Helmstedt, kehrte aber in gleicher Eigenschaft 1729 nach Wittenberg zurück, wo er am 3. Mai 1752 gestorben ist. Unter seinen Schriften sind als Hauptwerk zu betrachten die «Meditationes ad Pandectas» (11 Bde., Leipzig und Wolfenbüttel 1718—48), welche nach Leyser's Tode von Höpfner fortgesetzt (Bd. 12 und 13, Gießen 1774—80) und von Hartleben und J. E. D. Müller commentirt wurden. — Literatur: «Praefatio» Höpfner's zu Band 12 der «Meditationes»; «Leyseri laudes» in Band 13, S. 211—226; «Vita Leyseri» daselbst, S. 323—348.

(Albrecht Just.)

LEYSSERA, eine von Linné aufgestellte Gattung der Compositen und zwar der Inuloideen, zu welcher Callicornia *Burmann* und Asteropterus *Gaertner* gehören. Die Blütenköpfchen sind verschiedenehig mit weiblichen einreihigen Strahlblüten und hermaphroditischen Scheibenblüten. Der Hüllkelch ist kreiselförmig oder glockig mit dachziegelig sich deckenden, trockenhäutigen, an der Spitze durchscheinenden oder starren, mehrreihigen Deckblättern, von denen die äußern kleiner sind. Der Blütenboden ist nackt oder mit geschlitzten Deckblättchen besetzt. Die weiblichen, aber gleichfalls fruchttragenden Randblüten haben einen schmalen, ganzrandigen oder kaum gezähnten, abstehenden Strahl, die dünnröhrigen regelmäßigen Scheibenblüten besitzen einen kaum erweiterten, an der Spitze kurz fünfspaltigen Saum. Die Staubbeutel sind am Grunde pfeilförmig mit sehr kleinen Anhängseln. Die Griffelschenkel der Scheibenblüten sind schmal und stumpf; die Achenen schmal und kantig. Der Pappus an den Achenen der Randblüten besteht aus kurzen, schmalen, zerschlitzten Spreublättchen, jener der Scheibenblüten aus langen, oben federigen Borsten, untermischt mit sehr kleinen, bisweilen fast spreublattartigen Borstchen.

Aus dieser Gattung sind 4 Arten bekannt, von denen 3 in Südafrika einheimisch sind, während die vierte sich von Südspanien nach Nordafrika bis Westasien erstreckt. Es sind kleine graufilzige oder kahle Kräuter oder Halbsträucher mit schmal linealischen oder pfriemlichen, ganzrandigen Blättern, mäßig großen, ziemlich lang gestielten Blütenköpfchen, gelben Blumenkronen und kahlen Achenen.

Die Gattung wurde von Linné zu Ehren des Kriegs- und Domänenraths Dr. Friedrich Wilhelm Leyßer, des Verfassers der «Flora Halensis», benannt. Da in der ersten Auflage dieser Schrift vom Jahre 1761 der Name fälschlich Leyser gedruckt ist, so findet man statt Leyssera bisweilen die Schreibart Leysera, welche nicht nachzuahmen ist; in der 2. Auflage vom Jahre 1783 ist richtig Leyßer gedruckt. *(A. Garcke.)*

LGOW, Kreisstadt im russischen Gouvernement Kursk, am rechten Ufer des Seim und an der Eisenbahn Kursk-Kiew, mit (1883) 4460 Einwohnern, hat nur unbedeutenden Handel und geringe Industrie.

Ob Lgow an der Stelle des alten Olgow steht, das 1152 in den Chroniken erwähnt wird, ist nicht sicher. Historisch wird es erst im 18. Jahrh. bekannt, wo hier bis 1764 die Lgowsche Männereinsiedelei bestand. Im J. 1779 wurde die an das Kloster sich anschließende Slobode (Ansiedelung) zur Kreisstadt erhoben, die es, mit Ausnahme der Jahre 1796—1802, bis heute blieb.

Der Kreis Lgow liegt im nordwestlichen Theil des Gouvernements, bildet eine nach Westen sich neigende Hochebene und umfaßt 2970 □Kilom. mit 101,000 Einwohnern. Der Boden ist meist fruchtbare Schwarzerde.

(Tr. Pech.)

L'Hlassa, die Hauptstadt Tibets, s. Lassa.

L'HÔPITAL (oder L'Hospital, Michel de), Kanzler von Frankreich. Als Sohn eines bedeutenden

Arztes 1505 zu Aigueperse (Auvergne) geboren, ging L'Hôpital nach Toulouse, um Jura zu studiren, wurde zwar infolge des Anschlusses seines Vaters an den Connetable Karl von Bourbon 1523 verhaftet und eingekerkert, doch alsbald auf Befehl des Königs freigegeben und eilte zum Vater nach Mailand, bei dessen Belagerung durch Franz I. er in der Vermummung eines Maulthiertreibers nach Padua entfloh, um hier sechs Jahre die Rechtsstudien eifrigst zu betreiben. Von Padua ging er nach Bologna, der ersten Juristenschule, dann nach Rom, wo er Auditor der Rota wurde; aber der französische Gesandte Cardinal von Grammont veranlaßte ihn 1534 zur Uebersiedelung nach Paris und L'Hôpital wurde hier Advocat, erheirathete 1537 die Stelle eines Parlamentsraths, zeigte jedoch geringen Geschmack an den Berufsgeschäften, strebte nach einem Staatsposten und huldigte mit Leidenschaft dem Studium der alten Philosophie und Poesie, wie er sich denn als lateinischer Dichter einen gefeierten Namen erwarb. Der Kanzler des Königs, Olivier, bemerkte bald den bedeutenden Mann und veranlaßte im August 1547 seine Sendung auf das nach Bologna übergesiedelte ökumenische Concil. L'Hôpital fühlte sich rasch von den theologischen Zänkereien und den Processen angeekelt, ließ sich nach sechzehn Monaten abberufen und nahm seine alte Stelle am pariser Parlamente ein. Franz' I. Tochter, die Herzogin Margaretha von Berry, stellte ihn an die Spitze ihres Rathes und ernannte ihn bald zum Kanzler ihres Herzogthums. Im J. 1553 entsagte er seiner Parlamentsstelle zu Gunsten des nachmaligen Kanzlers Chiverny, und Heinrich II. machte ihn auf den Rath des staatsklugen Cardinals von Lothringen zum Maître des requêtes, am 6. Febr. 1554 unter dem Titel erster Präsident des Oberrechnungshofs zum Oberintendanten der Finanzen. Von einer damals sehr seltenen Ehrlichkeit und Selbstachtung war L'Hôpital absolut unbestechlich, unparteiisch und so uneigennützig, daß er seiner Tochter keine Mitgift geben konnte; er wachte mit gewissenhafter Strenge über die Staatsgelder, strafte hart diejenigen, welche sich daran bereichern wollten, litt nicht das leichtsinnige Austheilen von Geschenken, stellte Ordnung in Einnahme und Ausgabe her und machte sich derart zahllose Feinde.

Seit 1559 Mitglied des Staatsraths, weilte er Ende März 1560 in Nizza bei Margaretha (s. oben), die mittlerweile Herzogin von Savoyen geworden war, als er die Nachricht vom Tode Olivier's und seine Ernennung zu dessen Nachfolger als Kanzler von Frankreich durch die Königin-Mutter Katharina von Medici erfuhr; er nahm den Ruf an und begab sich Ende April nach Paris zurück, um mitten in den Kampf auf Tod und Leben zwischen ebenso leidenschaftliche Katholiken wie Calvinisten einzutreten. Katharina's Scharfblick hatte in ihm den rechten Bundesgenossen erkannt, während die Guises, die seine Wahl mitempfahlen, sich in seinem Charakter verrechnet hatten; der Kanzler war nicht nur ein feiner Kenner der schönen Wissenschaften und ein eminenter Jurist, nicht nur ein devoter Hofmann, sondern auch ein starker, unerschütterlicher Charakter, ein gewaltiger Bürger, streng gegen sich und andere, beseelt von der einen Leidenschaft der Vaterlandsliebe. Mit Entsetzen betrachtete er die Religionskämpfe und sah das einzige Heil Frankreichs in einem System der Toleranz; sein Plan erschien einfach und war doch so ungemein schwer auszuführen: es sollten sich Katholiken und Calvinisten versöhnen und friedlich zusammenleben. Wüthend erhoben sich dagegen die Katholiken, ihn als Hugenotten und Atheisten verschreiend, und wenn auch die Reformirten seine Protection lobten, so tadelten sie doch, daß er nicht ihren Glauben annehme, wie es seine Tochter mit den Ihren that. Welch merkwürdige Erscheinung war das Bündniß eines de L'Hôpital mit der skrupellosen Katharina! Da der Kanzler nicht die Macht besaß, die Guises anzugreifen, so arbeitete er insgeheim an ihrer Schwächung und kreuzte ihre verderblichsten Projecte; vor allem bewahrte er Frankreich vor der ihm zugedachten spanischen Inquisition, indem er als Palliativ das freilich bedenkliche Edict von Romorantin im Mai 1560 ins Leben führte, eine derartige Concession an den Klerus, daß das Parlament sie nur murrend einregistrirte und L'Hôpital das Edict am 5. Juli in seinen Wirkungen modificiren mußte. Im Juli 1560 erschien auf seinen Antrieb das Edict über zweite Heirathen, wodurch der Begehrlichkeit nach reichen Witwen entgegengetreten wurde, denn diese durften von nun an, wenn sie Kinder aus erster Ehe hatten, ihren neuen Gatten nur ein Kindestheil zuweisen. Im Einverständnisse mit dem Admirale Coligny erwirkte L'Hôpital die Einberufung der Notabeln, dann die der Reichsstände. Er unterzeichnete den Haftbefehl gegen den Prinzen von Condé, weigerte sich aber standhaft, das Todesurtheil gutzuheißen, und rief aus: «Ich weiß zu sterben, nicht aber mich zu entehren!» Er erlangte von Katharina eine Erklärung, wonach Condé des ihm zugeschriebenen Verbrechens unschuldig befunden wurde; dies verziehen ihm die katholischen Fanatiker ebenso wenig wie die Verfolgung des frechen Theologen Tanquerel, der den Päpsten das Recht zusprach, die Könige abzusetzen. Mit derselben Entschiedenheit widersetzte er sich der Einreihung des Bannstrahls Paul's IV. gegen Jeanne d'Albret von Navarra in die Bullarien. Katharina lauschte den weisen Rathschlägen de L'Hôpital's, hielt die Parteien gegenseitig im Gleichgewichte, rechnete wie er auf die Schwäche König Anton's von Navarra und sicherte sich die Regentschaft bei dem Tode Franz' II. Am 13. Dec. eröffnete L'Hôpital die Reichsstände in Orléans mit einer Rede voll Weisheit und Würde, getragen von der Vorstellung einheitlicher Königsmacht und vom Principe «Une foi, une loi, un roi»; er ermahnte die Franzosen, sich nicht religiöser Abweichungen wegen zu verfolgen und nicht ihr gemeinsames Christenthum zu vergessen, forderte sie auf, alle Unruh n selbst zu ersticken und Karl IX. bei seiner elenden Finanzlage hülfreich an die Hand zu gehen. Mit Anton von Navarra legte er am 13. Jan. 1561 den drei Ständen den Stand der Kronschulden vor und forderte sie zur Hülfe auf; dann theilte

er ihnen Ersparnisse im Staatshaushalte mit und versprach mehr, als zu halten war. Er leitete den Staatsrath im Sinne der Toleranz, schützte die Reformirten vor Tod und Verfolgung, und Frankreich verdankte ihm die berühmte, 150 Artikel umfassende «Ordonnanz von Orleans» vom 31. Jan., den Triumph der von ihm hochgehaltenen Principien der Duldsamkeit und Gerechtigkeit; die große Mehrheit des Parlaments freilich, von den Mißbräuchen zehrend, griff die Reformen und ihren Vater ingrimmig an. Als von neuem der Fanatismus der Confessionen Blut fließen ließ, schleuderte L'Hôpital in die erregten Massen das Beruhigungsedict vom 19. April, aber bald schwankte Katharina an seiner Seite. Das Parlament bekämpfte das Edict, der Klerus tobte und der Kanzler mußte damit zufrieden sein, an dem den Reformirten feindlichen Julidicte einiges modificirt zu haben. Er wohnte dem Religionsgespräche von Poissy mit trügerischen Hoffnungen an, die Katharina theilte, und veranlaßte die Versammlung der Reichsstände in Pontoise, auf der es stürmischer als er wünschte zuging; denn er war der Mann der Vermittelung, nicht der Extreme. Als der Papst den Cardinal von Ferrara als Legaten sandte, weigerte sich L'Hôpital, seine Bullen zu bestätigen, deren Inhalt der Ordonnanz von Orleans widersprach, und als er sich dazu durch die Gewalt gezwungen sah, schrieb er unter das Siegel «Me non consentiente.» Katharina schloß sich ihm wieder an; er arbeitete unablässig im Sinne der Toleranz, aber zu heftige Leidenschaften entwanden ihm den Erfolg. Doch kam es zur von ihm beeinflußten Versammlung von Saint-Germain und zum Pacificationsedicte des 17. Jan. 1562; dasselbe war den Hugenotten günstig, blieb aber nur kurz in Geltung. Mit Aufgebot aller Kräfte suchte der Kanzler den in Vassi ausgebrochenen Bürgerkrieg zu beenden und dessen Schürern in den Weg zu treten; er widerrieth Katharina, von Fontainebleau nach Paris zurückzukehren, aber das Triumvirat besiegte ihn und sie (s. Katharina von Medici). Paul IV. forderte de L'Hôpital's Entfernung von Katharina; der Kanzler erließ an ihn den würdevollen Brief vom 29. Sept., Katharina entließ ihn nicht, er aber sah sich durch den Drang der Verhältnisse zur Entfernung vom Hofe veranlaßt und ging auf sein bescheidenes Gut Vignay bei Etampes. Am 8. Jan. 1563 erlangte er zwar vom Staatsrathe eine Amnestie Aller, die ihre Waffen niederlegen würden, aber Katharina zog dieselbe wegen der Haltung des Parlaments zurück. An den Hof zurückgekehrt, trat er wirksam für Versöhnung ein und am 19. März 1563 erschien das vielverheißende Religionsedict von Amboise, das jedoch keiner Partei gefiel. Der Kanzler wandte alle Mittel an, um den zerrütteten Finanzen aufzuhelfen; er veranlaßte die Reise Karl's IX. in die Normandie (s. Karl IX. und Katharina) und empfahl in Rouen warm das Edict von Amboise dem Parlamente. Den Zeitgenossen erschien er damals, im weißen Barte an den Stufen des Throns sitzend, wie Cato der Censor, und mit Freuden verkündete er, England habe Calais verwirkt. Im November veranlaßte er ein Edict wegen Handelsstreitigkeiten, welches für die französische Handelsgesetzgebung von Bedeutung blieb, und im Januar 1563 eine Ordonnanz, wonach das Jahr künftig mit dem 1. Januar beginnen solle, was aber erst 1567 definitiv erfolgte. Auf L'Hôpital's Rath gab Karl IX. 1564 der großen katholischen Gesandtschaft eine ausweichende Antwort. Recht wohl wußte L'Hôpital, daß an den durch das Tridentiner Concil proclamirten Dogmen nicht zu rütteln sei, aber er war gegen ihre Aufnahme in Frankreich und gerieth gelegentlich eines den Reformirten günstigen Edicts mit dem Cardinal von Lothringen in den heftigsten Wortwechsel; als ihm dieser Undank gegen das Guisische Haus vorwarf, versicherte er ihm, er würde nie seinen Dank auf Unkosten des Staats und des Königs abtragen. Die Wuth der Papisten gegen ihn stieg, als er sich des Rechtsgelehrten Dumoulin warm annahm, der die Universalität des Concils verwarf; und es gelang nicht, die Einführung des Concils in Frankreich durchzusetzen. Mit Katharina sprach L'Hôpital für eine Rundreise Karl's IX. durch sein ihm fremdes Reich, er begleitete ihn auf derselben und hielt bemerkenswerthe Reden in Dijon, Aix, Toulouse und Bordeaux. Katharina lehnte Alba's Forderung, L'Hôpital zu entlassen, ab und dieser rieth mit ihr Karl IX. zur Berufung der Versammlung von Moulins. Hier erschien im Februar 1566 die berühmte Ordonnanz in 86 Kapiteln, die bis zum Code Napoléon als Basis der Gesetzgebung galt; der Kanzler arbeitete zu Gunsten der Zukunft inmitten der Misère der Gegenwart. Wieder kam er mit dem Cardinal von Lothringen hart aneinander, vergebens suchte er Karl IX. zu weisen Maßregeln zu führen, vergebens unterhandelte er mit dem Prinzen von Condé und sah tieftraurig einen neuen Bürgerkrieg entbrennen. Zu Gunsten des Friedens richtete er 1568 ein Mémoire an Karl IX., der zwar seine flehentlichen Bitten nicht erhörte, doch in das Friedensedict von Longjumeau am 23. März willigte; freilich bestand der Frieden nur auf dem Papiere. L'Hôpital's Stellung war unterwühlt; es gelang ihm noch, die päpstliche Bulle wegen des Verkaufs der Kirchengüter in ihrer Fassung zu verhindern, dann aber brach Katharina offen mit ihm, wandte Karl IX. völlig von ihm ab und schilderte ihm den Kanzler als einen verkappten Hugenotten, Freund der Rebellen, Verhetzer Condé's und Coligny's. L'Hôpital betrachtete nun alles als verloren und zog sich nach Vignay zurück, wo ihm Karl am 7. Okt. 1568 die Siegel abfordern ließ. Der Bischof Morvilliers von Orleans übernahm sie in der Hoffnung, sie ihm einst wiedergeben zu dürfen. L'Hôpital hielt sich nicht für einen Besiegten; seine gehässigen Feinde wünschten, ihm solle der Proceß gemacht werden, aber Katharina schützte ihn in Vignay vor Verfolgung. Er gab sich hier der Pflege der lateinischen Literatur hin, dichtete, erzog seine Enkel und pflegte seine Beziehungen zu den Besten der Zeit, an sie manche Epistel richtend; Michel de Montaigne widmete ihm 1570 seine Ausgabe der lateinischen Gedichte Etienne's de la Boëtie. Während der Greuel der Bartholomäusnacht, die er mit Abscheu und Entsetzen betrachtet, war L'Hôpital in Vignay in Ge-

fahr; als man ihm aber rieth, sich vor einigen verdächtig herumschweifenden Reitern zu hüten, lehnte er diese Vorsicht ab, da er in Gottes Hand stehe, und meinte, man solle ihnen das große Thor öffnen, wenn das kleine unzureichend sei. Gegen seinen Befehl hielten die Diener die Thüren verschlossen. Der König sandte Reiter zu seiner Deckung, während er sich anschickte, den Tod voll Würde zu erwarten. Auf die Kunde, er solle nicht sterben, er sei begnadigt, antwortete er zuversichtlich: «Ich glaubte, weder Tod noch Verzeihung je verdient zu haben.» L'Hôpital, der für sich nichts fürchtete, zitterte für seine Tochter in Paris, doch sie fand Schutz durch die Herzogin Anna von Nemours, und er dankte dieser dafür in einer lateinischen Epistel. Seiner Verzweiflung über die Mordnacht verlieh er ebenfalls poetischen Ausdruck. Mit seiner Gattin bezog er das 1568 gekaufte Gut Valgrand bei Vignay, wo er von königlichen Soldaten geschützt, aber auch genau überwacht wurde; seine Frau mußte, obwohl ausgesprochene Protestantin, zur Messe gehen. Die Katholiken, welche ihn grenzenlos haßten, verfolgten ihn bis ins Grab, sprengten aus, er sei in der Bartholomäusnacht gefallen, und der König zwang ihn, am 1. Febr. 1573 seine Demission als Kanzler zu nehmen, welche Würde zu den unabsetzbaren gehörte; Birago, der Fanatiker, erhielt sie. Bei seinem Schwiegersohne machte L'Hôpital, von Kummer und Alter gebrochen, in Bellebat bei Etampes sein Testament und starb am 13. März 1573 in bescheidenen Verhältnissen. Auf Wunsch wurde er mit calvinistischer Einfachheit in der Kirche von Champmoteux bei Vignay bestattet, wo sein in der Revolution zerstörtes Denkmal 1836 restaurirt worden ist. L'Hôpital war einer der größten Staatsmänner, Gesetzgeber und Charaktere, vielleicht der größte Kanzler seines Vaterlandes, eine Zierde der Menschheit.

Im J. 1585 erschienen in Paris seine Gedichte in Auswahl, 1732 in Amsterdam seine gesammten Dichtungen; sie athmen eine antike Seele, die sich in der alten Römersprache ausspricht; auch fanden sie französische Uebersetzungen 1778 und 1857. Dufey de l'Yonne publicirte zuerst zu Paris 1824 in fünf Bänden «Oeuvres complètes de Michel de l'Hospital». Wiederholt wurde L'Hôpital's Leben beschrieben.

Vgl. Villemain, «Mélanges philosophiques, historiques et littéraires» (4. Aufl., Bd. 2, Brüssel 1829); Taillandier, «Nouvelles recherches historiques sur la vie et les ouvrages du chancelier de L'Hospital» (Paris 1861); Dupré-Lasale, «Monsieur de L'Hôpital» (Paris 1875); «Nouvelle biographie générale» (Bd. 31, Paris 1860); H. Martin, «Histoire de France depuis les temps les plus reculés jusqu'en 1789» (4. Aufl., Bde. 8 und 9, Paris 1865); «Lettres de Catherine de Médicis publiées par le Cte. Hector de La Ferrière» («Collection de documents inédits sur l'histoire de France») (Bde. 1 und 2, Paris 1880—85).

(Arthur Kleinschmidt.)

LIABUM, eine von Adanson aufgestellte, von spätern Systematikern anerkannte Gattung der Compositen und zwar der Abtheilung der Senecionideen mit folgenden Merkmalen: Blütenköpfe verschiedenehig, mit ein- bis zweireihigen weiblichen Strahlblüten und fruchtbaren hermaphroditischen Scheibenblüten; selten fehlen die Strahlblüten und die Blütenköpfe sind dann gleichehig. Die allgemeine Hülle ist glockenförmig oder halbkugelig aus vielreihigen, dachziegelig sich deckenden, häutigen oder an der Spitze krautartigen, häufig spitzen Deckblättern gebildet, von denen die äußeren allmählich kürzer sind. Der Blütenboden ist ziemlich flach und ohne Deckblättchen. Die weiblichen Randblüten sind strahlend und an der Spitze dreizähnig, die hermaphroditischen Blüten der Scheibe regelmäßig und fünfzähnig, die Achenen länglich kreiselförmig. Der Federkelch besteht aus ein- bis zweireihigen dünnen, meist rauhen Borsten. Die hierher gehörigen Pflanzen sind theils fast stengellose, theils aufrechte, ästige Kräuter oder Sträucher mit gegenüberstehenden, ganzrandigen, gezähnten oder gelappten Blättern, ziemlich großen Blütenköpfen und gelben Blumenkronen. Im ganzen sind etwa 40 Arten aus dem tropischen und subtropischen Amerika aus dieser Gattung bekannt, mit welcher jedoch Diplostephium, eine Astroidee, nicht verwechselt werden darf. *(A. Garcke.)*

LIAGORA, eine von Lamouroux aufgestellte Algengattung, welche von J. G. Agardh zu den Florideen, und zwar zur Abtheilung der Helminthocladiaceen gerechnet wird, mit folgenden Merkmalen: Algenkörper (Lager) sehr ästig, fadenförmig, am Grunde meist von Kalk überzogen, an den Spitzen weich und gallertartig, aus zwei verschiedenen Schichten bestehend, die Markschicht aus großen, locker verbundenen Zellen gebildet, welche der Länge nach geordnet sind; die äußere Rindenschicht besteht aus horizontalen und gabelspaltig verästelten Gliederfäden, an deren Grunde sich die sehr kleinen, länglich-keulenförmigen, zusammengeballten Fruchtschläuche mit Nebenfäden entwickeln. Die Arten dieser Gattung finden sich im Mittelmeere, im Rothen Meere, im Atlantischen Ocean, an den Küsten Westindiens und Neuhollands. Im ganzen sind 11 sicher unterschiedene Species bekannt, von denen drei (L. distenta, complanata und viscida) im Adriatischen Meere vorkommen.

(A. Garcke.)

LIASFORMATION. Die untere Abtheilung der Juraformation wird als Schwarzer Jura oder mit dem englischen Bulgärnamen Lias (gesprochen lias oder leias) bezeichnet. Es ist dies eine Reihe von Ablagerungen, selten mehr als 100 Met. mächtig, in denen graue oder schwarze, oft sehr bitumenreiche Thone und Schieferthone (zum Theil Oelschiefer), Sandsteine, Kalksteine und Mergel vorwalten; an einigen Stellen finden sich auch Steinkohlenablagerungen und Eisenerze, als Rotheisenoolith oder Sphaerosiderit. Diese Ablagerungen sind meistens im Meere erfolgt und führen dem entsprechend selten Landpflanzen, dagegen einige Fucoiden und eine sehr reiche und mannichfaltige Meeresfauna. Ganz charakteristisch sind hiervon die riesenhaften Meeressaurier, die in weit

verbreiteten und häufigen Resten gefunden werden, nämlich der Ichthyosaurus und Plesiosaurus. Ferner sind die Ammoniten und Belemniten stark entwickelt, dazu gewisse Formen von Muscheln, wie Gryphäa, Lima, Avicula, Trigonia, Pholadomya und Terebratula, Rhynchonella (Brachiopoden). Von den Crinoiden haben einige Medusen, Pentacrinus, eine ziemliche Bedeutung. Zahlreiche Ganoidfische, Tintenfische, einzelne Schneckenformen, Krebse sind ebenfalls zu nennen. Insekten und zwar meist solche, die gern am Wasser leben, finden sich an einigen Stellen ziemlich häufig (südliches England, Aargau, Dobbertin in Mecklenburg). — Nach gewissen Verschiedenartigkeiten der Versteinerungen (Leitfossilien) zerfällt die Schichtenreihe der Liasformation in eine Anzahl von Zonen oder Horizonten; in Schwaben zerlegt man sie gewöhnlich in sieben oder auch funfzehn, im allgemeinen jedoch nur in drei Etagen, den unteren, mittleren und oberen Lias. Die Liasformation findet sich in Würtemberg am Fuße der Schwäbischen Alp, bei Boll und andern Orten, in Baden am südöstlichen Abfall des Schwarzwaldes, in Franken und den bairischen Alpen, in Coburg, bei Hildesheim, Göttingen, am Harzrand und Teutoburger Wald, isolirt bei Dobbertin in Mecklenburg und Grimmen in Pommern; ferner in der Schweiz am Saum des Jura, im französischen Jura, in den Vogesen und der Normandie; endlich im südlichen England (Whitby, Lyme Regis). *(E. Geinitz.)*

LIBANIUS, der bedeutendste griechische Sophist des 4. Jahrh. n. Chr., ist im J. 314 zu Antiochia am Orontes geboren. Sein Vater hieß nach der Angabe des Suidas Phasganios, doch ist es wahrscheinlich, daß dies der als Rhetor bekannt gewordene Oheim des Libanius war. Die Familie der Libanius war reich begütert, doch war ein Theil der Güter des Großvaters und Großonkels, die beide von Diocletian getödtet wurden, damals confiscirt worden, und Libanius erhielt sie nicht einmal von dem befreundeten Kaiser Julian zurück. Der Vater des Sophisten starb, als dieser 11 Jahre alt war, doch blieb Libanius noch bis zum 15. Lebensjahre auf dem Lande und genoß die sorgfältige Erziehung seiner treuen Mutter. Dann aber ergriff ihn plötzlich die Liebe zu den Wissenschaften, und da damals in Antiochia ein angesehener Rhetor Zenobius lehrte, hörte er ihn, zog es aber doch im allgemeinen vor, einen autodidaktischen Weg einzuschlagen. Er vertiefte sich in die griechischen Classiker, beschäftigte sich mit Homer, Hesiod, Demosthenes, Lysias, Herodot, Thucydides, den Tragikern und den Philosophen. Auch die Rhetoren studirte er, besonders Aristides, daneben aber auch Favorinus, Adrianus, Longinus. Lateinisch dagegen lernte er nicht und hat es niemals gelernt, sodaß er sich stets eines Dolmetschers bedienen mußte, wenn er einen lateinischen Brief erhielt. Im J. 336 ging Libanius nach Athen, wo er ein Schüler des Rhetors Aristodemus werden wollte, aber bei seiner Ankunft von andern Schülern mit Gewalt gepreßt wurde, um sich in die Schule des Arabers Diophantos einzuschreiben, was er später bedauert hat. In Athen erhielt er bald den Ruf eines bedeutenden Gelehrten, doch gefiel es ihm nicht dort wegen der Anfeindungen der feindlichen Rhetoren, und als sein Freund Crispinus aus Heraklea am Pontus im J. 340 in die Heimat berufen wurde, begleitete er ihn über Konstantinopel, in der Absicht, später wieder einmal nach Athen zurückzukehren. Während seines Aufenthaltes in der Hauptstadt von Hellas waren seine Güter in Antiochia verkauft worden und er zu Vermögen gekommen, welches er benutzte, um in Griechenland zu, reisen: er besuchte Korinth und Sparta, wo er das dorische Geißelfest mitmachte, und ließ sich in Argus in die Mysterien einweihen. Von Heraklea ging er wieder über Konstantinopel nach Athen und abermals nach Konstantinopel, wohin ihn der Rhetor Nicocles berufen hatte und wo er als Rhetor bald 800 Zuhörer zählte. Doch wurde er von seinen Gegnern verfolgt und verleumdet, bis er der Magie angeklagt und vom Statthalter Limenius ausgewiesen wurde. So ging er 346 zunächst nach Nicäa, dann nach Nicomedia in Bithynien, wo er bis 349 blieb und die schönsten Jahre seines Lebens verlebte. Im J. 350 finden wir ihn wieder in Konstantinopel als Rhetor thätig in solchem Ansehen, daß er sogar einen aus Athen an ihn ergangenen Ruf ausschlug. Doch kehrte er schon 354 oder 355 für immer in seine Vaterstadt Antiochia zurück, und blieb dort als angesehener Bürger und Lehrer der Beredsamkeit bis zu seinem in hohem Lebensalter erfolgten Tode, der zwischen 393 und 396 eingetreten sein muß (wahrscheinlich 395). Er war niemals verheirathet, doch lebte er mit einer freigeborenen Frau zusammen, die einen trefflichen Charakter hatte. Von dieser hatte er einen Sohn, Cimon, der Sachwalter in Konstantinopel wurde. Er überlebte beide. Von den römischen Kaisern, unter deren Regierung er lebte, hielt er Lobreden auf Constans und Constantius, hatte aber vorzugsweise an Julianus Apostata (355—363) einen aufrichtigen Gönner, mit dem er schon, bevor jener Kaiser wurde, in Nicomedia zusammengetroffen war und schon damals an dem wissenschaftlich strebsamen Jüngling einen Verehrer gefunden hatte. Julian ernannte ihn auch zum Quästor und schrieb ihm zahlreiche Briefe (Hercher, «Epistolographie», Jul. 2, 13, 20, 43, 72, 74). In Gegenwart dieses Kaisers hielt er zwei Gelegenheitsreden und nach dessen Tode veröffentlichte er drei Leichenreden auf ihn. Mit Jovian, der nur ein halbes Jahr regierte (gest. 364), hatte er keine Beziehungen. Auf den Kaiser Valens (gest. 378) dagegen hielt er eine Lobrede, daß dieser, der 372 nach Antiochia gekommen war, ein Gesetz erließ, wonach natürlichen Kindern auch ein gewisses Erbrecht zugesichert wurde. Endlich hielt er 387 auf Theodosius, der 379 Kaiser geworden war, zwei Reden, um seine Gnade für die Antiochener anzurufen. — Libanius gehört zu jenen Griechenfreunden, welche, wie der Kaiser Julian, noch einmal alles hellenische Wesen feierten und eine ausgesprochene Antipathie gegen alles römische hatten, von dem er sich ebenso abwandte, wie vom Christenthum. Die Römer waren für ihn nur Ableger der Hellenen, und er stellt sie, die er geradezu als Barbaren bezeichnet

und mit schrecklichen Farben schildert, in Gegensatz zu den Griechen. Griechenland ist für ihn die Seele der Welt, Athen das Auge Griechenlands. In jener Zeit, als Libanius lebte, war das Ansehen der Sophisten ein so außerordentliches, daß jede Richtung geduldet und anerkannt wurde. Von den römischen Kaisern war viel für sie geschehen. Athen besaß schon seit Antoninus Pius einen Lehrstuhl für Sophistik. In andern Städten wurden gleichfalls kaiserliche Lehrstühle errichtet, ihre Inhaber erhielten ein kaiserliches Gehalt und waren gesetzlich frei von allen Abgaben und Liturgien. Dem Beispiel der Kaiser folgten die Städte nach und errichteten aus ihren Mitteln städtische Lehrstühle für Sophistik. So zuerst Athen, dann kamen die asiatischen Städte, voran Konstantinopel, Cäsarea und Antiochia, welche zu Tummelplätzen der Rhetoren wurden. Antiochia erhielt allein 4 Lehrstühle für Sophistik. Angesehene Rhetoren erhielten sogar von den Städten Grundbesitz geschenkt, und die Städte überboten sich, einen berühmten Rhetor zu erhalten. Doch war die materielle Lage der Sophisten im allgemeinen keine glänzende, da namentlich die Honorare der Zuhörer zu unregelmäßig eingingen. Auch war die Concurrenz und der Neid der einzelnen Rhetoren oft so groß, daß sich jeder vor einem Versehen in Acht nehmen mußte, weil alles erbarmungslos an die Oeffentlichkeit gezerrt und zum Schaden ausgelegt wurde. Libanius gehörte zu den wenigen, die in recht guten Verhältnissen lebten (vgl. Rohde, «Griechischer Roman», S. 298 fg., 326 fg.). Er beherrschte durch seine umfassenden Kenntnisse, seine überlegene Bildung und durch seinen Geist fast ein halbes Jahrhundert alle Zeitgenossen, die ihn mit Demosthenes und Plato zu vergleichen pflegten und ihn neben Philostratus und Lucian als Stilmeister für kanonisch erklärten. Er war stets ein treuer und unermüdlicher Lehrer und Erzieher, ein sorgfältiger, nach den besten Vorbildern geschulter Stilist, ein eleganter Briefschreiber und ein wirkungsvoller Redner. Die Vielseitigkeit seines Wissens zeigen die uns erhaltenen Reden am deutlichsten. Er spricht über alle Verhältnisse der damaligen Zeit und zieht alle Schäden und Unsitten in den Bereich seiner Kritik, wie ungerechte Jurisdiction, Habsucht und Bestechlichkeit der Beamten, Charakterlosigkeit der Richter, spricht über Schule und Unterrichtswesen, über Zerstörung der classischen Kunstdenkmäler, über allgemeine Verhältnisse der Lernenden und Lehrenden, besonders über die Lebensweise der Studirenden, ihr Verbindungswesen, ihren Hang zur Trägheit und zu Excessen, ihre Nachlässigkeit im Bezahlen der Honorare, da sie es vorziehen, das Geld zu verprassen u. a. Wohl hauptsächlich wegen dieser vielfachen Beziehungen zur Culturgeschichte jener Zeit sind diese Reden im Mittelalter außerordentlich viel gelesen worden. — Aus seiner Schule ist als der Bedeutendste hervorgegangen der heilige Basilius aus Cäsarea in Kappadocien (339—379).

Ueber das Leben des Libanius vgl. J. Ch. Petersen, «Commentatio de Libanio I—IV» (Kopenhagen 1827—28); L. Petit, «Essai sur la vie et la correspondance du sophiste Libanius» (Paris 1866); G. R. Sievers, «Das Leben des Libanius» (Hamburg 1863), aus dem Nachlaß des Vaters vollständig herausgegeben von Gottfried Sievers (Berlin 1868; mit zahlreichen Beilagen). Im allgemeinen, doch nicht zuverlässig Nicolai, «Griechische Literatur» (III, 204 fg.). Was nun die schriftstellerische Thätigkeit des Libanius anbetrifft, so stehen im Vordergrund 1) 65 *λόγοι* (bei Reiske), vermehrt um eine aus cod. Barberinus durch Siebenkees in «Anecd. Graec.» (Nürnberg 1798), um eine zweite durch A. Mai in seinem «Fronto» (Rom 1823); 2) «*μελέται*» oder Declamationen über fingirte Gegenstände, 48 (bei Reiske), dazu zwei edirt von Morelli (Venedig 1785), eine von Boissonade, «Anecd. graeca» (I, 665), zwei aus Paris. 2998 und Madrit. XLIX von Richard Förster im «Hermes» IX (1875), S. 29 fg. 373 fg.; 3) «Leben des Demosthenes», gewöhnlich dessen Ausgaben vorgedruckt, und Inhaltsverzeichnisse (*ὑποθέσεις*) der demosthenischen Reden; 4) «*προγυμνασμάτων παραδείγματα*», Musterstücke zu rhetorischen Uebungen; 5) «*ἐκφράσεις*», Beschreibungen, im ganzen 33, von Kunstwerken, besonders Gemälden, welche Götter, Menschen, Gegenden darstellen und für die Kunstgeschichte Bedeutung haben; 6) «*διηγήματα*», Erzählungen, 32 an der Zahl; 7) «*ἠθοποιΐαι*», 27 gewählte Beispiele zur Charakteristik von Personen, die größtentheils der Sagengeschichte angehören; 8) «*ἐπιστολικοὶ χαρακτῆρες*», Briefformulare, zuerst herausgeg. von Morelli (Paris 1551). Zu diesen kommt noch ein Epigramm auf den todten Kaiser Julian, «Anthol. Pal.», VI, 747 (pseudepigraph nach Förster «Phil. Jahrb.», 1876, S. 213) und die näher zu besprechenden Briefe. Die Ausgabe der Schriften von 1—7 ist nur vollständig bei J. Reiske, «Libanii orationes et declamationes», nach seinem Tode fortgesetzt von seiner Gemahlin Christine Reiske (4 Bde., Altenburg 1791—97). Die «Progymnasmata» sind mit Theo zuerst edirt von F. Morellus, Paris 1606—27, 2 Bde.) Die Orationes und Declamationes zuerst von Soterianus Capsalis (Ferrara 1517), dann von Mosellus a. a. O. und Gothofredus; «Libanii opuscula», Genf 1641, dann in Leiden 1733, und von G. Reiske, Altenburg 1784. Außerdem sind uns in ungefähr 200 Handschriften 1605 Briefe des Libanius erhalten, die derselbe an die bekanntesten Persönlichkeiten, wie Julian, Ammianus Marcellinus, Akakios, Joannes Chrysostomos, Aphthonios und Priscian gerichtet hat. Nun veranstaltete der Bologneser Francesco Zambeccari um 1475 im ganzen drei Sammlungen von 531 ins Lateinische übersetzten Briefen des Libanius, die er theils dem Fürsten Giovanni Bentivoglio von Bologna, theils Federigo von Urbino widmete. Von diesen 531 waren die Originale von 109 bekannt, während die andern Originale als verloren betrachtet wurden. Neuerdings ist durch Richard Förster mit Evidenz gezeigt worden, daß die 419 Briefe, deren Original nicht erhalten ist, ein Machwerk des Zamboccari selbst sind, wie namentlich die erdichteten Namen der Persönlichkeiten und die Verstöße gegen Libanius' Lebensgeschichte beweisen, daß alle Briefe den Geist der italienischen Frührenaissance

verrathen und nur die Arbeit eines italienischen Humanisten sein können. Zambeccari wollte mit der Fälschung die Stellung eines Professors oder Secretärs erwerben. Vgl. Richard Förster, «Zambeccari und die Briefe des Libanius» (Stuttgart 1878, bes. S. 157 fg.). Die griechischen Briefe sind vollständig bei J. Chr. Wolf, «Libanii epistolae» (Amsterdam 1878); die lateinischen Uebersetzungen und Fälschungen des Zambeccari zuerst von Johann Sommerfeldt, (Krakau 1504), dann von Wolf a. a. O. Eine Gesammtausgabe der Schriften des Libanius fehlt noch immer. Im allgemeinen noch vgl. Fabricius, «Bibl. Graec.», VI, S. 750 fg.; Monnier, «Histoire critique de Libanius» (Paris 1866); Förster, «Zur Schriftstellerei des Libanius» in «Jahrbücher für Philol.» (1877, S. 224 fg., 633 fg.); derselbe, «De Libanii libris manuscriptis Upsalensibus et Lincopiensibus» (Rostock 1877); Westermann, «Geschichte der Beredsamkeit», I, 341 fg. Zur Zeitgeschichte vgl. Mücke, «Flavius Claudius Julianus» nach den Quellen (Gotha 1869). *(H. Flach.)*

LIBANON ist der auf alteinheimischer Wortform beruhende, durch die Bibel zu allgemeiner Geltung gelangte Name des mittleren syrischen Küstengebirges, welches von dem classischen Alterthum Libanus (os) genannt wurde und mit dem östlich und südlich ihm gegenüberliegenden Gebirge, dem Antilibanus*), zusammen als Fortsetzung des syrischen Hochlandes mit seinem Abfall gegen das Mittelmeer zu betrachten ist. Was die Bedeutung anbetrifft, so ist Libanon, als mit dem altsemitischen Wurzelwort laban, Milch, zusammenhängend, schon längst auf die weiße Farbe des Gebirges bezogen worden, und zwar hat man, da der während der Wintermonate über den höheren Regionen sich ablagernde Schnee schon in der ersten Sommerhälfte zu aus der Ferne kaum erkennbaren Streifen an den höchsten Spitzen zusammenzuschrumpfen pflegt und demnach für die Benennung keine geeignete Grundlage bietet, auf den in der Gebirgsformation vorherrschenden Kalkstein aufmerksam gemacht, welcher vielfach als grauweißliche Felsmasse zu Tage tritt. Doch ist zu bemerken, daß derselbe Kalk sich in sonstigen Gebirgen Syriens und Südkleinasiens vielfach wiederfindet und denselben ein ähnliches Ansehen verleiht, sodaß man die weiße Farbe als unterscheidendes Merkmal des Libanon nicht anzuerkennen vermag. Ursprung und Bedeutung des Namens muß deshalb als unsicher bezeichnet werden.

Die Grenze des Libanon ist mit Ausnahme der Nordseite durch die geographische Bodenbildung deutlich gezeichnet. Im Westen taucht sein Fuß entweder unmittelbar oder durch mehr und weniger breite Küstenebenen vermittelt in das Mittelmeer; im Osten überragt das Gebirge die Bekaa, eine zwischen ihm und dem Antilibanus scharf eingeschnittene Thalebene, welcher bei kaum bemerkbarer Wasserscheide in entgegengesetzter Richtung zwei Flüsse, und zwar der Orontes nordwärts, der Leontes aber südwärts, entströmen, ersterer um das ganze nordsyrische Küstengebirge schweifend und sich erst jenseit des Kasius in das Mittelmeer ergießend, letzterer sich im Nordosten des alten Tyrus durch rauhe Gebirgslandschaften westwärts ein felsiges Bette zur Küste suchend. Der Leontes, welcher, soweit er die Bekaa-Ebene durchfließt, seinen alten Namen in der Form Letani bewahrt, während er in seinem untern Laufe durch die Gebirgsklüfte bis zur Mündung Nahr Kasmijeh genannt wird, bildet die Südgrenze des sich von da in einer Länge von 150 Kilom. bis zum Dschebel Akraa, dem Kasius der Alten, erstreckenden, durch die angegebene Bodengestaltung isolirten Gebirgslandes; von diesem aber gebührt der Name Libanon nur der südlichen, von der Kasmijehmündung sich nordwärts 66 Kilom. weit erstreckenden Hälfte, woselbst der lediglich dem Westabhange des Gebirges angehörige Fluß Eleutherus die nur theilweise natürliche Nordgrenze bildet. An dieser Stelle gehen die Ausläufer des Libanon unmittelbar in den Höhenzug über, welcher weiterhin das Nossairiergebirge genannt wird. Während also die südliche Grenze sich in einer Hauptwasserscheide darstellt, ist die nördliche nur willkürlich gezogen; nichtsdestoweniger verschwindet für den Seefahrer auch die südliche den Blicken, da der jenseit des Kasmijeh sich gegen die Küste vordrängende Antilibanus den Höhenzug fortsetzt und keine wesentliche Unterbrechung der Horizontlinie bemerkbar werden läßt. Was aber dem Libanon seinen besondern Charakter verleiht, ist die Bekaa, die in einer mittleren Entfernung von nur 30 Kilom. der Seeküste fast parallel laufende, d. h. wie letztere von Südwest nach Nordost streichende Thalebene, den Südtheil der merkwürdigen Binnenniederung Syriens bildend, welche durch Klima, Bodenbeschaffenheit und — stellenweise — Wasserreichthum, höchster Cultur fähig, im Alterthum unter dem Namen Cölesyria, das hohle Syrien, für ein Land von unerschöpflichem Reichthum galt. Auf den engen Raum zwischen der Bekaa und der phönizischen Küste beschränkt, sich aber dennoch zu einer mittleren Höhe von 2300 Met. erhebend, ja mit einigen Spitzen die Höhe von 3000 Met. erreichend, trägt der Libanon, sowol vom Meere aus, wie auch vom Binnenlande aus gesehen, den Charakter eines mit reichlicher Zerklüftung hoch aufsteigenden und imponirenden Gebirgszugs, während er, von der Makmelspitze, gleichsam aus der Vogelperspective überblickt, in seiner Nordseite sich mit dem von derselben Stelle aus weithin sichtbaren Antilibanus nur als ein durch die Bekaa auseinandergerissenes, welliges Plateauland darstellt, welches mit sanfter südlicher Senkung westwärts gegen das Meer abfällt. Die höchsten Terrainwellen dieses von vielen Thälern durchfurchten Plateaus sind:

*) Gewöhnlich Antilibanon. Diese Form ist als griechisch-hebräische Zusammensetzung durchaus zu verwerfen. Die griechische Geographie liebt es, von zwei übereinstimmenden Localitäten die entferntere, unwichtigere, der näheren und bekannteren unter den Namen dieser mit dem Vorsatz «Anti-» gegenüberzustellen, und so ist auch Antilibanos eine griechische Erfindung. Der Orient hat im Alterthum keine allgemeine Benennung für das Gebirge besessen. Auch der heutige arabische Name el Dschebel es-Scharki, d. i. das Ostgebirge, bezieht sich nur auf den östlich von der Bekaa gelegenen Theil.

1) der für Beirut, den bekanntesten Punkt der Küste, die Gebirgsansicht charakterisirende, wegen seiner fein geschwungenen Umrisse viel bewunderte Dschebel Sanin, 2697 Met. hoch, und weiter nördlich nahe der alten Straße von Tripolis nach Damascus der Dschebel Makmel 3057 Met., sowie der Chötib 3067 Met. hoch. Die erwähnte Heerstraße selber erhebt sich zu einer Höhe von 2324 Met.

Die Hauptsteinart des Libanon ist Bergkalk mit stockartig eingenistetem Eisenstein und hie und da aufgelagertem Kohlensandstein, beide Felsarten von Dioritgängen durchsetzt, welche interessante Veränderungen des Schichtensystems bedingen. Petrefacten, namentlich Fischabdrücke, sind in dem nördlichen Theil des Gebirges häufig. Auf Kohlen wurde in der Zeit der ägyptischen Herrschaft unter Mehemed Ali (1832—40) an verschiedenen Stellen gebaut, aber ohne großen Erfolg, da die Lager sich nicht mächtig genug erwiesen. Kreide, respective Kreidemergel, Braunkohlensandstein und Molasse bilden die Gehänge.

Entsprechend seinem doppelten tiefen Abfall westlich gegen das Mittelmeer und östlich gegen die Bekaa zeichnet sich der Libanon im Vergleich zu dem Antilibanus durch viel stärkere Gliederung aus. Für seine Gebirgsindividualität kommen daneben auch die von der Nähe des Meeres bedingten feuchten Niederschläge in Betracht, denen zahlreiche, bald schwächere, bald stärkere Quellen ihren Ursprung verdanken, die Bäche und Flüßchen nährend, welche die Wasser der Hochflächen den schluchtenreichen tiefen Thälern zuführen und durch dieselben als brausende Bergströme dem Meere zueilen. Die wichtigsten derselben sind, vom Norden anfangend, der Akkar, der Arka, der Barid, der Nahr Kadischa, aus einer reichen Quelle unfern Bicherreh an der Westseite des Makmel hervorkommend und sich in eine tiefe Schlucht stürzend, in deren lothrechte Felswände vordem Anachoreten ihre kaum zugänglichen Wohnungen ausgehauen haben, woraus sich der Name Kadischa, heiliger Fluß, erklären mag. Er mündet in das Meer bei der Stadt Tripolis, deren reiche Gartenlandschaft er bewässert. Es folgt der Nahr el Dschos, Walnußbach, dann der Nahr Ibrahim, der Adonis der Alten, dann der Nahr ul Kelb, der Hundsfluß, die Wasser des Sanin durch ein bis in das Meer hineinragendes Felsenbett abführend und, wie es scheint, seinen Namen von dem bellenden Laute der an die Felshöhlungen seiner Mündung anschlagenden Wellen tragend. Das äußerste Vorgebirge der Südseite war im Alterthum mit der kolossalen Statue eines Hundes geschmückt, deren Postament noch vorhanden, welche aber von den Griechen als Wolf gedeutet wurde, sodaß sie den Namen des Flusses danach irrthümlich mit Lycus, Wolfsfluß, wiedergaben. In dem Felsen des Vorgebirges zur Seite der mühselig ausgemeißelten Straße haben assyrische, ägyptische, römische und arabische Eroberer, welche des Weges zogen, sich mit Inschriften verewigt. Es folgt weiter der Nahr Beirut, der Magoras des Alterthums, von dem Dschebel Keniseh herabkommend und die ausgedehnte Gartenlandschaft der Ebene von Beirut speisend, ferner der Nahr ed Damur, der Tamyras der Alten, und der Nahr Saida, welcher die Gärten des alten Sidon bewässert. Auch der Ostseite schickt der Libanon Bäche zu, aber nur in geringer Zahl und, da der Gebirgskamm sich dicht über der Bekaa erhebt, meistens von kurzem Laufe. Der bekannteste ist der Nahr Sahleh, nach der bekannten industriereichen Ortschaft dieses Namens benannt.

Von diesen Flußbetten durchzogen, bietet das Gebirge hier wilde Zerklüftungen, tiefe Felsenspalten und Schluchten mit mehr oder weniger schroffen Gehängen und dort weite Plateauflächen dar, welche zum Theil sogar zum Anbau unserer Feldfrüchte mit Nutzen verwandt werden, zum Theil aber auch wegen massenhaft aufgelagerten Gerölls und zu Tage tretender Felsmassen nicht einmal eine Heide- und Buschwaldvegetation gestatten. Im übrigen ist an den dem Meere zugewandten Halden ein derartiger Wald nicht selten. Man findet da, in Art unserer Heidelbeeren Rasenflächen bildend, die Myrte, dann die immergrüne Eiche, die Terebinthe, den Sumach, Erdbeerbaum, die Zirbelkiefer, die Cistrose u. a. m. Da diese Stellen fast ausnahmslos als Ziegenweiden benutzt werden, so pflegen die Pflanzen ein verkrüppeltes Ansehen zu bekommen und selten erhebt sich eine Eiche oder Terebinthe zu Baumhöhe. Die Cedern gehören einer höheren Region des Gebirges an, sowie auch die Cypressen, denen man noch am Fuß der Makmelspitze hie und da begegnet. Der Cedernwald von Ehbein, 400 Fuß unterhalb jener Spitze aus einer kraut- und selbst moosfreien Geröllwüste sich erhebend, ist oft beschrieben worden. Der allgemeinen Zerstörung sind diese Bäume durch den Umstand entgangen, daß sie als Eigenthum des von Maroniten, Drusen und Mohammedanern gleichmäßig als Heiliger betrachteten und als Zauberer gefürchteten Königs Salomo gelten, welchem eine in ihrer Mitte errichtete, von maronitischen Priestern bediente Kapelle gewidmet ist.

Wo immer ein Abhang den Anbau gestattet, da hat die Bevölkerung keine Arbeit gescheut, denselben nutzbar zu machen. Die Thäler sind mit Culturterrassen umzogen, in denen durch mühsam aufgeführte Stützmauern mittels weit hergeschleppter Fruchterde oft nur ein schmaler Streifen Nutzlandes gewonnen wird. Zur Bewässerung dienen künstliche Wasserrinnen, welche hie und da meilenweit hergezogen werden, um die Ertragsfähigkeit zu steigern. Gebaut wird Wein, Feigen, Taback, Olive, Walnuß, Weizen, Gerste, Linsen, Bohnen, und vor allem die Maulbeere für die als Haupterwerbszweig des gesammten Gebirges zu betrachtende Seidenzucht, wozu noch etwas Mandeln, viel Zirbelnußsamen, viel Steinobst und wenig Kernobst, als Quitten, kommen. Am Fuße des Gebirges werden auch die edlen Südfrüchte, Apfelsinen, Citronen, Granatäpfel, Bananen in Menge gezogen. Die als Zierbäume beliebten Dattelpalmen bringen keine reifen Früchte. Mit der Fülle seiner Anbaustellen, seiner Maulbeer- und Olivengärten, seiner Dörfer, Weiler, Schlösser und Klöster gewährt der Westabhang des Libanon, schon vom Meere aus betrachtet, ein überraschend mannichfaltiges Bild.

Wie auch sonst Gebirgsländer numerisch schwachen Nationen, welche in der Ebene der assimilirenden Gewalt stärkerer Nachbarn hätten erliegen müssen, Schutz und Fortbestand gewähren, so der Libanon, in dessen Bewohnern man die unverfälschten Nachkommen alter syrischer Stämme zu erkennen hat. Nur daß auch hier die syrische Sprache, schon im Alterthum durch die Jahrhunderte der Herrschaft einer fremden, d. i. der griechischen Civilisation, erst von den Diadochen und dann von den Römern, untergraben, nach der Eroberung Syriens durch die Khalifen der verwandten reichern und wohlklingendern arabischen hat weichen müssen. Allerdings hat, dem allgemeinen Brauche des neuern Orients folgend, der Stammesunterschied sich auch hier in das Gewand religiöser Besonderheit geflüchtet; jedoch scheint in dem Volksnamen einer der wichtigsten Glaubensgenossenschaften des Libanon, nämlich der Drusen oder Dursen (die Einheit Dursi bildet im Arabischen die Mehrzahl Durûs, woraus man Drusen, Druses, gebildet), derjenige einer wichtigen altsyrischen Völkerschaft, der Ituräer, erhalten zu sein. Außer diesen, welche im Libanon die Zahl 60,000 kaum erreichen mögen, finden sich daselbst arabische Mohammedaner in sehr geringer Anzahl, gegen 10,000 orthodoxe und 12,000 melchitische, d. h. der römischen Kirche unirte, griechisch katholische Christen, und endlich gegen 150,000 Maroniten, die zahlreichste aller Religionsgenossenschaften des Gebirges. Die in ihren religiösen Ansichten eine gewisse Verwandtschaft mit den Drusen verrathenden Nossairier und Metawileh, jene in dem Gebirge oberhalb Ladikijeh, diese im Antilibanus und Hochgaliläa hausend, gehören, als außerhalb der Grenzen des Libanon lebend, nicht hierher. Da die Orthodoxen und Melchiten, wenn auch von unzweifelhaft syrischer Abstammung, doch nur als Bruchtheile von anderwärts ihren religiösen Mittelpunkt besitzenden Sekten zu betrachten und außerdem an Zahl und Einfluß wenig bedeutend sind, so ziehen von den Bewohnern des Libanon vor allem die Drusen und Maroniten das Interesse an sich. Allerdings ist die Nation der Drusen auch im Antilibanus, am Hermon und im Hauran verbreitet, wohin im 18. Jahrhundert 600 Familien auswanderten; jedoch betrachtet das Volk den Libanon als sein vornehmlichstes Erbgut, wie denn auch von seiner Gesammtseelenzahl nur ein Viertel, d. h. 20,000, auf die außerhalb des Libanon bewohnten Gebiete kommen. Es ist hier nicht die Stelle, auf die Religion der Drusen näher einzugehen; genüge es, daran zu erinnern, daß das Volk einem Gnosticismus huldigt, in welchem durch die Missionarien des fatimidischen Khalifen Hakim-bi-Emr-Allah verbreitete Lehren mit Resten alten syrischen Naturdienstes verarbeitet zu sein scheinen. Die Eingeweihten, Akkâl geheißen, stehen ohne Rücksicht auf ihre Herkunft in hohem Ansehen, während im übrigen das Volk eine festgegliederte Adelsrepublik unter einer Anzahl alter Geschlechter bildet. Der unwissende gemeine Mann, Dschâhil genannt, ist der Hierarchie und Aristokratie gegenüber rechtlos. In Beziehung auf ihre Religion den Tewhid, d. i. die Einheitslehre, nennen sich die Drusen Muahhidin, Bekenner der göttlichen Einheit. Der eine Gott offenbart sich von Zeit zu Zeit der Welt durch Imame, Vorbeter, deren letzter der vorgenannte Khalif gewesen. Zu ihren gottesdienstlichen Versammlungen dienen schmucklose Häuschen, die sogenannten Khalweh, Klausen, wie deren sich im Libanon zu Ain Mâtûr und Baklin finden. Die Adelsfamilien führen die Titel Emir, Scheikh und Beg; einen Rangunterschied begründen diese Bezeichnungen nicht. Im Kriegsfalle tritt vorübergehend ein angesehener Mann, Sproß eines alten Hauses, als primus inter pares, an die Spitze, und es wird dann seinen Befehlen unbedingter Gehorsam geleistet. Religiöse Ueberzeugung und alte Sitte gestalten dann das Volk unter Führung des Adels zu einer achtunggebietenden Kriegsmacht, welche von gewissenlosen Pfortenbeamten wiederholt zu blutiger Zurückdrängung des mächtig aufstrebenden Christenthums im Gebirge benutzt worden ist.

Die Maroniten verdanken als gesonderte christliche Sekte ihren Ursprung der monotheletischen Bewegung. Diese Häresie, welche in Syrien weit verbreitet war, vermochte sich, während Kaiser Anastasius II. sie in den zugänglichern Gegenden mit Feuer und Schwert vernichtete, im Libanon zu behaupten, wofelbst ein ihr huldigender Mönch, Johannes Maro, mit seinen Anhängern Zuflucht suchte und fand. Als Abt des Klosters des heiligen Maro nahm derselbe den Titel Patriarch von Antiochien an, welchen seine Nachfolger, die Erzbischöfe, noch jetzt führen. Die für seine Lehre gewonnene christliche Bevölkerung der Nordhälfte des Gebirges wußte sich sowol unter der byzantinisch-griechischen Herrschaft, wie unter den Arabern eine gewisse Unabhängigkeit zu erhalten. Außer den von ihr ausschließlich besessenen Norddistricten, namentlich Bscherreh und Kesrowan, hat sie auch zu großem Theil die Seestädte am Fuße des Gebirges, sowie die ursprünglich drusischen Gebiete des mittlern Libanon im Süden der Straße von Beirut nach Damascus inne, welche Gegenden, weil beide Religionsgesellschaften daselbst zusammen wohnen, den Namen gemischte Districte führen. Auch die Maroniten haben ihre alten Adelsgeschlechter, welche aber nie in so hohem Ansehen standen, wie die drusischen, weil die christliche Geistlichkeit, abweichend von den Akkâls, die Macht im Volke an sich selber zu bringen bemüht gewesen ist. Schon während der Kreuzzüge im J. 1182 hatte der maronitische Klerus die Suprematie des römischen Papstes anerkannt; im J. 1445 wurden dann die Beziehungen zur Curie näher bestimmt, und im J. 1736 nahmen infolge dessen die Maroniten die wesentlichsten Beschlüsse des Tridentinischen Concils an, wogegen ihnen Rom gewisse Besonderheiten, wie die Priesterehe für Weltgeistliche und die Anrufung des heiligen Maro, gestattete. Zahlreiche Jesuiten und Lazaristen, welche sich auf Grund der Verbindung mit Rom im Libanon niedergelassen, scheinen sich die allmähliche Ausrottung dieser religiös-nationalen Eigenthümlichkeiten im Interesse der katholischen Einheit zur Aufgabe gemacht zu haben; von ihnen sind im Gebirge nach europäischem

Muster Lehranstalten gegründet worden, welche gegen die alten socialen Verhältnisse ankämpfen, und bewirken, daß der Adel von Jahr zu Jahr von seiner Bedeutung mehr einbüßt. Die Residenz des Patriarchen ist Kanobin (Coenobium), ein im obern Kadischathale gelegenes Kloster.

Was die Geschichte des Libanon anbetrifft, so ist zunächst im allgemeinen zu bemerken, daß, wenn auch das Gebirge seinen Bewohnern eine gewisse Sicherheit gewährte, es sie doch nicht in den Stand setzte, sich von den allgemeinen Geschicken Syriens zu trennen. Wie aber nicht einmal der Tempelbau von Baalbek in der Bekaa, eine der wunderbarsten Schöpfungen des Alterthums, in der auf uns gekommenen zeitgenössischen Literatur eine Erwähnung gefunden, so sind die Notizen über Zustände und Begebenheiten im Libanon überhaupt als kaum vorhanden zu bezeichnen. Die Bibel nennt als Bewohner des Gebirges Heviter (Richter 3, 3) und Gibliter d. i. Bergbewohner (Josua 13, 5), welche Namen in ihrer Allgemeinheit auf nähere Bekanntschaft nicht schließen lassen, so wenig wie die häufige Erwähnung des Gebirges in der poetischen Sprache der Psalmisten, des Hohen Liedes u. s. w. Aus dem Umstande, daß König Salomo einer Ermächtigung des Königs Hiram von Tyrus bedurfte, um Bauholz vom Libanon zu holen, darf man vielleicht schließen, daß derselbe damals unter phönizischer Hoheit gestanden; anderweitige bestätigende Nachrichten fehlen. Immerhin ist die Erwähnung des Libanon in der Literatur des benachbarten Hebräervolkes bei dem völligen Fehlen einheimischer Kunde aus jener frühen Zeit werthvoll. Auch das Mittelalter läßt uns über die Zustände im Gebirge ohne Nachricht, sowie wir denn betreffs des Uebergangs der Volkssprache vom Syrischen zum Arabischen lediglich auf Conjectur hingewiesen sind. Von Beziehungen der Maroniten zu den Vorfahren der Drusen oder von beiden zu den byzantinischen und arabischen Landesbehörden geben uns weder die griechischen, noch die arabischen, noch die fränkischen Schriftsteller der Kreuzfahrerperiode eine Ahnung. Erst in neuerer Zeit ist durch Bekanntwerden einer ziemlich reichhaltigen arabisch-drusischen Literatur, in welcher auch die Stammesgeschichte eine Rolle spielt, einiges Licht verbreitet worden, wobei nur zu beklagen, daß zur Kritik der daselbst über mittelalterliche Zustände gegebenen Nachrichten anderweite Berichte mangeln. Nach den besagten Schriften soll das Gebirge seit unvordenklicher Zeit in dem edeln Hause Tenûh eine bestimmte Dynastie besessen haben, welcher alle Stämme des Gebirges unabhängig von den Bekenntnissen Gehorsam geleistet. Ueber das Verhältniß der Tenûh zur syrischen Provinzialregierung erfährt man nichts, sowie man auch nicht darüber aufgeklärt wird, wie es ihrer Herrschaft gelingen konnte, sich der Wahrnehmung der arabischen und fränkischen Historiker während des Königreichs Jerusalem so völlig zu entziehen. Zur Zeit des Bahriten-Sultans Kalaun von Aegypten, welcher die letzten Reste der fränkischen Herrschaft in den syrischen Seestädten beseitigte, sollen die Tenûh ausgestorben sein; es folgte ihnen das bekanntere Geschlecht der Maan, welches sich fünf Jahrhunderte lang behauptete. Unter den Maan ging durch die Siege Sultan Selim's II. im Anfange des 16. Jahrh. die Herrschaft Syriens von den Aegyptern auf die Osmanen über, und wir können nicht bezweifeln, daß seitdem das besagte Haus die Stellung autonomer tributärer Fürsten inne gehabt habe, wie die Pforte deren auch sonst in zu vollkommener Unterwerfung nur mit einem unverhältnißmäßigen Aufwande an Gut und Blut zu bringenden Gebirgsgegenden willig beließ. Den Maan gehörte, als berühmtester Sprößling des Geschlechts, der mit dem Titel Prince de la Montagne im Anfange des 17. Jahrh. so vielgenannte Fakhr-ed-Din an, welcher, den damaligen Schwächezustand der osmanischen Monarchie benutzend, das verhaßte Joch der Türken abzuschütteln unternahm, zu diesem Ende persönlich Verbindungen in Europa anknüpfte und geraume Zeit die Angriffe der Pforte abwehrte, bis er endlich der Uebermacht erlag. Ihren Sieg nutzte die Pforte nicht zur Einfügung des Libanon in das System ihrer Immediatprovinzen aus, vielmehr begnügte sie sich, das alte Abhängigkeitsverhältniß der Maan wieder herzustellen, welche demnach ihre dynastische Geltung bewahrten, bis das Haus im Laufe des vorigen Jahrhunderts erlosch. An seine Stelle trat das verwandte Geschlecht Schehâb und wurde von der Pforte anerkannt, welche durch dasselbe, wie früher durch die Maan, das Gebirge verwalten ließ, zugleich durch häufig angestifteten Familienzwist einer zu großen Machtentfaltung der Fürsten entgegenarbeitend. Der bemerkenswertheste Herrscher aus diesem Hause war der Emir Beschir Schehâb, ein Anhänger Mehemed Ali's von Aegypten, dessen Eroberungen in Syrien wesentlich durch ihn ermöglicht wurden. Der Emir Beschir wußte sich der Feindseligkeiten der benachbarten Paschas, sowie der Intriguen ehrgeiziger Verwandten mit ebenso viel List wie rücksichtsloser Grausamkeit zu erwehren, sodaß er zeitweilig zu unbedingter Einheit der Gewalt gelangte, welche er dadurch zu befestigen suchte, daß er vom Drusenthum zu der im Gebirge numerisch vorwiegenden Religion, dem maronitischen Christenthum, übertrat. Durch diesen Schritt erwarb er sich ein Anrecht auf die besondere Fürsorge der unter dem König Louis Philipp sehr anspruchsvoll in die orientalische Politik eingreifenden französischen Regierung, welche als diplomatische Beschützerin des Katholicismus in der Türkei die mit Rom unirte christliche Nation im Libanon zu einem Hebel französischen Einflusses in der Levante machen wollte. Um so feindseliger aber stellte sich dem Emir die durch ihn in ihrer Integrität bedrohte Pforte und das von Frankreichs Erfolgen im östlichen Mittelmeer beunruhigte Cabinet von St.-James entgegen. Die Quadrupelallianz des Jahres 1840 machte demnach, wie der Herrschaft Mehemed Ali's in Syrien, so derjenigen der Schehâb im Libanon ein Ende. Emir Beschir wurde als Gefangener nach Malta abgeführt und starb 12 Jahre später mehr als 90jährig als Verbannter in Kadhikjöi bei Konstantinopel, wohin er internirt worden war.

Die politische Reorganisation des der Pforte wieder-

gewonnenen Libanon machte der europäischen Politik große Schwierigkeit, da durch die Erinnerung an Beschir als maronitischen Fürsten es unmöglich geworden war, das historische Vorrecht der Drusen wiederherzustellen, und man ebenso wenig die letzteren unter maronitische Herrschaft stellen konnte, andererseits aber die Mächte das vorwiegend christliche Gebirge der Pfortenadministration zu überliefern sich scheuten. Die Unsicherheit der Zustände, welcher sich französische Hetzereien unter den Maroniten und anglo-türkische unter den Drusen beigesellten, brachten in den Jahren 1842 und 1845 blutige Bürgerkriege zu Wege, infolge deren die Mächte sich mit der Pforte über Einführung einer doppelten Regierung mit einem drusischen Kaimakam für den Süden und einem maronitischen für den Norden, beide den alten Adelsgeschlechtern des Gebirges entnommen, einigte. Diese Einrichtung, auf maronitischer Seite von demokratischer Wühlerei untergraben, bestand gleichwol bis 1860, wo die fanatische Reaction des Islam wider die den Christen durch den Hatti-Humajun gewährten Rechte auch die Drusen zu einer furchtbaren Metzelei unter ihren christlichen Mitbürgern veranlaßte und die Ohnmacht der Kaimakame gegenüber den nationalen Leidenschaften ihrer Untergebenen klar legte. Diese Beamten wurden demnach abgesetzt und mit ihnen der letzte Rest einheimischer Herrschaft beseitigt, der Libanon aber in ein der Generalstatthalterschaft (Vilajet) von Syrien eingereihtes Mutesarriflik verwandelt, mit dessen Verwaltung ausschließlich christliche Paschas betraut werden.

Nach dem Sâtnâmeh des Jahres 1297 zerfällt der Sandschak Dschebeli-Libnan (Berg Libanon) in folgende 32 Kasas und Nahien: 1) Deir el Kamar; 2) Schûf; 3) Arkûb; 4) Dscheru; 5) Schimâr; 6) Munafif; 7) Gharbi Iklim; 8) Kharûbi Iklim; 9) Tuffâh; 10) Dschefin; 11) Dschebel Rimân; 12) Gharbel Bekaa; 13) Sâhil Beirût; 14) Meni Khâsseh mit Abein; 15) Teráfu und Meschim; 16) Beit Abu Olwaneh; 17) Batrûn; 18) Sâwijeh; 19) Dschubbet el Bscherreh; 20) Kûreh; 21) Foka; 22) Futûh; 23) Dschebeil; 24) Dschubbet el Basra; 25) Hurmul; 26) Brumana; 27) Senânijeh; 28) Beit es Shiâb mit Befsijeh; 29) Rahleh; 30) Kesrowan; 31) Sahil Oseir; 32) Beskonta.

(G. Rosen.)

LIBANOTIS, eine von Crantz aufgestellte Gattung der Umbelliferen mit folgenden Merkmalen: Kelchzähne pfriemlich, verlängert, abfällig; Blumenblätter verkehrt-eiförmig, in ein einwärts gebogenes Läppchen verschmälert, ausgerandet; Frucht oval oder länglich, auf dem Querdurchschnitt fast stielrund, mit den rückwärts gebogenen Griffeln gekrönt; Früchtchen (Mericarpien) mit fünf erhabenen Rippen, von denen die seitlichen randbildend sind; in den Thälchen findet sich je eine Oelstrieme; auf der Fugenfläche je zwei; Eiweis fast halbstielrund. Diese Gattung unterscheidet sich von Seseli fast nur durch die langen Kelchzähne, welche bei letzterer kurz und dicklich sind, weshalb sie häufig mit dieser vereinigt wird; die wenigen hierher gehörigen Arten wachsen in Europa und im mittlern Asien. De Candolle brachte die Gattung in zwei Abtheilungen, deren erste, Eriotis, kurz behaarte Blumenblätter besitzt, während dieselben bei der zweiten, Eulibanotis, ganz kahl sind.

(A. Garcke.)

LIBATIO (von libare, λείβειν = σπένδειν), σπονδή, Spende, der Ausguß einer Flüssigkeit den Göttern zu Ehren, Trankopfer, bildete bei Griechen und Römern entweder ein gewöhnlich mit Gebet verbundenes, selbständiges Opfer oder fand in Verbindung mit Brandopfern statt. Beim Weintrinken war es Sitte, am Anfang wie am Schluß den Göttern etwas aus dem Becher auf den Boden zu gießen, wie auch bei jeder Mahlzeit ihnen einige Abschnittlinge von Fleisch auf dem Herde verbrannt wurden; man wollte bei jedem Genuß von Speise und Trank in symbolischer Weise den Göttern einen Theil der Nahrung als schuldigen Tribut zollen, um dankend anzuerkennen, daß von ihnen diese guten Gaben kommen, man machte sie gewissermaßen zu seinen Gästen und gab dadurch dem eigenen Genuß eine Rechtfertigung und Weihe, vgl. *Hom.* Il. 7, 480; *Verg.* Aen. 1, 728 fg.; *Hor.* Od. 4, 5, 31 fg.; *Ov.* fast. 2, 631 fg. Griechischer Brauch war es, zum Schlusse der Mahlzeit (δεῖπνον), beim Uebergang zum Trinkgelage (συμπόσιον) «dem guten Geiste» (ἀγαθοῦ δαίμων) eine Spende mit ungemischtem Weine darzubringen; *Xenoph.* Symp. 2, 1; *Plat.* Symp. p. 176; *Diod.* 4, 3. — Spenden für sich, die nicht mit Mahl und Weingenuß verbunden waren, kamen vor bei Gebeten um Gelingen eines Unternehmens (*Hom.* Il. 9, 171 fg., 16, 225 fg., 24, 305), bei feierlichen Verträgen (*Hom.* Il. 3, 295), bei Todtenopfern (*Hom.* Od. 10, 517; 11, 25; *Verg.* Aen. 5, 75; *Apulej.* de mundo p. 367 Oud.). Am Geburtstage brachte der Römer seinem Genius als Opfergabe eine Weinspende und Blumen. Erst auf Anordnung des Augustus geschah es, daß an dem Altar des Tempels, wo die Senatsversammlung stattfand, jeder Senator, bevor er sich niedersetzte, eine Weinspende mit Weihrauch darbrachte, *Suet.* Aug. 35. Bei größern Thieropfern wiederholte sich nach römischem Ritus die Libation mehrmals. Beim Beginn des Opfers wurde das Opferthier geweiht, indem der Priester ihm Quellwasser und Wein, Opferschrot und Weihrauch über den Kopf schüttete und dann den Wein kostete und den Opfernden zu trinken gab; eine zweite Libation folgte nach der Schlachtung des Thiers, bevor man die Opferstücke zum Verbrennen auf den Altar legte; zuletzt schloß eine Libation die Opferhandlung vor der Entlassung des Volkes. — Die Flüssigkeit, welche man libirte, war namentlich Wein, der bei Opferhandlungen, also wenn es sich nicht um eine einfache Libation bei Tische handelte, nicht mit Wasser gemischt sein durfte und immer von beschnittenen Reben stammen mußte (*Plin.* 14, 2; 12, 19; *Serv.* Verg. Ecl. 8, 65); außerdem verwendete man Wasser, Honig, Milch, Oel, Opferblut, theils einfach, theils gemischt. Manche Gottheiten durften blos mit weinlosen Spenden (νηφάλιοι θυσίαι) geehrt werden, wie die Musen und Nymphen, Aphrodite Urania, Helios, die Eumeniden. — Die Römer gebrauchten das Wort libare auch vom

Darbringen trockener Gegenstände, wie libare dapes (*Ov.* fast. 2, 633), fruges (*Cic.* de legg. 2, 8), tura (*Ov.* ex Pont. 4, 8, 39) u. a. *(H. W. Stoll.)*

LIBAU (lettisch Leepaja, d. h. Lindenstadt), ist seit 1881 die wichtigste See- und Handelsstadt im russischen Gouvernement Kurland und liegt auf der schmalen Nehrung zwischen dem Libauschen Haff und der Ostsee. Im Haff oder See wurde noch 1883 reicher Aalfang getrieben und befindet sich daselbst eine Insel, auf der die alten Kuren in heidnischer Zeit eine Menschenopferstätte hatten. Am Ausfluß des Haffs ins Meer befand sich ihre alte Burg Apulia, welche 862 König Olaf von Schweden belagerte und zerstörte (Rimbert um 960 in seiner «Vita Ansgarii», Harderich Hupel's «N. Nord. Miscellaneen», Riga 1792, Thl. 1, S. 31). Dieser Ort wurde 1263 in einer Einigungsacte zwischen dem magister domus Theutonicorum in Livonia, Andreas von Stuckland, und dem päpstlichen Legaten, Wilhelm von Modena, als «Lyva portus» bezeichnet. An diesem Liva- (d. h. Sand-) Hafen entstand zur deutschen Ordenszeit Livlands ein großes Fischerdorf, welche Niederlassung aber 1418 die aus Samogitien (Gouvernement Kowno) kommenden heidnischen Litauer verbrannten. Allmählich von den Deutschen wieder aufgebaut, kam das Fischerdorf Liva, auch Libo genannt, 1560 an Preußen, indem der letzte magister domus Theutonicorum in Livonia, Gotthard Kettler, Libau mit dem ganzen Grobinschen Kreise an den Markgrafen Albrecht von Brandenburg für 50,000 Gulden verpfändete. Als 1561 Gotthard Kettler erster Herzog von Kurland und Semgallen wurde, wollte er das Grobinsche Gebiet wieder einlösen, doch gelang es erst seinem Sohne Wilhelm, durch seine Vermählung mit der Prinzessin Sophie von Preußen 1609 besagtes Gebiet seinem Herzogthume einzuverleiben. Darauf ertheilte Herzog Friedrich von Kurland 1625 dem Dorfe Libau Stadtrechte und schenkte der neuen Stadt das Gut Libauhof (eine Quadratmeile Landes) als Patrimonialgebiet. Herzog Jakob ließ den alten Ausfluß des Libauschen Sees oder Haffs verschütten und einen neuen Kanal zum Meere graben, aber erst sein Nachfolger Friedrich Kasimir legte 1697 den neuen Hafen Libaus an, welcher 1860 unter Kaiser Alexander II. vollständig erneuert wurde. Doch erst seit Eröffnung der Kowno-Libauer Bahn 1872 datirt sich der rapide Aufschwung dieser Handelsstadt, welche 1873 nur 10,767, aber 1881 bereits 27,418 und 1883 über 30,000 Einwohner zählte, von denen $^1/_3$ aber Juden sind, welche einen reellen Handel unmöglich machen. Der Haupttheil der Stadt befindet sich auf der linken, südlichen Seite des Haff-Ausflusses und ist durchweg modern gebaut. Von den wenigen alten Gebäuden sind vor allen Dingen die 4 Kirchen (die evangelisch-lutherische deutsche und lettische, die römisch- und griechisch-katholische) und drei Synagogen zu erwähnen, dann das Rathhaus, welches früher ein Palais der Herzoge von Kurland war, das deutsche Theater, das Gymnasium und die höhere Töchterschule. Dagegen ist die Anzahl der neuen Gebäude seit 1873 meist industriellen Charakters und hat Libau das Ansehen einer Fabrikstadt gewonnen. In demselben Maße ist der Handel gestiegen, indem der Export vor Eröffnung der Bahn circa 5 Mill. Rubel betrug, seit 1873 aber so rapid von Jahr zu Jahr stieg, daß er nach 10 Jahren 1883 die Höhe von 47,980,424 Rubel erreichte. *(P. Th. Falck.)*

LIBELLE (libella, lateinische Verkleinerungsform von libra, Wage), auch Wasserwage oder Niveau genannt, ist ein Instrument zur horizontalen Einstellung von Apparaten und allerhand Vorrichtungen wie Wagen, Kathetometern, Passageinstrumenten, Meßtischplatten u. s. w. Man benutzt zu diesem Zwecke die Erscheinung, daß eine Luftblase in einem sonst mit Flüssigkeit gefüllten Gefäße mit schwach gewölbter Glasdecke immer den höchsten Punkt unter dieser Decke aufsucht. Ist das Gefäß im übrigen so gearbeitet, daß der Boden desselben genau horizontal steht, wenn die Luftblase den höchsten, durch eine in den Glasdeckel außen eingeschliffene Marke bezeichneten Stand einnimmt, so kann man natürlich durch Aufsetzen dieses, dann Libelle genannten Instrumentes auf eine gegebene Fläche prüfen, ob dieselbe horizontal ist oder nicht. Man unterscheidet Röhren- und Dosenlibellen. Bei den Röhrenlibellen benutzt man ein cylindrisches, innen sehr schwach tonnenförmig ausgeschliffenes Glasrohr von höchstens Fingersdicke und 5 bis 25 Centimeter Länge, und zum Füllen desselben mit Schwefelsäure gesäuertes Wasser, bei feinern Instrumenten Alkohol oder Aether. Nachdem die bis zur Luftblase gefüllte Röhre zugeschmolzen worden, befestigt man sie auf einer Messingschiene oder auf zwei Metallfüßen so, daß die Blase am höchsten steht, wenn die Auflagerungsfläche horizontal liegt. Als einer dieser Füße kann auch eine Stellschraube dienen, durch welche man dann den Stand des Rohres reguliren kann. Um die Achse eines Passageinstrumentes horizontal zu stellen, benutzt man Libellen, welche statt der Füße zwei Haken zum Aufhängen an der Achse haben. Diese Haken müssen in gleicher Weise wie die Füße justirt sein. Um Fehler in der Justirung der Füße oder Haken auszumärzen, muß man stets die Libelle nacheinander in zwei um 180° verschiedenen Lagen aufsetzen. Um überhaupt eine Röhrenlibelle auf die Richtigkeit ihrer Justirung zu prüfen, befestigt man sie an einem Fernrohre, mit dessen Fadenkreuz man eine entfernte senkrechte Millimeter-Skala abliest. Weist der Faden beim Umkehren der Libelle um 180° auf denselben Skalentheil, so ist die Justirung in Ordnung, d. h. die Tangentialebene zur Krümmung des Libellenrohres am Punkte des höchsten Blasenstandes ist parallel mit der Fußpunktslinie der Libelle. Bei unrichtiger Justirung ist der Neigungsfehler zwischen der Fußpunktslinie und der erwähnten Tangentialebene gleich dem Winkel, dessen Tangente der Quotient aus dem halben Unterschiede der Ablesungen durch die ebenfalls in Millimetern gemessene Entfernung der Skala vom Drehpunkte des Fernrohres ist.

Will man nicht blos eine Richtung, sondern eine Ebene horizontal stellen, so braucht man dazu zwei in derselben senkrecht aufeinander gestellte Libellen, oder

man bringt die Libelle erst in die eine Lage und justirt die Ebene, sodann in darauf senkrechte und justirt nochmals.

Bequemer aber ungenauer arbeiten in diesem Falle die Dosenlibellen, Messingdosen, in der Mitte des Bodens der Füllung wegen durch eine Schraube geschlossen und mit einem schwach convexen Glasdeckel, in dessen Mitte eine den höchsten Stand der Blase bezeichnende ringförmige Marke eingeschliffen ist. Der ringförmig vorstehende Rand des Bodens ist so abgeschliffen, daß er parallel mit der Tangentialebene an dem höchsten Punkte des Glasgewölbes ist. Für die Horizontalstellung von Meßtischplatten genügt die Genauigkeit, welche gute Dosenlibellen gewähren.

Die erste Röhrenlibelle soll Huyghens construirt und zwischen 1666 und 1681 an einem Fernrohre statt des bis dahin üblichen Lothes angebracht haben. Sicher ist, daß Hooke die Luftblase in einer Röhre zum Nivelliren im Jahre 1674 angewendet hat. Die ersten genauern Libellen haben wohl Reichenbach und Fraunhofer in München hergestellt. Uebertroffen wurden sie später von Nepsold in Hamburg. Die erste Dosenlibelle soll der Mechaniker Mayer im J. 1777 angefertigt haben. *(H. A. Weiske.)*

Libellen oder Wasserjungfern, s. Libellula.

LIBELLULA, Wasserjungfer, eine Insektengattung mit vier gleichen, netzförmig geaderten Flügeln, beißenden Mundtheilen und unvollkommener Metamorphose. Vom Namen ist der der Familie Libellulidae (Odonata *Fabr.*) abgeleitet. Linné, welcher den Namen gab, vereinigte noch alle Wasserjungfern in dieser einen Gattung. Spätere Systematiker, Fabricius, Leach, Charpentier, Rambur, de Selys-Longchamps, Hagen, haben die alte Gattung zur Familie erweitert und diese wieder in Unterfamilien getheilt. Früher der dicht netzartigen Aderung ihrer Flügel wegen zu den Neuropteren, Netzflüglern, gestellt, trennte sie Burmeister, da sie nicht wie diese eine vollkommene Metamorphose durchlaufen, als Glied einer selbständigen Ordnung, welche außer den Libellen noch die Termiten, Eintagsfliegen (Ephemeridae), Afterfrühlingsfliegen (Perlidae) umfaßte. Er nannte diese Dictyoptera. Sie stehen den Geradflüglern, Orthopteren (Heuschrecken u. s. w.), nahe und werden jetzt häufig unter dem Namen Pseudo-Neuroptera diesen als Unterordnung beigefügt. Die Libellen sind große, schlankgebaute Insekten mit beißenden Mundtheilen am großen quercylindrischen Kopfe, mit vier großen, glasartigen, netzförmig gegitterten Flügeln; die Tarsen sind dreigliederig; die Augen groß, oft am Scheitel zusammenstoßend. Der Hinterleib hat 10 Segmente, am letzten trägt er zwei zangenartig gegeneinander bewegbare Griffel, mit welchem das Männchen bei der Begattung den Nacken des meist verschieden gefärbten Weibchens umfaßt. Die Libelluliden sind räuberische, fleisch- insekten-) fressende Thiere, welche in der Nähe des Wassers leben. In dieses oder an Wasserpflanzen werden die Eier abgelegt und in ihm leben die gleichfalls räuberischen Jugendzustände (Larven). Zum Insektenfange sind dieselben besonders durch Entwickelung eines von der Unterlippe gebildeten Apparates, der sogenannten Maske, befähigt, welche beweglich mit dem Kopfe verbunden entweder dem Unterkopf flach anliegt oder den ganzen Vorderkopf helmartig überwölbt. Zum Wasserathmen der Larven dienen bei den Agrioninen am Hinterleibsende vorhandene Tracheenkiemen, bei den andern die im Mastdarm, in welchen das Wasser abwechselnd eingezogen und ausgestoßen wird, liegenden, mit Blut und Tracheen durchzogenen Blättchen. Die erste Unterfamilie, Agrioninae, hat in der Ruhe aufrecht oder halbaufrecht gehaltene Flügel. Die großen Netzaugen sind durch den breiten Scheitel getrennt; die Larven haben Schwanzkiemen. Hierher die Gattungen Agrion *Fabr.* (Deutschland, häufig), Lestes *Leach* (L. sponsa, Deutschland, häufig), Calopteryx *Leach* (C. virgo, überall gemein). In der zweiten Unterfamilie, den Aeschninae, werden die Flügel in der Ruhe horizontal gehalten, die Hinterflügel sind, besonders an der Basis, breiter als die vorderen; die vereinigten inneren Laden der Unterlippe fast ebenso groß wie die mit den Tastern verschmolzenen äußeren; die Larven haben Darmkiemen und flache Maske. Hierher die Gattungen Gomphus *Leach* (G. vulgatissimus *Leach*, überall gemein), Aeschna *Fabr.* (Ae. grandis *F.*, Deutschland), Anax *Leach*, Cordulegaster *Leach* u. a. Die dritte Unterfamilie, Libellulinae, hat gleichfalls horizontal gehaltene Flügel. Die in der Mitte eingekerbten vereinigten inneren Laden der Unterlippe sind viel kürzer als die mit den Tastern verschmolzenen äußeren; die Larven haben Darmkiemen und Helmmaske. Hierher die Gattungen Libellula s. str. (in allen Welttheilen verbreitet), Epitheca *Charp.* Cordulia *Leach* (beide in Deutschland vertreten), Polyneura *Ramb.* u. a.

(J. Victor Carus.)

LIBELT (Karl Friedrich), einer der bedeutendsten polnischen Philosophen, wurde am 8. April 1807 in Posen als Sohn eines Handwerkers geboren. Nachdem er in den Knabenjahren den Vater verloren hatte, sorgte seine Mutter, der er bis zu ihrem Tode die größte Ehrerbietung entgegenbrachte, unter Opfern und Entbehrungen für die beste Ausbildung des talentvollen Knaben, indem sie ihn das MarienGymnasium in Posen besuchen ließ. Durch den Regierungsrath Pantal. Szuman, in dessen Hause er eine Stütze fand, und durch den Erzbischof Wolicki dem Statthalter Fürsten Anton Radziwill empfohlen, ging Libelt, mit einem Regierungsstipendium versehen, im Herbst 1826 nach Berlin, um Philosophie, Mathematik und Philologie zu studiren. Bald lenkte er durch die Lösung der philosophischen Preisaufgabe über Spinoza die Aufmerksamkeit Hegel's auf sich, der ihn nicht blos in wissenschaftlicher, sondern auch in materieller Beziehung förderte, indem er ihn einem Freunde für die Stelle eines Mentors empfahl. Im Juni 1830 erlangte er den Doctorgrad auf Grund der Dissertation «De pantheismo in philosophia»; bald darauf ging er nach Paris, um seine Studien zu vertiefen, aber die Absicht, sich zur Docentur in der Philosophie vorzubereiten, wurde durch den Ausbruch der Julirevolution in Paris und der polnischen Revolution in Warschau vereitelt. Er nahm an dem

Kampfe mit Rußland theil in der Batterie von Pietka, später in der Abtheilung des Generals Rożycki, wurde zum Unterlieutenant ernannt und erhielt für die im Gefecht von Chodzicza bewiesene Bravour am 25. September 1831 die Ehrenauszeichnung Virtuti militari. Nach dem Falle der polnischen Revolution und nach Verbüßung der Festungsstrafe in Magdeburg (zunächst war er nach der Entwaffnung der Abtheilung Rożycki's auf österreichischem Boden in Troppau internirt worden) ging er aufs Land und bewirthschaftete ein gepachtetes Gut, später ein Gut, das im wongrowitzer Kreise seiner zweiten Frau, einer Tochter Szuman's, gehörte. Neben den landwirthschaftlichen Beschäftigungen lebte er seinen Studien und fand auch Gelegenheit, durch seinen Einfluß und seine literarische Thätigkeit im polnisch-nationalen Geiste zu wirken: er war Mitarbeiter der damals einzigen (illustrirten) Zeitschrift im Posenschen, welche in polnischer Sprache seit 1833 von J. Poplinski in Lissa herausgegeben wurde («Przyjaciel Ludu» mit Artikeln für das gebildete Publikum und theilweise mit gelehrten Abhandlungen); später, seit 1838, förderte er durch seine Mitwirkung die im J. 1838 von Lukaszewicz und A. Poplinski gegründete literarisch-kritische Zeitschrift «Tygodnik Literacki», welche mehrere Jahre zum Mittelpunkte der besten literarischen Kräfte wurde und zu allgemein geachteter Auctorität gelangte; außerdem war Libelt auch mitthätig bei Begründung von polnischen Lesevereinen und ähnlichen Gesellschaften in der Provinz Posen. Er arbeitete einen Organisationsplan für eine Reihe von polnischen Vereinen aus, von denen einer, der Unterstützungsverein für die lernende Jugend, von Marcinkowski im J. 1836 ins Leben gerufen wurde. Als mit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. und nach dem Abgange des Oberpräsidenten Flottwell den Polen im Posenschen eine mildere Behandlung zutheil, der polnischen Sprache in Schule, im amtlichen Verkehr und in der Oeffentlichkeit mehr Freiheit zugestanden wurde, und als infolge der Aufhebung der Cartelconvention mit Rußland, sowie durch Erleichterung des Grenzverkehrs angesehene polnische Schriftsteller von Osten und von Frankreich nach Posen übersiedelten, wie Cieszkowski, Wezyk, Siemieński und andere, ging auch Libelt nach der Haupt- und Heimatsstadt und nahm nunmehr hervorragenden Antheil an dem sehr regen und reichen geistigen Leben, welches Posen damals den Ruf des «polnischen Athen» eintrug; neben «Tygodnik» entstanden andere Zeitschriften: «Orędownik», herausgegeben von Lukaszewicz und A. Poplinski in mehr conservativer Richtung; «Tygodnik Domowy», ein belletristisches Modejournal, von den Leitern des «Tygodnik Literacki» ins Leben gerufen; später, seit 1845, entstand die von der strengkatholischen Partei trefflich redigirte wissenschaftliche größere Zeitschrift «Przegląd Poznański»; polnische Theatervorstellungen wurden ins Leben gerufen von dem aus dem Königreich Polen eingewanderten A. Wezyk. Dieses literarische Leben, der rege Verkehr zahlreicher in Posen wohnenden Gelehrten und andere Aeußerungen des nationalen Lebens gaben der Stadt eine Physiognomie, welche das überschwengliche Lob einigermaßen rechtfertigte. Nachdem Libelt durch Uebernahme einer interimistischen Lehrerstelle am Friedrichsgymnasium und durch Privatunterricht sich eine zusagende stetige Beschäftigung gesichert hatte (am Friedrichsgymnasium wurde er zeitweilig «stellvertretend beschäftigt», im Sommer 1842 als Lehrer der Mathematik und Physik in den obern Klassen), eröffnete er mit dem Anfang April 1841 eine Reihe von öffentlichen Vorlesungen über Geschichte der deutschen Literatur und über Aesthetik in polnischer Sprache, fand großen Anklang sowol bei dem Publikum als auch bei seinen Freunden und Gesinnungsgenossen, die seinem Beispiele folgten: so las Moraczewski über Geschichte der Westslawen, Dr. Matecki über Physik und Naturwissenschaften, Krauthofer über Encyklopädie und Methodologie des Rechts. Fast drei Jahre lang dauerte das Interesse des Publikums für die über dem gewöhnlichen Niveau des Populären gehaltenen öffentlichen Vorträge, um sich dann einem mehr systematischen Unternehmen Libelt's zuzuwenden, welches dahin ging, das Publikum über die Zeit- und Streitfragen in eingehender Weise aufzuklären. Von Beginn des Jahres 1843 an gab er, zusammen mit Moraczewski, unterstützt von den angesehensten polnischen Gelehrten selbst aus weiter Ferne, eine Zeitschrift in der Art einer Revue unter dem Titel «Rok» heraus, welche in monatlichen Heften erschien, und in welcher politische, sociale, literarische Erscheinungen in Europa und Amerika, wie die demokratische Bewegung, der St.-Simonismus, die nationalen Bewegungen in Ungarn und in Irland, die italienischen Angelegenheiten, der moderne Jesuitismus, philosophische und andere Fragen in liberalem Sinne erörtert wurden; philosophischen und polnisch-literarischen Fragen wurde besonders Aufmerksamkeit geschenkt; neuere literarische Erscheinungen in polnischer Sprache notirte Moraczewski, die literarische Bewegung bei den Südslawen besprach Cybulski. Einige von Libelt in dieser Zeitschrift erschienene Abhandlungen, wie über die Vaterlandsliebe, über den bürgerlichen Freimuth («O odwadze cywilnéj») und andere, welche dem öffentlichen Bewußtsein die Wege der nationalen Pflicht und Würde weisen sollten, wurden besonders von der jungen Generation mit Begeisterung aufgenommen. Die Zeitschrift, welche die Förderung und den Fortschritt des nationalen Gedankens auf ihre Fahne schrieb, erhielt sich nur wenige Jahre; Libelt ließ sich inzwischen von der demokratischen Partei der polnischen Emigration in Paris für die Idee einer allgemeinen polnischen Waffenerhebung gewinnen, wurde mit vielen Mitverschworenen in Posen im Februar 1846 verhaftet, in Berlin gefangen gehalten, des Hochverraths angeklagt und im Polenprocesse im J. 1847 zu zwanzigjähriger Festungsstrafe verurtheilt. Die Zeitschrift ging bald nach der Verhaftung Libelt's ein (im April 1846), er selbst aber fand während der langen Haft Muße zu kleinen literarischen Arbeiten, welche später (1847) unter dem Titel «Feleton Polityczny» herauskamen; außerdem schrieb er in Berlin eine anmuthige Darstellung des Lebens der Jeanne d'Arc nach dem Buche von G. Goerres von 1834, welche mehrere male herauskam: 1848, 1852 (Posen), 1874 (Warschau und Petersburg). Als die polnischen Gefangenen in

den Märztagen 1848 durch königliche Amnestie freigelassen wurden, ging Libelt nach Posen und nahm an der politisch-nationalen Bewegung in seiner Heimat hervorragenden Antheil: er gehörte dem polnisch-nationalen Comite in Posen als Mitglied an, nahm theil an der Bildung der polnischen Freischaren, die sich an der russischen Grenze zusammenthaten, schloß als Bevollmächtigter des posener Comites mit dem General Willisen eine Convention ab, welche die Zahl der polnischen Truppen auf 1200 Mann beschränkte und führte diese Bestimmung unter persönlicher Gefahr durch; er nahm später, nach der blutigen Auflösung dieser Freicorps, an der Zusammenkunft in Breslau und dem Slawencongreß in Prag theil; ging als Abgeordneter nach Frankfurt, um dort im Namen seiner Landsleute gegen die vom Frankfurter Parlament beschlossene Einverleibung der polnischen Landestheile in das Reich Protest einzulegen; nahm später regen Antheil an der vom Grafen Cieszkowski ins Leben gerufenen Bildung einer polnischen Liga zur Wahrung der polnisch-nationalen Interessen im Posenschen und gründete, um seine politischen Grundsätze und Ziele zu betreiben, eine Zeitung «Dziennik Polski» im Juni 1849, welche indeß nach Entziehung des Postdebits nach etwa zehnmonatlichem Bestande im Jahre 1850 einging. Darauf (1850) ging Libelt aufs Land und theilte seine Zeit zwischen Landwirthschaft, öffentlichem Dienst und literarischer Thätigkeit. Obgleich fern von Posen, betheiligte er sich an der Leitung mehrerer Vereine, wie des Unterstützungsvereins für die lernende Jugend des Großherzogthums Posen, des Landwirthschaftlichen Vereins u. a., nahm auch an den politischen Angelegenheiten eifrigen Antheil und war jahrelang Abgeordneter des Landtages (1859—1870), zuletzt auch Präses der polnischen Fraction, ohne dabei die Bewirthschaftung seines Gutes zu vernachlässigen. Dabei war er mit literarischen Arbeiten eifrig beschäftigt: nachdem er schon 1844 einen Leitfaden der Mathematik für Schulen in polnischer Sprache («Wyklad matematyki dla szkół gimnazyalnych») in 2 Bdn., und im J. 1845 ein philosophisches Werk herausgegeben hatte, den ersten Band von «Filozofia» und «Krytyka», welcher die Einleitung in das später erschienene philosophische System Libelt's («System Umnictwa») sein sollte, gab er im J. 1849 unter dem allgemeinen Titel «Filozofia i Krytyka» den ersten Band (allgemeinen Theil) der Aesthetik, welchem 1854 zwei weitere Bände («System Umnictwa» s. unten) folgten; in den Jahren 1849 bis 1851 erschienen in Posen 6 Bände gesammelter kleinerer Schriften; 1852 ein Band kleinerer Aufsätze «Humor i Prawda» (Petersburg).

Im J. 1863 fiel Libelt's jüngerer talentvoller Sohn in sehr jungen Jahren in dem Gefecht bei Brdowo in dem Aufstande gegen Rußland; in demselben Jahre verlor er durch den Tod seine Frau; darauf übergab er sein Gut dem älteren Sohne, zog sich auf ein kleines Vorwerk zurück und lebte, ohne sich dem Verkehr mit seinen vielen Freunden zu entziehen, vornehmlich der Wissenschaft: er hielt unter großem Zuspruch des Publikums öffentliche Vorlesungen in Posen, Krakau, Lemberg, veröffentlichte seinen literarischen Vorrath, besorgte neue Ausgaben seiner früheren Werke, übernahm die Herausgabe von Trentowski's «Panteon». Indeß schwanden die Kräfte allmählich, die früher ungestörte Gesundheit, welche durch ein freundliches Temperament unterstützt wurde, ward zunächst durch eine Augenkrankheit ernstlich bedroht, in welcher er nur vorübergehend 1873 in Breslau Linderung fand; später stellten sich asthmatische Beschwerden ein und trotz der sorgfältigsten Pflege starb er am 9. Juni 1875.

Selten hat jemand unter den polnischen Gelehrten der neueren Zeit eine so allgemeine Achtung und Liebe sich erworben, wie Libelt wegen seines reichen Wissens, das er durch Wort und Schrift mit seltener Lehrgabe in ausgiebigem Maße mitzutheilen wußte, wegen seiner einnehmenden Persönlichkeit und seines reinen, edeln Charakters. Mit wahrer Hoheit der Gesinnung, unermüdlich und selbstlos thätig und helfend, zugleich jeder Ueberhebung fremd, zugänglich und zutraulich, war er andern ein Beispiel. Den Ausspruch in einem seiner Werke, daß das Wissen ohne Tugend und Hingebung unfruchtbar sei, machte er in seinem Leben wahr. Der Verein der Freunde der Wissenschaften in Posen wählte ihn 1868 zu seinem Präses, die krakauer Akademie der Wissenschaften zu ihrem Mitgliede; als 1848 sich in Krakau eine ferne Aussicht für ihn eröffnete, den Lehrstuhl der Philosophie an der dortigen Universität einzunehmen, wies er das Andringen seiner Freunde unter dem Hinweis auf seine nächsten Pflichten von sich, weil er nicht den Schein auf sich ziehen wollte, gegen den befreundeten Professor der Philosophie aufzutreten.

Libelt's Werke sind: «Filozofia i Krytyka» (Bd. 1, einleitender Theil 1845; Bd. 2, Aesthetik, 1849; Bd. 3 und 4, Philosophie der bildenden Vorstellung [System Umnictwa], Posen 1849—50; 2. Ausg. in 2 Bdn., Posen 1857); «Estetyka» (Fortsetzung des im 2. Bde. von «Filozofia» und «Krytyka» erschienenen allgemeinen Theiles in 2 Bdn., Warschau und Petersburg 1854). Eine neue Ausgabe des philosophischen Systems und der Aesthetik erschien unter dem allgemeinen Titel «Filozofia i Krytyka» in 6 Bdn. (Posen 1874 und 1875) (I: Einleitung in das philosophische System, II und III: System Umnictwa, IV—VI: Aesthetik); «Wykład matematyki dla szkół gimnazialnych» (2 Bde., Posen 1844); «Dziewica Orleańska» (Posen 1847, 1852, Warschau 1874). Kleinere gesammelte Schriften: a) «Feleton polityczny» (Posen 1846); b) «Pisma pomniejsze» (6 Bde., Posen 1849—51); «Humor i prawda» (Petersburg 1852). Außerdem erschienen zu verschiedener Zeit einzelne Abhandlungen (s. unten), welche zusammen mit ungedruckten Aufsätzen im Manuscript 6 Bände füllen sollen.

Die erste philosophische Schrift Libelt's war die oben genannte Dissertation; später behandelte er philosophische Fragen, zuerst im Winter 1841 bei Gelegenheit der öffentlichen Vorlesungen in Posen über die schönen Künste, wobei er allmählich einen andern Standpunkt einnahm als sein Lehrer Hegel: er glaubte von dem Standpunkte des reinen Denkens, der absoluten Idee, zur Darstellung eines Systems der schönen Künste nicht

gelangen zu können, weil die Philosophie des reinen Verstandes die Künste nur denken, die Werke derselben aber nicht darstellen könne. So gelangte Libelt zu dem Standpunkte des bildenden Princips (Vorstellung, Ausdruck, Schaffen); diesen Standpunkt führte er dann aus in allgemeinen Umrissen in dem Aufsatz «Myśl, słowo, czyn» (Gedanke, Wort, That) in «Przegląd Naukowy Warszawski» 1843, ausführlicher in der Abhandlung «Charakterystyka filozofii słowiańskiéj» im «Rok» 1844, X, wo ein Theil jenes Aufsatzes wörtlich wiederholt ist; diese Abhandlung wurde bezeichnet als ein Abschnitt aus einer «im Druck befindlichen» Schrift «Kwestya żywotna filozofii», welche auch 1845 erschienen ist und welche in Bd. 1 des Werkes «Filozofia i Krytyka» als einleitender Theil eines neuen philosophischen Systems aufgenommen wurde. Diese Umstände, sowie neben dem allgemeinen Titel «Filozofia i Krytyka» der besondere Titel dieses ersten Bandes: «Samowładztwo rozumu i objawy filozofii słowiańskiéj, część krytyczna» (die Alleinherrschaft des Verstandes und Anzeichen der slawischen Philosophie, kritischer Theil) lassen vermuthen, daß Libelt den Rahmen und den Kreis seiner Studien allmählich weiter zog — bis zum Abschluß eines Systems, der erst später erfolgen sollte. Daß dieses System so ausgefallen ist, wie es sich in den zwei weiteren Bänden von 1849 und 1850 darstellt, ist wol dem Erscheinen der «Nationalen Logik» von Trentowski (1844) zuzuschreiben, welche auf Libelt einen nicht geringen Eindruck machte und an die er sich eingestandenermaßen anlehnte. So wie Trentowski schon in seinen früheren Schriften meinte, daß die bisherige Philosophie einseitig behandelt worden sei, materialistisch von den romanischen, speculativ und idealistisch von den germanischen Volksstämmen, und ihr ein anderer Weg müsse gewiesen werden, so betonte auch Libelt in der Einleitung, daß die idealistische Pilosophie an ihrem Ziel angelangt sei und sich erschöpft habe, daß die Weiterentwickelung derselben nicht sowol durch den Verstand, als durch eine andere Geistesthätigkeit und durch ein anderes, ein slawisches Volk möglich sei. — In dem einleitenden Theile übt Libelt Kritik an der Philosophie vom «Denken des Denkens» und weist auf die Principien der slawischen Philosophie in dem Genius des slawischen Volksstammes und in den philosophischen Schriften seiner polnischen Vorgänger hin. Das Denken allein vermöge nur in Denken sich aufzulösen und, weil ihm (trotz Hegel) keine Energie innewohne, nur zu Abstractionen zu gelangen und könne nicht aus sich heraustreten; die idealistische Philosophie vermöge auch zur Persönlichkeit Gottes und Unsterblichkeit der Seele nicht zu gelangen, da sie ihrem Wesen gemäß mit Begriffen, Urtheilen, Ideen operire und ihr das Besondere und Wirkliche unwesenhaft und nichtig sei; ihre einzige Macht sei die analytische und zersetzende Kritik. Sie lasse nichts gelten, was nicht im Verstande begründet sei, achte andere Functionen des Geistes gering, und schließe Gefahr in sich für den Bestand der positiven Religion, der Nationalität und selbst des Staates. — Der Gang der Philosophie von Descartes, Geulinx, Malebranche, Spinoza, Kant, Fichte bis Schelling und Hegel wird dargestellt, um zu zeigen, daß sie mit dem Dualismus zwischen Glauben und Denken beginne, um dann von Spinoza an dem denkenden Verstande die Allmacht zu vindiciren und nur das gelten zu lassen, was der sich denkende Verstand begreife; die einzelnen Systeme werden auf ihre Principien und deren Hinfälligkeit in kurzer Argumentation be- und verurtheilt. Das von den Zunftphilosophen geringschätzig und nebensächlich behandelte Organ des Geistes, die bildende Phantasie, wird nun von Libelt als das Grundelement des slawischen Geistes in Schutz genommen, dem Verstande, dessen Errungenschaften dabei voll anerkannt werden, als ebenbürtig gleichgestellt und zur Schöpferin eines neuen philosophischen Systems gemacht, welches Libelt, um nicht das griechische Wort Phantasiologie zu gebrauchen, umnictwo nannte (die Wissenschaft von dem bildenden und schaffenden Geiste) und welches er später, in der Vorrede zu der Ausgabe von 1874 als Morphologie bezeichnete (umnictwo wird auf umieć, können, vermögen, zurückgeführt, die weitere populäre Erklärung: być u mnie ist falsch und störend). Libelt sucht sein Princip durch die Richtung des slawischen (polnischen) Volksgeistes auf den festen Glauben von dem Einwirken der irdischen und überirdischen Welt auf einander zu stützen; er schildert den Volksglauben, die Weltanschauung des polnischen Volkes, erinnert an die Macht der Intuition der polnischen Dichter und einiger Philosophen, an die messianische Richtung Mickiewicz's, und schafft sich in solcher Weise den nationalen Boden zum Aufbau seiner Philosophie des bildenden Geistes. — Das ausführliche System = «System Umnictwa» in 2 Bdn. (3 und 4 Bd. der «Filozofia i Krytyka»), welches erst 1849 und 1852 folgte (die längere Unterbrechung wurde zum Theil durch die politische Thätigkeit Libelt's verursacht), schließt sich keineswegs in organischer Weise an die in dem Dekaloge des ersten Theils aufgestellten Postulate an. In diesem Dekalog sind als oberste Thesen die unmittelbare Einheit der sichtbaren und unsichtbaren Welt, die unmittelbare Anschauung mittels der Einheit mit dem ewigen Geiste, die Nothwendigkeit einer aus dem Volksbewußtsein und dem Volksgeiste, als Emanation des göttlichen Geistes, geschöpften Philosophie, das Kommen alles materiellen Gutes und aller Obrigkeit von Gott aufgestellt, welche theils den von Mickiewicz in den pariser Vorlesungen ausgesprochenen Ideen, theils den Grundsätzen des St.-Simonismus conform sind, theils auch schon früher begründete Sätze enthalten. An diese Forderungen der «slawischen» Philosophie knüpft Libelt in seinem späteren System nicht an, die Fortsetzung schließt sich vielmehr, was Libelt selbst andeutet, an Trentowski an. Es ist eine Einordnung aller in der Natur, in der Menschheit und in der überirdischen Welt in das (wirkliche oder ideelle) Dasein tretenden Gestaltungen, welche der bildende Geist vorstellt und schafft, in ein einheitliches System. Den drei Attributen und Thätigkeiten des Geistes entsprechend gebe es eine Philosophie der reinen Vernunft, eine Philosophie der (durch den Gewinn und Besitz der ersten gesättigten) Phantasie und eine Philosophie des Willens. Libelt entwickelt die zweite.

Von dem Axiom ausgehend: ich gestalte (wyobrażam), gelangt er zu den drei bildenden Existenzen: dem schaffenden, absoluten Subject, Gott (dessen bildende Macht, obrażnia), der geschaffenen und stets umbildenden Gegenständlichkeit (deren Erscheinungsform, przeobrażnia) und dem geschaffenen und schaffenden Menschen (mit wyobrażnia): Gott gestalte und mache das Geschaffene ewig (wyobraża na wieczność), der Mensch schaffe und fixire für die Zeit (wyobraża na czas), die Natur erzeuge Gestalten für den Moment (wyobraża na chwilę), daher ursprüngliche, abgeleitete und vergängliche (vorübergehende) Gestalten. Gott, die Menschheit und die Natur spiegeln außer in sich ihre Wesenheit in den andern ab: so die ursprünglichen Formen in der Welt als Natur, als Naturkräfte, Gattungen und Gebilde, in der Menschheit als Ideale, Satzungen und Thaten, in Gott selbst als Allmacht, Unsterblichkeit und Zeit; die abgeleiteten, vom Menschen ausgehenden Gestaltungen seien Anthropomorphismus, Kosmomorphismus und Hieromorphismus; die ersten, auf die göttliche Seite übertragen, ergeben in Hinsicht der Allmacht Anthropomorphismus, in Hinsicht der Unsterblichkeit unzählige Scharen von Geistern, in Hinsicht der Zeit die Welten; die zweiten erscheinen als schöne Künste (wissenschaftliche und sociale), Organismen und historische Denkmale; die dritten als Verkörperung der Kräfte, Systeme und Sprache; die transitorischen Formen zuletzt gestalten sich in der Natur als Atome, geschlechtliche Triebe und Bewegung, in der Menschheit als Begeisterung, Gesellschaftlichkeit und Offenbarung, in Bezug auf Gott als Allgegenwart, Allentwickelung und Allmacht. — Die trichotomische Methode ist die in Trentowski's Logik angewandte, wie denn die «Gestaltungen» Libelt's den logischen Kategorien Trentowski's parallel gehen.

Die Schwächen des philosophischen Systems Libelt's, wenn man die in seinem «Umnictwo» zur Darstellung gebrachte Weltanschauung so benennen darf, liegen sowol in dem Mangel eines dialektisch gefundenen und durchgeführten Princips, als auch in Widersprüchen und willkürlichen Annahmen. Die Kritik der neueren deutschen Philosophie (doch beginnt Libelt seine Kritik mit Descartes und Malebranche) und der Ohnmacht ihrer Erkenntniß ist von Jacobi angeregt (so scheint die Nichtscheidung der Vernunft und des Verstandes dieser Anregung zuzuschreiben zu sein); die bildende Phantasie, welche im weitesten Sinne als Vorstellung (in der Natur passiv) und Schaffen des Gedachten im Sinne Libelt's gelten muß, tritt bei ihm unvermittelt auf, sie ist ebenso nicht bewiesene Voraussetzung, wie die Existenz Gottes und die Unsterblichkeit der persönlich gedachten Seele. Zwischen dem einleitenden Theile und dem «System» ist ein innerer Zusammenhang nicht zu erkennen, wohl ist jener als Einleitung zu betrachten, diese aber als eine wenig entsprechende Ausführung: nachdem der Verfasser in der Einleitung auf die slawische Weltanschauung, speciell auf die Anschauungen des polnischen Volksbewußtseins großes Gewicht gelegt hatte, sodaß er das Christenthum als slawische Religion bezeichnet (weil das Christenthum dem Verstande ebenso wie das polnische Volksbewußtsein eine untergeordnete Stellung zuweise), ist das System nicht aus dem slawischen Bewußtsein, sondern aus allgemeinen Gedanken entwickelt. Nachdem er den Verstand entthront hatte, ist ein Widerspruch darin zu finden, daß er in dem System das Denken als das erste, das Vorstellen, Bilden als das zweite, die nothwendige Einkleidung des Gedachten gelten läßt, während im Beginn des Systems an einer andern Stelle versichert wird, daß Gedanke und Vorstellung, Inhalt und Form gleichzeitig sind; durch die «Gestaltungen» bannt der Verfasser das Allgemeine in das Besondere, ohne des Allgemeinen, wie Bewegung, Ideale und anderem, doch entrathen zu können; die «Gestaltungen» sind, richtig verstanden, das Besondere und Einzelne, Verkörperungen allgemeiner Ideen, und so erscheint die «Morphologie» — so nannte Libelt sein System zuletzt (1874) — in dem Rahmen und in den Bahnen der Verstandesphilosophie. In der Construction des Systems selbst sind Schwächen: wenn z. B. den drei ursprünglichen Formen in der Welt: a) Naturkräfte, b) Gattungen, c) Gebilde, folgende drei in Bezug auf die Menschheit gegenübergestellt werden: a) Ideale, b) Satzungen, c) Handlungen, so liegen jene als Abstracta im logischen Verstande, diese theils in der abstracten, theils in der concreten Welt.

Die Vorzüge der Philosophie Libelt's bestehen vornehmlich in gelungener und populärer Darstellung. Wenn eine gemeinverständliche und im besten Sinne populäre Darstellung der philosophischen Probleme berechtigt ist, so ist die Darstellung Libelt's mustergültig. Er wußte einen dem polnischen Publikum ziemlich fern liegenden Gegenstand dem Verständniß nahe zu bringen; seine christlich-nationale Philosophie der That, wie er sie in der Einleitung ankündigt, war insofern aus dem allgemeinen Bewußtsein geschöpft, als sie der mystischen und überschwenglichen Weltanschauung Mickiewicz's und Krasiński's (s. d.) einen wissenschaftlichen Hintergrund zu geben schien, so wie sie zum nicht geringen Theil der von diesen Dichtern verkündeten Denkweise entstammte (vgl. Dr. Molicki, «Stanowisko filozofii K. Libelta», 1875), und obgleich das «System» die angekündigte slawische Philosophie nicht brachte, so machte Libelt das polnische Lesepublikum mit philosophischen Fragen mehr vertraut als Trentowski, der sich mehr an die Philosophen wandte; Libelt's Verdienst liegt auch viel mehr in dem Interesse, welches er durch seine zahlreichen Schriften für die Philosophie weckte, als in seinem System. Seine umfassende Belesenheit, die er durch populäre Darstellung wissenschaftlicher Fragen vortrefflich zu verwerthen wußte, trug zur Verbreitung von Bildung und gemeinnützigen Kenntnissen im polnischen Publikum sehr viel bei. Von den zahlreichen in mehreren Serien (s. oben) veröffentlichten Abhandlungen verdienen besonders genannt zu werden: «Von der Erziehung des Volkes» («O wychowaniu ludu»), «Von dem geschichtlichen Beruf der Völker» («O posłannictwie dziejowem narodów»), «Die germanischen Völker in ihrem historischen Beruf» («Ludy germańskie w ich dziejowem posłannictwie»), «Peripa-

tetische Gespräche von den philosophischen Dingen» («Rozmowy perypatetyczne o rzeczach filozofii»), «Von der realistischen Philosophie» («O filozofii przedmiotowej»), «Von der englischen Philosophie» («O filozofii angielskiéj»), «Gedanke, Wort, That» («Mysl, słowo i czyn»), «Ueber Hoene Wroński», «Ueber die Vorlesungen Mickiewicz's» und andere. In mancher dieser Abhandlungen vertheidigte er seine philosophischen Ansichten gegen Anfechtungen von verschiedenen Seiten, deren mehrere sich im «Rok» vernehmen ließen, und die unter anderm sich gegen die Bezeichnung der Libelt'schen Philosophie als einer nationalen richten, worauf Libelt erwiderte, daß national die Wissenschaften seien, in welchen der Geist sich intensiv offenbare, im Gegensatz zu denjenigen kosmopolitischen, die das extensive Wissen zum Gegenstande haben (Mathematik, Astronomie, Naturwissenschaft). In der bewegten Polemik um philosophische Fragen bildeten die zahlreichen Schriften Libelt's gleichsam den Mittelpunkt, in vielen anderen Fragen war er Vermittler zwischen der geistigen Bewegung seiner Zeit und seinem Volk.

Libelt's Aesthetik, ein Theil seines philosophischen Systems, zuerst in «Biblioteka Warszawska» seit 1842 veröffentlicht, war der Ertrag seiner öffentlichen Vorträge über die schönen Künste, in denen er sich an die Vorlesungen Hegel's über Aesthetik zu halten suchte; später vertiefte und erweiterte er seinen Gegenstand, vornehmlich nach Vischer's «Wissenschaft der Aesthetik» 1846, und schrieb sein treffliches Werk über Aesthetik, dessen allgemeiner Theil 1849, der specielle, in 2 Bänden, 1854 erschien (s. oben). Durch die «Krakauer Briefe» J. Kremer's («Listy z Krakowa») vom J. 1843 fand Libelt im Publikum einen vorbereiteten Boden und einiges Verständniß für den Gegenstand, er stellte auch denselben, nachdem Kremer in mehr peripatetischer Weise und anziehender Form sein Publikum über die schönen Künste unterhalten hatte, auf die Höhe echt wissenschaftlicher Behandlung, ohne daß dabei die Darstellung an Klarheit und Gemeinverständlichkeit Einbuße litt. Das von Libelt befolgte System erforderte es, daß er den Kreis der schönen Künste, deren Wesen und Stellung innerhalb der Aeußerungen des menschlichen Geistes er in meisterhafter Weise beleuchtet hat, erweiterte und neben den schönen Künsten der menschlichen Schöpfung auf das Schöne in den Gebilden der Natur und das Schöne, Harmonische in der Gestalt des Menschen, deren Haltung und Bewegung, sowie in den Vereinigungen der Menschen hinwies. Selten wurde ein Buch in polnischer Sprache von dem polnischen Publikum so geschätzt wie Libelt's Aesthetik, besonders der allgemeine Theil.

Von dem Jahre 1855 an tritt eine Unterbrechung in der literarischen Thätigkeit Libelt's längere Zeit ein, veranlaßt durch seine politische Thätigkeit als Abgeordneter und durch schwere Verluste in der Familie; erst 1866 trat er wieder mit einer Abhandlung über die Brüder Sniadecki in die Oeffentlichkeit, aus Anlaß der in deren Geburtsorte Znin von der posener Philomathia zu Ehren derselben an ihrem Geburtshause eingesetzten Gedenktafel. Bald darauf von dem genannten Verein zum Präses gewählt, war er nicht blos für das Gedeihen desselben in erfolgreicher Weise thätig, sondern theilte auch die Früchte seiner vielseitigen Studien dem Publikum als Schriftsteller mit, der Zeitströmung Rechnung tragend, auch auf dem Gebiete der angewandten Wissenschaften, in zahlreichen Abhandlungen, von denen besonders verdienen genannt zu werden: «Znaczenie całkowitego zaćmienia słonecznego 1868», aus Anlaß der totalen Sonnenfinsterniß vom 8. Aug. 1868 (in den Jahrbüchern der posener Gesellschaft), «Koalicya kapitału i pracy 1868», «O kometach i gwiazdach spadających 1869», «Analiza spektralna», «Wcielające się idee czasu», «Kanał Suezki i jego znaczenie 1871» u. a. Ein Denkmal zartfühlender Freundschaft ist die aus früherer Zeit stammende Biographie des Historikers Andr. Moraczewski («Życie Andrzeja Moraczewskiego», im letzten, 9., Bande der polnischen Geschichte von Moraczewski, auch besonders herausgegeben 1855).

(W. Nehring.)

LIBER, meist Liber Pater genannt, Bacchus, der römische Weingott, mit dem griechischen Dionysos oder Bakchos identificirt, war ursprünglich ein altitalischer Gott des üppigen Naturlebens, von dem nicht blos die Fülle des Weines kam, sondern auch der reiche Ertrag der Felder, sowie die Fruchtbarkeit des Viehes und der Menschen. Ihm stand ein weibliches Wesen von gleicher Bedeutung Libera zur Seite, und beide wurden gemeinschaftlich von den italischen Völkern an ihren Festen in lustiger Freiheit und Ausgelassenheit gefeiert; daher die Namen Liber (entsprechend dem griechischen *Ἀναῖος* oder *Ἐλευθερεύς*, s. *Paul. Diac.* p. 115, 116; *Macrob.* Sat. 1, 18; *Senec.* de tranq. an. 15, 15) und Libera, die übrigens auch von manchen als bloße Uebersetzungen von *Κόρος* und *Κόρη*, d. i. Knabe und Mädchen, Jüngling und Jungfrau, wie Dionysos und Persephone in den griechischen Mysterien der Demeter hießen, angesehen werden. Denn mit dem altitalischen Dienste des Liber und der Libera sowie der Ceres hat sich von den Griechen Unteritaliens her in Latium früh der Dienst der eng verbundenen Segensgötter Demeter, Persephone und Dionysos vermischt, sodaß Liber und Libera als die Kinder (liberi) der Ceres betrachtet (*Cic.* d. n. deor. 2, 24) und in die römische Staatsreligion aufgenommen wurden. Im J. 258 d. St. wurde auf Anordnung der Sibyllinischen Bücher (was schon griechischen Einfluß andeutet) von dem Dictator A. Postumius zur Zeit des Miswachses der Ceres, dem Liber und der Libera ein Tempel gelobt und nach drei Jahren von dem Consul Sp. Cassius eingeweiht, *Tac.* Ann. 2, 49; *Dionys.* R. A. 6, 17, 94. Er stand am Abhang des Aventinus neben dem Circus Maximus. Mit der Gründung dieses Tempels war die Einsetzung des Hauptfestes der genannten Götter verbunden, der Cerealia mit den im Circus Maximus abgehaltenen ludi Cereales, welche in späterer Zeit regelmäßig jährlich vom 12. bis 19. April gefeiert wurden und vorzugsweise ein plebejisches Fest waren, wie die unmittelbar vorhergehenden Megalesien von ähnlicher Bedeutung und Feier besonders den

Patriciern angehörten. An den heiteren Cerealien in dem blühenden Frühlingsmonat April erinnerte man sich an die segensreiche Gründung des Ackerbaues und an die geraubte und wieder zum Licht und Leben aufgestiegene Proserpina; die Plebejer bewirtheten sich gegenseitig, wie die Patricier an den Megalesien, und schickten einander Blumenkränze, bei den Circusspielen wurden Nüsse, Blumen und Kränze unter das Volk geworfen, *Ov.* fast. 4, 392 fg.; *Fest.* p.177. *Gell.* N. A. 2, 24, 2; 18, 2, 11. — In dem vorhergehenden Monat, im beginnenden Frühling, am 17. März, feierte man in Rom dem Liber und der Libera das Fest der Liberalia (*Cic.* fam. 12, 25, 1; *Ov.* fast. 3, 713 fg.) ohne Spiele; denn, wenn ludi Liberales genannt werden, so ist dies von den Cerealien zu verstehen, oder das Wort ist blos eine Uebersetzung von Διονύσια und bedeutet die griechischen Theaterspiele, *Tertull.* de spect. 5, 10; Marquardt, »Röm. Staatsverw.«, III, 348, 2. An diesem Tage ergötzte man sich, wie an den griechischen Dionysosfesten, mit freier ausgelassener Rede, mit Neckereien und lustigen Scherzen. Damit auch die, welche an der Hauptfeier des Festes keinen Antheil nahmen, Gelegenheit hatten, den Tag in irgend welcher Weise mitzufeiern, bestand der Brauch, daß alte Frauen, die sich Priesterinnen des Liber nannten, mit Epheu bekränzt, durch die ganze Stadt hin saßen und liba, Opferkuchen aus Mehl, Honig und Oel, verkauften. Neben dem Weibe stand ein Kohlenbecken, in welches der Käufer sogleich sein Opfer werfen konnte, *Ov.* fast. 3, 726, 761—770; *Varr.* l. l. 6, 14. Liba, an den Namen des Gottes anklingend, wurden auch sonst dem Liber dargebracht. An dem Tage der Liberalien pflegte der mannhaft gewordene Jüngling die toga libera oder virilis anzulegen und trat dadurch aus dem Knabenalter in ein freieres, selbständigeres Leben über, *Ov.* fast. 3, 771 fg.; *Cic.* ad Att. 6, 1, 12; 9, 9, 4. Wie in diesem Brauche der Dienst des Liber eine politische Seite hat, so wurde der Gott auch als Schützer der bürgerlichen Freiheit verehrt, dessen Bild, wie das seines Gesellen Marsyas, in Rom und andern Städten auf dem Markte aufgestellt war, *Serv.* V. Aen. 3, 20; 4. 58; Schol. Cruq. zu *Hor.* Sat. 1, 6, 120. — Die Hauptfeier des Liber und der Libera fand übrigens durch ganz Italien hin im Herbste zur Zeit der Weinlese auf dem Lande statt, und hier machte sich dann ähnlich wie in Griechenland viele Tage lang unter mancherlei althergebrachten Gebräuchen die ganze Ungebundenheit der bachischen Feier geltend. Wie man in Latium den Liber feierte, beschreibt *Vergil.* Georg. 2, 485 fg.: «Auch die ausonischen Landleute feiern nicht minder als die attischen das Fest mit rohen kunstlosen Liedern und ausgelassenen Scherzen, machen sich von ausgehöhlter Rinde Fratzengesichter, rufen den Bacchus in fröhlichen Liedern an und hängen ihm zu Ehren Schaukelbildchen (oscilla) an hohen Fichten auf. Davon gedeihen alle Weinberge zu reichem Ertrag, es füllen sich Thäler und Höhen, wohin der Gott sein herrliches Antlitz gewendet. Darum wollen wir nach Gebühr des Bacchus Lob singen in althergebrachten Liedern und ihm gefüllte Schüsseln und Kuchen (liba) bringen, und am Horne geführt, stehe der Bock (das gewöhnliche Opferthier des Bacchus, weil er die Reben benagt und schädigt) am Altare, daß wir sein fettes Eingeweide am Spieße braten.» Damit der Gott zum Gedeihen der Felder günstig gemacht und so der Einfluß böser Dämonen von den Fluren abgewehrt werde, führte man an diesen Tagen auf dem Lande den Phallos (fascinum), das Symbol der Fruchtbarkeit, auf einem Gestell mit großer Lust und Feierlichkeit von Ort zu Ort bis in die Stadt herein. In Lavinium war dem Liber sogar ein ganzer Monat geweiht, während dessen alle Tage die unzüchtigsten Späße erlaubt waren, bis jenes Symbol über den Marktplatz geführt und wieder in den Tempel des Liber gebracht war, wo die ehrbarsten Matronen es vor den Augen aller Welt bekränzen mußten, *Varro* bei *Augustin.* C. D. 7, 21. Noch als das Christenthum schon zu alleiniger Herrschaft gekommen war, dauerten bei den italischen Völkerschaften manche dieser altbacchischen Lustbarkeiten fort, und noch heute findet man dort Reste derselben. — Libera, das weibliche Gegenbild des Liber, ward, wie erwähnt, mit der griechischen Persephone identificirt, deren Name von den Latinern in Proserpina umgewandelt worden ist; dieses Wort leitete man von proserpere ab, insofern die Göttin die Saaten hervorkeimen läßt, *Augustin.* 4, 8; 7, 20; *Arnob.* 3, 33. Ariadne, bei den Griechen Gemahlin des Dionysos, wird von *Ov.* fast. 3, 512 Libera genannt. Auch mit Venus, als der Göttin weiblicher Befruchtung, ward Libera gleichbedeutend erklärt, *Augustin.* 6, 9. Aehnlichkeit mit Libera hat die in Phlius neben dem Dionysos verehrte Ganymeda-Hebe, eine der Kora verwandte Naturgottheit und Weinspenderin, eine Schützerin und Befreierin der Sklaven, *Paus.* 2, 13, 3, 4. *(H. W. Stoll.)*

LIBERIA, Negerrepublik an der Pfefferküste Ober-Guineas. — Den nach Amerika geschleppten afrikanischen Negern eröffneten bereits am Ende des 18. Jahrh. von London ausgehende philanthropische Bestrebungen Ländereien an der Sierra-Leone-Küste, in denen sie als freie Menschen leben sollten. Die der schwarzen Rasse eigenthümliche Trägheit und Gleichgültigkeit, die im Moment der Emancipation besonders scharf hervortraten, verursachten den Engländern viele Schwierigkeiten, sodaß sie nur mit großer Energie und Beharrlichkeit die mit Ackergeräth und Proviant reich versehenen Ansiedler in ihren neuen Besitzungen halten konnten. Auch die Schweden gingen damals mit dem Gedanken um, am Cap Monte und am Cap Messurado Colonien für freigelassene Neger zu gründen. Dieses Project hat sich jedoch nie realisirt. Die nordamerikanische Colonisationsgesellschaft (American colonisation society for colonising the free people of colour of the United States) folgte dem Zug der Humanität und beschloß, an der Westküste Afrikas eine Heimat für frühere Negersklaven zu gründen. Große Erwartungen knüpften sich damals an dieses Werk. Die glückliche Natur des Landes, die von der Eifersucht anderer Mächte ferngelegene Erdgegend, die Hoffnung, durch Verpflanzung christlicher Neger auch den heidnischen Brüdern das Evan-

gelium zu bringen, die Aussicht, den an dieser Küste so schwungvoll betriebenen Sklavenhandel unterdrücken zu können, sind die Gründe, welche bei der Wahl Ober-Guineas maßgebend gewesen sind. Der erste im J. 1820 unternommene Versuch scheiterte, da die Ungunst des Klimas viele der Angekommenen dahinraffte. Durch Verhandlungen mit den Negerfürsten erwarb man ein Territorium von circa 4 □Meilen, welches, am Cap Messurado gelegen, zu Ehren des Präsidenten der Vereinigten Staaten, Monroe, Monrovia genannt wurde. Bald langten aus Amerika Farbige an, welche den Urwald niederzuschlagen und den Boden zu cultiviren begannen. Kämpfe mit den einheimischen Negern waren unausbleiblich, besonders von dem Momente an, in welchem die eingeborenen Fürsten sahen, daß der Gewinn, der ihnen aus dem Sklavenhandel bisher so reichlich geflossen war, zu versiegen drohte. Diese Kämpfe und die Folgen der bei höchst ungesundem Klima in sumpfigem Urwalde zu verrichtenden Arbeit thaten den Colonisten gewaltigen Abbruch. Diese schweren Zeiten endeten zum Theil erst, als einige amerikanische Kriegsschiffe in der Nähe Monrovias Station nahmen und die Ansiedler in jeder Beziehung unterstützten. Die Niederlassung, zuerst nur aus wenigen Hütten bestehend, blühte auf, so daß der Ankauf von neuem Land geboten wurde. Im J. 1830 wurde das Gebiet unter dem Namen Liberia als Republik erklärt. Die damaligen staatlichen Verhältnisse schildert Karl Ritter durch Kapitän Bell's Bericht über Liberia 1840; er sagt: «Die Regierung von Liberia besteht aus einem Gouverneur, der von der Colonisation Society besoldet ist; er ist gewöhnlich auch Agent der nordamerikanischen Vereinigten Staaten für die zurückgebrachten Afrikaner und der einzige Mann, der in der Republik ein Amt hat. Sie haben dort einen Rath und Gesetzverein, aus 10 Personen bestehend, die vom Volke selbst gewählt werden und die solche Gesetze geben, als sie für die Wohlfahrt der Colonie für nöthig erachten. Der Gouverneur hat ein Veto über alle diese Gesetze und ehe sie in Gültigkeit treten können, müssen sie erst von der Society in den United States sanctionirt sein. Sie haben auch ihre Richter und Magistrate; ihre Geschäfte in den Gerichtsstuben, in der Legislatur werden mit dem größten Anstande abgemacht. Ihr Gouvernement ist einfach, aber hinreichend für die gegenwärtigen Bedürfnisse.» Die Zahl der Bevölkerung betrug 1840: 3000 Köpfe. Im J. 1847 erlangte Liberia völlige staatliche Freiheit. Ende August wehte das liberische Nationalbanner an den Küsten der Republik. Dasselbe ist dem nordamerikanischen nachgebildet und besteht aus einem fünfmal weiß und sechsmal roth in horizontaler Richtung gestreiften Tuche. In der linken obern Ecke befindet sich ein blaues Quadrat mit einem in der Mitte stehenden großen weißen Sterne. Das liberische Wappen zeigt die am Meereshorizont aufgehende Sonne, ein dem Lande mit allen Segeln zusteuerndes Schiff, über welchem eine den Freiheitsbrief bringende Taube schwebt. Im Vordergrunde ist ein Pflug und eine Palme. Die Unterschrift lautet: The love of liberty brought us here. Die Regierung besteht aus der executiven Gewalt (dem Präsidenten Johnson) und der gesetzgebenden Versammlung. Diese setzt sich zusammen aus dem Senat und dem Repräsentantenhause. Ersterer, in dem der Vicepräsident (Thompson) den Vorsitz führt, besteht aus 8 auf vier Jahre gewählten Mitgliedern; das Repräsentantenhaus aus 13 auf zwei Jahre gewählten Männern. Der oberste Gerichtshof vertritt die richterliche Gewalt. Die Kirche ist vom Staate getrennt, alle Bekenntnisse werden geduldet. Missionsgesellschaften sorgen für Schul- und Kirchenwesen. In der Hauptstadt Monrovia gibt es sogar eine Gelehrtenschule mit schwarzen Professoren. Vertragsbeziehungen werden mit den meisten europäischen und amerikanischen Staaten unterhalten. Seit 1879 ist die Republik Mitglied des Weltpostvereins. Die Größe derselben beträgt 37,200 □Kilom., die Einwohnerzahl 1,068,000 Seelen, von denen 18,000 civilisirte Neger, der Rest Eingeborene sind. Die Einnahmen beliefen sich (1882—83) auf 174,014 Dollars, die Ausgaben auf 157,465 Dollars. Eine stehende Armee gibt es nicht, aber jeder waffenfähige Bürger von 16 bis 50 Jahren ist zum Kriegsdienst verpflichtet. Diese Miliz umfaßt eine Brigade zu vier Regimentern, soll sich aber noch in den allerersten Anfängen militärischer Entwickelung befinden. Die wichtigsten Ausfuhrartikel des nicht unbeträchtlichen Handels, der sich besonders nach England, Holland, Belgien, Hamburg und Amerika richtet, sind: Palmöl, Palmnüsse, Kaffee, dessen Anbau von Jahr zu Jahr zunimmt und der durch seine vorzügliche Qualität der wichtigste Ausfuhrartikel zu werden verspricht, Rothholz, Elfenbein, Arrowroot, Ingwer, Zucker. Der Werth der Ausfuhr beträgt 450,000 Dollars. Die Handelshäfen sind: Robertsport, Monrovia, Marshall, Edina (Buchanan), Greenville, Harpers. Das Gebiet besteht aus zwei Haupttheilen. Der erstere enthält die drei Counties Messurado oder Monrovia, Grand Bassam und Sinn; der zweite Theil ist das am Cap Palmas liegende Neu-Maryland, welches von Baltimore, der Hauptstadt des Staates Maryland, aus gegründet worden ist. Die Hauptstadt der Republik ist Monrovia mit 3000 Einwohnern. Dasselbe ist auf dem nördlichen Abhang des Messurado gelegen und trägt insofern einen ganz amerikanischen Charakter, als es breite, von Ost nach West laufende Straßen hat, die von andern rechtwinkelig geschnitten werden. Die Häuser stehen oft vereinzelt, sind, wenn aus Holz gebaut, den Angriffen der Termiten ausgesetzt. Einzelne Kokospalmen oder eine Gruppe von Mangobäumen spenden den erwünschten Schatten.

Die Küste Liberias ist wenig entwickelt, hat einen flachen sandigen Strand, der sich nur wenig über das Meeresniveau erhebt. Die Mündungen mehrerer aus dem Innern kommender Flüsse unterbrechen die einförmige Uferlinie, die nur da, wo steile Bergrücken capähnlich ins Meer vorspringen und sich in den so entstandenen Busen gute Ankerplätze finden, Abwechselung bietet. Auch gibt es zu Harpers und Monrovia Leuchtthürme. Hinter der Küstenlinie folgt eine Moragregion, die mit dichten Mangrovewäldern bewachsen, von den trägen Laufes

dahinziehenden Flüssen durchströmt wird. Nördlich von dieser Sumpfniederung erhebt sich der Boden, geht nach und nach in ein Hügelland über, das je mehr landeinwärts desto höher steigt, bis es schließlich in die Mandingo-Hochebene und das Kong-Gebirge übergeht. Letzteres ist die Wasserscheide zwischen Niger und den Flüssen der libertischen Küste, deren größte der Shebar, St.-Paul, Messurado und Junk sind. Ebbe und Flut machen sich in den bis zu dem höheren Lande mit Booten befahrbaren Flüssen weit stromaufwärts bemerkbar. Besonders reich an Ansiedelungen, Fruchtfeldern, üppiger Vegetation und landschaftlichen Reizen ist das Flußthal des St.-Paul, der nur einige Meilen nördlich von Monrovia mündet. Das Klima Liberias hat sich seit der Besiedelung wesentlich gebessert. Mit dem Zurückweichen des Urwaldes schwanden von den Küsten auch zum Theil die fieberbringenden Miasmen. Dem Europäer bleibt dasselbe jedoch immer noch gefährlich genug, während die Eingeborenen den schädlichen Einflüssen nicht unterworfen sind. Man theilt das Jahr in eine nasse und in eine trockene Zeit ein. Beide sind getrennt durch eine kurze gewitter- und stürmereiche Uebergangsperiode. Die nasse Jahreszeit (Mai bis October) bringt fortgesetzte Regengüsse, welche die Flußbetten überfüllen und so große Ueberschwemmungen veranlassen. Die trockene Jahreszeit zeigt im Januar, Februar und März drückende Hitze und hohe Temperatur, die jedoch durch die am Nachmittag einsetzende Brise bedeutend gemildert wird. Die Flora Liberias ist eine ungemein üppige. An den Sandwällen des Strandes wachsen Dorngebüsche, die Sumpfregionen sind mit Mangrovewäldern bedeckt, die cultivirten Striche der Hügellandschaften zeigen den Anbau tropischer Nutzgewächse und einen großen Reichthum an Kokos-, Wein- und Oelpalmen. Das Innere des Landes ist ausgedehnter Urwald von großartigem Charakter. Die Fauna ist nicht minder reich und prächtig. Große Wiederkäuer, Dickhäuter, kleinere Raubthiere, eine herrlich gefiederte Vogelwelt beleben die ausgebreiteten Landstrecken. Besonders zu erwähnen sind der Schimpanse, die Riesenschildkröte, die Termiten und die große Anzahl farbenprächtiger Giftschlangen. Die Bevölkerung theilt sich in angesiedelte freie Neger und in Eingeborene. Wenn auch die staatliche Entwickelung Liberias noch in keiner Weise den Anspruch auf Vollkommenheit machen kann, so sind doch bereits große Fortschritte in dem politischen Leben der jungen Republik gemacht worden. Schon früher, als das Land noch unter der Autorität der Colonisation Society stand, fühlte sich der freigewordene Negersklave als Herr, als Eigenthümer eines Bodens, den er für sich bebauen konnte; er war stolz auf den Unterricht, der seinen Kindern gegeben wurde, auf das Recht Waffen zu tragen, seinen heimatlichen Herd vertheidigen zu können. Rogozinski, welcher 1883 Liberia besuchte, spricht in warmen Worten über die socialen Verhältnisse; er rühmt die Mitglieder des Cabinets, erfreut sich an den reinlichen, gut gemauerten Landhäusern, an den umsichtig geleiteten Farmen, in denen schon Locomobilen thätig waren, an dem offenbaren Wohlbefinden und Gedeihen der Bevölkerung.

Die Cultur von Kaffee bietet die hauptsächlichste Erwerbsquelle, jedoch ist der Großhandel in den Händen deutscher und holländischer Häuser. Die Industrie ist sehr unwesentlich, sodaß ein bedeutender Import von feineren Lebensmitteln, Kleidungsstücken, Spirituosen, Bildern, Waffen, Hausrath, Galanteriewaaren erforderlich ist.

Die von den civilisirten Negercolonisten sehr verschiedenen Autochthonen haben einen gesunden, kräftigen Körperbau, eine bis ins Dunkelbronzefarbige spielende Haut, umfangreiche Tätowirungen, deren Art den Stamm erkennen läßt, und eine möglichst einfache, oft nur aus einem Lendenschurze bestehende Kleidung, obgleich glänzende Schmucksachen, zumal vom weiblichen Geschlecht, sehr begehrt sind. Obgleich die Sklaverei officiell verboten ist, so duldet man hier, ähnlich wie an dem größten Theile der Westküste, die Hausſklaverei; es ist sogar das Zeichen eines reichen Mannes, wenn er im Besitze vieler Sklaven und Weiber ist. Die Wohnungen der Eingeborenen (Vey, Gola, Kwia, Bassa, Kru) sind ohne Regelmäßigkeit zusammenstehende kreisrunde Hütten. Die Hauptbeschäftigung ist Reisbau, ferner bereiten sie Palmöl und Palmwein, sammeln Kautschuk, liegen der Jagd und Fischerei ob. Die Frauen verstehen recht geschickte Flecht- und Knüpfarbeiten zu machen. Von industrieartigen Unternehmungen ist die Eisengewinnung zu nennen; hierzu bedient man sich allerdings noch sehr primitiver Werkzeuge. Von den eingeborenen Negerstämmen verdienen die Kru (Kroo) eine besondere Berücksichtigung. Peschel sagt von ihnen, daß sie ungemein seetüchtig seien, und daß sie die einzigen Schwarzen wären, welche sich auf europäische Schiffe als Matrosen vermietheten. Dasselbe berichten alle Reisenden. Sobald ein Schiff in Sicht ist, stoßen sie mit ihren kleinen canoeartigen Fahrzeugen vom Strande ab, durchschneiden die Brandung und umschwärmen den Ankömmling, ihm Dienste anbietend oder sonst ihren Vortheil wahrnehmend. Sie bekennen sich zum Islam, allerdings mehr dem Namen nach, und haben einen friedfertigen, harmlosen Charakter. Da ihre Heimat ihnen nicht genügenden Verdienst gewährt, ziehen sie unter einem selbstgewählten Anführer in Trupps in die Fremde und werden, da sie lauter anstellige, genügsame, selbst bei schmaler Kost unter fröhlichem Gesang ihre schwere Arbeit verrichtende Menschen sind, überall gern zum Seedienst, sowie zum Laden und Löschen genommen. Haben sie genug erworben, so kehren sie in ihre Heimat zurück, um dort eine Frau zu kaufen. Ohne Kroo-boys könnte kaum der europäische Verkehr in diesen Gegenden aufrecht erhalten werden, da der Europäer, unter dem Klima erschlaffend, für schwere Arbeit nicht tauglich ist, die übrigen Neger aber an dem allgemeinen Rasseübel der Faulheit und Trägheit leiden. Ganz verwischt haben sich diese Eigenthümlichkeiten selbst bei den civilisirten Negern Liberias noch nicht, doch hofft man, obgleich die Ansichten über die socialen Zustände der Republik sehr verschieden lauten, daß die unter so großen Erwartungen gegründete amerikanische Colonie bald den europäischen und amerikanischen Staatenbildungen gleichkommen wird.

Vgl. „Die Republik Liberia“ (in „Unsere Zeit“, Bd. 3,

Leipzig 1859); Kapitän Bell, «Bericht über die Colonie Liberia»; «Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde» (Berlin 1841); Reinhold Buchholz, «Reisen in Westafrika» (Leipzig 1880); Büttikofer, «Bericht über Liberia» («Globus» 1884); Oberländer, «Westafrika»; Balbi, «Erdbeschreibung von Chavanne» (Wien 1884); von Rogozinski, «Expedition nach dem Kamerun» (Petermann's «Mittheilungen», 1883).

(Walter v. Jablonowski.)

LIBERIUS, römischer Bischof, bestieg am 22. Mai 352 als Nachfolger von Julius I. den Stuhl Petri, nachdem er vorher mehrere Kirchenämter mit Ruhm verwaltet hatte. Gleich in den ersten Zeiten seines Pontificats legte er, als entschiedener Anhänger des Athanasius, einen großen Eifer für die nicänische Lehre an den Tag und bestrebte sich, dieselbe der arianisch gesinnten Hofpartei gegenüber mit dem ganzen Gewicht seiner kirchlichen Stellung im Abendlande zur Geltung zu bringen. In seinem orthodoxen Uebereifer glaubte er sogar Gelder, welche die arianisch gesinnte Kaiserin Eudoxia ihm für die Armen geschickt hatte, mit der Bemerkung zurückweisen zu sollen, die Kaiserin möge die arianischen Bischöfe zu Verwaltern ihrer Almosen machen (Theodoret, II, 16). Nun aber sah Constantius, der nach dem Tode seines Bruders Constans (350) und nach dem Siege bei Mursa über den Usurpator Magnentius (28. Sept. 351) Alleinherrscher des römisch-griechischen Reiches geworden war, in Athanasius seinen geschworenen Feind; um jeden Preis wollte er dessen Verdammung allgemein durchsetzen und den arianisirenden Glauben zum herrschenden machen. Auf die Bitte des Liberius, jetzt nach Herstellung des bürgerlichen Friedens ein Concil zur Wiederherstellung auch des kirchlichen Friedens nach Aquileja zu berufen, veranstaltete der Kaiser eine Synode nicht in Aquileja, sondern in Arles, wo er den Winter von 353 auf 354 zubrachte. Auf die dortige Versammlung übte er einen solchen Glaubenszwang aus, daß bis auf einen alle Bischöfe, ja selbst die Gesandten des Bischofs Liberius, das Verdammungsurtheil über Athanasius unterzeichneten und zu der Kirchengemeinschaft mit den Arianern sich bekannten. Den nämlichen Zweck verfolgte und erreichte er zwei Jahre später auf der Synode von Mailand; die wenigen, welche standhaft blieben und sich nicht einschüchtern ließen, wurden abgesetzt und verbannt. Liberius, welcher der Synode nicht beigewohnt hatte und auch dem nach Rom entsandten Eunuchen Eusebius gegenüber unbezwinglich sich weigerte, der Gemeinschaft mit Athanasius zu entsagen, wurde, fast einem Gefangenen gleich, nach Mailand an das Hoflager geführt; dort hatte er mit dem Kaiser eine ernste Unterredung, worüber Theodoret (hist. eccl. II, 16) eine in der Hauptsache authentische Aufzeichnung mittheilt. Einem Propheten gleich, doch auch getragen von der Sympathie der Römer[1]), sprach sich der muthige Kirchenfürst mit edler Freimüthigkeit aus, wies entrüstet die Zumuthung, mit Athanasius zu brechen, von sich ab und verfocht mit Energie dem mächtigen Monarchen gegenüber die jurisdictionelle Autonomie der Kirche. Ungebeugten Hauptes ließ er die Ungnade über sich ergehen, und stolz wanderte er in die über ihn verhängte Verbannung nach Beröa in Thrazien. «Der Moment», sagt Ranke[2]), «ist von universalhistorischer Wichtigkeit; in den kaum vereinigten Gewalten sieht man den Zwiespalt entstehen, der die folgenden Jahrhunderte beherrschen sollte: das Verhältniß zwischen der morgenländischen und abendländischen Kirche, zwischen geistlicher und weltlicher Autorität, Kaiser und Papst.»

Das römische Volk blieb dem verbannten Oberhirten treu und hielt sich fern von seinem gefügigen Nachfolger Felix, der sich von einem arianischen Bischof in Gegenwart der kaiserlichen Eunuchen weihen ließ, obgleich er kurz vorher mit dem gesammten Klerus den feierlichen Eid vor dem Volk abgelegt hatte, daß nie ein anderer Bischof als Liberius sollte anerkannt werden[3]). Zwei Jahre später, als Constantius nach Rom kam, bat ihn das Volk dringend, den rechtmäßigen Bischof wieder zurückzurufen, und die edelsten Damen übernahmen es, diese Bitte dem Kaiser vorzutragen. Der Kaiser jedoch gab nach erst, nachdem er sich überzeugt hatte, daß Felix in Rom keinen Anklang gefunden. Den Verbannten wollte er wohl zurückrufen, den Gegenbischof aber nicht seines Amtes entsetzen. Ueber diese sonderbare Zumuthung machte sich das Volk lustig: «Vortrefflich!» sagte man, «wir werden dann wie im Circus zwei Parteien haben, jede mit einem Bischof an der Spitze.»[4]) Doch erst ein Jahr später (358) kehrte Liberius wieder nach Rom zurück. Das Volk empfing ihn jubelnd und zwang Felix, ihm das Feld zu räumen; und als eine kleine Partei letzteren wieder zurückrief, wurde er abermals mit großer Schande verjagt. Hier sind wir an der dunkeln Seite in der Geschichte des römischen Bischofs Liberius angelangt. Der bereits ergreifte, durch eine lange Verbannung mürbe gewordene Kirchenfürst ist nämlich sich selbst untreu geworden. Der Gewalt weichend und durch das Unglück gebrochen, hatte er sich auf die dritte Synode von Sirmium begeben, um dort von der Kirchengemeinschaft mit Athanasius sich loszusagen und eine Compromißformel zu unterschreiben, im Sinne des Semiarianismus verfaßt, zu welchem mittlerweile Constantius und seine Hoftheologen sich bekannt hatten. Es fragt sich: Hat der römische Bischof, den die Kirche in die Zahl ihrer Heiligen aufgenommen

1) Epiktet von Centumcellä, ein arianischer Bischof, wirft ihm vor, daß er nur deshalb mit so großer Unabhängigkeit vor dem Kaiser aufgetreten sei, um nachher sich dessen bei den römischen Senatoren rühmen zu können.

2) «Weltgeschichte», Bd. 4, Abth. 1, S. 55. 3) Pagi, «Critica in Annales Baronii» ad ann. 355 n. 3 und ad ann. 357 n. 16, und andere behaupten, Felix sei rechtmäßiger Papst gewesen, weil eben Liberius resignirt habe. In den Kirchenbüchern wird er sogar als Heiliger aufgeführt. Die Wahrheit ist, daß er mit einem Heiligen verwechselt worden und daß um seinen Namen sich eine Legende gebildet hat, die an Denkmäler und Inschriften anknüpfte, die noch am Anfang des 6. Jahrh. vorhanden waren. S. hierüber Rossi, «Roma sotteranea», II, 107 und Abbé Duchêne, «Etude sur le Liber Pontificalis» (Paris 1877, S. 181). 4) Theodoret II, 17; Sokrates II, 37; Sozomenus IV, 15; Sulpicius Severus II.

hat, wirklich einen Schritt gethan, der seiner unwürdig gewesen? Ist er ein Apostat? Hat er aus Menschenfurcht einer Ketzerei sich schuldig gemacht? Diese ernste und viel umstrittene Frage wird mit Entschiedenheit verneint von den Gelehrten, welche die Unfehlbarkeit des Papstes glaubten vertheidigen zu sollen [5]). Die Ehrenretter des Liberius berufen sich zunächst auf Theodoret, Sokrates und Sulpicius Severus, welche die Rückkehr nach Rom berichten und nichts wissen von einer an den Bischof gestellten Bedingung. Alle andern Texte aber, welche irgendwie einen Schatten auf die Rechtgläubigkeit des Nachfolgers Petri werfen könnten, erklären sie geradezu als unecht, als verleumderische, arianische Interpolationen. Diesen Gelehrten jedoch ist es nicht gelungen, eine Reihe Zeugnisse glaubwürdiger Zeitgenossen zu entkräften, wie z. B.: Athanasius, «Historia Arianorum ad monachos» c. 89: «Liberius wurde in der Verbannung schwach (ὄκλασε) und unterschrieb aus Furcht vor dem Tode, den man ihm androhte»; und Hieronymus, «Chronicon» (Ausgabe Schöne, S. 194): «Liberius taedio victus exilii et in haereticam pravitatem subscribens, Romam quasi victor intraverat.» [6])

Nachdem Liberius seinen Bischofssitz eingenommen hatte, trat er bald wieder als Anhänger und Vertheidiger der nicänischen Lehre auf, nahm auch nach einiger Zeit den abtrünnigen (arianisirenden) Theil seines Klerus wieder in die Kirchengemeinschaft auf, betheiligte sich an der Synode von Rimini vom Jahre 359 weder persönlich noch durch Gesandte, bestätigte die Beschlüsse der Synode von Alexandrien vom Jahre 362, nahm 366 die Gesandten der Macedonier oder Semiarianer, nachdem sie das homousiastische Glaubensbekenntniß abgelegt hatten, wieder in die Kirche auf und beschloß am 23. oder 24. Sept. 366 sein vielbewegtes Leben. Die römische Kirche hat seinem Gedächtnisse den 27. Aug., die griechische den 23. Sept. geweiht.

Die uns erhaltenen Briefe des Liberius sind wichtig für die Geschichte der kirchlichen Streitigkeiten jener Zeit. Sie finden sich am besten abgedruckt in der Sammlung von Constant: «Epistolae Rom. Pontific.», I, 422—468, wo auch weitere Nachrichten über die verlorenen Briefe gegeben sind. Die Echtheit der in die Fragmenta des Hilarius («Opp. fragm.», VI, p. 1335, n. 4) aufgenommenen Briefe wird von Hefele angezweifelt. Eine Rede des Liberius hat Ambrosius in seinem 3. Buche «De virginibus» aufbewahrt (1—3). Vgl. noch Manfi, «Collect. Concil.» III; Baronius, «Annales»; Pagi, «Critica in Annales Baronii», IV; Tillemont, «Vie de Saint-Athanase» in «Mémoires», VIII; Larroquanus, «Dissertatio de Liberio» (Genf 1670); Hefele, «Papst Liberius und das nicänische Symbolum», in «Theolog. Quartalschrift» (Tübingen 1853, S. 261—298); Hefele, «Conciliengeschichte», I; Richter, «Das weströmische Reich» (Berlin 1865, S. 334 fg.); Herzog, «Real-Encyklopädie für protestantische Theologie», die Artikel Liberius von Pressel und W. Möller. *(L. Will.)*

LIBERTAS, bei den Römern die personificirte Freiheit, als Göttin verehrt. Sie findet sich auf römischen Münzen als Frauengestalt dargestellt oder als Frauenkopf mit der Freiheitsmütze (pileus libertatis) oder mit dem Lorbeerkranz; als vollständige Frauengestalt, schön und reichgeschmückt und der Venus nicht unähnlich, trägt sie in der Rechten eine längliche Mütze, oder sie hebt die Hand frei, wie auffordernd, empor, im linken Arm dagegen hält sie Lanze oder Füllhorn. In Rom stand auf dem Aventin, dem politischen Mittelpunkte der Plebs, ein Tempel der Libertas, welchen Tib. Sempronius Gracchus, aus plebejischem Geschlechte, aus Strafgeldern gestiftet hatte; er hatte wahrscheinlich Bezug auf die Befreiung der Plebejer von dem patricischen Druck. Als der gleichnamige Sohn des Stifters im J. 214 v. Chr. mit seinen größtentheils aus freiwilligen Sklaven bestehenden Truppen bei Benevent ein hannibalisches Heer vollständig geschlagen und seinen Sklaven für ihre Tapferkeit die vor der Schlacht versprochene Freiheit geschenkt hatte, ließ er, nach Rom zurückgekehrt, in jenem Tempel ein Bild malen, welches diesen zu Benevent mit festlicher Lust gefeierten Sieges- und Freiheitstag darstellte (*Liv.* 24, 16). Einen Tempel der Libertas (templum Licentiae nennt ihn *Cic.* de legg. 2, 17, 42) erbaute Clodius auf dem Palatin an der Stelle, wo er Cicero's Haus verbrannt hatte, *Dio Cass.* 38, 17; 39, 11. Nach Cäsar's spanischem Siege beschloß der unterwürfige Senat die Erbauung eines Tempels der Libertas auf Staatskosten, *Dio Cass.* 43, 44. Außerdem war in Rom ein Atrium Libertatis, ein öffentliches Gebäude, in welchem die Censoren ihr Amtslocal und ihr Archiv hatten; auch wurden hier Criminaluntersuchungen vorgenommen, Gesetze und Bekanntmachungen angeheftet u. s. w., *Cic.* ad Att. 4, 16, pro Mil. 22; *Liv.* 34, 44; 43, 16; 45, 15; *Fest.* p. 241. Zur Zeit des Augustus wurde es nach einem Brande von Asinius Pollio wieder hergestellt und die erste öffentliche Bibliothek darin gegründet, *Suet.* Aug. 29; *Plin.* 7, 30; 35, 2; 56, 5, 23—25, 33. Es war an den Iden des April dedicirt worden und daher fortan dieser Tag der Libertas und zugleich dem Jupiter Victor heilig, *Ov.* fast. 4, 621—624. — In der Kaiserzeit galt Libertas als Befreierin von kaiserlichem Despotismus und Wiederherstellerin einer milderen Regierung. Nach der Hinrichtung des Sejan, des despotischen Stellvertreters des Tiberius, errichtete man auf dem Forum eine Statue der Libertas, *Dio Cass.* 58, 12. Nach der Ermordung des grausamen Commodus ward das vor dem Senat stehende Bild desselben umgestürzt und sofort an derselben Stelle ein Bild der Freiheit aufgestellt, *Herodian.* 1, 14. *(H. W. Stoll.)*

---

5) So Stilting, «Acta Sanctorum» Bd. 6, 23. Sept., S. 572 fg. und S. 598 fg.); Franz Anton Zaccaria, «Dissertatio de commentitio Liberii lapsu»; Palma, «Praelectiones Hist. eccl.» (Rom 1838, I, 2, S. 94 fg.); Reinerding, «Beiträge zur Honorius und Liberiusfrage» (Münster 1865; 2. Ausg. 1870). 6) Vgl. noch Athanasius, «Apologia contra Arianos», c. 89; Hieronymus, «Catalogus», c. 97; Sozomenus, «Hist. eccl.», IV, 11, 15; Hilarius, «Contra Constantium imperatorem», 11; Philastrius, «Fragm. eccl. hist.», IV, 3.

LIBITINA, altitalische Göttin des Todes und der Todtenbestattung, deren Verehrung nach Plutarch (Numa 12) König Numa in Rom angeordnet haben soll, damit die gegen die Verstorbenen zu beobachtenden Pflichten richtig erfüllt würden. Alles, was wir von dieser Göttin wissen, deutet auf Tod und Leiche. Sie hatte zu Rom einen Hain (lucus Libitinae) mit einem Tempel, in welchem die Todtenbahren und alle Geräthe, welche zur Todtenbestattung nöthig waren, aufbewahrt und kauf- oder miethweise ausgegeben wurden. Der Libitinarius, der Leichenbesorger, der mit seinem Gehülfen dort seine Niederlage hatte, übernahm es in der Regel für die wohlhabenderen Familien, das ganze Begräbniß zu besorgen; er lieferte nicht blos die nöthigen Geräthschaften, sondern auch das zur Bestattung erforderliche Personal, wie die Leichenwäscher und Salber, die Klagefrauen, Musiker, Leichenverbrenner u. s. w., *Plut.* Quaest. R. 23; Schol. zu *Hor.* Od. 3, 30, 7; *Ascon.* argum. Cic. Milon. Sein Geschäft hieß geradezu Libitina (Libitinam exercere, *Valer. Max.* 5, 2, 10); überhaupt wurde der Name Libitina für die Bestattung und ihr Zubehör, wie Bahre und Scheiterhaufen, und für den Tod selbst gebraucht, *Liv.* 40, 19; 41, 21; *Hor.* Od. 3, 30, 7; Sat. 2, 6, 19; Ep. 2, 1, 49; *Mart.* 10, 97, 1. Das Thor des Amphitheaters, durch welches die gefallenen Gladiatoren aus der Arena ins spoliarium getragen wurden, hieß porta Libitinensis, *Lampr.* Commod. 16. Servius Tullius hatte angeordnet, daß für jeden Verstorbenen ein Geldstück in den Tempel der Libitina entrichtet werden müsse, *Dionys.* R. A. 4, 15. Dort wurde denn auch über die Todtengelder Rechnung geführt (*Suet.* Nero 39: pestilentia unius auctumni, quo triginta funerum millia in rationem Libitinae venerunt). — Die Libitina wurde theils mit Proserpina, theils mit Venus identificirt, *Plut.* Quaest. R. 23; Numa 12. Die letztere hatte die Beinamen Libitina, Libentina, Lubentina und Lubia (*Varro* l. l. 6, 47; *Cic.* de n. deor. 2, 23; *Serv.* V. Aen. 1, 720), welche sie als eine Göttin der Lust und der Neigung bezeichneten (libet, lubet, libido); aber es bleibt ungewiß, ob diese für uns seltsame Vereinigung der Lust- und der Leichengöttin blos durch den Gleichklang der Namen oder durch eine tiefere Anschauung des Volksglaubens, welche Entstehen und Vergehen, Leben und Tod der Macht einer einzigen Gottheit unterwarf, herbeigeführt worden ist. *(H. W. Stoll.)*

LIBLAR, Pfarrdorf im preußischen Regierungsbezirk Köln, Kreis und Amtsgericht Euskirchen, an der Erft, Station der Rheinischen Eisenbahn (linksrheinisch, Köln-Trier), Post- und Telegraphenamt; zählte im J. 1880 1156 Einwohner, darunter 1135 Katholiken. Haupterwerbszweig ist Landwirthschaft. Hier Schloß Gracht, Stammsitz des Grafen Wolff-Metternich. *(A. Schroot.)*

LIBOURNE, Hauptort des gleichnamigen Arrondissements des französischen Departements Gironde, an der Mündung der Isle in die Dordogne, Station der Orléans-Bahn, mit (1882) 12,900 Einwohnern, ist der Sitz eines Gerichtshofes erster Instanz, eines Handels- und Friedensgerichts. Die Stadt besitzt eine öffentliche Bibliothek von 12,000 Bänden, hat Museum und Theater, am Markte eine Bronzestatue des Herzogs von Decazes. Es wird dort Weinbau, Schiffsbau, Fabrikation von wollenen Zeugen und Militärbekleidung, Gerberei u. s. w. betrieben, auch besteht lebhafter Handel (15 Jahrmärkte) in Wein, Getreide u. a. mit bedeutender Küstenschiffahrt. Libourne wurde 1286 von Eduard I. von England auf der Stelle des antiken Condate gegründet. *(A. Schroot.)*

Libration, die scheinbare Schwankung des Mondes (s. unter diesem Artikel).

LIBURNIA ist eine Küstenlandschaft Illyriens, vom Volke der Liburner bewohnt, deren Wohnsitze *Scylax* c. 21; *Ps.-Scymnus* v. 402 fg.; *Apollod.* bei *Steph. B.* p. 648; *Dion. Per.* v. 384; *Eust.* zu *Dion. Per.* a. a. O. zwischen Istrien und dem Katarbatosflusse (jetzt Cermanja), der Nordgrenze der Hyller und eigentlichen Illyrer, ansetzen. Späterhin schwankt die Südgrenze zwischen dem Nar (*Apoll. Rhod.* 4, 562 und Schol. z. St.; *Scymn.* bei *Steph. B.* p. 508; Schol. Nicandr. Ther. 607; *Mela*, hier älteren Quellen folgend, 2, 57) und dem Titiusfluß (*Flor.* 1, 21; *Eratosth.* bei Schol. Apoll. Rhod. 4, 1215; vgl. *Appian.*, Ill. 12; *Polyb.* 2, 11 fg.). Nach Strabo S. 269 sollen die Liburner im 8. Jahrh. v. Chr. sogar Corcyra bewohnt, nach Plinius 3, 112 einst Theile von Italien beherrscht haben.

Bekannt waren die Liburner schon den ionischen Geographen (*Hecat.* bei *Steph. Byz.* p. 415, 445, 594, 646; *Aeschyl.* bei *Pollux* 7, 60, Fragm. 330 Herm.), mehr aber kamen die Griechen mit ihnen in Berührung, als Anfang des 4. Jahrh. Dionys von Syrakus nur wenig südlich ihrer Grenzen seine Colonien Heraclea, Pharus, Issa gründete, die freilich unter der Seeräuberei ihrer barbarischen Nachbarn nicht wenig zu leiden hatten. Da das Land der Liburner mit Ausnahme eines schmalen Küstenstrichs gebirgig, rauh und wenig fruchtbar war (*Strabo* p. 317; vgl. *Plin.* N. H. 8, 191), waren die Barbaren auf die Früchte der See angewiesen, und Seeraub gewerbmäßig zu betreiben, war bei ihnen gesetzlich erlaubt (*Polyb.* 2, 8). Mit ihren trefflich gebauten Schiffen wurden sie bald der Schrecken aller Küstenbewohner der Adria (*Suid.* s. v. *λιβυρνικαὶ νῆες*, p. 662 B.; *Plin.* 10, 63; *App.* Illyr. 3; *Liv.* 10, 2; *App.* b. c. 2, 39); bald hier, bald dort tauchten sie unvermuthet auf, das ganze obere Meer unsicher machend.

Im 1. Jahrh. (51 v. Chr.) gaben sie sich, von ihren südlichen Nachbarn bedrängt, als «Bundesgenossen» in den Schutz der Römer (*App.* Ill. 12; vgl. aber b. civ. 1, 77), traten im Bürgerkriege auf Seite Cäsar's (*Caes.* bell. civ. 3, 5), wurden aber wenige Jahre nachher (34 v. Chr.) von ihren Freunden befriegt, entwaffnet und angeblich ihrer sämmtlichen Schiffe beraubt (*App.* Ill. c. 16; *Dio C.* 49, 34). Dennoch sehen wir sie in der Schlacht bei Actium auf Octavian's Seite am Kampfe betheiligt, wobei sie sich rühmlichst auszeichneten (*Veget.* 4, 23). Bei der darauffolgenden Regulirung der Grenzen ward ihnen das ganze Flußgebiet des Titius zugeschlagen,

welches ihnen bis in die späteste Kaiserzeit verblieb (*Plin. N. H.* 3, 139; *Ptol.* 2, 16, 2; Tab. Peut.; Geogr. Rav. 4, 22, p. 223).

Vgl. *Procop.*, B. Got. 1, 7; 15; *Verg.* Aen. 1, 244; *Serv.* zu *Verg.* a. a. O. Ueber ihre Sitten vgl. *Nicol. Dam.* bei *Stob.* 44, 41 (p. 147, Tind.); *Sext.* c. 21. *(W. Sieglin.)*

LIBUSSA (sprich Libuscha), die sagenumwobene Stammmutter der Przemysl'idischen Herrscherfamilie, bildet die vornehmste Gestalt jenes Mythenkreises, der in der Geschichte Böhmens nach dem Tode Samo's (658) einen langen Zeitraum ausfüllen muß, über welchen gleichzeitige und echte Geschichtsquellen völliges Schweigen bewahren. Die älteste Ueberlieferung der von spätern Chronisten und Dichtern vielfach ausgeschmückten Sage stammt von dem böhmischen Geschichtschreiber Cosmas (gest. im J. 1125). Dieser berichtet (Ausgabe von Pertz, «Monumenta», SS. Bd. 9, S. 34 fg.): Um die Zeit erstand ein durch vorzügliche Eigenschaften hervorragender Häuptling Namens Crocus (Krok; er hatte keine männlichen Nachkommen, wohl aber drei Töchter, von denen jede durch besondere Geistesgaben sich auszeichnete. Kazi, die älteste, verstand sich auf die Heilkraft der Kräuter und die Kunst des Gesanges, während Tetka, die zweite, sich besonders bewandert in den Gebräuchen des heidnischen Götterdienstes zeigte. Die jüngste aber, «Lubossa» mit Namen, die klügste unter den dreien, scharfsinnig in ihren Rathschlägen, eindringlich durch ihre Beredsamkeit, keusch und ehrbar in ihren Sitten, kannte auf das genaueste die Bräuche und Rechte des Volks und weissagte prophetischen Blicks die zukünftigen Ereignisse. Deswegen wurde sie auch vom Volke nach dem Tode des Vaters zum Richter erwählt. Als sie aber einst in Grenzstreitigkeiten zweier Vornehmen das Urtheil gesprochen hatte, hielt sich der eine für verkürzt, erging sich in heftigen Schmähreden gegen die Richterin und sprach unter anderm: «Von Männern sei es nicht zu ertragen, sich listigen Urtheilssprüchen eines Weibes zu fügen.» Darob tief verletzt, erklärte Lubossa, sie wolle dem Volke einen Mann zum Richter und Führer bestellen, und nachdem sie sich mit ihren Schwestern berathen, bezeichnete sie genau den Ort Stadici am Flüßchen Belina und das Feld, wo man ihren zukünftigen Gemahl Przemysl mit zwei Ochsen pflügend finden werde. Ihr Zelter, dem sie folgen sollten, werde ihnen den Weg zeigen. Alles erfüllte sich der Verkündigung gemäß, und unter noch weitern wunderbaren Ereignissen wurde Przemysl zum Gemahl Lubossa's und Herrscher des Volks eingeholt. Auch die Gründung von Prag wird in der Sage auf Libuscha zurückgeführt, die den Namen Prag (Praha, auf prah. Schwelle, bezogen) nach der Antwort des zuerst befragten Arbeiters gewählt habe.

Während Cosmas in seiner ältesten Ueberlieferung der Sage das heidnische Wesen der drei mit Zauberkräften ausgerüsteten Schwestern stark betont, tritt in der spätern Ausbildung der Mythe mehr das nationale Moment in den Vordergrund, und in dem «Libušin soud» (Libuscha's Gericht), dem Fragmente eines angeblichen, in der That gefälschten altczechischen epischen Gedichtes, dessen Ursprung bis in das 9. Jahrh. zurückdatirt wird, ist geradezu der Versuch gemacht, Libuscha als Vertreterin des altslawischen Erbrechtes im Gegensatze zum deutschen zu verherrlichen.

Die neuere böhmische Geschichtsforschung nimmt als historischen Kern der Sage folgende Möglichkeit an: Krok, ein Nachkomme Samo's, lebte in der zweiten Hälfte des 7. Jahrh. Seine Tochter Libuscha vermählte sich mit Przemysl, einem Wojwoden (der Lemuzen?) aus dem Bilíner Gau im Anfange des 8. Jahrh. Von ihnen stammte die spätere herzogliche und königliche Dynastienfamilie der Przemysliden ab. — Unweit Türmitz im Bezirke Aussig liegt gegenwärtig das Dorf Staditz, der angebliche Heimatsort Przemysl's. Auf dem sogenannten «Königsfelde» in der Nähe desselben erhebt sich das 1841 vom Grafen Erwein Nostitz gesetzte Denkmal Przemysl's, bestehend in einem Kolossalpflug aus Gußeisen auf einem Piedestal von Quadersteinen. Die Basreliefs an den Seiten, Scenen aus der Sage darstellend, stammen von dem Bildhauer Joseph Max. Bei einem Hause im Dorfe wird eine Haselnußstaude gezeigt, die von einem Ableger jenes Strauchs stammen soll, welcher der Sage nach aus dem von Przemysl in die Erde gesteckten Stabe emporsproß. Dieses Strauches auf dem Königsfelde wird übrigens auch schon in einer Urkunde Karl's IV. vom 12. Mai 1359 gedacht und die Erhaltung desselben anbefohlen. *(L. Schlesinger.)*

LIBYEN war der früheste Name Afrikas; man bezeichnete damit bald den nördlichsten Streifen vom Atlasgebirge zum Rothen Meere, bald in weiterem Sinne Afrika überhaupt, dessen Nilländer und nördliche Küsten bekannt waren, während man die terra incognita des Innern seit Herodot Aethiopien nannte. Libyen in engerem Sinne bestand aus zwei Haupttheilen: Marmarika und Kyrenaika. Ersteres umfaßte die vom Busen der großen Syrte nach der ägyptischen Grenze ziehenden steinigen unfruchtbaren, äußerst wasserarmen Küstenländer, die einen nur für Schaf-, Ziegen- und Kamelzucht geeigneten Boden haben. In demselben blieben keine Denkmäler zurück, wohl aber in der Oase Siwah, in welcher schon früh eine ägyptische Colonie den Cultus des thebaischen Hauptgottes Amun einführte. Hier wurde auch ein Orakel gegründet, das von Griechen viel besucht und dessen Stätte als Ammonion, Ammonische Oase bezeichnet wurde. Das vorzügliche Steinsalz der diese Oase umgebenden Berge war so berühmt, daß es allein für den Tisch der Perserkönige gebraucht wurde. Reste des mit Hieroglyphen-Inschriften bedeckten Tempels haben sich bis in die Gegenwart erhalten, ebenso bei der Bevölkerung die unveränderte, nicht durch das Arabische verdrängte Sprache. Der zweite Theil, Kyrenaika, erhebt sich als ein 500 bis 700 Met. hohes Plateau über die libyschen Wüstenebenen. Es ist im Gegensatz zu diesen regen- und quellenreich, an den Küstenabhängen und in den Thalfurchen reich bewaldet, ergiebig an Oel, Wein und aromatischen Kräutern. Die Hauptstadt Kyrene

hat der ganzen Landschaft den Namen gegeben. Jetzt bezeichnet man das Plateau auch mit dem Namen Barka, einer Stadt, welche in dem westlichen Theile dieser Hochebene liegt.

Libysche Wüste nennt man den östlichen Theil des großen, den Norden Afrikas durchziehenden Sandmeeres. Im allgemeinen von der großen Karavanenstraße Tripolis-Mursuk-Bilma-Kuka im Westen bis zum Nilthal im Osten reichend, bestimmt Rohlfs die Grenzen derselben näher; er nimmt als Westgrenze den 23.° östlich von Greenwich, als Südgrenze den 17.° nördl. Br.; als Nordgrenze das libysche Küstenplateau und als Ostgrenze eine Linie an, welche von dem Schnittpunkte des 28.° 30′ nördl. Br. gezogenen Parallels mit 26° östl. L. von Greenwich nach dem 20.° nördl. Br. geht, wo denselben der 29. östl. L. von Greenwich trifft. Das große Innere der Libyschen Wüste ist noch unaufgeklärt, obgleich gerade in neuerer Zeit größere Forschungsreisen stattfanden. Die Kenntniß der Alten beschränkte sich auf die Oasen, welche mit Aegypten in Verkehr standen und theilweise sogar als Verbannungsorte dienten. Noch heutzutage setzen die Ueberreste gewaltiger Römerbauten (besonders in Chargeh) den Besucher in Erstaunen. Die älteren Schriftsteller: Herodot, Strabo, Plinius sprechen nur von drei Oasen, der großen (südlichen oder thebaischen; arabisch Uah-el-Daqhel und el Chargeh), der kleinen (nördlichen, arabisch Uah-el-Bacharije). Diese waren zuerst von Libyern bewohnt, unter denen sich erst spät Aegypter, vereinzelt auch schon in der Perserzeit Griechen ansiedelten. Die dritte Oase war das Ammonion, das heutige Siwah. Die Reihe der neueren Forscher beginnt mit Hornemann 1789—99, welcher als erster Europäer über Siwah und Audschila nach Mursuk dringt. Ferner: 1810 Seetzen, 1816 Belzoni, 1819 Edmonstone, 1819—22 Cailliaud und Letorzec, deren vorzügliche Arbeiten die Basis unserer Kenntniß bilden. In den J. 1820—25 Minutoli, Scholz, Hemprich und Ehrenberg; 1824—26 Pacho, 1831 Linant de Bellefonds, 1832—33 Hoskins, 1873—74 die Expedition von Rohlfs, bestehend aus dem Führer, Hofrath Rohlfs, dem Professor Zittel (Paläontolog), dem Botaniker Ascherson, dem Professor Jordan (Geodäsie) und dem Photographen Remelé; 1874 Schweinfurth (el Chargeh), 1875 Brugsch mit dem Erbgroßherzog von Oldenburg.

Die Resultate dieser Forschungsreisen haben uns über einen Theil des Wüstengebietes aufgeklärt. Die südlich des libyschen Plateaus hinziehende Depression setzt sich nach Süden nicht weiter fort, der Bahr-Belama, wie er als continuirliches leeres Flußbett zwischen Siut, Dachel, Farafrah, in Dachel selbst und östlich von Beharieh angenommen und auf Karten fixirt worden ist, existirt nicht. Im Süden des Ammonion, dessen Senkung unter den Meeresspiegel 29 Met. beträgt, steigt das Terrain stetig an, sodaß die große Oase Kusarah oder Kufra bereits in 300 Met., der südliche Theil derselben Kebabo aber in 400 Met. Meereshöhe liegt. Zwischen dem Nil und den libyschen Oasen breitet sich eine steinige zusammenhängende Hochebene aus, welche von keinem nennenswerthen Quer- oder Längenthale durchschnitten, von keiner bedeutenderen Bergspitze überhöht wird. Nach Süden bis zum Wadi Melk reichend, verliert sie in dieser Richtung an Breite, fällt nach Osten zum Nil, nach Westen schroff zur Oasensenkung ab. Im allgemeinen 200 Met. hoch, erreicht sie ihren Culminationspunkt zwischen Chargeh und Dachel mit 538 Met. Meereshöhe. Im Süden geht die Hochebene zu dem sudanischen Gebiet über. Zwischen den Oasen und den den mittleren Theil der Sahara überhöhenden Gebirgsländern von Tibesti und Fessan breitet sich der noch zum größten Theil unbekannte eigentliche Sandocean aus, welcher von 100 bis 120 Met. hohen Dünenwellen durchzogen wird. Der die Oasen von dem Nilthale trennende Rücken ist ein Kalkgebirge von großer Eintönigkeit, dessen Höhe zwischen Esneh und Chargeh 400 bis 453 Met., zwischen Farafrah und Siut 280 Met. beträgt. Rohlfs fand hier eine Tropfsteinhöhle mit herrlichen 3—4 Fuß von der Decke herabhängenden Stalaktiten. Wie räthselhaft sind diese durch Süßwasserdurchsickerung entstandenen Hängesäulchen inmitten der wasserarmen Wüste! (Vgl. Rohlfs: «Drei Monate in der Libyschen Wüste».) Die Vegetation ist mitunter völlig erstorben, mitunter so spärlich, daß nicht einmal die genügsamen Kamele ausreichendes Futter finden können. Der Abfall des Plateaus zu den Oasen ist ungemein steil. Senkrechte Kalkwände von grauer, rosarother und violetter Farbe bauen sich zu beträchtlicher Höhe auf. Losgelöste Felsstücke haben sich oft tief in den weichen grünen Mergelboden des Thales eingegraben und bilden ein wirres Durcheinander. Der Abstieg in den Kessel ist ein ungemein schwieriger, häufig verunglücken die Kamele und dann ist Thier und Beladung verloren. Außerhalb der Oasen unterscheidet man drei Arten von Gebiet. Erstens Serir, d. h. Fels, mit kleinen Steinen und Flugsand; dann Hammada, reine Felsplatten; schließlich den Ocean des Flugsandes selbst. Letzterer ist mit Dünenzügen bedeckt. Professor Jordan sagt über dieselben: «Die Dünen der Libyschen Wüste bestehen aus sehr feinkörnigem gelben Quarzsande. Auf der Windseite ist die Düne convex, auf der Leeseite concav mit steilster Böschung von 30°. Der Dünenkamm bildet eine feine, wie mit einem Messer geschnittene Kante. Die Länge der einzelnen Dünenzüge geht bis zu 50 Kilom., doch ist der Kamm selbst nicht eine stetige Linie von dieser Länge, sondern er zeigt selbst ein Profil, das dem Querprofil einer Düne ähnlich ist, weil auf die Hauptdüne nach ihrer Längsrichtung gewissermaßen Dünen zweiter Ordnung aufgeweht sind. Hieraus folgt, daß die Dünen ihre jetzige Gestalt dem Winde verdanken, denn jeder Wind erzeugt auf einer horizontalen Sandfläche sofort Dünenbildung im Kleinen.» Die Höhe der Dünen ist je nach der Oertlichkeit verschieden; mitten im Sandmeere 100 Met.; auf dem Plateaurücken 10—15 Met.; die höchsten Dünen liegen in der Niederung von Farafrah in einer Höhe von 150 Met. (Rohlfs). Die Dünen werden vom Winde vorwärts bewegt; obgleich über Art und Schnelligkeit dieses Vorganges noch Beobachtungen angestellt werden müssen, so ist doch das sicher, daß die Bewegung nur langsam

geschieht, geben doch die Beduinen den hervorragenderen Dünenzügen Namen und prägen sich die Gestalt derselben so ein, daß sie leicht wieder erkannt werden und zur Orientirung dienen können. Die Hauptfarbe der Sandwälle ist, wie bereits erwähnt, lichtes Gelb; sie wird gelbroth bis rothbraun, wenn kleine Feuersteine und Chalcedon-Knollen die Abhänge bedecken; dunkelblau, stahlfarben, wenn Schwefelkies den Sand mengt. Eigenthümlich sind die sowol in den Oasen als auch in der Wüste vorkommenden «Zeugen», d. h. Ueberreste aus der tertiären Erdepoche. Diese meist aus schneeweißem Kalk bestehenden Steingebilde haben die Gestalt von Minarets, Thürmen, Obelisken, Häusern, Thieren und Menschen. Eine größere Anzahl solcher Zeugen nennt man Charaschaf, Felslabyrinth; man trifft solche Anhäufungen an mehreren Stellen, die bedeutendste ist die von Dachel. Eigentliche Straßen gibt es in der Wüste nicht, doch weisen hin und wieder aufgestellte Merkmale, Steinhaufen (Albamat), die oft ein bis zwei Stunden voneinander entfernt stehen, die Richtung. Auf hammad-ähnlichem Boden findet man häufig markirte Pfade, die nach den Oasen hinleiten. Im Flugsande selbst dienen von Karavanen verlorene oder absichtlich weggeworfene Gegenstände, besonders aber die Losung der Kamele und Esel zur Orientirung. Forschungsreisende abstrahiren wol auch von den alten ausgetretenen Karavanenstraßen und richten sich allein nach dem Kompaß. Wie schwer das Ankämpfen gegen die von Nordnordwest nach Südsüdost in wellenförmiger Anordnung ziehenden Dünen in pfadloser Wüste ist, mußte auch die Rohlfs'sche Expedition erfahren. Sie mußte die ursprünglich nach Kufra gehende Marschrichtung aufgeben und nach Norden abbiegen, um die Oase Siwah zu erreichen. Das Klima der Wüste ist ein trockenes, gesundes, wenn auch das Thermometer mitunter über 50° C. zeigt. Die geringste Temperatur kann auf —5° C. angenommen werden (Professor Jordan fand 1874 im Februar in einer über Nacht mit ein wenig Wasser ins Freie gesetzten Schüssel Eis in einer Stärke von 4 Millim.). Die Annahme, daß es in der libyschen Wüste nie regne, ist eine irrige. Rohlfs erlebte auf seiner Reise mitten im Sandmeere einen Regen, der vom 2. bis 5. Febr. 1874 beständig andauerte und den Dünensand bis 12 Centim. tief durchfeuchtete. Zum Andenken nannte er den Ort Regenfeld» (25° 11′ 10″ nördl. Breite, 28° 6′ östl. L. von Greenwich, 450 Met. über dem Meere). Professor Jordan berichtet außerdem noch von zwei schwächeren Regen, sowie von Thau- und Reifbildung. Die große Transparenz der Luft läßt entfernere Gegenstände mit großer Deutlichkeit erkennen. Merkwürdig sind die zahlreich vorkommenden Luftspiegelungen. Der Ozongehalt der Luft ist ein großer, der Wasserdampf beträgt im Winter $5{,}_{05}$ Gramm auf den Kubikmeter Luft. Die Oasen sind beckenartige Vertiefungen in der rauhen Oberfläche der Wüste. Das Wort Oasis kommt aus dem Altägyptischen, gerade wie das arabische Wort Uah, welches sich auch im Koptischen findet und eine bewohnte Station bedeutet. Die Existenz der Oase knüpft sich an den wasserspendenden Quell (Ain) oder Brunnen (Bir). Selbst der dürftigste Sandboden der Wüste wird zur Erhaltung der Vegetation fähig, wenn man es nicht an Bewässerung fehlen läßt. Die in den Oasen angebauten Culturpflanzen werden nun auch durch eine Tag und Nacht in Gang bleibende Berieselung zu nutzbringender Entfaltung ihrer Früchte gebracht. Die Oasen haben mitunter bedeutende Ausdehnung und umfassen meist mehrere Ortschaften und Culturflächen. Alle zusammen (d. h. Siwa, Beharieh, Farafreh, Dachel, Chargeh) haben eine Culturfläche von 103 □Kilom., auf der 43,095 Bewohner leben. In den Gärten der Oasen findet man fast nur Fruchtbäume, unter denen die Dattelpalme bedeutend überwiegt. Aus Siwah allein werden vom October bis März durch Hunderte von Kamelen circa 30,000 Centner Datteln exportirt. Außer der Dattelpalme findet man noch Oelbäume, kleinere Fruchtbäume, den Opuntien-Cactus und Sykomoren. Das Gartenland unter den Fruchtbäumen ist in der Regel mit Berfim-Klee bebaut (Trifolium alexandrinum). Von Getreidearten werden Weizen, Gerste, Reis und Durrah, außerdem rother Pfeffer, Tabak, Zwiebeln, Aloe, Bohnen, Erbsen, Tomaten als Nutzpflanzen cultivirt. Von Zierpflanzen existiren in den Oasen nur wenige Rosensträucher in den Gärten der Reichsten. Die wildwachsenden Pflanzen umgeben als ein schmaler, häufig unterbrochener Gürtel die Culturen. Der bemerkenswertheste Baum unter diesen ist der Giftbaum Oschar, mit breiten graugrünen Blättern (Calotropis procera). Bei der geringsten Verletzung ergießt er einen dünnflüssigen Milchsaft. Seine Früchte sind faustgroß, kugelrund und dünnhäutig. Verschiedene dem Kapernstrauch verwandte Arten, Tamarisken, Zwergakazien (Prosopis Stephaniana), Coloquinten vervollständigen die strauchartigen Gewächse. An den Quell- und Grabenrändern blühen Weidenröschen, Sellerie, Tausendgüldenkraut, Ehrenpreis, Polei-Minze und Bunge, der sehr giftige Sekeräu (Scopolio mutica) und Barnuf (Conyza Dioscoridis). Sehr zahlreich sind die Unkräuter des cultivirten Bodens. In die Oasen eingeführt hat man die Sant-Akazie, Dumpalme, Baumwolle, Indigo. Die Fauna ist eine geringe. In den Oasen werden einige Pferde gehalten, außerdem gibt es noch Hunde, Esel, Rinder, Ziegen, Schafe und Katzen, jedoch keine größeren Raubthiere; nur der Wolfshund gehört hierher. Zahlreich sind Fennets, ebenso Gazellen, Mäuse und Springmäuse. Von Geflügel werden Puter, Hühner und Tauben gehalten. Wild kommen vor: wilde Tauben, Raben, wilde Enten und Reiher, Sperlinge, Rohrsänger und Bienenfresser. Der Strauß legt seine Eier gern in der Einsamkeit des Sandoceans; hier finden wir nur an den Stellen, welche gar keine Vegetation aufweisen, auch kein Thierleben. In den Wadis nähren Futterkräuter Gazellenheerden; vereinzelt finden sich Dornbüsche und Akazien, an welche dann auch animalisches Leben (Schlangen, Eidechsen) geknüpft ist. Das wichtigste Thier ist das Kamel, das Schiff der Wüste, das Verbindungsmittel der bewohnten Plätze. Es ist ausnahmslos das Dromedar, welches durch die Araber mit nach Afrika gebracht worden ist. Ein Lastkamel

trägt gewöhnlich vier Centner und legt in einer Stunde 3^1_4 Kilom. zurück. Die Wüstenbewohner geben dem Thiere je nach Geschlecht und Alter verschiedene Namen, verstehen sehr gut es zu warten und zu beladen. Ebenso wie Flora und Fauna nur in den Oasen ein gedeihliches Fortkommen finden, so auch der Mensch. Die Bewohner, libysche Völker, haben sich meist mit Arabern gemischt, die auch verstanden haben, ihre Sprache und ihre Religion, den Islam, denselben aufzuzwingen. An der Westgrenze der Libyschen Wüste lebt in der Oase Tibesti das Volk der Tibbu, Teda oder Tu, welche von einigen zu den Negern, von andern zu den Berbern gerechnet werden. Politisch gehört die Libysche Wüste östlich des 25. östl. L. von Greenwich zu Aegypten, während die große Oase Kufra mit zu dem Vilajet Tripolis gehört. Die Bewohner, theils Tibbu, theils Suya-Araber, unterhalten einen regen Verkehr über Audschila nach Barka. Rohlfs und sein Begleiter Stecker sind die einzigen Europäer, welchen es bisher gelang, in diesen über 17,000 □Kilom. großen Oasenarchipel einzudringen.

Vgl. H. Kiepert, «Alte Geographie» (Berlin 1878); J. Klein, «Physische Geographie der Libyschen Wüste» («Gaea», 1876); Schweinfurth, «Notizen zur Kenntniß der Oase El Chargeh» («Petermann's Mittheilungen», 1876); Rohlfs, «Expedition in der Libyschen Wüste» (Kassel 1875); J. Chavanne, «Sand- und Steinwüste» (Textbeilage zu Hölzel's «Geogr. Charakter-Bildern», Wien 1884); Balbi, «Erdbeschreibung von Dr. Chavanne»; Ernbacher, «Die wichtigsten Forschungsreisenden des 19. Jahrh.» (Braunschweig 1880).

(Walter v. Jablonowski.)

LIBYSSA, eine kleine befestigte Ortschaft Bithyniens (*Steph. Byz.* p. 416; *Ptolem.* 5, 1, 13; vgl. *Nepos* Hann. 12), am astacenischen Meerbusen unweit der Mündung des Libyssusflusses gelegen (*App.* Syr. c. 11; *Plin.* N. H. 5, 148), an der Straße von Calchedon nach Nicomedia, 22 oder 25 römische Meilen von letzterer Stadt entfernt (Itin. Ant. p. 139; Itin. Hieros. p. 572), ist lediglich durch den 183 v. Chr. hier erfolgten Tod Hannibal's bekannt geworden (*Plut.* Flam. c. 20; *Paus.* Descr. Gr. 8, 11, 11; *Amm. Marc.* 22, 9, 3; *Eutrop.* 4, 5; *Zonar.* 9, 21; *Tzetz.* Chil. 1, 798 fg.). Der Grabhügel des großen Karthagers mit der Aufschrift: «Hannibal hic situs est» (*Aur. Vict.* de vir. ill. c. 42) wurde noch in den Tagen des ältern Plinius gesehen, der Ort selbst aber war im 1. Jahrh. n. Chr. bereits untergegangen (*Plin.* N. H. a. a. O.). Auch Appian weiß nur noch von einer «Ebene» Libyssa am Flusse Libyssus. Arrian, der aus dem nahen Nicomedia gebürtig, die Gegend freilich aus eigener Anschauung kennen sollte, wollte Libyssa in einem nahe gelegenen Städtchen, das den Namen τὰ Βουβλον führte, wiederfinden (Cramer, Anecd. 3, p. 353; auch in Frg. Hist. Gr. 3, p. 600, fr. 75 a). Im 4. Jahrh. sehen wir, wie die angeführten Itinerare zeigen, Libyssa an der Stelle des heutigen Maldysem (Leake, Asia minor, p. 9) wieder aufgebaut. *(W. Sieglin.)*

LIBYTHEA *Fabricius* (Hecaerge *Hübner*), eine Gattung der Tagfalter, eine eigene Gruppe in der Abtheilung der Nymphaliden bildend. Sie ist durch die ungewöhnliche Länge der Taster, welche die Länge des Thorax erreicht, ausgezeichnet. Die Vorderbeine des Männchens sind pinselförmig verkümmert, während die des Weibchens vollständig entwickelt sind; die Mittelzelle (in der Aderung) der Hinterflügel ist nicht geschlossen; die Vorderflügel haben eine abgestutzte Spitze und scharfwinkeligen Hinterrand. Die in einzelnen Arten in der östlichen und westlichen Hemisphäre vertretene Gattung lebt auf Arten der Zürgel- oder Nesselbäume (Celtis). Eine südeuropäische Art ist Libythea celtis, Raupen leben auf Celtis australis. *(J. Victor Carus.)*

LICATA, Stadt in Sicilien, zur italienischen Provinz und zum Districte Girgenti gehörig, liegt in malerischer Lage am Fuße grüner Berge in wein- und ölreicher Gegend, zum Theil auf einer kleinen Halbinsel zwischen einem Vorgebirge und der Mündung des Salso oder Imera in das Mittelländische Meer an der Bahn Canicatti-Licata und zählt (als Gemeinde) 17,439 Einwohner. Es ist die bedeutendste Handelsstadt im südlichen Sicilien und führt namentlich Schwefel aus (jährlich über 3 Mill. Mark), außerdem auch Weizen, Wein, Oel, Mandeln, Soda; indeß ist der Hafen seicht und nur kleineren Schiffen zugänglich. Von den Gebäuden sind nur die alte Hauptkirche am Seethor in gothischem Stil, als malerische Zierden das alte Castel Sant' Angelo auf der Höhe des Berges und Castel San Giacomo auf der Felsklippe erwähnenswerth. — Licata steht an der Stelle des von Phintias, dem Tyrannen von Akragas, auf den Trümmern von Gela gegründeten Ortes Phintias, am Fuß des Ekonomos (jetzt Sant' Angelo), an welchem 310 v. Chr. die Schlacht zwischen Agathokles und den Karthagern stattfand. Der alte Ort war bei weitem ausgedehnter als die heutige Stadt, welche 1553 durch ein franco-türkisches Geschwader verbrannt und später durch Philipp IV. von Spanien zum Theil wieder aufgebaut wurde. *(E. Kaufmann.)*

LICEA, eine von Schrader aufgestellte Gattung der Myxomyceten mit verschieden gestalteter, dünnhäutiger, glatter, ziemlich dauerhafter, unregelmäßig zerreißender Peridie und gehäuften Sporen ohne Flocken. Fries brachte diese Gattung, von welcher einige Arten früher mit Dermodium vereinigt wurden, in die drei Abtheilungen Phelonitis mit sehr kleinen, punktförmigen, mit flacher Basis aufsitzenden, bisweilen oberhalb gerandeten Peridien, Serpularia mit an der Basis plattgedrückten Peridien von länglich-linienförmiger Gestalt und Tubulina mit walzenförmigen, aufrechten, rasenweise auf einer ausgebreiteten, häutigen Grundlage befindlichen Peridien. Diese letztere mit den Arten Tubulina cylindrica und T. fragiformis wird aber ebenso häufig als besondere Gattung betrachtet. *(A. Gareke.)*

LICH, Stadt in der hessischen Provinz Oberhessen, im Kreise Gießen, 13 Kilom. von der Stadt Gießen, Sitz eines Amtsgerichts, an der Wetter und der Linie Gießen-Gelnhausen der Oberhessischen Eisenbahn gelegen,

mit (1885) 2499 evangelischen Einwohnern, in Urkunden Lichona, Lichomis villa, Viocha, Liochen. Von den uralten Festungswerken sind nur schwache Reste übrig. Die Einwohner treiben hauptsächlich Ackerbau und Viehzucht. Besonders bemerkenswerth ist das alterthümliche Schloß mit schönem Park, jetzt noch die Residenz der ehemals reichsunmittelbaren Fürsten von Solms-Lich, und die aus dem 15. Jahrhundert herrührende Stiftskirche. Lich ist Sitz mehrerer großherzoglich hessischen Behörden und der Mittelpunkt der ausgedehnten fürstlich Solms-Lich'schen Besitzungen. In seiner Umgebung finden sich Spuren alter Werke, welche den Römern zugeschrieben werden müssen. Urkundlich wird Lich schon 788 erwähnt. Seine ältesten Besitzer waren vermuthlich die Herren von Arnsburg, von denen es an die von Münzenberg und dann an die Falkensteiner kam. Kaiser Albrecht ertheilte dem Reichsministerialen Philipp III. von Falkenstein im J. 1300 für Lich Stadtrechte. Nach dem Aussterben der Falkensteiner kam es 1419 an Solms, 1436 speciell an Solms-Lich, 1806 erlangte Hessen die Hoheit.

(Dr. Walther.)

LICHENEN (Flechten), kryptogamische Pflanzen, welche jetzt zu den Pilzen gezählt werden, wurden von Tournefort und Linné, in eine einzige Gattung Lichen vereinigt, zu den Algen gestellt. Acharius erhob sie zu einer eigenen Klasse und theilte sie zunächst nach der Gestalt des Thallus ein. Die spätern Lichenologen klassificirten theils nach denselben Momenten, insbesondere auch nach dem anatomischen Bau des Thallus, theils nach der Beschaffenheit der Apothecien.

Später wurde von Wallroth eine Eintheilung der Lichenen nach den Gonidienformen versucht. Nach den Untersuchungen Schwendener's sind die Flechten jedoch als echte Pilze vom Charakter der Pyrenomyceten und Discomyceten, seltener der Basidiomyceten anzusehen, welche auf Algen, hauptsächlich Cyanophyceen und Palmellaceen, schmarotzen und diese dabei derart in sich einschließen, daß sie wie Bestandtheile des Pilzes selbst (als Gonidien) erscheinen. Diese von ihren Parasiten ganz umschlossenen Algen werden zwar nicht in ihrer Vegetation und Vermehrung gehindert, wohl aber treten andere Störungen ihrer Entwickelung ein; werden sie aber aus dem umschließenden Pilzgewebe befreit, so setzen sie ihre normale Entwickelung fort. — Der Thallus der Flechten ist entweder strauchig, laubig, krustig oder gallertartig, auch fädlich. Die Lagerung der Gonidien und Pilzhyphen in einem Thallus kann der Art sein, daß beiderlei Elementargebilde ungefähr gleichmäßig gemengt erscheinen (Homoeomerici), oder die Gonidien sind in eine Schicht zusammengedrängt, wodurch zugleich das Hyphengewebe je nach Umständen in eine äußere und innere oder in eine obere und untere Schicht eingetheilt wird; das Thallusgewebe ist alsdann geschichtet (Heteromerici). — Die Sporenbildung der Flechten findet in Fruchtkörpern statt, die als Apothecien bezeichnet werden und dann den Discomyceten und manchen Pyrenomyceten gleichen. Sie entstehen im Innern des Thallusgewebes und treten erst später über dessen Oberfläche hervor, um ihre Hymenialschicht entweder frei und flach auszubreiten (gymnocarpe Flechten) oder doch durch eine Oeffnung die Sporen nach außen zu entlassen (angiocarpe Flechten). — Die Apothecien sollen nach Stahl in vielen Fällen das Resultat eines Geschlechtsactes sein zwischen einem mit trichogynenartigem (haarförmigem) Fortsatz versehenen Carpogon, dem weiblichen Apparat, und den in dem männlichen Organe, den Spermogonien, erzeugten Samenkörpern (Spermatien). Neuerdings ist diese Theorie durch Brefeld widerlegt worden.

Außerdem findet vegetative Vermehrung durch Soredien, Brutkörner aus Hyphen und Gonidien zusammengesetzt, statt. — Diese sind im Stande, ohne weiteres zu einem neuen Flechtenthallus auszuwachsen.

Die Flechten werden nach den oben beschriebenen Merkmalen folgendermaßen eingetheilt:

I. Basidiolichenes. Sporenbildung auf Basidien wie bei den Basidiomyceten (Cora, Rhipidonema).

II. Ascolichenes. Sporenbildung in Schläuchen wie bei den Ascomyceten.

A. Homoeomerici.

1. Byssacei, Fadenflechten (Ephebe).
2. Gelatinosi, Gallertflechten.
   - α. Angiocarpi: Lichina.
   - β. Gymnocarpi: Collema, Leptogium u. s. w.

B. Heteromerici.

3. Kryoblasti, Krustenflechten.
   - α. Angiocarpi: Verrucaria, Pertusaria u. s. w.
   - β. Gymnocarpi: Lecanora, Lecidea, Graphis, Baeomyces u. s. w.
4. Phylloblasti, Laubflechten.
   - α. Angiocarpi: Endocarpon u. s. w.
   - β. Gymnocarpi: Peltigera, Sticta, Parmelia, Umbilicaria u. s. w.
5. Thamnoblasti, Strauchflechten.
   - α. Angiocarpi: Sphaerophorus u. s. w.
   - β. Gymnocarpi: Usnea, Cladonia, Roccella, Ramalina, Cetraria u. s. w.

Die Flechten sind perennirende Pflanzen, von einem außerordentlich langsamen Wachsthum und über die ganze Erde verbreitet. Vorzugsweise kommen sie in der kalten und gemäßigten Zone vor, wo ihre Artenzahl im Verhältnisse zu den übrigen Pflanzen am größten ist. — Ebenfalls ist in der kalten Zone der Individuenreichthum an Flechten am größten und treten sie hier mehrfach als gesellige Pflanzen auf, welche große Strecken des Bodens und der Felsen ausschließlich bekleiden. Ein ähnliches Verhältniß wiederholt sich in höhern Gebirgsregionen anderer Zonen. An Artenzahl übertrifft dagegen die gemäßigte Zone die kalte, da hier besonders die an Bäumen wachsenden Flechten hinzutreten. In den Tropen sind die an Rinden und auf immergrünen Blättern lebenden Lichenen vorherrschend. Manche Arten sind kosmopolitisch über die ganze Erde verbreitet. Bisjetzt sind über 6000 Arten bekannt. Die Flechten sind sämmtlich Luftpflanzen, welche vermöge ihres Chlorophyllgehaltes im Lichte Kohlensäure verzehren und Sauerstoff ausscheiden. Die

vollkommenen, mit einem wohl ausgebildeten Thallus versehenen Flechten enthalten vorwiegend Lichenin, Flechtenstärke, eine dem Stärkemehl gleich zusammengesetzte, in kaltem Wasser nur aufquellende, in heißem zu amorpher Gallerte sich auflösende, durch Jod meist nur gelblich, zuweilen auch blau sich färbende, den Flechten eigenthümliche Substanz, welche die Membranen der Pilzhyphen bildet. Daneben finden sich auch gewöhnliche Cellulose, dann Eiweißstoffe, Zucker und geringe Menge von fettem Oel. Eigenthümlich sind den Flechten gewisse bittere Extractivstoffe (Cetrarin, Pikrolichenin, Stictin, Bartolarin u. a.), welche die Ursache des bittern Geschmacks vieler und des eigenthümlichen Geruches sind, welchen fast alle Lichenen zeigen.

Dazu kommen die eigenthümlichen Flechtensäuren, welche farblose oder gefärbte krystallisirbare Körper sind, die mit Ammoniak oder andern Alkalien meist intensiv gefärbte, gelbe, rothe oder blaue Verbindungen, die zum Theil wichtigen Flechtenfarbstoffe, erzeugen (Lackmus- oder Orseilleflechte, Roccella, Parelleflechte, Lecanora tartarea *Ach.*). Das Isländische Moos, Cetraria islandica *Ach.*, hat medicinische Eigenschaften. Wichtig ist der Nutzen, den in den Nordländern gewisse massenhaft wachsende Arten, besonders die Renthierflechte als Nahrung für Thiere gewähren. — Im Haushalte der Natur ist die wichtigste Bedeutung der Flechten aber, daß die auf Felsen wachsenden Arten das harte Gestein allmählich zersetzen und in solches Erdreich umwandeln, auf welchem dann höher entwickelte Pflanzen sich ansiedeln und vegetiren können. Diese Urbarmachung bewirken die Flechten sowol durch das Feuchthalten des Gesteins, als auch durch die von ihnen ausgehende Kohlensäureausscheidung und durch das Eindringen ihrer Rhizinen in die Oberfläche der Gesteinsmasse. *(P. Hennings.)*

LICHENIN oder **Moosstärke**, $(C_6 H_{10} O_5)_n$, kommt in einigen Flechtenarten vor und findet sich, analog wie Stärkemehl, nicht in abgesonderten Körnern, sondern als aufgequollene Masse gleichartig zwischen den Zellen vertheilt. Zu seiner Darstellung übergießt man Isländisches Moos mit viel rauchender Salzsäure, verdünnt mit Wasser und fällt die filtrirte Lösung mit Alkohol. Durch wiederholte Behandlung mit absolutem Alkohol kann die gefällte Stärke entwässert und zerreiblich erhalten werden. Die farblose oder schwach gelblich gefärbte, durchscheinende, harte, spröde Masse quillt in kaltem Wasser auf und geht in kochendem vollständig in Lösung. Beim Erkalten erstarrt die heiße Lösung gallertartig. Durch Jod wird Lichenin nicht geblaut. Mit verdünnter Schwefelsäure gekocht, liefert es Glycose, mit Salpetersäure Oxalsäure, aber keine Schleimsäure. Mit Blei geht es eine Verbindung ein: $C_6 H_{10} O_5 Pb O$. — Im Isländischen Moose findet sich neben Lichenin eine in kaltem Wasser lösliche und in Weingeist unlösliche Stärke: **Isolichenin**, $C_6 H_{10} O_5$, welche von Jod blau gefärbt wird. Man erhält dieselbe dadurch, daß man Isländisches Moos so lange mit Wasser auskocht, als Alkohol noch eine Trübung erzeugt. Nachdem sich aus dem Auszug Lichenin gallertartig abgeschieden hat, filtrirt man, dampft auf ein kleines Volumen ab und fällt mit Alkohol Isolichenin, das durch Lösen in Salzsäure und wiederholte Ausfällung mit Alkohol gereinigt werden kann. Unterscheidungsmerkmale des Lichenins vom Isolichenin sind ferner, daß ersteres sich in Kupferoxydammoniak löst, letzteres nicht, daß sich dieses mit Kali und Natron verbindet, jenes nicht. Isolichenin wird von Eisessig nicht verändert, Lichenin bildet damit gallertartiges Triacetyllichenin, $C_6 H_7 (C_2 H_3 O)_3 O_5$. *(Paul Bässler.)*

LICHFIELD, Stadt in der englischen Grafschaft Stafford, an einem Arme des Trent und an der londoner Nordwesteisenbahn, hat (1881) 8360 Einwohner, ein theologisches Seminar und berühmte Lateinschule (besucht von Addison, Samuel Johnson und Garrick). Die Stadt ist Sitz eines Bischofs. Die hochgelegene prächtige Kathedrale im früh englischen Stil, mit drei Thürmen, wurde im 7. Jahrhundert gegründet, das gegenwärtige Gebäude stammt aus dem 12. und 13. Jahrhundert. Das Innere entspricht dem großartigen Aeußern. Unter den zahlreichen schönen Monumenten dieser Kirche sind besonders bemerkenswerth die Samuel Johnson's, der Lady Mary Wortley Montagu, der Freundin Pope's, Garrick's und die berühmte Statuengruppe der schlafenden Kinder von Chantrey. Die Kathedrale wurde während des Bürgerkriegs zur Zeit Karl's I. in der Belagerung der Stadt durch die Parlamentstruppen im J. 1643 sehr beschädigt, ist seitdem jedoch zweimal vollständig restaurirt worden. An der Westseite des Marktplatzes steht das Geburtshaus Samuel Johnson's. *(W. Bentheim.)*

LICHNOWSKY, eine jetzt fürstliche, in Oesterreich und Preußen begüterte Familie. Die fürstliche Familie Lichnowsky ist katholisch und residirt auf den Schlössern Kuchelna, Grätz bei Troppau und Krzyzanowitz bei Ratibor; ihr gehören in Preußisch-Schlesien die Majorate Kuchelna, Grabowka, Krzyzanowitz und Bolatitz ($6^1/_2$ Quadratmeilen, 26 Dörfer mit 13,780 Seelen umschließend), und in Oesterreichisch-Schlesien die Allodialherrschaft Grätz (4 Quadratmeilen, eine Stadt und 19 Dörfer mit 7840 Seelen). Die Familie entstammt ihrer Aussage nach dem Hause Granson in Hochburgund, aus dem Ottenian zu Georg Podiebrad entfloh und von ihm das Schloß Lichen in Schlesien zu Lehen erhielt. Niemals wurde der Familie die Baronie oder der Adel verliehen; doch erscheint Franz Bernhard II., der 1670 Seneschall in Schlesien war, als Baron Lichnowsky, und Kaiser Karl VI. creirte dessen Sohn, Franz Bernhard III., Baron Lichnowsky und Edlen Herrn von Woschütz, am 1. Jan. 1721 zum böhmischen, am 27. Mai 1727 zum Reichsgrafen. Im J. 1740 wurde Graf Franz Leopold durch Heirath mit der Erbgräfin Maria Barbara Cajetana auch Graf von Werdenberg. Am 30. Jan. 1773 kam der preußische Fürstenstand, am 4. Sept. 1824 der österreichische nach dem Erstgeburtsrechte an die Familie; der Kaiser von Oesterreich verlieh den Fürstentitel am 22. Febr. 1847 auch dem ältesten Sohne des Familienhauptes. Seit 2. Juni 1827 ist das jedesmalige Familienhaupt erbliches Mitglied des Adelscollegs im Provinziallandtage Preußisch-Schlesiens, seit

3. Febr. 1847 erbliches Mitglied des preußischen Herrenhauses, und durch Cabinetsschreiben König Wilhelm's von Preußen vom 22. Oct. 1861 an den jetzigen Fürsten Karl Maria geboren am 19. Dec. 1819) Durchlaucht».

Die namhaftesten Sprößlinge der Familie sind: 1) Fürst Eduard Maria, Graf zu Werdenberg, Edler Herr von Woschütz. Am 19. Sept. 1789 als Sohn des Fürsten Karl von Lichnowsky, des Mäcens Beethoven's, und der Gräfin Christiane Thun geboren, studirte Lichnowsky bei den berühmtesten Professoren in Göttingen und Leipzig. Am 15. April 1814 succedirte er dem Vater als dritter Fürst im Besitze der großen Güter, auf deren landwirthschaftliche Verbesserung er sein Augenmerk besonders richtete; in der Schafzucht erwarb er sich einen Namen, seine Merinos wurden die ersten Deutschlands. Dabei betrieb er voll Eifer wissenschaftliche Studien, kaufte kostbare Gemälde und Bücher und bethätigte sich kunsthistorisch wie belletristisch. Im J. 1817 erschien das erste Heft des mit großem Luxus ausgestatteten Prachtwerks «Denkmale der Baukunst und Bildnerei des Mittelalters in dem österreichischen Kaiserthume»; das Werk gedieh nur bis zum vierten Hefte (Wien 1822), mit ausgezeichneten Abbildungen von Meisterhand versehen, und Lichnowsky schrieb den deutschen und französischen Text zu den drei ersten Heften. Von seiner Uebersetzung der merkwürdigen Arbeit Lamennais': «Essai sur l'indifférence», kam 1821 in Wien nur der erste Band ans Licht. Im J. 1823 erschien in Breslau sein Trauerspiel «Roderich», während seine zahlreichen Gedichte ungedruckt blieben. Am bekanntesten machte Lichnowsky seine Habsburgische Hausgeschichte, zu der ihn Metternich angeregt haben soll. Ihretwegen reiste er viel, durchstöberte Archive und Bibliotheken und umgab sich mit einem Stabe tüchtiger Mitarbeiter. Von 1836—44 erschienen in Wien acht Theile dieser «Geschichte des Hauses Habsburg», von Rudolf I. und seinen Ahnen bis zum Tode Friedrich's III. 1493 reichend; es war ein stofflich bedeutsames, sehr ausführliches, urkundliches Werk, dessen vormärzliche Tendenz jedoch großen Widerspruch hervorrief; es hatte nur schwachen Erfolg und blieb unvollendet wie des Fürsten andere Arbeiten. Seit 1842 leidend, hielt sich Lichnowsky bis 1843 ohne günstige Wirkung in Rom auf, siedelte dann dauernd nach München über, kehrte von einer Cur in Gastein noch kränker hierhin zurück und starb am 1. Jan. 1845. Er war kaiserlich königlicher Kämmerer und seit 24. Mai 1813 mit Eleonore, einer Tochter des Staats- und Conferenzministers Grafen Karl Zichy, Sternkreuz- und Palastdame, verheirathet, die ihm eine Reihe Kinder gebar und ihn lange überlebte.

Vgl. von Wurzbach, «Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich» (15. Theil, Wien 1866); A. von Reumont, «Aus König Friedrich Wilhelm's IV. gesunden und kranken Tagen» (Leipzig 1885).

2) Fürst Felix Maria Vincenz Andreas, Graf zu Werdenberg, Edler Herr von Woschütz. Als ältester Sohn des Vorigen am 5. April 1814 geboren, trat der feingebildete und hochbegabte Fürstensohn 1834 in die preußische Armee, um jedoch schon 1838 seinen Abschied zu nehmen und zu abenteuern. Er begab sich zu dem Prätendenten Don Carlos, der ihn zum Generaladjutanten und Brigadegeneral machte, und theilte seine Erlebnisse im Bürgerkriege bis 1840; über diese Zeit ließ er in Frankfurt 1841—42 zwei Bände «Erinnerungen aus den Jahren 1837—39» erscheinen, was ihn in einen Streit mit dem spanischen General Montenegro und im December 1841 zum Duelle mit diesem führte, in dem er schwer blessirt ward. Nach seiner Genesung reiste er nach Lissabon, worüber er 1843 in Mainz Portugal. Erinnerungen aus dem Jahre 1842» schrieb. Dann ließ er sich in seiner schlesischen Heimat nieder und succedirte am 1. Jan. 1845 dem Vater als vierter Fürst in dem reichen Erbe der Ahnen; doch mußte er viel thun, um die in Zerrüttung gerathene Vermögenslage zu klären. Reumont sagt von ihm: «Felix Lichnowsky — dreimal glücklicher Felix, wie Fürst Pückler ihn anredete — war ein Mann von unleugbarer Begabung. Von rascher und lebendiger Auffassung, von frischem Muthe, der freilich bis zur Bravade und Provocation gehen konnte, stets schlagfertig mit der Zunge wie mit der Hand, ein Welt- und Lebemann, der sich jedoch von Passionen nicht dominiren ließ, sondern den Dingen kaltblütig ins Gesicht sah, gewandt und von leichter Bewegung, kräftig und von vortheilhaftem Aeußern — so erschien er in jenen Tagen. Es klebte ihm etwas vom vornehmen Abenteurer an, was viele hinderte, ihm ein rechtes Vertrauen zu schenken — ich glaube, es würde sich bei ihm verloren haben, wäre ihm ein langes Leben beschieden gewesen, in welchem seinen edeln Eigenschaften Zeit und Raum zur Klärung, seinem Charakter Reife zum Ausstoßen der Schlacken, seiner Erscheinung Ruhe zur Abstreifung des Schillernden geboten worden wäre.» Der Fürst war ein fast fanatischer Katholik, wirkte in diesem Sinne auf seine Umgebung, z. B. auf seine Freundin, die Herzogin Dorothea von Sagan, mächtig ein; er hielt mit Glaubenstreue am monarchischen Principe fest und verehrte inbrünstig die Legitimität. Er wurde zum Landesältesten und Deputirten der vier südlichen und östlichen Kreise Schlesiens ernannt und erwählter Director der Koseler Wilhelmsbahn. Den Frauen war der schöne Fürst ungemein gefährlich und stand beständig in intimen Liaisons zu Damen der verschiedensten Rangstufen; Fürstinnen buhlten um seine Liebeskunst. Im J. 1847 nahm Lichnowsky als Mitglied der Herrencurie an den Verhandlungen des ersten preußischen Vereinigten Landtags theil; nach demselben lebte er bald in Wien, bald in Berlin, überall Aufsehen in der Gesellschaft erregend. Der Wahlkreis Ratibor entsandte ihn 1848 in die Nationalversammlung nach Frankfurt, wo er natürlich auf der Rechten Platz nahm. Hier gab er reiche Proben seines glänzenden Rednertalents und seiner schlagfertigen Gewandtheit und trat dem Vordringen der demokratisch-revolutionären Partei mit soldatischer Festigkeit entgegen, jeder Gefahr trotzend. In der Debatte über Verhängung des Belagerungszustandes über das rebellirende Mainz ergriff er am 26. Mai das Wort zu einer ebenso

pathetischen wie glänzenden Rede gegen Zitz, geißelte höhnisch das Wesen der mainzer Volksbewegung und triumphirte über die Unterbrechungen und das Murren der Linken, die Rechte zu mehr Energie anregend; an Heftigkeit und Pathos kam er Blum und anderen gleich, überragte sie jedoch himmelhoch an Würde und Anstand. Die Radicalen haßten keinen so glühend wie ihn, der sie mit wahrem Behagen zur Zielscheibe seines Hohnes ausersah und sie, als gelte es einen Zeitvertreib, mit der Peitsche seines vernichtenden Spottes ins Gesicht schlug; lag ihm doch weit weniger daran, für seine Ueberzeugung Boden zu gewinnen, als zu glänzen und seine Waffen zu zeigen. Bei allen Verhandlungen in der Paulskirche blieb er im Vordertreffen der Legitimität und des monarchischen Princips. Die Radicalen, denen er so schlagend ihre Erbärmlichkeit nachwies, hetzten den Pöbel gegen den Fürsten auf und sannen auf blutige Rache; jedes Mittel, ihn los zu werden, war ihnen recht. Die Verhandlung über den von Preußen mit Dänemark abgeschlossenen Waffenstillstand von Malmö führte zu dem Frankfurter Aufstande vom 18. Sept. 1848. Allen Warnungen zum Trotze ritt Lichnowsky, der in der Debatte sehr versöhnlich gesprochen hatte, mit dem preußischen General H. A. E. von Auerswald, seinem Collegen im Parlamente, der erwarteten württembergischen Artillerie vor die Thore entgegen. Aber auf der Bornheimer Heide begegnete ihnen bewaffnetes Gesindel, erkannte die verhaßten Männer von der Rechten, die in Caricaturbildern ihm so vertraut gemacht worden waren, und begann eine Hetzjagd auf die Wehrlosen. Diese mußten fliehen, verirrten sich in einen Gartenweg ohne Ausgang, ließen ihre Pferde laufen und suchten sich bei einem Gärtner zu verstecken. Der Pöbel aber folgte ihnen, erschoß den General, riß den Fürsten aus dem Verstecke und massakrirte ihn in bestialischer Weise. In die Villa des befreundeten Bankiers von Bethmann gebracht, starb Lichnowsky, bis zum letzten Momente bei vollem Bewußtsein, Tags darauf. Am 21. Sept. fand Lichnowsky's, Auerswald's und anderer Opfer des Aufstandes Beisetzung mit militärischen Feierlichkeiten in Frankfurt statt, wo noch auf dem Friedhofe ein schönes Monument daran erinnert; im October aber kam die Leiche des Fürsten in die Familiengruft nach Grätz. Lichnowsky, der kaiserlich königlicher Kämmerer war, hatte nie geheirathet. Vgl. A. von Reumont, «Aus König Friedrich Wilhelm's IV. gesunden und kranken Tagen» (Leipzig 1885); «Allgemeine deutsche Biographie», Bd. 18 (Leipzig 1883). *(Arthur Kleinschmidt.)*

LICHT ist die Bezeichnung für die durch das Auge vermittelte specifische Empfindungsqualität. Wesentlich anders ist der Inhalt dieses Begriffs in der Sprache des naiven Realismus, dem es noch nicht zum Bewußtsein gekommen ist, daß Objecte unmittelbar nur bekannt sind als Inhalte eines Bewußtseins, «cui objecta sunt», und Subjecte nur als Beziehungscentren, als der Schauplatz oder die Unterlage von Wahrnehmungs- (und Vorstellungs-) Inhalten, «quibus objecta sunt»; daß die uns unmittelbar bekannten Objecte und Subjecte keine Wesen an sich sind, daß sie beide nur miteinander entstehen und bestehen, aneinander «gebunden». In dieser naiven Sprache bezeichnet «Licht» die irrigerweise mit den Empfindungsqualitäten der Helligkeit und der Farbe ausgestattet gedachte äußere Veranlassung unserer Lichtempfindung. Auch die Wissenschaft bedient sich in der Regel, zum Theil bewußt und nur aus Bequemlichkeit dem gemeinen Sprachgebrauch sich anschmiegend, theils auch, besonders früher, unbewußt des Wortes «Licht» in der letzteren naiven Begriffsumgrenzung.

Hier handelt es sich vor allem darum, auseinanderzusetzen, welche Vorgänge in uns die Empfindung von Licht und Farbe wecken, und es möge bei der Auseinandersetzung diese Veranlassung der Lichtempfindung der Einfachheit wegen selbst mit «Licht» bezeichnet werden. Die Erklärungsversuche früherer Zeiten für das Zustandekommen der Lichtwahrnehmungen waren noch sehr unbeholfen. Erwähnt seien nur die bezüglichen Annahmen der alten Atomistiker und ihres Vertreters, des Epikur, wie sie uns durch Lucretius im vierten Buche seines Lehrgedichtes «De rerum natura» überliefert worden sind. Man glaubte, daß sich von allen sichtbaren Dingen fortwährend in schneller Folge unendlich dünne Häute ablösten, daß diese «simulacra», Bilder der Dinge, mit ungemeiner Geschwindigkeit nach allen Richtungen im Raume forteilten und in das Auge gelangt daselbst das Sehen der aussendenden Objecte vermittelten. Im Kerne war dies schon die «Aussendungs- oder Emissionstheorie», welche von Isaac Newton 1671 bei seiner Auflage in die «Royal Society of London» dieser Gesellschaft in einer Abhandlung vorgelegt wurde und eingehend in seinen 1704 in London in Quart erschienenen «Optics etc.» abgehandelt ist. Im J. 1706 erschien eine lateinische Uebertragung dieses Werkes durch Samuel Clarke als «Optice: sive de reflexionibus, refractionibus, inflexionibus et coloribus lucis» in erster Auflage. Newton nimmt zur Erklärung der hier aufgezählten Erscheinungen an, daß von jedem Punkte eines leuchtenden Körpers unendlich kleine Theilchen geradlinig nach allen Richtungen ausgestoßen werden: wenn sie auf nicht leuchtende Körper treffen, von deren Oberflächen nach allen Seiten geradlinig reflectirt werden, und wenn sie schließlich auf ihrem Wege in das Auge gelangen, auf der Netzhaut die Empfindung des Sehens erregen. Für die Erregung verschiedenfarbiger Empfindung müssen verschiedenartige Lichttheilchen angenommen werden. Diese Theorie wurde später von Biot in seinem «Traité de Physique» (Bd. 4) und von Herschel in seiner Abhandlung «On light» weiter der Erklärung der Erscheinungen angepaßt und von Laplace eingehend mathematisch behandelt. Schon früher, im J. 1675 nämlich, war von Olaf Römer die noch genauer zu besprechende Entdeckung gemacht worden, daß das Licht sich nicht momentan fortpflanzt, sondern die Zeit einer Secunde braucht, um rund 40,000 Meilen oder 300,000 Kilom. zurückzulegen. Bei dieser Geschwindigkeit müßte nun allerdings, das wurde der Emissionstheorie nicht mit Unrecht vorgeworfen, die Kraft, welche in einem leuchtenden Punkte thätig wäre,

um die angenommenen, unmerklich kleinen Lichtpartikelchen fortzuschleudern, einen befremdend hohen Betrag erreichen. Die trotzdem unendliche mechanische Wirkung der aufstoßenden Theilchen soll eine Folge ihrer unendlichen Feinheit sein. Schwer begreiflich ist auch die Thatsache, daß aus den verschiedensten Lichtquellen das Licht doch immer mit gleicher Geschwindigkeit ausgesendet wird. Noch weniger läßt sich die Thatsache erklären, daß das Licht unter schiefem Winkel weniger stark als unter rechtem ausgestrahlt wird. Für die Erklärung der Reflexion muß eine gegenseitige Einwirkung der Lichttheilchen und der Theilchen des reflectirenden Körpers angenommen werden. Nach Newton's Annahme ist die dabei thätige Kraft innerhalb einer gewissen Grenze eine anziehende, darüber hinaus eine abstoßende. Die bei dieser Einwirkung in Frage kommenden Entfernungen sind unmeßbar klein, doch muß die Wirkungssphäre der Körpertheilchen sehr groß angenommen werden im Verhältniß zu ihrem gegenseitigen Abstande. Zur Erklärung der Thatsache, daß immer nur ein Theil des auffallenden Lichtes zurückgeworfen wird, nahm Newton die sogenannten «vices facilioris reflexionis facilioriscque transmissus» an, die «Anwandlungen leichterer Reflexion und leichtern Durchganges», d. h. periodisch wechselnde Zustände, in deren einem das Lichttheilchen leichter den Abstoßungen, in deren anderm aber leichter den Anziehungen der Körpertheilchen folge. Beim Auftreffen auf die Trennungsfläche zweier Mittel werden dann die Lichttheilchen, welche sich gerade im Zustande leichterer Zurückwerfung befinden, reflectirt; die andern dringen in das zweite Mittel ein und erleiden nun in der senkrecht auf der Trennungsfläche stehenden Componente der Geschwindigkeit eine Aenderung, nicht in den anderen Richtungen. Um aber auf diese Weise das Brechungsgesetz rechnend abzuleiten, muß die Geschwindigkeit des Lichts in dem optisch dichteren Mittel, in welchem der Strahl dem Lothe zugebrochen wird, eine größere Geschwindigkeit haben als in dem dünneren, also z. B. in Wasser eine größere als in Luft, während der directe Versuch, wie ihn Foucault ausführte, das Gegentheil lehrt. Derselbe fand nämlich, daß sich die Lichtgeschwindigkeiten in Luft und Wasser wie 4 zu 3 verhalten. Hier widerspricht also die Erfahrung den Annahmen, welche die Emanationshypothese Newton's machen muß, ein Umstand, der schon völlig genügt, sie wissenschaftlich unbrauchbar zu machen. Newton wäre übrigens selbst der erste gewesen dies anzuerkennen und damit den «regulae philosophandi» zu folgen, die er in classischer Fassung im 3. Buche seiner «Philosophiae naturalis principia mathematica» gegeben hat. Auch hat er selbst die Möglichkeit anderer Erklärungsweisen durchaus nicht aus dem Auge verloren, wie dies besonders die seiner «Optice» angehängten «quaestiones» unzweideutig bekunden, wo er wiederholt die Möglichkeit erwägt, daß am Ende auch «vibrationes», Schwingungen, die Ursache der Lichterscheinungen sein könnten.

Die Hypothese, die Lichterscheinungen durch Vibrationen oder Undulationen eines feinen, ungemein elastischen Mittels zu erklären, wurde fast gleichzeitig mit der Newton'schen Emissionshypothese von Konstantin Huyghens ausgebildet und in dessen 1691 zu Leiden erschienenen «Traité de la lumière etc.» entwickelt. Die Huyghens'sche Theorie des Lichtes stieß bei den Physikern auf großen Widerstand. Erst um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts nahm sich der berühmte Leonhard Euler derselben an, vor allem in seinen Schriften «Nova theoria lucis et colorum» (1746) und «Conjectura physica circa propagationem soni ac luminis» (1750). Im laufenden Jahrhundert endlich wurde der Sieg entschieden durch die Arbeiten von Thomas Young, Fresnel, Cauchy, Neumann u. a. Die Vibrationstheorie nimmt an, daß ein unendlich dünner und sehr elastischer, aus discreten Atomen bestehender Stoff, den sie «Aether» nennt, im leeren Weltraume und zwischen den relativ weiter voneinander abstehenden Körperatomen verbreitet ist, daß ferner jede Gleichgewichtsstörung eines Atoms Schwingungen desselben veranlaßt und daß sich diese geradlinig nach allen Richtungen fortpflanzen, und zwar so, daß sich in jeder Richtungslinie die successiv sich ändernden Schwingungsphasen der Theilchen in gleichen Abständen, den «Wellenlängen» (mit λ bezeichnet), periodisch wiederholen. Im homogenen Aether pflanzt sich daher die schwingende Bewegung vom erregten Punkte als Mittelpunkte so fort, daß immer Theilchen gleicher Phase in concentrischen Kugelschalen, den sogenannten «Kugelwellen» liegen. Zur Erklärung der Spiegelung, Brechung u. s. w. darf man nicht einzelne solche geradlinige Aetheratomreihen betrachten, sondern ein dünnes paralleles Bündel solcher Reihen, einen Strahl, in dem dann die Bewegung sich in senkrecht auf seiner Richtung stehenden «ebenen Wellen» fortpflanzt. Uebrigens wird dabei jedes in Schwingung versetzte Aethertheilchen seinerseits selbst zum Schwingungsmittelpunkte eines neuen Kugelwellensystems (Huyghens'sches Princip).

Der Vorgang beim Leuchten ist dann der, daß der leuchtende Punkt lediglich in schnellen Schwingungen begriffen ist, diese dem Aether mittheilt und dieser solche wieder dem Auge, welches seinerseits diesen Reiz als Licht empfindet. Die Helligkeit oder die Stärke der Lichtempfindung wird gemessen durch das Quadrat der Schwingungsweite. Von der Wellenlänge hängt aber der Farbenunterschied in der Lichtempfindung ab, sodaß die längsten wahrnehmbaren Aetherwellen als rothes Licht empfunden werden, die kürzesten als violettes, während die dazwischenliegenden die übrigen Spectralfarben in der entsprechenden Aufeinanderfolge erzeugen. Für die Erklärung der Reflexion des Lichtes durch die Wellentheorie liegt die ungezwungene Annahme zu Grunde, daß Dichtigkeit oder Elasticität des Aethers, oder beide in verschiedenen optischen Mitteln verschieden sind. Zur Ableitung des Brechungsgesetzes genügt die übrigens durch das Experiment bestätigte Annahme, daß die Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Lichtes in optisch dichteren Mitteln geringer ist als in optisch dünneren. Auch die Dispersion oder Farbenzerstreuung ergibt sich einfach als eine Folge des Umstandes, daß bei spitzem Einfallswinkel in einem Strahle mit größerer Wellenlänge die ebenen

Wellen beim Eintritt in das dichtere Mittel mehr von ihrer früheren Richtung abgelenkt werden müssen als bei kleinerer. Durch die unter gewissen Umständen eintretende Nöthigung der Aethertheilchen eines Strahles in bestimmt gegebener Ebene zu schwingen, werden alle die unter dem Namen der «Polarisation des Lichtes» zusammengefaßten Erscheinungen erklärt, durch dieselbe Annahme in Verbindung mit einer symmetrischen Gestaltung der Elasticitätsverhältnisse des Aethers in krystallinischen Körpern ergeben sich die sämmtlichen Erscheinungen der Doppelbrechung. Endlich erklären sich aus dem mechanischen Zusammenwirken verschiedener Aetherwellenzüge unter gleichzeitiger Beachtung des schon erwähnten, sozusagen selbstverständlichen «Huyghens'schen Princips» alle Interferenz- und Beugungserscheinungen, die Farben dünner Blättchen u. s. w., sodaß vorläufig die Huyghens'sche Vibrationstheorie in der That ein gemeinsames Band um alle optischen Erscheinungen schlingt. Die Eigenschaften, welche man dem hypothetischen Lichtäther geben muß, wenn er als genügender Erklärungsgrund dienen soll, hat in neuerer Zeit Bolson Wood («Philos. Mag.», Nov. 1885, S. 389) genauer rechnend untersucht. Von den beiden Daten ausgehend, daß sich im Aether das Licht um rund 300,000 Kilom. in der Secunde fortpflanzt und daß er, vorausgesetzt die Erde habe keine Atmosphäre, in jeder Minute 2,5 Calorien Sonnenwärme auf jedes Quadratcentimeter der Erdoberfläche überträgt, hat Wood gefunden, daß ein diesen Bedingungen entsprechendes aus Molekülen bestehendes gasförmiges Medium folgende Eigenschaften haben müsse: 1) Seine Dichte muß so groß sein, daß ein dem zwanzigfachen Erdvolumen gleichkommendes Volumen desselben ein Pfund wiegt. 2) Sein Druck auf eine englische Quadratmeile wird etwa ein Pfund betragen. 3) Um ein Pfund desselben um 1° F. zu erwärmen, würde man eine Wärmemenge brauchen, welche etwa 2300 Tonnen Wasser um 1° F. erwärmt. Ein solches Medium würde obendrein völlig widerstandslos sein und überall ziemlich gleichmäßige Temperatur, Dichte und Elasticität besitzen. Natürlich darf bei alledem keinen Augenblick vergessen werden, daß es sich bei Annahme eines solchen Aethers, wie ja überhaupt bei Annahme einer atomistischen Welt, rein und lediglich um einen Erklärungsversuch, sozusagen um einen «Rechenbehelf» handelt.

Die schon oben erwähnte **Fortpflanzungsgeschwindigkeit** des Lichtes ist bereits seit Galilei Gegenstand der Erörterung und Bestimmung gewesen. Im ersten Dialoge seiner «Untersuchungen und Beweise in Bezug auf zwei neue Wissenschaften» gibt er einen Weg an, diese Geschwindigkeit zu bestimmen. Mitglieder der florentiner Accademia del Cimento, welche den Versuch auf diese Weise ausführten, fanden, daß der Weg von zwei italienischen Meilen vom Lichte in unmeßbar kurzer Zeit zurückgelegt wird («Saggi di naturali esperienze fatte nel Accademia del Cimento», Florenz 1667, S. 265). Die erste wirkliche Bestimmung der Lichtgeschwindigkeit führte Olaf Römer (1675) aus, der durch Discussion von Cassini's Beobachtungen der Verfinsterungen des ersten Jupitertrabanten für die sogenannte «Lichtgleichung», d. i. die Zeit, welche das Licht zum Durchlaufen des Erdbahnradius braucht, einen Betrag von 11 Minuten fand. Delambre fand für sie 1809 aus einem Beobachtungsmaterial von 150 Jahren den Betrag von 493,2 Secunden, doch ist seine Arbeit weder gedruckt worden, noch auch handschriftlich aufzufinden. Im J. 1875 zeigte Glasenapp in einer Inauguraldissertation, daß man aus Beobachtungen der ersten Trabanten zwischen 1848 und 1870 je nach verschiedenen Annahmen 496 oder 501 Secunden als Lichtgleichung erhält. Auf ganz anderm Wege kam der oxforder Astronom Bradley zur Bestimmung der Lichtgeschwindigkeit, nämlich mit Hülfe der von ihm 1728 («Phil. Mag.» 1727—28) entdeckten Aberration der Fixsterne, indem die Tangente des Aberrationswinkels das Verhältniß zwischen der Bahngeschwindigkeit der Erde und der Lichtgeschwindigkeit gibt. Zufällig führten die ersten Bestimmungen Bradley's zu einem mit Delambre's Rechnung übereinstimmenden Werthe der Lichtgleichung; doch sind beide Bestimmungen irrig um einen Betrag, der den damals für möglich gehaltenen Fehler weit übertrifft. Gegenwärtig gilt der von Nyrén in Pulkowa gefundene Werth der Aberrationsconstante von $20{,}492'' \pm 0{,}006''$ als der zuverlässigste (Struve's «Denkschrift an die kaiserliche Akademie in Petersburg», Februar 1883). Eine schwierige, mit der Theorie des Lichtäthers zusammenhängende Frage ist übrigens die, ob bei den Aberrationsbeobachtungen die brechende Fläche des Objectivs senkrecht zur wahren, von der Aberration freien, oder zu der scheinbaren Richtung nach dem Strome hin zu stehen hat. Im ersteren Falle wäre die auf gewöhnliche Weise bestimmte Aberrationsconstante um einen Betrag zu groß, der von dem Verhältniß der Dicke des Fernrohrobjectivs zu dessen Brennweite abhängt. In einem gewöhnlichen Teleskop würde dies ungefähr den hundertsten Theil der Constanten ausmachen. Als aber Airy ein Teleskop mit Wasser füllte, fand er das Resultat unabhängig von der Dicke der Wasserschicht. Die Brechung hängt also ab von der **scheinbaren** Richtung des Strahles.

Seit den ersten unvollkommenen Versuchen der florentiner Akademie, die Lichtgeschwindigkeit direct zu bestimmen, war Fizeau der erste, der mit einem neuen Verfahren, der Unterbrechung des Lichtstrahles durch ein rotirendes Zahnrad, an die Lösung dieses Problems herantrat. Er stellte seine Beobachtungen auf einer 8633 Met. langen Linie zwischen Suresne und dem Montmartre an. Der von ihm 1849 der pariser Akademie vorgelegte Bericht («Comptes rendus», vol. 59, p. 90) ist ungemein kurz. Er enthält keine Discussion der Experimente und setzt nur die Lichtgeschwindigkeit auf 70,948 Meilen fest, von denen 25 auf einen Grad gehen, ohne selbst den Werth in Kilometern anzugeben.

Wheatstone hatte mit Hülfe eines rotirenden Spiegels bekanntlich die Geschwindigkeit des elektrischen Funkens bestimmt («Philos. Transactions», 1834) und auch dabei schon darauf hingewiesen, daß man mit Hülfe eines solchen die Geschwindigkeiten des Lichtes in Luft und Wasser vergleichen könne. Arago betonte, daß sich so entscheiden lasse, ob die Emissions- oder die Vibrationstheorie des

Lichtes richtig sei, da erstere ein Lichtgeschwindigkeitsverhältniß in Luft und Wasser wie 3 zu 4, letztere wie 4 zu 3 verlange. Foucault und Fizeau nahmen die Versuche in die Hand. Sie ließen einen continuirlichen Lichtstrahl von einem rotirenden auf einen ruhenden Spiegel werfen und von diesem wieder auf den rotirenden, und beobachteten die Abweichung der beiden wahrnehmbaren Bilder. Diese Ablenkung betrug 0,7 Millim., und die Geschwindigkeit des Lichtes ergab sich daraus gleich 298,000 Kilom. in der Secunde. Cornu führte Messungen nach der Fizeau'schen Methode aus, nur daß er eine weit größere Entfernung der Stationen wählte, nämlich 23 Kilom. Durch seine Bestimmungen im J. 1874 fand er eine Geschwindigkeit von 298,500 Kilom. für den leeren Raum, durch solche im J. 1878 dagegen 300,400 Kilom. Im J. 1880 führte Michelson Messungen mit dem rotirenden Spiegel aus und fand 299,910 Kilom. für den leeren Raum. Bei Wiederholung der Versuche im J. 1882 ergaben sich 299,853 ± 60 Kilom. («Astronomical Papers prep. for the use of the Amer. Ephemeris and Naut. Almanac 1885», S. 235). Auch den Foucault'schen Versuch behufs Entscheidung zwischen Emissions- und Vibrationstheorie wiederholte er und fand das Verhältniß der Lichtgeschwindigkeiten in Wasser und Luft gleich 1,33.

In den Jahren 1880 und 1881 führten Young und Forbes Messungen nach der Fizeau'schen Methode aus, doch mit der Abweichung, daß sie zwei Spiegel in verschiedenen Abständen (16,835 und 18,212 Fuß) vom Beobachtungsfernrohr aufstellten und dadurch nebeneinander zwei Lichtbilder erhielten, die durch das rotirende Zahnrad auf gleiche Helligkeit gebracht wurden. Das Resultat war 301,382 Kilom., der größte Unterschied unter zwölf Beobachtungen betrug 4000 Kilom. Merkwürdigerweise ergab sich dabei auch, daß sich das blaue Licht im leeren Raume um 1,5 Procent schneller zu bewegen schien als das rothe.

Newcomb wies jedoch die völlige Unwahrscheinlichkeit, ja Unmöglichkeit dieses Ergebnisses nach durch Erwägung der Thatsache, daß der veränderliche Stern Algol (β im Perseus), wenn er in Zeit von 4½ Stunden von der 2. bis 3. Größe auf die 4. herabsinkt oder umgekehrt von der 4. auf die normale Größe zunimmt, doch seine weiße Farbe unverändert behält. Nimmt man nun an, daß die Veränderung der Lichtstärke des Sterns alle Farben gleichmäßig trifft, so folgt aus der Unveränderlichkeit der Färbung, daß die Fortpflanzungszeiten von Roth und Blau bis zur Erde nur um einen mäßigen Bruchtheil einer Secunde verschieden sein können. Da nun die Parallaxe des Sterns 0,1 Secunde wol nicht übersteigt, seine Entfernung also mindestens 2,000,000 Erdbahnhalbmesser beträgt, so könnte der fragliche Geschwindigkeitsunterschied nur einen kleinen Bruch vom hunderttausendsten Theile einer jeden betragen und würde durch kein Instrument meßbar sein, sodaß das Ergebniß der Beobachtungen von Young und Forbes hier wol anders zu deuten ist.

Classisch sind die Lichtgeschwindigkeitsmessungen von Newcomb, welchem der Congreß der Vereinigten Staaten von Nordamerika im April 1878 die Summe von 5000 Dollars zur Ausführung derselben bewilligte. Er bediente sich des Foucault'schen Verfahrens, bei welchem die Zeit, welche das Licht braucht, um die Entfernung von einem mit bekannter Geschwindigkeit rotirenden zu einem festen Spiegel und wieder zurück zu durchlaufen, durch den Winkel gemessen wird, um den sich der Spiegel in dieser Zeit gedreht hat. Dieser Winkel aber ist gleich dem halben Ablenkungswinkel des Strahles. Damit, was hierbei nothwendig ist, bei ruhendem Spiegel das Bild der Lichtquelle genau mit dieser selbst zusammenfällt, legt man den Krümmungsmittelpunkt des feststehenden Hohlspiegels in die Drehungsachse des rotirenden ebenen Spiegels. Das «Phototachometer» Newcomb's, das im Mai 1880 von Alvan Clark und Söhnen vollendet wurde, bestand aus vier Theilen: dem lichtsendenden und empfangenden Teleskop, dem rotirenden und dem festen Spiegel, und wurde in Fort Myer auf der Südseite des Potomac bei Washington aufgestellt. Durch Anwendung hellerer Lichtquellen hatte schon Michelson den Abstand der Spiegel bis auf 600 Met. getrieben und dadurch 200 mal so große Lichtablenkungen als Foucault erhalten. Newcomb ging noch weiter. Er brachte die Entfernung des festen Spiegels vom rotirenden auf 3721 Met. Der rotirende Spiegel war ein Stahlprisma mit vernickelten Spiegelflächen, das durch zwei Luftturbinen in entgegengesetzten Richtungen gedreht werden konnte. Da bei der enormen, bis zu 230 Umdrehungen in der Secunde steigenden Drehungsgeschwindigkeit die metallenen Räder des Zählwerkes bald zerstört wurden, benutzte man endlich ungegerbtes Leder. Die Experimente vom 4. Juli bis 5. Sept. 1882, bei denen alle Störungen im Apparat beseitigt und der wahrscheinliche Fehler auf kaum mehr als den zehntausendsten Theil des Resultats herabgemindert war, wurden vorzugsweise der Ermittelung des Endresultates zu Grunde gelegt. Die Gesammtablenkung betrug mit Hülfe der entgegengesetzten Drehungen des Spiegels fast 8°.

Die Ergebnisse der neuern amerikanischen Messungen der Lichtgeschwindigkeit, die wol an Genauigkeit die ältern bei weitem übertreffen, sind:

Michelson an der Naval Academy 1879	299,910 Kilom.
Michelson in Cleveland 1882 . . .	299,853 „
Newcomb in Washington 1882 mit Benutzung blos der von constanten Fehlern freien Bestimmungen	299,860 „
Newcomb aus allen Bestimmungen . .	299,810 „

Zur Vergleichung mögen folgende ältere Messungen dienen:

Foucault in Paris 1862	298,000 Kilom.
Cornu in Paris 1874	298,500 „
„ „ „ 1878	300,400 „
„ nach Listing's Discussion . . .	299,990 „
Young und Forbes 1880—1881 . .	301,382 „

Das schließlich von Newcomb angenommene Resultat ist:

299,860 ± 30 Kilom.

Mit Nyren's Werth für die Aberrationsconstante gibt dies die Sonnenparallaxe $= 8{,}^{794}$, entsprechend einer Entfernung der Sonne $= 149{,}^{61}$ Millionen Kilometer.

Schließlich sei in Anknüpfung an diese Lichtgeschwindigkeitsmessungen noch erwähnt, daß neuere Untersuchungen von Albert, A. Michelson und Eward W. Morley («Zeitschrift für Instrumentenkunde», März 1887, S. 77) den übrigens schon von Fizeau 1851 aufgestellten Satz bestätigt haben, daß der Lichtäther und damit auch die Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Lichts ganz unabhängig zu denken ist von der Bewegung der Materie, die er durchdringt.

Schon oben war von der Brechbarkeit des Lichts die Rede. Es ist dies diejenige Eigenschaft, vermöge welcher ein Lichtstrahl beim schiefen Eintritt in ein neues Mittel sich dem Lothe auf dem Einfallspunkte des Strahles in der Trennungsebene der Mittel entweder nähert oder sich von ihm entfernt. Im erstern Falle heißt das neue Mittel ein optisch dichteres, im andern ein optisch dünneres. Die Abhängigkeit der beiden mit dem Lothe vor und nach dem Einfall gebildeten Winkel wird durch das vom Holländer Snellius 1620 entdeckte, von Descartes 1637 veröffentlichte Brechungsgesetz ausgedrückt, nach welchem einfallender, gebrochener Strahl und Einfallsloth in einer Ebene liegen und die Sinus des Einfalls- und des Brechungswinkels bei zwei bestimmten Mitteln in constantem Verhältnisse stehen, dem Brechungsverhältnisse oder Brechungscoefficienten. Das Brechungsverhältniß, welches sich für einen Strahl bei seinem Uebergange aus dem leeren Raume in ein bestimmtes Mittel ergibt, heißt das absolute. Bezeichnet man den Einfallswinkel mit e, den Brechungswinkel mit b, das Brechungsverhältniß mit n, so formulirt sich das Gesetz:

$$\frac{\sin e}{\sin b} = n.$$

Ueberschreitet beim Gange des Strahls aus einem dichtern in ein dünneres Mittel $\sin e$ den Werth $\frac{1}{n}$, so kann keine Brechung mehr in das dünnere Mittel stattfinden; es tritt sogenannte totale Reflexion ein, in das dichtere Mittel zurück, und der Winkel e heißt für den Werth $\text{arc.}\left(\sin = \frac{1}{n}\right)$ der Grenzwinkel.

Die bei der Brechung eintretende Farbenzerstreuung oder Dispersion hat zuerst Newton gründlich untersucht und gezeigt, daß bei der Brechung in einem Prisma ein ungefärbter Lichtstrahl in eine Reihe verschieden stark brechbarer und verschieden gefärbter, das sogenannte «Spectrum» bildender Strahlen zerlegt wird, so zwar, daß der zuweinigst abgelenkte Theil des Strahls roth erscheint, der zumeist abgelenkte violett, während dazwischen von roth aus die Färbungen orange, gelb, grün, blau auftreten. Erklären konnte er die Erscheinung durch die Emissionstheorie nur auf sehr gezwungene Weise, indeß sie sich aus der Vibrationstheorie von selbst ergibt. Denn die thatsächliche Feststellung und mit Hülfe der Erscheinungen der Beugung des Lichts an Spalten und Gittern, der Newton'schen Ringe u. s. w. ausgeführte Messung ergibt, daß die uns subjectiv verschieden gefärbt erscheinenden Lichter verschieden langen Wellenbewegungen des angenommenen vibrirenden Mittels entsprechen, sodaß die für uns sichtbaren längsten, in der Luft etwa $0{,}^{0007}$ Millim. messenden Lichtwellen dem äußersten Roth des prismatischen Spectrums entsprechen, die kürzesten, etwa $0{,}^{0004}$ Millim. langen, dem äußersten Violett des andern Endes desselben. Dividirt man die Geschwindigkeit des Lichts durch die Wellenlängen, so erhält man die Schwingungszahlen der verschiedenen Farben, und es ergeben sich so für das äußerste Roth 462 und für das äußerste Violett 734 Billionen Schwingungen in einer Secunde.

Die Brechung beruht nun, wie schon bemerkt wurde, mit Zugrundelegung der Vibrationstheorie darauf, daß beim Uebergange in ein stärker brechendes Mittel die Lichtgeschwindigkeit verringert wird, was mit der Erfahrung stimmt. Nimmt man an, daß die Elasticität des Aethers im neuen Mittel dieselbe bleibe und nur dessen Dichtigkeit sich ändere, so wird die Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Lichts der Quadratwurzel aus der Dichte des Aethers in den verschiedenen Mitteln proportional, also in dem optisch dichteren Mittel kleiner sein als in dem optisch dünneren. Hieraus folgt namentlich auch, daß das Verhältniß der Sinus des Einfallswinkels und des Brechungswinkels ein constantes sei, das durch den Versuch bewahrheitete Snellius'sche Brechungsgesetz. Die Verringerung der Lichtgeschwindigkeit in den dichteren Mitteln kommt dadurch zu Stande, daß bei gleichbleibender Schwingungsdauer (von deren Verschiedenheit die specifische Verschiedenheit der Farbenempfindungen abhängt) die Wellenlänge verkürzt wird. Die Dispersion ist alsdann eine nothwendige Folge davon, daß die Wellen derjenigen Strahlen, welchen eine größere Schwingungsgeschwindigkeit zukommt, beim Eintritte in ein dichteres Mittel in einem stärkeren Verhältnisse verkürzt werden.

Wie zuerst der englische Physiker Wollaston bemerkte («Philos. Transact.», 1802), der deutsche Optiker Fraunhofer («Denkschr. d. Münch. Akad.», Bd. 5, 1814 u. 1815, im Auszuge in «Gilb. Ann.», Bd. 56, 1817) aber durch genauere, messende Beobachtungen feststellte, zeigt das prismatische Spectrum des weißen, ungefärbten Sonnenlichts eine Unstetigkeit in der Ab- oder Zunahme der Brechbarkeit in Gestalt von dunkeln unregelmäßig vertheilten Streifen, den sogenannten «Fraunhofer'schen Linien». Ihre Entdeckung war für die Entwickelung der Lehre vom Licht von großer Bedeutung. Zunächst boten sie scharfe Anhaltspunkte zur Bestimmung der Brechbarkeit des verschieden gefärbten Lichts. Fraunhofer hob unter den Streifen in den verschiedenen Farben die hervorstechendsten und am leichtesten auffindbaren heraus und bezeichnete sie vom rothen zum violetten Ende des Spectrums fortschreitend mit den Buchstaben A bis H. Durch Messungen fand er für die Wellenlänge des Lichts bei diesen dunkeln Linien die folgenden Werthe in Millimetern, nämlich bei:

B (roth) . .	$0{,}^{000687}$	F (blaugrün)	$0{,}^{000484}$
C (roth) . .	$0{,}^{000561}$	G (violett) .	$0{,}^{000431}$
D (goldgelb).	$0{,}^{000589}$	H (violett) .	$0{,}^{000396}$
E (grün) . .	$0{,}^{000527}$		

Glühende starre oder flüssige Körper liefern stets ein zusammenhängendes Spectrum ohne dunkle Linien, während das Spectrum des Lichtes, welches ein glühender luftartiger Körper aussendet, stets nur aus Strahlen von bestimmter Brechbarkeit, also aus vereinzelt auftretenden Lichtlinien oder Streifen besteht (Linien oder Bandenspectrum). Aus den Untersuchungen von Kirchhoff (1857) geht nun hervor, daß von dem Lichte eines glühenden starren oder flüssigen Körpers, welches durch glühenden Dampf oder glühendes Gas geht, in diesem alle die Farbestrahlen verschluckt werden, welche das Gas selbst aussendet, während alle andern frei durchgehen, sodaß in dem Spectrum dunkle Linien an den Stellen erscheinen, an welchen die Lichtlinien des Gases liegen. Kirchhoff erklärt hierdurch die dunkeln Linien im Spectrum der Sonne und der Fixsterne.

Der Vorgang, den man durch Annahme von Schwingungen eines «Aether» genannten Stoffes deutet, offenbart sich uns außer durch die als Licht bezeichnete Empfindungsqualität auch zugleich noch durch zwei andere damit parallel laufende Erscheinungsreihen, nämlich durch chemische und Wärmewirkungen. Während aber das Maximum der physiologischen Wirkung des Sonnenspectrums im Gelb und Grün liegt, findet man das Maximum der Wärmestrahlung im rothen und das Maximum der chemischen Wirkung im violetten Theile des Spectrums. Glas verschluckt aber sowol die Wärmestrahlung wie die chemische Strahlung zum großen Theil. Das Wärmespectrum erhält man in möglichster Ausdehnung und Reinheit (Nobili und Melloni 1831; Knoblauch 1845) durch Anwendung eines Steinsalzprismas; um ein Spectrum mit möglichst geringer Schwächung der chemischen Wirkung zu erhalten, wendet man ein Bergkrystallprisma an. Die noch über das violette Ende hinaus gebrochenen unsichtbaren, aber chemisch wirksamen Strahlen kann man durch das Photographiren des Spectrums nachweisen, noch einfacher aber durch ihre von Stokes 1852 (Poggend. «Ann.», Bd. 87; Ergänz.-Bd. 4, Bd. 89, 91 u. s. w.) entdeckte sogenannte Fluorescenz-Wirkung auf gewisse Körper, wie z. B. den Flußspat (Fluorcalcium), Lösungen von schwefelsaurem Chinin, Aesculin u. s. w. Diese Stoffe haben die Eigenschaft, die dem Auge zu schnell schwingenden ultravioletten Strahlen zu verlangsamen und dadurch zu versichtbaren, sodaß z. B. ein auf weißem, mit Chininlösung benetztem Papierschirme aufgefangenes Spectrum über das Violett hinaus um mehr als seine sonst sichtbare Länge in blaugrauer Farbe leuchtend verlängert erscheint. Natürlich läßt sich die Erwägung nicht von der Hand weisen, daß es wol noch schnellere Aetherschwingungen als die durch die Fluorescenz und chemischen Wirkungen nachgewiesenen geben mag, nur daß uns die Reactionen fehlen, um dieselben nachzuweisen.

Die auf der minder brechbaren Seite des Spectrums liegenden, als «infrarothe» bezeichneten Strahlen haben sich, abgesehen von einem dicht an das Roth grenzenden, bei Abblendung des sichtbaren Spectrums erscheinenden «Braun», bisher nur durch ihre Wärmewirkung nachweisen lassen. Am geeignetsten hierzu ist der Thermomultiplicator. Weit empfindlicher ist jedoch für diese Wärmestrahlung das von S. P. Langley, Professor an der Alleghany-Universität, construirte «Bolometer» («Nature», Bd. 25, S. 14). Die Idee, welche diesem Instrument zu Grunde liegt, stimmt mit der beim Siemens'schen «Widerstands-Pyrometer» benutzten überein; zur Messung der Wärmeänderung dient nämlich die Aenderung des Widerstandes, den ein Metall dem galvanischen Strome entgegenstellt, wenn seine Temperatur sich ändert (Gretschel's «Jahrbuch d. Erfindungen», Jahrg. IX, S. 108). Das Bolometer mißt noch Temperaturänderungen im Betrage von $^1/_{100000}$ Centesimalgrad und zeigt solche von $^1/_{1000000}$ Grad noch an.

Interessant sind die Ergebnisse einer im Observatorium zu Alleghany von Langley ausgerüsteten Expedition unter General Hagen zum Mount Whitney in Südcarolina («Annalen d. Physik u. Chemie», Neue Folge, Bd. 19, S. 226 u. 384) hinsichtlich der Wärmevertheilung im Spectrum, besonders von dem unabweisbaren Gesichtspunkte aus, daß jede Aetherwelle sowol Licht als auch Wärme und chemische Wirkung liefert, je nach der Natur des von ihr getroffenen Körpers. Wichtig sind daher auch für das Licht die Nachweise über die Vertheilung der Wärme im Spectrum. Langley zeigt, daß mit Hülfe des Bolometers sich noch Aetherschwingungen im infrarothen Theile des Sonnenspectrums nachweisen lassen, welche einer Wellenlänge von $0{,}^{0028}$ Millim. entsprechen, also dem vierfachen Betrage der äußersten sichtbaren rothen Wellen von etwa $0{,}^{0007}$ Millim. Längere Wellen werden wahrscheinlich von der Sonnenatmosphäre verschluckt. Noch viel längere Wellen fand Langley dagegen an der Stelle höchster Temperatur im elektrischen Lichtbogen in der Vertiefung der positiven Kohle. Durch diese Untersuchungen ist die Lücke zwischen den kürzesten Schallschwingungen und den längsten Aetherschwingungen außerordentlich vermindert worden; denn es konnten im mindest brechbaren, ultrarothen Theile des Kohlenlichtspectrums noch Strahlungen erkannt werden, deren Wellenlänge den Werth von $0{,}^{03}$ Millim. übersteigt («American Journal of Science», III, 36, p. 83). Das Energiemaximum für Wärme erscheint bei Langley in dem von ihm benutzten Diffractionsspectrum der Sonne nicht mehr, wie man früher annahm, im Ultraroth, sondern oberhalb des Roth in der Nähe des Gelb, sodaß also die Lage des Wärmemaximums nicht wesentlich von der des Lichtmaximums abzuweichen scheint. Durch die Inrechnungziehung der atmosphärischen Absorption ergibt sich aus Langley's in der Höhe von 13,000 Fuß auf Mount Whitney angestellten Versuchen sogar, daß das Wärmemaximum außerhalb der Atmosphäre in der Nähe von $0{,}^{000050}$ bis $0{,}^{000055}$ Millim. Wellenlänge, also mehr im Grün als im Gelb liegen muß, wodurch es fast vollständig mit dem jüngst ermittelten Maximum der physiologischen Lichtwirkung zusammenfallend erscheint. Weiter ergeben Langley's Arbeiten, daß

die Sonne für das Auge außerhalb der Atmosphäre eine entschiedene bläuliche Färbung besitzen muß. Das Verhältniß der leuchtenden zur dunkeln, ultrarothen Wärmeenergie ist an der Meeresfläche etwa auf zwei Fünftel des ganzen Betrags zu schätzen, während über der Atmosphäre der Betrag der leuchtenden bei weitem überwiegt.

Bei unsern Lichtwahrnehmungen ist übrigens wohl zu unterscheiden zwischen der Lichtstärke oder der Energie der Aetherbewegungen selbst und der Stärke unserer Lichtempfindung. Die Feststellung dieser letztern für die verschiedenen Theile des sichtbaren Spectrums ist Dr. Karl von Vierordt durch seine sinnreiche Methode der Lichtmessung gelungen (Vierordt, «Die Anwendung des Spectralapparates zur Messung und Vergleichung der Stärke des farbigen Lichts»). Er ließ durch ein seitliches Rohr am Spectralapparat einen Streifen weißes Licht mitten quer durch das Spectrum fallen und schwächte dies durch Rauchglasscheiben oder Verengerung des Spaltes so ab, daß das Weiß eben ununterscheidbar wird. Diese Abschwächung erfordert an den verschiedenen Stellen des Spectrums einen verschiedenen Betrag. Die Lichtstärke oder Energie der verschiedenen Stellen eines und desselben Spectrums verhält sich demnach bei gleicher Breite der Eintrittsspalte proportional der durch Rauchgläser abgeschwächten Lichtstärke der beweglichen Spalte, bei welcher das schwache Weiß der letzteren eben anfängt ununterscheidbar zu werden. Benutzt wurden zwei gleiche Petroleumflammen. Gemessen wurde also diejenige Lichtstärke des Normallichts, bei welcher das letztere vermischt mit dem zu messenden farbigen Lichte verschwindet. Es ergab sich so im Petroleumlicht die Energie im Roth an Stelle der Fraunhofer'schen Linie B = 0,022, Roth (C) = 0,128, Gelb (D) = 0,78, Gelb (D—E) = 1,00, Gelbgrün (E) = 0,37, Blaugrün (F) = 0,128, Blauviolett (G) = 0,008, Violett (H) = 0,0007. Interessant ist die von Vierordt nachgewiesene Verschiedenheit in den verschiedenen Lichtquellen, wie Gaslicht, elektrischem Licht u. s. w.

Eine natürlich hochbedeutsame Rolle spielt nun aber auch die verschiedene Empfindlichkeit unseres Auges für verschieden gefärbtes Licht bei durchgängig gleicher Energie dieses letztern, wie die Untersuchungen von Ebert beweisen («Annalen der Physik», 1888, Bd. 33, S. 136). Es ergibt sich aus denselben, daß beim normalen Auge die zur Auslösung einer Lichtempfindung nöthige Energie der erregenden Aetherbewegung am geringsten ist, wenn die Wellenlänge derselben die der grünen Strahlen ist (etwa = 0,00053 Millim.). Im Grünblau ist, die Energie im Grün gleich 1 gesetzt, eine 1,5 bis 2 mal so große Energiemenge nöthig, im Blau die drei- bis vierfache. Im Gelb betrug sie etwa das 15- bis 17fache und im Roth gar das 25- bis 34fache der für das Grün nöthigen Energiemenge. Wenn man also das Auftauchen der Lichtempfindung in den verschiedenen Spectralbezirken bei allmählich zunehmender Gesammtstärke des zerlegten Lichts verfolgt, so hat man zwei getrennte Erscheinungen vor sich, die sich für unsere Empfindung übereinanderlagern: einmal die mehr oder weniger stabile Empfindlichkeit des Auges für die verschiedenen Wellenlängen und zweitens die Vertheilung der Energie auf die verschiedenen Theile des Spectrums. Aus der Reihenfolge, in welcher die Lichtempfindungen in den verschiedenen Spectralregionen über die Schwelle des Bewußtseins treten, kann also noch nicht auf die objective Vertheilung der Energie geschlossen werden.

In der Nähe der Wahrnehmungsschwelle ändern sich übrigens auch wie H. F. Weber («Entwickelung der Lichtemission glühender fester Körper»,«Sitzungsberichte d. Berl. Akad. d. Wiss.», 1887, S. 491) nachgewiesen hat, die Empfindungsqualität, indem bei beginnender Erhitzung die Glut eines festen Körpers nicht mit Dunkelroth beginnt, wie man früher annahm, sondern mit Gelbgrün; dieses Gelbgrün erscheint aber bei seinem allerersten Auftreten nicht als ein sehr schwaches Gelbgrün, sondern als ein Nebel- oder Gespenstergrau von genau derselben Brechbarkeit. Es erregt also hier dieselbe Wellenlänge eine andere Empfindungsqualität bei geringerer als bei stärkerer Intensität.

Die Theorie der Licht- und Farbenempfindungen ist zur Darstellung der objectiven Bedingungen der Farbenmischung wie der subjectiven Verwandtschaft der einzelnen Lichtqualitäten von der Construction einer sogenannten Farbentafel ausgegangen. Die Young-Helmholtz'sche Theorie geht mit der Annahme von drei Grundfarben vom Farbendreieck aus, die Hering'sche mit vier Grundfarben vom Farbenviereck. Das Correspondenzprincip der ersteren formulirt sich so, daß allen Farbenmischungen, welche gleiche subjective Empfindungen hervorbringen, auch objectiv gleiche Netzhautprocesse entsprechen, während das der Vierfarbentheorie sich wesentlich von ihm dadurch unterscheidet, daß es sich nicht blos auf die subjectiven Effecte der Farbenmischungen, sondern auf den subjectiven Eindruck der Lichtqualität überhaupt bezieht, daher auch nicht die subjective Gleichheit verschiedener objectiver Einwirkungen, sondern ganz allgemein die subjective Verschiedenheit der Empfindungen ohne Rücksicht auf die Gleichheit und Verschiedenheit der physikalischen Reize zum Maßstabe der Beurtheilung der unbekannten Netzhautprocesse nimmt.

Die neuesten Versuche an Farbenblinden lassen sich mit keiner von beiden Theorien vollständig erklären. Es müßten nach ihnen alle Lichteindrücke von dem zu jeglicher Farbenunterscheidung untauglichen Sehapparate immerhin als bestimmte Farbe empfunden werden, während sie thatsächlich farblos, nämlich weiß oder grau erscheinen. Die jüngst von Wundt («Philos. Studien», 1888, Bd. 4, S. 311) auf Grund der von ihm angestellten Versuche aufgestellte, sogenannte «Stufentheorie» stellt nun die Correspondenz physikalischer Grundfarben und physiologischer Grundprocesse der Empfindung überhaupt in Abrede. Nach ihm bildet die Farbenerregung einen Kreisproceß, insofern die Wirkungen der kürzesten denjenigen der längsten Wellenlängen wieder ähnlich werden, und innerhalb des Kreisprocesses der Farbenerregung bilden zwei maximal voneinander verschiedene Erregungsvorgänge compensatorische Reizungen. Die Farbenerregung

ist dadurch als periodische Function der Wellenlänge charakterisirt. Die Grundzüge der Wundt'schen Theorie sind folgende: 1) Auch ohne jede äußere Lichtreizung ist die Netzhaut in dem Zustande einer innern Dauererregung, die sie als Schwarz empfindet und die jeder Empfindung beigemischt bleibt. 2) Durch jeden äußern Reiz werden zwei Vorgänge ausgelöst, eine chromatische und eine achromatische Reizung. Beide bestehen bei einfarbigem Lichte nebeneinander. Doch wächst die achromatische bei schwächeren Reizen stärker, bei mittleren wird sie von der chromatischen überflügelt, während bei den stärksten Reizen wieder die achromatische überwiegt. 3) Die achromatische Erregung besteht in einem gleichförmigen photochemischen Vorgange, dessen Stärke theils von der Lichtstärke, theils von der Wellenlänge abhängt, indem sie im Gelb ein Maximum erreicht. 4) Die chromatische Erregung besteht in einem polyformen photochemischen Vorgange, der mit der Wellenlänge nicht stetig, aber in unmerklichen Abstufungen veränderlich ist. 5) Jeder photochemische Vorgang überdauert eine gewisse Zeit die Reizung und erschöpft die Erregbarkeit der Sinnessubstanz für den stattgefundenen Reiz. 6) Der simultane Contrast ist, sofern durch die Bedingungen der Beobachtungen gleichzeitige Nachbildererscheinungen ausgeschieden werden, kein aus der Erregung der peripherischen Sinnessubstanz entspringendes, sondern ein centrales Phänomen. Diese Wundt'sche Theorie scheint die Thatsache der Licht- und Farbenempfindung in vorwurfsfreier Weise zu erklären und zu umfassen. *(H. A. Weiske.)*

LICHTE, Fabrikort im Landrathsamt Königsee des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt mit (1880) 1220 Einwohnern, bekannt durch seine Porzellanfabrikation in Nippsachen und Spielzeug nebst feiner Porzellanmalerei; hier wird von der schwarzburgischen und meiningischen Regierung gemeinschaftlich eine Kunstschule unterhalten. Nach Norden zieht sich 13 Kilom. lang der romantische und industrielle Lichtegrund hin; darin Geiersthal (400 Einwohner) mit Porzellanfabrik, Porzellanmalerei, Glashütte und Tuschfarbenfabrik, Meura (786 Einwohner) mit Marmor- und Schieferbrüchen; in der Nähe der Meurastein, eine der gewaltigsten Felspartien der thüringer Grauwacke. *(A. Schroot.)*

LICHTENAU, Stadt in der preußischen Provinz Hessen-Nassau, Regierungsbezirk Kassel, Kreis Witzenhausen, an der Losse und an der Linie Kassel-Waldkappel der Preußischen Staatseisenbahn, Sitz eines Amtsgerichts, mit (1885) 1342 Einwohnern, Cement- und Cigarrenfabriken. *(W. Cramer.)*

LICHTENAU, Stadt im badischen Kreis Offenburg, Bezirksamt Kehl, an der Acher und an der Rheinstraße von Karlsruhe nach Kehl gelegen, mit (1885) 1207 Einwohnern, welche Feld- und Wiesenbau, namentlich Hanf- und Tabacksbau betreiben.

Lichtenau war früher Hauptort der Grafschaft Hanau-Lichtenberg ($2^3/_4$ □Meilen mit 16,000 Einwohnern), welche im J. 1803 an Baden fiel. Im J. 1296 erbaute Konrad III. von Lichtenberg, Bischof von Straßburg, hier ein Schloß aus den Steinen der von ihm zerstörten Burg Krap im Elsaß und gab den um das Schloß angesiedelten Dörfern Stadtrechte. Von Schloß und Mauern sind heute kaum noch Spuren vorhanden, und die Festungsgräben wurden in Gärten umgewandelt. Mehrere Grafen von Lichtenberg wohnten in der neuen Stadt. Graf Philipp IV. führte daselbst die Reformation ein (1543). Der erste lutherische Geistliche, der noch 1565 in Lichtenau wirkte, hieß Thomas Matthesius. Im Dreißigjährigen Kriege hatte die Stadt viel zu leiden und wurde bald von den Franzosen besetzt, bald von den Kaiserlichen, den Bayern und den Schweden genommen und geplündert. Im J. 1689 verbrannte der französische General Mélac die Stadt, und der Rest der Festungswerke wurde im Spanischen Erbfolgekrieg von den Franzosen zerstört. Nach dem Friedensschluß wurde die Kirche wiederhergestellt, die Stadtthore erstanden von neuem, aber die Thürme des Schlosses und die Stadtmauern wurden auf den Abbruch versteigert. Im J. 1805 wurden auch die Stadtthore niedergelegt. Die verschiedenen Privilegien und Stadtrechte sind längst erloschen. *(W. Höchstetter.)*

LICHTENAU (Wilhelmine, Gräfin von), die bekannte Favorite König Friedrich Wilhelm's II. von Preußen, wurde am 29. Dec. 1754 zu Potsdam geboren. Ihr Vater, Elias Enke, gebürtig aus Hildburghausen, war Kammermusikus in der Kapelle Friedrich's des Großen, wie aus «Wöchentliche Nachrichten, die Musik betreffend» (Erstes Vierteljahr, Leipzig 1766) hervorgeht, wo die Mitglieder der Kapelle aufgezählt sind. Wenngleich das Gehalt des Vaters nicht eben groß, so war es doch ausreichend für die Bedürfnisse der Familie, und bei sonstigen Einschränkungen vermochten die Aeltern etwas auf die Erziehung und Ausbildung ihrer Kinder zu verwenden. Die ältere Tochter, in einer bezüglichen Vorschule vorbereitet, ward als Figurantin bei der Italienischen Oper am berliner Theater untergebracht. Sie erwarb sich bald die Gunst vornehmer und reicher Verehrer, und richtete mit deren Unterstützung ein eigenes Hauswesen ein. Ihre jüngere Schwester, Wilhelmine, besuchte schon in ihrer Kindheit die Französische Schule, wo sie außer in der französischen Sprache neben den gewöhnlichen Unterrichtsgegenständen auch in allen weiblichen Arbeiten und von dem berühmten Gobert im Tanzen unterrichtet wurde. Nach der Entlassung aus der Schule ward sie in das Hauswesen ihrer ältern Schwester aufgenommen, und hier war es, wo sie der damalige Prinz von Preußen, nachmalige König Friedrich Wilhelm II., in ihrem 13. Jahre kennen lernte. Er interessirte sich lebhaft für das anmuthige, aufblühende Mädchen und beschloß, ihre Erziehung aufs feinste ausbilden zu lassen. Er brachte sie nach Potsdam in das Haus eines seiner Getreuen, übergab sie einer besondern Gouvernante, einer Madame Girard von der Französischen Colonie, und geschickten Lehrern, kam aber fast täglich auch selbst, um durch persönlichen Unterricht auf ihre feinere Geistesausbildung einzuwirken. Bis zu diesem Zeitpunkte fand kein Liebesverhältniß zwischen dem Prinzen und Wilhelmine statt. Sie liebte und verehrte in ihm den Lehrer, er hingegen in ihr seine auf-

merksame, leichtfassende, in seine Ideen eingehende Schülerin. Um diese Zeit kehrte die ältere Schwester, die mit einem ihrer Verehrer geflüchtet war, mit dem Titel einer russischen Gräfin (Matuschka) geschmückt, von ihren Reisen zurück. Friedrich der Große hatte mit Verdruß Verschiedenes über die Verhältnisse seines Neffen erfahren; es kam zu einer Erklärung, die den Prinzen bewog, Anstalten zur einstweiligen Entfernung seiner Geliebten zu treffen. Dieselbe fand auch alsbald Gelegenheit, mit ihrer gräflichen Schwester ihren Aufenthalt für einige Zeit in Paris zu nehmen. Nach ihrer Rückkehr entschied sich der Prinz ganz für sie und das erklärteste Verhältniß trat zwischen beiden ein. Nachdem Wilhelmine Enke dem Prinzen fünf Kinder, die Grafen und Gräfinnen von der Mark, geboren, wurde sie in der Form mit einem Kammerdiener, Namens Rietz oder Ritz, vermählt, den Friedrich Wilhelm II. nach seiner Thronbesteigung (1786) zum Geheimkämmerer ernannte. Obwol die Rietz in der Gunst des Königs von andern Damen zeitweilig verdrängt wurde, gelang es ihr doch, dessen Freundschaft und Neigung sich zu erhalten. Sie begleitete den König auf dem unglücklichen Zug nach Frankreich und machte späterhin eine interessante Reise nach Italien, wo sie viele treffliche Schätze für ihren königlichen Geliebten sammelte. Während des Zugs nach der Champagne hielt sie förmlichen Hof zu Aachen und Spaa. Während dieser Reise ward ihre Ehescheidung von Herrn Rietz gerichtlich vollzogen. Der König ernannte sie zur Gräfin von Lichtenau und in dieser Qualität wurde sie nun bei Hofe eingeführt. Auch schenkte ihr der König 500,000 Thaler, sowie mehrere Güter. Sie spielte ihre glänzende Rolle fort bis zum Tode des Königs und behauptete sich bis zum letzten Moment in seiner Gunst, die sie übrigens niemals in der Weise, wie sie vielfach verleumderisch beschuldigt ward, misbrauchte. Nach des Königs Tode (1797) traten indeß so viele Beschuldigungen gegen sie auf, daß Friedrich Wilhelm III. die Untersuchung derselben für eine Forderung der Gerechtigkeit erachtete, zwar mit aller Humanität und Schonung für das Andenken des verewigten Monarchen gegen die Lichtenau verfuhr, sie aber sofort verhaften, ihre Papiere durch den Auditeur Pitschel und den Major von Bützow in Beschlag nehmen und einen Proceß gegen sie einleiten ließ. Der Proceß ergab nichts besonders Belastendes, dennoch wurde sie in Glogau internirt und erhielt ihre Freiheit erst nach drei Jahren wieder gegen eine unbedingte Verzichtleistung auf ihr gesammtes Vermögen, wogegen ihr eine jährliche Pension von 4000 Thalern bewilligt wurde. Die Ehe, die sie 1802 mit dem bekannten Theaterunternehmer Franz Ignaz von Holbein einging, wurde 1806 wieder getrennt. Im J. 1811 erhielt sie durch Napoleon's I. Verwendung einen Theil ihrer Güter zurück, verlor aber die Pension. Sie starb zu Berlin am 9. Juni 1820.

Vgl. F. v. Cölln, «Vertraute Briefe über die innern Verhältnisse am preußischen Hof seit dem Tod Friedrich's II.» (5 Bde., Amsterdam und Köln 1807—9); «Apologie der Gräfin Lichtenau gegen die Beschuldigungen mehrerer Schriftsteller. Von ihr selbst entworfen. Nebst einer Auswahl von Briefen an sie» (2 Bde., Leipzig und Gera 1808). *(W. Cramer.)*

Lichtenau (Konrad von), deutscher Chronist, s. Konrad von Lichtenau.

LICHTENBERG, ehemaliges deutsches Fürstenthum auf dem linken Rheinufer an der Nahe und Blies, jetzt den Kreis Sanct-Wendel des preußischen Regierungsbezirks Trier bildend. Es trug ehedem den Namen Herrschaft Baumholder, war zusammengesetzt aus Theilen des ehemaligen Kurfürstenthums Trier, des Herzogthums Pfalz-Zweibrücken und der Grafschaft Salm und gemäß der Bestimmung des Wiener Congresses 1815 von Preußen an den Herzog Ernst von Coburg für seine 1813 geleisteten Dienste abgetreten. Von diesem 1819 zum Fürstenthum erhoben und nach dem alten pfälzischen Residenzschlosse Lichtenberg benannt, wurde es im J. 1834 gegen eine Entschädigung von 2 Millionen Thalern an Preußen zurückgegeben. Das Ländchen hat einen Flächeninhalt von 537,24 □Kilom. (9,76 □Meil.) mit 45,670 Einwohnern (1880), ist durchweg gebirgig (höchster Punkt der 578 Met. hohe Weiselberg) und von Nebenflüßchen der Nahe und des Glan, sowie von der Blies bewässert. Der südliche Theil wird von der Nahe-Bahn durchschnitten. *(A. Schroot.)*

LICHTENBERG, Dorf und Burgruine im deutschen Bezirk Unterelsaß, Kreis Zabern mit (1885) 1053 meist katholischen Einwohnern. — Das Dynastengeschlecht der Grafen von Lichtenberg, eines der länderreichsten und bedeutendsten des Elsaß, erscheint — wenn wir von den Legenden der Turnierbücher absehen — in der Geschichte am Ende des 12. Jahrh. Im J. 1197 ist ein Albert von Lichtenberg in einer Verschreibung für die Abtei Selz als Zeuge genannt. Das Wappen der Lichtenberg bestand in einem schwarzen aufsteigenden Löwen in einem silbernen rotheingefaßten Felde; die Helmzier war ein weißer Schwanenhals. Im J. 1249 ist die Familie schon im erblichen Besitz der kaiserlichen Schutzvogtei über die Stadt Straßburg. Von 1252 ab scheidet sich die Familie in zwei Linien, in die ältere oder Heinrich'sche Linie 1252—1390 und in die jüngere oder Ludwig'sche Linie 1252—1480, von denen die eine in Buchsweiler, die andere in Lichtenberg ihren Sitz hat. Ein hervorragendes Glied der Familie im 13. Jahrh. war Konrad von Lichtenberg, der 1273 den bischöflichen Stuhl von Straßburg bestieg; unter seiner Herrschaft wurde die Domfaçade Erwin's gebaut. Am 2. Febr. 1276 legte er den Grundstein; auch die Stiftskirche von Haslach entstand auf seine Anregung. Das 1260 von dem metzer Bischof zerstörte Schloß Lichtenberg erbaute er wieder 1286. Nach seinem Tode wurde sein Bruder Friedrich (1299) sein Nachfolger auf dem Bischofsstuhl. Zum dritten mal war ein Lichtenberg, Namens Johann, Bischof von Straßburg 1353. Er brachte für längere Zeit an die Kirche von Straßburg die Landgrafschaft des Unterelsaß. Im J. 1462 brach in der Familie ein heftiger Zwist aus, der unter dem Namen «Buchsweiler Weiberkrieg» bekannt geworden ist und die bildenden Künstler wie die Volksliederdichter beschäftigt hat. Graf Jakob

mit dem Bart in Buchsweiler hatte eine Beischläferin, Barbara, aus dem badischen Ort Ottenheim, genannt «die schöne Bärbel». Die Unterthanen murrten über deren Anforderungen, empörten sich und Graf Ludwig von Lichtenberg belagerte Buchsweiler und zwang Jakob zur Erfüllung seines Willens, der auf die Entfernung Bärbel's und die Nachfolge Jakob's in allen Gütern und Rechten ging. Der Mannsstamm der Lichtenberg erlosch mit dem genannten Grafen Jakob 1480. — Die Herrschaft Lichtenberg ging nun auf die Töchter des Ludwig und deren Gemahle, die Grafen Wecker von Zweibrücken und Philipp von Hanau über; daher heißt das Geschlecht nunmehr Hanau-Lichtenberg. Das Gebiet der Grafschaft Lichtenberg, den Nordosten des Unterelsaß von dem Oberlauf der Sauer bis zur Zorn und einen Theil des dermaligen badischen Landes gegenüber von Straßburg umfassend, erhielt im Volksmunde den heutzutage noch gebräuchlichen Namen «Hanauer Ländel». Philipp IV. von Hanau ließ die Burg durch den straßburger Festungsbaumeister Daniel Specklin um 1570 wiederherstellen und später befestigen (siehe dessen «Architektur von Festungen»). Im J. 1677 wurde in den Kriegen Ludwig's XIV. gegen das Reich die Burg von dem französischen Marschall Crequi belagert und eingenommen. Da im Nimweger Frieden (1679) die elsässischen Herrschaften mit Ausnahme von Straßburg unter der Oberherrschaft von Frankreich blieben, so ertheilte Ludwig XIV. 1680 den Befehl, das Schloß wieder aufzubauen. Am Fuße des Berges sollte durch katholische Colonisten ein Städtchen angelegt werden. Der letzte Graf von Hanau-Lichtenberg starb 1736 und vererbte die Herrschaft an seinen Schwiegersohn, den Erbprinzen von Hessen-Darmstadt, im Besitz welcher Familie dieselbe bis 1789, beziehungsweise 1802 verblieb. Die Burg, die im Vertheidigungszustand belassen und meist mit einer kleinen französischen Garnison besetzt war, wurde 1870 nach der Schlacht von Wörth von einer württembergischen Abtheilung am 9. Aug. 1870 beschossen und genommen. Sie ist seitdem Ruine. Eine Abbildung der Burg nach der Wiederherstellung durch Specklin findet sich bei Lehr, «L'Alsace Noble», I, 58.

Literatur: Schöpflin, «Als. ill. et dipl.»; Herzog, «Edelsaßer Chronik» (1592), Abth. V; L. Spach, «Le comté de Hanau-Lichtenberg» (1859); J. G. Lehmann, «Urkundliche Geschichte der Grafschaft Hanau-Lichtenberg» Mannheim 1862; F. X. Kraus, «Kunst und Alterthum im Unter-Elsaß», I (Artikel Lichtenberg); J. Rathgeber, «Die Grafschaft Hanau-Lichtenberg» (1876); L. Spach, «Wie Schloß Lichtenberg zur Ruine wurde» (1887). *(A. Schricker.)*

LICHTENBERG (Georg Christoph), bedeutender Physiker und einer der hervorragendsten deutschen Humoristen, ward am 1. Juli 1742 im hessischen Dorfe Oberramstadt als achtzehntes Kind des dortigen Pastors geboren. Im J. 1745 siedelte die Familie nach Darmstadt über, wo der Vater dann als Generalsuperintendent starb. Der Mutter, die erst um 1770 starb, brachte Lichtenberg sein ganzes Leben lang eine «an Anbetung grenzende Verehrung» entgegen. Im achten Jahre that der Knabe durch Schuld der Wärterin einen unglücklichen Fall, infolge dessen er buckelig wurde. Kein Zweifel, daß seine Geistesentwickelung durch diese körperliche Verunstaltung stark bestimmt wurde; daß aber trotzdem seine Satire, wenige Fälle abgerechnet, frei von verletzender Bitterkeit blieb, zeugt von der Trefflichkeit seines Charakters. Schon am darmstädter Gymnasium zeigte er besondere Begabung für Mathematik; seine Abgangsrede (1763) behandelte in deutschen Versen das Thema «von wahrer Philosophie und philosophischer Schwärmerei». Während seiner Studienzeit in Göttingen mußte er des Erwerbes halber Correcturen für Buchdrucker übernehmen, machte Verse auf die Prorectorwahlen und ertheilte mathematischen Unterricht. Der Versuchung, als Recensent aufzutreten, widerstand er; 1776 hatte er erst zwei Recensionen geschrieben, solchen Absichen hegte er gegen diese Beschäftigung; später jedoch lieferte er mehrfach Besprechungen wissenschaftlicher Werke für die «Allgemeine deutsche Bibliothek». Von seinen Lehrern übte Kästner, mit dem ihn bald innige dauernde Freundschaft verband, den größten Einfluß aus; der Epigrammatiker auf den Humoristen. Lichtenberg's «Bemerkungen über das lissaboner Erdbeben» veröffentlichte Kästner 1767 in den «Göttingischen gelehrten Anzeigen». Nachdem der junge Gelehrte einen Ruf nach Gießen abgelehnt hatte, wurde er bereits 1769 in Göttingen zum außerordentlichen Professor ernannt. Im April 1770 ging er das erste mal nach London, wo er dem König vorgestellt und mehrfach ausgezeichnet wurde. Im J. 1772 und 1773 stellte er auf Befehl des Königs in Hannover astronomische Berechnungen der Längen- und Breitengrade an. Diese Beschäftigung ließ ihn längere Zeit zu Hannover, Stade und Osnabrück verweilen. Ende August 1774 trat er seine zweite Reise nach England an und kehrte erst im December 1775 wieder nach Göttingen zurück. Nur den kleinern Theil dieser Zeit verlebte er in London, den größern theils in Kew, theils auf dem Landgute Wrest. Die «Briefe aus England», welche 1776 und 1778 in Boie's «Deutschem Museum» erschienen, sind neben den «Reisebriefen» von H. P. Sturz das Bestgeschriebene, was die deutsche Prosa damals in dieser Gattung aufzuweisen hatte. Besonders die Schilderung von Garrick's Spiel erregte wohlverdiente Bewunderung. Lichtenberg war nicht nur ein leidenschaftlicher Verehrer, sondern auch genauer Kenner des englischen Lebens auf allen Gebieten. Swift war sein großes Vorbild. Nach seiner Rückkehr wurde er ordentlicher Professor, 1788 königlich großbritannischer Hofrath. Noch in den siebziger Jahren schloß er seine Verbindung mit Margarethe Keller, der er aber in ähnlicher Weise wie Goethe erst später, 1789, die kirchliche Weihe geben ließ. Sein häusliches Leben war ein durchaus glückliches; seine Söhne gelangten alle später in angesehene Stellungen. Zwar klagt er in seinen Briefen öfters, daß er entsetzlich viel thun müsse, um Frau und Kindern Brot zu verschaffen; die Ausgabe Hogarth's erklärt er öfters nur des Gewinnes halber unternommen zu haben, doch war seine Lage im ganzen keineswegs ungünstig. Seine physikalischen Sammlungen

konnte er gegen eine Leibrente der Universität verkaufen, als Lehrer erfreute er sich großer Beliebtheit. Seine physikalischen Kenntnisse wurden in Deutschland und England ungemein geschätzt, ja wol überschätzt. Die nach ihm genannten Lichtenberg'schen Figuren erhalten seinen Namen in der Physik lebendig. Eine eigentliche Förderung hat ihm seine Wissenschaft aber nicht zu verdanken; er war ein tüchtiger Gelehrter und Universitätslehrer, der das Wissen seiner Zeit auf seinem Gebiete völlig beherrschte. Besondern Ruhm erwarb er sich durch die Ausgabe der «Opera Tobiae Mayeri» (Göttingen 1774). Seine Ausgabe von Erleben's «Anfangsgründen der Naturlehre» war durch Zusätze zu einem weit verbreiteten Handbuche geworden (6. Aufl., Göttingen 1794). Die meisten seiner physikalischen und mathematischen Arbeiten wurden in den letzten Bänden seiner «Vermischten Schriften» gesammelt. Nicht der Gelehrte, sondern der humoristische Schriftsteller wurde vermißt, als Lichtenberg nach längerem Leiden am 24. Februar 1799 zu Göttingen starb.

Lichtenberg brachte seinen mathematisch geschulten Verstand der Tagesliteratur entgegen. Von höherem philosophischen Standpunkte aus beurtheilte er die unreifen Erscheinungen der deutschen Literatur, die ihm neben der englischen recht kümmerlich erschien (M. Koch, «Ueber die Beziehungen der englischen Literatur zur deutschen im 18. Jahrh.», Leipzig 1883). Mit Goethe correspondirte er über naturwissenschaftliche Fragen; für die Kant'sche Philosophie zeigte er verständnißvolle Theilnahme, wenn ihm auch die Kantianer zuwider waren. Er ist einer der ersten in Deutschland, welche Spinoza zu würdigen wußten. Da er alle Wissenschaft bezweifelte, soweit sie nicht mathematisch beweisbar, so sagte ihm gerade Spinoza's Philosophie am besten zu. Obwol in seiner Jugend ein begeisterter Leser Young's, war er ein abgesagter Feind von Klopstock's Poesie und bekämpfte Barden- und Geniewesen. Dagegen fand der vom Professorenhochmuth verfolgte Bürger an Lichtenberg einen treuen Freund. Er stand auf dem Boden des Christenthums, aber an die Perrücken der Geistlichen wollte er die Fackel der Wahrheit halten. Lavater, der bei späterer persönlicher Bekanntschaft sich gut mit ihm verständigte, war ihm als Schwärmer verdächtig. Er schrieb 1773 den «Timorus» gegen dessen Judenbekehrung und 1778 «Ueber die Physiognomik wider die Physiognomen». Gegen Voß' orthographische Grillen veröffentlichte er 1781 die von der Sammlung seiner Werke ausgeschlossene Streitschrift «Ueber die Pronunciation der Schöpse des alten Griechenlands verglichen mit der Pronunciation ihrer neuen Brüder an der Elbe». Der große satirische Roman, mit dessen Plan er sich von 1785 an Jahre lang beschäftigte, kam nicht zu Stande. In unbedeutenden kleinen Arbeiten vergeudete er ein Talent, das in den deutschen Verhältnissen sich nicht naturgemäß entfalten konnte. Im J. 1794—99 ließ er bei seinem Freunde, dem göttinger Buchhändler Dietrich, die «Ausführliche Erklärung der Hogarth'schen Kupferstiche» erscheinen; E. Riepenhausen verfertigte die Kupferstiche. Diese fünf Lieferungen, zu denen nach Lichtenberg's Tode noch fünf weitere (1800—1807) von andern Verfassern hinzukamen, können als sein Hauptwerk bezeichnet werden. Im J. 1778 hatte er für Dietrich die Redaction des «Göttingischen Taschenkalenders» übernommen; in ihm sind die meisten seiner kleinern Arbeiten erschienen. Im J. 1780 gründete er mit Georg Forster das «Göttingische Magazin der Literatur und Wissenschaft», das indessen nur drei Jahrgänge erlebte. Eine Sammlung seiner «Vermischten Schriften» erschien zuerst Göttingen 1800—1805 in 9 Bänden, dann vollständiger 1844—46 in 8 Bänden; hier bildet der Briefwechsel den Inhalt der beiden letzten Bände; Ergänzungen hierzu lieferte E. Grisebach in den «Gesammelten Studien» (4. Aufl., Leipzig 1886); Auswahl und Biographie von Bobertag im 141. Bande von Kürschner's «Deutscher National-Literatur» (Stuttgart 1886). Goethe meinte, Lichtenberg's Schriften seien die wunderbarste Wünschelruthe: «wo er einen Spaß macht, liegt ein Problem verborgen»; ihr Reichthum sei zu bewundern: «eine ganze Welt von Wissen und Verhältnissen stand ihm zu Gebote, um sie wie Karten zu mischen und nach Belieben schalkhaft auszuspielen». Platen urtheilte 1816 von Lichtenberg's Schriften: «Ein vorurtheilsfreier Verstand, Witz, Laune, Satire ohne Gift, der feinste Beobachtungsgeist und ein leichter, durchaus angenehmer Stil geben diesen Büchern einen hohen Werth. Alles wird anziehend unter Lichtenberg's Feder.» Mit Vorliebe und Ausführlichkeit hat Gervinus im 5. Bande der «Geschichte der deutschen Dichtung» über Lichtenberg gehandelt. In der Göttinger Societät der Wissenschaften hielt Kästner 1799 Lichtenberg's Elogium; weitere Literatur bei Jördens III, 363; vgl. noch H. Döring in den «Lebensumrissen» (Quedlinburg 1840) und E. Grisebach, «Gedanken und Maximen aus Lichtenberg's Schriften», mit Biographie (Leipzig 1871). Autobiographische Bruchstücke bilden die «Nachrichten und Bemerkungen des Verfassers von und über sich selbst» im 1. und 2. Bande der «Vermischten Schriften». Ein Bild Lichtenberg's ist beiden Ausgaben der Schriften beigegeben. Eine Parallele zwischen Lichtenberg und Swift zog Richard M. Meyer in seiner Schrift «Jonathan Swift und G. Chr. Lichtenberg. Zwei Satiriker des 18. Jahrh.» (Berlin 1886). Eine größere Biographie Lichtenberg's bereitet J. Wackernell in Innsbruck vor.

(Max Koch.)

LICHTENFELS, Stadt im bairischen Regierungsbezirk Oberfranken, am linken Ufer des Mains und an der Ausmündung der Werrabahn an die Linie München-Hof der Bairischen Staatsbahn, mit Schloß, zwei Kirchen, Sitz eines Bezirksamtes und eines Amtsgerichts, hat (1885) 2700 Einwohner. Die Stadt gehörte im 12. Jahrh. den Grafen von Beichlingen, dann dem Grafen Reginboto von Giech, dessen einzige Tochter Kunizza (Kunigunde) ihr väterliches Erbe ihrem Gatten, dem Grafen Poppo von Andechs und Plassenburg, zubrachte. Von demselben geschieden, übergab sie, als sie sich in ein Kloster zurückzog, obgleich sie von dem Grafen Poppo einen Sohn hatte, ihre Schlösser Lichtenfels und Giech mit den dazu

gehörigen Ministerialen und Hintersassen, Dörfern und liegenden Gründen 1142 dem Hochstift Bamberg als Mensalgüter für den Bischof. Darüber erhob sich zwischen dem Grafen Poppo und dem Bischofe Egilbert eine heftige Fehde, welche 1143 dahin entschieden wurde, daß Poppo Lichtenfels und die Giechburg, in deren Besitz er sich gesetzt hatte, dem Hochstifte neuerdings auftragen, hiervon das alte Haus vor der Giechburg und das halbe Schloß von Lichtenfels an das Hochstift überlassen mußte. Das Uebrige wurde ihm und seinem Sohne Heinrich und seinem Bruder Berthold auf lebenslänglich zum Nießbrauch überwiesen, unter der Bestimmung, daß nach ihrem Tode alles an das Hochstift eigenthümlich zurückfallen solle. Als Kaiser Friedrich I. 1160 verbot, daß die Schlösser des Hochstifts Bamberg in einen Lehensverband gebracht würden, bestimmte er wegen Lichtenfels und der Giechburg, daß mit dem Grafen Berthold und einem ihn etwa überlebenden Sohne der Vertrag, ohne Gestattung einer weiteren Nachfolge, unfehlbar sich endigen müsse. Allein beide Schlösser kamen, so lange die Andechser lebten, nicht mehr aus ihrem Besitze, und erst nach ihrem Aussterben (1248) änderte der darauf ausbrechende verderbliche Krieg die Sache. Otto, Herzog von Meran, erhob Lichtenfels zu einem Markte und befestigte den Ort. Als die Meraner (Andechser) ausgestorben waren, zog 1249 das Hochstift Bamberg Lichtenfels als heimgefallenes Lehen ein.

Das Amtsgericht Lichtenfels wurde 1804 aus den Aemtern Lichtenfels, Langheim, Staffelstein, Theilen des Spitalamtes und der Aemter Weißmain und Scheßlitz formirt. Infolge des Gesetzes vom 4. Juni 1848 kamen dann noch Theile der aufgelösten gräflich von Giech'schen Patrimonialgerichte Buchau und Wiesenfels und des freiherrlich von Rotenhain'schen Patrimonialgerichtes Staffelstein an Lichtenfels, wozu 1851 noch die Einverleibung der aufgelösten Gerichts- und Polizeibehörde Banz trat. *(Ferd. Mossch.)*

LICHTENHAIN, Dorf im Kreise Saalfeld des Herzogthums Sachsen-Meiningen, in einer von weimarischem Gebiet umgebenen kleinen Enclave, 2 Kilom. südlich von Jena mit 368 Einwohnern. Der Ort, berühmt durch sein Bier, ein der Gose ähnliches Getränk, ist sehr alt. Die Kirche gilt als eine der ältesten der Umgegend. Es bestand hier in alter Zeit ein Kloster, das aber schon zu Anfang des 15. Jahrhunderts eingegangen sein muß und von dem noch Reste (Keller, Gänge) aufgefunden worden sind. Auch benannte sich nach dem Ort ein adeliges Geschlecht, das bereits im J. 1190 mehrere Zweige hatte, von denen der zu Gleina 1655 ausstarb. Im Mittelalter war hier ein berühmter, von dem Dichter Beier besungener Weinbau, der erst im 18. Jahrhundert einging. Das jetzige lichtenhainer Bier wird seit 1830 gebraut. *(A. Schroot.)*

LICHTENSTEIN, Stadt in der sächsischen Kreishauptmannschaft Zwickau, Amtshauptmannschaft Glauchau, liegt an der Rödlitz, gegenüber Callnberg, mit welchem es eine Gemeinde bildet, und an der Linie St.-Egidien-Stollberg der Sächsischen Staatsbahn, hat Amtsgericht, evangelisches Pfarramt, Post- und Telegraphenamt, eine Web- und Wirkschule und zählt (1885) 5399 Einwohner. Das alte fürstlich Schönburgsche Bergschloß Fürschenstein ist jetzt Sitz des Justizamtes. Die lebhafte Industrie beschäftigt sich namentlich mit Strumpfwirkerei, Baumwoll- und Wollweberei, Färberei, Bleicherei und Appretur, sowie Litzen-, Filz- und Cartonnagenfabrikation; ferner sind zu erwähnen eine Dreschmaschinenfabrik, Papier-, Mahl- und Sägemühlen.

Die umfangreiche Schönburgsche Recessherrschaft Lichtenstein, vormals ein böhmisches Afterlehen, wird schon 1297 erwähnt und fiel 1534 an die obere, 1702 an die Lichtensteinische Linie, 1750 an die Linie Stein-Hartenstein, 1786 endlich an die fürstliche Linie Schönburg. Nach dem Theilungsrecess von 1813 gehören zu derselben die Städte Lichtenstein und Callnberg, die Dörfer Gersdorf, Bernsdorf, Hohndorf, Mülsen St.-Michel, Stangendorf, Streitwald, Rödlitz, Neudörfel, Rußdorf und Kuhschnappel, der größte Theil von Oberlungwitz und ein Theil von Mülsen St.-Jakob. *(E. Kaufmann.)*

LICHTENSTEIN, Schloß im würtembergischen Schwarzwaldkreis, im Oberamt Reutlingen gelegen und zum Pfarrdorf Honau, zwei Stunden von der Oberamtsstadt entfernt, gehörig. Es liegt ungefähr 240 Met. über dem Echazthal auf einem senkrecht abgeschnittenen, ganz isolirt stehenden, säulenförmigen Kalkfelsen und ist mit dem Gebirge nur durch eine Zugbrücke verbunden. Das alte Schloß, durch W. Hauff's Roman «Lichtenstein» bekannt, war einer der festesten Ritterstze und bei aufgezogener Brücke unerreichbar. Es wurde im J. 1802 als baufällig abgebrochen und an seiner Stelle ein Försterhaus errichtet als Sitz eines Revierförsters. Von 1839—42 ließ der im J. 1869 auf dem Lichtenstein verstorbene Graf Wilhelm von Würtemberg nach Heideloff's Plan das neue Schloß auf den Fundamenten des alten in gothischem Stil erbauen, das nun als Sommeraufenthalt der Herzogin dient, aber jedermann zugänglich ist. Das Schloß ist eine mittelalterliche Ritterburg mit Zugbrücke, festungsartigem Thor in der zinnengekrönten Mauer und einem 36 Met. hohen Hauptthurme, an welchen die Burg angebaut ist. Sie umfaßt auf dem vordern rechten Flügel mit dem Dachstock 3, auf dem hintern linken Flügel 4 Stockwerke, während der Wartthurm über dem alten Stiegenhaus deren 5 hat. Die Burgkapelle weist schöne Glasgemälde auf; ferner enthalten die Stockwerke eine Waffenhalle, den Rittersaal mit Wappenzimmer, überhaupt 21 größere und kleinere Gemächer, wozu noch 3 Kasematten und ein Felsengewölbe kommen.

Das Schloß war ehemals Eigenthum und Sitz der Herren von Lichtenstein, welche in der dortigen Gegend mehrere Güter hatten und Vasallen von Würtemberg waren. Im J. 1243 verkaufte Gero von Lichtenstein den halben Zehnten zu Tusselingen (Dußlingen) dem Kloster Bebenhausen, und von dieser Zeit an werden die Lichtenstein häufig genannt. Doch gab es noch zwei andere Schlösser gleichen Namens auf der südlichen Seite der Alp. Wann Lichtenstein an Würtemberg gekommen, ist nicht anzugeben. In dem vom Grafen von Sulz dem

Kaiser übergebenen würtembergischen Lehensverzeichniß vom Jahr 1420 kommt Lichtenstein als zu Würtemberg gehörend vor. Aus einem im J. 1389 zwischen Würtemberg und der freien Stadt Reutlingen geschlossenen Vergleich ergibt sich, daß die Stadt sich des Lichtenstein bemächtigt hatte, daß er aber wieder als ein offen Haus und Lehen an Würtemberg kam, bei welchem die Burg auch verblieben ist. Nach dem Chronisten Crusius hat der vertriebene Herzog Ulrich von Würtemberg eine Zeit lang heimlich auf dem Lichtenstein sich aufgehalten.

(Wilh. Höchstetter.)

LICHTENSTEIN (Anton Aug. Heinrich), Nachkomme eines jüdischen Rabbi, welcher 1626 bekehrt wurde und den Namen Lichtenstein annahm. Dessen Urenkel war Joh. Diedrich Lichtenstein, welcher 1773 als Bürgermeister von Helmstedt starb. Ant. Aug. Heinrich Lichtenstein war als dessen Sohn am 25. Aug. 1753 geboren, studirte alte Sprachen, Orientalia und Naturgeschichte, wurde 1775 Rector der Stadtschule zu Helmstedt und im J. 1777 als Conrector an das Johanneum und Stadtbibliothekar nach Hamburg berufen. Im J. 1782 wurde er Rector der Anstalt, kehrte aber 1798 als Professor und Generalsuperintendent nach Helmstedt zurück, wo er 16. Febr. 1816 starb. Von seinen Schriften sind mehrere in dänischer Sprache (über Schwämme u. s. f.) in den «Skrifter» der naturhistorischen Gesellschaft Kopenhagens erschienen, zwei andere («On the eye-like spot in the wings of Locustae» und «On two natural genera of Mantis») in den «Philosophical Transactions» der königlichen Gesellschaft in London. (In meiner «Bibliotheca zoologica» habe ich dieselben irrthümlich Lichtenstein's Sohne, Mart. Heinr. Karl, zugeschrieben). *(J. Victor Carus.)*

LICHTENSTEIN (Martin Heinr. Karl), Sohn von Ant. Aug. Heinr. Lichtenstein, bekannter Zoolog, welcher besonders durch die von ihm ausgegangene Anregung zur Gründung des berliner zoologischen Museums auf die Entwickelung seiner Wissenschaft in Deutschland großen Einfluß geübt hat. Er wurde am 10. Jan. in Hamburg geboren und kam dort bereits mit dem Grafen Joh. Centurius Hoffmannsegg in Berührung, welcher 1797 mit dem Botaniker H. F. Link die Reise nach Portugal antrat und in dem jungen Manne die Neigung zur Naturforschung weiter anregte. Lichtenstein studirte dann in Jena und Helmstedt Medicin und wurde am 26. April 1802 zum Doctor der Medicin promovirt. Bald darauf begleitete er den Gouverneur der damals noch holländischen Capcolonie, General Janssens, als Hausarzt und Erzieher seines Sohnes nach der Capstadt. Später begleitete er den Generalcommissär Uitenhage de Mist auf einer siebenmonatlichen Inspectionsreise, wurde nach Ausbruch des Kriegs mit den Engländern Arzt eines Bataillons Hottentotten leichter Infanterie, wurde als Regierungscommissar zu den Betschuanen geschickt und kehrte 1806 nach Deutschland zurück, abwechselnd in Braunschweig und Helmstedt lebend. In Braunschweig traf er wieder mit Hoffmannsegg zusammen und bearbeitete dort mit Hellwig und Illiger dessen bedeutende entomologische Sammlung. Nach der Gründung der Universität Berlin (1809) zog Lichtenstein dorthin und fing an, als Privatdocent naturgeschichtliche Vorlesungen zu halten. Wilhelm von Humboldt, welchem als Cultusminister die Gründung und Neueinrichtung der Universität zu danken war, wußte Lichtenstein die Nothwendigkeit eines größern zoologischen Museums so überzeugend darzustellen, daß ersterer ein solches nach Lichtenstein's Plan 1810 ins Leben rief. Illiger wurde zum ersten Director und Lichtenstein 1811 zum Professor der Zoologie ernannt. Nach Illiger's Tode, 1812, wurde er Director des Museums, welches durch die gräflich Hoffmannsegg'sche, an Typen außerordentlich reiche Sammlung sehr früh schon eine große Bedeutung gewann. Eine solche hat ihm Lichtenstein jederzeit zu erhalten gewußt dadurch, daß er in sehr verständnißvoller Weise auf eine Vermehrung und planmäßige Bearbeitung durch geeignete Kräfte der immer reicher anwachsenden Sammlung bedacht war. Nach Willdenow's Tode (1812) wurde Lichtenstein auch interimistischer Director des botanischen Gartens, bis 1815 Link von Breslau nach Berlin berufen wurde. Sein Verwaltungstalent wurde auch später noch weiter in Anspruch genommen, indem ihn die Regierung zum Curator der Forstakademie in Neustadt-Eberswalde für die naturwissenschaftlichen Angelegenheiten ernannte, als 1830 diese Anstalt von der Universität Berlin getrennt und nach genanntem Orte verlegt wurde. Die Berufung Ratzeburg's an diese Akademie (1830) ist wol auf Lichtenstein zurückzuführen. Lichtenstein starb, von Dänemark zurückkehrend, in der Nacht vom 2. zum 3. Sept. 1857 an Bord des von Korsör nach Kiel fahrenden Dampfschiffes und wurde in Kiel begraben. Von selbständig erschienenen Arbeiten sind außer der Betheiligung an der Herausgabe der Fortsetzung von Zimmermann's «Taschenbuch der Reisen» (mit Chr. Fr. Rühs) zunächst seine «Reisen im südlichen Afrika» (1810—11) zu nennen. Außerdem hat er «Darstellung neuer oder wenig bekannter Säugethiere nach den Originalen des zoologischen Museums zu Berlin» (10 Hefte mit 50 Tafeln), einen «Doubletten-Katalog des berliner Museums» und einen «Nomenclator der Reptilien und Amphibien» derselben Sammlung herausgegeben. Seine übrigen Arbeiten, meist systematischer Art, erschienen in den «Abhandlungen der berliner Akademie», sowie in mehreren Zeitschriften («Isis», Wiedemann's und Wiegmann's «Archiv» u. s. f.). Von besonderm Werthe sind seine historischen Untersuchungen über die von den frühern Reisenden Marcgrav und Piso sowie von Hernandez aus Südamerika beschriebenen Thiere. *(J. Victor Carus.)*

LICHTENSTEIN (Jules) wurde in Montpellier am 15. Sept. 1816 geboren. Sein Großvater war Ant. Aug. Heinrich Lichtenstein, sein Vater, ein jüngerer Bruder von Mart. Heinrich Karl Lichtenstein, war Joh. Georg Aug. Lichtenstein, welcher, in Hamburg geboren, sich später als Kaufmann in Montpellier niederließ und eine Französin, Henriette Bazile, heirathete. Zum Kaufmann erzogen, war er doch während eines mehrjährigen Aufenthalts in Berlin durch Besuch der Vorlesungen seines Oheims und den Umgang mit ihm und Burmeister der Naturgeschichte zugeführt worden. Seinem Geschäfte erst in Montpellier, dann in Cette und darauf mehrere Jahre in

Spanien obliegend (bei Cariñena in Aragonien war er Landbesitzer geworden), benutzte er seine Mußestunden zu entomologischen Beschäftigungen, sammelte anfangs Hymenopteren und wandte sich später der Phylloxera und durch diese den Aphiden zu. Schon 1869 gab er mit Planchon eine Beschreibung der Phylloxera heraus, deren Naturgeschichte er später eingehende Untersuchungen widmete. Von der Monographie der Aphiden, welche er jahrelang vorbereitet hatte, erschien 1885 der erste Band. Er starb am 30. Nov. 1886.

Vgl. Bal. Mayet, «Nécrologue» in «Ann. Soc. Entom. France» 6. 17, p. 49 (wo irrthümlich Georg Lichtenstein als Großvater und hamburger Stadtbibliothekar angegeben wird). *(J. Victor Carus.)*

Lichtenstein (Ulrich von), mittelhochdeutscher Dichter, s. Ulrich von Lichtenstein.

LICHTENTHAL, Pfarrdorf im badischen Kreis Baden, Amtsbezirk Baden, an der Oos und der Straße von Baden (Lichtenthaler Allee) nach Schloß Eberstein gelegen, mit 3500 Einwohnern (1880) und einem Kloster. Das Dorf hieß früher Beuern und bestand aus Ober- und Unterbeuern, bis es unter Großherzog Friedrich nach dem Namen des Klosters Lichtenthal genannt wurde. Die stattliche katholische Kirche, in frühgothischem Stil auf einem Bergvorsprung erbaut, überragt weithin sichtbar das Dorf. In einem Nebengebäude des Klosters ist die von Georg Stulz aus Kippenheim, einem in London reich gewordenen Schneider, im J. 1835 gestiftete Waisenanstalt untergebracht. Die Bewohner Lichtenthals sind theils Bauern, theils Gewerbtreibende, welche hauptsächlich in dem eine halbe Stunde entfernten Baden Absatz finden. Da Lichtenthal in den letzten Jahrzehnten viel von Gästen besucht wird, welche den stillen Aufenthalt daselbst dem geräuschvollen Baden vorziehen, so sind nach und nach Gasthöfe, Pensionen u. s. w. entstanden. Auch zieht sich eine Reihe von Villen auf dem rechten Ufer der Oos von Baden bis Lichtenthal. In der Allee hat im J. 1861 das Attentat Oskar Becker's auf König Wilhelm von Preußen stattgefunden.

Nach der Sage hat schon Bernhard von Clairvaux bei seiner Anwesenheit in Baden den Wunsch geäußert, im Osthal ein Kloster zu besitzen. Dasselbe wurde im J. 1245 von Irmengard, der Enkelin Heinrich's des Löwen und Witwe des Markgrafen Hermann V. von Baden, gestiftet, und mit Cistercienserinnen aus dem Kloster Waldau besetzt. Die Stifterin verlebte hier ihre Witwenjahre und starb im J. 1260. Adelheid, die Tochter Rudolf's I., war Aebtissin des Klosters, ebenso die Gemahlin Friedrich's II. Die badischen Fürsten beschenkten das Kloster, in welchem sie stets gerne verweilten, sehr häufig, so Hermann VI. und Rudolf I. Den Stürmen des Bauern- und des Dreißigjährigen Kriegs entging das Kloster glücklich, ebenso blieb es 1689 vor der Wuth der Franzosen verschont. Die Sage hierüber ist bildlich in der neuen Trinkhalle in Baden dargestellt. Aus Rücksicht auf die Ahnen des badischen Fürstenhauses, deren mehrere hier begraben liegen, blieb das Kloster mit der Aufhebung verschont. Doch wurde die Zahl der Nonnen beschränkt und ihnen der Unterricht der weiblichen Dorfjugend übertragen. Die Klosterfrauen unterrichten auch auswärtige Mädchen, die daselbst Aufnahme finden. Das gegenwärtige Kloster ist von weitläufigen Wohn- und Oekonomiegebäuden umgeben und mit einer Mauer eingeschlossen. Die alte Klosterkirche, Seitenkapelle genannt, stammt aus dem 13. Jahrhundert und ist unter Großherzog Leopold im J. 1830 wiederhergestellt worden. Außer den Grabmälern baden-durlachischer Fürsten enthält dieselbe Altarbilder von Hans Baldung, genannt Grien, ältere und neuere Glasgemälde, Reliquienkästchen u. s. w. Hinter dem Kloster erhebt sich der Cäcilienberg, nach einer im J. 1834 gestorbenen Aebtissin genannt, welcher eine malerische Fernsicht gewährt. *(W. Höchstetter.)*

LICHTERFELDE (Gross-Lichterfelde) ist ein etwas über 9 Kilom. südwestlich von Berlin zwischen der Berlin-Potsdamer und der Berlin-Anhaltischen Eisenbahn gelegenes Dorf mit Villencolonie, das zum Kreise Teltow des Regierungsbezirks Potsdam der Provinz Brandenburg gehört, im J. 1880 mehr als 4000 Einwohner zählte und mittels der beiden genannten Bahnen, die hier Bahnhöfe besitzen, zu erreichen ist. Seit 1878 befindet sich in Lichterfelde die Haupt-Cadetten-Anstalt, zu deren eventuellem Schutz seit 1884 das Garde-Schützen-Bataillon in einem eigenen Kasernement Unterkunft gefunden hat.

Die Haupt-Cadetten-Anstalt, welche bis 1878 die von Friedrich dem Großen dafür bestimmten, aber längst zu enge gewordenen Räumlichkeiten in der Neuen Friedrichstraße zu Berlin einnahm, ist auf dem Terrain erbaut worden, das der Rittergutsbesitzer Carstenn durch Contract vom 23. Oct. 1871 dem Militärfiscus übergeben. Diesem Contract zufolge übergab Carstenn ein Grundstück von etwa 84 Morgen auf der Lichterfelder und von 12 Morgen auf der Giesendorfer Feldmark dem Militärfiscus und ging außerdem eine Reihe von Verpflichtungen ein. Nachdem der Reichstag 1873 die auf 7,200,000 Mark veranschlagten Baukosten, soweit sie nicht aus dem Erlös der Grundstücke des bisherigen berliner Cadettenhauses zu decken, aus den Mitteln der französischen Kriegskostenentschädigung bewilligt hatte, fand am 1. Sept. 1873 die feierliche Grundsteinlegung der Anstalt in Gegenwart des Kaisers Wilhelm I. statt, bei welcher Gelegenheit Carstenn in den Adelstand erhoben wurde.

Der gesammte von der Haupt-Cadetten-Anstalt eingenommene Raum hat eine Länge von mehr als 540 und eine Tiefe von mehr als 340 Met. Auf demselben erheben sich vier Kasernen zur Unterbringung von je 216 Cadetten. Jede Kaserne enthält 36 Wohn- und 36 Schlafzimmer, von denen je ein Wohn- und ein daranstoßendes Schlafzimmer für sechs Cadetten bestimmt sind. Außerdem enthalten die Kasernen je zwei Compagnie-Versammlungssäle, zwei Fechtsäle, Sprechzimmer, Zimmer für Musik- und Privatunterricht, zwei Badelocale, Montirungsräume, einen Revierkrankensaal, Handwerkstätten, Bibliothekszimmer und verschiedene Kammern. Ferner befinden sich in den Kasernen die Wohnungen für die Compagniechefs, für unverheirathete Offiziere, Gouverneure, Militärlehrer u. s. w.

Das Directionsgebäude bildet den architektonischen Mittelpunkt der Anstalt und dient sehr verschiedenen Zwecken. Es enthält eine evangelische Kirche, die für 1000 Andächtige Platz bietet und darüber eine im Kuppelbau angeordnete katholische Kapelle für 150 Personen, ferner Dienstwohnungen für die beiden Bataillons-Commandeure, einen Militärlehrer, Professoren, den Oberstabsarzt, den evangelischen und den katholischen Prediger u. s. w.

Das Unterrichtsgebäude enthält 37 Lehrklassen, das physikalische Cabinet, die Corpsbibliothek, Gesang- und Zeichensäle, das Offizier-Casino, einige Wohnräume und eine Aula, den sogenannten Feldmarschallsaal, in dem die Bilder sämmtlicher brandenburgisch-preußischen Feldmarschälle Aufnahme gefunden haben. Dieser durch zwei Stockwerke ragende Saal hat eine Höhe von 15,20 Met., eine Länge von 32,10 Met. und eine Breite von 17,10 Met. und zeichnet sich durch eine reich ornamentirte Decke und einen Fries aus, der eine figürlich-plastische Darstellung des Feldzugs von 1870/71 bringt.

Das Oekonomiegebäude enthält einen Speisesaal für 880 Cadetten, einen Reservesaal, zwei Aurichtezimmer, eine Küche mit Dampfkochapparat, Spülküche, Bäckerei, Vorrathsräume und einige Wohnungen.

In dem Commandeurhause befinden sich außer der Wohnung für den Commandeur der Anstalt die Wohnung für den Adjutanten, die Bureaus, die Registratur, die Kasse u. s. w.

Von den ferneren Gebäuden sind zu nennen: das Beamten-Wohnhaus mit vier Wohnungen für Professoren und zwei für Wärter; zwei Turnhallen; das Lazareth-Verwaltungsgebäude mit Wohnungen für drei Aerzte, den Lazarethinspector und drei Wärter, Räume für die Dispensiranstalt, Geschäftszimmer u. s. w.; der massive Krankenblock mit drei Sälen und 12 Zimmern, zusammen für 57 Betten, einem Saal für Reconvalescenten, Badezimmer; die Isolirbaracke mit zwei Sälen und zwei Zimmern für zusammen 20 Betten, einem Raum für Reconvalescenten, einer offenen Halle, Wärter- und Badezimmer u. s. w.; die Leichenhalle; die Wasch- und Badeanstalt mit einem gemeinschaftlichen Douchebad, mehreren Wannenbädern, Wohnung für einen Hausinspector, einem Kesselraum für zwei Dampfkessel, einer Dampfwaschanstalt, einem Maschinenhaus, Trockenboden u. s. w.; die bedeckte Reitbahn mit Pferdestall, letzterer enthält Stände für 60 Pferde, Wohnungen für Futter- und Sattelmeister, Cavalerie-Ordonanzen u. s. w.; Schlachthaus und Viehstall; Schweine- und Geflügelstall; Portierhaus.

Der gesammte Raum ist von einer Mauer umfriedigt. Eine von Siemens begründete elektrische Bahn verbindet die Haupt-Cadetten-Anstalt mit dem Bahnhofe Lichterfelde der Anhaltischen Eisenbahn.

Der Etat der Haupt-Cadetten-Anstalt lautet auf 880 Cadetten, die in zwei Bataillone jedes zu vier Compagnien formirt sind. Aufnahme finden Knaben aus allen deutschen Staaten; nur Baiern und Sachsen haben eigene Cadetten-Anstalten, die ihre Zöglinge bis zum Eintritt in die Armee behalten. Der Lehrplan des Cadettencorps gleicht dem der Realschule erster Ordnung und sind in der Haupt-Cadetten-Anstalt Ober-Tertia, Unter- und Obersecunda, welche zur Ablegung der Portepeefähnrichsprüfung vorbereiten, Unter- und Oberprima, welche die Ablegung der Abiturientenprüfung einer Realschule erster Ordnung ermöglichen, vertreten. Außerdem besteht eine Selecta, in der vorwiegend der Unterricht in den militärischen Fächern in dem Umfange ertheilt wird, wie er für die Kriegsschulen vorgeschrieben ist. *(H. von Löbell.)*

LICHTFREUNDE, die Vorläufer der «Freien Gemeinden», treten unter diesem mehr von Gegnern als von ihnen selbst beliebten Namen als Anhänger zunächst des protestantischen Pfarrers Uhlich zu Pömmelte bei Calbe unweit Magdeburg im J. 1841 zum ersten male auf. Unter der Führerschaft dieses Mannes vereinigte sich eine Anzahl rationalistisch gesinnter Geistlichen im Unmuth über die Maßnahmen, welche das magdeburger Consistorium gegen den Pastor Sintenis daselbst zu dessen Verantwortung wegen offen ausgesprochener Heterodoxie ergriffen hatte. Noch in demselben Jahre schlossen sie sich auf Einladung Uhlich's zu einer Conferenz in Gnadau zusammen. Zu Halle vereinigte man sich im September zum zweiten male und zwar unter größerer Betheiligung aus Preußen, Sachsen, Anhalt. Hier wurden neun grundlegende Sätze und der Name «Protestantische Freunde» angenommen. Eine bereits viel zahlreichere Versammlung hielt man 1842 in Leipzig ab und begründete die Zeitschrift «Blätter für christliche Erbauung» unter der Redaction des Archidiakonus Fischer daselbst. Mitarbeiter war Uhlich.

Noch war man bis dahin in den Grenzen eines vorsichtigen Rationalismus geblieben. Von nun an verquickte sich dieser mit Hegel'scher Philosophie und Schleiermacher'scher Theologie. Männer von der radicalen Färbung Ruge's, sowie Wislicenus in Halle, schlossen sich, immer weitere Kreise im geistlichen wie im Laienstande ziehend, zusammen, um neben anderem auch Glaubensfragen zum Gegenstande öffentlicher, kritisirender Besprechungen zu machen, wozu kirchenbehördliche Verordnungen, im J. 1843 erlassen, den nicht unerwünschten Anstoß gaben. So war eine freireligiöse Bewegung in Fluß gekommen, die auf der am 29. Mai 1844 in Köthen abgehaltenen siebenten Versammlung der Lichtfreunde ihren Ausdruck fand in einem Vortrage des Pastors Wislicenus über die Frage: Ob Schrift? Ob Geist? und sich als ein Streben nach der Negation des positiven Christenthums zu erkennen gab. Obwol dieser Vortrag keine allgemeine Zustimmung gefunden hatte, namentlich nicht bei Uhlich und Vertretern des alten Rationalismus, so war man sich doch dessen bewußt geworden, daß das Lichtfreundthum seine Lebensfähigkeit nicht in der Wissenschaft, sondern im Volksgeist zu suchen und zu erproben habe. Kam nun hinzu die ausgesprochen pantheistisch gerichtete Religionsansicht, so war der Bruch mit der Schrift und demnach auch mit der Kirche vollzogen, und das weitere Einschreiten kirchlicher Behörden konnte nicht ausbleiben. Nachdem auch ein zum Zweck einer «Verständigung» in Wittenberg am 14. Mai 1845 veran-

staltetes Colloquium sich vergeblich gezeigt hatte, wurde unter dem Präsidium von Göschel in einer Sitzung des Consistoriums vom 23. April 1846 die Amtsentsetzung von Wislicenus nach vorhergegangenen weiteren Verhandlungen beschlossen. Den dagegen eingewendeten Recurs nahm der Angeklagte alsbald selbst zurück. Dagegen wurde am 26. September desselben Jahres die erste Freie Gemeinde in Halle gegründet. Nach der bereits zu Köthen in Gegenwart von 130 Theologen und etwa 500 Laien abgehaltenen Versammlung waren minder zahlreiche, mehrmals unter andern zu Freiburg im Breisgau unter Vorsitz des lichtfreundlichen Pfarrers Zittel einberufen worden. Den meisten von ihnen präsidirte Uhlich.

Auf eine am 17. Juli 1845 erlassene Erklärung des sächsischen Staatsministeriums, kraft seines der evangelischen Kirche auf die Symbolischen Bücher geleisteten Eides den die Grundlage dieser Kirche erschütternden lichtfreundlichen Versammlungen Einhalt thun zu müssen, war in Preußen ein ähnliches Verbot gefolgt. Blieben somit öffentliche Versammlungen den Lichtfreunden versagt, so nahmen diese nun ihre Zuflucht zu corporativen Protesten, von denen der sogenannte berliner Augustprotest von 1845 mit dem Wahlspruch: «alle Entwickelung von Christo her und zu Christo hin», gerichtet gegen eine angebliche Knechtschaft unter die kirchlichen Symbole und nicht ohne Angriffe auf die evangelischen Bischöfe Eylert und Dräseke, vermöge der Namen, die er trug, die größte Bedeutung erlangte. Doch der Erfolg entsprach den Erwartungen der Protestler nicht. Zu einer Vermittelung, welche auch von maßgebender Stelle angestrebt worden war, kam es nicht. Im Gegentheil wurde der Bruch zwischen dem Alten und Neuen nur um so größer. Noch in demselben Jahre bildete sich die zweite Freie Gemeinde der Provinz Sachsen in Nordhausen. Die dritte ersteht in Halberstadt; jene unter Leitung des inzwischen vom Magistrate zu Nordhausen erwählten Predigers Eduard Baltzer, diese unter derjenigen des aus seiner geistlichen Stelle geschiedenen Pastors Wislicenus, eines Bruders des Obengenannten. Beide Männer waren mit der Lehre der Kirche zerfallen.

Obwol nun durch solche Lehrer einem dem evangelisch-kirchlichen Princip widersprechenden Pantheismus in den von ihnen geleiteten Gemeinden ein immer weiterer Raum geschaffen worden war, so glaubte doch Uhlich noch immer seine amtliche Stellung in der evangelischen Kirche wahren zu dürfen. Seit Mitte 1845 als Prediger nach Magdeburg berufen, wendete er sich mit einer Vorstellung an den König als den Summus episcopus, in welcher er als sein Recht geltend machte, wegen von der Kirchenlehre abweichender Lehransichten behördlicherseits unbehelligt zu bleiben. Durch den Cultusminister Eichhorn erhielt er jedoch die Antwort, es stehe ihm frei, ein Diener seiner Lehre zu bleiben, nur nicht als Lehrer der evangelischen Kirche, die ihr von dem seinigen verschiedenes Bekenntniß nicht aufgeben wolle und welcher er seinen Schutz angedeihen zu lassen die Pflicht habe. Demonstrationen aber, welche zu Gunsten Uhlich's ins Werk gesetzt worden waren, führten dessen Suspension im September desselben Jahres und infolge dessen die Gründung einer neuen Freien Gemeinde in Magdeburg selbst unter Uhlich's Leitung herbei.

In der erregten Zeit vor dem Jahre 1848 greift die Bewegung ziemlich tief in das Volksleben ein und mancherlei Conflicte konnten nicht ausbleiben. War man doch so weit gegangen, den Satz zu vertheidigen: «Der Protestantismus ist ein Kämpfer gegen jede Autorität.» Da erschien am 30. März 1847 in Preußen ein Toleranzpatent, welches den Austritt aus der Landeskirche unter gesetzlich bestimmten Formen gestattete und den Ausgeschiedenen ihre bürgerlichen Rechte sicherte. Andererseits aber traten Lichtfreunde und Deutschkatholiken, geistesverwandte Strömungen jener Zeit, einander näher. War auch letzteren der Zug nach dem Positiven hin bisher noch eigen geblieben, so trieben doch auch sie in einer immer enger sich gestaltenden Beziehung zu ersteren zugleich mit diesen einer nur noch schrofferen Opposition, dort gegen die evangelische, hier gegen die katholische Kirche, zu. Ihren Höhepunkt erreichte die Bewegung im J. 1848 zugleich mit den liberalen und radicalen politischen Bestrebungen; die Häupter der Freien Gemeinden kamen ins frankfurter Parlament und in die preußische Nationalversammlung. Politischer Radicalismus verband sich vielfach mit religiösem.

Damit hatte man aber zugleich die Grenzen des religiös-kirchlichen Gebietes überschritten, und nun nicht nur die Rückkehr dahin sich wesentlich erschwert, sondern auch das allgemeine Interesse an der Sache des Lichtfreundthums sowie der «Aufklärung» überhaupt geschwächt und dadurch die kirchliche Autorität wieder einflußreicher gemacht; der Rücktritt in die Kirche wurde außerdem 1851 in Preußen durch besondere Bestimmungen erleichtert. Der Kampf der Behörden gegen die «Freien Gemeinden», sowie innere Streitigkeiten schwächten den Bestand. Im J. 1859 traten 54 freie Gemeinden zu Gotha zu einem Bunde zusammen mit der Festsetzung regelmäßig wiederkehrender Versammlungen. Doch hat die Bewegung keine wirkende Kraft mehr besessen; im J. 1879 waren noch 144 Vereinigungen in Deutschland vorhanden. *(E. Grössel.)*

LICHTMESSE, oder auch nach Kalenderbrauch Mariä Lichtmeß, ist einer der Namen des Kirchenfestes, das seit dem 5. Jahrh. am 2. Februar gefeiert wurde, bezüglich noch gefeiert wird. In der Kirchensprache Festum candelarum s. luminum, Lichterfest, benannt, soll es zunächst das Licht symbolisiren, als welches der greise Simeon das Jesuskind bei dessen Darstellung im Tempel mit den Worten preist: «Ein Licht zu erleuchten die Heiden» (Luc. 2,25—32). Die erste Anregung zu einer Gedenkfeier dieser Begegnung Simeon's mit Jesu und zwar unter Anwendung von Wachslichtern soll für die Diöcese von Jerusalem um 450 gegeben worden sein. Um 526 findet sich das Fest schon zu Antiochia. Für die ganze Orientalische Kirche wurde vom

Kaiser Justinian im J. 542 verordnet, am 2. Februar das «Fest der Begegnung» («ὑπαπάντη») mit der Bestimmung feierlich zu begehen, daß der zu Konstantinopel herrschenden Seuche und anderen gleichzeitigen Unglücksfällen gewehrt werden solle, indem der Erlöser, wie er ehedem im Tempel dem Simeon begegnet war, so nun den Unglücklichen und Bedrängten hülfreich entgegenkommt.

Inzwischen soll diese Feier vom Papste Gelasius im J. 494 auch in der Abendländischen Kirche eingeführt worden sein, und zwar zu dem Zweck, die damals noch immer im Monat Februar zu Rom üblichen heidnischen Festlichkeiten, Februalien, zu beseitigen, bezüglich an die dabei gebräuchlichen Lustrationen mit der Bedeutung einer sühnenden Reinigung, bei denen Umzüge mit brennenden Kerzen und Fackeln stattfanden, eine christliche Idee anzuknüpfen. Demgemäß wurde schon frühzeitig während der Feier der Messe an diesem Tage ein Umgang mit brennenden Kerzen gehalten. Ein Kirchenschriftsteller des 7. Jahrh. fügt diesen Brauch bestätigend bei, daß nicht allein der Klerus, sondern auch das ganze Volk mit Wachskerzen und unter dem Gesange von Hymnen am gedachten Tage feierliche Processionen gehalten habe. In Deutschland ist das Fest wol bereits im 8. Jahrh. gefeiert worden. Im Anschluß an die Symbolik der Lichtmesse wurde es üblich und findet dieser Brauch in der katholischen Kirche bis auf die Gegenwart herab statt, daß an diesem Tage zugleich die für das laufende Jahr zum kirchlichen Gebrauch bestimmten Wachskerzen mit einem Gebete geweiht werden.

Der Name «Mariä Lichtmeß» ist aus einer Zusammenziehung von «Mariä Reinigung und Lichtmesse» entstanden. Der Name «Mariä Reinigung», Festum purificationis, eins der beiden ältesten Marienfeste, im Abendlande seit dem 6. Jahrh. im Gebrauch, bringt das Fest als Abschluß dieses Cyklus in Beziehung zum Weihnachtsfeste, sofern auf den 2. Februar der 40. Tag nach dem 25. December als dem Tage der Geburt Jesu Christi fällt. Maria, die Mutter Jesu, war nach 3 Mos. 12, 2 fg. verpflichtet, das übliche Reinigungsopfer an diesem Tage im Tempel darzubringen, Luc. 2, 22—24.

Es ließ sich nun freilich von vornherein nicht annehmen, daß mit Einführung dieses Festes in die christliche Kirche der daran haftende heidnische Aberglaube wie mit Einem Schlage überwunden und verschwunden sein werde. Im Gegentheil ließ sich das christliche Volk die mit diesem verbundenen alten Lustbarkeiten gern gefallen, und selbst noch im protestantischen Volke gilt Lichtmeß als ein Tag öffentlicher Vergnügungen. Was die zu Lichtmeß geweihten Kerzen anbetrifft, so sollten sie nach dem Volksaberglauben vor dem Einschlagen des Blitzes schützen, und als sicherstes Mittel, die Fluren vor Hagel u. s. w. zu bewahren, galt ein Umgehen derselben mit geweihten brennenden Kerzen u. s. w.

Die reformirte Kirche setzte diesen Feiertag außer Gebrauch, während die lutherische Kirche ihn als Feier der Darstellung Jesu im Tempel beibehalten hat. In Würtemberg wird Mariä Reinigung noch am 2. Februar gefeiert. In der evangelisch-lutherischen Landeskirche des Königreichs Sachsen ist das Fest nach dafür festgestellter Gottesdienstordnung am nächstfolgenden Sonntage mitzufeiern, sofern nicht der 2. Februar auf Sonntag fällt. Vgl. Alt, «Christlicher Cultus»; Fr. Strauß, «Das evangelische Kirchenjahr»; Schäfler, «Handlexikon»; Herzog, «Realencyklopädie». *(E. Grössel.)*

Lichtnelke, s. Lychnis.

LICHTWER (Magnus Gottfried), neben Gellert und Hagedorn von seinen Zeitgenossen als der beste deutsche Fabeldichter gefeiert, stammte aus einer livländischen Familie, die jedoch schon früh im 17. Jahrh. sich in Sachsen niedergelassen hatte. In Wurzen, wo sein Vater 1721 als Appellationsrath starb, wurde der Dichter am 30. Jan. 1719 geboren; 1737 starb seine Mutter, Magdalena, geborene Wichmannshusen, aus deren Erbe in Quedlinburg dem Sohne später mehrere Ländereien zufielen. Im gleichen Jahre bezog er zum Studium der Jurisprudenz die Universität Leipzig. Ostern 1741 ging er nach Dresden und, als sich seine Aussichten auf Anstellung nicht erfüllten, 1743 nach Wittenberg, wo er mit der Abhandlung «Retractum legalem in locatione locum non habere» sich die juristische und philosophische Doctorwürde erwarb. Der Dissertation ist ein curriculum vitae beigegeben. Von juristischen Arbeiten gab er noch heraus «De jure aperiendi sepulcri» 1747 und «De factis legatis» 1748. Vom Mai 1744 angefangen, weilte er ein Jahr lang in Erbschaftsangelegenheiten zu Quedlinburg. Eines Augenleidens wegen, das ihm völlige Erblindung zu bringen drohte, suchte er mehrere Aerzte auf. Ostern 1747 trat er als Docent in Wittenberg auf und las mit Erfolg über die Justinianischen Institutionen und Wolff's Logik, bis im Sommer 1749 ein Blutsturz ihm weitere Lehrthätigkeit unmöglich machte. Es gelang ihm nun, ein Kanonikat in Halberstadt zu erlangen, wo er, nachdem er am 29. Mai Henriette Sophie Albinus geheirathet hatte, vom Juni 1749 an seinen ständigen Aufenthalt nahm. Zuerst Referendar ohne Gehalt, ward er 1752 zum Wirklichen Regierungsrath, 1763 zum Wirklichen weltlichen Consistorialrath und Criminalrichter ernannt. Interimsweise hatte er das Directorium zu führen und manche andere Amtsgeschäfte zu verwalten. Als eine Frucht seiner kirchenhistorischen Studien erschien (Berlin 1763) Des Markus Minucius Felix «Octavius, oder Gespräch zwischen einem Heiden und Christen von der Religion; aus dem Lateinischen übersetzt von einem Mitgliede der königlich deutschen Gesellschaft zu Königsberg.» Lichtwer hatte 1752 diese Würde erhalten; 1758 ernannte ihn die leipziger Gesellschaft der freien Künste zum Ehrenmitgliede. Sein literarischer Ruhm gründet sich auf seine Fabeldichtung. Im J. 1748 (Leipzig) erschienen «Vier Bücher Aesopischer Fabeln in gebundener Schreibart», die jedoch erst 1751, als Gottsched auf sie aufmerksam machte, beachtet wurden; 1758 ließ Lichtwer eine «zweite Auflage nebst einem Anhange» erscheinen und nannte sich als Autor. Die Fabel, angeblich nach dem Vorbilde

von Aesop und Phädrus, in der That nach dem Lafontaine's, ward in Deutschland mit ungemeiner Vorliebe behandelt, seit 1740 Breitinger in seiner «Kritischen Dichtkunst» sie theoretisch als das Meisterstück aller Poesie erklärte; Lessing untersuchte 1759 ihr Wesen. Zwischen der von Lessing praktisch und theoretisch gelehrten lakonischen Kürze und Trockenheit der Fabel und der behaglichen Redseligkeit Lafontaine-Hagedorn's hielt Lichtwer eine glückliche Mitte. Erreichte er nicht die Vorzüge Gellert's, so behandelte er auch die moralische Nutzanwendung weniger breit. In Versbau und Reimgewandtheit bleibt er hinter Hagedorn, Gellert und Gleim zurück, seine Verse gehören jedoch immerhin zu den besseren der Zeit. Ramler fand die Mehrzahl der Lichtwer'schen Fabeln so vortrefflich, daß er sie zur Classicität zu erheben hoffte, wenn er sie nach seiner Weise verbesserte. So gab er 1761 (Leipzig und Greifswald) «Herrn M. G. Lichtwer's auserlesene und verbesserte Fabeln und Erzählungen in zweien Büchern» heraus. Entrüstet erhob Lichtwer in der Vorrede der «von dem Verfasser selbst herausgegebenen» 3. Auflage (Berlin 1762) Protest gegen diese schulmeisterliche Vergewaltigung. Die «Berliner Literaturbriefe» (233—236) nahmen Lessing's Freund Ramler in Schutz, rühmten jedoch, daß viele von Lichtwer's Fabeln in der Erfindung, Anordnung, im Vortrage, sogar bis in ihren äußeren Nebenzierrathen unverbesserlich seien und einen Mann verrathen, «dem das Ideal sammt den sichersten Regeln, dasselbe zu erreichen, tief in der Seele eingegraben liegen». Im J. 1775 konnte Lichtwer eine 4. Auflage (Berlin und Stralsund) herausgeben; Nachdrucke waren inzwischen zahlreich erschienen, z. B. in Wien 1773. Nachdem bereits die 2. Auflage 1760 im Märzhefte des «Journal étranger» lobend besprochen worden war, erschien 1763 in Straßburg eine Uebersetzung der «Fables nouvelles». Mehrere von Lichtwer's Fabeln haben bis heute ihren wohlverdienten ehrenvollen Platz in Lesebüchern für die Schule bewahrt (G. Ellinger, «Ueber Lichtwer's Fabeln», 1885 im 17. Bde. von Zacher's «Zeitschrift für deutsche Philologie»). Im J. 1758 gab Lichtwer ein Lehrgedicht, ursprünglich das «Recht der Natur» oder «Recht der Menschheit», dann auf Gottsched's Vorschlag «Das Recht der Vernunft» benannt, in Leipzig heraus. In theilweise ziemlich engem Anschlusse an Pope's «Essay on Man» werden die Hauptlehren des natürlichen Rechts nach den Begriffen Wolff's mit viel Frömmigkeit in glatten Alexandrinern vorgetragen. Etwa 15 Jahre früher hätte dies Gedicht großes Aufsehen erregt, nun ward es nur mehr von Gottsched und seinen wenigen Anhängern gepriesen. König Friedrich II., dem die fünf Bücher in einer schwungvollen gereimten Ode gewidmet wurden, dankte kurz in einem französischen Schreiben. Lichtwer nahm keinen Antheil an den literarischen Streitigkeiten und trat mit Gottsched erst später in Briefwechsel, er gehört aber ganz der französischen Schule der Correctheit an. Dem entsprechend ward auch «Le droit de nature» 1777 von Mad. Faber in einer freien Nachahmung ins Französische übertragen.

Lichtwer lebte in Halberstadt sehr zurückgezogen im Kreise seiner Familie und Amtsfreunde, mit Studien, lateinischer, französischer, englischer und italienischer Lektüre seine Mußestunden füllend. Die Erfindung ist jedoch bei ihm nicht oft der Lektüre entnommen. Sein Bild hing in Gleim's Freundschaftstempel, doch scheint trotz des örtlichen Zusammenwohnens zwischen dem Grenadier und Freunde Klopstock's und dem Correspondenten Gottsched's keine nähere Verbindung zu Stande gekommen zu sein. Lichtwer starb am 7. Juli 1783. Nach hinterlassenen Aufzeichnungen stellte Fr. W. Eichholz «M. G. Lichtwer's Leben und Verdienste» ans Licht (Halberstadt 1784); in den Beilagen sind auch Gottsched's Briefe an Lichtwer mitgetheilt. Eine Biographie von Fr. Cramer enthält die Ausgabe von Lichtwer's Schriften (Halberstadt 1828); eine Biographie von J. Minor der 73. Bd. von Kürschner's «Deutscher Nationalliteratur» (Stuttgart 1884). Weitere Literaturangaben über ihn bei Jördens III, 365—392 und VI, 503. *(Max Koch.)*

LICHWIN, Kreisstadt im russischen Gouvernement Kaluga, an der Oka und an der Mündung der Lichwinka in dieselbe gelegen, mit (1886) 2684 Einwohnern, einem ehemaligen Nonnenkloster (seit 1764 aufgehoben) und zwei Schulen, hat einigen Handel mit Hanf.

Lichwin wurde 1565 den Städten der sogenannten Opritschniza zugezählt, war stark befestigt und bildete den Stützpunkt des sogenannten «Lichwin'schen Verhaues», der erst nach Süden und Westen vorgeschoben wurde, als das Oka-Ufer ganz sicher geworden war. Im J. 1708 kam die Stadt zum Gouvernement Smolensk, 1719 zu Moskau, 1776 zu Kaluga, wobei sie zugleich Kreisstadt wurde, die sie bis zur Gegenwart blieb, mit Ausnahme der Regierungszeit Kaiser Paul's.

Der Kreis Lichwin liegt im südöstlichen Theil des Gouvernements und umfaßt 1800 □ Kilom. mit 59,828 Einwohnern. *(T. Pech.)*

LICINIANUS, katholischer Bischof von Carthagena. Die Quellen für die Geschichte dieses Prälaten fließen nur spärlich. Aus der kurzen Lebensskizze Isidor's von Sevilla («De viris illustribus» c. 42, «Isidori Hispal. opp.», ed. Arevalus) erhellt blos so viel, daß Licinian, ein Zeitgenosse Leovigild's (s. d.), des letzten arianischen Westgothenkönigs das Bisthum Carthagena verwaltet hat, stets als eifriger Vorkämpfer der Orthodoxie aufgetreten und zu Byzanz gestorben ist. Weiter läßt sich nachweisen, daß der Oberhirt, wenngleich spanischer Bischof, nicht unter der Jurisdiction Leovigild's stand. Neu-Carthago gehörte nämlich damals nicht zum Westgothischen Reich, sondern war eine byzantinische Besitzung. Der beste Beweis für diese Behauptung liegt in der Thatsache, daß in den Subscriptionen des Concil. Tolet. III von 589, auf dem sämmtliche zum Gothenstaate gehörende Diöcesen vertreten waren, weder ein «episcopus Carthaginiensis» noch ein «archidiaconus ecclesiae Carthaginiensis agens vicem domini episcopi» vorkommt. Sodann war die Stadt damals der Sitz eines griechischen Präfecten (patricius), wie dies aus einer zu Ehren

des kaiserlichen Patricius Commenciolus zwischen dem 13. August 589 und dem 13. August 590 zu Carthagena selbst verfaßten Inschrift deutlich hervorgeht («Inscriptiones Hispaniae Christianae» [ed. Hübner, Berlin 1871], p. 57, Nr. 176). Ferner, auf die Occupation der genannten Stadt und des dazu gehörigen Gebietes durch die Byzantiner spielt Leander an («Regulae S. Leandri ad Florentinam sororem», caput ultimum, bei Arevalus, «Isidori opp.» t. I, S. 6, Nr. 2): «Ego tamen expertus loquor, sic perdidisse statum et speciem illam patriam, ut nec liber in ea quisquam supersit, nec terra ipsa solita sit ubertate fecunda, et non sine Dei judicio: terra enim, cui cives erepti sunt et concessi extraneo, mox ut dignitatem perdidit, caruit et fecunditate.» Zwar theilt Leander den Namen seiner Heimat nicht mit; daß aber sein «genitale solum» das Territorium von Neu-Carthago war, erfahren wir von Isidor («De viris illust.», c. 41): «Leander genitus patre Severiano Carthaginiensis provinciae». Ohne Zweifel fiel Carthagena im J. 554 infolge von Athanagild's Verrath, wie so viele andere Küstenstädte des südöstlichen und südwestlichen Spaniens, in die Gewalt der Griechen, die erst im J. 624 ihre letzten Besitzungen auf der Halbinsel räumen mußten (vgl. «Isid. Hisp. hist. Goth.», ed. Arevalus, aera 587, 592; Greg. Tur. «h. Fr.», IV, c. 8; Jornandes, «Getica», c. 58). Da also Licinian griechischer Unterthan war, konnte er vom Westgothenkönig Leovigild nicht in die Verbannung geschickt werden, wie Antonio de Gepes («Chron. gener. ordinis S. Benedicti», I, S. 367), Baronius («Ann. eccl.» VII, [Venetiis 1710], S. 556 fg.), Mariana («De rebus Hispaniae», l. V, c. 13, p. 200, 201, edit. Mogunt.), Döllinger («Kirchengeschichte», I², S. 153), Lembke («Spanien», I, S. 69) und Felix Dahn («Könige», V, S. 141) irrthümlich annehmen. Der Umstand, daß der Bischof von Carthagena, wie schon erwähnt, in der oströmischen Hauptstadt starb, hat wol zu dieser unrichtigen Combination Anlaß gegeben.

Die Hauptquelle für die Geschichte unseres Licinian ist sein noch erhaltenes Schreiben an Papst Gregor I. den Großen (Gregorii M. epistol. lib. II, ep. 54, [Mauriner Ausgabe, P. II, S. 620—622]: «Domino beatissimo Papae Gregorio Licinianus episcopus»). In diesem Schreiben tritt uns der Oberhirt von Carthagena sowol in seinem Verhältniß zum römischen Pontifex, als auch in seinen Beziehungen zu seiner Diöcese keineswegs blos als der Hort des Katholicismus, sondern auch als das Muster eines wahrhaft christlichen Bischofs entgegen. Wohlthuend berührt zunächst die echte, von gegenseitiger Werthschätzung getragene Freundschaft der beiden Hierarchen. Licinian schätzt die theologische Gelehrsamkeit des römischen Oberhirten, zumal dessen Pastoral- und Moraltheologie, sehr hoch; den «liber regulae pastoralis» rühmt er z. B. als die «aula omnium virtutum» und ersucht den Bischof, ihm ein Exemplar seines «liber moralium in Job», sowie seiner andern Schriften ähnlichen Inhalts zu übermachen; denn, meint er, «tui sumus, tua legere delectamur». Aber diese Verehrung hält unsern Licinian nicht ab, mit würdigem Freimuth dem römischen Amtsbruder die Wahrheit zu sagen, wo jener ihm zu irren scheint. Auf der andern Seite tritt nicht minder erfreulich die Demuth und Bescheidenheit des spanischen Prälaten hervor, mit der er von dem erfahrenern und kenntnißreichern Collegen Belehrung in theologischen Dingen heischt; so bemerkt er z. B.: «te et omnia tua pulchra conspexi et memet in comparationem tui satis indecorum vidi . . . . . sed libenter doceas, quae me fateor ignorare» etc. So sehr er auch theologische Kenntnisse zu würdigen weiß und in dieser Hinsicht nach Belehrung strebt, so stellt er doch das praktische Bedürfniß, die praktische Seelsorge als seeleneifriger Oberhirt höher als alle Spitzfindigkeiten der Theologie, bezw. des damals sich immer mehr ausbildenden Kirchenrechts, und das ist gerade der Fundamentalpunkt, bezüglich dessen er, wie schon angedeutet, selbst dem gewaltigen Gregor mit Mannesmuth seine differirende Meinung auseinandersetzt. Der römische Pontifex hatte nämlich allzu scharf betont, es dürften nur «peritii», d. h. solche, die in der theologischen Wissenschaft jener Zeit, bezw. im Kirchenrecht genau bewandert waren, zu Priestern ordinirt werden. Dem gegenüber hebt nun Licinian hervor, diese Forderung sei in Anbetracht des unwissenden Zeitalters noch zu streng und könne, consequent durchgeführt, leicht ein vollständiges Brachliegen der Seelsorge, eine vollständige Suspension in der Spendung der Sakramente, jedenfalls innerhalb der iberischen Halbinsel, zur Folge haben.

Aus dem Schreiben Licinian's an Gregor erhellt aber auch, daß ersterer mit einer andern Koryphäe der Orthodoxie, mit Leander von Sevilla, in freundschaftlichen Beziehungen stand; wenigstens wird da erzählt, Leander hätte ihn, freilich nur flüchtig, auf der Rückreise von Byzanz besucht und sich mit ihm über die schriftstellerische Thätigkeit des römischen Gregor unterhalten. Der ungefähre Zeitpunkt dieser Begegnung der beiden überzeugungsfesten spanischen Prälaten ergibt sich aus folgender Erwägung: Leander hatte, wahrscheinlich zwischen 579 und 582, in Sachen des katholischen Rebellen Hermenegild eine diplomatische Mission an den Hof von Byzanz unternommen (vgl. «Greg. M. praef. expositionis in librum moralium in Job [epistola Leandro]» edit. Maurin., T. I, mit «Isid. de viris illustr.», c. 41); auf der Rückkehr wird er zu Carthagena mit unserem Licinian zusammengetroffen sein. *(Franz Görres.)*

Licinio, berühmter Maler, s. Pordenone.

LICINIUS, ein römisches plebejisches Geschlecht. Wir lassen die bedeutendsten Vertreter desselben in chronologischer Ordnung folgen:

1) C. Licinius, einer der ersten 493 v. Chr. gewählten Volkstribunen (*Liv.* II, 33).

2) P. Licinius Calvus, der im Jahre 400 als erster Plebejer zum Consulartribunat gelangte (*Liv.* V, 12).

3) C. Licinius Calvus Stolo, durch dessen fortgesetzte Agitationen die Plebejer im J. 367 den Zutritt zum Consulat erhielten. Zu diesem Zwecke ließ er

sich 737 mit Lucius Sextius zum Volkstribunen wählen. Um sich die Unterstützung der ärmeren Plebejer, denen am Besitz des Consulats wenig gelegen war, zu verschaffen, vereinigten sie mit ihrem Antrag, wonach eine Consulatsstelle den Plebejern reservirt werden sollte, zwei andere Bestimmungen. Einmal suchten sie das Interesse der verschuldeten Plebejer dadurch zu wahren, daß die bereits entrichteten Zinsen vom Kapital abgezogen und der Rest in drei gleichen Jahresraten gezahlt werden sollte. Sodann stellten sie, um eine Ansammlung des Grundbesitzes in den Händen weniger Familien zu verhüten, den weitern Antrag, daß niemand mehr als 500 Morgen Ackerland besitzen dürfe. Als die Patricier die Annahme dieser Rogationen dadurch vereitelten, daß sie einige Volkstribunen zur Intercession veranlaßten, hinderten Licinius und Sextius ihrerseits das Zustandekommen der patricischen Magistratswahlen, wodurch ein von 375 bis 371 dauerndes Interregnum entstand. Erst durch einen Angriff der Veliterner auf das mit Rom verbündete Tusculum sahen die Volkstribunen sich veranlaßt, die Vornahme der Magistratswahlen wieder zu gestatten, aber sie stellten nunmehr im J. 369 den weiteren Antrag, daß statt der bisher gewählten patricischen duoviri sacrorum, denen die Befragung der sibyllinischen Bücher oblag, decemviri eingesetzt und zur Hälfte aus der Plebs gewählt werden sollten. Nachdem diese Forderung 368 durchgesetzt worden war, ließen die Patricier im nächsten Jahre auch den Widerstand gegen die übrigen Rogationen fallen, worauf für 366 Lucius Sextius als erster Plebejer zum Consul gewählt wurde (*Liv.* VI, 34—42). Licinius selbst bekleidete bald darauf zweimal (364 und 361) das Consulat, wurde jedoch im J. 358, weil er gemeinsam mit seinem Sohne, den er emancipirt hatte, tausend Morgen bewirthschaftete, auf Grund seines eigenen Gesetzes, das er auf diese Weise umgangen, zu einer Geldstrafe von 10,000 As verurtheilt (*Liv.* VII, 16).

4) P. Licinius Crassus Dives. Derselbe wurde, obwol er zuvor noch kein höheres Amt bekleidet hatte, 212 zum Pontifex maximus gewählt, während zwei Männer consularischen Standes, Q. Fulvius Flaccus und T. Manlius Torquatus, sich hierum vergeblich bewarben (*Liv.* XXV, 5). Im J. 210 wurde er magister equitum und zugleich Censor, mußte jedoch von dem letzteren Amte, da sein College L. Veturius starb, zurücktreten (*Liv.* XXV, 5 und 6). Zwei Jahre hierauf bekleidete er die Prätur und 205 das Consulat (*Liv.* XXVII, 21; XXVIII, 38). Während sein College P. Scipio die Aufgabe übernahm, die Karthager in Afrika anzugreifen, wurde ihm, da er als Pontifex maximus Italien nicht verlassen durfte, der Krieg gegen den noch in Bruttium stehenden Hannibal übertragen, an dem er sich im folgenden Jahre als Proconsul noch weiter betheiligte (*Liv.* XXVIII, 38; XXIX, 13, 36). Livius (XXX, 1) bezeichnet ihn als einen gewandten Redner und bedeutenden Kenner des Pontificalrechts.

5) P. Licinius Crassus. Er bekleidete 171 das Consulat und wurde mit der Kriegführung gegen Perseus von Macedonien beauftragt, erlitt jedoch in dem ersten Reitertreffen bei Larisa am Peneus eine Niederlage (*Liv.* XLII, 55, 57—61). Nachdem er dieselbe durch einen in der Nähe von Phalanna erfochtenen Sieg wieder gut gemacht, bezog er Winterquartiere in Thessalien, (*Liv.* XLII, 65—67), worauf der neu gewählte Consul A. Hostilius Mancinus an seiner Stelle das Commando übernahm.

6) L. Licinius Crassus, Volkstribun 145. Er soll der erste gewesen sein, welcher das Volk statt auf dem Comitium auf dem Forum versammelte (*Cic.* Sall. 96; *Varro* de re rust. I, 2, 9).

7) P. Licinius Crassus Dives Mucianus, Bruder des P. Mucius Scävola (Consul 133) und adoptirt von P. Licinius Crassus Dives (Nr. 4). Er bekleidete 131 das Consulat und wurde, obwol er zugleich Pontifex maximus war und als solcher Italien nicht verlassen durfte, mit der Eroberung des den Römern vermachten Pergamenischen Reiches, in dessen Besitz sich der Prätendent Aristonikos zu behaupten suchte, beauftragt. Infolge seiner lässigen Kriegführung, bei der er namentlich darauf bedacht war, sich selbst zu bereichern, wurde er zu Beginn des nächsten Jahres bei Leucä überfallen und entging der Gefangenschaft nur durch freiwilligen Tod (*Liv.* epit. LIX; *Justin.* XXXVI, 4; *Strabo* XIV, p. 646). Cicero (Brut. 98 und 127) rühmt ihn als Redner und Rechtsgelehrten. In der griechischen Sprache war er in dem Maße bewandert, daß er sämmtliche Dialekte kannte und den Bundesgenossen in ihrer Landessprache richterlichen Bescheid ertheilen konnte (*Val. Max.* VIII, 7, 6). Hinsichtlich seiner politischen Wirksamkeit verdient bemerkt zu werden, daß er nebst seinem Bruder Scävola und Ap. Claudius Pulcher (Consul 143) dem Tiberius Gracchus die Anregung zur agrarischen Reform gegeben und ihn hierbei mit Rathschlägen unterstützt haben soll (*Plut.* Tib. Gracch. 9; *Cic.* Acad. II, 5, 13). Nach dem Tode des Tiberius Gracchus wurde er an dessen Stelle in die zur Landvertheilung eingesetzte Dreimännercommission gewählt (*Plut.* Tib. Gracch. 21).

8) L. Licinius Crassus, der berühmte Redner. Er wurde geboren 140 und trat bereits 119 gegen C. Papirius Carbo (Consul 120) wegen seiner Theilnahme an den gracchischen Bestrebungen mit einer Anklage auf, der sich Papirius durch das Exil oder durch freiwilligen Tod entzog (*Cic.* Brut. 159 und 103; de orat. III, 74; *Val. Max.* III, 7, 6). Im nächsten Jahre empfahl er die zur Versöhnung des Volkes beantragte Anlage der Colonie Narbo Martius in dem eben um jene Zeit unterworfenen transalpinischen Gallien, welches hiernach Gallia Narbonensis genannt wurde, und leitete selbst die Deduction (*Cic.* Brut. 160; *Vellej.* I, 15). Einige Zeit hierauf bekleidete er in Asien die Quästur und 107 das Volkstribunat (*Cic.* de orat. III, 75; Brut. 160 fg.). Im folgenden Jahre trat er ein für ein von dem Consul Q. Servilius Cäpio beantragtes Gesetz, wonach die Senatoren einen Antheil an der von C. Gracchus den Rittern ausschließlich über-

tragenen Gerichtsbarkeit erhalten sollten; doch gelang es nicht, diesen Antrag durchzubringen (*Cic.* Brut. 161). Im J. 103 wurde er mit Q. Mucius Scävola zum curulischen Aedilen gewählt und gab mit demselben prachtvolle Spiele (*Cic.* de off. II, 57; Verr. IV, 133). Als im J. 100 der Volkstribun Saturninus das Capitol besetzte und die Consuln durch das senatus consultum ultimum den Auftrag erhielten, den Staat zu retten, griff er ebenso wie viele andere Senatoren zu den Waffen (*Cic.* Rab. perd. 26). In seinem Consulat, welches er 95 bekleidete, gab er mit seinem Collegen P. Scävola ein Gesetz, durch welches die Bürger anderer Gemeinden, die sich widerrechtlich als römische Bürger gerirten, mit einem strengen gerichtlichen Verfahren bedroht wurden (*Ascon.* p. 67; *Cic.* Balb. 48). Bald darauf führte er mit Erfolg einen berühmt gewordenen Erbschaftsproceß für M. Curius, bei welchem Q. Scävola, damals der größte Rechtsgelehrte, die Sache des Gegners verfocht. Im J. 92 verwaltete er die Censur mit Cn. Domitius Ahenobarbus und erließ mit demselben gemeinsam ein Edict, durch welches den lateinischen Rhetoren der Unterricht untersagt wurde (*Gell.* noct. Att. XV, 11). Als im nächsten Jahre der Volkstribun M. Livius Drusus ein umfassendes Coloniegesetz und die Rückgabe der Gerichtsbarkeit an den durch 300 Ritter zu verstärkenden Senat beantragte, trat Crassus bei einer am 13. September im Senat gehaltenen Berathung mit großer Wärme hierfür ein und hielt gegen den die Anträge des Livius bekämpfenden Consul L. Marcius Philippus eine fulminante Rede. Durch die Aufregung und Anstrengung zog er sich jedoch eine Lungenentzündung zu, der er am siebenten Tage nach jener Sitzung erlag (*Cic.* de orat. III, 1, 1 fg.).

9) C. Licinius Macer. Im J. 73 bekleidete er das Volkstribunat, in welchem er das Volk in einer feurigen Rede dazu aufforderte, die von Sulla neu begründete Herrschaft der Optimaten zu brechen und die von ihm geschmälerten Befugnisse des Tribunats wieder herzustellen. Er schrieb ein ziemlich umfangreiches, in lateinischer Sprache abgefaßtes Geschichtswerk (annales), welches die Geschichte Roms von den Anfängen der Stadt bis auf seine eigene Zeit hinab behandelte und häufig von Livius und Dionys von Halikarnaß benutzt wurde. Einige Zeit nach seinem Tribunat gelangte Macer zur Prätur, worauf er als Proprätor eine Provinz verwaltete. Nach seiner Rückkehr wurde er wegen Erpressungen angeklagt und unter dem Vorsitz des M. Tullius Cicero verurtheilt. Noch bevor der Spruch des Gerichts verkündigt wurde, entleibte er sich aus Verzweiflung. (*Cic.* Att. I, 4, 2; *Val. Max.* IX, 12, 7.)

10) C. Licinius Macer Calvus, Sohn des Vorigen. Er war bedeutend als Redner und Dichter und mit Catull befreundet, der einige Gedichte an ihn richtete.

11) L. Licinius Lucullus, der von 74—67 mit Mithridates Krieg führte. Seine militärische Laufbahn begann im Marsischen Kriege (90—88 v. Chr.), in welchem er sich durch persönlichen Muth auszeichnete (*Plut.* Lucull. 1). Hierauf diente er im ersten Mithridatischen Krieg unter Sulla als Proquästor mehrere Jahre in Griechenland und Asien. Während der Belagerung Athens (87) sammelte er in Sulla's Auftrag eine Flotte, mit der er zwei Seeschlachten, bei Lekton in Troas und bei Tenedos, gewann. Die Gelegenheit, mit Hülfe des marianischen Legaten Fimbria den Krieg zu beendigen, ließ er indessen unbenutzt, da er nur für Sulla siegen wollte (*Plut.* Luc. 3). Nach seiner Rückkehr bekleidete er im J. 79 mit seinem Bruder Marcus zusammen die curulische Aedilität, in welcher beide glänzende Spiele veranstalteten (*Plin.* n. h. VIII, 7, 7). Zwei Jahre hierauf wurde er Prätor und verwaltete sodann als Proprätor die Provinz Afrika, wobei er sich durch seine Gerechtigkeit Achtung erwarb (*Cic.* Acad. II, 1, 2). Im J. 74 wurde er Consul mit M. Aurelius Cotta und trat als solcher den auf Beseitigung der sullanischen Verfassung gerichteten Bestrebungen entgegen. Als noch im nämlichen Jahre ein neuer Krieg mit Mithridates ausbrach, erhielten die beiden Consuln den Oberbefehl. Während Lucullus mit 30,000 Mann und 1600 Reitern durch Phrygien in das Pontische Reich eindringen sollte, fiel seinem Collegen die Aufgabe zu, die römische Provinz Asien und Bithynien zu decken. Als aber Lucullus nach Galatien vorgerückt war, erhielt er die Nachricht, daß Cotta bei Chalkedon von Mithridates zu Wasser und zu Lande geschlagen und nunmehr in der Stadt eingeschlossen sei. Lucullus eilte herbei und entsetzte seinen Collegen, worauf der König sich zu Beginn des nächsten Jahres zur Belagerung von Kyzikos wandte, die er jedoch, da Lucullus ihm die Zufuhr zu Lande abschnitt, ebenfalls aufgeben mußte. Nachdem Lucullus noch einen Theil der feindlichen Flotte bei der Insel Tenedos geschlagen, schritt er seinerseits zum Angriff auf das Pontische Königreich, welches er noch im Laufe des J. 73 zu einem großen Theile eroberte. Mittlerweile sammelte Mithridates, namentlich durch Werbungen aus dem Skythenlande, ein ansehnliches Heer, doch wurde dasselbe in der im folgenden Jahre gelieferten Schlacht bei Kabira vernichtet. Der König flüchtete nach Kleinarmenien zu seinem Schwiegervater Tigranes, der zunächst jedoch nicht geneigt war, ihm Beistand zu leisten. Lucullus brachte seinerseits die nächsten beiden Jahre (72—70) damit zu, die Küstenstädte Amisos, Sinope, Amastris, Tios und Herakles, die den hartnäckigsten Widerstand leisteten, zu bezwingen. Durch die von ihm gestellte Forderung, den Mithridates auszuliefern, wurde aber nunmehr Tigranes zum Kriege genöthigt. Im Frühling 69 rückte Lucullus über den Euphrat in Armenien ein und schritt zur Belagerung von Tigranocerta. Ein von dem König herbeigeführtes Entsatzheer von mehr als 200,000 Mann erlitt am 6. Oct. 69 (nach dem altrömischen Kalender) am Flusse Nicephorius eine völlige Niederlage, worauf die Stadt sich ergeben mußte. Der König verzweifelte nach diesen Erfolgen der Römer an einer weitern Fortführung des Kriegs, doch veranlaßte ihn Mithridates zu neuen Rüstungen. So sah sich Lucullus, obwol die Soldaten sich nach einer Beendigung des Krieges sehnten, im Sommer 68 zum Weitermarsch gegen die in

Hocharmenien liegende Hauptstadt Artaxata genöthigt, doch wurde er durch den frühen Eintritt des Winters und eine Meuterei seiner Soldaten genöthigt, sich nach dem wärmeren armenischen Mesopotamien zu wenden, dessen Hauptstadt Nisibis er in einer stürmischen Nacht durch einen glücklichen Ueberfall eroberte. Während aber hier die Römer Winterquartiere bezogen, wurden ihre rückwärtigen Verbindungen von den Feinden bedroht. Im nächsten Jahre gelang es sogar dem Mithridates, sein ganzes Pontisches Reich wieder zu erobern, worauf der Oberbefehl dem Lucullus entzogen und dem M. Acilius Glabrio übertragen wurde, der seinerseits im nächsten Jahre dem Pompejus weichen mußte. (Man vergleiche über den Feldzug des Lucullus hauptsächlich *Plut.* Luc. 7—37.) Derselbe erklärte die von Lucullus getroffenen Anordnungen für ungültig, wogegen später Lucullus nach der Rückkehr des Pompejus im Senat sich einer Genehmigung der von diesem getroffenen Einrichtungen widersetzte. Durch politische Parteikämpfe verzögerte sich der Triumph des Lucullus bis zum J. 63, wurde aber hierauf mit großem Glanze begangen. Dem von Cäsar im J. 59 beantragten Ackergesetz, welches eine Versorgung der Veteranen des Pompejus bezweckte, leistete Lucullus vergeblichen Widerstand (*Plut.* Pomp. 48). Er zog sich hierauf vom politischen Leben zurück und starb bald nachher noch vor dem Mai des Jahres 56 (vgl. *Cic.* de har. resp. 9). — Er besaß einen bedeutenden Reichthum, mit welchem er nach der Rückkehr vom Mithridatischen Kriege einen bisher nicht dagewesenen Luxus entfaltete. Endlich verdient noch erwähnt zu werden, daß er in seiner Jugend eine Geschichte des Marsischen Kriegs in griechischer Sprache verfaßte (*Plut.* Luc. 1). Mit ihm stand in naher Beziehung

12) A. Licinius Archias aus Antiochia in Syrien, der sich als Dichter einen bedeutenden Ruf erwarb. Er kam 102 v. Chr. nach Rom, wo er in den ersten Familien Zutritt fand und zu dem Hause der Luculler in ein enges Verhältniß trat. Durch Verwendung des L. Lucullus, dessen Vater in dem mit Rom föderirten lucanischen Heraklea im Exil lebte, erhielt er von dieser Stadt noch vor dem Ausbruch des Marsischen Krieges (90 v. Chr.) das Bürgerrecht. Als nun im J. 89 durch ein von den Volkstribunen M. Plautius Silvanus und C. Papirius Carbo beantragtes Gesetz allen denjenigen, die in einer föderirten Stadt das Bürgerrecht erlangt hatten, auch das römische Bürgerrecht unter gewissen Bedingungen zugestanden wurde, meldete sich Archias bei dem ihm befreundeten Prätor Q. Metellus Pius und wurde in die Bürgerliste eingetragen. Da er indessen wegen Abwesenheit von Rom, indem er den Lucullus im ersten und im dritten Mithridatischen Kriege begleitete, niemals hatte censirt werden können, so wurde er auf Betreiben der dem Lucullus feindlichen pompejanischen Partei im J. 62 wegen widerrechtlicher Anmaßung des Bürgerrechts angeklagt, jedoch von Cicero in der noch erhaltenen Rede pro Archia mit Erfolg vertheidigt.

13) L. Licinius Murena, der im J. 62 mit D. Junius Silanus zusammen das Consulat bekleidete. Vor seinem Amtsantritt wurde er von seinem unterlegenen Mitbewerber, dem berühmten Juristen Ser. Sulpicius Rufus, dem sich der designirte Volkstribun M. Porcius Cato anschloß, wegen Amtserschleichung angeklagt, aber auf die Vertheidigung des Crassus (Nr. 14), Hortensius und Cicero (in der erhaltenen Rede pro Murena) freigesprochen. In seinem Consulat gab er gemeinsam mit seinem Collegen Silanus ein Gesetz, durch welches verboten wurde, neue Gesetze ohne das Beisein von Zeugen in das zur Aufbewahrung der Gesetzestafeln dienende Aerar zu bringen, wodurch Fälschungen vorgebeugt werden sollte (vgl. Schol. Bob. zu *Cic.* Sest. p. 310).

14) M. Licinius Crassus, der Triumvir. Sein Vater P. Licinius Crassus Dives (Consul 97) wurde bei der im J. 87 stattgehabten Erhebung der marianischen Partei verfolgt und entzog sich den Nachstellungen durch einen freiwilligen Tod. Der damals fast dreißigjährige Marcus blieb, wahrscheinlich weil man keinen Vorwand hatte, ihn zu tödten, verschont, flüchtete jedoch bei der allgemein herrschenden Furcht im J. 85 nach Spanien, wo er sich in einer Höhle auf dem Landgute des ihm befreundeten Vibius Paciäcus verbarg (*Plut.* Crass. 4 und 5). Nach der im J. 84 erfolgten Ermordung Cinna's verließ er sein Versteck und warb in Spanien 2500 Mann, mit denen er nach Afrika übersetzte und sich im nächsten Jahre dem nach Italien zurückkehrenden Sulla anschloß. Dies führte ihn zum ersten male mit seinem späteren Nebenbuhler Pompejus zusammen, der in Picenum für Sulla drei Legionen warb. Beide siegten im J. 82 gemeinschaftlich über Carbo's Legaten Albius Carrinas bei Spoletium in Umbrien, worauf Crassus die umbrische Colonie Tuder eroberte. In der am 1. November vor den Thoren Roms gelieferten Entscheidungsschlacht führte er als Befehlshaber des rechten Flügels den Sieg herbei (*Plut.* Crass. 6). Bei den hierauf von Sulla veranstalteten Proscriptionen erstand er viele Güter für einen geringen Preis. Hierdurch, sowie durch Wucher und schmuzige Speculationen brachte er sein ererbtes Vermögen, welches 300 Talente betrug, auf 7100 Talente (*Plut.* Crass. 2). In der nächsten Zeit wußte sich Crassus durch eine ausgedehnte Sachwalterthätigkeit beim Volke beliebt zu machen. Als im J. 73 der Sklavenkrieg ausbrach und die Römer nach zweijähriger Kriegführung des Feindes nicht Herr zu werden vermochten, bewarb sich Crassus um die Prätur, die damals niemand bekleiden mochte, um nicht das verantwortungsvolle Commando zu erhalten, und übernahm den Oberbefehl. Nachdem er die arg gelockerte Kriegszucht hergestellt, vernichtete er nach mannichfachen Wechselfällen in einer großen, in Lucanien gelieferten Schlacht die Gallier und Germanen, die sich vom Hauptheere getrennt hatten, und hierauf in einer zweiten Schlacht, die ebenfalls in Lucanien stattfand, die unter Spartacus stehende Hauptmacht. Er mußte indessen dem damals vom Sertorianischen Kriege zurückkehrenden Pompejus es überlassen, einen Theil der geflüchteten Heeresträmmer aufzufangen, was demselben Veranlassung gab, sich einen wesentlichen Antheil an der Beendigung des Krieges

zuzuschreiben. Beide bekleideten hierauf im J. 70 das Consulat, zu welchem Crassus durch die von ihm nachgesuchte Unterstützung des Pompejus gelangte. Durch ein von ihnen gemeinsam beantragtes Gesetz wurde das Volkstribunat, welches Sulla auf seine ursprünglichen Befugnisse reducirt und in ein Abhängigkeitsverhältniß zum Senat gebracht hatte, in seinem vollen Umfang wieder hergestellt (*Vell.* II, 30; *Sall.* Cat. 38).

In den nächsten Jahren wandte sich Crassus wiederum der Sachwalterthätigkeit zu, worauf er im J. 65 mit Q. Lutatius Catulus zusammen die Censur bekleidete. Während der von 66 bis 63 sich hinziehenden Catilinarischen Verschwörung wurde er von der Senatspartei der Mitwissenschaft verdächtigt, obwol er doch schon im Hinblick auf seinen Reichthum, dessen Verlust er bei einem Gelingen des Planes befürchten mußte, am wenigsten hierfür Interesse haben konnte. Das wenig entgegenkommende Verhalten der Optimatenpartei gegen den aus Asien im Januar 61 zurückgekehrten Pompejus, der weder Ackerassignationen für seine Veteranen, noch die Bestätigung der von ihm in Asien getroffenen Anordnungen erlangen konnte (vgl. Nr. 11), sowie der Wunsch Cäsar's, im J. 59 das Consulat zu bekleiden, führte, nachdem Cäsar eine Versöhnung zwischen Pompejus und Crassus, die bisher auf gespanntem Fuße standen, bewirkt hatte, im J. 60 zu einem Bündniß zwischen den drei genannten Männern, welches unter dem Namen des Ersten Triumvirats bekannt ist. Die Macht dieses Bundes, welcher den Theilnehmern die thatsächliche Herrschaft über den römischen Staat sichern sollte, wurde durch den dem Crassus zu Gebote stehenden Reichthum wesentlich verstärkt. Eine abermalige Spannung zwischen Pompejus und Crassus, die im Februar des Jahres 56 ihren Höhepunkt erreichte, und ein Versuch der Optimatenpartei, das von Cäsar im Interesse der Veteranen des Pompejus gegebene Ackergesetz rückgängig zu machen, veranlaßte die Triumvirn im April 55 zu einer Conferenz in Luca in Etrurien, in welcher durch Cäsar eine Aussöhnung zwischen Pompejus und Crassus bewerkstelligt und ein Plan zu weiterem gemeinschaftlichen Handeln entworfen wurde. Während Cäsar in Gallien verblieb, wußten Pompejus und Crassus für das Jahr 55 ihre Wahl zu Consuln unter Beihülfe cäsarianischer Soldaten durchzusetzen. Durch ein sodann auf Veranlassung der beiden Consuln von dem Volkstribunen C. Trebonius beantragtes Plebiscit wurde dem Crassus Syrien, dem Pompejus die beiden Spanien auf fünf Jahre übertragen, worauf die Consuln selbst für Cäsar eine fünfjährige Verlängerung seiner Statthalterschaft in den beiden Gallien und Illyrien durchsetzten. Noch vor dem Ablauf seines Amtsjahres verließ Crassus Rom, um einen Feldzug gegen die Parther, bei dem er sich zu bereichern und militärische Lorbern zu ernten hoffte, zu beginnen. Indem er jedoch die Operationen zu lässig betrieb und seine Zeit hauptsächlich darauf verwandte, in Syrien Städte und Tempel zu berauben und von den Provinzialen Geld zu erpressen, ermöglichte er es dem anfänglich überraschten Feind, ein den Römern an Zahl überlegenes Heer zu sammeln, welches ausschließlich aus theils mit schweren Stoßlanzen, theils mit Pfeil und Bogen ausgerüsteter Reiterei bestand. Nachdem Crassus endlich im Frühjahr 53 bei Zeugma den Euphrat überschritten, kam es am 4. Mai des Julianischen Kalenders (nach dem altrömischen Kalender am 7. Juni) bei Karrhä in Mesopotamien zu einer Schlacht, in der das römische, hauptsächlich aus schwerem Fußvolk bestehende Heer von der durch die Ebene begünstigten feindlichen Reiterei, die es mit einem Hagel von Geschossen überschüttete, fast völlig vernichtet wurde. Mit den ihm noch gebliebenen Heerestrümmern rettete sich Crassus nach Karrhä, sah sich jedoch am folgenden Tage, wahrscheinlich durch Mangel an Lebensmitteln, genöthigt, diese Stadt zu verlassen und die Richtung nach den armenischen Bergen, wo er vor weiteren Angriffen der feindlichen Reiterei sicher gewesen wäre und an dem mit den Römern verbündeten König Artavasdes einen Rückhalt gefunden haben würde, einzuschlagen. Aber bereits am nächsten Tage (6. Mai) wurde er von seinen erschöpften und demoralisirten Soldaten gezwungen, Unterhandlungen mit den Parthern anzuknüpfen und hierbei hinterlistigerweise getödtet. Sein Kopf wurde dem König Orodes überbracht, der ihm nach einer mehrfach begegnenden Ueberlieferung geschmolzenes Gold in den Mund gießen ließ (*Florus* I, 46, 11; *Serv.* zu *Verg.* Aen. VII, 607; *Dio* XL, 27. Ueber den ganzen Feldzug vgl. *Plut.* Crass. 17—33).

15) M. Licinius Crassus Mucianus. Derselbe war durch Adoption aus dem Geschlechte der Mucier in das der Licinier übergegangen und wurde vom Kaiser Claudius (41—54 n. Chr.) mit der Statthalterschaft Syriens beauftragt, die er bis zum Tode Galba's (69 n. Chr.) behielt. Hierauf schloß er sich dem Otho an und bestimmte nach dem Tode desselben den Vespasian, welcher Judäa verwaltete, dem nunmehr zum Throne gelangten Vitellius als Prätendent entgegenzutreten. Während Vespasian sich noch in Palästina und Aegypten aufhielt, um die dortigen Angelegenheiten zu ordnen, rückte Mucianus in Gemeinschaft mit einem andern dem Vespasian ergebenen Heerführer, Antonius Primus, gegen Rom, wo nunmehr Vitellius während des Eindringens der feindlichen Legionen ermordet wurde. In der folgenden Zeit bekleidete Mucianus dreimal das Consulat (vgl. *Plin.* n. h. VIII, 6). Auch war er literarisch thätig, indem er mit großem Eifer Briefe und Memoiren sammelte und herausgab und ein naturhistorisches, von Plinius vielfach benutztes Werk verfaßte.

(L. Holzapfel.)

LICINIUS der Aeltere, römischer Kaiser (reg. 307 bis 323, gest. 324). Wenn auch dieser Imperator weder als Mensch (der Grundzug seines Charakters ist ja ein derber Realismus) noch als Staatsmann Sympathien zu erwecken vermag — mit den weltbewegenden religiösen Ideen seiner Zeit glaubte er, ein Sklave der Eingebungen des Augenblicks, sich mit einer Art von gewöhnlichster Bauernklugheit abfinden zu können —, so verdienen doch seine unleugbaren großen militärischen Verdienste (er

gehört zu den «rettenden» illyrischen Soldatenkaisern», sowie die thatsächliche Rolle, die er bei dem Ausgleich zwischen der alten und neuen Religion gespielt hat, die Aufmerksamkeit weiterer gebildeter Kreise.

Licinius stammte aus einer illyrischen Bauernfamilie und wurde in der (späteren) mösischen Provinz Dacia nova um 250 geboren (s. meine Ausführungen im «Philologus», Bd. 36, S. 614—619). Antoniades («Kaiser Licinius» S. 40 fg. und Anm. 3 das.) verwirft freilich diese Chronologie als «willkürlich» und entscheidet sich etwa für 260 als Geburtsjahr des Kaisers, eine Datirung, die mindestens ebenso willkürlich begründet wird und welcher überdies der historische Zusammenhang widerspricht. Licinius war stets der Waffengefährte des Galerius, der jedenfalls schon in der vortrefflichen militärischen Schule des Kaisers Probus (reg. 276—282) sich die Sporen verdiente (vgl. *Lactantius*, mortes, ed. H. Hurter, c. 20, 32; *Zosimus*, II, 11; *Eutrop.* breviar. X, 4 [3]; *Vopiscus*, Probus, c. 22).

Ueber das Vorleben unseres Licinius läßt sich aus den römischen Quellen, abgesehen von seiner bäuerischen Abstammung und Erziehung (s. *Eutrop.* X, 4 [3], Anon. Val., ed. Gardthausen, Nr. 13; *Victor. jun.* epitome, c. 41, Nr. 9; *Socrates*, hist. eccl. I, c. 2), im wesentlichen nur so viel ermitteln, daß er bei seinem Regierungsantritt auf eine lange ehrenvolle militärische Laufbahn zurückblicken konnte. An der Seite seines Landsmannes und Freundes Galerius erwarb sich der Bauernsohn unter den glorreichen Auspicien der illyrischen Kaiser Probus und Diocletian nebst Mitregenten (reg. 284—305) und höchst wahrscheinlich schon seit Aurelian (reg. 270—275) in zahlreichen Feldzügen allmählich den wohlbegründeten Ruhm eines erfahrenen, hervorragend tüchtigen Feldherrn (s. *Zosim.* II, 11; *Socrates* I, 2; *Victor sen.* de Caess. c. 40, Nr. 8; *Eutrop.* X, 4 [3]; *Lactant.* c. 20, «habebat ipse [sc. Galerius] Licinium veteris contubernii amicum et a prima militia familiarem», c. 32). Kein Wunder also, daß der als treu und fähig bewährte Waffenbruder der vertraute Berather des Kaisers Galerius während dessen ganzer Regierungszeit bis zur eigenen Ernennung zum Mitregenten (293—307) war (s. *Lactant.* c. 20: «. . . . cujus [sc. Licinii] consiliis [sc. Galerius] ad omnia regenda utebatur»). Uebrigens gedenken die römischen Autoren der ruhmvollen Vergangenheit des Licinius durchweg blos im allgemeinen. Nur Eutropius (X, c. 4 [3]) erwähnt ausdrücklich und speciell die hervorragend verdienstliche Theilnahme des späteren Augustus an dem glorreichen persischen Feldzuge des Galerius vom Jahre 297: «Licinius, in bello quod (Galerius) adversus Narseum gesserat strenuis laboribus et officiis acceptus.»

Am 11. Nov. 307 ernannte der Kaiser Galerius seinen bewährten Freund Licinius auf dem Kaisertage zu Carnuntum (in Pannonien) in Gegenwart und mit Genehmigung des (seit 1. Mai 305) abgedankten Kaisers Diocletian zum Mitregenten und Augustus des Westens. Da aber Italien und Afrika thatsächlich in der Gewalt des Usurpators Maxentius (reg. 306—312) waren, und Konstantin über Gallien, Spanien und Britannien gebot, so erhielt Licinius als Verwaltungsbezirk einstweilen die pannonische Diöcese (im Sinne der diocletianischen Provinzialeintheilung von c. 297), d. h. Pannonien im engern Begriffe, Dalmatien und Noricum (s. meine Ausführungen im «Philologus», Bd. 36, S. 619—626). Im J. 311, nach dem Tode des Kaisers Galerius, bemächtigte sich Licinius auch des übrigen sogenannten illyrischen Dreiecks bis zum Bosporus (s. *Lactant.* c. 35, 36; *Zosim.* II, 11), und seit Sommer 313, nach Besiegung des Tyrannen Maximin II. Daja gebot er auch über Kleinasien, Syrien, Aegypten und Mesopotamien, also über den gesammten Orient. So gewaltige Erfolge verdankte der Monarch zum großen Theil seinem Doppelbündniß mit Konstantin und den Christen und seinem Antagonismus gegen Maximin, den brutalsten aller Christenverfolger; auf beides ist jetzt näher einzugehen.

Schon in seiner ersten Regierungsepoche (307—311), mehr noch seit 311 und vollends in den Jahren 313 und 314 gerirte sich Licinius genau wie sein Schwager Konstantin als wohlwollenden Freund und Beschützer des Christenthums. Gleich anfangs, d. h. 307—311, bewilligte er seinen christlichen Unterthanen wenigstens factische Duldung (vgl. *Lact.* c. 1, 45 fg. 52 mit *Euseb.* hist. eccl. IX, c. 9, Nr. 1, 12, c. 11, Nr. 9, X, c. 4, Nr. 16, Mart. Palaest. c. 13). Sodann unterzeichnete er nebst Konstantin das Toleranzedict, wodurch der sterbende Kaiser Galerius selber, der alte Christenfeind, die Verfolgung aufhob und das Christenthum als religio licita anerkannte (*Lact.* mortes c. 34, 35; *Eus.* h. e. VIII, 17; Mart. Pal. c. 13; vita Constant. I, 57; Anon. Vales. §. 8). Freilich war diese Toleranz an lästige Bedingungen geknüpft; dieselben sind im allgemeinen angedeutet durch die Worte «ita ut ne quid contra disciplinam agant», und waren jedenfalls im einzelnen namhaft gemacht in der in unserm Religionsgesetz selber verheißenen Instruction an die Richter, worüber sogleich mehr. Indeß brachten Konstantin und Licinius das Duldungsdecret in großmüthiger Weise zur Ausführung. Maximin, der es für bedenklich hielt, das Dreikaiser-Edict völlig zu ignoriren, ertheilte seinem Prätorialpräfecten Sabinus den blos mündlichen Auftrag, das Aufhören der officiellen Verfolgung zu veranlassen. Aber nach kaum sechs Monaten ließ der Wortbrüchige die Verfolgung in anderer Form wieder aufleben; er untersagte abermals den öffentlichen Gottesdienst der Christen und befahl, die Gläubigen, da Hinrichtungen nicht mehr statthaft waren, zu verstümmeln (s. *Lact.* c. 36; *Eus.* h. e. IX, 9, Nr. 1—7). Die verbündeten Kaiser Konstantin und Licinius übersandten im Sommer 312 dem orientalischen Tyrannen das Dreikaiser-Edict von 311 mit dem gemessenen Ersuchen, demselben endlich mit seiner Unterschrift beizutreten. Maximin verstand sich jetzt widerwillig zur Veröffentlichung eines mit dem Galerius'schen Decret übereinstimmenden Rescriptes, worin er jede Belästigung der

Anhänger Jesu verbot, ohne ihnen aber zu erlauben, Kirchen zu bauen und irgendwie ihren Gottesdienst feierlich zu begehen (s. *Eus.* h. e. IX, c. 9. Nr. 12, 13, IX, c. 10; *Lact.* c. 37). Nach einer vielfach verbreiteten Meinung, der unter andern Neander, Ernst von Lasaulx («Untergang des Hellenismus», S. 22 fg.) und mit besonderer Vorliebe Th. Keim huldigten, hätten Konstantin und Licinius, bestürzt über das die alte Staatsreligion mit völliger Vernichtung bedrohende Ergebniß des Toleranzedictes von 311, im Frühjahr 312 ein neues Religionsgesetz erlassen und darin die Duldung des Christenthums mit einer Reihe modificirender Beschränkungen umgeben. Jüngst hat sich Antoniades (S. 79—81) das Verdienst erworben, dieses sogenannte zweite Toleranzedict vom J. 312 als apokryphes Document zu entlarven. Das im Mailänder Edict von 313 erwähnte frühere kaiserliche Schreiben (scripta, litterae) spielt lediglich auf das im Edict von 311 verheißene (später verloren gegangene) private kaiserliche Rundschreiben an die Richter an (*Lact.* c. 34: «alia autem epistola significaturi sumus, quid debeant observare»). Hilgenfeld (Anzeige des neuhellenischen Licinius, s. u.) hat Antoniades' unwiderleglicher Beweisführung mit Fug zugestimmt und dieselbe vielfach ergänzt. — Nachdem Konstantin im October 312 den Tyrannen Maxentius an der milvischen Brücke besiegt hatte und nun auch Herr von Italien und Afrika geworden war, begab er sich im Winter 312/13 nach Mailand. Dorthin kam auch Licinius, um aus der Hand des kaiserlichen Bruders seine Gemahlin Konstantia entgegenzunehmen (vgl. *Lact.* c. 45, 48; *Eus.* h. e. X, 8, vita Const. I, 49, 50; *Zos.* II, 17). Hierauf erließen beide Machthaber das berühmte Mailänder Edict, welches, die bisherige Duldung des Christenthums weit überbietend, dasselbe als völlig gleichberechtigt mit der alten Staatsreligion anerkannte (*Lact.* c. 48; *Eus.* h. e. X, 5). Dieses Freiheitsdecret sollte bald auch in den Staaten Maximin's Geltung erlangen. Nachdem nämlich dieser Monarch im Frühling 313 das licinianische Reich mit bewaffneter Macht überfallen hatte, wurde er am 30. April von dem rasch zur Vertheidigung herbeigeeilten Gegner zwischen Adrianopel und Parinth (Heraclea) im südlichen Thracien besiegt und zur Flucht in das Innere seines Reiches, nach Kappadocien, gezwungen (*Lact.* c. 45—48; *Eus.* h. e. IX, c. 10, Nr. 2—4, vita Const. I, 58; *Zos.* II, 17; *Eutrop.* X, 4 [3]; *Victor sen.* Caess. c. 41, Nr. 1; Anon. Val. c. 5, §. 13; *Oros.* VII, 28). Schon am 13. Juni ließ Licinius in Nicomedien das Mailänder Edict auch für die bisherigen Staaten Maximin's publiciren (*Lact.* c. 48). Nachdem der gedemüthigte Fürst nothgedrungen versucht hatte, durch ein umfassendes Toleranzedict die Christen zu versöhnen, erlag er bald nachher in Cilicien einer plötzlichen Krankheit (s. *Lact.* c. 49; *Eus.* h. e. IX, c. 10, Nr. 2—4, vita Const. I, 58, 59; *Rufin.* hist. eccl. IX, c. 10; *Hieron.* chron. ed. Migne, S. 585 fg.; *Oros. Zos. Eutrop.* l. c.; *Victor. sen.* c. 41, Nr. 1; *Vict. jun.* c. 40, Nr. 8). Sein Tod gab den gesammten Orient bis zum Tigris in die Gewalt des Licinius, und das Edict von Mailand-Nicomedien galt jetzt in der gesammten römischen Welt unverkürzt. Der «gottgeliebte» Christenfreund Licinius — nach der christlichen Legende hat ihn im Kampfe gegen Maximin gar ein Engel ein übrigens monotheistisch gehaltenes Schlachtgebet gelehrt (vgl. *Lact.* c. 46)! — rottete nach der Besitzergreifung des Orients in erbarmungsloser Herrschsucht die Familien der Kaiser Diocletian, Galerius (seiner Wohlthäter!), Severus und Maximin bis auf die jüngsten Sprößlinge aus. Er befleckte seine Hände mit dem Blute der unschuldigen Kinder des gestürzten Tyrannen, eines Knaben und eines Mädchens von etwa acht Jahren (Sommer 313). Die Hinrichtung der Schwiegermutter (Prisca), des 15jährigen Sohnes (Candidianus) und der Witwe (Valeria) seines alten Freundes Galerius (314, spätestens im September, zu Thessalonich) kann vor dem Forum der durch Humanität erleuchteten Vernunft nur als eine entsetzliche That des schwärzesten Undanks erscheinen (s. *Eus.* h. e. IX, c. 11, Nr. 7, 8; *Lact.* c. 50, 51). Anders die christlichen Zeitgenossen Eusebius und Lactanz: mit unverkennbarem Frohlocken erblicken sie in den Blutscenen der Jahre 313 und 314 ein göttliches Strafgericht für die langjährige Christenverfolgung; der «gottgeliebte» Licinius ist ihnen das erhabene Werkzeug der Vorsehung, der göttlichen Strafgerechtigkeit (s. *Eus.* h. e. IX, c. 11, Nr. 9; *Lactant.* c. 50). Das Motiv der bisherigen, eminent kirchenfreundlichen Haltung des Licinius waren nicht etwa monotheistische Sympathien für die Religion der Zukunft, seiner angeblichen Christlichkeit zu geschweigen. Licinius, der Feind der Geistesbildung, der Freund des Mammons und der Weiber (s. *Aur. Victor jun.* epit. c. 41, Nr. 8 und meine «Licinianische Christenverfolgung», S. 72—75, 92—103), der Würgengel der Dynastie seines Freundes und Wohlthäters Galerius, überhaupt eine derb realistische Natur, war von religiöser Speculation weit entfernt; seine Gründe waren, wie schon angedeutet, rein äußerliche (politische) Gründe: in erster Linie der Antagonismus gegen Maximin und in Zusammenhang hiermit das Bündniß mit Konstantin. Freilich schließt der Charakter des Licinius — seine schlimmen Eigenschaften scheinen übrigens in seinen ersten Regierungsjahren (307—311) weniger hervorgetreten zu sein (vgl. Antoniades S. 43) — einiges Verdienst um das Reich nicht aus: er hat sich mit Wärme der ländlichen Bevölkerung angenommen (*Vict. jun.* epit. c. 41, Nr. 9), auch das Gedeihen der Städte gefördert (vgl. Libanii oratio pro templis, opp. ed. Reiske II, S. 161), unter andern die ärmern Stadtbewohner von einer überaus drückenden Kopfsteuer befreit im J. 313 (s. Cod. Theod. XIII, 10, 2). Der jüngere Victor erkennt noch an, daß Licinius, der erfahrene tüchtige Feldherr im Stile eines Probus und Diocletian, strenge Disciplin im Heere handhabte und das Eunuchengezücht bei Hofe, «die Motten und Spitzmäuse des Palastes», energisch in seine Schranken zurückwies.

Die Eintracht der beiden verschwägerten Machthaber war nicht von Dauer. Bereits im October 314 standen sich die bisherigen Verbündeten als offene Feinde gegen-

über. Schon Ende 314 bei Cibalä in Pannonien und in der mardischen Ebene nach heißem Ringen von Konstantin ehrenvoll besiegt, mußte Licinius seine illyrischen Provinzen mit Ausnahme von Untermösien, Kleinskythien und Thracien mit der militärisch tüchtigsten Bevölkerung des Reiches dem erbarmungslosen Gegner überlassen und zu dessen Gunsten sein diocletianisches Adoptionssystem mit dem Princip der Erbfolge vertauschen; die Hinrichtung oder doch die Beseitigung des Cäsars Valens, den Licinius nach der Schlacht bei Cibalä zum Mitregenten ernannt hatte, war die erste Bedingung des Friedensvertrages (s. *Zosim.* II, 18, 19; Anon. Vales. §. 16—18; *Victor sen.* Caess. c. 41. Nr. 5; *Petrus Patricius*, Excerpta de legationibus, Bonnae 1829, §. 13; Fasti Idatii, ed. Galland. Bibliotheca vet. patr. X. S. 338 «Volusiano II et Anniano coss.»). Am 1. März 317 mußte Licinius in Consequenz des Friedensvertrages mit dem überlegenen Nebenbuhler ganz im Sinne des Princips der Erbfolge die Succession regeln: zwei Söhne des abendländischen Herrschers, Crispus, bereits ein herangereifter Jüngling, und Konstantin II., der erst wenige Tage vorher geboren war, und Licinius' Sohn Licinianus, ein Kind von 20 Monaten, wurden zu Cäsaren ernannt (s. *Eutrop.* X. 5 [4]; *Zosim.* II, c. 20, 22; Anon. Vales. §. 18, 19, Fasti Idat. «Gallicano et Basso coss.», 317; *Vict.* epit. c. 41, Nr. 4, 5; *Vict.* Caess. c. 41, Nr. 5—7; *Sozom.* h. e. I, c. 2, 6; Eusebius übergeht den Feldzug von 314!). Seitdem war, wenn auch äußerlich wieder Friede und Freundschaft bestand, der Conflict der Imperatoren ein unheilbarer und mußte consequent auch Licinius' Beziehungen zur Kirche gefährden; doch blieb vorerst noch der Friede erhalten. Aber bald (frühestens seit 316) entlud der morgenländische Augustus, der kurzsichtige Staatsmann, seinen berechtigten Groll gegen den Schwager auf die schuldlosen Christen, und begann seinen christlichen Unterthanen die von ihm selbst bewilligte Religionsfreiheit wieder im Wege der Chicane durch eine Reihe von kleinlichen Maßregeln zu verkümmern, «dabei nur allmählich zu erheblicheren Verfolgungsacten fortschreitend, sodaß 316 die ersten Spuren, erst 321 der volle Ausbruch des Licinius-Sturmes erfolgte» (vgl. Hilgenfeld, Anzeige meiner «Licinianischen Christenverfolgung», [s. u.] S. 161 fg., und des neugriechischen Licinius [s. u.], S. 512). Ohne daß der Kaiser das Edict von Mailand-Nicomedien abrogirt hätte, kam es doch zu einer Art von Halbverfolgung, die vorzugsweise die Christen am Hofe, im Heere und den Episkopat traf und gar viele Gläubige in eine unbequeme Lage versetzte. Den Bischöfen wurde jeder gegenseitige kirchliche Verkehr untersagt; viele Christen, die im Palaste und im Heere dienten, wurden ihrer Chargen entsetzt, andere verbannt, mit Verlust des Vermögens, mit bürgerlicher Rechtlosigkeit, mit Degradation zum Sklavenstand, endlich mit Relegation nach Inseln oder Detention in Bergwerken bestraft (vgl. *Eus.* h. e. X, c. 8, Nr. 9, 10, vita Const. I, 51, 52, 53, 56; *Socrat.* I. c. 3; *Sozom.* h. e. I, 2, 6, 7; *Sulp. Sever.* chronicon, ed. Halm. II. c. 32, Nr. 2; *Hieronym.* chron., ed. Migne, S. 585 fg.; canon. 11, 12, 14 des Nicänums von 325, bei Hefele, «Conc.-Gesch.», II, 2. Aufl., S. 414 fg. 418»; das konstantinische Orientedict von 324, bei *Euseb.* v. C. II, 20, 30—35). Einen bedenklichen Charakter zeigte die Licinius-Verfolgung nur in den der Hauptstadt Nicomedia zunächst belegenen Territorien infolge der eigennützigen Augendienerei einzelner Statthalter und erst in der letzten Zeit. Es wurden mehrere Bischöfe, einzelne sogar unter Martern, hingerichtet, jedoch nicht auf Befehl des Kaisers, sondern auf Betreiben serviler Statthalter, die ihre Instructionen überschritten (vgl. *Eus.* h. e. X, 8, Nr. 14—17, v. C. II, 1, 2). Nach *Euseb.* h. e. X, 8, Nr. 15, 17, war die Provinz Pontus und zumal die Stadt Amasia vorzugsweise der Schauplatz der Greuelthaten gegen den Episkopat; in letzterer Stadt erlitt sogar der Bischof Basileus das Martyrium (*Hieronym.* Chronic.: Constantini a. 16). In der genannten Provinz wurden auch einige Kirchen polizeilich geschlossen, andere sogar zerstört (*Eus.* h. e. X, 8, Nr. 15, 16, v. C. II, 2). Außer dem tragischen Ende einiger Bischöfe kann nur noch das Martyrium der 40 sebastenischen Krieger, das durch *Sozom.* IX, 2, ja schon durch Ephraem Syrus authentisch bezeugt ist, als historische Thatsache gelten, aber auch diese Heroen christlicher Ueberzeugungstreue wurden nicht auf Befehl des Kaisers, sondern auf Betreiben des servilen Präses von Kleinarmenien gemordet (s. meine «Licin. Christenverf.», S. 104—115 und meine «Beiträge zur ältern K.-G.», S. 64—69). Die übrigen zahlreichen Martyrien, die eine getrübte Tradition mit der Licinius-Verfolgung verbindet, sind entweder auf Diocletian zurückzudatiren, so z. B. der Glaubenskampf der Heiligen Blasius, Gordius und Abilus, oder als apokryph zu betrachten, so z. B. das Martyrium des Theodor von Heraclea, Adrian's von Byzanz; die Hinrichtung des Theogenes wegen verweigerter Leistung des Fahneneides fällt natürlich nicht unter den Begriff Verfolgung. Von den licinianischen Bekennern sind historisch: Bischof Paul von Neocäsarea (vgl. *Theodoret.* eccles. hist. I, 7), Arsacius (vgl. *Sozom.* IV, 16) und der spätere arianische Bischof von Mopsuestia, Auxentius (*Suidae* Lexicon s. v. *Αὐξέντιος*, verglichen mit *Philostorg.* hist. eccl. V, c. 2, VIII, c. 18, ed. H. Valesius). Aus dem konstantinischen Orientedict von 324 (bei *Euseb.* v. Const. II, 24—42), sowie mit Hülfe der canones 11, 12, 14, des Nicänums von 325 kann man sich eine ungefähre Vorstellung von dem Umfang und der Tragweite des Licinius-Sturmes machen. Crivellucci («Della fede» 50—125) behandelt das vorliegende Sujet geistvoll, aber hyperkritisch: die Licinius-Verfolgung sucht er per fas et nefas als noch unbedeutender darzuthun, als sie nach dem authentischen Quellenmaterial erscheint, aber ohne zu überzeugen; das Orientedict gilt ihm gar als eusebianische Fälschung!

Im Sommer 323 kam es zum zweiten entscheidenden Waffengange zwischen den kaiserlichen Schwägern. Mit Unrecht nennt Antoniades diesen Krieg einen «Kreuzzug»; das war er doch nur in seinen Folgen; er war vielmehr

«der letzte Kampf um die Weltherrschaft», ein «zweites Actium» (Burckhardt, S. 332 fg.). Auch dieses Mal unterlag Licinius, aber erst nach langem heldenmüthigem Widerstand. Nach gewaltigem Ringen zu Wasser und zu Lande besiegt — auch dieses Mal griff er, freilich zu spät, durch die Ernennung eines befähigten Offiziers, des Martinianus, zum Augustus auf das diocletianische Adoptionssystem zurück; im Landkrieg verlor er die blutigen Schlachten von Adrianopel, Chalcedon und Chrysopolis; seine Armada unter dem Admiral Amandus wurde durch den Cäsar Crispus, einen edeln jungen Helden, der sich die Sporen bereits im erfolgreichen Kampfe gegen die Alamannen verdient hatte, bei Gallipolis vernichtet —, sah er sich noch vor Schluß des Jahres genöthigt, in seiner Residenz Nicomedia dem kaiserlichen Purpur zu entsagen und dem Sieger zu huldigen. Der «Engel des Licinius» war jetzt nach Voltaire's treffendem Ausdruck «dem Kreuze Konstantin's unterlegen». Anfangs wurde der besiegte Fürst mit Güte behandelt; auf die Fürbitte der Konstantia versprach der nunmehrige Alleinherrscher der römischen Welt eidlich, das Leben des unschädlich gemachten Nebenbuhlers zu schonen. Licinius wurde auf seinen Wunsch nach Thessalonica gesandt, aber schon im folgenden Jahre (324) auf Befehl des meineidigen Schwagers erdrosselt. (Gleichzeitig wurde der unglückliche Martinian in Kappadocien ermordet.) In meinem Aufsatz «Die Verwandtenmorde Konstantin's des Großen», zumal S. 360—365 (s. u.), habe ich dargethan, daß Victor Schultze's Versuch, den großen Kaiser von der schweren Anklage, seinen Schwager Licinius im Widerspruch mit der eidlichen Zusage der Begnadigung in den Tod gesandt zu haben, zu entlasten, völlig mißglückt ist (vgl. *Euseb.* hist. eccl. X, c. 9, Nr. 4—6, v. C. II, c. 3—18; *Hieronymi* chron. a. 17 Constantini, ed. Migne, S. 587 («Licinius Thessalonicae contra jus sacramenti privatus occiditur»); *Eutrop.* X, 6 («Licinius . . . contra religionem sacramenti . . . occiditur»); *Victor*, Caesares c. 41, Nr. 7—9, *Victor*, epit. c. 41, Nr. 5—8; Anon. Vales. §. 20—29 [hiernach *Oros.* VII, 28]; *Zosimus* II, c. 22—29; *Socrat.* I, 4; *Sozom.* I, c. 7; Fasti Idat. ad annum 324). Zwei Jahre später (326) ließ Konstantin seinen eigenen Neffen, den kaum elfjährigen Licinianus, einen unschuldigen Knaben von liebenswürdigem Charakter, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, von Henkershand sterben (s. Artikel «Licinius der Jüngere»). Gleichzeitig überlieferte der kaiserliche Schlächter seinen eigenen herrlichen Sohn Crispus, einen Jüngling, den die schönsten Gaben des Geistes und Herzens schmückten, und vielleicht auch seine Gemahlin Fausta dem Tode. Die christlichen Bewohner des Orients aber hatten allen Grund, ihrem neuen Herrscher zuzujubeln; denn der nunmehrige Alleinherrscher der römischen Welt verschaffte durch das Orientedict von 324 der gemaßregelten Morgenländischen Kirche wieder den Vollgenuß ihrer im Freiheitsedict von Mailand-Nicomedia verliehenen, durch Licinius mehrfach verkümmerten Religionsfreiheit (*Eus.* v. C. II, c. 24—42; *Soz.* I, 8).

Schließlich ein kurzes Wort über den Licinius der Sage. Ich verweise zunächst auf den sogenannten Anonymus post Dionem (bei L. Dindorf, ed. Cass. Dion. V, S. 231 fg.), wo der Imperator im schroffen Widerspruch mit dem authentischen Quellenmaterial, zumal mit Aurelius Victor, zum Theil infolge der verkehrten Deutung eines *Sozom.* h. e. 1, 7 erwähnten Orakels des milesischen Apollo, als hochgebildeter, kunstsinniger, für das hellenische Alterthum begeisterter Mann dargestellt wird, der sogar seinen Homer citirt (s. meine Ausführungen in den Fleckeisen'schen «Jahrbüchern», 1875, S. 212—219). Ich erinnere ferner an Moses von Chorene l. II, c. 79, S. 137 der M. Lauer'schen Uebersetzung. Hier wird der Feldherr Licinius lange vor seinem Regierungsantritt als Wohlthäter und intimer Freund des königlichen Verbannten, Tiridates von Armenien, geschildert, und der dankbare «armenische Konstantin» rettet dem im Jahre 282, nach dem Tode des Kaisers Probus, von einem Soldatenaufstand bedrohten Freunde das Leben. Ob übrigens auch der im sogenannten Pseudo-Agathangelos, einer apokryphen Biographie des Gregorius Illuminator, des Apostels von Armenien, erwähnte «Comes Likianos» oder genauer Likianês (*Λικιανός*, *Λικιανές*, s. Acta Sanct. Bolland. Septembris, Tom. VIII, s. 30. Sept. [p. 320 fg.], c. III, Nr. 16, 19—21) mit unserm Licinius identisch, ist zweifelhaft (s. Alfred von Gutschmid, «Agathangelos», in «Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft», Bd. 31, H. 1, S. 1—60 und zumal S. 51, Anmerkung 2).

Neuere Literatur: meine «Licinianische Christenverfolgung» (Jena 1875), Ad. Hilgenfeld's Anzeige dieser Monographie, «Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie», XIX (1876), H. 1, S. 159—167; Jak. Burckhardt, «Die Zeit Konstantin's des Großen» (2. Aufl., Leipzig 1880); meine Aufsätze, «Zur Kritik einiger Quellenschriftsteller der spätern römischen Kaiserzeit», in Fleckeisen's «Jahrbüchern für classische Philologie», 1875, H. 3, S. 201—221; «Miscellen zur Kritik einiger Quellenschriftsteller der spätern römischen Kaiserzeit», im «Philologus», Bd. 36, H. 4, S. 597—626; «Die angebliche Christlichkeit des Kaisers Licinius», in «Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie», XX, H. 2, S. 215—242; «Beiträge zur ältern Kirchengeschichte», ebenda, XXI, H. 1 (S. 35—70), Abschnitt III—V, S. 58—70; «Arianer im römischen Martyrologium», ebenda XXX (1887), H. 2, S. 220—251; «Die Verwandtenmorde Konstantin's des Großen», ebenda XXX, H. 3, S. 343—377; mein Artikel «Christenverfolgungen» in F. X. Kraus' «Real-Encyklopädie für christliche Alterthümer», Lief. 3 (1880), S. 215—288, S. 249 fg.; mein Artikel «Toleranzedicte», ebenda, Lieferung 16—18 (1886), S. 885—901; Antoniades, «Kaiser Licinius» (München 1884), zumal S. 54—71 (tüchtige, von W. Ohnesorge und Hermann Schiller wegen der freilich darin dominirenden schiefen Auffassung des sogenannten Anonymus Valesii ungebührlich unterschätzte Monographie), Ad. Hilgenfeld's

Anzeige dieser Schrift, «Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie», XXVIII (1885), H. 4, S. 508—512; meine Anzeige des neugriechischen Licinius im göttinger «Philologischen Anzeiger», XVI, Nr. 9, S. 560—566; von Ranke, «Weltgeschichte», III[1], S. 506, 508 fg., 510 fg., 515—526; W. Dyneforge, «Der Anonymus Valesii», (Kiel 1885); meine Anzeige dieser Inaugural-Dissertation, in «Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie», XXIV (1886), H. 4, S. 504—512; Hermann Schiller, «Geschichte der römischen Kaiserzeit», II, S. 143, 178, 183 fg., 191 fg., 186, 191, 193—198 fg., 201, 210; Amedeo Crivellucci, «Della fede storica di Eusebio nella vita di Constantino» (Livorno 1888).

(Franz Görres.)

LICINIUS, der Jüngere genannt, war ein Sohn des Kaisers Licinius (307—323) und der Konstantia, einer Schwester Konstantin's des Großen, und wurde um die Mitte des Jahres 315, wahrscheinlich zu Nicomedia, geboren.[1]) Am 1. März 317 wurde er, ein Kind von 20 Monaten, infolge des zwischen seinem kaiserlichen Vater und Konstantin, dem Herrscher des Westens, abgeschlossenen Successionsvertrages zugleich mit Crispus und Konstantin dem Jüngeren, den Söhnen des letztern, mit der Cäsarwürde geschmückt.[2]) Zwei Jahre später (319) erscheinen Konstantin der Große und der vierjährige Knabe Licinian als Consulpaar.[3]) Die Welt mochte den purpurgeborenen Prinzen, den fast noch in der Wiege mit den Insignien der Herrscherwürde bekleideten Kaisersohn, den Consular im Flügelkleide für glücklich halten und ihm eine sonnige Zukunft in Aussicht stellen. Man dachte sich wol schon den liebenswürdigen Knaben, der durch seine kindliche Harmlosigkeit alles entzückte und zu den schönsten Hoffnungen berechtigte[4]), als den künftigen segensreich waltenden Imperator des römischen Ostens. Bekundeten doch die beiden Oberkaiser seit dem Friedensvertrage von 314 einander jahrelang (bis 319) eine ostensible Freundschaft, wurden doch officielle Denkmäler, Münzen, wie Inschriften, nicht müde, die Eintracht der Augusti und das Glück der Cäsaren zu preisen.[5]) Aber den tiefer blickenden Zeitgenossen konnte es nicht entgehen, daß einerseits des Licinius nicht unberechtigter nagender Groll über den Verlust seiner meisten illyrischen Provinzen und seine auch politisch verwerflichen Maßregelungen der orientalischen Christenheit und andererseits die eiserne folgerichtige Energie, mit der Konstantin an seinem Plane festhielt, die Alleinherrschaft über die römische Welt zu erringen, über kurz oder lang einen zweiten entscheidenden Waffengang der beiden Gewaltigen herbeiführen mußte, wobei der Verlust der erwähnten Provinzen mit ihrer Bevölkerung, der militärisch tüchtigsten des Gesammtreiches, leicht für den morgenländischen Herrscher verhängnißvoll werden konnte.

Und die beiden Nebenbuhler hielten es denn auch in der That nicht länger mehr für nöthig, sich bis zur völligen Vollendung ihrer Rüstungen der Maske einer erheuchelten Freundschaft zu bedienen. Schon seit 320 vermißt man in den Fasten die Betheiligung beider Dynastien am Consulat. Anfang 321 aber waren die Beziehungen der Kaiserhöfe schon geradezu eisiger Natur. Dies erhellt aus dem Panegyrikus, den der Rhetor Nazarius am 1. März jenes Jahres zu Trier, in der «gallischen Roma», zu Ehren der Quinquennalien der Cäsaren sprach. In dem ganzen 38 Kapitel füllenden Panegyrikus («Panegyrici veteres», edit. Bipont.) wagt der Festredner dem Kaiser Licinius und dessen kleinem Sohne auch nicht eine einzige Zeile officiellen Weihrauchs zu zollen. Dagegen werden Konstantin und seine beiden Söhne, die Cäsaren Crispus und der fünfjährige Konstantin, bis in die Wolken erhoben. Nazarius, der die Stimmung am Hofe des abendländischen Augustus genau kannte, beobachtet in seiner Prunkrede gegenüber der licinianischen Dynastie eben nur den allergewöhnlichsten Anstand. Da zwischen beiden Kaisern noch Friede besteht, so erlaubt sich der Panegyriker gegen den orientalischen Herrscher keine Schmähungen; auch enthält er sich bei Aufzählung der Siege Konstantin's allzu deutlicher und für Licinius beleidigender Anspielungen auf den Feldzug von 314. Ebenso spricht Nazarius bisweilen, wie dies der Zweck seiner Rede mit sich brachte und was sich ohne die gröbste Kränkung des Hofes von Nicomedien gar nicht vermeiden ließ, von den Caesares gemeinsam, ohne Crispus und Konstantin den Jüngern speciell namhaft zu machen, sodaß Licinius mit einbegriffen zu sein scheint (c. I—III). Wenn aber der Redner sich minder allgemein ausdrückt, so heimsen stets die beiden abendländischen Cäsaren alles speciell den jungen Kaisern gespendete Lob ein, und der arme Licinius geht jedesmal leer aus (vgl. z. B. c. III—V, c. XXVII, XXVIII). Zwei Jahre später (323) trat dann die Katastrophe des licinianischen Reiches ein, und der erst achtjährige Kaisersohn mußte es erleben, wie sein Vater durch den gewaltigen Konstantin abgesetzt und nach Thessalonica verwiesen wurde. Ein Jahr später (324) ließ der meineidige Sieger den greisen Schwager erdrosseln (die Quellenbelege für die zweite Besiegung und den Mord des orientalischen

1) Vgl. Zosim. II, 20, den Anonymus Valesii, ed. Eyssenhardt ad calcem. Amm. Marc. (Berlin 1871), §. 19, Victor iun. epit. c. 41, verglichen mit Victor sen. Caess. c. 41, Nr. 5—7 und die Consulatafasten des Idatius, «Galliciano et Basso Coss.», ed. Gallandius, Bibl. vet. patr. X, S. 338). 2) Vgl. Anon. Val. p. 20, Fasti Idatii: «Constantino V. et Licinio Caesare Coss.» 3) Vgl. Victor sen. l. c., verglichen mit Fasti Idatii l. c.; der Anon. Val. Zos. und Victor iun. a. a. O. lassen unbegreiflicherweise diese Ernennung eben unmittelbar auf den Friedensvertrag von 314 erfolgen. 4) Eutropius (Breviar. X, 6) rühmt seine «commoda indolis». 5) Vgl. die Consulatafasten zwischen 315 und 319: «Constantino IV et Licinio IV cos.» 315, gl. Anon. Val. l. c. und Fasti Idatiani l. c., 318 Licinius der Aeltere und Crispus zusammen Consuln, vgl. Fasti Idatiani; 319 bekleiden, wie schon erwähnt, Konstantin der Große und Licinian gemeinschaftlich das Consulat. Im Reichsgebiete des abendländischen Augustus werden Inschriften zu Ehren des morgenländischen Collegen verfaßt, vgl. Orelli, «Inscriptiones Latinae selectae», vol. I, Nr. 1071, 1072, S. 237. Die betreffenden Münzen bei Cohen, «Monnaies des emper. romains», VI, S. 76, Nr. 10: Licinius Jun. Nob. C. | Caesarum nostrorum felicitas ibid. Nr. 11—15, S. 78, Nr. 16; Licinius Junior etc. | Concordia Augustorum, S. 84, Nr. 1: Fl. (= Flavius) Licinius Nob. Caes. | Crispus et Constantinus Caesares.

Kaisers in meinem Artikel «Licinius der Aeltere» in dieser Encyklopädie). Im J. 326, in demselben Jahre, in dem der constantinische Familienfrevel seinen Culminationspunkt erreichte, in dem der nunmehrige Alleinherrscher seinen eigenen trefflichen Sohn Crispus und vielleicht auch seine Gemahlin Fausta dem Beile des Henkers überlieferte, wurde auch der Neffe des Imperators, der unschuldige Knabe Licinian, im noch nicht vollendeten elften Lebensjahre ein Opfer des erbarmungslosen Sultanismus des ersten christlichen Kaisers. Konstantin mochte in dem hoffnungsvollen aufblühenden Prinzen den künftigen Rächer seines schändlich gemordeten Vaters oder doch wenigstens durch ihn eine spätere Schilderhebung der licinianischen Dynastie besorgen. Der gräuelvolle Mord des Kaisersohnes ist bezeugt durch Eutropius, a. a. O.: [«Constantinus] sororis filium .... interfecit» und Hieronymi chron. Const. a. 19, ed. Migne p. 587, wo es heißt: «Crispus Constantini filius et Licinius iunior — crudelissime interficiuntur anno imperii sui nono». Aus dieser Stelle erhellt ein Dreifaches, einmal daß Konstantin seinem jungen Neffen den unter den Umständen doppelt inhaltlosen Cäsartitel selbst nach der Ermordung des Vaters, wol mit Rücksicht auf Konstantia, belassen hat, zweitens daß das Ende des bedauernswerthen Knaben noch dazu äußerst qualvoll war; endlich ergibt der Vergleich der Zeitbestimmung «anno imperii sui nono» mit dem älteren Victor und den idatianischen Fasten (a. a. O.), wonach die Cäsarenernennung am 1. März 317 erfolgt ist, daß Licinianus im J. 326 vor dem 1. März, also zu Anfang des Jahres, noch nicht elfjährig, ermordet wurde.

Vgl. meine bezüglichen Publicationen: «Licinianische Christenverfolgung» (Jena 1875); «Die angebliche Christlichkeit des Kaisers Licinius» in «Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie», XX (1877), Heft II, S. 215—242; «Licinius der Aeltere» in dieser Encyklopädie.

(Franz Görres.)

LICINUS, eine von Latreille benannte Gattung der Lauf- oder Bodenkäfer (Carabiden im allgemeinen). Sie gehört zu der vom Grafen Dejean aufgestellten Gruppe der Patellimanen, welche durch die Erweiterung der Vorderfüße beim Männchen ausgezeichnet ist, und bildet nach Lacordaire die typische Gattung einer kleinen besondern, von ihm Licinidae genannten Familie, deren Mitglieder, außer Licinus und Badister, sämmtlich außereuropäisch sind. Außerhalb dieser ist Licinus am nächsten mit Chlaenius, Oodes und Panagaeus (gleichfalls Patellimanen) verwandt. Der Körper ist flach, das vorn tief ausgeschnittene Halsschild herzförmig oder viereckig, die Antennen höchstens von halber Körperlänge; an den Vorderfüßen des Männchens sind die zwei ersten Tarsenglieder erweitert, das erste gekrümmt-dreieckig, das zweite sehr in die Quere verbreitert. Die nur mittelgroßen Arten sind schwarz, punktirt und gehören dem paläarktischen Faunengebiete an (Europa, Nord-Afrika). Licinus depressus *Paykull*, häufig in Deutschland. *(J. Victor Carus.)*

LICTOREN hießen bei den Römern die ständigen Begleiter der Oberbeamten, denen sie die zum Symbol der magistratischen Strafgewalt dienenden Ruthenbündel (fasces) auf den Schultern vorautrugen. Die dem Feldherrn beigegebenen Lictoren waren außerdem noch mit Beilen versehen, welche die unbedingte Gewalt über Tod und Leben andeuten sollten. Vor dem versammelten Volke mußten zur Anerkennung von dessen Souveränetät die fasces gesenkt werden. Auf dem Gebiet einer souveränen und den Römern verbündeten Stadt durften sich die Lictoren überhaupt nicht zeigen und wurden daher, wenn ein römischer Beamter dasselbe betrat, zurückgelassen.

Ihren Namen leiten die Alten ab von ligare binden (*Gellius* Noct. att. XII, 3), für welche Deutung wahrscheinlich die im Perduellionsproceß gebrauchte Formel lictor, colliga manus (*Livius* I, 26, 7) maßgebend gewesen ist. Doch dürfte wol die Zurückführung auf licere (laden, entbieten, vgl. *Varro* L. lat. VI, 86, 94) den Vorzug verdienen. Die gewöhnliche Wirksamkeit der Lictoren bestand darin, daß sie, indem sie einzeln hintereinander einherschritten, die Gegenwart des erscheinenden Magistrats ankündigten und ihm im Gedränge den Weg frei machten. Wer die Autorität des Oberbeamten misachtete, wurde auf dessen Befehl von ihnen verhaftet. Sie waren ferner die Vollstrecker der vom Magistrat erkannten Todesstrafe.

Die Lictoren wurden gewählt aus freien Bürgern, doch bestanden sie der Mehrzahl nach aus Freigelassenen. In der Stadt trugen sie die Toga, außerhalb derselben und beim Triumph den rothen Kriegsmantel (sagum) und bei dem Leichenbegängniß das schwarze Trauergewand. Dem König, dem Zwischenkönig, den Consuln, Proconsuln, Consulartribunen und Decemvirn waren zwölf Lictoren beigegeben, während der Dictator, der die Befugnisse der beiden Consuln in sich vereinigte, die doppelte Anzahl mit sich führte. Der Prätor hatte, wenn er in Rom fungirte, zwei, in der Provinz dagegen sechs Lictoren. Die nämliche Zahl kam den Proprätoren zu, ebenso auch in republikanischer Zeit den außerordentlicherweise mit prätorianischer Gewalt ausgestatteten Beamten und in der Kaiserzeit den Proconsuln, welche auf Grund ihrer Prätur eine Provinz erhielten. Die Volkstribunen, welche von Haus aus nicht Magistrate des gesammten Volkes, sondern nur der Plebs waren, hatten auch keine Lictoren; ebenso fehlten dieselben den Censoren, Aedilen und Quästoren. Als Kaiser führte Augustus anfänglich vierundzwanzig Lictoren, reducirte jedoch bereits im J. 28 v. Chr. deren Zahl auf zwölf. Nicht selten wurde auch den außerordentlichen Beamten in Italien und den Provinzen, besonders aber den an fremde Fürsten abgeordneten Gesandten, der Gebrauch von Lictoren gestattet. Außerdem finden wir einen Lictor als Begleiter des flamen Dialis und der vestalischen Jungfrauen. Endlich wurden auch den Veranstaltern von Festspielen, wenn dieselben nicht schon ohnehin Lictoren besaßen, solche zur Aufrechterhaltung der Ordnung von den Magistraten überlassen.

In den letzten Zeiten der Republik waren die Lictoren in drei Decurien gegliedert. Die erste, welche 24 Mann

stark war, war für die Consuln, die beiden andern dagegen für die Prätoren, Proprätoren und sonstige Verwendungen bestimmt. Neben diesen drei Decurien steht als besondere Abtheilung die der lictores curiatii, welche bei Staatsopfern zugegen zu sein hatten. Dieselben wurden auch dazu verwandt, die Curiatcomitien zu berufen und eventuell in diesen Versammlungen die Bürgerschaft, wenn dieselbe nicht erschien, wie es z. B. in späterer Zeit bei der Uebertragung des Imperiums an den Oberbeamten der Fall war, zu vertreten.

(L. Holzapfel.)

LICUALA *Wurmb.*, eine Pflanzengattung aus der Familie der Palmen, Gruppe der Coryphinae, mit circa 36 bekannten Arten, die im indischen Florengebiete vom Ganges an über Malakka durch Malesia bis zum tropischen Nordaustralien vorkommen. Die Blüten sind zwitterig, einzeln oder in Gruppen von 2—3 auf besonderen Stielchen. Die 6 Staubgefäße stehen auf einem fleischigen, der tief-dreilappigen Corolle angewachsenen Ringe. Der Fruchtknoten ist aus 3, innen zusammenhängenden Carpellen, die eine gemeinschaftliche Griffelsäule besitzen, gebildet. Die Beere ist steinfruchtartig mit hartem brüchigem Endocarp, der Samen oval-kugelig mit horizontalem Embryo gegenüber einer tiefen, von der Raphe ausgehenden und schräg nach oben eindringenden Aushöhlung des Nährgewebes. Es sind sämmtlich niedrige buschartige Pflanzen mit aufsteigenden Blättern, deren Fächer kreisrund oder spiralig aus vielen völlig freien Strahlen zusammengefügt sind. Die Blütenkolben sind lang gestielt mit röhrigen unvollständigen Scheiden. — Licuala spinosa *Thunb.* (Strauch-Cigarren-Palme auf den Molukken, deren Blätter zu Hüllen für Cigarren und zu Umwickelungen des Drachenblutes dienen. Licuala peltata *Roxb.* in Assam liefert in ihren Blättern Sonnenschirme für das Volk. Licuala acutifida gibt aus den abgeschabten jungen Stämmen die als «Penang Lawyers» bekannten Spazierstöcke.

(P. Hennings.)

LIDA, Kreisstadt im russischen Gouvernement Wilna, am Flüßchen Lidzejta (Zufluß der Dziwa, die rechts in den Niemen mündet) und an der Linie Wilna-Kowno der Polessje Eisenbahn, mit (1883) 7983 Einwohnern, darunter etwa die Hälfte Juden, hat eine griechisch-katholische, eine römisch-katholische Kirche, eine Synagoge, drei jüdische Bethäuser und zwei Schulen. Handel und Industrie sind unbedeutend.

Lida ist eine der ältesten Ansiedelungen Litauens. Es gehörte zu dem besondern Desnow'schen Fürstenthum, das 1180 von den Litauern zerstört wurde. Im J. 1326 baute Gedimin hier eine steinerne Festung, deren Ruinen noch vorhanden sind; sie spielte eine Rolle in den Händeln der litauischen Fürsten und in den Kämpfen des Deutschen Ordens, ward 1702 von den Schweden und 1794 definitiv von den Russen zerstört. Jagajlo gab in Lida 1387 den Befehl zur Zerstörung des Heidenthums in Litauen; 1396—99 war die Stadt der Zufluchtsort des Khans Tochtamysch, 1434—42 der Sitz des Begründers der Krimschen Horde, Hadschi Girej. Nach der Vereinigung des Landes mit Rußland kam Lida als Kreisstadt zum Gouvernement Slanim (1795), dann Litauen (1798), Grodno (1801), endlich Wilna (1842), zu dem es noch gehört.

Der Kreis Lida nimmt den südwestlichen Theil des Gouvernements ein und umfaßt 5612 □ Kilom. mit 125,200 Einwohnern, meist Weiß- und Schwarzrussen, die zum Theil sehr polonisirt sind. Im Norden des Kreises wohnen Litauer, und überall zerstreut Juden sowie auch einige Tataren (seit dem 14. Jahrh.); Großrussen gibt es nur wenige.

(T. Pech.)

LIEBAU, Stadt in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Liegnitz, Kreis Landeshut, am Bober und an den Linien Liebau-Ruhbank der Preußischen Staatsbahn und Josephstadt-Liebau der Oesterreichischen Nordwestbahn, Sitz eines preußischen und österreichischen Hauptzollamts, sowie eines Amtsgerichts, hat eine evangelische und zwei katholische Kirchen und zählt (1885) 4991 meist katholische Einwohner. Bedeutendste Fabrikzweige sind die Flachsspinnerei, sowie Lein- und Baumwollweberei, auch ist die Ausfuhr von Flachs nach Böhmen bedeutend; außerdem sind zu erwähnen Kohlenwerke und eine Glashütte. Die Stadt ist 1290 von Herzog Bolko I. von Schlesien angelegt.

(E. Kaufmann.)

LIEBENBURG, preußisches Amt im Kreise Goslar der Provinz Hannover, mit 22,920 Hektar Oberfläche, einer Gesammtbevölkerung von (1880) 16,363 Einwohnern. Der Ort Liebenburg (Amt und Domäne) zählt mit dem anliegenden dazu gehörigen Dorfe Lewe etwa 1800 Einwohner, davon gegen $^2/_3$ Evangelische und $^1/_3$ Katholiken. Außer dem Amtsgerichte befinden sich hier eine Försterei, evangelisches und katholisches Pfarramt, Post- und Telegraphenamt. Erwähnung verdient eine bedeutende Irrenanstalt (Privatanstalt mit Staatsunterstützung). Liebenburg liegt in sehr malerischer bergiger Gegend, welcher die Ruinen der alten Burg besondern Reiz verleihen, 4 Kilom. von Station Othfresen, 8 Kilom. von Salzgitter. Der Ort ist wol im ehemaligen Saltgo nach von Werfede im Gau Leri) belegen, dessen alte Malstätte zu Ringelheim war. Auch nach Erbauung der festen hildesheimschen Schlösser zu Woldenberg und Liebenburg blieb das lange so; im J. 1381 aber kommt ein «gogreve des landes in dem richte to der levenborch» vor, und dieser Ausdruck zeigt klar, daß Land und Gericht verschieden, jenes in diesem belegen war» (Küntzel, «Aeltere Diöcese Hildesheim», 1837, S. 166). Später wurde das Gaugericht unter der Linde vor dem Hause Liebenburg gehalten, und gehörten jedenfalls Ortschaften jenes Gaues dazu; man wird aber, wenn der Saltgo theilweise zu Woldenberg, theilweise zu Liebenburg gelegt wurde, letzteres für den Ausfall durch diese Theilung durch Ausdehnung des Gebietes nach Osten zu entschädigt haben (Küntzel, a. a. O.). Von da ab ist Liebenburg stets Sitz eines Amtsgerichtes geblieben. Die Burg («Levenborch») nach dem noch heute darunter belegenen Lewe benannt) wurde erbaut im J. 1292 durch Bischof Siegfried von Hildesheim zum Schutze gegen Herzog Heinrich den Wunderlichen von Braunschweig-Grubenhagen, welcher das bischöfliche Gebiet sehr belästigt hatte, namentlich von der bei Bienenburg

auf dem Herlings- oder Harlunger- (jetzt Harly-)berge belegenen Burg aus. Diese zwar hatten Siegfried und seine Verbündeten bereits im J. 1291 belagert und zerstört, aber den Herzog dadurch nicht entmuthigt, welcher vielmehr, obschon erfolglos, sofort die noch im Entstehen begriffene Liebenburg berannte. Zur Unterhaltung der Burg und ihrer Besatzung erwarben Bischof Siegfried und seine Nachfolger nicht unbedeutenden Grundbesitz in der Umgegend, sahen sich aber infolge der dadurch eingegangenen Verschuldung genöthigt, die Burg baldigst zu verpfänden. Dies geschah, nach stattgehabter Einlösung, auch späterhin mehrfach, so namentlich 1380 (und erneuert 1386) an den berüchtigten Raubritter Hans von Schwichelb, der die Burg ganz bedeutend verstärkte. Aber 1393 erlosch dessen Glückstern gegen Herzog Friedrich von Braunschweig in der Schlacht bei Beinum. Blieben nun die Bischöfe, trotz mehrfacher Verpfändungen im folgenden Jahrhundert, immer noch Eigenthümer der Burg, so verloren sie solche in der Hildesheimischen Stiftsfehde, 1521, dauernd an Herzog Heinrich den Jüngeren von Braunschweig-Wolfenbüttel, der auch einige Zeit dort seine durch ihre romantische Geschichte berühmte Geliebte Eva von Trott verborgen hielt. Eine nicht unwichtige Rolle spielte Liebenburg im Dreißigjährigen Kriege, wo im J. 1625 Wallenstein dort sein Hauptquartier hatte; dann lag kurze Zeit dänische Besatzung daselbst, und nach der Schlacht bei Lutter am Barenberge hielt sich auch Tilly vorübergehend hier auf. Infolge des Vertrags von Goslar (6. Mai 1642) kam Liebenburg, das 1641 die Kaiserlichen den Lüneburgern abermals abgenommen hatten, mit dem ganzen Stifte wieder an Hildesheim, in dessen Besitz es bis 1803 blieb, wo es durch den Reichsdeputationshauptschluß, abermals mit dem Stifte, Preußen zugesprochen wurde. Der Fürstbischof Clemens August (von Baiern) hatte die alte Burg abtragen lassen und erbaute, von 1754 ab, das jetzige neue Schloß (worin nun die Amtswohnung) und die katholische Kirche. Von 1806 bis 1813 gehörte Liebenburg zum Königreich Westfalen, von da bis 1866 zum Königreich Hannover. Das Archiv soll, der Sage nach, bei der Besitzergreifung im J. 1803 nach Halberstadt gebracht sein.

Vgl. C. Witt, «Geschichtliche Aufsätze aus der engern Heimat» (Salzgitter 1883). *(Ed. Steinacker.)*

LIEBENERIT, ein in den hexagonalen Krystallformen (Säule und Basis) des Nephelins vorkommendes, mildes grünliches Mineral von geringem Fettglanz, stets im polarisirten Licht Aggregatpolarisation zeigend. Seine Zusammensetzung ergibt Kieselsäure, Thonerde, Kali und Wasser, neben etwas Eisenoxyd, Magnesia und Natron. Es findet sich in den rothen Porphyren von Viesena und Predazzo in Tirol. Der Liebenerit ist als eine Pseudomorphose nach Nephelin aufzufassen. *(E. Geinitz.)*

LIEBENSTEIN, Dorf mit Amtsgericht, Post- und Telegraphenanstalt im Landrathsamt Ohrdruf des Herzogthums Gotha, 3 Kilom. von der Eisenbahnstation Plaue, zu beiden Ufern der Wilden Gera. Haupterwerbszweige sind Ackerbau und Viehzucht. Zwischen Liebenstein und Gräfenroda (3,5 Kilom.) liegt außer andern industriellen Anstalten eine Thonwaarenfabrik, die aus gebranntem Thon Thiere und Thiergruppen von großer Naturwahrheit herstellt und Absatz bis nach Amerika hat. Es bestehen im Orte eine Industrieschule, eine Baugewerbeschule, ein landwirthschaftlicher Bezirksverein. An Stelle der 1435 erbauten sogenannten Unterkirche wurde 1841 eine neue Kirche im romanischen Stil errichtet. Ueber dem Ort erhebt sich malerisch die Ruine der uralten Burg Liebenstein, deren älteste bekannte Herren die Grafen von Schwarzburg waren. Graf Günther verkaufte sie 1369 an die Landgrafen von Thüringen. Bei der Ländervertheilung Thüringens im Vertrage zu Chemnitz 1382 fiel Liebenstein an den Landgrafen Balthasar. Landgraf Friedrich IV. vertauschte es 1434 gegen das Schloß Wachsenburg an Heinrich von Witzleben, der Gründer des Hauses Liebenstein wurde. Nach Aussterben des Geschlechts fiel das Gut an die Regierung, die es 1835—37 zerschlagen ließ, um den Wohlstand der dabei betheiligten Ortschaften, insbesondere Liebensteins, zu heben. Im Thale soll schon zu Anfang des 11. Jahrh. ein Kloster gestanden haben. Eine wahrscheinlich dazu gehörige, dem heiligen Johannes geweihte Kirche wurde 1828 abgebrochen. *(A. Schroot.)*

LIEBENSTEIN (Bad-Liebenstein), Kirchdorf und Badeort im Verwaltungsamt Salzungen des Kreises Meiningen im Herzogthum Sachsen-Meiningen, am südlichen Abhang des Thüringer Waldes, 342 Met. über dem Meere, 7 Kilom. von der Station Immelborn der Werrabahn entfernt. Der 1155 Einwohner (1885) zählende Ort liegt in einer von Nordwest nach Südost auslaufenden fast kesselförmigen Thalbiegung, gegen Nord- und Ostwinde geschützt und besteht aus zwei Theilen: Sauerborns Grumbach, dem älteren, und Liebenstein, dem jüngeren Theil. Die reizende Lage hat Liebenstein in Verbindung mit dem 2 Kilom. entfernten Altenstein den Namen der Krone unter den Schönheiten des Thüringer Waldes eingebracht. Der größte Theil der Einwohner lebt von den Badegästen. Das liebensteiner Mineralwasser ist eine erdig-salinische Eisenquelle, die zu den kräftigsten in Deutschland gehört und mit der pyrmonter große Aehnlichkeit besitzt. Es bestehen drei Quellen, die alte (der sogenannte Suirborn), die aber jetzt nicht mehr zu Heilzwecken benutzt wird, und die 1846 und 1865 erbohrten und gehaltreicheren Stahlquellen. Das Badewesen in sämmtlichen von Wassercurgästen bewohnten Gast- und Privathäusern untersteht einer Actiengesellschaft, die das Curhaus mit dem Badehaus, den Mineralquellen, dem Theater und dem Hotel Bellevue 1872 von der herzoglichen Verwaltung übernahm. Liebenstein wird mit Vortheil auch als klimatischer Curort benutzt.

Die ganze Umgebung von Liebenstein bildet einen ebenso großartigen als herrlichen Naturpark. Zu den Glanzpunkten der nähern Umgebung gehört der 20 Minuten entfernte, etwa 400 Fuß über dem Ort sich erhebende Burgberg mit den Resten der Burg Liebenstein. Urkundlich kommt sie 1330 unter dem Namen Neuenburg auf dem Stein vor. Ursprünglich im Besitz der Dynasten von Frankenstein, kam sie 1353 an die wettiner

Landgrafen von Thüringen, die sie 1360 den Herren von Stein zu Lehen gaben, in deren Besitz sie 300 Jahre blieb. In den Grumbach'schen Händeln zerstört (1567), wurde sie durch Hermann von Stein 1599 wieder hergestellt und um dieselbe Zeit am Fuße des Berges ein Dorf gegründet, das als der eigentliche Anfang von Liebenstein zu betrachten ist. Nach dem Aussterben der Liebensteiner Linie derer von Stein 1673 fiel die Burg an Sachsen-Gotha und 1677 als Kammergut an Herzog Bernhard, der 1681 Gründer des Herzogthums Meiningen wurde. Bald darauf wurde die Burg ein Raub der Flammen und liegt seitdem wüst. Von 1710 bis 1800 war Liebenstein im Besitz der Familie von Fischern, die für das Bad viel thaten. Von dieser erwarb es Herzog Georg von Meiningen, durch dessen Bemühungen und Anlagen das Bad sich noch weiter hob. Im J. 1846 wurde eine neue kräftigere Quelle erbohrt und 1872 das Bad von der oben erwähnten Actiengesellschaft übernommen. *(A. Schroot.)*

LIEBENTHAL, Stadt in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Liegnitz, Kreis Löwenberg, an der Linie Löwenberg-Greifenberg der Preußischen Staatsbahn und an dem zur Queis gehenden Oelsbach, hat drei katholische Kirchen, ein evangelisches Bethaus, Waisenhaus, katholisches Schullehrerseminar und ein Nonnenkloster, deren Bewohnerinnen den Liebenthaler Balsam herstellen. Die meist katholischen Einwohner (1885: 1557) treiben Strumpfwirkerei, Leinen- und Wollweberei, Zwirn- und Bandfabrikation. *(E. Kaufmann.)*

LIEBENWALDE, Stadt in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Niederbarnim, an der Mündung des Finowkanals in die Havel, Sitz eines Amtsgerichts, hat evangelisches Pfarramt, Post- und Telegraphenamt und zählt (1885) 2510 meist evangelische Einwohner, welche hauptsächlich Ackerbau, Schiffbau und Schiffahrt betreiben; auch wird ein Dampfsägewerk unterhalten. *(E. Kaufmann.)*

LIEBENWERDA, Kreisstadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, an der Schwarzen Elster und der Linie Kohlfurt-Rosslau der Preußischen Staatsbahn, ist Sitz eines Landrathamts und eines Amtsgerichts, hat evangelisches Pfarramt, Post- und Telegraphenamt und zählt (1885) 2966 meist evangelische Einwohner, welche bedeutenden Gartenbau, auch Weiß- und Lohgerberei betreiben. — Der Ort, früher Lubewart, Lubigewartha genannt, entstand seit 1287 aus einer Ansiedelung um ein altes, vom Grafen Bodo IV. von Eilenburg besetztes Schloß und wird schon 1366 als Stadt erwähnt. Das Vorderschloß wurde im 14. Jahrh. erbaut (das Hinterschloß 1567 durch Kurfürst August von Sachsen) und war bis ins 16. Jahrh. wiederholt Sitz des fürstlichen Hoflagers, auch hielt hier Luther mit dem päpstlichen Kammerherrn, K. von Miltitz, am 8. Oct. 1519 das Gespräch ab, demzufolge Luther Ruhe halten wollte, falls seine Gegner ebenfalls schweigen würden. Im J. 1730 brannte das Schloß bis auf einen Thurm ab, wurde dann erneuert und später zum Sitz des Forst- und Justizamtes eingerichtet.

Der Kreis Liebenwerda (793,5 □Kilom. mit 47,568 Einwohnern) wird von der Schwarzen Elster durchflossen, hat ebenen, zum Theil sandigen und morastigen Boden und viel Wald (Markgrafenheide); außer Holz und Torf werden etwas Tabak und Hopfen gewonnen, auch wird starke Vieh- und Bienenzucht, sowie etwas Spinnerei und Weberei betrieben. *(E. Kaufmann.)*

LIEBENZELL, Stadt und Badeort im württembergischen Schwarzwaldkreis, Oberamt Calw, an der Nagold gelegen, Station der Bahnlinie Pforzheim-Horb (Nagoldbahn), mit 902 Einwohnern (1885). Die Station, auf dem rechten Ufer der Nagold liegend, ist mit der Stadt durch eine Brücke verbunden und bietet eine umfassende Aussicht auf die Burg und die Stadt. Südlich von derselben befindet sich der sogenannte «Klosterbuckel» (Finkenberg), nördlich die Burg, welche leicht zu ersteigen ist. Ihr Thurm und Mantel sind noch gut erhalten, mit rundbogigen Fenstern versehen, aus dem 11. Jahrh.; die übrigen Ruinen stammen aus dem 13. Jahrh. Die Kirche hat ein romanisches Schiff und einen gothischen Chor. Das Rathhaus stammt aus dem Jahre 1533 und ist ziemlich gut erhalten. Das Marienstift, welches Prinzessin Marie von Württemberg im J. 1847 erbauen ließ, enthält eine Industrie- und eine Kleinkinderschule.

Die hiesigen Bäder waren schon im Mittelalter bekannt und werden alljährlich von mehreren hundert Badegästen besucht, namentlich von Nerven- und Hautkranken, sowie von Frauen. Die Quellen kommen aus Granit und rothem Sandstein hervor, und der Badende befindet sich in stets fließendem Wasser, das verhältnißmäßig wenig mineralische Bestandtheile enthält, schwach bläulich ist und einen kaum merklichen salzigen Geschmack hat. Die drei Badegebäude liegen außerhalb der Stadt thalaufwärts, das «untere Bad» und «das obere» haben 18—19° R., das sog. «Kleinwildbad» hat 22° R.

Die Bewohner von Liebenzell haben wenig Güter und finden theils in den Fabriken und Gewerben der Stadt, theils im nahen Pforzheim ihre Nahrungsquellen. Es befinden sich in Liebenzell drei Wollspinnereien und Zwirnereien, eine Bijouteriefabrik, eine Tuchfabrik, Wollstrickerei, Pappdeckelfabrik, Färberei, Druckerei, Mühle.

Der Name Liebenzell weist darauf hin, daß ursprünglich eine Zelle oder ein Kloster hier gestanden hat, das vielleicht nach seiner Gründerin Lioba genannt wurde. Im J. 1129 heißt der Ort nur Zell (Cella), und 1190 erscheint er in Urkunden als oppidum Zell. Er gehörte dem Grafen von Calw, und Uta (gest. 1196), die Erbtochter des Calwer Grafen, brachte ihrem Gemahl Herzog Welf VI. den Ort in die Ehe mit. Liebenzell besaß auch einen Ortsadel, welcher in der Burg seinen Sitz hatte. Diese Ritter standen unter gräflich calwischer Lehensoberherrlichkeit. Ludwig von Liebenzell verkaufte den Stammsitz um 1272 an den Deutschorden, trat selbst in den Orden ein und war von 1294—1300 Comthur von Ragnit. In der Mitte des 14. Jahrh. verlautet nichts mehr von diesem Geschlecht. Der Deutschorden

verkaufte schon 1273 Liebenzell für 1200 Mark Silber an den Markgrafen Rudolf von Baden. Nach einer Sage bei Crusius bekämpfte ein Markgraf von Baden den Besitzer der Burg, den Tyrannen Erkinger von Merklingen, welchen er besiegte und vom Thurm hinabschleudern ließ. Von den Söhnen des Markgrafen Karl II. von Baden erhielt der älteste Ernst Friedrich Liebenzell, welcher es im J. 1596 dem Herzog Friedrich I. von Würtemberg verkaufen wollte. Der Verkauf kam erst 1603 zu Stande, doch gab es noch mancherlei Processe mit Baden, welche erst 1753 durch Vergleich erledigt wurden. *(Wilh. Höchstetter.)*

LIEBER (Franz), deutsch-amerikanischer Gelehrter und Publicist, wurde geboren am 18. März 1798 zu Berlin. Zögling der Pepiniere daselbst, um sich zum Militärarzt zu bilden, wurde er durch den Wiederausbruch des Kriegs gegen Napoleon 1815 veranlaßt, unter die freiwilligen Jäger des Regiments Kolberg einzutreten. Er machte die Schlachten von Ligny und Waterloo mit und wurde am 20. Juni bei dem Sturm auf Namur schwer verwundet. Im J. 1816 nach Berlin zurückgekehrt, widmete er sich daselbst dem Studium der Medicin und wurde nebenbei ein eifriger Anhänger Jahn's. Im J. 1819 als Demagog verfolgt und verhaftet, wurde ihm der fernere Besuch einer preußischen Universität untersagt. Nachdem er inzwischen in Jena promovirt, wurde ihm 1820 zwar erlaubt, seine Studien in Halle fortzusetzen, doch sah er sich fortwährend polizeilichen Belästigungen ausgesetzt und in Preußen als Demagog verfolgt, daher er sich bald darauf nach Dresden wandte, wo er sich mit Feldmessen und Situationszeichnen beschäftigte. Im Herbst 1821 begab sich Lieber nach Marseille, wo er sich als Philhellene nach Griechenland einschiffte. Nach mehreren Monaten großer Entbehrung war er indeß genöthigt, sich von Missolunghi nach Rom zu begeben, wo er im Hause Niebuhr's gastliche Aufnahme fand und das «Tagebuch meines Aufenthalts in Griechenland im J. 1822» (Leipzig 1823) schrieb. Mit Niebuhr kehrte er nach Deutschland zurück und gedachte in Halle seine medicinischen Studien zu vollenden, ward aber trotz aller Versicherungen, in den preußischen Staaten ruhig leben zu können, von der Polizei verfolgt und 1824, als man neue Untersuchungen gegen die Liberalen einleitete, in Köpenick gefangen gesetzt, bis er durch Niebuhr's Einfluß wieder freigegeben wurde. Hierauf eine Zeit lang in Berlin lebend, gab er unter dem Namen Franz Arnold seine im Gefängniß gedichteten «Vierzehn Wein- und Wonnelieder» (Berlin 1826) heraus. Einem ihm hier drohenden neuen Arrest entfloh er im September 1825 nach London und von da begab er sich 1827 nach den Vereinigten Staaten von Amerika, wo er in verschiedenen Städten öffentliche Vorlesungen über Gegenstände der Politik und Geschichte hielt. Auch gründete er in Boston eine Turnanstalt und eine Schwimmschule nach den Principien des Generals von Pfuel, dessen Schüler in der Schwimmanstalt zu Berlin er gewesen war. Alsbald wandte er sich jedoch der literarischen Thätigkeit zu und gab in Verbindung mit einigen andern die «Encyclopaedia Americana» (13 Bde., Philadelphia 1829—33) heraus. Im J. 1835 erhielt er eine Professur der Geschichte und Staatsphilosophie zu Columbia in Südcarolina, wo er als Lehrer und Schriftsteller eine eingreifende Wirksamkeit entwickelte. Im J. 1858 entsagte er dieser Stellung und wandte sich nach Neuyork, wo er eine Professur für dieselben Fächer an dem dortigen Columbia-College übernahm. Während des Bürgerkriegs, in welchem er als Präsident der Loyal Publication Society eine segensreiche Thätigkeit entfaltete, schrieb er seine «Instructions for the government of the Armies of the United States in the field», welchen der Präsident Lincoln amtlichen Charakter verlieh. Nach dem Kriege wurde Lieber Superintendent der nach Washington gebrachten Archive der Secessionistenregierung. Er starb am 2. Oct. 1872 zu Neuyork, verdient besonders auch als Schiedsrichter in hochwichtigen Streitfragen zwischen den Vereinigten Staaten und Mexico.

Als Lieber's Hauptwerke sind zu betrachten: «Political ethics» (2 Bde., Boston 1838; neue Ausg., Philadelphia 1875), «Laws of property» (2 Bde., Neuyork 1842), und «On institutional selfgovernment, or discourses on civil freedom» (2 Bde., Philadelphia 1853; 2. Aufl. 1859; deutsch von Mittermaier, Heidelberg 1860). Außerdem sind von seinen Schriften zu nennen: «Letters to a gentleman in Germany» (Philadelphia 1834), welche in England unter dem Titel «The stranger in America» erschienen; ferner «Reminiscences of an intercourse with Niebuhr the historian» (deutsch von Thibaut, Heidelberg 1837); «On anglican and gallican liberty» (deutsch von Mittermaier); «Essay on subjects of penal law and on uninterrupted solitary confinement at night and labour by day» (Philadelphia 1835); «Legal and political hermeneutics, on principles of interpretation and construction in law and politics», u. s. w. Lieber's Werke werden in Amerika von den Juristen und Gerichtshöfen als Autorität citirt. Nach seinem Tode erschienen von ihm «Miscellaneous writings» (2 Bde., Philadelphia 1881).

Vgl. Perry, «The life and letters of Franz Lieber» (Boston 1882), deutsch bearbeitet von F. von Holtzendorff: «Franz Lieber. Aus den Denkwürdigkeiten eines Deutsch-Amerikaners» (Stuttgart 1885).
(Wilh. Cramer.)

Lieber (Thomas), Theolog, s. Erastus.

LIEBERKÜHN'SCHE DRÜSEN, zuerst von dem berühmten Anatomen Joh. Nathanael Lieberkühn (geboren 1711, gestorben zu Berlin 1765) in seiner Abhandlung «De fabrica et actione villorum intestini tenuis» (Leiden 1745) beschrieben, sind sehr kleine schlauchförmige Drüsen, welche in großer Anzahl in der ganzen Schleimhaut des Dünndarms vorkommen. Die Mündungen derselben sitzen in Gruppen in den Maschen der Zottenfalten oder in den Vertiefungen zwischen den Zotten, wodurch ein siebförmig durchlöchertes Aussehen der betreffenden Stellen bedingt wird. Während der Verdauung findet

aus den fraglichen Drüsen eine lebhafte Absonderung von Darmsaft statt. *(Alfr. Krug.)*

Liebesbaum, s. Cercis.

Liebeshöfe, s. Minnehöfe.

Liebeskraut, s. Galium.

Liebesmahle, s. Agapen.

LIEBIEG (Johann, Freiherr von), bedeutender österreichischer Industrieller, geboren am 7. Juni 1802 zu Braunau im nordöstlichen Böhmen, war das dritte Kind des Bürgers und Tuchmachermeisters Adam Franz Thomas Liebieg, eines wahren Biedermannes, der zwar mit keinen Glücksgütern gesegnet war, sich aber durch rastlose Thätigkeit, strenge Rechtlichkeit und kluge Berechnung der jeweiligen Verhältnisse einen kleinen Nothpfennig zurückgelegt hatte. Johann erhielt von seiner Mutter, der Tochter eines beliebten Arztes in Reichenau, eine den Umständen angemessene, aber sorgfältige Erziehung und den Unterricht in der Volksschule des kleinen Städtchens. Seine Vaterstadt bot dem aufgeweckten Knaben, der schon frühzeitig eine Abneigung gegen lärmende Spiele seiner Altersgenossen hatte, wenig Anziehendes; dagegen fand er um so größere Erholung, wenn er sich mit dem Webstuhle und mit den Einzelheiten des väterlichen Gewerbes, soweit seine Fassungskraft reichte, beschäftigen konnte. Bald kannte er die meisten Wollarten nach ihrer Qualität und benutzte jede Gelegenheit, sein Urtheil zu schärfen. Da starb am 18. Oct. 1811 sein Vater, der ihn noch auf dem Sterbebette für das Tuchmachergeschäft bestimmt hatte; waren doch seine Vorfahren selbst ehrsame Tuchmacher gewesen und hatten sich zu Ehrenstellen in der Stadt Braunau emporgeschwungen. So kam Johann, nachdem er vorher eine Zeit lang die Hauptschule seines Geburtsortes besucht hatte, am 27. Sept. 1814 zum Tuchmacher Kaspar Werner, einem persönlichen Freunde seines Vaters, in die Lehre und konnte das durch die Tüchtigkeit seines Lehrmeisters gut geleitete Geschäft nach allen Richtungen hin gründlich kennen lernen. Nach einer nur den Meistersöhnen erlaubten zweijährigen Lehrzeit erhielt er am 30. Sept. 1816 das traditionelle Gesellenzeichen. Allein auf lange Zeit konnten ihn weder seine Umgebung, noch die alt hergebrachten Ueberlieferungen seines Geschäfts, die ihm zu beschränkt erschienen, fesseln und im Frühjahr 1818 sehen wir ihn fröhlich in die Fremde wandern, die schon seit langem seine Sehnsucht war. Er faßte jene Städte ins Auge, wo er sich in seinem Handwerke ausbilden konnte und kam über Brünn nach Wien, Linz, Budweis, Prag und Ende September 1818 nach dem damals noch unansehnlichen Reichenberg, dessen für gewerbliche Thätigkeit günstige Lage er mit seinem scharfen Blicke, der stets auf das Praktische gerichtet war, sogleich erkannte. Er nahm sich vor, daselbst einen womöglich bleibenden Aufenthalt zu gewinnen und sich durch Arbeitsamkeit und Sparsamkeit eine reelle Grundlage für eine selbständige, industrielle Unternehmung zu schaffen. Allein die rosige Zukunft, die er sich versprochen, wollte lange nicht kommen, und der knappe Lohn, den er bei zwei Arbeitgebern, Franz Plischke am Töpferberg und Ferd. Leubner, Sterngasse, erhielt, wie auch die Einförmigkeit seines Gewerbes, das ihm für die Unruhe seines zielbewußten Geistes zu wenig Nahrung gab, veranlaßten ihn schon nach wenigen Monaten, dem Handwerke den Rücken zu kehren und sich dem Handelsstande zu widmen. Rasirmesser, Handschuhe, Hosenträger, Tabaksbeutel und andere moderne Kurzwaaren, die er in Leipzig, Frankfurt, Braunschweig einkaufte, waren die ersten Artikel, mit denen der Braunauer immer in billiger, den Kunden zusagender Weise Handel trieb, der ihm bei seiner genügsamen Weise ein kleines ehrlich verdientes Sümmchen einbrachte, sodaß er sich bald mit Zuhülfenahme des väterlichen Erbtheils in den Stand gesetzt sah, mit seinem für das Kaufmannsgeschäft ausgebildeten Bruder Franz eine Schnittwaarenhandlung unter der Firma Gebrüder Liebieg einzurichten, wobei Johann die Einkäufe besorgte, Jahrmärkte bezog, dagegen Franz den Waarenverkauf im Laden übernahm. Das Geschäft blühte durch den Unternehmungsgeist Johann's, der alles aufs Lager brachte, was die Mode verlangte. Der unausgesetzte Verkehr mit den Geschäftsleuten, seine natürliche Anlage, die Vortheile in der Fabrikation sogleich zu erkennen und zu würdigen, brachte ihn bald auf die Idee, die auf der Reise nach Frankreich und England 1825 vollends reifte, solche Waaren, deren Absatz er bis jetzt unternommen hatte, selbst zu verfertigen. So wurden von ihm in Verbindung mit Franz 10—12 Webstühle auf ganzwollene Tibets und Satincloths, zwei in England erst kürzlich eingeführte Artikel, aufgeschlagen, und eine zweite nach England 1827 unternommene Reise befestigte ihn in seinem Plane, die in Oesterreich fast noch unbekannte Stofferzeugung zur Hauptaufgabe zu machen. Zu diesem Behufe erwarb er im J. 1828 ein im Josephinenthal gelegenes Fabrikgebäude, in dem die Vorbesitzer eine Baumwoll- und Schafwollspinnerei hatten errichten lassen. Die umsichtige Leitung des Geschäfts brachte es bald zu einem solchen Aufschwunge, daß eine Vergrößerung des Gebäudes sich als nothwendig herausstellte. So wurde 1832 ein Preßgebäude aufgeführt und eine Schafwolldruckerei, 1835 eine Dampffärberei eingerichtet, in demselben Jahre eine Kraftweberei etablirt und eine Dampfheizung für das ganze Gebäude hergestellt. Im J. 1838 kam eine Dampfmaschine mit 30 Pferdekräften in Betrieb. Die Einführung neuer, in England unter dem Namen Orleans und Mohairs gehenden Artikel veranlaßte eine weitere umfangreiche Erweiterung der Fabrikanlagen. Durch den Aufbau eines aus drei Stockwerken bestehenden, feuerfesten Waarenmagazines (1845), einer mechanischen, nach englischem Muster gebauten Weberei auf 800 Webstühle (1848), durch die Anlegung eines mächtigen Druckereigebäudes (1850) der Worstedspinnerei auf 5400 Spindeln (1851) und eines drei Etagen hohen, für Unterbringung von 15,000 Centner Schafwolle berechneten Magazins gestaltete sich dieses Etablissement zu einem der großartigsten in Oesterreich, das Kammgarn-, Worsted-, Streichgarnspinnerei, eine mechanische Weberei, Appretur, Färberei und Druckerei enthielt. Dazu kommen noch die vielen, in den umliegenden Ortschaften, wie Tannwald, Prichowitz, Grün-

wald, Polaun, Liebenau, Rochlitz gegründete Faktoreien, die von Lohnwebern betrieben wurden, deren Zahl von 2000 (im J. 1833) auf nicht weniger als 6000 im J. 1844 gestiegen war. Staunenerregend sind auch die Zahlen, die das rasche Anwachsen der Arbeitskraft im geschlossenen Raume, der nach den Erfordernissen der modernen Technik aufgestellten Maschinen und der Arbeitsresultate zeigen. Die Anzahl der in der Josephinenthaler Fabrik verwendeten Arbeiter war von 1833 an in kaum 10 Jahren auf das Doppelte (600) gestiegen und nach 25 Jahren betrug sie 1950 Individuen. Um diese Zeit standen in Verbindung mit 14 Dampfkesseln 7 Dampfmaschinen, eine Turbine und ein Wasserrad von zusammen 313 Pferdekräften im Betrieb; 600 mechanische und 180 Handwebestühle erzeugten jährlich 70,000 St. unterschiedlicher Kleidungsstoffe, 15,000 Wintertücher und Longschawls, 60,000 St. gedruckter Tücher und Shawls; 5400 Wettgarn- und 2000 Streichgarnspindeln arbeiteten 500,000 Pfd. Wettgarn, wobei noch 3 Druckmaschinen, 200 Drucktische und 50 verschiedene Appreturmaschinen thätig waren. Diese großartige Werkstätte erleuchtete ein eigenes Gaswerk mit 1600 Flammen.

Der echt weltbürgerliche Charakter Liebieg's, dem es nicht genügte, in Reichenberg für Großindustrie eine Stätte gegründet zu haben, spornte ihn zu weiteren Unternehmungen an, wobei ihn stets, auch wenn er von seinem eigentlichen Fache, der Textilindustrie, scheinbar absprang, der Gedanke leitete, deutschen Fleiß in Gegenden zu wecken, in denen noch viele ungehobene Schätze lagen und sie mit dem Segen der Industrie bekannt zu machen. So gründete er, nachdem er die in Mödling bei Wien 1841 errichtete Färberei und Appreturanstalt 1843 nach Nußdorf bei Wien verlegt hatte, am 26. Juni 1844 in einer fast unzugänglichen, ihm auf seinen Ausflügen bekannt gewordenen Wildniß in Swarow, Bezirk Tannwald, eine mustergültige, kaum übertroffene Baumwollspinnerei und Weberei, für welche die nöthige Wasserkraft aus der Wilden Kamnitz mittels eines 1200 Klafter langen Aquäductes gewonnen werden mußte; 1851 in Mildenau an der Wittig eine nach französischem Muster eingerichtete Kammgarnspinnerei, wozu drei Jahre später eine Handweberei für Tibet und Kaschmirstoffe mit 120 Handwebestühlen kam; in demselben Jahre 10 Meilen von Großwardein im südlichen Biharer Comitat in Ungarn eine umfangreiche Glashütte, die er bald so in Schwung brachte, daß kaum 20 Jahre später die Zahl der Arbeiter 600, meist deutsche Colonisten, betrug: eine Musteranstalt im wahren Sinne, wozu noch eine Bretsäge und eine amerikanische Mühle kam; 1865 in Haratitz, eine halbe Stunde von Swarow, eine Spinnerei und Weberei, und ein Jahr darauf in Eisenbrod eine großartige Baumwollspinnerei nach englischem Muster, deren Werk von 4 Turbinen mit 305 Pferdekräften in Bewegung gesetzt und deren Localitäten von einem eigenen Gaswerk mit 800 Flämmen erleuchtet wurde. Die rationelle Leitung der von Ziegler übernommenen Spiegelfabrikation in Elisenthal mit den Veredlungswerken in Holzschlag, Hohal und Haitl im Böhmerwald (1866), des Abbaues der Schieferbrüche in Wrath bei Eisenbrod, Racic, der Kalksteinbrüche in Smrc (1862), des Kupferhüttenwerkes in Rochlitz (1863), des Gutterstteiner Kupferhammers und Streckwerkes, das bald durch Neubauten vergrößert werden mußte, zeigt das große Administrationstalent Liebieg's, die große Vielseitigkeit des Mannes, dem das Glück überall treu zur Seite stand. — Im J. 1862 trat Liebig in die Reihe der Großgrundbesitzer durch Ankauf der früheren Staatsdomänen Smiritz und Hořinowes, wozu noch später die Waldherrschaft Daschitz kam. Unermüdlich thätig, suchte er auch hier sein Augenmerk auf die reelle Bewirthschaftung des Bodens zu richten und nur praktische Ziele zu verfolgen. Eine Dampfbretsäge wurde zur besseren Verwerthung des Waldproductes angelegt, die bald einen Ertrag von 300,000 Fl. abwarf, die Bierbrauerei in Smiritz vervollkommnet, mit allen den Fortschritten der Technik entsprechenden Einrichtungen versehen, ein Felsenkeller zur Aufnahme von 15,000 Eimer ausgemeißelt, eine schöne Restauration daneben errichtet, die vom Hochwasser zerstörte Elbbrücke bei Smiritz hergestellt, das historisch denkwürdige, aber unwohnlich gewordene Schloß zu einem schönen, mit herrlichen Parkanlagen gezierten und geräumigen Herrensitz umgewandelt, das Oekonomiegebäude in eine Art Musterwirthschaft umgeschaffen und der Smiritzer Bahnhof erweitert. Sein letztes Werk war die Errichtung einer einige hundert Schritte vom Schlosse entfernten Zuckerfabrik, welche auf die Verarbeitung von 200,000 Centner Rüben berechnet war. — Bei den großen Errungenschaften auf dem Felde der Industrie darf man andererseits die vielen Verdienste, die Liebieg sich auf dem Gebiete der Humanität erworben, nicht vergessen. Liebieg war um das Wohl seiner Arbeiter besorgt, da er sehr wohl einsah, daß mit demselben der Gang des Geschäfts innig zusammenhänge. Er erließ nicht nur mustergültige, bald in andern Fabriken nachgeahmte Fabrikordnungen in Bezug auf Krankheit (Krankenkasse 1842), Todesfälle, sondern legte auch zur besseren Verpflegung Speiseanstalten, Brotbäckereien, Victualienhandlungen an, aus denen zum Einkaufspreise den Arbeitern Lebensmittel verabfolgt wurden. Er errichtete auch Arbeitshäuser zu Reichenberg 10, Swarow 8, Haratitz 3, Eisenbrod 2, Schwarzwald 16, Smiritz 8, und unternahm eigens größere Reisen nach den Fabrikdistricten Frankreichs, Englands und Belgiens, um in dieser Richtung entsprechende Studien zu machen. Da Liebieg sehr wohl den Werth der Schulbildung erkannte und diese als erste Bedingung zum Nationalwohlstande betrachtete, legte er Fabrikschulen an; in Swarow und Schwarzwald wurden eigene Schulgebäude errichtet, und nicht übergangen darf werden das 1865 am Johannesberge bei Reichenberg villaartig erbaute, von einer ausgedehnten Gartenanlage umgebene Asyl für die der Fabrik angehörigen Arbeiterkinder von 3—6 Jahren, die daselbst kostenfrei während der Tagesstunden aufgenommen und lehrreich beschäftigt wurden. Andererseits ließ er Quellen einfassen, diese mit Ruheplätzen versehen und herrliche Spaziergänge anlegen, die als eine Zierde für Reichenberg

gelten müssen. Dabei ließ Liebieg die äußeren Angelegenheiten seines Heimats- und Vaterlandes nicht aus den Augen, nahm einen bestimmenden Einfluß auf dieselben und erwarb sich die größten Verdienste. In Verbindung mit Gleichgesinnten gründete er in Reichenberg den Gewerbeverein, den Kohlenbauverein, den wechselseitigen Brandschadenversicherungs-Verein für Mühlen und Fabriken, förderte werkthätig die Errichtung eines bürgerlichen Hospitals, einer Weber-, Fach- und Handelsschule, und trat mit seiner ganzen Ueberzeugungskraft für die Gründung einer Sparkasse ein. Desgleichen brachte er den Bau eines Stadthauses, der evangelischen Kirche und der Christianstädter Schule in Anregung und errichtete auf eigene Kosten ein geschmackvoll ausgestattetes Clubhaus. — Mit hoher Politik beschäftigte sich Liebieg niemals, aber stets trat er für das ein, was die kräftige Entwickelung des Güterlebens fördern mußte. So nahm er, als es ihm gelungen war, 1850 die Handels- und Gewerbekammern nach Reichenberg zu verlegen, gerne die Wahl eines Präsidenten derselben an, da er auf dem Zollgebiete, dessen endliche Wendung vom Prohibitiv- zum Zollschutzsystem sein Werk war, zum Nutzen der Geschäftswelt thatkräftig wirken konnte. Auch in der Eisenbahnfrage für einen Distrikt, «dessen Lebensathem die Industrie war», stand Liebieg, ein Schüler List's, an der Spitze derer, die von der Unerläßlichkeit moderner Verkehrsmittel überzeugt waren und die Bahnen Reichenberg-Zittau, die Südnorddeutsche Verbindungsbahn, Oesterreichische Nordwestbahn, die Linien Turnau-Kralup, Dux-Bodenbach, Josephstadt-Schwadrowitz mit der Fortsetzung nach Waldenburg sind seine Schöpfungen. — Liebieg konnte mit Recht stolz auf alle seine Werke blicken, die ihm den Namen «Vater der Arbeit» einbrachten. Sein Name hatte im Aus- und Inlande einen guten Klang, und gerne wurde er höheren Orts in wirthschaftlichen Dingen zu Rathe gezogen. Die Anerkennung für sein rastloses Schaffen in gewerblicher und politisch-ökonomischer Richtung blieb nicht aus. Seine Betheiligung an der londoner Ausstellung 1863 brachte ihm den Franz-Josephs-Orden, die pariser Ausstellung das Officierkreuz der Ehrenlegion und den von Kaiser Napoleon für Beförderung der Volkswohlfahrt ausgesetzten Staatspreis. Im J. 1866 verlieh ihm Kaiser Franz Joseph bei seiner Anwesenheit in Reichenberg den Orden der Eisernen Krone III. Klasse mit dem Ritterstande und 1867 den Orden II. Klasse, mit welchem der erbliche Freiherrnstand verknüpft ist. König Johann von Sachsen zeichnete ihn mit dem Ritterkreuze des Verdienstordens aus. — Ein schmerzvolles Fußleiden, das er sich in der Nacht vom 1. auf den 2. Aug. 1858 bei einer Ueberschwemmung zugezogen, hatte ihn in seinen letzten Jahren mehrmals aufs Lager geworfen und war unmittelbar vor seinem Tode wieder ausgebrochen. Dazu zehrten noch mehrere Unglücksfälle, namentlich der Krieg des J. 1866, in welchem seine Güter hart mitgenommen worden waren, am Marke seines Lebens. Er starb an den Folgen einer Gehirnblutung am 16. Juli 1870. — Liebieg war zweimal verheirathet; aus erster Ehe, die der Tod am 28. Aug. 1848 löste, stammen 3 Söhne, Johann, Heinrich und Theodor, und 6 Töchter, aus zweiter Ehe 3 Kinder. Sein Wappen bilden 6 Kornähren und 6 Bienen mit der Inschrift «per laborem ad honorem» und in der That konnte kein besseres Symbol für das rastlose Schaffen des Mannes gefunden werden, dessen Devise war: «Arbeit bringt Ehre».

Vgl.: «Allgemeine deutsche Biographie», Artikel J. von Liebieg; «Johann Liebieg. Ein Arbeiterleben, geschildert von einem Zeitgenossen» (Leipzig 1871); Anschiringer, «Johann Liebieg. Eine biographische Federzeichnung» (in M. Wirth's «Deutscher Gewerbekalender 1869»); H. Hallwich, «Reichenberg und Umgebung» (Reichenberg 1871—74). *(Anton Frenzl.)*

LIEBIG (Justus, Freiherr von), einer der hervorragendsten und vielseitigsten Chemiker der neuern Zeit, wurde am 12. Mai 1803 in Darmstadt geboren, wo sein Vater ein Material- und Farbwaarengeschäft betrieb. Schon frühzeitig scheint in ihm das Interesse an chemischen Experimenten geweckt zu sein durch die Versuche, welche er seinen Vater mit mannichfachen Stoffen zur Bereitung von Farben und andern chemischen Producten ausführen sah; jedenfalls war er sich in der Wahl seines Berufs schon klar, als er noch die untersten Klassen des Gymnasiums daselbst besuchte, zu welcher Zeit er nur geringe Fortschritte machte, sich manchen Tadel wegen Unaufmerksamkeit zuzog und allgemein, bei Lehrern und Mitschülern, als ein wenig begabter Knabe galt, dessen spätere Entwickelung wenig erhoffen lasse. Die ausgesprochene Neigung des jungen Liebig für die Chemie veranlaßte seinen Vater, ihn einem Apotheker zu Heppenheim an der Bergstraße in die Lehre zu geben, denn die Apothekerlaufbahn bot zu damaliger Zeit, wo es an den Universitäten und andern höheren Lehranstalten noch keine chemischen Universitätslaboratorien gab, die einzige Möglichkeit, sich praktisch mit der Chemie zu beschäftigen. Aber nur von kurzer Dauer war der Aufenthalt in Heppenheim. Schon nach zehn Monaten kehrte Liebig seiner pharmaceutischen Laufbahn den Rücken, nachdem er durch auf eigene Hand unternommene Experimente, von denen eins, die Darstellung von Knallsilber, mit einer heftigen Explosion endete, den Unwillen seines Principals hervorgerufen hatte, und begab sich nach Darmstadt zurück, wo er noch ein halbes Jahr eigenen chemischen Studien, namentlich der Fortsetzung seiner Versuche über Knallsilber, oblag. Der damalige Landesfürst, Großherzog Ludwig I. von Hessen, hörte von dem jungen Streber, nahm Interesse an ihm und gewährte die Mittel, behufs weiterer Ausbildung die Universität Bonn zu besuchen. Liebig wurde hier ein Schüler des Professors Kastner, welcher über theoretische Chemie Vorlesungen hielt, und als derselbe, infolge einer etwas freisinnig gehaltenen Rede gezwungen, nach Erlangen übersiedelte, folgte ihm Liebig und suchte hier sich auch mit den übrigen Zweigen der Naturwissenschaften bekannt zu machen und die früher versäumten Sprachkenntnisse nachzuholen. In hohem Grade günstig auf seine allgemeine Ausbildung wirkte der Umgang mit ausgezeichneten Männern, welche zu dieser Zeit gleichfalls die Universität Erlangen besuchten,

von denen Platen, Bischoff und Engelhard genannt sein mögen, doch vermochte er der damals in Erlangen herrschenden Naturphilosophie Schelling's, welche glaubte, die Naturgesetze auch ohne genaue Kenntnisse der Natur allein durch die eigene Thätigkeit des Geistes ableiten zu können, sich nicht zu entziehen. Liebig hat sich später sehr bitter über den ungünstigen Einfluß, den die Vorlesungen Schelling's auf seine Fortschritte in der praktischen Forschung ausübten, in einem im J. 1840 erschienenen Aufsatze: «Ueber das Studium der Naturwissenschaften», in folgender Weise geäußert: «Ich selbst brachte einen Theil meiner Studienzeit auf einer Universität zu, wo der größte Philosoph und Metaphysiker des Jahrhunderts die studirende Jugend zur Bewunderung und Nachahmung hinriß; wer konnte sich damals vor Ansteckung sichern? Auch ich habe diese, an Worten und Ideen so reiche, an wahrem Wissen und gediegenen Studien so arme Periode durchlebt; sie hat mich um zwei kostbare Jahre meines Lebens gebracht.» Auch in seiner «Agriculturchemie» ertheilt er der Naturphilosophie eine scharfe Rüge. Im J. 1822 verließ Liebig Erlangen und setzte, vom Großherzog Ludwig I. von Hessen in liberaler Weise unterstützt, seine chemischen Arbeiten in Paris fort; von diesen waren schon einige bekannt geworden; so Untersuchungen über das Verhalten der Alkalien zum Knallsilber, über die Bereitung verschiedener zu Färbereizwecken dienenden Verbindungen u. a. Paris galt damals als der Centralpunkt der chemischen Wissenschaft, hier entfalteten Männer wie Gay-Lussac, Thenard, Dulong, Chevreul, Vauquelin u. a. ihre fruchtbringende Thätigkeit, deren Vorlesungen Liebig fleißig besuchte. Auch war derselbe nunmehr eifrig bestrebt, seiner bis dahin ziemlich vernachlässigten mathematischen Ausbildung nachzuhelfen. Die Darlegung der Resultate seiner ebenso gefahrvollen wie schwierigen Experimentaluntersuchung über die Knallsäure und ihre Verbindungen vor der Akademie der Wissenschaften verschaffte ihm die Bekanntschaft mit Alexander von Humboldt, welcher sich zu dieser Zeit in Paris aufhielt. Derselbe nahm sich in wohlwollendster Weise seines jungen Landmannes an, erschloß ihm durch seine Empfehlung viele vorzüglichen Hülfsmittel von Paris und vermittelte die nähere Bekanntschaft mit Gay-Lussac, dem genialsten französischen Chemiker dieses Jahrhunderts. Der Schüler dieses ausgezeichneten Gelehrten zu werden, in sein sonst schwer zugängliches Privatlaboratorium Zutritt zu erlangen, war Liebig's sehnlichster Wunsch gewesen, welcher nunmehr durch den mächtigen Einfluß Humboldt's erfüllt wurde. Gay-Lussac nahm Liebig als ersten Schüler in sein Laboratorium auf, ließ ihn an seinen eigenen Arbeiten theilnehmen und förderte seine Kenntnisse und seine Fertigkeiten in chemischen Arbeiten durch Einführung in neue Untersuchungsmethoden und Verfahrungsweisen in außerordentlicher Weise. Dem Zusammenwirken beider Gelehrten entsprang die wichtige Untersuchung über die Fulminate. Nach Jahresfrist, bereichert an chemischem Wissen und beladen mit einem seltenen Schatz chemischer Erfahrungen, in seine Heimat zurückgekehrt, entschloß sich Liebig auf Humboldt's Veranlassung, seine künftige Thätigkeit dem Lehrfache zu widmen. Es mußten jedoch zuvor die Hindernisse beseitigt werden, die seiner Habilitation an seiner Landesuniversität im Wege standen, da er in Erlangen zum Doctor promovirt worden war, was durch Humboldt's Einfluß unschwer gelang. Nach einem in Gießen bestandenen Examen wurde hier Liebig's Doctorgrad anerkannt und auf die warmen Empfehlungen Humboldt's, seines ebenso mächtigen als liebevollen Gönners und Freundes, vom Großherzog Ludwig I. im J. 1824 der erst 21jährige junge Mann zum außerordentlichen Professor der Chemie an der Universität Gießen ernannt, um schon zwei Jahre später die ordentliche Professur zu erhalten. Nunmehr entwickelte Liebig jene außerordentliche, fruchtbare und segensreiche Thätigkeit, aus welcher für die Wissenschaft und für das Wohl der Menschheit so große Erfolge hervorgehen sollten.

Obwol dem jungen Professor statt eines Laboratoriums nur vier leere Wände und keine Hülfsmittel, um dasselbe einzurichten und mit den nothwendigsten Apparaten zu versehen, von der Regierung gegeben waren, ging derselbe von seiner Absicht, nicht blos theoretische Chemie vorzutragen, sondern auch ein chemisches Laboratorium für experimentellen Unterricht zu gründen, ohne welchen eine mehr als elementare Bekanntschaft mit der Chemie nun einmal nicht erworben werden kann, nicht um ein Haar breit ab. Aus eigenen beschränkten Mitteln, bei einem Jahresgehalt von 800 Gulden, errichtete er das erste chemische Laboratorium für experimentellen Unterricht und erhob in kurzer Zeit die gießener Universität zu einem Centralpunkte chemischen Studiums, deren Ruf sich weit über die Grenzen Deutschlands und Europas verbreitete und welcher so zahlreiche Jünger der Chemie von nah und fern zuströmten, daß sie das Laboratorium kaum zu fassen vermochte. Dem Vorgehen Liebig's in der Gründung eines jedermann geöffneten Unterrichtslaboratoriums und seinen großartigen Leistungen in demselben ist es zu danken, daß nicht nur in Deutschland, sondern auch im Auslande zahlreiche ähnliche Lehranstalten in das Leben gerufen sind, sodaß heutzutage auf den meisten deutschen Hochschulen stattliche, für Chemie eigens errichtete Gebäude, an vielen Orten förmliche Paläste vorhanden sind.

Es ist fraglich, in welcher Eigenschaft Liebig größer und eigenartiger gewesen ist, ob als Lehrer oder als Forscher. Als Lehrer steht er fast unvergleichlich da. Zog Berzelius, der große Meister, nur solche Schüler an sich, welche mit Vorkenntnissen schon ausgerüstet waren, und wirkte er im engsten Kreise, so verstand keiner wie Liebig, chemische Schule zu machen, da er sich liebevoll der Unterweisung des einzelnen, vom Beginn seiner Studien an, widmete. Durch ihn ist der erste systematische chemische Unterricht in einer Weise begründet worden, wie er der Form und Fassung nach nicht nur im Unterrichtslaboratorium, sondern auch bei Experimentalvorlesungen noch heute besteht. Außerordentlich wissenschaftlich productiv und reich an chemischen Gedanken, besprach er seine Ideen mit seinen älteren, gereifteren Schülern, veranlaßte sie, experimentell prüfend an dieselben heranzutreten und

förderte auf solche Weise den eigenen Gedankengang und das selbständige Arbeiten an der Hand des Experiments. Kein anderer Chemiker vor ihm und nach ihm hat sich aber auch mit einem größern Kreis auserwählter Schüler umgeben als Liebig. Der größern Mehrzahl nach haben die hervorragendsten Chemiker der Gegenwart sich unter ihm gebildet oder ihre Studien als Zöglinge seiner Schüler gemacht, die Lehren und Erfahrungen des Meisters durch ihr Wirken und Schaffen an Hochschulen und andern Lehranstalten fortgepflanzt, sodaß es Liebig in erster Linie zu danken ist, daß die Chemie ihre heutige Stellung als selbständige Wissenschaft errungen hat.

Als Forscher war Liebig mehr als productiv, er ist reformatorisch aufgetreten auf allen Gebieten der reinen und der angewandten Chemie, sodaß es keinen Zweig derselben gibt, wo wir nicht seinen großartigen bahnbrechenden Arbeiten begegnen, zu deren richtiger Würdigung man Chemiker, Physiolog und Landwirth zugleich sein muß. Seine rastlose Thätigkeit innerhalb eines Zeitraumes von 49 Jahren, vom Beginn seiner akademischen Laufbahn bis zu seinem Tode, zerfällt in zwei Hauptabschnitte, von denen der erste, etwa 16 Jahre (1824—1840) umfassend, fast ausschließlich der Förderung der allgemeinen Chemie, insbesondere der organischen Chemie, gewidmet war, während die Arbeiten des zweiten, doppelt so langen Zeitabschnittes (1840—1873) sich der Lösung einer gewaltigen Aufgabe, der Ernährung der Pflanzen und Thiere, dem Stoffwechsel in der belebten Natur, zuwandten.

Als Liebig im J. 1824 das kleine, nur dürftig ausgestattete Laboratorium in Gießen eröffnete, war die Chemie der unorganischen Körper durch die ausgezeichneten Arbeiten von Berzelius zu einem hohen Grade von Ausbildung gebracht, während es mit der organischen Chemie noch recht schlecht bestellt war. Die Ermittelung der elementaren Zusammensetzung organischer Körper, eine damals allseitig als sehr schwierig anerkannte Aufgabe, wurde im ganzen seltener versucht und nur von wenigen Meistern der Wissenschaft mit Erfolg ausgeführt. Liebig erkannte sogleich als seine Hauptaufgabe, seine volle Kraft dem Ausbau der organischen Chemie zuzuwenden. Die erste Vorbedingung hierzu war der Besitz einer praktisch leicht ausführbaren und genaue Resultate gebenden Methode zur quantitativen Bestimmung der elementaren Zusammensetzung organischer Körper, insbesondere des Kohlenstoff- und Wasserstoffgehalts. Dieselbe kann bekanntlich nur in der Weise ausgeführt werden, daß man die betreffenden Substanzen durch vollständige Verbrennung in unorganische Verbindungen: den Kohlenstoff in Kohlensäure, den Wasserstoff in Wasser umsetzt, wo man den Sauerstoff durch Abzug findet. Ist zugleich Stickstoff vorhanden, so wird derselbe, in Gasform abgeschieden, dem Volumen nach bestimmt, und dann ebenfalls der Sauerstoff durch Abzug gefunden. Volle sechs Jahre ist Liebig unablässig bemüht gewesen, die organische Analyse zu verbessern, und erst im J. 1831, wo er seinen Kaliapparat zur Absorption und Wägung der Kohlensäure in der Form beschrieb, wie er heute noch im Gebrauch ist, war er am Ziele. Diese Neugestaltung der Elementaranalyse ist von der größten Bedeutung gewesen, denn sie allein ermöglichte es, durch die vereinigte Thätigkeit vieler Hände umfassende Zahlenresultate zu gewinnen, das Material zum Ausbau der organischen Chemie. Die Untersuchungen Liebig's auf dem Gebiete letzterer sind außerordentlich zahlreich. Außer einer schon genannten epochemachenden Arbeit über die knallsauren Salze, welche zur Erkenntniß der Isomerie der Cyansäure und Knallsäure führte, bestimmte er die Zusammensetzung zahlreicher organischer Säuren (Entdeckung und Untersuchung der Hippursäure 1829; Untersuchung der Apfelsäure, Chinasäure, Roccellsäure, Kamphersäure, die er durch directe Oxydation des Kamphers erhielt, 1830; Untersuchung der Milchsäure 1832, der Apfelsäure, Chinasäure, Meconsäure und deren Zersetzungsproducte, des Asparagins und der Asparaginsäure 1833, der Harnsäure 1834, Entdeckung und Untersuchung der Oenanthsäure in Gemeinschaft mit Pelouze, Untersuchung der Mandelsäure und Ameisensäure 1836). Seine bei diesen Untersuchungen gemachten Erfahrungen und Entdeckungen, welche er in seiner Schrift: «Ueber die Constitution der organischen Säuren» (Heidelberg 1838) niederlegte, veranlaßten ihn im Gegensatz zu der damals fast allgemein herrschenden Ansicht, daß alle Säuren ohne Unterschied nach gleichen Atomverhältnissen sich mit Basen zu neutralen Salzen verbinden, zur sichern Erfassung des Begriffs «Basicität» und zum Aufbau seiner Theorie der mehrbasischen Säuren, wodurch er ungemein zur Klärung der theils unbestimmten, theils unrichtigen Ansichten beitrug. Eine weitere Reihe von Untersuchungen Liebig's, welche im Jahre 1830 begonnen und bis 1838 fortgeführt wurden, betreffen die vegetabilischen Salzbasen, die sogenannten Alkaloide, deren Zusammensetzung, die Bestimmung ihres Atomgewichts und die Abhängigkeit zwischen ihrer Zusammensetzung und ihren Verbindungsverhältnissen. Zu den ganz vortrefflichen Arbeiten sind auch seine Untersuchungen zu zählen über den Alkohol, den Aether, die Aetherschwefelsäure und den Aetherbildungsproceß (1834) sowie über die Producte der Einwirkung des Chlors auf Alkohol oder Aether, wobei nebenher die Entdeckung des Chloroforms und des Chlorals gemacht wurde (1831). Im J. 1835 entdeckte er das Aldehyd, 1834 stellte er eine größere Untersuchung über die verschiedenen Zuckerarten und ihre Umwandlungen an. Eine ganz besondere Erweiterung brachten seine Untersuchungen für die Erkenntniß der mit dem Cyan in Zusammenhang stehenden Körper. An die schon im J. 1829 gefundene Darstellung des Schwefelcyans schloß sich die Entdeckung seiner Zersetzungsproducte: des Melams, der Cyanursäure des Melams und noch mehrerer anderer Körper. Die herrlichsten Leistungen auf dem Gebiete der organischen Chemie gingen aber aus dem Zusammenwirken Liebig's mit Wöhler hervor.

Von ihren gemeinschaftlichen Arbeiten ist zunächst zu erwähnen die Untersuchung über die Cyansäure, deren Zusammensetzung Wöhler schon früher (1822) festgestellt hatte. Zwei Jahre später (1824) kam Liebig bei der Analyse der Knallsäure zu denselben Zahlen, die Wöhler für die Cyansäure gefunden hatte. Da nach den damals

herrschenden Ansichten Gleichheit der Zusammensetzung mit Verschiedenheit chemischer Eigenschaften noch für unvereinbar galt, so wurde der erwähnte Umstand, einer der ersten Fälle zweifellos nachgewiesener Isomerie, die Ursache, daß Liebig und Wöhler gemeinsam im J. 1830 diesen schwierigen Gegenstand untersuchten. Sie kamen zu außerordentlich wichtigen Resultaten, die nicht nur empirisch, weil durch sie die genau studirten organischen Verbindungen um eine große Zahl (z. B. Cyansäureäther) vermehrt wurden, sondern auch theoretisch von der größten Bedeutung sind, denn es wurde durch diese Untersuchung der Nachweis geführt, daß das Cyan, ein aus Kohlenstoff und Stickstoff zusammengesetzter Körper, in seinen zahlreichen Verbindungen als Element fungirt, und es ging ferner hiervon die wichtigste Anregung zur Annahme sogenannter organischer Radicale aus. Reiche Nahrung erhielt die Vorstellung, daß die organischen Körper ihre Eigenthümlichkeiten den in ihnen enthaltenen Atomcomplexen, den Radicalen, verdanken, durch eine weitere, in Wahrheit bahnbrechende Untersuchung Liebig's und Wöhler's aus dem Jahre 1832: «Ueber das Radical der Benzoësäure».[1]) Durch überzeugende Versuche führten diese Forscher den Nachweis, daß in zahlreichen Körpern, welche sie aus Bittermandelöl darstellten, ein gemeinsamer Bestandtheil, das Benzoyl, $C_{14} H_{10} O_2$, enthalten sei, der sich von einer Verbindung unverändert in andere überführen ließ und sich vollkommen wie ein Element verhält. Diese Arbeit hatte nicht nur eine grundlegende Bedeutung für die Entstehung der eigentlichen Radicaltheorie, an deren Aufstellung Liebig und Berzelius in den nächsten Jahren sich betheiligten, sondern sie gab auch einen Anstoß dazu, in Körpern, deren Zusammengehörigkeit durch ihr chemisches Verhalten und ihre Bildungsweisen wahrscheinlich war, nach den ihnen eigenthümlichen Radicalen zu suchen, und wurde dadurch für die Entwicklung der organischen Chemie höchst wichtig. Als eine besonders schöne Frucht, welche die Radicaltheorie zeitigte, sei hier nur die ausgezeichnete Untersuchung von Robert Bunsen[2]) über Kakodylverbindungen genannt, an welcher derselbe vom Jahre 1839 an arbeitete. Es mag an dieser Stelle bemerkt werden, daß Liebig später, als Dumas, gestützt auf die Beobachtung, daß in der Essigsäure 3 Atome Wasserstoff durch 3 Atome Chlor ersetzt werden konnten, ohne daß die Essigsäure ihren Charakter als Säure verlor, der Radicaltheorie die extreme Substitutionstheorie entgegenstellte, die zwei andere französische Chemiker, Gerhardt und Laurent, noch mehr erweiterten, in eine heftige Polemik[3]) verwickelt wurde und sich hierbei als ein scharfer und unnachsichtiger Gegner erwies, welcher gewissenhaft und mit nüchternem Urtheil den Thatsachen bei Aufstellung neuer theoretischer Ansichten Rechnung trug. Der Arbeit über die Benzoylverbindungen reihte sich eine andere gemeinschaftlich unternommene Untersuchung Liebig's und Wöhler's an: die Entstehung des Amygdalins aus Bittermandelöl, welche die verwickelte Entstehungsweise des Bittermandelöls klärte (1837). Noch in demselben Jahre folgte die Forschung über die Harnsäure, eine Arbeit, welche die organische Chemie mit einer Anzahl interessanter Verbindungen bereicherte (Allantoin, Alloxantin, Alloxan und deren Zersetzungsproducte). Ebenso sind die Arbeiten Liebig's auf dem Gebiete der anorganischen Chemie nicht zu unterschätzen; auch hier ist die Wissenschaft durch werthvolle Beobachtungen verschiedenster Art bereichert worden. Es seien nur erwähnt: Theorie der bleichenden und alkalischen Chlorverbindungen, Bereitung von arsen- und eisenfreiem Molybdän, Untersuchungen über Mineralkermes, Thonerde- und Antimon- und Kieselsäureverbindungen, Verhalten des aus iodsaurem Natrium erhaltenen Iodnatrium gegen Salzsäure; von durch ihn ausgearbeiteten analytischen Methoden: Trennung von Kobalt und Nickel. Auch vielen Zweigen der Technik wurden seine im Laboratorium gesammelten Erfahrungen nützlich, so die für die Verarbeitung der edeln Metalle so wichtige Darstellung des Cyankaliums aus Blutlaugensalz, die Herstellung von Silberspiegeln, welche schnell die alten Quecksilberspiegel verdrängen, durch Reduction von Silberlösung durch Aldehyd, endlich die Bereitung der fulminirenden Verbindungen.

Wie bereits erwähnt, begann mit dem Jahre 1840 ein neuer Abschnitt im wissenschaftlichen Leben Liebig's. Es waren vorzugsweise zwei Ursachen, welche ihn veranlaßten, seine Thätigkeit auf dem Gebiete der rein theoretischen Chemie, ja sogar der organischen Chemie zu beschränken und eine Bahn zu verlassen, die er mit so ausgezeichnetem Erfolge bisher eingeschlagen hatte. Einerseits nämlich empfand er einen natürlichen Widerwillen gegen die von Frankreich ausgehenden extravaganten theoretischen Speculationen, die sich in Deutschland verbreiteten und alle Köpfe einnahmen, andererseits nahm die Frage nach der Ernährung des Pflanzen- und Thierkörpers sein Interesse immer mehr in Anspruch, um so mehr, als sich ihm hier ein vollständig unangebautes, ungleich großartigeres Feld für seine fernere Thätigkeit darbot.

Es war ein Glück für Liebig, daß er über viele tüchtige Arbeitskräfte, junge Chemiker, die das gießener Laboratorium in großer Anzahl beherbergte, verfügen konnte, um die Vorarbeiten zu bewältigen, die nothwendig waren zur Beschaffung der reichen Fülle des wissenschaftlichen Materials, der Basis für seine physiologisch-chemischen Untersuchungen. Von diesen Vorarbeiten seien genannt: Untersuchungen der anorganischen Bestandtheile der Pflanzen, des Blutes und verschiedener Theile des Thierkörpers, Untersuchungen der Bestandtheile der Muskelsubstanz, des Gehirns, der Galle, des Harns von Menschen und Thieren, ferner Untersuchungen über Fibrin, Caseïn, über Fette und fette Säuren u. a.

Im J. 1840 erschien Liebig's epochemachendes und größtes Werk: «Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie», welches der rationellen Landwirthschaft eine wissenschaftliche Basis schuf, und zu dessen richtiger Würdigung es zweckmäßig

1) «Annalen der Chemie», 3, 249 (1832). 2) «Annalen der Chemie», 31, 175; 37, 1; 42, 14; 46, 1. 3) «Annalen der Chemie».

erscheint, auf den Standpunkt zurückzukommen, welchen am Ende der dreißiger Jahre Lehrer der Landwirthschaft und Chemiker, darunter Männer wie Thaer, Berzelius, Mitscherlich, Mulder, Saussure und Sprengel, auf dem Gebiete der Pflanzenernährung vertraten. Obwol durch die gegen Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts ausgeführten physiologisch-chemischen Untersuchungen von Priestley, Ingen-Houß, Senebier, Saussure u. a. festgestellt war, daß die grünen Organe der Pflanze die Fähigkeit haben, Kohlensäure zu zerlegen und daraus Sauerstoff abzuscheiden, daß ferner die Ammoniaksalze dem Gedeihen der Vegetabilien sehr förderlich sind, daß endlich die Aschebestandtheile der Gewächse höchst wahrscheinlich nicht als zufällige Gemengtheile oder gar als Gebilde des Verbrennungsactes, wie viele glaubten, sondern als Nährstoffe anzusprechen seien (Saussure und Sprengel), so suchte doch die Mehrzahl der damaligen Agriculturchemiker dem Humus, dem Producte der Verwesung organischer Materie, die Bedeutung eines allgemeinen Nährstoffes für die Pflanzen zuzusprechen, und wenn man auch den Einfluß gewisser anorganischer Verbindungen auf die Vegetation nicht ganz in Abrede stellen konnte, so erklärte man denselben durch die Annahme, daß diese Salze einen Reiz auf die Lebensthätigkeit der Pflanzen ausüben oder die Zersetzbarkeit des Moders beleben und verstärken sollten. Nach dieser Irrlehre ernährten sich also die Pflanzen, analog den Thieren, von organischer Substanz. So sagt Thaer, der eigentliche Begründer der rationellen Landwirthschaft, unter anderem:[4] «Die Fruchtbarkeit des Bodens hängt eigentlich ganz ab von dem Humus, denn außer dem Wasser ist er es allein, was den Pflanzen im Boden Nahrung gibt.» Gegen diese Lehren der sogenannten «Humustheorie» trat nun Liebig, gestützt auf zahlreiche eigene oder von seinen Schülern geführte Untersuchungen, sowie anknüpfend an die Ergebnisse vieler früheren Arbeiten, in seinem schon erwähnten Werke mit aller Entschiedenheit auf, indem er folgende Hauptsätze aufstellte: «Die Nahrungsmittel der Pflanzen sind ausschließlich anorganischer Natur.» Die Quelle für ihren Bedarf an Kohlenstoff ist nicht im Humus zu suchen, sondern allein im Kohlensäuregehalt der Atmosphäre; die Blätter und grünen Theile der Pflanze saugen kohlensaures Gas ein und exhaliren ein ihm gleiches Quantum an Sauerstoff. Es fällt somit den Pflanzen die Aufgabe zu, die Ansammlung von Kohlensäure in der Luft, welche durch den Athmungsproceß der Menschen und Thiere, sowie durch Oxydationsvorgänge in kürzester Zeit entstehen müßte, zu verhüten. Der Humus (auch der Mist) wirkt nicht dadurch, daß seine organischen Elemente von den Pflanzen aufgenommen werden, sondern indirect durch die Producte seines Verwesungs- und Fäulnißprocesses: durch den Uebergang des Kohlenstoffs in Kohlensäure und des Stickstoffs in Ammoniak (beziehungsweise Salpetersäure). Ueber den Ursprung des zur Bildung organischer Materie nothwendigen Sauerstoffs und Wasserstoffs kann kein Zweifel obwalten, als Quelle beider ist das Wasser anzusehen. Aller Stickstoff der Pflanzen stammt aus dem Ammoniak und der Salpetersäure, diese wieder mittelbar oder unmittelbar aus der Atmosphäre, welche das Ammoniak aus der Zerstörung und Fäulniß der stickstoffhaltigen organischen Substanz empfängt. Gleichwie der Kohlenstoff durch Reduction der Kohlensäure, ebenso wird auch der Schwefel, dieses zur Bildung des Pflanzeneiweißes unentbehrliche Element, durch die nämliche Ursache, durch Abspaltung von Sauerstoff aus der Schwefelsäure der schwefelsauren Salze, in die organischen Verbindungen übergeführt. Alle Pflanzen enthalten als wesentliche Bestandtheile außer der eigentlichen organischen Materie wechselnde Mengen feuerbeständiger Elemente, die bei der Verbrennung der Gewächse als Asche zurückbleiben und für das Pflanzenleben nicht nur unbedingt nothwendig sind, sondern auch ganz bestimmte Functionen in diesem zu verrichten haben. So vermitteln Basen: Kali, Natron, Kalk, Magnesia die Bildung der in keiner Pflanze fehlenden und für ihr Bestehen nothwendigen organischen Säuren, die phosphorsauren Salze stehen in nächster Beziehung zur Samenbildung u. s. w. Diese hochbedeutsamen Schlüsse, welche Liebig aus einer Summe einfacher Beobachtungen zog, bildeten die naturwissenschaftliche Grundlage, auf welcher sich die Lehren über Anwendung derselben im Landwirthschaftsbetriebe aufbauen konnten, die im zweiten Theile des Werkes entwickelt sind und die in dem Satze gipfeln, daß dem Boden die in den Ernten der Culturpflanzen entnommenen Mineralstoffe, insbesondere Phosphorsäure, Kali, Magnesia, Kalk wie überhaupt alle Aschenbestandtheile, wiedererstattet werden müssen, wenn die Erschöpfung verhütet werden soll. In welcher Form die Wiedererstattung erfolgt, ob in Form von Excrementen oder von Asche oder Knochen, ist gleichgültig. Dieser letzte Satz ist deshalb von großer Wichtigkeit, weil er die erste Anregung zur fabrikmäßigen Darstellung der künstlichen Düngemittel, namentlich der Superphosphate gab. Es konnte nicht verfehlen, daß die großen und neuen Wahrheiten der Lehren Liebig's auf Seiten seiner Gegner eine heftige Opposition hervorriefen, gaben dieselben doch der sogenannten Humustheorie den Todesstoß. Aber auch hinsichtlich anderer Punkte entbrannte der Kampf. Liebig hatte in der ersten Auflage seines Werks der Wirksamkeit des Ammoniaks eine größere Bedeutung beigemessen als jener der Aschenbestandtheile. Infolge späterer Forschungen änderte er seine Ansicht dahin, daß das Ammoniak vom Boden und aus der Atmosphäre aufgenommen werden könnte, daß dagegen die Aschenbestandtheile nothwendigerweise vom Menschen dem Felde zurückgegeben werden müßten. Es entspann sich nun ein heftiger Streit der Mineraltheorie gegen die Stickstofftheorie (welche letztere lehrte, der Stickstoff sei der wichtigste Bestandtheil eines jeden Düngers, die Mineralstoffe dagegen wären nebensächlich), an welchem sich die bedeutendsten Agriculturchemiker betheiligten und welcher endlich zu Gunsten Liebig's entschieden wurde, nachdem derselbe seine Theorien vielfach noch ausgebaut und modificirt hatte. Liebig's Werk «Die organische

4) «Grundsätze der nationalen Landwirthschaft», IV, 2, 127.

Chemie u. s. w.» erschien bisher in neun in der Folge vielfach verbesserten und vermehrten Auflagen und ist in die meisten modernen Sprachen übersetzt. Mit Recht wird dasselbe, tief eingreifend in die Geschicke der Menschheit und ausgestattet mit einer seltenen Fülle tiefer Wahrheiten und geistvoller Anschauungen, als die Krone der Leistungen Liebig's bezeichnet, ein Werk, dem kein anderes an die Seite gestellt werden kann.

Auch auf dem Gebiete der physiologischen Chemie ist Liebig mit außerordentlichem Erfolge thätig gewesen. Auch hier herrschten noch im J. 1840 äußerst verworrene Begriffe, die Lehre vom Stoffwechsel war noch nicht erkannt, der Kreislauf der Materie in seiner großen Einfachheit noch nicht ergründet und namhafte Physiologen jener Zeit, wie Tiedemann, Burdach u. a., waren vom Nutzen der Chemie zu Gunsten physiologischer Fragen durchaus nicht fest überzeugt, sondern nahmen zur Erklärung der Vorgänge im Organismus ihre Zuflucht zu Lebenskräften, andere wiesen sogar die Chemie als Hülfswissenschaft geradezu zurück. Liebig's Verdienst ist es, das reichlich vorhandene Material einzelner Beobachtungen gesichtet und unter Zuhülfenahme neuer, exact durchgeführter Versuche durch geniale Anschauungen zu einem wohlgefügten Ganzen vereint und gezeigt zu haben, wie allein die Physiologie als selbständige Wissenschaft auftreten kann, daß nämlich nur dann ein Fortschritt in der Erkennung neuer feststehender Wahrheiten auf diesem Gebiete zu erhoffen sei, wenn durch Verschmelzung der physiologischen Chemie mit der physiologischen Physik, von denen diese auf der Anatomie, jene auf der Thierchemie begründet ist, eine sichere Grundlage geschaffen wäre für weitere erfolgreiche Arbeiten. In seinem im J. 1842 erschienenen grundlegenden Werke: «Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie» entwickelte Liebig die Gesetze der Respiration und Ernährung, behandelte die Metamorphosen der Gebilde und die Bewegungserscheinungen im Thierorganismus. Er zeigte, daß letzterer sich nur mit den in der Pflanze bereits fertiggebildeten, mit seinem Körper völlig gleichartigen Verbindungen: Eiweiß, Käsestoff, Faserstoff und andern Körpern, die die gleiche Zusammensetzung seines Blutes und seiner Muskeln zeigen, ausbilde; daß ferner Stoffe, die nicht im Körper vorkommen, wie Zucker, Gummi, Stärke, auch nicht assimilirt werden können, sondern durch den durch die Blutcirculation im Organismus verbreiteten Sauerstoff verbrannt und zur Erzeugung von Wärme verwendet werden. Er theilt hiernach die Nahrungsmittel ein in plastische und Respirationsnahrungsmittel, diese die zur Wärmeerzeugung im Körper verwendeten stickstofffreien Substanzen, jene die hauptsächlich zur Blutbildung dienenden Eiweißkörper. Liebig lehrte ferner, daß zur Fettbildung und Fettanlagerung im Körper andere Stoffe, die nicht Fette sind, hauptsächlich die Kohlehydrate, mitwirken müssen (dieser Satz rief eine heftige Discussion zwischen Liebig einerseits und Boussingault, Dumas und Payen andererseits hervor, deren Hauptergebniß die Bestätigung der Liebig'schen Behauptung war); er versuchte, gestützt auf die Thatsachen, daß alle stickstoffhaltigen Bestandtheile des Thierkörpers vom Protein abstammen, daß ferner der Verdauungsact unabhängig von der Lebensthätigkeit erfolgt als ein Proceß ähnlich dem der Fäulniß und Verwesung, eine analytische Entwickelung der im Organismus vorgehenden Hauptmetamorphosen und gab durch diese Ideen eine mächtige Anregung zu einer unübersehbaren Reihe vortrefflicher Arbeiten auf dem Gebiete der Thierchemie. Sind auch einzelne Ansichten Liebig's, insbesondere diejenigen über die Rolle des Eiweißes und der Fettbildung, durch spätere Untersuchungen, namentlich mit Hülfe großer Respirationsapparate, berichtigt worden, so bleibt ihm doch das Verdienst, in allen wesentlichen Punkten das Rechte getroffen und nicht nur mit bewunderswürdiger Geistesschärfe die Aufgaben der physiologischen Chemie dargelegt und die allein zum Ziele führenden Methoden bezeichnet, sondern auch durch ausgezeichnete, mustergültige Experimentaluntersuchungen diese Wissenschaft bereichert zu haben. Hier ist namentlich seine wahrhaft classische Arbeit über «Die Bestandtheile der Flüssigkeiten des Fleisches»[5]) zu nennen, welche einen Weg anbahnte für die mit ganz besondern Schwierigkeiten verknüpfte exacte Untersuchung thierischer Säfte und Gewebe, einen Weg, welcher bei spätern sich anschließenden Arbeiten seiner Schüler und anderer mit großem Erfolg bis heute benutzt worden ist.

Liebig's Untersuchungen über Fleisch und Muskelfaser wurden auch für das praktische Leben von der größten Bedeutung, insofern sich hieran die Darstellung seines Fleischextractes knüpft, dieser unschätzbaren Gabe, welche befähigt, erhöhten Anforderungen des Augenblicks erhöhte Leistungen entgegenzusetzen. Das Fleischextract soll kein vollständiges Nahrungsmittel sein, es soll nur die unvollständigen Nahrungsmittel des Pflanzenreichs zu vollständigen ergänzen, indem es den Nahrungsmitteln wie Milch, Eiern, Käse, Weizen-, Roggen- und Erbsenmehl das zur Blutbereitung Fehlende in den Nährsalzen des Fleisches hinzufügt. Durch diesen Gedanken hat Liebig den ungeheuern Fleischvorrath der mächtigen Prairien und Pampas Südamerikas, wo man früher die Thiere hauptsächlich der Haut wegen schlachtete, während das Fleisch unbenutzt der Zersetzung anheimfiel, nicht einzelnen Ländern, sondern der ganzen civilisirten Welt zugänglich gemacht. Das Fleischextract hat sich im Haushalte als Erfrischungsmittel für Gesunde und Kranke, auf Reisen und im Kriege zur leichtern Ueberwindung der Strapazen schon vielfach als sehr wohlthätig bewährt.

Liebig gab ferner auch die Bereitung einer aus gehacktem Fleische unter Zusatz weniger Tropfen Salzsäure kalt bereiteten Fleischbrühe, eines unersetzbaren Nahrungsmittels für Genesende und schwache Verdauungskräfte an, setzte ein Surrogat der Muttermilch für solche Säuglinge, denen Muttermilch nicht geboten werden kann, zusammen und ertheilte Vorschriften zur Bereitung eines nahrhaften Brotes. So hat er es verstanden, wie er auf dem Gebiete der reinen und der angewandten orga-

5) «Annalen der Chemie», 62.

nischen Chemie, der Agricultur- und der Thierchemie als großer, genialer Reformator aufgetreten ist, auch um das Wohlergehen aller kommenden Generationen sich unsterbliche Verdienste zu erwerben, denn wol nie hat ein Gelehrter sich so eingehend mit der praktischen Verbesserung der materiellen Seite des Menschenlebens beschäftigt wie er.

Im J. 1845 wurde Liebig vom Großherzog Ludwig II. von Hessen in den erblichen Freiherrnstand erhoben. Nachdem er 29 Jahre an der Universität Gießen gewirkt und während dieser Zeit viele glänzende Anerbietungen anderer Staaten in dankbarer Erinnerung der von seinem Landesherrn erfahrenen Wohlthaten abgelehnt hatte, folgte er im J. 1852 einem Rufe an die Universität München. Sein Kommen dahin war an die Bedingung geknüpft gewesen, nicht mehr ein großes Unterrichtslaboratorium leiten zu müssen, damit er zur Förderung seiner wissenschaftlichen Aufgaben die nöthige Muße gewinne. Diese bescheidene Bitte, deren Erfüllung ihn der gießener Universität erhalten hätte, war ihm in Darmstadt nicht gewährt worden. In München lebte Liebig zumeist seinen physiologischen Untersuchungen. Außer der Befriedigung, die Liebig in den Resultaten und der Anerkennung seiner zahlreichen Arbeiten, in dem Erfolge seiner Forschungen fand, fehlte es ihm in seinem Leben nicht an äußern Beweisen der Werthschätzung seiner Verdienste in Ehre, Auszeichnung und irdischen Glücksgütern. Seiner Erhebung in den Adelstand folgten die ihm fast von allen Fürsten verliehenen hohen Orden. Liebig bekleidete lange Jahre hindurch die Würde eines Präsidenten der königlichen Akademie der Wissenschaften zu München, wurde zum Mitglied oder Ehrenmitglied aller bedeutenden wissenschaftlichen Vereine und Akademien ernannt. Seit dem J. 1826 mit Henriette, geborenen Moldenhauer aus Darmstadt verheirathet, lebte er 47 Jahre mit derselben in glücklichster Ehe. Liebig war im Gespräche stets bedeutend durch den Inhalt seiner Aeußerungen, von unbestechlicher Wahrheitsliebe, in jeder Bewegung von gewinnender Freundlichkeit, doch stets voll maßvoller Würde, die jeden Unberufenen fernhielt, im persönlichen Umgang mit seinen Freunden bezaubernd und herzgewinnend, im Auftreten seinen Schülern gegenüber bei aller Gemessenheit des Benehmens von liebevollem Wohlwollen, im Streite mit seinen Gegnern, jede zweifelhafte Taktik verschmähend und seiner guten Sache vertrauend, oft hochaufflammend, dann aber auch wieder bereit, die Bitterkeit der Debatte in begütigenden Worten zu lösen. Seine letzten Lebensjahre wurden ihm etwas getrübt durch ein Kopfleiden, welches ihn hinderte, so angestrengt wie in früheren Jahren arbeiten zu können. Er starb unerwartet schnell nach kurzem Krankenlager an einer Lungenentzündung am 18. April 1873, ein schwerer Verlust für die Wissenschaft, beklagt und betrauert von seiner Familie, seinen zahlreichen Freunden und Verehrern. Aus Sammlungen im ganzen deutschen Reiche wurde ihm im J. 1883 in München ein Marmordenkmal (von Wagmüller), im J. 1877 in Darmstadt eine Bronzebüste (von Bersch) gesetzt. In Anerkennung seiner Verdienste um die Landwirthschaft begründeten die deutschen Landwirthe eine Liebig-Stiftung, bestehend in einer goldenen Verdienstmedaille für diejenigen Männer, welche sich im Sinne Liebig's wesentliche Verdienste um die Landwirthschaft erworben haben.

Die Schriften Liebig's sind außerordentlich zahlreich. Da es bei Beginn seiner wissenschaftlichen Laufbahn in Deutschland noch kein chemisches Journal gab, so publicirte er seine ersten Arbeiten in dem vom Apotheker Hänle begründeten, später von Geiger in Heidelberg fortgesetzten «Magazin der Pharmacie». Zur Publication seiner eigenen Arbeiten und derjenigen seiner Schüler, sowie zur Aussprache seiner Ansichten über wissenschaftliche Fragen und chemische Angelegenheiten überhaupt bediente er sich dann der «Annalen der Pharmacie», welche er 1832 mit Geiger begann und nach des letztern Tod (1836) seit 1840 unter dem Titel «Annalen der Chemie und Pharmacie» mit Wöhler herausgab. Diese Zeitschrift, nach Liebig's Tod unter dem Titel «Liebig's Annalen der Chemie» fortgesetzt, enthält zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten desselben. Von seinen selbständigen Schriften sind besonders hervorzuheben: das 1836 mit Poggendorff begonnene «Handwörterbuch der Chemie» (9 Bde., Braunschweig 1837—64); die Bearbeitung des chemischen Theils von Geiger's «Handbuch der Pharmacie» (Heidelberg 1839); «Anleitung zur Analyse organischer Körper» (Braunschweig 1837, 2. Aufl. 1853); «Ueber das Studium der Naturwissenschaften» (Braunschweig 1840); «Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie» (Braunschweig 1840; 9. Aufl. von Zöller 1876); «Die Thierchemie oder die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie» (Braunschweig 1842; 3. Aufl. 1846); «Bemerkungen über das Verhältniß der Thierchemie zur Thierphysiologie» (Braunschweig 1844); «Chemische Briefe» (Braunschweig 1844, 6. Aufl., Leipzig 1878); «Chemische Untersuchungen über das Fleisch und seine Zubereitung zum Nahrungsmittel» (Heidelberg 1847); «Ueber einige Ursachen der Säftebewegung im thierischen Organismus» (Braunschweig 1848); «Die Grundsätze der Agriculturchemie, mit Rücksicht auf die in England angestellten Untersuchungen» (2. Aufl., Braunschweig 1855); «Herr Dr. Wolff in Hohenheim und die Agriculturchemie» (Braunschweig 1855); «Ueber Theorie und Praxis in der Landwirthschaft» (Braunschweig 1856); «Naturwissenschaftliche Briefe für moderne Landwirthschaft» (1859); «Suppe für Säuglinge» (3. Aufl., Braunschweig 1877); «Franz Bacon von Verulam und die Methode der Naturforschung» (Braunschweig 1863); «Induction und Deduction» (München 1865); «Entwickelung der Ideen in der Naturwissenschaft» (München 1866); «Ueber das Verhalten der Ackerkrume zu den in Wasser löslichen Nahrungsstoffen der Pflanzen» (München 1858); «Chemische Untersuchungen der Schwefelquellen Aachens» (Aachen 1851); «Reden und Abhandlungen» (Leipzig 1874), diese von Liebig's Sohne Georg (geb. 17. Febr. 1827), Badearzt in Reichenhall und Docent in München, mit Liebig's Schwiegersohne, M. Carriere, herausgegeben. Von Georg von Liebig wurde ferner in Gemeinschaft mit Echtermayer der Briefwechsel seines Vaters mit Th. Reu-

ning über landwirthschaftliche Fragen veröffentlicht (Dresden 1884).

Vgl. Bischoff, «Ueber den Einfluß des Freiherrn von Liebig auf die Entwickelung der Physiologie» (München 1874); Erlenmeyer, «Ueber den Einfluß des Freiherrn von Liebig auf die Entwickelung der reinen Chemie» (München 1874); Vogel, «Freiherr von Liebig als Begründer der Agriculturchemie» (München 1874); Kolbe, «Liebig der Lehrer, Gelehrte und Reformator» (in «Unsere Zeit», Leipzig 1874); F. Mohr, «Justus von Liebig, ein Mann der Wissenschaft und des Lebens» (in «Westermann's Monatsheften», Braunschweig 1874); Hofmann, «The life-work of Liebig in experimental and philosophic chemistry» (London 1876); Pohl, «Justus von Liebig und die landwirthschaftliche Lehre» (Berlin 1885); «Aus Justus Liebig's und Friedrich Wöhler's Briefwechsel in den J. 1829—1873» (2 Bde., Braunschweig 1889).

(Paul Bässler.)

Liebstöckel, s. Levisticum.

LIECHTENSTEIN, souveränes Fürstenthum, angrenzend an Vorarlberg und die Schweiz, gebildet aus den Herrschaften Vaduz und Schellenberg, mit Ausnahme des Rheinthals Gebirgsland, dessen Bevölkerung, auf 178 □Kilom. 9000 Einwohner schwäbischen Stammes und katholischer Confession, vornehmlich Viehzucht und Futterbau betreibt. Seit 1866 mit Deutschland nicht mehr in Verbindung, zwischen Oesterreich und Deutschland unabhängig bestehend, wurde es bis 1862 absolut, seit 26. Sept. 1862 constitutionell regiert, vom Mannsstamme des Liechtenstein'schen Hauses, das die Gewalt mit einem Landtage theilt; bei Gelegenheit wird es international durch Oesterreich, so bei Abschluß von Verträgen, vertreten. Sitz der Landesbehörde ist Vaduz, mit 1000 Einwohnern, der der Hofkanzlei ist Wien, wo der Fürst residirt, Appellinstanz ist das Oberlandesgericht in Innsbruck. Staatsschuld und Armee sind nicht vorhanden, Münze, Maß und Gewicht sind österreichisch, Post und Zoll stehen unter österreichischer Verwaltung. — Das Haus Liechtenstein besitzt außerdem in Niederösterreich, zumeist in Mähren, in Steiermark, Schlesien und Ungarn vielfache Besitzthümer, schon im vorigen Jahrhundert mit 100 Quadratmeilen, 1 Million Einwohnern, 24 Städten, 760 Dörfern, 46 Schlössern und 164 Meierhöfen beziffert, nach mannichfachen Veränderungen, Verkäufen, Tausch und Mobilisirung des Kapitals, endlich Gütertheilungen mit 6000 □Kilom. und mehr als anderthalb Millionen Einkünften berechnet.

Die Geschichte dieses edeln Hauses verliert sich in graue Vorzeit und ist von Fabeln arg entstellt. Geschichtlich genau stellt sich nur das Verhältniß der zwei Linien: Liechtenstein-Nikolsburg (die österreichisch-mährische) und Liechtenstein-Murau (die steirische mit dem Stammsitz zu Murau im Murthal in Obersteiermark) dar. Vom 13. Jahrh. finden wir zwei Wappen, zwei Stammburgen, zwei Familien. Da vor der Erwerbung Nikolsburgs kein Schloß erwähnt wird, so führt die Vermuthung auf Schloß Liechtenstein über der Brühl bei Mödling unweit Wien als Stammsitz der österreichischen Linie. Der erste, dessen aus der letzteren urkundlich Erwähnung geschieht, ist Hugo von Liechtenstein im 12. Jahrh. Um dieselbe Zeit werden die steirischen Liechtensteiner Dietmar, Otto, Volkmar genannt. Bestimmter werden die Nachrichten mit Ulrich von Liechtenstein, dem Minnesänger (Sohn Dietmar's III.), geboren um 1200, einem der ersten Ministerialen, berühmtem Rittersmann, gefeiertem Turnierheld, überschwänglich im ritterlichen Frauendienst, Verfasser von «Frauendienst» (1255) und «Frauenbuch» (1257), ersteres mit Anmerkungen von Theodor von Karajan herausgegeben von Karl Lachmann (Berlin 1841), ältere hochdeutsche Bearbeitung von Ludwig Tieck (Stuttgart und Tübingen 1812). Darinnen beschreibt er seine Dienste, wie er seine Frouwe in Liedern besungen, ihre Tugend verfochten, ihre Farben zum Siege gebracht, ja sogar ihr Waschwasser getrunken, welche Prüfungen er erduldet, die Operation an seinen Wunden, das Abhauen des Fingers, den er im Dienste der Liebe verloren, seinen Zug nach Rom, wo er 60 Tage blieb, seinen Zug vom venetianischen Festlande über die Alpen als Frau Venus in Frauenkleidern und die Turniere in Kärnten und Steiermark bis nach Wien und von dort über Mähren an die Grenze Böhmens. Im J. 1245 erscheint er als Landeshauptmann-Stellvertreter der Steiermark und oberster Landesrichter, ein sehr ernster Sachwalter der Ordnung und des Landfriedens. Nach dem Aussterben der Babenberger steht er an der Spitze der Adelsbewegung gegen die ungarische Herrschaft. Im J. 1252 ist er an König Ottokar's Seite in Hainburg, bei dessen Vermählung mit Margarethe von Oesterreich, trat mit andern gegen des Böhmenkönigs Gewaltherrschaft auf, erlebte aber die Entscheidung zwischen Rudolf von Habsburg und Ottokar nicht und starb 1275 oder 1276. — Otto II., genannt der Aeltere, Sohn Ulrich's, wird in Chroniken und Urkunden der steirischen Landesgeschichte, auch als Landesrichter viel erwähnt, hielt sich zu Rudolf. Der Reimchronist rühmt seine Mannheit, Weisheit und Treue als Landeshauptmann, welches Amt er nach mehr als zehnjährigem Walten niederlegte. Er starb 1311, nachdem er das von Ottokar zerstörte Schloß Murau wieder aufgebaut, vielfache Stiftungen zu Gunsten der Kirche in Sechau gemacht hatte. — Eine hervorragende Rolle spielte Nikolaus II. (1437—95), sehr jung beim Tode seines Vaters, anfangs unter Vormundschaft Friedrich's von Oesterreich, später Kaiser Friedrich's III., nachher in freundschaftlicher und verwandtschaftlicher Beziehung zu den Grafen von Cilli, ist dann stets ein treuer Gefolgsmann Kaiser Friedrich's, dessen Rath und Lehnsrichter er einige Zeit ist; in der Folge wendet er sich Matthias Corvinus zu, mußte, als die Ungarn Steiermark räumten, fliehen, wurde in Tirol gefangen, verlor seine Güter, kämpfte zwar tapfer in den Reihen der Kaiserlichen gegen die Türken in Krain und Kärnten, erhielt aber nur schwer und auch nicht ganz seine Güter zurück. Endlich erlangte er von Kaiser Max nach vielem Bitten der steirischen Stände auch Murau zurück 1495, in welchem Jahre er sein bewegtes Leben schloß; nach anderen erst 1497 oder gar

1499. Im J. 1610 starb die steirische (Murauer) Linie im Mannsstamme aus.

Das österreichische Haus Liechtenstein (Nikolsburg bis zum Ausgang des 16. Jahrh.) knüpft an Heinrich, einen ruhmvollen Mann, an, der den Kreuzzug ins preußische Ordensland mitgemacht, König Ottokar treu gedient hatte. Im 14. Jahrh. haben seine Nachkommen die großen Besitzungen in Mähren erworben. Unter den Luxemburgern that sich Christoph von Liechtenstein besonders hervor, er zog auch mit auserlesener Ritterschaft nach Frankreich, zur Zeit Karl's V., that sich dort durch glänzende Tapferkeit wider die Engländer hervor (dichterisch verherrlicht in Zedlitz' «Romanzen vom unbekannten Ritter»). Bemerkenswerth ist auch Georg von Liechtenstein, Bischof von Trient (seit 1390), vielfach durch Kämpfe beunruhigt, insbesondere mit Herzog Friedrich von Oesterreich, flüchtig, vom Kaiser Sigmund in sein Bisthum eingesetzt; auf dem Konstanzer Concil vernommen und bestätigt, nahm er 1418 wieder Besitz von seiner Herrschaft, starb aber schon 1419. — Auch die Glieder der österreichischen Linie waren in Waffen gegen Kaiser Friedrich III., der ja von seinen eigenen Brüdern bekämpft wurde, später von König Matthias von Ungarn bedrängt war. Noch vor dem Hintritte Kaiser Friedrich's III. wurden die Liechtensteiner wieder kaiserlich und erhielten von Maximilian Lehensgüter, Zehnten, die Gerichtsbarkeit über viele Ortschaften, Vogteien. In den Türkenkriegen des 16. Jahrh. zeichnen sich die Liechtensteiner als Vertheidiger Mährens ganz besonders aus; 1575 erwarb Hartmann die große Herrschaft Eisgrub, den Mittelpunkt der großen mährischen Besitzungen. Er gehörte der Augsburgischen Confession an. Dessen Sohn Heinrich trat in kaiserliche Dienste, war an der Seite des Kaisers Matthias auf dem Reichstage zu Augsburg, ging in diplomatischer Sendung nach Konstantinopel, starb aber jung 1586.

Karl, erster Fürst seines Hauses, geboren 1569, ältester Sohn Hartmann's III. (gest. 1585), war evangelisch, unterrichtet in Eibenschütz in der berühmten Schule der Mährischen Brüder unter dem Rectorat eines wittenberger Gelehrten. Er schuf eine neue Erb- und Familienvereinigung, gab dem Hause einen großen Aufschwung und materielle Bereicherung; er schloß sich der mächtigern katholischen Partei an, und als Cardinal Franz von Dietrichstein, Erzbischof von Olmütz, die Gegenreformation in Mähren leitete, führte er auch Karl von Liechtenstein zum katholischen Glauben zurück (1599), wofür er Dank von den Päpsten Clemens VIII. und Paul V. erntete. Seine Vermählung mit der reichen Erbtochter Anna Maria von Schembera vergrößerte seine Besitzthümer, in Mähren bekleidete er wiederholt die höchsten ständischen und Hofämter, lieh dem Staate große Summen. Im Bruderzwiste der Habsburger stand er auf Seite von Matthias und dieser erhob ihn in den Reichsfürstenstand (1608). Im J. 1614 gewann er das Fürstenthum Troppau als kaiserliches Lehen, in der böhmischen Adelsrebellion, die auch Mähren in ihren Kreis ziehen wollte, stand er auf der habsburgisch-katholischen Seite, unterstützte die Kaiserlichen, die unter Boucquoy und Dampierre standen und kämpfte in der Schlacht am Weißen Berge (8. Nov. 1620) gegen die böhmische Rebellion und den pfälzischen Winterkönig. Im Auftrage des rächenden Ferdinand führte er die Execution an den Protestanten Böhmens. Er starb am 12. Febr. 1627. Er hinterließ drei Kinder, einen Sohn Karl Eusebius und zwei Töchter Anna Maria und Francisca Barbara, verheirathet an Graf Max Dietrichstein und Graf Werner von Tilly (Neffen des Ligistengenerals). Karl's Bruder Maximilian, 9 Jahre jünger, war ein bedeutender Kriegsmann im Dreißigjährigen Kriege. Als Anerkennung für seine Dienste erhielt neben dem Fürstenstand (1623) zweimal ein kaiserliches Geschenk von je 100,000 Gulden und Herrschaften aus den confiscirten Gütern. Johann Adam Andreas, der Sohn von Karl Eusebius, geboren am 17. April 1662, vermählt mit einer Tochter des Fürsten Dietrichstein, widmete sich ganz der Verwaltung des Familienbesitzes, erwarb böhmische und ungarische Güter, baute die herrlichen wiener Paläste, kaufte die schwäbische Herrschaft Schellenberg von dem Grafen von Hohenems, die heute einen Theil des souveränen Fürstenthums bildet, und dann die Herrschaft Vaduz im schwäbischen Reichskreise, legte in Wien die Vorstadt Lichtenthal an, und errichtete die berühmte Bildergalerie in seinem Palaste in der Roßau in Wien. Er starb am 16. Juni 1712. Von seinen Töchtern ist Theresia (geb. am 11. Mai 1694), vermählt mit dem Neffen des Prinzen Eugen, Prinzen Emanuel von Savoyen, viel genannt gewesen. Sie starb am 20. Febr. 1772, hinterließ eine große Stiftung, die savoyische Ritterakademie, und eine andere Stiftung, das adelige Damenstift; die erstere ging im «Theresianum» auf, die letztere besteht noch zum Zwecke der Versorgung adeliger Fräulein. — Hervorragend ist Anton Florian, Fürst von Liechtenstein, geb. am 28. Mai 1656, im Staatsdienst Gesandter in Rom, dann Obersthofmeister bei Erzherzog Karl, dem zweiten Sohne Kaiser Leopold's, den er nach Spanien begleitete, wo er die Civilgeschäfte des Prätendenten leitete und erster Minister während des Erbfolgekriegs war, bis König Karl, durch den Tod seines Bruders, des Kaisers Joseph I. (1711) veranlaßt, aus Spanien nach Deutschland und Oesterreich heimkehrte, um als Karl VI. den Thron zu besteigen. An der Seite des Prinzen Eugen gehörte Liechtenstein dem Staatsrathe an, im Dienste des Kaisers, trotzdem er Besitzer der vereinigten Fideicommißgüter war, bis an sein Lebensende verharrend. Es war ihm gelungen, 1712 in das Reichsfürstencollegium aufgenommen zu werden und die schwäbischen Herrschaften zu einem «Fürstenthum Liechtenstein» zu erheben (neues Diplom von 1819). Er starb am 11. Oct. 1721. Sein Sohn Joseph (geboren 1690) folgte ihm. Philipp Erasmus, geboren 1664, auf dessen Nachkommen die Regierung des Hauses nach dem Ende der Anton'schen Linie überging, war ein tapferer Krieger in den Türkenkriegen unter Eugen von Savoyen, starb 1704 in einem Gefechte bei Castelnuovo in Piemont. Von seinen drei Söhnen ist zu großem Rufe gelangt Fürst Joseph Wenzel Liechtenstein, geboren am 9. Aug. 1696, ein fein

gebildeter hochsinniger Edelmann, verheirathet mit Anton Florian Liechtenstein's Tochter, verwitweter Gräfin Thun (gestorben 1753), weshalb er die großen Güter alle vereinigte; er focht tapfer unter Eugen bei Peterwardein und Belgrad, stand im sogenannten Polnischen Erbfolgekriege am Rhein, erwarb das Goldene Vließ, ging 1735 als Botschafter an den berliner Hof, erwarb dort Ansehen und vor allem die Freundschaft Friedrich's (nachmals König Friedrich der Große), mit dem er noch lange einen anziehenden Briefwechsel (jetzt durch Falke bekannt gemacht) unterhielt; 1737 ist er als außerordentlicher Botschafter in Paris, war bei Ausbruch des Oesterreichischen Erbfolgekrieges als Corpscommandant in Italien sehr glücklich gegen Spanier und Franzosen (Sieg bei Piacenza 1746), zeichnete sich aber vornehmlich als Organisator der Artillerie aus. In Parma als Ehrencavalier der Braut Kaiser Joseph's, als Zeuge von des letzteren Krönung zu Frankfurt trat er mit großer, staunenerregender Pracht auf. Er starb am 10. Febr. 1772 im sechsundsiebzigsten Jahre seines Lebens. Maria Theresia ehrte sein Andenken durch eine Medaille.

Sein Bruder Emanuel ist der Stammvater zweier Linien. Nach seinen Söhnen theilt sich das Haus in die ältere Franz'sche und in die jüngere Karl'sche Linie. Zu Berühmtheit hat es Karl (geboren am 29. Sept. 1730) gebracht, im Siebenjährigen Kriege kämpfte er überall mit Auszeichnung, im Kriegsrath steht er auf Laudon's, nie auf Daun's Seite; er brachte es bis zum Marschall und starb am 21. Febr. 1789. Eine bedeutende Erscheinung war auch seine Frau, Eleonore, geborene Fürstin Oettingen, die mit den Fürstinnen Clary, Kinsky, Leopoldine Liechtenstein und Gräfin Kaunitz jenen Kreis von Damen bildete, in welchem Kaiser Joseph mit Vorliebe verkehrte.

Noch ist sehr bemerkenswerth Fürst Johann, Sohn des Fürsten Franz Joseph, geboren am 26. Juni 1760. Mit 21 Jahren verlor er den Vater. Im J. 1782 trat er in das Kürassierregiment Anspach; 1787 Major bei den Harrach-Dragonern geworden, zeichnete er sich in Joseph's Türkenkriege sehr aus, errang das Ritterkreuz des Maria-Theresienordens (1790), kämpfte dann in den Rheinfeldzügen; glänzender Reiterführer 1796 unter Erzherzog Karl in Deutschland gegen Jourdan und Moreau, ist er denn auch in Italien bei Novi und Mondovi unter Melas hervorragend, geliebt in der Armee. Nach der unglücklichen Schlacht bei Hohenlinden deckte er mit seinen Reitern den Rückzug sehr geschickt. Während der Katastrophe von Ulm lag er krank in der Heimat, in Feldberg, weit weg vom Heere, folgte dann dem Rufe des Kaisers und führte bei Austerlitz die Reiterei, die keinen Ausschlag geben konnte, verhandelte dann mit Napoleon und vermittelte dessen Unterredung mit Kaiser Franz. Nach dem Preßburger Frieden erhielt er das Goldene Vließ, war dann commandirender General in Nieder- und Oberösterreich, eroberte im wieder ausgebrochenen Kriege Regensburg, hatte glänzenden Antheil an Schlacht und Sieg bei Aspern; er und sein Generalquartiermeister Radetzky wurden besonders gerühmt. Bei Wagram stand er kaltblütig im heftigsten Kugelregen, bis eine Kanonenkugel sein Pferd niederriß, das ihn im Falle fast erdrückte. Bei Znaim stellte er sich kämpfend nochmals dem Feinde. Damals wurde er zum Feldmarschall ernannt. Jetzt zog er sich auf seine Güter zurück. Im J. 1815 wurde Liechtenstein als Fürstenthum in den Deutschen Bund aufgenommen. Auch Johann machte manche Erwerbungen, zumal für die jüngern Söhne und deren Nachkommen, drei Majorate wurden gebildet. Fast 76 Jahre alt, starb er am 20. April 1836. Seine Witwe Josepha Sophia, geborene Landgräfin von Fürstenberg, geboren 1776 (vermählt seit 1792), starb am 23. Febr. 1848.

Literatur. Für die älteste Zeit: «Fontes rer. austriac.», 2. Abthl., 4. Bd., S. 6; Meiller, «Regesten zur Geschichte»; d'Elvert, «Mährische und schlesische Chroniken»; von der Hagen, «Minnesänger». Die einschlägigen Geschichtswerke: Muchar, «Steiermark»; Gindely, «Geschichte des Dreißigjährigen Krieges»; Arneth, «Eugen von Savoyen»; derselbe, «Guido Starhemberg»; derselbe, «Maria Theresia»; Leber, «Wiens kais. Zeughaus»; vor allen aber Jakob von Falke, «Geschichte des fürstlichen Hauses Liechtenstein» (3 Bände, Wien 1868, 1877 und 1882), alles berichtigend, zumal in der Genealogie, auf Grund von Actenmaterialien gearbeitet. *(H. M. Richter.)*

Lied, eine der lyrischen Form angehörende Dichtungsart, s. Lyrik.

LIED, in musikalischer Beziehung ein für Gesang gesetztes Tonstück auf ein lyrisches Gedicht, bildet gewissermaßen den Keim, die Urpflanze aller musikalischen Gestaltungen. Was irgend nur in das Gemüthsleben eingreift, findet zunächst seinen Ausdruck im Liede. Nach dem Inhalt gibt es zwei große Gruppen von Liedern: 1) religiöse, 2) weltliche Lieder. Zu den erstern gehören: Lob-, Dank-, Buß-, Begräbnißlieder u. dgl., vor allem das Kirchenlied, der Choral; zu den letzteren: Fest-, Kriegs-, Wander-, Trink-, ferner Liebes-, Abschiedslieder u. s. w. Die hier angezogenen Lieder deuten auf allgemeine menschliche Empfindungen hin, wie sie jedem Stande eigen sind. Nicht sowol nach dem Empfindungsgehalt an sich, als in Bezug auf die Art und Weise, wie derselbe in Tönen geformt erscheint und zum Ausdruck gebracht wird, unterscheiden sich die Lieder wieder in Volkslieder und in Kunstlieder, auch in sogenannte Strophenlieder und in durchcomponirte, ebenso in einstimmig gesungene und mehrstimmige, desgleichen Lieder mit Begleitung eines Instrumentes (Harfe, Laute, Guitarre, Pianoforte u. s. w.). In dem Strophenliede werden alle Textstrophen nach ein und derselben Melodie gesungen. Es ergibt sich hieraus, daß auf besondere Wort- und Detailmalereien weniger eingegangen werden kann, sondern auf die allgemeine Grundstimmung, welche sich in dem Gedichte ausspricht, in der musikalischen Behandlung das Hauptgewicht zu legen ist. Dies gibt eben dem Liede den allgemeinen, volksthümlichen Charakter. Es ist ein noch viel anzutreffender Irrthum, daß das Volkslied vom Volke als ganzem ausgegangen sei. Wie das Volk sich seine Lieder auch modeln mag (ähnlich,

wie es sich ein Gedicht nach seiner Mundart modelt), so hat das Volkslied, wie jede andere Tongestaltung, doch eine bestimmte Persönlichkeit zum Urheber. Daß dieser eben die allgemeine Stimmung trifft, irgend eine Empfindung in ihrem Kernpunkt erfaßt und in einfachster, allgemein verständlicher, naiver Weise in Tönen zum Ausdruck zu bringen vermag, macht denselben zum echten Volksſänger. — Das Kunstlied dagegen sucht den latenten Empfindungsgehalt der Textworte flüssig zu machen, nach Möglichkeit treu wiederzugeben. Es ist daher meist durchcomponirt, daher auch von größerer Breite der Formung, als das Volkslied. Besonders kann es der instrumentalen Begleitung nicht wohl entrathen. In seiner größeren Ausgeführtheit nähert es sich daher der Arie. Ein Beispiel hierfür ist Beethoven's «Adelaide».

Eine besondere Art von Liedern sind die Rundgesänge und Gesellschaftslieder für Einzelgesang mit ein- oder mehrstimmigem Chorrefrain.

Abarten des Liedes in erweiterter Form sind ferner: die Ballade, die Romanze und die Ode (einschließlich der Legende). Noch ist der Liederchklen zu gedenken, in denen in zwangloser Weise in einer Reihe von Liedern ein Gefühl, vorzugsweise das der Liebe, in aller Ausführlichkeit zum Ausdruck gebracht ist, von denen wir Muster in Beethoven's Cyklus «An die ferne Geliebte», und Robert Schumann's «Frauenliebe und -Leben» besitzen.

Wie das Volkslied uralt ist, so erfreute sich auch das Kunstlied schon früh einer ausgedehnten Pflege. Abgesehen von den Gesängen der Minnesänger, der Troubadours und der Meistersänger, deren Form und Weisen ebenfalls auf dem einfachen Liede fußten, begegnen wir dem Kunstliede mit Begleitung schon bei Joh. Seb. Bach. Seitdem ist kaum ein Tonsetzer zu nennen (unter ihnen in erster Linie Haydn, Mozart, Beethoven, Karl Maria von Weber, Kreuzer u. a.), welcher das Kunstlied nicht gepflegt hätte. Die Glanzperiode desselben (im Sinne eines eigenen Genres echter Tonpoeme) knüpft sich aber besonders an die Namen Franz Schubert, Felix Mendelssohn-Bartholdy, Robert Schumann und Robert Franz. Die Liedliteratur ist seitdem quantitativ zu einer solchen Höhe angewachsen, daß sie einen Hauptbestandtheil der gesammten Musikliteratur bildet. Es sei daher zur weiteren Orientirung nachstehend nur auf einige wenige Werke hingewiesen, da jede Musikgeschichte, jedes Lexikon und die vielen Führer durch die Gesangsliteratur hinlänglichen Aufschluß geben.

Vgl. J. Knipfer, «Das kirchliche Volkslied» (Bielefeld und Leipzig 1875); Franz M. Böhme, «Altdeutsches Liederbuch» (Leipzig 1877); Th. Reißmann, «Das deutsche Lied in seiner historischen Entwickelung dargestellt» (Kassel 1861). *(A. Tottmann.)*

LIEDERSPIEL, eine dem französischen Vaudeville verwandte Dichtung für die Bühne mit eingewebten Liedern, daher nicht zu verwechseln mit dem Singspiel oder der Operette, in welcher Musikstücke von größerer Ausdehnung (Arien, Duette u. s. w.) vorkommen. Der Erfinder dieses Kunstgenres ist Reichardt. Derselbe beabsichtigte im Gegensatz zu der allerhand technische Schwierigkeiten bietenden und lärmenden Oper dem deutschen Publikum etwas Einfacheres, wie es die Franzosen in ihrem Vaudeville besaßen, zu schaffen. Sein erstes Schauspiel dieser Art war «Liebe und Treue», welches 1800 in Berlin mit solchem Erfolg aufgeführt wurde, daß Reichardt's Beispiel bald sehr viele Nachahmung fand. Es ist besonders hervorzuheben Himmel, dessen Liederspiel «Fanchon das Leiermädchen» (1804) enormes Glück machte. Mit der großen Bewegung zu Anfang dieses Jahrhunderts erlosch jedoch der Geschmack an diesem harmlosen, zum Sentimentalen neigenden Genre. Gleichwol schufen noch verschiedene Tonsetzer manches Gelungene dieser Art, so z. B. Eberwein im Verein mit dem Dichter Holtei («Der alte Feldherr» und «Leonore»), Lorking («Der Pole und sein Kind»), Mendelssohn («Die Heimkehr aus der Fremde»), F. Gumbert («Bis der Rechte kommt» und «Die Kunst geliebt zu werden»), ferner L. Schneider, C. Blum, Adolf Lang, A. Conradi, R. Bial u. a. m. Vgl. die leipziger «Allgemeine musikalische Zeitung» (1801, Nr. 43): «Etwas über das Liederspiel», von Reichardt. *(A. Tottmann.)*

Liedertafeln oder Gesangvereine, s. unter Gesang.

LIEGNITZ, die Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks und Landkreises der preußischen Provinz Schlesien, bildet einen eigenen Stadtkreis von 16,47 □Kilom. mit (1885) 43,352 Einwohnern, darunter circa 6000 Katholiken, 1000 Juden und 400 Sektirer, und besteht aus der eigentlichen Stadt mit fünf Vorstädten. Sie liegt in 122 Met. Seehöhe an der Katzbach nahe der Mündung des Schwarzwassers, sowie an den Linien Berlin-Sommerfeld-Breslau, Raudten-Camenz und Goldberg-Liegnitz der Preußischen Staatsbahn und ist Sitz der Regierungs- und Kreisbehörden, eines Landgerichts (für acht Amtsgerichte), Schwur- und Amtsgerichts, einer Oberpostdirection, eines Hauptsteueramtes, der General-Landschaftsdirection des Fürstenthums Liegnitz-Wohlau, einer Forstinspection, Handelskammer, Reichsbankstelle, eine Filiale der Breslauer Wechslerbank, eines Vorschußvereins, eines Post- und Telegraphenamts; an Kirchen zählt die Stadt zwei evangelische (Marien- und Peter-Paulskirche), eine katholische (mit den Denkmälern der Fürsten von Liegnitz), eine altlutherische, eine christkatholische, ein Bethaus der Irvingianer und eine jüdische Synagoge; an Unterrichtsanstalten zwei Gymnasien, darunter die 1708 von Kaiser Joseph gegründete, 1809 erweiterte Ritterakademie, ferner eine höhere Bürgerschule, eine höhere Töchterschule mit Lehrerinnenseminar, eine landwirthschaftliche und Handelsschule, endlich eine Taubstummenanstalt. Von Gebäuden sind bemerkenswerth außer den drei Hauptkirchen das 1835 nach Schinkel's Plänen renovirte königliche Schloß (jetzt Sitz der Regierung), die Ritterakademie und das Gymnasialgebäude, das Rathhaus, die Post, das Theater- und Bahnhofsgebäude; an Denkmälern eine Statue Friedrich's II. auf dem Friedrichsplatze (nach Schadow's Entwurf) und ein Kriegerdenkmal zum Gedächtniß der 1866 und 1870/71

Gefallenen aus der Stadt und dem Landkreise (nach einem Entwurf von Rauch). Die Industrie ist sehr bedeutend und werden namentlich Pianofortes, Tuch-, Woll- und Baumwollwaaren, Hüte, Holzstifte, Cigarren, Näh- und andere Maschinen, Billards, Handschuhe, Silberwaaren, Terracotten, Galanterie-, Leder- und Holzbildhauerarbeiten hergestellt, auch sind mehrere Eisengießereien, Dampfsäge- und Mahlmühlen und Brauereien vorhanden; vorzüglich aber ist die Stadt seit alter Zeit bekannt durch ihre zahlreichen «Kräutereien» (Gärtnereien), welche besonders feine Gemüsezucht betreiben und ihre Erzeugnisse bis nach Breslau versenden.

Die Stadt wird zuerst im J. 1004 erwähnt und wurde 1164 zur Hauptstadt des häufig mit Brieg verbundenen Herzogthums Liegnitz erhoben, welches die jetzigen Kreise Goldberg-Hainau, Lüben und Liegnitz umfaßte und bis 1675 bestand, worauf es nach dem Tode des letzten Piastenfürsten Georg Wilhelm trotz des Widerspruchs von Kurbrandenburg in den Besitz Oesterreichs kam. Am 9. April 1241 wurden in der Nähe, bei Wahlstatt, die Mongolen durch Herzog Heinrich II. in mörderischer Schlacht geschlagen, in welcher der Herzog selbst fiel. Zum Andenken an den Tod ihres Sohnes errichtete an dem Orte die heilige Hedwig eine Kapelle, aus welcher 1703 durch Kauf das Benedictinerkloster Wahlstatt hervorging, welches 1810 aufgehoben und verkauft, 1836 aber vom Staat wiedererworben und in eine Kadettenanstalt umgewandelt wurde. Nachdem schon 1522 die Reformation eingeführt war, wurde im Dreißigjährigen Kriege die Stadt 1632 von den Schweden erobert, bald aber von den kaiserlichen Truppen wiedergewonnen und nach dem Siege der Sachsen über Colloredo 1634 dem Herzog wieder eingeräumt (1638). Unter österreichischer Herrschaft verblieb die Stadt und das Herzogthum von 1675 bis zum ersten Schlesischen Kriege und fiel 1757 nur vorübergehend von Preußen wieder in österreichischen Besitz. Am 15. Aug. 1760 wurde hier der kaiserliche General Laudon in siegreicher Schlacht durch Friedrich den Großen geschlagen. Seit dieser Zeit fielen auch die früheren Befestigungswerke der Stadt und wurden allmählich in Promenaden umgewandelt. Aus der neueren Zeit endlich ist zu bemerken die Schlacht bei Wahlstatt auf dem alten Kampfplatz der Mongolenschlacht, in welcher Blücher am 26. Aug. 1813 das Macdonald'sche Corps beinahe gänzlich auflöste und 18,000 Gefangene nebst 100 Geschützen eroberte.

Der Regierungsbezirk Liegnitz bildet den nordwestlichen Theil der Provinz Schlesien, begrenzt im Osten vom Regierungsbezirk Breslau, im Süden von Böhmen und dem Königreich Sachsen, im Westen von der Provinz Sachsen, im Norden von Brandenburg, und umfaßt 13,602,15 □Kilom. mit 1,035,324 Einwohnern (1885). Er zerfällt in die zwei Stadtkreise Liegnitz und Görlitz und die 19 Kreise Bolkenhain, Bunzlau, Freistadt, Glogau, Görlitz, Goldberg-Hainau, Grünberg, Hirschberg, Hoyerswerda, Jauer, Landeshut, Lauban, Liegnitz, Löwenberg, Lüben, Rothenburg, Sagan, Schönau und Sprottau. Das Land ist im Süden von den nordwestlichen Theilen des Sudetengebirges begrenzt, nämlich dem Ueberschaar-, Raben-, Riesengebirge und Iserkamm, von denen der Landeshuter Kamm, die Jauerschen, Goldberger und Striegauer Berge nach Norden sich abzweigen; Schneekoppe, Sturmhaube, Reifträger, Tafelfichte u. s. w. bilden die höchsten Erhebungen. Nach Norden zu geht das Land allmählich in die norddeutsche Tiefebene über und ist von zahlreichen Flüssen mit überwiegend nach Norden gerichtetem Lauf durchzogen, welche meist dem Gebiet des Hauptstroms, der Oder, zugehören; nur die zwei westlichen Flüsse, Spree mit Schwarzem und Weißem Schöps, nach Norden fließend, und die Schwarze Elster mit westlichem Laufe gehören zum Gebiete der Elbe; die Oder berührt das Gebiet im Osten auf kurze Strecke bei Leubus, dann an der Nordwestgrenze, fließt bei Glogau und Beuthen vorüber und bildet schließlich die Nordgrenze. Ihr strömen von Süden her zu die Katzbach mit der Wüthenden Neiße, zuerst mit nördlichem dann nordöstlichem Lauf, sodann der Bober mit Queis und Tschirna, endlich die Neiße, beide in Böhmen entspringend. Der Boden (46,9 Proc. Garten- und Ackerland, 36,6 Proc. Waldung, 11,8 Proc. Wiesen- und Weideland) eignet sich vorzüglich zu Acker- und Gartenbau und bildet dieser nebst Viehzucht die Haupterwerbszweige. An Bergwerks- und Hüttenanlage besaß der Regierungsbezirk nach der letzten Ermittelung 36 Braunkohlenwerke (370,709 Tons), ein schwefelsaures Thonerdewerk, ein Alaunwerk, ein Roheisenwerk, je zwei Arsenik- und Schwefelsäurehütten, 30 Eisengießereien und zwei Schweißeisenwerke. Die Industrie beschäftigt Spinnereien, Webereien, Tuchfabriken, auch Schleier, Posamenten, Spitzen, Handschuhe, Papier, Leder, Schuhwaaren, Glas, Porzellan, Taback, Cigarren, Chemikalien und Maschinen werden gefertigt. Von den Flüssen ist nur die Oder zur Schiffahrt geeignet, doch vermitteln verschiedene Eisenbahnlinien den Verkehr nach allen Richtungen.

Der Landkreis Liegnitz mit 621 □Kilom. und 44,910 Einwohnern (1885) ist meist fruchtbar und zum Gartenbau geeignet, nur im Norden von Wäldern bedeckt, von der Katzbach mit der Wüthenden Neiße durchflossen; auch liegen im Kreise die drei Kunitzer Seen, nur wenig umfangreich, gleich den übrigen Seen des Regierungsbezirks.

(E. Kaufmann.)

Liegnitz (Auguste, Fürstin von), s. unter Harrach und Friedrich Wilhelm III. von Preußen.

LIENZ, eine Stadt im östlichen Tirol in der Nähe der Grenze Kärntens, an der Mündung der Isel in die Drau, 30° 26′ östl. L., 46° 50′ nördl. Br. in einer Meereshöhe von 667 Met. gelegen. Die mäßige Thalerweiterung, in welcher die Stadt liegt, ist von mächtigen Gebirgsgruppen und Gipfeln umstellt und zwar südlich vom Rauchkofl 1908, Gansköfl 2741 und Sandspitze 2801 Met., westlich erhebt sich die Gundelspitze auf 2021 und nördlich der Schleinitz mit 2902 Met. Nach Norden streicht das Felthal mit seinen Nebenthälern, von welchen Saumwege nach Westen in das Ahrenthal und nördlich über die hohen Tauern in das Salzburgische führen. Nordöstlich führt ein Uebergang über den Isels-

berg in das mittlere Mölthal nach Kärnten. Westlich von Lienz durchbricht die Drau die 13 Kilom. lange, im J. 1809 von den Tirolern erfolgreich vertheidigte Lienzerklause. Lienz zählt 2823 Einwohner, ist der Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichtes und eine Station jener wichtigen Eisenbahn, welche Südsteiermark und Kärnten mit Tirol verbindet. Von Baudenkmälern sind bemerkenswerth die gothische Pfarrkirche aus dem 15. Jahrh. mit dem Grabsteine des letzten im J. 1500 verstorbenen Grafen von Görz, Leonhard V., ferner die Michaeliskirche, die neue Spitalkirche, die Franziskanerkirche romanischen Stils und die Dominikanerkirche. Den sogenannten unteren Platz ziert die Liebburg, ein stattliches Herrenhaus mit schloßartigem Aussehen, aus dem 16. Jahrh., welches im vorigen Jahrhundert umgebaut wurde und nunmehr den Behörden als Amtslocal dient. Nach neueren Forschungen soll an der Stelle des heutigen Lienz das römische Aguntum gestanden haben. *(F. Grassauer.)*

LIER (Heinrich Adolf), Landschaftsmaler, wurde am 21. Mai 1826 zu Herrnhut geboren, erhielt seine Erziehung in der dortigen Ortsschule, seit 1837 in der Erziehungsanstalt zu Niesky bei Görlitz und besuchte von 1840 bis Michaelis 1844 die Baugewerkenschule zu Zittau, um sich zum Architekten auszubilden. Nachdem er hier auch während der Sommermonate praktisch als Maurer thätig gewesen war und den gesetzlichen Freisprechungsbrief der Innung erhalten hatte, siedelte er zum Besuch der Bauschule nach Dresden über. Obwol er ohne inneren Beruf, ja sogar mit Widerwillen, nur dem ausdrücklichen Wunsche seines Vaters Folge gebend, die Laufbahn eines Architekten eingeschlagen hatte, gelang es ihm doch, mit spielender Leichtigkeit die ihm übertragenen Aufgaben zu bewältigen. So wurde ihm z. B. für seinen Entwurf zu einem herrschaftlichen, an einem Strom gelegenen Wohngebäude auf der akademischen Ausstellung des Jahres 1846 die kleine silberne Medaille zuerkannt. Wol infolge dieser Auszeichnung durfte er aus der Bauschule in das Atelier Gottfried Semper's vorrücken. Da ihn jedoch auch der Unterricht dieses Meisters nicht zu fesseln vermochte, war er froh, zu Anfang des Jahres 1848 in Basel eine Stelle bei dem Architekten Melchior Berri zu finden, unter dessen Obhut er für den dortigen Museumsbau thätig war. Lier gerieth hier in die Kreise des badischen Freiheitsapostels Hecker, schloß sich dessen Freischarenzug nach Baden an und folgte ihm, glücklich der Gefangennahme entgangen, nach Zürich, um nach der Abreise Hecker's nach Amerika mißmuthig und niedergeschlagen zu seiner Arbeit nach Basel zurückzukehren. Er war damals, wie er später selbst bekannte, nahe daran, zu Grunde zu gehen, und wußte daher dem Maler Karl Adolf Mende Zeit seines Lebens warmen Dank dafür, daß er ihn überredete, seiner innersten Neigung, Maler zu werden, doch noch nachzugeben und das ihm drückende Verhältniß zu Berri zu lösen. Seitdem dieser Entschluß in ihm zur Reife gekommen war, arbeitete Lier unablässig daran, ihn möglichst glänzend zur Ausführung zu bringen und sich eine namhafte Stellung unter den Jüngern seiner Lieblingskunst zu erringen.

Zu diesem Zweck wandte er sich im October 1849 nach München, wo er nach verschiedenen erfolglos gebliebenen Schritten in dem Landschafts- und Genremaler Richard Zimmermann den seiner Individualität am meisten zusagenden Lehrer fand. Er lernte bei ihm vor allem, seine zeichnerische Befähigung gründlich auszubilden und gewann dadurch eine sichere Grundlage für seine Kunst, die ihn später bei seinem Versuche, die Grundsätze der neueren französischen Landschaftsmalerei in Deutschland einzubürgern, vor Ausschreitungen bewahrte. Verhältnißmäßig nur kurze Zeit entnahm er, entsprechend der damaligen Richtung der münchener Landschaft, seine Motive dem Hochgebirge, obwol er massenhafte Studien und Skizzen von seinen Sommerreisen in die nahen Alpen mit heimbrachte. Er fühlte bald, daß die Kunst des Malers fast nie der Großartigkeit der Alpennatur gewachsen ist und daß ein einfacher Vorwurf viel mehr Gelegenheit zu wahrhaft künstlerischen Arbeiten darbietet. Deshalb wählte er schon damals seine Studienplätze in dem so malerischen Vorland der bairischen Alpen, namentlich am Starnbergersee und am Chiemsee, oder selbst in der nächsten Umgebung der bairischen Hauptstadt. Seitdem erscheinen die Berge auf seinen Bildern nur in größerer Entfernung als Abschluß der Landschaft; dafür aber wird auf die Behandlung des Horizontes und der den Himmel bedeckenden Wolkenzüge ein immer größeres Gewicht gelegt.

War diese veränderte Anschauung über die Aufgabe des Landschaftsmalers zunächst nur die Folge einer noch nicht zur Klarheit gelangten Ahnung, so entwickelte sie sich zu einem bestimmten künstlerischen Programm, nachdem Lier im J. 1861 auf einer Reise nach Paris die Bekanntschaft mit den Werken der großen französischen Landschaftsmaler, eines Rousseau, Daubigny, Corrot, Dupré, Diaz und Troyon, gemacht hatte. Anfänglich von ihrer Art, die Natur zu sehen und wiederzugeben, mehr betroffen als angezogen, konnte Lier die erhaltenen Eindrücke so wenig überwinden, daß er im J. 1864 beschloß, für längere Zeit nach Paris überzusiedeln und dort vor allem zu lernen, was er in München damals nicht lernen konnte, die Kunst zu malen. Er wurde Schüler von Jules Dupré, dem er für den Winter 1864/65 nach Isle-Adam folgte, und bemühte sich, unter seiner Leitung vor allem die Wahrheit des Tones durch Anfertigen von Copien, Studien nach der Natur und Stilleben zu erringen. Der Erfolg solcher mühevoller Arbeit blieb nicht aus, denn kaum war Lier nach einem mehrmonatlichen Aufenthalt in England über Mecklenburg und seine lausitzer Heimat nach München zurückgekehrt, als er durch eine «Abendlandschaft aus Mecklenburg» (1866) nicht nur die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog, sondern auch ein Werk schuf, das ihm selbst zum ersten male wahre Befriedigung gewährte. Seit dieser Zeit nahm seine Kunst einen gewaltigen Aufschwung; bald galt er neben dem ihm befreundeten Eduard Schleich als der erste münchener Landschaftsmaler und als dieser im J. 1873

durch die Cholera mitten aus einem glänzenden Schaffen abgerufen wurde, galt Lier unbestritten als ihr Führer. Zahlreiche Schüler, die sich seit dem Herbste 1869 um ihn geschart hatten und bald selbst als Lehrer auftraten, verbreiteten seine in Paris gewonnenen Principien, die in der Forderung nach Einfachheit der Motive und nach Einheitlichkeit der Stimmung gipfelten, an den verschiedensten deutschen Kunstplätzen, und die eigenen Arbeiten des Künstlers wurden bald so begehrt, daß selbst sein rastloser Fleiß nicht alle eingegangenen Aufträge der Kunsthändler und Kunstfreunde bewältigen konnte. Indessen sollten diese Jahre der freudigsten Schaffenslust nicht lange währen. Bereits im J. 1873 erkrankte Lier gefährlich an einem Schleimfieber, das den Grund zu einem hochgradigen Herzleiden legte. Da er fühlte, daß seine Kraft nicht mehr ausreiche, neben seinen eigenen Arbeiten auch noch diejenigen anderer zu überwachen, gab er seine Schule noch in demselben Jahre wieder auf, gelangte aber trotzdem immer nur in größeren Pausen dazu, an der Staffelei thätig zu sein. Das Herzleiden wurde von Jahr zu Jahr größer und führte schließlich sein frühzeitiges Ende herbei. Lier starb auf einer Erholungsreise nach Südtirol am 30. Sept. 1882 zu Vahrn bei Brixen.

Der bei weitem größere Theil von Lier's Bildern ist in Privatbesitz, namentlich in Wien, wo außer dem Erzherzog Karl Ludwig mehrere Persönlichkeiten des hohen Adels Gemälde erworben haben. Auch der Prinzregent von Baiern und der regierende Großherzog von Oldenburg haben Bilder von Lier angekauft. In dem Besitz öffentlicher Sammlungen befinden sich folgende: Mondnacht an der Oise (1867, Dresdener Galerie), Abend an der Ysar (1877, Nationalgalerie in Berlin), Abend im Moose (1878, Galerie des münchener Kunstvereins), Theresienwiese mit Ruhmeshalle (1882, Neue Pinakothek in München) und Sonnenuntergang an der schottischen Küste (1882, königl. Gemäldegalerie zu Stuttgart).

Aus der Literatur über Lier führen wir an: «16. Sonder-Ausstellung in der königl. National-Galerie zu Berlin. Werke von A. Dreßler, A. Lier» u. a. (Berlin 1883, und Nachtrag); «Allgemeine deutsche Biographie», Artikel Lier; «Zeitschrift für bildende Kunst» XXII, S. 229—234 und 269—274; O. Baisch in «Vom Fels zum Meer», 1883, 433—441; «Illustrirte Zeitung», Bd. 79 (Leipzig 1882), S. 364—366. *(H. A. Lier.)*

LIESTAL, die Hauptstadt des schweizerischen Cantons Basel-Land, 330 Met. über dem Meere, 12 Kilom. südöstlich von Basel, liegt auf dem linken Ufer der Ergolz an der Bahnlinie Basel-Olten, von welcher hier die schmalspurige Bahn Liestal-Waldenburg abzweigt, besitzt ein stattliches Regierungsgebäude, ein Gemeindehaus, zwei Kirchen, ein großes Schulhaus, zwei Banken, ein Solbad, ein Spital, eine Strafanstalt und als eidgenössischer Waffenplatz eine Kaserne, und zählt (1880) 4679 Einwohner meist reformirter Confession, deren Haupterwerbsquellen neben Feld-, Obst- und Weinbau, Kleingewerbe und Handel die Seiden- und die Wollenindustrie sind. In einem Seitenthal befindet sich das Bad Bubendorf. Der Bezirk Liestal umfaßt 82 □Kilom. mit 14,497 Einwohnern in 15 Gemeinden.

Liestal, dem seine Lage an der Vereinigungsstelle der beiden Jurastraßen über den Oberen und den Unteren Hauenstein schon früh einige Bedeutung verlieh, gehörte im 12. und 13. Jahrh. zuerst den Grafen von Frohburg, dann denen von Homburg und kam 1305 an die Fürstbischöfe von Basel, welche den Ort 1400 an die Stadt Basel verkauften. An dem schweizerischen Bauernkrieg 1653 gegen die Herrschaft der Städte nahm Liestal lebhaften Antheil und büßte dafür durch den Verlust seiner Rechte und Freiheiten; 1798 war es der erste Ort der Basler-Landschaft, der das städtische Regiment abwarf, und als dieses durch die Restauration 1814 wieder eingeführt worden war, ging der erste Anstoß zur Beseitigung desselben 1830 wieder von Liestal und dem nahe gelegenen Bubendorf aus. In Liestal versammelten sich am 4. Jan. und 13. Sept. 1831 die Landsgemeinden, welche die Landschaft als selbständiges Staatswesen zu organisiren begannen; zweimal, am 13. Jan. und am 21. Aug. 1831, wurde Liestal von den städtischen Truppen eingenommen, und als sich 1832 die Trennung von Basel-Stadt und Basel-Land vollzog, wurde Liestal zum Regierungssitz des neuen Halbcantons gewählt. Vgl. Brodbeck, «Geschichte der Stadt Liestal» (Liestal 1865). *(A. Wäber.)*

Liĕukiĕu, Inselgruppe nordöstlich von Formosa, s. Liu-kiu.

LIEVEN (ursprünglich Lieve, russisch Liwen), ein uralter baltischer Adel, welcher sich auch als ein Freiherren-, Grafen- und Fürstengeschlecht in Liv-, Est- und Kurland, Schweden und Rußland verzweigte. Sie stammen alle von Kaupo (oder Kubbe), dem letzten Livenfürsten ab. Derselbe war in Livland um 1150 geboren und bewohnte zu Meinhard's Zeiten die Burg Kubbesele (jetzt Kyppfal) unweit der Kremonschen Kirche an der livländischen Aa. Mit seinem Volke war er dem Fürsten von Polotsk, einem Statthalter Groß-Nowgorods, tributpflichtig und war außerdem der Schwiegersohn des Fürsten von Polotsk. Als aber nach vielen Abenteuern der Mönch Dietrich, ein Freund Meinhard's, des ersten Liven-Apostels, nach Kubbesele 1187 kam, wurde er von Kaupo freundlich aufgenommen und gelang es ihm, Kaupo und seiner Familie die Lehren des Christenthums zu erklären, worauf er und die Seinigen sich taufen ließen. Sie blieben dem Glauben treu, selbst als das Christenthum nach Bischof Berthold's Ermordung 1198 in Livland fast erlosch und bewahrten somit ihrem Geschlechte sowol die Freiheit wie die Standesrechte. Kaupo war es vorzugsweise, welcher als Vermittler, Freund, Rathgeber und Feldherr des dritten livländischen Bischofs Albert die Gründung des livländischen Ordensstaates erst ermöglichte. Er führte die dem Christenthume wieder gewonnenen Liven in vielen Schlachten gegen die Esten und Russen glücklich zum Siege und trat nach Verheirathung zweier seiner Töchter mit den deutschen Rittern von Tiesenhausen und von Ungern dem Vasallenthume des Bischofs bei, nachdem er 1202 mit seinem Dolmetscher und Seelsorger

Dietrich in Rom gewesen war, wo ihn Papst Innocenz III. freundlich aufnahm und mit vielen Gnadenbezeigungen entließ. Zurückgekehrt mußte Kaupo 1205 seine eigene Burg belagern, in welcher seine mit Dabrel, dem abgefallenen Livenfürsten, verbündeten Verwandten sich verschanzt hatten, und eroberte die Burg. Als im J. 1209 die Esten Wenden belagerten und beinahe die deutschen Vertheidiger sich verloren gaben, war es Kaupo, welcher mit den treu gebliebenen Liven zu ihrem Entsatz herbeieilte und sie rettete. Mit den Deutschen zog er darauf in die estnische Provinz Sakkala 1210 und eroberte die Burgen Owele und Purke, welche er schleifen ließ. Bald darauf verwüsteten die Esten aus Oesel die Burg Kubbesele und gelang es ihnen, hinterrücks die Deutschen zu überfallen, die sie beinahe vernichtet hätten, wenn Kaupo sie mit seinen Liven nicht wiederum errettet hätte. Im J. 1214 jagte sein Herannahen den plündernden Esten solche Furcht ein, daß sie sich eiligst aus der livischen Provinz Metsepole nach Sakkala zurückzogen. Seinen Ruhm als Feldherr bewies Kaupo aber besonders in der großen Entscheidungsschlacht gegen die vereinigten Esten und Russen an der Pala (bei Oberpahlen), wo er am 21. Sept. 1216 auf dem Felde der Ehre blieb. Seine Leiche wurde von den Liven nach Kubbesele gebracht und bei der Kremonschen Kirche begraben (vgl. die Chronik Heinrich's, herausg. von Pabst).

Von Livland aus verzweigten sich Kaupo's Nachkommen mit Heinrich Lieve nach Estland, welcher 1386 in der Wiek auf Parmel besitzlich wurde. Im 16. Jahrh. breitete sich das Geschlecht von Estland nach Oesel und Kurland und im 17. Jahrh. nach Schweden aus. Von diesen brachten ihrem Namen Ruhm und Ehre folgende Mitglieder: Reinhold von Lieven, geboren den 19. Nov. 1621 in Estland, trat in schwedische Kriegsdienste, avancirte durch seine Tapferkeit bis zum Generalmajor und wurde von der Königin Christine am 24. Sept. 1653 in den schwedischen Freiherrenstand erhoben, war darauf Gouverneur auf Oesel und starb zu Weisenfeld am 17. Sept. 1665. — Sein Sohn Berendt Otto Freiherr von Lieven wurde am 24. Mai 1651 geboren, nahm ebenfalls schwedische Kriegsdienste an, avancirte bis zum General der Infanterie, wurde Gouverneur von Wismar und fiel als Held in der Schlacht bei Thorn am 18. Mai 1703. — Dessen Sohn Hans Heinrich Freiherr von Lieven, geboren 1664 in Estland, brachte als Kriegsgefährte Karl's XII. seinem Hause am 31. Dec. 1719 den schwedischen Grafenstand zu und starb als schwedischer Reichsrath 1733 in Stockholm. Mit seinem Sohne Hans Heinrich Graf Lieven, der als schwedischer Reichsmarschall und Gouverneur von Pommern 77 Jahre alt am 25. Nov. 1781 in Stockholm starb, erlosch die gräfliche Linie in Schweden und Estland, während die Herren und Freiherren von Lieven in Kurland zu einem kräftigen Stamme erblühten. Von den Herren von Lieven dieses Zweiges zeichnete sich besonders aus der russische Generalfeldmarschall Georg Reinhold von Lieven. Er wurde am 10. Sept. 1696 in Kurland geboren, trat unter der Livländerin Katharina I. in russische Kriegsdienste, wurde unter Anna I., der früheren Herzogin von Kurland, Oberst der Garde zu Pferde, bildete sich unter den russischen Feldmarschällen Grafen Peter Lascy und Münnich im Polen- und Türkenkriege zum Feldherrn aus, avancirte zum General en chef und unter Peter III. zum Feldmarschall. Er war ein tapferer und ausgezeichneter Krieger. Lieven starb am 15./26. März 1763 als Herr auf Annenburg, Billinhof und Jostan in Kurland (vgl. Hupel, «N. Nord. Misc.», XIII, S. 280). Außerdem ist hier noch zu erwähnen der um die baltische Adelsgeschichte hochverdiente Genealog und Heraldiker Heinrich Johann von Lieven. Geboren am 24. Juni 1732 im Herzogthum Kurland, trat er 1749 in österreichische, 1752 aber als Lieutenant in russische Kriegsdienste, focht tapfer im Siebenjährigen Kriege und gegen die Türken, wurde 1770 Commandant der Festung Kilia in Bessarabien und avancirte darauf zum Oberst. Im J. 1775 kämpfte er in Finland gegen die Schweden, nahm 1789 als Brigadier seinen Abschied und stellte auf seinem Gute Merzenburg in Kurland seine werthvollen «Materialien zu einer liv-, est-kurländischen und öselschen Adelsgeschichte» zusammen, welche in Hupel's «Nord. und Neuen Nord. Miscellaneen» (Riga 1781—98, 45 Bde.) Aufnahme fanden. Lieven starb am 3./15. Febr. 1815 zu Kürbis in Livland. — Obgleich der Stamm außer den Genannten noch viele bedeutende Männer aufzuweisen hat, so concentrirt sich doch der Weltruhm dieses Geschlechts eigentlich nur auf zwei angeheirathete Frauen: Charlotte, geborene Baronesse Gaugreben (nicht Posse), Gemahlin des russischen Generalmajors der Artillerie Otto Heinrich von Lieven (seit 1766), und Dorothea, geborene von Benckendorff (nicht Benkendorf), Gemahlin des russischen Diplomaten Christoph Fürsten Lieven (seit 1800). Charlotte Margarethe (russisch Charlotta Karlowna), Tochter des Generals Baron Karl von Gaugreben und der Anna Elisabeth Baronin Posse, wurde in Livland am 27. Juni (8. Juli) 1743 geboren. Mit 23 Jahren verheirathet, folgte sie ihrem Manne nach Kiew, schenkte ihm hier 4 Kinder, wurde mit 38 Jahren (1781) Witwe und zog nach Riga, wo sie in höchst bescheidenen Verhältnissen lebend sich ganz der Erziehung ihrer Kinder widmete. Bald darauf suchte Katharina II. eine Erzieherin für die Töchter des Thronfolgers, nachmaligen Kaisers Paul, und wünschte eine Dame, welche den Intriguen des Hofes nicht zugänglich wäre. Der Generalgouverneur von Liv- und Estland, Feldmarschall Graf Georg Browne und der Begründer der russischen Statthalterschaften Graf Jakob Johann Sievers empfahlen ihr aufs wärmste Frau Charlotte von Lieven als die geeignetste. Katharina die Große berief sie darauf nach Petersburg, wo sie nach langen Ueberredungen ihre schwierige Stellung im November 1783 bei Hofe antrat. Mit vollendeter Umsicht und unbeugsamer Consequenz leitete sie die Erziehung der Töchter Paul's, zu denen bald auch die Erziehung der Söhne, der nachmaligen Herrscher Alexander I. und Nikolaus I., ihr übergeben wurde. Es war ihr dabei gestattet, mit den kaiserlichen Kindern zugleich auch die ihrigen zu erziehen, zu

denen bald darauf, auf den Wunsch der Gemahlin Paul's (Maria Feodorowna), die 4 Kinder ihrer 1797 verstorbenen Freundin aus Mömpelgard, geborenen Baronesse Anna Juliane Schilling von Cannstadt, Gemahlin des damaligen Kriegsgouverneurs von Riga, Christoph von Benckendorff, derselben Leitung übergeben wurden. Zu diesen gehörte der nachmalige, einflußreichste Hofmann unter Nikolaus I. Alexander von Benckendorff und seine berühmte Schwester Dorothea, nachmalige Fürstin Lieven. Durch die besondere Stellung, welche Katharina die Große der Frau von Lieven bei Hofe eingeräumt hatte, merkte die Kaiserin erst zu spät, daß ihr Sohn Paul und seine Gemahlin Charlotta Karlowna wie eine Mutter verehrten; besaßen sie doch in Katharina keine. Noch mehr, die Großfürsten Alexander und Nikolaus nannten und verehrten nicht Katharina, sondern Charlotta Karlowna als «Großmutter». So war die Erzieherin der Großkinder der Kaiserin nicht nur der Liebling der großfürstlichen Familie, sondern auch das Orakel des kaiserlichen Hofes geworden. Obgleich dieser Umstand die Kaiserin unangenehm berührte, schätzte sie doch den segensreichen Einfluß der Frau von Lieven bei Hofe so hoch, da ihr großartiger Charakter durch nichts zu bestechen war, daß sie Charlotta Karlowna 1794 zur Staatsdame des Großkreuzes vom St.-Katharinenorden 1. Klasse erhob. Drei Jahre nach dem Tode der großen Kaiserin aus dem Hause Anhalt-Zerbst erhob Kaiser Paul aus Dankbarkeit am 22. Febr. (6. März) 1799 die Frau von Lieven und ihre 4 Kinder in den russischen Reichsgrafenstand. Als jedoch 1801 der Kaiser in seinem Verfolgungswahn auch von seiner Gemahlin und seinen Kindern sich frostig abwandte, wähnend, auch vor ihnen seines Lebens nicht sicher zu sein, und seine ganze Liebe auf den Prinzen Eugen von Würtemberg concentrirte, mit dem fast der ganze Hof Abgötterei trieb, blieb Charlotta Karlowna die einzige am Hofe, die nicht die Farbe wechselte, sondern sogar schroff und kalt dem Kaiser entgegentrat, sobald er in ihrer Gegenwart seine Gemahlin und Kinder verdächtigte.

Mit dankbarer Liebe lohnten sowol Kaiser Alexander I. wie Nikolaus I. die von ihr empfangenen Wohlthaten. Ihr großartig angelegter Charakter, gepaart mit viel natürlichem Verstand und Wohlwollen, hoher Seelengüte und feinfühlendem Takt, bewirkten, daß ihr Einfluß bei Hofe ein großer war und ihr Name weit über die Grenzen hochgeachtet dastand. Der Kaiser Alexander I. ernannte sie zur Oberhofmeisterin des kaiserlichen Hofes und der Kaiser Nikolaus I. erhob sie und die Ihrigen bei seiner Krönung am 22. Aug. (3. Sept.) 1826 in den russischen Reichsfürstenstand und verlieh ihr im December desselben Jahres das Prädicat «Durchlaucht». Indessen selbst in dieser hohen Stellung und Gunst blieb Charlotta Karlowna dieselbe gerade und schlichte Dame von 1783. Als sie bald darauf 1828 lebensgefährlich erkrankte, wurde sie von der kaiserlichen Familie mit so rührender Sorgfalt gepflegt, als wäre die sogenannte «Großmama» ein Glied der kaiserlichen Familie. Die Stunden der fünfundachtzigjährigen Fürstin waren aber gezählt; sie starb nach kurzem Leiden am 24. Februar (7. März) 1828 in Petersburg und wurde am 22. März 1828 auf ihrem Majoratsgute Mesothen in Kurland begraben. (Vgl. Reinbott, «Gedächtnißrede» u. s. w., Petersburg 1828, und Winckelmann, «Standrede» u. s. w., Petersburg 1828.)

Ihr ältester Sohn Karl Andrejewitsch Fürst Lieven, geboren in Kiew den 1./12. Febr. 1767, trat früh in russische Militärdienste, avancirte unter Kaiser Paul zum Generallieutenant, unter Kaiser Alexander zum Generaladjutanten Sr. Majestät und war 1812 thätiges Mitglied des Stein'schen deutschen Comites gegen Napoleon. Im J. 1817 wurde er Nachfolger Klinger's, des Dichters von «Sturm und Drang», als Curator der Universität Dorpat, wo er bis 1828 segensreich wirkte, in welchem Jahre er zum Minister des öffentlichen Unterrichts nach Petersburg berufen wurde. In dieser Stellung verblieb er bis zum J. 1833, wo zunehmende Kränklichkeit ihn zwang, seinen Abschied zu nehmen. Darauf fungirte er eine Zeit lang als Palastmarschall unter Kaiser Nikolaus I. und gehörte dem Plenum des Reichsrathes an, wo er durch seine Kenntnisse im Departement der Gesetze segensreich wirkte. Er starb auf seinem Gute Balgallen in Kurland am 31. Dec. 1844 (12. Jan. 1845). (Vgl. Fr. Busch, «Der Fürst K. Lieven und die Universität Dorpat», Leipzig 1846; Götze, «Alexander Galitzin und seine Zeit», Leipzig 1882, S. 129 fg. und 155 fg.)

Bedeutender war sein jüngerer Bruder Christoph Andrejewitsch Fürst Lieven, geboren in Kiew den 6./17. Mai 1774; erzogen wie seine übrigen Geschwister zuerst am kaiserlichen Hofe, war er durch seine Mutter zur diplomatischen Laufbahn bestimmt und bereits 1799, als Suworow in Italien und in der Schweiz glücklich kämpfte, interimistisch Kriegsminister. Als solcher heirathete er 1800 auf Wunsch der Kaiserin Maria Feodorowna die schöne, geistreiche, kluge Dorothea von Benckendorff, durch die er einer der einflußreichsten Diplomaten seiner Zeit wurde. Im J. 1810 zum Gesandten Rußlands am preußischen Hofe ernannt, war er derjenige, welcher den Kaiser Alexander I. aufmerksam machte, aus der deutschen Bewegung gegen Napoleon Nutzen zu ziehen. Darauf wurde er kurz vor dem Einfall Napoleon's in Rußland 1812 zum Botschafter Sr. Majestät in London accreditirt, von wo aus er mit Hülfe seiner geistvollen Gemahlin eine außerordentliche diplomatische Thätigkeit entfaltete. Fast 20 Jahre, von 1814—34, verstand er, das Prestige der Weltdiplomatie von seinem Posten aus Rußland zu erhalten, und verdanken ganze Länder, wie Griechenland und Belgien, theilweise seiner Thätigkeit ihre Befreiung. Bereits seit 1830 zeitweilig mit der Leitung des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten in Petersburg betraut, verhinderte er in dieser Zeit nicht nur die Abschickung der Kriegserklärung Rußlands an Frankreich, sondern verstand es, die Anerkennung des Bürgerkönigs Louis Philipp schließlich beim Kaiser Nikolaus durchzusetzen. Bald nach dem Abschluß der Londoner Conferenzen wegen der Theilung der Niederlande in Holland und Belgien wurde er 1834 abbe-

rufen, in den Reichsrath versetzt und zum Curator des Thronfolgers, nachmaligen Kaisers Alexander II. bestimmt, den er auf seinen Reisen durch Europa begleitete. In Rom angelangt, erkrankte er plötzlich und verschied am 10. Jan. 1839, seine Leiche aber wurde nach Mesohten gebracht. (Vgl. Baron Ludwig Seddeler: «Kriegs-Conversations-Lexikon», Bd. 8, S. 213 [russisch], und Dolgorukow, «Geschlechtsbuch», Bd. 2, S. 87 fg. [russisch].)

Berühmter als er und selbst seine Mutter ist seine bereits erwähnte Gemahlin Dorothea (russisch Daria Christophorowna). Sie wurde am 19. 30. Dec. 1784 in Riga (?) geboren und seit dem Tode ihrer Mutter 1798 unter den Augen der Gemahlin des Kaisers Paul von ihrer nachmaligen Schwiegermutter mit den kaiserlichen Kindern in Petersburg erzogen. Dorothea war schön, geistig hoch begabt und genoß bald die besondere Huld der Kaiserin Maria Feodorowna, welche sich ihrer mütterlich annahm und die kaum sechzehnjährige Dame mit dem 10 Jahre älteren zweiten Sohne ihrer Erzieherin Charlotta Karlowna verheirathete. Ihre Schönheit und ihr Geist lockte bald die bedeutendsten Männer der Residenz in ihre Salons, durch welchen Umgang sie sich zur Diplomatin auszubilden verstand. Indessen weder in Petersburg noch 1810 in Berlin dachte sie daran, in die Politik einzugreifen, aber mit Aufmerksamkeit verfolgte sie den Weltkampf, in dessen Mitte Napoleon damals stand. Erst in London, wo ihr von der Königin und dem Prinz-Regenten, von den Whigs und den Tories 1812 Huldigungen dargebracht wurden, begann sie ihre politische Thätigkeit im großen Stile. Sie faßte oft allein die scharfe Beobachtungsgabe verrathenden Gesandtschaftsberichte ab, welche ihr Mann nach Petersburg zu senden hatte. Nach dem Sturze Napoleon's 1814 war es kein Geheimniß mehr, wer den Zauberfaden der höhern Politik in Händen hielt, und die ersten Staatsmänner Europas wußten die hohe Auszeichnung zu schätzen, von der Fürstin Dorothea empfangen zu werden, welche es verstand, selbst von ihren politischen Gegnern im liebenswürdigen, geistvollen Verkehr für ihre Ideen das herauszulocken, was sie von ihnen hören wollte. Ihr Einfluß ging so weit, daß schließlich der russische Minister des Aeußern, Graf Nesselrode, mit ihr die große Weltpolitik besprach und von ihren Meinungen in seinen politischen Plänen sich leiten ließ. Bald lagen im Banne ihres Zaubers alle Großmächte Europas, denn Dorothea griff nicht nur in die Politik ihres Monarchen, sondern auch in die Englands, Preußens, Oesterreichs und Frankreichs ein und war so «die diplomatische Sibylle Europas», das Orakel eines Nesselrode und Pozzo di Borgo, eines Wellington, Robert Peel, Lord Liverpool, Castlereagh wie Canning, eines Palmella wie Wilhelm von Humboldt u. s. w., welche alle zu ihren fleißigen Correspondenten gehörten.

England schützte z. B. aus finanziell-politischen Gründen die Türkei, und Rußland aus alten orientalischen Interessen Griechenland. Um nun ihrem Staate zu dienen, setzte sie die Schwärmerei für die Befreiung der Griechen vom Joche der Türken in die Welt, und verstand als Gegnerin Englands in England selbst die Engländer mit Lord Byron an der Spitze — trotz des türkenfreundlichen Cabinets — für das unglückliche Griechenland zu interessiren und in diesem wilden Streite der Parteien schließlich die Befreiung Griechenlands vom Türkenjoche durchzusetzen. Ebenso wirkte sie für die Befreiung der Belgier von den Holländern, bis sie mit ihrem Gemahl 1834 nach Petersburg zurückberufen wurde, weil der Kaiser Nikolaus I. gegen ihren Rath seine Politik änderte. Seitdem zog sie sich von der Leitung der zu machenden Politik zurück, aber damit hörte auch das diplomatische Prestige Rußlands in Europa auf.

Obgleich sie von dem Kaiser Nikolaus I. auf das herzlichste empfangen und mit Gunst und Gnade überhäuft wurde, verließ sie doch nach dem Tode ihres Gemahls 1839 die Residenz, um ganz frei, in keiner officiellen Stellung wirkend, von Paris aus den Faden der Diplomatie in die Hand zu nehmen. Im alten Palais Talleyrand's, wo sie wohnte, versammelte sich, wie zuvor in Petersburg, Berlin und London, in ihren Salons — als dem einzigen neutralen Boden, wo man sicher war, selbst mit seinen Gegnern verkehren zu können, ohne etwas von seiner Würde dabei einzubüßen — die Elite der Staatsmänner aller Nationen und Parteien. Ihrer bestrickenden Liebenswürdigkeit und verblüffenden Geistesgegenwart gelang es, nicht nur in gefährlich scheinenden Momenten das Aneinanderprallen der Geister glücklich zu verhindern, sondern auch durch ihren blendenden Verstand die Situation vollständig zu beherrschen. Ihr eminenter Einfluß auf die europäischen Großstaaten machte sich auch jetzt geltend, indem sie eine lebhafte Correspondenz mit verschiedenen Staatsleitern ihrer Zeit unterhielt, welche sich von den Geistesstrahlen dieser «Sonne in der Diplomatie» gerne beleuchten ließen. Nach dem Ausbruch der Revolution von 1848 begab sie sich auf kurze Zeit nach England, wie 1854 beim Beginn des Krimkriegs nach Brüssel, kehrte aber bereits 1855 nach Paris, ihrer zweiten Heimat, zurück, wo sie den Rest ihres Lebens weniger der Politik als der Literatur und Kunst, wie der Religion und Musik weihte. Hier starb sie in der Nacht zum 27. Jan. 1857 in Paris und wurde in Mesohten in Kurland begraben. Die zahlreichen Papiere ihres literarischen Nachlasses, wie ihre geistreichen Correspondenzen mit den bedeutendsten Männern ihrer Zeit, welche eine Fundgrube der Geschichte der europäischen Diplomatie von 1814—54 bilden, harren noch der Veröffentlichung. Sie wäre dann auch als Schriftstellerin in den Annalen der Geschichte zu verzeichnen; Thiers erklärte von ihr, «daß ihre Art zu sprechen und zu schreiben so originell, pikant und fließend wäre, wie er wünschte, seine Muttersprache handhaben zu können». (Vgl. über Dorothea und die Familie Lieven die in Winkelmann's «Bibl. Liv. hist.», Berlin 1878, 2. Aufl., angeführten Schriften, welche jedoch auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen.)

(P. Th. Falck.)

LIEVENS (Jan), holländischer Maler und Radirer, geboren in Leiden am 24. Oct. 1607, kam zuerst zu Joris van Schooten daselbst in die Lehre, war dann

zwei Jahre Schüler P. Lastman's in Amsterdam, worauf er gute Bilder copirte oder nach der Natur sich weiter ausbildete. Vielleicht durch seinen Lehrer Lastman angeregt, lehnte er sich in seiner künstlerischen Ausdrucksweise an Rembrandt an, doch hat er dabei seine originelle Kunstart nicht eingebüßt. Sehr gerühmt wurde sein Bild eines Gelehrten, der im Hauskleid beim Kamin sitzend, sich mit Lektüre beschäftigend. Der Prinz von Oranien hatte es erworben und dem englischen Gesandten geschenkt, durch den es der englische König Karl I. erhielt, dem es so wohl gefiel, daß er den Künstler 1631 nach London berief. Hier führte er die Bildnisse der königlichen Familie und vieler Großen des Landes aus, kehrte aber nach drei Jahren, reich beschenkt, in sein Vaterland zurück. Er siedelte sich in Antwerpen an, wo er 1635 als Meister in die Lukasgilde Aufnahme fand. Seine Kunst übte er sehr fleißig, er malte Altar- und Staffeleibilder, die viel Anklang fanden und gut bezahlt wurden. So malte er für 1500 Gulden für den Prinzen von Oranien die Enthaltsamkeit des Scipio. Eines seiner Hauptbilder besitzt das Museum zu Braunschweig, Abraham und Isaak. Für das Rathhaus zu Amsterdam führte er ein von Bondel besungenes Bild aus, Fabius Maximus. Von seinen recht zahlreichen Bildnissen seien noch erwähnt: das des Dichters Joost van den Bondel (jetzt im amsterdamer Museum), der Seehelden Tromp und Ruyter. Lievens hat auch die Radirnadel meisterhaft geführt und über 60 Blätter herausgegeben, die zwar eine gewisse Verwandtschaft mit jenen Rembrandt's verrathen, aber dabei doch ihre Originalität bewahren. Lievens starb in Antwerpen nach 1672. *(J. E. Wessely.)*

LIFU, Insel der Loyalty-Gruppe im Australocean. Die Sprache der Bevölkerung ist in zwei Mundarten bekannt, deren eine, von englischen Missionaren in religiösen Schriften angewandt, von H. C. von der Gabelentz («Die melanesischen Sprachen», II, in «Abh. d. K. Sächs. Gesch. d. Wiss.», VII, S. 51—87) nach Wortschatz und Sprachbau dargestellt, deren andere vom Minoritenpriester P. A. C. («Notes grammaticales sur la langue de Lifu», Paris 1882) bearbeitet worden ist. Die erstere zeichnet sich durch vollere Wortformen, die zweite durch ein etwas reicheres, vielleicht auch nur schärfer beobachtetes Lautwesen aus. Die Lifu-Sprache steht, soviel man weiß, der von Maré (Nengone) verwandtschaftlich am nächsten, bildet mit dieser, dem Uea und vielleicht noch mit einigen anderen zusammen, eine besondere Gruppe, deren Zugehörigkeit zur melanesischen Sprachenfamilie aber nicht zu leugnen ist. Man vergleiche folgende Wörter des erstgedachten Dialektes: nengödrae, Himmel: Annatom nahotang; dho. Sonne: Anudha dho, Utanata djauw; idhine, Zeit: Mafoor isna, Ulaua tina, Motu dina = Tag; dhitre, dhintre, Nacht: Maré riti, redi, Ulaua roto; eni, Wind: Ulaua ang, Malaiisch angin; iawe, Wolke: Palau yabuth, Mafoor afiok; fene, Erde: Mahaga, Safafe, Fidschi, Polynesisch vanua, Malaiisch benua; ga, Ort: Annatom desgl. (igca, spr. in-ga); wetre, Berg: Kowiaŋ wara; hua, Grab: Motu kohua, Anudha ovaova = Höhle; ea, Feuer: Inseln an der Astrolabe-Bai ia; timi, Wasser: Neu-Caled. diem; sinoe, sinu, Pflanze: Ambrym tno; drone, idhone, Blatt: Fidschi dran, Malaiisch daun; oni, öni Thier: Erromango ronni; puaka, Schwein: Fate uak; vailai, Hund: Palau felis; pini, Taube: Motu pune, Malaiisch punai; une, Schlange: Mahaga oloi, Malaiisch ular; atre, Mensch: Bunmarama ata; keme, Vater: Fate tamen, Sefake, Anudha, Mahaga, Fidschi tama, Annatom etmai, u. s. w.; thine, Mutter: Fidschi tina, Erromango dineme; nekö, Sohn: Sefake natu; dhadhine, Mädchen: Fidschi watina, Bunmarama, Mahaga vaivine = Weib; trahmani, Ehemann: Fidschi tagane, Annatom atamaing; koiadhe, Kopf: Salawati kaudun, Maclay-Küste gaten, vgl. Ambrym qetin = Schädel; meke, Auge, entspricht dem allverbreiteten malaiischen mäta, vgl. keme, nekö u. a. m.; hnangenia, inengenia, Ohr: Admiralitäts-Inseln darinya, Lobo tringa, Malaiisch telinga; ninawa, Hals: Annatom nauanwai; khele, Bauch: Fidschi kete, Malayta kutu; ma-)dra, Blut: Maré, Fidschi dra, Malaiisch därah; ime, Hand; Duauru ima; fenie, Fuß: Segaar fanni, Sefake mwele; a-whane, Wort: Maramasiti wara, vgl. Duauru vane = Namen; adhe, Name: Anudha adha, andha, Bauro ata; uma, Haus: Duauru uma, uama, Salawati um, Annatom eom. (Mal. rümah, Dayak huma); belewe, Schiff: Kowiaŋ beri-beri, Lobo bieri, Utanata piari, Ambrym bulbul, Mal. palwa; hele, Schwert: Utanata halae, Mal. kerïs; theni, Band: Sefake tali = Gürtel; wakachu, Oel: Duauru kaju, u. s. w.

Die Aehnlichkeiten springen in die Augen, und sie sind so zahlreich, daß der Gedanke an einen Zufall ausgeschlossen bleibt. Dafür zeigt aber auch die Sprachengruppe, der das Lifu zugehört, den übrigen melanesischen wie den malaio-polynesischen Sprachen gegenüber tiefgehende Eigenthümlichkeiten, die als Ueberbleibsel einer nigritischen Sprache auf Mischung hinzudeuten scheinen. Das malaiische Element ist hier nicht so völlig durchgedrungen, wie anderwärts auf den melanesischen Inseln. Von den Personalpronominibus erinnern ani, ich, und ñan, niane, er, an die entsprechenden Wörter adi und nadi in der Sprache von Gorendu, Bongu und Gumbu an der Maclay-Küste von Neu-Guinea. Man vergleiche ferner ea, Feuer: bia; eta, Wein: gitan; tamuang, Mann: tamo; dhadhine, Mädchen: dagne; koiadhe, Haupt: gate; hodrenge, Donner: areng.

Zur Bezeichnung der Laute dienen

nach den engl. Quellen:	nach den franz. Quellen:
Vocale: a, ä, e, i, o, ö, u	a, à, e, è, i, o, ö, u
nasalirte	ã, ẽ, ĩ, õ, ö̃, ũ
Consonanten:	
k, kh, g, h, ng	k, kh, g, gh, ng
t, tr, d, dr, n, hn	t, t', d, d', n, nh, nd
th, dh	th, dh
(ch.).	tj, dj, ñ, y
p, b, f, v, w, wh, m, hm	p, b, f, v, ... m, hm
ch, sh, s, z	c, sh, s, z
l, r	l, lh, r (rh).

In der französischen Schreibweise stellen à und è Arten des ä, t' und d' Velarlaute dar; sie werden den englischen t und d vorgelichen; tj soll dem englischen ch, dagegen c dem italienischen c in cicerone entsprechen; kh und gh sind Fricativlaute. Das r wird mit der Zungenspitze gesprochen, ein r grassayé (rh) gibt es in dem Dialekte der Ile des Pins; th und dh gleichen dem harten und weichen th des Englischen.

In der Orthographie der Quellen herrschen Schwankungen, die, wie anderwärts auf diesem Sprachgebiete, auf unsicherer Articulation beruhen dürften. So sind auch strenge Regeln der Lautvertretung zwischen den beiden Dialekten nicht zu entdecken. Wir finden, von den englischen Quellen ausgehend, für treu, Mond, bei A. C.: tjeu, für atre, Mensch: atj, für wetre, Berg: uetj, aber für tru, groß: t'u, für tro, gehen: t'o, und für mitröde, heilig: mitödj; für home, nehmen: ghom, aber auch für khene, essen: ghen, für khepe, landen, ghep, für luelue, zweifeln: lholho u. s. w.

Der grammatische Bau dieser Sprache ist ärmlich bis zur Rohheit (das Nähere vergleiche unter Maré). Schwache Ansätze zur Agglutination, Bevorzugung der localen Kategorien, endlich, den Bedürfnissen einer strengen Etikette entsprechend, eine erstaunliche Menge von Ausdrücken für jedes Personalpronomen; das sind die hervorstechendsten Eigenschaften des Lifu.

(G. v. d. Gabelentz.)

Liga, s. Ligue.

LIGATUR (Unterbindung) nennt man in der Chirurgie die Umschnürung eines strangförmigen Gewebtheils entweder zum Zweck von dessen Entfernung oder zur Verhütung, respective Stillung von Blutungen aus solchen. In ersterer Beziehung handelt es sich vorzugsweise um stielartige Gewächse und Wucherungen, z. B. Polypen, Warzen, Epitheliome (krebsige Hautwucherungen), in der zweiten Beziehung um Blutgefäße, wenn solche nach Verletzungen oder durch ihre pathologische Beschaffenheit (Blutadergeschwülste, Varices, Aneurysmen), zu lebensgefährlichen Blutungen Veranlassung geben.

Die Ligatur ist eine seit langer Zeit in der Operationsheilkunde eingeführte und in der verschiedensten Weise geübte Manipulation, hat aber in neuerer Zeit theils durch die Auswahl der dazu verwendeten Stoffe, theils durch die Art und Weise ihrer Ausführung wesentliche Modificationen erfahren und bezüglich ihrer Wirksamkeit erhebliche Fortschritte zu verzeichnen gehabt. Außer den früher allgemein gebräuchlichen einfachen Bändchen (auch jetzt noch zur Abbindung des Nabelstrangs bei Neugeborenen benutzt) und der Seidenfäden verwendet man gegenwärtig als Ligaturmaterial namentlich Catgut (Katzendarm), Gutta-Percha, sowie Silberdraht, letztern besonders da, wo es sich um Abtragung gestielter oder mit breiter Fläche aufsitzender Geschwülste handelt, vorzüglich bei Anwendung der Galvanokaustik.

Blutungen aus bei Verletzungen oder Operationen durchrissenen oder durchschnittenen Gefäßen erheischen, namentlich wenn es sich um größere Gefäßstämme handelt, in der großen Mehrzahl der Fälle deren Unterbindung. Das betreffende Gefäß muß zunächst aufgesucht und bloßgelegt werden. Man führt hierauf mittels Nadel oder Schlingenträger den vorher in einer Desinfectionsflüssigkeit (Carbolwasser) durchfeuchteten Ligaturfaden unter dem Gefäße hindurch und knüpft dann beide Enden oberhalb desselben in einem Doppelknoten zusammen, schneidet die Fadenenden kurz ab und kann dann die Wunde durch Knopfnähte schließen, zumal wenn man in deren untern Winkel ein Drainröhrchen einlegt, wodurch der Abfluß des Wundsecrets und die Ausstoßung des Ligaturknötchens ermöglicht wird.

Gilt es, eine namentlich bei Gefäßzerreißung durch Verletzung häufig auftretende Massenblutung zu stillen, so muß der Gefäßstamm, aus welchem die verletzten Gefäße entspringen, nach den angegebenen Regeln unterbunden werden, wobei man auf den freigelegten Gefäßstamm eine seinem Volumen entsprechende länglich-ovale Holz- oder Kautschukplatte aufdrückt und nunmehr die Schlinge fest zuzieht.

Bei Anwendung der Ligaturen zur Entfernung von Geschwülsten, sowie auch zur Verödung alter Fistelgänge bedient man sich jetzt wol fast ausnahmslos der galvanokaustischen Schlinge, welche aus feinem Metalldraht bestehend und in einer Canüle sich bewegend um den Stiel der betreffenden Geschwulst herumgeführt und dann mittels einer galvanischen Batterie bis zur Glühhitze erhitzt wird. Man zieht dann die Schlinge immer fester zusammen und erzielt so durch Verbindung des Abschnürens und Abbrennens eine sehr sichere Wirkung. Nur bei Personen, welche an der sogenannten Bluterkrankheit (Hämophilie) leiden, findet bei umfangreichen, zum größten Theile aus Gefäßen bestehenden Geschwülsten die Anwendung von elastischen Schlingen, die stückweise Abbindung mittels solcher noch statt. Wegen der genauern Angaben muß auf die Lehrbücher der Chirurgie verwiesen werden.

(Alfr. Krug.)

Ende des dreiundvierzigsten Theiles der zweiten Section.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

AE
27
E7
Sect.2
Bd.42-
43

Ersch, Johann Samuel
Allgemeine Encyclopä-
die der Wissenschaften
und Künste

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY